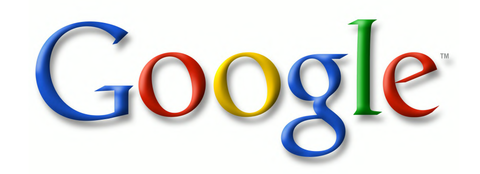


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

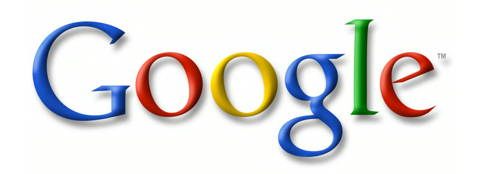
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



699

Per. 25/635 d. 29
1852 (1)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1852.

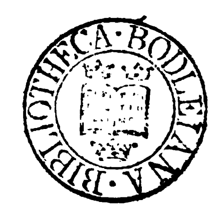
Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1852.



Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26, Literarische Anzeiger Nr. I—XXVI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 1. —— 3. Januar 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Inhalt.

Goethe und Knebel.

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel (1774—1832). Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1851. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Goethe und Knebel! Welcher Verehrer Goethe's hat, seit er die Schilderung des ersten Zusammentreffens dieser Männer in „Dichtung und Wahrheit" las, dieselben nicht oft in Verbindung gedacht, nicht oft, bedenkend daß der ältere Freund den jüngern, fortwährend in Verbindung mit ihm bleibend, einige Jahre überlebte, gewünscht ein Denkmal dieser durch 58 Jahre sich hinziehenden Freundschaft zu besitzen! Lebhaft sprach dieser Wunsch sich aus als im Jahre nach Knebel's Tode dessen „Literarischer Nachlaß" erschien und unter so vielen mitgetheilten Briefen die vermißt wurden die für die bedeutendsten zu halten man sich berechtigt glaubte! Wir haben sie nun, haben Alles was sich in dem Nachlaß der beiden Freunde fand, dies Alles sorgfältig redigirt, von Anmerkungen, auf Verwandtes, Gleichzeitiges, überhaupt Erläuterndes hinweisenden, begleitet.

Die Verehrer Goethe's haben nicht Ursache sich zu beklagen daß ihnen Documente zur Erkenntniß des verehrten Mannes spärlich zugemessen sind; an Briefsammlungen fehlt es wenigstens nicht; die vorliegende die wir zu besprechen denken, ist schon die achte oder neunte, und manche scheinen noch im Rückstande zu sein. Die nicht zu den Verehrern Gehörenden rufen vielleicht unwillig: „Goethe und kein Ende!" und ihr Unwille wird zunehmen wenn sie die beiden ziemlich starken Bände durchblätternd so manches wenig oder nichtssagende Zettelchen finden, oder auch sich in den Anfang hineinlesend keinen Zusammenhang, keine gründliche Besprechung irgend eines Gegenstandes gewahren.

Zugebend daß man die vorliegende Sammlung nicht mit dem von dem Schiller-Goethe'schen Briefwechsel genommenen Maße messen darf, sprechen wir zunächst zu den Verehrern des Dichters, die wir auf die neue uns gewordene Gabe aufmerksammachen möchten. Wir nennen dieselbe eine neue und nicht blos deshalb weil sie die zuletzt erschienene ist. Sie füllt auch eine von den bisher bekannten gelassene Lücke und läßt uns Goethe von einer neuen Seite betrachten. Wenn uns die Briefe aus den leipziger Studentenjahren und den zunächst darauf folgenden die Blüte in der noch nicht geöffneten Knospe, dann den lebhaften, zu Misgriffen verleiteten und dieselben büßenden Jüngling zeigen; wenn die Briefe an Lavater den sich über die gemeine Welt und Wissenschaft erhebenden, dem Höchsten zustrebenden, der Wahrheit huldigenden, aber noch sprudelnden kundgeben; wenn wir in denen an Merck den auf das Wirkliche gerichteten, ernster Thätigkeit sich hingebenden Mann erkennen; wenn daneben in den Briefen an Frau von Stein sich das eigenste innerste Leben des Zartbesaiteten, die eigentliche Seele desselben offenbart; wenn wir in dem Briefwechsel mit Schiller den Mann haben der mit dem gleichgesinnten Freunde nach dem Höchsten der ihm gewordenen Aufgabe strebt; endlich die Briefe an Zelter das Behagen ausdrücken nach dem Verluste des Freun-

des, des eigentlich Mitstrebenden, einen andern gefunden zu haben, der auf einem andern, ihm minder angehörigen Felde der Kunst ihm zur Seite war, dessen der Natur getreuem Wesen, dessen Tüchtigkeit und Kraft er sich hingab, dem er gern was er erfuhr vertrauen mochte, gewiß daß es die rechte Aufnahme fand: so haben wir in dem Briefwechsel mit Knebel das lebendige Denkmal einer Freundschaft, in einem bedeutenden Momente, in den Jahren geschlossen wo Geist und Herz für dieselbe am empfänglichsten sind, sich durch ein langes Leben hinziehend, durch ineinandergreifende Verhältnisse, gemeinsame Liebe, Nachbarschaft, Trennung und baldiges Wiedersehen, Gewohnheit endlich festwurzelnd und sich behauptend. Statt Freundschaft sollten wir eigentlich Neigung sagen; und hier ist wol das Wort Goethe's anzuwenden („Kunst und Alterthum", Bd. 6, Th. 1, S. 57 fg.):

Die Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eigenen Betrachtung werth daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fodert nicht sowol eine anmuthige als bequeme Gegenwart; alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu ein gewohntes Verhältniß aufzugeben; es besteht gegen alles Widerwärtige; Misvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen Nichts gegen dasselbe; ja sie überdauert die Verachtung, den Haß.

Auf die zuletzt hier erwähnten Proben freilich wurde die Freundschaft von der die Rede ist nicht gestellt; daß aber Misverständnisse, Misvergnügen, Unwillen, namentlich in der frühern Zeit derselben dann und wann das klare Wasser trübten, das würde sich aus Knebel's sanguinischer, reizbarer Natur, aus Goethe's Ueberlegenheit schließen lassen, wenn auch nicht in dem Briefwechsel wie in anderweitigen Mittheilungen des Erstern sich Spuren davon fänden. Bedeutend aber ist es, daß wie die Schreibenden in das höhere Alter treten, dem höchsten näher kommen und dasselbe erreichen, die Neigung des Einen fast zu Zärtlichkeit, während die des Andern mehr und mehr zu liebevoller Bewunderung wird.

Wie oft findet man Menschen durch Neigung in jugendlicher Zeit miteinander verbunden, die wie verschieden auch an ursprünglicher Sinnesart, wie verschieden an Talent und Geisteskraft, neben- und miteinander gehen, unzertrennlich bis in das höchste Alter, bis zum Tode! Eine solche Freundschaft verband Goethe und Knebel; und wenn der Erstere den eben angeführten Worten hinzufügt: „Ich weiß nicht ob es einem Romanschreiber geglückt ist Dergleichen vollkommen darzustellen" — in dem vorliegenden Briefwechsel haben wir die Darstellung auf das lebendigste und wünschenswertheste.

In der obigen Aufzählung der verschiedenen Sammlungen von Briefen Goethe's erwähnten wir des Briefwechsels mit Jacobi nicht, mit dem von Seiten Goethe's ziemlich zu derselben Zeit Freundschaft geschlossen ward da die mit Knebel entstand, ein Verhältniß das bis zum Tode Jacobi's (1819) sich erhielt. Er konnte die Lücke nicht ausfüllen deren wir gedachten. Nur zu bald zeigte sich die ein inniges Verhältniß hindernde Grundverschiedenheit der Naturen; diese berührte zu scharf das eigentliche Lebensprincip, und Jacobi trat in Verhältnisse die dem Freunde widerwärtig sein mußten; sie lebten voneinander entfernt, während Goethe mit Knebel zusammen oder ihm nahe wohnend denselben Kreisen angehörte und der Letztere die Liebe zu denselben Studien theilte. Und doch lassen sich die oben angeführten Worte Goethe's über Neigung und Liebe, wenn auch in geringerm Grade, auch auf das zuletzt genannte Verhältniß anwenden.

Was nun den Unwillen Derer die Goethe nicht verehren oder gar der Miswollenden betrifft, so müssen wir uns hier sogleich gegen ein Misverständniß sichern. Wir haben hier keinen zusammenhängenden Wechsel von Briefen, sodaß auf den Brief die dazu gehörige Antwort folgte; keinen von zwei Freunden gründlich besprochenen Stoff wie in dem Schiller-Goethe'schen Briefwechsel; die Schreiben sind wol von gleicher Gesinnung, aber nicht von gleichem Geist und gleicher Kraft; auch treten Pausen ein, wie wir denn z. B. vom 16. October 1801 bis zum 28. November des nächsten Jahres keinen einzigen Brief finden; und mancher von den vorhandenen bezieht sich auf Etwas was bei dem häufigen Zusammensein der Freunde mündlich verhandelt wurde.

Das ist wahr. Aber der rothe Faden von Neigung, von Treue, von Thätigkeit, von Bedürfniß auf der einen, Befriedigung auf der andern Seite, von Anhänglichkeit hier und Hingebung dort, dieser rothe Faden zieht sich durch den ganzen, so viele Jahre umfassenden Briefwechsel; und wenn wir keine Gegenstände finden die gründlich in ihm besprochen werden, so haben wir eine große Mannichfaltigkeit von Gegenständen, auf die oft ein einziges geistreiches Wort ein Licht wirft das eine wortreiche Erörterung wie wir sie anderswo finden überstrahlt. Wer — wir haben hier den Leser im Auge der mit Ehrfurcht vor einer großartigen Erscheinung, mit Liebe zu Goethe und Dem was ihm nahe stand, an die Lecture geht — in den ersten Briefen Goethe's ihn in lebendiger, mannichfaltiger Thätigkeit, und dann in den durch 58 Jahre führenden Briefen Blatt für Blatt Documente für dieselbe findet, wer in dem ersten der vorliegenden Briefe, einem am 13. Februar 1774 an Knebel's treffliche Schwester gerichteten liest wie auf denselben die Erscheinung Goethe's wirkte, und dann im Verlauf der Zeiten in Knebel die Bewunderung des bald gewonnenen Freundes wie die Liebe zu ihm Kraft und Dauer gewinnen sieht, der wird von dem Buche angezogen werden; diese Anziehungskraft desselben wird sich wie er weiter liest mehr und mehr offenbaren; er wird das Buch nicht aus der Hand legen bis er den letzten der 675 Briefe gelesen hat.

Was nun die beiden Freunde betrifft, so finden wir als das auch in diesen Briefen sich offenbarende Charakteristischste in Goethe eine unermüdliche Thätigkeit; wie er denn selbst am 3. December 1781 schreibt: „Das

Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannichfaltigten Thätigkeit; und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer Insel ebenso betriebsam sein müssen um zu leben", und Knebel mit Recht das Wort des Kallinos auf ihn anwendet: „Was Vielen geziemt, hatte der Eine gethan", dann bis in Goethe's letzte Tage theils bewundernd, theils sich ängstigend der grenzenlosen Thätigkeit des Freundes Maß und Schranke empfiehlt; dazu erkennen wir in ihm auch Den der selbst von sich sagt: „Ich kann nur denken insofern ich producire." Und wenn ein Anderer durch die Bemerkung: seine Natur zwinge ihn zu mannichfaltiger Thätigkeit, fürchten lassen würde eine solche Thätigkeit müsse sich zersplittern, aufreiben, könne nichts Großes erzeugen, so finden wir bei Goethe mit dieser mannichfaltigen Thätigkeit eine Ausdauer verknüpft, eine Gründlichkeit, eine Consequenz wie sie nur in den begabtesten Naturen erscheint, in solchen die das Gebiet des menschlichen Wissens bereichert, durch ihr Schaffen der Zeit ein Gepräge gegeben haben; aber auch daß alle diese mannichfaltige Thätigkeit am Ende dahin ging einen Menschen zu bilden, groß in der Kunst, groß im Leben. Und wenn Dem der Goethe nur aus seinen Schöpfungen kannte, der Gedanke gekommen ist ein solcher Mann werde nur dieser Thätigkeit gelebt haben, so wird er sich, und das geschieht besonders durch diese Briefe, angenehm enttäuscht sehen, wenn er diesen Mann in geselligen Verhältnissen rührig, mittheilsam, theilnehmend, heiter, zu jedem Scherz aufgelegt, auch wol einmal wenn es sich trifft, leichtsinnig, um nicht zu sagen frivol findet. Niemand hat wol das Gebot das er in seinen „Wahlverwandschaften" ausspricht:

Trenne Alles was eigentlich Geschäft ist vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür, das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft noth, ja sie ist liebenswürdig und erheiternd.

so befolgt wie er; und wir finden ihn in dem Briefwechsel den wir besprechen, vollkommen so wie Graf Reinhard ihn schildert (3. September 1808):

Durch den Menschen Goethe ist mir das Begreifen des Dichters und Schriftstellers leichter geworden; diese mit allem Menschlichen und Göttlichen sich befreundende Aneignungsfähigkeit, dieses allseitige Eindringen in Wissenschaft und Kunst, diese Gelehrsamkeit bei diesem Schöpferblick, diese Toleranz bei dieser Entschiedenheit, diesen Muthwillen bei diesem hohen Gefühl für das Würdige und Edle, diese Jugendlichkeit bei dieser Reife — ich scheine zu loben und ich spreche nur aus was ich erkannt habe.

Jene schönen menschlichen Eigenschaften finden wir in unserm Buche auf das liebenswürdigste gegen den Freund gewendet. Goethe ist immerfort der theilnehmende Freund, und nicht nur theilnehmend in Worten und im Herzen, er ist es auch in der That. Er nimmt Theil an den Studien des Freundes, sendet ihm was diese fördern kann, tröstet den Trauernden, erquickt ihn durch Besuche, erheitert ihn, gibt ihm Bericht von seinen Reisen und Arbeiten, nimmt sich seines Sohnes mit Rath und That an, hat theilnehmende Freude an dem in hohem Alter dem Freunde geborenen; und wenn wir oben sagten eine gründliche, forschende Untersuchung über Gegenstände welche die Freunde beschäftigen dürfe man in dem Buche nicht suchen, so könnten wir die Verhandlungen über Knebel's „Lucrez" ausnehmen. Wie liebenswürdig ist Goethe's Brief (13. Juli 1821), als er das Werk das so viele Jahre hindurch dem Freunde Schweiß kostete, woran der Andere so innigen Antheil genommen, endlich in Händen hat! Wie herzlich die Freude Knebel's da er Goethe's Worte über sein Werk in „Kunst und Alterthum" gelesen! „Deine Anzeige habe ich durchlesen mit einer Freude die mir beinahe Thränen erweckt hätte."

Ueber dem größern Freunde dürfen wir den geringern nicht vergessen, der in der That nur der geringere genannt werden darf, indem er neben dem steht dem das Prädicat der Große mit so vollem Rechte schon von der Mitwelt zuerkannt wurde. Wenn in der dem „Literarischen Nachlaß" Knebel's vorausgeschickten Biographie dieser zu den „Bindegeistern" gezählt und dann hinzugesetzt wird: „Die Ideen der Zeit gewinnen an diesen vermittelnden Naturen eine Fruchtstätte auf der sie sich schon als etwas Natürliches geltendmachen und fortpflanzen und auf die Entwickelungslinie des Volkslebens hinausgestellt werden", so können wir Knebel in dieser Hinsicht nur ein mäßiges Verdienst zugestehen. Aber ganz stimmen wir ein wenn es weiterhin heißt:

Als vertraute Freunde und Genossen großer Männer, als Schildträger der großen Vorkämpfer und Helden, als stille aber tieferregte Begleiter der bedeutendsten Entwickelungsperioden haben solche weibliche Geister oft unberechenbar auf das Allgemeine zurückgewirkt.

Von großem Gewicht sind hier die Worte des Herzogs Karl August, an den durch Hypochondrie gequälten Freund gerichtet:

Finden wir nicht Genuß, wenn du von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend der vorsichtige Gärtner zu sein der aus fremden Landen Sämereien holen läßt sie auszulesen und zu säen?

So der treffliche Fürst; und was Knebel dem weimarischen Hofe war, Das war er auch andern Freunden und Kreisen.

Und er war nicht blos eine empfängliche, weibliche Natur. Er verstand auch zu arbeiten und zu schaffen. Sein „Properz", sein „Lucrez" haben ihm das Bürgerrecht in der literarischen Welt erworben, in der auch manche seiner Hymnen einen guten Klang behalten werden. Klagt er auch dem Freunde: „Es ist leider Etwas in meiner Natur das mich nicht immer das Rechte (ergreifen und) genießen läßt, und die rauhen Zeitstürme verschließen uns beinah in unsern Höhlen", so fand er doch auch öfters das Rechte, ihm Gemäße. Sein „Lucrez" ist Dessen Zeuge; seine Liebe zur Natur ging aus angeborener Neigung hervor; und daß er bei dem mannichfaltigsten Tasten und Ergreifen auch Ausdauer und Ausharren bei Mühen besaß, das lehrt uns

in so vielen durch eine so lange Reihe von Jahren sich durchziehenden Briefen die Bearbeitung und Verdeutschung jenes schwierigen römischen Dichters. Dabei war seine Neigung stets dem Guten, Großen und Edeln zugewandt; und wenn er dem Großen sich selbst nicht zur Seite stellen konnte, so ehrte er sich selbst durch Anerkennung und Hingebung, wodurch er sich einen würdigen Platz neben jenem verdiente. Wir könnten für diese edle Bescheidenheit eine Menge Stellen aus den Briefen Knebel's anführen, solche besonders welche die Unterordnung unter den größern Freund beurkunden. Sie sprechen alle das eine Gefühl, den einen Gedanken aus (II, 391 fg.):

Glücklich wem die Götter solche Gaben verliehen wie dir! Meine Productionskraft ist äußerst beschränkt; ich erfreue mich an den Werken Anderer und suche nur den Kreis der Kenntnisse die mir zukommen etwas vollständiger zu machen.

So ist er fern von Neid. Er schreibt dem Freunde (I, 262):

Wir, die wir hier nicht so gar stattlich gewöhnt sind, befriedigen uns mit der simpeln Kost die zuweilen die gütige Natur den Sterblichen zuweist. Aber wir freuen uns doch wenn wir wissen daß Denen welchen Besseres gebührt auch Besseres zutheilwird.

Nicht immer erfreute sich Knebel dieses Gleichmuths, wie denn Grämlichkeit, Verstimmtheit in seinem Wesen lag und „die Kräfte seines Geistes nicht hinreichten die Wolken die sich immer um das Gemüth sammelten, gänzlich zu zerstreuen". Diese Stimmung wandte sich nicht selten auch gegen Menschen, gegen die Gesellschaft, weswegen Goethe ihn einmal den Timon nennt; und das thaten auch Andere. Worin er sich besonders von dem Freunde unterscheidet, das sagen uns Briefe aus der unruhigen Kriegszeit des Jahres 1809, wovon Beide zu leiden hatten. Knebel schreibt (I, 344):

Ich liebe eine wahre indische Ruhe, und obgleich der Himmel mir einen guten Theil davon geschenkt hat, so ist es mir doch immer nicht genug.

Wogegen Goethe (II, 346):

Die jetzigen Truppenbewegungen bringen uns freilich immer fremde und ungebetene Gäste. Indessen ist bei der Unbequemlichkeit manchmal auch Gewinn; wie ich dir denn zu deinem jungen Corsen (Knebel's Einquartierung) gratulire. Ich bin sehr fleißig an der Geschichte der Farbenlehre.

Ein ander mal, durch Unbilden der Witterung leidend, schreibt derselbe:

Man muß mit jedem Zustande zufrieden sein, in Betrachtung daß so viele Menschen in diesem Augenblick (18. Januar 1813) leiden und fernerhin auf das unsäglichste leiden werden.

Freilich wußte Goethe auch das Unleidliche sich möglichst vom Halse zu schaffen, wovon wir in der Anmerkung zu II, 102 ein Beispiel haben:

Goethe, sagt Knebel („Literarischer Nachlaß", III, 478), war Egoist; aber er mußte es sein, denn er wußte welchen Schatz er zu verwahren hatte.

In Gefälligkeit gegen Andere, in Diensterweisungen, namentlich gegen den Freund, erwies er sich nicht so; darin aber stand Knebel ihm nicht nach. Daß manchmal auch Misklänge zwischen Beiden stattfanden, haben wir oben schon erwähnt; und sie waren gewiß nicht allein durch Knebel veranlaßt. Lesen wir doch in einem auf der für Goethe und Karl August so bedeutenden und merkwürdigen Schweizerreise vom Jahre 1779 an Knebel gerichteten Briefe (I, 14 fg.):

Ich bitte Gott daß er uns immerfort möge fühlen und genießen lassen was wir aneinander haben; daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig ins höllische Feuer geworfen werden. Hebe diesen Brief auf, ich bitte dich, und wenn ich unhold werde, zeig mir ihn vor daß ich in mich kehre.

Wol mochte er bei seinem genialen, sprudelnden Wesen manchmal unhold sein; unser Briefwechsel ist ein lebendiges, gewichtiges Zeugniß Dessen was wir oben bemerkten, was Goethe in den „Wahlverwandtschaften" ausspricht:

Jugendfreundschaften wie Blutsverwandtschaften haben den bedeutenden Vortheil daß ihnen Irrungen und Misverständnisse von welcher Art sie auch seien niemals von Grund aus schaden und die alten Verhältnisse sich nach einiger Zeit wiederherstellen.

Noch haben wir Nichts oder Wenig über den Inhalt der Briefe gesagt, der denn freilich zu mannichfaltig ist als daß im Einzelnen darüber geredet werden könnte. Im Allgemeinen nur so viel: Von Dingen die im Gebiet der Naturwissenschaft liegen ist mehr die Rede als von poetischen; natürlich, da beider Freunde Neigung sich hier mehr begegnete: über Poesie unterhielt sich Goethe wol nur mit einem Schiller. Doch sehen wir auch hier wie das Antike in Goethe immer größere Herrschaft gewann, wo er auf Knebel's Beifall rechnen konnte, der, und nicht allein in diesem Fall, als laudatus temporis acti erscheint. Der Männer deren vorübergehend oder beurtheilend gedacht wird sind unzählige. Wir nennen hier nur aus dem Alterthum Homer, Cicero, Lucrez, Tacitus; aus der neuern Zeit Shakspeare, Luther, Napoleon, Byron, A. von Humboldt und dessen Bruder, Jean Paul, der früher von Goethe streng getadelt hier desselben Gerechtigkeit zu erkennen Anlaß gibt, Frau von Staël, Jacobi, Voß, Stolberg, Wieland, Schiller, Herder, Jung-Stilling, Werner. Oft ist mit einigen, mit Einem Worte der Mann charakterisirt. Zum Nachdenken fodern manche hingeworfene Bemerkungen auf, wie die von Goethe (II, 82):

Ich habe diese Tage (10. März 1813) nur Shakspeare und Tacitus gelesen. Es war mir sehr unerwartet daß diese beiden Männer sich in gewissem Sinne parallelisiren lassen.

Noch müssen wir bemerken daß der Briefwechsel einem künftigen Biographen Goethe's zu Feststellung oder Berichtigung mancher Daten dienen kann. Auf eins weist die Note gleich zum ersten Briefe hin. Dieser ist nämlich von Mainz den 13. Februar 1774 datirt. Nun aber nahm man bisher an, Knebel sei mit dem Herzoge und Goethe im December dieses Jahres in Mainz gewesen. Indeß erzeugt das erwähnte Datum einiges Bedenken, da der Brief der „Leiden Werther's" als eines der Schwester an die der Brief gerichtet ist, bekannten Buchs gedenkt, und doch erschien dieses, wie aus einem

Briefe an Jacobi erhellt, erst im Herbst 1774. Einen Irrthum enthält die Anmerkung zu Goethe's Brief vom 28. Juli 1780, in welcher der Schwester Goethe's als einer lebenden gedacht wird, da sie doch 1777 starb. Sonst sind wir Hrn. Guhrauer für seine Anmerkungen Dank schuldig, wie es Anerkennung verdient daß die Brockhaus'sche Buchhandlung den Verlag eines in unsern Tagen und bei der großen Zahl der über Goethe erschienenen Bücher immer bedenklichen Werkes übernahm und dasselbe so würdig ausstattete.

Wir schließen unsere Anzeige mit zwei Stellen aus Briefen von Goethe und Knebel, deren Bedeutung für Beide dem Leser des angezeigten Buchs einleuchten wird.

Goethe, mit der Redaction seines Briefwechsels mit Schiller beschäftigt, an Knebel.

Rein steht das Zeugniß einer Epoche da die vorüber ist, nicht wiederkommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt, und nicht allein über Deutschland allein mächtig lebendigen Einfluß offenbart. Vergnügen wir uns daß wir daran theilnahmen und noch immer sind was und wie wir waren, und daß unsere Freundschaft sich ebenso dauerhaft bewährte. (24. December 1824.)

Knebel an den Kanzler von Müller.

Sein Andenken lebt in uns fort, das er durch so viele Beweise seiner schöpferischen Kraft in uns zu befestigen gewußt hat. Ich spreche nach wie vor mit ihm, wenn er mir auch nur in geistiger Gestalt erscheint. (3. April 1832. „Knebel's literarischer Nachlaß", III, 98.)

B. R. Abeken.

Die bürgerliche Gesellschaft. Von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Politik ist die Kunst die menschliche Gesellschaft nach deren ewiger Idee zu ordnen und zur vollen Verwirklichung derselben hinzuführen; die Principien stehen immer fest, aber die Maßregeln müssen sich nach den Umständen richten. Das Ziel ist die Entfaltung der menschlichen Natur nach allen ihren Seiten zu einem harmonischen Ganzen, Dies ist die Bestimmung des Lebens sowol für den Einzelnen wie für die Menschheit, ein Zweck den der Einzelne nur in der Gesellschaft, die Gesellschaft nur durch alle Einzelnen erreichen kann. Wäre die Sünde nicht, dann würde Jeder das Seine zur Ehre und zum Besten des Allgemeinen thun; die Selbstsucht aber trachtet nach ihrem Vortheil auch zum Schaden der Andern, und wenn deshalb auf unserer Erde wie sie nun einmal ist eine Gesellschaft bestehen soll, so müssen diejenigen sittlichen Normen ohne welche Dies unmöglich wäre, wie die Achtung vor dem Leben und dem Eigenthum der Mitbürger, mit einer zwingenden Gewalt begleitet, als Recht festgesetzt und unter die Hut der Gesammtheit gestellt werden. In welcher Form aber die Rechtsordnung aufgerichtet, welch ein Spielraum der willkürlichen Bewegung gewährt werden soll, das hängt von der sittlichen und intellectuellen Bildungsstufe des Volkes ab; Verfassungen kann man nicht willkürlich machen, sie müssen organisch erwachsen, oder sie werden auf dem Papier festgesetzt und durch einen Federstrich wieder vernichtet. Welche Verfassungsform die beste sei, das ist keine Frage der Philosophie, sondern der Culturgeschichte, keine Frage des Princips, sondern der Zweckmäßigkeit: jene muß sich nach dem Stoffe richten, nach dem Volk dem sie ein Ausdruck seines Gesammtbewußtseins sein soll. Man braucht zur constitutionnellen Monarchie ebenso gut constitutionnelle Könige als zur Republik Republikaner. Und wie Niemand den Sämann tadelt der das Samenkorn nicht auf die Eisscholle und in den Schnee des Winters wirft, sondern es im Frühling dem aufgelockerten Erdreich anvertraut, so sollte man in der Politik den Mann welcher die Zeit der Reife für seine Ideen abwartet und für Einrichtungen stimmt die zu derselben hinführen, statt sofort ihre Verwirklichung ertrotzen zu wollen ehe die Bedingungen dazu vorhanden sind, ihn sollte man billig nicht des Abfalls von seinem Principe zeihen und den Unterschied zwischen Princip und Maßregeln auffassen lernen. Nichts hat in unserer Zeit die Gemüther so sehr verwirrt als das blinde Parteigetriebe das Dies nicht einsah, Nichts hat so sehr geschadet als die geringe Rücksicht die bei allen Reformen und Verfassungsplanen auf das Volk und seine gegenwärtigen Bedürfnisse genommen wurde. Aber ebenso wenig wird mit der bloßen Wiederherstellung Dessen was vor einem leichten Windstoß gefallen war wie das alte Laub des verflossenen Jahres, jemals etwas Dauerndes gegründet. Ein fester sittlicher Wille der unverrückt die höchsten Güter des öffentlichen Lebens im Auge hat, und die Wissenschaft vom Volke, dem sie theils erhalten, theils gewonnen werden sollen, müssen treu zusammenwirken. Darum heißen wir neben den Werken die in unserer Zeit das Wesen des Staats und der Menschheit philosophisch zu ergründen und das Ideal und Ziel unserer Entwickelung thatbefördernd hinzustellen trachten, ein Buch hochwillkommen das uns Deutschen zu dieser Wissenschaft vom Volk eine Reihe der schätzbarsten Beiträge bringt. Clemens Brentano hat ein wunderschönes Wort gesprochen von den Mysterien des Naturlebens, die nur dann den Wanderer befreundet anschauen wenn er überall ehrfurchtsvolle Hingabe mitbringt. Und der Dichter sagt von sich:

Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geister nicht!

Riehl hat mit Recht diesen Ausspruch auf das Volksleben übertragen, und wir müssen ihm sofort die Anerkennung zollen daß er sich nirgend mit Abstractionen und Phrasen begnügt, daß er überall das Dasein in der Fülle seiner Besonderheiten zu erfassen strebt, und daß sich auch das Große darum vor seinem Blick enthüllt weil er sich dem Kleinen liebevoll zugewandt. Jeder wird ihm das Zeugniß geben daß er alle Geister ehrt; vielleicht wird Mancher behaupten daß er auch Gespenstern vor denen man ein Kreuz schlagen und sie bannen, daß er auch Golems denen man das Wort Wahrheit auf die Stirn schreiben müsse, damit sie zu Erde verfallen, als

berechtigten, lebenskräftigen Wesen gehuldigt habe. Wer tiefer blickt wird freilich gewöhnlich finden daß der Verfasser doch den Schein, die Lüge oder die blos äußere Form recht gut von dem echten Kern zu scheiden weiß.

Im Wein ist Wahrheit. Auch eines Volkes geheimste Gedanken belauscht man wol in den kurzen Augenblicken seligen Trunkenseins, nicht in den langen nüchternen Tagen des ruhigen Gewohnheitslebens.

In diesem Sinn theilt uns der Verfasser die zwiefache Erscheinung mit die er im Jahr des großen Volksrausches beobachtet hat. Zuerst daß sich alle Welt Rang und Stand vergessend brüderlich in die Arme fiel — und wer nicht aus dem Seelenjubel der Begeisterung mitmachte, der that es wenigstens beim Zähneklappern der Furcht. Zum Andern aber daß gleichzeitig der Sondergeist, der Drang nach corporativer Selbständigkeit der einzelnen Berufe und Gesellschaftsgruppen nicht minder gewaltig hervorsprang. Man fühlte sich einig als Nation und hielt die Sonderungen des Ranges für aufgehoben; da konnte man sich unbefangen den Einzelinteressen der besondern Lebenskreise hingeben und dem Drang nach einer organischen Gliederung folgen. Die Scheidung der Stände war in der Anerkennung des allgemeinen Staatsbürgerthums glücklich beseitigt, es galt nun innerhalb desselben die Unterschiede zu Gestalt und Harmonie zu bringen. Und nicht blos im Wein ist Wahrheit, sondern auch in der Poesie, sagt Riehl und weist darauf hin wie der Roman seit Walter Scott social geworden, wie seine Figuren jetzt gesellschaftlich individualisirt sind, nicht der allgemeine Liebhaber und Intriguant, sondern Bauer und Bürger, Arbeiter und Künstler in festen Charakterrollen gezeichnet werden. Wir erinnern dabei an Gutzkow's „Ritter vom Geist", die auch unserm Verfasser bei seiner Entwickelung vorzuschweben scheinen; und vollkommen stimmen wir ihm bei, — ich und hoffentlich auch der Leser, der für diese Anschauung gewonnen werden soll, im Fall er ihr noch nicht huldigt, — wenn er nicht in der Aufhebung des Besitzes, der Familie, der Stände das Heilmittel für die Krankheit der Völker findet, sondern darin daß jene Güter Allen ermöglicht und gewährleistet werden. Er sagt:

Das entartete übercivilisirte römische Alterthum am Vorabend seines Zerfalls konnte sich eines gründlichen Respects vor den deutschen Barbaren nicht erwehren als es wahrnahm auf welche tiefsittliche Grundlage das Familienleben bei diesem Volke gebaut war. Mit der Heilighaltung der im engen Kreise fest beschlossenen Familie haben wir unsere erste sittliche Ehre auf dem Schauplatz der Weltgeschichte eingelegt. Die Familie ist aber die oberste Voraussetzung der Gesellschaftsgruppe. In dem Idealbilde des mittelalterlichen deutschen Adels krystallisirte sich das Familienbewußtsein zum Standesbewußtsein. Die engere Gruppe der bürgerlichen Gesellschaft im Gegensatz zum fessellos ins Weite schweifenden vereinsamten Individuum trägt bei uns die historische Weihe. Die Vorrechte einzelner Stände sollen Corporationsrechte aller Stände werden. Ich sage Corporationsrechte: denn nur aus dem Individuellen keimt ein gesundes Leben. Diese vom modernen Staats- und Rechtsbewußtsein wie von der Humanität gleicherweise gefoderte Gleichheit herzustellen nimmt der nivellirende Liberalismus die corporativen Rechte Allen weg; wir möchten sie Allen geben, Jedem nach seiner Art, weil wir nicht blos den Drang nach socialer Ausgleichung, sondern auch den Sondergeist im Volk erkennen und ehren.

In zwei Büchern behandelt nun Riehl die Mächte des socialen Beharrens und die Mächte der socialen Bewegung; erstere sind ihm durch die Bauern und die Aristokratie, letztere durch das Bürgerthum und den vierten Stand repräsentirt.

Mehre dieser Abschnitte waren in der „Deutschen Vierteljahrschrift" erschienen und haben sowol dort als durch mannichfache Mittheilungen anderer Blätter Verbreitung und Theilnahme gefunden; der Verfasser hat sie hier aber in einer durchgehends erweiterten und ausgearbeitetern Gestalt wiedergegeben, sodaß auch Der der dort mit ihnen sich vertraut gemacht, hier, abgesehen von dem ganz hinzugekommenen Bürgerthum, vieles Neue findet. Zunächst zeichnet Riehl das Bauernthum in seiner guten Art und in seiner Entartung. Man sieht daß er mit dem Volke verkehrt, daß er nicht blos nach Büchern, sondern nach eigener Anschauung redet, daß er Vieles erwandert hat, und ich will es hier ein mal für alle mal aussprechen daß diese seine culturgeschichtlichen Lebensbilder Meisterstücke sind, die einen bleibenden Werth in unserer Literatur beanspruchen können. Im Bauer erkennt er die erhaltende Macht des Staats, darum will er denselben auch im eigenen Wesen erhalten wissen, während die Bureaukratie das Bauernwesen durch Zustutzen und Ausrecken, durch Bleiloth und Winkelmaß in die geraden Linien ihres abstracten Staatsideals einzuzwängen trachtet. Bei dem Bauer ist der Beruf und der Stand noch Eins. Während in der gebildeten Welt jeder Einzelne seinen Stil hat, ist der Bauer der Mann der gemeinsamen Sitte, des Herkommens, und der Stamm, der Gau hat seinen Stil in Dialekt, Sprüchen, Liedern, Gewohnheiten und Gebräuchen. Der Bauer will nicht aus seinem Stand und Beruf heraustreten. Er ist realistisch, hat aber auch eine derbe Natur, eine gesunde Nervenkraft. Sein Heiligthum ist die Gemeinde, und es war ein Grundfehler daß er hier durch bureaukratische Eindringlinge sollte geleitet, aufgeklärt und gemaßregelt werden, daß der Beamtenstand meinte „die Granitpfeiler des Bauernthums wegbrechen zu müssen, damit die Gesellschaft sicherer auf den Holzstangen und Bretergewölben ruhe die er dafür unterschiebt". Statt Dessen gilt es dem Bauer seine Eigenthümlichkeit zu bewahren, ihm den festen Besitzstand zu sichern und diesen wo er sich zersplittert hat wieder auszurunden, die Gemeindeverfassung aus der Bauernsitte aufzubauen und durch ein selbständiges Gemeindeleben ihm auch für den Staat warmes Interesse, eine active Theilnahme zu gewähren; es gilt seiner Neigung zu ständischer Volksvertretung Rechnung zu tragen und endlich die Volksfeste, in denen sich die Volkssitte erfrischt und verjüngt, in ihrer volksbildenden Kraft zu erkennen und zu pflegen.

Der Bauernstand ist eine unleugbare Thatsache in Deutschland; nicht so die Aristokratie. Es wird vielfach bezweifelt ob noch aristokratische Sitte, aristokratischer

Beruf bei uns vorhanden sei. Riehl tritt diesen Zweifeln entgegen. Er findet den Beruf der Aristokratie darin den Mikrokosmos der Gesellschaft darzustellen oder die Gliederung derselben auf ihrer historischen Basis aufrechtzuerhalten, das Princip derselben in der Politik zu vertreten. Die durch die Fülle des festen Besitzes gewährleistete unabhängige und selbständige Stellung, verbunden mit dem bereits historisch gewordenen Bewußtsein der Familien- und Standesgemeinschaft, soll erst zu dem Beruf der Aristokratie befähigen. Da die Geburt auch in der Regel den Bürger und Bauer bestimmt, warum nicht auch den Baron, fragt er und erkennt der Aristokratie als dem Stand der socialen Schranke naturnothwendig das festausgeprägte Bewußtsein der Familie zu, das im Stammbaum, im Geschlechtswappen sich Gestalt gibt. Den Familiengeist zu hüten und im Sinn der Ahnen fortzuwirken das ist echtadelig; in dieser Beziehung sagt einmal Heinrich Bernhard Oppenheim:

Der Adel ist die Weihe der Zeit zu weltgeschichtlicher Bestimmung, die Bluttaufe der Leiden, das historische Glück von Geburt an das Siegel einer besondern Lebensbefruchtung klar auf die Stirn gedrückt zu haben. Sein Diplom ist die That, er beeinträchtigt nie den höhern Adel mächtiger und freier Gesinnung, sondern gibt ihm die Grundlage einer poetischen Nothwendigkeit.

Aber auch des Dichterworts eines deutschen Freiherrn, der dazu unter den Romantikern eine hervorragende Stelle einnimmt, müssen wir einstweilen gedenken; es steht in Achim von Arnim's „Gräfin Dolores" und lautet:

Still bewahr' es in Gedanken
Dieses tiefgeheime Wort:
Nur im Herzen ist der Ort
Wo der Adel tritt in Schranken,
Wenn die Tugend in den Nöthen
Helllaut rufet mit Drommeten.

Nicht die Geister zu vertreiben
Steht des Volkes Geist jetzt auf,
Nein, daß Jedem freier Lauf,
Jedem Haus ein Geist soll bleiben:
Daß wir adlig All' auf Erden,
Muß der Adel Bürger werden.

Um Riehl's Ansichten richtig zu würdigen, müssen wir uns dann stets daran erinnern daß er die Stände an sich in keine Rangordnung stellt, daß er in ihnen nur die verschiedene Formulirung des allgemeinen Berufs der Gesellschaft sieht; die Rangordnung der Stände ist ihm der Zopf des Ständewesens, der es um seinen Credit gebracht hat, den Derjenige abschneiden muß dem es Ernst ist mit der socialen Reform, damit ein Jeder sich in seinem eigenen Stand wohl und stolz fühlen kann im Genuß der Ehre die allen Menschen und aller Arbeit gebührt.

Riehl führt uns nun die mittelalterliche Aristokratie als den Mikrokosmos der Gesellschaft vor. Der Schwerpunkt der Aristokratie liegt in Dem was sie gewesen ist. Er schildert die alten Adelsgenossenschaften mit ihrer Gesammtverbindlichkeit für alle ihre Glieder und ihrer von innen heraus gelebten Zucht und Ordnung als den praktischen Socialismus jener Tage, und zeigt wie der Adel im politischen und ständischen Leben die Rolle der Vermittelung und Versöhnung spielte. Was der Adel als Privilegien heischte, wie der Satz daß er von seinesgleichen gerichtet werde, Das gab den Bürgern und Bauern die Anwartschaft auf dasselbe Recht für ihre Genossenschaft. Riehl gibt dann dem Lichtbild gegenüber ein ebenso energisches Schattenbild vom Verfall des Adels bis auf unsere Zeit, in welcher die Revolution den Beweis geführt: daß derselbe entweder unterzugehen oder seinen socialen Beruf wieder zu finden habe. Da möge denn die Aristokratie einmal versuchen die neue Organisation der bürgerlichen Gesellschaft im engern Kreise vorzubilden. Wir erinnern an einen Adeligen und Aristokraten im besten Sinn des Worts, an den Freiherrn vom Stein, den Eckstein unserer neuern Geschichte, einen der Retter unserer Nationalität. Er wollte Familiengeist, festen Grundbesitz und Verdienst um den Staat, Thätigkeit für das Allgemeine als die Elemente des Adels, und eine Satzung welche den nachgeborenen Söhnen nicht den Adelstitel, sondern nur die Befähigung für denselben zuspräche wenn sie die Bedingungen erfüllten, ist seit seiner Zeit vielfach gefodert worden. Ein Rittergut, meint Riehl, müsse dem Adeligen eine unabhängige Existenz gewähren, zugleich aber für die ganze umliegende Gegend eine Musterwirthschaft sein und einen ganzen landwirthschaftlichen Hülfsverein ersetzen; der Adel sollte sich des kleinen Gewerbstandes annehmen und Dies als guten Ton einführen daß das kostbarste und vornehmste Gewerbserzeugniß immer dasjenige sei welches von der Hand der vaterländischen Arbeit geweiht ist; er sollte einsehen daß Macht und Unabhängigkeit heutzutage nicht blos im materiellen Besitz, sondern gleicherweise in der Geistesbildung liegt, und bewaffnet eintreten in das geistige Turnier das jetzt zur Lust und zum Frommen der Gesellschaft aufgeführt wird, damit ein Luther wieder seine erste und schönste Schrift an den Adel deutscher Nation richten könne.

Wir wenden uns zum zweiten Buch, zu den Mächten der socialen Bewegung, zunächst zum Bürgerthum. Es ist der Träger der Reform, es strebt dem Allgemeinen zu und hat unserer Zeit sein Gepräge aufgedrückt, die Stadt ist der Mittelpunkt der politischen Lebensregungen geworden, das Bürgerthum der Mittelstand zugleich als Mittel- und Herzpunkt der Gesellschaft. Riehl nimmt das Wort in dem weiten Sinne daß es Alle unter sich begreift die nicht Edelleute, Bauern oder Proletarier sind. Das mittelalterliche Bürgerthum zeigt nun bereits den doppelten Charakter der Streitlust und vorwärtsdringenden Tapferkeit und der Ruheliebe, der zunftmäßigen Abgeschlossenheit. Der Bauer beharrt im Verkehr mit der stets gleichen Natur, und das Lebenselement des Bürgerthums ist ein Wetten und Jagen nach Vervollkommnung und Verbesserung, um in der Concurrenz mit andern Menschen nicht zurückzubleiben. Wie List gesagt daß die Kraft Reichthümer zu schaffen unendlich wichtiger sei als der Reichthum selbst, so findet Riehl das beste bürgerliche Erbe in der Fähigkeit und

Möglichkeit des Erwerbs, gleichwie Lessing lieber nach der Wahrheit ringen als sie ruhig besitzen wollte. Dennoch eignet dem Mittelstand auch ein Geist des Erhaltens, sodaß er dem Demokraten als die Wurzel des Stillstands gilt, während der Absolutist in ihm den Urquell der Empörung haßt. Die Reformation entschied das ideelle, die modernen Maschinenerfindungen und naturwissenschaftlichen Entdeckungen das materielle Uebergewicht des Bürgerthums. Bei Luther schon war derselbe Drang der Bewegung und derselbe Sinn für das Bestehende, und der Kampf um die Gottseligkeit, die Rechtfertigung durch den eigenen Glauben entsprach dem Geist des Bürgerthums; die deutsche Bibel schuf eine gemeinsame Schriftsprache und leitete eine allgemeine Bildung ein. Wie neben Luther noch Shakspeare und Jakob Böhme gestellt werden um das Kleeblatt so wunderbarer Genies als wildwüchsiger Natursöhne des Bürgerthums im Aufgang der neuen Zeit voll zu machen, so erscheinen die deutschen Universitäten, im Sondertrieb der conservativen Einrichtungen ihres Corporationswesens zugleich die feste Burg allgemeiner freier Wissenschaftlichkeit, als ein Ausfluß echtbürgerlichen Geistes. Auch die großen Helden unserer Nationalliteratur im 18. Jahrhundert gehören ihm an. Ganz vortrefflich ist dann das Bild das Riehl vom Philister entwirft, auf das wir umsomehr verweisen müssen als es hier gerade auf Detailmalerei mehr ankommt als auf das Hervorheben einzelner großer Züge.

Dann stellt Riehl innerhalb des Bürgerthums alle die Berufskreise die man fälschlich Stände nenne, die er als unechte bezeichnet; denn von einem Soldatenstand oder Richterstand zu sprechen sei ebenso als wenn man auch einen Bürstenbinderstand annehmen wollte. Einen geistlichen Stand gab es im Mittelalter, jetzt ist es ein bürgerlicher Beruf geworden; an die Stelle einer falschen Standesabgeschlossenheit setzen die bessern Gelehrten die freie Association des wissenschaftlichen Berufs, und es war ein schönes Zeichen der Zeit als die Germanistenversammlungen Historiker, Philologen und Juristen vereinigten. Ebenso steht der Eintritt in den Staatsdienst allen Ständen offen, und erst das Verkommen des Standesbewußtseins ließ die Meinung eines eigenen Beamtenstandes und die Bureaukratie großwerden.

Als politischen Ausdruck des Bürger- und Philisterthums stellt Riehl den Constitutionalismus hin; in socialer Beziehung weist er auf eine Neugestaltung des Innungswesens, der Meister- und Gesellenverhältnisse hin, redet dem Wanderleben der Handwerksburschen das Wort und gibt Winke für einen wohlangewandten Schutz vaterländischer Arbeit.

Wir kommen zum vierten Stand. Riehl definirt ihn zunächst:

Der vierte Stand umfaßt nicht blos Arbeiter, sondern auch Faulenzer, nicht blos Arme, sondern auch Reiche, nicht blos Niedere, auch Hohe; er ist der Inbegriff aller Derjenigen die sich losgelöst haben oder ausgestoßen sind aus dem bisherigen Gruppen- und Schichtensysteme der Gesellschaft, die es für einen Frevel an der Menschheit halten zu reden von Herren und Bürgern und Bauern, die sich selbst für das eigentliche Volk erklären, und die da wollen daß alle organische Gliederung der Stände sich auflöse in dem großen Urbrei des eigentlichen Volks. Der vierte Stand will also kein Stand sein, er will ja vielmehr die Verneinung aller Stände, die Allgemeinheit darstellen; aber die eherne Faust der Nothwendigkeit, die Gesetze der Logik haben ihn bereits in die Beschränkung eines Standes zurückgetrieben.

Dann wird weiter erörtert wie der vierte Stand aus Solchen besteht die erst eintreten wollen in die vollgültige Gesellschaft, die noch Nichts sind und noch Nichts haben, und aus Andern die Nichts mehr sind und haben, die von der Gesellschaft ausgestoßen worden. Er ist in sich selbst zerfahren, weil hervorgegangen aus der Zerfahrenheit der Stände; alle bindenden Elemente fehlen ihm; die Gemeinsamkeit der geschichtlichen Existenz und Sitte fesselt seine Glieder nicht, er ist in deren Verfall erst aufgekeimt, ihre Zerstörung ist sein Ziel. Seine gebildeten Glieder schwärmen für fremde Nationalitäten und geben das eigene Volksthum preis. Die Fürsten welche die Macht des Adels brachen, die Bureaukraten die das Volk in administrirende Staatsdiener und in administrirte Nichtstaatsdiener schieden und von der Schreibstube aus Alles nivelliren wollten, die schrankenlose Gewerbefreiheit, der Liberalismus der gegen die alten Freiheiten die neue gleiche Freiheit für Alle foderte — sie alle gaben Bedingungen zur Entstehung des Proletariats, und darin zeigt sich der ungeheuere Humor der Weltgeschichte daß so viele, so verschiedenartige Mächte gegen die Thatsachen der körperlichen Gliederung der Gesellschaft ankämpfend Nichts hervorbrachten als ein neues Glied, den vierten Stand. Der Organismus der alten Gesellschaft mußte verjüngt werden, dazu war eine Auflösung nöthig; unsere Zeit fängt wieder an zu bauen und zu gestalten.

Die Verschiedenartigkeit der Bestandtheile des vierten Standes nöthigt den Verfasser zu einer gesonderten Betrachtung derselben. Er beginnt mit dem aristokratischen Proletariat. Denn die Proletarier des Geistes sind die gefährlichen in Deutschland und „sie fangen bei apanagirten Prinzen an und endigen beim letzten hungerigen Literaten". Denn da beginnt das Elend, wo die Kraft des Einzelnen nicht mehr ausreicht die körperlichen und geistigen Güter zu erwerben welche ihm durch seine gegebene Stellung in der Gesellschaft als das geringste Maß des Bedürfnisses bezeichnet werden. Und so zeigt Riehl wie die Candidatur des Proletariats bis in die höchsten Schichten hinaufreicht, wie der Briefadel, der Adelstitel der nachgeborenen Söhne, das schlechtbezahlte Offiziersleben und dabei die frivole Genußsucht gerade bei solchen Individuen und die Bevorzugung derselben den Haß des ehrenfesten Bürgerthums gegen die Aristokratie überhaupt großgezogen haben.

Es folgen die Proletarier der Geistesarbeit, die eigentliche ecclesia militans des vierten Standes in Deutschland. Sie haben offen und selbstbewußt mit den Ueberlieferungen der Gesellschaft gebrochen. Wie der industrielle Aufschwung Englands und Frankreichs einen krankhaften

Zustand der Nationalarbeit, eine widernatürliche Vertheilung der Arbeitskräfte und die Ausbeutung des Armen durch den Reichen, das materielle Proletariat erzeugt, so hat die übergewaltige geistige Erhebung der Reformation und der classischen Periode der neuern Nationalliteratur ein Geistesproletariat hervorgerufen, und gerade weil die materielle Arbeit, weil der Betrieb bürgerlicher Geschäfte bei uns zu wenig Gewinn, zu wenig Ehre brachte, hat die Geistesarbeit statt sich diesen zu gesellen zu reinideellem Produciren gewandt, zu dem der Genius dann fehlt, der allein auf dasselbe einen Lebensberuf zu gründen gestattet. Betrachten wir zunächst einmal die Künstler, so finden wir daß sie umsomehr dem Proletariat zufielen, je lockerer die alten künstlerischen Genossenschaften wurden, je weniger sie die Zucht der Lehrlings- und Gesellenjahre ertragen wollten, je mehr sie den alten Zusammenhang mit dem Handwerk auflösten, während andererseits mit den großen Malern der Gegenwart auch der Geist der Schule und ihrer Zucht und einer strengern Genossenschaft wiederkehrt. Riehl schildert das fahrende Virtuosenproletariat vom befrackten Salonspieler bis zu den verlumpten Drehorgelleuten, er betrachtet die wandernden Komödianten und geht dann zu den Literaten und dem Beamtenproletariat über; er spricht endlich vom Proletariat der materiellen Arbeit und weist nach wie früher die Armuth größer gewesen, aber als eine Schickung ertragen worden sei, während jetzt die Bedürfnisse gewachsen und die Unmöglichkeit ihrer Befriedigung als ein Uebel angesehen werde das nicht sein solle. Das Bewußtsein der Massen von ihrer Armuth und der Kampf nicht sowol gegen einzelne Besitzer als gegen den Besitz ist das unterscheidende Merkmal der Gegenwart. Und hier kommt auch Riehl zu der Einsicht, die ich früher schon in der „Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit" entwickelt habe, daß die Angstfrage des modernen Proletariats keine bloße Geldfrage, sondern eine ethische Frage ist, daß eine sittliche Wiedergeburt mit ökonomischen Heilmitteln Hand in Hand gehen muß. Die Besitzenden müssen vom Dienst des Mammons ablassen und statt des Goldenen Kalbes den lebendigen Gott der Liebe anbeten, dessen Haushalter sie sind; die Innere Mission, die den Armen und Verlassenen das Wort der Wahrheit und des Trostes und die That der materiellen Hülfe bringt, muß auch an den Pforten der Paläste pochen. Nicht im Verhältniß der Arbeit zum Capital liegt für uns der Kern der socialen Frage, sagt Riehl, sondern im Verhältniß der Sitte zur bürgerlichen Entfesselung. Der Arbeiter bricht zuerst mit seiner Sitte und nachher fühlt er sich arm, nicht aber umgekehrt bricht er darum mit seiner Sitte weil er sich jetzt erst arm fühlte, denn arm ist er immer gewesen, meist sogar früher viel ärmer. Die Dienstboten sind familienlos, heimatlos geworden, weil unser Familienleben untergraben ist. Die Noth der Zeit ist eine allgemeine Schuld, sie kann nur gehoben werden wenn Alle mitwirken, zunächst dadurch daß sie an der eigenen Reform arbeiten und sich als Glieder Eines Leibes erkennen welche aufeinander angewiesen sind.

Riehl hat zunächst einen Beitrag zur Wissenschaft vom Volk geben wollen, um die Ueberzeugung lebendig zu machen daß die Politik sich diesem anpassen muß, und dann daß es unsere Aufgabe ist den mittelalterlichen Zustand, wo der Staat in der Gesellschaft aufging, zu vermitteln mit der Idee des 18. Jahrhunderts, welche die Gesellschaft im Staat aufgehen läßt. Wir wollen die Theilnahme Aller am Staat, das allgemeine Staatsbürgerthum, aber innerhalb desselben die Unterscheidung und Gliederung der einzelnen Lebenskreise. Daß diese Einsicht mehr und mehr durchdringe, diesen praktischen Erfolg wünsche ich dem trefflichen Buch neben dem literarischen, dessen das Ganze umsomehr gewiß sein kann als schon die früher veröffentlichten Bruchstücke großen Anklang fanden.

Ich glaube daß der Mensch überhaupt zur Thätigkeit geboren, daß die Arbeit die Achse unsers socialen Lebens ist. Der Grieche sah noch die industrielle Arbeit als etwas des freien Mannes Unwürdiges an, sie war ihm das Banausische, das Philisterhafte; die auf den Erwerb Bedachten waren für Platon die Regierten, die dem Bauch dienten und ihn repräsentirten, der Staat war durch die weisen Regenten und muthigen Krieger geleitet und eigentlich gebildet. Es war der große Fortschritt des Mittelalters daß es dem Gewerb seine Ehre gab, daß eine Organisation der Arbeit im Geist der Zeit durch die Zünfte vollbracht wurde und daß diese wiederum ein Glied in der Städteverfassung waren und somit werkthätig in den Staat eingingen. Auf dieser Bahn müssen wir voranschreiten. Die Arbeit aber ist dreifach: materielle Production, Bearbeitung durch die Industrie und geistige Production. Dies gibt für die moderne Gesellschaft drei große Berufs- und Lebenskreise, die durch Sitte und Bildung sich kenntlich machen. Sie sind an die Stelle des grundbesitzenden Adels, der Städte und der Geistlichkeit im Mittelalter getreten; die Bauern sind frei geworden und zu den Geistlichen sind alle Die gekommen welche Kunst und Wissenschaft pflegen, welche an der Bildung des Volks als Lehrer, sei es in der Dorfschule, sei es an der Hochschule arbeiten, welche sich für Rechtspflege, Verwaltung, Heilkunde ꝛc. ausgebildet haben und ihre Dienste dem allgemeinen Besten widmen; dem Handwerk schließen Handel und Fabriken sich an. Was innerhalb dieser großen Kreise von corporativem Leben noch besteht, wie Universitäten, das hege und fördere man, das nehme man zum Muster fernerer Organisationen. Die Handwerker müssen in freien Associationen das Gute der Genossenschaft ohne steifen Zunftzwang gewinnen. Vorallem aber wage man es die Volksvertretung auf jene drei Sphären zu begründen, indem man jede ihre Vertreter wählen läßt und durch ein so gebildetes Parlament Staat und bürgerliche Gesellschaft vermittelt. Jeder Mündige sei Urwähler, aber er sei es an seiner Stelle, in seinem Stande; die Classeneintheilung nach der Höhe der Steuern kann bei den

Grundbesitzern, den Bauern stattfinden; Handwerk, Fabrik und Handel werden eine fernere Gliederung des Bürgerthums an die Hand geben, und bei den Männern der geistigen Production oder der Kopfarbeit werden Kirche, Schule und Rechtspflege Mittelpunkte bilden an die Manches ankrystallisiren kann; überhaupt was sich als Macht im Leben erweist, das kann der Staat auf diese Weise zu activer Bethätigung an der Leitung des Ganzen berufen. Dann kann man auch gewiß sein daß Sachverständige in den Kammern sitzen, und von der Selbstverwaltung im eigenen Haus, in dem eigenen Berufskreise, der eigenen Gemeinde steigen wir empor zur Selbstregierung des Ganzen. **M. Carriere.**

Adolf Stahr.

Es ist eine eigenthümliche Sache um eine spät und plötzlich durch mächtigen äußern Anstoß in Schuß gekommene Productivität und um ihr Verhältniß zu früher ausschließlich gepflegten Studien und Arbeiten. Als Philolog und literarhistorischer Kritiker hatte Stahr seit lange einen geachteten Namen und wohlerworbenen Ruf. Philologische Studien befruchten aber auch nur für Kritik und erzeugen Neues nur durch Zersetzung gegebener Stoffe, durch Beleuchtung, Erläuterung und Vermittelung des Verständnisses. Die Phantasie wird dabei eher zurückgedrängt als gekräftigt, das poetische Vermögen wird durch den intimen Verkehr mit Fremdem abgestumpft und eingeschläfert. So war denn auch das Beleuchten und Klären, das Spüren nach fremden Gedankenverbindungen in dem deutschen Professor Fleisch geworden, es fand sich zuletzt mechanisch an Alles heran womit er sich beschäftigte, und die innere, verlarvte Persönlichkeit des Mannes machte sich nur dadurch geltend daß mit dem Erklären auch gern ein Verklären des Gegenstandes Hand in Hand ging. Mächtig vordringend zeigte sich namentlich in kritischen und literarhistorischen Arbeiten der Sinn für das Schöne, für künstlerische Vollendung, eine Neigung die sich bis zum Enthusiasmus, zu einer Theilnahme steigern konnte die selbst ab und zu narkotisch auf das Gewissen des Kritikers rückwirkte. Gleichwol war das Gesicht dieses Gefühls in Etwas ein sehnsüchtig-melancholisches, dann und wann vielleicht sogar steifes. Die Gewohnheit des Analysirens trat in Conflict mit dem Gestaltungstriebe, das nebelige Moorland im Norden, die Studirstube wollte dem sehnsüchtigen Drange nicht recht auf die Beine helfen, der Phantasie kamen keine warmen und erfrischenden Anschauungen anregend zu Hülfe; die Triebkraft wäre verkümmert, hätte nicht ein günstiges Geschick den Gelehrten plötzlich in eine Welt voll Glut und Farben versetzt und ihn zugleich in neue Beziehungen zum Leben gestellt. Stahr ging nach Italien, und dies Jahr schauender und behaglich empfangender Sonnenbrüterei, fremd allen beengenden Verhältnissen des Nebelthums und der Moorigkeit, brachte den Kampf der ringenden Elemente zum Ausbruche.

Sein Roman „Die Republikaner in Neapel" *) ist für die Krise bezeichnend. Das Buch ist in d. Bl. gelobt worden, und wenn wir jenem Urtheile glauben Etwas anfügen zu müssen, so geschieht es darum, weil das Werk ein zu bedeutsames Glied in der Entwickelungskette Stahr's bildet, was sich damals gleich nach seinem Erscheinen noch nicht herausgestellt haben konnte, jetzt aber klar zutageliegt. Ueber den Inhalt selbst läßt sich Nichts weiter sagen; Auffassung, Oekonomie und Darstellung aber zeigen daß die Arbeit einen innern Proceß fixirt hat. Die freie Triebkraft die mit Einem Schlage Luft und Nahrung erhalten hatte, strebte nichts Geringeres an als ein völliges Verdrängen der alten eingewurzelten Gewohnheiten, sie foderte nicht das Recht der Coexistenz, sondern sie wollte herrschen. Der Kampf, manifestirt durch auffallende Ungleichheiten der Darstellung, zieht sich unentschieden vom Anfange bis zum Ende des Werkes. Regeln, Gesetze und wohlberechnete Absicht streiten gegen den ungestümen, jugendlichen, ruckweise gar nicht zu bändigenden Impuls unmittelbarer Anschauung und eigenwilligen Gefühls. Es wurde nirgend versucht Frieden zu schließen, bald gewann die eine, bald die andere Partei eine Schlacht, und das neue Element benutzte seine Siege mitunter übermüthig genug. Momentan sprudelte es stürmisch jauchzend über und flackerte auf wie dithyrambisches Selbstvergessen, wie eine wildverzückte Andacht. Das mußte denn eine Menge von Einzelmelodien geben welche der Totalharmonie sicher nicht förderlich sein konnten, so schön vollendet sie auch für sich selbst auftraten. Man versah sich bei dem Aristoteliker kaum eines Actenstücks das den Hader zwischen Fremdem und Eigenem, Objectivem und Subjectivem schroff hervorheben und plastisch zur Anschauung bringen würde. Das Buch ist aber doch ein solches Document und der Grund für das Auffallende der Erscheinung liegt nahe genug. Wissen, Urtheil, Fertigkeit im Trennen und weite Lebenserfahrung, die Bedingungen objectiver Auffassung, werden in der Regel auf Kosten des weltbegehrenden, nicht aber bereits weltbewußten Gefühls errungen, die Ruhe kommt erst wenn der reinsubjective Sturm verbraust ist. Bei Stahr dagegen brach Fühlen und Begehren, der ganze lyrische Wirbel in vorher ungekannter Macht über eine Festung des Wissens herein die nach allen Seiten mit Wällen, Lunetten, Contrescarpen und Brückenköpfen gegen jeden Feind, nur eben gegen diesen nicht beschirmt war. Auf diese Weise konnte sich das Gleichgewicht nicht sofort finden. Wo die benutzte factische Grundlage in den Vordergrund trat, dominirte die Ruhe; wo Phantasie die Obermacht erlangte, loderten bunte Flammen.

Die Sache mußte indeß unentschieden bleiben, solange auf beiden Seiten starr die Unterwerfung der Gegenpartei gefodert wurde. Die Phantasie war nicht mehr oder

*) Die Republikaner in Neapel. Historischer Roman von Adolf Stahr. Drei Theile. Berlin, H. Schultze. 1849. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

überhaupt nicht mächtig genug sich definitiv ans Ruder zu bringen. Die Nothwendigkeit drängte zu einer Versöhnung, es mußte in eine Bahn eingelenkt werden welche der so eigenthümlich gewonnenen Kraft Gelegenheit gab mit voller Sicherheit das Rechte zu wirken. Auch hierzu verhalf Italien. Stahr's „Ein Jahr in Italien" *) weist die Krisis schon als überwunden nach, das Gleichgewicht ist hergestellt, der Gefühlsmensch in vollen Einklang mit dem Verstandesmenschen gebracht.

Man hat dies Buch mit Fug soviel gerühmt. Die Literatur über Italien ist nicht arm und doch war dies Werk eine wesentliche Bereicherung derselben. Der Verfasser gab sich nicht dazu her alles Erfahrene, Geschaute und Erlebte in eine geschmacklose oder überwürzte Olla potrida zusammenzumischen, sondern ließ der Kritik ihr gutes Recht, hielt Maß und gab zudem statt des Processes seiner Verständigung mit den Objecten das Resultat, das Verständniß selbst. Hierdurch gewann die Arbeit an positivem Werthe, seine Bedeutung ward eine bleibende und endlich wurde auch für den Schatz der Schilderungen eine Vermittelung, ein harmoniöser Hintergrund fixirt. Das Werk ist durch den Ernst und die Tiefe seiner Forschungen mehr als eine bloße Touristengabe, es ist aber zugleich ein Musterbuch für Touristen. Stahr's Gesichtskreis ist eben weiter als der eines gewöhnlichen Touristen, er brachte Viel mit, konnte also auch Mehr holen als ein Anderer. Es gibt wenig deutsche Blätter die nicht von den Früchten genascht hätten welche seine Taschen füllten.

Stahr's „Die preußische Revolution" **) diesem Werke direct vorzuziehen ist eine Marotte der Zeit, welcher die Kritik nachzugeben sich nicht bemüßigt fühlen kann. Wir begehen damit nicht die Abgeschmackheit verschiedene Arbeiten desselben Mannes gegeneinander abtaxiren zu wollen, aber wir können uns einer Art von Vergleich nicht entziehen, sobald wir die Bedeutung der einzelnen Werke für den Fortgang des Verfassers ermitteln wollen. Das im Augenblicke vorwiegende Interesse an politischen Stoffen kann für die Kritik kein Gewicht in die Schale werfen, unserer Meinung nach muß „Ein Jahr in Italien" für Stahr's Hauptwerk angesehen werden. Dort ist Alles durchweg fertig und beiweitem das Meiste von unbezweifelt bleibendem Werthe. In demselben Umfange wird sich das von der historischen Arbeit schwer behaupten lassen. Freilich steckt auch in ihr der ganze Stahr, freilich ist sie das einzige über die ganze Thatsache mit Umsicht, Ueberblick und historischem Takte geschriebene Werk, und die Anerkennung aller Parteien die es kürzlich in zweiter Auflage erscheinen ließ, ist eine wohlverdiente, aber da wir, wie Stahr selbst sagt, erst am Ende des Anfangs stehen, wird die Beleuchtung immerhin noch nicht für die definitive, endgültige genommen und behalten werden können. Nehmen wir den Stoff für entschieden festgestellt, er ist es aber nicht, so läßt die Auffassung außer größerer Strenge kaum Etwas zu wünschen, und die Darstellung, die Klarheit des Abwägens, der Scharfsinn im Verfolgen geheimer Fäden ist in vollem Maße rühmenswerth. Aber gerade der Stoff der es von dem einen Standpunkte aus so sehr bedeutend erscheinen läßt und uns all seine andern Vorzüge erst recht nahe rückt, gerade der Stoff ist es, der unfertige, zu keiner Reife gediehene Stoff, der uns dem Werke nicht mit offenen Armen entgegenfliegen läßt. Die preußische Revolution ist ein halb verblutetes, halb versiechtes Fragment, eine Art dämonischen Fragezeichens in der Geschichte, und das Werk das seine Fackeln zu Häupten dieses Torso anzündet, kann trotz der Sonnenhelle dieser Fackeln keinen Apoll aus den Trümmern machen. Es ist wahr, wir sehen die Splitter und das darüber wuchernde Unkraut nirgend bestimmter als in diesem Spiegel — das Buch ist wirklich vortrefflich —, aber wir von unserm Standpunkte thun ihm doch nicht Unrecht wenn wir ihm den Kranz vorenthalten. Anders verhält es sich mit der Auffassung abgeschlossener Kunst- und Culturthaten, mit der Beurtheilung concreter, in sich fertiger Zustände und Situationen als mit der Darstellung von — Fragen.

Das richtige Gesetz für Stahr's Wesen, der treueste Maßstab für seine Thätigkeit und Begabung welche letztere uns als eine ganz bestimmte und scharfumrissene erscheinen will, wird sich nur aus „Ein Jahr in Italien" feststellen lassen.

Alle in denen freie Productionskraft durch eine Art von Instinct zur Kunst geführt wird, werden erst durch Studien, durch Kritik zu Künstlern. Das Rohe, Gährende, Keimende und Treibende muß sich läutern und klären um eine Blüte gestalten zu können. Die Blüte ist der zum Bewußtsein gekommene Triebsaft, soweit in der Vegetation sich etwas dem „Bewußtsein" Analoges denken läßt. Die Kunst steht in demselben Verhältnisse zu jeder andern geistigen Thätigkeit wie die Blüte zum Keime. Der Kunstinstinct führt erst durch Läuterungsgrade zur Kunst. Bei Stahr war das Kunstverständniß, ja sogar die Fertigkeit künstlerischer Darstellung bereits zu einer Zeit entwickelt wo die freie Productionskraft noch so gut als Null war. Wir können wenigstens angesichts seiner neuern Thätigkeit unmöglich Werth auf kleine belletristische Ausflüge legen; die reinwissenschaftlichen Arbeiten aber gehören auf ein ganz anderes Feld. An jene Kleinigkeiten reihte sich durch italischen Zauber der Versuch vollständig frei zu produciren und verlief wie wir gesagt. Aber er rief ein eigenthümliches Resultat hervor: die Receptivität die früher nur ihrem eigenst-eigenen Wesen gemäß durch Auseinandersetzung productiv aufgetreten war und ohne freieigenen Trieb geschaffen hatte, trat als sammelndes, aber zur Weiterstrahlung geneigtes Element an die Stelle der Keimkraft und versah ihre Functionen, während der eigentliche, später zur Geltung gekommene Schöpfertrieb die

*) Ein Jahr in Italien. Von Adolf Stahr. Drei Bände. Oldenburg, Schulze. 1848—50. Gr. 8. 6 Thlr.

**) Die preußische Revolution. Von Adolf Stahr. Vier Hefte. Oldenburg, Stalling. 1849—50. 8. 2 Thlr.

Läuterung anbahnte, feine, reizbare Nervenfädchen durch Alles zog was er vorfand und aus freier Machtvollkommenheit das Gesetz umkehrte. Bei Stahr erzeugt die Kritik, und die Phantasie richtet, ordnet, schmückt und verklärt. Demnach kann Stahr nie durch poetisches Vermögen schaffen das von außen nicht bedingt und vermittelt ist, er kann nicht frei productiv sein. Er muß gegebene Objecte durch kritisches Herangehen zunächst in eigenen Triebsaft verwandeln um daraus eine Blüte entwickeln zu können.

Ist dieser Satz von so evidenter Richtigkeit als er uns scheint, so müssen sich alle Tugenden Stahr's im allerbesten Lichte zeigen wenn und wo er als Beschreiber, Erzähler von buntem Erlebten, Geschautem und Studirtem, kurz wo er als Tourist auftritt. Wir wissen nicht was dagegen spräche, dafür aber sprechen außer seinem „Ein Jahr in Italien" auch noch die trefflichen Schilderungen von Scenen und Gestaltengruppen in „Die preußische Revolution", denen gegenüber sich bei einiger Aufmerksamkeit fast mit apodiktischer Gewißheit angeben läßt was der Verfasser davon wirklich gesehen hat oder doch durch analoge eigene Anschauung bis ins Mark kennt, oder was er durch Combination gefunden und endlich blos nacherzählt hat. An Letzterm erkennt man stets die aufgetragenen Stahr'schen Farben als — aufgetragene.

Nach alle Dem aber wäre es wunderbar oder besser ganz unverantwortlich von Stahr, wenn einzelne, in verschiedene Journale gestreute Bemerkungen über seine jüngste Publication zu Recht ständen. Die „Zwei Monate in Paris" *) sollen ein Stück Büchermacherei sein. Freilich tragen derartige Notizen, die im alten Recensentenstile und Naserümpfetone geschrieben sind, und selbstverständlich weder eine Belegstelle noch den Versuch eines Beweises der Behauptung bringen, von vornherein nicht den Stempel einer sonderlichen Glaubwürdigkeit, zumal wenn sie dabei den Mund voll Versicherungen ihrer Hochachtung nehmen; aber man sieht nun doch näher zu, wäre es auch nur um der redensartlichen Kritik ein Dementi zu geben. Wir spüren keinen Beruf den Lobhudler Stahr's zu machen und seine Sünden mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, auch sind wir, wie wir gezeigt zu haben glauben, über seine schwache Seite nicht im Unklaren. Es gibt Leute die kaum der Erwähnung werth sind, aber dennoch was das „Erfinden" anbelangt Stahr vielfach übertreffen. Er wird sich unsern wie jeden verdienten Tadel wohl oder übel gefallen lassen müssen, aber eben weil wir ihm gerecht werden wollen, müssen wir auch jene ins Blaue hasardirten Insinuationen zurückweisen.

Man verlangt von touristischen Studien daß sie Neues, der Oertlichkeit Angemessenes bringen und daß dies Neue an sich interessant, unterhaltend oder instructiv und in sachgemäßer Gestalt gegeben sei. Ein Buch welches diese Bedingungen erfüllt, ist entschieden gut „gemacht". Und wir meinen daß Stahr's Werk sie vollkommen erfüllt. Paris ist allerdings nicht erschöpft, aber seit wann bietet eine solche Unvollständigkeit dort Anhalt für Tadel wo von vornherein nichts Erschöpfendes versprochen ist? Er wäre am Orte wenn das Dargebotene statt interessant, neu und sachgemäß zu sein, abgedroschen, flach wäre und Lücken zeigte die selbst den vom Verfasser umrissenen Kreis als durchweg flüchtige, unfertige Rederei nachwiesen.

Stahr hätte sich erst selbst abschwören und verwandeln müssen um so produciren zu können; er wäre es gar nicht im Stande selbst wenn er wollte, seine Natur widersetzt sich solchem Vorgange, wie wir oben auseinandergesetzt haben. Man kann wol aus einem Windbeutel einen Aristoteliker, selbst einen Grübler und Silbenstecher machen, nicht aber umgekehrt. Die kurze Uebersicht die wir von „Zwei Monate in Paris" geben wollen, wird leicht zeigen wie es sich damit im concreten Falle verhält.

Die Studien die uns darin vorliegen, lassen sich in drei Classen sondern, von denen die eine pariser Personalien, die zweite Streiflichter über das Gesicht der Stadt und ihre socialen Verhältnisse und die dritte Aufsätze über Kunstwerke umfaßt. Was die Personen betrifft, so ist natürlich dem Präsidenten ein tüchtiges Stück Raum gewidmet und Mancherlei über ihn gesagt was der Quellen wegen von besonderm Interesse ist. Sonderbar aber bleibt daß Stahr wie alle Welt eine Eigenschaft an dem Manne übersieht die gerade aus dem Gemisch seiner Fähigkeiten und Unfähigkeiten herauswächst. Ludwig Bonaparte stößt alle Parteien vor den Kopf und weiß sich dadurch, wie die Sachen liegen, jeder unentbehrlich zu machen. Jeder Parteiwunsch welchen der Widerwille gegen ihn hervorruft, begegnet einer Parteifurcht die größer ist als dieser Widerwille, und in diesem Schwanken bleibt er immer noch ein Nothanker — gerade seiner vielbeschrieenen „Imbecillität" wegen. Er behauptet seinen Platz. Was soll er Anderes thun? Wie würden Alle die ihn jetzt verhöhnen, überschäumen vor Wuth wenn er einen Kaiserstreich wagte und dieser etwa gar durch Zufall und die östlichen Cabinete glückte! *) Solche Frechheit! Solch ein Bruch aller heiligen Eide, solche Verletzung ursprünglichster Rechte! Oder für wie unsterblich dumm müßte die Welt ihn, der nie eine Aehnlichkeit mit Washington gehabt, halten, wenn er die Macht freiwillig aufgäbe die ihm ein Spuk des Schicksals nach langem vergeblichen Streben endlich doch in die Hände gespielt? Gerade seine zähe, halb feste, halb elastische Guttapercha-Natur macht ihn zum Manne der Situation und für das französische Interregnum zwischen der alten Zeit und dem totalen Bruche mit ihr vollkommen unersetzlich. Zehn Andere die für unendlich bedeutender gelten hätten in seiner Lage schon viel mehr dumme Streiche gemacht als ihm seine bittersten Feinde nach-

*) Zwei Monate in Paris. Von Adolf Stahr. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze. 1851. 12. 3 Thlr.

*) Dieser Aufsatz ist schon im October 1851 geschrieben worden, also mehre Wochen vor dem Staatsstreiche des 2. December.
D. Red.

rechnen können. Man ärgert sich eben darüber daß er keine rechten Streiche machen will. Im Augenblicke ist das Temporisiren für ihn und Frankreich anscheinend das Beste, sein Verfahren ist also der Situation angemessen. Was will man von dem „Neffen" mehr als daß er sein und des Landes „Bestes" zu vereinen weiß? Damit ist er ja ein ganz vorzüglicher Magistrat für die Zeit bis der Kampf zum Austrage kommen kann.

Pierre Dupont, der in Deutschland noch wenig bekannte socialistische Chansonnier, der in den Ateliers und Cabarets den alten Béranger abgelöst hat, ist die zweite, weitläufiger gezeichnete Persönlichkeit die Interesse beansprucht. Auch von Béranger ist mancher Zug mitgetheilt. Letzterer scheint uns trotz des regern Zukunftbewußtseins des Andern, wenn wir nach den mitgetheilten Proben urtheilen sollen, immer mehr „Poet" als Dupont. Cousin, Sabatier, de Flotte, Lamennais, Dumas u. A. zeigen ebenfalls ihre Silhouetten. Ergänzend zu Dem was Stahr über den Expair sagt, mag eine Kammeranekdote hier Platz finden die zugleich für den „Eitelsten der Eiteln" bezeichnend ist. Cousin war Unterrichtsminister geworden, eine Sphäre die ihm eine Menge fremder Gesichter entgegenführte, sodaß er sich nach jedem neuauftretenden Redner erkundigen mußte. Lamartine hielt eine seiner sauber geputzten Reden, der Minister fragte nach seinem Namen. „Ah, c'est Mr. de Lamartine, je ne le connaissais pas!" rief er aus als man ihm den Dichter nannte. „Et moi", sagte Lamartine als ihm von diesen Worten und dem erstaunten Gesichte Cousin's erzählt wurde, „et moi, je ne le connaîtrai pas!" Mit besonderer Theilnahme wird man den Abschnitt „Der sterbende Aristophanes" lesen, der in einem Augenblicke wo Heine einen neuen Band Gedichte und *ein* — Glaubensbekenntniß herausgibt, von doppelter Anziehungskraft ist.

Ebenso reich und piquanter und eigenthümlicher noch sind die Bilder aus dem pariser Leben von immer oder speciell von heute. Der Ball Mabille und die Closeries du Lilas fehlen natürlich nicht. Ihre Physiognomie ist bekannt, und nur die Details welche Stahr mittheilt, verleihen ihr den Reiz der Neuheit den z. B. der Besuch eines Arbeitervereins vor der Barrière durch sich selbst besitzt. Mancher ungläubige Thomas wird sich freilich nach den Wunden umsehen in die er seine Finger legen *kann!* Die Schilderung eines pariser Pensionats, eine Sitzung des Instituts, die Revue, die kleine Novellette „Eine Grisette", den ganz prächtigen politischen Friseur und die Ausflüge in die Umgebung von Paris rechnen wir ebenfalls hierher. Ebenso gehört in diese Reihe das Aperçu über Februarrevolution und „La république dans les carrosses du roi", ein überaus bezeichnendes Capitel, das sammt dem Friseur wieder die Runde durch die Blätter machen wird. All Dies sind feste, in sich abgerundete Bilder die Das was sie darstellen sollen in bestimmten, sichern Zügen zur Anschauung bringen. Ueber die pariser Theater hätte ein Anderer leicht einen halben Band voll Doctrinen und Abstractionen geschrieben, wie dies denn auch vielfach geschehen ist. Stahr bleibt sich treu und beleuchtet und zergliedert nur den concreten Fall, wodurch wir am Ende von der Sache überhaupt mehr Greifbares erhalten als durch breite Theorien möglich gewesen wäre.

Die Besuche bei merkwürdigen Bauwerken, in Kunstanstalten und Ateliers übergehen wir kurz, da wir zu lang sein müßten um dem Verfasser beistimmend oder auch wol opponirend Schritt für Schritt folgen zu können. Es ist dies gerade jener Theil des Werkes der sich ebenbürtig an das Beste anschließt was „Ein Jahr in Italien" bietet. Namentlich sind die Aufsätze über die Sculpturen des Louvre-Museum und über die Maler trefflich.

Die Schreibweise ist elegant, belebt und — Das ist nun einmal eine Haupttugend Stahr's — bis zur Durchsichtigkeit klar. Die Gesinnung, denn es versteht sich ja von selbst daß heutzutage jedes Buch den Ausdruck einer Gesinnung enthält, die Gesinnung läßt sich in die Worte fassen: Stahr ist durchweg ein moderner Mensch, Feind aller Tradition und nur jenen beiden unveräußerlichen Traditionen gegenüber welche heiliges Eigenthum der Menschheit sind, nur für Kunst und Wissenschaft ein „conservateur".

Wir haben auch in diesem Werke Nichts entdecken können was Stahr's unwürdig wäre oder den von uns ausgesprochenen Satz in Frage stellte, und wollen das Buch als eine unterhaltende, mit mannichfachen Reizen ausgestattete, von Geist, Wissen und Gefühl durchwürzte und geschmückte Lecture hiermit empfohlen haben.

1.

Menschen und Sitten in Petersburg.

Ein deutscher Schauspieler hat es unternommen russische Menschen und Sitten zu schildern. An sich betrachtet war das Vorhaben kein undankbares. Petersburg liegt nicht an der großen Wanderstraße der europäischen Völker, die Züge der Sommertouristen vermeiden die Zarenstadt und suchen einseitig den Weg der Vereinigung zwischen Nord und Süd westwärts: sie legen mitten zwischen Stockholm und Rom Paris. Diese Route ist keine zufällige. Nicht die geographische Distance, nicht der Flüsse Lauf, nicht der Zug der Gebirge hat sie bestimmt, die historische Tradition selbst dient auch ihr als Führerin und zeigt dem Wanderer da die Geburtsstätte seines Staats, dort die Denkmale seines Gottes und seines Kunstideals. Gegen die Route ostwärts dagegen hat der Zar und ein angeborener Instinct des Widerwillens, der selbst der wißlustigsten Wißbegierde seine Grenzen zieht, Rußland intact gehalten. Allein die eingeimpfte und gewiß noch langehin unausrottbare Scheu gegen russischen Boden beweist durchaus Nichts wider das Interesse an ihm. Die Wunder an der Newa gehören nur zu denen die man sich am liebsten hinterm warmen Ofen ansieht. Die Berge und Seen der Schweiz ragen schon dem Kinde eine fromme Sehnsucht entgegen; Rom war der erste Gegenstand seiner Bewunderung. Vor den Geheimnissen des Kreml aber, vor der Wohnung Kaiser Paul's I. sah es eine unheilvolle, abweisende Hand. Gewiß liegt auch hier etwas von abstoßender Anlockung, ein Zug von Entsagung und Scheu dem sich Sehnsucht und Wißbegier beimischen, aber der Reiz führt nicht zum Postwagen, sondern nur zur Leihbibliothek, zum Buchladen. Und eben deshalb werden Bücher über Rußland, seine Geschichte, seine Sitten, seine Menschen noch lange willkommene Gabe sein.

Das hier zu besprechende Werk

Unpolitische Bilder aus St.-Petersburg. Skizzen, nach dem Leben gezeichnet von E. Jerrmann. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1851. 8. 2 Thlr.

zählt der letztbezeichneten Gattung zu. Sein Verfasser, vielbekannt durch seine Mitgliedschaft am Théâtre français, lebte drei Jahr lang in der Hauptstadt Rußlands. Er ist wol der Mann dem man eine feine Beobachtungsgabe, einen aufmerksamen Blick zutrauen darf. Noch mehr Beobachtungsgabe möchte ich sagen als Urtheil. Denn für die erstere besitzt er ein Naturell das ihn treibt Nichts ungesehen zu lassen, eine Wißbegier die ihm das rechte Zuschauen zu einer Sache innersten Interesses macht. Seinem Urtheile dagegen fehlt nicht selten die Unterlage eines umfassenden Gesichtspunkts und er gefällt sich dann in Einseitigkeiten die den Anreiz einer persönlichen Liebhaberei ziemlich offen zur Schau tragen. Gewandt im Wort, treffend im Ausdruck, markirt in der Darstellung, aber dabei launisch und nicht ohne Bitterkeit, so schreibt Jerrmann, so spricht, so spielt er. Ich verweise auf seine ganze Persönlichkeit, weil sein Schriftstellerthum nur ein Abbild derselben im Kleinen ist. Im Café, beim Domino erschien er mir immer anregend, unterhaltend, geistig fesselnd, aber bei erster Gelegenheit schroff und abstoßend. Auf der Bühne sah ich ihn als „Nathan"; ich bewunderte die feinen Nuancen seines Spiels; aber auch in diesem begegnete ich Einfällen von denen sich schwer sagen läßt, waren sie Berechnung oder waren sie nur das Gehenlassen einer grillenhaften Phantasie. Es ist noch nicht lange her, da las ich in einem irre ich nicht breslauer Blatt aus Jerrmann's Feder eine piquante Skizze aus Paris, die sich als Lebensbild gab, in der die novellistische Zuthat aber ganz offenbar Sieger über das Erlebniß geblieben war. Mit der phantastischen Charakteristik von Zuständen ist aber dem Publicum wenig und der Wahrheit niemals gedient; jedenfalls hat der Schriftsteller hier eine Klippe zu umschiffen.

Ich glaube daß es Jerrmann mit den Thatsachen ehrlich meint, daß er die Dinge in Petersburg, die Sitten und Gebräuche des fremden Landes ganz so schildert wie er sie mit seinen Augen gesehen hat. Allein es muß gleich am Eingange dieser Besprechung hervorgehoben werden daß es auch in dem Buche über Rußland an dem novellistischen Apparate nicht fehlt und daß der Leser diesen von dem Kerne der Thatsachen jedenfalls sorgfältig abzuschälen hat. Außerdem bedarf es noch einer andern Vorbemerkung, der ich ein ganz besonderes Gewicht beilegen möchte. Sie bezieht sich auf eine Sicherstellung vor Misverständnissen. In seinen Skizzen hat Jerrmann nämlich, ohne sich im Besondern auf eine Kritik der russischen Politik einzulassen, gelegentlich der Regierung des Kaisers Nikolaus so viele Lobesworte gespendet daß es auch dem Vorurtheilslosesten befremdlich erscheinen muß wie ein Mann von solcher Bildung die unheilvolle Beziehung des russischen Einflusses zu dem übrigen Europa gänzlich übersehen konnte. Meinst du Das nicht auch, mein lieber Leser? Halt, antworte nicht zu rasch: unser Verfasser ist ein recht arger Schalk, mit dem du dich vorsehen mußt! Wenn man russische Zustände beschreibt, muß man wol freilich die bessern Bestrebungen die man findet um so freudiger anerkennen je unerwarteter man ihnen eben in Rußland begegnet: eine Kritik der europäischen Politik des Zaren aber lag von vornherein ganz außer Jerrmann's Plan. Dieser wollte nur skizziren was er in Rußland gesehen, gesprochen, geträumt; „unpolitische" Bilder schrieb er auf sein Buch und auf das Unpolitische ist der accent grave zu legen. Einer meiner Freunde fand diese Art, der Kritik durch ein Wort auf dem Titel ihre Waffen zu nehmen, zwar sehr humoristisch aber wenig empfehlenswerth. Ich möchte Dem nicht beitreten. Im Allgemeinen ist es gut wenn der Verfasser gleich in der Ueberschrift seinen Standpunkt kennzeichnet, und im Besondern, man kann ja doch wirklich Vieles aus innerster Ueberzeugung an Rußland loben was man zu Hause bitter tadeln würde. Ich denke, der Versuch einer Darstellung der russischen Zustände vom russischen Standpunkte aus hat seine gute Berechtigung und nicht blos den Vorzug originell zu sein.

Dies zur Verständigung; ein Weiteres zur Umsicht. Man kann nicht zweifelhaft sein von wo man bei einem Fluge durch Petersburg auszugehen hat, und wäre es Jemand, so belehrt ihn unser Verfasser kraft seiner Führerpflicht. Der Koloß Rußland identificirt sich noch immer mit einem Menschennamen; wie der Begriff der Sonne vom Tageslicht ist der Zar unzertrennlich von seinem Reich. Der Kaiser Nikolaus ist ein echter Freund des Volks, beginnt unser Führer, und du, mein Leser, laß die Titelpolitik nicht außer Acht: der Zar ist wirklich ein treuer Freund seiner Russen. Schüttele den Kopf nicht, du hast ja auf dieser malerischen Rundreise zu vergessen versprochen daß Nikolaus nicht blos an der Newa, sondern auch an der Donau und der Spree regiert. Wie heißt es im Lied des in Armuth und Kümmerniß verstorbenen deutschen Musikanten: „Das Volk seiner Russen beglückt er so gern." Dieser Spruch gilt auch vom Nikolaus und Das mag hier anerkannt sein, auch von Denen anerkannt die nicht Kraft genug haben den ersten Morgenkaffee in der Stadt Peter's des Großen mit der Wirkung des Lethetranks genießen zu können.

Jerrmann läßt seine Apotheose des Zaren nicht ohne Belege. Man ist gewohnt zu schaudern wenn man von der russischen Leibeigenschaft hört: Jerrmann beginnt mit dieser zum Ruhme Nikolaus', zum Beleg daß der Kaiser als „der wahre Vater seines Landes" ernstlich darnach strebe „Menschen- und Volksrechte zur ganzen Geltung zu bringen". Für die weiblichen Leibeigenen gibt es in Rußland nur einen gesetzlichen Weg zur Freiheit, den: von einem Freier zur ehelichen Gefährtin gewählt zu werden; umgekehrt wird die Freie Leibeigene wenn sie einem Leibeigenen die Hand zur ehelichen Verbindung reicht. Den männlichen Leibeigenen war von jeher zur Erlangung der Freiheit die militairische Carrière geöffnet.

„Sowie der Soldat den Fahneneid geleistet hat ist er frei. Allerdings ist die Freiheit des russischen Soldaten nicht sehr umfassend und er vertauscht ziemlich nur eine Sklaverei mit einer andern wenn auch mildern, aber wenn er nach vollbrachter Dienstzeit oder wegen Unfähigkeit durch erhaltene Wunden, Krankheit u. s. w. aus seinem Regimente tritt, kehrt er als Freier in seine Haimat zurück. Um jedoch vor Allem und in Allem wahr zu sein, muß ich hier bemerken daß der angegebene Weg zur bürgerlichen Freiheit nur Wenige zum Genuß derselben führte. Der Soldat der eine Capitulationszeit von 20 Jahren zurückgelegt hatte, war theils so sehr an dieses eigenthümliche Leben gewöhnt, theils boten sich ihm bei gänzlicher Vernachlässigung seines frühern Standes während einer so langen Dienstzeit so wenig Quellen des Erwerbes dar daß er zum größten Theile wieder Handgeld nahm und seine militairische Laufbahn aufs neue begann, der er denn auch regelmäßig bis zum Grabe oder Invalidenhause treublieb. Eine Ukase des Kaisers Nikolaus kürzte aber vor sieben Jahren die Dienstzeit auf acht Jahre ab und gibt dadurch nun jährlich viele Tausend freie Männer dem Lande zurück, dem die Militairpflicht ebenso viele Sklaven entführte. Der so nach acht Jahren ausgediente Soldat ist aber immer noch ein junger Mann, kann seine Freiheit noch genießen und sich eine freie Familie gründen. Diesen ersten wichtigen Schritt zur Emancipation des Volks verdankt dasselbe dem Freiheitssinn des Kaisers Nikolaus."

„Hierbei aber ist, versichert Jerrmann, der Zar nicht stehen geblieben. Eine nicht minder wichtige und denselben Zweck ins Auge fassende Verfügung, die zugleich den gänzlichen Ruin des Adels verhindern sollte, führte die Kronvorschüsse auf liegendes Unterpfand ein.

„Der partiellen Entvölkerung der Güter vorzubeugen erklärte schon früher eine Ukase (1827) den Leibeigenen als integrirenden Theil des Grund und Bodens. Somit hörte der schnöde Menschenhandel durch Kauf, Tausch oder Verschenkung der Individuen mindestens in seiner abschreckendsten Gestalt

auf. Von da ab konnte der Leibeigene an keinen andern Besitzer übergehen als durch Ankauf des Grund und Bodens dem er angehörte. Sich dieses Grund und Bodens nun vorzugsweise und mit ihm der darauf haftenden Seelenzahl zu bemächtigen und zugleich die Gutsbesitzer dem Ruin durch Wucher zu entziehen, eröffnete die Regierung eine Kronsleihbank, die gegen Hypothek der verbrieften Grundstücke zwei Drittheil von deren Werthe gegen jährliche Abzahlung von drei Procent Zinsen und drei Procent Capital dem Besitzer vorschoß. Konnte derselbe die Zahlungsfristen nicht pünktlich einhalten, so restituirte die Krone ihm die bereits geleisteten Abzahlungen, gab ihm den ihn noch treffenden Theil des Drittels vom Werthe heraus und das Gut nebst der Bevölkerung fiel der Krone anheim; die Leibeigenen traten nun in ein erstes Stadium der Freiheit, sie wurden Kronsbauern, erhielten den bisherigen Wohnsitz und Acker als Erblehen der Krone und zahlten dafür pour tout potage fünf Rubel Banco jährlich (1 Thlr. 12 Ngr.) pro männlichen Kopf; eine Pacht wofür sicher in ganz Deutschland auch der allerärmlichste Bauernhof nicht zu haben wäre; gar nicht gerechnet daß im Falle von Misernten, Hagelschlag, Seuchen u. s. w. die Krone stets verpflichtet ist für das dringendste Bedürfniß ihrer Bauern zu sorgen, als: das tägliche Bret, den nöthigen Viehstand, Saatkorn, Herstellung der Wohnungen u. s. w."

„Durch diese Einrichtung wurde in kurzer Zeit ein bedeutender Theil des adeligen Grundbesitzes Staatseigenthum und mit ihm eine beträchtliche Zahl von Leibeigenen Kronsbauern. Dies war der erste und wichtigste Schritt dem größten Theile der Bevölkerung Rußlands der aus Sklaven besteht den Weg zur Freiheit anzubahnen."

Es ist nicht uninteressant mit diesen Verhältnissen die altrömischen zusammenzustellen. Rom hat die Welt beherrscht und Rußland strebt nach einem gleichen Ziele. Gehen wir in die ältere Zeit der römischen Geschichte zurück, so finden wir eine strenge Abgrenzung des **status libertatis** von der **servitus**. Diese Abgrenzung läßt sich durch den Gegensatz von rechtsfähig und rechtslos näher bezeichnen. Der Sklave hat keine Persönlichkeit im Sinne des positiven Rechts, er ist eine Sache: **servile caput nullum jus habet, servi pro nullis habentur.** So war es im alten Rom, so war es (diese Zusammenstellung ist eine äußerliche und wird nicht misverstanden werden) im alten Rußland. Aber in Rom lag schon in der durch das **jus gentium** angenommenen Möglichkeit der Freilassung der Sklaven, sowie in manchen auf Milderung ihrer harten Lage abzweckenden Bestimmungen eine gewisse Anerkennung ihrer Rechtsfähigkeit. In Rußland hat Nikolaus einen außerordentlich wichtigen Anlauf zur Begründung einer Uebergangsepoche zwischen Freiheit und Sklaverei genommen, indem er den Leibeigenen durch eine Ukase die Befugniß des Contrahirens gestattete. Wenn man erwägt daß die Ueberzahl des russischen Volks dem Stand der Leibeigenen angehört, wird man den Charakter dieser Neuerung erst recht begreifen. Freilich fehlt der Besitzfähigkeit die rechte Wirkung wenn der Leibeigene sich nicht selbst frei kaufen kann. Aber in der That bahnte ihm das Contrahirungsrecht einen Weg hierzu, wenn auch nicht den einfachsten und nächsten. Jerrmann schildert diesen Weg etwas schwunghaft also:

„Der träge Russe, der aus Misgunst gegen seinen Herrn zu dessen Besten so wenig wie nur immer möglich that, arbeitete nun zu seinem eigenen Vortheil Tag und Nacht. Die Faulheit wich dem ämsigen Betriebe seiner Wirthschaft, der viehische Trunk der Nüchternheit und Sparsamkeit; der bis dahin vernachlässigte Boden öffnete ergiebig den mütterlichen Schoos und spendete seine reichen Schätze in Fülle. Aus ärmlichen Höhlen erstanden freundliche Wohnungen, aus Wüsteneien blühende Gefilde, aus Morästen und Steppen fruchttragendes Land; die früher bettelarme Gemeinde prangte bald in Fülle des Wohlstandes: sie konnte contrahiren und lieh nun dem Gutsherrn das so hochnöthige Geld unter gleichen Bedingungen wie die Krone auf das Unterpfand ihrer mütterlichen Erde, ihrer eigenen Leiber und derer ihrer Weiber und Kinder. Der Edelmann zog das Darlehen der Gemeinde dem der Krone vor, denn zur Verfallzeit zog die Krone sofort die Güter ein, weil sie das überschüssige Capital baar auszahlen konnte, was die Gemeinde nicht vermochte. Der Termin kam; der Schuldner zahlte nicht, aber um frei zu werden fehlte der Gemeinde das Drittheil des Werthes das sie dem Schuldner baar herauszahlen mußte; so war sie um ihr Capital und — hatte keine Freiheit. Aber Nikolaus lebte! der Vater seiner Unterthanen."

„Zwischen den geängstigten Schuldner und die noch mehr geängstigten Gläubiger trat rettend eine kaiserliche Ukase die den Gemeinden für solche Fälle den kaiserlichen Kronsschatz öffnete! Man merke, denn es ist merkenswerth: der Kronsschatz Rußlands öffnet sich den Leibeigenen um ihnen ihre Freiheit zu erkaufen!"

„Die Krone konnte einfach die Gläubiger befriedigen, dem Schuldner das ihm noch zukommende Drittheil auszahlen und Gut und Bewohner gehörten ihr — eine Gemeinde Kronsbauern mehr! Das that Nikolaus I. nicht. Er gab der Gemeinde das Geld sich von ihrem Herrn loszukaufen, und für dies Darlehn was nur noch Ein Drittel des Werths betrug, versetzte sie sich nun ihrerseits der Krone, zahlte jährlich ihrerseits drei Procent Capital und drei Procent Zinsen und war demnach in circa 30 Jahren frei. Daß sie dies Drittheil aber tilgen konnte lag in der Natur der Sache, denn der Betrag floß aus derselben Quelle aus welcher sie die Ersparniß zu den zwei Drittheilen geschöpft. Trat aber selbst der schlimmste Fall ein, ward sie durch unglückliche Elementarereignisse, durch Pest, Seuchen u. s. w. außer Stand gesetzt den rechtlichen Ansprüchen der Krone zu genügen, so zahlte diese ihr die zwei Drittheile des Werths die sie früher dem Gutsbesitzer geleistet hatte zurück, und sie ward eine Gemeinde von Kronsbauern, deren Schicksal gegen früher noch immer ein beneidenswerthes war. Doch treten diese Fälle unter hundert kaum ein mal ein und so werden allmälig ganze Gemeinden frei, und nicht plötzlich durch einen gewaltsamen Umsturz der nur verheerend wirken könnte, sondern mit der Zeit, durch Gewöhnung an Arbeit und Sparsamkeit, und mit ihnen an die Erkenntniß daß ohne diese großen Factoren wahrer Freiheit solche dauernd nicht denkbar ist."

Diese Mittheilungen nehmen das Interesse gewiß in sehr hohem Grade in Anspruch. Es ist zu bedauern daß Jerrmann bezüglich der hier einschlagenden Verhältnisse nicht noch ausführlicher war. Namentlich vermißt man eine Angabe über die Bedingung der Freigeburt, die sich der Darstellung des Zustandes der Leibeigenen leicht hätte anschließen können. In Rom bestimmte sich diese Bedingung sehr leicht; die Quelle drückt sie so aus: „**Ingenui sunt, qui ex matre libera nati sunt.**" Es kam also lediglich darauf an daß die Mutter frei war, mochte der Vater immerhin ein Sklave sein. Die Begünstigung der Freigeburt ging hierbei soweit daß es schon genügte wenn die Mutter nur entweder im Augenblick der Empfängniß oder der Geburt oder auch nur irgend einen Augenblick während der Schwangerschaft frei gewesen war. Zwar gestattete ein **Senatus consultum Claudianum** von dieser Regel mehre willkürliche Ausnahmen wie: daß ein Kind als Sklave geboren ward, wenn es aus der Verbindung einer Freien mit einem fremden Sklaven dessen Stand die Erstere kannte abstammte, oder daß die von einem freien Manne mit einer fremden Sklavin gezeugten männlichen Kinder frei sein sollten wenn derselbe jene für frei gehalten hatte. Allein schon Hadrian und Vespasian hatten an diesen Willkürbestimmungen gerüttelt und Justinian hob das ganze Senatusconsult auf.

Aber was sollen wir länger auf dem Forum und bei den römischen Kaisern, wir suchen ja den Eintritt in Petersburg! Unser Führer ist berauscht von all den Herrlichkeiten, widerspricht den Schilderungen von Kohl und Treumund Welp, nach denen

man auf dem Newskyprospect noch die Begegnung eines Bären oder in seinem friedlichen Hause den Besuch eines ausgehungerten Wolfs fürchten könne, und vertheidigt die höfliche Zuvorkommenheit der functionirenden Douanebeamten, von denen er eine ähnliche Schilderung entwirft wie W. Seyffarth über die englischen Paßbureaubeamten. Dagegen warnt er vor den russischen Hotels mit ihren großen, unwohnlichen und unheimlichen Räumen, denen die sorgfältig säubernde Hand der Wirthin zu fehlen scheint und in denen der Reisende, von matter Beleuchtung empfangen, schlechte Meubles, aber nie ein Bett findet, weil der Russe sein Bett immer mit sich führt. Was ist da zu thun in dem herrlichen Petersburg, namentlich wenn man sich bei seiner Ankunft auf keine andere Empfehlung beziehen kann als eine volle Börse? Jerrmann räth ein eigenthümliches Verfahren an. Er weist den Fremden in das erste beste Weinhaus, von denen das eine oder andere um so leichter aufzufinden ist als die Aushängeschilder sämmtlich in russischer und deutscher Sprache abgefaßt sind, beiläufig „ein zartes russisches Compliment das zugleich ein tiefes Ergründen unserer hervorspringendsten Charakteristik bezeichnet". Er kann gewiß sein daß er daselbst aus schuldiger Rücksicht gegen die Haupt- und Stammgäste einen deutschsprechenden Marqueur oder eine detto „Marquise" vorfinden wird, und hat sich sein Frühstück mit etwas lauter Stimme in deutscher Sprache zu bestellen. Beim Frühstück ist der Deutsche immer in weicher Stimmung, namentlich im Ausland. Die Stammgäste rücken dem Fremden näher und leicht folgt die Bitte um einen Besuch, dem sich dann das Verhältniß einer helfenden und rathenden Gastfreundschaft anschließt. Was diese Gastfreundschaft in Petersburg bedeutend unterstützt, ist der große Ueberfluß und die daraus entspringende Billigkeit der Lebensmittel, von deren Fülle man sich kaum eine Vorstellung zu machen vermag.

„Mit dem Glockenschlag zwölf in der Nacht auf Heilige drei Könige brechen im gesammten Reiche die Bauern nebst ihren mit Fleisch, Fischen, Wild und eingemachten Früchten, welche letztern man in keinem Lande so zierlich und wohlschmeckend bereitet, reich bepackten Schlitten auf und ziehen nach den Hauptstädten, besonders nach Petersburg, oft 2—3000 Werst weit. Hier verkaufen sie ihre Waaren gewöhnlich zu ganz vortheilhaften Preisen und ziehen dann in langen Karavanen fröhlich und trunkenen Muthes in die Heimat zurück. Doch nur bei sogenannten schönen Wintern, worunter sie eine anhaltende Kälte von 20—24 Grad Réaumur verstehen. Dann sind die Schneebahnen fest und glatt, ihre kleinen Pferde, nicht größer als ein mäßiger Stier von 1½ Jahren, ziehen frisch und munter der Hauptstadt zu, und ihre Eßwaaren kommen wohlerhalten an Ort und Stelle an. Tritt dagegen Thauwetter ein, so sind diese Armen höchst beklagenswerth. Die Ernte ihrer Jahresmühen geht ihnen dann rettungslos verloren. Ja wenn es auch gleich wieder friert, sodaß die Mundvorräthe scheinbar gut erhalten am Ziele ihrer Reise anlangen, so ist doch schon hinsichtlich des Fleisches das Mistrauen geweckt und damit Absatz und Preis bedeutend geschmälert; bei den Fischen aber kann nie die mindeste Täuschung stattfinden, denn der Russe erkennt auf den ersten Blick ins Auge des Thieres und an den Folgen eines leisen Drucks gegen dasselbe, ob es schon ein mal aufgethaut war, und dann nimmt er es um keinen Preis für seine Küche. Bei auffallend milden Wintern wo die Kälte häufig mit Thauwetter wechselt, wie dies z. B. im Winter von 1841—42 der Fall war, da legt sich schon an den Thoren die Polizei auf eine scharfe Untersuchung, und so kam es daß in jenem unglücklichen Winter viele Hunderte von Schlitten die Stadt gar nicht betreten durften; ihr Inhalt ward ins Wasser geworfen oder in die Erde vergraben, und so blieb den Verunglückten weiter Nichts übrig als Pferdchen nebst Geschirr und Schlitten zu verkaufen und betrübt und darbend den ungeheuern Weg mitten im Winter zu Fuß zurückzulegen. Zum Glück aber sind solche schlechte (milde) Winter äußerst selten; eines solchen wie der obengenannte wo die Newa zwei mal aufging und wieder gefror, wußten sich die ältesten Menschen in Petersburg nicht zu erinnern."

Der Kronschatz scheint nach den Angaben Jerrmann's in Rußland die Stelle eines allsegenspendenden Schutzgeistes zu vertreten. Seiner Beihülfe ward schon oben gedacht; da ist noch ein anderes Beispiel. Die Bauten sind in Petersburg wegen der Solidität mit der sie ausgeführt werden müssen ungemein kostspielig, allein die Krone erleichtert solche den Privaten in einer Weise wie man sie in keinem Lande der Erde wiederfinden dürfte.

„Hat ein Bauherr nur die Mittel sein Haus unter Dach zu bringen, so wird nach dem Plan des Baus der Werth desselben wenn er beendet sein würde tarirt und zwei Drittheil dieser Totalsumme, die oft mehr beträgt als schon hinein gebaut worden, werden ihm sofort von der Krone vorgestreckt. Er übernimmt dagegen nur die Verpflichtung jährlich vier Procent Zinsen und vier Procent vom Capital abzuzahlen, Beides aber fortlaufend von der Summe des ursprünglichen Darlehns, sodaß bei regelmäßiger Zahlung die ganze Schuld in circa 20 Jahren getilgt ist. Auf diese Weise sind viele, namentlich deutsche betriebsame Männer reich geworden, denn haben sie nur irgend ein Geschäft oder eine Stellung die sie ernährt und ein geringes Capital um den Bau zu beginnen, so finden sie leicht hinlänglichen Credit um das Gebäude unter Dach zu bringen. Durch die Kronvorschüsse zahlen sie dann die Schuld zurück, und ist der Bau einmal beendet, so können sie ohne Mühe durch die Miethserträge Zinsen und Capital tilgen, das nur in Summa acht Procent beträgt. Die Abgaben belaufen sich nicht ganz auf ein Procent; in den ersten 20 Jahren fallen keine bedeutenden Reparaturen vor, und das müßte ein schlechtes Miethhaus sein das in einem nur einigermaßen vortheilhaft gelegenen Theile der Stadt nicht mindestens zehn Procent Zinsen trüge."

Die öffentlichen Erziehungsanstalten von Petersburg stehen fast unter der förmlichen Oberaufsicht des Kaisers. „Vor seinen visites domiciliaires sind sie weder Tag noch Nacht sicher." Oftmals läßt Jerrmann ihn von seinem eisernen Feldbett mitten in der Nacht aufspringen um eine kleine nächtliche Inspectionsreise anzutreten, und bemerkt dabei beiläufig, auf einem andern als seinem eisernen Feldbett habe er nie (?) geschlafen. Nicht selten bedient sich der Zar bei jenen Visiten (um nicht zu sagen Visitationen) des ersten besten Fuhrwerks das er an den Straßenecken findet.

„So fuhr ihn ein Iswostschik einst in einer schneeigen Nacht in seinem Schlitten nach einem entfernten Theile der Stadt. Das Fuhrwerk mußte sehr lange warten, und als der Kaiser wieder herabkam es zu besteigen und bezahlen wollte, fand es sich daß er kein Geld bei sich hatte. Schmunzelnd meinte der Iswostschik, das habe Nichts zu bedeuten, und als der Zar sich in den Schlitten werfend zerstreut ein „Na domo" (nach Hause) rief, trieb jener sein finnländisches Pferdchen im gestreckten Trabe dem Winterpalais zu und hielt in dessen Nähe plötzlich an, den Fuhrherrn fragend anschauend. Befremdet stieg der Kaiser ab, bestellte ihn für den nächsten Abend an denselben Ort und fragte weggehend: «Kennst du mich?» Ein pfiffiges «Nein» war die Antwort, und am nächsten Abend erhielt er eine stattliche Belohnung, wol minder für sein Zutrauen als seine schelmisch-schlaue Discretion. Bei solchen nächtlichen Visiten in den Corps finden strenge Untersuchungen statt. Der erste Blick des Kaisers beim Eintritt in den Corridor ist auf den Thermometer gerichtet; wehe! wenn der nicht die vorgeschriebenen 14 Grad anzeigt. Dann werden die Säle durchwandert, ob überall Licht, überall die dienstthuenden Dujouranten wachend sind. Nun werden die Betten der Schüler untersucht; der Kaiser zieht die Decken herab, und in der einen Hand ein Licht wendet er mit der andern die Buben hin und her und untersucht aufs strengste die Reinlichkeit der Wäsche und Körper. Oft fodert er sie auf, um ihre

Körperstärke zu erproben, mit ihm zu ringen, und es müßte für den plötzlich hinzutretenden Fremden kein uninteressantes Schauspiel sein den Selbstherrscher aller Reussen zu sehen, wie fünf bis sechs Knaben an seinem gigantischen Körper wie an einem Obstbaume hangen und die äußerste Kraft aufbieten den Herrn über 40 Millionen Menschen auf den Fußboden zu werfen. Heinrich's IV. Replik an den spanischen Gesandten: «Vous êtes père? Je puis donc continuer ma cours!» hat bis auf Meidinger alle Grammatiken und Vademecums füllen helfen; von den väterlichen Spielen des mächtigsten Monarchen Europas mit wildfremden Knaben weiß man Nichts als die lächerlichsten und abenteuerlichsten Gerüchte, die Müßiggang und Plauderwuth erfinden. In den vertraulichsten Familiencirkeln des Hofes wird nicht selten über diese Ausgeburten einer corrupten Phantasie gescherzt, und als Beweis daß solche Albernheiten zu seinen Ohren kommen, sagte Nikolaus zu dem charmanten Vicomte de Custine, als er ihm die Knaben in den Corps zeigte, deren munteres, frisches Wesen jenem auffiel: «Voici de ces jeunes gens, dont je dévore chaque semaine quelques-uns»; und Graf Orloff der gerade hinzutrat und ihm vorgestellt wurde, präsentirte sich selbst als le fameux empoisonneur!"

Als die erste Wohlthätigkeitsanstalt der Welt bezeichnet Jerrmann das Hotel des Findelhauses. Unter den Begünstigungen die die verstorbene Kaiserin Marie demselben zuwendete, steht das Monopol der Spielkarten obenan. Die Stempeltare ist enorm, beinah so enorm als der Verbrauch der Spielkarten in Rußland selbst; sie beträgt nämlich für jedes Spiel nach Jerrmann's ungefährer Angabe etwas über fünfzehn Neugroschen. Gegenwärtig steht das Findelhaus unter dem Protectorat der regierenden Kaiserin.

„Weder sichtbar noch sehend", beschreibt Jerrmann, „empfängt die Wächterin im Innern des Gemachs das kleine, von der übrigen Welt hülflos verlassene Wesen, auf das Geläut an der Thorglocke dreht sie die äußere Hälfte eines Kastens nach innen und hört kaum den letzten Segenswunsch mit dem die oft verzweifelnde Mutter ihr Liebstes auf der Welt, einen Theil ihres eigenen Seins der Fürsorge fremder Menschen anheimstellt. Unmittelbar nach dem Empfange wird das Kleine ärztlich untersucht; über jedes Merkmal an seinem Körper, seiner Wäsche, oder über Alles was sonst seine erste Wanderung begleitet, wird ein genaues Protokoll aufgenommen; es wird sofort gebadet, neu-bekleidet, mit einer Nummer versehen und der stets bereit gehaltenen Amme übergeben. Rührend ist es zu sehen wie am heitern Frühlingsmorgen, oft in langen Zügen, verschlossene Wagen durch die Straßen langsam ziehen, die Ammen mit ihrer unschuldsvollen Bürde hinaus aufs Land zu führen. Hier bleiben die Kleinen jahrelang unter Aufsicht von Aerzten und Beamten der Anstalt die ihre Pflegerinnen regelmäßig und streng inspiciren. Nach den glücklich zurückgelegten ersten Jahren werden sie ins Findelhaus zurückgebracht und nun beginnt das Werk ihrer Erziehung. Den Maßstab dazu bieten einzig ihre Fähigkeiten und ihre Neigungen. Diese Anstalt liefert so gut tüchtige Grobschmiede und Ackerbauer, als aus ihr schon ausgezeichnete Offiziere, Bildhauer und Musiker hervorgegangen sind; die Köchinnen des Findelhauses sind gesucht, seine Gouvernanten die beliebtesten in der ganzen Residenz. Hat der Jüngling in dem Hause selbst welches das hülflose Kind empfing, seine Erziehung vollendet, so steht ihm die Wahl des künftigen Berufs frei; natürlich bilden Fähigkeiten und Betragen den Maßstab der Bewilligung. Er kann sich den Wissenschaften, Künsten, der Technik, dem Militair, dem Seewesen, dem Handwerk widmen, ganz nach Belieben, und seine weitere Ausbildung geschieht wie bisher auf Kosten des Findelhauses, von da an auf Kosten der Krone, der er alsdann allerdings eine zeitlang die erworbenen Kenntnisse im Staatsdienst widmen muß; aber diese Beschränkung ist keine so harte, denn es ist am Ende Nichts als wonach sich so viele Tausende jahrelang vergebens sehnen — eine Staatsanstellung unmittelbar nach Vollendung ihrer Bildung. Früher konnten diese Findelkinder von den Aeltern jederzeit reclamirt werden; in jüngster Zeit jedoch hat eine Ukase die Rücknahme erschwert oder gar unmöglich gemacht, um dem übergroßen Misbrauche zu steuern, zu dem die leichte Art das zarteste Lebensalter neuer Weltbürger zu sichern, gewissen- und herzlose Aeltern verleitete, auch ohne dringende Noth die Stimme der Natur zu unterdrücken und das Pfand oft priesterlich geweihter Liebe der Sorge des Staats temporair anzuvertrauen."

Ehe ich zu dem die Wißbegier aufstachelnden Thema von der russischen Polizei und Justiz komme, verweile ich mit zwei Worten bei dem berüchtigten Pensionswesen, von welchem unser „unpolitischer Führer" wie von so manchem Andern den schwarzen Flor eines herben Vorurtheils abzieht. Er bestätigt daß nach zurückgelegtem zweiundzwanzigsten Dienstjahre Anspruch auf volle Pension, d. h. auf ebenso viel als sein etatsmäßiger Gehalt betrug, dem Beamten zusteht. Allein Dies kann jedenfalls nur billig erscheinen, wenn wie Jerrmann versichert, der höchste etatmäßige Gehalt (von den Chargen eines Feldmarschalls, eines Ministers abgesehen) nur 4000 Rubel Banco, d. h. etwas mehr als 1000 Thaler beträgt. Da die höhern Staatsdiener mit diesem Gehalt nicht existiren können, so sind ihnen temporaire Emolumente zugewiesen die mit der Pensionirung erlöschen. Bei dieser Einrichtung stehen sich die Beamten ganz gut und nach dem Willen der Krone sollen sie sich auch gut stehen, denn je günstiger ihre äußere Stellung ist, einer desto strengern Verantwortung sind sie unterworfen. „Ein Unglück ist für Den in dessen Verwaltungskreis es fällt ein Verbrechen; eine Revolte in einer Compagnie entehrt den Commandirenden; der Unterschleif eines Kassiers bringt den Chef um seinen Credit." Aus diesem Verhältniß erwächst jene russische Beamtengewalt die von der keines andern Staats übertroffen werden kann. Jeder Beamte ist Herr soweit seine Verantwortlichkeit reicht. Selbst die finanzielle Verwaltung dürfen die Beamten nach ihrem bestmöglichen Vortheil besorgen, wenn sie nur ihre Pflicht im Kreise ihrer Verantwortlichkeit erfüllen. Diese Verantwortlichkeit führt oft zum Gebrauch der ungewöhnlichsten Mittel. Jerrmann erzählt einen Fall der die russische Sitte immerhin trefflich charakterisirt, mag auch die Strenge der Verantwortlichkeit dabei Einiges zur Entschuldigung beitragen.

„Es transportirte ein Offizier meiner Bekanntschaft kaiserliche Pferde. Der Mann ist das beste, weichste Herz unter der Sonne, und er versicherte mir er hätte öfters bei schlechtem Wetter, wenn er in einem Dorfe Nachtquartier bezog und kein Stroh vorfand, den Bauern die Häuser abdecken lassen. «Es that mir wehe», sagte er, «daß den Leuten der Regen in die Betten strömte, aber meine Pferde mußten trocken liegen, das geht auf meine Responsabilität.» Ich war froh daß die Dächer mit Stroh gedeckt waren, hätte er statt dessen Ziegel vorgefunden, ich glaube er hätte den Bauern die Betten weggenommen und sie unter seine Pferde gestreut. Dabei, ich wiederhole es, war er ein vortrefflicher Mensch; aber er war Russe, und der Russe kennt nichts Höheres als das Wort Dienst."

Vor der russischen Polizei und Justiz flößt Jerrmann wahrscheinlich wider Willen einen tiefen Ekel ein. Das dritte Wort was in Rußland Polizei und Justiz verbindet heißt Geld. Es wird z. B. Viel von den Schwierigkeiten gehört welche die Paßangelegenheit in Petersburg den Fremden verursacht. Jerrmann zeigt gelehrigen Schülern (Notabene die Gelehrsamkeit mißt sich hier nach der Schwere der Börse) den Weg einer schnellen Erledigung und zwar durch „Geschicklichkeit, keine Hexerei". Die ganze Geschicklichkeit beruht in der Ueberreichung eines Billets von 20 Rubel Banco. Der Beamte nimmt diese mit den Legitimationspapieren in Empfang, und hat er sich von ihrem Vorhandensein überzeugt, so ersucht er den Ueberreicher Nachmittags drei Uhr gefälligst wiederzukommen, wo er versichert sein kann auf das artigste empfangen und auf das schnellste expedirt zu werden. Einer ähnlichen Cor-

ruption begegnet man in dem Justizwesen, nicht weil die Gesetze, sondern weil die Personen ihrer Executoren schlecht sind. Der nächste heillose Uebelstand der russischen Justiz liegt darin daß die gesammte Gesetzgebung auf Ukasen beruht die im Laufe der Jahrhunderte zu einer ungeheuern Masse angewachsen sind. Diesen Ukasen gegenüber hat der Kaiser eine neue Justinianusarbeit aufgenommen, die um so nöthiger war als sich dieselben sehr oft widersprechen ohne daß sie sich ausdrücklich aufheben.

Sehen wir uns die praktische Justiz etwas näher an, so stößt man z. B. auf die Eigenthümlichkeit daß die Gerichte keine Sporteln erheben dürfen. So will es das Gesetz! Wie aber wird dies gehandhabt?

„Bei der geringsten Beschwerde die der Kläger einreicht findet schon der sie in Empfang nehmende Actuar oder Secretair daß die Form gänzlich verfehlt sei und erbietet sich sehr artig zu einer regelrechten Abfassung. Das ist nicht mehr noch minder als ein indirectes Gesuch um 20 Rubel Banco. Der in die Verhältnisse nicht Eingeweihte der die Abfassung seiner Bittschrift — denn dort ist Alles „Bittschrift" — in gehöriger Ordnung findet und auf deren Annahme besteht, kann versichert sein daß seine Eingabe in gehöriger Ordnung ad acta gelegt wird; der Eingeweihte aber wartet diese bedeutsame Kritik seiner „Bittschrift" nicht ab, sondern fügt ihr sofort die rectificirenden 20 Rubel bei und die Sache geht ihren Gang; nur ist zu bedauern daß der geringste Proceß wol zwanzig und mehr solcher „Bittschriften" erfodert, deren jede erst einem Encouragement von 20 Rubeln ihr Entstehen verdankt, wodurch oft die Summe eines vollständig gewonnenen Processes ohne alle gerichtlichen Kosten die Höhe der gehabten Monirungsspesen nicht zur Hälfte erreicht. Gehen die Beamten bei diesem Verfahren von dem moralischen Grundsatze aus dem Volke das Processiren zu verleiden und es soviel als möglich auf den Weg des gütlichen Vergleichs hinzuweisen, so erreichen sie vollkommen ihren Zweck. Sprüchwörtlich ist es in Rußland: Recht bekommt Jeder der es erlebt; und in der That ist sein Recht erkämpfen oft minder schwer als das Erkämpfte zu erhalten. So hatte Jemand einen Proceß in aller Form gewonnen, aber in Besitz des Urtheils zu kommen gelang seinen angestrengtesten Bemühungen nicht. Endlich nahm er seine Zuflucht zur List; er suchte den Referenten in seiner Sache auf, trug ihm sein Gesuch vor, und nachdem er sich von demselben ausführlich die Schwierigkeiten hatte herzählen lassen die bei den gedrängten Geschäften der Erfüllung seines Wunsches sich entgegenstellten, zog er die Brieftasche hervor, nahm ein Päckchen Banknoten heraus, riß es von oben nach unten in der Mitte durch, und die eine Häfte dem Manne des Rechts überreichend sagte er: «Da jeder Hälfte die an der andern Seite gleiche Nummer fehlt, so nutzen sie uns Beiden Nichts; meine Hälfte gebe ich verloren, bei Ihnen steht es der Ihrigen die volle Baluta zu verschaffen.» Andern Tags empfing er den Besuch eines sehr freundlichen Mannes, der ihm den wohlwollenden Vorschlag machte das mitgebrachte, rechtskräftig ausgefertigte Urtheil gegen die ungültig gewordene Hälfte Nichts bedeutender alter Banknoten umzutauschen."

„Wie selbst Männer von anerkannt rechtlichem und hochachtbarem Charakter das Recht handhaben, wie sie ihm den materiellen Vortheil des Staats selbst auf Kosten einzelner Individuen vorziehen, davon liefert nachstehender Fall aus dem Geschäftsleben des berühmten Finanzministers Cancrin einen sprechenden Beweis."

„Einer seiner Spione, denn kein Verwaltungszweig in Rußland ermangelt derselben, hinterbrachte ihm die Nachricht daß einer der öffentlichen Geldeinnehmer bedeutende ihm überlieferte Summen angegriffen."

„In Deutschland würde auf solche Denunciation sofort Kassenrevision erfolgen. Cancrin beeilte sich damit nicht, sondern trat in sein Bureau und rief einem am untern Ende des Saals arbeitenden Secretair laut zu: er möge die betreffenden Beamten unterrichten daß über acht Tage sämmtliche öffentliche Kassen der Residenz inspicirt werden würden. Natürlich erfuhr der Denuncirte eine Stunde später die ihm so hochwichtige Nachricht. Er lief nun eilig zu Juden und Türken und borgte auf einige Tage die fehlende Summe. Die Woche ging hin und die Revision begann. Zu dem Denuncirten kam der Finanzminister in eigener Person. Die Bücher wurden controlirt und der Bestand mit dem der Kasse verglichen. Dank seinen getäuschten Geschäftsfreunden stimmte die Kasse auf einen Kopeken. Mit zufriedenem Blick ließ Cancrin die Gelder wieder in den eisernen Koffer packen, schloß eigenhändig zu und steckte den Schlüssel in die Tasche."

„Eine Stunde darauf empfing der receveur-général seine Demission."

„Ein pflichtvergessener Beamter war der Spazierfahrt nach Sibirien entgangen, dem Rechte sein Opfer und mehren ehrlichen Männern ihr Eigenthum als Lohn zutrauensvoller Gefälligkeit, aber dem Staate war die angegriffene Summe gerettet und dem Minister seine Responsabilität. So werden in Rußland die Gesetze umgangen, doch nicht in allen Fällen mit gleicher scheinbarer Milde."

Als einen gegen die schmählichen Misbräuche der Justiz und Polizei muthig ankämpfenden Mann bezeichnet Jerrmann „den herrlichen Perowsky", Minister des Innern. Verkleidet ging derselbe oftmals in Läden und Buden, kaufte Zucker, Fleisch und Butter und untersuchte nach abgeschlossenem Handel das Gewicht. Die Polizei der Bestechlichkeit ihrer Beamten zu überführen machte er eines Tags dem Chef derselben die Mittheilung daß allnächtlich in einem gewissen Hause verbotene Hazardspiele stattfänden. Er entsandte zwei Beamte nach dem gedachten Hause die ihm als die zuverlässigsten bezeichnet waren. Diese ertappten die Spieler in flagranti am runden Tisch, vor sich das aufgehäufte Geld. Indeß gelang es den Letztern den Polizeityrannen begreiflich zu machen daß das „Ecarté" was sie eben gespielt ein höchst unschuldiges Vergnügen gewähre und daß sie dies „Commercespiel" nur zu hohen Summen spielten. Zum Beweis Dessen bot man den Beamten eine Partie zu 1000 Rubeln an: diese nahmen den Vorschlag an und Jeder von ihnen trug 1000 Rubel mit nach Hause. Am andern Morgen konnte der Chef dem Minister Etwas von einem freundschaftlichen Commercespiel berichten und die Polizeiofficianten bestätigten natürlich die ihrem Chef gemachten Mittheilungen auch dem Minister gegenüber. Da öffnete Perowsky eine Seitenthür und zeigte den bestochenen Dienern des Staats im Nebenzimmer rund um einen grünen Tisch sitzend dieselben Männer von gestern Nacht, in derselben Ordnung, dasselbe Hazardspiel spielend!

Ich halte inne. Das aus Jerrmann's Buche bisjetzt Ausgezogene genügt um das im Eingang hingestellte Urtheil zu rechtfertigen. Dem „unpolitischen" Charakter ist der Verfasser unwandelbar treugeblieben und deshalb ließ ich seinen Standpunkt gelten; daß er aber Proselyten machen werde glaube ich nicht. Für den bunten, bald anekdotenhaften, bald belehrenden Inhalt des Buchs habe ich Belege gegeben: im Uebrigen theile ich hier nur noch einige Titelüberschriften mit die die Neugier des Lesers anzuregen geeignet sind. Da lesen wir „Curiosa", „Brautschau", „Kutscher und Kuriere", „Henriette Sontag", „Joseph ist todt, aber Peter lebt", „Die Grausamkeit der Liebe", „Der Mond des Gebirgs", „Ein Abend auf der deutschen Colonie", auch „Eine russische Sekte". Dies letztere Capitel zeichnet ein unheimliches Nachtbild, von dem ich wünschen möchte die Phantasie des Verfassers habe ihr Theil daran.

Am Schluß möchte ich mit Jerrmann noch rechten wegen der Form seines Buchs: sie ist sehr unkünstlerisch. Der Inhalt ist durcheinander geworfen und wiederholt sich hier und da. Aber auch in Betreff dieses Mangels hat der Verfasser im voraus Abbitte gethan. Er ist ein zu liebenswürdiger Unterhalter als daß man ihm nicht verzeihen sollte.

2.

Dante's göttliche Komödie in ihrer Anordnung nach Raum und Zeit, mit einer übersichtlichen Darstellung des Inhalts. Vorträge, gehalten von J. K. Bähr. Nebst lithographirten Plänen der drei Reiche und 13 astronomischen Zeichnungen in Holzschnitten. Dresden, Kuntze. 1852. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es gibt keinen Dichter, man kann Das wol mit Bestimmtheit sagen, der eine so großartige Literatur hervorgerufen hätte wie Dante, aber es gibt auch kein Dichterwerk das so alles Höchste und Tiefste umfaßt, das einen so unerschöpflichen Reichthum tiefsinniger Gedanken, erhabener Empfindungen, großartiger Bilder, plastischer Gestalten vor uns ausbreitet, und das in allem Diesem ein so getreues Bild des innern und äußern Lebens, des ganzen Wissens und Empfindens einer von politischen und religiösen Kämpfen zerrissenen und nach dem Worte der Versöhnung ringenden Zeit uns vorhält, es gibt kein Dichterwerk von einer so wundervollen Kühnheit der Anlage und einer ebenso wundervollen Architektonik der Ausführung, keines das mit gleicher Meisterschaft das tiefste Grauen und Entsetzen, die Sehnsucht nach Licht und Erlösung und die unaussprechlichen Wonnen eines seligen Lebens im Reiche des ewigen Lichts und der ewigen Harmonie uns darstellt als die „Divina commedia". Bei solchen Vorzügen dieser Dichtung ist es durchaus nicht lächerlich wenn ein italienischer Gelehrter sagte: wenn man nicht selbst Dante sein könne, so gebe es kein größeres Glück und keinen schönern Beruf als Dante's Erklärer zu sein. Dieses Gefühl haben Tausende mit ihm getheilt, und diesem Gefühle verdanken wir die unzähligen Schriften über Dante und die unzähligen Commentare zur „Divina commedia".

Auch der neuesten Schrift über diesen Gegenstand von J. K. Bähr merkt man es an daß sie aus reiner Begeisterung für den unsterblichen Dichterheros hervorgegangen ist. Sie enthält eine Reihe von Vorträgen die der Verfasser vor einiger Zeit in der Akademie der Künste zu Dresden gehalten hat, um junge Künstler, wie er sagt, auf diese poetische Schöpfung vorzubereiten und ihnen eine gedrängte, leichtfaßliche, bildliche Uebersicht zu geben, damit sie in den Stand gesetzt werden ihre Schönheiten und ihren tiefen Inhalt richtig zu erfassen.

Das Werk ist also nicht sowol ein gelehrter Commentar, sondern der Verfasser hat die sehr zweckmäßige Form einer fortlaufenden, sehr ausführlichen Inhaltsübersicht gewählt, die alles Wesentliche des Gedichts enthält, die bedeutendsten Stellen in wörtlicher Uebertragung und so daß die Erklärung der Schwierigkeiten, der historischen, mythologischen und philosophischen Beziehungen, des allegorischen, symbolischen und ethischen Sinnes u. s. w. in den fortlaufenden Text verflochten ist. Großen Fleiß hat er namentlich auf die astronomischen Zeitbestimmungen verwendet, welche durch die an den betreffenden Stellen in den Text gedruckte astronomische Uhr dem Leser vollkommen anschaulich werden.

Der erste einleitende Vortrag enthält eine kurze Lebensgeschichte des Dichters, die Darlegung seiner politischen Ansichten und Aufzählung seiner übrigen Schriften, sodann die Charakterisirung der „Divina commedia" im Allgemeinen und die Enthüllung ihres allegorischen Sinnes, wie ihn Dante selbst in einem Briefe an Can grande della Scala angibt.

„Der Gegenstand der Dichtung von Hölle, Fegefeuer und Paradies", sagt der Verfasser, „im allegorischen Sinne ist der Mensch in Beziehung zum Irdischen und Göttlichen, und zwar der sündigende, büßende und glückliche Mensch .... Den Lastern hingegeben herrschen in ihm Angst, Unfriede und Verzweiflung; diese Abweichung von der göttlichen Ordnung zeigt uns die Hölle. Schwankend zwischen dem Guten und Bösen, aber durch den Glauben nach einem bessern Reiche strebend, wird er der Schuldbewußte, Reuige und Büßende, der durch den richtigen Gebrauch seiner Kräfte zur sittlichen Freiheit und zur Seligkeit des Lebens gelangt; im Fegefeuer, dem Berge der Sühne und dem irdischen Paradiese bildlich dargestellt. Durch göttliche Eingebung in Harmonie mit sich selbst und der Welt zur Erkenntniß des Wesens der Welt geführt, wird er der Glückliche und gewinnt die Ahnung eines ewigen Lebens; dieses Streben nach dem höchsten Ziele ist im Paradiese gegeben. Dante gibt durch sich das Beispiel wie der Mensch durch die Vernunft geleitet die Folgen der Laster gewahrt, durch Selbsterkenntniß, richtigen Gebrauch des freien Willens und durch die Kraft des Glaubens von der Sinnlichkeit befreit sich ein irdisches Paradies erwirbt, durch innere Reinheit zum Bewußtsein seiner göttlichen Natur und zur Erkenntniß Gottes gelangt, sich über die Sphären der Endlichkeit erhebt. So wird er in der Hölle der Betrachtende, im Fegefeuer der Büßende und im Paradies der Genießende."

Der Verfasser theilt darauf seine Beobachtung mit, wie Dante der Eintheilung seines Gedichts die mystischen Zahlen 3, 9, 10, drei mal 9 und drei mal 10 zugrundegelegt hat, indem die „Divina commedia" aus drei Theilen, jeder dieser Theile wieder aus drei Hauptabtheilungen besteht, die zusammen wieder in zehn Unterabtheilungen zerfallen; wie in der Hölle sowol als im Fegefeuer und Paradies immer mit dem neunten Gesange der erste Theil schließt und mit dem zehnten ein neuer Abschnitt beginnt, was ebenso in jedem siebenundzwanzigsten Gesange der Fall ist u. s. w. Um eine annähernde Deutung für diese Beobachtung zu finden, erwähnt er eine Stelle des Buonaventura, wo es heißt: „Alle Empfindung und Vorstellung im Weltall ist geheimnißvoll gebunden; der Schlüssel des Alles umschlingenden Bandes sind die heiligen Zahlen der 3 und der 7. Das ganze Räthsel der endlichen und unendlichen Existenz liegt in der doppelten 3 und der hinzutretenden Einheit. Das niedere Leben hat nämlich drei Stufen, das höhere ebenfalls; die siebente Zahl welche die doppelte 3 verbindet, hat in der menschlichen Sprache keinen Namen und keinen entsprechenden Zustand weil sie in Gott ist."

Der Sinn dieser Grübeleien des Mittelalters ist wol eben so wenig Jemandem klar als ihre wahrscheinliche Quelle, die geheimnißvolle Zahlenlehre des Pythagoras. Diese alte Lehre von der mystischen Bedeutung der Zahlen hat ihren Grund in thatsächlichen Erscheinungen der Natur, deren Warum wir nie ergründen werden, wie das Verhältniß der harmonirenden Töne in der Musik oder das Verhältniß der Entfernungen der Planeten von der Sonne, das sich wie 0, 3, 6, 12, 24, 48, 96, 192 verhält, doch so daß man zu jeder dieser Zahlen noch 4 addiren muß.

Der Verfasser weist nun zuvörderst noch viele sinnreiche Beziehungen nach die in der Dichtung verborgen liegen, und zeigt wie selbst das scheinbar Unbedeutende und Zufällige bedeutungsvoll ist und uns Stoff zum Nachdenken gibt, geht dann über auf Dante's Anschauung vom Weltgebäude und vergleicht das Ptolemäische System mit dem des Kopernicus, ehe er zu einer allgemeinen Uebersicht des innern Baus und der Eintheilung der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses gelangt, wie sie der Dichter der „Divina commedia" darstellt.

Nachdem so der Verfasser den Leser in dieser ziemlich ausführlichen Einleitung auf einen Standpunkt gestellt hat wo er das ganze Gebäude der Dichtung mit Einem Blicke übersehen kann, führt er ihn in den folgenden Vorlesungen durch die einzelnen Räume und zeigt ihm ihre Schätze, und er führt ihn als kundiger Cicerone so daß nichts Bedeutendes ungesehen, nichts Schönes ungenossen, nichts Seltsames unerklärt bleibt. In der That, wer nicht Zeit hat Dante's Dichtung selbst in die Hand zu nehmen und sie nicht nur zu lesen, sondern zu studiren, oder wer die allerdings bedeutenden Schwierigkeiten ihres Verständnisses fürchtet, der thut wohl mit diesem gewiß sehr zweckmäßigen erklärenden Auszuge sich zu begnügen, während Diejenigen die Dante's unvergängliche Schöpfung in ihrer

ganzen Größe und Schönheit in sich aufnehmen wollen, hier eine recht gute Vorschule für das Verständniß dieses Werks finden. 3.

Reise durch Deutschland, Oesterreich und Ungarn während der Ereignisse von 1848 und 1849. Von der Baronin Blaze de Bury. Aus dem Französischen frei übertragen von L. von Alvensleben. Weimar, Voigt. 1851. 8. 1 Thlr.

Ein wunderliches Buch oder doch wenigstens ein wunderlicher Titel! Von einer „Reise" ist man gewohnt factische Anschauungen, Beschreibungen und Dergleichen, wenn auch nicht im trockenen Stile der Guides des voyageurs — denn an Länder- und Ortsbeschreibungen in diesem Sinne ist wahrlich kein Mangel —, so doch als sichere Grundlage für die subjectiven Anschauungen und Betrachtungen zu empfangen. Am allerwenigsten wird man aber unter jenem Titel eine Reihe politischer Expectorationen erwarten die ebenso gut im Studirzimmer oder Boudoir geschrieben sein könnten und nur äußerst lose mit den Orten zusammenhängen an deren Namen sie mehr oder minder zufällig geknüpft sind. Nur der mittlere Theil des vorliegenden Buchs sieht wenigstens einer wirklichen Reise ähnlich und könnte allenfalls die Bezeichnung „Flüchtige Bemerkungen auf flüchtiger Reise" beanspruchen. Alles Uebrige, mit Ausnahme einzelner karg eingestreuter Züge, trägt den Charakter absichtlicher politischer Meditationen die durch ein paar einzelne Anekdoten Interesse gewinnen können, während sie an sich eben nichts Neues bieten. Das Werk gehört sonach nicht in das Fach der Länderkunde, sondern überwiegend in das der Politik.

Wir wollen nicht untersuchen wie weit dieser eigenthümlich modificirte Charakter des Buchs etwa auf Rechnung des Uebersetzers zu stellen sein mag, der seiner Angabe zufolge auf den Wunsch des Verlegers „bedeutende Kürzungen des Originals" hat vornehmen müssen, und der sich überdies — ein eigenthümliches Verhältniß! — mit den Ansichten der Verfasserin sehr wenig einverstanden erklärt, obwol er die „Anmerkungen, Erläuterungen oder Berichtigungen", zu denen er an vielen Stellen sich gedrungen fühlte, dem Leser selbst überlassen zu sollen geglaubt. Wir wollen nicht bergen daß wir in gleichem Falle uns befinden. Denn an Anschauungen durch gefärbte Gläser, an schiefen Ansichten und oberflächlichen Urtheilen fehlt es nicht in dem Buche. Die Verfasserin scheint nicht selten von augenblicklichen Stimmungen (oder Verstimmungen) und capriciösen Launen sich beherrschen zu lassen und diesen einen bedeutenden Einfluß auf ihre Darstellungen — vielleicht wirklich unbewußt — eingeräumt zu haben. Einer der Hauptgründe der Verfasserin zur Abfassung dieses Buchs war der: „soviel als möglich die Meinung zu widerlegen welche behauptet die Anarchie habe in Europa überall den gleichen Grad der Entwickelung erreicht." Tritt einerseits aus dieser Aeußerung unzweideutig die Absichtlichkeit der politischen Tendenz des Buchs hervor, so beweist sie andererseits auch die von Haus aus schiefe Stellung der Verfasserin zu den politischen Verhältnissen welche hier bei einer Beleuchtung der Ereignisse von 1848 und 1849 zunächst in Betracht kommen. Denn wir möchten in der That wissen welcher unbefangen beobachtende Mann jene Meinung der Verfasserin theilte! Ob „der Körper den die Revolution in Deutschland ergriff, vollkommen gesund" gewesen, wie die Frau Baronin zuversichtlich behauptet, wird Jeder selbst entscheiden können der die damaligen Zustände nicht nur oberflächlich oder parteiisch angeschaut: in einem vollkommen gesunden Körper ist schwerlich eine so allgemein umsichgreifende, betrübend gewaltsame Krankheitserscheinung denkbar! Und wenn nun bei solcher Anschauung die Verfasserin noch behauptet sie habe die Menschen und die Ereignisse geschildert wie sie sind und ihr Buch enthalte nur Wahrheit: so dürfte Dies sehr cum grano salis zu nehmen sein, da bekanntlich jede Parteistellung den unbefangenen Blick trübt, mögen wir auch die Berechtigung derselben an sich zugestehen und mit dem Uebersetzer gern darin einverstanden uns erklären daß wir bei der Verfasserin den guten Willen die Wahrheit zu sagen (soweit das eben von ihrem Parteistandpunkte möglich war) nicht in Zweifel ziehen.

Dieser Standpunkt aber ist hier ein aristokratisch-absolutistischer. Und etliche freiere Aeußerungen beweisen eben nur den Mangel an tieferer Durchbildung und Consequenz, die dilettantische Oberflächlichkeit politischer Anschauung der wir in der Gegenwart so sehr häufig in beklagenswerther Weise begegnen. Als unzweideutigster Beweis dafür werden die Auslassungen über die ungarischen Verhältnisse dienen können, bei deren Lecture man in der That einen Reporter der „Times" vor sich zu haben glaubt. Eine wahrhaft komische Episode bildet in dem Buche die Charakteristik Leipzigs. Was in aller Welt nur hat die arme Stadt der Frau Baronin zu Leide gethan daß sie so gar gewaltig abgekanzelt wird? Sie ist ihr „das gemeinsame Centrum der Demokratie, das Hauptquartier des Studentenwesens, die Hauptstadt des Professorismus, die Stadt des Buchhandels und der Verbindungen, der Schenken und der Buchdruckereien, wo der Durst einer schlecht geleiteten und schlecht verdauten Wissenschaft sich mit dem des Biers und des Rheinweins mischt und eine Dampfmasse bildet gegen welche noch kein Sicherheitsventil erfunden ist... Von Höflichkeit ist keine Rede mehr; der Wirthshauskellner wird hier wie in Amerika eine Art Gehülfe der nur nach seiner Bequemlichkeit Dienste leistet. Begegnet es Einem daß man sich in den Speisesaal wagt um eine Zeitung zu suchen, so sieht man die Tische mit Männern besetzt welche Brillen tragen, bleiche Gesichter und Hände von zweideutiger Reinlichkeit haben und sich untereinander Herr Doctor nennen" u. s. w. Nur das Geschäft der Firma F. A. Brockhaus findet hier Gnade vor den Augen der Verfasserin.

Bei dieser Gelegenheit bezeichnet sie auch den Charakter des Norddeutschen überhaupt und zwar als ein Gemisch von „Schwärmerei und Liederlichkeit". Nimmt man dazu ihre gleich dahinter folgende Definition: „Ein liederlicher Kerl ist ein Mensch bei dem weder Solidität noch Ausdauer zu finden ist, ein Geschöpf bei dem, wenn ich mich so ausdrücken darf, Nichts zusammenhält; er weiß von Allem Etwas, spricht über Alles, thut von Allem Etwas, nur nicht seine Pflicht, an die er niemals denkt", nimmt man diese Definition hinzu, so wird fast der Verdacht rege, die Frau Baronin fingire nur die Französin und es walle auch ein gut Theil „norddeutschen Blutes" in ihren Adern.

Weiteres zur Charakteristik dieses Buchs scheint in der That kaum nöthig. Die absprechende Oberflächlichkeit, die sich nicht selten mit sehr subjectiver Eitelkeit vernehmen läßt, und in offenbarsten Widersprüchen Inconsequenz und Flüchtigkeit genug andentaglegt, wird wenig zur Empfehlung desselben beitragen, obwol es nicht ohne Geist geschrieben und als flüchtige Lecture eine Stunde lang unterhalten kann.

Die Uebersetzung ist fließend und gewandt wie sich Das von L. von Alvensleben erwarten ließ. Weshalb aber das Werk übersetzt worden ist, da es ja doch an anderweiten literarischen Zeugnissen von französischer Urtheilslosigkeit über deutsche Zustände nicht fehlt, ist eine Frage an das Schicksal die man freilich bei nicht wenigen Uebersetzungen neuerer und neuester Zeit frei hat ohne eine genügende Antwort zu bekommen. 4.

Ernst von Houwald.*)

Christoph Ernst Freiherr von Houwald, geboren am 29. November 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, gestorben am

*) Ernst von Houwald's sämmtliche Werke. Erster und zweiter Band. Leipzig, Göschen. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

28. Januar 1845 zu Lübben, war der Sohn eines Landgerichtspräsidenten und Besitzers der Standesherrschaft Straupitz. Die romantische Gegend des Spreewaldes in der er aufwuchs nährte den dichterischen Geist. Er offenbarte diesen schon auf dem Pädagogium zu Halle, das er 1793 bezog, indem er in inniger Freundschaft mit Contessa theatralische Aufführungen unter seinen Mitschülern leitete. Auch die Universitätsstudien wurden durch künstlerische Bestrebungen gewürzt. Von Halle 1802 zurückgekehrt kaufte er, da inzwischen sein Vater gestorben war, ein Landgut und wurde von den Ständen der Niederlausitz zum Landesdeputirten gewählt. Die Kriegsjahre zogen auch ihm viele finanzielle Noth zu. Von 1816 — 24 lebte bei ihm als Hausgenosse sein alter Freund Contessa, der 1825 in Berlin starb. Im Jahre 1816 trat Houwald zuerst mit Erzählungen auf, dann erschien das Trauerspiel „Die Freistatt" 1817, welches durch den damals großmächtigen Müllner eingeführt wurde, dessen Kritik auch späterhin maßgebend für Houwald blieb. Um die Aufführung der Houwald'schen Dramen machten sich hautpsächlich die dresdener und berliner Bühne verdient. Im Jahre 1818 erschien „Die Heimkehr", 1819 „Das Bild", das mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde, und „Der Leuchtthurm"; 1820 folgte „Fluch und Segen", welches Trauerspiel gleichfalls großen Beifall fand. Im Jahre 1821 wählten ihn die Stände der Niederlausitz einstimmig zum Landsyndikus; diese Wahl bewog ihn nach Neuhaus bei Lübben, in welcher Stadt sich das Landschaftshaus befand, überzusiedeln. Im Jahre 1822 dichtete Houwald auf Ersuchen der münchener Intendantur zur Feier der Vermählung der Prinzessin Amalia von Baiern mit dem Prinzen Johann von Sachsen das Drama „Der Fürst und der Bürger"; die Intendantur legte es aber, vielleicht aus politischen Gründen, zurück, und es erschien zuerst 1823 auf der berliner Bühne. Im Jahre 1823 dichtete er „Die Feinde", 1827 das Trauerspiel „Die Seeräuber". Dies war sein letztes Drama, seit dieser Zeit nahmen die ständischen Geschäfte ihn so in Anspruch daß er nicht wieder zu den Musen zurückkehrte. Im Jahre 1845 starb er plötzlich auf dem Wege von Neuhaus nach dem ständischen Bureau in Lübben, von einem Nervenschlage getroffen.

Dies ist die Lebensgeschichte Houwald's nach der Biographie von F. Adami, welche in der neuen Gesammtausgabe der Werke enthalten ist. In seiner amtlichen Stellung hat sich Houwald sehr verdient gemacht, sein Charakter war in hohem Grade liebenswürdig. So schildert ihn nicht blos der Biograph, sondern auch ein Universitätsfreund, der jüngere Voß, in seinen Briefen an Jean Paul (S. 129), die der Biograph nicht berücksichtigt hat. Dies zeigte sich namentlich auch im engern Familienkreise. Ein wie gemüthlicher Familienvater Houwald war, erhellt aus den Dichtungen der Märchen, die er zunächst für seine Kinder niederschrieb; diese haben fortwährend hohen Reiz für Kinder. Auch seine Erzählungen haben ihn mit Recht beliebt gemacht, und einige sind denen von Cervantes an die Seite zu stellen. Anders aber sieht es mit seinen dramatischen Versuchen aus. Richtig hat man gesagt daß sie reich sind an Einzelheiten von besonderer Schönheit, besonders wo der Dichter das Idyllische malt, es spricht sich darin wieder sein sanfter Charakter aus. Aber auf den Geschmack des Publicums haben sie im Ganzen nachtheilig eingewirkt, sie haben eben die Aufmerksamkeit der Zuschauer hingelenkt auf das Sententiöse und Malerische im Drama und von der würdigen Auffassung des Dramas als eines Ganzen abgeleitet. Zum Andern trifft sie der Vorwurf der die meisten Dramen ihrer Zeit trifft, daß sie an Willkürlichkeiten leiden, sowie das Schauerliche und Tragische wunderlich miteinander vermischen. Trotz des außerordentlichen Beifalls den sie zu ihrer Zeit fanden, hat daher schon nach dieser Seite die Kritik über sie das Urtheil gesprochen. Die vorliegende Gesammtausgabe möchte daher weniger einem laut gewordenen Bedürfniß des Publicums zuzuschreiben als wie ein Freundschaftsact zu betrachten sein. Der erste Band enthält außer der Biographie von Adami: „Die Freistatt", „Die Spielkameraden", „Die Heimkehr", „Seinem Schicksal kann Niemand entgehen", „Das Bild", „Der Leuchtthurm"; der zweite Band: „Fluch und Segen", „Fürst und Bürger", „Die Feinde", „Die Seeräuber", „Die Genesung". Der dritte Band soll enthalten: „Novellistische Dichtungen und Erzählungen"; der vierte Band: „Kinderschriften, Märchen und kleine Schauspiele"; der fünfte Band: „Gedichte, Märchen und Erzählungen" und das Ganze bis zur Jubilatemesse 1852 vollendet sein.

5.

Notizen.

Die Grabschrift der Maintenon.

Die Grabschrift der Maintenon, deren Asche bekanntlich unter dem Chor der Kirche von St.-Cyr ruht, die sie selbst gegründet, ist unstreitig eine der längsten, aber auch eine der poesielosesten und langweiligsten. Sie ist langweilig wie das ganze Spät-Jahrhundert des großen Ludwig, armsünderhaftängstlich wie dessen trauriger Hintritt, und nebenbei so scrupulös-gewissenhaft-Nichts-vergessenwollend was vor Gott dienlich sein könnte, daß man glauben sollte die Maintenon habe sie vor ihrem Ende selbst verfaßt. Auch aus Grabschriften lassen sich Zeitalter studiren und diese wenigstens trägt deutlich den Stempel der Verfallenheit eines ganzen abgelebten Jahrhunderts. Sie lautet in wortgetreuester Uebersetzung so:

Hier ruht
Frau Françoise D'Aubigné,
Marquise von Maintenon.
Eine berühmte Frau, eine wahrhaft christliche Frau,
diese starke Frau, die der Weise vergebens
in seinem Jahrhundert suchte,
er hätte sie uns zum Muster aufgestellt,
hätte er in dem unserigen gelebt.
Ihre Geburt war sehr edel,
man rühmte bei guter Zeit ihren Geist
und mehr noch ihre Tugend.

(Das Frostige dieser Tugend erstreckt sich noch bis auf die Grabschrift.)

Weisheit, Sanftmuth, Bescheidenheit
diese drei
bilden ihren Charakter, der sich nie widersprach.
Stets sich gleichbleibend in den verschiedensten Lebenslagen;
immer dieselben Grundsätze, Regeln, Tugenden:
treu in den Uebungen der Frömmigkeit;
ruhig mitten in den Unruhen des Hoflebens;
einfach in ihrer Größe;
arm inmitten von Schätzen.
(Pauvre dans le centre des richesses.)

(Die Grabschrift ist selbst so „pauvre", daß man unwillkürlich geistreicher übersetzen muß.)

Demüthig bei der Ueberfülle von Ehren;
verehrt von Ludwig dem Großen;
umstrahlt von seinem Ruhm
(environnée de sa gloire);
autorisirt durch das innigste Vertrauen;
Verwahrerin seiner Huldbezeugungen
(dépositaire de ses graces);
der nie Gebrauch machte von seiner Macht
als nur durch ihre Güte.
Eine zweite Esther an Gunstempfang (dans la faveur);
eine zweite Judith an Gebetsstärke (dans l'oraison);

(Man könnte auch vertiren: an Redekraft; da aber die Betschwester die Rednerin bei Frau von Maintenon noch überwog, so haben wir jene Wendung vorgezogen.)

Die Mutter der Armen;
die ewige Zuflucht der Unglücklichen.
Ein so illustres Leben
beschloß
ein heiliger, vor Gott kostbarer Tod.
Ihre Asche verblieb in diesem heiligen Hause,
das sie selbst gegründet,
der Welt aber hinterließ sie das Beispiel
ihrer Tugenden.
Geboren den 28. November 1635.
Verblichen den 15. April 1719.

Was an dieser langathmigen Grabschrift poetisch ist, haben wir mit gesperrter Schrift markirt. Es ist Dies nämlich die Wahrheit die selbst in ihrer einfachsten Aeußerung nie die Poesie verleugnet. Eine Mutter der Armen, eine Zuflucht der Bedrängten war sie; auch war ihr Ende ein christlich-schönes. Aber dies Alles in die Form der Langeweile eines ganzen vierundachtzigjährigen Daseins gegossen nimmt sich trotzdem grau, knapp, frostig, kühl und pedantisch aus. Es ist Dies übrigens, wie gesagt, nicht das Epitaph der Frau die einst Françoise d'Aubigné-Maintenon hieß, sondern es ist die Grabschrift eines ganzen verfaulten Jahrhunderts. 6.

Der Prälat Burscher in Leipzig.

Der jetzigen Generation ist der ehemalige Professor der Theologie den die Ueberschrift nennt so sehr aus ihrem Gesichtskreise entrückt daß ihr eine Erinnerung an ihn nicht unlieb sein dürfte. Burscher, der in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts starb, war eine Celebrität der leipziger Universität oder machte sich wenigstens dazu. Unzählige Anekdoten waren über ihn in Umlauf und ganz neuerdings findet man in Bretschneider's Autobiographie gar artige Mittheilungen über ihn. „Bei seiner grenzenlosen Eitelkeit, die uns sehr erheiterte", erzählt Bretschneider, „war er doch ein so kindlich gutes und treffliches Gemüth und ein solcher Studentenfreund daß wir ihm seine Sonderbarkeiten alle zugutehielten und ihm nur Beweise von Ehrerbietung gaben. Er pflegte immer zu sagen: Kommen Sie nur zu mir, meine hochgeehrtesten Herren! Ich weiß Alles! In einem Collegio sagte er: Die neuen Herren die ich weiß nicht was Alles in der Bibel finden wollen — hm! hm! — zu denen spreche ich: Komm' her, Herr Bruder! Komm' zu mir in die Schule, ich will dir Alles so demonstriren daß du überzeugt werden mußt. Ja, kann ich Das denn auch? Ja, denn ich weiß Alles, ich bin fest! Aber, werden mich meine hochzuverehrenden Herren fragen, warum schreibst du denn nicht und legst der Welt die Wahrheit vor Augen daß sie glauben muß? Ha! da gäben die Neologen mir Eins ab, das hätt' ich davon und mein Buch schmissen sie hin! Nein! da will ich's lieber meinen hochzuehrenden Herren hier im Zusammenhange vortragen und ihnen den richtigen Gesichtspunkt zeigen. Hier habe ich Ihnen auch die Quellen selbst mitgebracht, das sind aber lange noch nicht alle; denn wenn ich sie meinen hochzuehrenden Herren alle zeigen wollte, so müßte ich in diesem ganzen Auditorio Repositoria aufsetzen lassen und sie reichten doch noch nicht zu allen zu." Ein ander mal redete er von den Schicksalen der Frommen und der Ketzer am Tage des Jüngsten Gerichts: „Was wird denn der Herr Christus an jenem Tage die Socinianer fragen? Er wird fragen: Glaubst du daß ich Gottes Sohn bin? Nein! Warum nicht? Hast du wol die Heilige Schrift gehabt? Ja, aber ich habe sie nicht verstanden. Nicht verstehen wollen, nicht verstehen wollen. Fort, fort mit dir in den Abgrund!... Aber, werden meine hochzuehrenden Herren fragen, was wird der Herr Christus zu dir sagen? Du dahinten, mein treuer Knecht, Prälat Dr. Burscher, komm' her, da, hierher, neben mir!" „Burscher docirte immer mit lebhafter Gesticulation. Als er biblische Geographie privatim las und auf den babylonischen Thurm kam, demonstrirte er auf dem Katheder weitläufig wie der Thurm gebaut gewesen, und sagte er müßte mit dem Münster zu Strasburg viel Aehnlichkeit gehabt haben. Endlich sprang er sogar vom Katheder herunter, trat vor seine Zuhörer hin und machte ihnen in seiner Hand vor wie der babylonische Thurm gebaut gewesen sein müßte." 7.

Chamisso's „Peter Schlemihl".

Friedrich Perthes schrieb über Chamisso an Fouqué („Briefe an Fouqué", S. 289): „Sehr unglücklich ist der Mann: er hat kein Vaterland! seine Natur gehört ganz seinem Mutterlande an, er kann davon sich nicht trennen und kann doch auch nicht zu den Menschen gehören die dort fast möchte ich sagen wachsen. Die Liebe zum Vaterland, das Gehören zu einer Nation und die Theilung mit allem Glück und Unglück derselben scheint dem Menschen so tief eingeseelt zu sein daß kein Verhältniß, keine Wissenschaft, keine Universalität, ja nicht die Liebe und Gott hienieden über solchen Verlust uns trösten, uns ihn ersetzen können." Wie schon Andere gemeint haben daß die hier angedeuteten Ideen dem seltsamen Büchlein „Peter Schlemihl" zum Grunde liegen, so findet diese Meinung hier selbst ihre Bestätigung. Es wird in diesem Büchlein vom Dichter der eigene Schmerz, das Weh des aus dem Vaterlande, aus der Nation gestoßenen Verbannten, aus sich herausgelöst, poetisch gestaltet und versöhnt. 8.

Bibliographie.

Aennchen von Tharau. Drama in zwei Aufzügen. Mit 2 Musikbeilagen. Halle, G. Schwetschke. Gr. 16. 12 Ngr.

Florencourt, F. v., Meine Bekehrung zur christlichen Lehre und christlichen Kirche. 1stes Heft. Paderborn, Schöningh. 8. 24 Ngr.

Hammer-Purgstall, J. Freih. v., Literaturgeschichte der Araber. Von ihrem Beginne bis zu Ende des 12. Jahrhunderts der Hidschret. 1ste Abtheilung: Die Zeit vor Mohammed und die ersten drei Jahrhunderte der Hidschret. Zwei Bände. Wien. 1850, 51. 4. 9 Thlr. 10 Ngr.

Heyden, F. v., Die Königsbraut. Gedicht in fünf Gesängen. Leipzig, Brandstetter. 1851. 16. 22½ Ngr.

Heyse, P., Urica. Berlin, Hertz. 16. 7½ Ngr.

Holtei, K. v., Die Vagabunden. Roman. Vier Bände. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hutterus, J. M., David. Drama in drei Aufzügen. Trier, Lintz. 1851. 16. 12 Ngr.

Kurnik, M., Angela. Roman in zwei Bänden. Breslau, Korn. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Müller, O., Der Tannenschütz. Weihnachts-Novelle für 1851. Bremen, Schlodtmann. 16. 22½ Ngr.

Oettinger, E. M., Iconographia Mariana oder Versuch einer Literatur der wunderthätigen Marienbilder, geordnet nach alphabetischer Reihenfolge der Orte, in welchen sie verehrt werden. Mit geschichtlichen Anmerkungen. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Pfaff, C., Wildmeisters Röschen. Eine Novelle. Augsburg, Schmid. Gr. 12. 18 Ngr.

Spalatin's, G., historischer Nachlaß und Briefe. Aus den Originalhandschriften herausgegeben von Ch. G. Neudecker und L. Preller. 1ster Band. — A. u. d. T.: Friedrichs des Weisen Leben und Zeitgeschichte. Jena, Mauke. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Steinthal, H., Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung der Ansicht W. v. Humboldts, verglichen mit denen Herders und Hamanns. Berlin, Dümmler. 1851. Gr. 8. 15 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № I.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

BILDER-ATLAS

zum

Conversations-Lexikon.

Von der neuen Ausgabe in 96 Lieferungen dieses Werks erschien soeben die

siebente bis zehnte Lieferung.

Preis einer Lieferung 7½ Ngr. = 6 Sgr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Januar 1852. **F. A. Brockhaus.**

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

December. Nr. 49—52.

Inhalt. *Der Hundekrieg. Eine Fabel. — Ein alter Bekannter. — *Joh. Paul Hebel's „Alemannische Gedichte" in neuester Ausgabe. — *Der Flüchtling. — *Der Nashornvogel. — Nur rein und gut! — Der Schnee. — *Der Meerengel. — *Die Paradiesfeige. — Knabe und Biene. — Das Eismeer. — Das Glöcklein der Seekapelle. — *Blumensprache für die Jugend. — *Die Bonifaciuskirche in München. — *Der Weihnachtsabend. — *Die Letten. — Die Martinswand. — *Der Eisvogel. — Selbstvertrauen. — Morlachische Drescher. — *Der Inschriftenfelsen zu Behistun in Persien. — *Winterleiden. — Der Zobel. — *Zweig des Kastanienbaums. — *Blumensprache für die Jugend. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Januar 1852. **F. A. Brockhaus.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die letzten Blüten.

Ein Roman

von

Arthalis.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lucas Cranach des Aeltern Leben und Werke.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet

von

Christian Schuchardt.

Zwei Theile.

Nebst einer Monogrammentafel.

12. Geh. 4 Thlr.

Eine kunstgeschichtliche Monographie, die für jeden Kunstforscher und Kunstfreund, aber auch für jeden Geschichtsforscher hohes Interesse hat. Der erste Theil des Werks enthält die **Lebensbeschreibung Cranach's** und seiner Schüler, sowie die Urtheile verschiedener Schriftsteller über Cranach. In ersterer ist zum ersten male ein reichhaltigeres, aus urkundlichen, bisjetzt ganz unbekannten Quellen geschöpftes Material benutzt und ein anschauliches Bild von Cranach als Mensch und Künstler gegeben worden. Der zweite Theil ist der **Beschreibung von Cranach's Werken** gewidmet; die reiche Masse derselben (Originalgemälde, Aquarellmalereien, Zeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte) ist stets nur nach eigener Anschauung kritisch beschrieben und beurtheilt und zum ersten male von den Werken seiner Söhne, Schüler und Gehülfen klar geschieden. Das ganze Werk ist das Resultat eines langjährigen, mit der größten Umsicht und Sachkenntniß verfolgten Studiums.

Leipzig, im Januar 1852. **F. A. Brockhaus.**

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Lohengrin et Tannhaüser
de Richard Wagner

par

Franz Liszt.

Gr. in-8. Broché. 1 Thlr. 10 Ngr.

Le même auteur a publié:

De la Fondation-Goethe à Weimar. Gr. in-8. Broché. 1 Thlr.

Bei **C. F. Winter, akademische Verlagshandlung** in **Heidelberg**, ist jetzt vollständig erschienen:

Euripides, übersetzt von J. J. C. Donner. Drei Bände. Gr. 8. Geh. Preis jeden Bandes 1 Thlr. 15 Ngr. oder 2 Fl. 40 Kr.

Früher erschienen:

Sophokles, von J. J. C. Donner. Dritte neu bearbeitete Auflage. Schillerformat. Zwei Bände. Fein gebunden. 2 Thlr. 4 Ngr. oder 3 Fl. 40 Kr.

Aeschylus, übersetzt von Heinrich Voss, zum Theil vollendet von Johann Heinrich Voss. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. oder 2 Fl. 42 Kr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Friedrich Bobrik.

8. Geheftet 1 Thlr. 22 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Karl Rosenkranz, der diese von **Friedrich von Wichert** herausgegebenen Gedichte des 1848 verstorbenen königsberger Dichters einführt, äußert darüber unter Anderm: „Wir empfangen hier Gedichte, die großentheils ihre Anerkennung sich schon erobert haben, die als sangreizende Lieder schon Jahre hindurch in ganz Deutschland gesungen und oft von mehr als einem Tonkünstler componirt worden sind.... Will man vergleichen, so wird man sich bald an Lessing's epigrammatische Knappheit, bald an Bürger's Volkston, bald an Goethe's naive Liedweise, bald an Schiller's festliches Pathos, vorallem an Georg Jacobi's anakreontische Laune erinnern können. Allein diese Erinnerung wird immer nur die Verwandtschaft der Form betreffen, denn bald werden wir überall die Selbständigkeit unsers Dichters empfinden, wie sie bei ihm aus der Innigkeit seines Gefühls entspringt. Diese Innigkeit hat denn auch den Rhythmus seiner Verse so leicht, so sanggerecht erschaffen daß man sie nicht einmal stumm zu lesen vermag, ohne nicht im Geist einen melodischen, von ihnen ausgehenden Ton zu vernehmen.... Nichts ist seltener als das einfache, seelenvolle Lied, und in diesem eben ist Bobrik Meister."

Leipzig, im Januar 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 1851. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

December. Nr. 49—52.

Inhalt. Landwirthschaftlicher Hülfs- und Schreibkalender auf das Jahr 1852. — Aufdeckung eines Plagiats. — Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen des Maschinenbauers Otto in Mertschütz bei Jauer in Schlesien. — Die Getreidetheuerung und der Getreidehandel. — Die Ackerbauschule zu Alach. — Die Gewerbeausstellung aller Völker in London. Fünfter Artikel. — Auffoderung. — Anfrage in Betreff des v. Mannsbach'schen Mittels gegen die Kartoffelkrankheit. — Eine Ansicht über die Entstehung der Kartoffelkrankheit. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 49—52, und **Artistische Beilage** Nr. 12.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung. Zweiter Theil. (Von den höheren Differentialquotienten.) Mit 4 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Der erste Theil erschien 1846 und kostet 1 Thlr. 26 Ngr.

In demselben Verlage erschien von dem Verfasser:

Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 2. —— 10. Januar 1852.

Inhalt.

Die populaire Behandlung der Philosophie und ihrer Geschichte.

1. Deutschlands Denker seit Kant. Die Lehren und Geistesthaten der bedeutendsten deutschen Denker in neuerer Zeit. In gemeinfaßlicher Darstellung für Lehrer, Lernende und gebildete Leser überhaupt. Dessau, Katz. 1851. 8. 2 Thlr.
2. Das Buch der Weltweisheit oder die Lehren der bedeutendsten Philosophen aller Zeiten, dargestellt für die Gebildeten des deutschen Volkes. Zwei Theile. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1851. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Weisheitslehre der Hebräer. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie von J. F. Bruch. Strasburg, Treuttel und Würtz. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

Der anonyme Verfasser des erstern Werks geht von der schönen Hoffnung aus daß jeder Gebildete heutzutage ein Interesse an der Philosophie habe. Abgesehen davon daß der Ausdruck dieser Hoffnung einen sehr naiven Standpunkt der Auffassung unserer Zeitverhältnisse verräth, daß sie ein kleiner Anachronismus von etwa 20 Jahren ist, da in diesen letzten nicht nur von Seiten der exacten Wissenschaften, sondern auch von dem linken Flügel des Philosophenheers viel gegen den Werth und das Interesse der Philosophie geeifert worden und leider mit großem Erfolge; abgesehen davon, sage ich, wäre es die Aufgabe einer populairen Behandlung der Geschichte der Philosophie dies Interesse des Gebildeten an ihr erst zu erweisen und zwar nicht nur etwa in der Einleitung, sondern in dem ganzen Werke. Je mehr die Philosophie sich seit langer Zeit durch termini technici (kann auch künstliche Grenzen heißen) von dem großen Publicum abgeschlossen hat, desto fester und gewissermaßen berechtigter ist das Vorurtheil desselben geworden, als gehe jene es Nichts an. Es ist deshalb, wo eine Annäherung wieder versucht wird, der Inhalt der Philosophie nicht blos klar und deutlich vorzutragen, sondern an jedem irgend wichtigern Punkte der Speculation muß der Einfluß desselben auf die Weltanschauung überhaupt, auf das sittliche und geistige Leben, auf die gewöhnlichen Meinungen und Ueberzeugungen rc. dargelegt werden. Das Interesse muß nicht vorausgesetzt, sondern erwiesen, nicht gehofft und erwartet, sondern angeregt und bewirkt werden; und ist dies um so eher nothwendig als das Interesse an der philosophischen Forschung eigentlich fast an sich das Ziel oder der wesentliche Zweck dieser Laienstudien sein soll und kann. Denn die Auffassung der Systeme oder auch nur Eines Systems in seiner ganzen Ausdehnung und Entwickelung ist schlechterdings unmöglich. Soll aber jenes Interesse einen wahren und dauernden Werth erhalten, so muß ihm auch ein entsprechender Inhalt, das heißt es muß dem Leser durch dasselbe ein reeller Zuwachs an seiner Bildung gegeben werden. Dies aber kann durch die bloße Mittheilung der philosophischen Systeme, und möchte Dies auch noch so sehr en miniature geschehen, nimmer vollbracht werden. Der Laie erhält dadurch nur einen mehr oder weniger überflüssigen und oft schädlichen Ballast von Gedankenstoff, den er nicht verarbeiten und mit seinen sonstigen Gedanken und Meinungen verweben kann. Zweierlei ist deshalb hauptsächlich im Auge zu behalten: erstens daß vorallem die Uebergänge von dem gewöhlichen alltäglichen Denken zum philosophischen sorgfältig dargelegt werden, daß die Unterschiede beider und ihre Vermittelung deutlich heraustreten, daß deshalb besonders der Begriff und die Anwendung der Methode welche dem Laien von Haus aus gewöhnlich fehlt, auf das klarste aufgezeigt und ihre Strenge dadurch ebenso gerechtfertigt als gefodert werden muß; denn nur dadurch wird es vermieden werden daß so viele

Laien (wir rechnen in Bezug auf die Philosophie auch die Gelehrten anderer Facultäten hinzu die eine philosophische Vorbildung verabsäumt haben), wenn sie aus tieferm Drange oder aus Neugier diese und jene philosophischen Bücher lesen, entweder in ihrem ganzen Denken confus werden oder in ein unmethodisches Sinnen und Grübeln verfallen, oder (was am häufigsten der Fall ist) die Philosophie der unnützen und werthlosen Speculationen zeihen und nicht begreifen können wie man bei gesundem Verstande auf solches Spintisiren kommen könne.

Das Zweite ist dann: daß man in solchen Büchern (im Gegensatz zu denen welche als Einleitung in die Philosophie für Studirende und voraussetzlich später selbständige Forscher dienen sollen und deshalb die erste Bekanntschaft mit den Materien und ihrer möglich vielseitigen Bearbeitung als Herausfoderung des Denkens zur Selbständigkeit bezwecken) nicht die weitläufigen Untersuchungen der Probleme und Lösungsversuche, sondern Resultate gebe, und zwar in einer durch jene Vorbereitung möglich gewordenen, nicht nur faßlichen, sondern im höhern Sinne begreiflichen Form. Diese Form wird dann und nur dann ihre Vollkommenheit erreichen, wenn jene Gedanken nicht als die zufälligen Resultate einer willkürlichen Gedankenthätigkeit (wie etwa das Ausrechnen mathematischer Exempel und selbst die Dichtung), sondern als die Resultate der in der Natur des Menschen als solchen liegenden Denknothwendigkeit (Nothwendigkeit sowol auf den Beginn, oder subjectiv, als im Ende, objectiv) als die Erfüllung seines Berufs sich und die Welt zu begreifen, als die Erhebung des Menschen zu seinem eigenen in ihm liegenden höhern Selbst, als Sache des Menschen sich darstellen; kurz die philosophischen Gedanken sollen dem Laien ebenso sehr das Gemüth erfüllen und befriedigen als den Geist aufklären. Dazu aber bedarf es weder rhetorischer Enthymemen noch priesterlicher Salbung, sondern nur einer echten und tiefen Erkenntniß der Wahrheit, was sie dem Menscheu ist und wirklich bedeutet. Diese pflegt aber freilich nur Dem welcher mit der ganzen Strebekraft seines Geistes nach Wahrheit ringt, zutheilzuwerden; Die aber ihre Weisheit nur aufgelesen, können zwar auch „schön darüber reden", aber sie verhalten sich zu jenen (in mancher Beziehung) wie der Kunsthändler zum Künstler. Nur wer auch für den Adepten tief genug schreiben könnte, kann es auch für den Laien klar genug. Dies ist der ungefähre Maßstab den wir an eine populaire Geschichte der Philosophie legen zu müssen glauben. Blicken wir nun auf die uns vorliegenden Bücher Nr. 1 und 2, so wollen wir den letzten Satz gern gleich vergessen, denn daß wir keine Meister vor uns haben welche auch für Adepten schreiben könnten, bezeugt schon die Anonymität. Wir bekennen ganz offen mit einem Vorurtheil gegen die Bücher an die Lecture gegangen zu sein; denn welchen vernünftigen und anständigen Grund kann es in der Welt geben sich auf dem Titelblatte eines philosophischen und noch dazu blos historischen Werkes hinter der Wolkensäule (der Anonymität) zu verhüllen welche bekanntlich die Juden in eine Wüste geführt hat?

Wir haben uns aber nicht abhalten lassen mit aller Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit den Inhalt und Werth der Bücher zu prüfen, denn wer kann alle Tiefen des menschlichen Herzens ergründen um alle etwaigen unschuldigen Ursachen einer Anonymität herauszuwittern? Indem wir nun die Resultate unserer kritischen Lecture darlegen, wollen wir der Ordnung halber beide Bücher abgesondert besprechen, obwol sie eine ganz auffallende Aehnlichkeit in der Behandlung zeigen und zu Vermuthungen Anlaß geben welche auszusprechen wir uns indeß nicht berufen fühlen.

Nr. 1 trägt wahrlich einen prachtvollen Titel! Aber die Frage was für ein Publicum der Verfasser sich für sein Werk gedacht und gewünscht hat, deren Beantwortung wesentlich auf die Kritik einfließen muß, ist keineswegs genügend gelöst. Wer zu viel sagt sagt zu wenig: „für Lehrer, Lernende und gebildete Leser überhaupt", das ist beinahe mehr als für Jedermann, denn Lernende sind wir allzumal. Aber sehen wir uns nach andern Merkmalen um, aus denen der Leserkreis für welchen das gemeinfaßliche Buch geschrieben ist, zu erkennen wäre, so dürfte das angehängte „Verzeichniß der philosophischen Kunstausdrücke und Fremdwörter nebst deren Erklärung" uns den richtigsten Maßstab geben, denn man sieht daraus was der Verfasser bei dem Leser voraussetzt oder worin er ihm nachhelfen zu müssen glaubt. Wahrlich! eine großartige Bescheidenheit, was sich der Verfasser für ein Publicum wünscht, zwar nicht an Zahl, denn es gibt wol noch Bürgersleute genug welche unter dem Niveau dieses Verzeichnisses stehen, aber an Bedeutung jedenfalls, denn es setzt eine Stufe der Bildung voraus welche fast keine ist. Denn es werden lächerlicherweise die allbekanntesten Wörter erklärt z. B. Act, Association, Idee, Subject, Object, Product, Universum u. dergl. — Doch halt! was ist da zu lachen? Diese Wörter werden oft in verschiedenem Sinn gebraucht, darum vielleicht wird auch auf die tiefere vielseitige Bedeutung hingewiesen und durch die Erklärung gewarnt sie nicht in der gemeinen Bedeutung zu nehmen, wenn sie im philosophischen Zusammenhange vorkommen. Darum laßt doch sehen! „Organ"; hört es ihr Lehrer, Lernenden und gebildeten Leser überhaupt! Organ wird erklärt: „Organ: Werkzeug, Hülfsmittel." (Dies ist Alles; und wir geben überhaupt immer die ganze Erklärung wieder.) Welcher Schulbube hätte diese Weisheit nicht? „Act: Handlung, Thätigkeit." „Association: Verknüpfung, Verbindung." „Idee: Vernunftbegriff, Gedanke." Ja sogar von den donatischen Mysterien, worin der erste grammatische Unterricht schon einweiht, wird hier eine Apokalypse gegeben: „Prädiciren: aussagen"; „causal: ursächlich, begründend." Dies Verzeichniß aber hat einen vielleicht unbeabsichtigten Werth, nämlich als ein kleiner aber unfehlbarer Antihypochondriacus für jeden etlichermaßen philosophisch gebildeten Mann. Oder ist neben dem Obigen nicht etwa durchaus spaßhaft wenn es heißt:

„Subject: Person, Ich; entgegengesetzt dem Object." Man begreift aber die volle Wahrheit freilich erst wenn man ehrlich nachschlägt und findet: „Object: Gegenstand, Sache, äußere Welt"; um aber das Maß des Spaßes ja vollzumachen heißt es weiter: „subjectiv: persönlich, innewohnend." Wir bedauern nur daß nicht jeder Leser den Genuß haben wird dessen wir ex officio als Kritiker uns erfreuen; denn wer irgend ein philosophisches Buch kauft oder liest, wird schwerlich nach einem der erklärten Wörter zu suchen sich veranlaßt sehen. Sucht aber doch etwa ein unglücklicher „Lernender und gebildeter Leser überhaupt", wenn er (S. 55) liest: „Für die menschliche Erkenntniß, ihrem discursiven Charakter nach, fallen Möglichkeit und Wirklichkeit auseinander", in dem Verzeichniß nach, um den Charakter unserer Erkenntniß durch die Brille der Erklärung näher zu betrachten, und findet: „Discursiv: gesprächsweis", wahrlich so möchte ich das Gesicht sehen das er bei der neuen Entdeckung daß unsere Erkenntniß einen gesprächsweisen Charakter habe, machen wird (es wäre gewiß eine schöne physiognomische Aufgabe für die Illustrirte), und keineswegs ist er dann so klug als wie zuvor. Aber lassen wir das Verzeichniß laufen, denn es ist ein allzu elendes Machwerk, ohne allen Sinn und Verstand zusammengeschmiert, und verhält sich zum ganzen Buche wie ein weißer Fleck auf einem schwarzen Rock. Denn in der That setzt das Buch ganz andere Leser voraus als solche die das Verzeichniß brauchen könnten oder — dürften. Das Buch erfodert, wenn es irgend verstanden werden soll, einen tüchtig in der Philosophie bewanderten Leser! Der Verfasser ist sich bei der Darstellung seines Zweckes entweder nicht bewußt oder ihm nicht gewachsen gewesen. Abgesehen von der ersten Einleitung, welche außer der „Aufgabe des Buchs" (§. 1) „Das philosophische Bewußtsein vor dem Auftreten Kant's" (§. 2) und „Uebersicht der Entwickelung der Philosophie seit Kant" (§. 3) darstellt, ist alles Uebrige in einem durchaus abstracten, lebens- und farblosen Stil vorgetragen, ganz und gar in der Weise wissenschaftlicher Compendien, welche um verstanden und genießbar zu werden, eine erweiterte Erkenntniß des Inhalts voraussetzen oder erfodern. Von Dem was der Verfasser in der Einleitung als eine Thatsache bespricht (und nach unserer Eingangs ausgesprochenen Ansicht richtiger als eine Foderung hinzustellen wäre, zu deren Erfüllung er beizutragen hat), daß: „die Philosophie seitdem (seit Kant) aufgehört hat gleichgültig und unverfänglich, als bloße Träumerei und Grübelei einsamer Denker zu erscheinen, sie hat sich in die lebenswarme Wirklichkeit geworfen und an deren Streben und Leiden, Kämpfen und Siegen eifrigen Antheil genommen; aus einer bloßen Sache der Schulen ist sie zur eigentlichen Sache des Lebens geworden": — von alle Dem sind in dem Buche wenig Spuren. Schon §. 3, in dem er die Uebersicht der Entwickelung der Philosophie seit Kant erstens in einer Kürze die nur dem mit ihrem Inhalt hinlänglich Vertrauten verständlich sein kann (auf zwei Seiten), und zweitens ausschließlich in Bezug auf das letzte metaphysische Princip darstellt, zeigt hinlänglich daß der Verfasser von seinem Zwecke entfernt in das Geleis der Compendien für Gelehrte und Studirende gefallen ist. Das Gebiet der Ethik und Aesthetik, ferner die Psychologie und Pädagogik, diese fruchtbarsten Stoffe einer populairen Darstellung, weil sie am meisten auf die Bildung des Lesers einfließen und am leichtesten Anknüpfungspunkte darin finden, sind sehr stiefmütterlich behandelt. So wäre es, um nur Einen solchen Punkt herauszuheben, nicht nur passend, sondern für den selbstbestimmten Zweck des Verfassers durchaus erfoderlich gewesen bei der Darstellung der praktischen Philosophie Kant's genau und deutlich seinen so gewaltig epochemachenden Gegensatz gegen den zur Zeit herrschenden und aus Frankreich miasmatisch herüberströmenden Eudämonismus aufzudecken, überhaupt den großartigen Sinn seines ethischen Princips klar und gediegen vor Augen zu stellen. Statt Dessen wird die Kritik der praktischen Vernunft in den dürrsten Worten en miniature conterfeit; und wollte der Verfasser schon die Farben weglassen und mit bloßen Linien zeichnen, so mußten die wenigstens scharf und klar markirt sein, um wenn auch kein lebendiges so doch ein treues Bild zu geben. Wenn sich ein Student für das Examen einen Auszug macht, kann er nicht gemüthloser und nachlässiger sein als dieses für eine populaire Geschichte der Philosophie so wichtige Capitel. So fehlt denn gleichermaßen in den folgenden Philosophemen, etwa bei Fichte (dessen Lehre von der Bestimmung des Menschen in §. 27 noch am schönsten und klarsten darstellt ist) und dann bei Hegel, jede Hinweisung auf den Fortschritt welcher denn nun in der ethischen Anschauung gemacht, worin und wie eine höhere Stufe des sittlichen Bewußtseins eingetreten ist. Vollends bei Hegel sind die von demselben gebrauchten allgemeinen und abstracten Ausdrücke herübergenommen, wie es denn auch nicht anders geschehen konnte wenn die ganze Philosophie des Geistes, also Psychologie, Ethik, Kunst- und Religionsphilosophie auf sechs Seiten abgehandelt werden, und Jeder der weiß wie viel und wie lange jeder philosophisch Gebildete und selbst Gelehrte mit diesen abstracten Formen und Formeln zu kämpfen hat ehe er den Kern aus dieser harten, dicken Schale erreicht, wird einsehen wie durchaus unfruchtbar eine noch dazu verkürzte Form den Inhalt für einen gewöhnlich gebildeten Leser machen muß. Und doch liegen hier die wichtigsten Elemente für den reellen Nutzen und Vortheil einer populairen Behandlung. Diese Fehler fließen nun alle aus einem verkehrten, dem populairen Zwecke widersprechenden Streben, nämlich nach Vollständigkeit. Einerseits hätte man die Pörschke und Jäsche, die Hoffbauer und Heidenreich, die Schmid und Schütz, die Calker und Franke und Weiß weglassen sollen (wenn man den Raum nicht erweitern will), um mehr für die Sachen zu gewinnen; andererseits mußte darauf gesehen werden nicht sowol ein möglichst vollständiges, sondern vorallem klares und lebendiges Bild von den wichtigen Systemen zu geben.

Während diese compendiarische Vollständigkeit des Fachwerks sehr geeignet ist für Studirende, weil diese es dann durch eigene Studien ausfüllen sollen und können, ist es für den Gebildeten ein luftiges und unwohnliches Haus, darin der Geist nicht heimisch wird. Wir sind deshalb weit eher geneigt dies Buch den Studenten zur Einleitung oder Repetition der Studien zu empfehlen als etwa den sogenannten Gebildeten zur summarischen Belehrung. Aber auch Jenes können wir mit gutem Gewissen kaum, denn der andere Zweck der mit dem Buche beabsichtigt ist, führt zwar verzeihliche aber nun doch einmal vorhandene Fehler mit sich, die es höchst unrathsam erscheinen lassen es der studirenden Jugend in die Hand zu geben. Für diese ist wiederum eine größere Vollständigkeit und mehr Genauigkeit erfoderlich. So vermissen wir — selbst für die populaire Behandlung — die Namen Ritter, E. Reinhold und noch mehr Trendelenburg, welcher gegenwärtig eine hohe Stellung in der Philosophie einnimmt, Chalybäus und Benecke. Des Letztern psychologische und pädagogische Arbeiten einigermaßen und Herbart's weiter zu entwickeln wäre fruchtbarer gewesen als das ganze Detail der Jacobi'schen und Fries'schen Schule, denn ohne über den Werth dieser gegen jene irgend absprechen zu wollen, ist doch zu sagen daß jene psychologischen und pädagogischen Studien von unendlich wichtigerm und eingreifenderm Wesen für die allgemeine Bildung sind. Ebenso wird einer der allerwesentlichsten Cardinalfragen der neuesten Philosopheme, nämlich über den Satz der Identität und des Widerspruchs, nur flüchtigste Erwähnung gethan, während in der That Stehen und Fallen des Hegel'schen Systems ganz von dieser Frage abhängt und überhaupt kaum eine Frage von gleicher Bedeutung in der Philosophie vorhanden ist die so sehr Einstimmung mit dem gemeinen Bewußtsein oder gänzliche Verschiedenheit von ihm in der philosophischen Wissenschaft begründet. Nicht einmal die Literatur dieses Streits ist angegeben.

Daß das Buch nicht ungeschickt, sondern wahrhaft nachlässig gearbeitet ist, geht schon aus dem Gesagten hervor, aber wir müssen ein so hartes Urtheil streng belegen, darum möge statt vieler noch Ein schlagender Beweis der Nachlässigkeit und Ungenauigkeit angeführt werden. S. 241 sagt der Verfasser von Herbart daß 1808 dessen „Allgemeine praktische Philosophie" und die „Hauptpunkte der Metaphysik" erschienen seien, „in welchen letztern die Grundlage seines Systems bereits in seiner ganzen Breite gegeben, zugleich aber die überwiegende Bedeutung des ethischen Interesses sichtbar war". Selbst Derjenige welcher ganz und gar Nichts von der philosophischen Literatur kennt, muß sich höchlich wundern wenn er dann S. 247 zu lesen bekommt daß Herbart „die Moral und Rechtslehre nicht besonders bearbeitet und darüber nur gelegentliche Bemerkungen gemacht hat". Aber abgesehen von der vom Verfasser selbst erwähnten praktischen Philosophie, die doch schwerlich in die Kategorie der „gelegentlichen Bemerkungen" gehört, existiren von Herbart 1) die S. 242 ebenfalls angeführte, dem Verfasser aber wahrscheinlich sonst ganz unbekannte „Kurzgefaßte Encyklopädie u. s. w.", welche sich wesentlich mit ethisch-praktischen Fragen beschäftigt; 2) ein „Analytisches Naturrecht" (Göttingen 1836); 3) „Briefe über die Freiheit des Willens" (Göttingen 1836); 4) „Gespräche über das Böse" (Königsberg 1817).

Wir glauben keiner weitern Ausführungen zu bedürfen, um mit dem schmerzlichen Resultate zu schließen daß das Buch eine durchaus verfehlte und namentlich dem erstrebten Zwecke in keiner Weise entsprechende Arbeit sei; der Herr Anonymus hätte des S. 240 angeführten Spruches eingedenk sein sollen: „Ohne Genauigkeit bildet der Unterricht in der Philosophie nur Phantasten und Thoren." Aber Eins müssen wir an dem Buche allerdings sehr loben, nämlich die vortreffliche Ausstattung. Die alten Kabbalisten hatten eine sinnige Allegorie von der Transfiguration der Buchstaben heiliger Bücher wenn diese in unheilige Hände fallen; möchte der Inhalt mancher bessern Schriften, die sich leider als berüchtigtes Augenfutter präsentiren oder auf Löschpapier seßhaft sind, wie z. B. die „Göttingischen gelehrten Anzeigen", in diese Typen transfiguriren, welche dem Verleger alle Ehre machen. Selbst von der alten Erbsünde aller gelehrten Werke, nämlich dem Druckfehlerverzeichniß, ist dieses frei. Ich habe darin auch nur einen einzigen allerdings etwas sinnstörenden Druckfehler gefunden, nämlich daß es gedruckt ist. Denn fürwahr: aus solchem Denken keimt kein wachsend Leben.

Nr. 2. Wir haben bereits angedeutet daß dies Buch mit dem vorbesprochenen nicht nur die Anonymität des Verfassers gemein, sondern noch so viele andere fast ominöse Verwandtschaft hat daß man beinahe einen Grund der Anonymität darin finden möchte. Indeß darf uns Dies das Geschäft der Kritik nicht erleichtern: ein besonderes Buch will besonders beurtheilt sein. Der Verfasser sagt (I, 3):

Es thut Noth diese Thatsache (daß ohne Philosophie auch keine Wissenschaft möglich) zu allgemeiner Einsicht und Anerkennung zu bringen, den Nebel der Vorurtheile womit die Philosophie bei Vielen noch umgeben ist, zu verscheuchen und auch die philosophische Bildung als solche, die Philosophie in ihrer Methode und in ihren Resultaten allen Denen nahezubringen welche überhaupt darauf Anspruch machen, durch wahrhafte Geistesbildung über die große Masse der Gedankenlosen und Nichtdenkenden sich zu erheben.... Um diese Erfolge zustandezubringen und der Philosophie sowol die Würde ihrer Stellung im Bewußtsein der Gegenwart als auch ihren Einfluß auf die vorhandene wirkliche Welt zu sichern, dazu gibt es kein besseres Mittel als die Einführung der Gebildeten unseres Volkes in die Geschichte der Philosophie.

Jenen Einfluß der Philosophie auf die vorhandene wirkliche Welt drückt der Verfasser sehr kühn und kräftig sogar so aus:

Die Wahrheit welche der Gegenstand und Inhalt sowie das Ziel aller Philosophie ist, muß aus den Regionen des einsamen Denkens ins Volk eindringen, Bewußtsein und Willen des Volkes müssen durch dieselbe gebildet werden.

Diese Aufgabe, die schönste und höchste menschlichen Thuns, nimmt einen fast noch höhern Standpunkt ein als den von welchem aus wir den Maßstab der Kritik

gezeichnet haben, und darum dürfen wir ihn getrost anwenden ohne irgend fürchten zu müssen ungerechte Foderungen zu stellen. In der Einleitung wird Alles angeregt und besprochen was dahin gehört; außer dem Zweck des Buchs auch „Wesen und Begriff der Philosophie", dann noch besonders „Das Verhältniß der Philosophie zu andern Gebieten des Geisteslebens", dann „Die Geschichte der Philosophie", deren Anfang, Aufgabe, Eintheilung, Quellen u. s. w.

Wir sehen der Verfasser weiß Alles und Jedes worauf es ankommt. Verweilen wir einen Augenblick bei dem ersten und wichtigsten Punkte. Das Wesen der Philosophie wird zunächst sehr richtig in die Allgemeinheit oder Allheit ihres Inhalts oder ihrer Objecte gesetzt; sie ist insofern das gesammte „Erkennen eines Volkes welches in seinen tiefsten und ausgezeichnetsten Denkern sich selbst begriffen hat und sich selbst klar geworden ist, während es in den Uebrigen bewußtlos wirkt und schafft". Fragen wir nun aber nach den unterscheidenden Elementen, so wird gesagt:

Was die Philosophie als solche von dem übrigen Bewußtsein eines Volkes und einer bestimmten Zeit unterscheidet, ist die Form eines innerlich gegliederten Gedankensystems, in welcher die Philosophie als solche auftritt, d. h. die Ausführung der ganzen Welt- und Lebensanschauung von einem durch das Denken aufgefundenen höchsten einheitlichen und allgemeinen Gesichtspunkt aus.

Hier wäre nun nicht blos der passende Ort gewesen, sondern es erscheint als eine unerlaßliche Bedingung, wenn diese Gedanken gewürdigt und verstanden werden sollen, auch von der Methode der Philosophie als dem Grunde wodurch sie jene höhere Anschauung erlangt, zu reden, zumal in unserer und jeder gebildeten Zeit beiweitem weniger der Inhalt als gerade die methodische Form und Strenge des Gedankens das charakteristische Merkmal der Philosophie ist.

Wenn wir schon an den meisten Darstellungen der allgemeinen Geschichte der Philosophie die nöthige Rücksicht auf die Entwickelungsgeschichte der Methodik vermissen, so tritt uns dieser Mangel besonders hier lebhaft und aus dem angeführten Grunde doppelt fühlbar entgegen.

Völlig rathlos wird der gebildete Leser gelassen, wenn im Laufe der Darstellung von verschiedenen Methoden die Rede ist, ohne daß irgend ein klarer Begriff, eine genügende Erklärung derselben gegeben ist. Wenn es z. B. II, 122 von Spinoza heißt daß seinem „System die Form dialektischer Entwickelung fehle, statt deren er die mathematische Form von Axiomen und Definitionen wählt", so ist für Den welcher nicht weiß was denn eine „dialektische Entwickelung" heißt, der ganze Satz durchaus unverständlich. Schwerlich dürfte er sich aber über die Sache aufklären können durch die Erinnerung an Das was I, 87 darüber gesagt wird, nämlich daß die „Dialektik diejenige Methode ist welche den Gedanken aus und durch sich selbst sich entwickeln läßt". Begreiflicherweise kann man ohne schon zu wissen was die Dialektik ist, es auch hieraus nicht lernen. Wenn nun vollends an derjenigen Stelle wo die Besprechung der Dialektik ihren historischen Sitz hat, bei Plato I, 101 gelehrt wird: sie sei zunächst die Kunst gesprächsweise in Fragen und Antworten Erkenntnisse zu entwickeln; weiterhin ist sie die Wissenschaft der Verbindung und Unterscheidung der Begriffe, so muß wol ein Gebildeter stutzig werden und fragen ob denn nicht Spinoza auch die Begriffe unterschieden und verbunden habe? und worin er denn nun nicht dialektisch sei? Ebenso wird dann bei Hegel II, 328 gesagt: daß er die Fichte'sche Methode wieder aufnahm und weiter bildete und weiter Nichts! Ein Gegenstand der schon deshalb nähere Erörterung verdient hätte, weil der Meister selbst ein so großes Gewicht darauf gelegt hat daß er die Methode als den unbedingt unsterblichen Theil seines Systems angesehen hat. Aber was nun das Allernachlässigste und Schlimmste an der Sache ist: bei Fichte ist von seiner Methode mit keinem Worte die Rede. Das heißt denn doch beinahe auf die Divination des Lesers speculiren. Dies aber möchte noch der geringste Fehler des Buchs sein. Was immer wieder das Wichtigste ist, der Verfasser hat kaum an Einem bedeutenden Punkte im ganzen Werke seiner selbstbestimmten Aufgabe und seinem Zwecke „für Gebildete zu schreiben" entsprechend gearbeitet. Greifen wir ein schlagendes und hervorragendes Beispiel heraus: Spinoza. Die hohe, unendliche Bedeutung Spinoza's für die Entwickelung nicht nur der Philosophie sondern der allgemeinen Bildung überhaupt, da seine Gedanken weit über den Kreis der Philosophen sich verbreitet haben, ist matt und für den blos Gebildeten unverständlich genug ausgedrückt, wenn weiter Nichts gesagt wird als daß sein „System die Grundlage des modernen Pantheismus geworden". Aber sei es! Das System ist vielleicht so dargestellt daß der gebildete Leser die Bedeutung desselben für die folgende Geschichte der Philosophie und der Geistescultur überhaupt von selbst ermessen kann. Wir könnten beinahe unsere ganze Kritik auf die Anführung eines rein äußerlichen Elementes beschränken, und damit wenigstens dem Kundigen völlig Genüge thun, nämlich des Umfangs oder der Seitenzahl. Giordano Bruno sind 11 Seiten, Tommaso Campanella ebenso viele gewidmet; werden Spinoza nicht wenigstens drei mal oder vier mal soviel gegönnt sein? Nein! Das Leben Spinoza's umfaßt beinahe drei, die Darstellung seines Systems im Ganzen netto fünf Seiten. Die Darstellung des Spinozistischen Systems, desjenigen Systems welches eine so reformatorische Wirkung gehabt hat, an das sich fast alle spätern Systeme anlehnen oder doch um irgend Geltung zu erlangen dagegen kämpfen müssen, desjenigen Systems welches vielleicht für alle Zeit einen Einfluß, gewiß aber Bedeutung für die Philosophie behalten wird, auf fünf Seiten müßte ein vollkommenes Meisterstück der philosophischen Darstellung sein, wenn diese irgendwie der Idee der Wahrheit entsprechen soll. Wenn dieses Meisterstück nun aber auch unserm Verfasser durchaus gelungen wäre, dann sollte er es eher einer Akademie oder einer philosophischen Gesellschaft vorgelegt haben, denn nur eine solche ist im

Stande es zu genießen und zu würdigen; für den Laien, für den Gebildeten aber ist es nicht blos zu schade, sondern auch zum Schaden, es ist für ihn eine Art geistiger Blausäure, die er zwar in den Mandeln, wenn auch bittern, mit Vortheil und Wohlgeschmack genießen kann, als Extract aber macht sie ihn, und eine solche Darstellung eines Systems seinen Geist, maustodt. Es ist durchaus unmöglich daß ein „Gebildeter" aus diesem dürren, abstracten Aggregat von Begriffen, aus diesem verstümmelten Rumpf und Stumpf eines Gedankensystems den Lebensbaum des Spinozistischen Werks auch nur im entferntesten erahne. Muß nicht der Laie welcher diese Darstellung der Ethik liest, geradezu entweder übel afficirt und moralisch irregeleitet, oder wenn er sittlich stark genug ist sich dagegen zu erhalten, in dem gemeinen Vorurtheile gegen diese Philosophie bestärkt werden? Was hilft es wol wenn erst versichert wird: „daß Spinoza mit seiner Philosophie ganz auf ethischem Standpunkte steht", wenn hinterher mit dürren und magern Worten gesagt wird:

Gutes und Böses bezeichnet nichts Positives in den Dingen selbst, sondern nur Vorstellungen und Begriffe die wir durch Vergleichung der Dinge uns bilden. Die Sünde ist nichts Positives, denn Nichts geschieht gegen Gottes Willen, der Begriff der Unvollkommenheit kommt uns nur indem wir Etwas mit einem Andern vergleichen; so ist also das Böse eine Negation die nur in unserer Vorstellung als Etwas erscheint. Bei Gott ist keine Idee des Bösen; es ist Privation, d. h. bloße Abwesenheit, in sich selbst gar Nichts; wäre Böses, Sünde etwas Wirkliches, so wäre Gott gewiß ihr Urheber. Um aber doch die Worte Gut und Bös beizubehalten, so ist gut Das wovon wir gewiß wissen daß es uns wahrhaft nützlich, böse Das wovon wir wissen daß es uns schädlich ist oder uns verhindert eines Gutes theilhaftig zu werden.

War hier nicht eine recht eingehende Deutung durchaus nöthig, sowol um nachzuweisen ob überhaupt und inwiefern solche Ansichten die aller gewöhnlichen Moral widersprechen, dennoch im höhern Sinne ethisch sein können, als auch um sichtbar zu machen wie sich denn dieser ethische Standpunkt zu den folgenden verhalte? Darauf aber ist wiederum im ganzen Buche fast nirgend Rücksicht genommen, höchstens wird ausschließlich bei den metaphysischen Principien der Uebergänge von einer Entwickelungsstufe zur andern Erwähnung gethan, eben ganz im allbekannten Schulton; daher diese Abrisse der Systeme auf unsereinen (d. h. in der philosophischen Literatur Heimischen) ganz einen solchen Eindruck machen wie die Litaneien der Ruinenwärter, Bergführer und Castellane. Schlimmer aber noch als bei Spinoza, wo der Verfasser zu viele Wegweiser hatte um ganz und gar irregehen zu können, steht es z. B. um Herbart, dessen System ein ziemlich sicherer Prüfstein ist, an welchem jede neuere Geschichte der Philosophie ihren Goldgehalt zu zeigen hat, da es nicht zu den vielgesungenen Liedern gehört und innerlich wie äußerlich ein wenig entfernt von der großen Fahrstraße der modernsten Philosophie liegt. Der geneigte Leser wird es wol richtig aufnehmen daß wir uns wieder an eine Aeußerlichkeit halten, die aber die ganze mangelhafte Innerlichkeit ausdrückt, wenn wir auch hier anführen daß Girolamo Cardano und Bernardino Telesio gerade jedem so viel Raum gegeben ist als Herbart, d. h. Herbart's Leben, System und Schule zusammengenommen, nämlich netto vier Seiten. Freilich wird von seiner praktischen Philosophie Nichts weiter mitgetheilt als daß sie „von der theoretischen streng geschieden und derselben als ein besonderes System gegenübertritt". Von diesem Systeme aber werden nicht einmal die Büchertitel angegeben in denen es niederlegt ist. Das Widerliche was solche nihilistische Historie an sich hat, schlägt glücklicherweise ins Lächerliche um, wenn Eingangs der Schilderung gesagt ist daß die „«Psychologie als Wissenschaft» sein größtes und verdienstlichstes Werk ist", und der Inhalt derselben dann summa summarum mit folgenden Worten angegeben wird:

Die Summe der Beziehungen in denen die Seele zu andern Wesen steht, ist das Bewußtsein; die Beziehung zu den Gegenständen aber ist ein Verhältniß des Gleichgewichts, das sich sowie die Bewegungen der Vorstellungen nach der Lehre der Mechanik und Statik berechnen läßt, sodaß Herbart die Mathematik auf die empirische Seelenlehre anwendet. Die zurückgedrängten, im Dunkel wirkenden, an der Schwelle des Bewußtseins harrenden Vorstellungen, deren wir uns nur halb bewußt sind, sind die Gefühle welche sich als Begierden äußern, je nachdem ihr vordringendes Streben mehr oder weniger Erfolg hat; die Begierde wird zum Willen, wenn sie sich mit der Hoffnung des Erfolgs verbinder.

Wahrlich! ein schlagenderes Beispiel für den Begriff des komischen Contrastes kann es kaum geben als diese Darstellung zum Object derselben. Und ist es nicht auch durchaus lächerlich daß Drobisch, nachdem er unter den Schülern aufgeführt ist, dann noch ein mal besonders als Schriftsteller genannt wird, und zwar als Verfasser der „Beiträge zur Orientirung ꝛc."; man muß aber wissen daß er außerdem eine „Logik", „Religionsphilosophie", „Empirische Psychologie" und mehre Schriften über mathematische Psychologie zeither herausgegeben hat. Der Entwickelung der Hegel'schen Philosophie und namentlich der weitern Fortschritte aus ihr geht es um kein Haar breit besser als Herbart und Spinoza (daher wir gern als Anwalt des Verfassers aufzutreten geneigt sind, wenn man ihm von irgend einer Seite Parteilichkeit für Eine bestimmte Philosophie vorwerfen sollte; der Verfasser ist hierin vielmehr unschuldig wie ein Lamm, ihm ist nach der Darstellung zu urtheilen jede Philosophie gleich); aber an- und ausführen wollen wir davon Nichts mehr: auch der geneigteste Leser wird es so satt haben als Referent selbst. Nur mit dem Herrn anonymen Verfasser haben wir noch ein Wörtlein ganz apart zu reden.

Herr der Philosophie, Anführer der Systeme, Bildner des Volks, Lehrer der Nationen! Da es unzweifelhaft ist daß die deutsche Nation dafür Sorge tragen wird eine zweite, dritte ... funfzigste Auflage des Buchs der Weltweisheit nothwendig zu machen, indem sie im Gefühle des Stolzes jede neue sogleich aus dem Buchhandel verschwinden zu lassen bemüht sein muß, so wollte ich Sie hiermit auf einige ganz kleine Kleinigkeiten aufmerksam zu machen so frei sein, worauf Sie gelegentlich

bei der dritten oder vierten Auflage — früher dürfte es Ihnen der Eile halber wol unmöglich sein, da Sie gewiß mehr zu thun haben als zusammengeschriebene Bücher noch ein mal durchzusehen — Rücksicht zu nehmen sich herablassen wollen. I, 91 bemerken Sie daß Stilpon aus Megara „als ein Vorläufer der Nominalisten des Mittelalters gelten kann, indem er (ich bitte ein geehrtes Publicum diese Stelle nicht mitzulesen, da sie nur für den Verfasser geschrieben ist) die objective Gültigkeit der gewöhnlichen Vorstellungen bestritt und den einzelnen erscheinenden Dingen die Existenz absprach, da nur die Gattungen oder allgemeinen Begriffe das wahrhaft Wirkliche seien". Daß Stilpon ein Vorläufer des Nominalismus ist, Das muß Ihnen Einer gesagt haben; aber wie konnten Sie so blindlings dessen Worten glauben, da Sie ja aus Ihrem eigenen Werke in demselben Bande S. 303 lernen konnten daß Stilpon ein Realist comme il faut ist, und wie konnten Sie, unvergleichlichster Historiker! S. 302 ihre erste Meinung wiederholen, um dem Leser Ihren unsinnigen Widerspruch ja auf die Nase zu heften? Aber beruhigen Sie sich! Stilpon ist in Wahrheit, wie jener Einer es Ihnen gesagt hat, Nominalist; und Sie thaten ganz recht es ihm zu glauben, da Sie gewiß überzeugt waren er müsse das besser wissen als Sie. Daß Sie aber dem Stilpon die angeführte Meinung untergeschoben haben, ist ja auch sehr erklärlich, da Sie gewiß nur flüchtig das Capitel über den Nominalismus und Realismus nachgeschlagen und beide verwechselt haben; die wahre Ansicht des Stilpon aber anderswo, nämlich an seinem Orte aufzusuchen ist für ein Buch wie das Ihrige gewiß nicht der Mühe werth. Ohnehin wußten Sie so viel daß es dem Stilpon in seiner allbekannten Apathie gewiß gleichgültig ist was Sie ihm für eine Meinung unterschieben. Aber nicht so gleichgültig kann es die Kritik mit ansehen, darum rathe ich hinter dem Rücken des Publicums zur Ehre (nicht Ihrer selbst, denn Sie haben sich weislich das Zauberkäppchen der Anonymität aufgesetzt und unsichtbar gemacht und kein Mensch sieht ob Sie bei solchem Nachweis wie andere Philosophen oder Nichtphilosophen im Gesichte roth oder wie Münchhausen grün anlaufen, sondern zur Ehre) der Philosophie rathe ich Ihnen in künftigen Ausgaben den Stilpon ganz auszumerzen und die kritliche Frage ob der arme Teufel ein Nominalist oder Realist ganz hängen zu lassen; es ist ihm, wie gesagt, doch gewiß ganz einerlei. Wichtiger als diese lächerliche Kleinigkeit von Unkenntniß und Widerspruch ist ein Rath den ich Ihnen ertheilen will, der für Ihre Arbeiten bei folgenden Auflagen von so ungeheuern Vortheilen werden kann daß ich mir Ihren wärmsten Dank zu verdienen hoffen darf. Sie haben nationbeglückend den Deutschen die Lehren der bedeutendsten Philosophen aller Zeiten kennen lehren wollen; um Dies für einen mäßigen Preis herzustellen, haben Sie jene Lehren in einer so weisen epigrammatischen Kürze dargestellt daß Sie die betreffenden Artikel in dem Pierer'schen oder Brockhaus'schen Lexikon weit hinter sich zurücklassen. Wie wäre es, Verehrtester, wenn Sie in der nächsten Ausgabe statt des ganzen Buchs blos das Inhaltsverzeichniß drucken ließen und statt der Seitenzahl im jetzigen Buche die betreffende in einem der genannten Lexika — das Reichenbach'sche steht Ihnen an Kürze sogar näher — dafür hinsetzten? Ich meine es ganz ernst daß die „Gebildeten der deutschen Nation" dann mindestens ebenso viel daraus lernen, und es ist auch kein Spaß was Sie an Geld ersparen würden. Setzen Sie Ihrem Verdienste die Krone auf, thun Sie es, Bester! Dann könnten Sie auch Ihren Namen getrost nennen und die Lorbern ernten ohne für Etwas haften zu müssen; dann können die Brockhaus und Pierer zusehen was aus Stilpon zu machen und aus Andern, und Sie haben den Ruhm ein Buch der Weltweisheit gemacht zu haben trotz dem gegenwärtig recensirten.

Nr. 3. Es hätte des Gegensatzes zu den vorbesprochenen Büchern nicht bedurft um in dem ebengenannten einen hohen Grad der Befriedigung zu finden. Ist sie auch ihrem Gegenstande nach von viel geringerm Interesse, so hat sie durch die gründliche Behandlung desselben einen hohen Werth. Schon die Widmung an Professor J. Willm*) und die Vorrede sind zwar keine Meisterstücke der Beredtsamkeit, aber etwas viel Besseres, nämlich der Ausdruck eines edeln Geistes, eines sittlich hohen und würdevollen Gemüths. Der Zweck des Buchs ist das in frühern Zeiten ganz unbestimmt und ohne hinreichende Gründe behauptete, in neuerer Zeit ebenso bestrittene Dasein einer hebräischen Philosophie vor der alexandrinischen Zeit zu erweisen und um Dies vollständig zu leisten eine ausführliche Darstellung derselben zu geben. Der Standpunkt den der Verfasser bei seinen Untersuchungen einnimmt, ist die durchaus freie, selbständige Forschung, und wenn allenthalben ein tief inniges religiöses Gefühl durchblickt, so gereicht Dies nur zum wesentlichen Vortheil der Darstellung, nirgend aber zum Nachtheil des Inhalts der Untersuchung. Mit den idealistischen Systemen nach Kant ist der Verfasser wahrscheinlich (als intimer Freund des Geschichtschreibers derselben) nicht unbekannt, aber er hat sich dem Einfluß derselben wie es scheint ferngehalten, was wenigstens dem Zwecke dieses Werks ganz unbeschadet geschehen konnte und gewiß auch sogar wohlgethan ist, indem er dem zum Ueberdruß ausgewachsenen Schematismus und Dogmatismus (der zweite scheint wirklich mehr Folge als Grund des ersten) entgangen ist. Statt des Formalismus, welcher so viele philosophische Schriften der letzten Decennien charakterisirt, und ganz offenbar den Schüler in eine knechtische Abhängigkeit vom Meister und Schöpfer desselben versetzt und mit psychologischer Nothwendigkeit ebenso die Unklarheit des Denkens auf der einen als die Unselbständigkeit auf der andern Seite herbeiführt**), statt

*) Verfasser der „Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel; ouvrage couronné par l'Institut" (Paris 1846 — 49).

**) Wir gedenken bei passender Gelegenheit auf diesen Punkt zurückzukommen.

dessen tritt uns in diesem Werke eine solche Klarheit und Besonnenheit entgegen daß es jedem Gebildeten, ohne daß Dies ausgesprochene Tendenz wäre, zugänglich ist. Nur können wir den Stil sowol als die Art der Untersuchung nicht von einer gewissen Breite freisprechen, wodurch namentlich auch die Uebersichtlichkeit der Gedankenfolge beeinträchtigt ist, was umsomehr zu bedauern als der ehrenwerthe Verfasser dem Leser alle gewöhnlichen äußerlichen Mittel derselben, Inhalts- oder Sachverzeichniß u. dergl., ganz vorenthalten hat. Wir würden einer solchen Kleinigkeit kaum erwähnen, wenn wir nicht für das Buch recht viele Leser ebenso sehr hofften als wünschen und solche kleine Mängel den Genuß wie den Werth immer in Etwas störten. Der erste Abschnitt (S. 1—69) beschäftigt sich zunächst mit der Kritik und Zurechtweisung des Zuviel und Zuwenig in den bisherigen Behauptungen von der Existenz einer hebräischen Philosophie, und sucht dann um das rechte Maß finden und bestimmen zu können den Begriff der Philosophie festzustellen. Hier aber hätte sich der ehrenwerthe Verfasser kürzer fassen, seine positive Ansicht aussprechen und des Beifalls der Leser sicher sein können. Diese lautet (S. 21 fg.):

Wo irgend ein Geist, wäre es auch ohne klares Bewußtsein, aus innerm dunkeln Drange auf dem Wege des freien selbständigen Denkens über das Einzelne und Zufällige nicht nur zur Allgemeinheit und Nothwendigkeit, sondern zur höchsten Einheit und absoluten Begründung emporstrebt und durch die vermöge dieses Denkens gewonnenen Resultate die Probleme der Welt und des Lebens zu lösen sucht, da ist philosophisches Bestreben, wenn auch die Ergebnisse desselben sich noch nicht von dem allgemeinen Complexe des Wissens absondern und unter sich in organischen Zusammenhang tretend zu einer besondern Wissenschaft gestalten sollten.

Dann entwickelt der Verfasser die Bedingungen unter denen allein die Philosophie sich erzeugen kann, in einer umsichtigen, klaren und würdigen Weise, wenn auch ohne wesentlich Neues zu bringen. Daß der Leser von dem theologischen Stande des Verfassers Nichts für die Freiheit seines Standpunkts zu fürchten hat, bezeugt der Ausspruch (S. 28): „Nirgend waren die Priester aufrichtige Freunde der Philosophie, an vielen Orten haben sie dieselbe verfolgt" u. s. w. Nach den gefundenen Bedingungen ergibt die folgende historische Untersuchung daß erst unter den Königen eine Art Philosophie unter den Israeliten sich entwickeln konnte. Der in Israel von der frühesten Zeit einheimische tiefe Gedanke des Monotheismus wird nicht als ein Product des philosophischen Geistes betrachtet; der Verfasser hat hier eine zwischen passiver Offenbarung und activer Selbsterzeugung des Gedankens vermittelnde Richtung, wie die alten jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters sie ähnlich aufgestellt haben; „er (der Monotheismus) setzt in dem Geiste ein gewisses schöpferisches Princip voraus, welches aber nicht aus dem Geiste als solchem, sondern nur aus dem absoluten Urgrunde mit welchem der menschliche Geist in unzertrennlicher Verbindung steht, stammen kann" (S. 32). In Moses und den folgenden Führern und Richtern in Israel erkennt der Verfasser nur Männer von praktisch-politischem und religiösem Geist. Dann folgt an dem Faden der Geschichte fortlaufend die Entwickelung des Priesterthums, Prophetismus und der „Weisen". Der Unterschied erweist sich wesentlich darin daß eben nur die Letztern auf der Stufe des freien, von religiöser Autorität und Tendenz unabhängigen Denkens standen. Hier wird der Beginn und zugleich auch die Eigenthümlichkeit der hebräischen Philosophie nachgewiesen und letztere durch Vergleichung mit der griechischen näher ins Licht gesetzt. Als charakteristische Merkmale erscheinen: „daß der Gottesbegriff die Basis ihres ganzen Denkens war und auf ihm ihre ganze Philosophie ruhte" (S. 60). Ferner daß der hebräische Weise bei allen seinen Forschungen nicht methodisch zuwerkeging. Die Gesetze des Geistes nach welchen das vernünftige Denken angeordnet werden muß, kannte er nicht; *auch nicht von ferne ahnte er die Nothwendigkeit zu bestimmen in welchem Verhältnisse das Wissen zum Sein steht*; „daß er nicht darauf ausging die errungenen Erkenntnisse in einen innern organischen Zusammenhang zu bringen und systematisch durchzubilden". Die erklärenden Gründe für diese Eigenthümlichkeiten hat der Verfasser nicht angeführt, sondern sie blos als Thatsachen hingestellt. Wir finden aber in dem ersten Punkte, nämlich dem unbedingten Gottesbewußtsein, den zureichenden Grund für die andern beiden Erscheinungen. Sowie nämlich Cartesius durch einen Vernunftschluß mit dem Gedanken daß Gott ist und wahrhaftig ist, unsere Natur also nicht zu Irrthum und Unwahrheit von ihm angelegt sein kann, den Zweifel an der Uebereinstimmung unsers Wissens mit dem Sein beseitigt, so mußte derselbe Gedanke, natürlich und unbewußt in den Hebräern liegend, den Zweifel gar nicht aufkommen lassen. Ebenso hatten sie kein Bedürfniß ein System der Weltanschauung zu erbauen, d. h. aus einzelnen Theilen künstlich zusammenzufügen, denn sie hatten von vornherein das Centrum der Welt gefunden und bezogen jedes Einzelne in ihr als der Peripherie unmittelbar auf ihn, in einer Weise wie ja das religiöse Gottesbewußtsein bis auf den heutigen Tag noch thut, daher sie nur wo Lücken durch Widersprüche entstanden, diese auszufüllen brauchten, und Das geschah namentlich durch die innere Entwickelung des Gottesbegriffs (ein Punkt welchen der Verfasser S. 61 und öfter näher berührt). Die griechische Philosophie gleicht einem Gebäude zu welchem man von außen her Stein an Stein legen muß, die hebräische einer Blume die sich von innen heraus Blatt um Blatt entfaltet. Wir haben die Absicht und den Standpunkt des Verfassers charakterisirt, und da es, zumal bei einer historischen Arbeit, nicht darauf ankommen kann, den Inhalt in dem Referate zu reproduciren, auch eine Kritik des Einzelnen hier nicht am Orte ist, wollen wir zur nähern Nachricht über den Gehalt des Werks nur noch Folgendes anführen. Der Verfasser scheidet zunächst die vor- und nachexilische Philosophie der Hebräer, letztere bis auf die Zeit der Alexandriner. „In der erstern tritt

die Philosophie (gleich dem Prophetismus) in einem viel höhern Schwung und mit ungleich größerer Originalität auf als in der letztern." Dann heißt es S. 67:

In beiden ist sie theils eine praktische, theils eine theoretische. Die erstere geht von der Beobachtung des menschlichen Lebens aus und sucht sich zu allgemeinen Regeln und Principien des Verhaltens zu erheben, Alles anknüpfend an die Idee der Weisheit, die sie aber insofern aus dem praktischen Gebiet in das theoretische überträgt als sie die menschliche Weisheit mit der göttlichen in Verbindung setzt und so zu Speculationen über diese letztere veranlaßt wird. Denkmäler der praktischen Weisheitslehre der Hebräer sind für die vorexilische Periode die Proverbien, für die nachexilische die Sprüche des Syraciden. In der theoretischen Richtung geht die hebräische Weisheitslehre von der Skepsis aus. Angeregt wurde diese Skepsis durch gewisse in dem menschlichen Leben hervortretende Erscheinungen, die dem Hebräer auf seinem Standpunkte mit der göttlichen Weisheit und der in derselben eingeschlossenen Gerechtigkeit in schroffem Widerspruche zu stehen scheinen mußten. Das ganze wunderbare Buch Hiob bewegt sich um diese Zweifel und ringt nach Auflösung derselben. In dem einzigen Denkmale theoretischer Philosophie das aus der nacherilischen Periode noch übrig ist, geht die Skepsis bis zu schmerzlicher innerer Zerrissenheit und vollkommener Verzweiflung an allem Zweck und aller Ordnung in dem menschlichen Leben. Einige Psalmen aus verschiedenen Zeitaltern schließen sich an die eine oder an die andere Richtung an.... Das merkwürdige Buch der Weisheit, theils theoretisch, theils praktisch, bildet den Uebergang zu der alexandrinischen Philosophie.

Zuvor aber werden noch die beiden kosmogonischen Fragmente der Genesis (S. 69—102) mit umsichtiger Rücksicht auf die bisherigen Forschungen kritisch geprüft und die philosophischen Elemente derselben herausgestellt.

Wir können das Werk schließlich den Philosophen und namentlich Denen welche sich mit der Geschichte der Philosophie näher beschäftigen, ganz im Sinne des Verfassers empfehlen, möchten aber ganz besonders auch die Theologen und Alle welche über den wahren Geist der alttestamentarischen Schriften sich aufzuklären Beruf oder Neigung haben, darauf aufmerksammachen. Wenige werden das Buch ohne Befriedigung, Keiner ohne Nutzen lesen.

M. Lazarus.

Die fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts in sogenannten Einblatt-Drucken mit Kupferstichen und Holzschnitten, zunächst aus dem Gebiet der politischen und religiösen Caricatur. Aus den Schätzen der ulmer Stadtbibliothek wort- und bildgetreu herausgegeben von J. Scheible. Mit 88 Tafeln. Stuttgart, Scheible. 1850. 16. 3 Thlr. 20 Ngr.

Es gibt eine Naturgeschichte der Literatur, welche die Bücher und Schriften nach der äußern Gestalt eintheilt und betrachtet in der sie gedruckt oder wie man zu sagen pflegt ans Licht gestellt sind, entweder mit nacktem Text oder mit Tafeln, Bildern und Ornamenten, von dem gigantischen Folio auf Elefanten- oder Imperialpapier an bis zu der winzigen Größe in der es einmal Mode war sie als Berlocken an der Uhr zu tragen, von den vielgliederigen Körpern der Universallexika oder opera omnia an bis zu den fliegenden Einzelblättern, diesen Ephemeren welche oft schon mit der Sonne ihres Geburtstags wieder untergehen. Für eine solche Naturgeschichte hat sich noch kein Linné gefunden; die gewöhnlichen Bibliothekare und Bibliographen nehmen außer dem Format und der Bändezahl von dem übrigen Habitus der typographischen Producte, besonders in ihrer Verschwisterung mit Xylographie und Chalkographie, wenig Notiz und bekümmern sich in der Regel mehr um den Hochwald der Bücherwelt als um das kleine Gestrüpp, die Gräser und Moose welche am Boden wuchern. Und doch haben auch diese ihren Werth und ihren Nutzen, sie gehören mit Ausnahme der Dissertationen fast ausschließlich der Volksliteratur an, die erst im 15. Jahrhundert mit der Buchdruckerkunst erwachte und in dem 16., dem Jahrhundert der Reformation, ein so reiches Leben gewann. Alles was die Zeit bewegte, ihre großen und kleinen Begebenheiten, ihre Leiden und Freuden wurden für das Volk in einzelnen Tractätchen, Sermonen, Gesprächen, Zeitungen, in Prosa oder Versen, ernsthaft oder satirisch besprochen und meist mit Holzschnittbildern illustrirt, denn, wie es in dem Motto eines Gedichts der hier angezeigten Sammlung heißt: „Was G'lehrte durch die Schrift verstahn, Das lehrt das G'mäl dem g'meinen Mann." Das Wort Zeitungen ist hier noch nicht in dem heutigen Sinn zu verstehen, es waren nur die Anfänge derselben, kurze Nachrichten von einer einzelnen Tagsneuigkeit, die auf einem Blatt für sich in die Welt geschickt wurden. Alles was das Volk damals solchergestalt in wenigen Bogen oder fliegenden Blättern aus verschiedenen Quellen schlürfte, haben später die regelmäßig erscheinenden Zeitungen und Journale verschlungen und in einer periodischen Flut zu einem mer à boire gemacht. Die unausbleibliche Folge davon war nach dem Ende des 17. Jahrhunderts das allmälige Aussterben jener Kleinigkeitsliteratur, die von da ab nur noch in alten Volksmärchen, wie der Eulenspiegel und in den Liedern gedruckt in diesem Jahr, ein kümmerliches und dennoch von Polizei und Geistlichkeit angefeindetes Dasein fristete und nur bei großen, welterschütternden Bewegungen und Unruhen von Zeit zu Zeit wieder auflebte. Ihre frühern Erzeugnisse wurden erst in den neuesten Zeiten von Schriftstellern und Sammlern für Literaturgeschichte und Volkspoesie wieder hervorgesucht. Sie erschienen im 16. und 17. Jahrhundert in zwei Hauptformen, in Buchform, aus wenigen Bogen oder Blättern meist in Quart oder kleinerm Format bestehend, oder in Tafelform auf einem einzigen, nur auf einer Seite bedruckten Folioblatt, zuweilen auch in doppelten Auflagen auf beiderlei Art. Die zweite war jedoch die beliebteste, weil dergleichen Bilderbogen wie früher die ihnen vorangehenden Andachts- und Heiligenbilder von den Käufern zu Haus an die Wände oder Thüren geklebt werden konnten, wie damals gewöhnlich war und woraus später die Zimmerverzierung durch Kupferstiche in Glas und Rahmen ent-

stand. Die fliegenden Blätter dieser beiden Jahrhunderte unterscheiden sich wesentlich dadurch voneinander daß der bildliche Bestandtheil mit wenigen Ausnahmen im 16. Jahrhundert ein ausgemalter Holzschnitt, im 17. Jahrhundert ein schwarzer Kupferstich ist. In jenem Jahrhundert war die Bilderlust außerordentlich groß, die meisten Bücher in der Landessprache und die welche nicht blos den gelehrten Fachwissenschaften angehörten, strotzten von Holzschnitten, und selbst in den geringern Volksclassen war ein Kunstsinn verbreitet der durch die besten Künstler der Zeit genährt wurde, welche entweder demselben zu Liebe oder wegen der augenblicklichen, durch die Reformation hervorgebrachten Störung der kirchlichen Malerei viel für den Holzschnitt zeichneten. Daher finden sich auf den fliegenden Blättern des 16. Jahrhunderts oft treffliche Arbeiten von Dürer oder aus seiner Schule, von Amman, Stimmer u. A., welche anderswo nicht vorkommen und sowie selbst ein großer Theil der Bücherholzschnitte den Kunstfreunden fast ganz unbekannt geblieben sind. Die weit häufiger noch vorhandenen fliegenden Blätter des 17. Jahrhunderts, in welchem der Holzschnitt von dem Kupferstich ganz verdrängt wurde, und mit der Verschlechterung des Kunstgeschmacks und unter der Geißel des Dreißigjährigen Kriegs sich auch die Kunstliebe in den geringern Ständen verlor, haben dagegen nur schlechte Kupferstiche, die höchstens bis an die Sadeler reichen und ohne Kunstwerth sind. In der Regel kamen sie bei den in Reichsstädten wie Augsburg, Nürnberg, Strasburg und andern seßhaften Kunstverlegern und Kupferstechern heraus, den Nachfolgern der Briefdrucker und Briefmaler des 16. Jahrhunderts. Letztere hatten neben den größern eigentlichen Buchdruckern und Buchhändlern die Volks- und Kleinigkeitsliteratur fast ausschließlich in Händen. Sie standen in diesen Städten unter einer weniger strengen Censur als in den Ländern der geistlichen und weltlichen Fürsten, und ihre Producte, oft ohne Namen, wurden großentheils im Wege des Hausirhandels überall verbreitet und selbst auf den Jahrmärkten feilgeboten. Meist Formschneider und Illuministen und mit dem nothwendigsten Geräth zum Schriftdruck versehen, war es ihnen leicht nach Umständen zu wandern und bald da bald dort, wo sie eben die wenigsten Hindernisse oder in der herrschenden Parteirichtung den meisten Schutz fanden, ihre Werkstatt aufzuschlagen.

Hierdurch und bei den religiösen und politischen Spaltungen welche das Deutsche Reich zerrissen, wird es erklärlich daß trotz der strengen oft wiederholten Polizei- und Censurvorschriften, welche auf den Reichstagen (1530, 1541 u. fg.) festgesetzt wurden, dennoch zu derselben Zeit eine so große Menge der zügellosesten Pasquille, Satiren und Schandblätter in Schrift und Bild erscheinen konnte. Der Einfluß der kleinen Presse auf Geist und Stimmung des Volks bei den großen Kämpfen der Zeit war ungeheuer, und es ist bekannt daß Hutten, als er vom Lateinischen zur deutschen Landessprache überging, um durch kleine Schriften unmittelbar auf das Volk zu wirken, zum Druck derselben auf der Burg Stackelberg selbst eine solche Presse hielt. Aber nicht blos als Bild- oder Druckwerke, sondern auch wegen ihres Inhalts ist die Broschürenliteratur jener beiden Jahrhunderte fast noch wichtiger als die der Französischen Revolution im 18. und des deutschen Freiheitsschwindels in unserm Jahrhundert. Sie beleuchtet die kleinen oft unscheinbaren Anlässe die zu den großen Weltbegebenheiten mitwirkten, oder erhält Einzelheiten die sonst verloren gegangen wären; sie läßt uns das Ach und Weh der Zeitgenossen, die Stimmen der Tonangeber und Führer im schärfsten Gegensatz, aber auch im unmittelbarsten Ausdruck der Volks- und Parteiansichten vernehmen; sie liefert in scharf gezeichneten Zügen Ebenbilder der hervorstechendsten Charaktere; sie läßt uns durch die Art und Weise der Auffassung und Einkleidung des aus der Wirklichkeit oder Dichtung geschöpften Stoffs tiefe Blicke in den Cultur- und Sittenzustand werfen und zeigt den Volkswitz und die Volkspoesie in ihrer größten Eigenthümlichkeit und freiesten Entfaltung. Wer eine vergangene Zeit vollständig und richtig will verstehen lernen, darf daher neben den großen Producten ihrer Literatur auch diese kleinen nicht unbeachtet lassen. Dies haben unsere neuesten Historiker und Geschichtsfreunde nicht verkannt und die deutschen Flugschriften des 16. Jahrhunderts, welche freilich am meisten der Mühe werth sind, näher erforscht und beleuchtet, wie Gervinus („Nationalliteratur der Deutschen"), Karl Hagen („Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter") und besonders J. Voigt in seiner Abhandlung „Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts" in von Raumer's „Historischem Taschenbuch", neunter Jahrgang (Leipzig 1838).

Alle diese Schriftsteller haben aber mehr die Flugschriften als die fliegenden Blätter berücksichtigt. Die Ursache davon ist wol die, weil diese welche meist an Wänden und Thüren verbraucht wurden, weit seltener geworden sind als jene die sich in Büchersammlungen, oft in Gesammtbände zusammengebunden, weit eher erhalten haben und weil die wenigen noch übriggebliebenen einzelnen Flugblätter wegen ihrer Holzschnitte mehr in die Kupferstichsammlungen als in die Bibliotheken gewandert sind. Die hier angezeigte Sammlung, in welcher 88 solcher Blätter vollständig und bis auf einige Modernisirung der Schreibart treu mit hübschen Copien ihrer Kupferstiche wieder abgedruckt worden sind, ist die erste Erscheinung in ihrer Art. Der Herausgeber, dem wir bereits in vielen Bänden der von ihm unter dem Titel „Das Kloster", „Der Schatzgräber" u. s. w. zusammengetragenen Schriften und Collectaneen aus der ältern deutschen Volks-, Wunder- und komischen Literatur den Wiederabdruck so mancher selten gewordener Werke dieser Classe verdanken, hat sich auch durch gegenwärtigen Abdruck ein Verdienst erworben, welches freilich zu seinem und des Publicums Vortheil größer gewesen sein würde wenn er außer den beiden zum Grunde liegenden Bänden der ulmer Stadtbibliothek, die sich auf den kur-

zen Zeitraum weniger Jahre beschränken, auch ähnliche reichhaltige Sammlungen an andern Orten, namentlich in Gotha und Berlin, benutzt und mit deren Hülfe eine umfassendere, besser geordnete Auswahl getroffen, besonders aber es nicht an allen Erläuterungen gänzlich hätte fehlen lassen, die hier um so nöthiger waren als die Anlässe zu diesen Blättern und die vielen historischen und andern Beziehungen darin den meisten Lesern nicht gegenwärtig und doch zum Verständniß unentbehrlich sind. Indessen ist es oft besser Etwas als gar Nichts zu geben oder ein nützliches Unternehmen deshalb weil es vorerst nur unvollkommen ausgeführt werden kann weiter hinauszuschieben. Deshalb wollen wir das Buch wie es ist dankbar annehmen und seinen Inhalt näher betrachten. Von den Bildern wären verkleinerte Umrisse genug gewesen, die ausgeführten Kupferstichcopien geben ihnen eine moderne Farbe und Eintönigkeit, in der sie alle als das Werk einer und derselben Hand was sie doch ursprünglich nicht sind, erscheinen und den Charakter der Treue und Originalität verlieren. Die Texte dazu sind in Versen und nur bei den wenigsten in Prosa, bei dreien fehlen sie ganz. Mit Ausnahme weniger Lieder sind es Gelegenheitsgedichte in der Art des Hans Sachs, poetische Hausmannskost, an die man keine großen Ansprüche machen darf, meist wässeriger und weniger gewürzt als es jene schon durch die ältere derbhafte und naive Sprache sind. Um die Blätter besser zu übersehen müssen wir sie nach den Gegenständen in Classen theilen.

1. Die politischen Blätter sind beiweitem die zahlreichsten und führen uns ein in die erste Periode des Dreißigjährigen Kriegs, die sich um die böhmischen Unruhen unter Matthias und Ferdinand II. sowie um den verunglückten Versuch des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. die böhmische Krone zu erwerben als Mittelpunkt dreht. Der Streit zwischen Katholiken und Protestanten, der sich durch das ganze vorhergegangene Jahrhundert hindurchzieht, wird in diesem durch die Jesuiten und durch die Spaltung der Protestanten in Lutheraner und Reformirte noch heftiger und verwickelter und greift dergestalt in alle Begebenheiten ein daß sich das religiöse und politische Element nicht streng voneinander scheiden läßt, daher wir diejenigen Blätter welche Religion und Kirche überhaupt betreffen in einer besondern Classe werden folgen lassen. Die böhmischen Unruhen zu Anfang des 17. Jahrhunderts gingen bekanntlich aus dem Streben des schwachen Matthias und seines fanatischen Nachfolgers Ferdinand II. hervor den hier wie in ihren andern Staaten überwiegend verbreiteten Protestantismus wieder zu unterdrücken und auszurotten. Beide waren ganz in den Händen der Jesuiten, die Alles was zur Beschwichtigung der Protestanten geschehen mußte, nur zu halben Maßregeln werden ließen und durch unaufhörliche Erneuerung ihrer Angriffe alles Vertrauen in die Aufrichtigkeit der Regierung untergruben und die protestantischen Stände Böhmens, den Grafen von Thurn an der Spitze, endlich zum völligen Bruch bewogen. Nach der Execution gegen die kaiserlichen Statthalter auf dem Schlosse zu Prag 1618 sagten sich die Böhmen von Ferdinand los, der, wenn auch Bischof Clesel, der gehässige Rathgeber seines Vorgängers, gestürzt wurde, nur noch entschiedener feindseliger gegen sie auftrat; sie vertrieben die Jesuiten und wählten den jungen Kurfürst von der Pfalz Friedrich V. zu ihrem König. In Deutschland stand die protestantische Union, 1608 von Kurpfalz, Würtemberg und andern Reichsständen errichtet, der katholischen Liga, deren Haupt Herzog Maximilian von Baiern war, gegenüber. Oestreich konnte in dem beginnenden Kampf auf letztere und auf spanische Hülfe rechnen. Seine Feinde waren dagegen Bethlen Gabor in Siebenbürgen, der sich bald mit den Türken, bald mit den deutschen Protestanten verband um ihm Ungarn zu entreißen, in Böhmen Graf Thurn mit dem Heer der Insurgenten und der von seinem Schwiegervater Jakob I. von England nicht unterstützte Wahlkönig, in Deutschland die Union, der unternehmende Graf Ernst von Mansfeld, der für Friedrich warb, und der unruhige Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf in Schlesien. Diese Verhältnisse betreffen mehre Blätter, welche entweder die böhmischen Unruhen in ihrem ganzen Verlauf vorführen (Nr. 57, 58), oder gegen die Feinde Oestreichs (Nr. 10, 49) oder gegen die Jesuiten gerichtet sind, deren heillose Thaten aufgezählt (Nr. 7) oder unter dem Bilde von Spinnstuben (Nr. 39, 52) oder eines Wappens (Nr. 33) geschildert, oder deren Klagen über Clesel's Fall oder über ihre Vertreibung satirisch abgefertigt werden (Nr. 50, 51). Die Schlacht am Weissenberge bei Prag machte Friedrich's Königthum, dessen er kaum den Winter 1620 über in Prag froh geworden war, ein schmähliches Ende. Leichtsinnig, prachtliebend, ehrgeizig und durch seine Gemahlin, die nicht zufrieden mit königlicher Geburt selbst Königin sein wollte, sowie durch seinen Hofprediger Scultetus aufgestachelt, war er dem gefährlichen Spiel worauf er sich eingelassen nicht gewachsen, denn er war kein Soldat und sein calvinischer Eifer nicht geeignet ihm die Herzen der starren Böhmen zu gewinnen. In übereilter Flucht entwich er nach Breslau, von da zum Kurfürsten von Brandenburg, wo die Königin nur soeben in Küstrin ihr Wochenbett abhalten durfte, endlich nach Holland, wo er nach Verlust aller seiner Staaten einstweiligen Schutz und Hülfe in seiner Geldnoth fand. Nach vielen vergeblichen Versuchen seine alten Länder wiederzuerhalten starb er in Mainz 1632, 36 Jahre alt, an gebrochenem Herzen über so viele Schicksalsschläge, zu denen noch der Tod seines ältesten Prinzen, der im Wasser verunglückte, und Gustav Adolf's, auf den er seine letzte und stärkste Hoffnung setzte, gekommen war. Nirgend bewährte sich das Sprüchwort: „Wer den Schaden hat darf vor Spott nicht sorgen" so wie bei ihm. Man nannte ihn den Winterkönig und es regnete Satiren über ihn, deren wir hier über 20 finden. Bald hat er sich im böhmischen Bier den Magen verdorben und

wird Krone und Länder ausspeiend von seinen bettelnden Anhängern auf dem leeren Heidelberger Faß von Ort zu Ort gezogen (Nr. 8); oder er erscheint auf kläglicher Wanderschaft mit schwangerm Weibe und Kindern (Nr. 71), überall abgewiesen (Nr. 72), bis ihn die holländischen Staaten aufnehmen, bei denen er scharwerken muß (Nr 73), während Maximilian und Spinola die Ober- und Unterpfalz aussaugen (Nr. 74), in welcher letztern sich nur Frankenthal tapfer der Spanier erwehrt (Nr. 84). Bald klagt er über die unglückliche Vorbedeutung daß am Sonntag der Einnahme von Prag gerade über den Text: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist" zu predigen war, und daß selbst sein Hosenband dem Feind in die Hände gefallen (Nr. 19); bald wird er mit der Katze die sich für die Böhmen die Pfoten verbrennt, oder mit dem Hund in der Fabel verglichen, der das Fleisch aus dem Maul fallen läßt um nach dem im Wasserspiegel erblickten zu schnappen (Nr. 63); bald geberdet er sich wie ein armer Sünder (Nr. 70); bald bläht ihn eitele Hoffnung wieder auf (Nr. 64, 65). Daher bekommt das Lügenmesser und die calvinische Aufschneiderei ihr Theil (Nr. 24) und der Vorhaltung:

Wöllt ihr also der Reichstag spotten?
Die auch bei hoher Straf' verboten
Man soll famos Libell nit schreiben,
Pasquill und Schmachred lassen bleiben?

setzen die Zeitungsschreiber entgegen daß der Pfalzgraf nach der Achtserklärung nicht mehr zu den Gliedern des Reichs gehöre, also keine Schonung verdiene (Nr. 25). In einigen Blättern sitzt dieser da wie ein Student der flott gelebt, nun aber Nichts als einen leeren Beutel und Blessuren hat, und läßt sich von Scultetus Geduld predigen (Nr. 19), wie die Pfalzgräfin von ihrem Rath J. Claudius (Nr. 26). In andern wird der pfälzische Löwe von spanischen Fliegen gestochen (Nr. 28), oder er schläft während der triumphirende Adler wacht und kräftig die Flügel schwingt (Nr. 76, 77, 78). Am beißendsten ist des Pfalzgrafen Gespräch mit dem holländischen Fischer und dem seeländischen Weber, die ihm Stockfisch für den Hunger und neue Leinwand für den Leib geben und ihm dagegen seine Lumpen zum Papiermachen abnehmen (Nr. 27). Ein englischer Pickelhäring (Hanswurst) der jetzt Hausirer ist, aber ein großer Kaufmann werden will, zieht ein mal (Nr. 23) mit Aexten und Beilen zur calvinischen Zerstörung der Kirchenbilder nach Prag, das andere mal (Nr. 22) mit Judenspießen zum Leutebetrügen und Geldschneiden auf die Messe nach Frankfurt. Nächst dem Winterkönig wird die protestantische Union am härtesten mitgenommen (Nr. 60, 67, 68). Zögernd und unschlüssig, ohne Einheit und Kraft hatte sie zwar ein Heer ins Feld gestellt, aber schon 1620 Frieden gemacht, den Pfalzgrafen seinem Schicksal überlassend, und sich im folgenden Jahre ganz aufgelöst. Desto rastloser setzte Mansfeld den Kampf für Friedrich und die Protestanten fort, selbst als jener sich von ihm lossagte, um den Kaiser dadurch günstiger für sich zu stimmen, auf seine eigene Hand. Durch keinen Unfall geschreckt ließ er seine Scharen vom Raube, den Krieg vom Kriege leben, daher wir ihn hier mehrmals als Bader sehen der in seiner Badstube die Freunde und Feinde schröpft (Nr. 45, 69, 79). Ueber das Jahr 1622 gehen in der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs nur ein paar Nummern (2, 11, 40) hinaus, welche die ersten schwedischen Erfolge zum Gegenstand haben. Ein paar andere handeln von dem Ablauf des Waffenstillstands (Treues) zwischen den holländischen Freistaaten und Spanien 1621 (Nr. 80), von vorangehenden Begebenheiten in den Niederlanden und den Mordanschlägen auf Moritz von Oranien (Nr. 1, 48). Von den kleinern Religionsunruhen im südlichen Deutschland und in der Schweiz berühren zwei italienisch-deutsche Briefe den protestantischen Bauernaufstand im Land ob der Ens (Nr. 87) und ein Gedicht berichtet über den sogenannten Kelchenkrieg im Veltlin 1620 (Nr. 34).

2. Die Classe der Blätter welche die Religion und christliche Kirche überhaupt betreffen, ist in diesem Jahrhundert weniger zahlreich als im vorigen. Die meisten sind noch immer gegen das Papstthum, nächst diesem aber am heftigsten gegen den Calvinismus gerichtet, der unter den deutschen Fürsten viele Anhänger fand und von den lutherischen Geistlichen fast ärger als der Katholicismus angefeindet wurde. Zuerst klagt die allgemeine christliche Kirche ihrem Reformator, der selbst kummervoll im Bett liegt, ihre Leiden durch den Wirrwarr und Kampf der Religionsparteien und empfängt von ihm prophetische Tröstungen 1620 (Nr. 36, 37), ein mal mit schöner Apostrophe an die deutsche Nation, welche so anfängt:

Frisch auf, du teutsche Nation,
Auf Gott im Himmel baue,
Laß dein gut Lob nicht untergohn,
Auf Gottes Allmacht schaue
Und ihm allein vertraue.

Der geistliche Raufhandel zwischen dem Papst, Luther und Calvin ist der frommen Einfalt ein Aergerniß (Nr. 53); das Papstthum verspottet Origo Antichristi, ein Zerrbild ohne Text (Nr. 38), und das römisch-katholische Glücksrad 1620 (Nr. 56); in einem magischen Blatt (Nr. 55) unter dem Bilde der babylonischen Hure auf dem siebenköpfigen Thier wird deren Umsturz durch den (schwedischen) Löwen verheißen. Auf der andern Seite wird die katholische Kirche gegen die Calvinisten, Juden und Türken 1621 vertheidigt (Nr. 21). Ein sächsisches Jubelblatt feiert das erste Reformationsfest 1617 (Nr. 30). Der Calvinismus wird geschmäht in dem siebenköpfigen Calvinistengeist 1619 (Nr. 54), der dem siebenköpfigen Luther, einem Zerrbild des Cochleus von 1529, nachgebildet ist, und in andern Blättern (Nr. 34, 68 siehe oben).

3. Die historische und moralische Satire liefert und zwar a) erstere eine Zusammenstellung von drei bösen (die Päpste Johann VIII., XI. und XIII.) und drei guten (Johann der Täufer, der Evangelist und Chrysostomus) Hansen 1623 (Nr. 9), ferner die politischen Schild-

kröten 1621, die sich bei bösem Wetter unter ihre Schale zurückziehen, vielleicht eine Anspielung auf die protestantische Union (Nr. 16), eine Anklage der kleinen Männlein wegen ihrer Hofahrt und Zornigkeit und eine Ehrenrettung derselben 1619 (Nr. 31, 32), endlich die Cur der drei Schwestern Liga, Contributio und Exactio, denen beim Scheren, Schröpfen und Aderlassen durch den Bader (Mansfeld) und seine Gesellen statt Haar und Blut eitel Gold abgeht (Nr. 45); b) moralisch-satirischen Inhalts sind: eine hübsche Allegorie, wo der Mensch seinen Magen verklagt daß er nicht mehr verdauen will, der Vertheidiger des letztern, Ratio, aber die Schuld auf die Unmäßigkeit des Klägers zurückschiebt, die Richter die Sache an den Todtengräber verweisen, wo die Pfarrherren sie austragen sollen (Nr. 29); die Wirkungen des Weins nach den vier Complexionen der Menschen (Nr. 35); ein Spottlied auf den Neckarwein (Nr. 43); der Wurmkranke den der Doctor zu St.-Raspin dem Wunderthäter ins amsterdamer Arbeitshaus schickt (Nr. 41); Frau Armuth, ein Beweis daß Gewerbtreibende und Handwerker aller Art durch den Bacchusdienst in Armuth gerathen, sogar (Nr. 42)

Die Reißer und Formschneider all,
Briefmaler und Buchbinder z'mal,
Die seind gern fröhlich alle Tag
Bis auch die Armuth kommt mit Klag;

der Brillenmacher, der sein und andere Gewerbe durch die Pfuscherei verderben sieht (Nr. 44), und eine Beschreibung des Zucht- und Arbeitshauses zu St.-Raspin in Amsterdam, als bester Gesundbrunnen für die meisten moralischen Krankheiten (Nr. 88).

4. Die letzte Classe hat Plagen welche die Zeitverhältnisse herbeiführten, oder Naturerscheinungen und besondere Merkwürdigkeiten zum Gegenstand. Nächst dem Krieg und den Soldaten, wider die sich das Bauernvaterunser (Nr. 47) richtet, ist die Geldverschlechterung, die durch Wucher und Theuerung als ihre Folgen das allgemeine Unglück vermehrt, das größte und anhaltendste Uebel dieses Jahrhunderts: daher erhebt ein ganzer Chor dieser Blätter aus den Jahren 1621—23 seine Stimme dagegen, indem bald das verderbliche Thun und Treiben der Münzherren, der Kipper und Wipper, Wucherer und Wechsler und das daraus entstehende Elend geschildert (Nr. 12, 13, 15, 18, 81, 82, 83) oder unter Anführung erschrecklicher Exempel göttlicher Strafe (Nr. 14) vor ihnen gewarnt (Nr. 17, 20, 46) wird. Endlich werden 1628 die neuen Kleidermoden der hochgefiederten, langschwarzhärigen, wohlvernestelten, langlapphosischen, wohlgespornten und gestiefelten Cavaliers und a la modo Messiers gegeißelt und verspottet, wobei auch die Frauen ihr Theil bekommen:

Die Damen halten gleich den Brauch
Daß sie herstutzen, wie wir auch,
In Haaren, Hut, Federn und Wämsen,
Zerhackt, verstickt mit langen Schößen,

welches Alles durch die beigegebenen Costümbilder noch anschaulicher gemacht wird (Nr. 4, 6). Von Naturmerkwürdigkeiten kommt nur ein 15 Jahr lang gelähmter und wie ein hölzern Bild erstarrter Tischler in Innsbruck 1620 (Nr. 3) und ein großes Wetter und Wunderzeichen zu Schwatz in Tirol 1624 (Nr. 86) vor.

Wir glauben hierdurch den Leser in den Stand gesetzt zu haben, durch diesen Irrgarten einen leitenden Faden zu finden an welchem er sich Das was ihn am meisten interessirt, heraussuchen und überall zur Noth sich orientiren kann. Wenn das Buch in so engen Jahrgrenzen auf der einen Seite zu viel, auf der andern durch Mangel an aller historischen Erläuterung zu wenig und doch so mancherlei Stoff zu Belehrung und Unterhaltung gibt, so läßt sich leicht ermessen daß eine besser abgewogene, von erklärenden Einleitungen und Anmerkungen begleitete Auswahl aus den fliegenden Blättern des ganzen 16. und 17. Jahrhunderts eine noch anziehendere Erscheinung sein und es ihr weniger an Käufern fehlen würde. 9.

Die Denkwürdigkeiten des Kanzlers von Müller.

Es ist heute nicht mehr bestritten daß auch die kleinen Erlebnisse, wenn nur ein Strahl der Zeitcharakteristik in sie hineinfiel, zur großen Weltgeschichte zählen können. In der aufgeschichteten Masse merkwürdiger Thatsachen bleiben so leicht weglose Schattenpartien: da bringt der Zufall einen Fingerzeig, da öffnet ein Lichtschimmer den weitern Fortgang, da löst ein harmloses Wort der Erinnerung die dunkelsten Räthsel. Die Literatur der Denkwürdigkeiten ist ein Zweig der Geschichtschreibung dem man nicht genug Aufmerksamkeit und nicht genug Nachsicht widmen kann. Es heißt da oft Goldkörner suchen in Sand und Schlamm; es heißt nach Schätzen graben und nur steinige Erde finden. Aber die Täuschung soll doch nicht entmuthigen, ja selbst der Tadel mag rücksichtnehmender sein als anderswo, wenn er sich über Nichts zu beklagen hat als die Kleinlichkeit des Erlebnisses. Die kleinen Erlebnisse wägen sich oft am schwierigsten ab und brauchen ihre Kenner, je bescheidener sie sich hinter den größern zurückziehen. Namentlich gilt Dies von den Beiträgen zur Personencharakteristik, von den Geschichtchen die ein Wort zersetzen, eine Miene deuten; von den historischen Genrebildern die die Geschichte in einen kleiner Rahmen zusammendrücken, hinter eine spanische Wand wo den Maler sie im Négligé belauscht.

Eine Memoirennovität, die

Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—13 von Friedrich von Müller. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1851. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

verdienen die Aufmerksamkeit und können die Nachsicht entbehren die ich für die Denkwürdigkeitenliteratur überhaupt in Anspruch nahm. Wol Mancher der den angezogenen Buchtitel liest, mag bis in die weiteste Ecke seiner Erinnerungen zurückgehen müssen bis er mit dem Namen Kanzler von Müller ein bestimmtes Bild in Zusammenhang bringen kann, bis er sich des Mitherausgebers von Goethe's nachgelassenen Schriften entsinnt. Aber die fahrenden Jünger der Poesie, die Wallfahrer zum Grabe des deutschen Dichterpropheten, die kennen die Greisexcellenz gar gut die bis aufs letzte Krankenbett den Cultus der weimarischen Dichterexcellenz pflegte und auch nach deren Dahinscheiden ein freiwilliges Consulat für Weimars Beziehungen zur schönen Literatur unterhielt, ein freiwilliges Consulat, sagt A. Schöll in einer Vorrede zu den „Erinnerungen", für die Aufnahme und Empfehlungen junger Dichter, die Einzelnen nützlich geworden, für die gastliche Feier von Dichterbesuchen, wie Immermann's, Rückert's, Andersen's, Auerbach's, und für die Fortsetzung der Verhältnisse zu Literaten und Künstlern im Auslande.

Also literarische Erinnerungen? Nicht doch! Die besten und wirksamsten Erzeugnisse der Literatur in den Jahren 1806—13 waren Armeebefehle, Kriegsbulletins. Von diesen, von deren Dichtern handelt das Müller'sche Buch. Der Titel besagt es ja; er sagt auch daß der Verfasser ein Staatsmann war, ein Staatsmann ohne Ruhm, aber voll Segen; einer der Menschen die groß sind in ihren kleinen Grenzen; ein politischer Praktiker, für den eine mitlebende Generation betete, während ihn die folgende vielleicht vergißt. So rollt die Welt! Die Menschen haben ihr Schicksal... wie die Bücher, und ein Buch ist es heute dem sein Schicksal gezeichnet werden soll.

Das Buch ist freilich von der Persönlichkeit des Verfassers nicht zu trennen, wenn es auch der Zeit nach nur einen kleinen Theil seiner Lebensgeschichte umfaßt. Es hebt mit dem October und November 1806 an; was an dem Leben Müller's vor dieser Zeit zurückliegt, läßt sich in wenige Zeilen zusammendrängen. Am 13. April 1779 in Franken auf dem Stammgute Kunreuth geboren, kam Müller schon im Jahre 1801 nach Weimar, dem Herzoge durch sich selbst empfohlen, durch eine Uebungsarbeit die er in Göttingen gefertigt und die einen Proceß im Weimarischen betroffen hatte. Er trat in den Staatsdienst und ward nach drei Jahren, in denen er mit manchem außerordentlichen Auftrag vermittelnder und ordnender Natur vom Herzog betraut worden war, Regierungsrath. Eine Vermählung knüpfte ihn noch fester an die neue Heimat; Alles aber was er ihr vielleicht zu danken hatte, Das trug er durch seine muthige Hingebung ab mit der er seinem Vaterlande in der 1806 hereinbrechenden Kriegsnoth nützte.

Ohne einen bestimmten politischen Zweck ging Müller am 18. October 1806 mit dem Franzosen Denon von Weimar nach Erfurt ab um durch den Letztern die Bekanntschaft des Generals Clarke zu machen. Die Herzogin Luise hatte ihm einige verbindliche Zeilen für den General mitgegeben, und er selbst hoffte bei diesem Etwas zur Linderung des weimarischen Kriegselends thun zu können. Allein die freundliche Aufnahme Seiten Clarke's konnte in den schwierigen Verhältnissen über einen wohlwollenden Rathschlag und die Ausfertigung eines Passes in das kaiserliche Hauptquartier nicht hinausgehen. In der Meinung es handele sich um einen Ausflug von 24 Stunden, eilte Müller nach Naumburg, nachdem ihm die Herzogin (von der Napoleon bei seinem Aufenthalte in Weimar gesagt hatte: „Voilà une femme, à laquelle pas même nos deux cents canons ont pu faire peur") ein Schreiben an den Kaiser übergeben. Aber Napoleon war schon weitergereist, nach Halle, Dessau, Wittenberg, Kroppstedt. Am letztern Orte holte ihn Müller zwar ein, erzwang sich auch am 23. October Abends eine Audienz beim Minister Maret, der eben ins Bett steigen wollte, vor den Kaiser kam er aber erst zwei Tage später in Potsdam. Dieser war nicht wenig aufgebracht daß der Herzog Karl August nicht blos als preußischer Heerführer gegen ihn zum Kampfe ausgezogen war, sondern selbst seine eigenen Truppen zur preußischen Armee als Contingent gestellt hatte. Nur unter einer Bedingung hatte Napoleon die Souverainetät desselben aufrechtzuerhalten versprochen, wenn nämlich der Herzog binnen 24 Stunden die preußische Armee verlassen, nach Weimar heimkehren und sein Contingent zurückrufen würde. Aber in Weimar wußte Niemand wo der Herzog sich dermalen aufhielt; man sandte Kuriere nach ihm aus, aber keiner kehrte mit Antwort zurück. Dies war denn auch Alles was Müller in Potsdam dem Kaiser berichten konnte. Dieser äußerte sich freundlich, erlaubte dem improvisirten Gesandten nach Berlin zu folgen und unterhielt sich sehr rücksichtsvoll über die Herzogin. „Ihre Herzogin", sagte er unter Anderm, „hat sich sehr standhaft bewiesen, sie hat meine ganze Achtung gewonnen. Ich begreife daß unsere rasche Ankunft in Weimar sie in große Bedrängniß setzte. Der Krieg ist ein häßliches Handwerk, ein barbarisches, vandalisches; aber was kann ich dafür, man zwingt mich dazu wider meinen Willen." Bekanntlich hatte Napoleon zu jener Zeit noch Stimmungen in denen er glaubte Das was ihm später zum Verhängniß ward liege außer ihm.

In Berlin gewann Müller, obwol eine zweite Audienz beim Kaiser nicht sonderlich geeignet war seinen Muth zu heben, dennoch die Hoffnung daß die fernere politische Existenz des Herzogthums Weimar sichergestellt sei. Die Geneigtheit Napoleon's das Schicksal Weimars zu begünstigen, war, so versicherte der Prinz von Benevent ausdrücklich, nur zweien Rücksichten und „keinen andern in der Welt" zu danken, einestheils nämlich der hohen Achtung welche die Herzogin von Weimar durch ihr standhaft edles Betragen dem Kaiser eingeflößt hatte, und anderntheils den wohlwollenden Gesinnungen welche der Letztere für das großherzoglich badische Haus hegte. Endlich kam am 3. November Nachricht aus Weimar. Einer der von dort am 19. October abgegangenen Kuriere hatte Karl August endlich am 25. in Wolfenbüttel getroffen und war am 27. mit einem Schreiben an die regierende Herzogin zurückgesandt worden. Ich kann mir nicht versagen dasselbe hier abdrucken zu lassen und zwar damit auch nicht der kleinste Zug an diesem merkwürdigen Documente verlorengehe, unübersetzt, im französischen Original. Es lautet:

„A. S. A. S. Madame la Duchesse regnante de Weimar.

Havelberg, 27 Oct. 1806.

„Monsieur de Spiegel m'a atteint avant-hier. Un détachement des corps, que je commandais, avait pris la route de Hameln, il a suivi celle-là, croyant m'y trouver et c'est cet incident-là et plusieurs autres qui l'ont induit en erreur et ont été la cause de ce qu'il ma trouvé si tard."

„J'ai expédié le capitaine de Bose, au service de Saxe, au roi de Prusse, pour supplier Sa Majesté, de renvoyer toute suite mon bataillon à Weimar et j'ai adressé mes voeux au roi, pour qu'il décidât, si avec honneur je pouvais quitter Son service à présent, ou non."

„J'attends journellement la réponse. Vous savez, que je n'ai eu dans le dernier temps aucune influence à Berlin, que l'on ne m'y aimait point et que j'aurais quitté le service Prussien cet été, si les loix de l'honneur ne m'avaient pas forcé de suivre l'armée à cette guerre-ci."

„Il y a vingt ans que j'y sers. Je ne pouvais m'en détacher sans un blâme et la persuasion d'avoir fait son devoir et une réputation pure c'est la seule consolation véritable, qui ne nous quitte jamais, si le malheur nous dérobe les agrémens de l'existence."

„Il m'est connu, que l'empereur honore le soldat, qui fait son métier avec zèle; il ne pourra donc jamais me mépriser. Sa volonté suprême décidera du sort de ma famille et de mon pays."

„Il est à espérer que la haute clémence de sa Majesté Impériale inspirera à ce monarque-vainqueur des sentimens équitables par rapport à Notre Saxe. Elle est dans Ses mains."

„Je désire qu'il s'adoucisse et que Sa Majesté Impériale m'accorde Son estime."

„Par rapport à ce que Vous avez fait pour Weimar, avec quelle constance et avec quel courage Vous avez supporté les adversités, il n'y a qu'une voix là-dessus: Votre propre conscience seule peut Vous en récompenser complètement. Vous vous êtes faite une réputation digne des temps passés! Que la providence Vous bénisse et Vous fasse jouir du fruit de Vos bonnes actions!"

„Je n'écris à personne qu'à Vous. Dites tout cela verbalement à Voigt et à Wolzogen. Je fais passer Mr. de Spiegel par Hambourg pour y intimer à mon fils aîné, de s'en retourner auprès de Vous; je crois qu'il doit être dans cette ville."

„Il y a déjà quelques jours que j'ai écrit à Hinzenstern, de s'en retourner à Weimar avec Bernard."

„Adieu, ma bonne amie. Que Vous soyez heureuse, comme Vous le méritez.

C. A. Duc de Weimar."

Müller erhielt diese herrlichen Zeilen von der Herzogin mit einem eigenhändigen Schreiben von ihr an den Kaiser zugefertigt um Beides unverzüglich zu übergeben. Die frohste Hoffnung bewegte sein Herz. Welch ein Charakter, welch ein Fürst: hegte Napoleon noch Groll, er mußte ihn ja wol schwinden lassen. Der König von Preußen hatte den Herzog aller Verpflichtungen gegen ihn entbunden, aber aus dem Schreiben vom 27. ersah man daß Karl August von diesem Act noch keine Kenntniß hatte. Freiwillig, aber mit männlicher Ehrenhaftigkeit und ohne Kriecherei zeigte er sich bereit dem Willen des Kaisers nachzukommen sobald es nur die Ehre verstatte. Ja die Verhältnisse gestalteten sich noch günstiger. Müller erfuhr glaubwürdig daß der Herzog sich bereits von der Armee entfernt habe, daß er in Güstrow angekommen sei: jedenfalls war demselben nach dem 27. die Entschließung des Königs von Preußen kundgeworden. Müller ersehnte den Moment in dem er die Friedensbotschaft dem Kaiser bringen könnte: il ne pourra donc jamais le mépriser.

Als Müller das kaiserliche Cabinet betrat, fand er in dessen Mitte Napoleon in der schlichten grünen Chasseuruniform, den Hut unter dem Arme. Seine Stellung sah ziemlich trotzig aus; nur der Prinz von Benevent war noch gegenwärtig. Heftige Vorwürfe über das Benehmen des Herzogs eröffneten die Audienz, und weder das Schreiben der Herzogin noch der Brief Karl August's brachten in die Unterredung einen andern Ton. Der Kaiser überblickte die Papiere nur äußerst flüchtig, er ließ sich in seinem Ungestüm nicht beirren und überhörte die Bitten Müller's die ihm eine nähere Würdigung des Schreibens der Herzogin und seiner Beilage anempfahlen. War dieser zornige Mann, der nicht einmal hören mochte was ihm zur Entschuldigung vorgebracht ward, der entkleidet aller äußern und innern Majestät seinen Hut leidenschaftlich auf den Boden warf, wirklich der unsterbliche Sieger von Austerlitz? „Mein Herr Rath", sagte der Kaiser zu Müller, „ich bin zu alt um auf Worte zu bauen, ich halte mich an Thatsachen. Weiß Ihr Herzog wol daß ich ihn billig der Regierung entsetzen sollte? Wenn ich gleichwol Dies bisjetzt noch nicht gethan, so liegt die Ursache blos in meinem Wohlwollen für die Frau Herzogin und darin daß ich gastlich in ihrem Schlosse aufgenommen einer Fürstin die schon so viel gelitten gern noch größern Schmerz ersparen wollte. Sie, mein Herr! bemühen sich zwar Ihren Herzog zu entschuldigen; das ist Ihre Pflicht und Sie thun ganz recht daran; aber auch mir ist es Pflicht Fürsten die so gegen mich handeln wie der Ihrige, ohne Weiteres abzusetzen. Wenn man nicht mehr als ein paar Hundert Mann aufstellen kann, so muß man sich ruhig verhalten; nicht einmal der Herzog von Braunschweig, der verbissenste meiner Feinde, hat ein Truppencontingent an Preußen gestellt (hier sah er den Prinzen von Benevent fragend an), der Herzog von Gotha hat es sich nicht im Traume einfallen lassen, aber ich weiß schon man hat dem Ehrgeiz Ihres Herzogs durch ein Commando geschmeichelt und so das Netz um sein Haupt gesponnen. Es ist fürwahr jetzt die beste Zeit seine Staaten im Nu zu verlieren. Sie sehen wie ich es mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen aus denen sie hervorgegangen. Wie diesen Hut (hier warf er ihn zornig zur Erde) will ich sie zertreten und vernichten daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde. Und große Lust habe ich es mit Ihrem Fürsten ebenso zu machen!"

„Beim Himmel! wenn man nicht wenigstens hunderttausend Mann und eine gute Anzahl Kanonen hat, soll man sich nicht unterstehen mit den Krieg machen zu wollen. Und diese Preußen hatten wol soviel und mehr: was hat es ihnen geholfen? Ich habe sie zerstreut wie Spreu im Winde, ich habe sie niedergeschmettert und sie werden fürwahr sich nicht mehr aufrichten. Und was will ich denn? Führe ich den Krieg nur zur Lust? Hat man nicht durch höhnische Herausfoderung mich dazu gezwungen?"

„Wäre Ihr Herzog klug gewesen, so hätte er sich ganz ruhig halten, sich an den Rheinbund anschließen sollen; ich hätte ihn wol gar mit Vortheil darin aufgenommen und es würde jetzt ganz anders mit ihm stehen."

Müller schrak vor dieser Heftigkeit nicht zurück, er legte die Verhältnisse offen dar, wies darauf hin daß von Friedrich's des Großen Zeiten her das politische Verhältniß Weimars eng an Preußens Politik geknüpft gewesen sei, wie Dies die geographische Lage, die Religions- und Familienverwandtschaft und die ganze Natur des preußischen Uebergewichts in Norddeutschland mit sich gebracht hätten. „Und wie können Sie, Sire", schloß er seine mit leidenschaftlichem Eifer gesprochene Vertheidigung, „der Sie die Ehrenlegion erschaffen haben, einen Fürsten darum verdammen daß er die Gesetze der Ehre unverbrüchlich befolgt hat? Eure Majestät sehen doch daß der Herzog der Partei die er einmal, wenn auch unwillkürlich, ergriff treu zu bleiben weiß solange die Ehre es fodert; von einem solchen Fürsten können auch Eure Majestät wenn jene frühern Verbindungen einmal gelöst sind, nur die treueste Ergebenheit und das loyalste Benehmen erwarten." Napoleon besänftigte sich. „Sie sind ein guter Advocat", sagte er zu Müller, verwies ihn wiederholt und mit besonderm Nachdruck darauf daß die Begnadigung des Herzogs aus Wohlwollen für das hohe „vortreffliche Schwesternpaar" geschehe, „das allen Fürstenhäusern in Europa zum Beispiel und zur Nacheiferung dienen sollte". Am andern Tage empfing Müller ein Antwortschreiben des Kaisers an die Herzogin mit der Aufschrift: „A ma cousine, la Grande-Duchesse de Saxe-Weimar." Gleichzeitig versicherte ihn der Obermarschall Duroc daß die Ausfertigung der Pässe für alle Glieder der herzoglichen Familie gemessenst anbefohlen sei, daß der Kaiser die weimarischen Angelegenheiten für beendigt und die Souverainetät des Herzogs für anerkannt erklärt habe.

Der wie wir wissen von Müller beabsichtigte vierundzwanzigstündige Ausflug nach Naumburg verlängerte sich immer mehr und nahm den Charakter einer wichtigen diplomatischen Mission an. Die Verhältnisse foderten rasche Thätigkeit und Müller übte sie auf eigene Hand. Eigenmächtig bekleidete er sich, um sich bei den französischen Behörden mehr Ansehen zu verschaffen, mit der weimarischen Hofuniform und empfing die huldvollste Absolution hierüber als der Herzog endlich am 23. November in Berlin eintraf. Voll freudiger Hoffnung eilte Müller am andern Morgen aufs Schloß, aber die Bestimmung des Kaisers über die von ihm im Namen des Herzogs erbetene Audienz ließ den ganzen folgenden Tag über vergebens auf sich warten. Napoleon verhehlte nicht seine Gereiztheit über die solange verzögerte Hinkunft des Herzogs: am nächstfolgenden Morgen ward diesem berichtet der Kaiser sei noch in der Nacht angeblich nach Küstrin abgereist.

Müller war für Ordnung der weimarischen Angelegenheiten bereits unentbehrlich geworden. Er kannte die Verhältnisse, die Personen und hatte in seiner bisherigen improvisirten Stellung einen seltenen Muth und Hingebung bewährt. Aber er war jung, bürgerlich, ohne Titel und trug vor den Augen seines Fürsten ohne Berechtigung die Hofuniform. Der Herzog beseitigte kurzweg diese Hindernisse indem er ihm ein Concept zur Ausfertigung in die Hand gab das ihn als „Geheimen Regierungsrath von Müller" aufführte. Nach dieser Umtaufe eilte er nach Posen, wo er Alles aufbot die materiellen Bürden seines Vaterlands zu erleichtern und in den Verhandlungen über den Beitritt zum Rheinbund für die Interessen Weimars das Wort führte. Wenn seine unausgesetzten Bestrebungen auch nur bescheidene Erfolge krönten, harrte er doch muthig aus und gab freiwillig keine Position auf, mochte sie auch immerhin als unhaltbar erscheinen. Alles was er erlebte, die ungeheuern Bewegungen die vor seinen Augen vorgingen, die Bekanntschaften, ja die Vertrautheit mit den Berühmtheiten des Tags, Alles erhöhte seinen jugendlichen Muth und flößte ihm eine Zuversicht ein die bei dem Bewußtsein festen redlichen

Willens vor keiner weitern Schwierigkeit zurückbebte. Bei seiner Rückkehr nach Berlin ermuthigte er den gebeugten Karl August, überzeugte sich durch Augenschein von den Zuständen in Weimar und eilte dann (17. Januar 1807) mit ausgedehnter Vollmacht versehen nach Warschau zurück, wo der Kaiser residirte. Der Herzog blieb in Berlin, da er auf eine Anfrage ob der Kaiser seine Hinkunft nach Warschau genehmige, keine Antwort erhalten hatte. In Warschau war Jedermann von der Dringlichkeit der Anwesenheit des Herzogs überzeugt; so schrieb Gagern an Karl August: „Plutot V. A. S. arrivera, mieux Elle sera reçue." Auch schnitt Talleyrand jede Hoffnung auf eine Beantwortung der von dritter Hand gestellten Anfrage durch die Bemerkung ab: „Il s'agit d'une démarche de sentiment et non pas d'affaires. C'est pourquoi on ne peut pas répondre expressément à de telles demandes, mais certainement le duc ferait très-bien de venir." Trotzdem, und obwol Müller die dringlichsten Vorstellungen machte, verweigerte Karl August sein Hinkommen ganz bestimmt wenn er nicht eine directe Antwort des Kaisers erhalte. Augenscheinlich hätte Napoleon sich gern der Vermittelung des Herzogs zu einer Annäherung an Rußland bedient. Vielleicht hatte Dies Karl August scharfblickend erkannt; überdies erklärte dessen persönliche Abneigung gegen Napoleon zur Genüge sein festes Verhalten.

Ehe ich hier weiter gehe muß ich einer Erwähnung gedenken die Mancher mit Wohlgefallen lesen mag. Der Deutsche sammelt so gern die Tugendzüge seiner Fürsten und freut sich an ihnen, namentlich wenn dieselben einen Hinweis auf den nicht blos particularen, sondern deutschen Patriotismus in sich enthalten. Der damalige Kronprinz von Baiern empfing Müller öfters bei sich und würdigte ihn eines sehr schmeichelhaften Vertrauens. Er verhehlte nicht seine tiefe Abneigung gegen das französische System und bekannte freimüthig wie schmerzlich ihn so Vieles was in diesem Sinne in Baiern geschehen berühre. Müller mußte ihm viel von Schiller erzählen, den er mit Enthusiasmus verehrte: der Kronprinz konnte sich darüber gar nicht beruhigen daß er ihn nicht persönlich gekannt habe. Er erzählte daß er im November mitten in der Nacht durch Weimar gekommen und sich gleichwol auf den Friedhof habe führen lassen wo Schiller's sterbliche Ueberreste damals ruhten. Er fügte hinzu daß er in den Gefechten bei Pultusk stets Schiller's Gedichte in der Tasche geführt und sich daran in jedem freien Augenblicke erfrischt und erkräftigt habe.

In Dresden endlich sollte es zu der lange vorbereiteten und mit großen Hoffnungen erwarteten Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und Karl August kommen. Auf Anrathen des Königs von Sachsen ließ der Letztere sich förmlichst anmelden und Müller erwirkte durch Caulincourt daß der Kaiser den Herzog sogleich „um 12 Uhr präcis" bei sich einlud. Aber Karl August, dem Müller erfreut diese Nachricht zu hinterbringen eilte, war nicht aufzufinden; er war in den botanischen Garten gegangen ohne Jemand in seinem Hotel Kunde zu geben, und als er endlich aufgefunden ward war die Audienzzeit längst vorüber. Er ging verstimmt nach dem Schlosse, wo er vom Kaiser verstimmt empfangen ward, und die langersehnte, oft misglückte Zusammenkunft hinterließ auf beiden Seiten nur ungünstige Eindrücke. Napoleon verhehlte Dies ebenso wenig als der Herzog. „Welch ein gewaltiger Unterschied", sagte dieser, „zwischen Friedrich dem Großen und diesem Kaiser! welch eine ganz anders imposante Erscheinung war doch Friedrich! Nichts von Allem was er mir sagte, konnte mir Bewunderung oder Zutrauen einflößen."

Der Zufall hielt die Kluft zwischen Napoleon und Karl August, die schon durch des Letztern persönlichen Charakter begründet war, auch in der Folge offen. Das Interesse Weimars verlangte eine günstige Stimmung für das Land Seiten des Kaisers. Müller glaubte um diese zu erregen ein Mittel gefunden zu haben, das um so bessern Erfolg versprach da die von Napoleon hochverehrte Herzogin dabei concurrirte. Seinen Bemühungen gelang es daß der Kaiser „um der Herzogin Freude zu machen" die Route nach Paris über Weimar nahm. Ein Kurier ward abgefertigt Dies Karl August zu melden und Alles schien auf das erwünschteste eingeleitet. Aber auch diesmal ward die vorhandene Misstimmung nur erhöht. Der Kaiser traf so zeitig in Weimar ein daß der Herzog ihm kaum einige Hundert Schritt entgegenreiten konnte; Napoleon aber hatte geglaubt er werde ihn schon an der Landesgrenze finden. Er war über diese Versäumniß so empfindlich daß er nur an der Post umspannen ließ und sogleich weiter nach Gotha fuhr. Müller folgte ihm kurz nachher nach Paris.

Wir lassen die pariser Geschäfte, wie wichtig sie auch waren, beiseite und gedenken ihrer später noch mit zwei Worten. Dagegen verweilen wir kurz bei den berühmten Tagen von Erfurt, die Napoleon und den Herzog Karl August scheinbar annäherten. Welche Hoffnungen, welche Besorgnisse hüllten sich hinter den wunderbaren Glanz der das große Kaiserpaar umfing! Und wie klein erscheinen die Copien der spätern Zeit aus denen der irrende Stern Napoleon ausgemerzt war! Wer kennt nicht das berühmte Publicum dessen Bewunderung Talma errang; wer hat nicht das Sprüchwort des „Parterre von Königen" gelernt? Eine stolze Phrase, so wenigstens erscheint sie unserer monarchischen Ehrfurcht; wer weiß ob gerade damals ein gewisser französischer Capitain sich vor ihr gebeugt hätte. Vor dem Eingang zum Theater in Erfurt nämlich war bei jeder Vorstellung eine starke Wache von Grenadieren der kaiserlichen Garde aufgestellt. Sobald die Wagen der beiden Kaiser ankamen, wurde drei mal, bei jedem Könige aber nur ein mal die Trommel gerührt. Da geschah es denn daß einstmals die Wache durch das Aeußere des Wagens des Königs von Würtemberg getäuscht die dreifache Begrüßung eintreten ließ, der gewisse, leider ungenannte Capitain aber zornig Einhalt gebot, indem er rief: „Taisez-vous, ce n'est qu'un roi."

Eine Mittheilung Müller's über die persönliche Beziehung des Kaisers Alexander zu Napoleon scheint mir von besonderm Interesse. „Eines Tags", erzählt unser Memoirenschreiber, „sprach man sich französischerseits ganz offen gegen mich über die Besorgnisse aus die der nie rastende Unternehmungsgeist Napoleon's und besonders seine ausschweifenden Plane auf Spanien und Portugal erregen müßten, und wie wünschenswerth es für Frankreich sei daß Kaiser Alexander sich nicht allzu nachgiebig und bereitwillig zeigen möchte. Napoleon bedürfe jetzt gar sehr der Freundschaft des Kaisers Alexander und würde daher wol bewogen werden können von manchem Vorhaben abzustehen und gemäßigtere Entschlüsse zu fassen wenn der Kaiser Alexander ernstlich darauf hinwirke."

„Mir erschienen diese vertraulichen Mittheilungen von höchster Wichtigkeit; der Herzog von Weimar hielt es jedoch nicht für angemessen sie persönlich dem Kaiser Alexander zu hinterbringen, sondern für besser den Herzog von Oldenburg darum zu ersuchen. Dieser hatte nun eine lange Unterredung mit dem Kaiser, der die gemachten Eröffnungen sehr verdankte und versicherte daß sie ganz mit Dem übereinstimmten was er selbst aus geheimen Berichten wisse. Er deutete aber auf wichtige Gründe hin die ihn abhielten sein Benehmen gegen Napoleon zu ändern und schloß mit den Worten: «C'est un torrent qu'il faut laisser passer.» Man mußte also wol annehmen daß für jetzt wenigstens große Interessen Rußlands vorlägen die den Kaiser Alexander abhielten den geringsten Zweifel über seine Anhänglichkeit in Napoleon aufkommen zu lassen, und daß er auf der andern Seite sich zur Maxime gemacht habe keine zu andringende Verwendung für die ihm verwandten Fürstenhäuser eintreten zu lassen, deren günstigem Erfolg der Kaiser Napoleon späterhin den Schein einer Verpflichtung zur Dankbarkeit geben könnte."

Für das deutsche Lesepublicum knüpfen sich an die Anwesenheit Napoleon's in Erfurt und den in jene Zeit fallenden glänzenden Ausflug nach Weimar besonders anziehende Erinnerungen. Die anerkennende Würdigung Wieland's und Goethe's

schmeichelt nicht blos dem deutschen Nationalgefühle (dieser Rarität ist schwer genug zu schmeicheln weil sie so schwer zu finden ist), nein die Scene selbst, die Persönlichkeiten, die Worte äußern ihre fesselnde Kraft. Und dann, in beide ragt etwas von unwillkürlicher Charakteristik hinein. „Was will man jetzt mit dem Schicksal, die Politik ist das Schicksal", sagte Napoleon zu Goethe. „Die römischen Kaiser waren lange nicht so schlecht als Tacitus sie uns schildert", sagte er zu Wieland.

Kurz nach dem Erscheinen der Müller'schen „Erinnerungen" sind die Gespräche Napoleon's mit Goethe und Wieland durch viele deutsche Blätter gegangen, deshalb glaube ich von einem speciellern Bericht über dieselben absehen zu dürfen. Die Feierlichkeiten von Erfurt gingen zu Ende, aber das Glück was über ihnen geschwebt hatte, sollte noch seine Steigerungen erfahren. Zur Freundschaft mit Alexander trat die Vermählung mit Marie Luise, und als die erstere zerbrach konnte das geängstete Europa zweifeln ob Napoleon nicht auch in Petersburg Das sein werde was er bisher in Wien und Berlin gewesen war. Napoleon ging mit Siegeshoffnungen nach Rußland, die man am Hofe zu Weimar recht wohl kannte: was konnte da der Ueberraschung gleichen, als plötzlich am 15. December 1812 von der Post gemeldet ward daß der Kaiser von Frankreich soeben mit einem Schlitten angekommen sei und eiligst weiter wolle? Der Herzog sandte sogleich den General von Seebach auf die Post, da aber fuhr Napoleon dicht in den Pelz verhüllt auch schon wieder weg. Er kam als der erste Bote seines Unglücks; bald sollten andere folgen. Die gefürchtetsten unter diesen waren die Kosacken. Als General Durutte sich über Jena zurückzog, und einen Rasttag daselbst halten wollte, war die panische Furcht vor den Kosacken bei seinen Truppen so groß daß als Einzelne einige der Gefürchteten auf der Spitze des nahen Hausbergs zu erblicken glaubten, die ganze Colonne unverweilt und in ziemlicher Unordnung ihren Rückzug fortsetzte. Bald verbreitete sich das Gerücht es hätten sich einige muthwillige Studenten verkleidet und diesen Alarm veranlaßt. Mußte schon Dies den Kaiser ungünstig stimmen, so kam hierzu noch daß vor Eröffnung des Feldzugs von 1813 das weimarische Contingent von den Preußen gefangen worden war und daß sich zwei Mitglieder der weimarischen Landespolizeidirection wegen verdächtiger Correspondenz in Haft befanden. Müller bot Alles auf die Letztern, von Voigt und von Spiegel, zu befreien und vertrat mit Kühnheit deren Schuldlosigkeit in einer denkwürdigen Audienz, deren hier noch ausführlich gedacht werden muß.

„Nie werde ich den Moment vergessen", erzählt Müller, „als die Flügelthüren jenes großen, mit einem Erker versehenen Zimmers der Stadthalterei sich öffneten und nun der Kaiser Napoleon in seiner Chasseuruniform langsamen Schritts auf mich zukam und ganz ruhig aber mit zusammengezogenen Augenbrauen verbissenen Unwillens mich mit der lakonischen Frage ansprach: «Où est votre contingent?»"

„Ich hatte diese unheilschwere Frage kaum durch eine kurze Darlegung der besondern Umstände unter welchen dieses Contingent vor wenig Tagen von den Preußen überrumpelt und gefangen genommen worden war beantwortet, als der bis dahin zurückgehaltene Zorn des Kaisers losbrach und wie ein Strom der seinen Damm zerreißt über mich hereinstürzte. «Wie, Ihr bildet Euch ein ein ganzes Bataillon lasse sich ohne Schwertstreich von einer Handvoll Husaren gefangen nehmen? Wie, Ihr wollt mir glauben machen, ein solcher Skandal lasse sich ohne vorherige verrätherische Verabredung denken? Ich weiß gar zu wohl daß Euer Herzog mein abgesagter Feind ist und nie aufgehört hat mit allen meinen Feinden zusammenzuhängen. Hat er nicht preußische Offiziere in seinen Diensten und in seinem Solde? Hat er nicht fortwährend mit der Kaiserin von Oestreich, meiner Schwiegermutter, correspondirt, die von Wien aus giftige Netze für mich spinnt? Aber fürwahr, man betrügt mich nicht so leicht! Ich habe sie alle gelesen diese Briefe; die Kunst zu entziffern und unmerkbar Briefe zu öffnen ist unglaublich weit gediehen! Euer Herzog ist der unruhigste Fürst in ganz Europa (votre prince est le plus remuant de toute l'Europe). Und Euer Tugendbund, die frechen und revolutionnairen Reden Eurer jenaischen Professoren, der revolutionnaire Samen den sie überall unter die Jugend ausstreuen! Sind nicht die Vorposten des Generals Durutte zu Jena durch als Kosacken verkleidete Studenten alarmirt worden?»"

„Alles was ich gegen diesen Strom von Beschuldigungen aufbringen konnte, und mit möglichster Unerschrockenheit aufbrachte als der Kaiser einen Augenblick schwieg, schien keinen Eindruck zu machen."

„«Ich muß», fuhr der Kaiser fort, «ein abschreckendes Beispiel von Bestrafung geben; noch diesen Abend wird das fünfte Armeecorps in Jena einziehen; dort auf meinem Schreibtisch liegt die Ordre an den General Bertrand die Stadt niederzubrennen; ich bin eben im Begriff sie zu unterzeichnen.»"

Müller bot seine ganze Beredtsamkeit gegen diese unheilvolle Entschließung auf, aber der Kaiser sprang an die Thür und rief seinen im Vorzimmer befindlichen Gesandten Saint-Aignan herein. „Mit Heftigkeit auf ihn zustürzend rief er ihm zu: «Est-il vrai ou non que les avantpostes du général Durutte ont été alarmés par les étudiants de Jena?»"

„Saint-Aignan gerieth in große Verlegenheit und suchte ausweichend zu antworten; die Ungeduld des Kaisers ließ aber nicht zu ihn anzuhören, sondern die geballte Faust ihm vor das Gesicht haltend wiederholte er mit gesteigerter Heftigkeit: «Oui ou non? Oui ou non?»"

„Saint-Aignan, wohl ahnend welches furchtbare Gewicht seine Antwort in die Wagschale legen würde, hatte den edeln Muth zu erwidern: «Sire, ce qui est bien vrai c'est que je n'en ai reçu aucun rapport», und alsobald stürzte ich auf Napoleon mit den Worten zu: «Votre Majesté voit donc, que sa religion a été trompée», und was ich noch sonst zur Unterstützung dieser Behauptung hinzufügte. Der Kaiser schien sich einen Augenblick zu besinnen und sagte dann: «Eh bien, ce ne seront donc que les maisons des professeurs qui doivent être brûlées.» Endlich aber gelang es mir durch die einleuchtende Vorstellung daß Dies unmöglich ohne die Stadt selbst zu zerstören ausführbar sei, ihn auch davon abzubringen. Er zerriß die Ordre an den General Bertrand und fuhr dann ruhiger wieder fort:

«Mais qu'on fasse une bonne et bien sevère leçon à ces Messieurs de Jena, afin qu'ils se mettent bien dans l'esprit que d'un clin d'oeil je peux détruire pour jamais toute l'université. Et en effet que veulent donc tous ces idéologues, tous ces radoteurs? Il veulent la révolution en Allemagne, ils veulent s'affranchir de tous les liens qui les attachent à la France. Savez-vous, vous autres Allemands, ce que c'est qu'une révolution? Vous ne le savez pas; mais moi, je le sais. J'ai vu ces torrents de sang inonder la France, j'y ai surnagé, et je ne veux pas souffrir que ces terribles scènes se renouvellent en Allemagne. Mais certainement, Messieurs, vous aurez la révolution, si je n'y mets pas bon ordre. La Prusse a joué de perfidie avec moi; il lui en coûtera cher. J'ai été beaucoup trop généreux envers elle, j'ai remis le roi sur son trône, et voilà qu'il me paye d'ingratitude.»"

Erst nach dieser Scene gelang es Müller auf die Sache seiner Freunde kommen zu können. „Napoleon", erzählt er, „hörte sehr gelassen zu und sagte dann ganz trocken: «La chose est fort simple, ils se sont avisés de correspondre en présence de l'ennemi au-delà des avant-postes, donc ils doivent être fusillés.»"

„Ich bot noch einmal Alles auf um die Unschuld meiner Freunde darzuthun. «Nun», sagte ich zum Schlusse, «wenn sie schuldig sind, so bin auch ich es ebenso gut, denn an mich

ist ja der Brief geschrieben der so großen Verdacht erregt! Warum aber arretirt man nicht auch mich?»"

„«Je ne veux rien de Vous», versetzte der Kaiser, «je Vous connais depuis longtemps, depuis Berlin, Posen et Erfurt.»"

„«Auch Hrn. von Spiegel kennen Eure Majestät», erwiderte ich. «Als Sie in den Tagen von Erfurt Weimar mit Ihrem Besuche beehrten, genoß er als Kammerherr das Glück den Dienst bei Ihnen zu thun und damals Beweise gnädigster Zufriedenheit von Eurer Majestät zu empfangen.»"

„Das Wort «Kammerherr» mochte ihm auffallen. Ebenso trocken wie vorher sagte er: «Ah, Monsieur, je ne vois pas du tout, pourquoi un chambellan ne pourrait pas être pendu!»"

„Dieser furchtbare Lakonismus reizte mich grenzenlos auf. Hr. von Wolfskeel, aufs tiefste erschüttert, brach in Thränen aus, während ich in der Verzweiflung Alles aufs Spiel setzend ungestüm auf Napoleon eindrang, der wie bei der gleichgültigsten Sache mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf- und abging. «Nein, Sire», rief ich leidenschaftlich aus, «Sie können, Sie werden solche Gräuelthat niemals vollführen, Sie können es nicht! Sie werden nicht den Glanz Ihres Ruhms auf immer verdunkeln und unschuldig Blut fast vergießen!»"

„Napoleon, frappirt von meiner Heftigkeit, trat einen Schritt zurück und legte die Hand an den Degen und in demselben Augenblick fühlte ich mich von Saint-Aignan am Rockschoß gepackt und zurückgezogen. Er gestand mir nachmals daß er das Aeußerste für mich gefürchtet habe und kaum begreife wie der Kaiser meinen Ungestüm habe verzeihen können."

„Nach dieser heftigen Explosion trat eine kleine Pause ein. «Vous êtes bien téméraire», sagte der Kaiser, «mais je vois que Vous êtes un fidèle ami; finissons, je vais charger Berthier d'examiner cette affaire; voyons, quel sera le résultat de cette enquête.»"

Eine freundliche Bitte der Herzogin erwirkte kurz nachher die Freilassung der Gefangenen.

Die gegebenen Auszüge belegen vielleicht die Mannichfaltigkeit des Materials das wir in den Müller'schen „Erinnerungen" finden. Dies Material vertheilt sich nicht mehr oder minder zusammengeschichtet nach der Wichtigkeit der Zeitereignisse, sondern, wie Dies zu erwarten stand, lediglich nach der Fülle des individuellen Erlebnisses. Daher kommt die dem Zeitmaß wenig entsprechende Vertheilung des Buchraumes bei Müller: er schreibt nicht die Geschichte seiner Zeit, sondern nur die Erinnerungen seines Lebens, die in der schriftlichen Aufzeichnung mit dem Jahr 1813 abschließen, und oft ist in ihnen gerade da eine Pause eingetreten wo dem Historiker der Stoff allzu reichlich über den Kopf wächst. Die Zeit von 1806—7 ist mit besonderer Ausführlichkeit behandelt und ihre Darstellung bietet der Specialgeschichte, namentlich der Personencharakteristik, manches sehr Schätzenswerthe. Seine Stellung führte Müller mit allen Notabilitäten die in der Umgebung des Kaisers einflußreich waren in mehr oder minder naher Beziehung zusammen, ebenso vereinigte sie ihn mit seinen diplomatischen Genossen. Ein Namenregister der in den „Erinnerungen" durch eine Erwähnung kurz skizzirten Persönlichkeiten würde ziemlich umfänglich ausfallen, und doch gehören von all diesen Namen die meisten der Welt- oder Literaturgeschichte an. Ich will nur auf zwei aufmerksammachen deren gegenseitige Beziehung ein Hauptgegenstand des Müller'schen Buchs ist. Napoleon und Karl August, der Souverain von Halbeuropa und der kleine Vasall! Wenn Müller bei Redaction fremder literarischer Arbeiten nicht ganz mit Unrecht eine gewisse Flüchtigkeit zum Vorwurf gemacht worden ist, so läßt sich doch nicht annehmen daß er bei der Darstellung seiner eigenen Erlebnisse und speciell seiner denkwürdigen Audienzen bei Napoleon ungewissenhaft verfahren sein werde. Diese Annahme liegt um so ferner als der Inhalt von Müller's Mittheilungen an dem Bilde Napoleon's nur Farben auffrischt welche die historische Treue nie darf verblassen lassen. Hierbei ist eines Umstandes Erwähnung zu thun. Mit einer fast pedantischen Gewissenhaftigkeit umgeht Müller den anekdotenhaften Ton der sich in der Memoirenliteratur manchmal so breitmacht; nur an vereinzelten Stellen finden sich unwesentliche Ausnahmen. Das eigentliche Lichtbild seines Buchs ist der Herzog Karl August. Dieser hatte, gehoben von der persönlichen Selbständigkeit seines Charakters, augenscheinlich vermieden nach dem Siege von Jena zeitig genug nach Berlin und später nach Posen oder Warschau, wie es der Kaiser gewünscht, zu kommen. Er hatte ferner seine treue Anhänglichkeit an das königlich preußische Haus und dessen Interessen nie verleugnet, und den edeln Muth gehabt zweien seiner ehemaligen preußischen Waffengefährten unter der französischen Herrschaft ansehnliche Stellen in seinen Diensten zu verleihen; andere hatte er fortwährend bedeutend unterstützt. Auch in seinen Aeußerungen hielt der Herzog freimüthige Worte nicht zurück und manches derselben mußte den Kaiser umsomehr verwundern je treffender es war. So portraitirt Müller den Herzog; gebeugt durch das Unglück seines Landes, aber ungebeugt an Willenskraft und Charakter, dem Unabänderlichen sich fügend, aber nicht fügsam fremden Grundsätzen die er nicht theilte.

Auf die diplomatischen Unterhandlungen der kleinen deutschen Fürsten, bei denen Müller ein sehr nachdrucksvolles Wort zu führen pflegte, konnte in den vorstehenden Skizzen nicht eingegangen werden. Und doch bieten dieselben auch für das undiplomatische Publicum sehr interessante Einzelheiten. Sowol die posener wie auch die pariser Verhandlungen liefern der Staaten- und Sittengeschichte jener Zeit schätzbare Materialien. Das von dem Vorredner A. Schöll ausgesprochene Urtheil nimmt augenfällig hierauf Bezug; gleichzeitig bezeichnet es aber auch den Totaleindruck des Buches treffend. Die „Erinnerungen" Müller's geben nicht blos dem Angehörigen Weimars authentische Aufschlüsse über vormalige Zustände des Heimatstaats und Beiträge zur Regierungsgeschichte Karl August's, sondern sie enthalten zugleich in besonderer Perspective ein merkwürdiges Stück unserer Gesammtgeschichte und „der Erfahrungen deutscher Pathologie in den Unterbindungen, deren Wiederherstellung eben jetzt so empfohlen wird".

Müller's Buch schließt mit dem Jahre 1813, nicht seine Thätigkeit. Noch in die Periode der „Erinnerungen" fällt seine Wirksamkeit für Einführung einer besseren Criminalordnung, seine Theilnahme an der Hebung des Gemeindewesens durch Abfassung freisinniger Städteordnungen, die er persönlich mit erwärmender Rede einführte. Im Jahre 1815 trat er als Kanzler an die Spitze der Landesjustiz und hatte die Freude die von ihm lange betriebene Trennung der Rechtspflege und Verwaltung zur Ausführung kommen zu sehen. Zwanzig Jahre später trat er in den weimarischen Landtag ein und dieser wählte ihn seit 1841 wiederholt zu seinem Vorstand. Napoleon hatte ihm einst gesagt: Sie wissen in Deutschland nicht was eine Revolution bedeutet, eine große Revolution aber sollte noch an sein Leichenbett treten. Ein Krampfanfall, dem ein friedliches Einschlummern folgte, endigte am 21. October 1849 das Leben des einundsiebzigjährigen Greises. Sei die Erde ihm leicht! 2.

Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts, vom Pfaffen Lamprecht. Urtext und Uebersetzung nebst geschichtlichen und sprachlichen Erläuterungen, sowie der vollständigen Uebersetzung des Pseudo-Kallisthenes und umfassenden Auszügen aus den lateinischen, französischen, englischen, persischen und türkischen Alexanderliedern von Heinrich Weismann. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1850. 8. 4 Thlr.

Zu den anziehendsten, aber auch schwierigsten Aufgaben welche die Literaturgeschichte des Mittelalters noch größtentheils

zu lösen hat, gehört die Durchforschung der umgestaltenden Fortentwickelung welche sagenhaften und geschichtlichen Stoffen des classischen Alterthums in der mittelalterlichen Dichtung zutheilgeworden ist. Das Anziehende dieser Untersuchungen finde ich hauptsächlich darin daß wir kaum an irgend einem andern Beispiel den Einfluß uns so klar machen können welchen verschiedene Zeiten, verschiedenes Volksthum, verschiedener Glaube auf einen und denselben Gegenstand ausgeübt haben, daß wir also auch aus diesen umgestaltenden Einwirkungen die Verschiedenheit der dort und hier herrschenden geistigen Kräfte und Richtungen besonders vollständig zu erkennen vermögen. Fast noch schwieriger aber als anziehend sind diese Forschungen zunächst deshalb weil sie ein tiefes Eingehen und eine genaue Bekanntschaft mit den Literaturen der verschiedensten Völker voraussetzen, wie sich Dies nur selten so in einer Hand beisammen findet, daß es dieselbe zu selbständigen Leistungen befähigte; schwierig sind sie ferner deshalb weil die nothwendigen literarischen Hülfsmittel nur an wenigen Orten und mit größter Mühe in einiger Vollständigkeit aufgetrieben werden können, denn bei der großen Vernachlässigung welcher diese Studien seit Jahrhunderten anheimfielen, finden sich die unentbehrlichen Quellen theils in seltenen alten Druckwerken, theils sind sie noch ganz ungedruckt; was aber davon neuerdings gedruckt worden, ist zum Theil so kostspielig daß nicht Jedermann es sich so aneignen kann wie er wünscht. Noch höher aber als diese äußern Hindernisse möchte ich eine im Wesen der Sache selbst liegende Schwierigkeit anschlagen: alle die orientalischen, spätgriechischen und spätlateinischen, italienischen, spanischen, französischen, britischen und deutschen Schriftsteller, deren Werke hier in Betracht kommen, haben an den alten Stoffen geändert ohne selbst ein klares Bewußtsein von der Art und den Gründen ihrer Thätigkeit zu haben; mündliche Ueberlieferungen und verlorengegangene Schriftwerke haben auf die Gestaltung ihrer Arbeiten vielfachen Einfluß geübt, von dem sie selbst bei ihrer naiven Kritiklosigkeit kaum eine Ahnung hatten; so muß denn jetzt der um Jahrhunderte spätere Gelehrte aus flüchtigen Andeutungen und oft unsichern Analogien zu ergänzen suchen was durchaus unausgesprochen in seinen Quellen liegt. Unter diesen Umständen muß jede Arbeit welche sich auf das hier besprochene Gebiet bezieht mit Dank aufgenommen werden, sobald sie nur auf wirklich wissenschaftlicher Grundlage fleißig und gewissenhaft ausgeführt ist; die Kritik wird deshalb die Mängel die sich an solchen Arbeiten wol immer leicht werden nachweisen lassen nicht bedecken noch bemänteln, aber mehr als in vielen andern Fällen Nachsicht üben dürfen.

Von diesen Grundsätzen ausgehend habe ich mich mit einem umfangreichen Werke beschäftigt, welches denjenigen classisch-mittelalterlichen Stoff behandelt der an sich der fesselndste auch die zahlreichsten Bearbeitungen bei fast allen Völkern des Morgen- und des Abendlandes im Mittelalter gefunden hat, die Alexandersage.

Bekanntlich wurde eine sehr umfassende und dichterisch in der That werthvolle deutsche Bearbeitung der Alexandersage, welche in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts fällt und als deren Verfasser ein Pfaffe Lamprecht gilt, von Maßmann 1828 und nochmals 1837 aus einer strasburger Handschrift herausgegeben; eine zweite, freilich sehr verstümmelte Handschrift entdeckte Joseph Diemer in dem steirischen Stift Vorau und veröffentlichte 1849 einen Abdruck derselben, der den Vorzug hat daß er eine in der strasburger Handschrift befindliche Lücke von etwa 300 Versen ausfüllt. Veranlassung zu diesen wiederholten Ausgaben, überhaupt zu der vielseitigen Beachtung welche jenes Alexanderlied unter Anderm in einem werthvollen Programm der düsseldorfer Realschule von A. Philippi 1846 fand, hat offenbar die ganz besondere Aufmerksamkeit gegeben welche Gervinus in seinem großen Literaturwerke dieser Dichtung zuwandte. Je sparsamer Gervinus mit unbedingtem und lautem Lobe umgeht, desto mehr mußte es auffallen daß er ein bis dahin nur den strengen Fachgelehrten bekanntes Gedicht einer sehr eingehenden und ausführlichen Analyse unterwarf und es in einer Zusammenstellung mit Wolfram's „Parzival" und Dante's „Divina commedia" der höchsten Blüte mittelalterlicher Dichtung beizählte. Wie Gervinus überhaupt das Unglück hatte daß sich ihm ganze Scharen urtheilsloser Nachsprecher ohne eigenes Studium anhingen, so auch hier: alle Welt war plötzlich voll von dem überschwenglichsten Lobe des Alexanderliedes, welches wenigstens bis zum Jahre 1837 wol nur sehr Wenige in dem ersten sehr schlecht ausgestatteten Drucke Maßmann's gelesen haben mochten; nur selbständige Forscher, wie Koberstein und Vilmar, erlaubten sich das von Gervinus überreichlich gespendete Lob auf ein etwas geringeres Maß herabzusetzen.

Ganz neuerdings nun hat Weismann durch die hier in Rede stehende Ausgabe das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht allgemein zugänglich gemacht. Dieser neueste Herausgeber verweist zwar über den Werth des Gedichts auf das Urtheil von Gervinus, wenn er aber hinzusetzt (I, xxii): „Schwerlich möchte Etwas gegen seine geistreiche, feine Analyse einzuwenden sein", so scheint er mir eben damit sehr richtig auf den Punkt hinzudeuten wo das Urtheil von Gervinus seine Schwäche hat. Ich finde jene Bezeichnung der von Gervinus gegebenen Analyse vollkommen richtig, aber sie enthält eben bedeutend mehr als das Gedicht selbst, indem sie alles Das vollständig ausgeführt gibt was in der Dichtung unentwickelt und höchstens angedeutet ist, sodaß man wenigstens sehr daran zweifeln muß ob der gute alte Dichter ein bestimmtes Bewußtsein, ja nur eine Ahnung von allen den schönen Sachen gehabt habe, die Gervinus mit seinem glänzenden Scharfsinn aus ihm herausholt und in ihn hineinlegt, und gerade deshalb scheint mir die Parallele zwischen Lamprecht einerseits und Wolfram und Dante andererseits unhaltbar, weil die beiden letztgenannten Dichter allerdings mit unleugbarem Bewußtsein und mit bestimmter Absicht Ideen dichterisch gestaltet haben welche dem Dichter des Alexanderliedes wol nie oder doch nur an ganz einzelnen Stellen seines Werks mit einiger Klarheit vorgeschwebt haben. Ich stelle deshalb aber Lamprecht's Alexandreis keineswegs niedrig: hat er seinem Werke auch nicht wie Wolfram mit Bewußtsein einen idealen Hintergrund gegeben, ist er auch, um Schiller's Gegensätze anzuwenden, kein sentimentaler Dichter, so hat er doch seinen großartigen Stoff so voll und rein in sich aufgenommen, ihn so ungetrübt von allen fratzenhaften Zuthaten die die Sage bot wiedergegeben, daß er es eben durch diese nüchterne naive Dichtweise, die zu seiner Zeit in Deutschland gar selten zu werden begann, dem geistreichen Kunstkritiker des 19. Jahrhunderts möglich machte eine Fülle von abstracten Ideen in dem Werke zu finden die in den übrigen Bearbeitungen desselben Stoffs verdunkelt und von ungehörigen Nebenwerken überwuchert sind; und deshalb kann ich auch die vorliegende neue Ausgabe des Alexanderliedes, zu deren näherer Besprechung ich mich jetzt wende, nur als eine durchaus dankenswerthe Arbeit anerkennen.

Den Hauptbestandtheil in dem Werke Weismann's bildet ein sorgfältig revidirter Abdruck des Alexanderliedes nach der neu verglichenen strasburger Handschrift mit Ausfüllung der großen Lücke derselben aus der vorauer Handschrift; dem mittelhochdeutschen Texte Seite für Seite gegenüber steht eine neudeutsche Uebertragung. Was zunächst den alten Text betrifft, so trägt er einzelne von Maßmann ausgelassene Verse nach, schließt sich sonst aber, wie ich durch die Vergleichung einiger Hundert Verse an verschiedenen Stellen mit Maßmann's Ausgabe von 1828 finde, dieser letztern ziemlich genau an; die von Weismann selbst theilweise verzeichneten Aenderungen (I, 421 fg.) sind meist von nicht gerade großer Bedeutung, aber als Verbesserungen anzuerkennen; ebenso ist der Anhang welcher die nicht aufgenommenen Lesarten beider Handschriften verzeichnet, eine dankenswerthe Zugabe. Nicht ebenso günstig kann ich über die neudeutsche Uebertragung urtheilen: künstlerischen

oder dichterischen Werth hat sie nicht, und nimmt sie auch nicht in Anspruch, also kann sie nur eine Krücke sein sollen für Solche die das Gedicht in seiner Urgestalt lesen wollen ohne das ältere Deutsch genügend zu verstehen. Dies ist aber eine durchaus unpassende Fürsorge. Man kann sämmtliche Leser eintheilen in solche die das Mittelhochdeutsche gründlich, in solche die es gar nicht, und in solche die es halb verstehen. Für die erste Classe bedarf es keiner Uebersetzung, sondern ihnen sind grammatische und lexikalische Bemerkungen zu schwierigen Stellen, wie sie Weismann S. 425—551 nur leider etwas planlos gibt, weit willkommener. Denjenigen die gar kein Mittelhochdeutsch verstehen, ist mit einer Uebersetzung wie sie hier geboten wird, gar Nichts geholfen, denn sie vermag nicht im mindesten ein Bild von dem eigentlichen Werth des alten Gedichts zu geben, ja sie bleibt stellenweise unverständlich, da der Verfasser bei seiner Art zu übersetzen nicht wol umhinkonnte jetzt ganz ungebräuchliche Worte und Wendungen beizubehalten; für diesen Leserkreis sind entweder Uebersetzungen von wenigstens relativ künstlerischem Werth, wie Simrock und San-Marte sie geliefert haben, oder vielleicht noch besser ganz freie Umdichtungen, wie Immermann und H. Kurtz sie mit „Tristan und Isolde" versucht haben, am Platze. Diejenigen Leser endlich welche von dem Mittelhochdeutschen ein Weniges verstehen haben gar kein Recht zu existiren und berücksichtigt zu werden; sie müssen entweder mehr lernen oder ihr Weniges auch wieder vergessen; aber auch sie werden aus der vorliegenden Uebersetzung keinen Genuß ziehen, denn sie werden abwechselnd bald einige Verse in dem alten, bald wenn eine Schwierigkeit kommt, einige Verse in dem neuen Text lesen und so nimmermehr zu einem frischen und warmen Totaleindruck des Gedichts gelangen. So sehe ich in dieser Uebersetzung nur eine halbe, also ganz entbehrliche Arbeit. Weismann hätte durch ihre Beseitigung den Käufern seines Buchs Geld, sich selbst Zeit und Raum erspart und diesen dazu benutzen können seine Anmerkungen vollständiger und dadurch zweckmäßiger einzurichten.

Die vorliegende Arbeit beschränkt sich jedoch keineswegs auf die Ausgabe des Alexanderliedes, sondern umfaßt noch mannichfache Beigaben die nicht unerwähnt bleiben dürfen. Die Einleitung zum ersten Bande berührt nur kurz die Streitfrage über den Verfasser des deutschen Alexanderliedes, indem es ungewiß ist ob unter dem Pfaffen Lamprecht der deutsche oder ein älterer französischer Dichter zu verstehen ist, welchem der dann unbekannte Deutsche nur nachgedichtet hat; liefert Weismann auch keine neuen Beweisstücke, so tragen doch die von ihm aufgestellten Gründe dazu bei in dem Pfaffen Lamprecht den deutschen Dichter bis auf schlagende Gegenbeweise festzuhalten.

Wichtiger ist was Weismann über die ganze mittelalterliche Entwickelung der Alexandersage gesammelt und combinirt hat: von den hier in Betracht kommenden Quellenschriften sind die bekanntesten und umfassendsten die Werke des Pseudo-Kallisthenes und eines Julius Valerius. Das erste gibt sich für eine Arbeit des mit Alexander gleichzeitigen und befreundeten Sophisten Kallisthenes aus, ist aber offenbar weit spätern Ursprungs. Karl Müller, dem wir den ersten Druck desselben verdanken (Paris 1846), legt es irgend einem unbekannten Alexandriner des 4. Jahrhunderts n. Chr. bei und Weismann theilt diese Ansicht. Ich kann dieselbe wenigstens nicht als hinreichend erwiesen ansehen. Weismann macht sich sogar gewissermaßen eines Cirkelschlusses schuldig, wenn er zuerst Müller's Gründe daß die vielfachen Beziehungen der Sage auf Aegypten den angeblichen Kallisthenes dorthin verweisen, annimmt und dann die ägyptische Herkunft dieses Werks auch wieder benutzt um dadurch den ägyptischen Einfluß auf die Ausbildung der Sage desto fester zu begründen. Aber auch sonst finde ich die von Müller aufgestellten Gründe nicht durchschlagend: Aegypten war für die Alten durchweg die Heimat aller Wunder, Alexander's Lebenslauf, sein Besuch beim Ammonium, die Gründung von Alexandria und seine Bestattung ebendaselbst fügten so viele specielle Beziehungen auf jenes Land hinzu daß demselben eine bedeutende Rolle in der Sage sehr wohl angewiesen werden konnte, ohne daß sie auch gerade auf dem Boden desselben entstand. Es ist damit allerdings keineswegs erwiesen, daß Müller's und Weismann's Ansicht unhaltbar sei, aber der Schluß welchen sie machen scheint mir doch durchaus nicht bindend, daß ein Werk in Aegypten entstanden sein müsse weil es vielfachen Stoff aus diesem Lande aufgenommen hat. Namentlich bedauere ich daß Müller die Sache nicht auch von sprachlicher Seite genauer ins Auge gefaßt hat, denn mir ist es sehr zweifelhaft daß ein alexandrinischer Schriftsteller selbst im 4. Jahrhundert n. Chr. ein so barbarisches Griechisch geschrieben haben sollte wie dieser Pseudo-Kallisthenes, wenn man ihn z. B. mit dem ungefähr gleichzeitigen Nonnos von Panopolis vergleicht. Daß im Allgemeinen ägyptische Einflüsse auch auf die Gestaltung der Alexandersage eingewirkt haben, möchte ich durchaus nicht bestreiten, nur gerade das Mutterland der ganzen Sage dorthin zu versetzen, wie Weismann thut, scheint mir gewagt; dagegen stimme ich ihm vollkommen bei, wenn er den wichtigsten Zuwachs den sie erhalten aus Byzanz herleitet.

Der Raum dieser Blätter erlaubt mir nicht mich tiefer in diese interessanten Untersuchungen zu verlieren; es möge deshalb die Versicherung genügen daß Weismann dieselben in sehr dankenswerther Weise gefördert hat, wenngleich es ihm nicht gelungen ist seine Darstellung in allen ihren Theilen zu derjenigen Klarheit zu erheben die gerade bei derartigen Arbeiten doppeltes Bedürfniß ist; doch wäre es Unrecht die Schuld hiervon lediglich dem Verfasser zuzuschreiben; zum nicht geringen Theil liegt dieselbe in der Mangelhaftigkeit der Quellen, die ihm nicht erlaubten verwickelte Fragen zu einem reinen Abschluß hindurchzuführen. Gerade deshalb aber ist es zu beklagen daß Weismann wiederholt und ausdrücklich als Vorläufer einer umfassenden Arbeit über die Alexandersage auftritt, welche von Dr. Zacher zu erwarten sei. Jedenfalls für die Bequemlichkeit der Leser, wahrscheinlich auch für die Förderung der Sache selbst wäre es ein Gewinn gewesen, wenn beide Gelehrte sich entschlossen hätten nur ein Werk gemeinsam zu liefern.

Der zweite Band, dessen ich noch wenigstens kurz Erwähnung zu thun habe, enthält weniger eigene Arbeiten des Verfassers als werthvolle Mittheilungen aus den verschiedenen Quellen und Bearbeitungen der mittelalterlichen Alexandersage, die um so werthvoller sind je schwieriger es bisher war derselben habhaft zu werden. Wir erhalten hier zuerst eine vollständige Uebersetzung des Pseudo-Kallisthenes. Da der griechische Text seit Müller's Ausgabe leicht zu haben ist, so ist es nur zu billigen daß Weismann Denjenigen welche des Griechischen nicht hinreichend mächtig sind, hier durch eine Uebersetzung zu Hülfe kommt, deren Treue und Genauigkeit das vollste Lob verdient; in den Anmerkungen finden sich theils Erklärungen schwieriger Stellen, theils Verbesserungsversuche des mehrfach verderbten Textes. Es folgt dann der obengenannte Julius Valerius, von dem hier nur ein Auszug mit einzelnen Proben gegeben wird, da er fast nur eine Uebersetzung des Pseudo-Kallisthenes ist. Hierauf kurze Notizen über das lateinische „Itinerarium Alexandri" vom Jahre 349 n. Chr. mit einigen Proben. Zu den französischen Bearbeitungen übergehend theilt Weismann Auszüge und Proben mit aus dem versificirten Roman von **Lambert li Tors et Alexandre de Bernay** nach der Ausgabe von H. Michelant (Stuttgart 1846) zum Beweise daß man in demselben ganz mit Unrecht die Quelle der deutschen Alexandreis gesucht habe, und nach Berger de Xivrey und Philippi aus drei altfranzösischen Prosaromanen, von denen nur der eine und zwar in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vollständig gedruckt ist. England ist vertreten durch Auszug und Proben aus dem „**Kyng Alisaunder**" nach dem londoner Druck von 1810, für welche Dichtung Weismann

die meiste Geistesverwandtschaft mit dem deutschen Dichter in Anspruch nimmt, und eine kürzere Inhaltsangabe von „The romaunce of Alexander", gedruckt in Edinburg 1580. Den Beschluß machen endlich „Die hebräischen Darstellungen der Alexandergeschichte", „Alexander bei den Persern", „Alexander bei den Türken", welche beiden letzten Abschnitte hauptsächlich aus J. von Hammer's betreffenden Werken entnommen sind.

Schon die vorstehende Uebersicht wird zur Genüge beweisen welch reiches und nutzbares Material Weismann zusammengetragen hat. Es muß deshalb sein Werk, wenn ich auch Einzelnes in Anlage und Ausführung nicht billigen konnte, als werthvolle Bereicherung eines Literaturzweigs betrachtet werden der der Arbeitskräfte zu seinem Ausbau noch gar viele bedarf. **W. A. Passow.**

Der Schüler der Natur oder Johannes Ehrhart's Kinderjahre. Ein Volksbuch von Karl Müller. Halle, Graeger. 1851. 8. 15 Ngr.

Das Büchelchen wird sicher mit großem Beifall aufgenommen und mit vielem Interesse gelesen werden. So weit dasselbe jetzt vorliegt, gehört es in die Classe der unterhaltenden leichten Jugendschriften von Gustav Nieritz, Franz Hoffmann und vielen Andern. Daß es aber dabei noch nicht stehen bleiben will, geht klar aus dem Ganzen hervor. Ueberhaupt ist der Zweck des Verfassers mit dem Buche den Volkssinn für eine verständige Liebe zur Natur und den Wissenschaften zu erwecken. Dieser edle Zweck blickt überall durch, obgleich er nirgend ausgesprochen wird. Und wenn Referent anfangs der Meinung war daß das Werkchen in seinem jetzigen jugendlichen Auftreten sich noch nicht zu einer Besprechung in d. Bl. eigne, so ward er doch rasch wieder bekehrt durch den Hinblick auf die Begeisterung mit welcher der Verfasser seinem erhabenen Ziele nachstrebte.

Die Entwickelungsgeschichte eines armen Kindes von der Wiege bis zur Confirmation bildet die Grundlage und den Umfang des Buchs. Durch die in stiller Häuslichkeit genährte tiefe Liebe des Vaters zur grünen Natur wird auch des Kindes Neigung früh entschieden. Das belehrende und erhebende Leben in Wald und Flur an der Hand des Vaters erleuchtet den Geist, erwärmt das Gemüth. Der Verfasser läßt uns einen rührenden Blick in die bejammernswerthe Armuth rechtlicher Aeltern und in die gewaltige Sehnsucht eines bescheidenen, begabten Kindes nach geistiger Ausbildung thun. Er zeigt uns, wie groß und unübersteiglich die Hindernisse waren welche sich einem höhern Entwickelungsgange der Seele des Kleinen in den Weg legten, und erfreut uns mit dem allmäligen Wegräumen derselben. Dadurch gewinnt das Buch viel Wahres und erhält seine Leser in beständiger Spannung. Den Haupteinfluß auf das Bildungsschicksal des Knaben übt der eine Geistliche des Orts aus. Er ist ein Mann von sehr umfassenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen, ein Seelsorger seiner Gemeinde wie ihn die Welt nur selten aufzuweisen hat. Er wird der Lehrer des jungen Johannes. Durch ihn wird der Knabe auf eine Bahn des bürgerlichen Lebens geleitet wo er der Liebe zu den Naturwissenschaften leben kann. Das Ende des Buchs ist das Eintreten des Johannes in die Lehre bei einem naturforschenden Apotheker. Man sieht leicht daß damit das Buch noch keinen eigentlichen Abschluß erlangt hat, daß eine Fortsetzung noch mit Bestimmtheit zu erwarten steht. Uebrigens weiß auch Referent daß der Verfasser diesem ersten Bändchen noch vier andere nachfolgen lassen will, wovon das zweite die Lehrjahre, das dritte die Wanderjahre, das vierte die Studentenjahre und das fünfte die Meisterjahre in ganz ähnlicher ansprechender Volksthümlichkeit behandeln soll. Dieser Plan ist hier um so weniger zu verschweigen als er Licht über das Ganze verbreitet und in einer Vorrede zum Buche nicht ausgesprochen ist. Das ganze Werk soll den natürlichen Bildungsgang des Menschen zur höchsten Anschauung und Würdigung des Lebens, zur Urreligion durch Gottes Schöpfung vor Augen stellen. Dadurch wird es aber auch ein Wegweiser für Alle welchen eine naturgemäße Erziehung der Jugend am Herzen liegt. Der Eifer des Verfassers ist groß und seine bekannte Befähigung zur Lösung der großen Aufgabe läßt mit Sicherheit auf ein wirkliches Gelingen hoffen. Zu wünschen wäre aber und zwar rein um der an sich guten Sache willen, daß der Verfasser in seiner Begeisterung eine etwas vorsichtigere Sprache führte und sich hütete die der Naturwissenschaft leider nicht zugethanen Jugenderzieher und Volkslenker zu Neid und Bosheit aufzustacheln. Das freie wissenschaftliche Entwickeln und kühne Vorwärtsschreiten aller Naturwissenschaften ist längst Manchem ein Dorn im Auge. Die Freude hierüber ist nicht groß, wenngleich es schwerfällt das Glück über den ersten Punkt so ganz im Stillen zu tragen. Wir wollen nur eine solche Stelle aus dem Buche mittheilen. „Ja", sagte der Pfarrer, „es ist traurig genug und dem Himmel sei es geklagt daß die wenigsten Lehrer einen Sinn für die Natur haben. So habe auch ich zu leiden. Keiner meiner Collegen theilt meine Neigung; sie sind todt für Alles was Wissen schafft, todt für die Wissenschaft, weil es so bequem ist vom Glauben zu predigen, wobei man sich nicht zu bücken braucht. Sie hassen das Wissen, weil sie nicht mit vorwärts können wenn ihnen ein Wissender gegenübersteht. Sie verfolgen den Wissenden weil sie ihn fürchten. Und warum fürchten sie ihn? Weil sie ihre Kindlichkeit und Offenheit schon längst verloren haben und sich schämen daß sie alle Minuten fragen müssen über Dinge die meine jungen Schüler längst an den Schuhen abgelaufen haben. Sie predigen von der Auferstehung und kennen noch nicht einmal den Frühling, wo die Knospen auferstehen die als todte Leiber bereits vom Herbste den ganzen Winter hindurch geschlafen haben und nun mit einem male den grünen Teppich über die Gefilde ausbreiten. Sie wissen nicht wie der Schmetterling seinen Sarg sprengt um als neues, verklärtes Wesen aus der Puppe hervorzuschweben. Sie wissen aber dagegen von der Auferstehung der Todten Wunderdinge zu erzählen und ihre Gemeinde glaubt ihnen nicht...." Solche triumphirende, verhöhnende Stellen besitzt das Büchelchen gar viele, sie deuten auf eine empfindlich-kränkende Erfahrung welche der Verfasser als begeisterter Naturforscher wahrscheinlich gemacht hat, sie passen aber nicht gut in den edeln Plan einer naturgetreuen Erziehung der Jugend. Referent beklagt es sehr diese kleine Ausstellung dem übrigens ausgezeichneten Buche machen zu müssen. 10.

Eine romantisch-tragische Geschichte.

In einem der interessantesten Reisewerke die wir kürzlich erhalten haben, betitelt: „Wildes Leben im Innern von Centralamerika, von Georg Byam, ins Deutsche übersetzt von M. B. Lindau" (Dresden 1850), erzählt der Verfasser, der selbst der unerschrockene Reisende gewesen ist, von den Inseln des Nicaraguasees, die er auf seiner Reise berührte, Folgendes:

„Jede dieser zahlreichen Inseln die so lieblich, so üppig, so anmuthig von Gestalt und in ihrer Bekleidung sind und sich so schön in dem Wasser spiegeln daß sie die Feder nicht zu beschreiben vermag, hatte das Ansehen als müßte ein Feenmärchen oder wenigstens eine romantische Geschichte damit verbunden sein, jede sah aus als ob sie ein glücklicher Wohnort für Diejenigen werden könnte die das Gepränge der Welt entbehren können. Wie wenig jedoch solche eingebildete Bürgschaften gegen die Schläge des Schicksals sichern, mag folgende kleine und einfache aber nur zu wahre Geschichte beweisen. Als wir nämlich an einer der Inseln vorüberfuhren, machte ich den Patron auf die Ueberreste menschlicher Wohnungen und die Spuren ehemaligen Anbaus aufmerksam. «Ei ja, es ist wahr, ich habe die Erzeugnisse dieses Mannes oft genug nach der Boca S.-Juan geführt und ihm europäische Waaren oder Sil-

bergeld dafür zurückgebracht.« Ich kannte die romantische Geschichte bereits nur zu genau, denn sie hatte sich erst im vorhergehenden Jahre ereignet, als ich nicht weit von diesem Theile der Küste des Sees mich aufhielt, und ich wünschte sie nur aufs neue aus dem Munde des Bootsmannes zu vernehmen."

„Ein deutscher Student verliebte sich einst und vor nicht gar langer Zeit in ein deutsches Mädchen; da aber wahre Liebe nie einen sanften Lauf hat, so waren Vater und Mutter und Verwandte beider Theile gegen die Verbindung von zwei schlichten Seelen die einander aufs innigste liebten. Die Liebenden beschlossen daher alle Bande der Natur oder der Freundschaft die sie an das alte Vaterland fesselten zu zerreißen, und in einem wilden, entlegenen Theile der Erde eine neue gemeinsame Heimat zu suchen. Sie hatten von diesem Archipelagus unbewohnter Feeninseln gehört und segelten daher, nachdem sie all ihre Habe in Geld verwandelt hatten, nach der Boca S.-Juan, von wo er in einer Pirogue mit seiner Gattin und einem anschnlichen Gepäck nach den Inseln fuhr. Da der Deutsche die Pirogue für einige Monate gemiethet hatte, so waren die Bootsleute ihm behülflich auf der Insel die er auserwählt und in Besitz genommen die ersten nöthigen Hütten zu bauen. Hierauf gab der Ansiedler dem Steuermann des Fahrzeugs den Auftrag ihm einen Majordomo und Arbeitsleute zu senden, und das junge Paar blieb sich selbst überlassen."

„Die Dienstleute langten an. Der Aufseher oder Majordomo war ein starker kräftiger Mestize der ein sehr gutes Zeugniß mitbrachte, welches er aber wie sich in der Folge herausstellte, keineswegs verdiente."

„Der Deutsche machte seine Insel urbar, pflanzte Zuckerrohr und schickte bald so viel Rohzucker und Federvieh entweder nach der Mündung des S.-Juan oder nach Granada daß er nicht nur alle Kosten decken, sondern auch noch etwas erübrigen konnte. Er machte sogar auch noch eine kleine Nachbarinsel urbar und baute ein einruderiges Boot zur Verbindung zwischen den zwei Eilanden. Er war eben damit beschäftigt die zweite kleine Insel mit Zuckerrohr zu bepflanzen und beaufsichtigte seine damit beschäftigten Leute, als sich auf der größern jenes furchtbare Ereigniß zutrug auf welches ich bereits hingedeutet habe."

„Der Majordomo war von der Schönheit der deutschen Inselbewohnerin bezaubert worden und hatte ihr dies mehre Wochen vor dem traurigen Vorfall mit deutlichen Worten gestanden. Sie selbst hatte thörichterweise ihrem Gatten Nichts davon gesagt, weil sie befürchtete er möchte sich mit einem Manne der ihm bedeutend überlegen war in einen Streit einlassen; am Abend vor dem verhängnißvollen Tage erklärte sie jedoch ihrem Gatten, daß sie nicht länger an einem Orte leben könne wo ihr fortwährend beleidigende Zumuthungen gemacht würden. Er versprach den nächsten Tag Alles zu ordnen und den Majordomo nach dem Festlande zu schicken."

„Am nächsten Morgen fuhr der Deutsche mit seinen Arbeitern nach der kleinen Insel und ließ unklug genug auf der größern außer seiner Gattin Niemand zurück als den Majordomo. Nach einer zwei- oder dreistündigen Arbeit wurden die Arbeiter durch den Anblick einer auf der Hauptinsel aufsteigenden Rauchsäule erschreckt. Sie eilten nach dem Boote und ruderten schnell hinüber, aber wer beschreibt das Entsetzen des Gatten und der Indianer als sie bei ihrer Ankunft an der Hazienda das Haus in Flammen fanden, während die junge unglückliche Deutsche mit durchschnittenem Halse und allen Merkmalen schamloser Mishandlung im Hausflur lag."

„Der Majordomo hatte sich nach der Verübung dieser scheußlichen Gewaltthat in sein eigenes Boot geflüchtet, und war nach dem südlichen Ufer des Sees gefahren wo er in dem dichten Walde eine sichere Zuflucht zu finden gehofft hatte; er wurde jedoch drei Tage später erschossen, aber nicht infolge irgend einer Bemühung des unglücklichen Deutschen, der von dem unerwarteten furchtbaren Schlage gänzlich betäubt und überwältigt war. Es vergingen Monate ehe er wieder seine Geschäfte besorgen konnte, und dann begab er sich nach Deutschland. Seltsamerweise erreichte er von seiner Reise zurückkehrend an demselben Tage die Boca S.-Juan an welchem ich dort anlangte, und ein schurkischer Mestize, der hier als Zollbeamter angestellt war, fragte ihn ob er vielleicht eine neue Frau für seinen nächsten Majordomo mitgebracht hätte. Er kehrte nach seinem Eiland zurück um es nicht wieder zu verlassen, denn seine Gattin lag dort begraben. Ihr Grab ist von einigen prächtigen Bäumen beschattet und mancher schöne Strauch ziert den kleinen Raum wo sie frei von allen Leiden die vielleicht noch ihr Loos gewesen wären im Schoos der Erde liegt."

5.

Notizen.

Die Minen von Puno.

Unter den Silberbergwerken Perus sind die wichtigsten die Minen von Puno. Unter den letztern war die von Manto eine der ergiebigsten. Sie gehörte um das Jahr 1660 den Brüdern Joseph und Gaspard Salcedo. Man fand das Metall in breiten Lagern von Jungfernsilber, das man öfters ohne Zubereitungen gleich in die Münze nach Arequipa schicken konnte. Eine Stadt von 3000 Häusern, San-Luis-de-Alva, erhob sich alsbald um den Aufenthalt der Salcedo, und alle Abenteurer Perus strömten herbei um so oder so Antheil an dieser glücklichen Entdeckung zu haben. Die Salcedo stammten aus Andalusien, und namentlich die andalusischen Auswanderer scharten sich um sie. Im Gegensatz hierzu bildete sich eine biscaische Partei, welche durch alle die Auswanderer verstärkt wurde, die schon im Mutterlande den Andalusiern feindlich gesinnt waren. Es wurden blutige Treffen in dem Laycacotagebirge geliefert und in einem derselben blieben gegen 1000 Mann von beiden Seiten auf dem Schlachtfelde. Diese unaufhörlichen Kämpfe beunruhigten den Vicekönig Don Pedro Fernandez de Castro y Andrada, Grafen von Lemos. Im Juni 1668 kam er selbst mit einer ansehnlichen Heeresmacht nach Puno und begann damit San-Luis-de-Alva mit Feuer und Schwert ganz zu zerstören. Don José de Salcedo hatte die Straße die vom Eingange der Stadt bis an seinen Palast führte mit Silberbarren pflastern lassen; der Vicekönig ließ die Barren wegreißen und Salcedo in Fesseln werfen. Noch in derselben Nacht heftete man folgende Drohung an die Thür seiner Wohnung:

Conte de Lemos,	Graf von Lemos,
Amainemos,	Sei milder
O si no verremos.	Oder wir werden sehen.

Man brachte dem Vicekönig das Pasquill und dieser schrieb darunter:

Mataremos,	Wir werden tödten,
Haorcaremos	Wir werden hängen.
Despues verremos.	Dann werden wir sehen.

Die Schrift ward dann wieder angeschlagen. Man hing in der That die Häupter der beiden Parteien und José Salcedo wurde vor seinem reichen Silberbergwerke, das confiscirt wurde, erdrosselt (desgarotado). Don Gaspard, klüger als sein Bruder, hatte die Ankunft des Vicekönigs nicht abgewartet und war nach Spanien gegangen, wo er Wiederherausgabe des Bergwerks und Gerechtigkeit für den Tod seines Bruders verlangte. Er stellte dem Gerichtshofe vor daß der Hingerichtete binnen zwei und einem halben Jahre dem Schatze zwei Millionen Piaster gezahlt hatte, was nach der öffentlichen Declaration einen Ertrag von 10,700000 Piaster (43,700000 Francs) ergibt. Nach sieben Jahren von Bitten und ruinirenden Ausgaben gewann er endlich seinen Proceß und erhielt das Bergwerk zurück; allein während dieses langen Zeitraums hatte das Wasser Alles durchdrungen und das Bergwerk erheischte, um wieder ausgebeutet zu werden, große Capitalien. Leider hatte was Don Gaspard von seinem Vermögen gerettet hatte der

Proceß verschlungen; er starb im Elend, er, der Besitzer unermeßlicher Schätze. Die Mine blieb lange unbenutzt. Mehre Versuche sie wiederherzustellen schlugen zum Nachtheil der Unternehmer aus. Erst in neuerer Zeit hat ein Engländer mit Nutzen ihren Betrieb unternommen, der ihm allmonatlich beträchtliche Summen abwirft. 11.

Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti.

Man kennt diese Worte, mit denen einst der im ersten Viertel dieses Jahrhunderts noch unter türkischer Herrschaft von dem Schotten Elgin verübte athenische Kunstraub bezeichnet worden ist. Was aber dort vor dem Beginn des griechischen Freiheitskampfes geschehen war, das haben Engländer auch nachher mit furchtloser Frechheit unternommen. Wir lesen hierüber in einer von Friedrich Thiersch am 5. August 1843 in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften in München vorgetragenen, im fünften Bande der „Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften" (München 1849, S. 81 fg.) abgedruckten, auch in einem besondern Abdrucke erschienenen Abhandlung „Ueber das Erechtheum auf der Akropolis in Athen" von einem anderweiten Beispiele moderner Barbarei. Thiersch war im Januar 1832 in Athen und untersuchte mit drei Architekten die Alterthümer der Akropolis, namentlich das Erechtheum. Die nördliche Vorhalle desselben, „das größte Wunderwerk der ionischen Architektur", lag fast ganz in Trümmern; die Säulenschafte bis auf drei waren umgefallen, die Architrave, die Friese und Giebelstücke dazwischen, u. s. w. „Indeß", bemerkt Thiersch, „die umgefallenen Säulen konnten wieder aufgerichtet, die Werkstücke wieder an ihre Stelle gebracht, eine Herstellung in den Haupttheilen erzielt werden; aber Das duldete die Raubsucht der Fremden, besonders der Engländer nicht, von denen ganze Schiffsladungen und Schiffsbemannungen auf die Akropolis nacheinander eindrangen, viele mit Hammer und Meißel, um von den umherliegenden Bruchstücken einzelne Zierden abzuschlagen und als «Erinnerung» oder Beute mit sich zu entführen, im Kleinen nachahmend was Lord Elgin im Großen gethan hatte. Ja es wäre bei diesem vandalischen Zerstörungsenthusiasmus keine Spur von dem Gebäude übriggeblieben, wenn nicht Hr. Pittakis sich mit aller Energie der Trümmer angenommen und die Türken, damals noch Herren von Athen, zu sicherm Schutze gegen die gebildeten Barbaren bewogen hätte." Thiersch spricht sich hierüber und über die diesfallsigen Bemühungen bei dem damaligen türkischen Gouverneur aus, der denn auch, „ein gar nicht unwissender und unempfänglicher Osmane", den eben so vernünftigen als kräftigen Vorstellungen Gehör gab und dafür sorgte daß keinem Fremden mehr gestattet ward von den Alterthümern auf der Akropolis irgend Etwas zu zerschlagen, oder zu schänden, oder mit sich davonzutragen.

Fanatismus in Wort und That.

Der Fanatismus hat sich seit den ältesten Zeiten der Geschichte der Menschen bis auf unsere Gegenwart unter den verschiedensten Gestalten in Wort und That zu erkennen gegeben; aber die diesen verschiedenen Gestalten zum Grunde liegende Krankheit, eine Art Monomanie, ist ihrem Wesen nach nur eine einzige: die Laune der lächerlichsten Eitelkeit. Herostratus zündete den Tempel der Diana zu Ephesus an um berühmt zu werden; im 15. Jahrhundert ward Calvino Forduli wegen verschiedener Verbrechen zum Tode geführt, erklärte aber im letzten Augenblicke daß er gar keine Reue und nur einen Verdruß, nämlich den empfinde, den Papst Johann XXIII. und den Kaiser Sigismund nicht von den Zinnen des Thurms von Cremona herabgestürzt zu haben, auf welchen er Beide geführt hatte; und sein einziger Beweggrund war: daß man doch von ihm gesprochen haben würde. In neuester Zeit erklärte einer der Mörder die der politische Fanatismus im Jahre 1836 gegen das Leben Louis Philipp's trieb, Alibaud, wiederholt: „Ich wünsche vorallem daß man wisse, wie ich nicht tödten wollte um zu tödten. Die Kugel in meiner Flinte galt nicht einem Menschen, sondern einem Principe." Alibaud hatte sich also zu der hohlen Phrase hinaufzuschrauben gewußt, er habe nicht den König Louis Philipp, sondern nur das monarchische Princip erschießen wollen! 8.

Amerikanische Eloquenz.

Ein Buch das sich um so angenehmer liest, weil es ohne Prunk und Anmaßung geschrieben ist und in allen seinen Mittheilungen das Gepräge der Wahrheit trägt — es nennt sich „Transatlantic rambles; or, a record of twelve months' travel in the United States, Cuba, and the Brazils, by a Rugbacan" (London 1851) —, enthält einen in den parlamentarischen Verhandlungen zu Florida vorgekommenen Beweis parlamentarischer Beredtsamkeit, der sich auf deutsch folgendermaßen ausnimmt: „Herr Sprecher, mein Herr! Unser Mitbürger, Herr Silas Higgins, noch vor kurzem Mitglied dieses Zweigs der Legislatur, ist todt und gestern Vormittags gestorben. Er hatte die Bronchitis und war ein ungewöhnliches Menschenkind. Bis zu seinem Tode war er ein braver Mann und sein ganzes Leben hindurch nicht ein mal heiser. Er ist 56 Jahre alt geworden und erkrankte, ehe er starb, in seinem Kosthause, wo Kost und Wohnung, einschließlich Wäsche und Licht, wöchentlich einen Dollar und 75 Centimes kosten. Er war ein erfinderisches Geschöpf und hatte in seiner Kindheit einen Vater und eine Mutter. Sein Oheim Timothy Higgins diente unter General Washington, der bald nach seinem Tode mit militairischen Ehren begraben wurde, bei welcher Gelegenheit des Feuerns mehre Flintenläufe zersprangen. Mein Herr, Herr Sprecher, es unterliegt keinem Zweifel, daß General Washington für den Tarif von 1846 gestimmt haben würde, wenn er am Leben gewesen und nicht einige Zeit vorher gestorben wäre. Nun Herr Sprecher, da die Gesinnung des Generals Washington sich als solche herausstellt, so trage ich darauf an daß wir um den linken Arm dieser Legislatur einen schwarzen Flor binden und uns bis Morgen früh vertagen als ein Sinnbild unserer Hochachtung gegen das Andenken an S. Higgins, welcher gegenwärtig todt und gestern Vormittags an der Bronchitis gestorben ist." 13.

Bibliographie.

Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig's v. d. Marwitz auf Friedersdorf, Königl. Preuß. General-Lieutenants a. D. 1ster Band: Lebensbeschreibung. Berlin, Mittler u. Sohn. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Born, G., Marcel. Trauerspiel in fünf Akten. Basel, Schabelitz. 12. 1 Thlr.

Deecke, E., Lübische Geschichten und Sagen. Lübeck, Boldemann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Droste-Hülshoff, Annette v., Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhang religiöser Gedichte. Stuttgart, Cotta. 1851. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fischer, L. H., Der teutsche Adel in der Vorzeit, Gegenwart und Zukunft vom Standpunkte des Bürgerthums betrachtet. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 8. 3 Thlr.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Berlin, A. Duncker. 16. 12 Ngr.

Levitschnigg, H. R. v., Brennende Liebe. Zwei Sträuße Gedichte. Wien, Greß. 16. 1 Thlr.

Polko, Elise, Musikalische Mährchen, Phantasien und Skizzen. Leipzig, Barth. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schlesinger, M., Wanderungen durch London. 1ster Band. Berlin, Besser. 8. 2 Thlr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № II.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2^1/_2$ Ngr.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

December. Nr. 466—469.

Inhalt. *Die Löwenjagd. — Eine künstlich ausgebrütete Schildkröte. — Regengüsse in Lissabon. — *Der Uhr-Glockenthurm in Venedig. — Karl XII. und der polnische Förster. — *Papst Julius II. und Michel Angelo. — Die heilige Mistel. — Die Steppe Mugan. — *Das königliche Schloß in Stockholm. — *Boot auf dem Amazonenflusse. — Ein Besuch bei Rossini. — Die Münsteruhr in Strasburg. — Die Korallenriffe. — *Die Dogana in Venedig. — *König Heinrich im Turnier. — Lauft ihm nach! — *Ein Weihnachtsmorgen zwischen Gräbern. — Der Vogelsberg. — Eine albanesisch-griechische Trauung. — Die Schaukasten der königlichen Bibliothek in Berlin. — Die Erfindung der Uhren mit gezahnten Rädern. — *Mitau. — *Das Universitätsgebäude in München. — Brennholz in Petersburg. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Januar 1852.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der deutsche Roman

des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum.

Von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein durch reichen Inhalt und lebendige Schilderung gleich ausgezeichneter und in jeder Beziehung höchst werthvoller Beitrag des berühmten Lyrikers zur deutschen Literaturgeschichte. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte der sittlichen und religiösen Verwandelungen Deutschlands im vorigen Jahrhundert, wie sie in unserm Romane, dem einzigen zuverlässigen poetischen Ausdruck der geistigen Zustände Deutschlands, hieroglyphisch angedeutet seien, in kurzen Umrissen nachzuweisen. Der überaus reichhaltige Stoff ist in folgende Abschnitte zusammengefaßt: Die Naturreligion; Die Religion der Moral und der Pietismus; Die Vernunftreligion; Die Humanitätsreligion; Aesthetisches Christenthum und Antichristenthum. Wie der Verfasser genöthigt ist in die deutsche Literatur vor dem 18. Jahrhundert zurückzugreifen, so berührt er auch die Romanliteratur des 19. Jahrhunderts: den historischen Roman, die Novelle, die „Salonpoesie der Frauen", und schließt mit einer Beleuchtung der von ihm als „antichristliche Poesie" bezeichneten Richtung der modernen Literatur.

Leipzig, im Januar 1852.

F. A. Brockhaus.

Vollständig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Neun Bände. 8. Geh. 11 Thlr.

Die lebhafte Spannung, mit der schon die ersten Bände dieses großartigen Lebens- und Zeitbildes aufgenommen wurden, hat sich im fernern Verlaufe der in ihm aufgerollten Handlung zu einer so außerordentlichen Theilnahme des deutschen Publicums gesteigert, daß schon vor der Druckvollendung des Werks eine eben unter der Presse befindliche zweite unveränderte Auflage desselben begonnen werden mußte. Das einstimmige Urtheil der Kunstrichter hat den Werth dieses durchaus neuen und originellen Werks vorzugsweise in der lebendigen Schilderung, treffenden Charakteristik und von Band zu Band durch die einfachsten und lebenswahrsten Mittel sich steigernden Handlung gefunden. Die gewichtigsten Stimmen haben außerdem die darin hervortretende würdige, charaktervolle und gemüthreiche Auffassung des Lebens und der Zeit in rühmender Anerkennung hervorgehoben und das Werk als die bedeutendste Erscheinung der neuern deutschen Literatur bezeichnet. Die mit Ungeduld, ja von den Tausenden, die mit innigstem Antheil dies Buch lasen, mit einer Art Beklommenheit erwartete **Lösung des Ganzen** ist durch den soeben erschienenen neunten Band so besonders meisterhaft gelungen, daß Niemand ohne innerste Befriedigung von einem Werke scheiden wird, das nun in seiner endlichen Vollendung und tiefangelegten Abrundung noch einmal im Ganzen zu überblicken jedem Gebildeten den höchsten Genuß gewähren muß.

Leipzig, im Januar 1852.

F. A. Brockhaus.

Kataloge.

Auf Verlangen sind **gratis** von mir zu erhalten:

1. Verlagskatalog von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.
2. Ausländische Commissionsartikel von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.
3. Verlagskatalog von **August Campe** in Hamburg. Diese Kataloge sind bis 1851 fortgeführt.
4. Notice de livres anciens de Théologie qui se trouvent chez ***F. A. Brockhaus*** à Leipzig.
5. Catalogue de livres au rabais qui se trouvent chez ***F. A. Brockhaus*** à Leipzig.
6. Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen, welche von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen sind. Nr. 1—6.

Leipzig, im Januar 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 3. —— 17. Januar 1852.

Inhalt.

Dänische und schwedische Literatur.

Statistische Uebersicht.

Zweiter Artikel.*)

Die schwedische Literatur, sagten wir am Schlusse unserer statistischen Mittheilungen über den dänischen Büchermarkt der letzten Jahre, sei die weitaus bekanntere gegenüber ihrer Stammschwester: sie ist es in Deutschland wie in Europa. Während die Dänen sich nur dadurch Anerkennung im Auslande zu verschaffen wußten daß sie ihre eigenen Schriften sowol deutsch als dänisch erscheinen ließen, bahnten vier schwedische Schriftsteller durch die Macht der Wissenschaft und die Gewalt wie Milde der Dichtung der Literatur ihres Vaterlandes den Weg über das Meer: der Botaniker Linné, der Chemiker Berzelius, der Dichter Esaias Tegnér und die Romanschriftstellerin Frederike Bremer. Seitdem kein Gustav Adolf oder Karl XII. Europa hin und wieder daran erinnert daß droben am Polarkreise ein Land ist wo es noch etwas Anderes als Eisbären und Kobolde gibt, ist es glücklicherweise einigen literarischen Größen gelungen statt ihrer Etwas in der Sache zu thun. Zuerst kam Tegnér, dessen Triumphwagen von Stadt zu Stadt ziehen zu dürfen die deutschen Uebersetzer und Verleger sich zur Ehre anrechneten; Tegnér kann als ein Gustav II. der Poesie betrachtet werden; er eroberte ganz Deutschland. Nach ihm trat die literarische Schildjungfrau Frederike Bremer auf; sie ist der Karl XII. in der schönen Literatur. Mit den letzten Worten charakterisirt O. P. Sturzenbecher (pseudonym Orwar Odd) in seinen Vorlesungen über schwedische Literatur, welche er zu Kopenhagen hielt, die europäische Celebrität der schwedischen Belletristen. Diese kleine Schrift des Feuilletonisten Sturzenbecher, welche deutsch unter dem Titel „Die neuere schwedische Literatur" (Leipzig 1850) erschien, gibt einen Ueberblick über die jüngste Literatur der Schweden und wirft zugleich einen Blick auf die wichtigsten Epochen der Vergangenheit. Obgleich das Buch nicht mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die letzten Gründe der Erscheinungen aufsucht, vielmehr mit großer Oberflächlichkeit nur die Blüten der Literatur abpflückt, so enthält die Schrift doch des Treffenden, Charakteristischen und Wahren soviel daß wir uns nicht versagen können an seiner Hand rasch die Perioden zu durchwandern welche der Zeit vorangingen von der unsere statistischen Mittheilungen sprechen.

Das „Gustavianische Zeitalter" bildete die erste Glanzperiode der schwedischen Literatur; sie nahte ihrem Ende. Bellman, der Sänger der Faunen und Dryaden, Winblad, der Nachahmer Gellert's, Kellgren, der Minnesänger im Haarzopfe, verstummten; Oxenstjerna's Muse in ihrem mit flatternden Schleifen geschmückten Corsettchen trug Schminke statt der frischen Röthe auf den Wangen, sie war alt geworden; Leopold, dieser unübertreffliche Meister in der eleganten, nüchternen, verständigen Poesie, drechselte noch immer seine hölzernen Gedichte, eine Uebergangsnatur die die hölzerne Brücke in ein neues Zeitalter baut. Neben diesen diis majorum gentium bewegten sich jedoch noch einige dii minorum gentium, die einen bleichen Schimmer über die hinsterbende Literatur warfen: Hallmann, der Holberg Schwedens, der jene muntern Vaudevilles, jene etwas grobkörnigen, aber oft recht witzigen Bilder aus dem Volksleben schrieb; Kexel, der Kotzebue Schwedens mit seinen entlehnten, aber in ein echtnationales Costume gekleideten Lustspielen; Envallsson, der Scribe seiner Zeit, der mehr als ein halb Hundert Stücke auf die Bühne Stockholms brachte. Ein interessanter, aber außerhalb seines Vaterlandes kaum gekannter Mann ist Wallenberg, der sich durch seine Schrift „Min son på galejan eller allehanda Blackhornskram" unsterblich gemacht. Es sind Dies Aufzeichnungen auf einer Seereise nach Ostindien. Lange nach seinem Tode herausgegeben fanden sie sogleich

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 126 d. Bl. f. 1851. D. Red.

allgemeinen Beifall wegen des unverdrossenen Humors sowie auch wegen der mitunter zwar derben, jedoch immer witzigen Wortspiele, die ungezwungen und ungekünstelt aus seiner Feder fließen, gleich freien, schnell hingeworfenen Holzschnittarabesken. Ein geistreiches Weib gehört mit zu den Celebritäten dieser Zeit: Anna Maria Lenngren. Auch sie zahlte ihrer gepuderten Epoche den Tribut; aber sie hatte ein eminentes Talent: mit demselben Griffel mit dem sie die groteskesten Caricaturen zeichnete, führte sie auch kleine einnehmende Genrebilder aus dem Gesellschafts- und Landleben aus. Ihre Popularität war grenzenlos und noch heute haben sie weder Tegnér's „Frithiofssaga" noch die Romane der Bremer ganz von den Herren- und Pfarrhöfen auf dem Lande verdrängen können. So bedeutend diese jüngstgenannten Schriftsteller auch sein mochten, sie fanden keine Gnade vor dem Auge der Akademie, eine Ehre die von den Zeitgenossen als das einzig vollgültige Zeichen der Priesterwürde einer literarischen Größe angesehen wurde. Selbst Lidner ward nicht anerkannt:

Eine große, poetische Natur: Gefühl und Leidenschaft in jedem Zoll, der merkwürdigste Contrast gegen die kalte Verständigkeit der Gustavianischen Dichter. Aber wie sein einsames Leben ein ununterbrochenes Märchen von ziemlich cynischen Orgien war, so war auch seine Poesie eine zügellose Mänade, die der Leier bald die erhabensten Töne, bald die schreiendsten Dissonanzen entlockte.

Eine neue Epoche begrüßte Thomas Thorild, vom Scheitel bis zur Zehe ein Mann der neuen Ideen, eine durch und durch revolutionnaire Natur.

Nach welcher Seite er sich wenden mochte, so sah er neue Sachen und sprach seine Gedanken in einer Sprache aus die statt des Paradedegens der Leopoldischen Salonphilosophie zu ernster Fehde das blankgeschliffene Schlachtschwert der logischen Ueberzeugung und der ewigen Wahrheit entblößte.

Sein Beruf lag jedoch ganz im Theoretischen und Phantasie besaß er wenig oder gar nicht, obwol er sie bei Andern leicht herausfühlte und erkannte. War Thorild der Hahn der den neuen Morgen verkündete, so ist es treffend J. M. Franzén die Schwalbe zu nennen die sich während der Nacht gerade unter dem Firste des Musentempels angebaut hatte.

Er ist als Lyriker der Haydn der schwedischen Poesie: dieselben reinen Inspirationen, dieselbe gutmüthige, fast kindliche Naivetät, dasselbe Vermögen mit geringen Mitteln Großes zu schaffen. Franzén ist nie satirisch gewesen. Wie sollte man auch satirisch sein können mit diesen kindlich guten Augen, mit den frommen Gesichtszügen, dem evangelisch blonden Haare, gescheitelt à la Jean Baptiste?

Franzén war lyrisch und episch gleich thätig; doch sind von seinen Epen nur „Svante Sture" und „Gustav Adolf" von Bedeutung. Als Secretair der Akademie lieferte er namentlich viele Aereminnen (Gedächtnißreden), die er mit seinem Wohlwollen, seiner „Beredtsamkeit der Unschuld" vortrefflich zu machen versteht. Er lebt als betagter Mann in Hernösand, wo er Bischof ist, neuerdings ganz zum prosaischen Reimeschmied gegen die Jetztzeit geworden, ein ungefährlicher Gegner ohne Satire. Ihm zur Seite geht J. O. Wallin, „die Davidsharfe im Norden", der große Psalmdichter und Kanzelredner Schwedens; „ein Nestor dessen Haupt voll von der Weisheit der Jahrhunderte und dessen Brust reich an jener innern Musik von der Shakspeare spricht"; doch war ihm auch das leichtere Genre, der feine Witz und Humor nicht versagt. Ihm verwandt ist Choräus, eine gefühlvolle, idyllische, elegische Natur, die mehr guten Willen als Kraft besaß. Vergessene Größen sind Kullberg, Valerius, Stiernstolpe auf dem lyrischen Felde, auf dem dramatischen Boden Lindegren, Granberg, Nordforß. Ueber den Leichen dieser Poeten schreiten wir einer neuen Zeit entgegen. Sturzenbecher sagt:

Die deutsche Poesie hatte einen entscheidenden Schritt vorwärts gethan, es war in der ganzen germanischen Kunst eine vollkommene Revolution vorsichgegangen, deren Wogen endlich begannen auch der bisher so ungeheuer ruhigen Aganippe der schwedischen Literatur eine gewisse Bewegung mitzutheilen. In Dänemark war eben der Streit zwischen Baggesen und Oehlenschläger im lebhaftesten Gange. Schweden konnte nicht neutral bleiben: die Bestürmung der schwedischen Akademie, einer Bastille der Kunstwelt, sollte das Signal zu einer allgemeinen Insurrection werden.

Die Bestürmung dieser Bastille aber war dem Generaladmiral der schwedischen Flotte anvertraut, dem Philosophen Ehrensvärd, der eine „Philosophie der freien Künste" schrieb: „eine Linienschiffskanonade von genialen Ideen; bald knallte es hier bald dort, lakonisch, blitzschnell, ohne Zusammenhang, aber immer wohlgezielt und ins Schwarze treffend." Der Linienschiffskanonade folgte das Liniengewehrfeuer der Zeitungsartikel; drei Literaturblätter: „Litteraturtidning", „Journal för svensk Litteratur" und die „Allmän Litteraturtidning" lösten sich gegenseitig ab. Die Regierung trat diesen Unternehmungen entgegen, sah sich aber endlich genöthigt selbst eine „privilegirte Literaturzeitung", das „Journal för Litteraturen och Theatern" unter Wallmark's Redaction herauszugeben, desselben prosaischen Menschen der ein didaktisch-beschreibendes Gedicht „Die Hand" mit „erklärenden" Planchen geschrieben. Sein Journalismus war „eine Kritik ohne Kern, eine blinde Bewunderung alles Gepuderten und Akademischen, die erbärmlichsten Plattheiten, ausgestattet mit dem unnatürlichen und lächerlichen Reifrocke der alten Phraseologie". Die Preßfreiheit, welche dem Gustavianischen Zeitalter der Literatur ein Ende machte, begründete eine neue Epoche, der die upsalaer Gesellschaft „Vitterhetens Vänner" vorgearbeitet hatte, wie später der Aurorabund. In Stockholm erschien der „Polyfem", an dessen Spitze Askelöf stand, der Wallmark's Journal mit Talent bekämpfte. Allein der Hauptstoß geschah erst durch die Zeitschrift „Phosphorus" im Jahre 1810, nach welcher die neue schönwissenschaftliche Schule den Namen „Phosphoristen" erhielt. Nach dem Aufhören des „Phosphorus" bildete die „Swenska Litteratur-Tidningen" und der „Poetisk Kalender" den Sammelpunkt der jüngern Belletristen, welchen Atterbom, Palmblad und Hammarskjöld im Kampfe voranleuchteten. Wallmark wurde mit einer Satire „Markalls sömnlösa nätter", an der alle bedeutenden Geister jener Schule mitarbeiteten, kri-

tisch und poetisch vernichtet. „Das ganze Werk ist als Composition ein Meisterstück in der burlesk-satirischen Poesie, das man gern liest, wenn man auch die Personen nicht kennt die darin portraitirt sind." Der Kampf aber war ein Kampf der Romantik gegen den sogenannten classischen Gallicismus. Der Wahlspruch der Akademie: Genie und Geschmack, war veraltet: man wollte viel Genie und lieber etwas weniger Geschmack. Einige wagten sich ins Mittelalter, Andere in die Mystik, noch Andere zogen nach dem Orient oder in die Nebelheimat Ossian's. Die glänzendste Erscheinung dieser Zeit war Amadeus Atterbom, den ein Kritiker den Tambourmajor der neuen Schule nannte, während er Palmblad und Hammarskjöld mit den Feldobersten verglich die die eigentlichen Operationen zu leiten hatten. Atterbom fand gleichviel Verehrer wie Gegner, und Beide haben Recht. Sein Unglück war daß er mit der Poesie auch die Philosophie vereinigen wollte. Der Schellingianismus gab der Dichterschaft Atterbom's einen so hyperidealen, naturmythischen, symbolischen und chaotischen Charakter daß er mitunter selbst nicht recht gewußt zu haben scheint was er wollte. Ebenso gab er sich im Gegensatz zum Gallicismus einer Deutschthümelei hin die in ihrer Seltsamkeit weniger geistreich als barock war. Die „Lyksalighetens Ö", Atterbom's größte poetische Arbeit, enthält alle Fehler und Vorzüge seiner Muse: sie ist eine lose zusammengefügte Allegorie, die auf mehr tiefen Sinn Anspruch macht als man darin findet. Atterbom ist Professor der Aesthetik in Upsala und „Einer der Achtzehn", neuerdings ganz mit philosophischen Studien und der Herausgabe seiner literarhistorischen Schilderungen von „Sveriges Siare och Skalder" beschäftigt. Polemiker und Kritiker der phosphoristischen Schule ist Hammarskjöld, der durch seine gründliche Geschichte der Philosophie, der schönen Wissenschaften und bildenden Künste den Grund zur Aesthetik legte. Als Polemiker ist er zu bitter; ein Fehler der ihm im Kampfe gegen Tegnér schwer zu stehen kam und den gelehrten Polyhistor der allgemeinen Verhöhnung preisgab. Der Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Upsala, Palmblad, war jedoch der poetisch bedeutendste, ein Mann der zugleich Klugheit und Geschicklichkeit besaß, die Hammarskjöld abgingen. Er schrieb Lyrisches und namentlich Novellen, die nicht ohne Verdienst sind und in denen er besonders den Orient zum Schauplatz der Handlung zu machen beliebte. Seine orientalischen Studien führten ihn endlich ganz der Geographie zu und erst neuerdings kehrte er wieder zur Romandichtung zurück. „Aurora Königsmark" (deutsch, Leipzig 1850—52) ist unbedingt das Beste was Palmblad geschrieben. Auch mit Politik hat sich Palmblad beschäftigt, aber im durchaus antiliberalen Sinne. Unter den Lyrikern zeichneten sich Ingelgren und Elgström aus, Beide jung verstorben, aber mit guten, reichen Anlagen begabt. Elgström verfiel bald einer krankhaften Sentimentalität und einem in den Wolken schwebenden Idealismus. Sonden war eine prosaische Natur, dessen poetische Versuche höchstens schlechte Witze genannt zu werden verdienen. Börjesson, ein Mann von poetischem Wurfe, hat den unglücklichen Versuch eines didaktischen Gedichts durch seine Trauerspiele „Erik den fjortonde" und „Prins Magnus", zwei auf der stockholmer Bühne gern gesehene Stücke, vergessen machen. K. v. Zeipel, ein treuer Knappe dieser Schule, steht mit seinen Erzeugnissen weit unter Palmblad, namentlich sind seine neuern Producte von geringem Werth. Ein Lyriker der durch Herausgabe der schwedischen Volkslieder berühmt geworden, ist A. J. Arwidson; seine Gedichte gehören ganz der überspannten Kraft- und Donnerpoesie der Phosphoristen an. Die beste der Phosphoristinnen ist unstreitig Euphrosyne (Fr. Kerstin Nyberg), „eine Dichterin, ausgezeichnet durch eine seltene Zartheit der Form und Fülle des Gefühls, zwar bisweilen noch eine zu mondscheinblasse Weltanschauung ausdrückend, aber dagegen in andern Augenblicken wieder eine satirische Laune athmend, die man Frau Lenngren entlehnt glaubt".

Aus diesem Cyclus von Dichtern treten wir in die gothische Schule, der Geijer und Tegnér angehören. Ersterer, ein Freund Atterbom's, mit mehr ruhig forschendem Geiste und weniger Phantasie als Gefühl begabt, sah wol ein daß die neue Schule auf die Art wie sie begonnen in einen allzu einseitigen Idealismus ausarten würde, und suchte in historischen Studien wieder einen festern Boden zu gewinnen, wozu ihn Oehlenschläger's Beispiel aufgemuntert. Den Mittelpunkt dieser Schule bildete die Zeitschrift „Iduna", welche von ungemeinem Einfluß auf ihre Epoche war. Den Vorzug vor der phosphoristischen Schule gab ihr jedoch der individuelle Charakter altnordischen Ernstes und großer Einfachheit des Ausdrucks. Sage und Geschichte der Vorzeit waren der neugewonnene Boden. Geijer ist ein im Geiste wie im Ausdruck echtnordischer Dichter, dessen kernhafte Originalität und Einfachheit an das Volkslied und die Chronik erinnert: politisch gehört er der liberalen Richtung an. Ein fleißiger Forscher ist er doch kein fleißiger Schriftsteller und hat es nie zu großen Werken, sondern nur zur kleinern historischen, ästhetischen und philosophischen Arbeit gebracht. Neben ihm steht E. Tegnér, von dessen „Frithiofssaga" die „Iduna" die ersten Proben gebracht. Tegnér, in Lund gebildet und darum unabhängig von der upsalaer Phosphoristenschule,

liebte die Wikinger Ader, die auf dem Grunde des schwedischen Nationalcharakters liegt und welche bei Geijer so rein und unvermischt in der Poesie wieder aufsprudelte. Tegnér besitzt genau betrachtet nicht dieselbe poetische Gefühlstiefe wie Geijer, aber er hat dafür eine weit lebendigere und lebhaftere Dichtergabe; Geijer hat mehr was ich die Religion des Talents nennen möchte, Tegnér mehr das Genie, „verve", mehr Spiritualität.

Seine „Frithiofssaga", an der Sturzenbecher namentlich das schöne Ebenmaß, die plastische Vollendung rühmt, vergleicht unser Kritiker sehr schön einer nordischen Sommerlandschaft, wo man überall sich ins Grüne niederlassen und eine Blume zum Pflücken finden oder einem Vogel lauschen könne. In den letzten Jahren

habe Tegnér, der nie hätte Bischof werden sollen, gar zu sehr tegnérisirt, sich selbst imitirt. Social eine unwiderstehliche Persönlichkeit, in der Politik ein Ultraconservativer. Die gothische Schule trat in keine Polemik ein. Sie fand ihre Anhänger in Ling und Afzelius. Der Erstere, ein Lyriker von schönem Talente, suchte seinen Ruhm in großen Dramen, die Alles besitzen, nur keine Handlung, keine Charaktere; dagegen sind die lyrischen Partien vortrefflich und zeugen davon was aus Ling geworden wäre, „wenn er seiner bärensehnenbesaiteten Lyra" treugeblieben. Er war ein Gespenst aus dem Skaldengeschlechte des nordischen Heidenthums, mit Reif im Barte und Bärenfell auf den Schultern. Der ganze Mann hatte etwas Derartiges, wenn er am Tage in seinem großen gymnastischen Saale in Stockholm umherwanderte in einem bizarren, rauhen und struppigen Costume von Wolfsfell, aus welchem seine dünne Gestalt in höchst auffallender Originalität hervortrat. Er starb als Professor der Gymnastik. Ein echter Gothe war A. A. Afzelius, welcher Eddalieder mit Rask und Volkslieder mit Geijer edirte. In ihm haben wir den Gothicismus auf der höchsten Spitze und damit sein Ende.

Es wurde — sagt unser Kritiker — mitunter aus der Entwickelung des Gothicismus ein solches Wirthschaften mit riesig großen, kraftvollen Worten, ein solches Unwesen mit altväterlicher Kraft, vorzeitlichem Heldenmuthe und Löwenmark daß die ganze Wirklichkeit in ein Nichts zusammenschwand.

Die Gothen aßen Löwenmark mit Löffeln. Charakteristisch ist außerdem die Ueberladenheit mit Bildern, das Luxuriiren mit Kostbarkeiten, das Auskramen des poetischen Juwelierladens. Für das Gefühl reichte kein Ausdruck mehr hin, eine Ueberschwänglichkeit die auf einen baldigen Umsturz hinwies.

Sturzenbecher faßt einen Kreis von neun Dichtern, in deren Poesie Phosphorismus und Gothicismus zusammenschmelzen, unter dem Titel „Nachklangspoeten" zusammen, die den Uebergang zur neuesten belletristischen Literatur bilden. Den Reigen eröffnet: Hedborn, der, obgleich anfangs im „Poetisk Kalender" auftretend, doch keinen Geschmack an der dichterischen Aeronautik der Phosphoristen fand: ein Bauersohn von Geburt ist er es auch in der Poesie, ein frisches schwedisches Blut. „Auch er kann gefühlvoll sein und hat im Grunde ein frommes religiöses Gemüth; — aber dennoch verehrt er weder den Mond noch die Jungfrau Maria", setzt unser Kritiker ironisch hinzu. Er ist Pfarrer in Ostgothland. Grafström, gleichfalls Pfarrer, ist kein übertriebenes Talent, allein er besitzt viel Fertigkeit in Verfertigung poetischen Zuckerbrots, das sich mit Behagen in Theewasser tauchen läßt. Bernhard v. Beskow's Gothicismus ist noch von der alten schwedischen Eiche, aber nicht blos der Firniß ist neu, die ganze Façon ist im neumodischen Stile. Prunk ist es was Beskow charakterisirt, und so sind auch seine Dramen Nichts als Theaterpracht. Oehlenschläger hat sie zum Erstaunen Schwedens übersetzt. Eine charakteristische Mittheilung Sturzenbecher's aus Beskow's Gedichten kann ich mir nicht versagen hier gleichfalls einzuschalten:

In dem Gedichte „Der Johanniswurm" schleicht der Dichter vor Laura's Fenster und sieht ein Rosenband mit einem billet-doux zu ihm herabgleiten; in seinem Schmerze über die Unmöglichkeit das Blatt bei der Dunkelheit lesen zu können, gewahrt er plötzlich ein Johanniswürmchen auf einer Nachtviole und läßt dies nun auf den Zeilen auf- und abspazieren. Fürwahr, setzt unser Kritiker hinzu, das Johanniswürmchen hat nicht umsonst gelebt, da es einem Baron geholfen einen Liebesbrief Laura's zu lesen. Der ganze Dichter ist aber schon mit diesem einen Gedichte charakterisirt.

Ein brillanter Dichtervirtuose ohne tiefen Geist ist Nicander; doch sind seine Novellen in den „Hesperider" sehr zu rühmen. Einen der ersten Plätze in der schwedischen Belletristik räumt der Kritiker Erik Johan Stagnelius ein, der sich leider zu viel Gnosticismus in den Kopf gesetzt, dessen Reichthum an poetischen Gedanken aber wie seine melodische Sprache unerreicht dasteht. In allen poetischen Formen und Genres hat sich Stagnelius bewegt; seine vollendetste Arbeit ist das Epos „Wladimir", ein Meisterstück von Anfang bis zu Ende, wie es Sturzenbecher nennt, der bei diesem Dichter mit besonderer Vorliebe verweilt. Mit Stagnelius verwandt ist Vitalis, in Ironie und Satire originell und ungewöhnlich, für den bedeutenden Humor zu beschränkt. Ein bekannterer Name tritt uns in C. J. L. Almqvist entgegen; ein vielseitiger und mächtiger Genius, ein Polyhistor der belletristischen Literatur, der bunteste und productivste aller schwedischen Dichter. Er hat Lyrik, Epik und Dramatik geschrieben, Romane eine Legion, die meisten zusammengefaßt unter dem Titel „Törnrosens-Bok"; religiöse Abhandlungen; politische, historische, nationalökonomische Aufsätze, Kritiken und Volksschriften. Heute ist er in China, morgen in Paris, bald in Abyssinien, bald im schottischen Hochlande, bald unter schwedischen Colonien, bald unter maurischen Palästen. In Allem was er producirt ist unleugbar Genie und zwar Genie vom ersten Rang, aber gleichwol hat er daneben etwas Fragmentarisches, welches macht daß man ihm als künstlerische Totalität keine rechte Form abgewinnen kann. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht ist Almqvist von Bedeutung; er hat über Mathematik, Grammatik, Geschichte, Geographie geschrieben und arbeitet jetzt an einem schwedischen Lexikon. Zu den Nachklangspoeten gehören noch Fahlcrantz und Dahlgren; der Erstere ein Humorist, der seinem Witze jetzt keinen literarischen Boden mehr unterschiebt, sondern sich nur noch mit dem mündlichen Witze begnügt; der Letztere, ein fleißiger Novellist, hauptsächlich genial und originell im muntern, spielenden und ausgelassenen Tone, den er selbst in seine Naturschilderungen überträgt.

Die letzte, jüngste Periode der schwedischen Schönliteratur nennt Sturzenbecher die romandichtende. Zugleich mit Palmblad, dem ersten Novellisten, trat Cederborgh auf, nachdem die Lafontaine'sche Romanperiode vorüber war. Unser Kritiker rühmt die Cederborgh'schen Erzählungen als von munterer Laune und geschickter

hand zeugend, wenn auch die Handlung selten mehr als ziemlich alltäglich sei; doch hielt er sich immer auf echtnationalem Boden und wurde der Liebling Schwedens. Seine Erzählungen, sonst eine buchhändlerische Seltenheit, erschienen neuerdings gesammelt als „Ungdoms Tidsfördrif". Livyn, von dem die schöne Novelle „Spader-Dame" ist, war ein Mann voll Geist, Witz und Humor; seine Novellen sind jedoch mehr geniale Skizzen als plastisch abgerundete Dichtungen. Ganz im Genre Walter Scott's schrieb Gumälius; jetzt dichtet er in Blumen. Die Erzählungen von Graf Sparre leiden zwar nicht an einem Uebermaß von Poesie, doch haben seine Schilderungen ein tüchtiges historisches Studium zur Basis; auch ist seine Erfindung und Intrigue nicht ohne Verdienst. Eines bedeutendern Namens erfreut sich G. H. Mellin, der namentlich in den vaterländisch-historischen Novellen Ausgezeichnetes geleistet hat; sein Talent liegt vorzüglich in der kleinern Erzählung, wo es weniger eines tiefgehenden Plans und durchgeführter Charaktere als einer malerisch hingestellten Episode und einiger gleichsam im Vorbeigehen hingeworfenen Portraits bedarf. Wo Mellin den schwedischen Boden jedoch verläßt wird er unsicher, unruhig und ist zu einer abgerundeten Schöpfung unfähig, eine Erscheinung die alle skandinavischen Dichter charakterisirt. Das nationale Element ist überall das hervorstechende, der Boden auf dem sie das Vortrefflichste, Genialste geleistet haben. Sobald der Dichter diesen Boden verläßt tritt eine merkwürdige Schwäche und Impotenz ein, die sogleich wieder aufhört sobald der Skandinave in seine Heimat zurückkehrt. Wir machen diese Bemerkung bei Mellin, bei Almqvist (der in der Fremde doch ungemein bekannt ist) und vorallem bei Andersen, in dessen einzig gutem, aber wirklich gutem Roman „Kun en Spillemand" („Nur ein Geiger") uns das Schönste und Wahrste geboten wird was wir in der modernen Epik kennen; sobald aber die Eider überschritten ist wird der Roman langweilig, breit, gesucht und nüchtern. Dieses Gefühl weist die Skandinavier auf die Scenerie ihrer Heimat, eine Beschränkung die wir den deutschen Romanciers und Dramatikern nur auf ein Jahrzehnd wünschen möchten. Mellin, der thätige Romanschreiber und romantische Historiker, lebt, wie Sturzenbecher bezeichnend sagt, in Stockholm als ein wenig Pfarrer und sehr viel Literat. Die größte aber, d. h. vielgelesenste Romanschriftstellerin Schwedens ist und wird wol bleiben Frederike Bremer, die unser Kritiker mit den Worten charakterisirt:

Ich glaube daß Friederike Bremer mehre ausgezeichnete Sachen geschrieben und daß in allen ihren Werken viele wirklich vortreffliche Blätter zu finden sind; besonders in ihren ersten Erzählungen findet sich soviel Naivetät und Anmuth, soviel Liebenswürdigkeit aus den Idyllen des Alltagslebens, soviel harmloser Scherz, selbst über die petites misères des Alltagslebens. Soweit ist sie ohne Zweifel sehr gut. Aber Frederike Bremer war nicht mit sich zufrieden, da doch Alle mit ihr zufrieden waren, und wollte etwas Höheres, Eingreifendes, zugleich Frederike Bremer, Madame de Staël und etwas George Sand sein; sie wollte der Welt zeigen daß auch sie philosophiren, „die Räthsel des Lebens lösen" könne. Dies war damals als sie, die einnehmende Genremalerin mit den milden, doch nicht matten Farben, plötzlich eine sauertöpfische Klostergouvernante wurde und ihre Poesie, die früher ein blondlockiges Mädchen mit frischen Rosen auf den Wangen gewesen, in einen blassen Kränkling mit welken Lippen und halbzerdrückten Thränen ausartete.

Eine nicht minder thätige, wo nicht noch thätigere Schriftstellerin ist die Verfasserin der „Cousinen", „Standesparallelen", der „Frauen", „Freunde", „Täuschungen" und des „Axel", die Freiin von Knorring, eine geistreiche Dame die viel gesehen, viel erlebt hat und Dies vortrefflich zu schildern weiß. Ihre Einseitigkeit liegt in dem aristokratischen Grundcharakter ihrer Romane. Die fruchtbarste aller weiblichen Romanciers aber ist Emilie Flygare Carlén. Seit mehr als einem Decennium schreibt sie fast jedes Jahr fünf bis sechs Bände, die sämmtlich ins Deutsche übertragen sind. Emilie Carlén besitzt ein enormes Erfindungstalent, eine tüchtige Gabe zu verwickeln, den Knoten zu lösen und eine feine Beobachtung. Trotz des Langgezogenen, Gedehnten ihrer Romane lassen sie sich doch um obiger Eigenschaften willen, und wegen der Neuheit der Schilderungen aus dem Volksleben der Länderstriche die sie besonders liebt, ganz angenehm lesen. Charakteristisch ist für sie das satirische Wort unsers schwedischen Kritikers: die Helden und Heldinnen der Carlén lieben sich alle die Schwindsucht an den Hals, doch kommt irgendwo ein Liebhaber vor der ohne isländisches Moos und Caraghencaramellen glücklich die Probe besteht. Die Carlén lebt in Stockholm still und zurückgezogen; ihr Gatte ist ein poetisch nicht talentloser Jurist. Der unter dem Namen „Onkel Adam" bekannte Doctor Wetterberg, der einige hübsche Genrebilder („Ein Name", „Die Gouvernante", „Nur zu") geschrieben und seine Feuilletons unter dem Titel „De fyra Signaturer" zusammengefaßt, besitzt ein bemerkenswerthes Talent für diese Art von Schriftstellerei: er hat ein gutes Auge, eine bedeutende Portion Witz und eine gut geschnittene Feder mit dazu gehöriger fließender Tinte. Skizzen aus dem schwedischen Volksleben von scharfer Auffassungsgabe zeugend lieferte Dr. Engström; das romantische Element spielt bei ihm eine geringe Rolle, seine Schriften sind Actenstücke zur Charakteristik der Zeit. K. Kullberg's Romane und Novellen sind nicht durchgearbeitet genug, es fehlt die eigentlich künstlerische Gestaltung; aber sie enthalten vortreffliche komische Partien, gelungene Portraits und Schilderungen. Sturzenbecher nennt mit Recht die Novelle „Der Richter" die beste des Verfassers, vielleicht der ganzen jüngern schwedischen Belletristik. Der Finne Snellman gab einen trefflichen Roman, „Fyra Giftermål", heraus, der vielleicht zu viel des Philosophischen enthält, aber immerhin auch als dichterisches Product von hohem Werthe ist, kein Buch für die sogenannte „Lesewelt", aber ein Buch des Lesens werth. Die Romane des pseudonymen S. H. T. (Baron de Geer) zeugen von Genialität, wenn auch von einer sehr fragmentarischen. Graf Adlersparre's (Albano's) Novellen sind gerade keine Meister-

stücke in Charakterschilderung und Composition, doch immerhin lesenswerth. Crusenstolpe's Romane, „Der Mohr", „Karl Johann", streifen zu sehr an das Gebiet der Memoiren und verdienen nicht eigentlich den Namen von Romanen.

Der Roman hat die Dichtung im Vers ganz in den Hintergrund gedrängt; doch ist mit Auszeichnung zu nennen: der Finne Runeberg mit seinen „Elgskytten", als Lyriker C. W. Böttiger, der Schwiegersohn Tegnér's, der jungverstorbene Ruda, ein vielversprechendes Talent, Assar Lindeblad, der gewandte Nachahmer des Bischofs von Wexiö, und der humoristische, joviale Lieutenant Wilhelm von Braun, welcher auch einige gelungene Novellen geschrieben. Der College Braun's, Lieutenant Ridderstadt, der seine Arbeiten unter dem Titel „Der Salon" sammelte, ist ein genialer Mann von unerschöpflicher Phantasie, besitzt jedoch nicht in demselben Grade ästhetisches Bewußtsein und künstlerische Selbstbildung; seine humoristischen Sachen zeugen von einem nicht zu verachtenden Talente in diesem Genre. Die Reihe dieser jüngern Poeten schließt sich mit dem angenehmen Naturmaler Sätherberg, dem erfinderischen und einfallreichen Blanche, dem Freiheitssänger Strandberg und den Upsalern Malmström, Nybom und Bergman. Die Bescheidenheit läßt unsern Kritiker sich selbst, den pseudonymen Orvar Odd, zuletzt anführen; er verdient einen Platz unter den besten Dichtern Schwedens, einen Platz den ihm allein schon seine humoristischen Schilderungen und Feuilletons sichern. Aber auch als Kritiker ist Orvar Odd von derselben Bedeutung für die schwedische Literatur, wie es Heinrich Heine für die deutsche ist. So flüchtig auch die Skizzen scheinen die uns seine Schrift über die schwedische Literatur entwirft, so läßt sie doch immer das Charakteristische jeder Periode, jeder Persönlichkeit mit plastischer Lebendigkeit, mit in die Augen springender Klarheit vor unsern Blick treten, und der liebenswürdige Humor der sich durch das ganze Buch zieht macht es auch dem größern Publicum zu einer unterhaltenden Lecture, die, ohne daß sie sich den Schein gibt, belehrt. Wir können die Schrift O. P. Sturzenbecher's nicht genug empfehlen und hoffen durch unsere Mittheilungen aus derselben zur Lecture des ganzen Buchs einigermaßen angeregt zu haben. Damit gehen wir zu unsern statistischen Mittheilungen über.

Schwedens Buchhandel verdient den gleichen Ruhm den wir Dänemark zuerkannt haben. Auch Schwedens Literatur ist nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Leserkreis beschränkt, wenngleich die Rittergutsbesitzer und Landpfarrer, entfernt von dem Strome der Welt und der großen Städte, beinahe ausschließlich, was ihre Unterhaltung betrifft, auf die Lecture angewiesen sind. Allein der Zustrom von ausländischer Literatur ist so groß daß kaum mehr Geld und Muße für die einheimische Literatur bleibt. Nur die beiden Universitäten und die große Anzahl von gelehrten Gesellschaften erhalten den Sinn für die wissenschaftliche Originalliteratur wach, und die große Anerkennung welche die belletristische Literatur Schwedens in Deutschland, England, Frankreich, ja selbst in Amerika gefunden, hat den Nationalstolz regegemacht, der sich seiner Landsleute rühmt und ihre Producte deshalb wol auch kauft und liest. Der Buchhandel Schwedens und namentlich Stockholms ist nicht so ausgebildet als der anderer civilisirter Länder und Städte; die Buchdruckereien verlegen meist selbst, d. h. sie vertreiben die gedruckten Bücher ohne eigentlich Buchhändler zu sein. Es ist daher nicht genau zu unterscheiden zwischen Buchhändler und Buchdrucker und wir sind gezwungen sie unter einer Zahl anzuführen.

Schweden zählte im Jahre 1848 97 Verleger, welche 697 Schriften auf den Büchermarkt brachten: Stockholm hatte 50 Verleger, Götheborg 5, Upsala 4, Lund 4, Norköping 3, Linköping 3, Malmö 2, Uddewalla 2, Jönköping 2, Kalmar 2, Helsingborg 2, Fahlun 2, Söderhamn 2, Wadstena, Piteå, Christianstad, Karlskrona, Wexiö, Gefle, Oerebro, Sundswall, Karlshamn, Karlstad, Umeå, Westerås je 1. Im Jahre 1849 sank durch die gedrückten Verhältnisse die Zahl der Verleger auf 68, die Zahl der Schriften auf 498 herab: ein Unterschied von 29 Verlegern und 199 Schriften. Stockholm zählte 39 Verleger, Upsala 5, Lund 4, Norköping 3, Jönköping 3, Linköping 3, Westerwick 3, Söderhamn 2, Piteå, Christianstad, Malmö, Karlskrona, Gefle, Oerebro, Hörnesand, Hudikswall, Westerås, Mariestad je 1.

Das Verhältniß der beiden Jahre ist nach dieser Uebersicht das von 3 : 2, ziemlich dieselbe Erscheinung wie wir sie in Dänemark trafen; bei den einzelnen Buchhändlern gestaltet sich jedoch das Verhältniß nicht so, im Gegentheil haben mehre, ja sogar viele Verleger im Jahre 1849 mehr Schriften auf den Büchermarkt gebracht als im Jahre zuvor, dagegen hat die Zahl der verlegenden Drucker abgenommen, und daran sind die Zeitumstände einzig und allein Schuld, da sie den Muth der Unternehmung hemmten. Lassen wir nunmehr die Bücher in der Ordnung der Wissenschaften an unserm Blicke vorüberziehen.

Im Jahre 1848 erschienen im Fache der allgemeinen Encyklopädie 9 Schriften, Literaturwissenschaft 4, Theologie 53, Ascese 60, Staats- und Rechtswissenschaft 42, Politik 7, Medicin 46, Thierheilkunde 3, Naturwissenschaften 19, Chemie 4, Philosophie 12, Pädagogik 6, Jugendschriften 47, classische Philologie 10, moderne Philologie 14, Alterthümer 5, Geschichte 33, Biographie 16, Geographie 30, Mathematik 22, Handel 3, Kriegswissenschaften 12, Gewerbe und Arbeit 7, Technologie 2, Schiffahrt und Eisenbahn 16, Bergwesen 1, Haus- und Landwirthschaft 38, schöne Literatur 2, Gedichte 31, Theater 19, Originalromane, 19, Romane in Uebersetzungen 18, Musik 9, Kunst 2, Volksschriften 17, Freimaurerei 2, Vermischte Schriften (Muster, Spiele, Almanache) 40.

Obenan unter diesen Branchen der Literatur steht

in fleißiger Bearbeitung die Theologie und Ascetik, letztere deshalb so reichlich weil wir auch die kleinern Andachts- und Unterrichtsbücher in die Berechnung mitaufnehmen mußten; diesen Fächern zunächst kommt die reiche Jugendschriftenliteratur, die beinahe durchaus original ist, während die Ascetik das Meiste dem Deutschen entlehnt hat. Der Reichthum des staatswissenschaftlichen Faches erklärt sich aus der großen Anzahl von minder umfangreichen Arbeiten über Statistik, Gesetzsammlungen und akademischen Abhandlungen, welche letztere in Schweden sämmtlich in den Handel kommen. Dem Rechte zunächst steht die Medicin, die durch eine ziemliche Zahl von populairen Schriften vermehrt wird; Geschichte wird seit Geijer's Auftreten fleißig cultivirt, ihr zur Seite geht die Geographie. Die Oekonomie, für die der Schwede eine besondere Vorliebe hat, findet reichliche Bearbeitung in 38 Schriften. Im Verhältniß zur Celebrität der Schweden in den Naturwissenschaften ist die Zahl 19 der erschienenen Bücher von keiner Bedeutung; die Mathematik ist zahlreicher bearbeitet worden; Sprachen und Philosophie sind Schulwissenschaften und haben dennoch keiner besonders vielseitigen Behandlung sich zu erfreuen gehabt. Die Zahl der Originalromane ist der der Uebersetzungen fast gleich. Die wunderbarste Zahl ist jedoch die Zahl 4 bei der Chemie, einer Wissenschaft die durch Berzelius von Schweden aus so ungemein gefördert wurde, nun aber in der Heimat dieses Mannes beinahe ganz brachzuliegen scheint. Auch das Bergwesen, das in Schweden auf einer so hohen Stufe der Cultur steht, ist nur in einer Schrift vertreten.

Im Jahre 1849 erschienen im Fache der Encyklopädie 2 Schriften, Literaturgeschichte 3, Theologie 37, Ascetik 154, Staats- und Rechtswissenschaft 19, Politik 7, Medicin 27, Veterinärkunde 5, Naturwissenschaften 17, Philosophie 4, Pädagogik 7, Jugendschriften 55, classische Philologie 8, moderne Philologie 26, Alterthumskunde 1, Geschichte 25, Biographie 18, Geographie 21, Mathematik 17, Krieg 5, Handel 4, Gewerbe 4, Technologie 1, Haus- und Landwirthschaft 38, Schöne Literatur 16, Lyrik und Epik 15, Drama 21, Originalromane 20, Romane in Uebersetzungen 41, Musik 12, Kunst 1, Volksschriften 9, Freimaurerei 1, Vermischte Schriften 9.

Die meisten Bücher bringt der Markt auch dieses Jahr in der Ascetik; dann aber ist die Zahl der übersetzten Romane ins Enorme gestiegen, und die Jugendschriftenliteratur wie das letzte mal fleißig cultivirt worden — drei Fächer welche zur täglichen Lecture der drei Lebensalter den Stoff liefern —, eine nicht uninteressante Beobachtung, wenn wir die Ascetik die Literatur des Alters, die Belletristik die Literatur der sogenannten Erwachsenen nennen und die Jugendliteratur wie natürlich für die Jugend in Anspruch nehmen. Zu den reichlichst ausgestatteten Fächern gehören auch diesmal die der Landwirthschaft, der Geschichte, Geographie und Theologie. Die Originalromane haben ihre Stellung mit der Zahl 20 behauptet. Zur Hälfte sind jedoch herabgeschmolzen die Fächer der Medicin, classischen Philologie, Staats- und Rechtswissenschaft, Kriegswissenschaft, das Drama und die Volksschriften; gleich geblieben sind der Zahl der Schriften nach die Fächer der Naturwissenschaft, modernen Philologie, Pädagogik, Biographie, Musik; sehr abgenommen haben namentlich die Philosophie und Lyrik; mit keiner Schrift erscheinen die Chemie, die Schiffahrt und das Bergwesen. Die Volksschriftenliteratur, welche im Jahre 1848 durch das reiche Mäßigkeitsschriftenthum (Nykterhetsskrifter) bedeutend vermehrt worden war, ist diesmal gleichfalls sehr dürftig ausgestattet.

Von besonderer Bevorzugung gewisser Fächer durch einzelne Buchhändler kann in Schweden so wenig als in Dänemark die Rede sein; selbst der belletristische Verlag beschränkt sich nicht auf einzelne Verleger oder gar die Hauptstadt des Reichs.

Dagegen ist die Wiederauflegung von Schriften eine weit häufigere Erscheinung in Schweden als in Dänemark. Im Jahre 1848 erlebten die zweite Auflage 21 Schriften, die dritte 11, die vierte 10, die fünfte 4; nämlich Luther's „Kirchenpostille“, Norbeck's „Lehrbuch der Theologie für Gymnasien“, W. F. Palmblad's „Lehrbuch der neuern Geschichte“ und Ratou's „Geographie“; die sechste 2: Greizberg's „Rechenbuch“ und Cederbom's „Jesus, ein Kinderfreund“; die siebente 4: Lyth's „Deutsche Sprachlehre“, Winge's „Geographie“, Akerbom's „Biblische Geschichte“, „Tägliches Handbuch“; die zwölfte: Strehling's „Lateinische Grammatik“; die dreizehnte: Hartmann's „Geographie“; die vierzehnte: Schartaus' „Kinderlehre“; die achtzehnte: „Eine rufende Stimme in der Wüste“. Wir sehen, meist Schulbücher und praktische Handbücher. In der ganzen Romanliteratur begegnen wir keinem einzigen wiederaufgelegten Buche während mehrer Jahre. Auch im Jahre 1849 sind meist Lehr- und Handbücher neu aufgelegt worden; doch ist man in diesem Jahre auch mit Wiederdrucken nicht so unternehmend gewesen als im vorangegangenen.

Der eigenthümlichen Erscheinung die wir in Dänemark beobachtet haben, daß eine nicht unbedeutende Anzahl von Schriften in fremden Sprachen gedruckt wird, begegnen wir in Schweden nicht; es fallen hier die Gründe weg die wir dort angeführt. In den Jahren 1848 und 1849 erschienen zwei Schriften französisch: ein Abdruck von Guizot's „De la démocratie en France“ (Stockholm 1849), und Agardh, „Essai sur la métaphysique“ (Stockholm 1849); neunzehn Schriften lateinisch (Academica).

Die Schweden sind dagegen fleißige Uebersetzer, und zwar nicht ausschließlich im Romanfache, sondern auch im Bereiche der Wissenschaften. Namentlich entnehmen sie der deutschen Literatur sehr viele Schriften der letztern Gattung, während sie allerdings von den Franzosen meist Belletristisches entlehnen. Im Jahre 1848 erschienen in Schweden 39 Uebersetzungen aus dem Deutschen, 17 aus dem Französischen, 13 aus dem Englischen, 2 aus dem Dänischen, 1 aus dem Isländischen. Je

näher die Sprache dem eigenen Stamme liegt, desto weniger überträgt der Schwede. Im Jahre 1849 erschienen 40 Uebersetzungen aus dem Deutschen, 46 aus dem Französischen, 6 aus dem Englischen, 14 aus dem Dänischen, 1 aus dem Holländischen, 1 aus dem Russischen. Wenn hier 14 Schriften aus dem Dänischen übersetzt erscheinen, so ist daran zu erinnern daß Dies nicht Romane, sondern wissenschaftliche Bücher sind, daß unsere obige Behauptung deshalb nicht widerlegt wird. Von den im Jahre 1848 erschienenen Uebersetzungen erwähne ich einiger der deutschen Literatur entnommenen, was für unsere Landsleute von Interesse sein möchte: „Die Evangelien" von Lisco; Burk, „Evangelische Pastoraltheologie"; Hering, „Die Krankheiten der Hausthiere"; „Allgemeine christliche Symbolik" von Guericke; „Kleine Geographie" von Stein; Arndt, „Postille"; Kühner, „Lateinische Grammatik"; Friedrich, „Die Mutter am Krankenbette ihres Kindes"; Palmer, „Evangelische Katechetik"; F. Halm's „Der Sohn der Wildniß"; Kugler's „Handbuch der Kunstgeschichte"; Rämbach, „Die neuerfundene Farbe"; Kinderschriften von Rosenheyn, Schmid, Hoffmann und Schütte; Gerlach's „Altes Testament"; Hahn's „Ludwig Philipp's Fall"; Kausler's „Schlachtenatlas" u. a. m. Bei den Uebersetzungen aus dem Englischen heben wir besonders hervor: „Shakespeares Dramatiska Arbeten öfversatta af Carl August Hagberg" (Lund), von welcher Uebersetzung der dritte bis fünfte Band, die historischen Stücke aus der englischen Königsgeschichte enthaltend, erschienen. Von den im Jahre 1849 veranstalteten Uebersetzungen aus dem Deutschen führen wir an: Waltersdorf, „Jugendspiegel"; Berghaus, „Die Völker des Erdballs"; Eurich, „Ungarisches Volksleben"; Graul, „Christliche Glaubensbekenntnisse"; Strauß, „Sinai und Golgatha"; Oettinger, „Nostradamus"; Schmidt, „Lungensucht"; Schubert, „Lehrbuch der Sternkunde"; Brauer, „Allmeine deutsche Wechselordnung"; Loebell, „Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts"; „Spener's Leben"; Leonhardt, „Populaire Geographie"; Pfeiffer, „Die Gicht heilbar"; Hoffacker, „Predigten"; Kossak, „Chiromantische Phantasie"; Neander, „Leben Jesu"; Auerbach, „Dorfgeschichten"; Bäßler, „Das heilige Land". Von Shakspeare erschienen der sechste bis achte Band, die Lustspiele enthaltend. Aus dem Holländischen wurden Hage's „Schafhirt", aus dem Russischen Golowin's Novellen übersetzt.

Gehen wir nun zu den Originalarbeiten der jüngsten schwedischen Literatur über, so müssen wir vorausschicken daß die im Verhältniß zur Lesermasse wirklich enorme Zeitungsliteratur eine große Summe von Kräften und Stoff verschlingt, die der Bücherliteratur entzogen sind. Daraus mag sich die äußerst dürftige Bearbeitung einzelner Fächer erklären, deren wissenschaftliche Behandlung nur in den Journalen und Jahrbüchern abzulagern scheint.

In der Sprachforschung begegnen wir einer akademischen Abhandlung von Schröder über die „Erikswisa, ett fornswenskt Qväde, behandladt i språkligt afseende" (Stockholm), welche in beiden Jahren vertheidigt wurde. Unter den reingrammatikalischen Arbeiten sind rühmlich auszuzeichnen: „Die schwedische Sprachlehre" von N. W. Dietrich (zweite Auflage, Stockholm), welche zugleich eine Literaturgeschichte, Chrestomathie und ein Wörterbuch enthält; J. P. Janzon, „Grunddrag till wetenskaplig Språklära" (Jönköping 1849), eine Abhandlung über Ontologie, Logik und Grammatik der Sprache welche höchst interessante Resultate bietet. Eine Abhandlung über den Dialekt der Gegend von Upsala erschien unter dem Titel: „Uplandsdialekten, Acad. Aff. Praes. Schröder" (Upsala 1848). Eine wichtige Schrift über das noch wenig erforschte Altschwedische in grammatikalischer Hinsicht gab Prof. Münch, „Forn-Svenskans (Svänska ok Gözka) och Forn-Norskans (Norroena) Språkbygnad, jemte ett Bihang om den äldsta Runskriften" (Stockholm 1849). In lexikographischer Beziehung wurde in beiden Jahren beinahe Nichts gethan: C. M. Spanier gab seinen Landsleuten ein schwedisch-deutsches „Ordbok" gegen Fehler welche minder geübte Schweden begehen. Von ältern Classikern erschienen: Cicero's Cato, Livius, Sallust und Dionysius Halikarnassensis in Ausgaben mit schwedischen Anmerkungen. Nach einer Pergamenthandschrift der lunder Bibliothek erschien eine Variantensammlung zu Virgil von L. E. Ek (Lund 1849). Die Theologie hat weniger in ihrem theoretischen als in ihrem praktischen Theile einer reichen Bearbeitung sich zu erfreuen gehabt; überdies ist das Meiste in diesem Fache Uebersetzung aus dem Deutschen und Englischen. Doch können wir rühmend gedenken der höchst bedeutsamen Arbeit welche den siebenten Band der „Samlinger af Swenska Fornskrifts-Sällskabet" bildet: „Swenska Medeltidens Bibel-Arbeten", nach alten Handschriften von G. A. Klemming (Stockholm 1848); ferner des kleinen gut gearbeiteten „Lehrbuch der Theologie" von Norbeck (Jönköping 1848); der „Erklärung des Neuen Testaments für Jedermann" von Lenström (Upsala 1848). Eine Uebersetzung der bei Dänemark erwähnten Martensen'schen Dogmatik gab Th. Wensjö (Mariestad 1849). Auch seine Predigten wurden übersetzt. Ueber das Jesu Leben gab H. M. Mellin den dritten Theil seiner vortrefflichen Vorlesungen heraus (Lund 1849). Unter den ascetischen Schriften heben wir aus dem Jahre 1848 das schöne Gebetbuch des ausgezeichneten Novellisten Kjellman Göranson hervor: „Bönebok i det Christliga Hemmet" (zweite Auflage, Stockholm); aus dem Jahre 1840 die Predigten von J. M. Lindblad (Stockholm), und der Seltsamkeit wegen das Andachtsbuch für Brunnengäste von de Bische (Stockholm). Eine historisch-theologische Untersuchung von Werth ist endlich Berggren's Abhandlung über das Zeugniß des Josephus von Christus und seiner Zeit (Stockholm 1848). Auch die Philosophie erfreute sich nur sehr kärglicher Bearbeitung: F. G. Afzelius schrieb aus Veranlassung einer akademischen Dissertation eine Uebersetzung der Aristotelischen Kategorien mit werthvollen

Anmerkungen (Upsala 1848); Cawallin eine Uebersetzung von Platon's Staat. Für Popularisirung der Philosophie gab Enberg seinen „Försök till en populär framställning af Filosofiens Grundläror" (Stockholm 1848). Im Jahre 1849 ruhte diese Wissenschaft ganz. Die theoretische Pädagogik ist wie in Dänemark nur durch die Aufsätze der Schulzeitungen vertreten; die praktische Pädagogik — wir meinen namentlich die Jugendschriften — dagegen sind in um so reicherer Anzahl vorhanden. Größere Sammlungen bietet die „Bibliothek för Barn och Ungdom" (Stockholm 1848), in Heften; Bikupan, „Kalender för Barn och Ungdom" (Stockholm); Julstiernan, „Månadsskrift för Ungdom" (Stockholm), und die „Handbibliothek för Ungdom" (Stockholm 1848). Im Jahre 1849 hat namentlich Zeipel sechs sehr hübsche Kinderbücher zum Weihnachtsmarkte gebracht.

Die sogenannten schönen Wissenschaften sind in der schwedischen Bibliographie am reichhaltigsten durch Werke vertreten die unserer vollen Aufmerksamkeit würdig sind. Die Aesthetik im Allgemeinen, die Theorie und Kritik flüchtet sich in die Feuilletons der Zeitschriften und wir begegnen nur einer kleinen Schrift von F. Hagberg: „Tankar om Skaldekonsten och dess arter" (Upsala 1848), die sich ziemlich oberflächlich mit ihrem Gegenstande beschäftigt. In den einzelnen Dichtarten ist die Lyrik und Epik am schwächsten vertreten: dem Enthusiasmus für den dänischen Krieg haben sechs Dichter ihre Lieder gewidmet: wir finden ein „Hurrah" für Dänemark, „Todesrunen" von Ridderstad, „Kriegsblumen" und dergleichen Ausflüsse der Begeisterung. Friedlicherer Natur sind die Reiseerinnerungen D. P. Sturzenbecher's: „Rössjöholm af Orwar Odd" (Helsingborg 1848). Aus dem folgenden Jahre verdienen erwähnt zu werden: „Nya Dikter af Pehr Thomasson" (Stockholm) und namentlich der poetische Almanach von W. v. Braun: „Carolina" (zweite Auflage, Stockholm), welcher sehr viel Vortreffliches im heitern wie im ernsten Genre enthält. Im Roman begegnen wir der berühmten Bremer mit zwei Arbeiten, die wir auch schon deutsch besitzen: „Geschwisterleben" und die „Sommerreise"; der jetzt noch weit beliebtern Carlén mit dem „Jungfrauenthurm"; Palmblad mit der früher gerühmten „Aurora Königsmark"; Onkel Adam mit dem „Altargemälde"; Crusenstolpe vollendete sein „Haus Tessin"; Ridderstad sammelte seine kleinern Arbeiten; der in Deutschland zu wenig gekannte Kjellman Göranson gibt im „Svenska Parnassen" eine größere Erzählung „Trollet's Son", Mellin den „Framlingen från Als", der fleißige Blanche den „Banditen" und „Första Älskarinnan". Im Jahre 1849 erscheint die unermüdliche Carlén mit einer Novelle „Romanheltinnan" und einem Roman „En nykfull Qvinna"; Mellin bringt endlich die langerwartete höchst interessante Novelle „J. C. de la Gardie" und „Tåget öfver store Belt"; Wilhelmina, durch ihre „Miniatyrer ur familjelifvet i Sverige" bekannt, gibt einen größern historischen Roman „Drottning Philippe"; Zeipel, der sich mit Glück in der Jugendschriftstellerei versuchte, liefert einen dreibändigen Roman „Die Verschworenen", der an all seinen früher berührten Fehlern leidet; einen socialen Roman von nicht sehr bedeutendem Talente zeugend schrieb O. B. Bergman: „Clara Winquist"; interessanter ist die dem stockholmer Leben, wie sein „Jernbärare", entnommene Novelle Blanche's: „Kråknästet."

Die Dramatik hat in Schweden zu wenig Chance des Erfolgs, zu wenig Terrain um sich auszubreiten und groß und stark zu werden, als daß sie viele Namen zählen könnte. Blanche und Jolin sind die Einzigen denen wir immer und immer wieder begegnen. So finden wir den Ersten im Jahre 1848 mit vier Stücken: „Läkaren", „Hittebarnet", „Magister Bläckstadius" und „Rika Morb" vor; die beiden letztgenannten erhielten eine zweite Auflage. Jolin theilt im Jahre 1849 zwei Stücke im „Svenska Theatern" mit: „Barnhusbarnen" und „Mäster Smith eller Aristokrater äro vi alla". Außerhalb der genannten Sammlungen erschien ein Stück von M. Cramaer: „Symamsellerna". Die übrigen dramatischen Novitäten sind Uebersetzungen aus dem Französischen und Dänischen. Von den gesammelten Schriften Tegnér's erschienen bei Fritze in Stockholm (1848 — 49) der dritte bis sechste Band; von den gesammelten Schriften C. F. Dahlgren's (Stockholm 1848) der vierte Band. Eine Sammlung der Portraits der bedeutendsten Belletristen Schwedens bietet „Nordstjernan" (Stockholm 1848), ein literarisches Weihnachtsbuch das Novellen und Gedichte mit den Brustbildern ihrer Verfasser bringt. Der Jahrgang 1848 enthält die Portraits von Wilhelmina, Stålberg, Brinkman, Palmaer, Somelius, Thomander, Wingård, von Zeipel. Eine Sammlung der schwedischen Volksbücher veranstaltete P. O. Bäckström: „Svenska Folkböcker" (2 Bde., Stockholm 1848). Die beiden Hauptsammelplätze für die schwedischen Belletristen bilden die „Nytt Originalbibliothek i den sköna Litteraturen af utmärkta Forfattare och Forfatterinnor inom Fäderneslandet" (Norköping 1845), in Heften, und „Nya Svenska Parnassen. Bibliothek för Sveriges Romanlitteratur" (Stockholm). Unserm „Belletristischen Ausland" ähnlich ist „Europeiska Följetongen. Tidskrift för utländsk Romanlitteratur" (Stockholm).

Unter den Geschichtswerken umfassender Art ist als Lehrbuch sehr angesehen die „Historische Uebersicht" von Palmblad (fünfte Auflage, Orebro 1848). Im Allgemeinen wird Geographie und Geschichte in den schwedischen Handbüchern verbunden, so in den Schriften von Svartegren, Ekelund und Winge. Die neuesten Zeitereignisse behandeln in der Art unserer periodischen Schrift von Kottenkamp: die „Skildringer ur den nyaste Tidens Historia af Rohman" (Stockholm 1848), und G. H. Mellin, „Krigen och Statshvälfningerna i våra Dagar" (Stockholm 1848). Größere Geschichtsabschnitte behandelten Bladh: „Minnen från Finska Kriget åren 1808 — 9" (Stockholm 1849), Mellin: „Trettioåriga Kriget" (Stockholm 1849) und Adlersparre: „1809 års Revolution och dess Män" (Stockholm 1849). Die vaterländische Geschichte schildern in sehr

umfassender Weise: Strinnholm im dritten Bande der „Svenska Folkets Historia" (Stockholm 1848) und A. Fryxell im funfzehnten Bande der „Berättelser ur Svenska Historien" (Stockholm 1848). In der Quellenforschung sind mit Auszeichnung zu nennen: die „Handlingar rörande Skandinaviens Historia" (Bd. 19, Stockholm 1848) und Arwidson's „Handlingar till Upplysning af Finlands Häfder" (Stockholm 1848); in der Archäologie: die von R. Dybeck herausgegebene „Runa, Svenska Forn-Samlinger" (Stockholm 1848). Die Biographie ist, namentlich was die heimischen Celebritäten betrifft, von schwedischen Schriftstellern gehegt und gepflegt. Größere Sammlungen bietet das „Biographiskt Lexicon öfver namnkunnige svenska Män 1848" (Bd. 15, Upsala 1848); „Sveriges store Män, Snillen, Statsmän, Hieltar och Fosterlandsvänner, af G. H. Mellin" (Heft 63—66, Stockholm 1848), mit Portraits von A. C. Wetterling und F. M. Franzén; „Minnesteckningar öfver utmärkta Svenske Män, Hjeltar, Lärde, Konstnärer och Skalder" (Stockholm 1848). Auch die Frauenzimmer haben in Mellin ihren Biographen gefunden: „Sveriges märkwärdigaste Fruntimmer" (Stockholm 1849). Biographien aus der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs liefert das mehr der Kunst angehörende Werk von A. J. Arwidson: „Trettioåriga Krigets märkwärdigasta Personer (Stockholm 1848). Die Portraits sind von A. J. Salmson. Aus der Einzelbiographie erwähnen wir nur der des „Grefve J. C. Toll, Fältmarskalk" (Bd. 1, Stockholm 1849) und der „Charakteristik Franzén's" (Stockholm 1849). Zum Schluß der Geschichte gedenken wir der Literatur- und Kunstgeschichte, und hier steht obenan das vortreffliche und umfassende Werk von P. Wieselgren: „Sveriges sköna Litteratur, en öfverblick vid akademiska föreläsningar" (4 Bde., Lund 1848). Der erste Band enthält „Kyrkans sköna Litteratur" (Katholicismus, Reformation, Symbolicismus, Pietismus, Neologismus, Rationalismus, Supranaturalismus); der zweite Band: „Sköna Litteratur" (Heidenthum, Katholicismus, Bildungsanstalten, Literatur, Sprache, Staat, Wissenschaft, Künste); der dritte Band: Reformation, Protestantisch-ritterliche Zeit; der vierte Band: Freiheitszeit 1790—92. Aus dieser Inhaltsanzeige wird man den Umfang des Werks und die Masse des Stoffs der darin verarbeitet wird ermessen können. Diesem Werke zunächst stehen Atterbom's „Svenska Siare och Skalder eller Grunddragen af Svenska Witterhetens Häfder, intil Gustav III." (5 Bde., Upsala 1849); eine tüchtige Arbeit des phosphoristischen Professors an der Universität Upsala, etwas weniger schwerfällig als die gelehrte Arbeit Wieselgren's. Eine Charakteristik der isländischen Literatur gab Grimur Thomson (Upsala 1848). Die ältere schwedische Literatur wird in periodischen Publicationen, denen unsers Bibliophilen-Vereins ähnlich, mitgetheilt durch die „Samlingar utg. af Svenska Fornskrifts-Sällskabet" (4 Bde., Stockholm 1849). Für die schwedische Bibliographie sorgt das Verzeichniß aller Schriften, Musikalien und Stiche, welches von der Buchdruckergesellschaft unter dem Titel „Svensk Bibliographi" (Stockholm) in monatlichen Bogen herausgegeben wird. Eine umfassende schwedische Bibliographie der frühern Zeiten gab „Svensk Bokhandels-Katalog" (Stockholm), zu welchem 1848 die vierte Abtheilung, ein Nachtrag, erschien. Eine eklektische Kunstgeschichte, dem historischen Standpunkt mehr als dem philosophischen angehörend, verdankt Schweden C. J. Lenström: „Handbok i sköna Konsternas Historia" (Stockholm 1848). Im geographischen Fache begegnen wir durchschnittlich nur gewöhnlichen Schul- und Handbüchern. Eine größere umfassende Geographie Schwedens begann W. Tham in seiner „Beskrifning öfver Sveriges Rike" (Band 1, Oerebro; Stockholm 1849). Ein ähnliches Werk, von dem wir das 55. und 56. Heft erhalten, ist Thersner's „Fordna och närvarande Sverige" (Stockholm 1848). Im Reisegenre ist eine Nachahmung des Franckh'schen „Weltpanorama" das unter gleichem Titel bei Wahlström in Upsala erscheinende Werk (2 Hefte, 1848). Die Reisen der Schweden sammelte G. H. Mellin (Stockholm 1848). Für Ethnographie ist von einiger Bedeutung „Europeiska Nationerna. Texten af Westerberg, Lithogr. af Dahlström". (Stockholm 1848). Statistik, Staatswissenschaft, Staatsverwaltung werden in einer Masse von Broschüren behandelt, die jedoch für das Ausland von keinem wesentlichen Interesse sein können. Wir heben nur drei Schriften als von größerer Bedeutung aus: C. W. Bergman, „Den religiösa frågan" (Jönköping 1848); Derselbe, „Den soziala frågan eller fattigdom och rikedom" (Stockholm 1848); für das Gefängnißwesen wichtig „Historisk öfversigt af fängelssystemerna" (Stockholm 1848). Die Naturgeschichte wurde mehr in Specialitäten als im Allgemeinen behandelt. Die Botanik fand ihre Bearbeiter in Anderson, „Atlas öfver den skand. florans naturliga familjer" (Stockholm 1849); Wikström, „Årsberättelser om botaniska arbeten och upptäkter for åren 1843—44" (Stockholm 1849); die Insektologie in J. W. von Bork, „Skandinaviens rätvingade insekters naturalhistoria" (Lund 1848). Der dürftigen Behandlung von Chemie und Physik haben wir schon oben gedacht: der „Jahresbericht über die Fortschritte in Chemie und Mineralogie" ist durch die tübinger Uebersetzung auch in Deutschland bekannt. Seit Berzelius' Tode werden sie von Svanberg fortgesetzt. Das sonst in beiden Jahren Erschienene ist zumeist Uebersetzung. Etwas reicher sind die medicinischen Wissenschaften bearbeitet; namentlich wurde die Cholera vielfach behandelt. Doch ist das Meiste akademische Abhandlung; auch ist fleißig aus dem Deutschen übersetzt worden. Umfassende Schriften finden wir unter den Originalarbeiten nicht. Ebenso haben Oekonomie, Technologie und Mathematik sich einer ziemlich zahlreichen Bearbeitung zu erfreuen gehabt; doch wüßten wir aus diesen Fächern kein Buch auszuheben dessen Bekanntschaft auch für uns von besonderm Interesse wäre. Kriegswissenschaft ist nur in Reglements

und wenigen praktischen Schriften behandelt worden. Die Jurisprudenz ist gleichfalls nicht in theoretischen Schriften bearbeitet: aus den Gesetzsammlungen heben wir die große Ausgabe von „Sveriges Rikes Lag, utg. af Lundeqwist" (Stockholm 1849) hervor; eine populaire Darstellung der geltenden Gesetze gibt Lundeqwist's „Juridisk handbok för medborgare af alle klasser" (achtzehnte Auflage, Stockholm 1849). Zur Theorie der Kunst im Allgemeinen hat nur das Handbuch der Kunstgeschichte von Lenström (nach deutschen ästhetischen Schriften) Einiges beigetragen; im Gebiete der einzelnen Künste ist bei der Musik zu erwähnen: „Blickar i musikens inre helgedom. Ett bidrag till tonkonstens aesthetik af C. A. Mankell" (Stockholm 1849), ein um so verdienstlicheres Werk als wir selbst in Deutschland nur eine einzige Schrift über diesen Gegenstand (von Hand) besitzen. Die plastischen Meisterwerke des schwedischen Thorwaldsen, T. R. Byström, finden ihre Bearbeitung nach künstlerischer wie kritischer Seite in dem schönen Werke: „Byström's Skulptur-galleri, innefattande en cykel af konstnarens förnämsta arbeten"; Zeichnungen von Kückler; Text von Wolfahrt und Sätherberg (Stockholm 1849). Von der Poesie zur Prosa zurückkehrend gedenken wir noch eines sehr reichen Fachs der neuesten schwedischen Literatur — der Mäßigkeitsschriften. Das Jahr 1848 lieferte allein deren 20; ebenso das Jahr 1849. Eine vollständige und vortrefflich bearbeitete Sammlung der schwedischen Volkssagen verdanken wir G. A. Hyltén-Cavallius und George Stephens: „Svenska folksagor och äfventyr" (Stockholm 1849).

Zum Schlusse bleibt uns noch übrig der jährlich erscheinenden Taschenbücher und der Zeitungsliteratur zu erwähnen. Die Taschenbücher der Schweden sind nicht so reich ausgestattet wie die unserigen, auch mit Lithographien statt Stahlstichen versehen, aber an innerm Werthe stehen sie den deutschen nicht nach. Die besten Belletristen liefern dazu ihre Beiträge. Der Kalender sind neun: „Norden, skandin. national-kalender" (Stockholm); „Terpsichore, toilett- och theaterkalender" (Stockholm); „Scandia, nord. national-kalender" (Stockholm); „Novellkalender för damer" (Stockholm); „Melpomene, toilett- och theaterkalender" (Stockholm); „Driftkuku. Komisk kalender 1850" (Stockholm); „Allvar och narri" (Stockholm); „Miniaturalmanach" (Stockholm). Die beiden Almanache „Terpsichore" und „Melpomene" enthalten Bilder von Bühnenkünstlern. Auch zwei Volkskalender besitzt Schweden: „Swea" (Stockholm) und „Europa" (Stockholm).

Von der schwedischen Zeitungspresse ist früher bei der Uebersicht über die Literatur im Allgemeinen da und dort die Rede gewesen. Die Anfänge der schwedischen Journalistik liegen im „Argus" Dahlin's, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien. Unter Gustav's III. Regierung stand „Stockholms-posten" von Kellgren im höchsten Flore, eine Zeitung welche Politik und belles-lettres in sich vereinigte; „Dagligt allehanda" war nur Anzeigeblatt. Das obengenannte „Journal för litteratur och theater" von Wallmark eröffnete den Reigen der kritischen und belletristischen Zeitungen. Auf die innere Politik und die Tagesbegebenheiten warfen sich später Johanson's „Argus" und L. Hjerta's „Medborgaren". Aber diese Zeitungen konnten sich nicht lange halten und erst die Julirevolution in Frankreich machte eine Zeitung in großartigem Stil möglich. Es war dies das „Aftonbladet" von Lars Johan Hjerta, dem ein vortrefflich redigirtes Feuilleton beigegeben war. Die Großartigkeit des Hjerta'schen Instituts in Stockholm schildert Sturzenbecher in seiner oft angeführten Schrift. „Aftonbladet" hat sieben Redacteurs, wodurch die Bedeutung dieser Zeitschrift am sprechendsten bewiesen ist. An dem Feuilleton betheiligen sich die beliebtesten Schriftsteller Schwedens; viele verdanken ihm ihren Ruf. Auf Kosten des Königs Bernadotte gab Crusenstolpe „Fäderneslandet" heraus, eine Zeitung die ihren Redacteur, als er Nichts gegen „Aftonbladet" ausrichtete, seine Stellung kostete. Ganz aristokratisch ist das „Dagligt allehanda". Die „Svenska Minerva", eine kleine witzige Zeitung im Interesse des alten Camarillasystems, ist eine Gegnerin des vorhergenannten „Dagligt allehanda", obgleich derselben Tendenz huldigend. Redacteur der „Svenska Minerva" ist Askelöf, der zu Anfang dieses Jahrhunderts den „Polyfem" schrieb. „Sveriges statstidning" ist der schwedische Moniteur; das eigentliche Anzeigeblatt für die Residenz bildet „Stockholms dagbladet", neuerdings sehr gut redigirt. Ein eigentlich literarisches Blatt besitzt Schweden in diesem Augenblicke nicht. „Freya" in Upsala ist nicht schlecht redigirt, aber doch zu akademisch schwerfällig. Die in Lund erscheinenden „Studier, kritiker och skitser" sind gar zu magern Inhalts. Die bedeutendsten Blätter der Provinzialpresse sind der von Dr. Engström redigirte „Barometeret" in Kalmar, Ridderstad's „Ostgothischer Correspondent" in Linköping und die „Najaden" in Karlskrona.

Nach dieser Uebersicht haben wir statistisch noch einige Notizen beizubringen:

Die Gesammtzahl der in Schweden erscheinenden periodischen Schriften (Zeitungen, Wochenschriften, Jahrbücher) beträgt 108; davon sind 51 politische Zeitungen und Wochenschriften. Es ist bemerkenswerth daß in Schweden sehr viele politische Blätter nicht täglich, sondern in Zwischenräumen von mehren Tagen, oft einer Woche erscheinen und somit mehr Résumés als tägliche Nachrichten bringen. Die bedeutendsten der politischen Journale haben wir bereits genannt; wir erwähnen außer diesen noch: „Post- och inrikes tidningar"; „Allehanda"; „Dagbladet"; „Aftonbladet"; „Friskytten" (Wochenschrift); „Aftonposten"; „Synglaset" (Wochenschrift); „Bore" (Wochenschrift); „De förenade nordiska ländernas bådbärare" (Monatschrift); „Folkbladet" (Wochenschrift); sämmtlich in Stockholm. Von der Provinzialpresse in politischer Beziehung haben wir oben drei Journale ausgezeichnet und begnügen uns damit. Die meisten Journale nach der Politik zählt die Theologie, nämlich zwölf: „Nordisk kyrkotidning" (Monatschrift); „Pietisten" (Monat-

schrift); „Svensk ecclesiastik tidning“; „Nya Söndagsbladet“; „Fridsbudbäraren för inre mission“; „Evangelisten. Lutherisk tidskrift“; „Musikalisk kyrkotidning“ (Monatschrift). Für Land- und Hauswirthschaft sorgen 16 Zeitschriften; die bedeutendste ist: „Tidskrift för Landmanna- och kommunalökonomien“ (sechs Hefte, Upsala); für Geschichte zwei periodische Schriften: „Svensk historisk magazin“ (Stockholm) und „Sveriges annaler“ die früher schon angeführt sind. Die Medicin besitzt nur eine Zeitschrift: „Hygiea. Medicinisk och pharmaceutisk månads-skrift“ (Hefte von 6 Bogen, Stockholm); ebenso die Botanik eine Zeitschrift: „Nya botaniska notitser utg. af Anderson“ (Monatschrift, Stockholm). Die Jurisprudenz besitzt zwei Journale: „Juridisk arkif. utg. af Schmidt (Hefte, Christianstad); „Svensk författningssamling“ (Stockholm). Für Handels- und Seewesen existiren drei Zeitschriften: „Götheborgs Handels- och Sjöfartstidning“; „Götheborgs Börs-underrättelser“ und die „Tidskrift i Sjöväsendet“ (Hefte, Karlskrona). Für das Kriegswesen besteht eine Zeitschrift: „K. Krigswetenskabs-academiens handlingar“ (Hefte, Stockholm); für die Technologie: „Techno-kemisk journal“ (Monatschrift, Stockholm), und für den Zweig des Bergwesens: „Jern-kontorets-annaler“ (Hefte, Stockholm). Das Schulwesen ist durch zwei Zeitschriften vertreten: die in Karlstad erscheinende „Folkskola“ und die in Oerebro erscheinende „Tidskrift för Folkskollärare“. Für Volksbildung sorgt die „Läsning för folket“, für die Mäßigkeitsbestrebungen die „Nykterhetstidskrift“. Jugendzeitschriften besitzt Schweden zwei: „Dufvorösen. Christ. Barntidning (Stockholm) und „Läsning i hemmet“ von A. Aretander“ (Stockholm). Illustrirte Blätter in der Art der Pfennig-Magazine existiren zwei: „Illustreradt söndagsmagasin“ (Götheborg) und „Illustreradt magasin“ (Götheborg); ohne Illustrationen ähnlichen Inhalts ist das „Svenska familjbok af Carlén“ (Wochenschrift, Stockholm). Von den Künsten ist nur die Tanzkunst journalistisch vertreten in der „Tidskrift för danskonstens vänner“ (Stockholm 1849). Belletristische Zeitschriften im engern Sinne des Worts besitzt Schweden in diesem Augenblick keine.

Wir haben am Schlusse unsers Artikels über die dänische Literatur der wohlfeilen Preise der Bücher gedacht; in Schweden können wir Dasselbe nicht rühmen, auch sind durchschnittlich die schwedischen Schriften nicht so schön gedruckt als die dänischen.

E. Zoller.

Geschichte Kaiser Ferdinand's II. und seiner Aeltern bis zu dessen Krönung in Frankfurt. Personen-, Haus- und Landesgeschichte. Mit vielen eigenhändigen Briefen Kaiser Ferdinand's und seiner Mutter, der Erzherzogin Maria. Durch Friedrich Hurter. Erster und zweiter Band. Schaffhausen, Hurter. 1850—51. Gr. 8. 4 Thlr. 16¼ Ngr.

Wir haben es schon damals ausgesprochen als wir Höfler's „Deutsche Päpste“ und Hefele's „Cardinal Ximenes“ in d. Bl. zu beurtheilen hatten, daß eine starke und unleugbar wohlberechnete Opposition gegen die protestantische Geschichtschreibung und deren zur Herrschaft gelangten Urtheile über gewisse Ereignisse und Persönlichkeiten von Seiten katholischer Stimmführer auf dem Gebiete der historischen Literatur im Anzuge sei. Die Werke von Aretin, Mailáth und Buchholz dürfen ebenfalls von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden. Und ein schlagender Beweis für unsere Behauptung liegt soeben wieder in dem Werke vor dessen Besprechung uns aufgetragen ist: der Name Hurter's, die Apostasie dieses Mannes und seine Berufung auf die Stelle die er in Wien einnimmt, lassen sofort einen Schluß auf die Tendenz und den Charakter seiner Biographie des Kaisers Ferdinand zu. Man kann diese Tendenz in wenige Worte zusammenfassen: die Reformation war ebensowol eine unberechtigte Auflehnung gegen die unbestreitbare Autorität der alten Kirche als in ihrer Consequenz ein Angriff auf die Fürstengewalt überhaupt und auf die Obmacht des Kaisers insbesondere. Daher fehlt es dem Verfasser nicht an Vergleichungspunkten mit der Gegenwart: damals wie jetzt galt es dem rücksichtslosen Umsturz des Bestehenden, der Vernichtung des durch Gott und Recht Geheiligten; darum damals wie jetzt Misachtung und Verfall der Sittlichkeit, Zwietracht und Bitterkeit in den Gemüthern; darum endlich Denen Ehre und volle Anerkennung die diesem Andrange des Unheilvollen sich mit ebenso viel Weisheit als Energie und Ausdauer entgegenstemmten: den Jesuiten. Eine Geschichtschreibung aber die nicht nur im Dienste jener reformatorischen Richtung stand, sondern sich sogar im Lauf der Zeit die Grundsätze derselben zur Richtschnur genommen hat, wie konnte und kann diese gerecht sein gegen Fürsten wie Karl von Steiermark und dessen gewaltigen Sohn, den Kaiser Ferdinand II., die auferzogen in dem Glauben der wahren Kirche und erfüllt von der Ueberzeugung daß die Reformation eine gefährliche und verderbliche Zeitströmung sei, mit aller Macht die sie in ihrem Charakter und in ihrer Stellung fanden, dem hereinbrechenden Verderben sich entgegenwarfen? Und was sie thaten das thaten sie nicht nur im Bewußtsein ihres guten Rechts und ihrer Pflicht, sondern auch namentlich der Erzherzog Karl nicht ohne Mäßigung und Milde, trotzdem daß der Oppositionsgeist der den Adel insbesondere ergriffen hatte sie vielfach zu reizen geeignet war. Uebrigens erkannten Oestreichs und Baierns Fürstenhäuser, vorzüglich das bairische Haus, ihre gemeinschaftlichen Interessen zu gut als daß sie nicht selbst durch Familienverbindungen ihre Eintracht hätten wahren und in ihrem Wirken nicht möglichst gleiche Wege hätten gehen sollen. War ja doch die Gefahr eine doppelte: die von Norden durch die Reformation, die von Osten durch die Türken. Dazu kam daß Maximilian im alten Glauben die wünschenswerthe Festigkeit nicht gezeigt hatte und Rudolf's II. Charakter und Wesen dem sturmvollen Andrange der Dinge nicht gewachsen schien; die disponibeln Kräfte mußten also umsomehr zusammengehalten und mit aller Klugheit gestärkt werden um der Doppelströmung des Sturms gewachsen zu sein. In dieser Lage der Dinge hatte aber Spaniens Freundschaft und Unterstützung einen um so höhern Werth: die Erkaltung die zwischen den beiden Hauptlinien des Hauses Habsburg eingetreten war, mußte aufhören; und daß Dies möglich werde, dazu bedurfte es bei dem Spanier Philipp der Entfernung jeden Verdachts als ob die verwandten Oestreicher sich mit dem Ketzerthum aussöhnen, ja auch nur vertragen könnten. Doch hatte eine Wiederaussöhnung mit Oestreich auch für Philipp einen nicht unbedeutenden und zwar politischen Werth: die Stellung und Haltung des erstern gegen die Türken war um so bedeutsamer, je langsamer und zögernder sich Frankreich von seiner Allianz mit denselben zurückzog.

Da aber der Verfasser durch seine Darstellung nicht blos den betreffenden Persönlichkeiten des Kaiserhauses geschichtlich, sondern auch und namentlich dem monarchischen Principe mit Rücksicht auf die Gegenwart sittlich einen Dienst zu leisten be-

absichtigte, so kam es darauf an für beide Beziehungen gleichsam ein Relief zu finden, innerhalb dessen Grenzen das Ganze zu einer einem Spiegel gleichenden Einheit erhoben werde. Die Erreichung dieses Zwecks ist dadurch angestrebt worden daß die einzelnen Familienglieder des erzherzoglichen Hauses ihr sittliches Verhältniß zueinander, die Erziehungsgrundsätze der Aeltern, die Mittel und Opfer wodurch dieselben zur Verwirklichung gebracht werden, mit möglichster Ausführlichkeit und mit Farben die einen guten Lichtreflex geben geschildert werden. Der beabsichtigte Gegensatz mit der in sittlicher Hinsicht so vielfach verwerflichen Gegenwart tritt dem aufmerksamen Leser unschwer vor die Augen. Es ward aber dem Verfasser materiell um so leichter diesen Zweck zu erreichen, da ihm alle Quellen wie noch Niemandem vor ihm ohne Beschränkung zur Verfügung gestellt wurden; und der Reichthum derselben ist groß zu nennen*): der Text und die Beilagen die dem Werke angedruckt sind legen Zeugniß dafür ab. Auch die protestantische Geschichtschreibung wird künftighin darauf Rücksicht nehmen müssen. Daß der Verfasser selbst den reichsten Stoff zu beherrschen und zu ordnen verstehe, dafür leistet schon sein „Innocenz III." der wissenschaftlichen Welt die sicherste Bürgschaft. Einige stilistische Eigenthümlichkeiten und abweichende sprachliche Formen verdienen allerdings bemerkt zu werden, thun aber dem stilistischen Werthe des Ganzen keinen wesentlichen Eintrag. Nach dieser allgemeinen Charakteristik des vorliegenden Werks wollen wir zu Einzelnheiten desselben übergehen.

Der erste Band ist Kaiser Ferdinand I., der zweite dagegen dem Fürsten Metternich infolge eines gegebenen Versprechens gewidmet. Rücksichtlich der Deutung die man dem Verhältnisse zu diesem verhängnißvollen Manne zu geben geneigt sein möchte, ruft der Verfasser Jedem ein „Honny soit qui mal y pense" zu: er nennt sein Verhältniß zu dem Fürsten ein freies. Die Frage ob es zur Zeit eine wahrhafte Geschichte Oestreichs, insbesondere auch des zweiten Ferdinand gebe wird verneint. „Denn", heißt es in der Anrede an den Fürsten, „läßt sich wol von einer östreichischen Geschichte reden, solange noch der grundlose Wahn von einer Abneigung Kaiser Rudolf's gegen seinen Bruder Matthias schon im Anfange der Regierung des Erstern festgehalten, der Aufenthalt des Letztern zu Linz für eine Verbannung ausgegeben wird; solange man noch den ehemaligen Kaiser Ferdinand im Widerspruch mit allen archivalischen Quellen zu seiner kirchlichen Herstellung in Inneröstreich durch den Papst ermuntert, durch die Jesuiten angeleitet werden läßt; solange man den Wiener Vertrag der Erzherzoge vom Jahre 1606 geradezu einen Act der Entthronung Rudolf's nennen kann und Niemand über dessen wahre Veranlassung Aufschluß zu geben vermag; solange selbst einer der vorzüglichern Geschichtschreiber (Coxe) den Erzherzog Ferdinand durch spanischen Einfluß zur Leitung des Reichstags von 1608 gelangen läßt? Welch eine lange Reihe von Unterlassungs- und (sollten gar noch die gehässigen oder leichtsinnigen Schreiber berücksichtigt werden) Begehungssünden ließe sich nicht aufzählen." Da die vorliegenden beiden Bände noch nicht bis auf die soeben besprochene Zeit reichen, so müssen wir uns gedulden bis der Verfasser auf dieselbe gekommen sein wird um die „Begehungs- oder Unterlassungssünden" nachzuweisen, an deren Beseitigung, wenn sie anders möglich sein sollte, der Geschichtswissenschaft allerdings gelegen sein muß.

Zu welchen Grundsätzen sich der Verfasser als Historiker überhaupt und in der sich gestellten Aufgabe insbesondere bekenne, spricht er in der Vorrede ohne Rückhalt aus: er stellt sich in Opposition gegen einen großen Theil der jetzigen Geschichtschreibung. Diese erscheint ihm vielfach nur als eine Geschichtsmacherei, nicht als wahre Historiographie. Ihm als Historiker gilt der Satz der Rechtsgelehrten: „Quod non est in actis, non est in mundo." Jenseit der Grenzen dieses Grundsatzes eröffnet sich wol ein weites Feld für Klügeleien und scharfsinnige Combinationen welche den Unkundigen zu bestechen vermögen, aber es gibt dort keinen sichern Grund und Boden auf dem das Gebäude historischer Wahrheit aufgeführt werden könnte: die Wahrheit aber, das Licht, muß über die glänzendste Lüge, über die Finsterniß gehen. „Je klarer nun die sich häufenden Wahrnehmungen unserer Tage es herausstellen daß die Weltgeschichte seit der Menschwerdung des Eingeborenen eigentlich nur ein fortlaufender Commentar zu den Worten seye*): «Und die Finsterniß hat das Licht nicht begriffen», desto unerlaßlicher wird es für den Einzelnen, vorab für den Schriftsteller, für den Geschichtschreiber aber zu allererst, daß er auf die eine oder die andere Seite sich stelle; für das Licht, dessen Träger das Christenthum (freilich nicht das zur Gestaltlosigkeit verflachte und zur Farblosigkeit verschwommene, oder für die Finsterniß, für das mit der Materie zusammengekoppelte Leben sich erkläre; mit dem Hinken zwischen beiden (solange und so laut als duftige Blüte höherer Lebensweisheit angepriesen) wird sich je länger destoweniger durchkommen lassen. Auf welcher Seite aber der Verfasser dieses Werks stehe, daraus hat er zu keiner Zeit ein Hehl gemacht. (?) Dieselben Ueberzeugungen, deren Anfänge er mit heller Erinnerung um ein halbes Jahrhundert zurückverfolgen kann, die er weder einem fremden System jemals zum Opfer gebracht hätte, aber noch weniger demjenigen Dinge von welchem man in unsern Tagen Heil für Alles (blos darum weil man die Quelle des wahren Heils nicht anerkennen mag) erwartet, je zu Füßen legen wird, eben diese Ueberzeugungen sind unter der Ausarbeitung dieses Werks seinem Bewußtsein niemals entschwunden. In furchtbarer Weise häuft unsere Zeit darüber Zeugniß auf Zeugniß daß dem Wurfgeschütze gegen die Throne keine bessere Bettung sich bereiten lasse als die Trümmer der Altäre und der Kirche. Trotz Dessen fehlt es nicht an Solchen welche für jene einzustehen vorgeben, dem Zerstören von diesen aber behaglich zuschauen, als hätten Diejenigen welche dasselbe betreiben darüber hinaus kein weiteres Ziel. Will es doch oftmals scheinen als ob die an der Geschichtschreibung haftende Foderung des geschärftern Blicks zu dem wirklichen Besitz desselben im umgekehrten Verhältnisse stehe. Wer jenes Blicks sich erfreute, der möchte in der hier behandelten Zeit die ersten Regungen Dessen wahrnehmen was in unsern Tagen nur von Augen die nicht sehen miskannt werden kann. Wer immer die seinigen offen behalten hat, wird sich freuen in dieser Vergangenheit Männern zu begegnen welche in deren Gestaltung einzugreifen hatten, anbei in treuem Dienste ebenso gut gegen den Fürsten als gegen die Gesellschaft zu sehen, zu reden und zu handeln gewußt haben."

Diese Verfasser und Werk charakterisirende Stelle, die unleugbar mehr als eine herbe und einschneidende Wahrheit enthält, würde einen tiefern Eindruck auf jeden vorurtheilsfreien und unparteiischen Leser zu machen geeignet sein, wenn sie nicht aus der Feder eines Mannes käme der einer Partei sich in die Arme geworfen und zu deren Wortführer sich gemacht hat die „über die Wahrheit hinaus ein weiteres wohlbekanntes Ziel" hat. Und diese Partei will nicht sowol die historische Wahrheit geläutert und von Schlacken gereinigt wissen als vielmehr Das was vor Jahrhunderten dem beschränktern Blicke als eine Wahrheit erschien oder von scharfsehender Pfiffigkeit für Wahrheit und das Heil der Seele und der Welt fördernd ausgegeben ward, ins Leben und in die Ueberzeugungen der Menschen wieder zurückführen. Daher das tiefe, weitgreifende Mistrauen selbst gegen solche Männer die ob ihrer geistigen Befähigung Vertrauen erwecken könnten, sowie gegen die von ihnen ausgesprochenen, theilweise unleugbaren Wahrheiten, denen man die

*) Nach einer Aeußerung in der Vorrede zum ersten Bande hat der Verfasser nicht weniger als 30,000 amtliche Schreiben, Privatbriefe, Erlasse, Decrete, Acten aller Art, andere handschriftliche Ueberreste oder Sammlungen nicht gerechnet, durch seine Hände gehen lassen: fünf Archive standen zu Gebote.

*) So schreibt der Verfasser stets.

verdiente Anerkennung nicht gern entziehen möchte. Das allbekannte Timeo Danaos et dona ferentes erleidet auch hier seine Anwendung. Und ist es denn wirklich so gleichgültig von wessen Munde die Wahrheit verkündigt wird? Ist es denn in der That ohne Bedeutung welche Vergangenheit an die Fersen ihres Verkündigers sich heftet und welches Ziel man seinen Bestrebungen beilegt? Jede Wahrheit wenn sie eindringen soll in die Gemüther der Menschen bedarf einer sittlichen Mitgift ihres Urhebers!

Da die Charakteristik und Vertheidigung der Jesuiten im zweiten Bande einen ziemlichen Raum einnimmt — der Grund und die Absicht sind klar: es gilt einer Rehabilitirung derselben in der öffentlichen Meinung protestantischer und theilweise selbst katholischer Geschichtschreibung gegenüber —, so finden wir uns veranlaßt diesem Punkte eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Daß bei dem Verfasser von Rücksichtnahme auf die Werke von Pascal, Wolf, Ritter von Lang, Sugenheim, Ellendorf, Kortüm, sowie auf die historisch hinlänglich beglaubigten Verwickelungen der Jesuiten in die schlimmsten deutschen, ja europäischen und außereuropäischen Ereignisse keine Rede sein könne, liegt auf der Hand: ihm sind die Jünger Loyola's rüstige Vertheidiger und Wiederhersteller der erschütterten Kirche und erscheinen schon in der ersten Zeit ihres Auftretens als ein Opfer ungerechter Anschuldigungen der Unkatholischen. Doch mögen uns unsere Leser gestatten den patronus causae mit seinen eigenen Worten etwas ausführlich reden zu lassen. Er knüpft die Vertheidigung an die Stifung der Universität Gratz an und schreibt also:

„Unter dem zähen Ringen eines erhaltenden Theils um Fortbestand, einer Bewegungspartei um unbegrenzte Wirksamkeit mußten ebensowol Zuversicht als Abneigung, hier Liebe, dort Haß um Diejenigen sich begegnen welche mit jenem in den vordersten Reihen kämpften, dieser am beharrlichsten den vollen Sieg streitig machten, dabei eine nach allen Seiten gewendete Regsamkeit durch die überraschendsten Erfolge gekrönt sahen. Das vielartige Wirken auf dem Gebiete des Glaubens, seye es um demselben in die Gemüther wieder Eingang zu verschaffen, seye es um ausgesäeten Zweifel zu beseitigen, jetzt den glimmenden Docht wieder anzufachen und zu nähren, dann Gleichgültigkeit fernzuhalten: Dies hatte der in dem eigenen Lande wie allerwärts bald äußerlich und ebenso rasch auch innerlich sich erkräftigenden Gesellschaft Jesu des Erzherzogs Karl und seiner Gemahlin Maria Zuneigung in immer größerm Maße gewonnen. Wessen die unkatholischen Lehrer im Widerspruche gegen die fürstliche Ueberzeugung und im Widerstreben gegen den fürstlichen Willen sich bemühten, dafür setzten jene im Einklang mit Beiden ihre gesammte Geisteskraft, ihre unter keiner Schwierigkeit ermattende Thätigkeit ein; wo Diejenigen alle welche von der Kirche sich getrennt hatten den Angriff mit jedweder Waffe als innewohnendes, ungezweifeltes Recht in Anspruch nahmen, da glaubte die Gesellschaft in gleichem Umfange die Befugniß der Vertheidigung fodern und üben zu dürfen. Eines vorallem, nicht bloße Eigenschaft, sondern unterscheidendes und bezeichnendes Wesen der mit jugendlicher Vollkraft auftretenden Gesellschaft war es was dieselbe festgläubigen, klarbewußten und von keinem Schwanken berührten Fürsten besonders empfehlenswerth machen mußte. Unter den Stürmen des Angriffs und dem Ringen der Abwehr, unter dem Kampfe des Worts wider die Uebung ins Dasein getreten durchschauten die Väter der Gesellschaft Jesu bald daß um diese zu retten als Wehre auch jenes sich gebrauchen lasse; daß einerseits zwar in und mit der Uebung die Geschlechtsfolgen heranwachsen müßten, andererseits aber ihnen zum bewußten Verständniß derselben sollte verholfen werden. So haben sie durch bemessenen Gottesdienst, durch würdigere Feier desselben, durch mancherlei Anordnungen mittels deren sie die Einzelnen in engere Berührungen und Beziehungen zueinander brachten, die Uebung und Bethätigung des christlichen Glaubens wesentlich gefördert; zugleich dann in Verwendung des Worts zu Predigt und Jugendunterricht jenem Allem zum Bewußtsein verholfen, also daß vorzüglich durch ihr Bemühen die Verschmelzung von beiden zum schützenden Bollwerk gegen Angriff, Verlockung und Gleichgültigkeit und deren Folge, den Abfall, um die Gemüther sich bildete. Dabei erzeigte sich die Gesellschaft wo es das Wissen blos an sich selbst galt, ungleich weniger engherzig als Diejenigen von welchen noch immer behauptet wird sie hätten eigentlich nur von leeren Menschensatzungen und Vorurtheilen sich losgesagt und zugleich die Wissenschaft in jene würdige Stellung zurückgeführt aus der sie durch Engherzigkeit seye verdrängt worden. Konnte doch, um von Manchem nur Eines zu berühren, der bairische Landschaftskanzler Johann Georg von Herwart Keplern, als er Linz verlassen mußte, die Mitwirkung der Gesellschaft, die den Werth des Wissens und des Forschens anerkannte wie zu jener Zeit Niemand, bei dem Druck seiner Ephemeriden zusagen. Welch eine andere Erfahrung als diejenige die der große Sternkundige 30 Jahre früher in dem eigenen Vaterlande und von eben daher am Abende seines Lebens zum zweiten male zu machen gehabt hatte! Er ward, weil er der Ubiquitätslehre nicht beipflichten konnte, von Tübingen aus excommunicirt. Die Gesellschaft Jesu griff mit aller Hingebung, welcher kräftige Naturen in erstaunenswerther Weise dann erst fähig sind wenn sie an eine große Aufgabe ihr volles Wesen ungetheilt einzusetzen vermögen, in das Gesammtleben der Kirche ein. Die Gesellschaft führte derselben neue Kräfte zu, durchhauchte mit frischem Geist was ermattet schien, durchdrang mit neuer Spannkraft das Gefüge nach seinen manchartigen Verzweigungen. Doch nicht durch die Gesellschaft ist die Kirche erneuert worden; Dies war die Wirkung jenes Geistes der jeweils in Zeiten großer Noth in ihr mit läuterndem und kräftigendem Walten regegeworden ist, ohne daß man immer die Veranlassung, das Land, den Menschen hätte bezeichnen können, von der der Ausgangspunkt genommen: die Gesellschaft war nur der vollendetste, der dem obwaltenden Bedürfniß entsprechendste Ausdruck dieses Geistes."

Diese Stelle die nur einen kleinen Theil der Vertheidigung und Lobpreisung der Gesellschaft Jesu bildet, wird unsern Lesern den genügendsten Aufschluß geben über die freudige Stimmung in welche der Verfasser sich dadurch versetzt sieht daß die Jesuiten schon bei ihrem ersten Auftreten eine Stellung gegen den Protestantismus einnahmen, deren Behauptung noch jetzt von ihnen selbst nicht minder angestrebt als von ihren Verehrern gewünscht wird. So wenig es uns nun in den Sinn kommen kann des Verfassers Vertheidigungsschrift in ihrer Gesammtheit anzugreifen und zu widerlegen, so müssen wir doch an den Punkt einige Bemerkungen anknüpfen wo er dem wissenschaftlichen Geiste der Jesuiten auf Kosten der Protestanten in der Kepler'schen Angelegenheit ein Relief zu geben bemüht ist. Allerdings ist es wahr daß die protestantische Theologie gegen die erwachenden Naturstudien und deren Resultate, besonders gegen das neue astronomische System mistrauisch sich zeigte; selbst Melanchthon schrieb an einen Freund nach Nürnberg, man müsse um die böse und gottlose Meinung zu unterdrücken die durch das Kopernicanische System erzeugt der Autorität der Bibel zunahetrete, im schlimmsten Falle die Obrigkeit zu Hülfe nehmen; und Hassenreffer, Professor der Theologie zu Tübingen, schrieb an seinen Freund Kepler: „Gott verhüte daß du deine Hypothese öffentlich mit der Schrift in Uebereinstimmung zu bringen suchst; ich fodere von dir daß du nur als Mathematiker handelst und die Ruhe der Kirche unangetastet läßt"; auch ist die Nichtannahme des Gregorianischen Kalenders 1582 im Wesentlichen eben dahin zu rechnen. Allein dieselben Jesuiten setzten Galilei's Einkerkerung durch, weil er, der größte und geistvollste Zögling der Kopernicanischen Schule und mit Kepler's Forschungen recht wohlbekannt, dem astronomischen Aberglauben den die Kirche aufrechtzuerhalten für gut fand, in seinem Vaterlande entgegentrat; und derselbe Jesuitismus erlaubte erst im Jahre 1821

in Rom öffentlich das Kopernicanische System zu lehren. Wie hängt Das zusammen? Darüber schweigt Hurter wohlweislich. Die Lösung des Räthsels ist leicht; das Gesetzbuch der Jesuiten und ihre beglaubigte Geschichte gibt die klarste Anleitung dazu: die Jünger Loyola's spielten zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen die Rolle der klügsten und gefügigsten Weltmänner. Und sie sind es auch gewesen die richtig erkannten daß die alten Waffen womit ihre Kirche bis dahin gekämpft größtentheils abgestumpft und wirkungslos seien; sie entlehnten ihre Waffen klüglich von den Feinden, die Stärke und den Glanz der Wissenschaften, nach denen der Geist der Zeit begieriger als je sich zeigte. Uebrigens liegt es auf der Hand daß Hurter nur Unkundige damit täuschen kann, wenn er uns aus dem einzelnen Falle in welchem die Jesuiten sich der Wissenschaft selbst eines Protestanten annahmen — der Ephemeriden Kepler's — auf die unbedingte Wissenschaftsverehrung seiner Rechtsbefohlenen einen Schluß gemacht wissen will. Es ist gerade so als wollte man die Jesuiten für die aufrichtigsten Verehrer der Humanität ansehen weil am Ausgange des 17. Jahrhunderts einer aus ihrer Mitte mit anerkennungswerthem Eifer und Erfolg gegen die Tortur in Deutschland schrieb.

Bekanntlich war man früher des Glaubens daß in Steiermark die Gegenreformation durch Ferdinand unblutig ins Werk gesetzt worden sei; Schiller sprach Dies z. B. in seinem „Dreißigjährigen Kriege" mit Zuversicht aus. Allein Breitschwerd, der Biograph Kepler's, hat aus dessen Briefen das Gegentheil vollständig und glaubhaft erwiesen. Hierzu zeichnet nun der Verfasser ein Gegenbild in dem Abschnitte „Das Verfahren im Lande gegen die Katholiken". Er entlehnt seine thatsächlichen Mittheilungen lediglich aus einem wichtigen Actenstücke, welches „Kunde gibt von Versuchen die dem größern Theile ihrer Einwohner nach katholisch gebliebenen Ortschaften zu vergewaltigen und was durch Ueberredung nicht gelingen wollte durch andere Mittel zu erreichen". Und wir glauben um so weniger darüber hinweggehen zu dürfen, jemehr es der Geschichte geziemt unparteiisch und gerecht nach allen Richtungen hin zu sein: auch die protestantische Kirche und ihre Diener hatten namentlich nach Luther sowol in Deutschland selbst als außerhalb desselben einen rauhen, heftig aggressiven und sogar verfolgungssüchtigen Charakter angenommen, eine Erscheinung die unter den deutschen Historikern des Protestantismus Niemand mehr und mit größerm Unwillen, der ihm sogar Verdächtigungen zugezogen hat, als Adolf Menzel hervorzuheben geneigt gewesen ist. Die Mittheilungen des Verfassers sind übrigens auch für die Sittengeschichte der Zeit merkwürdig genug um wenigens theilweise hier einen Platz beanspruchen zu können. Die folgenden Scenen ereigneten sich nach Karl's Tode:

„In dem Städtchen Feldbach in Untersteiermark übernachteten am 28. December 1590 bei einem angesehenen katholischen Einwohner zwei Franciscaner. Kaum ward Dieses ruchbar als ein Sturm gegen das Haus losbrach, Thüren und Fenster eingeschlagen wurden und ein Haufe in die Wohnung drang laut brüllend: «Karl ist todt! 'raus ihr Kuttenmänner! ihr Pfaffen!» Die Hausbewohner verschanzten sich so gut es gehen mochte, und die Franciscaner waren froh inzwischen über die Dächer der anstoßenden Wohnungen entrinnen zu können. Die Hauptanstifter wurden sodann nach Gratz gebracht. Der Bischof von Gurk hätte sie als Statthalter gern in Freiheit gesetzt und fragte sie deshalb freundlich: ob sie nicht von ihrer Meinung abstehen wollten? Nun hatten sie sich kurz zuvor rasirt und entgegneten auf das Kinn weisend höhnisch: wie er sehen könnte, wären sie bereits umgewandelt? *) In eben diesem Feldbach brachen nicht lange nachher ähnliche Bekenner der neuen Lehre in das Pfarrhaus ein und schossen gegen den Pfarrer Georg Menizius, einen treuen und eifrigen Seelenhirten, einige Kugeln ab. Ein anderes mal überfielen sie denselben mit Prügeln und schlugen ihn so daß er Harthörigkeit davontrug. Zum dritten mal wollte er sich vor einem Ueberfall aufs Rathhaus flüchten, wurde aber dort von einem Stadtdiener mit Messerstichen empfangen, worauf er zu seinem Amt untüchtig aus der Stadt sich flüchten mußte. Im Windischland pflegten zu dieser Zeit die Bauern während der vierzigtägigen Fasten des Genusses der Eier, der Milch und der Butter sich zu enthalten. Kamen sie nun in das Städtchen in welchem der Abfall von der Kirche umsichgegriffen hatte, so machten sich die Anhänger der neuen Lehre oftmals den Spaß ihnen an solchen Tagen heimlich Würste in die Weinkannen zu werfen, was sie erst beim Austrinken merkten; oder unter das Kraut, unter die Erbsen, unter andere Speisen Speck und Fleisch zu verbergen, dann mit ihrer Betroffenheit über gebrochene Fasten Hohn zu treiben. Da um diese Zeit der Papst gegen die Türken, von denen Steiermark vorzüglich bedroht war, ansehnliche Hülfe sandte, hielt Erzherzog Ernst dafür, es wäre schicklich den Gesang „Erhalt' uns Herr" seines Nachsatzes wegen unter diesen Umständen zu unterlassen, und schickte deswegen den Verordneten einen landesherrlichen Erlaß zu. Dieser wurde aber nicht beachtet, der Gesang dauerte fort wie bisher. Dies in den Kirchen. In Badestuben, in Wirthshäusern beim Weinglas lautete es:

Der Papst hat sich zu todt gefallen
Von seinem hohen Thron;

oder:

Aus tiefer Noth
Schlag' Pfaffen zu todt
Und laß keinen Mönch nicht leben."

Ein Gegenstoß war unter den obwaltenden Verhältnissen zu erwarten; und er erfolgte bereits unter Erzherzog Ferdinand, dem nachherigen Kaiser. Darüber wird uns der Verfasser jedenfalls in den nächsten Bänden in seiner Art und Weise Aufschluß geben. Bevor wir jedoch unsere Aufgabe für beendigt ansehen können, müssen wir noch Folgendes aussprechen und Hurter, wenn er anders noch für unleugbare historische Wahrheiten zugänglich ist, zu Gemüthe führen. *) Es begann im 16. Jahrhundert im Namen des Glaubens und der religiösen Freiheit die Bewegung die seit jener Epoche zuweilen in Stillstand gerathen, aber stets wieder auflebend die Welt aufregt und mit sich fortreißt. Der Sturm hat sich zuerst in der menschlichen Seele erhoben, er hat die Kirche vor dem Staate erreicht. Es ist behauptet worden daß der Protestantismus im Grunde eher eine politische als religiöse Revolution, eher ein Aufstand zur Wahrung weltlicher Interessen gegen die in der Kirche eingeführte Ordnung als der Aufschwung eines Glaubens zur Beförderung der ewigen Interessen des Menschen gewesen sei. Das ist aber ein oberflächliches und dem Scheine nach gefälltes Urtheil, und dieser Irrthum hat die geistlichen und weltlichen Mächte welche sich dadurch haben täuschen lassen zu einem selbst verderblichen Benehmen verleitet; sie haben über dem Bestreben das revolutionnaire Element des Protestantismus zu unterdrücken dessen religiöses verkannt. Der Geist der Auflehnung ist zwar mächtig genug, aber doch nicht so stark um allein dergleichen Dinge bewirken zu können. Nicht blos um ein Joch abzuschütteln, sondern auch um der Freiheit des Glaubens und der Religionsübung willen ist die Reform des 16. Jahrhunderts ausgebrochen und hat ihren Weg

*) Es ist aus dem Texte mit Sicherheit nicht zu ersehen ob die Worte aus einer lateinischen Urkunde übersetzt sind. Fast scheint es so. Dann möchte aber in der lateinischen Urkunde fides stehen, was nicht „Meinung", sondern „Glauben" wäre, sowie zuletzt conversus, was nicht „umgewandelt", sondern „bekehrt" heißen würde. Wäre dem so, wie wir vermuthungsweise aussprechen, dann wäre das Ansinnen des Bischofs allerdings ein ganz anderes als es der Verfasser darstellt.

*) Vergl. Guizot, „Warum ist die englische Revolution gelungen?"

verfolgt. Nach drei Jahrhunderten noch ist eine unumstößliche, unbestreitbare Thatsache dafür ein glänzender Beweis. Zwei protestantische Länder, die protestantischsten in Europa, England und Holland, sind gegenwärtig die beiden wo der christliche Glaube am meisten Lebenskraft und Einfluß bewahrt hat. Man muß mit der menschlichen Natur sehr unbekannt sein wenn man glaubt daß sich der Religionseifer nach dem Siege des Aufstands so hätte erhalten und fortpflanzen können, wenn der Ursprung nicht ein wesentlich religiöser gewesen wäre. Hält man diesen Maßstab an das Hurter'sche Werk, so muß es als ein ebenso verfehltes als verwerfliches Product der historischen Wissenschaft angesehen werden. Betrachtet man es dagegen von der reinmateriellen Seite, insofern es gleichsam eine fast ganz neue archivalische Welt geöffnet und deren bedeutendsten Inhalt insichaufgenommen hat, so darf es von der deutschen Historiographie überhaupt willkommen geheißen werden, und selbst die protestantische Geschichtschreibung über Ferdinand und seine Zeit wird es nicht unbeachtet lassen können.

K. Zimmer.

Carrara. Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Das interessante Stück mittelalterlicher Geschichte welches uns der Kampf auf Leben und Tod zwischen den Republiken Venedig und Genua in dem Heldenkampf von Chioggia am Schluß des 14. Jahrhunderts darbietet, ein Kampf wie der um Troja, mit seinem Hektor-Pisani und seinem Achill-Doria, hat endlich auch, wenigstens in einer Hauptepisode, dem Kampf um Padua, seinen Walter Scott gefunden. Es ist seltsam genug daß Dies so spät geschieht, man könnte sagen: zuletzt und nachdem alle andern historischen Stoffe erschöpft waren. Und doch bieten wenige Scenen der besten Zeit des Mittelalters ein reicheres, ein bedeutenderes, ja ein so begeisterndes Gemälde mittelalterlicher Sitten und Zustände dar als gerade dieser Kampf um Sein oder Untergang ganzer, mächtiger, reicher, rivalisirender Republiken, die in einem Abglanz von Sparta und Athen strahlten, nicht minder groß, nicht minder reich an Helden voll Hingebung und Begeisterung für ihr Vaterland als jene. Indessen was spät geschah, ist darum noch nicht unzeitig geschehen; vielmehr erfreuen wir uns aufrichtig des kühnen, anziehenden und zugleich naiven Gemäldes das dieser „frische" Roman mitten in einer Zeit aufrichtet wo eine überstürzte Kritik aus unsern Geisteswerken alle und jede Energie, Frische und Kühnheit verscheucht zu haben scheint um sie durch eine sehr zweifelhafte, selbstbewußte Finesse, durch den Geist der Intrigue und eine bedenkliche Neigung zur Anspielung, zu entfernten Beziehungen und Andeutungen kümmerlich zu ersetzen, zum großen Schaden der Wahrheit und des Verständnisses. Hier aber liegt in einem lichtvollen Gemälde Alles treu, wahr und offen da, ohne daß die Kunst und der poetische Gedanke unter dieser Offenheit litten und ohne daß Beziehung, Verschleierung und Andeutung da vermißt würden wo sie an ihrer rechten Stelle sind.

Die Kritik hat vielfach für nöthig erachtet Arbeiten dieser Art mit kunstphilosophischen Motiven zu rechtfertigen, ja gewissermaßen ihnen erst eine Stelle in der Kunstscala zu erobern. Es ist nicht unsere Absicht eine ästhetische Abhandlung über die poetische Berechtigung des historischen Romans zu schreiben; Das aber ist wol mit einigen Worten klarzumachen, worin Werth und Bedeutung dieser Gattung sich eigentlich begründen. Die Geschichte der Vorzeit kommt nur in großen Zügen und Resultaten auf uns herab; kein Chronist, kein Geschichtschreiber zeigt uns ihren innern, menschlichen Zusammenhang, die Seelenlagen, die Motive, die Gestalten der Einzelnen, ihre Sitten, ihre Bildung. Alles Dies ist mehr oder minder Sache der intuitiven Kräfte der Phantasie und bildet das Gebiet der Poesie in der Geschichte. Auf diesem Gebiete siedelt sich der historische Romantiker ausdrücklich an, mit rückwärts gekehrtem prophetischem Blick bemächtigt er sich der Details der Geschichte, bildet aus ihnen eine Welt der Dichtung, mittels deren er das Geschehene ausdeutet, erklärt, menschlich begründet. Wir fragen ob dies keine der Beachtung würdige dichterische Aufgabe ist? Ob diese wenn sie richtig, erhebend, fesselnd, belehrend, ergründend und gestaltend gelöst wird, nicht ihre innere Berechtigung insichträgt, ob es nicht ein wirkliches „poetisches" Verdienst ist wenn uns die ungeordneten und unerklärten Farben und Massen der historischen Thatsachen durch eine Arbeit der Phantasie auf ein mal zu einem klaren, verständlichen Bilde, zu einem Organismus in Form und Gliederung vorgeführt, erklärt, verständlich gemacht werden? Gewiß: der echte historische Roman wie wir ihn begreifen, ist eine edle Aufgabe des dichtenden Geistes und bedarf des Nachweises seiner künstlerischen Berechtigung nicht, wobei wir freilich zugeben müssen daß die in diesem Sinne echten historischen Romane nicht eben häufig sind und daß eine große Anzahl von Arbeiten welche unter diesem Namen in unsern Katalogen steht denselben wenig verdient. Für den echten historischen Roman, wie er uns beispielsweise im „Alonso" von Salvandy, im „Kenilworth", in den „Cevennen" und im „Cabanis" gegeben ist, fodern wir die Anerkennung daß er eine ebenso schwierige als verdienstliche Kunstgattung darstelle welche ihre festen Gesetze, höchste Zeitpunkte und ideale Vollendung habe wie jede andere. Aber selbst in dieser Vollendung bieten sich zwei verschiedene Richtungen dar. In der einen herrscht das Element der Phantasie, in der andern die Beziehung zur Wirklichkeit vor. Im „Alonso" z. B. ist das Letzte, im „Kenilworth" das Erste leicht erkennbar. Der Verfasser des „Carrara" folgt der realen Richtung, er läßt der Geschichte den Vortritt und zwar bis auf wenige Partien, wo er zum Chronisten wird, ganz gesetzmäßig und mit vollem Recht. Nichtsdestoweniger fehlt ihm weder der poetische Schwung, ohne welchen seine Arbeit zu einer Compilation herabsinken würde, noch die Kunst der Verschmelzung von Wirklichkeit und Phantasie, ohne welche überhaupt ein Kunstwerk nicht entsteht. Die beiden organischen Bestandtheile seiner Schöpfung stehen aber nirgend roh nebeneinander: sie durchdringen und tragen sich vielmehr gegenseitig; ja sie verwandeln sich in ein Drittes, das eben der historische Roman ist.

Und Das ist es was wir eben verlangen müssen, der Punkt in dem die Lösung der Aufgabe zu finden ist.

Die Scene eröffnet sich nach einem kurzen historischen Vorwort im Wirthshause zum Mühlrade in Padua, das, auf allen Seiten von den Scharen des Visconti und der Signoria von Venedig umdrängt, die Qualen des Hungers zu fühlen anfängt. Beppo, ein alter Diener der Carrara, und Bruno, ein deutscher Landsknecht, entrollen uns im Gespräch und in Handlung ein Bild von der Lage der Dinge, von den Hülfsmitteln des bedrohten Herrn von Padua, von seinen Hoffnungen auf zweifelhafte Bundesgenossen, von seinem Hause, seinem Heere, seiner Stellung zur Republik Padua, deren Capitano er ist, eine Stellung so seltsam und eigenthümlich, so zwischen Recht und Gewalt schwebend daß sie schwer zu schildern ist. Versuchen wir in einigen Zügen sie klarzustellen. Die Stadtrepubliken Oberitaliens hatten in den Kämpfen des 11. und 12. Jahrhunderts fast überall den Adel aus ihren Mauern vertrieben und wirkliche bürgerliche Freistaaten hergestellt, von einem Podestà, von Consuln regiert. Nach und nach aber war der Adel, anfangs blos geduldet und ohne alles Recht in der Commune, in den Städten die des Schutzes seiner Reiter bedurften, wieder seßhaft geworden, hatte sich darin feste Burgen gebaut und trat nun bei den Kämpfen der Städte naturgemäß an die Spitze der bewaffneten Bürgerschaft. So entstand das Capitanat der Ezzelino, der Gonzaga, der Visconti, der Carrara, und aus diesem Capitanat erwuchs das Principat, endlich die Tyrannis, die Alleinherrschaft dieser Häuser im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts. In der Epoche unserer Geschichte (1403) war die Sache aber dahin noch nicht gediehen. Das Haus

Carrara war im Besitz des Capitanats der Republik Padua und ihres etwa vierzigmeiligen Gebietsumfangs, allein die republikanische Commune stand noch ungebrochen in voller Freistaatsverfassung neben ihm, regiert von dem Podestà, der den Rang weit über dem Capitano hatte, und von neun Consuln, geringern Edelleuten, welche die freie Bürgerschaft innungsweise und auf Zeit erwählte. Alle Beschlüsse gingen von der Bürgergemeinde aus, der Podestà befahl in ihrem Namen und der Capitano führte diese Befehle aus. So einerseits und dem Rechte nach. Andererseits aber gab es keine Macht die sich mit der des Capitano messen konnte; gestützt von dem kleinern Adel, verstärkt durch Bündnisse mit andern Führern und durch Söldlinge in seinem Dienst. Kam es zum Krieg, so konnte er sich als den natürlichen Herrn des Freistaats ansehen, und so suchte er den Krieg. Auch das Haus Carrara hatte ihn gesucht, und es fragte sich nun ob die Bürgerschaft diesen Krieg gegen die Carrara als den ihrigen ansehen würde oder nicht. Die Bürgerschaft war uneins. Der Stolz und die Gewaltliebe Francesco Carrara's hatten ihm zahlreiche Feinde gemacht: die Tugend und die Ritterlichkeit seines Sohnes Terzo und die Schönheit und Güte seiner Gemahlin Alda Gonzaga fanden ebenso viele begeisterte Anhänger und Freunde. Ein zweiter Sohn, Guglielmo, eine weiche, schwärmerische Natur, steht ganz auf Seiten des Volks. So beginnt die Scene sofort mit den anziehendsten Situationen. Einem Mitgliede des Raths der Zehn ist es gelungen sich als Bote der Republik von Florenz in Padua einzuschleichen: er drängt dem reichen Juden Deodat die Schulddocumente Carrara's zu Zwecken ab die wir ahnen. Eine große Rathsversammlung unter dem Podestà gibt uns ein vollkommenes geschichtliches Bild von den Machtverhältnissen der Commune und des Herrnhauses Carrara zueinander, von der Stimmung der Bürgerschaft und den Einflüssen welchen sie gehorcht. Der Krieg wird beschlossen, ein Ausfall mit der gesammten Reiterei, 1500 Mann, auf das Lager des Feindes in Campo Rogara gutgeheißen und durch Abstimmung mit Bohnen Terzo Carrara zum Anführer ernannt. Der Angriff, anfangs siegreich, wird durch den Verrath Pagana's und Manfredi's, der durch mit Goldstücken gefüllte Gänse bestochen wird, vereitelt, Francesco selbst, der ihm als einfacher Ritter beiwohnt, verwundet und zurückgetrieben. Die Lage Paduas war dadurch schlimmer geworden; obwol ihm ein wohlgerüstetes Heer von 45,000 Mann, zum vierten Theil Reiterei, zur Verfügung stand, war es der Macht seiner Gegner doch nicht gewachsen. Das Haus Carrara allein stellte 9800 Mann mit 1500 Armbrustschützen. Voran zog das Heiligthum Paduas, die Bundeslade der Freiheit, der ungeheuere Wagen (caroggio), der das Wappen der Stadt bildete und den die Carrara zu ihrem Wappen zu nehmen sich angemaßt hatten. Dies gewaltige Bauwerk, aus Holz gezimmert, mit rothem weißgesäumtem Tuch bedeckt, von sechs mächtigen Stieren gezogen und von 1500 Mann beschützt, trug auf einem Mastbaum ein Crucifix, die Fahne der Stadt und eine Glocke, darunter der Schwertträger der Stadt mit sieben Trompetern; daneben saß ein Priester mit aufgeschlagenem Evangelium, Mönche, Gepanzerte; er enthielt die Kriegskasse, die Feldapotheke. Dieser Wagen bildete den Mittelpunkt des Heeres, den Ort wo der Kriegsrath gehalten wurde, wohin alle Führer zu sehen hatten, und dessen Bewegungen den Gang der Schlacht regelten.

Es ist die ausgezeichnete Seite dieses Werks, dergleichen historische Bilder in seltener Treue und nach sichern Studien dem Leser vorzuführen und ihn hierüber auf die anmuthigste Weise zu belehren. Aber auch den poetischen Gefühlen trägt es volle Rechnung; Gestalten wie der Page Andrea, ein Nachkomme Petrarca's, Guglielmo, Alda und die Tochter Traso's treten in allem Reiz romantischer Dichtung in den Vordergrund, und wie der Verfasser für den alten Glanz Italiens fühlt zeigen Stellen wie diese: „Italien, der Stolz deiner Städte ist gebrochen, das Schwert deiner Freiheit ist deiner Hand entwunden und du gleichst der schönen Frau die den Mann ihrer Liebe verloren hat und die die süßen Worte der Werber nicht verstehen will, weil sie nicht von den Lippen kommen die sie liebte. Wie bist du schön in deiner Trauer, und gefesselt und geplündert wie bist du immer noch stolzer als die Sieger in ihrer jubelnden Macht! Jeder Stein auf deinen Wegen predigt Geschichte: er ist von wilden Barbaren aus dem Tempelbau der Freiheit gerissen, und was sie auch versucht haben er hat ihrer grausamen Macht nicht zum Grundstein eigener Herrlichkeit dienen wollen. In deinen verödeten Palästen mühen sich Zwerge, deren Blicke nicht zu den Frescobildern über ihnen hinanreichen; deine Kirchen hat der Geist Gottes verlassen ... und doch bist du schön. Jede deiner Städte hat ein reicheres Leben verlebt als ganze Länder außer dir, hier wirkte der Geist der Freiheit tagtäglich prächtige Wunder. Ihr Uebermüthigen die ihr eure Größe nach der Meilenzahl zählt, wie seid ihr arm und verächtlich, wie seid ihr befangen wenn ihr von euern Thaten erzählen sollt! Blickt hin auf Florenz, Venedig, Genua und hundert andere Städte, sie werden euch jahrelang erzählen ... Ihr prahlt mit Thaten an denen euer Volk keine Freude hatte, hier aber vollbrachten Bürger glänzende Thaten, die euch erschrecken wenn ihr heute davon hört. Gigantentrotz gegen Willkür lebt in jeder italienischen Brust, hundert mal gebunden wird er hundert mal seine Fesseln zerreißen" u. s. w. Es ist Odenschwung in dieser Apostrophe, so gut wie in Filicaja's berühmtem Dithyrambus:

Oh, fossi tu men bella!

Diesem Schwunge gegenüber macht sich Humor und glückliche Laune in vielen Stellen, besonders aber in der Schilderung des Hofes der Este zu Ferrara bemerkbar, wo der Schalk Gonella fortwährend auf zierliche Späße zur Unterhaltung seines behaglichen Herrn, des Herzogs Nicolo d'Este sinnt; ja wir lachen von Herzen wenn wir lesen wie der Schelm einer von den Frauen der Herzogin ihm zugedachten und wohlverdienten Züchtigung durch Ruthenstreiche entgeht, indem er den Pact schließt daß diejenige den ersten Streich führe die er zuletzt geküßt hat, oder wenn er seine Frau dem Herzog und den Herzog seiner Frau als taub vorstellt, sodaß Beide einander aufs entsetzlichste anschreien. In ganz eigenthümlicher Art behandelt der Verfasser die romantische Liebe selbst, indem er sie ganz in die Sphäre des italienischen Cicisbeats einengt und ihr hiermit eine Form gibt die für uns den Reiz einer fremden Erscheinung hat. Madonna Alda, die schöne Gemahlin Terzo Carrara's, wird von Guglielmo Carrara und von dem Pagen Andrea zu gleicher Zeit angebetet, Beides aber in ganz anderer Weise als die Liebe in französischen, deutschen oder englischen Romanen hervorzutreten pflegt. Sie ist hier eben die echte italienische Liebe, d. h. eine heiße Bewunderung der Schönheit, einestheils sinnlicher, anderntheils aber viel sittlicher und reiner als die nordische Leidenschaft es ist. Wir machen den Leser auf diesen Zug in dem vorliegenden Werke als auf eine hervorstechende Eigenthümlichkeit desselben besonders aufmerksam, eine Eigenthümlichkeit die neben der charakteristischen Wahrheit allen Reiz des Fremdartigen und Neuen für sich hat. Was wir dagegen ganz in diesem Romane vermissen, ist die belebte und feurige Naturschilderung. Doch auch Dies ist ganz im Charakter des Landes in dem die Geschichte sich entwickelt; denn dem Italiener ist Nichts fremder als jene sentimentale Bewunderung der Natur, welche das Alterthum gar nicht kannte und die eine Frucht des Contrastes zwischen dem unschönen Norden und unserm Schönheitsgefühle, unserer Civilisation ist, ein Contrast der im Süden natürlich hinwegfällt.

Nach dieser Abschweifung ist es Zeit zu unserer Geschichte zurückzukehren. Nach dem verfehlten Ausfall Terzo's wird die Lage Paduas und seines Herrn schlimmer und schlimmer; die lauen Bundesgenossen, Florenz und Ferrara, regen sich nicht: Carrara's Truppen, in zahllose Citadellen zerstreut, werden überall von den Visconti eingeschlossen; Padua, von den Venetianern hart bedrängt, ist auf sich selbst angewiesen; umsonst

wandern Andrea und Beppo als Boten nach Verona und Florenz, die erwartete Hülfe bleibt aus, die Veste Castell-Carro wird erstürmt und Verona muß sich den Mailändern ergeben. In Padua aber wüthet die Pest und Madonna Alda fällt ihr zum Opfer, während Giacomo Carrara, der Held von Verona, in einem venetianischen Kerker schmachtet. Doch diese verzweifelte Lage steigert nur den Muth der Paduaner und ihres Herrn. Der Kampf auf der Erde und unter der Erde wird nach einem fruchtlosen Versuch des Friedens mit gigantischer Kraft wieder aufgenommen. Umsonst wenden die Belagerer alle Kunst der damaligen Kriegführung gegen die entschlossene Stadt auf, umsonst bezahlt Venedig Verräther in Menge in der Bürgerschaft; die Carrara, das Heldengeschlecht Francesco's, bleibt unbesiegt, selbst dem Podestà gegenüber der den Frieden will. Da fliegt ein Pfeil in die Stadt mit einem Pergamentblatt an der Spitze. Messer di Bragazo fängt ihn auf. „Madonna Venezia schreibt uns Liebesbriefe", ruft er aus. „Freilich gleicht dieser Spieß da dem Pfeile Amor's wie der Affe dem Apollo; doch Das thut Nichts: Jeder liebt wie er kann. Hört was meine Geliebte schreibt. Die mächtige Signoria von Venedig erläßt an euch Paduaner", so las er, „zum letzten male den Befehl vor Ablauf von zehn Tagen eure Stadt zu übergeben." „Die sprechen ja", rief Altechini, „wie jener Soldat der da schrie: Ich habe einen Gefangenen gemacht; er hält mich aber noch fest." In Wendungen dieser Art gibt sich eine Eigenthümlichkeit in der Diction des Romans zu erkennen die uns an L. Schefer erinnert, an welchen wir überhaupt bei Anreden die sich über das rechte Maß ausdehnen, bei langen Selbstgesprächen und Gebeten oder bei gewagten Vergleichen und Allegorien, ja selbst bei unvermittelten Sprüngen in der Charakteristik der handelnden Personen gemahnt wurden. Wir werden hiervon noch zu sprechen Veranlassung haben.

Während die Wechselfälle des Kampfes um Padua fortgehen, gibt uns der Verfasser ein Bild von dem Leben Venedigs das zu den besten Gemälden des Romans zu rechnen ist. Dies Gemälde führt sich als Bestandtheil der Geschichte weiter aus, nachdem ein Theil von Padua durch Verrath in die Hände der Venetianer gefallen und durch einen neuen Treubruch Francesco Carrara vermocht ist sich erst in das Lager der Venetianer und von hier selbst nach Venedig zu begeben, um als sein eigener Gesandter mit der Signoria über den Frieden zu unterhandeln welchen der tückische Rath der Zehn nicht ihm, sondern nur der Bürgerschaft von Padua bewilligen will. In Venedig angekommen, wo sein Sohn Giacomo schon als Gefangener weilt, wird der ritterliche, allzu vertrauensvolle Herr von Padua mit seinem Sohne Terzo als Gastfreund empfangen, durch die schmachvollsten Kunstgriffe aber erst in die Lage eines Angeklagten, dann in die eines gefangenen Feindes versetzt, und von der vorbedungenen Herausgabe seiner Citadellen, im Fall kein Friede zustandekäme, ist nicht mehr die Rede. Der ungestüme, unbeugsame Kriegsheld wird so zu einer wahrhaft tragischen Gestalt, unserer innigsten Theilnahme werth im Kampfe für die Tugend der Treue gegen den schmählichsten Wortbruch, den grausamsten Verrath. Die politische Entsittlichung kann nicht weiter gehen als sie gegen ihn und sein Haus geht, und es ist eine Republik die diesen äußersten Grad politischer Entsittlichung darstellt; die Sanftmuth in den Worten und die Schmach der Thaten bei den Leitern dieser Republik gegenüber einer etwas rauhen, aber ehrlichen Natur wie Francesco ist, erfüllen uns mit tiefem und gerechtem Abscheu. Doch eben dies Gefühl moralischen Hasses scheint den Verfasser in diesem Theil seiner Erzählung öfter über die Grenzen des guten Geschmacks hinausgeführt zu haben. Seine Charakteristik des Verräthers Baltramino, die Art wie er seine Verrätherschar anwirbt, der Bericht Sarti's vor dem Rath der Zehn u. A. m. verdienen Tadel weil sie die Gesetze der Schönheit und des Geschmacks durch häßliche und empörende Bilder und durch ein gewisses Wohlgefallen an scheußlicher Scenerie verletzen. Es wäre an dem zehnten Theil des Vorgeführten genug gewesen wenn der Verfasser das Kunstziel rein vor Augen gehabt hätte, und wir müssen ihm vorwerfen den Historiker und den Romandichter hier nicht wie er sollte auseinandergehalten zu haben. Inzwischen versöhnen uns auch hier treffliche und schwungvolle Einzelnheiten mit dem Verfasser und das ganze Charakterbild Francesco's in dieser äußersten Situation ist ungemein edel und kräftig. „Ich bin ein Stück Eisen in eurer Hand", sagt er zu den Abgesandten der Paduaner: „die Flammen des Unglücks haben es glühend gemacht; schmiedet daraus ein Schlachtschwert oder ein Pflugschar, es wird sich nicht gegen die Schmiede auflehnen: es würde aber ihre Hände versengen wenn ihr eine Kette daraus machen wolltet." Er bittet sie noch um zehn Tage Geduld. Ein ungemein heiteres Bild gibt das trevisaner Volksfest der Erstürmung der Amorsburg, welche damit endet daß für 15 paduaner Gefangene 30 weiße Hennen als Lösegeld gezahlt werden müssen. Dies Fest wird gerade gefeiert als der wilde Carrara den Fuß auf die Riva de' Schiavoni setzt um sich in den Dogenpalast zu begeben. Das Volk erkennt ihn und ruft: „Wir haben einen leibhaften Paduaner für das Huhn, wir haben den Carrara!" und der Pöbel will ihn hängen; doch der Ragattasieger Lorenzo treibt die wilden Haufen zu Paaren unter dem Gesange:

Mitleid jedem Unterlieger,
Ehre dem Ragattasieger.

Von jetzt ab stimmt sich die Erzählung zu dem erhabenen und tragischen Ausgang der Begebenheit um, sie nimmt tiefe Farben und einen ergreifenden Ton an, wo sie uns den grausamen Tod des edeln Schlachtopfers venetianischer Staatskunst, die schmachvolle Erwürgung Francesco's am Sterbelager seines Sohnes Giacomo erzählt und gleich nach ihm die Hinopferung seiner beiden Söhne Terzo und Guglielmo an der Schwelle ihres Kerkers. Das Bild ist so ergreifend, die Malerei so erhaben, schaurig und düster daß sie auch den frivolsten Leser tief erschüttern muß. Hier ist das Mittelalter in seiner wahren Farbe dargestellt, fanatisch im Haß wie in seiner Begeisterung, Menschenrechte mit Füßen tretend wo sie Zielpunkten des Egoismus und der Macht entgegentreten, blutig, ohne Schonung gegen den Besiegten, den Widersacher vernichtend; dabei treulos, Eidschwüre ohne Skrupel zerbrechend und den im Dunkel schleichenden Verrath dem offenen Kampfe vorziehend! Doch nicht genug. Es leben noch zwei Sprossen des Hauses Carrara das Venedig der Vernichtung geweiht hat, die beiden unmündigen Söhne Francesco's, die er gleich im Anfang unserer Erzählung nach dem befreundeten Florenz geflüchtet hat. Auch diese müssen fallen, der eine, Uberto, durch Gift, der andere, Marsilio — von Andrea gerettet — mit diesem durch Verrath gefangen und auf dem Marcusplatz in Venedig öffentlich enthauptet (1435). Mit diesem letzten Sproß war das ganze edle und unglückliche Haus der Carrara dem Loose der Vernichtung verfallen, für den Versuch dem raubgierigen Löwen von San-Marco im ritterlichen Kampfe zu trotzen und einen Theil Oberitaliens seiner blutigen Klaue zu entreißen.

Wir haben gesagt daß der letzte Theil dieses Romans einen dem tragischen Ernste dieses Ausgangs würdigen Ton annehme. Hatten wir im Vorhergehenden manche Länge und Geschmackswidrigkeit zu rügen, so fließt die Erzählung in diesem Theile schwungvoll, erhaben, tiefernst und begeistigt dahin. Der Traum Lena's ist ein Stück Poesie von hohem Charakter: das folgende Gespräch mit Andrea malt eine begeisterte Liebe mit ganz neuen und ungewöhnlichen Farben. „Lena", sagt Andrea, „hast du in Padua in die Brandstätten der Häuser geblickt die der Frevel der Venetianer in Schutt und Asche warf? Da war Alles zerstört was die Freude der Bewohner war, da gab es keine wohnliche Stätte. Siehe, eine solche Brandstätte ist mein Leben, und du willst darin Schutz und Obdach suchen gegen Sturm und Unwetter? Kein Wille und keine Macht baut das zerstörte Haus auf, und selbst die Schwalbe die daran ihr Nest bauen wollte hätte eine schlimme Stelle gewählt.

Was irrt also deine Liebe wie die Schwalbe mit ängstlichem Flügelschlag durch die verödeten Träume meines Lebens? Was willst du?" Und Lena: „Verlange keine Antwort auf deine Frage, Geliebter! Mein Herz hat nicht gefragt ob es dich lieben soll, ich mußte dich lieben: ich kann dir keine Rechenschaft von dieser Liebe geben die mit einer schmerzlichen Freude mein ganzes Leben erfüllt. Du stehst wenn ich bete neben Gott; du waltest in meinem Traume, du schreitest neben mir wenn ich am Tage durch die Menge gehe, die ich nicht sehe weil mein Auge nur an dir Freude hat. Ich will deine Magd sein, stoße mich nicht von deiner Thür, habe Mitleid mit der armen Lena." „So will die grüne Rebe eine morsche Mauer umschlingen?" „Sie will ihren Fall verhüten." „Es fällt was zum Falle reif ist!"

Diese Proben von der Diction des vorliegenden Romans waren wir unsern Lesern umsomehr schuldig als wir im Eingang desselben an mancher Uebertriebenheit in Stil und Ausdruck Anstoß zu nehmen fanden, an Stellen nämlich wo der Erzähler seiner Wirkung verlustig geht, weil er alle Wirkung durch ein Wort erstrebt. Dagegen nun zeigt er uns den blutigen Schluß seines Gemäldes in schönster und effectreichster Umschleierung, die uns die gräßliche Scene des Falls unsers Helden mehr ahnen als sehen läßt. Wir sind ihm dafür dankbar. Im Allgemeinen aber wird der Leser aus allem Vorangehenden wol entnommen haben daß auch in diesem Werke wie in den Werken der Menschen überhaupt das Gute und Schöne gemischt mit dem Irrigen und Unschönen erscheint, was ihn jedoch nicht hindern wird sich an dem Talent und der Begabung dieses Autors, der einen eigenen Weg zum Ziele suchte und fand, zu erfreuen. Eigenthümlich aber und nur der Bahn des Herkommens, der Convenienz und des Typischen im Roman ausweichend ist sein Weg vom Anfang bis zum Ende. Auf psychologisches Maß und Begründung hat sein Werk nur geringen Anspruch; allein wenn es die Aufgabe des historischen Romans ist das zeitgeschichtliche und culturhistorische Interesse mit dem poetischen Bilde der in Handlung gesetzten Charaktere zu einem Gemälde zu verbinden an dem der Beschauer sich erfreuen kann, indem er zugleich über den innern Zusammenhang einer historischen Erscheinung sich aufklärt, so ist das Ziel erreicht. Der Abschluß des Romans ist darin vollständig daß er *alle* Handelnden bis zu ihrem tragischen Ende begleitet. Von Lena heißt es schön: „Sie hat nicht erst den Sturm erwartet der sie fortwirbelte: sie ging selbst da es Zeit war." Und selbst der arme Schalk Gonella muß wie Alles was hier der gerechten Sache dient einen tragischen Tod erleiden! Er hat seinen Herrn, Nicolo d'Este, vom Fieber curirt, indem er ihn unversehens in den Fluß stößt. Dafür soll der Schein einer Hinrichtung an ihm vollzogen werden. Sein Haupt liegt auf dem Block, der Henker schwingt zwei mal das Schwert über demselben, mit dem dritten Schwunge gießt er ein Gefäß voll kalten Wassers auf ihn herab: der arme Narr war todt, und ganz Ferrara folgt seinem Leichenzuge!

Von dem Ausgange der Verräther und der Schergen des Hasses, der Sarti, Baltramino, Galeazzo, sagt uns der Verfasser kein Wort; dagegen schließt er indem er den edeln Standpunkt des Geschichtschreibers einnimmt wenn er sagt: „Venedigs Blüte welkte von dieser That seiner Politik ab; der Stoß kam von ihr, denn von Natur auf den Seehandel angewiesen verlor es das Ziel seiner Bestimmung aus dem Auge mit der Erweiterung seines Landgebiets. Mit der Eroberung von Padua und des Erbes der Carrara hatte es mehr verloren als gewonnen." Auch dieser Satz ist zur Abrundung des tragischen Gemäldes, von dem wir hiermit in verdienter Anerkennung seines Werthes Abschied nehmen, erfoderlich; er wiederholt die große Lehre der Geschichte daß es im Leben der Einzelnen wie der Staaten keine Unthat gibt die Segen bringt.

14.

Neue Propheten. Drei historisch-politische Kirchenbilder. Von Karl Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1851. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dies Buch gehört zu den gelungenen Versuchen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in ansprechender, faßlicher Weise allen Gebildeten zugänglich mitzutheilen, und die drei historisch-politischen Kirchenbilder die hier die kunstgeübte Hand eines Kenners gezeichnet hat erregen das dringende Verlangen nach einer allgemeinen Kirchengeschichte in gleichem Stil und Ton, mit gleicher Unbefangenheit und Einsicht abgefaßt. Aber Keinem würde sie gelingen der nicht als Forscher der Quellen selbst mächtig wäre, und die fingerfertige Abschreiberei oder Auszugmacherei, die uns jüngst auf verwandten Gebieten mit ganz werthlosen Producten überhäuft hat, könnte auch hier nur Trödelwaare zu Markte bringen. Anders Hase. Er hat über die „Jungfrau von Orleans", über „Savonarola", über das „Reich der Wiedertäufer" gründliche Studien gemacht, er hat die Ueberlieferungen kritisch geprüft und eine Reihe schätzbarer Nachweisungen für die Gelehrten in einem literarischen Nachtrag niedergelegt, während die Darstellung selbst von allem Notenprunk frei sich wie in mühelosem Behagen mit der Sicherheit ergeht die allein auf so gut gelegtem Grunde möglich ist. Deshalb ist es aber auch nicht gut möglich Einzelnes mitzutheilen, da Alles geschickt zu einem Ganzen verarbeitet ist. Den Preis verdient wol die „Jungfrau von Orleans", indem es hier dem Verfasser mehr noch als bei den andern Gestalten gelungen ist durch den Ton der Erzählung sofort die entsprechende Stimmung im Leser zu erwecken und den eigenthümlichen Duft der jenes Bild in der Geschichte umfließt, auch den Farben seines Gemäldes anzuhauchen. Dagegen hätte wol Thomas Münzer den spätern münsterischen Wiedertäufern gegenüber in ein volleres Licht gestellt, und hervorgehoben werden können wie in die Knabenseele dieses begeisterten Volksfreundes schon ein Stachel gesenkt werden mußte als man ihn zwang der Hinrichtung seines Vaters zuzusehen, und wie so manches Ueber-sprudelnde in seinem Wesen sich erklärt wenn man bedenkt daß er als Jüngling lehrte, handelte und starb. *)

Das Prophetenthum bestimmt Hase als den Zustand welcher durch den Glauben entsteht daß die Gottheit oder doch jenseitige Mächte unmittelbar durch einen Menschen reden, der durch solche Eingebung über menschliche Beschränkung hinausgestellt je nach seiner Tendenz in das öffentliche Leben eingreift, auch insgemein die Beschränkung menschlichen Wissens durch die Zeit weissagend durchbricht. So hat es sich im Verein religiöser Begeisterung, sittlicher Hoheit und morgenländischer Poesie im Judenthum naturwüchsig dargestellt; aber auch die spätere Zeit kennt ähnliche Erscheinungen, und indem der Verfasser drei derselben aus Hauptvölkern des christlichen Abendlandes für seine Schilderung gewählt hat, bemerkt er daß von der apostolischen Kirche in höherm Sinne Prophetie sei genannt worden der menschliche Geist, insbesondere der von der Natur reichbegabte Menschengeist, erhoben durch den heiligen Gemeingeist einer großen Zeit der Kirche, oder auch nur durch eine große Ueberlieferung, wie man zu sagen pflegt, über sich selbst erhoben und in dieser Einigung des göttlichen mit dem menschlichen Geiste, ohne doch irgendwie das auch göttliche Gesetz menschlicher Beschränkung aufzuheben, ein Vorbild für künftige Gestaltungen des religiösen Geistes. So hat Herder Luther einen Propheten genannt und ist selbst einer gewesen, ein durch den von Christus ausgehenden Geist entwickelter und erhobener Genius, der ahnungsvoll eine Zeit anschaute, daher von ihr weissagte, in deren mühevoller Erfüllung wir noch begriffen sind.

Will man die Erscheinung des Prophetenthums begreifen,

*) Vergl. über Thomas Münzer Zimmermann's „Geschichte des deutschen Bauernkriegs" und Carriere's „Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit".

so ist ein mal nothwendig daß man ein über die Gesetze der Natur hinausragendes Wunder nicht annimmt, weil damit ja sogleich die Möglichkeit des Begreifens abgeschnitten wird, sondern daß man unbefangen zusammenstellt was vom Traum und der Sympathie an durch die Regionen des Somnambulismus hindurch als Thatsache anzunehmen ist und was von Weissagungen und Ferngesichten von der Geschichte der verschiedensten Völker erzählt wird. So reiht die religiöse Prophetie als ein Gipfelpunkt sich verwandten Begebenheiten des menschlichen Seelenlebens an. Zu verstehen wird sie aber nur dann sein wenn einerseits der Gedanke eines bloßen Naturwirkens, das selbst blind auch Anderes nicht schauen kann, andererseits der eines naturlosen, außer den Geistern stehenden Geistes aufgegeben wird, wenn der Pantheismus und der Deismus in einer höhern oder tiefern Anschauung von einem im All sich offenbarenden, Alles in sich hegenden, Allem einwohnenden und zugleich in sich selbst bewußten ewigen Gott ihre Versöhnung finden. Die gegenwärtige deutsche Philosophie hat bereits diese Idee ergriffen und zur Darstellung gebracht, und es geziemte Theologen wie Hase daß sie daran nicht schweigend vorübergingen, sondern die Thatsachen der Religionsgeschichte mit dieser Lehre in Verbindung brächten. Was Offenbarung, was Inspiration, was Einigung des Menschen mit Gott heißt, gewinnt hier für die Vernunft seine Erklärung. 15.

Pariser Theaterschau.

V.*)

„Les caprices de Marianne“ von Alfred de Musset.

„Les caprices de Marianne“ von Alfred de Musset zählen bekanntlich zu den reizendsten französischen Theaterstücken. Die nachstehenden Bemerkungen sollen nicht eine Analyse dieses geistreichen Lustspiels sein; sie sollen nur mit wenigen Worten die drei Hauptpersonen desselben kurz charakterisiren. Das Stück wurde bei der ersten Aufführung von dem Publicum des Théâtre français nicht mit dem Beifalle aufgenommen den es später in so reichem Maße erlangte, nachdem es schon längere Zeit durch die Lecture bekannt war. Die Personen des Lustspiels beschränken sich auf blos drei: Cölio, Octave und Marianne; denn der Richter Claudio und Tibia, sein Vertrauter, haben nur passive Rollen. Hermia, die Mutter Cölio's, tritt nur einen Augenblick auf und nimmt an dem Fortschritt der Handlung keinen Antheil. Die drei genannten Personen die so wahr empfunden sind und deren Originalität vom Leser nicht bestritten werden kann, sobald er aufmerksam ist und Muße hat den Werth und die Tragweite der Gedanken die ihm geboten werden zu prüfen, müssen nothwendig den Zuhörer der nicht Zeit hat seine Eindrücke zu sichten, bevor er sein Urtheil abgibt, in Erstaunen setzen. Die Empfindungen welche jene drei Personen beleben sind scharf gedacht und treu wiedergegeben; aber um im ersten Augenblicke im Theater begriffen zu werden, müßten sie gehörig vorbereitet sein, und weil Musset Dies versehen hat, so zeigte ihm gegenüber den ersten Tag sein Publicum eine Zögerung welche an Mistrauen grenzte. Zwei Tage später hatte das Nachdenken seine Früchte getragen und der Beifall fehlte dem Verfasser nicht. Die Wahrheit jener Empfindungen, die anfänglich von Denen welche das Werk zum ersten male hörten bestritten wurden, war außer Zweifel gesetzt: es handelte sich nur noch um die Art wie der Dichter sie dargestellt hatte, und Niemand versagte der Anmuth, Lebendigkeit und Kraft des Dialogs seine Anerkennung.

Man hat häufig gefragt warum das Stück „Les caprices de Marianne“ heiße, da die Launen Marianne's sich nur auf eine einzige reducirten. Daß die Heldin ihren Mann nicht liebt, ist etwas sehr Einfaches und kann nicht eine Laune genannt werden, denn der Richter Claudio ist alt und häßlich und die Jugend ist wenn sie mit dem Alter verbunden wird, selten glücklich und zufrieden; ja man könnte sogar behaupten daß die jungen Mädchen welche sich das Aussehen geben für weiße Haare leidenschaftlich entflammt zu sein, immer lügen, und das ist verächtlich. Die Abneigung Marianne's gegen Claudio ist daher sehr erklärlich; warum weigert sich aber Marianne Cölio zu erhören? Warum schließt sie den Worten welche eine aufrichtige Liebe ihm einflößt ihr Ohr? Warum nimmt sie den Ausdruck einer tiefen Leidenschaft mit Entrüstung auf, da sie dadurch zwar erstaunt, aber der ganzen Anlage ihres Charakters nach nicht verletzt sein kann? Der Grund liegt darin daß Cölio Kühnheit und Entschlossenheit fehlen und daß die aufrichtigste Liebe, sobald sie schüchtern ist, sich dem Spotte und der Nichtbeachtung aussetzt. So begreift man warum Cölio abgewiesen wird. Was ist überhaupt Cölio? Ein kindlich Liebender, der für eine Frau glüht die er kaum gesehen hat, die jung, schön und durch den Müßiggang allen Launen des Stolzes überliefert ist. Ein solches Gemüth verdient Liebe ebenso selten als es sie erlangt. Wenn dagegen Octave kommt, der sich seiner Ausschweifungen rühmt, der erklärt nicht mehr an die Liebe zu glauben, der in dem Besitze der jüngsten und schönsten Frauen nur das Vergnügen einer Stunde erblickt, einen Zeitvertreib dessen Andenken das Herz nicht aufbewahren darf, so wird Marianne sich der ersten Auffoderung ergeben, oder vielmehr, bevor Dies noch geschieht, wird sie ihre Niederlage im voraus empfinden, sie herbeirufen, den ersten Schritt thun und ihre Hände den Ketten darbieten welche sie erdrücken sollen.

Daß Dies unstreitig eine niederdrückende Wahrheit ist läßt sich nicht leugnen; aber da es einmal eine Wahrheit ist, darf man es Musset nicht verdenken daß er Marianne so geschildert hat. Das ganze Geheimniß dieses seltsamen Verlaufs liegt im Stolze. Das Bekenntniß eines reinen Herzens welches bittweise spricht anzunehmen würde bei Marianne's Sinnesweise eine Schmach, eine Erniedrigung sein; sich dagegen Octave zu ergeben, der durch seine Ausschweifung blasirt und auf seine Blasirtheit stolz ist, sich vor diesem Helden der Taverne zu beugen, der sich nicht einmal die Mühe gibt der Frau die sich ihm darbietet entgegenzugehen, das ist etwas Glorreiches für sie. Einen Mann auf den rechten Weg zurückführen, ihn aus dem Kothe herausziehen, ihn, der in den Frauen nur ein Spielwerk erblickt, ist Dies nicht eine beneidenswerthe Aufgabe? Cölio liebt Marianne und Marianne zweifelt nicht an seiner Liebe, aber ist die Liebe Cölio's nicht ein Tribut der ihrer Schönheit gebührt? Warum soll man noch für ein so natürliches, gebieterisches Gefühl Dank wissen? Ist es nicht hundert mal besser Octave entgegenzugehen, der nicht an die Liebe denkt, der sie schon lange wie eine Chimäre betrachtet und die Frauen nicht höher achtet wie die Würfel und den Cyperwein? Das ist der Gedanke Marianne's, und wennschon er bei einer Frau keineswegs ein sehr edelmüthiges Herz verräth, so läßt die Wahrheit desselben sich doch nicht bestreiten. Ebenso überrascht die Niederlage Cölio's nicht. Mag er klagen und seufzen, seine Thränen, seine Seufzer werden für Marianne ein Gegenstand des Spotts sein. Als Octave für Cölio spricht, für ihn allein, wird sie Dies für Heuchelei halten und die Wünsche erhören wollen die er gar nicht ausgesprochen hat; Cölio mag unter den Streichen eines Raufbolds sterben, Marianne wird keine Thräne vergießen, denn sie liebt ihn nicht. Aber auch sie entgeht Gott sei Dank ihrer Strafe nicht. Kaum hat sie Octave ihre Liebe bekannt, als sie zur bestimmten Antwort von dem eingebildeten Liebhaber, der nie an ihren Besitz gedacht hat, hören muß: „Marianne, ich liebe Sie nicht.“

Das Zaudern des Publicums diesen Personen gegenüber bedarf keiner Rechtfertigung. Der Charakter Marianne's, so wahr er ist, ist doch erbärmlich und vermag wol Staunen, aber keine Sympathie zu erwecken. Gibt auch das praktische Leben

*) Vergl. I, II, III und IV in Nr. 110, 111, 113 und 114 d. Bl. f. 1851. D. Red.

Musset Recht, so läßt sich doch nicht leugnen daß ein solcher Charakter, mag er noch so fein entwickelt sein, den Glauben daran erschüttern und Zweifel erwecken muß. Die Scharfdenkenden bilden im Theater nicht die Mehrzahl. Parterre und Logen sind von Leuten besetzt die in der Liebe die Belohnung der Liebe und in der Hingabe die Belohnung der Ergebenheit erblicken. Der Charakter Marianne's wie ihn Musset gezeichnet hat erscheint ihnen in ihrer Unschuld als paradox. Dabei ist zu bedenken daß die Einheit des Ortes, der sonst weiter keine große Wichtigkeit beizumessen ist, durch den Verfasser auf eine etwas zu cavaliermäßige Weise behandelt worden ist. Die fortwährende Veränderung der Personen, welche den Leser nicht so sehr stört, bringt den Zuschauer mitunter in Verwirrung. Das Zögern des Publicums ist also leicht erklärlich, und der Beifall den das Stück bei der zweiten Aufführung erhielt, bezeugt die Aufrichtigkeit und das Verständniß der Zuhörerschaft.

Daß „Les caprices de Marianne" allen Bedingungen der dramatischen Kunst vollständig entsprächen, läßt sich nicht behaupten. Die Feinheit des Dialogs, die Lebendigkeit, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, die glückliche Verbindung der Bilder sind nicht zu bestreiten, können jedoch nicht die Fehler verdecken welche auch das gewöhnlichste Auge sehen wird. „Les caprices de Marianne" bieten die Elemente zu einem Lustspiele dar; allein das Lustspiel selbst ist nicht durchgeführt, nicht beendet. Marianne, die uns durch ihre Grausamkeit verletzt, würde vielleicht unsere Sympathie erlangen wenn der Verfasser sich die Mühe gegeben hätte den Ausbruch ihrer Gefühle zu motiviren. So wie sie jetzt sich unsern Blicken in ihrer ganzen Härte darstellt, setzt sie mehr in Erstaunen als daß sie anzieht. Es ist zu wünschen daß Musset durch den erlangten Beifall ermuthigt, so oft er wieder für das Theater schreibt, den Elementarregeln der dramatischen Kunst Rechnung trage. Er weiß mit dem Ausdruck des Scherzes wie der Leidenschaft vertraut und wirksam umzugehen, er versteht es nach Belieben zu rühren und zu erheitern. Es ist Dies zweifelsohne eine kostbare Gabe, die aber durch Studium fruchtbar gemacht sein will. Die reichste Phantasie, das geistreichste Wort kann den komischen wie den tragischen Dichter nicht von der Befolgung der seit langer Zeit durch die Meister der Kunst gegebenen Gesetze befreien. Der Zuschauer kann sich niemals mit dem Leser vermengen. Die größten Wahrheiten welche in einem Buche durch die Reflexion, ohne daß der Verfasser sie vorzubereiten hätte, gefallen, erzeugen bei dem Zuschauer ein Staunen, welches mitunter zornig wird wenn der Dichter sie in Scene setzt ohne sie anzukündigen. Das Benehmen der Menge als sie Musset's Stück zum ersten male hörte, beweist die Richtigkeit dieser Behauptung. 16.

Notizen.

Hindostanische Zeitungen.

Eine der glücklichsten Anwendungen welche von der Lithographie gemacht worden sind ist der Druck der hindostanischen Sprache durch dieselbe. Das Complicirte und Unregelmäßige des Schriftcharakters macht es fast unmöglich sie durch bewegliche Typen wiederzugeben. Es sind daher in den Hauptstädten Indiens, wo das Hindostanische die übliche Sprache ist, lithographische Druckereien errichtet worden, in denen täglich Originalwerke, Uebersetzungen aus orientalischen oder europäischen Sprachen und vor allem Journale gedruckt werden. Kalkutta, Serampore, Lakhno (Lucknow), Madras, Bombay, Punah sind die ersten dieser Städte gewesen, denen sich immer mehr angeschlossen haben. Es gab am 1. Januar 1850 nicht weniger als 18 Druckereien im nordwestlichen Indien, und im Laufe des Jahres 1849 wurden 141 verschiedene Werke durch dieselben gedruckt. Es gab ferner zu dieser Zeit 26 verschiedene hindostanische Zeitungen, nämlich 7 in Agra, 8 in Delhi, 5 in Benares, 2 in Mirat und je 1 in Lahore, Latrilly, Simla und Indore. In ganz Ostindien überhaupt kann man 50 hindostanische Zeitungen rechnen. Hierzu kommen die neuen, im Jahre 1850 gegründeten Zeitungen und Druckereien. So ist wieder eine in Benares erschienen unter dem Namen „Saïrin-i Hind", d. h. „Fliegende Blätter Indiens". Benares ist die ehemalige Metropole der indischen Wissenschaften, wo die Brahminen die heilige Sprache studirten und die Vedas und Schastars lasen. Jetzt ist noch ein Collegium aus Eingeborenen vorhanden, das von einem gelehrten Engländer, Eduard Hall, dirigirt wird und in welchem besonders die Landessprache und rein nützliche Wissenschaften gelehrt werden. Die „Fliegenden Blätter Indiens" erscheinen den 1. und 15. jedes Monats in kleinen Folioheften von 8 Seiten auf zwei Spalten. Das Abonnement kostet monatlich 8 Anas oder ungefähr 9—10 Neugroschen, jährlich 6 Rupien oder ungefähr 4 Thaler 15 Neugroschen. Der erste Theil des Journals ist rein literarisch und wissenschaftlich, der zweite bringt politische und sonst interessante Neuigkeiten. Die erste Nummer vom 1. September 1850 beginnt mit einem Gedichte zum Preis der Beredtsamkeit von dem berühmten Dichter Hacan; dann folgt ein elegant geschriebener Prospectus, der mit einem Lobe der englischen Regierung endet, welche die Unterrichtung des Eingeborenen unterstütze. Unter den politischen Neuigkeiten findet sich folgende Statistik der Einwohnerschaft der Hauptstadt Britisch-Indiens: Europäer 6433, Georgier 4615, Armenier 892, Chinesen 847, andere Asiaten 15,342, Hindu 274,335, Muselmänner 110,918; im Ganzen 413,182. Die wissenschaftlichen Themata sind in dieser Art: „Ueber die Unannehmlichkeiten, nicht oder schlecht zu wissen was vorgeht in der Welt", oder „Eine geographische Notiz über Hindostan, den indischen Handel" u. s. w. Unter den Neuigkeiten aus dem Westen findet sich in der dritten Nummer ein Artikel „Ueber die wundersamen Neuigkeiten aus Europa", worin zuerst von den wissenschaftlichen Fortschritten der Europäer und ihren außerordentlichen Entdeckungen gesprochen wird. Dann wird eines seltsamen Versuchs gedacht den ein Geolog in Stockholm gemacht habe. Dieser Gelehrte hatte einen Frosch in der Erde gefunden, der nach einem Aufenthalte von 6—7 Jahren darin, obwol ohne Nahrung und Luft, noch lebte. Ueberzeugt daß der Mensch Das auch könne, habe er von der Regierung die Erlaubniß erhalten, einen Versuch mit einer zwanzigjährigen Frau zu machen. Mit großer Genugthuung erinnern die Redacteure dabei daran daß vor einigen Jahren sich ein Fakir am Hofe Ranjit-Singh's vorgestellt habe, der sich lebendig mehre Tage habe begraben lassen und nachher lebendig wieder auferstanden sei. Die Redacteure fügen hinzu daß die anwesenden englischen Offiziere, die hieran nicht geglaubt hätten, nun wol durch Das was in Stockholm vor sich gegangen sei überzeugt werden würden. Ebenso bringt diese Nummer Nachrichten über den Gesandten von Nepaul und erörtert dabei die Frage sehr genau, welcher echte Hindu wol zuerst Europa die Ehre seines Besuchs habe zutheilwerden lassen. Man sieht zu welcher Entwickelung es dieselbe Sprache bringen kann, die man verächtlich ein Patois nannte und auf der heutzutage die Zukunft Indiens beruht. 11.

Zur Statistik des Fegefeuers.

Ein Gelehrter hat berechnet, daß ein flinker Mann in Spanien, wenn er drei Schillinge auf eine Miethkutsche verwendet, in einer Stunde durch den Besuch verschiedener bevorrechteter Altäre während der Heiligen Woche 29,639 Jahre, 9 Monate, 13 Tage, 3½ Minute Abzug von der Strafe des Fegefeuers erwirbt. Diesen barmherzigen Nachlaß boten spanische Priester in Südamerika in größerm Stile aus, nach einem solchem gigantischen Continent entsprechenden Maßstabe. Für eine einzige Messe zu San-Francisco in Mexico bewilligte der Klerus 32,310 Jahre, 10 Tage und 6 Stunden Indulgenz. „Als Mittel Geld zu erheben", sagt unser mexicanischer Berichterstatter, „würde ich diese einfache Anstalt der Seelen-

messen mit keiner Steuermacht welche irgend eine Regierung besitzt vertauschen. Da ist kein Steuereinnehmer erfoderlich. Die Zahlungen werden durch die besten Gefühle erpreßt; denn wer wollte nicht zahlen um die Seele eines Verwandten oder Freundes aus dem Fegefeuer zu retten?" So ward das Purgatorium eine Goldmine. Den Aermsten selbst ist ja eine Möglichkeit eröffnet, weil barmherzige Personen nackte Seelen erlösen können, indem man sich eine „habeas animam" Schrift verschafft, d. h. dem Priester eine Messe zahlt. Die besondern Tage dafür sind im Kalender verzeichnet und jedem Aufwärter im Gasthofe bekannt. Ueberdies hängt eine Benachrichtigung an der Kirchenthür: „Hoy se saca anima" (Heute ist eine Seele herauszuholen). Das trifft sich meist im Frühlinge. Im Winter läßt man sie in ihren warmen Quartieren. 12.

Für Nationalökonomen.

Eine gute, billige und nahrhafte Kost für die große Volksmasse ist in der Nationalökonomie eine sehr wichtige Frage. Es gibt kein Volk welches schwere und lange andauernde Arbeit besser ertragen kann als das Volk von Chile, obgleich es an physischer Kraft hinter vielen andern Völkern weit zurücksteht. Die Chilener leben aber Jahr aus Jahr ein fast von Nichts weiter als einem einzigen überaus nahrhaften und gesunden Gerichte, gekochten Bohnen. Es ist dies eine Art welscher Bohnen von dunkelbrauner oder röthlicher Farbe, genannt Poroto, und die Pflanze welche sie trägt ist fruchtbar und würde überall gedeihen. Eine reichliche doppelte Handvoll trockener Bohnen ist in Chile eine gute Ration für einen Mann, denn sie füllen, da sie sehr aufquellen, einen großen Teller. Ihre Einführung bei uns als Nahrungsmittel hat umsomehr für sich, da Diejenigen welche sich daran gewöhnt haben sie nur selten mit einer andern Kost vertauschen mögen. Ihre Zubereitung beschreibt Georg Byam in seinen „Wanderungen durch südamerikanische Republiken" folgendermaßen: „Man legt die Bohnen in einen mit Wasser gefüllten eisernen Topf, läßt sie eine halbe Stunde kochen und gießt dann das Wasser rein ab, während die Bohnen in dem Topfe bleiben, denn dieses Wasser ist ungesund. Hierauf gießt man abermals Wasser hinzu, läßt dann die Bohnen aufs neue kochen bis sie fast weich sind, und gießt das Wasser zum zweiten male ab. Zum dritten Aufkochen läßt man die Bohnen ohne Wasser im Topfe und thut statt dessen je nach Umständen etwas Bratenfett, Salzbutter oder Schmalz, ferner das nöthige Salz und womöglich etwas Pfeffer daran und läßt das Gemisch, indem man es von Zeit zu Zeit sanft umrührt, eine Viertelstunde kochen. Der Ueberrest der Mittagsmahlzeit läßt sich für den Abend aufwärmen. Es kann für den Arbeiter keine stärkendere und zugleich angenehmere Kost geben als dieses Bohnengericht." 17.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1852. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1852. Herausgegeben von J. G. Seidl. 28ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 1851. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Berthold, G., Der Räuberhauptmann Wenzel Kummer, genannt der böhmische Wenzel. Seitenstück zu „Johannes Karaseck". 1ste Lieferung. Löbau, Breyer. 1851. 8. 2½ Ngr.

Böttger, A., Hiazinth und Lilialide, ein Frühlingsmärchen. 4te Auflage. Leipzig, D. Klemm. 16. 1 Thlr.

Braun, J. W. J., Die Sage von den geborenen Kardinälen der kölnischen, trier'schen und magdeburg'schen Kirche. Beleuchtung der Nachschrift zu der Broschüre: Die Bulle Leo IX. für den Erzbischof Hermann II. von Hrn. Dr. Binterim. Bonn, Marcus. Gr. 8. 12½ Ngr.

Csengery, A., Ungarns Redner und Staatsmänner. Zwei Bände. Wien, Manz. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Diefenbach, L., Eschenburg und Eschenhof. Novelle. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 16. 18 Ngr.

Döring, H., Schiller's Familienkreis. Supplement-Band zu Fr. v. Schiller's sämmtlichen Werken. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 20 Ngr.

— — Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anecdoten. Gesammelt und herausgegeben. Leipzig, Falk. Gr. 16. 18 Ngr.

Eichwald, E. v., Naturhistorische Bemerkungen, als Beitrag zur vergleichenden Geognosie, auf einer Reise durch die Eifel, Tyrol. Italien, Sizilien und Algier gesammelt. Mit 4 lithographirten Tafeln. Moskau. 1851. Imp-4. 6 Thlr.

Fehr, D., Das Wiederaufblühen der bildenden Kunst in Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ein Vortrag, gehalten bei der Versammlung Schweizerischer Künstler und Kunstfreunde den 10. Juni in Zürich. Zürich, Meyer u. Zeller. 1851. 8. 6 Ngr.

Gengler, H. G. Ph., Deutsche Stadtrechte des Mittelalters theils verzeichnet, theils vollständig oder in Probeauszügen mitgetheilt. Erlangen, Palm. Gr. 8. 3 Thlr.

Göschel, C. F., Sophie Charlotte, die erste Königin von Preußen. Berlin, Decker. 1851. Gr. 8. 10 Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit. Königsberg, Bon. 1851. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hafis. Neue Sammlung von G. F. Daumer. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hinrichs, H. F. W., Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart in historisch-philosophischer Entwickelung. 3ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte des Natur- und Völkerrechts. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für das Jahr 1852. 32ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 1851. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Keller, G., Neuere Gedichte. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1851. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Andlaw, H. v., Ein Wort der Erwiederung auf den Nachtrag zu der „Bewegung in Baden" von J. B. Bekk. Freiburg im Br., Herder. 1851. Gr. 8. 8 Ngr.

Baumgartner, J., St. Gallerspiegel. Ein Hauptmöbel zur nächsten Verfassungsrevision. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1851. Gr. 8. 8 Ngr.

Behr, J. H. T., Predigt bei Eröffnung des Landtags für die Fürstlich Reußischen Lande J. L. zu Gera am 21. Sonntage nach Trinitatis den 9. November 1851 gehalten. Gera. 1851. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Bestimmungen des Dänischen Königsgesetzes, in Beziehung auf die Erbfolge. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1851. Gr. 4. 7½ Ngr.

Brod oder Tod! Borken. 1851. Gr. 8. 1 Ngr.

Diether, M., Die Gründe meines Uebertritts zur evangelischen Kirche. Köln, Lengfeld. 1851. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ehrenfeuchter, F., Predigt zum Trauergedächtniß des Todes Sr. Maj. des hochseligen Königs Ernst August, gehalten am 23. November 1851 zu Göttingen. Göttingen, Dietrich. 1851. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fels oder Sand. Allen Christen zur Betrachtung vorgelegt vom Prof. Dr. D. Schenkel. Betrachtet von einem katholischen Dorfpfarrer in der Nähe von Heidelberg. Heidelberg, Mieger. 1851. 8. 4 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № III.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Fünfundsiebzigstes Heft.

Inhalt: **Die Wissenschaft der Nationalökonomie** seit Adam Smith bis auf die Gegenwart. (Schluß.) — **Die Nahrungsmittel.** — **Der Elektromagnetismus und seine praktische Benutzung.**

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

sowie als **eine Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im Januar 1852.

F. A. Brockhaus.

Durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist zu beziehen:

Sechs Blätter

nach Werken von Lucas Cranach.

Herausgegeben von

Christian Schuchardt.

Mit Notizen und Erläuterungen in Beziehung auf seine Schrift:

Lucas Cranach des Aeltern Leben und Werke.

Weimar, bei dem Miteigenthümer, Kupferstecher **W. Müller.**
Leipzig, in Commission bei **F. A. Brockhaus.**

Erste Abdrücke vor der Schrift:
Auf chinesisch Papier gedruckt und auf starke feine Cartons gelegt 6 Thlr.; chinesisch Papier, größeres Format, 4 Thlr. 15 Ngr.; weiß Papier, größeres Format, 4 Thlr.

Abdrücke mit der Schrift:
Chinesisch Papier 4 Thlr.; weiß Papier 3 Thlr.

Sämmtliche Ausgaben sind sorgfältigst gedruckt, auf starkem schönem Papier und in festen Mappen.

Soeben wurde versandt:

Minerva. Zeitschrift für Geschichte und Politik von Dr. **Fr. Bran.** Januar 1852, Nr. 1.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen auf das erste Semester an. Preis für das erste Semester: 4 Thlr.

Jena, im December 1851.

Bran'sche Buchhandlung.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen
von
Julius Hammer.

Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Leipzig, im Januar 1852.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Glossen über Politik.

Von

J. G. von Quandt.

8. Geh. 2 Thlr.

Der als geistreicher Schriftsteller, besonders über Kunstgeschichte, rühmlichst bekannte Verfasser äußert in der Vorrede zu diesem Buche unter Anderm: „Im Typhon des Zeitgeistes stürzen sich Viele verzweiflungsvoll in die Wogen, Andere klammern sich an Wracks und ich erfaßte die Politik des Aristoteles als eine Trümmer, welche mich vor dem Untersinken schützte... Auch] Andere an der Einigkeit mit sich selbst, welche man durch ernstes Nachdenken über die Politik des Aristoteles gewinnt, und an den Aufschlüssen, welche sie über die Verhältnisse der Menschen gibt, theilhaftig werden zu lassen, ist der Zweck dieser Schrift. Man würde mir sehr Unrecht thun zu glauben, dieses Buch solle ein Commentar zur Politik des Aristoteles sein, denn es war blos meine bescheidene Absicht Betrachtungen über die Verhältnisse der Menschen an einen sichern Leitfaden anzureihen, wie Machiavelli seine Betrachtung über den Staat an die Bücher des Titus Livius angeknüpft hat, jedoch nicht zum gleichen Zwecke wie dieser bewunderte Staatsmann, welcher sich der römischen Geschichte nur zum Vorwande bediente, seine auf Egoismus eingeengte, nur die nächste Wirkung berechnende Cabinetspolitik, welche Europa ins Verderben stürzte, auszustreuen, die schlimmsten fremdartigen Beimischungen der Politik des Aristoteles für eigene parteilose Weisheit auszugeben und seiner Menschenverachtung Luft zu machen."

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. Gr. 12. 2 Thlr.

Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst und deren Wechselwirkungen mit andern zeichnenden Künsten. Mit zwei Beilagen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Italien im Jahre 1813. Drei Theile. 8. 3 Thlr.

Soeben ist in der **Allgemeinen deutschen Verlags-Anstalt** zu **Berlin** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Judas Ischarioth.

Ein dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen.

Elegante Miniaturausgabe mit Goldschnitt.

Gebunden 1 Thlr. 6 Sgr., geheftet 24 Sgr.

Die Jakobiner in Ungarn.

Historischer Roman

von

Franz von Pulszky.

Zwei Bände. Eleg. geh. 2½ Thlr.

Das Pfarrhaus zu Hallungen.

Zeitnovelle

von

Ludwig Storch.

Eleg. geh. Preis 1½ Thlr.

In demselben Verlage erschien vor kurzem:

Unpolitische Bilder aus Petersburg

von

Eduard Jerrmann,

Königlich Preussischem Hofschauspieler.

Gr. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

In **C. A. Koch's Verlagshandlung (Th. Kunike)** in **Greifswald** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Feilitzsch, Prof. Dr. Freib. v., **Optische Untersuchungen, veranlasst durch die totale Sonnenfinsterniss des 28. Juli 1851.** Mit 3 colorirten Tafeln. Gr. 8. Elegant broschirt. Preis ¾ Thlr.
Nicht allein für das fachwissenschaftliche Publicum, sondern auch für jeden gebildeten Mann verständlich und von grossem Interesse.

Semisch, Prof. Dr. **K.**, **Ueber die Unionsversuche der protestantischen Kirchen,** namentlich in Preussen. Elegant broschirt. 8. Preis 6 Ngr.

Denkmäler niederdeutscher Sprache und Literatur. Herausgegeben und erkälrt von Prof. Dr. **Hoefer.** II. Bd.: **Burkard Waldis' vorlorn son,** nach dem Rigaer Druck von 1527. Elegant broschirt. 8. Preis 1⅓ Thlr.
Der III. Band: **schone kunstlike weritsproke** ist unter der Presse.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig**:

A Key to the exercises of
Ahn's
New method of learning the German language.

First and second course. 8vo. Sewed. 5 Ngr.

Early published:

A new, pratical and easy method of learning the German language. By **F. Ahn.** 8vo. — **First course. Second edition.** 10 Ngr. — **Second course. Second edition.** 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 4. —— 24. Januar 1852.

Inhalt.

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Von Karl Gutzkow.

Vierter und letzter Artikel.*)

Gutzkow's merkwürdiger Roman liegt uns nun vollendet vor. Das Urtheil über eine vollendete Thatsache ist immer ein anderes als das über ihren Anfang, ihre Entwickelung, auch wenn der Ausgang keine andern Aufschlüsse gibt. Das Recht des Factums ist ein gewaltiges; es hat die Geschichte gemacht und Principien zerstört, es hat neue Principe aufgestellt, die Gültigkeit behielten bis neue Facta sie wieder umstießen. Das nächstliegende äußere Resultat hier ist das daß es in Deutschland möglich war in der Mitte unsers Jahrhunderts mit einem neunbändigen Roman die Aufmerksamkeit des Publicums zu fesseln, und daß, wo man schon das Ueberschreiten der Zahl drei bei der Unaufmerksamkeit mit der wir, von andern Dingen angeregt, lesen, nicht liebt, diese neun Bände nicht allein gelesen, sondern der Art verschlungen wurden daß in kurzer Zeit eine zweite Auflage nöthig ward. Das nächste Resultat ist: daß es möglich war diese Aufmerksamkeit durch eine Geschichte aus unserer Zeit, unserer nächsten Gegenwart, aus Personen und Begebenheiten die wir alle kennen, aus der Geschichte unserer Tage zu fesseln, ohne daß, und Dies rechnen wir als dritten Gewinn, der Dichter weder in den Farbentopf der Romantik griff, um durch Nebel, Dämmerlicht, Sonnenuntergänge und schauerliche Nachtstücke der trockenen Wirklichkeit einen Lustre zu geben der ihr beim Mittagssonnenschein abgeht, noch die Nerven anspannte durch grelle, herzzerreißende Situationen, durch die Folterkünste einer auf den Ausgang bangen Erwartung. Nein, es ist die Macht der Charaktere, Situationen und die Kraft des Gedankens, der freilich weit und tief umherschöpfte in allen Brunnen unsers Daseins, oft bittern Trank, was dem Roman seine Anziehungskraft verlieh. Das ist unser Urtheil beim Schluß wie es in der Mitte war. Endlich das Resultat, was vorweg hier auszusprechen wir uns gedrungen fühlen, daß Vieles was wir in der Anlage tadelten, weil es nicht motivirt schien, durch die Ausführung motivirt ward. Nach Gutzkow's Natur, Begabung und Studium müßten wir annehmen daß ihm der ganze Plan von Anfang an klar vor Augen gelegen; selbst einer ältern Schule angehörig, welche der Macht des Impulses ihr Recht gönnt, möchten wir es aber nicht glauben, wir möchten lieber nach wie vor annehmen daß Vieles dem Dichter erst im Schaffen in die Feder gesprungen ist, oft das Bessere, und daß selbst die Meinung die sich unter den Lesern nach den ersten Bänden aussprach, zu mancher Umänderung, anderer Motivirung, ja selbst zur Polemisirung ihm Anlaß gab. Das ist kein Vorwurf bei einem Werke wie dieses, welches nicht sowol als Kunstwerk wie als ein Spiegel der sich fort und fort entwickelnden Zeit auftritt. Vieles von Dem was er in den letzten Bänden in seinem Spiegel auffängt, konnte er als er den Roman anfing noch gar nicht vorausgedacht haben, da es erst inzwischen sich ereignet hat. Uebrigens ist diese Wechselwirkung zwischen Dichtung und Wirklichkeit schon ein mal dagewesen. Auch der große Cervantes konnte, indem er sein größtes Werk schuf und stückweise in die Welt schickte, auf die Stimme im Publicum hören und sie im Verfolge des Romans wieder abspiegeln.

Der Erfolg, die Wirkung des Romans ist eine ungewöhnliche und zeigt von — nicht einem Talente des Verfassers, woran Niemand gezweifelt, wol aber von — einer Elasticität desselben die wir bis dahin nicht kannten. Ein Roman von solcher Bedeutung fodert aber die

*) Vergl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 104, 111 und 126 d. Bl. f. 1851. D. Red.

Kritik ganz anders heraus, und wenn wir von vornherein sagen daß wir den Erfolg einen vollkommen gerechten nennen, daß die Wirkung welche er auf das große Publicum gemacht, er auch auf uns hervorgebracht, so sind wir um deshalb weder verpflichtet noch berechtigt in den Hymnus einzustimmen der von wegen eigener Befriedigung keinen Tadel dulden will. Im Gegentheil wir würden Gutzkow's Werk einen niedrigern Standpunkt als eine solche Arbeit beansprucht anweisen, wenn wir nicht zugleich anerkennten daß es an Mängeln leidet die wir zum Theil schon angedeutet haben, die wir noch gelegentlich berühren und die spätere Kritiken, wenn der erste Eindruck vorüber, richtiger auffassen werden. Ja wir wünschen dem Verfasser daß Dies geschieht, denn wenn es nicht geschähe würde sein Werk nur als ein Product der Zeit gelten können, und wir finden darin solche kühne Züge und eine Wahrheit die uns wünschen lassen daß es die Zeit des ersten frischen Eindrucks lange überdauere. Dies sei Denen gesagt die etwa finden daß wir zu wenig loben; nach der andern Seite werden wir es vielleicht noch mehr versehen, wo wir zu Viel loben, weil der Roman ihnen nicht Das ist was sie von einem Kunstwerk erwarten, weil die Tendenz ihnen nicht gefällt, oder gar weil sie sagen es sei nichts Originelles, sondern ein den französischen Mustern nachgebildetes Werk. Mit diesen Letztern wollen wir uns ins Klare setzen, indem wir kurzweg aussprechen: wir halten „Die Ritter vom Geiste" für ein deutsches Originalwerk, wie es eben nur ein deutscher Geist schaffen kann. Mögen noch so viele Mystères, Ewige Juden und Grafen Monte Christo voraufgegangen sein und vielleicht den äußern Anlaß gegeben haben, mögen auch hier und da einzelne Nebenfiguren an Gestalten in französischen Büchern erinnern, so ist das gewiß daß dieser Roman nur von einem Dichter mit philosophisch-geschichtlicher Bildung, der mit deutscher Weltanschauung die Verhältnisse betrachtet hat, gedichtet werden konnte. Parteilos ist Niemand, aber zu einer solchen über den Parteien stehenden objectiven Auffassung der in einer Zeit erscheinenden Dinge hat sich wenigstens ein französischer Romandichter nicht aufgeschwungen. Die geschicktesten geben Segmente mit unsichern Streiflichtern ins Universale hinaus; Gutzkow hat eine Totalität der Anschauung, zu der, wir sagen nicht kein Franzose, aber die genannten in keinem Fall sich erheben können. Und wir wollen uns einmal dem Vertrauen zu unserm Publicum hingeben daß es diese entwickelte Eigenschaft des Dichters ist welche ihm diesmal die ungemeine Theilnahme verschafft hat; nämlich neben der Charakteristik der Personen und dem Interesse der Handlung sein universelles und zugleich tiefes und innerliches Eindringen in die Verhältnisse unserer Zeit. Wir wollen einmal annehmen daß auch in unser blindconservatives Publicum, das geflissentlich die Augen verschließt vor den Dingen die es aus seiner Ruhe stören könnten, ein Verlangen gekommen, wie das Schreckliche, um das es draußen sich nicht kümmern mag, im Spiegel der Dichtung sich ausnimmt, und daß es von der Wahrheit und dem Reichthum der Bilder überrascht sich fortreißen ließ, und mitfühlte wo die künstlich zurechtgelegte Moral fürs Haus ihm immer gesagt hat: laß dich nicht darauf ein, es geht dich Nichts an.

Aus seiner Natur kann Niemand heraus, auch Gutzkow nicht, trotz der bewunderungswürdigen Elasticität die er hier gezeigt. Es ist eine Dichtung die nicht aus der Anschauung, aus dem Bilde, Goethe würde es die Gelegenheit nennen, hervorgegangen ist, sondern aus der Idee, aus der Wissenschaft, aus der Consequenz des Gedankens. Diesen Ursprung verleugnet das Werk nicht, auch da wo es durchaus dichterisch wird. Die Idee stand als Ursprüngliches da vor dem Dichter, und erst nachher nahm er dazu seine Personen, Charaktere, Gegenden, Localitäten, Situationen. Aber es ist etwas ganz Anderes, wo ein abstracter Denker einmal mit einer glücklichen Idee die ihm zur dichterischen Ausführung sich zu eignen scheint, Fleisch und Blut dafür sucht, und da wo dem Denker das volle Material mit der Idee zugleich zur Hand ist. Bei jenem kommt in der Regel etwas Hölzernes zutage, die Begeisterung verkühlt sich zum Pathos. Gutzkow hat diese Zeit die er zum Vorwurf nimmt theilnahmsvoll mit durchgelebt, und sie liegt vor ihm, ihm zur Seite, in der lebendigsten Anschauung und ganz anders geordnet als etwa Jean Paul in Schnitzeln Papier die Wissenschaft ordnete, die ihm nachher ideelles Fleisch und Blut liefern sollte, wenn sein Dichtergenius einen Entwurf mit Gedankenreichthum bekleiden wollte. Er bringt von vornherein eine Fülle von Wissen und Anschauungen mit, und wo einem darin Aermern das Entwickeln Sorge macht, ist seine nur, die Verwickelung zu verhüten und das reiche Material zu ordnen. Gutzkow ist ein geistig wohlarrangirter Mann, er weiß zur rechten Zeit auszugeben und zurückzuhalten, daß er aber bei einem neunbändigen Roman doch dann und wann in die Brüche kam, ist umsoweniger zu verwundern als die mittlern noch geschrieben wurden zur Zeit als die erstern schon durchs Publicum liefen, und die letzten, als bei der Lecture der mittlern man jene schon umsonst foderte. Dabei ist ihm freilich nicht begegnet was Walter Scott einmal, daß er im dritten Bande einen Mann agiren ließ von dem er vergessen daß er ihn im ersten schon sterben lassen, was dann einige Mühe kostete zu repariren. Für solche Verstöße ist Gutzkow zu klar und zu klug; aber er mußte im neunten Bande die Erzählung oft comprimiren, einschachteln, psychologische Entwickelungen, für die man ihm gern einen weitern Raum gegönnt, in Parenthesen geben, um nur mit dem Platz auszukommen, während in den frühern Bänden einzelnes minder Bedeutende unverhältnißmäßig ausgesponnen ist. Worüber man bei einem Werk das der Kunst allein gehören will die Achseln zuckt, verzeiht man, oder man freut sich sogar, bei einer Schöpfung mit dem Anspruch der frische Abdruck einer lebendigen Wirklichkeit zu sein.

Es ist ein ganz anderes Moment bei dem wir anstehen, zweifelhaft ob wir es loben oder tadeln sollen —

die Vollständigkeit des Gemäldes. Wir meinen nicht die Abrundung, den Abschluß, sondern die Aufnahme von Allem was in der Zeitperiode Bedeutung gewann und zur Erscheinung kam. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet erscheinen „Die Ritter vom Geiste" als ein Compendium einer dreijährigen Zeitgeschichte, dem man nur ein alphabetisch geordnetes Register des Inhalts angehängt wünschte um jedes Thema nachschlagen zu können; was beiläufig seine unüberwindlichen Schwierigkeiten hätte, da der Gegenstand zwar klar, der ihm angehängte Name aber natürlich ein willkürlicher oder mit Laune aus dem wirklichen componirter ist. Mit einem solchen Katalog wäre der Roman für den politischen Leser von heute und noch mehr für den künftigen Geschichtschreiber von großer Wichtigkeit. Wir, die wir die Zeit mit durchgelebt, haben wenigstens den Schlüssel, der Leser nach 10, 20, 30 Jahren wird ihn oft mit Mühe suchen, wie das heute schon manchem Leser der Immermann'schen „Epigonen" und seines „Münchhausen" passirt. So schnell verzehrt sich der Ruhm in dem immer raschern Geschichtsstrom! Und doch ist es gerade Dies was dem Roman, auch wenn eine misgünstige Kritik ihm die Poesie und den Kunstcharakter abstreiten wollte, einen Werth gibt der für sich selbst spricht. Wir finden Alles darin was in drei Jahren in unserm Vaterlande geschehen und gedacht ist, von den Thürmen der Könige bis zu den Hütten der Bettler. Der Sammlerfleiß des Verfassers ist unverkennbar; da ist keine bedeutende und keine unbedeutende Person welche von sich reden gemacht, keine geistige Strömung und Contreströmung, wir möchten sagen kein Lüftchen, das als Blase sich aus dem Wasser ringelte und einen Moment die Aufmerksamkeit anzog, was nicht in der Dichtung Aufnahme fand und — durchdichtet! Es ist nichts Rohes hineingeworfen, Alles ist geschickt ins Ganze verwirkt und verarbeitet und von dem philosophisch-politischen Standpunkte des Verfassers aus durchgeistet. Eines schiebt sich in das Andere, um den Teppich reich und bunt zu machen. Und zugleich räumen wir unbedingt ein daß er die Richtungen und Persönlichkeiten die ihm, seiner Anschauungsweise und Partei widerstreben, nicht carikirt hat. Es ist die wissenschaftliche Begabung Gutzkow's die ihm erlaubt und gebietet Jedem sein Recht zu gönnen, und auch den Gegner aus seinem eigenen Gespinnst heraus von sich selbst gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Selbst auf der äußersten Linken, geistig aufgefaßt stehend, kann doch keine der Parteischattirungen bis zur äußersten Rechten hinauf sich beklagen daß er sie unwürdig dargestellt. Die Störenfriede, Maul- und Bierschenkenhelden des Radicalismus, die Ehrlichen unter ihnen, die aber in ihrer beschränkten Weltansicht vermeinen, es sei gethan wenn sie bei jeder Gelegenheit mit den Fäusten losschlagen, werden zurechtgewiesen; die Constitutionnellen, freilich nur durch den Haidekrüger Justus repräsentirt, figuriren ebenso vollsaftig als vor sich vollberechtigt. Die lavirenden Charaktere, wo sie als Anbeter der Conventionnellen auftreten oder in Phantasien über den Zeitstrom sich hinschaukeln, haben alle eine innere Wahrheit. Sieht, hört nicht Jeder diesen Propst Gelbsattel? Nur die Trompetta streift an die Caricatur; wie gesagt sie streift nur, denn der Originale die ihr auf ein Haar ähnlich sehen gibt es nur zuviel. Fast möchten wir sagen, der reine Absolutist Egon sei Caricatur, weil die Wirklichkeit der drei Jahre keinen solchen Charakter ins Leben rief (wenigstens nicht in Deutschland, und Guizot gehört der vormärzlichen Zeit an), es ist aber eine Wahrheit die nur in der Wirklichkeit ausblieb; zufällig oder weil das Sumpffieber Alle angegriffen hat. Wie meisterhaft sind nun alle die Nebelirrwische nach allen Richtungen von Rechts hingeworfen. Mit wenigen Strichen welche Naturwahrheit! Hier schon überragt der Dichter den Componisten. Ritter Rochus vom Westen ist ein vollgültiger Gattungsbegriff. In dem Individuum glaubten wir einmal eine kleine Verzeichnung zu bemerken, aber wir glauben jetzt zwei componirte Individuen in ihm zu entdecken. Keine dem Verfasser feindliche Persönlichkeit hat er so gerecht gezeichnet als General Voland von der Hahnenfeder. Wie falsch und ungerecht ward dieser Mann von der Majorität der Liberalen zu der Zeit aufgefaßt als Gutzkow seinen Roman zu schreiben anfing! Diese Verdächtigungen sind in sich zerfallen; wir meinen der künftige Historiker werde Gutzkow's Portrait nur abzuzeichnen brauchen. Geschickt läßt er die Figur nur im Hintergrunde vorüberschweben; ihm fehlt das Mark um eine dramatis persona zu werden, so für die Dichtung als in der Wirklichkeit. Ueber die verschwimmenden und klingelnden Nebelbilder noch höher nach Rechts hinauf schweigen wir. Alles Daguerreotypen; der Pinsel hat kaum einen Farbenstrich hinzugethan. Nur könnte die politische Kritik fragen: Warum hat er denn keinen wahren Aristokraten hingestellt wie doch einen wahren Absolutisten? Warum begnügt er sich mit diesen Altenwylen, diesen Trompettas und Flottwitzen aus der Provinz, warum stellt er dieser Misère nicht einen wirklichen, unabhängigen, das Volk wie die passive Unterwürfigkeit vor dem höchsten Willen gleich verachtenden stolzen Geist gegenüber? Die Antwort ist von selbst gegeben. Er fand Nichts vor von dieser Sorte. Wenn in den Provinzen sich hier und da ein solcher Geist in seinem Herrenhause verschließt, so hat das keine Bedeutung gehabt für die Geschichte. Sie haben sich nicht gezeigt, nicht gehandelt und nicht gesprochen. Sie haben ihren Ingrimm verschluckt und geschwiegen in der Speculation daß vom Sprechen der Andern für sie Etwas abfiele. Dann würden sie es nehmen. Sie haben falsch gerechnet. Die materiellen Brocken die ihnen dabei zugutkommen werden dadurch aufgewogen daß sie sich geistig selbst annullirt haben. Ein Adel mit Bewußtsein, Mark und Kenntniß der Dinge hätte sich zur Herrschaft aufschwingen können, so wunderbar hatten sich die Conjuncturen gestaltet; sie haben es auch diesmal versäumt.

Das Prototyp einer wirklichen Erscheinung mit einer Naturwahrheit in sich ist das Fräulein Friederike Wilhelmine von Flottwitz. Wohlverstanden eine Natur-

wahrheit nur für ein europäisches Land und auch dort eigentlich nur für den Strich zwischen zwei großen Flüssen. Hier nur kam diese seltene Blume zum Vorschein; sie kann nicht anderswohin verpflanzt werden. Wie verführerisch war die Gelegenheit zur Caricatur. Der Ansatz, die ersten Striche deuten auch darauf. Aber die Dichternatur hat den Politiker überwunden, er hat eine Natur, eine schöne Natur gezeichnet, ein begeistertes Mädchen für eine Idee der bis zu der Periode in welcher der Roman anhebt Tausende und Millionen Herzen schlugen. Seitdem hat die Zahl sich freilich verringert, die Thaten, nicht die Worte haben zum Bewußtsein geredet daß es auch nur einer jener Opferdienste war, die ursprünglich rein und schön, es nur so lange blieben als die Götter über dem Altar eine Idee repräsentirten und die Priester nicht mit der Opfergabe eine Speculation verbanden. Daß Gutzkow diese Friederike Wilhelmine liebenswürdig gehalten, daß die Liebenswürdigkeit, das Menschlichweibliche in ihr das Schrofflächerliche überwindet, rechnen wir ihm als einen echten Dichterzug an.

Aber wenn wir anderswo sagten (nach der Lecture eines oder der zwei ersten Bände) daß uns der Roman wie ein Werk des Verstandes erscheine, aus mächtigen Quadern regelrecht zusammengefügt, aber ein Bau von solcher schönen Tüchtigkeit, aus dem auch die poetischen Blumen dann und wann von selbst hervorschössen, so fühlen wir jetzt daß Dies zu wenig gesagt ist. Der Stein selbst erweicht sich und die Poesie durchsickert ihn oft wie ein quellenhaltiges Gebirgsgestein. Der Dichter der stark sein wollte und überall Herr bleiben des Objects, wird weich, die Situation übt ihr Recht auf ihn aus und er dichtet unwillkürlich wo er nur schaffen wollte. Das sind nach unserer alten ästhetischen Anschauung duftige und saftige Niederungen, an die er bei der Anlage nicht gedacht hat. Der Wagen rollte über die großen Straßen und Höfe fort nach den im voraus markirten Punkten, aber die Gelegenheit wollte daß er bei der Fahrt auch in die Niederungen gerieth, und der Duft des Grases, die stille Anmuth zwang ihn hier zu verweilen. Hier bricht dann das Unwillkürliche vor, jene stillen Züge aus dem Seelenleben, die wir in unserer alten Sprache Poesie nennen. Dahin rechnen wir z. B. — es sind aber viel mehr solcher Stellen — den Aufenthalt Siegbert's in den Novembernebeln des Ullathales. Wie wenig geschieht da, nichts Glänzendes, Piquantes, Nichts was offenbarer Fortschritt in der Handlung wäre. Was ist da zu schildern, wo Nebelgeriesel Berg und Thal bedeckt und Pferd und Wagen im Koth stecken bleiben, wo nur Alltagspersonen neben Denen uns begegnen, deren Charaktere und Thatkraft wir kennen und die hier kaum Gelegenheit haben sie zu äußern. Aber gerade hier lebt Alles, es athmet; wir fühlen uns heimisch, so unwirthlich es auch aussieht. Tieck sagte einmal zum Referenten als er von seinem Fenster am Neumarkt in Dresden das stille Treiben übersah: Da glauben die jungen Dichter von heute mir ihre Kraft zu zeigen, wenn sie Don Juans und Fausts zusammenbringen, aber wenn ich ihnen aufgäbe das Aepfelweib da unten in ihrem Kram zu schildern, so erschräken sie davor, weil sie es nicht können! Gutzkow hat hier gezeigt daß er auch Dies kann. Es ist ein wohlthätiges Ausruhen in diesem feuchten Herbstleben. Die Kraft zum Schaffen verläßt ihn nicht, im Gegentheil, weil er hier nicht verweilen will, darf, wirft er mit wenigen scharfen Zügen das Leben, die Anschauungen dieser Landhonoratioren hin, diese gutmüthigen Landedelleute, die Alles todtschießen möchten, damit Alles bleibt wie es ist, diese sentimentalen, rührigen, kleinschaffenden Frauen, diesen muntern ländlichen Freier, den beschaulichen Candidat Oleander, vorallem aber die — Frau Predigerin Stromer! Welch tiefe Poesie ist in dem stummen Schmerz ihres Verhältnisses, in dieser von ihrem Gatten verlassenen Dulderin, die an und für sich die poesieloseste Figur scheint und eben durch den Conflict in den der Dichter sie bringt zu einer Erscheinung wird, so tief die Gemüthswelt erschütternd wie es eben nur der Dichter vermag.

Die Poesie die wir meinen kommt aber noch von anderswoher. Der Verfasser wollte objectiv über seinem Gemälde schweben, den Gestalten und Verhältnissen ihr subjectives Recht lassend, sich selbst, seine Ansichten, Stimmungen höchstens in seinem Helden Dankmar incarnirend. Aber er blieb nicht Herr über seinen Willen. Die Geschichte die mit ihm um die Wette dichtete, im raschen Verlauf der wahren Entwickelungen unsers Staatslebens die seiner Fabel überholte, wirkte so mächtig auf ihn ein daß ihm selbst unbewußt seine Stimmung eine ganz andere ward. Sie wird elegisch, aus dem Epiker wird er wider Willen zum Lyriker. Die Wehmuth über das in der Wirklichkeit Geschehene und Geschehende durchweicht ihn daß überall, ohne daß er es selbst merkt, elegische Gedichte vorsprießen. Am Grabe der schönsten Hoffnungen bricht er nicht in Verzweiflung und Zorn aus, er bleibt auch insoweit Herr seiner selbst daß er überall auf die Zukunft weist, auf die Entwickelung der Dinge die nicht ausbleiben kann, darf, wenn in unserer Vernunft und Geschichte Logik ist, oder wenn wir nicht eine abgelebte Nation oder gar ein menschgewordener Weltkörper sind, der in sich zerfallen muß, damit Andere ihn ablösend an seine Stelle treten; aber die unwillkürliche Macht hat ihn erfaßt, und oft wo er erzählen wollte singt er, und seine Reflexionen werden Elegien. Wo alle Besonnenheit, Berechnung, Weisheit an dem scheinbaren Ungefähr zerfällt, wir unsere künstlich geschichteten Ameisenhaufen zertrümmert sehen von dem plumpen Fußtritt eines Stolpernden, was bleibt uns da übrig als die Resignation! Sie mag wieder neue Schlösser, größere mit weitern Fundamenten bis ins Firmament hinein bauen: einstweilen aber kann sie nichts Anderes als Elegien dichten. An diesen Zauber hat der Verfasser nicht gedacht als er die Feder ergriff, aber seine Wirkung ist unbestreitbar.

Um alles Bemerkenswerthe im Buch nur anzudeuten müßten wir die Grenzen einer Kritik weit überschreiten, indem bis zum Schluß immer neue Erscheinungen,

Wendungen, Gedanken auftauchen. Nur den Personenreichthum zu catastriren ist unmöglich. Nur fühlen wir uns verpflichtet einzugestehen daß wir das über Egon Gesagte zum Theil zurücknehmen. Wer die Schuld am Misverständniß trägt, ob wir im Lesen oder der Dichter in der ersten Einführung seines zweiten Helden, bleibe dahingestellt. Er hat etwas Größeres mit ihm gewollt als er uns bei oder nächst seinem Eintritt ahnen ließ. Es ist eine durchgedachte Charakterentwickelung, wie dieser junge Fürst, der seinen Stand aufgegeben und haltlos in eine gewisse Sentimentalität sich gestürzt zu haben scheint, allgemach im Conflict der Umstände erstarkt — nicht zum Guten, denn die edeln Säfte hat er ausgegeben, der Blasirte erstarkt nur zum starren Principienmann —, wie er dann zum bureaukratischen Tyrannen sich aufgipfelt und hier sein freudenloses Werk einer unhaltbaren Restauration mit consequenter Despotie gegen das Volk und gegen sich selbst durchführt. Es ist eine psychologische Wahrheit darin die wir bewundern, und wir bedauern nur daß es für die Localität eine Chimäre ist. Egon ist eine ungewollte Schmeichelei für die Männer der rettenden That welche sie in der Wirklichkeit in dem oder den Staaten ausgeführt haben an die der Dichter gedacht hat. Diese arbeiteten ja nur in den Tag hinein, heute kaum wissend was morgen geschehen werde, getriebene, gestoßene Werkzeuge Anderer hinter ihnen und seitwärts, die theils ebenso wenig wußten was es galt, theils aus ganz andern Motiven in der Stille und aus der Ferne her operirten. Ein consequenter Charakter wie Gutzkow in seinem Egon ihn aufstellt, so eisern fest, rücksichtslos gegen unten und oben, hätte den gemeinten Staat retten können. Es fand sich kein derartiger Charakter, und gerade Das war der nächstliegende Grund warum der gemeinte Staat in die Misère gerieth nach innen und außen. Die äußern Verhältnisse läßt der Dichter mit Recht ganz unberührt. Hier also weicht die Dichtung entschieden von der Geschichte ab, obgleich sie ihr in allen andern geistigen Strömungen Schritt um Schritt folgt. Egon, aus welchen Persönlichkeiten, die Gutzkow sonst vorschwebten, auch componirt, ist ein meisterhaft gehaltenes Charakterbild. Mit großem Geschick läßt er auch die eigentliche Action, durch welche er die Restaurationsleiter hinaufsteigt, um mit klarem Bewußtsein und gebrochenem Herzen und Körper nachher sich wieder hinunterstürzen zu lassen, im Hintergrunde vorgehen. Während wir in den Novembernebeln des Ullagrundes die Brust erfrischen, rollt sich das krachende Rad in der Hauptstadt weiter, und als wir zurückkehren sehen wir nur noch die gebrochenen Glieder. Es ist aus und der Dichter läßt die wieder zur Besinnung gekommene Fürstin am Schluß in freier Waldluft die Worte sprechen: „Eine Zeit wo die Könige auf den Egoismus mehr hören als auf die Stimme einer sich selbst beherrschenden, auf Geschichte begründeten Weisheit, ist in ihrer gegenwärtigen Ordnung verloren." Aber der Staatsmann des starren Princips, der nur aus Pflichten den Staat wieder aufbauen wollte, ist auch verloren, er geht ein geknicktes Rohr vergebens der heilenden Luft des Südens entgegen, ohne Trost für sich und das Allgemeine, und nur mit dem, wenn es einer ist, daß er Morgenluft wittert, die aber nur über blutgetränkten Feldern aufgehen soll.

Wo der Dichter sich den Hofsphären nähert, ist er specifisch glücklich: die Ueberraschung der besuchenden hohen Herrschaften auf Tempelheide scheint der Wirklichkeit abgestohlen. Der Monarch in seinem Dualismus, die erwachende Tradition von der Mission seiner Ahnen, wie er Thränen der Rührung an der Brust des uralten Tribunalspräsidenten vergießt, der das freimaurerisch aufgefaßte System der Duldung, Humanität und Geistesfreiheit des philosophischen Jahrhunderts würdig repräsentirt, die Königin, die Nichts von dieser Tradition weiß, ganz andern Traditionen huldigend, die Hofdamen, Kammerherren, die mitschlürfen müssen Wonnen die sie nicht empfinden, die Ehren die hier gefühlt werden wie Himmelsbalsam, dort wie Feuer brennen, Das sind Würfe um die jeder Dichter den Verfasser beneidet. Dann als Gegenstück Karl Eisold's Tod, Begräbniß, die verzweiflungsvollen Klagen Luise Eisold's, der Tochter des Volks, die Füsilirung des jungen Sergeanten, die Verfolgung des Major Werdeck, der Fanatismus seiner principiellen Feinde, seine Flucht — die Werdeck's sind allerdings äußerst seltene Gewächse in dem Heere wo die Flottwitze das Feld als Kraut und Unkraut bedecken, mit einigen Modificationen gibt es ihrer aber mehr in andern Truppentheilen als man annimmt —, die Ausweisung, Einsperrung der Hauptpersonen, Alles was athmet, frei denkt, politisch verdächtigt. Die Polizei mit ihren Spionen, die ihr aber wieder nicht treu sind — denn wo ist das Band das sie festhält, wenn Vortheil, Lust, Ehrgeiz von der andern Seite winken — muß natürlich einen immer bedeutendern Raum einnehmen. Die Lösungen werden tragisch, blutig; die zwischen Pauline von Harder und Egon ist wieder eine Silberader, wie überhaupt jene der bestgezeichnete Charakter bleibt von Anfang bis Ende. Gern hätte man ihr und der Ludmer eine stärkere Dosis, eine in die Augen fallendere Nemesis gegönnt, während Murray, der Geläuterte, gegen unser Gefühl ins Zuchthaus zurückmuß. Er will es um seine Läuterung zu vollenden. Seine Sehnsucht nach der Beichte war schon ein Vorschmack, und es paßt zu dem allgemeinen düstern Ausgang. Die übrige Familie Zeck hätten wir gern früher beseitigt gesehen. Sie quälte nur. Justizrath Schlurck geht wie ein Licht aus; doch ist ihm ein tragisches Ende nicht gespart. Es hätte so leicht vermieden werden können, aber von der Wirklichkeit hat sich der Dichter dabei nicht entfernt; das Factum spielt so und hat oft so vor unsern Augen gespielt. Schlurck, der Glänzende in seiner Sphäre, kann sich mit der neuen Luft und Witterung in keiner Art vertragen, und aus jener glücklichen alten Zeit hat er nicht wie sein Gegenstück, der Obertribunalspräsident, das Wahre, Ewige, nur den bequemen philosophischen Flitterglanz sich zueigengemacht. Es hält nicht Stich in den Stürmen. Der

Jesuit Raffard schwirrt nur noch in der Ferne, wir bezweifeln daß die Fortschritte seines Ordens in protestantischen Ländern sein Werk sind; das Miasma in der Luft bedarf nicht solcher Unterhändler. Beiläufig ist zu bedauern daß die berühmte Touristin nicht früher von Babylon nach Jerusalem gereist ist, Gutzkow würde ihr einen andern Ehrenplatz angewiesen haben als in der gelegentlichen, aber sehr treffenden Erwähnung zum Schluß. Daß die d'Azimont eine Magdalene wird verstand sich von selbst, daß Pauline es werden dürfte übergeht er mit einem Fragezeichen: das Factum glaubwürdig darzustellen wäre eine zu harte Aufgabe. Diese äußerste, frevelnde Krankheit der blasirten Modewelt bis aufs Blut zu geißeln, wenn noch Blut da ist, bliebe eine verdienstvolle Arbeit. Dem Rationalisten Rudhard, der zuletzt nicht mehr gebraucht werden konnte und deshalb beiseitegeschoben ist, hätte der Dichter hier eine passende Stelle anweisen können, wenn — dazu Raum gewesen wäre. Aber Alles hat seine Zeit, auch ein neunbändiger Roman, er stürzt zu Ende und die Thüren werden zugeschlagen wo agirende Personen noch etwa auf die Scene treten wollten. So ist auch nicht viel Platz mehr für die Wäsämskoi'sche Familie. Die Mutter ist schnell zur Vernunft zurückgekehrt, sie entschließt sich zu einer mariage de raison und versöhnt sich conventionnell mit der Rivalin Tochter, daß uns die Frage aufstößt: wozu denn überall die Vieler Gefühle verletzende Eifersucht zwischen Tochter und Mutter, wenn sie nicht zu mehren Ver- und Entwickelungen führen sollte? Aber dies allgemein psychologische Gebiet mußte bei der Aufgabe des Dichters seine Zeit in ihren charakteristischen Zügen zu schildern zurücktreten, wir verdanken der Episode den eigenthümlich interessanten Charakter Olga's, ihre Briefe aus Rom voll poetischer Anschauungen (z. B. von der unendlichen Traurigkeit die alles vollkommen Schöne hervorruft), und was hätte eine psychologisch noch so vollkommen entwickelte Aussöhnung zwischen ihr und der Mutter für Gewicht im Verhältniß zu der gewaltigen zwischen zwei Charakteren wie Vater und Sohn, zwischen Egon, dem Fürsten, und Rodewald, seinem Pachter.

Alles Edle und Theure im Vaterland ist eingekerkert oder ausgewiesen, verstoßen, auf der Flucht oder im Fortreisen nach glücklichern Ländern. Auf dem Tempelstein, einer Ruine der Templer an einem Nebenflusse des Rheins, deren Territorium zur Hälfte auf französischem Gebiete liegt, finden sich die Flüchtlinge zusammen. Bittere Ironie des Schicksals! Heute würden sie auch dort sich nicht wiederfinden dürfen; der Romandichter hatte mit aller prophetischen Phantasie den 2. December 1851 nicht vorausgesehen. Aber seine Visionen gehen weiter und der Schluß knüpft sich an den Anfang. Dieser beginnt mit einer Vertheidigung der Geheimbündlerei, die keinen andern Zweck gehabt als das Freie, Schöne, Edle, die Erkenntniß der Wahrheit, den Geist der frei macht, vor der rohen, befangenen, im Buchstabengesetz erstarrten, vor dem Absolutismus kriechenden Masse zu schützen. Sogar der Treubund findet da seine Vertheidigung, die Templer ihre Rechtfertigung, die Freimaurer einen Advocaten. Dieser rothe Faden, an den das äußere Gestell des Romans sich rankt, ist mit Klarheit und Besonnenheit durchgeführt, und der neue Bund der geistig Freien ist der von Dankmar Wildungen gestiftete, nach welchem das Buch seinen Namen führt. Ist sein Bund der Ritter vom Geiste eine Phantasie? Oder ist er eine Nothwendigkeit, nachdem wir es hier und da aussprechen gehört daß es der Geist sei welcher die Staaten verrückt, die patriarchalischen Lebensverhältnisse zerrüttet, die Völker aus ihrer natürlichen Bahn gerissen, die Menschen unglücklich gemacht. Es ist freilich ein unermeßliches Unglück oder eine unermeßliche Demüthigung für das Menschengeschlecht daß ein solches Wort in der Mitte des 19. Jahrhunderts ausgesprochen werden konnte! Und wenn es nicht ausgesprochen wäre, so lehren die Thaten die darauf folgten, daß es der innerste Gedanke Derer war die an der Scheidestunde des Jahrhunderts auf den Höhen der Menschheit zu stehen glauben. Da ist es freilich eine Nothwendigkeit der denkenden Edeln, der geistig Freien zusammenzustehen, um die Errungenschaft von Jahrtausenden vor solchen Angriffen zu vertheidigen. Doch über die Angriffe von daher könnten wir lächeln, es sind ephemere Impulse des Wahnsinns der Blasirten, man könnte sie walten lassen bis sie sich selbst erschöpft in sich zerfallen; aber die drohendere Gefahr ist aus dem großen Sumpfe der erschöpften, ermüdeten Massen, der willigen Diener des Buchstabens, welcher es sei, denen jeder Zustand recht ist wenn er Ruhe schafft und was sie Ordnung nennen. Wenn diese Götzendiener der Materie den Sieg auf lange Jahre davontrügen, dann freilich könnte uns um den Geist bange werden der Europa zur Herrscherin der Welt gemacht, dann wäre er in sich selbst untergegangen, der uralt mathematische Satz wäre zu Schanden daß mens molem agitat. Die Nothwendigkeit dagegen anzukämpfen und zusammenzustehen ist da, und Ehre dem Dichter daß er diese Foderung zum Gegenstande seiner Dichtung gemacht hat, auch seinen Doctrinen, wo sie zum Vorschein kommen, wer sollt ihnen nicht Beifall: daß innere Läuterung, Erkenntniß des Rechts neben der Nothwendigkeit, auch Anerkennung der localen Lebensfoderungen, selbst der sittlichen Gewohnheiten der Individualitäten und Nationen der Freiheit nach außen vorangehen müsse, eine Foderung deren Nichtbeachtung den Radicalismus so oft dicht am Siege scheitern machte. Aber wird dieser große Bund, dessen Nothwendigkeit wir anerkennen, durch Bündlerei gefördert? Und kann eine Bündlerei ohne Symbole bestehen? Letzteres verneint der Dichter selbst, indem er für seine neuen Templer und Freimaurer Symbole aus dem Mittelalter borgt. Ersteres — ja wenn wir noch im Mittelalter lebten! Die Neuzeit hat andere Sprungfedern und Fittige, die Scheu vor geheimen Bündnissen ist eine weithin durch die edlere europäische Menschheit gedrungene Aversion geworden. Sie erschrickt vor nächtlichen Zusammenkünften, sie will das Licht des Tages, das Wort das in jedes Ohr schallt. Sie ist der Schiller'sche Tell, der

mit dem Sinn bei ihm ist und zur That fertig steht, aber nicht in den Rütlibund treten mag. Sind die letztgebornen Verhältnisse des Druckes so ganz andere geworden daß dieser Bund sich abermals ins Mysterium zu verschließen genöthigt wäre? Sie sind schlimm, sehr schlimm, doch in sich selbst vorübergehender Natur. Der Held des Dichters, Dankmar, gibt selbst die beiden Nächte der Bundesritter auf dem Tempelstein preis, und das lösende Wort spricht Fürst Egon:

> Deine Reisigen vom Geist brauchen nicht einmal zu kämpfen. Sie haben Nichts nöthig als den Blick emporzurichten, in ein Buch das sie studiren, in eine Harfe zu greifen wo sie ihre Empfindungen austönen, in ihr Herz das sie reinigen und läutern wollen. Sie haben Nichts zu thun als nur dieser Gesellschaft der ewigen Lüge sich abzuwenden, ihr nicht zu dienen, ihr zu fehlen, stumm zu bleiben wenn sie reden sollen, das Haus zu schließen wenn man Hülfe ruft. Dann wird sich die furchtbare Isolirung dieser herrschenden Gesellschaft bald zutagegeben, die schaudererregende Minorität in der sich plötzlich der Stolz und die Anmaßung betreffen müssen.

Dies sind goldene Worte; wir haben ihnen Nichts hinzuzusetzen.

Die neun Bände haben, wir wiederholen es, über die Apathie und Frivolität unsers großen Lesepublicums gesiegt, nicht weil Einzelnes darin kitzelt, frappirt und spannt wie die gedachten französischen Moderomane, sondern weil ein anderer Geist, Schwung, eine großartigere und innigere Auffassung der Geschichte unserer Gegenwart, unserer Irrthümer und Bestrebungen die im Schlaf Lesenden aufrüttelt, erweckt und fortreißt, vielleicht erhebt. Mit diesem Siege kann der Dichter zufrieden sein, der Erfolg ist einmal der zuverlässigste Regulator in irdischen Dingen. Dennoch können wir den Wunsch nicht ganz zurückdrängen daß es ihm möglich gewesen wäre den Roman zusammenzudrängen, nicht damit er ein *classisches* Kunstwerk, sondern ein Buch für das Volk werde. Es ist so vieles Gute darin was wir Allen zugänglich gemacht wünschten, daß darum vieles andere Gute welches nur für bestimmte Kreise ist, über Bord geworfen werden könnte. 18.

Die sociale Bewegung in Frankreich.

Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. Von L. Stein. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1850. Gr. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Dieses umfangreiche Werk hat eine dreifache Absicht und eine dreifache Bedeutung: eine politische, eine staatswissenschaftliche und eine historische. Es versucht, um es sogleich herauszusagen, ein neues Parteiprogramm, eine Vermittelung der socialen Foderungen der Gegenwart mit den Principien des constitutionnellen Königthums, unter dem Namen des Königthums der socialen Reform. Es versucht ferner eine Neubegründung der Staatswissenschaften, der Oekonomik und Politik zugleich, indem es die Grenzpfähle welche die einzelnen Gebiete der Staatswissenschaft seither bezeichnet haben umreißt und den Zusammenhang von Gesellschaft und Staat, den der ökonomischen und politischen Dinge zum Ausgangspunkt des Denkens wählt. Endlich benutzt der Verfasser die ökonomischen und politischen Zustände Frankreichs fortwährend als Spiegel, theils um die Mängel der seitherigen Auffassung der Staatswissenschaften darin nachzuweisen, theils um seine eigenen Denkresultate mit Thatsachen zu unterstützen, wobei er überall bemüht ist dem Leser den überreichlichen, vielfach zerstreuten Stoff nahezubringen.

Goethe sagt einmal irgendwo: wenn man Jemand lobe, so stelle man sich ihm innerlich gleich; mehr noch scheint Der welcher tadelt sich sogar über den Getadelten zu stellen. Wir bitten den Leser unsern Tadel, wozu wir durch wissenschaftliche Ansichten gezwungen sind, nicht dahin auszulegen und sich mit uns zu erinnern daß derselbe überall mit der Anerkennung des mühevollen, verdienstlichen Werkes verbunden ist.

Seit der ersten Französischen Revolution ist unsere ökonomische und politische Weltanschauung, anstatt wie man erwarten sollte sicherer zu werden, immer zweifelhafter und schwankender geworden, und die letztvergangenen Jahre haben uns bewiesen daß der ganze Inhalt unserer Staatswissenschaften derzeit noch aus Problemen besteht, und daß wir durchaus keinen allgemein anerkannten Zusammenhang der Oekonomik und Politik kennen. Diesen Zusammenhang wird auch nicht Dieser oder Jener ganz finden, er kann nur aus dem zusammenwirkenden Eifer verschiedenartiger großer und kleiner Geister hervorgehen. Umsoweniger kann es auffallen, wenn Derjenige getadelt wird welcher der Erste in der Bresche ist und schon dadurch einen Vorzug vor allen Uebrigen hat, denen er Mühe und Arbeit erleichtert.

Wir beginnen mit einem Ueberblick über die staatswissenschaftlichen Tendenzen Stein's, und gleich hier wird es uns schwer seine etwas ungelenke philosophische Sprache in gemeinfaßliche Worte und Begriffe zu übersetzen. Ist es doch diese ungelenke Sprache welche dem Buche einen Theil der verdienten Anerkennung raubt; ist es doch der althegelsche Standpunkt des Verfassers, warum ihn die neuere Schule übersieht, ohne daß ihn darum der gesunde Menschenverstand gern würdigte. Denn dieser althegelsche Standpunkt verleitet ihn öfter daß er das Gras wachsen hört und daß er die Thatsachen nach seinen Begriffen beugt oder gar, wenn die Thatsache zu übermächtig ist, ihr gegenüber die Freiheit des geistigen Denkens aufgibt und sich scheut die Consequenzen seiner eigenen Principien zu ziehen. Dies geschieht namentlich überall da wo Stein ein politisches Programm herausarbeiten will, wie denn überhaupt diese Vermengung von Parteiarbeit und wissenschaftlichem Denken dem Eindruck des Buchs am meisten geschadet hat. So müßte z. B. Stein auf dem von ihm eingeschlagenen Wege des Denkens nothwendig zu der Einsicht kommen daß das Königthum seinem Wesen nach auf der Gewalt ruht, und wenn es auch seine Rechtfertigung durch Thatsachen findet, nicht philosophisch begründet werden kann. Er kommt aber statt Dessen auf die fabelhafte Doctrin:

> daß das Königthum von allen Theilen des Staats allein

das Recht seiner Existenz in sich selbst hat, wie das Ich des Menschen sein absoluter eigener Grund ist. Das Königthum ist daher kein Artikel der Verfassung, kein Mandatar des Volks, keine Einrichtung; es ist vielmehr die unmittelbare unbedingte Voraussetzung aller Verfassung, aller Form des öffentlichen Rechts. Es fühlt sich als dieses; es ist eben darum und nicht um stets zweifelhafter Nützlichkeitsgründe das einzige Unantastbare im Staate. Es ist damit wie das Ich des Menschen zugleich der eigene Grund der Wahrheit und Gerechtigkeit des in ihm persönlich werdenden Staatswillens; es ist der Punkt der absolut Recht hat. Das Volk hat dem Königthum gegenüber gar nicht das Recht zu fragen, ob es ein Königthum will oder nicht, gerade so wenig als es das Recht hat zu fragen, ob es ein Staat sein will.

Diese störenden Widersprüche rühren nicht überall aus einem Mangel an Schärfe des Verstandes, sondern vielmehr häufig davon her daß der Verfasser erst inmitten seiner Arbeit selbst sich eine politische und ökonomische Ansicht gebildet hat. Den besten Beweis dafür daß wir nicht ungerecht tadeln wird er in der Erscheinung finden daß sein Buch so wenig und nirgend in einer solchen Art recensirt ist wie es doch verdiente. Denn man müßte am Ende ein Buch dagegen schreiben, wenn man mit ihm rechten wollte, und würde auch dabei noch durch eine Menge unnütze historische Ausführungen gehemmt sein, welche der Autor zwar wissen muß, die aber dem Leser erspart bleiben sollten; wie denn auch füglich in Einem Bande hätte gesagt werden können wofür Stein das Lesen von drei dicken Bänden in Anspruch nimmt.

Es sind hauptsächlich zwei Tendenzen welche Stein unablässig verfolgt. Einerseits geht er darauf aus an die Stelle der bisherigen Nationalökonomie ein noch höher stehendes allgemeineres Gesetz der socialen Bewegung überhaupt zu stellen, eine Weltökonomie; zum Andern sucht er für den Werth und die Natur der politischen Formen, welche bisher nur als Resultate des abstracten Denkens oder als historische Thatsachen angesehen wurden, ein bestimmtes organisches Gesetz zu finden, indem er nachweist daß und wie die politische Form und ihr Wechsel abhängt von dem ökonomischen Zustand und Wechsel der Gesellschaft. Dies führt ihn natürlich von selbst auf eine dreifache Untersuchung über das Wesen der Gesellschaft, das Wesen des Staats und das Wesen der menschlichen Persönlichkeit, welche letztere Gesellschaft und Staat als Mittel zu ihrer Entwickelung einzurichten gezwungen ist. Da aber Stein sich über das Wesen der Persönlichkeit im Unklaren befindet, so ist nur zu natürlich daß er Staat und Gesellschaft gleichfalls falsch auffaßt und denselben einen Selbstzweck beilegt welchen sie nicht haben. Damit aber kommt er zu einer Apotheose der falschen Gewalt und zu der Hoffnung auf eine falsche Harmonie. Damit aber tritt er wider Willen dem innersten Kern des Freiheitsstrebens unserer Zeit entgegen, welches die Persönlichkeit geltendmachen will, sie in den Mittelpunkt stellt und behauptet daß alle Formen des Lebens, daß Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule, Wissenschaft und Kunst, daß alle Geschenke der Natur nur um der Persönlichkeit willen daseien und keinen Selbstzweck, überhaupt keinen Zweck insichtragen als den: der Persönlichkeit zu ihrer vollen Entwickelung und Glorie zu verhelfen. Die Persönlichkeit will sich geltendmachen, und geschähe es auf Kosten aller der Einrichtungen welche die Welt seit Jahrtausenden zusammenhalten, auf Kosten alles Dessen was seither den Menschen groß, edel und heilig erschienen ist.

Wir müssen hier dies Alles als Behauptung aufstellen, welche am Ende nur Der würdigen wird, der sich durch das Stein'sche Buch, namentlich durch die philosophische Einleitung des ersten Bandes durchgearbeitet hat, und verweisen Diejenigen welche sich näher um die wissenschaftliche Untersuchung der vorliegenden Probleme bekümmern, auf ein jüngst erschienenes Buch „Die Gesetze der socialen Bewegung" von Widmann, welches in seinem ganzen ersten Theile, obwol nicht polemisch gefaßt, doch eine fortwährende Widerlegung der Stein'schen Ausführungen ist, obschon es das zu untersuchende Problem ganz ähnlich fixirt wie Stein.

Am meisten hindert aber diese principielle Unklarheit unsern Verfasser in der Anordnung des historischen Stoffs selbst welchen er behandelt, und dessen Detail mit lobenswerther Unparteilichkeit gearbeitet ist, wenn wir zwei Figuren ausnehmen, St.-Simon und Proudhon. Den Erstern behandelt nämlich Stein viel zu sehr nebenbei und kümmert sich nicht um die höchst wichtigen Principien einer socialen Administration, welche St.-Simon herausgearbeitet hat wie vor ihm und nach ihm Keiner so klar. Ebenso verkennt er die Stellung Proudhon's, mit welchem eine ganz neue Aera der socialen Weltanschauung beginnt, was Stein ganz übersieht und weshalb ihm der Vorwurf gemacht werden muß daß er die historische Bedeutsamkeit Proudhon's unterschätze, während wir ganz mit ihm einverstanden sind, wenn er wegen der Ueberschätzung Proudhon's als geistiger Individualität sich beklagt.

Hätte Stein sich die Idee des Staats, der Gesellschaft und der Persönlichkeit schärfer klar gemacht, so würde er von selbst zu einer innerlich motivirten Ordnung der historischen Erscheinungen gekommen sein, während er jetzt eine wenn auch geistvolle, doch ganz willkürliche Anordnung des historischen Stoffs einhalten muß. Um nur Ein Beispiel zu geben, so ist es Stein vollkommen klar daß der Communismus eine vom Socialismus principiell verschiedene Erscheinung sein muß, er kann aber die Stelle nicht finden wo der Communismus als nothwendiges Glied der socialen Weltanschauung erscheint.

Die neueste Geschichte des französischen Volkes hat drei verschiedene Anstrengungen gemacht um das Wesen des Staats, das der Gesellschaft und das der Persönlichkeit zur Erscheinung zu bringen und in das richtige Verhältniß zu setzen. Diese Entwickelungsgeschichte ist zu gleicher Zeit eine Geschichte von Irrthümern, welche in drei Hauptgruppen zerfallen: in Irrthümer über das Wesen des Staats, der Gesellschaft und der Persönlichkeit; in drei verfehlte Versuche, einen ab-

stracten Begriff der Gleichheit, einen abstracten Begriff der Harmonie und einen abstracten Begriff der freien Persönlichkeit zur Geltung und Erscheinung zu bringen. Jeder dieser Irrthümer sucht sich in der Geschichte der letzten 60 Jahre einmal einseitig geltendzumachen und bildet sich zu Systemen aus welche den Anspruch machen die sehnende Welt zu erlösen, und welche deshalb Denen die sie für Wahrheit halten und sie mit dem Opfer ihres Herzbluts erkaufen als Religion erscheinen.

Die erste historische Gruppe umfaßt die socialen Ideen der Revolution von 1789, welche in dem abstracten Staatsbegriff Robespierre's gipfeln. Der Grundirrthum dieses Systems ist die einseitige Geltendmachung der Staatsidee, welche als Universalmittel wider alle Schäden des Menschengeschlechts dienen soll und, weil sie das Wesen der Gesellschaft und Persönlichkeit verkennt, nothwendig zur falschen Gleichheit und falschen Freiheit, zur Gewalt an Gesellschaft und Persönlichkeit, zum Terrorismus führen und an der erwachenden Reaction der erschöpften und beleidigten Gesellschaft und Persönlichkeit scheitern muß. Es handelte sich darum dieser Staatsidee den Sieg zu verschaffen und deshalb das vollste allgemeine und gleiche Stimmrecht herzustellen. Da aber die Gleichheit und Allgemeinheit desselben durch den ökonomischen Zustand der einzelnen Stimmfähigen alterirt wird, indem die Stimme des Reichen und Klugen thatsächlich mehr werth ist als die Stimme des Armen und Thörichten, so mußten Robespierre und sein Anhang von selbst auf den Gedanken kommen, diese materielle und geistige Aristokratie der Reichen und Klugen auszugleichen. Doch blieben sie dabei stehen, die reichen und klugen Persönlichkeiten zu decapitiren, die Natur des Eigenthums aber ließen sie noch unangetastet. Erst als diese Partei des gleichen und allgemeinen Stimmrechts gestürzt war und sich nach neuen Kampfmitteln umsah, zog sie auch diese zweite Consequenz des falschen Gleichheitsprincips und eiferte gegen die Natur des Eigenthums selbst und für Aufhebung aller materiellen und geistigen Unterschiede. Auf diese Weise wurde der Communismus, welcher eben diese zweite Consequenz ist, ein organischer Bestandtheil dieser ersten socialen Weltanschauung. Wenn die erste Consequenz des falschen Gleichheitsprincips das gleiche und allgemeine Stimmrecht ist, so ist die zweite der gleiche und allgemeine Besitz sowol an geistigen als materiellen Gütern.

Die zweite Hauptgruppe behandelt die Geschichte der abstracten Gesellschaftsidee, die Lehre von einer falschen Harmonie, welche, entstehend aus einer natürlichen Reaction gegen die Staatsidee, einen Ausweg in den socialistischen Theorien St.-Simon's und Fourier's und ihrer Schulen sucht und einen praktischen Maßstab an der Revolution von 1848 findet. Durch das Scheitern der Bewegung von 1789 war den Menschen aufgegangen daß die Staatsidee allein nicht ausreiche um das Glück der Menschen zu begründen, daß der Staat vielmehr selbst abhängig sei von den Gesetzen und Zuständen der Gesellschaft, und daß eine Aenderung des Staats nur Folge eines neuen Zustandes der Gesellschaft sein könne. Dies brachte es natürlich mit sich daß sich der Menschengeist der Erforschung der Gesetze dieser Gesellschaft zuwandte. Weil er aber über den Wundern dieser neuen Welt die andern Bedingungen der socialen Bewegung außer Acht ließ, so mußte er auch in diesem neuen Streben scheitern. Denn er vergaß darüber die Bedeutung des Staats und der Persönlichkeit und übersah dieselben ganz, oder er wollte sie zu Sklaven der Gesellschaft und ihrer Production machen. Dies zeigt sich ganz deutlich sowol in der Klösterlichkeit des Phalanstère als in den unnatürlichen Nationalwerkstätten und Massenbewegungen der Februarrevolution.

Die dritte Hauptgruppe endlich hat die Idee der abstracten freien Persönlichkeit zum Mittelpunkt und spiegelt sich in den ebenso confusen als einschneidenden Bestrebungen Proudhon's, welchen Stein am meisten verkennt. Proudhon will die menschliche mangelhafte Persönlichkeit zum Genuß der vollen Freiheit führen und kommt deshalb, da er alle endlichen Bedingungen des Staats und der Gesellschaft verkennt und als Hindernisse der menschlichen Freiheit verdammt, nothwendig zur Negation der staatlichen und gesellschaftlichen Grundlage, jeder Regierung und jedes Privateigenthums, d. h. zu einer Religion der Anarchie (Nichtherrschaft), und bildet den Anfang einer neuen praktischen Entwickelung innerhalb desjenigen Gebiets welches theoretisch von deutschen Philosphen bereits weiter ausgearbeitet und dessen Resultat, ja dessen Wendung noch von der Zukunft verhüllt ist, dessen Schrecken wir vielleicht erst dulden müssen, bevor wir endlich lernen jeden Augenblick alle drei Factoren der socialen Bewegung in Betracht zu ziehen, anstatt wie jetzt stets nur den einen oder den andern einseitig geltendzumachen.

Hätte uns Stein in einer ähnlichen übersichtlichen Weise den reichen Stoff, dessen Detail er zum Theil herrlich behandelt hat, namentlich in der Entwickelungsgeschichte der Revolution von 1789, nahegebracht, so würden wir ihm dafür mehr dankbar sein, und er selbst wäre nicht vom Detail erdrückt worden. Ja wir würden ihm dann vielleicht auch verzeihen daß er es nicht verstanden hat diesen für uns wichtigsten historischen Stoff von allem Parteiwesen frei zu erhalten. Sein politisches Parteiprogramm ist jedenfalls der schwächste Theil des Buchs und würde wenn das Buch populairer gehalten wäre eine neue gefährliche Illusion verbreiten. Es ist hier der Ort nicht darauf näher einzugehen, wir glauben aber mit einer Warnung schließen zu dürfen. Der dogmatische Constitutionalismus hat dem deutschen Volke keinen Segen gebracht auf dem politischen Gebiete; wir fürchten daß Stein den Versuch gemacht habe diesen Illusionen, die jetzt zertrümmert liegen, eine neue Lebenskraft dadurch zu geben daß er sie auf das Gebiet der socialen Frage hinüberschleppt. Es sind noch zu viele Geister empfänglich für diesen Wahn, zu wenige mögen sich selbst die volle Wahrheit gestehen, als

daß nicht Gefahr vorläge, wir möchten auch die Gesellschaft in ähnlicher Weise unter das Joch bringen wie wir den Staat darunter gebracht haben, weil wir über die Natur der Gewalt uns täuschten.

Stein hat uns schon vor Jahren mit einem Buche über denselben Stoff beschenkt. Der Fortschritt Stein's von diesem Buche zu dem eben besprochenen ist so groß daß wir hoffen dürfen, er werde im Laufe der Zeit noch zu den Ersten gehören welche uns eine neue Gesellschaftswissenschaft erringen, die gleiche Rücksicht nimmt auf den geistigen und materiellen Zustand der Nationen und allzugroßes Ueberstürzen im politischen Handeln selbst verhindert. 19.

Sir Robert Peel.

Leben und Reden Sir Robert Peel's. Ein Beitrag zur Geschichte constitutionneller Entwickelung und Politik Englands während der letzten 40 Jahre. Von Heinrich Künzel. Zwei Bände. Nebst Peel's Bildniß. Braunschweig, Westermann. 1851. 8. 3 Thlr.

Deutschland kann von England sehr viel lernen; es kann von England lernen was in der Politik nützlich und was schädlich ist, was den Staat groß und stark macht und was ihn schwächt und seine Grundpfeiler unterminirt, was des Staats Glück und Unglück, seine Ehre und seine Schmach ist. Die englische Geschichte ist lehrreicher als die jedes andern Staats, die Betrachtungen über die Entwickelungen seiner Constitution dürften jedem Volke von Nutzen sein, besonders wenn man nicht von dem Grundsatze ausgeht daß Das was für England gut ist auch allen andern Staaten zuträglich sein muß; wenn man vielmehr die eigenen Verhältnisse, Ueberlieferungen und Charaktere stets so berücksichtigt wie es sein muß, und nur durch Vergleichungen und Nebeneinanderstellen, durch unparteilsche Untersuchung was gut und was schlecht ist, das Rechte und das Beste finden will. In solchem Falle können wir wie gesagt viel, sehr viel von England lernen.

Aber es fehlt uns so ziemlich das Mittel dazu. Die deutsche Literatur ist arm an Schriften welche englische Zustände und englische Verfassung mit Aufrichtigkeit, mit richtiger Erkenntniß und mit unparteiischer Schätzung des Vaterlands beurtheilen. An Reisebüchern und Tagebüchern über England fehlt es uns nicht. Außer den zahlreichen Büchern welche unter der Firma Kohl über England geschrieben sind, folgten in neuester Zeit viele andere von Männern und Frauen, aber diese ganze Literatur spricht wol von London, seinen Straßen und Palästen, seinen Eigenthümlichkeiten, seinen Absonderheiten, seinen Cokneys und Dergleichen, aber England, seine Geschichte, seine Verfassung, und wie das Alles so geworden wie es ist, und wie es gut oder nicht gut ist, Das steht nicht in diesen theils leichten, theils leichtfertigen Büchern, die meistens wol im ersten Eindrucke, aber desto seltener mit Nachdenken und Gründlichkeit geschrieben sind.

Ein solches Werk über England fehlt uns und es könnte uns doch sehr nützlich werden!

Um so freudiger begrüßten wir ein Werk das durch seinen Titel wenigstens zum Theil diese Lücke auszufüllen versprach! Sir Robert Peel's Leben! das ist mehr als das Leben eines Mannes, selbst mehr als das Leben eines bedeutenden Staatsmannes! Peel's Leben heißt nichts Anderes als die Entwickelung der englischen Verfassung in den letzten dreißig Jahren, und in diesem Zeitraum hat sich diese Verfassung mehr verändert als früher in ganzen Jahrhunderten! Peel's Leben heißt eine getreue Darstellung all der innern Verhältnisse und Getriebe durch welche dieser Staat auf diese außerordentliche Höhe getrieben ist, von der wir noch nicht wissen ob ihr Grund fest und sicher ist oder nicht; Peel's Leben heißt Nichts weniger als eine Aufklärung all der Einzelheiten welche in so kurzer Zeit alle Verhältnisse des englischen Staats umwandelten und ihn jetzt mehr als sonst als einen Musterstaat gelten lassen, denn Peel war ein Staatsmann der sich während seines ganzen Lebens mit dem Wohle des Staats beschäftigte, der fortwährend mehr oder weniger das Steuer desselben lenkte, der die umfassendsten Kenntnisse in allen Einzelheiten besaß und der, indem er die frühere Ueberzeugung aufgab, der Haupthebel der Fortschritte gewesen die England in diesem Zeitraume gemacht.

Peel's Leben ist nichts Anderes als Englands Leben, Peel und der englische Staat in seiner Entwickelung der letzten Jahre ist ein und dasselbe!

So erwarteten wir Vieles; wie gesagt wir erwarteten daß eine Lücke ausgefüllt werde, daß wir ein Buch erhalten würden aus dem wir reichliche Belehrung schöpfen könnten.

Und wir erwarteten Dies mit um so größerm Rechte als der Verfasser längere Zeit in England lebte, als er sich seiner Aufgabe vollständig bewußt gewesen ist, denn er selbst sagt in dem Vorworte daß „eine mit Geist und Studium geschriebene Biographie Peel's das belehrendste Handbuch für einen modernen Staatsmann sein würde", und als man ihm freilich das Zeugniß geben muß daß er es an Fleiß in Ansammeln des Stoffs nicht fehlen ließ.

Aber unsere Erwartungen wurden leider nur in sehr geringem Maße befriedigt. Wir fanden eben nur den Stoff, aber wir vermißten den Geist; wir erhielten nur das Material, aber wir haben eben nur Veranlassung dafür und nicht auch für die Benutzung desselben dankbar zu sein.

Wir müssen uns also begnügen mit Dem was uns der Verfasser gegeben; und betrachten wir den Titel des Buchs genauer, finden wir daß wir am Ende keinen Grund hatten mehr zu verlangen! Es sind auf demselben nur das Leben Peel's und seine Reden versprochen, das Ganze soll eben nur ein Beitrag sein, wir also wollen uns bescheiden und auch für den Beitrag danken! Immerhin wird es dem spätern Historiker eine Erleichterung gewähren, er wird für die Ansammlung des Materials stets Ursache zum Danke haben. Und wir benutzen die 15 Abschnitte des ersten Theils — denn der zweite Theil enthält nur Reden die Peel gehalten —, um Einzelnes aus dem Leben dieses großen Staatsmannes hier mitzutheilen, und werden dann unsere Bemerkungen anzuknüpfen Gelegenheit haben.

Sir Robert Peel ist „der Sohn eines Wollenspinners", d. h. dieser Wollenspinner war ein sehr reicher Mann, als solcher von großem Einflusse und ein achtungswerthes Mitglied des Unterhauses, besonders wo es sich um Kenntniß der Fabrikverhältnisse handelte. Sir Robert Peel der Vater war groß geworden wie die englische Fabrikation groß geworden ist; er hatte von Kindheit auf alle Epochen dieses Werdens und Wachsens durchgemacht, und durch Geist und Glück war es ihm gelungen sich ein fürstliches Vermögen zu erwerben, und in England gilt heute noch der Grundsatz daß der reiche Mann auch der tüchtige Mann sein muß. Darum wurde er 1790 schon von Tamworth, wo er seine Fabriken hatte, ins Unterhaus gesandt. Sir Robert Peel der Vater war beinahe 40 Jahre hindurch im Parlamente thätig gewesen, und wo es galt mit Geld zu helfen war er stets bereit. Im Jahre 1797 steuerte er 10,000 Pf. St. als freiwillige Gabe zur Fortsetzung des Kriegs bei. Bei seinem Tode hinterließ er ein Vermögen von 900,000 Pf. St. Es geht daraus zur Genüge hervor daß Sir Robert Peel der Vater ein höchst angesehener und allgemein geachteter Mann gewesen, und da er sich dieses Vermögen selbst erworben, dürfen wir auch annehmen daß er ein sehr tüchtiger und einsichtsvoller Kaufmann war.

Deswegen läßt sich doch nicht abstreiten daß er von Ehrgeiz erfüllt war, und dieser Ehrgeiz erbte sich in vielleicht noch höherm Grade auf seinen Sohn den Staatsmann fort. Unser Biograph, ist freilich viel zu galant als daß er das so offen sagte wie wir es hier thun, nichtsdestoweniger geht es aus der ganzen Biographie zur Genüge hervor. Auch sind wir weit entfernt weder dem Vater noch dem Sohne einen Vorwurf daraus machen zu wollen. Wir sind vielmehr der Meinung daß, wie auch Lord Palmerston einst öffentlich sagte, der Ehrgeiz einen großen Staat zu regieren ein erlaubter sei, und dieser Ehrgeiz ist mehr oder weniger das Eigenthum oder die Eigenthümlichkeit der englischen Staatsmänner und Parlamentsmitglieder. In England verbindet sich mit diesem Ehrgeize in den meisten Fällen die nöthige Tüchtigkeit; schon deshalb weil die Erziehung und das ganze Leben auf einen solchen Wirkungskreis hinzieht. In Deutschland hingegen ist die politische Ausbildung eine viel geringere, wie denn überhaupt bei uns die Politik eine noch sehr jugendliche Sache ist; darum finden wir wol den Ehrgeiz fast überall, aber nicht so die Tüchtigkeit, und die Staatsmänner und Volksvertreter kommen mitunter sogar in den Fall sich lächerlich zu machen, wie wir Das namentlich in Preußen in den letzten Jahren erlebt haben.

Man entschuldige diese unwillkürliche Zwischenbemerkung.

Peel der Vater erzog seinen Sohn hauptsächlich für den Staat, d. h. für das Parlament, und hatte auch die Freude ihn Jahre hindurch neben sich im Parlamente zu sehen. Ja es kam sogar der Fall vor daß der Sohn mit aller Achtung und Ehrfurcht den Vater im Parlamente bekämpfte, und der englische Staatsmann ist zu sehr Engländer als daß er Das nicht vollständig billigen sollte.

In Deutschland hat man leider noch nicht gelernt die Sache von der Person, die Ansicht von dem Charakter zu trennen!

Sir Robert Peel der Vater starb 1830. Am 29. November 1800 war er zur Würde eines Baronets erhoben worden. Das Wappen welches er wählte sollte absichtlich an seinen bürgerlichen Ursprung erinnern. Es enthält eine Biene als Symbol des Gewerbfleißes und ein Weberschiffchen um auf den Ursprung hinzuweisen. Der große Staatsmann hat sich dieses Ursprungs niemals geschämt und desfallsige Hindeutungen des radicalen Cobbett einstmals mit aller Kraft und Ehrlichkeit zurückgewiesen.

Sir Robert Peel der Staatsmann ist am 5. Juli 1788 geboren. In der gelehrten Schule zu Harrow erhielt er die erste Ausbildung, später studirte er in Oxford. In Harrow war Byron sein Schulkamerad. Aus seiner Jugend ist nur bekanntgeworden daß er tüchtig, fleißig und ein ruhiger, bedächtiger Charakter stets gewesen; wenn Künzel in diesem zweiten Abschnitte seines Buchs so außerordentlich umfangreich ist, finden wir darin doch nur Weniges das nicht eine Rede oder ein Bruchstück aus einer Rede oder irgend ein Citat wäre, wie denn der größte Theil dieses ersten Theils aus Bruchstücken von Reden besteht, ganz abgesehen davon daß der zweite Theil nur aus Reden zusammengesetzt ist.

Im Jahre 1809, im 22. Jahre seines Alters, trat Robert Peel ins Parlament, und sein Vater hoffte nun in ihm einen zweiten Pitt zu sehen, denn Pitt war stets sein Musterbild gewesen. Wir dürfen uns darüber nicht wundern daß er in so jugendlichem Alter schon erwählt wurde; damals wie noch jetzt ist es einflußreichen Männern immer leicht gewesen ihre Söhne ins Unterhaus wählen zu lassen. Der junge Peel war übrigens tüchtig vorgebildet und besaß Rednertalent; deshalb auch ward ihm der Auftrag die Adresse des Unterhauses zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit hielt er seine Jungfernrede, die eigentlich nur eine Verherrlichung Wellington's war und in welcher er die Fehler der Regierung in Betreff der Verzögerung der Abfahrt der Flotte nach Walcheren zu entschuldigen suchte.

Schon dadurch gab Peel zu erkennen daß er sich auf Seite der damals herrschenden Tories stellte, und zur Belohnung erhielt er die Unterstaatssecretairstelle für das Innere, bald darauf wurde er erster Staatssecretair für Irland.

Wir wollen es dem Verfasser des Buchs nicht verargen, wenn er uns in dem Glauben läßt daß Peel damals mit voller Ueberzeugung sich auf Seite der Tories stellte und sie unterstützte, daß selbst Canning ihn nicht eines Bessern überzeugen konnte; wir aber glauben daß der politische Ehrgeiz damals weit mehr seine Ueberzeugung bestimmte als es bei einem Staatsmann der Fall sein darf.

Diese Stelle verwaltete Peel sechs Jahre hindurch bis 1818, wenngleich mit Klugheit und Mäßigung, aber doch zum großen Misvergnügen der Irländer, welche ihm den Spottnamen Orange Peel (Orangenschale) gaben und durch O'Connell's heftige Ausfälle noch mehr gegen ihn eingenommen wurden. O'Connell und Peel blieben lebenslänglich Feinde, und diese Feindschaft zeigte sich oft auf nicht sehr würdige Weise.

Die in Irland fortwährend herrschenden Unruhen veranlaßten Peel, der in der That einen sehr praktischen Verwaltungsgeist hatte, Constabler dort einzurichten, und später wurde durch ihn diese Einrichtung auch in England eingeführt. Die Constabler werden in Irland heute noch Peelers genannt.

Während Peel in Irland herrschte — denn der Staatssecretair hatte dort stets einen größern Einfluß als der Vicekönig — brachte Grattan (9. Mai 1817) wiederum seinen Antrag auf Emancipation der Katholiken ins Haus der Gemeinen. Damals sprach Peel gegen die Emancipation; zwölf Jahre später, am 5. März 1829, sprach er für die Emancipation.

Beide Reden sind im zweiten Theile des Buchs abgedruckt, sodaß man die bequemste Gelegenheit zu den interessantesten Vergleichungen hat. In dieser und solcher Weise ist das Buch überhaupt ein sehr schätzenswerther Beitrag. Ob Peel damals als er gegen die Emancipation sprach ein high tory war, und ob er sich den Ansichten der high churchmen deshalb zugesellte, lassen wir dahingestellt sein. Aber in seiner Rede sprach er aus daß er durch die Emancipation der Katholiken einen Umsturz der protestantischen Kirche fürchte.

Sonderbar daß jetzt noch diese Besorgnisse ausgesprochen werden; vielleicht ist aber jetzt mehr Grund dazu vorhanden als es damals gewesen.

Kein Wunder daß diese Hingebung Peel's für die high church Anerkennung und Belohnung fand. Die Universität Oxford wählte Peel im folgenden Jahre zu ihrem Vertreter, und in Oxford gewählt zu werden ist heute noch eine ganz besondere Ehre.

Die Irländer aber erhielten statt der Emancipation eine Erneuerung der Aufruhracte.

Bei dieser Gelegenheit bemerkt Künzel daß „Robert Peel nach seiner Wahl eine wahre Ungeduld zeigte seine Verbindung mit Irland aufzulösen. Er sah allzu spät ein daß er sich mit der hochtorystischen Partei zu tief eingelassen, welche trotz allem Wechsel der Zeit und der Verhältnisse Nichts vergessen und Nichts gelernt hatte." Wir aber glauben daß Peel allen Grund hatte seiner Stellung in Irland überdrüssig zu werden; von den Tories trennte er sich aber damals noch nicht.

Daß aber Peel schon damals Staatsmann genug war seine Ansicht zu ändern, wenn er eine bessere Ueberzeugung gewonnen, und die Aenderung offen auszusprechen und zu bekennen, Das zeigte Peel oft genug, und ganz offen sagte er es zur Zeit als er Vorsitzer des Comité für den Geldumlauf und das Bankwesen gewesen (1819). Hätte er sich also schon damals von den Tories zurückziehen wollen, würde er es ohne Zweifel gethan haben.

Als Vorsitzer des eben erwähnten Comité hatte Peel gezeigt daß er als praktischer Staatsmann die höchste Anerkennung verdiente.

Wenn Peel jetzt auch kein Staatsamt wieder annahm, blieb er doch auf Seite des Ministeriums und ging darin soweit daß er das „Manchester Blutbad" (23. October 1819)

als eine nothwendige Maßregel der Regierung billigte. Er sprach sich sogar so entschieden in dieser Beziehung aus daß es allgemeine Misbilligung fand.

Zwei Jahre später wurde die Emancipationsfrage wieder ins Parlament gebracht, und wiederum war Peel Derjenige welcher am eifrigsten dagegen sprach; doch feierten seine Gegner Plunkett und Canning einen vollständigen Sieg über ihn. Im Oberhause freilich ging der Antrag noch nicht durch.

Am 17. Januar 1822 trat Peel als Staatssecretair des Innern in das Ministerium Liverpool. Also in einem Alter von 34 Jahren ward er mit an die Spitze der Regierung berufen, eine Auszeichnung die er ganz sicher nicht nur dem treuen Beistande verdankte welchen er stets der Regierung zugewandt, sondern mehr noch seinen außerordentlichen Fähigkeiten, die er nach verschiedenen Richtungen hin entwickelte. Seine Stellung mochte wol seinen Ehrgeiz befriedigen, aber beneidenswerth war sie in keinem Falle, denn Canning war jetzt der Mann des Volks und trat später selbst ins Ministerium.

Die Aussicht Peel's Premierminister zu werden wurde dadurch auf eine zeitlang vereitelt. Aber Canning, der durch seine außerordentliche Beredtsamkeit seine freisinnigen Ansichten wohl zu vertheidigen verstand, und Peel, der immer noch der starren torystischen Partei Eldon angehörte, waren Nebenbuhler; wäre es anders gewesen würde Peel zum Anhänger Canning's herabgesunken sein.

Canning war es auch der die Emancipation des Handels und der Industrie vorbereitete, welche 1846 von Robert Peel durchgeführt wurde.

Es läßt sich leicht annehmen daß die Einigkeit im Ministerium nicht sehr groß gewesen ist. „Die Katholikenfrage gab Peel von nun an eine höchst unangenehme Stellung im Parlament und im Ministerium. Vier seiner Cabinetscollegen waren der Emancipation günstig, und er war der einzige Minister welcher ihr widerstand. Der Antrag auf Emancipation ging auch in diesem Jahre im Unterhause durch, während er im Oberhause durch eine Majorität von 48 Stimmen verwiesen wurde."

Als Lord Liverpool plötzlich starb und Canning an die Spitze der Regierung berufen wurde, trat Peel zurück: eine Einigung mit Canning in Betreff der Emancipationsfrage war unmöglich. So hatte nicht Peel, sondern Canning und in ihm die liberale Partei den Sieg gewonnen. Dies war am 12. April 1827.

Dies natürlich war bei Peel ein Grund mehr für die Beibehaltung der bisherigen Principien, und er blieb sich consequent, er mochte nun im Ministerium sitzen oder nicht. Er sprach sich darüber Lord John Russell gegenüber in folgenden Worten ganz klar aus: „Wenn der edle Lord, nachdem er mit den Führern der protestantischen Dissenters Rath gepflogen, bereit sein wird fernere Zugeständnisse zu ihren Gunsten zu beantragen, so will ich ihn nur wissen lassen daß ich ihm Widerstand zu leisten beabsichtige und daß ich stets so handeln werde ob ich im Amt oder außer Amt sein werde."

So sehen wir bis hierher in Sir Robert Peel eine Stütze der Tories, eine Stütze des Protestantismus, wie derselbe in Oxford gedeutet ward, und wir können ihm das Zeugniß nicht versagen (das er sich übrigens selbst gab als er im Parlamente die Gründe anführte welche ihn verhinderten in Canning's Ministerium zu treten) daß er mit ebenso viel Milde als Consequenz für seine und seiner Freunde Principien auftrat, und mit Recht ward er mit sehr wenigen Ausnahmen auch von allen seinen Feinden geachtet.

Bisjetzt war Sir Robert Peel immer einer bestimmten Richtung gefolgt. Von nun an tritt eine Aenderung in diesem System ein, und hier, so erwarteten wir, würde der Verfasser die Gründe auseinandersetzen welche diese Umwandelung in den Grundsätzen des großen Staatsmannes hervorgebracht haben; aber der Verfasser begnügt sich auch hier mit Vorlegung des Materials. Er hat nicht den Muth zum Lobe, nicht den Muth zum Tadel.

Wollen wir uns aber diesen Umstand der in dem Leben Sir Robert Peel's so vielfach gedeutet ist, und so oft angeführt wurde wenn es seinen Ruhm und seine Erhebung galt, einfach erklären, dürfen wir nicht vergessen daß die Emancipationsfrage nicht mehr aufgehalten werden konnte, und daß Peel, der klug genug war Das einzusehen, es vorzog sich an die Spitze zu stellen und das Werk als sein Werk zu geben, als in seiner Starrheit zu verharren und sich ausschließen zu lassen. Außerdem hatte er dadurch Hoffnung die Gunst des Volks zu erwerben, denn Canning war gestorben, und es war außer ihm kein Minister dagewesen welcher die Sympathien des Volks besessen.

Canning war gestorben, Lord Goderich konnte sich nicht halten, da bildete der Herzog Wellington am 25. Januar 1828 ein Ministerium in welchem Peel wieder das Staatssecretariat des Innern übernahm. Peel stand fast ohne Nebenbuhler da, sein Ehrgeiz war befriedigt. Aber er mußte mit dem Hause, mit dem Volke gehen.' Darum fing er an Zugeständnisse zu machen. Bei Gelegenheit der Aufhebung der Testacte sagte er daß er dafür stimmen würde wenn „die ehrbare Körperschaft, protestantische Dissenters genannt, wirklich unter solchen Beschwerden leiden", und der Antrag ging durch! Als aber die Emancipationsfrage im Oberhause wieder scheiterte, als die Aufregung dadurch in Irland den höchsten Grad erreicht hatte, da sah Sir Robert Peel ein daß keine Zeit mehr zu verlieren sei. Der König ward veranlaßt seine Zustimmung zu geben, der Herzog von Wellington stimmte ganz mit Peel überein, und in der Thronrede ward genügende Hoffnung gegeben. Alles war erstaunt, denn dieser Wechsel in den Grundsätzen des Cabinets kam ganz unerwartet. Die Association der Katholiken in Irland löste sich freiwillig auf, nicht erst durch den Gesetzentwurf welchen Peel deshalb ins Parlament gebracht; denn die Hoffnung war zur Gewißheit geworden. Peel gibt das von der Universität Oxford erhaltene Mandat zurück, er achtet nicht auf Angriffe und Verleumdungen die ihn von allen Seiten treffen, und am 5. März spricht er im Parlament mit voller Kraft für die Emancipation.

Er stützte sich namentlich darauf daß eine moralische Nothwendigkeit für diese Zugeständnisse jetzt vorhanden wäre, weil kein wirksamer und dauernder Widerstand mehr geleistet werden könne. „Durch eine solche Handlungsweise", sagt der Verfasser, „trennte er sich zwar von seinen alten Freunden, aber er verscherzte sich doch nicht auf immer die Wiederversöhnung mit denselben. Kurz er bestand das Feuer der härtesten Prüfung die seit Pitt ein Minister im britischen Parlament zu bestehen hatte. Er ging mit Ehren aus dieser Prüfung hervor."

Die Motion ging mit einer Majorität von 180 Stimmen durch; im Oberhause hatte sie Wellington auf ähnliche Weise unterstützt. Am 13. April erhielt sie die königliche Bestätigung.

Sir Robert Peel hatte den Weg welchen er 20 Jahre hindurch gewandelt, verlassen; er war ein Reformer geworden. Sehr schön beurtheilte er sich selbst, indem er die Worte Cicero's auf sich anwandte: „**Haec didici, haec vidi, haec scripta legi; haec de sapientissimis et clarissimis viris et in hac republica et in aliis civitatibus monumenta nobis, literae prodiderunt, non semper easdem sententias ab iisdem, sed quascumque reipublicae status, inclinatio temporum, ratio concordiae postularent, esse defendendas.**" (Dies habe ich gelernt, Dies gesehen und diese Schriften gelesen; Dies haben uns die Denkmäler und die schriftlichen Aufzeichnungen über die weisesten und berühmtesten Männer sowol in dieser Republik als in andern Staaten überliefert: daß nicht immer dieselben Ansichten von Denselben zu vertheidigen seien, sondern was zugleich der Zustand des Staats, die Stimmung der Zeiten und das Verhältniß der Uebereinstimmung verlangten.)

Noch in demselben Parlament brachte Peel seine Entwürfe die neue Polizeiordnung betreffend durch, durch welche er sich in der That ein außerordentliches Verdienst um den Staat und besonders um die Hauptstadt erworben.

Am 3. Mai 1830 war Sir Robert Peel der Vater gestorben; bald darauf wurde der Sohn an der Stelle seines Vaters

von Tamworth in das Parlament gewählt, und diese Stadt vertrat er bis zu seinem Tode.

Als im folgenden Parlament infolge der französischen Julirevolution der Drang nach weitern Reformen immer lebendiger ward, und Sir Robert Peel sich von Wellington verleiten ließ dergleichen Wünschen entgegenzutreten, ganz in Uebereinstimmung mit den Wünschen Wilhelm's IV., brach der Kampf gegen das Ministerium aufs neue aus, und Lord Althorp sprach es offen aus daß das Ministerium nicht fähig sei die Gefahr in welcher sich das Land befinde zu beseitigen, und da außerdem der Civilliste wegen sich eine Meinungsverschiedenheit gezeigt, in welcher das Ministerium in der Minorität geblieben, fand sich Sir Robert Peel veranlaßt dem Unterhause seine und seiner Collegen Resignation zu verkünden.

Dem Ministerium des Grafen Grey war es vorbehalten die erste Parlamentsreform durchzuführen.

Graf Grey war schon im vorigen Jahrhundert für diese Reform gewesen, nachdem bereits 1785 Pitt dafür aufgetreten war; Lord John Russell erhielt den Auftrag den Entwurf ins Unterhaus zu bringen; Sir Robert Peel stellte sich an die Spitze der Opposition. Er führte ganz besonders an daß die gegenwärtige Zeit der Aufregung zur Durchführung solcher Maßregel die am wenigsten geeignete sei. Die Aufregung in beiden Häusern hatte den höchsten Grad erreicht. Wie sehr Sir Robert Peel damals dagegen war, geht aus den Worten hervor die er sprach: „Wenn der von den Ministern eingebrachte Gesetzentwurf durchgeführt wird, dann wird die schlimmste und verächtlichste Art des Despotismus, der Despotismus der Demagogen, der Despotismus der Journale, jener Despotismus eingeführt welcher die benachbarten Länder, die erst glücklich und blühend waren, an den Rand des Verderbens und der Verzweiflung gebracht hat."

Die durch die Auflösung des Parlaments herbeigeführten neuen Wahlen zeigten deutlich daß die Reform vom ganzen Volke verlangt wurde, aber Peel bekämpfte sie fort und fort mit gesteigerter Heftigkeit, und erst nach einer abermaligen Vertagung des Parlaments, nach fortgesetztem Kampfe und endlich durch directe Einmischung des Königs gelang es die Reformbill durchs Oberhaus zu bringen.

Mit dieser Reformbill wurde die Partei der Hochtories zu Grabe getragen.

Jetzt ward es Sir Robert Peel's Aufgabe die conservative Partei um sich zu scharen, und sie bildete eine um so mächtigere Phalanx, weil die Unruhen in Irland zur Genüge zeigten daß dem Strome der Reform ein Damm entgegengesetzt werden müsse, damit er nicht weiter umsichgreife.

Mit diesen Grundsätzen stand Sir Robert Peel bei allen Maßregeln in Opposition; als es sich aber um eine Verminderung der Malztaxe, um Abschaffung der Haus- und Fenstersteuern handelte, trat er auf Seite des Ministeriums; ebenso zeigte er sich in allen Verhandlungen die irländischen Kirchengüter betreffend kirchlich-conservativ, und die Art und Weise wie er O'Connell's Repeal bekämpfte, zeigte aufs neue daß Wenige im Hause sich so vollständig des Stoffs bemeistert hatten wie er. Daß aber das Ministerium, das sich seiner Schwäche wohl bewußt war, dem O'Connell'schen Schweife mehr Zugeständnisse gemacht hatte als die Conservativen wünschten, wenn auch freilich nur um dadurch eine Majorität zu gewinnen, dies hatte es immer mehr und mehr in Miscredit gebracht. Die Whigs hatten das Vertrauen verloren. Und als nun der Tod des Grafen Spencer eine Veränderung im Ministerium veranlaßte, benutzte der König diese Gelegenheit es zu entlassen.

Sir Robert Peel befand sich damals in Italien. Der Staatsbote erreichte ihn in Rom und überbrachte ihm seine Ernennung zum Premier. Auf der Stelle kehrte Sir Robert Peel zurück (9. December 1834).

Seine Stellung war schwierig. Von Denen welche für die Reform waren trat Niemand in sein Ministerium, und so mußte er befürchten das Vertrauen des Volks zu verlieren ehe er es gewonnen hatte. Er erließ deshalb einen offenen Brief an seine Wähler, in welchem er sich über seine Grundsätze aussprach und worin er namentlich hervorhob daß er die Reformbill als eine vollendete Thatsache anerkenne, sie aber auch als einen Abschluß der großen Frage betrachte; daß er aber als Staatsmann sich nicht dürfe abhalten lassen dem ihm gewordenen Rufe zu gehorchen weil er selbst früher gegen die Reformbill gestimmt. Dieser sehr ausführliche Brief Peel's ist eine vollständige Darlegung seiner ganzen Politik.

Die neuen Wahlen vermehrten die Zahl der conservativen Partei; bei einem zu Tamworth gehaltenen Meeting nannte Sir Robert Peel seine Anhänger zum ersten mal Conservative, seine Gegner Reformer. Bei Eröffnung des Parlaments sprach er sich noch klarer darüber aus. Er sprach: „Ich mache große Anerbietungen, welche nicht so leichthin verworfen werden sollten. Ich biete Ihnen die Aussicht auf einen dauernden Frieden, das wiederhergestellte Vertrauen mächtiger Staaten, die Willens sind die Gelegenheit zu ergreifen große Armeen zu vermindern; ich biete Ihnen ein vermindertes Budget, Verbesserung der Gerechtigkeitspflege, Reform der Kirchengesetze, den Abschluß der Jesuitenfrage in Irland, die Ablösung des Zehnten in England, die Abstellung wirklicher Misbräuche in der Kirche und die Entfernung jener Beschwerden über welche die Dissenters sich zu beklagen einen gerechten Grund haben u. s. w."

Sein hauptsächlichster Gegner in diesem Parlament war Lord John Russell. Dessen Werk war es daß die Bill über die Verwendung des Ueberschusses der Hochkirche in Irland für die allgemeine Erziehung gegen das Ministerium durchging, und als auf demselben Gebiete das Ministerium wiederholt Niederlagen erlitt, zeigte Sir Robert Peel mit seinen Collegen dem Hause ihren Austritt an.

Sir Robert Peel konnte nicht herrschen weil er nur die conservative Partei auf seiner Seite hatte. Aber trotzdem hatte er die Hochachtung des ganzen Hauses gewonnen welche sich namentlich bei seiner Abschiedsrede in lauten Ausbrüchen des Beifalls zeigte.

Lord Melbourne übernahm am 18. April 1835 die Leitung der Geschäfte. Am 20. Juni 1837 starb der König und Victoria bestieg den Thron. Um diese Zeit trat die Regierung in ein neues Stadium.

Der strenge Winter von 1837—38 hatte die Kornpreise ungemein erhöht, und als Anfang 1839 das Parlament eröffnet wurde, trat die Frage über die Aufhebung der Korngesetze in den Vordergrund. Sir Robert Peel, getreu seinem Princip, war der Hauptvertheidiger der Korngesetze und der Ackerbauinteressen. „Am 15. März 1839 hielt Sir Robert Peel die beste Vertheidigung für die Korngesetze, aber am 19. Januar 1846 sprach er für die Aufhebung der Korngesetze." So hatte er am 9. Mai 1817 gegen die Emancipation der Katholiken und am 5. März 1829 für die Emancipation gesprochen.

Wenn das Ministerium auch dieses mal den Sieg gewann, wußte es doch nicht minder daß der Boden unter seinen Füßen wankend geworden war. Ein Fall von geringerer Wichtigkeit veranlaßte seinen Rücktritt und Sir Robert Peel wurde mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Weil er aber gegen den Wunsch der Königin auch eine Entfernung einzelner Hofdamen verlangte, erhielt sich das bisherige Ministerium.

Als um diese Zeit das Pennypostsystem eingeführt wurde, sprach Sir Robert Peel dagegen. Wir finden ihn immer und immer conservativ; ebenso war er in der Opposition als es sich um den Jahresgehalt des Prinzen Albert handelte. Entschiedener noch trat er gegen das Ministerium auf, als ein Antrag eingebracht wurde worin erklärt ward daß die Minister das Vertrauen des Landes nicht besäßen; er selbst nahm später diesen Antrag wieder auf, sprach sich ganz entschieden für die Aufrechthaltung der Korngesetze aus, und kämpfte mit so vieler Ausdauer gegen das Ministerium daß es endlich seine Entlas-

fung einreichen mußte. Die letzte Abstimmung im neuen Parlament hatte für die Conservativen eine Majorität von 91 gezeigt und Sir Robert Peel erhielt von der Königin den Auftrag ein neues Ministerium zu bilden. Am Ende dieses Parlaments, am Anfange des Jahres 1842 wurde die Antikorngesetzligue immer bedeutender, und im folgenden Parlament, das am 3. Februar 1842 eröffnet wurde, erwartete man den Kampf. Sir Robert Peel mußte abermals der Stimme des Landes nachgeben.

Am 9. Februar brachte der Premier sein neues System der Korngesetze ein, das die sogenannte Sliding scala (Wandelscala) zum Grunde hatte, welches System sowol den Landwirthen wie der Bevölkerung genügen sollte. Lord John Russell war der eifrigste Bekämpfer dieses Systems, sein Amendement wurde aber mit einer Majorität von 123 Stimmen verworfen. Sir Robert Peel hatte dieses mal gesiegt.

Um den Ausfall in den Finanzen zu decken schlug er am 5. März die Aufhebung einiger drückenden Zölle auf Lebensbedürfnisse vor, als Ersatz aber die Einführung einer Einkommensteuer, welche ebenfalls die Einwilligung des Parlaments erhielt, worauf die Eingangszölle auf Vieh und Lebensmittel erniedrigt wurden.

Sir Robert Peel hatte sich dadurch entschieden dem Freihandel genähert. Er sprach sich darüber offen aus indem er sagte: „Ich weiß daß Viele welche entschiedene Anhänger des Freihandels sind glauben mögen daß ich nicht weit genug gegangen bin. Ich glaube daß über das allgemeine Princip des Freihandels keine große Meinungsverschiedenheit jetzt vorhanden ist, und daß Alle darin übereinstimmen daß wir auf dem wohlfeilsten Markt einkaufen und auf dem theuersten verkaufen sollen u. s. w."

Dadurch war Sir Robert Peel entschieden auf Seite der Freihändler getreten, zog sich dadurch aber die Angriffe der Protectionisten zu, welche ihn der Undankbarkeit beschuldigten, da er durch ihre Hülfe an die Spitze der Regierung gekommen war. Ein Antrag des Mr. Villiers auf gänzliche Aufhebung der Korngesetze wurde verworfen. In dem darauffolgenden Kampfe über das Münzsystem bewährte sich der Premier als tüchtiger Finanzmann und am Ende dieses Parlaments, 5. September 1844, konnte er mit großer Selbstzufriedenheit auf seine Verwaltung zurückblicken.

Bei Eröffnung des Parlaments von 1845 erklärten sich Lord John Russell und Sir Robert Peel für die Principien des Freihandels; dem völligen Aufheben der Kornzölle setzte sich Letzterer aber entschieden entgegen.

Als aber am 3. April 1845 das Ministerium eine Erhöhung der Subsidien des katholischen Maynooth-Collegium beantragte, fand es nur bei den Katholiken und Radicalen dafür Anhänger; hatte Sir Robert Peel das Vertrauen der Conservativen schon verloren, so verlor er jetzt auch das Vertrauen aller Kirchlichgesinnten. Seine Stellung ward immer schwieriger.

Da trat in Irland durch die Kartoffelkrankheit außerordentliche Noth ein. Jetzt mußten zur Abhülfe der augenblicklichen Noth die Korngesetze ganz aufgehoben werden, und Sir Robert Peel wollte in dem Maße seinem System nicht untreu werden. Er war bereit die Verwaltung niederzulegen.

„Er", sagt hier der Verfasser, „der erwählte Vorkämpfer der Kirche, hatte die Aufhebung der Test- und Corporationsacte durchgeführt; er, der Fürsprecher und Vertheidiger der protestantischen Oberherrschaft, hatte den Katholiken die Emancipation gewährt; er, dessen Partei die Uebermacht wieder im Parlamente gewonnen, hatte das katholische Collegium zu Maynooth auf Staatskosten verbessert; er sollte nun noch die Axt an die Wurzel seiner Partei legen, an die Korngesetze, wodurch er sich nicht allein den furchtbarsten Angriffen und Verleumdungen seiner eigenen Partei aussetzte, sondern sich in der That zu einem großartigen politischen Märtyrer der edelsten Art machen mußte."

Ob Sir Robert Peel trotz der Schwierigkeit seiner Lage, wie sein Biograph es glaubte, aus Ueberzeugung in seiner Stellung verblieb, oder ob der Ehrgeiz seinen Entschluß leitete, lassen wir dahingestellt sein. Gewiß ist daß der Hof ihn beschützte, und als das Parlament wieder zusammentrat und am 27. Januar 1846 das Ministerium die Veränderungen im Tarif verkünden sollte, war auch Prinz Albert gegenwärtig.

Zwölf Nächte hindurch dauerte die Debatte, und die Protectionisten machten kein Hehl daraus daß die Macht des Premier zu Ende ginge.

Sir Robert Peel wußte daß er sich nicht länger auf seinem Posten halten würde. Die von ihm vorgeschlagenen Aenderungen im Tarif waren mit freier Einfuhr fast gleichbedeutend, und seine Partei mußte sich von ihm abwenden. Er war dem Staate getreu geblieben, aber seiner Partei untreu geworden. Er selbst erwiderte auf die Angriffe gegen ihn: „Ich bin nicht überrascht von ehrenwerthen Mitgliedern vorausverkündigen zu hören daß die Dauer meiner Macht nur noch kurz sein werde. Ich versichere sie daß ich den Verlust ihres Vertrauens viel mehr beklage als ich den Verlust der politischen Macht beklagen werde. Die Anklagen welche sie gegen mich in dieser Beziehung vorbringen sind harmlos, weil ich fühle daß sie ungerecht sind u. s. w."

Am 11. Mai erst kam der Korngesetzentwurf zum Abschluß. Sir Robert Peel hatte den Sieg errungen und nun war er bereit zurückzutreten.

Als es sich wenige Wochen später bei der Debatte über den Zwangsgesetzentwurf zeigte daß das Ministerium nicht mehr das Vertrauen des Hauses besaß, zeigte es seine Resignation an. Nach seinem Austritte sprach sich das ganze Parlament, seine Gegner nicht ausgenommen, zu seinen Gunsten aus.

Lord John Russell trat an die Spitze des neuen Ministeriums.

Die ministerielle Laufbahn Sir Robert Peel's war geschlossen; von nun an trat er der Partei bei welche nach seiner Ueberzeugung das Rechte wollte. Am 7. Februar 1848 sprach er für die Zulassung der Juden ins Parlament, am 5. Juli 1848 unterstützte er das Ministerium in der Frage über die Zuckerzölle; wiederum sprach er am 6. Juli 1849 für das Ministerium gegen Benjamin d'Israeli; am 28. Juli 1850 sprach er wiederum für das Ministerium als dessen Politik im Oberhause schon verurtheilt worden war, und rettete es abermals.

Dies war seine letzte Rede. Am folgenden Tage endete ein Sturz vom Pferde sein thatenreiches Leben.

Wir unterlassen es von all den Beweisen außerordentlicher Hochachtung zu sprechen die ihm die ganze Nation darbrachte, aber wir rechnen es dem Verfasser als ein besonderes Verdienst an daß er in diesen Mittheilungen ausführlich und vollständig gewesen.

Der Verfasser des Buchs ehrt sich selbst durch die Anerkennung welche er dem großen Staatsmanne zutheilwerden läßt. Aber auch der Geschichte muß ihr Recht werden, und Unbefangenheit und Unparteilichkeit ist eine ihrer ersten Pflichten. Der Verfasser möge es uns daher nicht übel deuten wenn wir nicht immer seiner Meinung sein konnten.

Wir sind keinen Augenblick gewillt die Verdienste des großen Verstorbenen zu verringern. Er war ein großer Redner, ein ehrlicher, ein großer Staatsmann. Seine Größe bestand aber hauptsächlich in seiner Gewissenhaftigkeit. Diese veranlaßte ihn Das was er als richtig erkannt hatte mit aller Kraft zu verfechten. Aber er war zu sehr in seinen toryistischen Principien befangen als daß er selbst das Richtige immer gleich gefunden hätte. Was er Großes für England ausgeführt, war von Andern vor ihm angeregt, von ihm selbst sogar früher bekämpft worden. Wenn sich ihm die Wahrheit aber aufgedrängt hatte, gab er sich ihr hin ohne Rücksicht auf Anfeindungen und Angriffe aller Art. So ist er nicht sich, aber seiner Partei

untreu geworden. Es ist ihm in den strengsten Worten von seinen Gegnern vorgeworfen.

In einer Zeit aber die mehr als ein mal zu gewaltigen Umstürzungen Veranlassung gegeben, hat seine Mäßigung, seine Besonnenheit, seine Zähigkeit, wenn wir es so nennen wollen, nur Gutes gewirkt. Um als conservativer Staatsmann in diesen Zeiten den Fortschritt der Art zu hemmen daß es nicht ein Ueberstürzen würde, mußte er eine große Tüchtigkeit, eine außerordentliche Kraft, ein gutes Gewissen und das Bewußtsein der Reinheit seines Wollens besitzen, und diese Eigenschaften sind auch von seinen Gegnern anerkannt worden.

England hat viel an ihm verloren.

Für deutsche Staatsmänner aber ist er ein nachahmungswerthes Beispiel, und wenn das Werk das uns zu diesen Erörterungen und Betrachtungen Veranlassung gegeben auch nur eine Zusammenstellung des Materials ist, so ist es doch schon dadurch für unsere Literatur von großer Wichtigkeit und wir haben alle Ursache dem Verfasser dafür dankbar zu sein.

20.

Symbolik des Kosmos in ihrer Anwendung auf Psychologie, Pädagogik, Politik, Religion und Ethik. Ein Versuch von Eduin Bauer. Weimar, Voigt. 1851. Gr. 8. 25 Ngr.

Ein wunderliches Buch! Schon bei dem Lesen des Titels wird man stutzig. Man weiß nicht recht wie man ihn deuten soll, vermuthet aber jedenfalls einen bedeutungsvollen tiefen Inhalt, weil die Gedanken unwillkürlich auf den „Kosmos" eines großen Meisters gelenkt werden. In dieser dem Buche immer noch wohlmeinend zugethanen Vermuthung wird nun auch die Einleitung desselben durchlesen. Abermals kein befriedigender Aufschluß! Alles ist dunkel und fremd. Mit philosophischen Schlagwörtern bemäntelt geberdet sich der Verfasser als habe er eine höchst wichtige Entdeckung gemacht, welche er der Welt verkünden müsse. Die Stimmung des Lesers wird allmälig eine peinliche, denn nach den gelesenen 18 Seiten langweiliger Einleitung weiß er von dem eigentlichen Zwecke und Inhalte des Buchs noch nicht viel mehr als vorhin der räthselhafte Titel aussprach. Darüber ist er allerdings im Klaren, daß der Verfasser unendlich weit davon entfernt ist ein Humboldt zu sein, daß er unter Kosmos „die sichtbare Natur" versteht und ihm die Psyche entgegensetzt. So wie nun aber die Nachforschung des Buchs über die Einleitung hinaus fortgesetzt wird, so kann man nicht anders, man muß laut auflachen! Man findet kaum eine Mücke, wo man mit Sicherheit auf einen Elefanten Jagd gemacht hatte. Die Wirkung der Enttäuschung ist aber gar nicht unangenehmer Art; auch steigert sich das Interesse für das Buch um ein Bedeutendes, man liest es von nun an mit großem Plaisir ganz zu Ende. Man hat viel erwartet, viel gesucht und so gut wie Nichts gefunden. Ein herrliches Beispiel für die Kant'sche Definition des Lächerlichen. Was wird Alexander von Humboldt dazu sagen daß sein „Kosmos" auch zu einer geistigen Spiegelfechterei verleiten konnte. Ja, ja die Welt steckt voll Sonderlinge, das erkennt man nirgend besser als in der Welt der Schriftstellerei.

Doch nun müssen wir unser Urtheil auch mit einigen Details zu unterstützen suchen, damit dasselbe auch als wahr erkannt werden kann.

Unter Symbolik des Kosmos versteht der Verfasser das Wiederfinden und bildliche Nachweisen der Gesetze der materiellen Natur in der Thätigkeit des menschlichen Geistes. Wenn dem Buche Titel und Einleitung fehlten, so würde man glauben eine Sammlung von unglücklichen Metaphern vor sich zu haben. Die Uebertragung naturwissenschaftlicher Begriffe auf psychologische ist die ganze Aufgabe des Buchs. Das nennt Eduin Bauer die Symbolik des Kosmos. Ja, wer konnte Das ahnen!

Wir wählen nun einige Stellen des Buchs aus, um sie hier zur Mittheilung zu bringen. Im dritten Abschnitte, dem wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zuwenden, kommt die Anwendung der Symbolik des Kosmos auf die Politik vor. „Die Chemie lehrt uns nicht nur die Art und Weise der Verbindungen, sondern auch daß jede Verbindung wieder aufgehoben, zersetzt werden kann. Auch hier ist bei den verschiedenen Verbindungsgruppen eine verschiedene Zusammensetzungsart nöthig. Die Verbindungen der einfachen Gruppen werden durch Elektricität und Licht, die Verbindungen der zusammengesetzten Gruppen durch freiwillige Zersetzung und trockene Destillation zersetzt und getrennt. Wenden wir dieses Naturgesetz, oder wenn dieses Wort unpassend erscheint diese empirische Erfahrung und Thatsache auf die Verbindungen des Menschengeschlechts an, so werden wir aus dieser Anwendung manchen lehrreichen Schluß ziehen können. Wird ein elektrischer Strom durch irgend eine flüssige chemische Verbindung geleitet, so begibt sich der eine Bestandtheil derselben an den positiven, der andere an den negativen Pol. Die Verbindung der ersten Ordnung im Menschengeschlecht war uns die Ehe. Ohne Zweifel ist in derselben der elektro-negative Bestandtheil derselben der weibliche, der elektro-positive Bestandtheil derselben der männliche Gatte. Eine wahrhaft innige Verbindung der Gatten, die durch wirkliche Anziehung bewirkt worden, kann nicht freiwillig, wol aber durch eine Strömung animalischer oder spiritueller Elektricität zersetzt werden, wenn dieser Strömung nicht bei Zeiten durch die Vernunft, durch Religiosität, durch moralische Grundsätze ein Damm gesetzt wird, oder wenn nicht die räumliche Entfernung zwischen die elektrische Kraft eintritt. Der eine Gatte fühlt sich dann nämlich stärker angezogen von einem Dritten. Leider nehmen wir diese Zersetzung nur zu oft in der Ehe wahr. Verfolgen wir die Spur dieser zersetzenden Elektricität weiter, so stellt sich als Thatsache heraus daß, sobald ein Kind zu einer innigen Verbindung mit einem andern seines Alters, aber des andern Geschlechts angezogen wird, dasselbe ebenfalls stärker sich zu dem angezogenen und anziehenden Wesen hingezogen fühlt als zu den Aeltern. Die Verbindung zwischen Kind und Aeltern verliert gewöhnlich bei Verheirathung des erstern an Innigkeit. Der elektrische Strom der Gattenliebe hat die Familienverbindung überwunden und erzeugt eine neue Verbindung, die Familie der Kindeskinder. Daß dann die Kindesliebe mit der Kindespflicht nicht aufhört, oft wieder zwischen Großältern, Aeltern und Kindern und Enkeln neue innige Verbindungen erzeugt, sind bei sittlichen und religiösen Menschen keine seltenen Erscheinungen. Daß auch die Ehe durch absichtliche vorbereitete Processe getrennt werden kann, wie der Chemiker durch Wärme (Licht) eine chemische Verbindung zersetzt, ist ebenfalls bekannt. Dies sind, möchte ich sagen, gewaltsame Zersetzungen." Nun, was sagen die Leser zu einer solchen geistreichen Symbolik des Kosmos? Nicht wahr, Sie sind voll staunender Freude über den tiefen Sinn und die hohe Bedeutung dieser kosmischen Forschung? Sie möchten gern noch mehr hören, und da will ich ihnen denn eine höchst interessante Stelle über unsere deutsche Politik aussuchen. Sie werden finden, wie unaussprechlich es zu beklagen ist daß diese Bauer'sche „Symbolik des Kosmos" nicht schon 1847 das Licht der Welt erblickt hat, denn dann hätten wir unmöglich die nachfolgende traurige Zerrüttung unsers geliebten Vaterlands erleben können.

„Schon in der 27. Aphorisme führten wir das Gesetz an daß die Verbindungen, aus je wenigern und verwandtern Bestandtheilen sie zusammengesetzt, desto inniger, dauernder, desto schwerer zu trennen seien. Umgekehrt sind die Verbindungen zusammengesetzter und vieler Gruppen leichter zu zersetzen. Dieses chemische Gesetz oder richtiger gesprochen diese der kosmischen Natur entnommene Thatsache soll uns zu einigen Schlußfolgerungen auf Deutschland insbesondere Veranlassung

geben. Man hat plötzlich das nur als Gemeng oder Gemisch bestehende Deutschland zu einer innigen Verbindung zusammenkochen wollen. Dabei hätte man wohl gethan die Natur wenigstens um Rath zu fragen, da man auf Vernunft in der Hitze der Leidenschaft natürlich gar nicht zu hören geneigt schien. Nur die flüssigen, die aufgelösten Stoffe lassen sich leicht verbinden. Deutschland besteht aus vielen miteinander zusammenhängenden Staaten und Stämmen Der Zusammenhang jedes einzelnen deutschen Staats hindert nothwendig die Verbindung sämmtlicher Staaten zu einem neuen Ganzen... Die positive und negative Elektricität ist aber in dem deutschen Organismus zu gleichmäßig vertheilt als daß nicht die verschiedenen (?) Pole ihren abstoßenden Einfluß äußern sollten." Ach, es wird dem Referenten ordentlich schwer solchen offenbaren Unsinn abzuschreiben, ohne ein Wort der Entrüstung lautwerden zu lassen. Und dennoch sieht er es für verlorene Mühe an dagegen kämpfen zu wollen; auch ist er der festesten Ueberzeugung daß sich die Richtigkeit des ganzen Buchs durch Nichts besser an den Tag legen läßt als durch seine eigene Salbaderei. Darum nur noch Etwas über Deutschlands jüngste Geschichte:

„Die verschiedenen Tendenzen haben Deutschland seit mehreren Jahrhunderten zersetzt. Auf kirchlichem und religiösem Gebiete haben Katholicismus und Protestantismus zwei Heerlager gebildet. Diese sind wieder in viele kleine Gruppen durch Rationalismus, Atheismus, Pantheismus, Orthodoxie, Lutherthum, Zwinglianismus, durch Herrnhuter, Freie Gemeinden, Deutschkatholiken, Mennoniten ... zersetzt. In ethischer Beziehung darf die Unsittlichkeit, der Egoismus, der Indifferentismus, die Blasirtheit und der Materialismus nicht unerwähnt bleiben. In politischer Hinsicht zersetzen Liberalismus, Radicalismus, Communismus, Demokratie, Aristokratie, Republikanismus, Constitutionalismus und Monarchismus das deutsche Volk. Zersetzend wirkten auch revolutionnaire Schriften und Zeitungen, Vereine der verschiedensten Tendenzen und Kammern mit den erregendsten Elementen. Immer mehr bildete diese zersetzende Masse ein Analogon eines Gemenges; ja das nicht blos, sondern eines sich selbst auflösenden Organismus. Wie kann diese sich auflösende und in so viele Gruppen zersetzte Masse in eine organische Verbindung gebracht werden?

Der Herr Verfasser der „Symbolik des Kosmos" hat Humboldt's „Kosmos" ganz ignorirt oder ignoriren wollen, sonst würde er wissen daß der Kosmos sich nicht blos in der „reinen Objectivität äußerer Erscheinung", sondern auch „in dem Reflex eines durch die Sinne empfangenen Bildes auf das Innere des Menschen, auf seinen Ideenkreis und seine Gefühle" bewegt, daß derselbe aber nicht hinführen soll „zu einer Weltansicht durch Speculation und alleinige Gedankenentwickelung, nicht zu einer absoluten Einheitslehre im Absondern von der Erfahrung." Doch wozu hinweisen auf Humboldt! Der Verfasser will ja gar nicht durch Humboldt belehrt werden; er will ja gerade Das geben, woran Humboldt in seiner Vorliebe zur Empirie gar nicht einmal gedacht hat.

H. Birnbaum.

Rechtfertigung der tragischen Katastrophe in Lessing's „Emilia Galotti".

Bekanntlich hat der Schluß von Lessing's „Emilia Galotti" in älterer und neuerer Zeit vielfache Anfechtungen erfahren. Einerseits hat man die äußern Motive für den Tod Emilia's nicht ausreichend gefunden und dagegen geltendgemacht sie hätte wol auch noch auf andere Weise dem Prinzen entrissen werden können, die Gewaltthat des Vaters sowie Emilia's Bitte darum erscheine daher als willkürlich, als die Handlung einer vorzeitigen Verzweiflung, und vermöge daher nicht die volle Sympathie die sie für sich in Anspruch nehme zu erwecken. Andererseits hat man gegen die innere Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Schlußhandlung Zweifel erhoben, und vorzugsweise eingewendet Emilia sei durchaus schuldlos, der Dichter begehe daher wenn er sie trotzdem untergehen lasse an ihr und der Unschuld überhaupt ein schreiendes Unrecht, stelle damit zugleich die Weltregierung, die hiernach den Untergang des Guten gleichsam gutzuheißen scheine, in das Licht der Ungerechtigkeit und beleidige das sittliche Gefühl und das Vertrauen zu einer sittlichen Weltordnung umsomehr als mit Emilia's Untergange nicht einmal eine wirkliche Bestrafung und Vernichtung des bösen Princips noch die Herstellung eines bessern Zustands verbunden sei, vielmehr die Wahrscheinlichkeit übrigbleibe daß der Prinz und Marinelli von ihrer augenblicklichen Zerknirschung sich sehr bald erholen und in ihr früheres Treiben zurücksinken würden.

Gegen diese und andere Angriffe ist in einer Abhandlung „Ueber Lessing's Emilia Galotti" vom Oberlehrer Hölscher, die sich im diesjährigen Programm des Friedrichsgymnasiums zu Herford befindet, eine gründliche und überzeugende Rechtfertigung enthalten, die umsomehr allgemeiner bekanntzuwerden verdient als sie überhaupt zur Erkenntniß der die Dichtung durchdringenden Grundidee wesentlich neue Gesichtspunkte aufstellt. Ih einer genauen, dem Dichter Schritt für Schritt folgenden Reconstruction der Tragödie weist nämlich der Verfasser nach daß der Tod Emilia's überhaupt ganz anders aufgefaßt werden müsse als bisher gewöhnlich geschehen, nämlich nicht als der Untergang, sondern gerade umgekehrt als der Sieg und Triumph des sittlichen Princips der Unsittlichkeit gegenüber. Der Angelpunkt um den sich die Tragödie drehe sei nämlich der Conflict des der Unsittlichkeit ergebenen Verstandes mit der Festigkeit des sittlichen Willens. Auf der einen Seite stehe daher als Hauptperson Marinelli, der mit seinem eminenten Verstande dem Fürsten und seinen unsittlichen Lüsten nur diene um ihn desto besser beherrschen zu können, der bei den glänzenden Resultaten die er bisher durch seine Verstandesüberlegenheit in unsittlicher Sphäre errungen habe schlechthin jeden Glauben an die Kraft der Sittlichkeit verloren habe, und nun in übermüthiger Verachtung des sittlichen Widerstandes der Unsittlichkeit volle Freiheit zu schaffen glaube, sobald er ihr nur die Hindernisse aus dem Wege räume. Auf der andern Seite sei Emilia die Hauptperson. Zwar trete auch Appiani bereits dem Höfling entgegen und vereitele durch seinen edeln Stolz den ersten niederträchtigen Plan desselben; aber er treibe ihn damit nur tiefer in das Verbrechen hinein und gehe selbst darüber zugrunde. Auch Orsina sei Marinelli's Kühnheit gegenüber eine Vertreterin des sittlichen Princips, indem ihre Leidenschaft über das mit der Liebe getriebene Spiel den Charakter sittlicher Entrüstung trage; aber sie könne damit weiter Nichts als den Frevel aufdecken und zur Rache hintreiben, vermöge dagegen nicht mit Reinerhaltung der Sittlichkeit den verbrecherischen Plan selbst zu zerstören. Emilia aber in Verbindung mit ihrem Vater, der jedoch nur als das Werkzeug ihres Willens, mithin nur als ein Moment ihrer selbst aufgefaßt werden dürfe, sei die eigentliche Vertreterin des sittlichen Princips, denn sie sei es die in dem Augenblicke wo Marinelli seines Opfers gewiß zu sein glaube, durch die Thatkraft des in ihr lebenden Sittengesetzes die sündhafte Absicht und die schlauen Berechnungen des Verstandes zuschandenmache, und durch freiwilligen Tod die Sittlichkeit nicht nur vor der fremden Gewalt, sondern auch vor der eigenen Schwäche zu schützen wisse. Weit entfernt also daß in diesem freiwilligen Tode eine Niederlage des sittlichen Princips enthalten sei, müsse er vielmehr als der Sieg desselben und zugleich als die Vernichtung der Unsittlichkeit und der ihr dienenden Schlauheit betrachtet werden. Freilich seien der Prinz und Marinelli nicht äußerlich vernichtet; es sei möglich daß sie späterhin ihr Treiben aufs neue begonnen haben. Aber Dies liegt außerhalb und jenseit der Tragödie; diese schließe damit daß der Prinz sich als den Spielball eines teuflischen Freundes erkenne und daß sich Marinelli der

Ohnmacht und Erbärmlichkeit seines Lebensprincips der Energie des sittlichen Willens gegenüber bewußt werde und zugleich den Preis aller seiner Anstrengungen, die Herrschaft über den Prinzen verliere. Hierin aber liege eine innere Vernichtung Beider und diese müsse in dieser Tragödie umsomehr genügen als sie überhaupt keine Haupt- und Staatsaction, sondern ein Gemälde der Leidenschaften des menschlichen Herzens sei und daher nicht sowol nach ihrem äußern Material als in ihren innerlichen Bezügen erfaßt werden müsse.

Es könnte scheinen als ob bei einer solchen Auffassung des Todes Emilia's eine Schuld derselben gar nicht nachgewiesen zu werden brauche. Dennoch übernimmt und löst der Verfasser auch diese Aufgabe, indem er darauf aufmerksammacht daß Emilia den Gunstbeweisen des Prinzen gegenüber doch nicht so ganz unbefangen und unempfindlich geblieben sei als man gewöhnlich annehme, daß dieselben vielmehr einen um so gefährlichern und beunruhigendern Eindruck auf sie gemacht hätten als ihr dabei zum Bewußtsein gekommen sein möge daß ihre Empfindung für Appiani doch eigentlich keine wahre Liebe, sondern nur eine innige Achtung und Verehrung sei. In diesem Bewußtsein habe sie ihrem Verlobten den Vorfall in der Kirche gegen ihr ursprüngliches besseres Gefühl verschwiegen, sie habe von vornherein die Offenheit und Wahrheit, die Grundbedingung eines sittlichen Verhältnisses, dem Schein, der Beschönigung geopfert, und sie leide also keineswegs völlig schuldlos wenn die Folgen ihres unsichern Benehmens gegen den Prinzen und Appiani sie endlich bis auf den Punkt getrieben hätten wo sich ihre Sittlichkeit nur durch den äußersten Kraftaufwand gegen die äußere Gewalt und die ihr zum Bewußtsein gekommene innere Schwäche habe behaupten und zur ursprünglichen Reinheit herstellen können.

Mit derselben Feinheit weist der Verfasser auch die Schuld Appiani's nach, wie denn überhaupt seine Abhandlung ganz besonders der Aufdeckung und Hervorhebung der ethischen Bezüge gewidmet ist. Weniger befriedigt sie von Seiten der Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten. Zwar ist die Auffassung derselben durchweg eine richtige; aber er hat es versäumt ihre durch das Stück zerstreuten Charakterzüge zu überschaulichen und abgerundeten Bildern zu sammeln und sie streng nach dem zwischen ihnen bestehenden Verhältniß zu gruppiren.

A. Zeising.

Neueste Reiseerinnerungen aus der Tatarei, Tibet und China.

Zwei französische Priestermissionarien von der Congregation des heiligen Lazarus, die Herren Gabet und Huc, befanden sich zu Anfang des Jahres 1844 in der östlichen Tatarei, ein wenig nordwärts von der großen Mauer, als sie von ihrem geistlichen Obern die Weisung empfingen durch die westliche Tatarei nach Lhassa aufzubrechen, der Hauptstadt Tibets und dem heiligen Sitz des Lamaismus. Die interessanten Erlebnisse und Ergebnisse dieser überaus beschwerlichen, langwierigen Reise, und ihres spätern sehr unersprießlichen und von Seiten des chinesischen Gouverneurs in Lhassa, Ke-shen, ihnen vielfach verdrießlich gemachten Aufenthalts daselbst, sind niedergelegt in dem Werke des letztgenannten Missionars Huc: „Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846" (2 Bde., Paris 1850). Von dem Interessantesten aus dem Inhalt dieses mit vielem Takt und Beobachtungsblick verfaßten Reisewerks geben wir im Nachstehenden kurzen Bericht.

Das Erste womit sich unsere beiden Missionarien beim Antritt ihrer Reise ins Land „einer Nation von Pfaffen" versehen mußten, waren entsprechende Costumes von Lamapriestern. Die ihrigen bestanden aus einer langen gelben Robe, die auf der rechten Seite mit fünf vergoldeten Knöpfen zugenestelt, um die Hüften von einem rothen Gürtel umschlossen war. Ueber dies Gewand zogen sie einen kurzen rothen Spencer ohne Aermel mit schmalem Kragen von purpurfarbigem Sammet. Als Kopfbedeckung führten sie einen gelben Hut mit breiter Krempe, auf welchem ein rothseidener Knopf agraffenartig prangte. Ein junger mongolischer Neophyt, Namens Sambadchiemba, begleitete die vermeintlichen Lamapriester, und um ihre Reiseequipage durch die Wüstensteppe zu vollenden führte der junge Mongole noch zwei Kameele und ein weißes Pferd mit sich, nebst einem Zelt und einem großen Hund um das letztere zu bewachen. Auf ihrem Wege hatten sie keinen andern Führer als einen Compaß und eine in Paris erschienene Karte des chinesischen Reichs. Die Strapazen die sie Tag für Tag in dieser endlos unwirthlichen Wüste und dann inmitten von Gebirgen, wogegen die Alpen nur Spielerei sind, zu bestehen hatten, sind unbeschreiblich. Nur räuberischen Anfällen entgingen sie wie durch ein Wunder, obgleich die mongolischen Straßenräuber die civilisirtesten und feinsten Hallunken der Welt sind. Der mongolische Räuber, weit entfernt seinem Opfer die Pistole auf die Brust zu setzen, redet es vielmehr in Schmeicheltönen also an: Vielgeliebter Bruder! du siehst ich bin gezwungen auf meiner Reise zu Fuß zu gehen, sei mithin so gütig und leihe mir dein Roß; auch bin ich leider ohne alle Baarschaft und wäre dir deshalb höchlich verbunden wenn du mir mit deiner Börse aushelfen wolltest; nicht minder ist es heute auffallend kaltes Wetter, weshalb ich dich freundlichst um deinen Rock ersucht haben will u. s. w. Wird diesen Ansprüchen nicht folgegeleistet, so sind allerdings der Prügel und Sarras, wo nicht noch schlimmere Dinge im Hintergrund, inzwischen sieht man doch immer die gute Lebensart. Auch Banden chinesischer Soldaten, die in dem Feldzug gegen die Engländer (1842) jämmerlich genug gedient hatten, trieben sich in diesen Steppen und zwischen diesen Bergen herum, und es war zwischen ihnen und den mongolischen Räubern wenig Unterschied, indessen entgingen unsere Reisenden wenigstens der unmittelbaren Berührung mit ihnen. Es mag übrigens eine „himmlische" Soldateska gewesen sein die damals der Beherrscher des himmlischen Reichs gegen die Engländer aufbot. Ein Tatar den die Reisenden auf ihrem Zuge durch die Wüste trafen, berichtete darüber Folgendes: „Es fand ein Aufgebot unter allen tatarischen Stämmen statt. Wir marschirten auf Peking und von da auf Tient-sin, wo uns die Kitattruppen (die chinesischen) schon voraus waren und wo wir drei Monate blieben. Nun, und kamt ihr denn auch ins Gefecht? Bekamt ihr den Feind zu sehen? Nein, so weit kam es nicht. Die Chinesen behaupteten ein mal für alle mal daß wir dann einem gewissen, unvermeidlichen Tode entgegengingen. Was wollt ihr, sagten sie, gegen diese Seeungeheuer machen? Sie leben im Wasser wie die Fische. Wenn man es sich am wenigsten vermuthet, so erscheinen sie auf der Oberfläche und schleudern euch eiserne Brandkugeln entgegen. Spannt ihr die Bogen gegen sie, gleich tauchen sie wieder unter das Wasser wie die Frösche." Soviel ist gewiß daß als im Jahre 1842 die englische Kriegsmacht Nanking und den großen Kanal erreicht hatte, der Kaiser so gewiß einen Besuch in Peking erwartete daß er tatarische Streitkräfte nach Tient-sin verlegte und sich selbst jeden Augenblick bereit hielt in die Tatarei hinüber zu decampiren. Die Confusion des Auf- und Einpackens benutzten ein paar himmlische Reichsgauner und plünderten den Schatz von verschiedenen Millionen rein aus, und bis diese Stunde sind die Schuldigen unentdeckt. Nichtsdestoweniger ist den für die Verwaltung des betreffenden Schatzes verantwortlichen Beamten sammt all ihren Angehörigen bis ins dritte und vierte Glied der Ersatz des Fehlenden unweigerlich aufgegeben. „Im folgenden Verlauf dieses sogenannten Kriegs", bemerkt Hr. Huc, „kam dadurch der Kaiser in so gräuliche Verlegenheit daß er nicht wußte woher das nöthige Geld nehmen, um eine Handvoll Soldaten, die die Bestimmung hatten die Integrität des chinesischen Gebiets zu schützen, vor dem Verhungern zu retten." Der ausgezeichnetste Held den der Kaiser zur Vertilgung der Engländer aussandte, war ein General Namens Yang. Folgendes war die Taktik

die dieser Hannibal Chinas zu beobachten pflegte: Sobald die Action sich entspann, machte er sich zwei große Schleifen in seinen Bart, um nicht davon incommodirt zu werden, alsdann drückte er sich hinter die Fronte seiner Truppen, zog dort seinen großen Pallasch und trieb dort so von hinterrücks seine Soldaten in den Kampf, indem er unbarmherzig diejenigen massacrirte die feig genug waren zurückzuweichen. Diese Manier ein Heer zu commandiren kann befremdlich erscheinen, allein wer unter den Chinesen gelebt hat, kann daraus abnehmen daß sich das militairische Genie des General Yang durchaus auf die Kenntniß seiner Leute basirte. Nach dem Urtheil der chinesischen Großen war übrigens die Taktik Yang's der großartigen Würde der „himmlischen Reichstaktik" überhaupt völlig angemessen. „Wir fragten", erzählt Huc, „mehre Mandarinen warum denn der Batourou Yang die Engländer nicht vernichtet habe. Darauf erwiderten sie einstimmig: Er hatte Mitleiden mit ihnen."

Von der Unreinlichkeit der Tataren, um einen andern Gegenstand zu berühren, machen die „Souvenirs" der Priestermissionars die allerschrecklichste Beschreibung. Sie glauben fest an eine Seelenwanderung und hüten sich deshalb jedwederlei Ungeziefer zu vertilgen. Es könnte ja möglicherweise einer nach seinem Tode interimistisch in die Haut einer Laus fahren. Das Innere ihrer Zelte ist von der gräulichsten Beschaffenheit und der Geruch darin so unerträglich daß es ein Fremder selten länger als auf Minuten in einem aushält. Die Chinesen sind beiweitem nicht die saubersten Sterblichen, aber die Tataren übertreffen sie weit und werden deshalb von ihnen systematisch Chow-Tatsze (stinkende Tataren) genannt.

Der Mongole ist übrigens was den Charakter anlangt funfzig mal nobler als der schmuzige, hinterlistige, betrügerische, ränkehafte Chinese und wird deswegen von dem Letztern beim Handel und Wandel auf jedem Tritt und Schritt betrogen. Wenn die Mongolen in eine Handelsstadt kommen, so werden sie sofort von den Chinesen umringt und in Beschlag genommen und mit allerlei Zuvorkommenheiten überschüttet. Man nimmt sie mit sich nach Haus, tractirt sie mit Thee, sieht nach ihren Pferden, hätschelt und fetirt sie auf alle Weise. Der Mongole der nichts Zweideutiges in seinem Charakter hat, merkt nicht daß dahinter die schmuzigste Habsucht und Prellsucht steckt. Einmal umgarnt kann der arme Tatar nicht mehr entwischen. Er wird dem pfiffigen Chinesen zur Beute der mit ihm sein Händelchen schließt und ihm solange aufschmiert und abnimmt bis es Nichts mehr aufzuschmieren und abzunehmen gibt.

Den Lamaismus in Tibet und der mongolischen Tatarei zu studiren hatte der Verfasser während seines Aufenthalts daselbst gründliche Gelegenheit. Diese Länderstrecken von gewaltigem Umfang sind vom Lamaismus förmlich überschwemmt. Ein ganzes Volk von Lamapriestern, denn in der Mongolei bilden sie über ein Drittheil der ganzen Bevölkerung. Beinahe in jeder Familie ist, mit Ausnahme des ältesten Sohnes, der immer „schwarzer Mann" bleibt (das ist der stehende Ausdruck für die Laien, die ihr schwarzes Haar forttragen, während die Lamas sich das ganze Haupt scheren), der ganze Rest der männlichen Familienmitglieder für den Lamadienst bestimmt. Bezeichnend ist die Thatsache daß in dem eigentlichen China der Buddhismus mit seinen Tempeln in Verfall und Ruinen liegt und die Priester in Mangel und Noth existiren, während andererseits in der Tatarei dem Lamaismus von der Regierung auf jede mögliche Weise aufgeholfen wird. Dies ist ein Pfiff der chinesischen Regierung; sie will daß hier die Bevölkerung so wenig als möglich kriegerisch sei. Die Erinnerung an die einstige Macht der Mongolen spukt noch am Hofe von Peking. Sie waren einst Herren des Reichs, und um neue Invasionen unmöglich zu machen sucht man das Volk durch alle möglichen Mittel zu schwächen. Merkwürdig ist die große Aehnlichkeit die der Buddhismus in seinem Cultus, seinen äußerlichen Riten und Institutionen mit der römischen Kirche hat. Auch hier gibt es ein Cölibat, Fasten und Gebete für die Todten, eingeschreinte Reliquien, Weihwasser, Weihrauch und ewige Lampen, Rosenkränze mit Kügelchen, Heiligenwirthschaft, Processionen, und eine mönchische Einrichtung die stark den Bettelorden entspricht. Die würdigen römischkatholischen Missionare nennen freilich die Bilder der Lamaisten Götzen und ihre eigenen Götzen Bilder, indessen bei Licht besehen läßt sich darin kein sonderlicher Unterschied verspüren. Die Klöster der Lamas gleichen den katholischen in vielfacher Hinsicht und unterscheiden sich von diesen nur in wenig Punkten. Die Mitglieder sind alle derselben Regel und derselben Disciplin unterworfen, aber die Gemeinsamkeit der Lebensweise tritt weniger hervor und es herrschen unter ihnen exclusive Rechte des Eigenthums vor. Unsere beiden Missionare brachten in diesen Niederlassungen mehre Monate zu. Neben seiner Heiligkeit dem Ober- (Dalai-) Lama in Lhassa gibt es noch Großlamas die von jenem ihre Investitur empfangen und seit grauen Jahren einander in ununterbrochener Succession folgen. Der Großlama trägt auf dem Haupte eine gelbe Mitra, in der Hand einen dem unserer Bischöfe ziemlich ähnlichen Krummstab und eine Robe von violettem Taffet, auf der Brust mit einer Agraffe zugeheftet. Auch eine Art weibliche Gottheit verehren die Lamas, deren Name Tien-how wörtlich regina coeli, Himmelskönigin, bedeutet und deren Cultus einigermaßen dem Mariencultus entspricht, wenn schon die Legende auf welcher er beruht echtheidnischer Natur ist. Endlich besitzt der Lamaismus, der in seinen modernsten Zügen wie in seinen alterthümlichsten dem Romanismus täuschend ähnelt, auch seine Prodigien und Mirakel, deren Geglaubtwerden der Lamapriesterschaft ebenso trefflich unter die Arme greift wie der katholischen und deren prädominirender Einfluß auf die Masse ganz derselbe ist. Der römische Missionar legt diesen Umstand mittels einer feinen Wendung freilich noch anders aus wenn er sich so ausdrückt: „Eine reinmenschliche Philosophie wird ohne Zweifel ähnliche Thatsachen verwerfen oder sie ohne Umstände auf Rechnung der lamaistischen Betrügereien setzen. Wir unsers Theils, wir katholischen Missionare glauben daß der große Lügner der einst im irdischen Paradies unsere ersten Aeltern betrog noch immer sein Lügensystem in der Welt fortsetzt. Er aber, der die Macht hatte Simon den Magiker in den Lüften schwebend zu erhalten, kann auch heute noch durch den Mund eines Kindes zu den Menschen reden, um den Glauben Derer zu stärken die ihn anbeten."

Uebrigens ist die tibetanische Regierungsverwaltung ganz und gar ein reiner Kirchenstaat. Der Dalailama ist das politische und zugleich religiöse Oberhaupt. Wenn er stirbt oder wie die Buddhisten sagen „hinüberwandert" (in den Körper nämlich eines andern Geschöpfs), so setzt sich seine unzerstörbare Persönlichkeit in einem Kinde fort das von den großen Lamas unter der Benennung Houtouktou gewählt wird. Diese Großlamas sind also ungefähr die Cardinäle des Lamaismus. Der damalige (und wahrscheinlich noch jetzige) Dalailama war erst neun Jahr alt und von seinen drei Vorgängern hatte keiner das Alter der Majorität erreicht. Dieser Umstand mag nicht unfüglich den Gedanken an Verrätherei und ein faules Spiel wecken welches von Seiten der Regierungsadministration von Tibet gespielt ward, welche sich, solange der Dalailama minorenn ist, in den Händen eines Verwesers, der den Titel Romekhan führt, befindet. Im Jahr 1844 gab die Verrätherei dieses Romekhan Veranlassung zu einem determinirten Einschreiten des chinesischen Kaisers, der keine Gelegenheit versäumt seinen Einfluß in Tibet zu verstärken, sowie zu einer ziemlich wunderlichen Priesterrevolution. Der Kaiser sandte seinen bevollmächtigten Geheimrath und Minister Ke-shen nach Lhassa um den Romekhan zur Verantwortung zu ziehen, der auch kurzen Proceß machte, den Romekhan verhaften ließ und ihn unter Androhung der Folter zu dem Geständniß zwang: er habe von dem Großlama „drei Leben genommen", was soviel sagen soll: er habe seine Transmigration (Seelenwanderung) drei mal gewaltsam veranlaßt. Dies Geständniß des Romekhan ward mit

den beglaubigenden Siegeln des Ke-shen versehen durch einen Kurier nach Peking geschickt. Drei Monate später herrschte in der Hauptstadt Tibets eine gräuliche Bewegung. Man sah an dem großen Portal des Palastes des Romekhan und in den Hauptstraßen ein kaiserliches Edict in drei Sprachen auf gelbem Papier und mit einem geflügelte Drachen vorstellenden Rande versehen angeschlagen. Darauf standen, nächst erhabenen Betrachtungen über die Pflichten der Könige und der großen und kleinen Machthaber, und nächst hochtrabenden Ermahnungen an die Potentaten, Fürsten, Obrigkeiten und Völker: innerhalb der vier Meere den Pfad des Rechts und der Tugend zu wandeln, bei Strafe des himmlischen Zorns und des noch schrecklichern irdischen des großen Khans, die Verbrechen des Romekhan verzeichnet und seine Verurtheilung zu ewiger Verbannung nach den Ufern des Sakhalien-oula, im tiefen Innern der Mandschurei. Der Schluß des kaiserlichen Manifests lautete nach der üblichen Formel: Man zittere und gehorche! Der ganz ungewöhnliche Anblick dieses Manifests über den eigenen Thoren ihres Gouverneurs erregte nun unter der Einwohnerschaft von Lhassa allgemeine Insurrection. Eine halbe Meile davon ist ein Collegium der Lamas, worin sich mehre Tausend derselben befinden. Diese bewaffneten sich wie sie konnten und kamen wie eine Lawine herabgestürzt, dem Ke-shen und Allem was Chinese hieß den Tod schwörend. Zuerst stürmten sie die Residenz Ke-shen's, der aber nicht zu finden war, dann bemächtigten sie sich Derer die mit ihm gemeinschaftlich gehandelt hatten und opferten mehre ihrer blinden Wuth. Sie befreiten den Romekhan, der aber schwachköpfig genug war diese Gelegenheit nicht zu benutzen. „Il avait", bemerkt der Autor, „la lâche énergie d'un assassin, et non l'audace d'un séditieux." Am folgenden Morgen erschienen die Lamas wieder zahlreich wie ein Bienenschwarm vor Lhassa, allein Ke-shen hatte seine Maßregeln inzwischen genommen; eine furchtbare Schlachtordnung chinesischer und tibetanischer Truppen versperrte ihnen den Durchgang, vor diesen streckten die Lamas, deren Sache eben nicht das Fechten ist, freiwillig die Waffen, und machten sich eilig in die Zellen ihres Collegiums zu ihren Büchern zurück, sehr froh daß sie für ihre Vermessenheit mit einem blauen Auge davonkamen. Wenige Tage darauf mußte der abgesetzte Remokhan ohne Gnade in sein Exil wandern.

Dieser chinesische bevollmächtigte Minister Ke-shen war eben derjenige der später unsere beiden Missionare so sehr chicanirte und sie endlich mit Gewalt zwang das Reich zu verlassen. Er wollte unter seinem Lamavolk von der Ausbreitung des Christenthums einmal Nichts wissen. Obgleich sich die Missionare auf eine Stipulation vom Jahre 1845 zwischen dem französischen Minister de Lagrené und dem chinesischen Keying geschlossen beriefen, wonach die römische Religion nicht länger ein Gegenstand der Verfolgung in China sein sollte, so zog doch auch Dieses nicht: die Missionare wurden gezwungen Tibet ungesäumt zu verlassen und zwar noch obenein auf dem längsten und beschwerlichsten Wege unter einer stattlichen Escorte von 15 chinesischen Soldaten, die ein vornehmer Mandarin befehligte. Auf den Protest der beiden Priester und ihre Erklärung: sie würden der französischen Regierung diese grausame Maßregel hinterbringen, erklärte der unbeugsame Ke-shen ganz naiv: er müsse wissen was er dem Kaiser schuldig sei und zunächst Sorge für seinen eigenen Kopf nehmen. Im Jahr 1846 kehrten die Reisenden nach Paris zurück. Was ihnen ihre dortige Beschwerde geholfen, davon verlautet fürs erste Nichts. 21.

Proben pennsylvanisch-deutscher Schreibart.

Die ältern, seit geraumer Zeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eingebürgerten Deutschen werden, ohne Rücksicht darauf ob sie jetzt noch in Pennsylvanien oder anderswo in der Union wohnen, als Pennsylvanisch-Deutsche bezeichnet. In den Districten wo sie überwiegend sind haben sie deutsche Zeitungen, die in einer eben nicht musterhaften, häufig mit englischen Ausdrücken gemischten Sprache geschrieben sind und auf den Bildungszustand jener Ansiedler ein eigenthümliches Licht werfen. Ueber diesen Zweig der Journalistik gibt das „Westland" von Dr. von Könige, C. Neyfeld und Dr. G. Engelmann in St.-Louis interessante Mittheilungen welche Fleischmann in seinen „Erwerbszweigen u. s. w. in den Vereinigten Staaten" mitaufgenommen hat. Wöchentlich erscheinen dergleichen Zeitschriften ein mal; sie enthalten Politik, gewerbliche Anzeigen, Skizzen aus dem Leben der Pennsylvanisch-Deutschen, Schwänke, Heirathsanträge u. s. w. Von dem Dialekt und dem Geist in welchem sie geschrieben sind werden folgende Proben einen Begriff geben. Zunächst ein kleiner Artikel welcher bei Gelegenheit eines Wahlkampfs erschien:

„Die seel-, herz-, kopf-, verstand- und gestaltlosen Geisbocks-Ritter vom Demokrat haben ihren Geifer abermals in ihrer letzten Schandchronik ausgespien. Aus ihrem Geplärr erhellet es deutlich wer sie sind und daß sie an Allem mangeln was die Menschen eigentlich über die Thiere erhöhen sollte. Es gereicht zwar Niemand zur Ehre sich mit solchem politischen schurkenähnlichen Gesindel, dessen Zweck ist die Wahrheit zu unterdrücken und Lügen auszubreiten, und die längst von vielen Redlichgesinnten aus allen Parteien gleich abgenutzten Spüllumpen zur Hinterthür hinausgeworfen wurden, zu befassen."

Eine Verkaufsanzeige lautet:

„Zu verkaufen in öffentlicher Vendu:

Eine vornehme Grund-Lotte [1]) gelegen in Taunschip [2]) ... Darauf sind errichtet zwei gute Wohnhäuser, das eine ist ein Brickhaus [3]), das andere ein Frähmhaus [4]), gewetterbordet [5])."

Eine Einladung:

„Hallo! Hallo! Ihr Schütze!

Eine Schutting mätsch [6]) wird stattfinden auf Fastnacht den 16. nächsten Februar am Gasthause des Unterschriebenen am Centre Turnpeik [7]) für ein fettes Schwein von 200 Pfund Die Scharfschütze sind alle dazu eingeladen. Auch soll an selbigem Tage ein Fastnachts Frolick [8]) gehalten werden."

Eine humoristische Skizze aus dem Familienleben:

„Ein paar Blätter
Aus dem Tagebuche eines Ehe-Mannes.
1stes Blatt.
Sechs Monate nach der Hochzeit.
«Neue Besen kehren gut»."

„Well [9]), liebe Härriett, willst du heut Abend auf den Ball gehen? Du weißt, wir sind höflich eingeladen worden." „Just wie du sagst, William; du weißt ich wünsche Nichts zu thun als was dir Vergnügen macht." „Well denn, Härriett, suppos [10]) wir gehen, das ist, wenn du perfektly Willens bist; nau [11]) sag aber nicht ja, just weil ich so sage; denn du weißt wo du bist, da fühle ich vollkommen glücklich." „Ei, lieber William, ich weiß daß du auf dem Ball Vergnügen haben würdest, und wo du Vergnügen hast, da habe ich auch — of cours [12]). Was für 'nen Dreß [13]) soll ich anthun, William? Mei-

1) Lot, Antheil, Landstück.
2) Township, Stadtgebiet.
3) Brick-house, Backsteinhaus.
4) Frame-house, hölzernes Haus mit Fachwerk.
5) Weatherboarded, außen mit Brettern beschlagen.
6) Shooting-match, Wettschießen.
7) Turnpike, Chaussee.
8) Frolic, Lustbarkeit.
9) Well, wohl.
10) Suppose, nimm an, ich meine.
11) Now, nun.
12) Of course, natürlich, es versteht sich.
13) Dress, Kleidung.

nen weißen Gaun [1]), oder den groben mit pink Trimmings [2]), oder den schwarzen Merino, oder den weißen Sätin [3])? Du weißt besser was mir gut steht.“ „Liebe Härriett, du bist schön in jedem Dreß. Nau, nimm heut Abend deine eigene Wahl. Ich denke aber dein weißer Sätin Dreß steht dir ausnehmend schön.“ „Nun sieh, William, ich wußte daß du just meine Gedanken haben würdest. O wie glücklich werden wir heut Abend sein! Du mußt nun aber versprechen daß du mich keinen Augenblick verlassen willst; ich würde ja so traurig und verlassen fühlen.“ „Nein, Härriett, nicht einen Augenblick will ich dich verlassen und

Eh' ich von deiner Seite will gehn,
Mag Erd' und Himmel untergehn.“

„O William, lieber William, wie schön Das ist. Du lernst allsfort solche Reimchen um mich glücklich zu machen.“

„Sechs Jahre nach der Hochzeit.
«Ende gut, Alles gut».“

„Härriett, reich mir mal die Zuckerbohl [4]), du hast mir just einen Theelöffel voll in meinen Thee gethan!“ „Well, William Schnuck, du juhst [5]) wahrhaft Zucker genug in deinen Thee um ein Bärrel [6]) Essig süß zu machen. Hier, Tschanni, witt du die Finger aus der Schüssel thun! Susen, sei still! Was die kleine Sau net kreischt; wahrhaftig, 's ist genug eins närrisch zu machen. Witt du still sein! — da! (sie schlägt drauf) da! du kleiner Satan!“ „Ei, Härriett, was hat denn das Kind gethan? Du bist wahrhaftig zu schnell.“ „Ich wollt, Mister Schnuck, du thätst deine eigene Büßnes [7]) meinten [8]); du bekümmerst dich allsfort um was dir Nichts angeht.“ „Well, Härriett, ich möchte wissen wer ein besseres Recht hat als ich. Du zankst und maulst ja auch immerwährend.“ „Däddy [9]), Tschanni zerreißt eure Zeitung zu Stücken!“ „Tschanni, komm her. Wie kannst du dich unterstehen meine Zeitung zu zerreißen. Ich will dich lehren es noch mal zu thun. Da! du Räskel! [10]) wie schmäckt Das! Und nun pack dich ins Nest.“ „Ei William, du Bösewicht, wie kannst du mein Kind so unvernünftig schlagen. Komm her Tschanni, armes Kind, hat's weh gethut, never meind [11]), do, da nimm ein Stück Zucker; so, das is'n schmär [12]) Bübchen.“ „Härriett, ich will dir sagen, du verdirbst die Kinder ganz und gar. Du weißt, ich mittle [13]) mich niemals drein, wenn du ein Kind bestraft. Es ist erstaunlich daß ein Weibsmensch niemals Recht thun kann.“ „Nie Recht thun?! Wahrhaftig, Mister Schnuck, wenn Niemand hier im Hause Recht thäte als du, so wundre ich was am Ende aus uns werden sollte.“ „Härriett, du sprichst wie ein Narr, und ich wills net länger ständen [14]). Du bist anfangens so schnappisch und beißig wie 'ne B— Schiedog [15]), und wenn noch irgend 'ne Ehescheidung im Lande zu haben ist, will ich sie haben.“ „Halloh, was das Männchen so wüthig ist. Well, gute Nacht, Mister Schnuck, träume nichts Böses.“ 22.

1) Gown, Kleid.
2) Pink trimmings, dunkelrother Besatz.
3) Satin, Seide.
4) Bowl, Schale.
5) Usest, gebrauchst.
6) Barrel, Faß.
7) Business, Geschäft.
8) Mind, an Etwas denken, sich kümmern.
9) Daddy, Papa.
10) Rascal, Schuft.
11) Never mind, mach dir Nichts daraus.
12) Smart, brav.
13) Meddle, mischen.
14) Stand, aushalten.
15) Bitch, she dog, Hündin.

Neugriechische Literatur.

Von dem Professor an der Universität in Athen, Bambas, ist vor kurzem ein „Ἐγχειρίδιον τῆς τοῦ ἱεροῦ Ἄμβωνος ῥητορικῆς“ (Athen 1851) erschienen, das nicht nur dem Bedürfnisse der Priester und Laien der griechischen Kirche, die Verkündiger des Wortes Gottes sind, entspricht, sondern auch Denen sich empfiehlt die namentlich an dem Gymnasium wie an der Universität zu Athen dem Studium der Theologie sich widmen und zu dem geistlichen Stande bestimmen wollen. Der schon früher erschienenen Grammatik der lateinischen Sprache von Euthymios Kastorchis, einem in Deutschland gebildeten Griechen, ist kürzlich eine „Ἐπίτομος λατινικὴ γραμματικὴ“ (Athen 1851) gefolgt, die besonders zum Gebrauche der Schüler der griechischen Schulen und Gymnasien bestimmt ist. Dagegen sind die „Στοιχεῖα γαλλικῆς γραμματικῆς“, welche A. Samurkasis zum Gebrauche der griechischen Schulen und der Erlernung der französischen Sprache herausgegeben hatte, mit einem Anhange häuslicher Gespräche in französischer und griechischer Sprache in einer dritten Auflage (Athen 1851) erschienen. Ebenso erschien die „Γεωγραφία τῆς Ἑλλάδος, ἀρχαίας τε καὶ νεωτέρας“, von Joannis N. Valettas, in einer vom Verfasser, Director der griechischen Erziehungsanstalt in Hermupolis auf der Insel Syra, verbesserten dritten Auflage (Hermupolis 1851). Von dem aus der Geschichte des Freiheitskampfes bekannten Patrioten und ebenso gelehrten als freisinnigen Geistlichen Theophilos Kaïris, sind uns „Στοιχεῖα φιλοσοφίας“ (Athen 1851) zugekommen. Das Buch ist in reinem Altgriechisch klar und faßlich geschrieben und zerfällt in zwei Abtheilungen, in deren ersterer der Verfasser theils über den Begriff und die einzelnen Theile der Philosophie sich ausspricht, theils eine historische Uebersicht der einzelnen philosophischen Sekten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart gibt, wogegen er in der zweiten Abtheilung über die Psychologie im Allgemeinen und in Ansehung der einzelnen Seelenkräfte des Menschen sich verbreitet. Das Buch hat in Griechenland selbst großes Aufsehen gemacht, worüber Derjenige um so weniger sich wundern kann der sich erinnert wie der Verfasser vor mehren Jahren wegen seines kirchlichen Rationalismus von der Synode in Athen verfolgt wurde; und namentlich von Seiten einiger Professoren an der Universität Athen, des obgenannten Bambas und eines andern Professors der Philosophie, Kalligas, sind heftige Angriffe auf das Buch des Kaïris und besonders gegen dessen Ansichten über Psychologie in den Zeitungen gemacht worden, die dann wieder von der andern Seite, von Anhängern des Kaïris, genannten und ungenannten, energische Erwiderung und Abfertigung gefunden haben. Unter den genannten Vertheidigern des Kaïris nennen wir hier den Griechen G. Glaukopidis, und bezeichnen es zugleich bei dieser Gelegenheit als eine interessante Eigenthümlichkeit in der Geschichte des Wiedererwachens des wissenschaftlichen Lebens im neuen Griechenland, daß gerade die Philosophie als das Gebiet erscheint welches dort vorzugsweise und selbständig angebaut worden ist. Eine kurze Zusammenstellung der in Griechenland seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen Werke über Philosophie, die sich in dem obgedachten Buche des Kaïris findet, gibt hierüber weitern Aufschluß, und wir stellen hier aus jener Uebersicht selbst nur folgende Werke dieser Art seit 1820 kurz zusammen: „Στοιχεῖα Μεταφυσικῆς“, von Benjamin Lesbios (Wien 1820); „Λογικὴ καὶ Μεταφυσική“, von Neophytos Dukas (Aegina 1834); „Στοιχεῖα Φιλοσοφίας“, von Neophytos Bambas (Athen 1838); „Ψυχολογία“, von G. Servios (Hermupolis 1841); „Τῆς κατὰ Χριστὸν ἠθικῆς πραγματεία“, von Misail Apostolidis (Athen 1846); Ψυχολογία κατὰ Δαμιρῶνα“, von K. Euthybulos (Byzanz 1848); Πρόδρομος Φιλοσοφίας“, von Spyridon Komnos (Athen 1849). 23.

Notizen.

Der Kampf auf der Insel Haiti im Jahre 1844.

General Pierrot zog im März 1844 mit ungefähr 10,000 Haitiern im Norden gegen die dominicanische Republik, während der Präsident Herard-Rivière mit 30,000 Mann im Süden operirte. Der Letztere war durch den tapfern Widerstand von einem kleinen Haufen Dominicanern unter dem Präsidenten Santana und dem spätern Präsidenten Baez bereits geschlagen worden, während Pierrot ohne Schwertstreich schon bis an die Thore von Santiago vorgerückt war. Der Kampf welcher sich hier am 9. April zwischen den beiden feindseligen Parteien der Insel Haiti entspann ist so interessant daß wir ihn mittheilen wollen. Die Stadt Santiago ist von der Seite wo die haitische Armee anrückte durch ein dichtes Campechengehölz gedeckt, durch welches nur zwei bis drei schmale Wege führen. Einige europäische Colonisten erkannten bald daß das Schicksal der Stadt sich hier entscheiden müsse. Es waren drei Franzosen, Imbert, ein Pflanzer, Pelletier de St.-Fargeau, der Neffe des Conventmitglieds, der jetzt als dominicanischer General eine der angesehensten Personen des Landes ist, und Perrin, ein ehemaliger Zögling der Polytechnischen Schule; außerdem fand sich noch ein Schweizer ein. Auf ihren Rath und unter ihrer Leitung wurde an dem Ausgange jedes Waldwegs eine Redoute improvisirt. Man grub einige alte Kanonen aus der Erde, die jedoch vom Rost so mitgenommen waren daß man befürchten mußte sie würden beim zweiten oder dritten Schusse springen. Man richtete sie indeß so gut es ging wieder her, stellte sie kreuzweis auf und pfropfte sie mit Steinen, Kugeln und allen möglichen Wurfgeschossen voll; der Schweizer, ein ehemaliger Artillerist, nahm muthig das Abfeuern dieser für die Belagerten ebenso wie für die Belagerer gefährlichen Kanonen über sich, und einige Einwohner welche Flinten hatten wurden als Tirailleurs aufgestellt. Die Plänkler Pierrot's kamen aus den Waldwegen hervor und wurden alsbald niedergeschossen. Der Schweizer wollte seine Kanonen probiren, und diejenigen welche nicht sprangen thaten Wunder. Er richtete so sicher daß er sein Ziel immer vorher bezeichnete. Jeder Andere als Pierrot hätte begriffen daß er mit allen seinen Leuten Nichts bei Wegen ausrichten konnte wo nur fünf Mann auf ein mal vorwärts zu kommen vermochten; dieser glaubte aber er dürfe mit einem Feinde keine großen Umstände machen der tausend mal weniger Patronen hatte als er Leute, und befahl einen Angriff in Masse. Die schwarze Armee drang also vorwärts gerade auf das Feuer der Batterien zu; das Ende leuchtet von selbst ein. Der Schweizer rief ganz verwundert aus: „Ich treffe sie nicht, sie treffen sich selbst!" und in der That hörte jede Kugel in ihrem Zerstörungswerk erst auf, wenn sie nach und nach durch 50 Mann durchgeflogen war. Trotzdem gelang es den Schwarzen die offene Ebene zu erreichen, und mag es nun die Hitze des Angriffs oder Dummheit gewesen sein, sie hörten nicht auf in gedrängten Colonnen auf die Batterie los zu marschiren. Ein panischer Schrecken begann sich endlich der Uebrigbleibenden zu bemächtigen. Sie strömten in Unordnung den engen Wegen zu und wurden noch dort niederkartätscht. Ein weniger blutiger, aber nicht minder charakteristischer Zufall fand wenige Meilen von Santiago statt. Die haitische Flottille welche ihre Bewegungen mit denen der Colonne Pierrot's in Einklang setzte, befand sich Puerto-Plata gegenüber und konnte jeden Augenblick ein Corps auf das dominicanische Ufer setzen. Wie sollte man aber ein Seegefecht anfangen ohne Schiffe? Die Dominicaner nahmen daher die haitische Flottille mit dem Bayonnet. Um sich dieses Wunder zu erklären muß man wissen daß die Seemacht Haiti's selbst etwas Wunderbares ist. Die Seeoffiziere, vom Seecadett bis zum Admiral, werden aus der Landarmee rekrutirt, und die meisten kennen nicht einmal die Namen der gewöhnlichsten nautischen Instrumente. Der Commandant eines haitischen Schiffs dachte ohne Zweifel als guter Infanterist daran, daß je näher man sich am Lande befindet um so weniger Gefahr vorhanden ist naß zu werden, und kam so nahe daß er auf einen Felsen rannte. Er signalisirte alsbald den übrigen Schiffen zu halten. Diese verstanden jedoch die Signale nicht und beeilten sich nahezukommen um zu erfahren was man wolle, und alle kamen auf den Grund, sodaß eine dominicanische Infanterieabtheilung sie mit Sturm nahm. So wurden die Haitier doppelt an einem Tage geschlagen. 11.

So sehr Friedrich der Große den Adel auch in der Armee bevorzugte, so verspottete er doch die Prätensionen desselben. Dem Hofmarschall Grafen Schulenburg, der 1783 für seinen als Junker angestellten Sohn, weil er ein Graf sei, eine Offiziersstelle erbat, schrieb er eigenhändig: „Junge Grafen die Nichts lernen sind Ignoranten in allen Landen; in England ist der Sohn des Königs nur Matrose auf einem Schiff, um die Manoeuvres dieses Dienstes zu lernen. Im Fall nun einmal ein Wunder geschehen und aus einem Grafen Etwas werden sollte, so muß er sich auf Titel und Geburt Nichts einbilden, denn das sind nur Narrenspossen, sondern es kommt nur allezeit auf sein mérit personnel an." Friedrich schrieb unterm 6. October 1772 an d'Alembert: „Der Adel ohne Kenntnisse ist Nichts als ein leerer Titel, der einen Unwissenden zur Schau stellt und ihn der Verspottung Derer preisgibt die Gefallen daran finden." Noch deutlicher spricht sich der König an einer andern Stelle aus: „Der Adel ist nichts Anderes als ein höherer Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billigerweise bei den Personen voraussetzen darf, die eine sorgfältigere Erziehung genießen konnten; wenn er Dieses nicht ist, so ist er gar Nichts, er nützt Nichts, er ist ein Unkraut." Im Auslande war wohl bekannt daß der König bei Leuten mit denen er Verkehr hatte, immer darnach zu fragen pflegte ob sie von Adel seien. Als 1769 der darmstädtische Geheimrath Hesse nach Berlin entsendet wurde, um die Heirath der darmstädtischen Prinzessin mit dem Prinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) zu reguliren, hielt er daher für nöthig sich schriftlich beim Könige zu entschuldigen daß er nicht von Adel sei — aber ein ehrlicher Mann. Der König schrieb ihm zurück: „Mein lieber Geheimer Rath! Ein ehrlicher Mann ist in meinen Augen vom besten Adel und vom größten Werth; denn seine Tugend glänzt in seinen Handlungen. Er ist mir willkommen, ich sehe ihn gern bei mir und es wird mir ein Vergnügen sein einen Vertrauten von meinem alten Freunde kennenzulernen."

Die Königin Elisabeth Christine von Preußen, Friedrich's des Großen Gemahlin, war in der Wahl ihrer Hofmarschälle nicht glücklich. Durch seine Dummheit zeichnete sich der Hofmarschall Morien aus. Der englische Gesandte, Sir Charles Williams, schrieb ihm einst, um ihm den Lord Essex zu empfehlen, und fügte nach den gewöhnlichen Complimenten hinzu: „Uebrigens können Sie sich versichert halten daß dieser Essex nicht derjenige ist welchem zur Zeit der Königin Elisabeth der Kopf abgeschlagen wurde." Das ging über den Horizont des Hofmarschalls, und als er Lord Essex der Königin vorstellte, that er es mit den Worten: „Madame, der Graf Essex, aber ich versichere Ihro Majestät daß es nicht der ist welchen die Königin Elisabeth enthaupten ließ." 17.

Spanische Unterschriften.

Spaniens Könige gebrauchen selten eine andere Signatur als die alte gothische „rubrica": Federzug, Schnörkel. Dieses Monogramm hat etwas Verwandtes mit einem runischen Knoten. Die Spanier üben ihren Erfindungsgeist an diesen schwerfälligen Zierathen, welche sie als Zugehör der Sicherheit für die Authenticität betrachten. Man will behaupten daß eine „rubrica" ohne Namen dort mehr Werth besitze als

ein Name ohne „rubrica". Sancho Panza sagt zu Don Quixote, daß seine „rubrica" nicht nur einen, sondern dreihundert „Sackasses" werth sei. Diejenigen welche nicht schreiben können „schnörkeln". „No saber firmar", nicht seinen Namen unterzeichnen können, gilt jenseit der Pyrenäen scherzweise als eines von den Attributen der Vornehmheit.

Britisches Sprüchwort.

Ein altes britisches Sprüchwort lehrt: Ein Irländer ist nie in Frieden als wenn er in Streit ist; der Schotte ist blos zu Hause wenn er außen ist; der Engländer ist nur vergnügt wenn er Mängel auffindet. (An Irishman is never at peace but when he's in a quarrel; the Scotchman is only at home when he's abroad; the Englishman is only contented when he is finding fault.) 12.

Bibliographie.

Album vaterländischer Dichter, dem Andenken an die Gründung des Schweizerbundes gewidmet und herausgegeben im Vereine mit Professor Fröhlich, Dr. Henne, Sal. Tobler u. A. von R. Weber. 2te vermehrte Auflage. Zürich, Höhr. Gr. 8. 28 Ngr.

Grässe, J. G. Th., Handbuch der alten Numismatik von den ältesten Zeiten bis zur Zerstörung des römischen Reichs, nach den besten Quellen bearbeitet und mit vielen Abbildungen der schönsten antiken Originalmünzen versehen zum Selbststudium für Freunde des Alterthums. 1ste Lieferung. Leipzig, E. Schäfer. Gr. 8. 15 Ngr.

Jehuda Ibn Tibbon, Ermahnungsschreiben an seinen Sohn Samuel, des Moses Maimonides an seinen Sohn Abraham und Sprüche der Weisen. Aus Bodlejan. Handschriften zum erstenmal herausgegeben, mit einer deutschen Charakteristik und biographischen Skizze begleitet von M. Steinschneider. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Kosarski, J., Sagen des Morgenlandes. Nach talmudischen und andern hebräischen Quellen bearbeitet und mit Anmerkungen erläutert. Berlin, Adolf und Comp. Br. 8. 1 Thlr.

Kündig, E., Erinnerungen an Joh. Friedrich Miville, Dr. und Professor der Theologie in Basel. Mit einem Vorwort von K. R. Hagenbach. Basel. 1851. 12. 24 Ngr.

Layard's, A. H., Populärer Bericht über die Ausgrabungen zu Ninive. Nebst Beschreibung eines Besuches bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern. Nach dem größern Werke von ihm selbst abgekürzt. Deutsch von N. N. W. Meißner. Mit den Kupfern des größern Werkes. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mayr, J. G., Der Mann v. Rinn [Joseph Speckbacher] und Kriegsereignisse in Tirol 1809. Nach historischen Quellen bearbeitet. Mit einem Titelkupfer und einer topographischen Karte. Innsbruck. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Meyer von Knonau, G., Die schweizerischen Münzen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 2te vermehrte Auflage. Zürich, Höhr. 1851. Gr. 8. 6 Ngr.

Mörikofer, J. C., Klopstock in Zürich im Jahre 1750—1751. Zürich, Beyel. 1851. 8. 15 Ngr.

Deutscher Musenalmanach. 2ter Jahrgang. Herausgegeben von C. Schad. Mit den Bildnissen von Ludwig Bechstein und Max Waldau und einer Musikbeilage von Louis Spohr. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 16. 1 Thlr.

Neigebaur, J. F., Dacien. Aus den Ueberresten des klassischen Alterthums, mit besonderer Rücksicht auf Siebenbürgen. Topographisch zusammengestellt. Nebst einer Uebersichtskarte des Trajanischen Daciens. Kronstadt. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

Opzoomer, C. W., Die Methode der Wissenschaft. Ein Handbuch der Logik. Aus dem Holländischen übersetzt von G. Schwindt. Utrecht, Dannenfelser. Gr. 8. 1 Thlr.

Rellstab, L., Sommermährchen in Reisebildern aus Deutschland, Belgien, Frankreich, England, Schottland im Jahre 1851. 1ster Theil. Mit 6 Stahlstichen. Darmstadt, Lange. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rodenberg, J. v., Fliegender Sommer. Eine Herbstgabe. Bremen, Schlodtmann. 1851. 16. 6 Ngr.

Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie. Ein Naturgemälde. Nach dem Französischen von Ch. Schüler. Mit 8 Stahlstichen nach Schopin. Darmstadt, Lange. 1851. Gr. 16. 20 Ngr.

Scheidler, K. H., Publicistische Beiträge zur wissenschaftlichen Erörterung der wichtigsten Staatsfragen der Gegenwart. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Publicistische Beleuchtung und Ergänzung der neuen Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche, mit besonderer Beziehung auf die deutsche Verfassungsfrage, vom Standpunkte des deutschen Volks- und Staatsrechts. Weimar, Rauschke u. Schmidt. 8. 25 Ngr.

Schreiber, G., Bilder des deutschen Wehrstandes. Baden und der schwäbische Kreis 1500—1800. Mit Illustrationen von Feodor Dietz, Lucian Reich und Moritz von Schwind. Karlsruhe, Herder. 1851. Hoch 4. 3 Thlr. 6 Ngr.

Semper, G., Die vier Elemente der Baukunst. Ein Beitrag zur vergleichenden Baukunde. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.

Stirner, M., Geschichte der Reaction. Zwei Abtheilungen. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. 3 Thlr.

Waser, J. R., Ueber die äußern Hemmungen der gesegneten Wirksamkeit des Geistlichen in großen Gemeinden, mit besonderer Beziehung auf den Kanton Zürich. Angabe der rathsamsten Hülfsmittel und Würdigung der von der innern Mission, dem Vikariate rc. zu erwartenden Unterstützung. Synodal-Proposition vorgetragen in der Versammlung der Zürcherischen Geistlichkeit den 14. Oktober 1851. Zürich, Höhr. 1851. Gr. 8. 6 Ngr.

Weigelt, G., Religion und Sittlichkeit in ihrem Zusammenhange dargestellt in Predigten. Hamburg. 1851. G. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Ledderhose, K. F., Wahrheit oder Lüge? Eine Streitschrift wider das Büchlein des Dr. Alban Stolz: Diamant oder Glas. Jedem Aufrichtigen zur Prüfung und Beherzigung aufs Gewissen gelegt. Carlsruhe. 1851. 16. 3¾ Ngr.

Marriott, Anekdoten aus dem Hauptwerke des Alphons M. v. Liguori, den in Carlsruhe die Mission abhaltenden Liguorianern gewidmet. Basel. 1851. Gr. 16. 3 Ngr.

Ostwald, C. F. A., Ein neuester Jenaer Beitrag „Zur Holsteinischen Erbfolge" aus der „Neuen Preußischen Zeitung" mitgetheilt und beleuchtet. Kopenhagen, Schwartz. 1851. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Priester, Jurist und Soldat. Ein Blick in die Zukunft. Berlin, Schneider u. Comp. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Prozeß der Familie Gabe in Hamburg. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung der Schrift: „Eine Mutter im Irrenhause." Bremen, Schlodtmann. 1851. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ueber den deutsch-österreichischen Zoll- und Handelsverein. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Weihnachtsglocke. Eine Weckstimme aus Bremerhaven an das Volk in Stadt und Dorf. Oldenburg, Schulze. 1851. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Verständigung über einige Zeitfragen. 1stes Heft. Otterndorf. 1851. 8. 3¼ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № IV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Nr. **I.** die Versendungen von Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XIV und XV des Literarischen Anzeigers; Nr. **II.** die Versendungen von April, Mai und Juni, in Nr. XXVI und XXVII; Nr. **III**, die Versendungen von Juli, August und September, in Nr. XXXVII uud XXXVIII.)

82. **Ahn (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.** Second course. Second edition. 8. Geh. 12 Ngr.

Der erste Cursus erschien 1851 in zweiter Auflage und kostet 10 Ngr. Von demselben Verfasser erschien ebendaselbst:

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. Premier cours. 4me édition. In-8. 1851. 8 Ngr. — Second cours. 2me édition. 1850. 10 Ngr.

83. ———— Key to the exercises of **Ahn's** New method of learning the German language. First and second course. 8. Geh. 5 Ngr.

84. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Siebenten Bandes viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis siebente Band (1837—51) kosten zusammen 18 Thlr. 20 Ngr.

85. **Arthalis, Die letzten Blüten.** Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

86. **Bobrik (F.), Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. 22 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Karl Rosenkranz, der diese von Friedrich von Wichert herausgegebenen Gedichte des 1848 verstorbenen königsberger Dichters einführt, äußert darüber unter Anderm: „Wir empfangen hier Gedichte, die großentheils ihre Anerkennung sich schon erobert haben, die als sangreizende Lieder schon Jahre hindurch in ganz Deutschland gesungen und oft von mehr als Einem Tonkünstler componirt worden sind.... Will man vergleichen, so wird man sich bald an Lessing's epigrammatische Knappheit, bald an Bürger's Volkston, bald an Goethe's naive Liedweise, bald an Schiller's festliches Pathos, vorallem an Georg Jacobi's anakreontische Laune erinnern können. Allein diese Erinnerung wird immer nur die Verwandtschaft der Form betreffen, denn bald werden wir überall die Selbständigkeit unsers Dichters empfinden, wie sie bei ihm aus der Innigkeit seines Gefühls entspringt. Diese Innigkeit hat denn auch den Rhythmus seiner Verse so leicht, so sanggerecht erschaffen, daß man sie nicht einmal stumm zu lesen vermag, ohne nicht im Geist einen melodischen, von ihnen ausgehenden Ton zu vernehmen.... Nichts ist seltener als das einfache, seelenvolle Lied, und in diesem eben ist Bobrik Meister."

87. **Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel.** (1774—1832.) Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der von den Freunden der Literatur seit Jahren mit Spannung erwartete, von G. E. Guhrauer herausgegebene Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel zeichnet sich nicht allein durch die ungewöhnliche, über ein halbes Jahrhundert umfassende Dauer aus, sondern auch durch die darin herrschende Vertraulichkeit zwischen dem großen Meister und seinem alten weimarischen „Urfreunde", wie Goethe Knebel einmal nennt, welchem er die erste so erfolgreiche Bekanntschaft mit dem weimarischen Fürstenhause verdankte. Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Wertherepoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier stufenmäßig vor unserm Blick sich auf; ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Eindrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine neue reiche Quelle nicht blos für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten in Deutschland und aller Orten, wohin Goethe's Name gedrungen ist; kurz eine neue überaus wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Aber auch Knebel gibt hier in seinen vertraulichen Ergüssen sein Bestes, und insofern bildet diese Briefsammlung auch ein unentbehrliches Supplement zu Knebel's schon früher von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebenem „Literarischen Nachlaß und Briefwechsel"

In demselben Verlage erschien früher:

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von **J. P. Eckermann.** Zweite mit einem Register versehene Ausgabe. Zwei Theile. 1837. 8. 4 Thlr.

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von **Johannes Falk.** Zweite Auflage. 1836. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff. 1839. 8. 20 Ngr.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung. Zur Goethe-Feier am 28. August 1849. Von **W. Aßmann.** 8. 10 Ngr.

88. **Carrara.** Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

89. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Neunzehntes bis fünfundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., in einer Prachtausgabe 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist, sowie ausführliche Anzeigen, in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

90. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.) Neue Ausgabe in 96 Lieferungen. Erste bis zehnte Lieferung. Jede Lieferung $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen mit einem Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. Gewerbswissenschaft oder Technologie. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

91. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A — G). Herausgegeben von J. G. Gruber. Zweiundfunfzigster und dreiundfunfzigster Theil. (G — Garet.)

Zweite Section (H — N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Achtundzwanzigster Theil. (Jüdische Münze — Jungermannia.)

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine grössere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

92. **Die Fabrikation des Eisens.** Von **Flachat, Barrault** und **J. Petiet.** Atlas mit erläuterndem Texte. Aus dem Französischen. In drei Lieferungen, 96 Tafeln und Karten enthaltend, in Gr. Folio. Text in 4. Dritte Lieferung. Preis einer Lieferung, Text und Atlas 9 Thlr.

Die erste und zweite Lieferung erschienen 1847—50.

93. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Dreiundsiebzigstes bis fünfundsiebzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis sechste Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

94. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Neunter Band. (Schluß.) 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 11 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ferner bei mir:

Dramatische Werke. Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. 1845—50. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

In besonderer Ausgabe erschienen 1850 und sind einzeln zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Vermischte Schriften. Vier Bände. 8. 1842—50. 5 Thlr. 25 Ngr.

Neue Novellen. 1. — A. u. d. T.: **Imagina Unruh.** Gr. 12. 1849. 24 Ngr.

95. **Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

96. **Menzel (W.), Furore.** Geschichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Wolfgang Menzel, der berühmte Kritiker und auf den verschiedensten Gebieten der Literatur gleich ausgezeichnete Schriftsteller, betritt in „Furore", zum ersten mal das von ihm bisher nicht bebaute Feld des Romans. An die Geschichte eines Mönchs und einer Nonne angereiht, entfaltet „Furore" ein höchst lebendiges, geistreich entworfenes und in der spannendsten Weise ausgeführtes Gemälde der Zeiten und Sitten des Dreißigjährigen Kriegs, jener schrecklichen Zeit, an deren Folgen die Gegenwart nur noch zu sehr zu leiden hat. Das hohe Interesse, welches dieser Roman mit Recht schon seines berühmten Verfassers wegen erregt, wird derselbe gewiß in vollem Maße rechtfertigen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Zeitschrift.

Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß und Naturanschauung für **Leser aller Stände.** Herausgegeben von Dr. **Ule, Müller, Rossmässler** &c. Mit xylographischen Illustrationen. Vierteljährlicher Subscriptionspreis bei allen Buchhandlungen und Postämtern 25 Sgr.

Prospecte und Probenummern in jeder Buchhandlung.

Halle, Januar 1852.

G. Schwetschke's Verlag.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichtsparagraphen

für den

historischen Elementarcursus

in Gymnasien und ihnen gleichstehenden Lehranstalten.

Von

Dr. Friedrich Maximilian Oertel.

8. Geh. 20 Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der Schutzzoll und der Ackerbau.

Von

Eduard Fischer,

praktischem Landwirth auf Haus Menzel bei Rüthen in Westfalen.

Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

Diese kleine aber inhaltsreiche Schrift eines praktischen Landwirths weist an einfachen Zahlen auf das überzeugendste nach, welch nachtheiligen Einfluß der Schutzzoll auf den Ackerbau ausübe, von dessen Blüte doch wiederum der gesammte Nationalwohlstand, die Blüte des Handels und der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft bedingt sei. Sie ist deshalb der Aufmerksamkeit nicht nur des landwirthschaftlichen Publicums, sondern aller Derer, die bei Entscheidung der Zoll- und Handelsfragen Deutschlands interessirt sind, also des gesammten Volks, dringend zu empfehlen, besonders im Hinblick auf den in Aussicht stehenden Anschluß des **Steuervereins** an den **Zollverein**, sowie auf die gegenwärtig versammelte **Wiener Zollconferenz.**

Leipzig, im Januar 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 5. —— 31. Januar 1852.

Inhalt.

Verkehr mit Verstorbenen auf magnetischem Wege.

Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem Wege. Ein Buch zum Troste der Menschheit, enthaltend: den unumstößlichen Beweis von der persönlichen Fortdauer und Beschäftigung der Seele nach ihrer Trennung vom Körper; durch protokollirte Aussagen ekstatischer Somnambulen geliefert von Louis Alfons Cahagnet. Nebst einem beurtheilenden Vorwort von J. Neuberth. Zwei Theile. Hildburghausen, Kesselring. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zu den außerordentlichen Erscheinungen des Magnetismus gehört nach den Behauptungen der Magnetiseurs die daß der Magnetisirte auf der höchsten Stufe des Somnambulismus, in der sogenannten allgemeinen Klarheit, Ekstase oder Desorganisation, mit der Seele gewissermaßen aus sich selbst heraustrete, nicht mehr an Zeit und Raum gebunden sei, Verborgenes, Entferntes, Vergangenes und Zukünftiges erkenne und in der Seele des Magnetiseurs und der mit ihm in Rapport gesetzten Personen lese. In der That des Wunderbaren genug; aber Cahagnet ist bei seinen magnetischen „Experimenten" zu Ergebnissen gelangt welche noch weit größere Wunder enthalten. Das vorliegende Werk bietet daher nicht Veranlassung zu prüfen ob für jene vielangefochtenen und vielvertheidigten Behauptungen ein neues Beweismaterial zu etwaiger Ueberzeugung der Ungläubigen geliefert worden sei, vielmehr führt es uns auf ein ganz neues Gebiet des Magnetismus und fodert uns zu Erörterung und Untersuchung von Thatsachen auf die auch in diesem Reiche der Wunder bisher noch nicht erhört worden sind. Cahagnet ist durch seine Ekstatiker mit dem Geisterreiche in Verbindung getreten, und zwar auf doppelte Weise: entweder ruft der Ekstatiker die Geister, und sie erscheinen, oder die Ekstatiker verlassen mit der Seele den Leib, schwingen sich thatsächlich zum Himmel auf und „bleiben mit dem Leibe nur noch durch sympathetische Fäden in Verbindung", welche der Magnetiseur „wie einen Zaum zu halten scheint, der den Ekstatiker zur Rückkehr zwingt" wenn des Magnetiseurs „Wille ihn anzieht". Das Experiment ist aber mit Gefahr verknüpft. Wir wollen Cahagnet selbst darüber hören:

Ich gewahre daß Adele (seine „beste und kräftigste Ekstatiker") den Entschluß gefaßt hat in die Ekstase zu treten; ich meinerseits wünsche eine entscheidende Probe und lasse ihr ihren Willen. Darauf versetze ich Bruno in Schlaf und trage ihm auf ihr soweit zu folgen als möglich; er möge keine Furcht haben, mich aber benachrichtigen wenn er Gefahr sähe. Ich wollte mich selbst von den angeblichen Gefahren der Ekstase überzeugen. Mehrmals hatte Adele mir gesagt daß sie nahe daran war nicht mehr in ihren Leib zurückzukehren; ich glaubte sie wünsche mich zu ängstigen, und wollte daher wissen woran ich mich zu halten hätte. Nach einer Viertelstunde rief Bruno im höchsten Schreck: „Ich habe sie aus den Augen verloren, wecke sie auf, es ist die höchste Zeit!" Ich hatte mich auf ihn verlassen und wenig Acht auf Adele gehabt, deren Körper während dieser Zeit starr geworden und fast zu Eis erkaltet war; es war weder Puls noch Athemholen zu bemerken, die Gesichtsfarbe war gelbgrün, die Lippen waren blau und das Herz gab kein Lebenszeichen mehr; ich hielt einen Spiegel vor ihre Lippen, der keine Spur eines Hauches zeigte; ich magnetisirte mit Kraft, um ihre Seele in den Leib zurückzurufen, konnte aber fünf Minuten hindurch Nichts erlangen. Bruno, der über meinen geringen Erfolg erschrak, sowie die bei dieser Sitzung anwesenden Personen trugen Viel bei mich zu beunruhigen; ich glaubte einen Augenblick das Werk sei vollbracht und ich hätte den unbezweifelten Beweis daß die Seele ihren Leib verlassen habe. Ich mußte die anwesenden Personen bitten in das Nebengemach zu treten, damit ich allein wäre und etwas Energie sammeln könne. Nach einigen Augenblicken faßte ich Hoffnung daß ich ein solches Unglück nicht zu beweinen haben würde, aber physisch vermochte ich Nichts mehr. Ich warf mich auf die Knie und verlangte in meinem Gebete von Gott diese Seele zurück die ich in meiner Zweifelsucht hatte scheiden lassen. Ich wußte wie durch Intuition daß mein Gebet erhört worden sei; nach noch einer Minute voll Angst erlangte ich folgende Worte: „Warum hast du mich zurückgerufen? Es war geschehen, aber Gott wurde durch dein Gebet gerührt und hat mich dir zurückgesendet. Ich darf nicht wieder zum Himmel aufschweben, ich bin bestraft." „Von welcher Strafe sprichst du?" „Rafael hat meinem Vater, meiner Mutter und allen meinen Verwandten mit Ausnahme von Alfons verboten mich bis auf neue

Weisung zu besuchen, und du bist es dem ich diesen Ehrtung verdanke; ich darf nicht mehr zum Himmel aufschweben, während ich jetzt ohne dich für immer dort wäre." Man wird leicht denken daß ich mich an ihre Klagen und Vorwürfe wenig kehrte; ich fühlte mich zu glücklich sie wieder zu mir reden zu hören, und ich nahm mir, wie man wol glauben wird, vor niemals wieder solche Experimente anzustellen. Ich flehe Diejenigen die mir nachahmen wollen an, es niemals zu thun, denn es kann ein schrecklicheres Schauspiel geben, und der Ausgang eines solchen Experiments könnte ein ganz anderer sein als der des meinigen.

Trotz dieser Ansprache finden wir am Ende des ersten Theils eine ausführliche Anweisung, wie man Seelen in den Himmel befördern könne. Unter Anderm

hält man die Hand in geringer Entfernung vom Scheitel des Somnambulen, die Finger niederwärts und zu einer Spitze zusammengelegt, damit sich der fingirte für den Durchgang der Seele nothwendige Raum öffne. Wenn man sieht daß der Hellsehende sich rückwärts beugt, daß die Arme schlaff herabsinken, das Antlitz sich färbt und einen seligen Ausdruck annimmt, so lasse man ihn die festgesetzte Zeit in dieser ekstatischen Andacht.... Wenn er nicht wiederkehrt, das Gesicht sich entfärbt und dunkelgelb wird, so schreite man nicht weiter, der Tod ist da. Man schließe dem Tode die Thüre, indem man mit großer Willenskraft einige Striche über den Kopf und das Antlitz des Ekstatikers macht; wenn er noch nicht antwortet, so werde man nicht ängstlich, sondern thue als ziehe man ihn mit Hülfe eines Seils von oben herab, hauche ihm warm auf das Herz, und man wird sehen daß er in den gewöhnlichen Zustand des magnetischen Schlafs zurückkehrt.... Man kann nie zu vorsichtig sein, man erachte sich für gewarnt, die Folge des Mangels an Vorsicht hierin kann Wahnsinn oder Tod sein.

Wir haben die ganzen betreffenden Stellen wörtlich wiedergegeben, weil sie uns mitten in das Drama Cahagnet's hineinversetzen und uns einen Blick in seinen Charakter gestatten. Er experimentirt mit Menschenleben wie der Chemiker mit Stoffen, aber der Letztere thut es jedenfalls gewissenhafter.

Das Erscheinen der Geister auf Erden ist nicht mit solchen Gefahren verbunden. Sie kommen sobald der Hellsehende sie ruft, und verkehren mit dem Geiste desselben den sie sehen, während sie in der Regel die Erde selbst nicht sehen. Sie geben Aufschlüsse über ihren himmlischen Zustand und machen sich durch weise Rathschläge nützlich. Der Hellsehende erblickt einen schönen blauen Himmel und in der Ferne einen kleinen leuchtenden Punkt, der näher kommt und der Person vorangeht, worauf man sie vor sich oder neben sich erblickt. Sie erscheinen in jener körperlichen Gestalt die sie vor ihrem Tode gehabt, und sind wie auf Erden gekleidet, weil sie in einer andern Tracht nicht so erkennbar wären. Indeß sind doch einige Vorsichtsmaßregeln nothwendig um nicht irregeführt zu werden. Es erscheinen manchmal ungerufen Geister der Finsterniß anstatt der gerufenen Geister. Der Verfasser bemerkt in dieser Beziehung:

Wenn man an Gott glaubt muß man stets aus dem Grunde des Herzens zu ihm beten, auf daß er Geister der Finsterniß von den Hellsehenden fern halte. Man muß den Geist des Lichts anflehen und darf nicht den Geist der sich zuerst zeigt annehmen, wie imposant auch seine Haltung oder Umgebung sein mag. Auch muß man seinen Hellsehenden bitten sich mit einem zu vereinigen, um ihn mit gemeinsamem, festem Willen zu vertreiben, wenn er kein Bote Gottes ist. Ich pflege dabei folgende Worte zu gebrauchen: Im Namen Gottes, deines und meines Schöpfers gebiete ich dir dich zu entfernen, wenn du nicht von seiner Seite zu uns gesendet bist! Derjenige der diesem Gebote widersteht ist, wenn man einen reinen Hellsehenden hat, ein wohlwollender Geist; den möge man befragen.

Es geschieht übrigens, wie der Geist Mellet berichtet, durch Zulassung Gottes daß die Geister sich überall hin wohin sie wollen zu begeben vermögen.

Der Zweck den der Verfasser als den Zielpunkt seines ganzen Strebens hinstellt ist lobenswerth. Er war Materialist, glaubte nicht an Unsterblichkeit der Seele, war der Verzweiflung und dem Selbstmorde nahe, erhielt durch die Geistererscheinungen Gewißheit von der individuellen Fortdauer der Seele nach dem Tode des Leibes in einer dem Leibe entsprechenden veredelten Form und mit Beibehaltung des Bewußtseins von ihrem Ich, erlangte außerdem die Ueberzeugung daß sie in einem glücklichen, allen ihren Wünschen entsprechenden Zustande fortdauere, und daß Gott kein strenger, zürnender, rächender, sondern ein liebender Gott sei, und hält es nun für Gewissenssache und Menschenpflicht „Wahrheiten zu offenbaren welche die religiösen Sekten aufzuklären im Stande sind" und „den Glauben durch die Erfahrung zu ersetzen", mit Hülfe von „Beweisen welcher die ganze Menschheit bedarf". Er sagt:

Ich bin verpflichtet dem einigen und alleinigen Schöpfer des Weltalls für die von oben gekommene Inspiration dieses Werks sowol in meinem als im Namen der Menschheit zu danken, die aus demselben die größte Beruhigung schöpfen wird, indem es durch die darin vorgeschlagenen Experimente den hienieden so wankend gewordenen Glauben an eine andere Welt wieder belebt.

Zu Ende des ersten Theils gibt er eine Uebersicht des gewonnenen metaphysischen Materials und bemerkt am Schlusse:

Möge der Leser daraus für sich jene Summe von Glück ernten die ich besitze. Das ist der feurigste Wunsch eines Herzens welches alle Menschen etwas weniger unglücklich und etwas mehr aufgeklärt sehen möchte.

Wir wenden uns nun zuvörderst zu den Beweismitteln mit denen Cahagnet „seine Offenbarungen und thatsächlichen Wahrheiten" unterstützt. Im ersten Theile verfährt er nur relatorisch und erstattet über 96 Sitzungen Bericht, welche er mit acht verschiedenen Ekstatikern gehalten hat, und in denen den Letztern theils Verwandte, theils Fremde, theils kürzlich, theils vor langer Zeit Verstorbene, unter den Letztern Swedenborg, ingleichen ihre Schutzgeister erscheinen. In Bezug auf diese Mittheilungen ist man daher lediglich an die Wahrheitsliebe des Verfassers verwiesen, und es fehlt nicht an Betheuerungen durch welche seine Versicherung daß er in allen Stücken mit Aufrichtigkeit verfahren sei bekräftigt wird. Er erklärt „daß er ein unparteiischer Erzähler geblieben sei, der Gott und die Welt ehre, daß er sich für den verächtlichsten Menschen des Erdballs halten müsse wenn er auf Lüge zu speculiren vermöchte" — und legt am Schlusse des zweiten Theils „vor Gott den heiligen Eid

ab daß er im Allein nur die Wahrheit ohne Begünstigung irgend eines Systems geredet habe".

Der Verfasser der Vorrede erklärt:

Mit Argwohn und Mistrauen habe ich, der ich doch so Manches erfahren habe was ich früherhin für nicht möglich hielt und das noch heute von Tausenden bezweifelt wird, eine Lecture vorgenommen die auf so frappirende Weise an uns herantritt; doch muß ich zuvörderst offen bekennen daß ich im Verfolg derselben der Ueberzeugung mich nicht länger erwehren konnte daß der Autor in seinen Mittheilungen durchaus wahr zu sein scheint, und daß sich daran kaum zweifeln läßt daß er das Erzählte wirklich so erlebte. Was er auch Unglaubliches bietet, man muß gestehen es geschieht mit einer so in die Augen leuchtenden Naivetät, mit einer, ich möchte fast sagen evangelischen Treue in der Darstellung; er behandelt die Sache mit einer so durchdringenden Wärme und dabei zugleich wieder mit so unverkennbarer Umsicht und Besonnenheit daß unwillkürlich das Interesse daran ein steigendes wird.

In diesem Urtheil ist nicht nur dem Verfasser subjective, sondern auch dem Mitgetheilten objective Wahrheit zugestanden. Wir wollen über den ersten Punkt nicht aburtheilen. Die Widersprüche die sich allenthalben in dem Buche finden berechtigen noch nicht bei dem Verfasser eine absichtliche Beeinträchtigung der Wahrheit vorauszusetzen, ja es sind deren so viel daß sie in subjectiver Beziehung allerdings beinahe für den Verfasser sprechen, ein absichtlich auf Täuschung ausgehender Mensch würde vorsichtiger gehandelt haben. Auf den zweiten Punkt kommen wir später zurück.

Cahagnet mag gefühlt haben daß bei seinen Relationen nicht unwesentliche Zweifel offenbleiben konnten. Diese sucht er im zweiten Theile durch solenne Beweismittel vollständig zu beseitigen. Er hat über die in fernerweiten 46 Sitzungen mit seinen Ekstatikern und der Geisterwelt gemachten Experimente Protokolle aufgenommen und diese von den Betheiligten unterzeichnen lassen.

An vollen Namensunterschriften finden wir die der Herren Magnetiseurs Vermale, Duteil und Roustan, sowie der Herren C. Witt, Maler Blesson, Périet, der Frauen de Longueville, de Héricourt, Witwe Simont, des Herrn Hébert de Garnay, Herausgebers des „Magnetischen Journal", Vicomte d'Orsay, Präsident der Magnetologischen Gesellschaft, der Frau Vedeaux, die sich seit 13 Jahren mit magnetischen Studien beschäftigt, des protestantischen Geistlichen Rostan, sämmtlich zu Paris, des Herrn Favre, Magnetiseur aus Lyon, des Herrn Bosneville, Geistlichen in Lisieux, des preußischen Generals und Magnetiseurs Herrn von Wagner, der Herren Gilot l'Etang, Pflanzer auf der Insel Bourbon, und Dejean de la Bastie, Bevollmächtigten bei der Regierung von da, endlich der Frau Osborn de Chalkot.

Die citirten Geister werden nur von den Hellsehenden wahrgenommen. Welches sind nun die Kennzeichen die ihr thatsächliches Erscheinen beurkunden? Cahagnet drückt sich darüber kurz und bezeichnend so aus: „Die Aehnlichkeit des Geistes mit der citirten verstorbenen Person, seine Tracht und einige Mittheilungen die er machen wird geben die volle Gewißheit daß er existirt." Indeß darf es mit der Tracht nicht zu genau genommen werden, denn Adele erklärt: „Alles was der irdische Mensch während seines Lebens jemals auf dem Körper getragen hat ist auf ihm gleichsam abgedruckt, Nichts ist verloren gegangen. Die Angabe dieser Aeußerlichkeiten kann nach dem den Hellsehenden eigenthümlichen Grade durchdringenden Schauens (durch die wol hundert mal in einem und demselben Jahre auf unserm Körper wiederholt dargestellten Abdrücke hindurch) mehr oder minder mit der gewünschten Beschreibung in Einklang stehen." Mitunter erscheinen die Geister auch halb in himmlischer, halb in menschlicher Tracht. So sagt Adele: „Ich erwarte meine Schwester, die auch gestorben ist und die ich noch nicht gesehen habe. Da ist sie, und wie ist sie so schön!" „Wie ist sie gekleidet?" „In ihrem Brautanzuge, sie starb am Vorabende des zu ihrer Trauung bestimmten Tages; sie ist weiß gekleidet und mit aufgestecktem Haar; sie ist barfuß wie meine kleine Nichte; was ist das nicht komisch!" „Frage sie, warum sie keine Fußbekleidung tragen?" „Meine Mutter (auch ein Geist) antwortet daß dort wo sie sich befinden es keine Kieselsteine gibt."

Wir theilen hier ein Protokoll seinem vollen Inhalte nach mit:

Einhundertundvierundzwanzigste Sitzung. Der preußische General von Wagner, selbst ein gelehrter Magnetiseur, wünscht die Erscheinung der Marie Helene von Wagner; sie war seine Gattin, gleichzeitig seine beste Somnambule und ist vor einigen Jahren verstorben. Adele spricht: „Ich sehe eine Frau, 45—50 Jahre alt, nicht sehr groß, Haare hellkastanienbraun, Augen dunkelblau (Herr von Wagner bemerkt, sie wären hellblau gewesen), Blick sehr ausdrucksvoll und lebhaft, Stirn schön und glatt wie bei einer dreißigjährigen Frau, Nase gut geformt, aber etwas stark, leichte Röthe auf den Backenknochen wegen ihrer Krankheit, Gesichtsfarbe blaß, Kinn mit Grübchen (Dies ist bei den Damen fast stereotyp), Hals kurz, Brust mager, aber ausgebildet, Schultern breit, Hände klein, aber gut geformt, Nägel schön; das Blut hat in ihrer Krankheit die Hauptrolle gespielt, sie litt an starkem Herzklopfen (sie hatte eine Herzhöhlengeschwulst), auch ihr Magen war in krankhaftem Zustande. Sie mußte ein Drücken im Unterleibe empfinden, eine gewisse Schwere in der Gebärmutter, deren Bänder auf der einen Seite schlaff, auf der andern kürzer geworden waren; auch mit Seitenstechen an einer Seite war sie behaftet; das Blut drang ihr nach dem Halse und nach dem Kopfe; sie wurde von Schwindel und Ohnmachten befallen. Auf den Füßen war sie schwach, denn ich sehe sie sich niedersetzen, auch in den Armen verspürte sie Schwäche. Sie muß gut, offen und vorzüglich beherzt gewesen sein, eher geneigt Andere als sich selbst zu beklagen. Der General fügt am Schlusse des Protokolls die Worte bei: „Sehr genau." Gez.: General von Wagner, 39. Grenelle-Straße, St.-Germain.

In solcher Weise sind sämmtliche Protokolle abgefaßt, die fast durchgehend nur dergleichen Signalements enthalten, während die metaphysischen Enthüllungen aus andern, nicht in so feierlicher Weise beglaubigten Sitzungen referirt werden.

Den materialistischen Magnetiseurs, gegen die der Verfasser mit großem Eifer auftritt, genügen solche Signalements keineswegs um das thatsächliche Erscheinen der Geister zu beurkunden. Sie erklärten die Wissen-

schaft der Hellsehenden dadurch daß sie in den Gedanken der Fragenden, die mit dem Magnetiseur in Rapport ständen, lesen, folglich alle diese Umstände auch ohne das Erscheinen eines Geistes wissen könne. Um diesen Einwand zu widerlegen, versichert zuvörderst Cahagnet daß Adele nicht die Specialität für Mittheilung der Gedanken habe und nicht in Gedanken lesen könne (früher hatte er sie so geschildert: „Sie besitzt alle im Somnambulismus wünschenswerthen Eigenschaften, ist völlig isolirt, gänzlich unabhängig vom Magnetiseur, schläft die gewünschte Zeit und hat beim Erwachen keine Rückerinnerung; seit einigen Jahren verkehrt sie im Schlafe mit den Leuten der andern Welt; man braucht ihr nur den Tauf- und Zunamen der verstorbenen Person zu nennen, es kommt nicht auf die Zeit an; bisjetzt ist ihr noch kein Experiment fehlgeschlagen; man wird über ihre Hellsehekraft und über ihre genaue Beschreibung verstorbener Personen in Erstaunen gerathen; sie ist von Geburt Somnambule"), sodann aber gibt er auch einige höchst bemerkenswerthe Experimente, aus denen der Geisterverkehr, unter Widerlegung jener Voraussetzung, in die Augen springen soll. Es werden nämlich theils Cahagnet selbst, theils einem Abbé A.... von Adelen und einem andern Ekstatiker Mittheilungen durch erschienene Geister gemacht, welche sie Beide trotz großer dabei vorkommender Specialitäten für unrichtig erklären, die sie aber doch später, als ihrem Gedächtnisse zu Hülfe gekommen worden, für ganz genau zutreffend bezeichnen. Die Mittheilungen waren also wahr, konnten aber nicht in ihren Gedanken gelesen werden, folglich mußten sie wirklich aus Geistermunde kommen. Dabei war es in der betreffenden Sitzung dem Gedächtnisse Cahagnet's entfallen daß er in früherer Zeit einen Zwist mit einer eifersüchtigen Geliebten gehabt, daß ihm diese einen Brief geschrieben, der ihn in solche Aufregung versetzt hatte daß er drei Stunden in einem Walde zugebracht ohne zu wissen wo er sei, daß er seit jener Zeit entsetzliche Traumgebilde gehabt und daß er infolge dessen Beschwörungsformeln niedergeschrieben um mit Geistern in Verkehr zu treten. Auf alle diese Umstände besann sich Cahagnet in jener Sitzung nicht, obschon er über die gedachten Visionen die er gespürt ein Tagebuch geführt hatte; erst am folgenden Tage und nachdem er eifrige Nachforschungen angestellt, half ihm eine dritte Person mit der er sich darüber besprach auf den richtigen Weg, und diese sämmtlichen Umstände kehrten ihm wieder ins Gedächtniß zurück. In seinen Gedanken hatte aber der Somnambule sie nicht lesen können, denn zur Zeit der Mittheilung besann er sich eben nicht darauf.

Auf ganz ähnliche Weise war es dem Abbé A... entfallen daß er zwei Jahre früher mit einem im Magnetismus, der Arzneikunde und der Alchymie sehr erfahrenen, im St.-Theresien-Hospitale verstorbenen Manne in Verbindung gekommen war, obschon er sich später auf seine Kleidung, seine Gewohnheiten, seinen Charakter, ja auf einen Rosenkranz und eine Medaille die er trug ganz genau besann, und obschon er der Einzige gewesen war der über seiner Gruft ein Gebet gesprochen hatte, indem er nicht zwei lebende Wesen hinterlassen die seinem Sarge folgten. Als Adele den Geist, der ungerufen erschienen war, nach Kleidung, Charakter, Beschäftigungsweise, Aufenthaltsort und den mit dem Abbé gehaltenen Unterredungen schilderte, waren alle diese Dinge dem Abbé fremd. Erst nach zehntägigen mühsamen Nachforschungen war es dem Abbé gelungen ihn zu erkennen. Nun trafen aber auch alle Specialitäten, wie sie bereits in der ersten Sitzung angegeben worden waren, so genau zu daß kein Zweifel an seiner Identität obwalten konnte. „Incidit in Scyllam etc." Cahagnet wollte mit diesen außerordentlichen Experimenten den Einwand der materialistischen Magnetiseurs daß die Somnambulen in den Gedanken lesen, zu ihren Offenbarungen also keiner Geistererscheinungen bedürfen, entkräften, und er ist blind dafür daß nach solchen Erfahrungen auch der Gläubigste den Glauben an ihn und seine Experimente aufgeben muß.

Es ist erklärlich daß wenn bei einem Individuum die ganze geistige Thätigkeit nur nach einer Richtung hin, und zwar nach einer solchen bei welcher die Einbildungskraft das Hauptgeschäft hat, in Anspruch genommen ist, die übrigen geistigen Vermögen und vielleicht namentlich die Gedächtniß- und die Urtheilskraft in eine passive Stellung gerathen, aber auf Glaubwürdigkeit haben die Zeugnisse solcher Individuen kein Anrecht, und man kann dies behaupten ohne ihrer Wahrheitsliebe zunahezutreten.

Auch die übrigen Zeugnisse sind nicht im Stande diesen Glauben herzustellen. Wir haben keinen Beweis dafür daß die Personen welche bei Cahagnet erschienen sind demselben sämmtlich genau bekannt waren, und wo dies nicht der Fall sich über ihre Identität gehörig ausgewiesen haben. Abgesehen hiervon sind die meisten von ihnen Magnetiseurs oder Personen die den magnetischen Erscheinungen mit besonderm Interesse ihre ganze Aufmerksamkeit gewidmet haben; da nun unleugbar im Magnetismus wunderbare Kräfte liegen und wer nach Wundern forscht auch leicht und gern Wunder sieht, so erscheinen die sämmtlichen zu dieser Kategorie gehörigen Personen als nicht ganz unbefangene Zeugen.

Wir haben ferner eine Anzahl Protokolle vor uns in denen die Signalements zutreffen, wir wissen aber nicht wie viele Protokolle vorhanden sind in denen sie nicht zutreffen, oder wie viele Fälle vorgekommen sind wo bei nicht zutreffenden Signalements keine Protokolle aufgenommen wurden. Wir sind endlich in Unkenntniß darüber inwieweit der Hellsehende mit den Fragenden und deren Anverwandten von früher her bekannt gewesen oder nicht, und daß Magnetiseurs mit Magnetiseurs und Hellsehenden auch in einer Stadt wie Paris in Beziehungen zueinander treten können, welche die Kenntnißnahme von dergleichen Specialitäten vermitteln, liegt ziemlich nahe.

Ein einziges von den sämmtlichen Protokollen ist für den äußern Beweis insofern von größerer Erheblichkeit als der Fragende, der protestantische Geistliche Bo-

neville, erklärte daß er nicht überzeugt sei, obschon er Charakter- und Personbeschreibung des angeblich citirten Verstorbenen mit wenig Ausnahmen für genau anerkannte. Indeß bleibt die Möglichkeit auch hier nicht ausgeschlossen daß die Hellsehende auf irdischem Wege eine Anschauung von dem zu Schildernden gewonnen hatte. Wie oft mögen vielleicht die einführenden Personen die Vermittler machen!

Jedenfalls ist es eine ungebührliche Zumuthung die Cahagnet dem besonnenen Verstande macht, wenn er verlangt daß man aus dem Umstande daß die Hellsehenden ein ihnen anscheinend unbekanntes Individuum wie es im Leben gewesen schildern, ohne Weiteres den Schluß ziehen soll: die unsterbliche Seele des Geschilderten sei selbst herbeigekommen um jene Aufklärungen zu geben. Die ganze Idee ist unwürdig, eine höhere Ordnung von Wesen so wie es hier geschieht dem Rufe einer desorganisirten Sterblichen, die nur zu winken braucht um sie in ihre Nähe zu bannen, gewissermaßen unterwürfig zu machen; und das Einzige was mit dieser Idee, abgesehen von aller Realität, versöhnen könnte, wäre eine solche Einführung der Unsterblichen die sie als Das was sie sind charakterisirte. Wollte uns Cahagnet durch seine Ekstatiker von himmlischen Dingen sagen, so mußte das innere Gepräge seiner Erscheinungen ein himmlisches sein, dann hätte er sich alle äußern Beweise sparen können; aber eine solche Aufgabe wird auf Erden ewig ungelöst bleiben, und in dem vorliegenden Werke ist der Versuch sie zu lösen sehr unglücklich ausgefallen.

Ueber den Himmel lesen wir folgende Sätze: Er ist ein Ort ohne Horizont; eine Unermeßlichkeit ohne Grenzen, erleuchtet durch ein glanzvolles Licht ohne Gleichen; es gibt drei Himmel, sie sind je nach ihren Eigenschaften übereinandergeschichtet; es gibt Häuser, Städte, Gärten, Tempel, Alles was man wünscht im Himmel; man hat auch Bücher da, aber der Druck ist anders, einige Buchstaben haben die Gestalt eines D, andere sind geformt wie Häkchen, wie Halbmonde. Die Seelen leben dort unter menschlicher Gestalt; ihre Organe sind in allen Punkten denen ihres materiellen Leibes ähnlich; man erblickt alle diese innern Organe gleich den Rädern einer Uhr unter Glas; die Seele der Neger (bemerkt bei diesem Punkte Adele) ist so weiß wie die unserige, und sie sind von uns nur durch die Haut unterschieden, im Himmel aber sind alle weiß; sie tragen leichte Kleider von Gaze von verschiedenen Farben, der Anzug ist Geschmackssache wie auf Erden; sie lustwandeln, musiciren, studiren, thun überhaupt Das wozu sie die meiste Neigung haben; sie sehen Gott unter der Form einer blendenden, sprechenden Sonne; es gibt Kinder nur für Diejenigen welche Kinder sehen wollen, diese selbst aber kommen sich untereinander ebenso groß wie Erwachsene vor; die Kinder spielen, sie sind Schützlinge Gottes, wenn sie in dem Alter unter drei Jahren sterben, und bleiben dann immerwährend Kinder; die andern Kinder wachsen, bilden sich aus und werden dann was die ihren Zügen eingeprägte Gleichheit des Alters betrifft ganz wie die Uebrigen; obschon sie aber Alle gleich alt zu sein scheinen, behält doch Jeder seine Individualität auch des Aeußern, abgerechnet die Schönheit die Allen gemeinsam ist; die Seligkeit besteht darin daß sie ganz nach ihren Neigungen leben können und Alles sofort haben was sie wünschen; die Neigungen die man auf Erden gehabt dauern im Himmel fort. (Eine Dame sah ihren Vater im Himmel die Schafe hüten; er war Kaufmann gewesen und man hatte niemals eine derartige Neigung an ihm wahrgenommen, später aber wurde die Vision vollständig gerechtfertigt, indem die Mutter der Dame sich erinnerte daß der Verstorbene ihr erzählt habe er sei als Knabe einmal bei einem Oheim auf dem Lande gewesen, habe ein Vergnügen darin gefunden den kleinen Schäfer zu spielen, und habe sich nie wieder so glücklich gefühlt wie damals unter seinen Lämmern: — diese jugendlichen Gefühle waren nun im Himmel wieder aufgewacht.) Auch die Ansichten welche die Seelen auf Erden in religiösen Dingen hatten nehmen sie in den Himmel mit hinein, der Himmel ist ein Sammelplatz einer unendlichen Menge von Gesellschaften, von denen jede die ihr eigenthümlichen Glaubensmeinungen und Gebräuche darstellt; jede dieser Gesellschaften kann nur Diejenigen in ihren Schoos aufnehmen die denselben Glauben haben, und so geschieht es daß der Himmel oder der Schoos dieser Gesellschaften Jenen verschlossen ist die einem entgegengesetzten Glauben angehören, sodaß Alle das gleiche Recht haben zu sagen: außer Moses, Mohammed, Calvin, Luther u. A. gebe es kein Heil; jeder Geist antwortet nach Maßstab seiner gegenwärtigen Neigungen und in Beziehung auf die Sekte zu welcher er gehört; die Seelen erinnern sich daß sie die Erde bewohnt haben, und erinnern sich ihrer Verwandten; sobald Jemand den Wunsch ausspricht einen verstorstenen Verwandten zu sehen, ist er bei ihm, gesehen aber wird der Geist nur vom Ekstatiker, die Andern haben keine Ahnung davon daß er bei ihnen ist; der Einzelheiten die das Böse und Uebele betreffen, und der irdischen in dessen Gebiet gehörigen Leidenschaften erinnern sich die Seelen im Himmel nicht, Alles ist in der Beziehung vergessen; auch seit wann sie verstorben sind wissen sie nicht („man stelle daher dem Geist diese Frage nicht, man unterbreche ihn in seinen Antworten nicht, auch unterlasse man den Widerspruch, denn er liest ja in eines Gedanken"); man lebt im Himmel in Gesellschaften und spricht die Gedankensprache; Verdruß gibt es in diesen Gesellschaften nicht, „weil man die Gedanken eines Jeden offen sieht, was bewirkt daß man nicht getäuscht werden kann; der Verbrecher, der Leidenschaftsklave, der gute und tugendhafte Mensch können keiner anders scheinen als sie sind, oder ihre Gedanken verheimlichen wie auf Erden". An einer andern Stelle befragt Cahagnet den Geist Alfons Maginot, den Bruder Adele's, in Betreff des Geistes Loriot; Alfons erwidert: „Darauf kann ich nicht antworten, wenn er es nicht selbst will." „Kannst du nicht in deiner Eigenschaft als Geist in seinen Gedanken lesen?" „Wenn ein Geist nicht will daß man es thue, kann man es auch

nicht thun." Im Glück sind alle Wesen im Himmel einander gleich, in der Intelligenz ist ein Unterschied; die Geister sehen nur was sie sehen wollen, manche können sich täuschen, manche können sich nicht täuschen. Cahagnet gerieth in Zweifel: „ob nicht der Geist Loriot verrückt sei?" Er befragt deshalb den Geist Alfons Maginot, und dieser antwortet: „Es ist ein sehr wackerer, überaus guter und wohlunterrichteter Mann, nur sind seine Ideen zuweilen etwas verworren, er wandert allenthalben, weilt nirgend lange und ist an allen Orten zu sehen." „Dieser Mann war auf Erden irrsinnig, er hat also seinen Irrsinn beibehalten?" „Er hat, wie ich schon gesagt habe, seine stärksten Neigungen beibehalten, und der Zustand seines Verstandes scheint dadurch gestört worden zu sein." „Also werden die Irren welche sterben ihres Irrsinns nicht entledigt?" „Nein, ihr Irrsinn bildet ihr ganzes Glück, sie versammeln sich, denken einer wie der andere und befinden sich glücklich — nach und nach reinigt sie Gott und sie gelangen in einen aufgeklärtern Kreis." Es gibt im Himmel Engel und Geister; die Engel sind in der Weisheit weiter vorgerückt als die Geister, auch sie haben die Erde bewohnt, Alles was im Himmel ist hat auf Erden gelebt; der Unterricht ist nicht so beschaffen wie auf Erden, der Geist begreift sogleich was er begreifen will, lesen kann Jeder sofort; nur für die tiefern Wissenschaften, für die Kenntniß der Gesetze der Geisterwelt und der Mysterien Gottes gibt es Lehrer, die aber vielmehr Freunde als Meister sind, und man weiß binnen kurzer Zeit was man zu wissen verlangt. Man findet im Himmel seine Familie wieder, so auch der Gatte die Gattin; die Liebe muß mit einer keuschen, reinen Freundschaft verglichen werden; alle Wesen sind in Paaren verbunden, jedes Wesen ist doppelt geschaffen und muß früher oder später mit seiner Hälfte vereinigt werden; bis dahin lieben die Geister Diejenigen welche sie wie Brüder und Schwestern umgeben; eine Frau die mehre Männer gehabt hat darf sie im Himmel alle lieben und von ihnen geliebt werden, wie eine Mutter die Kinder und wie die Kinder die Mutter lieben; so ist es im Himmel der Geister, aber im höhern Himmel wo die Vereinigung der Seelen definitiv vollzogen wird ist man von einer heiligen Liebe für seine Gefährtin durchdrungen, die einem Niemand beneidet oder streitig macht, weil Jeder die seinige hat der er Nichts von seiner Zuneigung zu entziehen vermag; das Weib mit dem man sich auf Erden vermählt hat ist nicht immer unsere Gemahlin im Himmel, Jedes kennt dort besser die Neigungen und Mängel des Andern, und Gott duldet keine Einigung aus widerstrebenden Elementen wie auf Erden.

Es gibt böse Geister; es gibt eine Hölle, sie ist sehr weit vom Himmel; man brennt darin (so sagt der kleine Schutzgeist Aïs); es gibt keine Hölle von der Art wie man sie uns schildert, sondern Reinigungsörter, die man Straförter nennt, weil man da des Anblicks Gottes und seines heiligen Lichts entbehrt; aber Diejenigen die dort sind befinden sich sonst glücklich; alle großen Verbrecher sind an ähnlichen Orten in Gesellschaft vereint, aber da Gott so gut ist, sorgt er für Alle, hindert das Böse und stellt das Gute in den Herzen Aller wieder her (Adele's Mutter); im Himmel gibt es keine bösen Geister, sie irren um die Erde, um ihrer Lust Böses zu thun zu fröhnen, was — also die Befriedigung der Lust Böses zu thun — die Erfüllung einer Sendung ist, deren Beendigung sie in den Zustand seliger Geister versetzt; sie kommen dann in den Himmel, Niemand ist von ihm ausgeschlossen (Gabriel, der Schutzgeist Binet's); es gibt gute und böse Räume; die bösen Räume sind Das was die Christen Hölle nennen; man befriedigt dort seine Neigungen und ist glücklich, obschon es Reinigungsörter sind in welche die Seele von Gott versetzt wird um sie später zu sich zu rufen und ihr zu verzeihen (der Geist Herrn von Mallet's). Cahagnet „empfängt diese Aufschlüsse mit Vertrauen, denn sie liegen außerhalb jeder religiösen Berechnung und sind in dem Munde eines Priesters der auf Erden eines so ehrenvollen Rufs genossen hat werthvoller als in dem jedes Andern".

In Bezug auf das Verhältniß der Geister zu den Menschen und die wichtigsten Eigenschaften unserer geistigen Natur erfahren wir folgende Dinge: Unsere Seele hat einen guten und bösen Geist bei sich, sie kann sich dem Einflusse des einen oder des andern in gewissen Fällen entziehen; der gute Geist ist unser Schutzgeist; man muß auch zu seinem Schutzgeiste beten, aber nicht um ihn anzubeten, was er nicht annehmen dürfte, da es Gott allein gebührt; weil er aber dem Throne des Allerhöchsten durch seine Natur und Tugend näher stehe, so dient er uns als Mittler um unser Gebet Gott darzubringen, und je mehr wir uns unter seinen Schutz stellen, desto mehr vermag er uns gute Gedanken einzuflößen; das Fortschreiten der Intelligenz im Himmel ist nicht so rasch als man glauben sollte, und dieses Kind (der Geist Aïs) das einem andern (dem zehnjährigen Knaben Emil Rey, auch einem Ekstatiker Cahagnet's) zum Schutzgeist gegeben worden, war diesem seinerseits selbst nur wenig an Einsicht überlegen; mit den bösen Geistern kann man Pakte abschließen, und es ist möglich sich durch einen solchen Pakt und durch Spezereien für mehre Personen zu gleicher Zeit unsichtbar zu machen; die bösen Geister stellen sich den Menschen sehr gern zu Befehl, sie gehorchen ihnen einige Augenblicke um sie in ihre Gesellschaft zu ziehen, damit sie später ihre Sklaven werden; ein Oberhaupt haben sie nicht, aber der Mensch der sich mit ihnen in einen Pakt eingelassen muß nach seinem Tode die Oerter besuchen wo sie weilen, und muß mit ihnen Menschen Dasselbe leisten was ihm zuvor geleistet worden war; daß die Pakte häufig nicht gelingen, geschieht aus zwei Ursachen, theils weil der Schutzengel es verhindert, theils weil man den Geist bei seinem Namen rufen, also auch diesen wissen und sonst die nöthigen Formen anwenden muß; man kann sich der bösen Geister wieder entledigen wenn man ihnen im Namen Gottes gebietet von dannen zu weichen; die

bösen Geister sehen die materiellen Gegenstände der Erde, ein Vermögen welches die guten nicht besitzen, können als Kobolde Neckereien ausüben, die schwersten Gegenstände bewegen, Meubeln durcheinander werfen, sich im Menschen einnisten, um durch alle möglichen Mittel die Harmonie des Lebens zu stören, einem tausend Verlegenheiten und Jammer aller Art bereiten, in Gestalt eines Windes oder einer Geschwulst Koliken und Entzündungen zuwegebringen u. s. w. Drei Frauen hatten vom Gottesacker einen Todtenkopf herbeigeholt, um gute Lottonummern zu errathen, eine vierte lag krank im Bette; es erfolgt ein Geräusch an der Thüre und die Frauen verbergen den Todtenkopf unter dem Kopfkissen der Kranken; plötzlich schreit diese laut auf, sie war mit übermäßiger Kraft vom Todtenkopfe gebissen worden, man konnte fünf Eindrücke von Zähnen wahrnehmen, die blutig unterlaufen waren. Cahagnet bemerkt dazu:

Diese Classe von Thatsachen ist ebenso glaubwürdig wie die Wundenmale welche man zu allen Zeiten auf den Körpern Besessener oder Hellsehender und Ekstatiker gesehen hat.... An ähnlichen Fällen fehlt es nicht, und interessant ist die Untersuchung; auch ein Mittel sie hervorzurufen ist vorhanden. In unserm philosophischen Werke, unter dem Artikel Magnetismus, werden wir auf diesen Gegenstand wieder zurückkommen, denn Wahrheit und Offenheit geht uns über Enthusiasmus.

Jedenfalls wird die Causalität auf Rechnung eines das Gebiß des Todtenkopfs in Bewegung setzenden Kobolds gebracht werden, daher wir dem merkwürdigen Vorfalle hier eine Stelle angewiesen haben. Es gibt, so lehren die Geister Cahagnet's weiter, einen Zustand der Besessenheit der von bösen Geistern hervorgebracht wird; der böse Geist bewegt alsdann die Materie, er besitzt die That und die Gewalt; es gibt Talismane, sehr gute, man muß aber ihrer würdig sein, denn sie sind eine Gabe Gottes. (Cahagnet fragt Swedenborg, der hier spricht, ob er ihm nicht die Art zu einem guten zu gelangen angeben könne? worauf dieser antwortet: „Nein, es gibt aber einen der mehr werth ist als sie alle, dieser ist: sich mit Reinheit des Herzens unter den Schutz Gottes stellen.") Der Stein der Weisen existirt, auch er ist eine Gabe von Gott; man muß sehr rein sein um ihn zu besitzen. Ungeachtet die guten Geister die irdische Materie nicht sehen können, überbringen sie doch manchmal Gaben an die Sterblichen; der Geist Mallet will hiervon nicht viel wissen und bemerkt zuletzt: „Es geschieht sehr selten daß Gott diese Art von Ueberbringung gestattet; sie kann nicht erfolgen ohne daß der Himmel davon unterrichtet würde, und man sieht so Etwas fast niemals." Cahagnet: „Herr Possin sagt er habe kürzlich durch Vermittelung seiner Hellsehenden einen Kranz empfangen." Geist Mallet: „Es hat neuerlich nichts dem Aehnliches im Himmel gegeben." Hierzu bemerkt Cahagnet:

Diese Erklärung des Geistes Mallet steht keineswegs in diesem Buche um den Gegnern des Herrn Possin gewonnenes Spiel zu geben; Gott behüte mich vor einer solchen Parteilichkeit! Wie man fernerhin sehen wird, besteht der Himmel aus verschiedenen Gesellschaften; was in der einen vorgeht, kann der andern unbekannt sein. Leugnen wir Nichts, denn wir können Nichts beweisen!

Die Geister sind Luft, sie können aber jede Gestalt annehmen und äußerst schwere Lasten tragen. Dies scheint eine allgemeine Eigenschaft der Geister zu sein und wird durch das im Briefwechsel beigebrachte Zeugniß eines Herrn Bonde zu Paris bewiesen. Herr Bonde schreibt:

Der Vorsitzende unserer Gesellschaft (Narren, wie man sagt, aber Gelehrte sind es, sein Sie versichert) besaß ein Käßchen worin er seine Kostbarkeiten aufbewahrte. Er vermißte es eines Tags und war außer sich über diesen Verlust. Ein junger Mann, dessen wir uns regelmäßig in unsern Sitzungen bedienten, wurde in magnetischen Schlaf versetzt.... Der Hellsehende erließ ein Gebot, sagte, wir möchten das Fenster öffnen, was ich auch sogleich that — Herr Picolet sah sein theures Käßchen ankommen und empfing es in demselben Augenblick mit seinen Händen wo auch ich zugreifen wollte. Ja, mein Herr, ein Geist kann zutragen. Veröffentlichen Sie nur diese Mittheilung und unter meinem Namen. Bemerken Sie dabei daß ich 78 Jahre zähle und in solchem Alter nicht geneigt sei für einen Narren zu gelten oder meine Mitmenschen täuschen zu wollen. In Gegenwart des Allmächtigen, dessen Zorn mich als Lügner treffen möge, bezeuge ich die Wahrheit meiner Angabe.

Bedurfte es für Cahagnet mehr um sich von der objectiven Wahrheit des Erzählten zu überzeugen? Keineswegs. Er „behauptet" zwar nur was er „wirklich mit eigenen Augen gesehen hat", aber er fügt bei: „Dessenungeachtet glaube ich an Zuträge und werde die Möglichkeit derselben nach den Gesetzen der Physik zu beweisen suchen."

Was unsere geistige Natur anlangt, so hat die Frage über Freiheit oder Unfreiheit des Willens Cahagnet große Verlegenheiten bereitet. In seiner kurzen „Uebersicht Dessen was er gesagt und gehört hat", am Schlusse des ersten Theils, stellt er unter Nr. 13 und 14 die Sätze auf: „Es steht der Seele frei nach ihrem Willen zu handeln, auch wenn Geister auf sie einwirken, es wird ihr Rath ertheilt und sie hat die Freiheit zu handeln."

Wie wir oben gesehen haben findet bei dem Besessensein eine Ausnahme statt; in diesem Falle hat der böse Geist „die That und Gewalt". Im Uebrigen ist der Verfasser selbst, wie er an mehren Stellen seines Werks erklärt, der Ueberzeugung daß der menschliche Wille unfrei sei. Er ist zu dieser Ueberzeugung durch manichäische Ideen, daß nämlich Gott nichts Unvollkommenes schaffen könne, gelangt, und nimmt an daß der Mensch in einem vorirdischen Zustande der Glückseligkeit keine wahre Einsicht von diesem seinem vollkommenen und glücklichen Zustande habe gewinnen können. Gott habe sich daher in die Nothwendigkeit versetzt gesehen den Zustand auf Erden eintreten zu lassen und habe „diese leidenvolle Kindheit der Obhut von Geistern anvertraut, die mit dem Rechte und der Macht versehen sind dem Menschen die Vergleichung dieses Zustandes mit dem frühern fühlbar zu machen". Hierdurch rechtfertige sich nun „die Kabbala mit ihren Lehren, Geheimnissen, Pakten und Talismanen", und man würde „unter dem missethäterischen Einflusse einiger Individuen täglich Tausende

von Opfern verschwinden sehen, wenn nicht die angerufene Macht der einen Gesellschaft von Geistern abhängig, untergeordnet oder befreundet in Bezug auf die Gesellschaft wäre unter deren Schutz das Individuum sich befindet". Hieraus erklärt der Verfasser die Unfreiheit des Willens und bemerkt schließlich: „Dergestalt ist die Seite welche bei dem abergläubisch gescholtenen Menschen unvernünftig erscheint gerade die wahre und vernünftige Seite." Das ist nun die Ansicht Cahagnet's.

Mit den Geistern aber und mit seiner „kräftigsten und besten Ekstatiker", mit Adele, kommt er, wie erwähnt, hierbei in große Verlegenheit. Denn Swedenborg, den er „das einzige und größte Genie des 18. Jahrhunderts" nennt, der ihm für „den Gott unter den Ekstatikern" gilt, hatte sich unter ganz detaillirten Entwickelungen über seine Theorie von den Gedanken, „die einander wie lebende Wesen erzeugen, und deren jeder Mensch bei seiner Geburt eine gleiche Anzahl, gute und böse, mitbekommen hat, über die er nach Willkür verfügen kann", für Freiheit des Willens ausgesprochen. Bruno dagegen, von seinem Schutzgeist inspirirt, hatte gesagt der Mensch sei nicht frei. Der Widerspruch war gerügt worden. Wegen einiger Widersprüche macht sich Cahagnet sonst wenig Bedenklichkeiten, denn auch Geister sind, wie er bemerkt, manchmal Irrthümern unterworfen. Hier aber mußte nun entweder Swedenborg geirrt haben oder Cahagnet mußte seine Theorie aufgeben. Wir erhalten im zweiten Theile eine überraschende Lösung des gordischen Knotens.

Adele hat gefehlt, aber aus guter Absicht. Eines Tages waren wir Drei, Herr Abbé A..., Herr Lemoine und ich (Cahagnet) entschlossen den heiligen Johannes erscheinen zu lassen, um eine religiöse Frage zu erledigen. Abbé A... hatte sich mit Adele in Rapport gesetzt und befragte sie. Vor Beginn der Sitzung hatten wir alle Drei in brünstigem Gebet an Gott uns gewandt und um seine göttliche Erleuchtung gefleht. Abbé A... sollte die Hellseherin in seiner Eigenschaft als Priester vor jedem bösen Einfluß bewahren. Ich hatte ihm Vollmacht ertheilt die etwa nöthigen Exorcismen und Reinigungsgebete ganz nach seiner Einsicht in Anwendung zu bringen. Alle Antworten waren nach der Versicherung des Herrn Abbé völlig der Logik gemäß; als er aber in Bezug auf die Willensfreiheit nicht gerade eine bestimmte, doch aber eine sehr naheliegende Frage stellte, sagte Adele: „Johannes, welcher hier gegenwärtig ist, befiehlt mir zu erklären daß der materielle Mensch nicht frei sei, daß jedes Wesen auf der Erde eine Bestimmung von welcher es sich nicht trennen könne zu erfüllen habe. Obschon ich ihm entgegnete daß ich eine solche Antwort den Menschen nicht mittheilen könne, so hat er mir doch im Namen Gottes befohlen diese Antwort Ihnen mitzutheilen, was ich hiermit thue." „Warum", fragte ich, „weigerst du dich die Wahrheit zu offenbaren?" „Bisjetzt bin ich stets der Wahrheit treu geblieben, allein ich konnte mich nicht entschließen den Menschen zu verkündigen: «Es steht euch frei Böses zu thun.» Diese Lehre widerstrebt meinem Herzen." Von religiösem Gefühle geleitet, hatte Adele mir bis zu jenem Tage die Wahrheit verschwiegen und dadurch auch Swedenborg's Antworten geändert.

In einer spätern Sitzung hatte der Abbé mit Adele noch folgende Unterredung:

„Welcher Zustand des Geistes oder Gedankens ist der Gott wohlgefälligste?" „Der Zustand wodurch ein heiliges Vertrauen zu ihm, eine innige Liebe zu seinem Nächsten bewiesen wird." „Sind alle Religionen Gott wohlgefällig?" „Ja, wenn ihnen diese beiden Principien zugrundeliegen." „Werden die Gebräuche dieser Religionen von ihm gebilligt?" „Ja, wenn sie das soeben bezeichnete Ziel nicht aus den Augen verlieren." „Es gibt und gab Völkerschaften welche Gott Menschenopfer darbrachten; können Gott solche Opfer gefallen?" „Ja, denn diese Menschen opfern in den Personen ihrer Kinder, Brüder und Freunde Gott Das was ihnen am theuersten ist."

Sollen wir noch erzählen wie Adele bei einer Fernsichtssitzung, wo sie einen Verschollenen in Mexico gewahrt, von der dortigen brennenden Sonne auf der ganzen linken Seite von der Stirn bis zur Schulter bläulichroth versengt wird — natürlich ohne ihr Zimmer in Paris zu verlassen — und wie der Verschollene den sehnsüchtig harrenden Verwandten seinen Aufenthaltsort nicht entdecken kann, weil er tief im Innern wohnt, wo die Landstriche noch keine Benennung haben? Oder wie der Geist Swedenborg eine Flasche Wasser anhaucht und es dadurch zum „spiritualisirten Gotteswasser" macht, wie aber Cahagnet die Etiquette „magnetisirtes Wasser" darauf schreibt und das Wort „magnetisirt" drei mal verschwindet, während das Wort Wasser stehen bleibt, was aber nicht durch Swedenborg's Einwirkung, sondern durch die Kraft des dem Wasser inwohnenden, über die falsche Bezeichnung indignirten Fluidums selbst geschieht? Oder wie Cahagnet's verstorbener Vater citirt wird und sich noch für lebendig hält? „Wie? gestorben? Wer hat dir gesagt daß ich gestorben sei? Verd..... ich bin ebenso lebendig wie du... wo bin ich denn?" „In der Geisterwelt —" „Verd..... das ist wahr, aber ich bin noch nicht so weit" — er befühlt sich den Magen und sagt zu Adele: „Sie müssen mir hierfür Etwas verordnen" — und wie der Geist nun von Adele belehrt wird und darauf versetzt: „Wie einfältig ich bin! es ist ja wahr, ich kann mich nur schwer eingewöhnen."

Wir befürchten nicht in unsern Mittheilungen aus dem Cahagnet'schen (wie man aus der Vorrede ersieht, bereits ins Englische, Spanische und Portugiesische übersetzten) Werke das Maß überschritten zu haben. Unsere Vollständigkeit setzt den Leser in den Stand über das Werk zu urtheilen ohne sich selbst einer Lecture zu unterziehen, zu deren Vollendung ein fester Wille gehört.

Es wäre überflüssig darauf hinzuweisen wie oft — nicht blos der nachfolgende Satz dem vorhergehenden, nein die eine Hälfte eines Satzes der andern widerspricht; wie es mit einer sittlichen Vollendung beschaffen sein müsse, in welcher die bösen Geister dadurch daß sie ihren Neigungen nachhängen und dabei glücklich sind, für den Himmel und für das Anschauen Gottes vorbereitet werden; und zu welchem Hochgefühle von Menschenwürde der Gedanke berechtige sich als Spielzeug von Geistern umhergeworfen zu sehen, die nach Befinden böswillig oder, wenn gut gesinnt, Irrthümern unterworfen und unintelligent, allesammt ihrerseits aber wieder dem Gebote des Menschen unterthan sind. Es kostet Mühe bei Prüfung solcher metaphysischer Phantasien den

der Sache schuldigen Ernst zu bewahren. Er ist aber um so nothwendiger, wenn man wie hier Heiliges und Frivoles in buntem Chaos durcheinander gemengt findet, wenn Cahagnet uns jetzt in andächtigem Gebete zu Gott und im nächsten Augenblicke in ein Marionettentheater führt. Wir haben vollständig referirt, auch das Gute was in spärlichen Brocken mit eingestreut sich vorfindet. Man weiß aber nicht ob man es nicht fast bedauern soll Lichtgedanken wie z. B. die daß Gottvertrauen und ein reines Herz der beste Talisman, und daß der Seelenzustand in welchem sich eine innigste Nächstenliebe bethätigt der Gott wohlgefälligste sei, neben jener Vorbereitung der Bösen auf den Himmel durch Befriedigung ihrer Neigungen und neben den Gott wohlgefälligen Menschenopfern anzutreffen. Es ist fast so als ob diese Sätze nur dazu dienen sollten um auf den sie umgebenden Unrath einen täuschenden Glanz zu werfen.

Wir fürchten nicht daß Cahagnet in Deutschland ein großes Publicum gewinnen wird; wären seine Gebilde noch so reizend, noch so innerlich wahr und schön, schon das plumpe Hereintreten derselben in eine prätendirte Realität würde sie alles Zaubers berauben. So aber wie sie uns hier begegnen hat die äußere Gestalt und der innere Gehalt gleich viel Abstoßendes.

Auch der Eingangs hervorgehobene lobenswerthe Zweck, den der Verfasser sich bei Herausgabe seines Werks gestellt hat, kann uns nicht zu einem entgegengesetzten Wunsche Veranlassung geben; denn wer seinen Glauben an Unsterblichkeit nur auf solche Scenen aus dem Geisterreiche, wie sie Cahagnet uns vorführt, gründet, den können wir wegen seines Glaubens nicht glücklich preisen.

Schließlich erwähnen wir noch daß uns Cahagnet nicht einwenden darf daß wir uns mit unsern Ausstellungen nicht an ihn, sondern, an seine Geister zu halten hätten. In der Hauptsache identificirt er sich und seine Leistungen mit Dem was er uns als Objectives erscheinen läßt. Hierüber geben folgende Bekenntnisse Aufschluß:

Man soll nie vergessen daß jeder Somnambule zuvor in einer gewissen Richtung welche seinem Geschmack und der Tendenz des Magnetiseurs entspricht auszubilden ist; — man hat vorallem den Hang des Hellsehenden und die gegenwärtige Neigung des citirten Geistes zu beachten, indem wenn man hierin nicht vorsichtig ist man in ein Labyrinth von Irrthümern verstrickt wird; — hat man diese Werke gelesen, so kann auch den Verfasser nur das Urtheil treffen daß er in manchen Behauptungen sich vielleicht geirrt oder das vorgesteckte Ziel wegen Mangel scientifischer Ausbildung nicht ganz erreicht habe, aber man wird zugestehen müssen daß er sein Möglichstes gethan, um durch Mittheilung gewisser Ideen die irdische Lage seiner Mitbrüder, welche er aus Grund seines Herzens liebt, etwas zu erleichtern.

Damit ist unsere obige Behauptung gerechtfertigt. Wir haben Dies umsomehr noch erwähnen zu müssen geglaubt, weil der Leser dadurch in den Stand gesetzt wird einen Blick in die Entstehungsweise der wunderbaren Mysterien Cahagnet's zu werfen. 24.

Hans Christian Oersted.

Wenn wir noch vor wenigen Monaten mit freudigem, hoffnungsvollem Herzen die Aufmerksamkeit der Leser auf diesen ausgezeichneten Naturforscher lenken konnten, so ist Dies heute nicht ohne tiefempfundene Wehmuth, nicht ohne ernste Besorgniß möglich. Er ist nicht mehr! Am 9. März 1851 schlummerte er sanft hinüber in die höhere Welt der Geister, von der er so gern und immer mit so erhebender, beruhigender Phantasie redete. Sein von Ruhm, Glück und friedlicher Stille reich und schön durchflochtenes Leben hat beinahe 80 Jahre gewährt. Eine herrliche, aber auch herrlich benutzte Lebenszeit! Der Verlust eines solchen Mannes kommt aber immer noch zu früh, selbst wenn sein Leben zwei und noch mehr Menschenleben gedauert hätte. Oersted war eine nie wankende Stütze, ein ewig wirkender Hebel für den beständigen Fortschritt aller Wissenschaften. Sein nie anders als ehrlich gemeintes, beredtes Wort hat unaussprechlich Viel abgewehrt, vermittelt und besänftigt. Seine ebenso durch Vielseitigkeit wie durch Gründlichkeit des Wissens hochgehobene Begeisterung für die gesammte Natur und für alles verständige Forschen in der Natur soll uns nun fehlen. Wer kann diese Lücke begreifen und sich der Sorge entschlagen bei dem Blick in die Zukunft! Wahr ist es wol daß der gesammte Aufschwung der Naturwissenschaften durch diesen Verlust keinen behindernden Stoß erleiden wird; dafür sorgt schon die uns noch gebliebene große Reihe kräftig fortstrebender Gelehrten; dafür sorgt aber auch das überall praktisch gewordene Interesse welches das denkende große Publicum, welches Gewerbe, Handel und Wandel an dem weitern Aufblühen und Früchtetragen der Naturwissenschaften genommen hat. Aber es ist auch wahr daß der durch Oersted's Tod entstandene Verlust sehr schwer ersetzt werden kann, sobald es darauf ankommt das bildende Element der Naturwissenschaften klar ins Licht zu stellen und freizumachen von allem unedeln Beiwerk. Unser Oersted wird uns fehlen, so oft es gilt pädagogische und religiöse Anfeindungen und Verdächtigungen von dem naturwissenschaftlichen Unterrichte abzuwehren. Gerade auf diesem Felde war Oersted Herr und Meister wie kein Anderer vor ihm. Seine Milde, seine Gerechtigkeitsliebe, seine Großmuth im Kampfe und im Siege werden uns ewig als unerreichbare Tugendsterne vorleuchten, sowie uns seine Vorsicht und Feinheit, sein Muth und seine Ausdauer immer ein nachahmungswerthes Vorbild bleiben dürften. Hier haben wir einen harten, unersetzlichen Verlust zu beklagen. Doch wäre es auch wieder gar nicht dem Andenken unsers dahin geschiedenen edeln Vorkämpfers würdig zu verzagen oder muthlos unthätig zu bleiben, wo es gilt sein geistiges Wirken und Wollen lebendig und frisch zu erhalten. Daher begrüßen wir mit hoher, herzlicher Freude alle schon erschienenen und künftig noch erscheinenden hinterlassenen Schriften des gestorbenen großen Mannes. Alles sei uns willkommen was Oersted's Geist unter uns wach erhalten kann. Und

in diesem Sinne soll auch an diesem Platze nach Kräften mitgewirkt werden. Wir lenken daher die Aufmerksamkeit der Leser auf folgende, für jeden gebildeten Denker interessante zwei Schriften.

1. Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur von Hans Christian Oersted. Deutsch von K. L. Kannegießer. Mit einem Vorwort von P. L. Möller. Leipzig, Lorck. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Charaktere und Reden von Hans Christian Oersted. Mit einem Vorwort von P. L. Möller. Leipzig, Lorck. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese beiden Werke sind mit den früher in demselben Verlage erschienenen Oersted'schen Schriften: „Der Geist in der Natur", „Die Naturwissenschaft und die Geistesbildung", „Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältniß zur Dichtkunst und Religion", von so naher Verwandtschaft daß man sie für Glieder einer eng zusammengehörigen Familie ansehen kann. Hieraus erklärt es sich denn auch warum sie in den eben neu hinzugekommenen beiden Bändchen den gemeinschaftlichen Titel „Gesammelte Schriften von H. C. Oersted" erhalten haben, sodaß Nr. 1 als dritter Band und Nr. 2 als vierter Band auftritt und „Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältniß zur Dichtkunst und Religion" nur als Supplementbändchen anzusehen ist.

Die vorliegenden Schriften werden sicher mit demselben außerordentlichen Beifall aufgenommen werden, womit die früher besprochenen besonders in Deutschland begrüßt worden sind. Sie sind mit ihnen von derselben gediegenen Art und stehen auf ganz gleichem populairem Standpunkte. Es herrscht in ihnen ein eben solcher vielseitiger, gemüthlich belehrender Ton, eine ebenso schön gewählte und zart benutzte poetische Färbung, dieselbe religiöse edle Wärme, dieselbe anmuthige Frische, scharfsinnige Tiefe, logische Feinheit und dialogische und polemische Beredtsamkeit. Gerade wie seine Vorgänger tritt jeder neue Band mit neuem Stoffe auf, zieht eigenthümlich aufs neue an, bewahrt aber immer dieselbe geräuschlose Stille, dieselbe friedliebende Anspruchlosigkeit, regt überall an ohne aufzuregen. Solche Schriften zu lesen ist ein bildender Genuß. Wir wollen nun zeigen daß wir nicht zu viel gesagt haben.

Das erste der oben namhaft gemachten Werke ist seinem Hauptinhalte nach eine eigentliche Fortsetzung zu dem ursprünlichen Plane des Verfassers, in den allgemeinen Gesetzen und dem Wesen der Natur die wahrhafte Grundlage der Schönheit und der Wirkung des Schönen auf das menschliche Gemüth aufzufinden. Diesen Plan hat er fast ein halbes Jahrhundert ununterbrochen fest vor Augen behalten, und aus allen Zeiten bringt das vorliegende Buch die gelungensten Früchte des emsigen Strebens. Den ersten Abschnitt bildet ein Dialog „Ueber die Gründe des Vergnügens welches die Töne hervorbringen". Der zweite bespricht ebenfalls in Form eines Dialogs „Die Naturwirkung des geordneten Lautausdrucks". Der dritte bringt in allgemein faßlicher Weise „Zwei Capitel der Naturlehre des Schönen". Der vierte ist ein kurzer, aber höchst geistreich geschriebener Aufsatz „Ueber das «Unschöne» in der Natur in seinem Verhältniß zur Schönheitsharmonie des Ganzen". Der fünfte enthält „Betrachtungen über die Geschichte der Chemie". Der sechste ist wieder ein Dialog und gibt sehr beherzigenswerthe Worte über den richtigen Standpunkt und die gegenseitigen Beziehungen des „Christenthums und der Astronomie".

Wenn wir uns jetzt noch dazu verstehen müssen einige Mittheilungen aus dem Buche zu machen, so fällt es uns schwer mit der Auswahl rasch zustandezukommen. Am liebsten gäben wir die Aufsätze ungetheilt ganz, weil sie alle in einer solchen Vollendung als abgerundete Ganze auftreten daß ein Abtrennen unnatürlich und der gewünschten Wirkung nicht eben günstig erscheinen dürfte. Das ist aber nicht möglich, darum wollen wir versuchen nur solche Stellen auszuwählen welche den Werth des Ganzen ahnen lassen und überall zum künftigen Selbstlesen anregen.

Aus dem ersten Gespräch zwischen Alfred, Waldemar, Hermann, Felix und Julius möge nur der Schluß hier Platz finden. Alfred, der belehrende Centralpunkt, faßt das Resultat der Unterredung mit folgenden Worten schließlich zusammen:

So laßt uns denn einen Blick auf unsere ganze Untersuchung zurückwerfen. Das Vergnügen das die Kunst der Musen schenkte ist nicht blos eingebildet, sondern ein wirkliches, das seinen festen Grund in der Natur hat, nicht blos in dem Bau der äußern Sinne, sondern in unserm innern Wesen. Es schafft uns Genüsse nicht blos durch die Stärke der Eindrücke, durch die Befriedigung des Dranges, sondern auch durch die vollste Uebereinstimmung mit unserm vernünftigen Wesen. Doch nicht aus bewußter Ueberlegung, sondern aus einem unbewußten dunkeln Heiligthum entspringt die Seligkeit des Kunstgenusses. In jedem einzelnen Tone ist schon ein unerschöpflicher Born vernunftgemäßer Wirksamkeit, harmonischen Lebens, aber jeder schmelzende Accord, jede aufgelöste Dissonanz ist wieder eine höhere Zusammensetzung die dasselbe Vernunftgepräge insichträgt und worin alle Theile zu einer innern Einheit zusammenwirken. Scheint es euch nicht daß man mit Recht in des Wortes ursprünglicher Bedeutung den Zustand Enthusiasmus nennen kann, worin der Künstler eine Schöpfung hervorbringt, voll von einer tiefen Vernunft welche kein endlicher Verstand zu fassen vermag? Er stößt ihn in euer Ohr, und eure Seele fühlt sich hingerissen, über die Erde erhaben und einer unnennbaren Seligkeit theilhaftig gemacht. Mit Ehrerbietung ehre denn Jeder die Kunst welcher Natur und Vernunft zu ehren versteht.

In dem zweiten Dialog kommen dieselben Personen wieder vor, mit Ausnahme des Julius, für den Sophie, die Frau des Hermann, eingeführt ist. Der Gegenstand der Unterredung ist ein dem vorhergehenden sehr verwandter. Hier hat man besonders Gelegenheit die Feinheit und Natürlichkeit der Gesprächsform zu bewundern. Wir wollen den Anfang davon mittheilen:

Hermann. Kommt Freunde und laßt uns nach der langen Wanderung ausruhen. Wir sind hier unter Dach und Fach; aber da das leichte Gartengebäude gegen Osten ganz offen ist, erlaubt es uns eine freie und nicht minder schöne Aussicht als irgendwo eine von denen die wir eben gesehen haben.

Felix. Du hast Recht. Sie setzt den Genüssen des

Tages die Krone auf. Wie herrlich liegt das ruhige Meer schimmernd und blau unter dem lichten, wolkenlosen Himmel! Die nahen jenseitigen Küsten mit ihren dunkelgrünen Wäldern, lichtgrünen Auen und gelben Kornfeldern umgeben es so daß es mit den Reizen eines Binnensees geschmückt ist und doch einen Theil der Größe des Meeres behalten hat.

Alfred. Es ist eine wahre Abendaussicht. Zu keiner andern Tageszeit wird sie von hier in einer schönern Beleuchtung gesehen werden können. In der That! Unser Hermann hat eine der herrlichsten ländlichen Wohnungen aufgefunden die ich kennen gelernt habe.

Woldemar. Man kann sagen daß unser Hermann und seine Sophie, die an diesen Verschönerungen so eifrig theilgenommen hat, ihren glücklichen Aufenthaltsort verdient haben. Selbst das scheinbare Glück daß alle Pflanzungen hier einen so guten Fortgang und Gedeihen hatten, ist in vieler Hinsicht die Folge ihrer wohlüberlegten Sorgfalt. Obgleich sie 20 Jahre dazu brauchten, scheint die Zeit doch kurz im Vergleich mit Dem was zustandegebracht ist.

Alfred. O du erinnerst mich an eine lange Versäumniß! In so vielen Jahren habe ich einen so lieben Freund nicht aufgesucht. Aber ganz ist die Schuld nicht mein.

Hermann. Das weiß ich. Wir haben Alle Grund zu erstaunen, wenn wir an die täglichen Zusammenkünfte in unsern letzten Jünglingsjahren und an die lange Trennung seitdem zurückdenken. Weißt du daß es heute gerade 25 Jahre sind seit wir alten Freunde unter Einem Dache versammelt waren?

Woldemar. Ein Vierteljahrhundert! Freilich eine lange Zeit! Aber desto größer ist die Freude daß wir uns Alle gesund und froh wiederfinden. Ich erinnere mich noch als ob es gestern gewesen wäre, des Abends der die Bekanntschaft zwischen Alfred und uns Andern erst in Freundschaft verwandelte, wovon wir Alle sodann in den wenigen Jahren die wir noch beisammen bleiben konnten so viel Vergnügen ernteten.

Hermann. Ich stehe darin hinter dir nicht zurück. Ich erinnere mich recht wohl des Abends wo wir das lange Gespräch über unser Vergnügen an den Tönen hatten oder, wie ich es lieber nenne, unser Gespräch über das Schöne; denn es beschränkte sich keineswegs auf Das was für das Ohr schön ist.

Felix. Es könnte der Mühe werth sein die Sache wieder vorzunehmen und zu prüfen inwiefern unsere Einsichten seitdem gereift sind.

Hermann. Ich nehme den Vorschlag auf und unterstütze ihn.

Woldemar. Aber deine Frau war damals nicht gegenwärtig. Es wird sie nicht unterhalten können an der Fortsetzung eines ihr unbekannten Gesprächs theilzunehmen.

Sophie. Es ist mir nicht unbekannt, obgleich ich nicht zugegen war. Hermann hat mir den ganzen Inhalt erzählt. Es wird mich freuen einem neuen Gespräche darüber zuzuhören; und wenn es erlaubt ist frage ich nach Dem was ich nicht verstehe.

Hermann. Ich weiß daß du schon einige Fragen in Bezug auf Das was ich dir von jenem Gespräch erzählte auf dem Herzen hast. Komm nur damit hervor! Es gibt einen Anfang für das neue. Doch ich sehe es dir an daß du es lieber hast wenn ich die erste Frage in deinem Namen thue. Wohlan! Sophie sagte neulich als wir von deiner Ankunft sprachen daß sie dich zu fragen wünschte, ob du nach deiner Ansicht Rechenschaft davon ablegen könntest daß die Musik Lust zum Tanzen erregt und die Tanzbewegung gleichsam beherrscht.

Sophie. Ich sagte allerdings daß ich darnach zu fragen wünschte; aber nun fürchte ich beinahe daß diese Frage nicht passend sei. Läßt sich wol die Wissenschaft herab solche Fragen zu beantworten?

Alfred. Es würde ein schlechtes Zeichen sein, wenn sie sich dazu zu vornehm hielte. Es kommt nur darauf an, ob sie die Antwort zu geben vermag.

So wird die Unterredung allmälig auf den wissenschaftlichen Boden geführt, auf welchem Alfred am sichersten zu Hause ist und seine Freunde leichtfaßlich zu belehren, zu überzeugen versteht. Es werden die Schwingungen einer gespannten Saite erklärt. Dann ist davon die Rede daß eine tönende Saite eine andere damit gleichgestimmte in mittönende Schwingungen versetzt. Darauf wird die Sympathie unter den Menschen mit der unter den Saiten verglichen. Auch bleibt die Frage, ob die Nerven bei den Schwingungen auf dieselbe Weise in Bewegung gesetzt werden wie die Saiten, nicht unbeantwortet. Es wird angenommen daß die Nervenschwingungen welche die Töne hervorbringen von den Gehörnerven anfangen, von hier zu dem Gehirn und noch andern Nerven übergehen. Zugleich wird noch aufmerksam gemacht auf den weiten Wirkungskreis der Musik, auch Vorschläge zur Verbesserung des jetzigen Musikunterrichts gegeben.

Der dritte Abschnitt ist eine in kurzen Sätzen niedergelegte Frucht langjähriger Forschung aus dem Lieblingsthema des Verfassers über die Naturlehre des Schönen. Wir wollen nur eine kleine Probe davon geben.

Die Klangfiguren zeigen uns ein anderes merkwürdiges Zusammentreffen von Naturwirkungen, die dem Unkundigen himmelweit verschieden scheinen müssen, während sie doch in der Wirklichkeit ihren Ursprung aus Einem Grundgedanken der Natur haben. Die bestäubte Platte zeigt dem Auge gesetzbestimmte Eintheilungen und Figuren, also Gestalten mit Gedankengepräge. Aber nur wenn die Schwingungen solche das Auge befriedigende Figuren hervorbringen, wird auch das Ohr durch die Eindrücke die wir von ihnen durch die Luft empfangen befriedigt. Der eine Sinn bestätigt so das Zeugniß des andern, auch was den Schönheitsausdruck betrifft.

Die hierauf folgende Abhandlung „Ueber das «Unschöne» in der Natur in seinem Verhältniß zur Schönheitsharmonie des Ganzen" ist ein Meisterstück von ästhetischer feiner Abwägung aller Naturverhältnisse. Das Resultat des Ganzen läßt sich kurz dahin aussprechen daß alles scheinbar Unschöne und Häßliche in der Natur als Glied eines geistigen Schönheitsganzen zu betrachten sei, daß dasselbe alleinstehend mit den alleinstehenden Dissonanzen der Musik zu vergleichen wäre.

Die Betrachtungen über die Geschichte der Chemie verdienen recht vielseitig bekannt und beherzigt zu werden. Sie sind allerdings gar nicht mehr neu, im Gegentheil zählt ihr Alter schon mehr als 40 Jahre, indeß zeichnen sie sich doch sehr aus durch eine eigenthümliche jugendliche Begeisterung, mit welcher Oersted sich für das Aufblühen unserer heutigen Chemie interessirte.

Christenthum und Astronomie oder richtiger Bibel und astronomische Weltordnung kommen in dem letzten Gespräche zur Discussion. Alfred bespricht sich hier mit drei neuen Personen, Palmer, Nordschein, Erwin, über den religiösen Werth unserer heutigen Astronomie. Es wird untersucht warum die der Bibel entsprechende Ansicht ihres großen Landsmanns, Tycho de Brahe, der Kopernicanischen nachstehe. Dann stellt sich aber auch heraus daß die neuere allgemein für wahr gehaltene Astronomie

dem Geiste der Heiligen Schrift durchaus nicht zuwiderlaufe, ja zu dem reinen Christenthume sogar eine sehr ehrwürdige sichere Grundlage abgeben könne. Der heftigste Gegner dieser Ansicht ist Nordschein. Er sagt:

Ich merke wol die Sache bekommt ein solches Ansehen daß ich allen Denen welche mir nicht beistimmen von Hochmuth besessen scheinen muß; und doch kann ich versichern daß meine Meinung in dieser Sache mit meinem ganzen innern Wesen zusammenhängt. Ich will offen sprechen. Alle eure Naturwissenschaft ist meinem Gemüthe widerwärtig. Sie bildet die ganze Denkweise um und wendet sich von Gott ab. Er ist in eurer Wissenschaft nicht er welcher die Sonne auf- und untergehen läßt, oder der die Erde in seiner Hand hält, oder Sommer und Winter gibt! Nein! Bei euch sind es die blinden Naturgesetze welche Dieses ausrichten. Es ist nicht sein Zorn der den Blitz aussendet! Nein! Bei euch ist es nur ein elektrischer Funken der nach einer blinden Nothwendigkeit dahinfährt. Es ist nicht seine Macht, welche den Sturm über die Erde hinbrausen läßt! Nein! Es ist das gestörte Gleichgewicht. Es ist nicht seine Güte welche die Erde mit den Wassern des Himmels besprengt! Nein! Es ist nur ein Spiel warmer und kalter Luftströme wie man mir gesagt hat.

Alfred. Das nenne ich wohlgesprochen; denn Sie scheinen mir den Grundgedanken der Ihre Ueberzeugung bestimmt klar ausgesprochen zu haben. Ich werde nach gleicher Klarheit streben.... Das ganze Dasein ist Gottes unaufhörliches Werk, worin seine unendlich vollkommene Vernunft welche sich nie ändert überall ausgeprägt ist. Für unsere Betrachtung wird diese immerwährende Wirkung der göttlichen Vernunft und ewigen Gleichheit mit sich selbst zu Naturgesetzen. Es ist also buchstäblich wahr, wenn gesagt wird daß Gott die Sonne aufgehen, die Jahreszeiten wechseln, den Blitz dahinfahren läßt; aber viele Menschen wollen gern Gott diese Dinge nach ihren eigenen naturwidrigen Vorstellungen verrichten lassen, welche von ihnen doch für so herrlich gehalten werden daß sie glauben man leugne Gottes Macht und Weisheit, wenn man an der zweifelt welche sie ihm leihen. Sehen Sie, Das ist das Geheimniß!... Der Mensch ist, ungeachtet die Religion strebt ihn etwas Besseres zu lehren, allzu geneigt die Körperwelt als das eigentliche wahre Dasein zu betrachten. Sollte es nicht Viel beitragen ihn diesem engen Gedankreise zu entreißen, wenn er sieht daß die Erde welche seiner Einbildung nach der festeste Träger für Alles war, selbst nur ein bewegtes Glied in einer größern Welt ist, daß Himmel und Erde nur eine Erscheinung sind hinter der eine tiefere und dauerhaftere Vernunftordnung verborgen liegt? Sollte wol die Einsicht daß die ganze Welt nicht blos für den Menschen geschaffen ist ein kleines Heilmittel seines Hochmuths sein? Sollte die Größe welche eine richtigere Weltanschauung dem Menschen vor Augen stellt nicht seinen Geist erweitern?

Jetzt wollen wir der zweiten oben namhaft gemachten Schrift unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Haben wir in den vorhergehenden drei Bänden Oersted's Lebensauffassung in der großen Gesammtnatur, in dem Weltall kennengelernt, so zeigt sie sich hier ganz individuell in der Natur einzelner Persönlichkeiten und einer einzelnen Nation. Es ist auch Dies wieder eine in Deutschland noch wenig gekannte Seite des großen Mannes, und wir werden finden daß sie ganz mit der liebevollen Gemüthlichkeit zusammenpaßt womit er seine interessanten naturwissenschaftlichen Dialoge erwärmt und behaglich macht. Sein durch Scharfsinn und Gründlichkeit ebenso wie durch Milde und Unparteilichkeit ausgezeichnetes Urtheil über hervorragende Dänen und über das gesammte dänische Volk hat gar viel Anziehendes, und es ist ganz dazu geeignet unser deutsches Vorurtheil vielfach zu ändern und zu mildern. Dieses Vorurtheil ist aber in der That ein gewaltig großes; wir haben allerdings Recht dazu mit unserer Zuneigung zurückzuhalten, indeß könnten wir doch auch um ein Bedeutendes sparsamer und hochherziger gewesen sein mit dem Lautwerden unsers Hasses. Was soll man dazu sagen, wenn unser wackerer alter Arndt im Jahre 1845 öffentlich sagen und drucken lassen konnte:

Klein und schwach ist der Däne als Volk und fratzenhaft eitel, wie unser Holsteiner ihn nennt. Ich habe mehr als ein mal von mehr als Einem Dänen das Wort „die größte dänische Nation" aussprechen hören. Jetzt ist die Eitelkeit dieses Volks, das sich so gern groß und gewaltig fühlen möchte, gereizt durch die Aussicht einer künftigen möglichen Sonderung der Landschaft Schleswig-Holstein von dem eigentlichen Dänemark, sie möchten die Deutschen mit Gewalt zu Dänen machen.

Wenn man dagegen Oersted hört und in jedem Worte eine wahrhaft ehrlich gemeinte Unparteilichkeit mit edlem Patriotismus gepaart antrifft, so läßt sich der Wunsch nicht unterdrücken daß doch Arndt jene Worte nicht ausgesprochen haben möchte, und das hauptsächlich aus dem Grunde, weil wir unsern durch und durch patriotischen Nationalsänger patriotisch lieben.

Das Buch enthät: I. „Rede bei der hundertjährigen Jubelfeier der Gesellschaft der Wissenschaft zu Kopenhagen, gehalten am 25. November 1842." II. „Ernst Heinrich Graf von Schimelmann" (Gedächtnißrede, gehalten in der Gellschaft der Wissenschaft am 14. Juli 1839). III. „Adam Wilhelm Hauch" (Gedächtnißrede, gehalten in der Gesellschaft der Wissenschaft 1838). IV. „Henrik Gerner von Schmidten" (Gedächtnißrede 1831). V. „William Christopher Zeise" (Gedächtnißrede 1848). VI. „Henrik Steffens" (Gedächtnißrede 1846). VII. „Thorwaldsen und sein Vaterland." VIII. „König Christian VIII., der durch hohe Bildung ausgezeichnete Mann" (Gedächtnißschrift vom 7. April 1848). IX. „Dänenthum" (1836). X. „Betrachtungen über den dänischen Charakter" (1843).

Unter den biographischen Bestandtheilen dieses überall anziehend und belehrend gehaltenen Werks zieht ganz vorzugsweise Thorwaldsen die Aufmerksamkeit der Leser auf sich, weil der Verfasser es unternimmt das tief eingewurzelte Vorurtheil zu widerlegen, als ob Dänemark so gut wie gar keinen Antheil an der Größe dieses Mannes habe, als schulde er seine Kunst Italien, als habe er seine erste und erhebende Aufmunterung nur England zu danken. Er sagt:

Es ist Zeit dafür zu sorgen daß unserm Lande, zur Ehre seiner Söhne, kein Unrecht geschehe. Wir wollen uns nicht mehr Antheil an diesem herrlichen Manne zueignen als uns gebührt, wir wollen Nichts unrechtmäßig besitzen; aber was uns gehört Das wollen wir festhalten und nicht durch ungerechte Selbstanklage unsern betriebsamen Neidern neue Mittel zu unserer Verkleinerung in die Hand legen. Thorwaldsen soll bei dieser Vertheidigung seines Vaterlandes Nichts einbüßen. Ich habe geredet zu seiner Ehre, da er lebte; was ich jetzt zu sagen habe wird von nicht geringer Bewunderung und Liebe zeugen. Könnte sein Geist unsern Unternehmungen hienieden

folgen, so würde er mit Freude die vielen Beweise der wahren Liebe seines Vaterlandes sehen und seinen edlen, sanften und offenen Charakter als Spiegel hingestellt erblicken, in welchem die Grundzüge des Dänenthums der Welt vor Augen treten.... Thorwaldsen hatte vollkommen das dänische Gepräge. Sein feuriger, weitumfassender Geist war umgeben von jener milden, bescheidenen Ruhe, innerhalb deren gar Viele kaum dem Genie seinen Sitz einräumen mögen. Ich leite um so eher die Aufmerksamkeit auf dies sein dänisches Gepräge, als mir das Vorurtheil verbreitet scheint daß Uebermuth, Heftigkeit und einseitige Kraftäußerungen die wahren Kennzeichen des Genies seien, dergestalt daß das dänische Gepräge Mangel an Genie verrathe, und solche Dänen die Höchstbegabten seien welche sich am weitesten von der Eigenthümlichkeit ihres Volks entfernen.... Das Vaterland hatte ihm durch die große Goldmedaille der Kunstakademie die höchste Ehre zuerkannt welche sie einem jungen Künstler schenken kann, und hiermit war die glückliche Berechtigung verbunden den Hauptsitz der Kunst besuchen zu können. Bevor aber das ihm bestimmte Stipendium frei ward, fehlte es ihm weder an öffentlicher Unterstützung für seine Vorbereitung noch an ehrenvollen Bestellungen, die ihm sowol zur Uebung als zur Aufmunterung dienten. Daß er später in Rom zu der großen Höhe stieg welche er erreichte, kann unserm Rechte an ihm keinen Abbruch thun, ebenso wenig als ähnliche Verhältnisse andere Nationen hindern sich die Ehre ihrer ausgezeichneten Künstler anzueignen. Man wird vielleicht sagen er habe so lange in Rom gelebt und gearbeitet daß der Einfluß welchen das Leben in dieser Stadt auf ihn ausübte weit größer sein mußte als der in der Heimat empfangene. Jedoch ist hierbei sogleich zu bemerken daß er das Wichtigste mitbrachte, nämlich die große Naturgabe und eine schon erworbene bedeutende Kunstfertigkeit. Es wäre sicher ein großer Irrthum die Behauptung er habe sich in und durch Rom gebildet, mit der zu vertauschen, Rom habe ihn gebildet; welches man übrigens in Wahrheit sagen kann, wenn es nur richtig verstanden wird; das Misverständniß liegt aber nahe, deshalb muß man demselben vorbeugen.... Man hält uns vor daß es ein englischer Reicher war, dessen anerkennende und große Bestellung einen Wendepunkt in Thorwaldsen's Künstlerleben bildete, von dem seine große Weltberühmtheit ausging. Mag dem großartigen Brauch, den die Engländer von ihren Reichthümern machen, das verdiente Lob zufließen — nicht blos die dänische Kunst hat Dies anzuerkennen —, mag auch England ebenso wol seinen Theil an ihm haben als Rom und fast alle andern Länder mit Päpsten, Kaisern, Königen und Fürsten — er ist ganz Europas, ja der ganzen Welt Eigenthum, ohne deshalb aufzuhören recht eigentlich unser zu sein.

In ähnlicher Weise fährt Oersted fort die Angelegenheit mit Ruhe und würdiger Vaterlandsliebe abzuwägen. Er gewinnt die Leser für sich, sie fühlen die Ehrlichkeit seiner Beweisführung und die Wahrheit seiner Behauptung. Unwillkürlich werden wir bei dieser Charakterschilderung und patriotischen Vertheidigung an unsern Johann Joachim Winckelmann erinnert, den wir doch mit begeistertem Stolze den unsern nennen; wie leicht und sicher noch viel mehr begründet könnte man uns Deutschen den Vorwurf machen als hätten wir gar kein Recht an der weltberühmten Größe dieses großen Deutschen. Und an Männer wie Wilhelm Herschel darf man gar nicht denken, weil sie selbst es kaum beachtet wissen wollten daß sie ihre Wiegen- und Jünglingsjahre auf deutschem Grund und Boden verlebt haben.

Die Charakterschilderung des Dänenthums läuft wie eine sichere Grundlage fest zusammengefügt durchs ganze Buch, kommt aber am klarsten zur Anschauung in dem Abschnitt welcher besonders „Dänenthum" betitelt ist. Hier macht er darauf aufmerksam daß es eine Zeit gab wo fremde Menschen, fremde Sprachen, fremde Sitten einen so großen Einfluß in Dänemark ausübten daß die Nationalität Gefahr lief ganz verlorenzugehen. Daß Diesem Widerstand entgegengesetzt worden, sei ein wahrer Beweis von der erwachenden Kraft des dänischen Volks gewesen. Die Männer welche in Wort und Schrift das Gefühl des eigenen Werths bei dem Volke wieder hervorgerufen, hätten deshalb einen unvergänglichen Anspruch auf vaterländische Dankbarkeit. Ja er ist selbst nicht abgeneigt auch Denen noch eine Art Verdienst um das Wiederbeleben des Nationalgefühls zuzuerkennen, welche mit weniger tiefem Gefühl und aus einem ihnen selbst unbewußten Nachahmungstriebe derselben Richtung folgten, und so bei minder selbständigen Geistern einen Hang zur Uebertreibung zeigten und den Mund zu voll von Dänenthum nahmen.

Aber mit Freude können wir uns selbst sagen daß die Zeit vorüber ist wo derartige Aeußerungen von Dänenthum irgend eine Billigung finden konnten. Wir haben jetzt viel mehr Grund auf unserer Hut zu sein gegen die misverstandene Vaterlandsliebe, welche uns und was unser ist über alles Andere in der Welt erhebt. Die Selbstzufriedenheit welche das Schmeicheln einflößt ist ein süßes, aber betäubendes Gift. Zwar schränkt die mächtige Natur, welche die Eigenthümlichkeit des Volks unter den mannichfaltigsten störenden Einwirkungen aufrechterhält, auch diese in sehr enge Grenzen ein, aber unschädlich bleibt sie nicht ohne das Gegengift echter Selbstkenntniß.... Der Däne ist zu einem erhöhten Gemeingeist, zu einem klaren Ueberblicke seiner bürgerlichen Verhältnisse, kurz zu einem kräftigern Staatsleben erwacht; aber die besonnene Thätigkeit gehört zu seiner Natur, leidenschaftliche Verfahrungsarten im öffentlichen Leben wird er ebenso sehr wie Schlaffheit verdammen. Gegen diese letztere Schwachheit wird er auch jetzt nicht eben der Warnung bedürfen; denn sollte er auch nicht frei davon gesprochen werden können eine zeitlang ein minder thätiges bürgerliches Leben geführt zu haben, so ist er doch jetzt in einem kräftigen und erwachten Zustande, welchen er nicht blos fremden Begebenheiten verdankt, sondern welcher wesentlich aus der Aufklärung und bürgerlichen Ausbildung entspringt, wozu sich das Volk allmälig erhoben hat, und welchen es nur zu gut zu schätzen weiß um sich jemals einer schlaffen Gleichgültigkeit hinzugeben. Daß wir auf einem solchen Standpunkte stehen, verdanken wir, wie wir gesehen haben, der innern Uebereinstimmung, worin das Volk und die Regierung gewirkt haben. Es würde niedrige Schmeichelei sein unsern Königen das ganze Verdienst hierin beizumessen, aber es würde auch grober Undank sein, wenn wir verhehlen wollten daß beinahe alle Könige des gegenwärtigen Stamms kräftig dazu mitgewirkt haben. Ich fürchte nicht der Schmeichelei, sondern eher ängstlicher Zurückhaltung geziehen zu werden, wenn ich hinzufüge daß wenn auch irgend einer von Friedrich's VI. Vorgängern ihm in dieser Hinsicht gleichgestellt, doch Niemand über ihn gestellt werden könne. Gott segne den König und sein Haus! Gott segne das Volk! Möge die gegenseitige Liebe zwischen Volk und König, der so echt dänisch ist, sich stets lebendig, rein und warm erhalten!

Bei dem Abschiede von diesen herrlichen Büchern kann ich nicht unterlassen Möller's ehrenwerthes Streben den Schriften durch zweckmäßige Vorworte und Anordnungen einen würdigen Eingang in die Welt der Literatur zu verschaffen, dankend anzuerkennen und ihn aufzufodern noch weiter darin fortfahren zu wollen.

Vielleicht entschließt sich derselbe zu einer ausführlichen charakteristischen Lebensbeschreibung seines großen Landsmanns, und Kannegießer wäre ihm dann wieder behülflich mit seiner geschickten Feder ein solches gewiß allgemein gewünschtes Werk auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen. **H. Birnbaum.**

Spinoza's Staatslehre. Zum ersten male dargestellt von J. E. Horn. Dessau, Katz. 1851. Gr. 8. 27 Ngr.

Die Geschichtschreiber der Philosophie haben vorzugsweise bei Spinoza's großen metaphysischen Ideen verweilt und in die Lehrbücher des Naturrechts kamen gewöhnlich nur vereinzelte Sätze aus den Schriften desselben, die von ihrem Zusammenhange losgerissen ihn als einen Geistesverwandten von Hobbes erscheinen lassen, während sie bei ihm einen andern Sinn und nicht den Absolutismus, sondern die Freiheit zur Folge haben. Darum war es ein dankenswerthes Unternehmen einmal die Staatsansichten Spinoza's ausführlich zu erörtern und darzuthun daß derselbe keineswegs als einseitiger Theoretiker, sondern in der Weise des Aristoteles mit beständiger Rücksicht auf die Verhältnisse der Wirklichkeit die Formen der Staatsverfassungen betrachtet hat. Dies hat der Verfasser geleistet und wird gern von uns anerkannt, während er ein höheres Ziel sich hätte stecken und erreichen können, wenn es ihm gelungen wäre sich selbst über den Spinozismus zu erheben und denselben unbefangen mit andern Lehren zu vergleichen, wenn er namentlich über die Theorie welche den Staat auf einen Vertrag begründet, zu der Ansicht vorgedrungen wäre die ihn aus dem Wesen des Menschengeistes ableitet und seine naturwüchsige Entstehung in der Geschichte anerkennt. Auch ist es falsch wenn Horn von Spinoza sagt: er habe Gott aus den nebelhaften, unsicht- und unfaßbaren Aetherkreisen in die lebensvolle Weltwirklichkeit versetzt, ihn aus einem thatlosen, außerhalb seines Reichs thronenden Herrscher in einen des Reiches Mitte einnehmenden, rastlos wirkenden Regenten umgewandelt. Spinoza's Gott wohnt der Welt nicht ein, sondern ist in ihr aufgegangen; Spinoza kennt nur ein bewußtloses Weltgesetz, keinen Weltregenten, vielmehr spricht er seiner Substanz ausdrücklich Verstand und Willen ab. Spinoza hat nicht die ganze Wahrheit, aber eine Seite der Wahrheit, die Idee der Einheit alles Seins, tiefsinnig und großartig aufgefaßt, er ist der wiedergeborene Parmenides. 15.

Ein neuer Faust.

Die Faustsage nach allen Richtungen hin und durch alle Möglichkeiten der Darstellung hindurch zu entfalten und zu variiren, ist das unvorgreifliche Privilegium der deutschen Poesie. Seit Jahrhunderten, seitdem das Puppenspiel, dessen Quellen und Entstehungsweise sich gleich den Homerischen Gesängen selbst in eine sagenhafte Vorzeit verlieren, mit seiner rohen Drastik in das Bewußtsein des Volks gedrungen, ist Faust unser ewiges nie erschöpftes Thema. So ist er identisch geworden mit dem verzweifelten Ringen des deutschen Gedankens selbst. Faust ist der wahre Revenant der deutschen Literatur, und fast kein Decennium vergeht wo er nicht anders gedacht, gedeutet, entworfen, concipirt wiederkehrt und auf das Forum der deutschen Literatur tritt. Dadurch ist er eben Faust daß sein Problem poetisch nie erschöpft wird, und gleicht darin der Philosophie selbst, ja identificirt sich beinahe mit ihrem qualitativen Sein, denn auch die Philosophie ist sich selbst stets unerschöpfliches Problem und bleibt, obwol wissend und erkennend im steten Fortschreiten begriffen, doch stets ohne Endresultat. So ist es mit der Faustsage, sie ist im Laufe der Zeiten zum poetischen System geworden.

So liegt uns denn hier abermals eine neue Variation diesen ewigen Themas vor in nachstehendem Büchlein:

Der neue Faust von Tertullian Faber. Rastatt. 1851. 16. 15 Ngr.

Dieser „Neue Faust" vindicirt sich das Prädicat neu mit besonderm Nachdruck, denn er will vor seinen alten Antecessoren Das voraushaben daß er es bis zur wirklichen Erlösung bringt. Damit ist ausgesprochen daß dieser „Faust" ein im voraus fertiger, ein christlich-prädestinirter und prästabilirter Faust ist. Gegen einen solchen ist der Teufel freilich nur ein armer und noch dazu ein dummer Teufel!

Tertullian Faber hat, Das müssen wir ihm frei heraussagen, in seinem „Neuen Faust" die Faustsage ganz und gar nicht begriffen. Er sagt in der Introduction zu seiner lyrisch-dramatischen, übrigens sehr einfach construirten Dichtung: Goethe hätte auch einen zweiten Faust schreiben sollen, dessen Weg „aufwärts führe". Zwar habe Goethe meisterlich dargestellt wie Natur und Teufel den zweifelnden Geist überwinden, allein er hätte auch vorführen sollen „wie die höhere, erlösende Macht dem kämpfenden Geiste beisteht und mit ihm über Natur und Teufel siegt". Er hätte nicht blos „den Fall des Menschen, sondern auch das andere weltgeschichtliche Moment: die Erlösung erklären sollen" u. s. w. „Goethe schrieb nur die Nachtseite des Lebens." Hierauf ist ein mal für alle mal zu entgegnen daß es bei der Faustsage auf das Resultat, das Erlöst- und Seligwerden keineswegs ankommt, sondern vielmehr auf Das was zwischen dem Anfang und dem Ausgang liegt. Faust ist eben die Nachtseite alles Denkens. Dies zwischen dem A und O ist eben das Exclusiv-Faustische, der Faustbegriff und die Faustgeschichte: Daß man den Teufel mit einem †-schlagen in die Flucht jagen kann, ist ein alter frommer Witz, aber die geheimen Tiefen der Faustnatur sind uns damit nicht erschlossen, und wo der Glaube als solcher, der Glaube à tout prix an den eingeborenen Gottessohn zur unverrückbaren Thatsache des Gemüths wird; wo das Subject, an und für sich Gottes-Sohn-beruhigt, ausruht für immer im Erlöstsein durch das Kreuz (Quietismus): da ist es mit allem Faustsein zu Ende und die sancta simplicitas ist nach diesem Katechismus zuletzt am weitesten. Der bloße Zweifel am Glauben und das Wiedergewinnen des letztern macht noch keinen Faust, sondern was Faust macht ist das Durchleben des Processes der Erkenntniß und des Processes der Sünde. Dies hat Tertullian Faber nicht begriffen und darum ist sein „Faust" nur ein sogenannter. Man kann sich wol denken wie sich der Geist vom Zweifel zur Christusinbrunst erhebt, allein dieser vorgezeichnete Proceß ist nicht der Faustproceß. Dieser beruht vielmehr in der Ewigkeit des Gegensatzes von Denken und Glauben. Der ist kein Faust der nur in Christo quiesciren will, der sich ins Christenthum einkaufen kann wie in eine Witwenkasse!

Dessenungeachtet fehlt es der Dichtung Tertullian Faber's, die außer der Form fast gar nichts Dramatisches hat, sondern fast bloße Confession ist, nicht an Reiz und Interesse. Es ist hier Alles auf fast gemüthliche Weise localisirt. Dieser „neue" Faust lebt, lebt neuerdings da und da, das ist Alles nachgewiesen; er hat gelebt in einem alten schloßähnlichen Hause an der Donau. Der Autor selbst besucht die verlassene Faustſtätte, macht sich in dieses neuen Faust's ehemaligem Arbeitszimmer heimisch, lernt in dem alten faustverlassenen Hause Faust's alten Diener kennen, der ihm Mittheilungen macht über seinen verschwundenen Herrn selbst, über die bei diesem aus- und eingegangenen Personen u. s. w. und ihm zuletzt die nachgelassenen Faustpergamente zum Durchlesen gibt, aus welchen (vermeintlichen) sich alsdann naturgemäß die vorliegende Dichtung bildet. Dies Zusammentreffen, dies zufällige Stoßen auf Faust'schen Nachlaß ist ziemlich abenteuerlich, aber anmuthig geschildert und traulich-gemüthlich nuancirt.

Die „Wesen" wie sie der alte Peter, Faust's selbst nachgelassener Diener, nennt, die in dem „alten Hause" bei Faust aus- und ein- und somit als dramatische Prosopa in die Dichtung übergingen, sind überhaupt nur drei, nämlich Augustin, der Priester, der absolute Vertreter des christlichen Moments

und ein umgekehrter Wagner, denn er insluirt (natürlich kirchenväterlich-religiös) auf Faust, sodann Angelika, die ein umgekehrtes Gretchen ist, und endlich der Teufel, der hier aber kein verführender, consequent verneinender Mephisto, sondern vielmehr ein armer, consequenzloser, mit einem Wort ein dummer Teufel ist. Weil dieser Teufel so dumm und consequenzlos, darum bringt es denn dieser Faustus zur wirklichen Erlösung. Strenggenommen ist sein Faustsein nur eine disputatio in ordem.

Der Raum verstattet uns nicht tiefer in diesen „Neuen Faust" einzugehen, der als poetischer Erguß (lyrisch schön monologisirend, dramatisch nur angehaucht), als poetisch dargelegte Faustansicht entschiedenen Werth hat. Die Sprache ist edel und würdig und es weht darin ein tiefer keuscher Sinn für Menschendasein und Menschenbestimmung. Jedenfalls verdient es das Gedicht, des immerhin als ein neuester Beitrag zur Perfectibilisirung der Faustidee angesehen werden mag, daß wir die Schlußstelle als Probe hier ausheben wo Faust den ihn heimsuchenden Teufel in die Flucht schlägt. Der Teufel hat die Bibel ein Fabelbuch genannt:

Faust.

Ein Fabelbuch? Dein Zittern, Thor! straft dich der Lügen,
Gleichwie es mir das hohe Buch bewährt.
Du weichst mir nicht! ich sag' es dir in Seinem Namen,
Für dessen Ehr' ich jetzt im Kampfe steh';
Ich bin nur Mensch aus schwachem Menschensamen,
Und du ein Geist aus ungemess'ner Höh'!
Durch meine Kraft — ich weiß es — kann ich nimmer siegen;
Doch Seiner Macht zur Ehr' und Zeugenschaft
Mußt du dem schwachen Menschenwort erliegen,
Dem Er verleihet seines Geistes Kraft.
Was wichest du vor seinem Aug' zurücke,
Als ob dich Blitz und Donnerschlag erdrücke?
Du standest, weiß ich, schon mit ihm zusammen,
Eh' Erde ward und Adam fiel.
Er sprach auch dort: Du sollst verehren meinen Namen!
Das ist der Geister Seligkeit und Ziel.
Doch du, der eitle Thor! der sich so weit vermaß,
Daß er der Abkunft und des Wesens stolz vergaß,
Du wolltest sein so hoch und groß wie Gott!
Du großer Geist! jetzt bist du eines Menschen Spott.
Seit Gott, in eines armen Menschen Leib gehüllet,
Auf jenem Berg dich abermal besiegt.
Du hast in seinem Aug' die Majestät gefühlet,
Dich hat des Gottes Richterwort erdrückt.
Dich schreckt noch jetzt der Name: Quarantania.
Doch steh! ich muß mit dir noch weiter sprechen.
Kennst du den Berg, man nennt ihn Golgatha?
Vermagst du dieses Wort mir nachzusprechen
So frei und froh wie ich es kann?
Du bebst? Was hat dir denn der Berg gethan?
Jetzt mach' mir nach ein einfach armes Zeichen!
Und weichst du da nicht — dann will ich dir weichen!

— — — — — — — — — — —

(Der Teufel flieht.)

Einer schönen Idee sei schließlich gedacht die in dieser Dichtung durchweg prädominirt, das ist die: Christum erleben zu müssen. Ein bloßer Lippenheiliger ist also der Autor, dem Referent auf dem Gebiete des poetischen Gedankens bald wieder zu begegnen wünscht, nicht. 25.

Marquis von Favras, „der erste Reactionnair."

Die Geschichte des Marquis de Favras ist ein düsteres und trauriges Ereigniß. Was bisher über den Marquis bekannt war, ist unvollständig. Revolutionnaire Pamphlete, zerstreute Notizen und die peinlichen Proceßacten sind Alles was man von ihm bisjetzt kannte. Von dem Hofe für den er starb verlassen, von Lafayette als ein „Held voll Treue und Muth" behandelt, des Verbrechens der beleidigten Nation vom Châteletttribunal schuldig befunden, — so ging er zum Tode, und die Männer des Gesetzes machten seinen Richtern ob seiner Verurtheilung den Vorwurf der Schwäche und Feigheit. Gleichgültig von Denen aufgegeben für die er sich opferte, fand er Bewunderer in den Reihen Derer die seinen Tod wollten.

Herr Alexis du Valon hat diesem Manne und der Frage über seine Schuld oder Unschuld in der „Revue des deux mondes" einen längern Aufsatz gewidmet. Gestützt auf alle bekannten Documente, die sich in den Bibliotheken begraben finden, und besonders auf einige bisjetzt noch nicht veröffentlichte Schriftstücke hat er eine Biographie des ersten „Reactionnairs" geliefert, aus welcher das Wesentlichste nachstehend mitgetheilt sein mag.

Thomas de Mahy, Marquis de Favras wurde am 26. März 1744 in Blois geboren. Seine Familie gehörte zu jenem alten Adel dessen pecunaire Verhältnisse nicht zum Besten stehen. Im Jahre 1755 trat er unter die Musquetiere, faßte das Soldatenleben von der lustigen Seite und machte 1761 den Feldzug mit, der ihm Capitainsrang im Regiment de Chapt, später Belzünce genannt, eintrug. Nach der Campagne von 1763 ward er capitaine aide-major, obwol er erst 19 Jahr alt war. Sein strebsamer Geist rang nach mehr und er unternahm es, sich noch nachträglich eine Bildung zu erwerben welche sich später in allen seinen Schriften und Reden documentirte; er wurde einer jener regen ehrgeizigen Köpfe welche von Allem Etwas gelernt haben.

In diesem Ehrgeize mochte wesentlich seine Vermählung mit der Prinzessin Karoline von Anhalt, Tochter des Fürsten von Anhalt-Bernburg-Schaumburg beitragen; wie diese Heirath vor sich ging, ist ein Geheimniß geblieben. Jedenfalls bewog eine romantische Zuneigung die Prinzessin, „welche", wie Favras selbst sagt, „für französische Könige nicht zu gering gewesen wäre", zu dieser Ehe; ihr Vater mußte erst durch ein Urtheil des Reichshofraths zu einer Dotation von jährlich 1000 Gulden angehalten werden.

Im Jahre 1772 ward Favras zum Ritter des Ludwigsordens ernannt und erhielt die Stelle eines Schweizeroberlieutenants bei Monsieur, was ihm den Rang eines Obersten verschaffte. Bald darauf gab ihm der Graf von Provence auch eine Pension von 1200 Livres jährlich zur Unterstützung der Erziehung seines Sohnes. Dies Alles konnte jedoch nicht hinreichen um die Kosten der Stellung zu decken welche Favras bei Hofe einnehmen zu müssen glaubte. Er nahm daher 1776 seine Entlassung und zog sich mehre Jahre lang ganz zurück.

Der Hauch der Revolution begann bereits sich über Frankreich zu verbreiten; man nahm für Turgot oder Necker, Calonne oder Brienne Partei; überall wuchsen Finanzplane hervor. Auch Favras blieb mit Projecten nicht zurück. Als in Holland der Krieg ausbrach, wollte er eine Legion ausheben und den Patrioten dienen; es gelang ihm jedoch nicht, weil das Geld fehlte. Zu seinem Unglücke ward er mit einem gewissen Tourraty, einem Werbeoffizier, bekannt, der ihn später verderben sollte. Favras wandte sich nunmehr, da ihm der Krieg nicht glückte, dem Verwaltungsfache und den Finanzen zu. Ein weitläufiger Entwurf über ökonomische Verwaltung fand Mirabeau's Beifall, und um den Eifer der Repräsentanten, die möglicherweise seine Ideen in Erwägung ziehen konnten, zu unterhalten, zog er nach Versailles.

Seine politische Gesinnung kann nach seiner bisherigen Laufbahn keinem Zweifel unterliegen; er war Royalist. Gleichwol wollte er keine absolute Wiederherstellung des Alten, er sah dessen Fehler zu gut ein; er verwarf andererseits auch die amerikanischen Ideen Lafayette's; aber er war liberal und wünschte Verbesserungen. Sein erstes politisches Auftreten fand, wenn man einzelne Broschüren abrechnet, am 6. October 1790 statt.

[illegible] nahte sich unter [illegible] unter den dortigen [illegible] die Schmach aus daß [illegible] gegen den König ziehen sollten. [illegible] zeigte mit so wenig Hülfsmitteln [illegible] zu widerstehen, und ihn darauf aufmerksam [illegible] daß man mindestens Pferde haben müsse, eilte er [illegible] St.-Priest, der ihn kalt empfing und wegen seiner [illegible] ihm die königlichen Pferde auf zwei Stunden zu leihen an den König selbst wies, da er nicht über dessen Pferde zu disponiren habe. In der Nacht vom 5. zum 6. October machten andere Edelleute einen Versuch bei der Königin, welche endlich auch einen Befehl unterzeichnete, 200 Pferde dem Herrn von Luxembourg zu überlassen, jedoch nur dann wenn das Leben des Königs in Gefahr sei. Unterdessen kam der Zug wirklich an. Mit Mühe und unter den größten Anstrengungen gelang es Lafayette den Pöbel von den äußersten Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. Die königliche Familie mußte sich endlich nach Paris inmitten jener Horden begeben. Während dieser traurigen Fahrt hatte Favras in der Nähe des königlichen Wagens einen jungen Offizier der Nationalgarde bemerkt, welcher weinte als er den König und die Königin in dieser traurigen Lage sah. Er schrieb sich seinen Namen, Pierre Marquier, Souslieutenant einer Grenadiercompagnie des Faubourg St.-Antoine, auf; Dies sollte ein verhängnißvoller Umstand für ihn werden.

Von diesem Tage an datirt Das was man die Verschwörung Favras genannt hat. Wenn man die Schriftstücke des Verfahrens gegen ihn sorgfältig prüft, so kann man seinem Lebenslauf Tag für Tag folgen. Seit dem 6. October war Favras den Communrepräsentanten mehr als verdächtig geworden. Man ließ ihn durch einen besondern Spion beobachten; es ist festgestellt daß ein geheimer Agent des Comité des recherches, Joffroy genannt, ihm zwei Monate lang auf jedem Schritte folgte und daß mitunter sogar der Adjutant Lafayette's, Masson de Neuville, sich diesem anschloß.

Favras war mit jenem Werbeoffizier Tourcaty immer in Verbindung geblieben und auf diese Weise mit einem andern Werber, Morel, einem Offizier der Nationalgarde, bekannt worden. Er hatte keine bestimmte Beschäftigung, er ging in Paris umher und hörte mit Schrecken die entsetzlichen Reden, die in den Cafés und andern öffentlichen Orten fielen: man sprach von nichts Geringerem als der Ermordung der königlichen Familie, wenn auch noch mit leiser Stimme. Im Theater wurden aufreizende Stücke gegeben, wie „Karl IX." von Joseph Chénier, und häufig ging Favras in das Faubourg St.-Antoine um sich über die Stimmung zu unterrichten. Da hörte er eines Tages einen Redner mit nackten Armen einen so detaillirten und strategisch durchdachten Plan zu einem Angriffe auf die Tuilerien auseinandersetzen, daß er sofort glaubte den Capitain der Garden, Herrn von Luxembourg, benachrichtigen zu müssen. Dieser hatte von seinem Schritte bei St.-Priest gehört und ermunterte ihn seine Beobachtungen fortzusetzen. Hundert Louisdor, um seinem Wirken Kraft zu verleihen, wollte Favras anfänglich nicht annehmen, that es aber doch, als er hörte daß sie von Seiten des Königs kämen. Nach der Ansicht Luxembourg's war es das Beste, unter der Nationalgarde oder den französischen Garden eine Anzahl entschlossener Leute zu finden, welche beim ersten Zeichen bereit wären in die Tuilerien zu eilen und sich für den König tödten zu lassen.

Der Gedanke auf diese Weise Retter des Königs zu sein stieg mit aller Macht in Favras' Kopfe auf. Er dachte an jenen Lieutenant der Nationalgarde, Marquier, und daß dessen Soldaten sich im Schlosse muthig gegen den Pöbel bewiesen hatten. Er hatte erfahren daß Marquier im Dienste der Tuilerien laut seine Ergebenheit gegen die Königin geäußert hatte. Es handelte sich jetzt darum mit ihm in Verbindung zu treten. Ein Zufall bewirkte Dies. Am Abende kamen Morel und Tourcaty zu ihm und sprachen von dem schlechten Theaterstücke Chénier's „Karl IX.", welches die Gemüther erhitze; sie schlugen Favras vor es auspfeifen zu lassen. Jetzt stieg in ihm ein Gedanke auf. Diese Werbeoffiziere waren unbedingt am besten geeignet, um im Geheimen jene Schar tapferer Leute zusammenzubringen die er brauchte. Er theilte ihnen mit daß man den König tödten wolle und Dies verhindert werden müsse; auf ihre nähern Fragen was er davon wisse, bat er sie ihn mit Marquier bekanntzumachen. Morel nahm Dies über sich und bereitete eine Zusammenkunft unter den Arcaden der Place-Royale vor. In dieser ersten Unterredung sprach Favras nur von den französischen Garden und deren Hingebung für die Königin und suchte von Marquier herauszubekommen, ob die Freunde des Königs auf seine Grenadiere rechnen könnten. Marquier war vorsichtig und antwortete nur ausweichend; er versprach in acht Tagen auf demselben Platze wieder zu erscheinen. Man trennte sich. Aber ein unsichtbarer Zeuge hatte wenn nicht Alles gehört, doch Alles gesehen. Es war jener Spion Joffroy.

Marquier war pünktlich bei dem nächsten Rendezvous; die Zusammenkünfte mehrten sich, aber immer war jener auf der Hut, wenn Favras von den französischen Garden sprach und fragte, ob sie nicht ihren alten Platz wieder einzunehmen wünschten. Eines Abends gab Favras ihm ein vielbesprochenes Pamphlet, welches den Titel führte: „Ouvrez donc les yeux." Er hatte die Seite 51 eingeschlagen und ihm die Lectüre derselben empfohlen. Dies sollte ein Hauptanklagepunkt gegen ihn werden. Auf dieser Seite wendet sich der Verfasser an die französischen Garden und spricht von ihrer Bereitwilligkeit ihre alte Stellung wieder einzunehmen und „daß es nur an einem Manne fehle, der es verstände sie auf den Weg zurückzuführen den sie ehemals gingen". Zum Schluß wurden sie aufgefodert ihre Uniformen wieder anzulegen und ihren Namen, ihren Dienst beim Könige und alle Vortheile eines privilegirten Corps wieder aufzunehmen. Marquier erschrak jedoch so sehr über die Heftigkeit der Broschüre daß er nie wieder zu Favras kam, dessen Namen er noch immer nicht kannte.

Der Verfasser des Pamphlets ist noch jetzt unermittelt; man schrieb es damals Biron zu, obwol es nicht unwahrscheinlich ist daß Favras selbst der Verfasser ist, da es mit seiner Denk- und Schreibweise vollständig harmonirt.

Das Comité des recherches hatte am 21. October einen Preis von 24,000 Francs für Denjenigen ausgesetzt welcher einen Feind der Revolution denunciren würde. Morel und Tourcaty waren nicht die Leute dieser Lockung zu widerstehen; sie hatten ein Opfer in ihren Händen. Sie begannen also damit dem Comité die geheimen Absichten Favras' in einem gehässigen Lichte darzustellen, vermengten geschickt seine Plane eine Legion für Holland anzuwerben und sein Verlangen nach Pferden in Versailles, gleich als ob er beabsichtige den Bürgerkrieg in Frankreich anzufachen. Das Comité war überrascht, besonders als es diese Aussage mit der seines Spions Joffroy zusammenstellte. Allein man hatte keine Beweise: Favras mußte auf offener That ertappt werden; man ermunterte Morel und Tourcaty ihr Werk fortzusetzen.

Die beiden Werber brachten von nun an immer schrecklichere Erzählungen zu Favras. Dieser dachte ernstlich daran eine Widerstandsarmee zu formiren, aber dazu bedurfte es vor allen Dingen Geld. Morel und Tourcaty, welche Favras' Beziehungen zum Grafen von Provence kannten, deuteten darauf hin daß dieser zu einem solchen Zwecke unzweifelhaft ein Darlehn vermitteln werde. Sie kannten einen Banquier, der gegen einfache Bürgschaft der Geschäftsleute von Monsieur zwei Millionen leihen wollte Dieser, Pomaret mit Namen, trat in der That mit Favras in Unterhandlungen, ohne daß dieser den Namen von Monsieur nannte. Pomaret, durch und durch ein Ehrenmann, ward jedoch argwöhnisch und die Sache zerschlug sich.

Morel ließ seine Beute nicht aus dem Garne; es handelte

sich darum auch einen Prinzen des königlichen Hauses zu compromittiren: da konnten ihm die 24,000 Francs nicht entgehen, mit denen er eine drängende Schuld von 8000 Francs zu tilgen hoffte. Er fand einen weniger gewissenhaften Banquier, Chomel, einen Holländer; Favras' frühere Plane konnten als Vorwand dienen und auch der Graf von Provence konnte unter diesem Titel genannt werden und sich unterzeichnen. Favras setzte selbst die Bedingungen der Anleihe fest und der Graf von Provence unterzeichnete. Dies steht unbestreitbar fest.

Welches war nun die Gemeinschaft des Grafen von Provence mit Favras? Conspirirte er mit ihm um ihn dann zu opfern? Während die Freunde des Grafen von Provence Favras wie einen unbekannten Abenteurer behandelten, zeigten die Parteigänger der Revolution großes Mitleid mit einem Manne den sie sterben ließen, und klagten Monsieur als den wahren Schuldigen an. Lafayette beschuldigt in seinen Memoiren offen Monsieur, dem Complotte Favras' ihn und Bailly zu ermorden nicht fremd geblieben zu sein. Nach einer Mittheilung des bevollmächtigten Ministers der Vereinigten Staaten in Frankreich, Morris, hat ihm Lafayette erzählt daß man bei Favras, als man ihn arretirt, einen Brief von Monsieur gefunden habe, der diesen sehr compromittirt hätte, den er jedoch an Monsieur zurückgestellt habe, sodaß jetzt Nichts gegen ihn vorliege. Auf der andern Seite wird dagegen Monsieur als ganz unschuldig dargestellt.

Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Monsieur ist sicherlich nicht Theilnehmer einer großen Verschwörung gegen den Staat gewesen, denn diese hat niemals und nirgend existirt als im Kopfe Lafayette's; er ist aber andererseits nicht unbekannt geblieben mit dem so wenig verbrecherischen Plane Favras' und am wenigsten war er der Anleihe fremd. Die Aussagen seines Schatzmeisters, de La Ferté, und seines ersten Edelmanns, Grafen de La Châtre, lassen keinen Zweifel darüber. Sie erfuhren von Monsieur daß man diesem eine Anleihe von zwei Millionen vorschlage, und nunmehr unterhandelten diese mit Favras bis zur Ratification durch den Grafen von Provence selbst. Der Grund davon war, wie Monsieur später behauptete, einzig und allein, de couvrir les dépenses de sa maison.

Wie also? Der Graf von Provence, einer der reichsten Privatleute, braucht zwei Millionen für seine häuslichen Ausgaben und bedient sich, um diese zu leihen, eines unbekannten Edelmanns ohne Vermögen, obwol er Schatzmeister, Intendanten, Regisseure und Geschäftsleute aller Art hat? Der Graf von La Châtre ahnte die Beziehungen seines Herrn zu Favras und suchte sich von dem ganzen Geschäft möglichst fern zu halten. Man kann Monsieur mit dem besten Willen nicht glauben daß er, der die geheimen Intriguen so sehr liebte, Favras nicht in seinen Planen unterstützt und ermuthigt haben sollte. Als freilich der Sturm gegen Favras losbrach, fühlte Monsieur nicht die Kraft gegen den Volkswillen anzukämpfen, und leugnete eine Genossenschaft die doch so sehr entschuldbar war. Gleichwol mußte er Alles anwenden um sich aus der Sache zu ziehen. Chomel und Morel thaten ihr Möglichstes um den Prinzen, dessen geheime Intervention sie argwöhnten, zu compromittiren.

Man drängte zu diesem Zwecke Favras, schrieb ihm, damit er antworten sollte, fehlte bei den verabredeten Zusammenkünften, um ihn zu nöthigen seine Antworten auf hinterlistige Fragen zu Papier zu bringen. In diesen Briefen wird aber immer nur davon gesprochen daß das Geld zur Unterstützung der holländischen Patrioten dienen solle. Wenn das der Fall war und Monsieur einwilligte, warum bekannte er sich später nicht dazu und schob häusliche Ausgaben vor? Hier liegt das ganze Geheimniß.

Lafayette und Bailly folgten von weitem diesen Unterhandlungen; durch falsche Berichte schmeichlerischer Agenten getäuscht, immer in dem Gedanken ungerechter Angriffe, glaubten sie an eine Gefahr die nicht vorhanden war.

Endlich sollte die erste Zahlung von 300,000 Francs gemacht werden. Es scheint als ob Favras selbst argwöhnisch geworden sei. In einem kleinen Briefe, den er nicht unterzeichnet hat, der aber unzweifelhaft von seiner Hand herrührt, wie auch sofort ein Nichtsachverständiger erkennen muß, schreibt er: es sei Alles bereit, wenn man aber noch ein Hinderniß finde, sei es unnöthig sich noch länger mit der fraglichen Anleihe zu beschäftigen. Der 24. December ward daher festgesetzt. Am Abend brachte Favras Chomel zu La Ferté, und Chomel bat diesen ihm Jemand mitzugeben um 40,000 Francs in einem Fiacre von einem unbekannten Banquier Sartorius zu holen. La Ferté stellte das Bedenkliche vor mit einer so großen Summe in Münzsorten Abends wegzufahren, allein Chomel wollte die Sache abgemacht haben, und Ferté ließ den Kassirer von Monsieur mit Chomel fortfahren. Favras wartete bis dieser wiederkam; er kam allein und ohne Geld, da Sartorius sage sein Kassirer sei bereits fort. Favras entfernte sich nun und versprach die Sache womöglich Tags darauf zu beendigen.

Vor dem Hause wartete Joffroy mit Offizieren des Platzmajors, die sich im Wagen verborgen hatten. Als Favras heraustrat, folgte man ihm bis in die Rue Beaupaire und verhaftete ihn. Zu derselben Zeit ward auch seine Gemahlin arretirt, und der Adjutant Lafayette's, Neuville, nahm seine Papiere in Beschlag. Nach einem ersten Verhöre im Stadthause wurden die Gefangenen in die Abtei St.-Germain gebracht und getrennt eingekerkert. Noch an demselben Abend sprach man in den Cafés und auf den Straßen von der Verhaftung mehrer Aristokraten, und am andern Tage wanderte in unzähligen Exemplaren ein Blatt folgenden Inhalts durch Paris: „Der Marquis von Favras und seine Gemahlin sind gestern Abend arretirt worden, weil sie den Plan hatten 30,000 Mann auszuheben um Hrn. de Lafayette und den Maire von Paris zu ermorden und die Lebensmittel abzuschneiden... Monsieur, Bruder des Königs, stand an der Spitze des Complots." Dieses Schriftstück brachte die Stadt in fieberhafte Aufregung. Am andern Morgen ging Monsieur auf den Rath Mirabeau's nach dem Stadthause, setzte seine Verabredungen mit Favras auseinander und erinnerte an seine volksfreundlichen Gesinnungen. Die Communrepräsentanten waren sehr geschmeichelt darüber daß ein Prinz von Geblüt sich vor ihren Schranken rechtfertigte, und seine Rede blieb nicht ohne den gewünschten Erfolg; man begleitete ihn selbst unter vielfachem Lebehoch und Glückwünschen bis in seine Wohnung zurück.

Jenes Billet war mit „Baraux" unterzeichnet, allein obwol der Graf von Provence 500 Louisdor Belohnung auf die Entdeckung des Thäters setzte, konnte man den wahren Namen nicht entdecken. Aus einigen bisjetzt unbekannten Depositionen, die in den Polizeiarchiven von Paris sich vorfinden, geht hervor daß die Verfasser ein gewisser Posel, ein Schneider, und ein gewisser Brichemier, ein Coiffeur, waren. Offenbar hing dieses Manoeuvre mit der düstern Machination Morel's zusammen.

Die Anklage gegen Favras war noch immer sehr unbestimmt. Man konnte ihm kein eigentliches Verbrechen nachweisen. Da trat Morel auf und wußte mit Geschicklichkeit einen ganzen Verschwörungsplan darzulegen, der auf Nichts weniger hinauslief als den König und die Königin nach Metz zu entführen; die Ermordung Lafayette's sollte das Zeichen dazu geben; er selbst hatte sich hierzu erboten und gab viele Details des Ausführungsplans an. Selbst Tourcaty scheute sich dieser unbewiesenen und unwahrscheinlichen Anklage, wo der Denunciant der einzige Zeuge war, sich anzuschließen. Favras wies dagegen auf sein bisheriges Leben, seine Ehrenhaftigkeit und auf das Ungereimte der Anklage hin. Seine beredte Sprache und sein anziehendes, imponirendes Aeußeres erweckten sogar bei seinen Gegnern Achtung. Das Journal „Prudhommes", welches anfänglich den Tod Favras' verlangt hatte, wollte erst strenge Untersuchung ob er nicht unschuldig sei. Lafayette und Bailly ihrerseits schrieben, angeekelt von dem Cynismus Morel's, den berühmten Brief an den Civillieutenant daß Morel

der Denunciant der ganzen Sache gewesen sei. Die Freunde Favras' boten Alles für ihn auf.

Was man ihm nachweisen konnte ist daß er die Absicht und den Wunsch gehabt hatte einen etwaigen Handstreich gegen den König durch einen gleichen Handstreich zu pariren und vielleicht ihn dem Einflusse und der Tyrannei von Paris zu entziehen. Aber daran hat er sicherlich nicht gedacht ihn mit Gewalt aus der Mitte von 36,000 bewaffneten Männern und 300,000 Bürgern, welche ein einziger Glockenton auf die Beine bringen konnte, fortzuführen; noch weniger Lafayette und Bailly zu ermorden. Man konnte kein einziges Pferd, keinen einzigen Reiter von den 1200 vorbringen die er gerüstet haben sollte. Der Gedanke den König der Herrschaft der Anarchisten zu entziehen ward drei Monate später von Mirabeau wieder aufgenommen und endete schließlich mit der unbesonnenen Flucht im Jahre 1791 und der verhängnißvollen Gefangennahme zu Varennes.

Der Proceß ging indeß seinen Gang fort. Favras schrieb nach den Verhören immer Briefe an seine Gemahlin, die später veröffentlicht wurden und seinen hochherzigen, muthigen und liebevollen Charakter offen darlegen. Aus den letzten derselben fühlt man heraus daß er sein Schicksal ahnte. In der That erhielt zu Ende des Januar sein Proceß eine andere Wendung. Man hatte dem Volke ein Schlachtopfer versprochen und es wollte es haben. Die Beweise gegen Favras waren so unvollkommen daß es fürchtete das Schauspiel würde ihm entgehen. Wüthende Rotten, aufgebracht durch die Freisprechung Besenval's wegen der Vertheidigung der Bastille, wollten einen Adeligen hängen sehen, sonst würden sie die parteiischen Richter richten. Anonyme Drohbriefe wurden täglich an die Mitglieder des Gerichtshofs geschickt. In der Nacht des 26. Januar gab es einen Lärm in der Nähe des Gefängnisses; man konnte glauben daß Favras befreit werden sollte. Lafayette war naiv genug alles Dies den Freunden Favras' zuzuschreiben, denen an seinem Tode habe gelegen sein müssen, damit er die Geheimnisse nicht ausplaudere; als ob er dazu nicht schon Zeit genug gehabt hätte, wenn er welche besaß. Nein, Morel und Tourcaty, jene Denuncianten und Spione, jene Banditen der Revolution waren es welche Favras' Blut wollten.

Der Advocat Thilorier, welcher Favras vertheidigte, war ein anerkannter Patriot; er erfüllte aber seine Pflicht vollständig und sprach mit der Wärme der Ueberzeugung. Offen bekannte er seinen Eifer für die Revolution; er bewies aber auch die Unschuld Favras' und bezeichnete jene Einflüsse und die Tyrannei der Masse unter welcher das Gericht urtheilen sollte. Der Präsident unterbrach ihn mehrfach. Als endlich der Procurator des Königs, de Brunville, mit „zitternder" Stimme, wie der „Moniteur" vom 1. Februar sagt, auf Todesstrafe antrug, schob das Gericht sein Urtheil auf und ordnete neue Zeugenverhöre an. Beim Verlassen der Sitzung zermalmte Thilorier den Procurator noch in einem Zwiegespräche und ward deshalb noch besonders zur Ordnung verwiesen. Dieses Zwischengespräch machte ungeheueres Aufsehen in Paris.

Inmittels fuhren der Marquis und die Marquise von Favras fort sich zu schreiben. Es gibt zwei Ausgaben dieser Briefe. Bis S. 49, d. h. bis zur Mitte des siebzehnten Briefs, gleichen sich dieselben vollständig; allein in der einen Ausgabe ändert sich von da an plötzlich der Stil und der Ausdruck; die drei letzten Briefe sind leidenschaftlich, voll Heftigkeiten gegen seine Richter, voll Wuth gegen Lafayette und Bailly, während in der andern immer jene christliche Heiterkeit und jene Zärtlichkeit gegen seine Frau und seine Kinder hervortreten. Offenbar hat hier eine perfide Hand sogar das Andenken des unglücklichen Favras für die Nachwelt fälschen wollen.

Am 18. Februar sollte das letzte Urtheil gesprochen werden; seit dem Morgen bedeckte eine unermeßliche Menschenmenge den Platz vor dem Châtelet. Das Geschrei: „Tod dem Favras!" „An die Laterne mit dem Aristokraten!" „Der Verräther oder seine Richter!" tönte überall. Lafayette hatte seinerseits die umfassendsten militairischen Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe genommen und dem Gerichtshofe sagen lassen daß er in jedem Falle seinen Ausspruch durchführen werde. De Cormeré, Favras' Bruder, sprach mit mehr Muth als Talent vor den Schranken; Thilorier wandte alle seine Beredtsamkeit auf; der Angeklagte sprach selbst zwei bis drei mal und versicherte seine Unschuld. Die neuabgehörten Zeugen hatten nichts Neues ausgesagt. Unterdessen war es Nacht geworden und man hatte einige qualmende Lampen angebrannt. Die Richter waren erschöpft vor Mattigkeit, bleich und entstellt. Vor dem Angeklagten standen seine beiden Schwägerinnen und erstickten ihre Seufzer mit ihren Taschentüchern. Um Mitternacht ward endlich das Urtheil verlesen welches ihn verdammte ehrenvolle Abbitte vor der Notredamekirche zu thun, nackten Fußes, barhaupt, im Hemde, den Strick um den Hals, eine brennende Kerze in der Hand in einem Karren auf den Grèveplatz geführt zu werden, um dort „gehangen und gewürgt zu werden bis daß der Tod erfolgte".

Nach dem Gesetze mußte die Execution binnen 24 Stunden erfolgen. Der Referent Quatremère, der ihm das Urtheil vorzulesen hatte, sagte sehr naiv zu ihm: „Mein Herr, ihr Leben ist ein großes Opfer für die öffentliche Ruhe und Sicherheit"; worauf Favras sagte: „Wenn die öffentliche Ruhe und Sicherheit das Leben eines Ehrenmannes braucht, so ist es besser daß auf mich die Wahl fiel als auf einen Andern; ich werde euern Parisern zu zeigen wissen wie ein Edelmann stirbt." Quatremère war so verblüfft hierüber daß er nur sagen konnte: „Ich habe keinen andern Trost als den der Religion für Sie; machen Sie Gebrauch davon."

Am folgenden Morgen wollte der Gefängnißdiener Drié ihm sein Ludwigskreuz abnehmen; er übergab es jedoch schmerzlich berührt einem Sergeant-Major, Namens Jacques Bruyant, außerdem gab er ihm 20 Louisdor „für seine unglückliche Frau". Schlag 3 Uhr öffnete sich des Nachmittags das Thor des Châtelet. Favras war ruhig und heiter. Das Volk empfing ihn mit Jubelgeschrei und klatschte in die Hände; seine hohe, in ein weißes Hemd gekleidete Gestalt war überall sichtbar. Er stieg mit dem Pfarrer von St.-Paul in den Wagen, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Mit Ruhe betrachtete er die tobende Menge um sich herum. Vor der Kirche von Notredame war durch Militair ein großes Carré gebildet. Wandelnde Garköche boten dem wartenden Volke Erfrischungen. Als der Karren angekommen war, stieg Favras ab und sprach mit lauter Stimme: „Volk, höre das Urtheil was ich lesen werde. Ich bin unschuldig, so wahr ich vor Gott erscheinen werde; ich gehorche nur der Gerechtigkeit der Menschen."

Er las nunmehr knieend das Urtel ab und verlangte auf das Stadthaus geführt zu werden. Hier kam man um 4 Uhr an. Favras war bleich. Gleichwol dictirte er Wort für Wort mit sicherer Stimme sein Testament, welches den Tag darauf veröffentlicht und so begierig gelesen wurde daß der Drucker in einer Note erklärte er könne nicht alle Bestellungen befriedigen. Das Dictiren dieses merkwürdigen Schriftstücks dauerte nicht weniger als vier Stunden. Favras änderte den Stil häufig, ließ corrigiren und das Geschriebene sich vorlesen. Man hat behauptet er habe Zeit zur Rettung gewinnen wollen. Allein wer hätte ihn retten sollen? Monsieur konnte nur mit ihm untergehen. Das Volk wartete indeß mit Ungeduld auf sein Opfer. Ein Offizier der Nationalgarde brachte die Nachricht daß es kaum noch zu bändigen sei; Favras ließ sich durch alles Dies nicht stören, schrieb noch einen Brief an seine Frau und seine Kinder, faltete ihn zusammen und sagte dann, indem er sich erhob: „Meine Herren, ich bin bereit."

Sobald er wieder vor dem Stadthause erschien, erneute sich das Beifallsgeschrei der Masse. Auf dem Grèveplatze hatte man ebenfalls militairische Sicherheitsmaßregeln ergriffen. In der Mitte eines Carré erhob sich der Galgen. Da es finster geworden war, hatte man eine Menge Windlichter, Lampen u. s. w. herbeigebracht und sogar den Galgen illuminirt. Der

Henker war mit einer Nationalcocarde geschmückt, da man ihm einige Tage vorher bei der Hinrichtung der Brüder Agasse reactionnäire Gesinnungen vorgeworfen hatte.

Favras stieg drei Stufen der Leiter in die Höhe und ließ die Umstehenden zum Schweigen bringen; alsbald herrschte die tiefste Stille; er rief mit lauter Stimme: „Brave Bürger, ich werde vor Gott erscheinen, ich kann in diesem schrecklichen Augenblicke nicht lügen. Nun wohl, ich schwöre im Angesichte des Himmels daß ich nicht schuldig bin und daß ihr das Blut eines Unschuldigen vergießt.“ Der Henker verrichtete nunmehr seinen Dienst; noch ein mal rief Favras: „Vor Gott, ich bin unschuldig“, und der Henker stieß ihn von der Leiter. Ein tiefes Stillschweigen herrschte auf dem Platz; plötzlich rief ein Kind welches auf einen Brunnen geklettert war, indem es herunterrutschte: „Saute, marquis!“ und Alles stimmte in den Ruf ein: „Spring, Marquis! Spring, Marquis!“ während es von einer andern Seite her heulte: „Bis, bis!“ Man suchte durch die Soldaten zu brechen und sich des Leichnams zu bemächtigen um ihn durch die Straßen zu ziehen. Die Soldaten mußten die Gewehre kreuzen. Man gab den Leichnam Favras' seiner Familie zurück und er ward noch an demselben Abend auf dem Kirchhofe St.-Jean-en-Grève beerdigt.

Die Marquise von Favras erfuhr die Hinrichtung erst am folgenden Tag durch einen Ausrufer unter ihrem Fenster; sie fiel in Ohnmacht. Man setzte sie ohne Urtheil in Freiheit, wie man sie ohne alle Ursache verhaftet hatte.

Mehre Tage lang sprach man in Paris nur vom Proceß Favras. Keine Partei wollte seinen Tod verursacht haben, sondern jede warf ihn der andern vor. Als aber die Revolution wuchs, verschwand die Erinnerung an diese Episode rasch in dem Wirbel der Ereignisse. 16.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Zwei Schreiben des Gemeindevorstands von Pistoja.

Sprache und Formen der officiellen Documente sind heutzutage ebenso wenig wie in Deutschland in Italien musterhaft, und bisweilen hat es den Anschein als könnten nicht genug verzwackte Redeweisen und obsolete oder fremde Worte aufgefunden werden, wo es doch vorallem darauf ankommt klar zu sein für Jedermann. Ein Autor unserer Zeit Namens Ugolini hat in Rom ein Verzeichniß der im Geschäfts- und Kanzleistil gäng und gäbe fehlerhaften Ausdrücke und Formen herausgegeben und bessere an deren Stelle vorgeschlagen. So war es im Mittelalter nicht, wo Alles Einfachheit und Klarheit im Verein mit Anmuth an der Stirn trug. Man vergleiche z. B. mit den gegenwärtigen, zum Theil selbst in Toscana, dem Mutterlande der italienischen Sprache, wahrhaft barbarischen Decreten die nachfolgenden beiden Sendschreiben des Gemeinderaths von Pistoja, welche von P. Fansani in der Zeitschrift „L'Etruria“ (erster Jahrgang, sechstes Heft) mitgetheilt wurden. Verlieren sie gleich Viel durch die Uebersetzung, so bewahren sie doch auch übersetzt ihre praktische Einfachheit und nicht unanmuthige Zweckmäßigkeit.

Das erste der Sendschreiben mahnt die Gemeinde von Larciano an Zahlung von Abgaben.

„Die Anzianen und der Venner der Gerechtigkeit des Volks und der Gemeinde von Pistoja u. s. w. Wegen dringenden Bedürfnisses das gegenwärtig unserer Gemeinde obliegt, brauchen wir eine gewisse Summe Geldes: unsere Kammer aber kann ihren Verpflichtungen nicht nachkommen wenn die Gelder nicht eingezahlt werden. Da wir nun auf die geeignetste Weise dafür Sorge tragen wollen, so haben wir beschlossen und wollen und befehlen wir auch ausdrücklich durch Gegenwärtiges, daß ihr die für den laufenden Monat zu entrichtenden Abgaben oder sonstigen Zahlungen bis zum 18. an unsere Gemeinde entrichtet und gelangen lassen sollt, unter Strafe die wir nach unserm Gutdünken bestimmen werden. Dieser Strafe erklären wir euch von jetzt an verfallen, wenn ihr, was wir nicht glauben wollen, nicht Gehorsam leistet. Gegeben zu Pistoja am 7. Tage des Mai II. Judict. 1394.“

Das andere Sendschreiben ist ein Rundschreiben an sämmtliche Gemeinden des Bezirks von Pistoja, zum Zweck der Einladung das Fest des Schutzheiligen St.-Jakob zu ehren, dessen Kapelle im Dom sammt der dazugehörigen Sacristei (de' belli arredi) in der Poesie durch den von Dante gezüchtigten Raub des Vanni Fucci („Hölle“, XXIV, 114), in der Kunstgeschichte durch die so prachtvollen wie merkwürdigen Silber- und Goldschmiedwerke berühmt ist, worüber namentlich S. Ciampi in den „Notizie inedite della Sagrestia Pistoiese de' belli arredi“ und Ernst Förster in den „Beiträgen zur neuern Kunstgeschichte“ gehandelt haben.

„Die Anzianen u. s. w. Wie euch bekannt fällt auf Donnerstag den 25. des gegenwärtigen Monats Juli das Fest des seligen Messer S.-Jacopo, des Apostels, Patrons und Schutzherrn unserer Gemeinde, welches Fest wir schön und ehrenvoll wie sich gebührt zu feiern beschlossen haben. Darum bitten und ersuchen wir euch alle, Männer und untenbezeichnete Gemeinden, daß ihr besagtes Fest so bei der Procession wie am Vorabende ehren wollet wie ihr verpflichtet seid. Wir ersuchen euch noch uns und unserm Amte für unser Geld Forellen und andere Fische und Geflügel von trefflicher Art auf geeignete Weise zu verschaffen, damit wir unsern Beamten der Sitte gemäß Ehre erzeigen können, auf daß der gedachte Messer S.-Jacopo uns in Frieden und Freiheit und gutem Stande erhalten möge.

Gegeben zu Pistoja in unserm Residenzpalaste am 16. Juli XV. Judict. (1392.)“

Anfänge des Bücherdrucks in Perugia. Die Baglionen.

In Umbrien wie beinahe überall in Italien waren die ersten Buchdrucker Deutsche. Braccio Baglioni, Herr von Perugia, berief um das Jahr 1473 Johann Widenast und Stefan von Mainz, welche ein Haus in seiner Nähe bewohnten (sitam et contiguam domibus magnifici viri Bracci de Baleonibus) und zuerst Baldo degli Ubaldi's Tractat in VI codicibus und Filippo Franchi's Buch „De appellationibus“ druckten. In der Vorrede wird gerühmt wie „huius artificii (d. h. des Typendrucks) commoditatem maximam ac studio Perusino pernecessariam considerans nobilissimus ac praestantissimus vir Brachius Balionus sua cura ac diligentia homines huius artis peritos in hanc civitatem arcessiri curavit conduxitque eos, ut haec Baldi de Ubaldis de Perusio commentarios imprimerent, quae res studio quidem Perusino utilitatem maximam, civitati vero honorem et gloriam affert.“ An die Reihe kamen sodann das „Itinerar der Terrasancta und des Berges Sinai von dem Paduaner Gabriele Capodilifa und die Grammatik des Sulpizius Verulanus. Im Jahre 1476 druckte Heinrich Klein von Ulm die „Digesten und Consilia“ des Benedetto Benedetti, und 1477 Johann Widenast ein anderes juristisches Werk des Pier Filippo della Cornia.

Dieser Braccio Baglioni, der für die Förderung der Wissenschaft in seiner Heimat so thätig war, machte sein Haus in Perugia, wo er sozusagen wie ein Herr seiner Vaterstadt lebte, zum Mittelpunkt heitern und festlichen Treibens. Dies Haus, von seinem Vater begonnen, von ihm vollendet und künstlerisch geschmückt, stand auf der Stelle wo in spätern Zeiten die Veste gegründet wurde: Paul III. ließ nach dem wegen der Erhöhung der Salzsteuer entstandenen Aufstand der Perugianer, an deren Spitze Ridolfo Baglioni, der Sohn des nur zu bekannten florentinischen Generalcapitains Malatesta, sich gestellt hatte, die Baglioni'schen Wohnungen niederreißen und durch Antonio Picconi de S.-Gallo die Burg bauen die ein Zwing-Uri werden sollte; die neueste Revolution des Kirchenstaats riß die nicht nur ganz unschädliche, sondern der Stadt nützliche und bequeme Burg ein, aber sie hat nichts als einen

wüsten Schutthaufen an der Stelle eines durch Lage wie durch Architektur gleich bemerkenswerthen Gebäudes gelassen. Braccio lebte splendid. Am 3. Februar 1459, erzählt einer der peruginer Chronisten, während der Anwesenheit Papst Pius' II. in gedachter Stadt („Cronache e storie inedite della città di Perugia dal MCL al MDLXIII", I, 634, Florenz 1850; zu dem „Archivio storico italiano" gehörend), ließ der Herr Braccio de' Baglioni ein schönes Turnier mit deutschen Sätteln auf dem Platze ausführen, wobei er acht Ellen himmelblauen Sammets als Preis aussetzte. Er ließ dabei ein hölzernes Castell auf einem Elefanten von Holz auf Rädern auffahren, und gleicherweise einen Karren auf welchem viele Instrumente und Musik und Gesang. Und es war ein schönes Fest. Am 4. Mai, heißt es weiter, gab Braccio Baglioni in seinem Garten S.-Pietro gegenüber eine schöne Collation mit vielen Speisen und Eingemachtem, wobei etwa 80 junge Männer und Frauen zugegen waren. Und unter andern Frauen war die schöne Margarita, Tochter des Antonio da Montesperello und Frau des Francesco dalla Bottarda. Es wurde getanzt zum Klang verschiedener Instrumente. Alles Dies geschah aus Leidenschaft für diese Donna Margarita, in welche Braccio sehr verliebt war.

Wie aber in jener Zeit Poesie und Kunst und schwarze Verbrechen einander so nahe lagen, so mordeten ein Jahr darauf Braccio und Ridolfo Baglioni auf öffentlichem Platze ihren Bruder Pandolfo und dessen Sohn Riccolò, und veranlaßten dadurch in dem Hause der Baglionen eine Entzweiung die noch nach mehr denn einem Menschenalter zu blutiger Rache und wahren Gräuelscenen geführt hat, wie denn im Juli 1500 eine furchtbare Metzelei in den Baglioni'schen Häusern stattfand, welcher nur Wenige der Familie entkamen. Ariodante Fabrelli hat in den Lebensbeschreibungen Braccio, Astorre und Giampaolo Baglioni's in den „Biografie dei capitani venturieri dell' Umbria" (Bd. 3; Montepulciano 1844) diese verwilderten Zustände geschildert, die Zeiten in welchen Pietro Perugino, Pinturicchio, Ingegno blühten und Rafael groß ward.

König Friedrich von Neapel an Gonsalvo von Cordova.

Es muß als bekannt vorausgesetzt werden daß, nachdem die Herrschaft des aragonesischen Hauses in Neapel, welches durch Ferrante I., einen unechten Sohn Alfons' I. als König von Aragon, Sicilien und Neapel, gegründet worden, durch König Karl VIII. von Frankreich 1495 gestürzt worden war, die Franzosen sich nicht lange in Neapel hielten und Ferrante II., gemeinhin Ferrandino genannt, das Reich seiner Vorfahren mit spanischer Hülfe wieder eroberte, das er, jung gestorben, nicht lange behielt, worauf sein Ohm Federigo, der Letzte der Aragonesen, ihm nachfolgte. Als im Jahre 1498 Gonsalvo de Cordova, welcher die spanischen Hülfsvölker im Königreich befehligt hatte, sich zur Heimkehr anschickte, richtete Federigo an ihn ein langes Sendschreiben über die Punkte welche er seinem Vetter Ferdinand dem Katholischen erläutert zu sehen wünschte. Dies merkwürdige Sendschreiben, datirt aus dem Castelnuovo zu Neapel 24. Juli 1498, ist vor kurzem in G. Canestrini's „Documenti per servire alla storia della milizia italiana dal XIII. secolo al XVI." (Florenz 1851) gedruckt worden. „Ihre Majestäten" (d. i. Ferdinand und Isabella von Castilien), heißt es zu Anfang, „die uns wie es auch der Wahrheit gemäß ist als ihren liebenden Sohn betrachten, können mit aller Sicherheit über uns und dies Reich ganz nach ihrem Willen verfügen, nicht anders als wäre Alles Ihrer Majestäten Eigenthum, wozu wir es und uns erbieten." Ferdinand der Katholische nahm diese italienische Erbietungsformel drei Jahre darauf nur allzu wörtlich.

Das Schreiben enthält eine schlagende Schilderung der damaligen politischen Verhältnisse des Königreichs Neapel wie Italiens im Allgemeinen. „Ihr kennt sehr gut", heißt es darin, „den Zustand dieses auf allen Seiten zerrissenen, zerfleischten, zerstörten Reichs, sowie was zu dessen Sicherheit und Ordnung noththun würde, um es vor der grenzenlosen Habgier und Raubsucht der Venetianer zu schützen, die nicht dies Land nur, sondern ganz Italien ansichreißen möchten. Die Venetianer halten in zweien unserer Provinzen, Terra di Bari und Terra d'Otranto, die wichtigsten Städte, Häfen und Festungen besetzt, Trani, Monopoli, Mola, Polignano, Otranto und Brindisi, wodurch sie sich große Macht und Einfluß erworben haben; umsomehr als diese Städte ihren eigenen Besitzungen so nahe gelegen sind, mögen sie in Italien, Slavonien oder Albanien sein, sodaß sie in einer Nacht, wovon ihr euch durch Anschauen der Seekarten überzeugen könnt, schwere Truppen und Stradioten nach Apulien herüberführen und bei der Leichtigkeit womit sie Streitmacht und Flotte sammeln, in kürzester Frist das ganze Reich nehmen und sodann sich des gesammten Italiens bemächtigen können. Denn dies Reich ist mehr denn ein Drittel Italiens und zu kriegerischen Operationen vorzüglich geeignet, namentlich für die Venetianer bei ihrer Gewandtheit auf der See und der Nachbarschaft ihrer Staaten. Von dem ungemessenen Ehrgeiz der Venetianer zeugen ihr Verhalten den Pisanern gegenüber, die Zwietracht die sie in Italien säen, die Verbindungen die sie überall angeknüpft haben, indem sie die Völker aufzureizen, zwischen Herrschern und Vornehmen Eifersucht und Mistrauen zu säen, Bewaffnete zu werben und Barone zu gewinnen suchen, so die Baglionen, die Orsini, den Herzog von Urbino und Andere, denen sie soviel Gunst und Geneigtheit erweisen daß man sagen kann sie seien der Signoria von Venedig eigen. So dehnen sie sich mehr und mehr aus, indem sie Alle an sich heranziehen deren sie sich einmal zur Erreichung ihrer Absichten auf dies Land und die ganze Halbinsel bedienen zu können glauben. Jetzt haben sie auf Tarent ihren Sinn gestellt; überdies suchen sie Siena an sich heranzuziehen und haben die Mannschaft in Pisa so verstärkt daß die Florentiner es nicht nur nicht bald wieder nehmen werden, sondern leicht etwas Anderes sehen könnten." (Pisa hatte sich seit König Karl's VIII. Zuge, 1494, wider die Florentiner aufgelehnt, denen es erst im Jahre 1509 die Stadt wieder zu unterwerfen gelang.)

„Des Papstes (Alexander's VI.) Benehmen und Beweggründe sind euch wohl bekannt, sowol sein Bestreben diesem Reiche Leid zuzufügen, wie seine Unersättlichkeit und schmähliche Gier: wie er des Jahres 50000 Dukaten aus unserm Lande herausgezogen und täglich durstiger ist, und jemehr er erhielte umsomehr verlangen und nimmermehr sich begnügen würde. Wie wir mehrmals über die Beweggründe mit euch gesprochen, so rufen wir sie euch nochmals ins Gedächtniß zurück, auf daß ihr sie Ihren Majestäten erläutern mögt. Liegt ihnen an daß sie diese Dinge des Papstes nicht hintansetzen; denn da er blos in seinen Planen lebt und Treu und Glauben nichts achtet und die ganze Welt um einer Laune oder Begierde willen zu Grunde gehn lassen würde, so könnte er leicht eines Tags die Dinge auf einen Punkt bringen daß keine Hülfe möglich wäre. All unser Leid von Seiten des Papstes ist daher gekommen daß wir uns weigerten auf die Heirath zwischen unserer rechtmäßigen Tochter und dem Cardinal von Valenza (Cesare Borgia) einzugehen, worauf der Papst seinen Sinn gesetzt hatte: eine so ungeziemende und ungleiche Heirath und aller Vernunft zuwider wie nur je eine ersonnen worden ist. Ihr wisset alles Das: berichtet also Ihren Majestäten frei darüber und saget daß wir zur Erhaltung ihrer wie unserer Ehre lieber Reich, Kinder und Leben verlieren als eingewilligt haben würden. Unsere Meinung in Betreff dieser Heirath ist euch schon zur Zeit bekannt geworden als der Herzog von Mailand deshalb unterhandeln ließ, welcher um uns zu überreden seinen gewandtesten und vertrautesten Diener zwei mal zu uns sandte."

„Was sich vom Herzog von Mailand (Lodovico il Moro) erwarten läßt, der nur für seine eigenen Plane lebt, wisset ihr

so gut wie wir. Saget den Majestäten blos daß man von dem Herzog nichts hoffen darf, weder für uns noch für Andere, ausgenommen was gerade mit seinen Absichten stimmt."

„Wendet alle Mühe an die Majestäten zu bestimmen daß sie nach der Art die Sie für die geeignetste halten werden auf den neuen König von Frankreich (Ludwig XII.) Einfluß gewinnen, damit er auf die italienischen Angelegenheiten und Differenzen wohlthätig einwirke, indem man hoffen muß der neue König werde nicht die Sinnesart seines Vorgängers theilen. Wie nun aber der vorige König mit Ehren nicht abstehen konnte von seinem Unternehmen (wider Neapel), so kann der neue König ein solches Unternehmen mit Ehren nicht aufnehmen, wie wir mehrmals gesprächsweise erläutert haben. Noch ist zu bemerken daß man auf den gegenwärtigen König nicht all die Rücksichten zu nehmen braucht wie auf den verstorbenen."

Als König Friedrich von Neapel diese Worte schrieb, ahnte er nicht daß sein Vetter von Aragon im Jahre 1501 mit diesem neuen Könige von Frankreich einen heimlichen Bund wider ihn schließen würde, ein Meisterstück der Treulosigkeit und Hinterlist; daß dieser nämliche Gonsalvo von Cordova ein Werkzeug werden würde ihn seines Reichs zu berauben, das er im Sommer des gedachten Jahres auf immer verließ, drei Jahre darauf zu Tours in Frankreich ein frühes Grab zu finden, während seine Witwe Isabella del Balzo flüchtig und bedürftig in der Welt umherzog, sein ältester Sohn in spanische Gefangenschaft gerieth, die andern jung starben und von seiner Tochter Carlotta d'Aragona Prinzessin von Tarent jene Anne von Laval stammte, welche durch ihre Verheirathung mit François Fürsten von Talmonte, dem tapfern Kämpfer bei Pavia, die Erbansprüche auf Neapel in das Haus der La Trémouille brachte, das sie unter Anderm beim Westfälischen Frieden verfocht und so in Frankreich Rang und Ehren von Princes étrangers hatte. Friedrich von Aragon fürchtete venetianischen Ehrgeiz: er ahnte nicht daß ein paar Jahre später und schon bevor er die Augen geschlossen eine fremde Macht sich in seinem Reiche und anderwärts in Italien festsetzen und zwei Jahrhunderte hindurch einen Druck ausüben würde, der Selbständigkeit wie Nationalität zerstörte und die Hülfsquellen der Halbinsel für nicht italienische Zwecke erschöpfte.

Rom und Mazzini.

L. C. Farini gibt in dem dritten Bande seines bemerkenswerthen Werks „Lo stato romano dal 1815 al 1850", (Turin 1851) folgende Schilderung des Kirchenstaats im Verhältniß zum Vater der neuesten italienischen Revolutionen.

„Rom war der Boden für Mazzini. Nach Rom zogen ihn sein revolutionnairer Mysticismus, sein Fatum als Sektirer, eine aufgeregte, dem Hochmuth der Race und der Tradition, dem Zufall und der Frechheit der Experimentemacher anheimgegebene Menge. Ein römischer Staat existirt historisch nicht: es existirt ein Staat, Besitz der Kirche, den sie Kirchenstaat nennen, ein Aggregat von theils feudalen theils republikanischen Municipien, von denen die einzelnen ihre Erinnerungen und Eitelkeit wenn nicht Glorie bewahren, welche denen des Staats feindlich sind. Einige Kleriker versuchen vergebens die Tradition eigener Herrschaft mit der wunderbaren und heiligen der ewigen Kirche zu verwechseln. Vergebens versuchen sie einen Staat zu gründen, während sie die Nation verleugnen, jeden Staates Mutter und Substanz. Mit den Waffen bewahren sie ein Lehn, und als schwebte es in der Luft statt in Italien zu sein, erachten sie Verräther an der Kirche die sich als Italiener fühlen. Es ist ein seltsames Lehn: Monarchie ist es nicht, es ist nicht Republik, einfache Theokratie ist es ebenso wenig: es ist eine archivalische Tradition, nicht eines Monarchen, nicht einer Classe, selbst nicht einer Kaste, denn die Kaste hat keine so feststehende Tradition und ändert ihre Wege um zu herrschen. Dort gibt es keinen kriegerischen Ruhm, keinen bürgerlichen Ruhm, keine Gesetzbücher: was sie den Staat nennen ist eine Entsagung alles irdischen Ruhms, ein Papierschloß das eine Papstbulle in jedem Moment ändern kann. Rom als Staat liegt in einer Wüste — eine Wüste vaterländischer Empfindungen die nach der Liebe zu Gott die heiligsten sind, eine Wüste jener Civilisation selbst die im Christenthum ihre Grundlage hat, ihren Geist und ihre Anregung aus ihm schöpft. Rom ist universell und darum keine Heimat. Da ist Das was man St.-Petri Erbtheil nennt mit den Resten der alten Republik und alten und neuen Reichs; eine Mark oder mehre Marken; dies oder jenes Herzogthum von kriegerischen Päpsten oder blutgierigen Nepoten erobert, Erinnerungen an Lehen, an Republiken, an Verbrechen, an Privilegien: keine Erinnerungen an neuere oder sich erneuende Civilisation. Die Provinz die man römischen Staat nennt ist darum des Ersten Beute der ihr bewaffnet naht. Wer vertheidigt sie? Nicht die Tradition des Staats, nicht die Soldaten die sich des Namens päpstlicher schämen. Sie vertheidigten die Kirche mit ihren Censuren, die Kleriker mit fremden Truppen. Das klerikale Gouvernement steht da, aber das ist keine römische, keine italienische Herrschaft, es ist eine Herrschaft ohne Geschichte, ohne bürgerliche Regierung, ohne eigene Waffen. Pius IX. zerschlug sie am Tage als er edelherzig und gütig einen Staat nach Begriffen moderner Civilisation gründen wollte, am Tage als er von Vaterland, von Italien, von Nation, von Unabhängigkeit und italienischem Bunde sprach und seinen Segen dazu gab. Demokratischer Wahnsinn und Verbrechen, klerikaler Neid und Habsucht, fremde Intriguen und Einmischung nöthigten ihn dann aus den Archiven die Traditionen der Kaste hervorzuholen welcher er ihre Macht genommen hatte; doch unterdessen war die Umwandelung in Ideen, in Neigungen, in Meinungen durch ihn vollbracht worden. Drei Millionen von Neutralen fühlten sich als Italiener und wollten und wollen einem italienischen Staat neuerer Civilisation angehören."

„Die Kleriker waren entflohen, ein Herrscher war nicht da, Mazzini erschien und sagte zu dem von italienischer Glut entflammten Volke, sagte zu Leuten die sich nach einem Vaterlande, nach Ruhm, nach bürgerlicher Gestaltung sehnten: Ich habe unter den Trümmern der römischen Größe, ich habe in der Tradition des Papstthums selber die wunderwirkende Idee gefunden. Als Römer waret ihr groß, ich weihe euch zu römischen Italienern; ihr erobertet die Welt mit den Adlern, die Seelen mit dem Labarum — da habt ihr Adler und Labarum: Gott und das Volk — Rom Mittelpunkt und Haupt Italiens. Die zur ewigen geschaffene Stadt wiederersteht als prädestinirte Herrscherin über weltliche Einheit und mit ihr Italien und Europa. Es waren die Tage an denen Proteste, Censuren, Drohungen von ganz Europa aus Gaeta kamen, die Tage an denen alle päpstlichen Regierenden flüchtig, die Kleriker muthlos und stumm, die Sanfedisten ruhig in Erwartung der Erlösung, die Constitutionellen ohne Banner waren. Die Römer wollten ein Banner: Mazzini brachte eins. Die Bemühungen seiner Emissare hatten den heiligen Pfad der zum Capitol führt nicht so gut geebnet wie die Hartnäckigkeit des Hofs von Gaeta."

So beurtheilt ein Mann, der im Jahre 1848 in den ersten Reihen der gemäßigten Constitutionnellen stand, mitten in den Ausschweifungen der revolutionnairen Faction seiner Fahne treu geblieben ist und die Revolution entschieden verdammt, Wesen und Lage des Kirchenstaats und den Zauber welchen Mazzini's Erscheinen übte. Man darf den antiklerikalen Geist nicht außer Acht lassen, der allen, auch den moderirtesten unter den italienischen Liberalen, denen selbst die an dem Princip des Papstthums unverbrüchlich festhalten und eifrige Katholiken sind, in hohem Grade eigen ist und jede Annäherung an die Restauration im Kirchenstaate hindert. Mazzini selbst wird sodann von Farini auf folgende sehr treffende Weise charakterisirt:

„In Rom trat Mazzini mit den gewohnten Phrasen, der gewohnten Formel auf: das Rom des Volks welches dem Rom

der Päpste wie dem Rom der Cäsarn nachfolgt, um Italien zu vereinigen und zu befreien und die Menschheit zu erneuen. Eine verworrene halbmystische Formel, wie die Mazzini'schen fast alle sind. Es ist nicht richtig wenn man sagt dieser Mann habe weder ein religiöses noch staatswirthschaftliches noch politisches klares System: fest, ja obstinat ist er nur in diesem daß Italien einen einzigen Staat bilden müsse mit Rom als Hauptstadt, mittels einer Revolution, eines Kriegs, eines Volksregiments. In Theologie ist er Deist, Pantheist, Rationalist um die Wette oder ein wenig von alle Dem; er scheint ein Christ, aber man weiß nicht ob er Katholik ist oder Protestant oder welcher Sekte er irgend angehört. Eine zeitlang schien er ganz zum Copisten Lamennais' geworden zu sein, dieses andern Mannes ohne System. Republikaner war Mazzini nicht immer, oder schien es wenigstens nicht. Gewiß war er es nicht als er im Jahre 1832 König Karl Albert als Befreier aufrief. War er Republikaner, so strebte er nach einer seltsamen Republik als er 1847 Pius IX. ermunterte Vertrauen und Glauben zu haben und ihn zu jedem nationalen, ja humanitarischen Unternehmen befähigt glaubte. Er schrieb einst gegen die Theorien welche man socialistische nennt: nachdem die Zeiten sich geändert, kochte er ein neues Opus zusammen und verbündete sich mit den Socialisten jeder Nation. Ich halte Mazzini in Allem für mittelmäßig, aber er ist der Genius der Ausdauer. Uebermäßiger Ehrgeiz unter dem Gewande der Bescheidenheit und Demuth; sittenstrenge, freigebig, gutmüthig, ein treuer Anhänger seiner Freunde, mit großer Macht der Ueberredung; gestählte Seelenstärke und Festigkeit inmitten der allgemeinen Schlaffheit; gefügige, einschmeichelnde, anziehende Redeweise; phantastische Ideen, welche den Unwissenden sublim vorkommen; Nachsicht gegen die Fehler und zu oft gegen die Schlechtigkeit seiner Akolythen und treues Verfechten der Handlungen und Interessen seiner Getreuen; demokratisches Leben und Sitte; vergötternder Cultus des Volks, das im Himmel und auf Erden Gott zur Seite steht: — diese Eigenschaften sind, wenn ich nicht irre, die Gründe seiner Macht. Dazu eine einfache Formel welche die Oberflächlichen blendet, die das Einfache für leicht halten was es darum doch nicht ist, weil der Organismus der Gesellschaft gleich dem des Menschen und der Menschheit ein zusammengesetzter ist und in der Politik jene Formeln gute sind welche sich den durch Zeit und Culturmomente herbeigeführten organischen Umwandelungen der Gesellschaft anpassen, nicht aber solche welche Geschichte, Zeit, Sitten, Natur nach sich selber ummodeln wollen. Mazzini redet viel von Apostolat und Priesterthum und hat in Wahrheit mehr vom Priester als vom Staatsmann. Auch er sieht in Italien blos die eigene Kaste und will die Welt in den Kreis seiner einen, unwandelbaren, ewigen Idee hineinzwängen. Was gehen ihn die Schmerzen der Menschheit an? Alle Gequälten, alle Todten sind bei Mazzini Märtyrer: sie sind nicht eingeschrieben in das Album der freien Bürger Italiens, aber sie werden gerächt durch das Martyrologium des Mazzini'schen Glaubens. Was sind Jahre und Jahrhunderte gegenüber der Bahn der ewigen Idee? Mazzini weiß daß sie triumphiren muß: er scheint es von Gott selbst zu wissen. Er redet als Inspirirter und Heiliger, er verflucht und betet, er segnet und schleudert den Bannstrahl — er ist Papst, er ist Apostel, er ist Herrscher. Nach der Flucht der Kleriker war er in Rom zu Hause." 26.

Bibliographie.

Alpenrosen auf das Jahr 1852 von A. E. Fröhlich, J. Gotthelf, E. Dößekel rc. Aarau, Christen. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Droysen, J. G., Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. 1ster Band. Mit dem Bildniß York's. 2te unveränderte Auflage. Berlin, Veit u. Comp. 1851. Gr. 8. 3 Thlr.

Ernst August, König von Hannover, und seine Zeit. Ein Gedenkbuch für jeden Hannoveraner. Quedlinburg, Basse. 8. 10 Ngr.

Fröhlich, A., Handbuch der Staatsrechnungswissenschaft zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium. Wien, Manz. Lex.-8. 2 Thlr.

Gelzer, H., Protestantische Briefe aus Südfrankreich und Italien. Zürich, Höhr. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Goß, R., Haideblumen aus Schleswig-Holstein. Zwölf Lieder. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 6 Ngr.

Gützlaff's, K., Leben und Heimgang. Berlin. 1851. 8. 3 Ngr.

Die Herder-Literatur in Deutschland. Vollständiger Catalog sämmtlicher in Deutschland erschienenen Werke, sowohl Gesammt- als Einzel-Ausgaben J. G. v. Herder's, aller bezüglichen Erläuterungs- und Ergänzungsschriften, wie endlich aller mit ihm in irgend einer Beziehung stehenden sonstigen literarischen Erscheinungen. Von 1769 bis Ende 1851. Supplement zu allen Werken J. G. v. Herder's. Cassel, Balde. 8. 5 Ngr.

Hilgenfeld, A., Der Galaterbrief, übersetzt, in seinen geschichtlichen Beziehungen untersucht und erklärt. Nebst Untersuchungen über die Paschastreitigkeiten und die Chronologie der apostolischen Wirksamkeit des Paulus. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr.

Lehmann, J. A. O. L., Goethe's Liebe und Liebesgedichte. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Lessing-Literatur in Deutschland. Vollständiger Catalog sämmtlicher in Deutschland erschienenen Werke G. E. Lessings, sowohl Gesammt- als Einzel-Ausgaben, aller bezüglichen Erläuterungs- und Ergänzungsschriften, wie endlich aller mit ihm in irgend einer Beziehung stehenden sonstigen literarischen Erscheinungen. Von 1750 bis Ende 1851. Supplement zu allen Werken G. E. Lessing's. Cassel, Balde. 8. 7½ Ngr.

Müller, C., Was lehrt Gottes Wort im alten und neuen Testament, was die evangelische und katholische Kirche über Aufruhr und Revolution? Als Neujahrsgruß und Neujahrsgabe dem lieben deutschen, insbesondere dem preußischen Volke dargebracht. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 6 Ngr.

Pfaff, K., Geschichte der Reichsstadt Eßlingen. Nach Archivalurkunden und andern bewährten Quellen dargestellt. 2te mit einem Ergänzungsheft von Beilagen, Zusätzen, Verbesserungen und alphabetischem Register vermehrte Ausgabe. Eßlingen, Weychardt. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Piper, G. O., das Christenthum und die Gegenwart. Bernburg, Groening. 8. 1 Ngr.

Souchon, A. F., Predigten über die Episteln auf alle Sonn- und Festtage des Kirchen-Jahres. 1ste Lieferung. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Bruch, J. F., Predigt am 2. Advent 1851, zu Straßburg, bei Gelegenheit der hundertjährigen Gedächtniß-Feier des Hrn. Dr. Haffner, ehemaligen Professor der Theologie rc. gehalten. Straßburg, Treuttel u. Würtz. 1851. Gr. 8. 4 Ngr.

Fischer, E., Der Schutzzoll und der Ackerbau. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Ngr.

In Frankreich ist — ist nicht Recht geschehen. Schreiben an den Redacteur der Kreuzzeitung. Von einem Namenlosen. Berlin, Hertz. 1851. Gr. 8. 3 Ngr.

Hoffmann, W., Zwei Predigten zu Tübingen und Hechingen gehalten. Tübingen, Osiander. 1851. Gr. 8. 4½ Ngr.

Louis Napoleon. Von dem Verfasser Unserer Politik. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 10 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. №. V.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October**, **November** und **December** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. IV.)

97. **Oertel (F. M.), Geschichtsparagraphen** für den historischen Elementarcursus in Gymnasien und ihnen gleichstehenden Lehranstalten. 8. Geh. 20 Ngr.

98. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Siebente Lieferung. (Schluss.) Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Preis des vollständigen Werks auf Maschinenpapier 14 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 21 Thlr.

99. **Procès célèbres.** No. 2. Procès du frère Léotade, accusé du double crime de viol et d'assassinat sur la personne de Cécile Combettes. In-8. Broché. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nr. 1 enthält: Procès du comte et de la comtesse **de Bocarmé**, und hat denselben Preis.

Früher erschien ebendaselbst:

Assassinat de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin. Lettres et pièces authentiques publiées par la Cour des Pairs. I. Lettres et impressions de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin. II. Pièces authentiques publiées par la Cour des Pairs, procédure, détails de l'instruction, etc. In-8. Prix de chaque livraison 15 Ngr.

100. **Prutz (R.), Felix.** Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

„Das Engelchen", der vor kurzem in demselben Verlag erschienene erste Roman von Robert Prutz (drei Theile, 5 Thlr.), ist von dem deutschen Publicum so beifällig aufgenommen worden, daß dieser neue Roman desselben Verfassers gewiß allseitiges Interesse erregen wird. Es ist ein heiteres und zugleich tröstendes arabeskenartiges Gemälde auf dem düstern Hintergrunde der politischen, namentlich der berliner Zustände des Sommers 1848.

101. **Schuchardt (Chr.), Lucas Cranach** des Aeltern Leben und **Werke.** Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Zwei Theile. Nebst einer Monogrammentafel. 12. Geh. 4 Thlr.

Eine kunstgeschichtliche Monographie, die für jeden Kunstforscher und Kunstfreund, aber auch für jeden Geschichtsforscher hohes Interesse hat. Der erste Theil des Werks enthält die Lebensbeschreibung Cranach's und seiner Schüler, sowie die Urtheile verschiedener Schriftsteller über Cranach. In ersterer ist zum ersten male ein reichhaltigeres, aus urkundlichen, bisjetzt ganz unbekannten Quellen geschöpftes Material benutzt und ein anschauliches Bild von Cranach als Mensch und Künstler gegeben worden. Der zweite Theil ist der Beschreibung von Cranach's Werken gewidmet; die reiche Masse derselben (Originalgemälde, Aquarellmalereien, Zeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte) ist stets nur nach eigener Anschauung kritisch beschrieben und beurtheilt und zum ersten male von den Werken seiner Söhne, Schüler und Gehülfen klar geschieden. Das ganze Werk ist das Resultat eines langjährigen mit der größten Umsicht und Sachkenntniß verfolgten Studiums.

Durch mich ist zu beziehen:

Sechs Blätter nach Werken von Lucas Cranach. Herausgegeben von **Christian Schuchardt.** Mit Notizen und Erläuterungen in Beziehung auf seine Schrift: Lucas Cranach des Aeltern Leben und Werke. Weimar.

Erste Abdrücke vor der Schrift: Auf chinesisch Papier gedruckt und auf starke feine Cartons gelegt 6 Thlr.; chinesisch Papier, größeres Format, 4 Thlr. 15 Ngr.; weiß Papier, größeres Format, 4 Thlr. Abdrücke mit der Schrift: Chinesisch Papier 4 Thlr.; weiß Papier 3 Thlr.

Sämmtliche Ausgaben sind sorgfältigst gedruckt, auf starkem schönem Papier und in festen Mappen.

102. **Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Zweiter Theil. Von den höhern Differentialquotienten. Mit 4 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Der erste Theil erschien 1846 und kostet 1 Thlr. 26 Ngr.

In demselben Verlage erschien von dem Verfasser:

Lehrbuch der Geometrie. Mit sechs lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

103. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tome XII. In-8. Geh. 15 Ngr.

Der erste bis elfte Band (1850—51) kosten zusammen 5 Thlr. 15 Ngr.

104. ——— **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Zwölfter Theil. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Der erste bis elfte Theil (1850—51) kosten zusammen 3 Thlr. 20 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 8 Thlr. 10 Ngr.

105. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Dritter Jahrgang. Gr. 12. 1852. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste und zweite Folge des Historischen Taschenbuch (20 Jahrgänge, 1830—49) zusammengenommen kosten im ermäßigten Preise 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erster und zweiter Jahrgang (1850—51) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

106. **Wildeving (J. E.), Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes.** Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Früher erschien in demselben Verlage:

Jeder ist sich selbst der Nächste. Erzählung für die Jugend. Nach dem Englischen. 8. 15 Ngr.

Aus dem Verlage des Herrn A. W. Laeisz in Hamburg ist an F. A. Brockhaus in Leipzig übergegangen:

Schloß Norburg. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. Drei Theile. 8. Hamburg. 1847. 6 Thlr.

Die Tochter einer Schriftstellerin. Von der Verfasserin der „Tante Anna". Aus dem Dänischen von **Emell.** Zwei Theile. 12. Hamburg. 1846. 1 Thlr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Billot (F.), Du Barreau et de la magistrature suivis d'un Essai sur les juridictions. In-8. Paris. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Émy (A. R.), Cours élémentaire de fortification fait à l'école spéciale militaire. 3 parties. In-8., avec atlas in-folio. Liége. 8 Thlr.

Jablonowski (Comte), Appel aux Conservateurs, ou la démagogie à la solde de l'étranger. In-8. Paris. 8 Ngr.

Lamartine (A. de), Histoire de la Restauration. T. III, IV. In-12. Paris. Preis des Bandes 1 Thlr.

Minard (M.), Cours de construction des ouvrages qui établissent la navigation des rivières et des canaux, professé à l'école des ponts et chaussées de 1832 à 1841. In-4., accompagné d'un atlas in-folio. Liége. 8 Thlr. 24 Ngr.

——————, Cours de construction des ouvrages hydrauliques des ports de mer, professé à l'école des ponts et chaussées. In-4., accompagné d'un atlas in-folio. Liége. 6 Thlr. 20 Ngr.

Pardessus (J. M.), Essai historique sur l'organisation judiciaire et l'administration de la justice depuis Hugues Capet jusqu'à Louis XII. Gr. in-8. Paris. 2 Thlr. 20 Ngr.

Revue de Paris. Volumes d'Octobre à Décembre 1851. Gr. in-8. Paris. Preis des Bandes 1 Thlr.

Rondelet (J.), Traité théorique et pratique de l'art de bâtir. Supplément par **G. A. Blouet**. Atlas. Livraisons 19, 20. (Fin.) In-folio. Liége. Preis der Lieferung 28 Ngr.

Simonnet (J.), Histoire et théorie de la saisine héréditaire dans les transmissions de biens par décès. In-8. Paris. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **D. Buenaventura Carlos Aribau**. Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

T. XVI. Romancero general, ó Coleccion de romances castellanos anteriores al siglo XVIII, recogidos por *D. Agustin Duran*. T. II.

T. XVII. Poemas epicos. Coleccion dispuesta y revisada, con notas biograficas y una advertencia preliminar pon *D. Cayetano Rosell*. T. I.

Prospecte dieser Sammlung sind auf Verlangen gratis zu haben.

Ticknor, Historia de la literatura española, traducida al castellano, con adiciones y notas criticas por **D. Pascual de Gayangos** y **D. Enrique de Vedia**. Tomo I. En-8. Madrid. 3 Thlr.

Poplinski (A.), Geografia podlug Seltena. Kurs pierwszy dla szkół początkowych. Edycya III, całkiem przerobiona. In-8. Poznań. 12 Ngr.

Węclewski (Zygmunt), Słownik łacinsko-polski do autorow klassycznych zwykle po Gimnazyach czytywanych. In-4. Poznań. 2 Thlr.

Finnische Literatur.

Nordenskiöld (N.), Ueber das atomistisch-chemische Mineralsystem und das Examinationssystem der Mineralien. Mit Tabellen. 4. Helsingfors. 1849. 1 Thlr. 20 Ngr.

Runeberg (J. L.), Dikter. 2 Delar. 8. Helsingfors. 1851. 2 Thlr.

——————, Julqvällen. En Dikt i tre sånger. 8. Helsingfors. 1851. 15 Ngr.

Sahlberg (R. F.), In faunam insectorum rossicam symbola, novas ad ochotsk lectas carabicorum species continens. 8. Helsingfors. 1844. 13 Ngr.

Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. X. Argången. Utgifven på Finska Litteratur-Sällskapets förlag. Helsingfors. 1851. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind **gratis** zu erhalten:

1. Verlagskatalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.
2. Ausländische Commissionsartikel von F. A. Brockhaus in Leipzig.
3. Verlagskatalog von August Campe in Hamburg. Diese Kataloge sind bis 1851 fortgeführt.
4. Notice de livres anciens de Théologie qui se trouvent chez ***F. A. Brockhaus*** à Leipzig.
5. Catalogue de livres au rabais qui se trouvent chez ***F. A. Brockhaus*** à Leipzig.
6. Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind. Nr. 1—6.

Im **J. C. Hinrichs**'schen Verlage in **Leipzig** erscheint:

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz**.

Zweiter Jahrgang 1852.

24 Hefte. — **Pränumerationspreis vierteljährlich 3 Thlr.**

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nr. 1 (Erstes Januarheft) enthält: Programm für 1852. — Bauernfeld, E., Das gute alte Wien. — Guhrauer, G. E., Aus dem ungedruckten Nachlaß der Aerzte Peter und Joseph Frank. — Waldau, M., Düsseldorfer Kunstverlag. — Bodenstedt, F., Mahomet. — Gottschall, R., Pariser Briefe I. — Rosenkranz, K., Ueber Unger's Urwelt mit Zeichnungen von Kuwasseg. — Verschiedene Kritiken und Correspondenzen.

Die folgenden Hefte werden unter Anderm folgende Aufsätze bringen: Fr. Bodenstedt, Ueber Fr. List. R. Gottschall, Pariser Briefe II. F. Gregorovius, Aus dem Samlande. G. E. Guhrauer, Der erste deutsche Staatsroman. Herm. Hettner, Ueber Goethe's Socialismus. E. Jerrmann, Ein Besuch in Leipzig. H. Koenig, Eine Badebekanntschaft. Fanny Lewald, Berliner Skizzen. Wolfgang Müller, Die düsseldorfer Landschaftsmaler. C. Peter, Ueber römische Geschichte. H. Pröhle, Arx Hercinia. J. Schaller, Die Idee des Kosmos. M. J. Schleiden, Aus der Naturwissenschaft. Adolf Stahr, Kritische Streifzüge. Max Waldau, Aus meiner Reisemappe (Fortsetzung); — nebst zahlreichen kritischen Artikeln, auch Correspondenzen aus Berlin, Wien, Prag, Dresden, Hannover, Stuttgart 2c. 2c.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 6. —— 7. Februar 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Der moderne Radicalismus in der Wissenschaft.

1. Der organisirende Geist der Schöpfung als Vorbild organischer Naturstudien und Unterrichtsmethoden in ihrem Einfluß auf Civilisation und christliche Humanität von C. H. Schultz-Schultzenstein. Berlin, Hirschwald. 1851. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Gesetz der deutschen Sprachentwickelung, oder: Die Philologie und die Sprachwissenschaft in ihren Beziehungen zueinander und zum deutschen Geiste, von K. G. J. Förster. Berlin, Landsberger. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.

Während Deutschland in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts mit seinen besten Kräften um seine äußere Existenz zu kämpfen hatte, und durch erhöhte Anstrengung aller seiner materiellen und sittlichen Elemente wirklich die Befreiung aus den Fesseln der Knechtschaft glücklich errang, wurde zugleich der Boden seines innern und geistigen Lebens mächtig durchwühlt, und die größten Männer der Zeit waren beseelt von dem hohen und gewaltigen Streben mit dem Leib der Nation auch seinen Geist zu befreien, die Festesfreude der politischen Siege zu verdoppeln, zu erhöhen und zu verklären. Diese Befreiung des Geistes sollte aber keineswegs eine sogenannte Aufklärung sein. Hatte sich unter diesem Namen, ausgehend von der einen (negativen) Seite der Kant'schen Philosophie, jene flache und seichte, auch unter der Devise des Rationalismus bekannte Richtung des Geistes Bahn gebrochen, welche, um Jedermann aufzuklären und auf eine leichte und billige Weise mit den höchsten Gedanken der Menschheit bekannt und vertraut zu machen, allen tiefern Gehalt derselben umgangen, geleugnet oder verflüchtigt hat; hatte diese Aufklärung in Verbindung mit der aus Frankreich herüberströmenden libertinage d'esprit auf jene Nivellirung der Geister hingearbeitet, nach welcher jeder Höherstehende als ein Phantast, jeder Tieferstrebende als ein Obscurant bezeichnet wird: so traten nunmehr geistesstarke und sprachgewaltige Männer auf, um diese Spreu aus dem Weizen der Wissenschaft hinauszuschaufeln und den verblödeten Augen des Zeitalters die grünen Brillengläser abzunehmen, welche statt sie klarzumachen nur die Gegenstände allesammt in einen hoffnungsgrünen Schimmer der Verkennung kleiden. Geleitet und durchdrungen von der Macht des sich erhebenden Nationalgeistes suchten sie die eigenthümliche Tiefe des deutschen Gemüths wieder zu erringen und zu befestigen, vorallem auf dem Boden der Wissenschaft und namentlich der Philosophie; während der Nacht der politischen Niederlage Deutschlands erglänzten an dem Himmel seiner Philosophie fast zu gleicher Zeit die vielen Sterne erster Größe: Fichte, Schelling, Herbart, Schleiermacher und Hegel, und zahllose andere zweiten und dritten Rangs. Schneller erwuchs die Palme des Friedens auf dem Schlachtfelde als auf dem Boden des Geistes, wo der Weltstreit gewaltig, aber die Siege nur zweifelhaft waren. Fichte war zu den Seligen eingegangen, Schelling lebte und — schwieg, und wenn er sprach, waren seine Worte, gelind ausgedrückt, ohne Wirkung. Herbart lehrte geräuschlos, schreckte aber durch allzu strenge Foderungen viele Schüler von den Bänken. Schleiermacher hatte eine fast ausschließlich theologische

lich sein daß der mehr als zweitausendjährige Bau der Wissenschaft, woran alle Meister ihre besten Kräfte verwendet, von der Berührung dieser geistigen Heroen mit Eins zusammenstürze? Und sollten sie vollends diese Zauberschöpfungskraft besitzen, denselben großen Bau mit Eins wieder ins Leben zu rufen? In der That:

Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß,
Das Unbeschreibliche
Hier ist's gethan;

aber freilich:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß.

Aber wie doch? Bevor wir es an dem einzelnen Inhalt der Schriften darthun, müssen wir im Allgemeinen die Weise dieser nach Art des blinden Simson (welcher nicht die einzelnen Philister, sondern das Haus mit allen zusammen vernichtet) geübten Kritik und des Neubaus im Cyklopenstil näher bezeichnen. Wenn eine Kritik nicht eines einzelnen Werks noch auch eines Systems oder einer ganzen Schule, ja nicht einmal eines Zeitalters mit seinen Gedanken und Strebungen, sondern vielmehr der ganzen Vergangenheit und Gegenwart mit all ihren Erscheinungen in allen Formen des innern und geistigen Lebens geleistet werden soll, so ist allerdings ein Eingehen derselben auf die Einzelheiten schlechthin unmöglich; vielmehr muß man aus allen diesen Einzelheiten der Erscheinungen das Allgemeine, das in allem Besondern wiederkehrende Gleiche herausheben und eben dieses einer Prüfung unterwerfen; man muß mit Einem Worte das einige Princip als den Grund aller dieser mannichfachen Erscheinungen aufsuchen und seine Mängel aufdecken. Dies aber würde offenbar die tiefste historische und philosophische Erforschung erfodern. Unsere Verfasser aber haben es bequemer: statt des allgemeinsten Princips und Grundes haben sie vielmehr nur eine allgemeine Kategorie der Bezeichnung für die ganze Fülle und Mannichfaltigkeit der Thatsachen entdeckt und gegen diese ihre kritischen Waffen gerichtet. Da aber offenbar noch viel schwerer als ein allgemeines kritisches Princip ein positives, schöpferisches zu entdecken ist, aus welchem mit Vermeidung aller bisherigen Denkfehler (also eigentlich aller bisherigen Gedanken) das ganze Reich der Wahrheit neu erstehen soll: so ist leicht begreiflich daß auch hier wiederum nur eine allgemeine, der andern entgegengesetzte Kategorie aufgestellt ist. Dieser Gegensatz von Kategorien oder allgemeinen Namen umfaßt nun das All und scheidet Altes und Neues, Wahres und Unwahres, Gutes und Böses u. s. w. Diese Weise der Behandlung ist besonders am consequentesten durchgeführt in der Schrift Schultz-Schultzenstein's, zu deren Besprechung wir jetzt übergehen. Jener hohe, dem Radicalismus stets eigene, prophetisch-warnende, strafende und verheißende Ton ist über die ganze Schrift ausgebreitet; so heißt es (S. 6):

Descartes' Ausspruch: Die Veredelung des Menschengeschlechts wird aus der Medicin kommen, ist ein großes prophetisches Wort. Aber es wird nicht wahr werden, solange wir unorganische Theorien in der Medicin haben. Aus der Galenischen Medicin der alten Humorallehre wird diese Veredelung des Menschengeschlechts nicht hervorgehen. Wenn die Medicin diese Wirkung haben soll das Menschengeschlecht zu veredeln, wahre Humanität zu bilden, so muß sie sich organische Augen und Ohren anschaffen, organische Ideen zum Princip machen, die ihrem Gegenstande, dem organischen Leben entsprechen u. s. w.

S. 48 wird dann die Medicin wiederum zur Urheberin der Veredelung des Menschengeschlechts gemacht, aber in einem sehr uneigentlichen Sinne. Hier heißt es:

Die Gesellschaft ist krank an abnormen Richtungen ihrer eigenen Organisationsversuche. Sie ist darum krank daran, weil sie organisiren will ohne organische Bildung zu besitzen. Auf der Haut unserer Humanitätsstudien haben sich die Residuen antiker Gedankenformen zu hohen Borken aufgeschichtet (ein widerliches Bild zur Bezeichnung des classischen Geistes!) welche das Leben der unentwickelten organischen Gefühle in derselben völlig ersticken und die ganze Bildung krank machen. Hier kann nur eine wirklich organische Gesellschaftsmedicin Hülfe leisten, welche den Fluß der organischen Verjüngung des Geistes wiederherstellt. So kann die Veredelung des Menschengeschlechts aus der Medicin kommen.

Aber wer sieht nicht daß diese „Medicin" nichts Anderes ist als Pädagogik und Politik? Und wenn solche Uebertragungen gelten sollten, dürfte man ja die Schuhflickerkunst billig auch eine Medicin nennen. Aber wir sind es schon gewohnt bei allen Radicalweltverbesserern alle Uebel von Einer Seite und in Einem Bilde betrachtet zu sehen. So klagt schon Börne:

Das ist der Jammer! Unter einer Million Deutschen gibt es nur zehn Menschen, die Uebrigen sind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Justizräthe, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Polizeidirectoren (und Mediciner, setzen wir hinzu) und was man sonst noch sein kann wenn man Nichts ist. Der Schneider sieht die Welt für einen Kleiderschrank an, der Kaufmann für eine Börse, der Soldat für eine Kaserne, der Justizrath für eine Kanzleistube, der Astronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geistliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge (und der Arzt, wie wir hier sehen, für ein Lazareth).

Aber sei es darum! Welche Krankheit ist es denn nur die Schultz-Schultzenstein in aller Welt entdeckt hat, welche Epipandemie, und welche Heilung bringt er in Vorschlag? Wir haben es zum Theil schon aus den angeführten Stellen erfahren: Das Anorganische in unserer Bildung und Weltanschauung ist die Krankheit, das Organische aber die Gesundheit; Organisiren ist die Heilung. Um zu erfahren was diese Worte bedeuten, folgen wir dem Verfasser möglichst auf den Schritt seiner Entwickelung. Im ersten Capitel wird vom „alten anorganischen Weltgeist und seinen Widersprüchen mit den Zeitideen" gesprochen.

Die Ansicht einer die Menschenseelen als Stücke in sich fassenden Weltseele, welche ein unmittelbarer Ausfluß der alten Weltharmonielehre ist, bleibt die Grundlage unserer ganzen wissenschaftlichen und humanen Bildung; alle wissenschaftlichen Untersuchungen werden bisjetzt immer auf das Eine Weltabsolute der Außenwelt zurückgeführt. (Wir möchten nur fragen, was würde Leibniz, was Fichte, was Herbart zu dieser Insinuation sagen?) Diese Lehre steht im genauen Zusammenhange mit der Weltteleologie, nach der Alles in der Welt zu Einem Weltzweck zusammenwirkt, indem man die göttliche Ord-

ung der Dinge, das Absolute sucht.... In dieser Weltteleologie wird der Mensch zu einer niedrigen Rolle herabgewürdigt; er wird mit Luft, Wasser und Erde in gleiche Reihe gestellt (aber der νους, λογος und die ενεργεια?). Der Mensch wird nicht blos zum Thier, sondern zum Stein herabgewürdigt; von menschlicher Würde kann in dieser Weltansicht keine Rede sein.

Zur Bekräftigung heißt es noch:

In der rein antiken Weltanschauung griechischer und römischer Bildung sind alle diese Consequenzen völlig festgehalten. (O Sokrates, Plato, Cato und Epiktet, von menschlicher Würde kann bei euch keine Rede sein!) Hiernach wurde das menschliche Leben nicht als eigenmächtig und selbständig betrachtet, sondern als ein bloßer Schein, als eine Weltmetamorphose planetarischer Kräfte. (Leser der platonischen Republik werden sich aus dem siebenten Buche erinnern das Gegentheil ausdrücklich gelesen zu haben.) Der Unterschied von Leben und Tod ist in dieser Weltseelenlehre nicht vorhanden.... Das organische Leben wird selbst immerfort todtgemacht, denn was man hier das höhere Leben nennt, ist in der That nichts Anderes als der Tod selbst.

Auf S. 4 wird derselbe Gedanke mit kaum andern Worten wiederholt, nur daß der „Welthimmel der Juden" dem der Griechen beigesellt wird. Dann heißt es:

In der neuern Zeit nun sind Dem gegenüber einerseits die Ideen der individuellen Selbständigkeit, der persönlichen Freiheit und Selbstregierung des Menschen aufgekeimt. Damit hängt zusammen: die Idee der organischen Zeugung und Entwickelung durch eine innere Lebenskraft, wie die Zeugung der sittlichen und religiösen Gefühle im Herzen der Menschen selbst. Ein neues Princip ist in der menschlichen Bildung entstanden; es ist bewußtlos im Leben aufgewachsen, wo man den Gefühlen des Herzens freien Lauf gelassen hat. Dieses Princip ist das organische.

Neben diesem organischen Princip seien zugleich „die geistigen Formen der alten anorganischen Weltanschauung, der Weltseelen- und Weltharmonielehre unverändert (?) in der Wissenschaft beibehalten". Darauf wird nochmals (wie oft schon?) die Weltteleologie als Princip der antiken Gedankenwelt und Weltweisheit erklärt, und zwar als „Weltmaschinennothwendigkeit". „Der Verstand der Alten sei Weltmaschinenverstand, ihre Vernunft die Weltseelen- und Seelenwanderungsvernunft"; „die alte Bildung ist die statuenartige fertige Maschinenbildung; der alte Geist ist der todte Geist, wie die alten Sprachen todte Sprachen sind", der alte Geist war also nicht immer todt. Mit der Hinweisung auf Makrokosmos und Mikrokosmos werden die angeführten Gedanken immer wieder und wieder ausgesprochen, und S. 8 wird resumirend gesagt:

Das menschliche Gefühl und seine unmittelbare Ueberzeugung hat hier die Danaidenarbeit, immerfort aufzubauen was die anorganische aufklärende Weisheit wieder zernichtet;

und so fortgefahren:

Die organische Wissenschaft, die uns zum Vorbild humaner Werke werden soll, kann nicht aus dem Ei kommen, weil sie nur im Gefühl und im Glauben existirt, mit der Verstandeslogik aber in anorganische Elemente zersetzt und aufgelöst wird. Wir wünschen von Herzen unsere Werke zu organisiren, aber wir desorganisiren unsere eigene Bildung, weil wir aus den Köpfen die alte organische *) Maschinenvernunft nicht loswerden können. So bleiben wir in den unaufgelösten Widersprüchen der organischen Gefühle gegen die anorganischen Weltharmonietheorien stehen.

Wir haben das erste Capitel so fleißig excerpirt daß, wie sich Jeder überzeugen kann, fast nur Wiederholungen weggelassen sind; daß sie sich selbst in den Citaten finden ist nicht unsere Schuld, da wir selbst den Schein etwas Wichtiges verschwiegen zu haben, nicht auf uns laden wollten. Der Leser weiß nun hinlänglich um was und wie Großes es sich handelt; alle bisherige Wissenschaft ist gerichtet, und aus dem organischen neuen und einzig wahren Princip soll er Mittel und Anleitung zur Veredelung der Menschheit, Reform der gesammten Bildung und Civilisation u. s. w. erhalten. Wohlan! Cap. 2 enthält eine Darstellung der „Erhebung der organischen Natur aus den Erdrevolutionen" und Cap. 3 „Die Herrschaft der organischen über die anorganische Natur". Zwei schätzenswerthe geologisch-botanisch-zoologische Abhandlungen, welche im Verein mit Cap. 4 „Die Schöpfung des Menschen" den organisirenden Geist der Schöpfung schildern und darthun sollen daß „alle Veränderungen in der Schöpfung von dem organischen Bildungstrieb getragen werden; dieser allein ist das wahre Weltleben, Weltseele, die Weltentelechie, das Absolute; er muß der Zielpunkt der organischen Teleologie werden. Alles ist um des organischen Bildungstriebs willen da. Der Mensch als Spitze der organischen Natur hat also die regierende Gewalt über die Natur überhaupt".

Nun sollten wir zu den Resultaten kommen. Cap. 5 behandelt den „Organischen Geist als Humanitätsprincip". a „Das Vorbild"; unter dieser Ueberschrift wird der Gedanke des zweiten bis vierten Capitels fast mit den oben angeführten Worten wiederholt. Dann heißt es (S. 33): „Es folgt hieraus daß der Mensch der eigentliche Schwerpunkt und Mittelpunkt der Natur" u. s. w.; derselbe Gedanke wird hier in den verschiedensten Ausdrücken wiedergegeben, wir hatten hier also offenbar noch keine Folge, sondern bloße Wiederholung. S. 34 hört man nun, gespannt auf die weitere Entwickelung des Vorbildes, zum größten Erstaunen: „Mit diesen Thatsachen und ihren nothwendigen Consequenzen steht nun die antike Weltanschauung und Weltharmonielehre der neuern im entschiedensten Widerspruch"; und nun wird dieser Ausspruch S. 34—36 nochmals weitläufig interpretirt, indem Nichts weiter als der Inhalt des ersten Capitels noch ein mal wiederholt wird, mit geringen Modificationen, wie die: daß die Weltseele als Gewitter- und Donnerseele, als Feuer- und Wasserseele, als Dampfmaschinenseele, weltabsoluter Donnergott erklärt wird. Dieser Abschnitt schließt ohne ein weiteres Resultat wieder mit dem ceterum censeo: „Der organische ist der höhere, der allein ewige Geist, über den anorganischen hinausgewachsen. Der organische Bildungstrieb ist die

*) Soll wol heißen „anorganische"; dieser Druckfehler kehrt nicht selten wieder, was aber weder dem Setzer noch Corrector zu verargen, wenn man bedenkt daß z. B. auf S. 41 10 mal organisch und unorganisch vorkommt. Daß Dies nicht blos ein äußerlicher Mangel des Stils ist, sondern mit der dürftig schematischen Denkweise innig zusammenhängt, ist leicht ersichtlich.

Weltregierung." Der zweite Abschnitt b „Die Bildung" will darthun daß es die Aufgabe des Menschengeistes ist sich selbst zu bilden und seine Schöpfung zu vollenden durch „Verjüngung und Wiedergeburt". Was diese beiden Worte zumal auf den Geist angewendet bedeuten sollen, wird wenigstens in dieser Schrift nirgend erklärt oder auch nur ausgeführt. Nur S. 37, nachdem gesagt ist: Die Denkgesetze müssen organisirt werden, der Geist müsste wie die Natur von Stufe zu Stufe sich entwickeln, heißt es: „Seine höhere Bildung hängt von der Freiheit seiner Verjüngungsacte ab; von dem freien Fluß der Bildungs- und Mauseracte, wodurch sich der Geist der verbrauchten Residuen seiner Lebensthätigkeit, wie die Pfortader der verbrauchten Blutblasen und die Seele des Bösen im Abendmahle der christlichen Kirche entledigt." Wir gestehen daß Dies uns, ganz gelinde ausgedrückt, eine sehr mysteriöse Deutung der Verjüngung ist. Dies ganze Capitel bringt wiederholentlich auf organische Bildung für den organischen Geist in der organischen Natur durch organische Ideen zur Erkenntniß einer organischen Welt mit einem organischen Weltzweck, mit einem „organischen Gott"; wobei wohlweislich immer wieder einzuschärfen nicht vergessen ist daß dies Alles sehr zu unterscheiden ist von der anorganischen Bildung des anorganischen Geistes u. s. w. der alten Welt.

Was ist denn nun aber das Eigenthümliche der — um das Wichtigste herauszuheben — organischen Ideen? „Die organischen Ideen", heißt es, „müssen von innen geboren werden, aber nicht aus der Außenwelt eingeprägt wie der Rübezahl und der Donnergott." Auch wir nennen gern die Ideen und Gedanken des Menschen organische Erzeugnisse des Geistes, aber auch die Ideen eines Plato und Kant sind organisch, gleich denen Schulz-Schultzenstein's; oder sind etwa die „Ideen" Plato's nicht „von innen geboren", sind sie etwa „aus der Außenwelt eingeprägt wie der Rübezahl und der Donnergott"?

Und was ist der organische Gott? S. 41 heißt es:

Die Götter der alten Bildung, die Juden- und Griechengötter sind Götter der Erde, der Luft, des Wassers und Feuers, Dampfmaschinen- und Donnergötter; sie sind nicht die absoluten Götter der organischen Bildung der Menschen. Der Gott der Menschen ist vielmehr der Gott des organischen Lebens und seine Spitze im Menschen (d. h. also: Gott ist die Spitze des organischen Lebens im Menschen!). Der Gott der Menschen ist der Kopf des Menschenreichs, seiner Verjüngung und Wiedergeburt, der die todte Natur in seiner absoluten Gewalt hat und regiert.

Dieser Gott, wie organisch er auch aussieht, scheint doch sehr problematisch organisirt zu sein!

Zur nähern Bestimmung der organischen Unterrichtsmethoden wird weiter nichts angegeben als daß „die im Unterricht vorzuführenden Thatsachen in dem wahren organischen Zusammenhang aus dem Keim ihres Ursprungs gebracht und zu dem natürlichen Bilde vereinigt werden müssen das uns der organische Körper im Ganzen unmittelbar vor Augen stellt"; sonst werden nur negative Bestimmungen hinzugefügt, nämlich daß „die altlogischen, kategorischen und mathematischen Methoden nicht anwendbar". Was bietet nun der Verfasser den Schulmännern hier für die verachteten logischen und kategorischen Methoden? Werden sie denn wissen wie man die Jugend ohne Logik, ohne Kategorien erziehen soll, wenn man noch so oft wiederholt: „die Cultur des Geistes sei die Cultur der organischen Verjüngung überhaupt, in der Wissenschaft wie im Glauben"? Und mehr bietet der Verfasser doch nicht. Im sechsten und letzten Capitel wird „Der organische Geist als Civilisationsprincip" dargestellt. Die hier ausgesprochenen Ideen werden sich gewiß der allgemeinsten Anerkennung zu erfreuen haben, sie sind bereits Ideen unserer Zeit. Daß die Ordnung der menschlichen Gesellschaft ein organisches System, daß im Unterschied von den antiken Staaten die individuelle Freiheit der Personen Zweck der Gesellschaft sein muß, ist ja der allgemein gehörte Wunsch und das Centrum aller Bestrebungen unserer Zeit. Man würde es mit Freude begrüßen, diese Gedanken hier in der That principieller und weitergreifend als sonst ausgesprochen zu sehen, wenn nicht der Mangel an aller weitern Entwickelung dieses Princips sich so fühlbar machte; denn auch hier wird immer nur gesagt daß, aber nicht wie und wodurch man organisiren muß. Und Dies hat sich eben als der durchgehende Mangel der Schrift erwiesen daß für ihre Behauptungen keine Gründe, für Foderungen keine Erläuterung und noch weniger Anleitung sie zu erfüllen gegeben sind.

Wir achten und ehren das hohe Streben des Verfassers nach wahrer Humanität aufs innigste, aber erreicht kann das Ziel desselben keineswegs werden durch das Hinweisen auf jenen der Natur allein entlehnten Gegensatz. Jenes radicalistische Streben, alles aus der Vergangenheit und Gegenwart Bestehende mit Einem Wurf abzuthun, führt immer auf solche einseitige Entgegensetzungen; aber das Zurückführen aller verschiedenen großen Gegensätze in Gedanken und Bestrebungen auf einen einzigen wird auf der einen Seite wol das Auge des denkenden Lesers schärfen, aber andererseits die mannichfach verschiedenen Farben der Objecte verblassen oder vertuschen; was man an Tiefe gewinnt, verliert man an Klarheit! oder indem man dadurch Alles leichter übersieht, übersieht man leicht Vieles. Auch objectiv ist dieses Ineinanderschieben des Inhalts meist unwahr; die kleinen Schachteln welche immer in je größere gesteckt werden passen zwar hinein, aber sie sind darum nicht Eins mit den großen. Wir erkennen deshalb den Grundgedanken des Verfassers sehr wohl an, vertrauen nach seinen sonstigen, wahrhaft bedeutenden Leistungen auch daß er ihn weiter durchzusetzen im Stande sei, wiewol es in dieser Schrift nicht geschehen ist und bei solcher Tendenz auch nicht geschehen konnte; wir sprechen es daher mit Bestimmtheit aus: nur je weiter der Verfasser sich von der radicalistischen Manier einseitiger Polemik entfernen und der Würdigung und Anerkennung des bisher in der Wissenschaft Geleisteten, ohne sein kritisches Gewissen zu beschweren, annähern wird, desto mehr wer-

den seine Gedanken, so weit sie fruchtbar sind, Früchte tragen; in dieser schwebenden Allgemeinheit des Radicalismus aber und in diesem spröden Abschließen von aller bisherigen Wissenschaft werden sie wirkungslos bleiben.

Indem wir uns nun zu der zweiten Schrift wenden, fällt es uns ein, ob wir uns nicht vielleicht bei Schultz-Schultzenstein entschuldigen müßten, ihm, dem Manne von allgemeinem Rufe und wirklich hohen Verdiensten um die Wissenschaft, einen homo novus an die Seite zu setzen? Aber nein! denn man muß jeden Autor vor der Kritik seines Werks einstweilen für Das nehmen als was er sich ankündigt, und danach ist Förster Schultz-Schultzenstein vollkommen ebenbürtig, gleich ihm ein Reformator nicht nur für seine, sondern alle Wissenschaft und damit auch für das Leben und die Geschichte. Denn von der Philologie ausgehend will er die bisher mangelhaften Principien und Methoden derselben auch in allen übrigen Wissenschaften, besonders der Philosophie wiederfinden und mit den auf dem Boden jener gewonnenen Resultaten auch die ganze übrige Welt der Gedanken aus den Fugen heben und reformiren. Verschieden ist diese Schrift aber von der vorigen zunächst dadurch daß sie die Farbe des himmelstürmenden, alle Welt trotzig herausfodernden Radicalismus noch stärker aufträgt, und daß sie zwar mit ihren Gedanken und Termen weit mehr noch auf dem Boden der bisherigen Philosophie, namentlich der Hegel'schen steht, und diese dennoch, zwar nicht mit schärfern Waffen, aber mit größerer Vermessenheit bekämpft, und dabei nicht nach den Regeln der Kunst, sondern wie man zu sagen pflegt geradezu umsichschlägt. Was der Verfasser, soweit es sich auf seine specielle Wissenschaft bezieht, im Ganzen will, ist kurz Dieses: Philologie und Sprachwissenschaft seien durchaus verschieden, jene habe es mit der bloßen Darstellung der Sprachformen, diese mit der Erkenntniß des Sprachgeistes zu thun; objectiv ist derselbe Unterschied zwischen den alten und der deutschen Sprache vorhanden; jene haben ihren Geist ganz in der Form dargelegt, diese hat die Formen vergeistigt (mit in den Stamm hereingezogen; den Stamm nennt der Verfasser den Geist und die Endungen Form der Sprache). Was Sprachgeist sei, habe man deshalb erst aus der deutschen Sprache lernen können, oder vielmehr man habe das noch von ihm, dem Verfasser, zu lernen. Denn bisher habe man diesen Unterschied gar nicht so gekannt, man habe auch die deutsche Sprache nur philologisch aufgefaßt, während sie sprachwissenschaftlich aufgefaßt werden müßte. Bei der Philologie aber reiche die Anschauung aus, man braucht blos hinzusehen, so ist die Wissenschaft fertig. Denn der Geist liegt ja in der Form offen da; in der Sprachwissenschaft oder der deutschen Sprache aber müsse man den Geist erst suchen; Das kann aber nur durch den Geist selbst (und zwar den deutschen) geschehen, d. h. durch die Vernunft; statt dessen hätten die Germanisten blos den Verstand zu Hülfe genommen und seien deshalb eben nicht zur Erkenntniß gelangt. Die Gegensätze welche hier auftreten sind mannichfaltiger. Der speciell sprachwissenschaftliche (Abschnitt 2, Cap. 2), „Stammverlängerung oder Stammverkürzung" (in der deutschen Sprache), hat für uns hier kein näheres Interesse. Dagegen finden wir hier (Abschnitt 2, Cap. 1) denselben Gegensatz von „Organismus oder Unorganismus" und (Cap. 3) von „Naturgesetz und Geistesgesetz"; von erkennendem Geist und anschauendem Geist, von Verstand und Vernunft u. s. w. Wie schwankend und unfruchtbar solche allgemeine Gegensätze sind, wie wenig sie sich in der Anwendung als wirkliche Hebel der Erkenntniß und als Kriterien der Wahrheit manifestiren, kann man an der himmelweiten Verschiedenheit der Resultate sehen zu denen diese beiden Männer gelangen, obwol beide gleich sehr vom Unorganismus zum Organismus, von dem Verstand zur Vernunft uns verhelfen wollen. Wiewol Förster auf S. 142 ganz den Gedanken des ersten Capitels Schultz-Schultzenstein's darstellt, also vollständig mit seinem Princip übereinstimmt, tritt er fast auf jedem Schritt concreter Anwendung mit ganz entgegengesetzten Resultaten hervor. Zunächst und allgemein: statt daß Schultz-Schultzenstein eine Nachbildung der geistigen Gesetze nach den natürlichen fodert, weist Förster nach: darin lägen alle Mängel der bisherigen Wissenschaft daß man den Geist nach der Natur gebildet und den Unterschied zwischen Geistesgesetz und Naturgesetz nicht erkannt hat! S. 15 bezeichnet Förster den antiken Geist als „den humanen, reinmenschlichen Geist", dessen „Regel und Gesetz der höchste Organismus", der des menschlichen Körpers ist. S. 8 heißt es auch schon: „Der sich selbst erfassende, erkennende, selbstbewußte Geist kann nicht anders als indem er den antiken als seinen eigenen erfaßt und nur in diesem zum Selbstbewußtsein gelangen." Beide fodern durchaus organische Entwickelung, aber nota bene! der Eine daß sie erst kommen soll, der Andere daß sie längstens da und nur anerkannt werden soll. Schultz-Schultzenstein behauptet daß der griechische und selbst der deutsche Geist bisjetzt nicht organisch entwickelt sei; Förster sagt dagegen: „Unorganische Entwickelung des Geistes ist nur als Sprung, als Wahnsinn zu fassen; also: deutscher Geist, deutsches Wort — Wahnsinn als Geist, Wahnsinn als Wort! Unmöglich kann Jemand mit vollem Bewußtsein ein solches Urtheil von deutschem Geist aussprechen"; wer es dennoch thut, fährt er fort, „ist zwar nicht wahn-, aber doch unsinnig und irrsinnig." Der Schluß aus diesen Worten auf Schultz-Schultzenstein ist leicht zu ziehen: freilich können wir nicht den Einen durch die Consequenzen des Andern verantwortlich machen; aber man kann den Geist der Männer und sein Wesen beurtheilen aus der Art wie sie sich gegenseitig beurtheilen würden.

Eine weitere Entwickelung und Prüfung des Förster'schen Gedankengangs wird man wol kaum von uns fodern; man wird wissen was zu halten ist von den Foderungen oder Versprechungen auch dieses Propheten: von der „Philologie als Weltphilologie", dem „deutschen Geiste als Weltgeist", der „Philosophie welche Philolo-

gie werden muß.“ Der S. 32 ausgesprochene Gedanke: „Die Klage daß das Object dem Gedanken nicht anpasse ist das stete Zeichen der Denkohnmacht, den Gedanken wie nöthig dem Object anzupassen“, richtet die Kritik des Verfassers und seine Klage daß Philologie und Philosophie seinem Gedanken noch nicht entsprechen am allerschlagendsten. Der Kernschuß des Ganzen geschieht aus einer einzigen, dem Arsenale der Hegel’schen Schule entnommenen Windbüchse, womit er gegen diese selbst zielt; S. 42 nämlich heißt es: „Der Verstand welcher sich auf den Thron setzt, den königlichen Purpur und die Rechte der Vernunft usurpirt, ist der echte, baare Unsinn, Irrsinn und Wahnsinn.“ Fügen wir dazu blos noch: daß auch die Hegel’sche Philosophie nach S. 160 „reine Verstandeswissenschaft, keineswegs Philosophie (weil nicht Philologie) sei“*); item daß uns zur Erläuterung gesagt wird (S. 155): „Was Anschauung, was Verstand, was Vernunft, hat die Logik des seiner selbst bewußten Geistes längst erkannt. Was der anschauende, verständige, was der vernünftige Geist sei (sic!), ist noch nicht erkannt“, so können wir auf dies Alles weiter Nichts sagen als daß der Verfasser vollkommen Recht hat, nämlich auf S. 34, wo es heißt: „Es gibt in der Welt keinen Unsinn welcher sich nicht in Wahrheit wandeln läßt; der größte aber ist immer der beste, denn er führt am ehesten und schnellsten zur Wahrheit.“

Sollen wir sonst noch Etwas aus dem Buche anführen? Nur zur Kurzweil, lieber Leser! einige Stellen, nur zur Kurzweil, versichere ich. Mit Recht heißt es (S. 9):

> Man muß nach einem geistigen Gesetz für die Veränderung der Sprache forschen, will man nicht der Denkfaulheit bezüchtigt werden.. Man nehme die Philosophie zur Hand, durchblättere und durchlese ihre Paragraphen bis man einen gefunden der sich als dies geistige Gesetz aufstellen läßt. Kommt man auch hiermit nicht zum Ziele, so setze man die Philosophie selbst als dies geistige Gesetz und wandele das Bewußtsein des Geistes in das Bewußtsein von den Dingen, und worauf es hier zunächst ankommt, in das Bewußtsein der Sprachformen des deutschen, seiner selbst bewußten Geistes — wahrhaftig keine Riesenarbeit!

Wahrhaftig, keine? Aber warum hat Förster sie nicht ausgeführt und uns blos den baaren abstracten Gedanken gegeben? Absichtlich! „Mögen Andere“, sagt der Verfasser in der Vorrede, „in bändereichen Werken der Mitwelt den Schweiß ihrer Untersuchungen vorsetzen; hier ist mein Blut.“ Es ist nicht fein vom Verfasser das deutsche Publicum für blutdürstig zu halten.

S. 12 wird von der alten Philologie behauptet daß sie „frei von den Vorwürfen die ihr gemacht werden eine in sich vollkommene Wissenschaft sei“, und wenige Zeilen darauf wird sie damit näher charakterisirt daß sie „reines Sichselbstgenießen, eben daher Unthätigkeit des Geistes, ungeistiges Hinstarren ist“. S. 16 heißt es: „Die Einheit beider (Geist und Körper) ist die menschliche Körperform, und diese in ihren zu erkennenden und begreifenden Gesetzen in der griechischen Metrik enthalten“; die Psychologen und Physiologen mögen sich Dies ad notam nehmen und Metrik studiren!

Der Verfasser sagt (S. 151): „Es gibt eine Welt des Selbstbewußtseins, die Begriffe welche ihr Entsprechen nicht an den Dingen außer sich, sondern in und am Wort haben“, und erklärt dann rundweg, „unser gegenwärtiges Bewußtsein des Geistes sei reinsprachliches Bewußtsein“; und wir halten uns verpflichtet im Namen des Verfassers feierlichst dagegen zu protestiren daß man von diesen und allen vorigen Aussprüchen glaube, sie seien vom Verstande oder der Vernunft ausgegangen, sondern von dem vernünftigen Geiste, d. i. dem „reinen Geiste“, d. i. dem deutschen Geiste, d. i. dem Weltgeiste stammen sie. Dies erinnert uns daran was wir dem Leser nicht vorenthalten dürfen, daß dieser Schrift noch eine wesentliche Triebfeder zugrundeliegt, nämlich die deutsch-nationale Begeisterung. Wir erkennen dies Streben an sich sehr wohl an, haben einstweilen Nichts dagegen, wenn man den deutschen Geist als Weltgeist proclamirt und ihn als das erlösende Princip der Welt anpreist; der Verfasser findet aber in dem Mangel an solcher Begeisterung (S. 162 fg.) den Grund des Mangels an richtiger Erkenntniß, und das ist mindestens ein sehr gewagter Ausspruch, der vor das Forum der Psychologie gehört. Das Werkchen selbst entstammt allerdings ganz offenbar einer hohen achtungswerthen Begeisterung für die Sache; ob aber der Ausspruch des Verfassers daß „die Erkenntniß Begeisterung sei“ auch umgekehrt allemal richtig ist, müssen wir einstweilen bezweifeln.

Aus diesen beiden Schriften wird der Leser nun wol den Charakter des modernen Radicalismus in der Wissenschaft erkannt haben. Es ist bezeichnend daß er nicht von der Philosophie ausgeht, vielmehr gegen sie ankämpft um sie von ihrer Stelle als prima scientia zu verdrängen; denn seine wesentlichsten Eigenthümlichkeiten — die Bildung allzu allgemeiner, zugleich aber einseitiger, aus Einer speciellen Wissenschaft entnommener Gegensätze, die Handhabung ungenügender, unkritischer Kategorien — würden auf dem Boden der Philosophie allemal unmöglich sein. Wir haben Nichts dagegen daß diese Wissenschaften es nicht abwarten wollen, bis der Philosoph aus ihrem Besondern den Beitrag zum Allgemeinen ableiten wird, und selbst an dem Bau desselben unmittelbar theilnehmen, wir ehren und anerkennen das Streben und die Begeisterung für die allgemeinsten Interessen und die selbständige Beziehung der speciellen Wissenschaften auf dasselbe; wir wünschen Nichts sehnlicher als daß die richtigen Motive der Kritik, welche aus der besondern Disciplin für die Gesammtheit des

*) Es wird der Hegel’schen Schule hier nur Maß für Maß gezahlt; auch sie hat mit derselben Unterscheidung von Verstand und Vernunft alle kritischen Gegner stolz abgewiesen und in der Kritik gegen Andere sie als Zauberformel gebraucht. Wahrlich! es ist viel leichter ein solches Schibboleth zu finden als mit Jedem in seiner Sprache zu reden und sie zu verstehen. Die Herren, so viele sich jenes Unterschieds voreilig bedient haben, müssen gewiß sehr wenig Verstand besitzen, sie könnten ihn sonst, nach dem bekannten Gesetz der Eigenliebe, nicht so schmähen und verachten.

geistigen und praktischen Lebens sich ergeben, genügend erkannt und gewürdigt werden mögen, wir wünschen namentlich daß die diesen Bestrebungen zugrundeliegenden positiven wahren und richtigen Gedanken und Principien zur Geltung und was zuvor nöthig ist zur rechten Entwickelung kommen mögen. Das aber ist nur dann möglich, wenn ihre Beziehungen zu den übrigen Wissenschaften und Gedankensystemen erkannt und festgehalten werden. Man wird demnach diese Ideen und Bestrebungen welche den exacten Wissenschaften entkeimen als Pfropfreiser auf den Lebensbaum der Philosophie sehr wohl impfen und schöne Früchte davon erwarten können, aber selbständig würden diese Sprößlinge nur ein kümmerliches Dasein fristen und bald hinwelken. Wenn die positiven Wissenschaften, welche sonst ihren Einigungspunkt und den Boden der Allgemeinheit in der Philosophie gefunden hatten, selbst die Stelle der Philosophie vertreten wollen, so ist es unvermeidlich daß der vormals nur auf dem Gipfel des geistigen Lebens unter den philosophischen Schulen stattgehabte Kampf der Principien sich auf die ganze, weite Ebene der Wissenschaften und des Lebens ausbreitet, daß die Einheit des allgemeinen Bewußtseins der Nation, die Festigkeit seiner theoretischen und sittlichen Anschauung noch mehr zerklüftet und zerschaufelt wird. Das Beispiel dieser beiden Schriften allein kann uns davon hinlänglich überzeugen.

Was aber jeder Wissenschaft und besonders jedem Träger derselben der nach einem allgemeinen Einfluß auf das geistige Leben der Nation trachtet zunächst und zumeist am Herzen liegen muß ist eben Dies: daß die ohnehin erschreckliche Verwirrung aller Begriffe in unserm Zeitalter nicht noch durch schroffe Einseitigkeit und radicale Consequenzmacherei und Reformsucht — welche sich gegenseitig in ihren bösen Folgen potenziren — vermehrt und für längere Dauer unheilbar gemacht werde.

M. Lazarus.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. **Dritter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1852. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.**

Zwei Gebiete sind es namentlich die in neuester Zeit den Umfang unserer Geschichtswissenschaft immer mehr erweitern: die territoriale Vergrößerung des Schauplatzes historisch-merkwürdiger Begebenheiten und die culturhistorischen Epochen, die nach allen Richtungen hin mit wachsendem Eifer durchforscht werden; und die Resultate dieses Forschens bilden sich beinahe von Jahr zu Jahr zur Lösung der großen Aufgabe heran eine Geschichte des menschlichen Geistes zu erringen. Bewegten sich früher die geschichtlichen Studien vorzugsweise nur auf den drei Continenten der Alten Welt, und selbst hier nicht in gleicher Ausdehnung mit der Gegenwart, so ist in unsern Tagen in das Bereich jener Studien nicht nur Amerika, sondern sogar bereits Australien gezogen worden: man ist eifrig bemüht die mehr oder minder durch Alter und Merkwürdigkeit sich auszeichnenden Ueberreste einer unbekannten Vergangenheit den Hieroglyphen des alten Aegyptens vergleichbar zum Sprechen zu nöthigen. Und sie haben in der That schon manche, wenn auch nur schwer verständliche Laute von sich gegeben, die unsere ganze Aufmerksamkeit zu erregen geeignet sind. Was die culturhistorischen Erscheinungen anlangt, so hat man ihre Bedeutsamkeit, ihren Werth für die Erziehung unsers eigenen Geschlechts und ihre in hohem Grade interessante Seite dermaßen anerkannt daß kein Geschichtswerk, mag es von der Menschheit überhaupt oder von einzelnen Völkern insbesondere handeln, sich einer culturgeschichtlichen Auffassung und Darstellung seines historischen Objects entschlagen darf, wenn es nicht dem Vorwurfe der Einseitigkeit verfallen will. Um aber dem großen Ganzen den erfoderlichen Stoff zuzuführen, bedarf es namentlich specieller Untersuchungen und monographischer Schriften: und die Neuzeit hat auf diesem Felde des Trefflichen gar Vieles zutagegefördert; fast alle Culturvölker des neuern Europas haben sich bei diesen Arbeiten bethätigt, doch zumeist die Deutschen und die Franzosen.

Zu den Schriftwerken nun welche in der von uns soeben besprochenen Art und Weise für die Geschichtswissenschaft thätig sind gehört das „Historische Taschenbuch", das in seiner dritten Folge des dritten Jahrgangs vor uns liegt. Und so ernst und unwiderleglich man auch durch sein alljährliches Erscheinen daran erinnert wird daß die eigene Lebensdauer abermals um ein Jahr sich vermindert habe, so greift doch die Hand die mit allen seinen Vorgängern sich gar manchmal schon beschäftigt hat nicht ohne besondere Erwartung und Freudigkeit nach dem Buche, welches das Beginnen eines neuen Jahres verkündigt. Die Zahl seiner Jahre gestattet es wohl dasselbe einen „alten" Bekannten zu nennen, aber sein inneres Wesen läßt Nichts von den Gebrechen des Alters wahrnehmen: sein Geist ist noch ungebrochen, sein Segen für die Geschichtswissenschaft noch unverkümmert. Sehen wir zuvörderst im Allgemeinen was der alte Bekannte zum neuen Jahre gebracht hat.

1. Die Sikh und ihr Reich. Von Karl Friedrich Neumann.
2. Die Erweckten im protestantischen Deutschland, während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; besonders die frommen Grafenhöfe. Von Friedrich Wilhelm Barthold. Erste Abtheilung.
3. John Milton's prosaische Schriften über Kirche, Staat und öffentliches Leben seiner Zeit. Ein literarisches und publicistisches Charakterbild aus der englischen Revolution. Von Georg Weber. Erste Abtheilung.
4. Neuseeland in geschichtlichen Umrissen von seiner Entdeckung bis zur Gegenwart. Von Heinrich Brandes.

Was die erste Monographie anlangt, so dürfte es nicht viele Gelehrte in Deutschland geben die für die Verabfassung derselben so geeignet gewesen wären als Neumann; auch hat er bereits in einem frühern Jahrgange des „Historischen Taschenbuch" seine Befähigung

für dergleichen Themata dadurch beurkundet daß er die Katastrophe welche die Engländer in Afghanistan traf wahrhaft drastisch geschildert und ihr diejenigen Seiten abzugewinnen vermögend gewesen ist die für Alle ohne Ausnahme anziehend sind. Der Verfasser führt uns durch seine Abhandlung von den Sikh auf ein benachbartes Gebiet und durch die Schilderung der neuesten Ereignisse daselbst abermals auf Schlachtfelder zwischen den Engländern und Hindustämmen; und es fehlte eingeständlich nicht viel, so wäre die indo-englische Macht wiederum von einem schweren Schlage getroffen worden. Daß es nicht geschah, verdankten die Engländer nur der Tapferkeit ihrer nationalen Offiziere und der Feigheit der feindlichen Reiterei. Wer zu seiner Zeit den ausführlichen Berichten der augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, Berichten, die um so größeres Interesse hatten als sie theilweise aus deutschen Federn flossen — ein preußischer Prinz nebst Gefolge nahm ja bekanntlich an jenem Kampfe theil —, wird mit den Thatsachen die uns Neumann erzählt nicht unbekannt sein. Allein was dort zerstreut und abgebrochen zu lesen gewesen ist, hat unser Verfasser zu einem übersichtlichen, zusammenhängenden und zugleich anziehenden Ganzen verarbeitet. Doch hat der Verfasser seiner Monographie dadurch einen allgemeinen Werth gegeben daß er die Entstehung der Sikh und die allmälige Gestaltung und Bedeutung ihres Reichs sowie dessen Verhältniß zur indo-englischen Herrschaft darstellt. Bekanntlich knüpft sich die Entstehung der Sikh gleich der des Buddhaismus an einen indischen Reformator Namens Nanak an (1469 n. Chr.); er stammte wie der Stifter der Buddhisten aus der Kriegerkaste und strebte wie dieser die Tyrannei des Brahmanenthums, das seine Stütze im starren Kastenwesen hatte, durch eine Lehre zu brechen die das Gebot der allgemeinen Menschenliebe verkündigte. Und keine Religion ist mehr eine Religion des Friedens als die des Nanak. Dieser Reformator Indiens sagt:

Waffen lege an, aber solche die Niemandem Schaden bringen; Vernunft sei dein Panzerhemd, verwandele die Feinde in Freunde; Gottes Wort sei deine einzige Waffe; denn wie wundervoll sind nicht die Pforten, ist nicht der Palast, worin die Gottheit thront und Alles regiert. Unzählig sind die Stimmen die sie preisen: Luft, Wasser und Feuer; Iswara, Brahma und alle andern Gottheiten; die Propheten, Weisen und Einsiedler, Alle preisen dich! Es ist der Herr der Wahrheit, der Wahre und wahrhaft Gerechte. Er ist und war, er geht vorüber und geht nicht vorüber; er erhält Alles das erhalten wird.

In Nanak's Religion ist Deismus, Pantheismus und Idealismus vereinigt, danach aber auch der äußere Gottesdienst eingerichtet. Die ursprünglichen Tempel der Sikh sind einfache, schmucklose Gebäude, aus denen jede Abbildung der Gottheit verbannt ward. Der Gottesdienst dieser Religionsgesellschaft — diese Erscheinung darf im Oriente als bemerkenswerth angesehen werden — ist so äußerst prunklos daß er sich dem Cultus der englischen Unitarier nähert. Es werden Lieder gesungen zum Lobe des Höchsten, zum Lobe des Lehrers der Milde und des Erbarmens. Alsdann wird das heilige Gesetzbuch in der Gemeinde herumgereicht und ihm Geld, Blumen und Früchte geopfert. Diese Gegenstände sind das Eigenthum des Priesters welcher gerade den Gottesdienst leitet; am Ende theilt er dafür allerlei Süßigkeiten unter den Mitgliedern der Gemeinde aus, wie Dies auch bei den Sekten der Wäschnawas Sitte ist, zu denen die Sikh gehören. Von besonderm Interesse ist die Erzählung von dem Auftreten der europäischen Offiziere Allard, Ventura, Avitabile und Court im Lande der Sikh (seit 1822). Bemerkenswerth ist das schneidende Urtheil des Letztern über den Charakter der Orientalen. Er schreibt dem Engländer Burnes:

Machen Sie niemals Freundschaft mit einem Orientalen, sie sind einer wahren Zuneigung unfähig. Von Aufrichtigkeit, von Freimuth und Ehrlichkeit haben diese Leute keinen Begriff. Sie sind sanfter, höflicher und einschmeichelnder Art; dabei lauern aber immer im Hintergrunde herrschsüchtige, verrätherische Plane: Verrath, Treulosigkeit, Meineid, alle diese Mittel sind ihnen gleichgültig. Gerechtigkeit gilt Nichts in ihren Augen, Alles ist, über Alles geht die Gewalt. Bilden Sie sich nicht ein daß Güte, Sanftmuth und Nachgiebigkeit Etwas über solche Seelen vermögen: nur Schmeichelei, Schmeichelei und wieder Schmeichelei. Sie können die Farben nicht stark genug auftragen. So tief hat geistlicher und weltlicher Despotismus die mit den herrlichsten Anlagen ausgestatteten Völker des Morgenlands herabgewürdigt.

Mögen die Farben auch etwas zu stark auf diese Charakteristik aufgetragen sein, im Allgemeinen wird sie durch die Geschichte des neuern Orients doch nicht Lügen gestraft. Nicht ohne Wahrheit und nicht unprophetisch schließt Neumann seine Monographie:

Wollen die Gebieter Indiens sich und ihr Reich vor feindlichen Einfällen bewahren, so müssen auch sie, wie zu ihrer Blütezeit die Großmongolen, die Herrschaft über die andern Stämme und Länder Afghanistans erringen und behaupten. Dann werden Russen und Engländer in Persien, wo sich die Interessen schon längst feindlich berühren, mit den Waffen in der Hand aufeinanderstoßen. Gleichwie in frühern Jahrhunderten geschehen, so könnten auch in unsern Tagen in den Ebenen Mesopotamiens die Entscheidungsschlachten über die Herrschaft im Morgenlande geschlagen werden.

Die Geschicke der Menschheit werden und müssen sich auch dort endlich erfüllen!

Die zweite Monographie ist unleugbar ein interessantes Blatt aus der Culturgeschichte des protestantischen Deutschlands. Barthold ist Meister in dergleichen Untersuchungen und Schilderungen; und wie immer so bewährt er auch in dem vorliegenden Falle große Belesenheit und Literaturkenntniß. Der Pietismus, eine ebenso nothwendige als wohlthätige Reaction gegen die traurige Unerquicklichkeit des Lutherthums in der zweiten Hälfte des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts, bietet was die einzelnen Persönlichkeiten betrifft gar merkwürdige Erscheinungen dar. Neben der Reinheit, Aufrichtigkeit und echtchristlichen Gesinnung eines Spener und Francke — dem Erstern widmet der Verfasser besondere Aufmerksamkeit nicht blos als Theologen, sondern auch als Heraldiker — begegnet man Fanatikern und Zerrbildern und Sündern mancherlei Art. Und der Verfasser führt dem Leser eine sehr große Menge von Individuen vor, die theils mehr theils min-

der jene Zeit kennzeichnen, sodaß das Ganze man möchte sagen eine sehr lebhafte Scenerie erhält. Ein Auszug aus diesem Ganzen ist nicht möglich. Wohl aber mögen wir unsern Lesern folgende Stelle nicht vorenthalten:

Fähige Beobachter der kirchlich-sittlichen Zustände unsers Vaterlands im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts kommen darin überein daß das religiöse Leben, soweit es aus dem herrschenden Kirchenthum und der herrschenden Theologie seine Nahrung zog, aller erwärmenden Kraft und sittlichen Begeisterung beraubt war, und daß Versunkenheit und Stumpfsinn eines ganzen Geschlechts drohte. Der Grundgedanke der Reformation, eine nie abgeschlossene Ausbildung fodernd, war in sich gefesselt und gebannt, seitdem das Ende des großen deutschen Kriegs die protestantische Partei vor jedem Angriffe der römischen Kirche sichergestellt hatte. Die Gottesgelahrtheit auf den Hochschulen erstarrte in dem ihr einmal abgesteckten Ideengebiete und äußerte nur jähaufzuckende Lebenszeichen in Anfeindung und Kampf gegen freiere Regungen, die sie als bürgerlich strafbare lästerliche Ketzerei betrachtete. Predigt und Seelsorge bethätigten sich überwiegend in dogmatischer Schultheologie, in erstorbenem Formelwesen oder in der Streittheologie; das nie ruhende Bedürfniß deutscher Seelen nach Einkehr in sich selbst, nach Belehrung und Erquickung auch außerhalb des Dogmas und des herkömmlichen Gedankengleises fand weder auf Kanzeln noch im Beichtstuhle Befriedigung. Ein strenges Kirchenregiment, entstanden unter andern sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, vererbte sich als unwandelbares Gesetz auf ein verändertes Geschlecht und strafte, dem unsinnigsten Aberglauben und gefühllosem Pharisäismus verfallen, nach einer Richtschnur jedes Abirren von seinen altväterischen Satzungen. Die Gottesgelahrtheit des 17. Jahrhunderts war unfähig den blutdürstigen Wahnsinn der Hexenprocesse zu verbannen, gegen den selbst aus dem Schoose des dunkelsten Katholicismus mahnende Stimmen sich längst erhoben. Am lutherischen Kirchenthum war Siechthum, Abgestorbenheit unverkennbar, ja es war ein Papstthum in schlimmster Bedeutung geworden, obenein mit dem Unterschiede daß ihm das Mysterium und die heitere sinnliche Pracht des Cultus fehlten, in welche versenkt ein gläubiges Gemüth nach dem Maße seiner Tiefe Beruhigung, Trost, Erhebung und Vereinigung mit Gott findet. Stand aber diese sittlich-kirchliche Erscheinung etwa vereinzelt da? Das war nicht möglich. Die Sitte, die Sprache und selbst der Staat litten an Gebrechen die jeden edlern Keim in die Gefahr des Vertrocknens, jedes bessere Reis in die Gefahr des Verdorrens brachten.

Und woher sollte denn der bessere und edlere Theil des Volks Kraft, Beruhigung, Trost, Erhebung und Begeisterung, nach welcher das deutsche Gemüth zu allen Zeiten dürstete, gewinnen, da weder Kirche noch Staat die Mittel dazu boten, ja hartsinnig versagten? Verkümmerung und öffentliches Elend bedurfte der Stärkung aus den tiefsten, erquicklichsten Brunnen einer unsichtbaren Welt; Diejenigen gruben danach welche die Last der Gegenwart verhältnißmäßig am schwersten empfanden und deshalb nach religiöser Getröstung am schmerzlichsten sich sehnten. Ohne aus dem allgemeinen Verbande der Kirche und des Glaubensbekenntnisses zu scheiden, was als Verbrechen der weltlichen Strafe nicht entging, „zimmerten sie ein Kirchlein in der Kirche", versammelte sich das andachtbrünstige Häuflein zu kleinen, stillen Gemeinden, erbaute, belehrte, tröstete sich gegenseitig, erleichterte seinen Seelenkummer, prüfte und läuterte die geheimsten Herzensregungen und ermunterte ohne Werkheiligkeit einander zur thätigen Bruderliebe; hier entwickelte sich der Pietismus in seinen ersten Keimen, dieser Boden nährte zuerst die Wurzeln aus denen der merkwürdige Stamm der Männer am „Hutberge" hervorging. Zur Vergleichung und zu weiterer Bekanntschaft mit den Dingen jener siechenden Zeit verweisen wir unsere Leser auf Adolf Menzel's „Geschichte der neuern Zeit". Uebrigens müssen wir die Versicherung aussprechen daß, wer künftighin den in Rede stehenden culturhistorischen Abschnitt unsers Vaterlands beschreiben will, Barthold's Arbeit nicht ohne Berücksichtigung und Benutzung lassen darf.

Auf ein ganz anderes, doch wohlbekanntes und in neuester Zeit, wenn man so sagen darf, vielfach durchpflügtes Feld der Geschichte führt uns Weber: auf Cromwell's Zeitalter. Solange der Einfluß der Stuart'schen Historiographie sich geltendzumachen wußte, war von einer unparteiischen Würdigung des Protectors und seiner hervorragendsten Anhänger natürlich nicht die Rede. Seitdem aber, und das ist noch nicht lange her, die Geschichtschreibung sich diesem Einflusse entzogen und das Audiatur et altera pars durchgesetzt hat, ist das Urtheil über Cromwell ein viel günstigeres und unstreitig auch gerechteres geworden. Unser Verfasser sucht nun dieselbe Gerechtigkeit einem Manne zu verschaffen, der als Dichter von „The paradise lost" wol vollkommen gerecht beurtheilt worden, aber als Parteigänger und Diener Cromwell's entweder wenig gekannt oder nicht nach Verdienst gewürdigt worden ist. Milton, 1608 zu London geboren und 1673 daselbst gestorben, war einer der eifrigsten und bis zuletzt ausharrenden Anhänger des Protectors und der politischen wie der kirchlichen Grundsätze desselben. Und wie durch ein Wunder entging er der Rache der auf den Thron zurückgekehrten Stuarts. Seine sämmtlichen prosaischen Werke erschienen 1848 in drei starken Octavbänden von J. A. St. John; die Brauchbarkeit dieser Ausgabe ist durch Einleitungen und erläuternde Anmerkungen des Herausgebers sehr gesteigert worden. Aus dieser Quelle hat nun Weber die Elemente entlehnt, die erfoderlich waren um das politische und zugleich unparteiische Charakterbild Milton's zu schaffen. Und die Geschichtswissenschaft kann ihm nur dankbar sein daß es im Allgemeinen wenigstens abermals gelungen ist einen in Absicht auf seinen sittlichen Charakter und seine geistige Befähigung und Thätigkeit höchst achtungswerthen Mann gleichsam aus dem Pfuhl herauszuziehen in welchen ihn Parteileidenschaft geworfen hatte. Leugnen können wir jedoch nicht daß Weber eine besondere Sympathie für Milton als Republikaner zu offenbaren scheint; indeß tritt diese Sympathie darum nicht so sehr in den Vordergrund, weil er insbesondere Milton's sittliche und religiöse Grundsätze hervorhebt, mit diesen gleichsam den eifrigen Republikaner und Anhänger Cromwell's deckt. Von besonderm Interesse ist die Vergleichung welche der Verfasser zwischen Milton und Rousseau anstellt: wir wollen sie unsern Lesern im Wesentlichen mittheilen. Beide Männer waren darin einander ähnlich daß sie

den Zeitgeist, wie er sich in den edelsten Naturen ihrer Nationen zu entfalten begann, richtig erriethen und zur Ausbildung führten. In England hatte der Religionsdruck der bischöflichen Hierarchie, verbunden mit dem verletzenden Hochmuthe und den absolutistischen Bestrebungen der Stuarts, eine allgemeine Sehnsucht nach Befreiung von diesem zwiefachen Joche erzeugt. Diese Sehnsucht äußerte sich zunächst in einer negirenden Opposition gegen die herrschenden Gewalten, eine Opposition, die der Natur der Sache nach in ihrem zerstörenden Gange so lange fortschritt bis sie an dem entgegengesetzten Extrem angekommen war, wo dann nothwendig ein Rückschlag erfolgen mußte. Diesen geistigen Proceß machte Milton vollkommen mit, solange der Widerstand gegen Absolutismus und Hierarchie in Thätigkeit und im Zunehmen war; als aber der reactionnaire Rückschlag erfolgte, beharrte er mit ehrenwerther Consequenz, die überhaupt einen hervorstechenden Zug in Milton's Charakter bildet, bei seiner ursprünglichen Ansicht und stand daher bald mit denselben Grundsätzen, die vorher der größere Theil der Nation mit ihm getheilt hatte, vereinsamt da. In Frankreich bildete sich im nächsten Jahrhundert auf langsamem Wege eine nicht minder starke Opposition gegen die bestehenden Einrichtungen, Gewohnheiten, Sitten und Misbräuche in Kirche, Staat und öffentlichem Leben. Diese Opposition erhielt durch Rousseau eine eigenthümliche Richtung und ein positives Ziel in der Aufstellung des Princips daß nur in der Rückkehr zur ursprünglichen Einfachheit und in der Wiederherstellung eines reinen Naturzustandes die Gebrechen der Zeit und der menschlichen Gesellschaft geheilt werden könnten. Auch dieser geistige Proceß führte zuletzt zum Umsturz des Bestehenden; allein Rousseau erlebte nicht den Ausbruch der blutigen Revolution, wodurch dieser Umsturz bewirkt wurde. Darin also sind beide Männer ähnlich daß sie die echten Kinder ihrer Zeit waren und von der herrschenden Geistesrichtung ebenso wol getragen wurden als sie dieselbe bestimmten. Sie sind auch darin einander ähnlich daß sie den Menschen von seiner göttlichen Seite erfaßten und seine Natur und sein Wesen idealisirten; daß sie Vorschriften gaben wie man diese edle Menschennatur durch gutgeleitete Erziehung immer mehr ihrer Bestimmung, der Gottähnlichkeit näher bringen könne; daß sie bei dieser Erziehung den alten gänzlich vergessenen Spruch: „ut sana mens sit in sano corpore" durch größere Beachtung der körperlichen Ausbildung wieder zu Ehren bringen wollten. Sie gehen ferner bei Aufstellung ihrer politischen Systeme von dem Grundsatze der Volkssouverainetät aus, und fußen auf der Lehre daß der Staat ein Gesellschaftsvertrag mit gegenseitig bindenden Gesetzen sei, und daß *die* Staatsform, wo der Volkswille sich am reinsten und unmittelbarsten kundgebe, die zweckmäßigste und der Idee am meisten entsprechende sei. In ihrer religiösen Anschauung scheiden sie Beide die Form von dem Inhalte: die erstere ist Beiden unwesentlich und ihrer Ansicht nach der freien Wahl der Individuen zu überlassen. Milton hält an der evangelischen Lehre fest und sieht in der gläubigen Hingebung an das Wort und den Geist der Heiligen Schrift das echte Kennzeichen eines vollkommenen Menschen; Rousseau bringt selbst die Christuslehre in ihrer specifischen Erscheinung einer idealen Naturreligion zum Opfer, um das Band das die Creatur mit dem Schöpfer verbindet so allgemein und geistig zu machen daß alle Menschen ohne Unterschied dasselbe fassen könnten. Milton erscheint überall als strenggläubiger Christ, Rousseau als idealistischer Religionsphilosoph. Trotz dieser einzelnen Aehnlichkeiten sind die Schriften beider Männer sehr verschieden. Sie gleichen sich nur in Einem Punkte daß sie alle in einer poetisch oder rhetorisch gehobenen Sprache und Darstellung abgefaßt sind. Zwar tragen Milton's Werke nicht das leichte, elegante Gepräge das die Schriften des französischen Philosophen auszeichnet; dafür enthalten sie aber viele Stellen von echtpoetischem Schwunge und pathetischer Beredtsamkeit. Milton geht in seinen Schriften stets von positiven Sätzen und unbestrittenen Wahrheiten aus, und nimmt seine Argumente weniger aus dem eigenen Verstande als aus den Schriften der Alten — wie ja überhaupt die Engländer beiweitem eifrigere Schüler des Alterthums sind als die Franzosen — oder aus der Bibel; Rousseau beginnt nicht selten mit einer petitio principii, indem er einen vieldeutigen, halbwahren Satz an die Spitze stellt und dann durch eine Reihe dialektischer Schlüsse und Folgerungen den Leser mit einem sophistischen Netz umstrickt, aus dem er sich nicht loszuwinden vermag bis er auf den Ausgangspunkt zurückgeht. Milton hielt sich rein von allen sittlichen Verirrungen der Jugend, führte stets einen moralisch-tadellosen Lebenswandel und bewegte sich in geordneten häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen; dieser Umstand gab ihm festes Selbstvertrauen und einen von aller Menschenfurcht freien Muth. Rousseau gerieth durch harte Schicksalsschläge, durch Verführung und Charakterschwäche auf mancherlei Abwege, wodurch sein Leben vergiftet, sein Geist von einer krankhaften Reizbarkeit getrübt und seinen Lehren die feste Grundlage des sittlichen Ernstes entzogen wurde. Daher empfängt man beim Lesen der Milton'schen Schriften den Eindruck von einem mannhaft und siegreich durchgeführten Kampfe, während man bei Rousseau zugleich die Seelenleiden und die Verfolgungen des Verfassers durchfühlt. Dort herrscht ein gesunder, reiner Sinn und ein klarer, selbstbewußter Menschengeist; in Rousseau ist unter reizender und verlockender Hülle viel geheimes Gift enthalten; und während Milton mit blanker Waffe und offenem Visir geradezu auf den Feind losgeht und ihn aus seinem Bollwerk herauszutreiben sucht, untergräbt Rousseau die Fundamente und bringt somit den Feind sammt seiner Schutzwehr zu Falle. Rousseau's philosophischer Geist drückt allen seinen Werken und Gebilden eine entschieden subjective Prägung und Färbung auf; Milton's episch-plastische Dichternatur gibt seinen Schöpfungen eine klare objective Gestalt, denen mitunter zu einem poetischen Kunstwerk

nur die dichterische Form fehlt. Nicht ohne Stolz sah übrigens Milton auf sein Vaterland: in vielen seiner Schriften blickt der Gedanke durch daß England vom Schicksale ausersehen sei den übrigen Nationen bei allen Reformen mit Muster und Beispiel voranzugehen.

Neuseeland, in Zukunft unstreitig als ein Glied der grossen Länderkette auftretend die von europäisch-christlicher Cultur durchdrungen wird, hat durch Brandes eine geschichtliche Zeichnung erhalten, wie sie wol nur einem Manne möglich war der in Mitte ausgezeichneter und umfassender wissenschaftlicher Schätze sich befindet: Brandes ist nämlich Custos der königlichen Bibliothek zu Berlin. Und der Verfasser hat seine Quellen und Hülfsmittel trefflich zu benutzen verstanden: seine Monographie ist ein ebenso gründlicher als gut geschriebener Beitrag zur Entdeckungsgeschichte, zur Charakteristik des Colonisationssystems der Engländer und ihrer Thätigkeit im Dienste der Verbreitung christlicher Cultur über die Erde. Man kann dem Muthe, dem Unternehmungsgeiste und der Colonisirungsgeschicklichkeit dieses normannisch-sächsischen Volksstamms und dem Weltblicke seiner Regierung die größte Bewunderung nicht versagen. Freilich fehlt es auch nicht an Misgriffen, die theils früher, theils selbst noch in der jüngsten Zeit von dieser Regierung gethan worden sind; allein gereifte Erfahrung und Beharrlichkeit, unterstützt von der gewaltigsten Seemacht welche die Geschichte bisjetzt kennt, haben theils jene Misgriffe wiedergutgemacht, theils steht ein solches Resultat in Aussicht. Und die rücksichtlich Neuseelands insbesondere gemachten trüben Erfahrungen werden weit entfernt sein die Engländer zu vermögen, von diesem Lande gleichsam mismuthigen Abschied zu nehmen: denn es bietet durch seine geographische Lage und durch den Charakter der eingeborenen Bevölkerung ein hohes Interesse dar; es birgt namentlich auch für naturwissenschaftliche Forschung ganz eigenthümliche und oft abnorme Erscheinungen, die sich kaum auf irgend einem Theile unsers Erdballs wiederfinden; und eine reiche und lebensvolle Zukunft steht für Neuseeland zuverlässig zu erwarten. Dem Missionswesen auf Neuseeland hat der Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, umsomehr als das englische Colonialamt die Missionare für seine Zwecke bekanntlich vielfach benutzt; sie erscheinen zur Zeit der Gefahr und unter Verhältnissen welche grosse Aufopferung erfodern in der Regel höchst ehrenwerth. Allein, sagt der Verfasser, seitdem sie aus dem Zustande des Elends sich emporgerungen, unter dem Umschwunge der Verhältnisse Einfluß und Macht über die Eingeborenen und eine imponirende Stellung nach außen hin erlangt, zeigt sich selbstsüchtige Vielgeschäftigkeit, hochfahrendes Wesen, ja Versunkenheit in irdische Interessen. Durch schnöde Kälte und Unfreundlichkeit gegen Leidende und Bedrängte wurden sie förmlich berüchtigt. Sie hatten in ähnlicher Weise wie etwa die Mönche des Mittelalters die einladendsten und fruchtbarsten Stellen des Landes zu erlangen gewußt, ihren Landbesitz auf eine fabelhafte Weise ausgedehnt und trieben mit den Erzeugnissen ihres Bodens einen einträglichen Handel. Sie betrachteten sich fast als Herren des Landes und waren auf das eifrigste thätig fremden Eingriffen zu wehren. Die Häuptlinge waren von ihnen noch weit abhängiger, ihren Winken und Wünschen gehorsamer als jemals die germanischen Fürsten und Grafen des Mittelalters es den Bischöfen und geistlichen Herren gegenüber gewesen sind. Daher erklärt sich später der Mismuth, mit welchem sich die Väter der neuseeländischen Kirche den wechselnden Ansiedelungen der Europäer entgegenstellten; ihr stetes Ringen und Trachten, jede Mediatisirung der äußern Machthaber von ihrem theokratischen Boden fernzuhalten. Wer mit der Geschichte namentlich der englischen Missionare nur einigermaßen bekannt ist, wird das Bild das unser Verfasser hier nach guten Quellen entworfen hat vollkommen naturgetreu finden.

K. Zimmer.

Neue Romane.

1. Der Adept zu Helmstedt. Historischer Roman von H. Klencke. Vier Bände. Leipzig, Wienbrack. 1851. 8. 6 Thlr.

Daß es sich hier um den Hofrath Beireis handelt, wird kaum zu sagen nöthig sein, da Jeder mindestens ein mal von ihm und den Wundern seiner Sammlungen, z. B. der Vaucanson'schen Ente gehört hat, welche in unserer Zeit mit Federn bekleidet neben einigen andern Producten älterer Mechanik auf Jahrmärkten gezeigt wird. Beireis und seine Zeit gewähren höchst ergiebigen Stoff für den Roman. Durch das ganze vorige Jahrhundert bis in das erste Decennium des gegenwärtigen hinein zieht sich der Glaube an das Goldmachen auf alchemistischem Wege, ebenso die Neigung zu sonstigen vielverheißenden Geheimnissen. Jener wie diese wurden, wie Das kaum anders sein konnte, auf den verschiedensten Wegen und zu mancherlei Zwecken ausgebeutet. Meistens knüpfte man die Fäden nicht ohne glücklichen Erfolg eben dort an wo es sich weder um Goldmachen, noch um theosophische, mystische, kabbalistische und sonstige Verirrungen des menschlichen Geistes handelt, sondern schlichtweg nur um Ehre und Rechtschaffenheit, um die schroffen socialen Misverhältnisse möglichst auszugleichen. Allein die Freimaurerei, und diese bot den Haken für jene Fäden, war unter der Form eines Geheimnisses gegeben und mußte daher den Wundersüchtigen, den Charlatans und selbst hochstehenden Staatsmännern, wie z. B. dem Minister Wöllner in Berlin, ein sehr ergiebiges Material liefern. Die Aufklärer vermochten dagegen wenig, da ihr nüchterner Rationalismus keinen Ersatz gewährte für das Aufgeben glänzender Träume, und dem nun einmal befangenen Sinn auch wirklich keine Befriedigung bieten konnte. Das Suchen nach dem Stein der Weisen, nach dem goldschaffenden rothen Pulver ward von der raffinirtesten Schlauheit an eine besondere Gesellschaft gefesselt, und die verborgenen Leiter derselben wußten die Mitglieder durch eine Dialektik in Athem zu erhalten die man wirklich bewundern kann, wenngleich man sie pure Blasphemie nennen muß. Eins der schlagendsten Zeugnisse für diesen Ausspruch ist das Buch „Freymäurerische Versammlungsreden der Gold- und Rosenkreuzer des alten Systems" (Amsterdam [Hof] 1779). Daß um diese Zeit, wo bereits die edelsten Geister hellaufleuchteten, noch ein solches Buch, welchem sogar die Ehre sofortigen Nachdrucks zutheilwurde, möglich war, bezeugt wol am augenfälligsten wie die Gesellschaft jener Zeit bis auf das Mark durchwuchert war von unverstandenem und irregeleitetem Drange nach einem bessern Zustande, und so kann es durchaus nicht befremden daß es einem Schrepfer, Cagliostro, Saint-Germain und Andern möglich wurde selbst die einsichtsvollsten Köpfe zu berücken.

War Beireis solchen Betrügern gleichzusetzen? Kann er überhaupt ein Adept genannt werden? Vor allen Dingen ist hervorzuheben daß er keiner der verschiedenen geheimen Gesellschaften und namentlich nicht den Gold- und Rosenkreuzern angehörte, auch nirgend die leiseste Spur wahrnehmbar wird daß er mit einzelnen Gliedern solcher Gesellschaften ein näheres Verhältniß unterhielt; sodann daß er einen großen Theil seines Lebens nicht eben weit über den Schatten des helmstedter Kirchthurms hinauskam, also auch den wandernden Adepten und sonstigen länderdurchziehenden Glücksrittern nicht beigezählt werden kann. Ebenso wenig wissen wir von nähern Verhältnissen zu andern Gelehrten Deutschlands oder des Auslandes. Alles daher, was er sagte, lehrte, that und trieb, geschah auf eigene Hand, und diese Selbständigkeit verdient immerhin Anerkennung. Woher nun sein weitverbreiteter Ruf, der selbst Goethe zu einem Besuch verlockte? Man sagt er habe eine Goldstange als Product seiner alchemistischen Kunst vorgewiesen, habe das Geheimniß gefunden und als Erwerbsquelle benutzt, werthvolle Farbenmateriale darzustellen; habe einen rohen Diamanten von unerhörter Größe, daneben schätzbare Gemälde und sonstige Kunstwerke besessen, beiläufig auch Geschichten von großen Reisen und bis nach China reichenden Verbindungen erzählt. Daß er bei dem Allem ein geschickter Arzt war, weiß Referent selbst noch gar wol von seiner Knabenzeit her. Was nun die Goldstange und den Diamanten anbetrifft, so waltet dabei sicher das Spiel der Selbsttäuschung vor. Beireis sprach davon in nicht ganz bestimmten Ausdrücken. Vielleicht hielt er anfangs den Stein selbst für einen Diamanten, und weil man ihm glaubte, wenigstens nicht widersprach, so glaubte er am Ende selbst an Das was er fort und fort erzählte; oder aber sein Ehrgeiz mochte sich kein Dementi durch Widerruf geben, denn ehrgeizig war er allerdings in ziemlich hohem Grade, und weil einmal der erste Stoß gegeben war, so nährte man diesen Ehrgeiz, indem man ihn stets als einen Wundermann betrachtete und heimsuchte. Daß Beireis wie er nun einmal dastand eben nur in seiner Zeit möglich war, hat Referent durch einige Züge aus jener Zeit andeuten wollen, indem er der Ansicht ist daß ein als historischer Roman bezeichnetes Buch zunächst die Zeit um die es sich handelt als Grund und Boden festhalten müsse. Davon finden wir in diesem Buche Nichts als was zufällig bei dieser oder jener Scene nothdürftig sich darbietet. Aber das ganze vier Bände starke Buch ist auch überhaupt nichts weiter als ein Conglomerat von zufälligen Scenen, um wo möglich keine der mancherlei Anekdoten zu übergehen die in einigen Broschüren, auch wol noch mündlich im braunschweiger Lande aufbewahrt werden.

Manche derselben mögen gemacht sein, denn an auffälligen Persönlichkeiten versuchen Alt und Jung gern die Kraft ihrer Erfindungsgabe. Und wie steht Beireis im Buche da? Es scheint der Verfasser habe sich selbst keine Rechenschaft darüber geben können oder wollen. Fort und fort, namentlich im ersten Bande läßt er seinen Helden nicht anders auftreten als mit buchstäblich wiederholter Beschreibung seines Anzugs, als sei dieser etwas Absonderliches gewesen, was keineswegs der Fall war, denn er gehörte seiner Zeit an. In Bezug auf des Leibes Nahrung und Nothdurft sollte man nach dem Romane glauben, Beireis habe sich streng ferngehalten selbst von sogenannter Hausmannskost, allein es ist bekannt genug daß er zwar mäßig lebte, dagegen als Wirth und Gast sich als ein guter Kenner der Tafelfreuden erwies. Sodann erscheint Beireis, wie man nach dem Titel des Buchs doch voraussetzen muß, nirgend als Adept, sondern lediglich nur als ein Mann der bestrebt ist außergewöhnliche Kenntnisse zu seinem Vortheil auszubeuten. Dahin gehören hier namentlich die Bereitung des künstlichen Ultramarins und des sogenannten Schnellessigs. Künstliche Lasurfarbe war spätestens schon 1769 — und der Roman beginnt unmittelbar nach dem Ende des Siebenjährigen Kriegs — kein Geheimniß mehr, nicht einmal die Bereitung der Scharlachfarbe aus Kermes. Ob Beireis wirklich sich mit Fabrikation des Schnellessigs abgab, ist Referenten nicht bekannt. Möglicherweise konnte er, wenn er in früher Jugend einmal in Frankreich gewesen war, durch die dort seit Jahrhunderten übliche Art und Weise der Weinessigproduction auf die erst 1823 allgemeiner bekanntgewordene Anwendung der Holzspäne geleitet sein. Ultramarin und Schnellessig bilden übrigens insofern den Hauptgegenstand des ganzen Buchs als ein armer Student sich abmühen muß das Geheimniß ihrer Production zu ergründen. Das gelingt denn auch, worauf der Student ein reiches Mädchen heirathet und nach Rußland geht um der Kaiserin Katharina in Beireis' Auftrage zu sagen: das Goldmachen sei unmöglich. Damit widerspricht Beireis berühmten Chemikern seiner Zeit, z. B. Gmelin, und strenggenommen ist diese Behauptung nur insofern eine Wahrheit als der alchemistische Weg ein falscher war. Als Episode ist die Entführung eines genialseinsollenden Mädchens durch einen hinkenden östreichischen Cavalier zu betrachten, der so ziemlich im Geruche mephistophelischen Ursprungs steht. Referent wäre geneigt Dies als die beste Partie des Buchs zu betrachten, wenn sie nicht wie alles Uebrige so durchaus zusammenhangslos dastände. Daß die Umgebung glaubt das Mädchen habe der Teufel geholt, ist übrigens ganz in der Ordnung. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts mußte Referent von sonst ganz einsichtsvollen Menschen es als höchst bedenklich hervorheben hören daß bei Lessing's Tode sich ein ebenso verdächtiger als unerträglicher Schwefelgeruch durch Eschenburg's Haus, in welchem bekanntlich Lessing starb, verbreitet habe. Auch das Verhältniß Beireis' zu einem kunstfertigen Klosterbruder in St.-Lüdgeri bei Helmstedt steht ganz müßig da, wie vortheilhaft es auch zu benutzen war. Dagegen findet sich mit keiner Silbe einer Eigenheit gedacht die jeder Andere gewiß als eine der hauptsächlichsten Grundlagen in Beireis' Charakteristik verwendet haben würde. Beireis arbeitete nämlich eine lange Reihe von Jahren hindurch an einer Art theosophischen Gedichts in der Weise daß regelmäßig am Sylvesterabend eines jeden Jahres eine einzige Strophe niedergeschrieben wurde. Wir müssen uns dafür mit dem Kommen und Gehen von allerlei Menschen begnügen, und sehen da unter Andern den Herzog und den Erbprinzen von Braunschweig, den Fürsten von Dessau, den wackern Uebersetzer englischer Romane, Bode, auch Goethe. Das Alles geschieht um Nichts und wieder Nichts, nur um eine höchst armselig erscheinende Neugier zu befriedigen. Um kurz Alles zusammenzufassen muß man sagen: Das Buch könnte wirklich recht gut sein wenn es einen Plan, eine Grundidee hätte. Wem es darum zu thun ist ein anschauliches Bild von Beireis, seiner Zeit und Umgebung zu gewinnen, Dem ist die Vorlesung von Lichtenstein in der Versammlung des Wissenschaftlichen Vereins zu Berlin zu empfehlen welche Raumer's „Historisches Taschenbuch“ im achten Jahrgang der Neuen Folge mittheilt. Da wird uns ein Mensch gegeben, während hier nur Marionetten vorübergaukeln — um sein Buch zu machen vier Bände stark.

2. Novellen aus meinem Wanderbuche. Von Oskar von Witzleben. Zwei Bände. Breslau, Max und Comp. 1852. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Der erste Band ist dem k. k. Kammerherrn Grafen Ferdinand Egger gewidmet, der zweite dem k. k. General Jurô Jellacic, und zwar Jenem schlichtweg, Diesem freundlichst. Mit dem Titel „Novellen“ dürfen wir es, namentlich in Bezug auf den ersten Band, nicht genau nehmen, denn dieser enthält außer einer Dorfgeschichte aus Unterkärnten nur Sagen wie sie dem Verfasser auf seinen Wanderungen zu Venedig, im Val d'Agno, dem Oberdrauthal, dem Plauenschen Grunde und dem Harz bekanntgeworden sind. Die Sagen an sich sind wirklich ansprechend, und der Verfasser kennt den Ton welcher von ihrem Vortrage untrennbar ist sehr gut: davon ist vielfach Zeugniß abgelegt. Seltsamerweise fahren jedoch in die schönsten Situationen philosophische Betrachtungen, Lebenserfahrungen

und sonst allerlei Schreibpult- und Salonblüten ohne Umstände hinein, sodaß uns zu Sinne wird als würde uns eine ästhetische Ohrfeige applicirt, oder auch als sähen wir eine im Sonnenlichte spielende Lacerte, welche die Spur ihrer Füße mit dem Schwanze wieder auswischt. Der zweite Band bewegt sich in einer Gesellschaft in welcher der Verfasser mehr zu Hause ist. Obgleich die beiden Hauptabtheilungen „Baden" und „Paris" drei Erzählungen geben, nämlich „Steeple chase", „Das Gefecht von Neudorf" und „Hortence", so ist es doch nur eine und dieselbe Geschichte in drei Situationen zerfällt. Es handelt sich um das Verhältniß eines jungen Malers zu dem schottischen Aristokratenkinde Hortence, welches in der heimtückischen Ermordung des Erstern sein tragisches Ende findet, wie denn überhaupt der Verfasser dem trüben Ausgange geneigt zu sein scheint: wenigstens begegneten wir auch im ersten Bande nirgend einem freundlichen Schlusse. Der zweite Band berechtigt an gar mancher Stelle zu der Annahme daß der Verfasser für eine den Ansprüchen der Kunstphilosophie genügendere Darstellung in seiner scharfen Auffassung der verschiedensten Lebensverhältnisse und Charaktere bemittelt genug sei, daß es ihm jedoch wol bequemer schien die Erlebnisse seiner Wanderungen, wie sie rasch hingeschrieben, auch dem Publicum zu bieten, und darin mag denn auch der Grund zu suchen sein daß wir einzelnen Worten und Wendungen begegnen welche der Salon vielleicht rechtfertigt, während die deutsche Sprache sie abweisen muß. 27.

Ein neues Epos von Franz Freiherrn von Unterrichter.

Franz Freiherr von Unterrichter, kaiserlich königlich östreichischer Oberappellationsgerichtspräsident, wirklicher Geheimrath u. s. w. zu Klagenfurt und ehemaliger Abgeordneter zur Constituirenden Nationalversammlung in Frankfurt a. M., von welchem bereits eine Epopöe „Tirol" in 24 Gesängen erschienen ist, scheint wirklich eine Art von poetischem Don Quixote zu sein, wie deren in östreichischen Landen hin und wieder vorkommen. Der Freiherr kündigt nämlich seine Werke gleich in Massen an; „gesammelte" und höchstwahrscheinlich bereits massenhaft vorbereitete Werke, die zehn Bände „in Schillerformat" füllen sollen. Diese Werke gibt der Freiherr jedoch auf Subscription heraus, was uns mindestens precair und etwas wundersam dünkt. Es bestehen aber diese uns zum größten Theil noch bevorstehenden Werke: 1) aus nicht weniger als fünf historischen, sämmtlich dem vergangenheitlichen Boden Tirols angehörigen fünfactigen Trauerspielen, sodann aus einem gewissen nicht näher bestimmten Etwas: „Judas der Machabäer" genannt, endlich noch aus einer Idylle in sechs Gesängen: „Die Fürstentochter und der Edelknabe." Was außer der Epopöe „Tirol" bereits von diesen Operibus erschienen, weiß Referent nicht, nur fabelhaft findet er es wie eine Natur es aushalten kann, in so ungeheuern Contouren poetisch zu fabriciren und zwar Alles ohne Unterschied: Trauerspiele, Idyllen, Epopöen u. s. w. Es gereicht Dies beinahe zum Entsetzen; denn während der echte Dichter u. s. w., u. s. w., so u. s. w. Hier heißt es gewiß: ohne Grazie in infinitum, bis in die aschgraue Möglichkeit hineingedichtet!

Den Inhalt der Epopöe „Tirol" bildete eine Episode aus der frühen geschichtlichen Vergangenheit dieses Landes, der Zeit, da der sich so nennende König von Böheim und Tirol, der aber nur die Grafschaft Tirol und die kärntner Lande besaß, ein im höchsten Grade verbrecherischer Fürst, seinem Lande und seinen Vasallen alle erdenklichen Gräuel anthat. Durch seine Schandthaten endlich auf das äußerste gereizt, jagen ihn diese aus dem Lande und stiften dafür in dem Bunde der tirolischen Landschaften eine Art Föderativstaat nach Art der Schweizercantone. Dies die geschichtliche Basis dieser Epopöe, in welcher auch der Teufel eine ganz ungeheuerliche Rolle spielt, sich jedoch, wie der frühere Beurtheiler besagter Epopöe sich ausdrückt, als einen recht armen und ledernen Teufel erweist. Auch eine Masse kleine Teufelchen kommen außer dem großen Hauptsatan noch in dem Gedicht vor, die seine höchst traurig angelegten Intriguen ebenso trübselig ausführen u. s. w.

Mehrgenannte Epopöe „Tirol" war die Form anlangend in überaus holperigen Hexametern geschrieben und mit einem ungeheuern Apparat von allem zur Epopöe gehörigen Allerlei ausgestattet, als da sind: Implorationen, Episoden, kühne, öfters verwegene Bilder u. s. w. Namentlich erschienen Geister in ganzen Massen, und was sonst noch darüber zu sagen, so zeigt der Autor eine fast erschreckende Vertrautheit mit allen alten Chroniken und Urkunden Tirols.

So ungefähr lautete das Urtheil eines andern Mitarbeiters über die Epopöe „Tirol", das uns in dessen Handschrift vorliegt. Wir haben dies Urtheil hier vorausgeschickt, weil wir jetzt das zweite große Epos unsers fruchtbaren und aus Vorliebe voluminösen Autors zu besprechen haben, und weil wir über dies eben vorliegende vielfach mit dem Urtheil jenes frühern Referenten übereinstimmen müssen. Des Franz Freiherrn von Unterrichter jüngstes, ebenfalls vierundzwanziggesängiges Epos aber führt den Titel: „Das Lechfeld, oder Otto der Große."*) Auch in diesem zweiten Epos unsers Autors, dessen Gegenstand, Stoff und Inhalt, wie schon der Titel sagt, die Schlacht auf dem Lechfelde zwischen Otto dem Großen und den Ungarn bildet, findet sich jener ungeheuere weitschichtige Apparat, der schon in „Tirol" erschreckte, im reichsten Maße wieder. Den speciellen Inhalt des Gedichts durch alle 24 Gesänge hindurch anzugeben verstattet uns der Raum nicht. Der Leser würde dabei auch wenig ästhetisch profitiren, denn es ist wenig mehr als durchweg versificirte Chronik. Aber schon aus dem Verzeichniß der in diesem Stück Arbeit spielenden Hauptpersonen, das wir dem Leser nicht vorenthalten, sowie aus einzelnen factischen Momenten die wir hervorheben wollen, ersieht derselbe mit was für einem Stück Arbeit eben er hier zu thun hat. Die vorkommenden Hauptpersonen sind: Kaiser Otto der Große; Takson, Großfürst der Ungarn, Otto's Gegenkämpe; Karald, die schöne und kriegerische Tochter Takson's; Oldamur, der Oberpriester der Ungarn, zum Beistand der Ungarn herbeigerufen; Herzog Konrad von Lothringen, der Buhle Karald's; der Frankenherzog Eberhard; Ludolf, König Otto's Sohn, und dessen Gattin Ida; Wichmann der Billung, von Deutschland abtrünnig; König Otto's Tochter Mathilde, die von Räubern geraubt und ins Wendenland verkauft wird; Gutta, die Tochter Balten's, eines Ortshaupts im Alpenlande an der Etsch und Geliebte von Heinz, dem Sohne des ehemaligen Baiernherzogs Berchtold; ferner Erwig, ein junger Ritter, der Mathilden hoffnungslos liebt und beiläufig bemerkt eine sehr traurige Rolle spielt; Adelheid, Otto's zweite Gemahlin, und Luitgard, seine Tochter aus erster Ehe, Konrad's von Lothringen Gattin, die Beide anfangs zurückgezogen in Merseburg leben, später aber zu Otto ins Feldlager bei Augsburg berufen werden. Noch zu bemerken sind Herzog Boleslav, der einen Zweikampf mit Otto besteht, und Geiza, der hoffnungsvolle Sohn Takson's, der sich zuletzt nothgedrungen zum Christenthum bekehren muß, und sehr viele andere noch außer den Nebenpersonen: Priestern, Götzen, geheimen Boten u. s. w. Seine höllische Majestät aber, die in der Epopöe „Tirol" eine so acute Rolle spielte, wird hier, da es an bösen und guten Geistern einmal durchaus nicht fehlen darf, ersetzt durch die Geister des Abgrunds Gog und Magog, die Oldamur, der Ungarn Oberpriester, zum Beistand der Ungarn herbeschwört, während Oziel, der Deutschen Schutzgeist, natürlich

*) Gesammelte poetische Werke von Franz Freiherrn von Unterrichter. Dritter Band: Das Lechfeld, oder Otto der Große, in 24 Gesängen. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1850. Breit 8. 1 Thlr. — Der erste Band (Ebendaselbst 1850. 1 Thlr.) enthält das oben erwähnte Epos „Tirol", der zweite Band ist in Nr. 226 d. Bl. f. 1850 besprochen worden. D. Red.

das gute Lichtwesen, den Ormuzd, entgegen jenen beiden Ahrimännern vorstellt. Außer diesen bösen und guten Geistern fehlt es auch nicht an „Trugbildern", die in einer Nachtschlacht zwischen den Ungarn und Deutschen von Gog und Magog heraufbeschworen werden; die beste Figur im ganzen Epos jedoch ist unstreitig ein Zwerg-Zauberer, der im tiefen Walde von Karald und Konrad bei noch tieferer Nacht besucht und befragt wird. Die Schilderung dieses nächtlichen Besuchs ist wirklich eine der gelungensten, sogar nicht unpoetischen Partien des Epos, weshalb wir dieselbe als einzige hier mittheilbare Probestelle umsomehr herausheben da der Leser daraus zugleich den Bau des Hexameters kennenlernt wie ihn unser Autor zu handhaben pflegt:

Wo in das schwarze Gestein sich tiefer die finstere Welle
Krümmte zur schirmenden Bucht, dorthin wies Karald die Fahrt an,
Und sie entstiegen dem Schoos der Wasser, am felsigen Grunde
Mühsam durch Bruch und Strauch zum hohen Ufer erklimmend.
Kalten Schauer ergoß die düster hängende Eibe,
Undurchdringlich zum Forst im sonnlosen Thale erwachsen.
Nimmer besucht der Hirt den giftigen Schatten und weitab
Zieht das Wild, wo kein Gräslein gedeiht, kein Bäumlein erkeimet,
Wo kein Sänger bunt belebt die traurigen Aeste.
Schmal durch verschlung'nes Gehölz gab Bahn ein verborgener Fußsteig,
Tappend in Nacht verfolgten sie ihn; da flimmerte blaulicht
Durch den Wald ein Lichtlein her und dem Lichtlein entgegen
Führte ihr Weg. Aus niedriger rohrgeflochtener Hütte
Schien's, wo am dicht'sten der Forst sein tausendjährig's Gewölb trug;
Dämm'rung nur schuf des Mittags Aug' und mit Käuzlein und Eule,
Unke und Fledermaus der düst're Bewohner sein Haus hielt.

Als sie pochten, trat in die Thür beim Scheine des Lichtleins
Eines Zwergen Gestalt. Das Fell des nordischen Rennthiers
Hüllte den Leib und Hundshaut trug er gewickelt ums kahle,
Breite Haupt, die lang den höck'rigen Rücken hinabfiel,
Selten stand ihm der schneeweiße Bart und pechschwarze Augen
Blickten nur wenig hervor aus den dickgerundeten Knochen.
Mürrisch that nach Begehr der zwerghafte Alte die Frage
In des Manns von der Kama Wort. Warum sie gekommen,
Takson's Erzeugte barg es ihm nicht. Er hörte, und schweigend
Wies er den Ort, wo er bei der Rückkehr draußen sie treffe,
Hinter sich zuriegelnd die Thür. Mit Zaubergeräthen
Kam er zurück, gestützt auf die zeichenbeschriebene Ruthe
Malte um sich er den schau'rlichen Kreis und, bannend die Frager
Nahe in anderen Ring, beschrieb er mit Zeichen die Erde.
Holzwerk legt' er mitten hinein und setzte den Dreifuß,
Ueber den Dreifuß aus Erz die wasserhaltige Siebe.
Goß auf das Holz, und da er's begossen, mit blaulichtem Feuer
Brannt' es empor und hochauf sott in der Siebe die Quelle;
Wie jetzt sprudelnd stieg das Wasser, vom Blute der Kröten
Tropft' er hinein und des Wildbocks Haar und Todtengebeine,
Die er vom Rabenstein gelöst. Drei triefende Molche
Riß er in Stücke darob, zerkaute die zuckenden Glieder,
Spie's ins Gefäß und nahm hinzu noch siebenlei Dinge,
Scheußlich jed's und grauenhaft. Mit vielem Gemurmel
Rührte er lang das Gekoch und heulte Sprüche und spritzte
Nach den vier Winden vom Ding; bis zum zähen Breie der Zauber
Sich gemacht; nun goß er noch bei ausgebrochener Schale,
Und ein stinkender Qualm stieg auf und füllte mit dichter,
Greifbarer Nacht den Wald. Da erstarb das Feuer der Kohle,
Dämmerend flackerte noch aus der Leuchte des Zwergen das Lichtlein,
Schwarz umhüllt von dem wolkenden Dampf und vielfach gebrochen,
Etwann wie der Mond an dem wetterbehangenen Himmel
Durch nur bringt in gemehrtem Graus um noch schaur'ger zu weisen
Todbelad'nes Gewölk. Doch plötzlich theilte des Greises
Stab die Nacht und verschwunden war das flackernde Lichtlein.

Man sieht, ganz ohne Poesie ist unser Autor nicht, aber sie erstickt in dem fürchterlichen alten Chronikenstaub und in einem wahren Wust von Ungeheuerlichkeiten. Denn Trugbilder, Erscheinungen, Gespenster und Ungewitter gibt es von allen Seiten und Magog versucht sogar einmal die Donau in ihrem Laufe aufzuhalten. Die Donau muß also doch schwer aufzuhalten sein! Allein schwerer noch als die Donau, das steht felsenfest, ist jene Mittelmäßigkeit in der Poesie aufzuhalten die unaufhaltsam flutend, ohne je nur einen Cubikfuß von ihrer Wassermasse einzubüßen, erbarmungslos Alles überschwemmt was lesen gelernt hat und Papier zu liefern vermag!

Also keine Chroniken mehr ins Epopöenhafte übersetzt, Herr Freiherr von Unterrichter! Wir Deutschen sind nicht mehr darauf eingerichtet. 25.

Reisebilder und Studien aus dem Norden der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Karl Quentin. Zwei Theile. Arnsberg, Grote. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In der Vorrede bezeichnet sich der Verfasser als einen „Beamten der plötzlich aus seinem Beruf gerissen und genöthigt wurde für sich selbst zu sorgen, nachdem er durch ein halbes Leben nur für Andere gewirkt, nur den allgemeinen Interessen des Vaterlands Gedanken und Kräfte gewidmet hat". Wenn wir uns recht erinnern, so ist derselbe einer der königlich preußischen Regierungsräthe, welche infolge ihrer ausgesprochenen Unzufriedenheit mit den Novemberereignissen des Jahres 1848 von der siegreichen Reaction aus dem Amte entfernt wurden. Er begab sich in das freie Land jenseit des Meers, verweilte dort einige Monate (vom Juni bis November 1850), und was er dort sah, erlebte und lernte, glaubte er sich nicht allein erworben, sondern es aufzeichnen zu müssen für seine Landsleute. So entstanden diese „Reisebilder und Studien", denen man es wol ansieht daß sie von einem gebildeten und aufmerksamen Beobachter herrühren, welche aber doch Nichts mehr und Nichts weniger sind als flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden. Zur genauern Kenntniß der Vereinigten Staaten können sie nicht viel beitragen; sieht man das reiche Inhaltsverzeichniß an und schlägt solche Artikel über die man nähere Belehrung wünscht nach, so findet man sich meistens nur mit einer kurzen Tagebuchsnotiz abgefertigt. Daß diese Notizen Einsicht in die amerikanischen Verhältnisse vermuthen lassen, wollen wir nicht in Abrede stellen, vermögen aber nicht zu der Ueberzeugung zu gelangen daß Quentin's Studien die nöthigen Eigenschaften zur Befriedigung eines größern Leserkreises besitzen. 22.

Pariser Theaterschau.

VI.*)

„Molière", Drama in fünf Acten von George Sand.

Molière war während seines Lebens das Opfer seiner Frau; er ist heutzutage das Opfer des Widerspruchs. Ein religiöses Journal in Frankreich schilderte ihn vor kurzem in den schwärzesten Farben als einen Roué, einen Heuchler, einen Tartufe, einen feilen Schmeichler der Laster des Königreichs, kurz als einen elenden Wicht. Einige Zeit darauf wird er auf dem Theater de la Gaîté von Paris als der reinste Tugendheld, als ein Moralprediger, ein Verächter der Großen, ein

*) Vergl. I, II, III und IV in Nr. 110, 111, 113 und 114 d. Bl. f. 1851; Nr. V in Nr. 3 d. Bl. D. Red.

Beschützer der Niedrigen, ein Heiliger des demokratischen Kalenders dargestellt. Das Wahrscheinlichste und das Wahrste von alle Dem ist daß Molière Keines von Beiden war und er weder jene Unwürdigkeit noch auch dieses Uebermaß von Ehrentiteln verdient.

Es ist in der That sehr leicht zu beweisen daß das Leben und die Werke Molière's keineswegs allen Grundsätzen der Religion und der Moral entsprechen, daß „L'école des maris", „L'école des femmes" oder der „L'amour médecin" nicht geschrieben worden sind um sie jungen Pensionnairinnen zur Erziehungslecture zu geben. Aber warum sucht man denn mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit die Moral gerade auf den Bretern? Seit wann soll die Komödie mit der Predigt in Concurrenz treten? Wahrscheinlich trachtete Molière nicht nach dem damaligen Monthyon'schen Tugendpreis, und die Moralisten die sein Leben angreifen fechten gegen Windmühlen. Der wirkliche Molière gehörte seiner Zeit an und hatte deren Sitten; er war Schauspieler, meinetwegen mag die fromme Kritik ihn Possenreißer schimpfen, aber er gehörte keinem Mönchsorden an, und wenn er in den Sack Scapin's kroch, so wollte er begreiflicherweise nicht in den geistlichen Stand treten. Deshalb ist auch der untadelhafte, reine Molière, wie George Sand ihn erfunden hat, ebenso falsch als gekünstelt. Ja dieser Vorwurf trifft nach dem Urtheil der „Revue des deux mondes" nicht einmal ihn allein, sondern alle Personen des Dramas; denn alle sind vom Ersten bis zum Letzten tugendhaft und langweilig zum Schütteln. Madeleine Bejart zum Beispiel spielt während der ganzen Lebenszeit Molière's das nicht verstandene Weib; der Prinz von Condé schwört bei allen Göttern und gibt Molière sein Ehrenwort darauf daß er ihm seine Frau nicht genommen habe; ja Armande Bejart, die Frau Molière's, bleibt, während sie Alles thut um ihren Mann vor Eifersucht umkommen zu lassen, doch nichtsdestoweniger verständig und weise. Die Personen sind überhaupt auch alle verständig und weise, nicht blos tugendhaft.

Die Geschichte und die Wahrscheinlichkeit sind weniger nachsichtig; sie sagen uns daß Molière Madeleine Bejart zu seiner Maitresse hatte, bevor er ihre Schwester Armande zur Frau nahm, und daß er alle nur mögliche Ursache hatte nicht allein die Qualen der Eifersucht, sondern auch das Unglück der Ehe darzustellen. Er war in seiner Ehe entsetzlich unglücklich, und man begreift nicht aus welcher Laune George Sand sich dieses dramatischen Elements bei einem Gegenstande beraubt hat der gerade an dramatischem Element so arm ist.

Bei der berühmten Unterredung zwischen Chapelle und Molière sagte der Erstere: „Ich meinestheils bekenne Ihnen daß wenn ich unglücklich genug wäre um mich in einer gleichen Lage wie Sie zu befinden, und ich fest davon überzeugt wäre daß die Person welche ich liebte Andern Gunstbezeigungen erwiese, ich eine so große Verachtung gegen sie empfinden würde daß ich unfehlbar von meiner Leidenschaft geheilt wäre..." „Ich sehe wohl", entgegnete ihm Molière, „daß Sie noch nie geliebt, daß Sie vielmehr den Schein der Liebe für die Liebe selbst genommen haben." Und nachdem er ihm seine Geschichte erzählt hatte, endigte er so: „Meine Nachsicht hat sie nicht ändern können. Ich habe mich daher entschlossen mit ihr zu leben als wenn sie nicht mein Weib wäre; wenn Sie aber wüßten was ich leide, so würden Sie Mitleid mit mir empfinden. Meine Leidenschaft für sie ist so groß geworden daß ich bei ihren zärtlichen Neigungen mitempfinde; und wenn ich bedenke wie unmöglich es ist das Gefühl welches ich für sie im Herzen trage zu besiegen, so sage ich mir zu gleicher Zeit daß es ihr vielleicht ebenso schwer wird ihren Hang zur Coquetterie zu bekämpfen, und ich bin weit eher geneigt sie zu beklagen als zu tadeln. Sie werden mir gewiß sagen daß man ein Dichter sein müsse um auf diese Weise zu lieben, allein ich meinestheils glaube daß es nur eine einzige Art der Liebe gibt, und daß die Leute welche ähnliche zarte Situationen noch nicht empfunden haben noch nie geliebt haben... Ist Dies nicht der äußerste Grad der Narrheit, und bewundern Sie nicht meinen Verstand der mich meine Schwäche erkennen, aber nicht über sie triumphiren läßt?"

Warum hat die George Sand dies Alles nicht so gelassen? Warum hat sie statt Armande als Das darzustellen was sie war, eine sehr leichtsinnige und galante Tochter des Theaters, eine einfache Coquette aus ihr gemacht, welche mehr aus Eitelkeit als zum Vergnügen verliebt ist und den armen Molière für Nichts und wieder Nichts vor Eifersucht sterben läßt? Den Grund sieht man nicht ein. Man müßte denn sagen daß sie der Hauptperson jedes Interesse und dem Stück jede Handlung habe nehmen wollen.

Auch in dem Prinzen Condé hat George Sand keine dramatische Person finden können. Madeleine und Armande konnte sie wol eher nach ihrer Phantasie zustutzen, allein der Prinz Condé gehört der Wirklichkeit, der Geschichte zu sehr an als daß man ihn mit Gros-René sich fuchteln und zechen lassen könnte. Interessant wäre es auch gewesen zu sehen wie Condé von Brécourt mit einer exemplarischen Geduld eine Lehre in der Politik und der Vaterlandsliebe erhalten hätte? Das wäre ungefähr ebenso geschichtlich gewiß als daß Molière sich um das Wohl des Volks bekümmert haben soll! Das wirklich Wahre ist daß damals noch Niemand an das Volk dachte; es gab nur den König, nur Ludwig XIV.; dieser war der Staat und auch das Volk. Wenn Molière die Marquis verspottete, so that er Dies nicht weil er Demokrat war, sondern er machte aus den Verkehrtheiten der Welt eine Komödie; er sagte offen: „Wenn ich für die Ehre arbeitete, so würden meine Werke ganz anders ausfallen. Ich muß jedoch zu einer Menge Volks und zu wenig Gebildeten sprechen um meine Truppe zu erhalten; solche Leute können einen gehobenen Stil und höhere Gefühle nicht immerfort verdauen."

Molière prätendirte keineswegs ein Censor der Großen zu sein, allein es ist andererseits auch unwahr daß er Nichts als der schale Schmeichler und servile Apologist der Laster Ludwig's XIV. und seines Hofs habe sein wollen. Bourdaloue sagte in einer Predigt in Gegenwart Ludwig's XIV. Folgendes:

„Gleichwol, Sire, habe ich Grund mich zu trösten... Ich weiß es insbesondere und das Weltall weiß es mit mir daß es hienieden ein Herz gibt welches deine Hand geformt hat, ein Herz das der Unbeständigkeit und dem Leichtsinne feind, seinen Worten treu, in seiner Aufführung gleichmäßig und für immer den Gesetzen unterthan ist die es sich einmal vorschreiben will; ein Herz welches, wenn es einen großen Plan sich vorgenommen hat, durch kein Hinderniß davon abgewendet werden kann; ein Herz welches Wunder von Kraft vollbrachte um diese seine Plane durchzuführen, und welches, was nicht das kleinste Wunder ist, dafür nicht allein der Ruhe und dem Vergnügen, sondern auch sogar seinen Vortheilen und seinen Interessen entsagt hat. Bis zu welcher Vollkommenheit, o mein Gott! kann dieses feste und entschlossene Herz es nicht bringen? und wer war in diesem Sinne jemals des himmlischen Reichs würdiger? Ew. Majestät, Sire, sind es daher welche meinen ganzen Trost ausmachten! Doch wer bin ich daß ich von mir spreche? Ich muß vielmehr sagen: den ganzen Trost für die beschützenden Engel Ihres Königreichs, die Heiligen welche Tag und Nacht ihre Gebete für Ihre unverletzliche Person verdoppeln. Und Gott selbst, wenn ich es zu sagen wage, findet er nicht in der Festigkeit Ihres Charakters Etwas wodurch er sich über die Unbeständigkeit der Mehrzahl der Christen trösten kann?"

In einer andern Predigt sagte Bourdaloue: „Wir werden immer einen König segnen, dessen erste Sorge ist, dich, mein Gott, zu ehren und dir zu dienen, dessen heißester Wunsch es ist, aus seinem Hofe einen christlichen Hof, aus seinem Königreiche ein christliches Königreich, aus der Welt sogar, wenn er ihr Herr wäre, eine christliche Welt zu machen. So können Sie auch, Sire, Alles von einem Gotte erwarten dem Sie alltäglich so handgreifliche Beweise Ihrer Frömmigkeit geben."

Soll man dergleichen Lobeserhebungen tadeln? Nein; man muß sich nur erinnern daß diese Sprache damals die allgemeine war und daß es noch viel natürlicher ist wenn ein Komödiant als wenn ein Prediger sie in den Mund nimmt. Es gab damals nur Ludwig XIV. auf der Welt; und der König und sein Hof waren in der That der Gott und der Olymp des Heidenthums. Molière war daher nicht mehr ein Höfling als ein Demokrat. Er war einfach ein geistreicher Mann der weinend und lachend die Sitten seiner Zeit geißelte. Durch den officiellen Weihrauch den er vor dem großen Könige anzündete wehte immer der Hauch eines freien Geistes ebenso, wie inmitten aller Ungebundenheiten seiner Sprache und seiner Vorstellungen stets im Allgemeinen eine tugendsame, ehrbare und sittlich-gesunde Luft herrscht.

Molière war in jeder Beziehung eine für das Drama wenig geeignete Figur; er war es noch weniger so, wie George Sand ihn aufgefaßt hat. Diese ist eine unübertreffliche Malerin der Entwickelung und der innern Kämpfe der Leidenschaften, aber gerade ihre großen und seltenen psychologischen Gaben machen die Schwäche ihrer dramatischen Versuche aus. „Valentine", „Indiana", „Consuelo" müssen George Sand über den geringen Erfolg ihres „Molière" trösten; ihr Genie gehört dem Roman an und im Gebiet des Romans hat auch für sie der echte unvergängliche Lorber geblüht.

16.

Die londoner „Literary gazette" über die Bekehrung der Gräfin Hahn-Hahn.

Die Gräfin Hahn-Hahn ist das Prototyp der geheimnißvollen Schöpfung der französischen Verfeinerung, die femme supérieure et incomprise. Ihre adeligen Verwandten haben sich lange Zeit durch Hetzjagden und Wettrennen hervorgethan, und einer von ihnen erlangte großen Ruhm im deutschen Lande wegen der Sorglosigkeit mit der er ein glänzendes Vermögen zu einem Privattheater hergab. Mit solchen Antecedentien und wirksamen Ansprüchen auf Bekanntsein war es nur natürlich daß Ida Hahn-Hahn's erstes Auftreten als Schriftstellerin ein beträchtliches Aufsehen in Deutschland erregte, besonders da eine Ehescheidung dieses Auftreten entweder begleitete oder ihm nachfolgte; und die ist ja ein niemals seine Wirkung verfehlender Reiz für die Sympathien des deutschen Publicums. Die Tendenz ihrer Schriften und auch ihres Stils war darauf berechnet literarische und andere Coterien zu trennen und sich einen gehörigen Theil dieses streitenden Tadels und Lobes zu sichern, welches gleichsam der Athem in den Nüstern eines ehrgeizigen Weibes ist. Es ist wahr, Ida schrieb Romane. Aber diese Romane hatten einen hohen und philosophischen Gegenstand; sie besprach die Gesetze und zeigte die Schranken dieses unaufhörlichen und nicht zu endenden Kriegszustandes, welcher nach der Ordnung des Schöpfers zwischen civilisirten Frauen und Männern bestehen soll, ebenso gut als zwischen den gröber organisirten und praktischen Gliedern der menschlichen Familie, welche graben, pflügen und spinnen, und den Auserwählten welche mit ungemeiner Nonchalance, Gleichgültigkeit und Ekel auf Alles herabblicken, weil sie sehen daß es sehr gemein ist. Ida schrieb diese Romane in der Absicht zu zeigen daß diese Glückseligkeit welche aus der Vereinigung der mannichfachen körperlichen und geistigen Fähigkeiten der beiden Geschlechter entsteht einzig das Mittel des Glücks auf dieser Erde ist, daß Mann und Frau unmöglich in einer Beziehung zueinander stehen können ohne sich gegenseitig höchst unglücklich zu machen, und daß sie nicht glücklich sein dürfen, selbst wenn sie es könnten, ohne sich der Verachtung zu unterwerfen welche gewöhnliche Naturen unter den Händen der Auserwählten zu erwarten haben. Solche Grundsätze waren des Stils würdig mit dem sie in die Welt geschickt wurden. Es war der Stil der Dame von einem Rittergute, welche herabsteigt die armen Häusler ihrer Staaten zu berathen und zu erbauen. Es war ein Stil in Morgenrock und Pantoffeln, voll Nachlässigkeit, unzusammenhängender Gedanken und noch unzusammenhängenderer Ausdrücke, versetzt mit einer Auswahl fremder, französischer, italienischer und englischer Redensarten um die Schwarmgeister ins Bockshorn zu jagen. Dies geschah wirklich. In einer langen und erfolgreichen literarischen Laufbahn wurde Gräfin Ida zu ihres Herzens Zufriedenheit geschmäht, aber auch zur Vergeltung viel geliebt. Ihre Zeit, wenn sie nicht in Anspruch genommen war für die Abfassung ihrer Bücher oder für jene experimentellen Studien des Lebens, der Sitten und Charaktere, denen sich solche Romanschreiber gewöhnlich hingeben, wurde auf Reisen und Zeitungsstreitigkeiten verwandt, welche beiläufig neuerdings zu dem Wesen eines mit Erfolg auftretenden deutschen Schriftstellers zu gehören scheinen. Ida stritt nach allen Seiten hin mit mehr Kühnheit als Discretion, bis sie endlich in einem Zusammentreffen mit Dr. Dieffenbach, dessen Amtswürde sie anzugreifen für geeignet gehalten hatte, unbarmherzig aufs Haupt geschlagen wurde. Ihre Reisen waren meistens auf das Festland Europas beschränkt, aber sie machte auch eine Tour in den Orient und erinnerte sich in mehren dicken Bänden an ihre Abenteuer. Sie besuchte auch England und war gebührendermaßen Löwin selbst in Cirkeln welche man vor ihrer Ankunft allein für Diejenigen zugänglich gehalten hatte deren Geburt, Talente und Ruf in gleichem Maße unangreifbar waren. Wir wollen nicht sagen daß sie sich undankbar betragen hat; aber gewiß ist daß sie in den Briefen welche sie über England und die Engländer veröffentlichte fern von der nachsichtigen Schonung war welche man in diesem Lande ihren Uebergriffen hatte angedeihen lassen.

Das ist der unvollkommene Abriß einer beträchtlichen, aber nicht glücklichen Laufbahn. Was fühlt sie nun nach alle Dem? Ihrer eigenen Ansicht gemäß müssen wir Folgendes annehmen. „Wie in einer unterirdischen Höhle habe ich mein ganzes Leben bis vor wenigen Monaten hingebracht. Ich schmückte diese Höhle nach besten Kräften mit großer Anstrengung, mit aufrichtiger Liebe unter manchem Mühsal, unter sehr vielen heißen Thränen und stets mit der festen Ueberzeugung daß sie keine Höhle, sondern ein heiliger Tempel sei. Ich zündete Lampen, Kerzen und Fackeln in ihr an, so hell wie der arme Geist es vermöchte, und trug Blumen in sie hinein, soviel deren das arme Herz fand. Ich errichtete Altäre in ihr und opferte meinen Idolen, Liebe, Wahrheit, Ruhm, diese drei Genien welche je nachdem sie in der erlösten oder unerlösten Seele ihre Gezelte aufschlagen, zum Abgrund oder in die Glorie führen. Die Liebe ist die unerlöste Natur und der Mensch fällt mit ihr in eine Sklaverei des Ichs, die um so gefährlicher ist als Alles was in ihm natürlich gut für sie bereit zu jedem Opfer ist. Man will leiden mit dem geliebten Gegenstand und entbehren und trauern und opfern und gar Nichts haben und ihn allein glücklichmachen; und aus diesem Sehnen und Streben steigt ein so feiner duftiger Egoismus auf daß er wie das Arom der schönen Lilie, der lieblichen Orangenblüte betäubend, lähmend, berauschend wirkt, sodaß selbst wenn keine Enttäuschungen eintreten sollten, Entnervung und Abspannung sich einstellen und das Herz so schwer und müde machen daß es zu Zeiten erliegen möchte vor einer geheimnißvollen Traurigkeit, die wie ein melancholischer Schatten auftaucht und zu flüstern versucht: Hast du auch wirklich Dasjenige gefunden was für alle Ewigkeiten dir genügt und dich befriedigt und der Quell deines wahren Glücks ist? Und wenn man tapfer Ja! antwortet, so klingt das oft wie Ach! und sagt man Ach! so weiß man oft selbst nicht recht was darin Alles enthalten ist von jenem, ich möchte ihn nennen idealischen Schmerz, der wie Ixion die Göttin aus seinen Armen als eine leere Wolke entschweben sieht." Wahrlich, ein sehr unbefriedigter Zustand der Seele, gegen den weder Vergnügungen, noch Zerstreuung, Wechsel, Studium, Reisen standhalten kann. Ja sie selbst führt uns darauf hin daß sie Frieden suchend von dem einen Ende eines Erdtheils zum andern

reiste; „von den Katarakten des Nil bis zu den Grotten von Staffa, von den Hügeln Cintras bis zu den Gärten von Damask, über die Alpen, Pyrenäen, den Libanon, über die Meere und durch die arabische Wüste, von den Ufern des Shannon bis zu den Ufern des heiligen Jordan." „Ich habe meine Heimat", sagt sie, „unter den Zelten der Beduinen und in den Palästen der europäischen Aristokratie gehabt; ich habe Alles gekannt was ich von den verschiedenen Classen und Verhältnissen der Völker und Menschen kennen konnte. Ich habe mich in Extremen bewegt. In London wendete ich mich von May Fair, um ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Kent vorgestellt zu werden. Die höchsten und niedrigsten Punkte der Civilisation, die verschiedenen Stufen des Fortschritts der Nationen, die Verbindung der Civilisation mit dem Glauben und Charakter eines Volks, mit seinen Gebräuchen und Sitten, kurz die Geschichte der Menschheit in tableaux vivants wollte ich vor meinen Augen haben; ich wollte das Leben der Menschheit von Angesicht zu Angesicht schauen."

Und nun? was nun? Die Gräfin Ida fand auf ihre Kosten daß die Menschheit keinen Reiz für Die hat, welche als müßige Zuschauer durch die Welt eilen, daß Vergnügungen Ueberdruß erwecken und ein Wechsel lästig wird; daß Die welche ihre Pflichten im Leben vergessen, Vagabonden und heimatlosen Wanderern auf der Erde gleich kommen: es ist nicht neu, es ist nicht wahr, und weiter eben ist es Nichts. Was hat die Welt zu sagen zu einer blassen oder besser einfachen Dame in pariser Stiefelchen und grünem Schleier, die von Land zu Land, von Ort zu Ort eilte, sich um Niemanden kümmerte und darüber lamentirte daß Niemand sich um sie kümmerte. Was noch schlimmer war, die Revolution von 1848 flog über Europa dahin trotz Ida Hahn-Hahn's unwilligen Protesten und unberücksichtigt gebliebenen Invectiven gegen den „siedenden Kessel der Demokratie". Was konnte die arme Gräfin thun?

Was sie thun konnte und was sie that war dem altehrwürdigen Sprüchwort ihres Landes zu folgen. Wenn ein Verlust kaum zu tragen ist, so sagt der deutsche Bauer: „Das ist zum Katholischwerden" (it is enough to make a man turn Roman catholic). Für einen solchen Schritt gab es berühmte Vorgänger. Fast alle Schriftsteller der Schule zu welcher Ida gehörte schlossen ein Leben voll Zerstreuung und Vergnügen im Schoose der römischen Kirche. Stolberg wurde Convertit nachdem er für das unziemlichste Gedicht einen Preis gewonnen hatte. Friedrich Schlegel schrieb seine „Lucinde", wurde Katholik und starb an Unverdaulichkeit. Zacharias Werner schloß ein sehr ehrenrühriges Leben als predigender Mönch im Stil von Abraham a Santa Clara. Was Ida Hahn-Hahn anbetrifft, so bekehrte sie sich nicht nur zum Katholicismus, sondern schrieb als das kaum geschehen war ein Buch über ihre Bekehrung. In der Schrift „Von Babylon nach Jerusalem" zeichnete sie die Geschichte ihrer Irrthümer und Kämpfe auf, verdammte ihr früheres Leben, ihre Werke und ihre Verbindungen. Dabei aber bleibt sie nicht stehen. Sie spielt ziemlich deutlich darauf an daß die Welt weit schlimmer ist als sie war; daß sie sich gebessert hat und unter geistlicher Herrschaft steht; und daß jeder Mann, jedes Weib und Kind in Europa, d. h. jeder protestantische Mann, Weib und Kind sich mit ihr in Jerusalem vereinigen müssen, nicht in der Hauptstadt Syriens, sondern im Schoose der alleinseligmachenden (all and only blessed) römisch-katholischen Kirche.

Um gegen die Dreistigkeit welche einen solchen Vorschlag eingegeben hat zu protestiren, veröffentlichte ein deutscher Schriftsteller das Pamphlet „Babylon und Jerusalem". Das Titelblatt ist ohne den Namen des Verfassers; aber wenn wir uns nicht über den Stil und die schriftstellerische Behandlung des Gegenstands täuschen, so würden wir sagen daß das Buch aus der Feder des Professor Nitzsch in Berlin geflossen ist, eines der bedeutendsten Theologen des protestantischen Deutschlands. Der Schriftsteller wer er auch sein mag, wendet sich an die Gräfin Hahn-Hahn in einem Tone ernster Freundlichkeit, wie wir ihn kaum glücklicher bei einer literarischen Streitigkeit vernommen haben. Er bewundert Ida Hahn-Hahn und findet in der That großen Gefallen an ihr. Er ist glücklich daß sie eine römische Katholikin geworden ist, denn dadurch wurde sie was sie nie vorher war, eine Christin. „Ich glaube", sagt er, „daß Sie nicht allein Katholikin, sondern auch Christin geworden sind, und daß der Katholicismus für Sie ein Weg und eine Bedingung war über welche mit Ihnen oder mit der katholischen Kirche zu rechten ich gewiß der Letzte bin. Aber nach Ihrer eigenen Ansicht sind Sie zuerst Katholikin und dann Christin geworden. Wären Sie (aber Das halten Sie natürlich für unmöglich) im ersten Augenblick eine Christin gewesen, so würden Sie es vielleicht für unnöthig gefunden haben Katholikin zu werden."

Dies Urtheil des deutschen Schriftstellers gleicht sehr dem Ausspruch eines wohlbekannten jüdischen Geistlichen, den ein Mitglied des Vereins zur Bekehrung der Juden mit mehr Eifer als Zartheit benachrichtigte daß der Verein kürzlich eine Menge Juden in einer übelberüchtigten Straße Londons bekehrt habe. „Haben Sie wirklich?" sagte der Rabbi. „Nun, so bin ich erfreut zu hören daß diese Menschen Christen geworden sind; ich kenne sie sehr gut, sie waren niemals Juden." Die Gräfin Hahn-Hahn war auch, wie ihr Buch und das Pamphlet dagegen zeigen, niemals Protestantin, obgleich allerdings durch ihre Geburt, da sie aus einer protestantischen Familie eines christlichen Landes entsprossen war Denn sie sagt daß, obgleich durchaus entschlossen die römische Kirche zu betreten, sie niemals daran gedacht habe ihr Leben zu ändern; daß sie Katholikin wurde aus Verlangen nach neuen Empfindungen, nach Etwas das von Dem verschieden sei was sie bisher gesehen und gefühlt hatte.

Ein anderer Beweggrund zur Bekehrung der Gräfin Hahn-Hahn ist schön und nachdrücklich von dem oben citirten Schriftsteller also angegeben: „Es ist nicht die Lebenskraft der ewigen Wahrheit des göttlichen Lebens und der göttlichen Liebe gewesen welche Sie ergriffen und hinübergezogen hat, sondern die katholische Kirche hat Ihnen imponirt mit ihrer Herrlichkeit, ihrer Consequenz, ihrer Ganzheit und Vollendung; es ist nicht das Gefühl der eigensten, innersten und individuellsten Schuld und Entfremdung von Gott gewesen welches Sie getrieben hat Buße zu thun und die Erlösung zu suchen, nicht das Grauen vor sich selbst, sondern das Grauen vor der Schuld der Welt, vor der Zerrissenheit und Zersplitterung des Babylon um Sie her, das sich freilich in Ihnen ab- und wiederspiegelt, gegenüber der Einheit, der Gemeinschaft, der majestätischen Ruhe der katholischen Kirche. In ihre Hallen haben Sie sich geflüchtet, und zunächst nur um des prächtigen, herrlichen Raumes willen, in welchen das Getümmel der Straßen nicht hineindrang; dann haben Sie in diesen Hallen gefunden was Sie nicht gesucht haben, den Altar und das Kreuz." Hier lassen wir den Streit auf sich beruhen, wenn man Streit die Darlegung nennen kann, in welcher die Ruhe und fast majestätische Selbstbeherrschung eines Mannes der Wissenschaft, der würdige Ernst eines Altgläubigen und die schneidende Logik eines Schriftstellers aus der Schleiermacher'schen Schule entgegengesetzt sind den kläglichen Lamentationen und bombastischen Declamationen einer mittelmäßig begabten, aber ausnehmend cholerischen und fanatischen Frau. Die unter unsern Lesern welche Deutsch verstehen, werden wenn sie das Buch durchlesen ihre Mühe reichlich belohnt finden, indem dasselbe so klein es auch ist doch ein Heer von Gründen ebensowol gegen Bekehrte und Bekehrung enthält als gegen den Eifer Derer welche ihre alten Irrthümer nur deshalb eingestehen, weil sie neue darauf pfropfen wollen, und deren Hauptgrund zum Glauben daß sie unwidersprechlich Recht haben der ist daß sie vorher unwidersprechlich Unrecht gehabt haben.

28.

Professor Beneke's Vorschlag zur Beschränkung der Erbschaftsverhältnisse.

Es dürfte in unsern Tagen vielleicht bemerkenswerth sein daß der Philosoph Professor Beneke, dessen politischen Theorien man wahrlich nicht eine Extravaganz nach links hin zur Last legen kann, in dem Erbschaftsrecht eine Art von Concession an die Socialisten macht, indem er in seinem Werke „Bentham's Grundsätze der Civil- und Criminalgesetzgebung" eine Einrichtung zu einer theilweisen Beschränkung der Erbschaftsverhältnisse vorschlägt, deren nähere Begründung in seinen „Grundlinien des Naturrechts, der Politik und des philosophischen Criminalrechts" weitläufiger auseinandergesetzt wird. Nachdem hier über die Gefährlichkeit der zunehmenden Ungleichheiten innerhalb der Gesellschaft des modernen Staatssystems, die den Ruin unserer Staaten herbeiführen müssen, und über die Unzulänglichkeit oder Angemessenheit vieler Versuche zur Abhülfe abgehandelt worden ist, kehrt der Verfasser zu dem „Einzigen zurück welches vernünftigerweise als Ziel könne gesetzt werden", nämlich „durch allgemeinere Verbreitung der Bildung ein Uebermaß der innern Ungleichheit zu verhüten. Dies ist, soweit es die wesentlichen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft verstatten, nicht nur wünschenswerth, sondern auch nothwendig, wenn nicht der Abstand zwischen den verschiedenen Volksclassen eine gefährliche Höhe erhalten soll." Da aber die innere Gleichheit einem großen Theile nach durch die äußere bedingt ist, die zarte Anpflanzung des Unterrichts und der moralischen Bildung erstickt wird durch die drückende Atmosphäre des Elends und der Noth, so zeigt es sich denn ohne Zweifel als höchst wünschenswerth, neben der allgemeinen Verbreitung der Bildung auch unmittelbar für die äußere Ungleichheit eine ausgedehntere und wirksamere Abhülfe zu gewinnen. Eine solche Abhülfe dürfte Niemandes Rechte verletzen. Sie müsse außerdem nicht nur zufällig in einzelnen Fällen eintreten, sondern häufig und sicher genug, sodaß sie wenigstens einigermaßen den vorliegenden Bedürfnissen entspräche; sie müsse endlich womöglich zugleich gegen die Quellen der Ungleichheit gerichtet sein und diese, wenn auch nur einem Theile nach, verstopfen. Alle diese Eigenschaften nun, meint der Verfasser, finden sich vereinigt in dem Vorschlage einer theilweisen Beschränkung der Erbschaftsverhältnisse. Allerdings sei das Erbrecht der Kinder oder sonst naher und unmittelbar zur Familie gehöriger Verwandten nicht etwa blos in positiven Bestimmungen oder in zufällig allgemein gewordener Willkür, sondern in den tiefsten Rechtsverhältnissen oder in Demjenigen was man Naturrecht genannt hat begründet. Indem die Kinder während des Lebens der Aeltern an dem Genusse und Gebrauche ihres Vermögens theilnehmen, oft in gleichem oder noch höherm Grade als die Aeltern selbst, so bilden sich auf der Grundlage hiervon feste Erwartungen des Fortgebrauchs, ja infolge der langen Gewohnheit entschiedene Bedürfnisse; und findet sich also kein stärkeres objectiv begründetes Interesse Dem gegenüber (wie z. B. das von Gläubigern der Aeltern sein würde), so werde unstreitig durch jene Erwartungen zugleich auch das Recht bestimmt werden müssen. In ähnlicher Art zeige sich auch das Recht durch ein Testament über sein Vermögen zu verfügen wohlbegründet. Es können Erwartungen entstanden sein welche Niemand als der Erblasser zu kennen und zu würdigen im Stande ist; und da also, wo nichts Weiteres hinzukommt, bei Niemand ein objectiv begründetes größeres Interesse nachzuweisen ist, würde schon dies Eine hinreichen das Testatrecht festzustellen. Außerdem aber wird dadurch dem Erblasser Gelegenheit gegeben Diesem oder Jenem seine Dankbarkeit, seine Freundschaft, seine Liebe zu bethätigen in einer Art und in einem Grade, wie ihm Dies vielleicht während des Lebens nicht möglich ist; er kann sich außerdem Manche dadurch verpflichten und sich vermöge Dessen einen sorglosern und angenehmern Lebensabend bereiten u. s. w.

Aber was zunächst das Eintreten in die Verlassenschaft ohne letzten Willen betrifft, so verhält es sich unstreitig ganz anders bei entferntern Verwandten und die in keiner Art Mitglieder von dem Hauswesen oder dem Familienkreise des Verstorbenen gewesen sind. Es ist ja hier zuerst ein reiner Zufall daß kein irgendwie Näherstehender am Leben ist, ein Zufall von welchem nicht selten die Erben selbst erst nach dem Tode des Erblassers das erste Wort hören. Da sie nicht mit diesem zusammengelebt haben, so ist auch keinerlei Erwartung, keinerlei Bedürfniß objectiv-wesentlich gestiftet worden, besonders aber, wenn einmal eine längere Zeit hindurch ihr Nichteintreten in die Erbschaft gesetzlich festgestellt wäre (der Verfasser scheint hier außer Acht gelassen zu haben daß dieses Argument auch bezüglich der „Erwartung" der Kinder könnte angewendet werden), würde auch die entfernteste Erwartung zur Entstehung einer solchen Erwartung wegfallen. Hier also haben wir kein Interesse irgend einer Art, welches sich nur mit einigem Schein für die nothwendige Begründung eines Rechts geltendmachen könnte; und das Recht zu solchen Erbschaften könnte demnach unbedenklich aufgehoben werden.

Unter diesen Umständen würde dann auch das Testament wenigstens in den Fällen bedeutend beschränkt werden können, wo das Vermögen so groß ist, daß es auch bei dieser Beschränkung dem Testator einen angemessen weiten Spielraum für die obengenannten Zwecke ließe. Stände diese Beschränkung einmal durch Gewohnheit fest, so würde Jeder von Anfang an seine Erwartungen ihr gemäß bilden, und so auch das Minimum von Härte und Unbilligkeit gegen den Testator wegfallen, welches diese Einrichtung bei ihrer ersten Einführung noch allenfalls insichzuschließen scheinen könnte. Im Allgemeinen also müsse das Testatrecht für Jeden und im Verhältniß zu Jedem offenbleiben, nur daß unter den angegebenen Umständen — wo keine nahen Verwandten vorhanden und das Vermögen sehr groß ist — eine sehr starke Abgabe — der Hälfte oder wo es die Größe des Vermögens erlaubte noch mehr — für die allgemeine Kasse abgezogen werde. Ueberdies würden wie bisher von diesem offengelassenen Testatrechte Manche aus Unschlüssigkeit oder aus andern Gründen oder bei plötzlich eintretenden Todesfällen u. s. w. keinen Gebrauch machen, und indem in diesem Falle das ganze Vermögen der allgemeinen Kasse zufiele, ein sehr bedeutender Fonds für den Staat anwachsen, ohne daß irgend Jemandes Erwartungen mehr getäuscht würden als dies durch unvermeidliche Wechselfälle auch bei der bisherigen Einrichtung geschieht.

Die bisherigen Einrichtungen sind entstanden zu einer Zeit, wo der Staat noch fast gar keine weitergreifenden und höhern Zwecke hatte, wo er für seine wenigen Zwecke — die Sicherung nach außen hin, die Anlegung und Erhaltung von Landstraßen u. s. w. — ohne seinen Bürgern eine schwere Last aufzulegen, einen Ueberfluß von Geld- und Kraftmitteln zusammenbringen konnte, und wo es sich also bei dem Tode Desjenigen welcher keine nahen Verwandten hinterließ fast allein darum handelte, für das freigewordene Eigenthum einen überhaupt nur passenden Eigenthümer zu finden. Jetzt dagegen zeigt sich dieses Verhältniß durch und durch umgewandelt. Der Gesichtskreis des menschlichen Geschlechts ist so erweitert und gehoben worden, und namentlich für den Staat, auf diesem seinem umfassendern Standpunkte, sind der höhern Zwecke so viele hinzugekommen daß an die Stelle jener Verlegenheit dem Herrenlosen einen Herrn zu geben die weit bedenklichere getreten ist, woher man sich ohne Bedrückung die Mittel zur Erreichung jener höhern Zwecke verschaffen solle. Der bezeichnete Vorschlag nun, meint der Verfasser, biete hierfür auf jeden Fall einen ansehnlichen Zuschuß dar. Er arbeite überdies den Uebeln mit denen wir es hier zunächst zu thun haben auch von der andern Seite entgegen, indem er der zu großen Anhäufung des Vermögens wehrt, welche ja doch großentheils in einem zufälligen Zusammenfließen mehrer Erbschaften bei Solchen ihren Grund hat die in einer dem Aussterben nahen Familie die einzig Ueberlebenden sind.

Die Formen, welche der Verfasser zur Anwendung des durch diese Einrichtung dem Staate zufließenden Schatzes vorschlägt, um dem „höchstnachtheiligen und gefährlichen übermäßigen Anwachsen der äußern Ungleichheit" entgegenzuwirken, sind Hülfskassen für unverschuldete Unglücksfälle aller Art und regelmäßige Unterstützungen, Förderungen, Belohnungen Armer, durch welche diese in den Stand gesetzt würden sich zu einer gewissen Wohlhabenheit zu erheben. 29.

Notizen.

Wissenschaftliches.

Unter den Auspicien des Prinzen Albert hat sich in London neuerdings wieder ein großartiges wissenschaftliches Etablissement aufgethan und ist dem Publicum eröffnet worden. Das Museum für praktische Geologie, das bisher ein Local in Craig's Court einnahm, welches sich für dasselbe viel zu beschränkt erwies, ist jetzt in sein eigenes neu und comfortable, fast glänzend eingerichtetes Hôtel in Jermyn-Street und Piccadilly verlegt worden. Den Plan zu diesem Gebäude, das sich im Aeußern wie in seinem Innern nobel und seinem Zweck durchaus entsprechend darstellt, ist von Pennethorne entworfen. Es besteht im Erdgeschoß aus einem für die Ausstellung britischer Marmors und Ornamental- und Baugesteine bestimmten Saal, sodann einem Lesecabinet das 600 Menschen faßt und den Räumen welche die Bibliothek umfassen, eine der im geologischen Fach und dessen Hülfsfächern jeglicher Art reichhaltigsten Europas. Die Räume des obern Geschosses, um welches zwei Galerien laufen, sind für die speciell-scientifische Geologie bestimmt; hier finden sich in aufrechtstehenden Schränken zuerst systematisch geordnete Sammlungen sämmtlicher in Großbritannien und dessen Colonien vorkommenden Mineralien, darunter Exemplare von solchen Erzen die in denjenigen auswärtigen Staaten die zu Englands Manufacturwesen beitragen vorgefunden werden. In horizontalen Behältnissen findet man sodann die vollständigen Processe vor Augen geführt wie Metalle gewonnen werden und ihrer Application für den Nutzen oder den Zierrath. Eine Geschichte der Porzellan- und Glasfabrikation liegt vor in den diesen Artikeln eigens gewidmeten Sammlungen; etwas Aehnliches bieten die mühsam zusammengebrachten Collectaneen für antike Metallfabrikation. Die Galerien sind der reinen Geologie angewiesen; in der untern Galerie befinden sich die frühsten Formen alles organischen Lebens und nächst dem Fächerwerk für die spätesten fossilen Formationen auch noch die systematische Rubricirung sämmtlicher vorkommender Felsgesteine. Ein anderer kleinerer Saal ist dem eigentlichen Bergwerkswesen sowie der Illustration von bergmännischen Instrumenten, Sicherheitslampen und verschiedenen metallurgischen Processen gewidmet. Im zweiten Geschoß des Gebäudes auf der Seite nach Piccadilly zu befindet sich eins der completesten Laboratorien Londons, und auf der Seite nach Jermyn-Street zu das bergwerkliche Urkundenamt (Mining record office), wo Plane, statistische Informationen hinsichtlich der Production der Metalle, Rechenschaftsberichte und andere wissenschaftliche Belege zur Ansicht und Einsicht des Sachkundigen vorliegen. In der That, so großartige Institute sind nur in England möglich, wogegen unsere Museen nur mehr oder weniger reichhaltige Einzelsammlungen, öfters nur rohe Agglomerate von Gegenständen sind. 6.

Johann Hoddersen und die Bibel in niedersächsischer Sprache vom Jahre 1534.

Da die Luther'sche Bibelübersetzung in Niedersachsen, wo es dem Volke an der nöthigen Kenntniß des Hochdeutschen fehlt, nicht das wirken konnte was ihre Vortrefflichkeit in Obersachsen vermochte, so war es kein geringes Verdienst daß bereits im Jahre 1534 die erste Ausgabe der gesammten Bibel in niedersächsischer Sprache erschien unter dem Titel: „De Biblie uth der uthlegginge Doctoris Martini Lutheri yn düth düdesche vlitich uthgesettet, mit sündrigen underrichtingen, alse man seen mach Inn der Keyserlicken Stadt Lübeck by Ludowich Dietz gedrücket. MDXXXIIII." Diese Uebersetzung trat ein halbes Jahr früher ans Licht als die erste vollständige obersächsische Bibel; man nannte sie daher das Ei welches eher war als die Henne (ovum ante gallinam natum). Ihre Herausgabe nur besorgte Johann Bugenhagen; der Name des eigentlichen Uebersetzers blieb ein Geheimniß um Luther's Verdienst und Ruhm nicht zu schmälern. Denn ausdrücklich heißt es in Bugenhagen's Vorrede: „Luther hefft so grote Kunst, moge unde arbeid von Godes Gnaden an syne uthlegginge, alse am dage ys, gewendet, dat billig nemand anderi nögest Gade einen Namen darran schall hebben; sunder schall heten: des Lutheri Biblie." So war denn wirklich der Ehrenmann lange unbekannt, dem seine Zeitgenossen diese Uebersetzung verdankten. Erst nach länger als anderthalbhundert Jahren erfuhr man daß es ein Oldenburger war, Johann Hoddersen, aus Bockum bei Rothenkirchen gebürtig, später Pfarrer zu Hammelwarden und dann zugleich in Buttel. Die Entdeckung daß er der Uebersetzer sei geschah auf eine merkwürdige Weise. Im Jahre 1697 fand nämlich der Archivarius von Stade an einer Fensterscheibe in dem bremischen Flecken Buttel die Worte: „Herr Johannes Hoddersen, Pastor in Hammelwörden, hat unter Dr. Martin Luther studirt, die Bibel in die Niedersächsische Sprache versetzet und ist anno 1564 am 6. December die Kirche allhier zu Büttel ihm anbefohlen, die er auch selbst und durch Vicarien verwaltet." 7.

Alte und neue Theatersitte in Spanien.

Von Spanien copirte ganz Europa die Einrichtung des modernen Theaters; die ersten Schauspielhäuser waren blos offene Hofräume in Thespis' classischer Weise. Der Patio wurde die Grube, in welcher man niemals Frauen zuließ. Der Reiche saß an den Fenstern rings um den Hof; und da dieselben in Spanien fast sämmtlich durch eiserne Gitter vertheidigt sind, entlehnte ihnen der Franzose seine Bezeichnung für eine gesonderte Loge: loge grillée (Gitterloge). Im Mittelpunkte des Hauses über der Vertiefung befand sich eine Art breite niedrigere Galerie, la Tertulia genannt, ein Name welchen man zu jener Zeit der von Gelehrten erwählten Wohnung gab, unter denen es Gebrauch war, den Tertullian zu citiren. Die Frauen, aus der Grube ausgeschlossen, hatten eine ihnen bewahrte Stätte, welche kein Mann betreten durfte, eine Eigenthümlichkeit welche in der Trennung der Geschlechter bei den Gothen-Mauren Begründung fand. Dieser weibliche Bezirk hieß la cazuela, die Bratpfanne, oder la olla, das Töpfchen, von dem Durcheinander der Suppe, weil er allen Rangstufen offen stand; auch nannte man ihn la jaula de las mugeres, den Weiberkäfig; ferner el gallinero, die Hühnerstange. Alle gingen hin wie in die Kirche, schwarz gekleidet, mit Mantillas. Diese dunkle Masse von schwarzen Gewändern, Raabenhaar und noch schwärzern Augen glich auf den ersten Blick einem Nonnenchore. Das war jedoch nur eine Scheinähnlichkeit; denn kaum trat eine kleine Pause auf der Bühne ein, so erhob sich solch Schnäbeln und Girren in diesem Turteltaubenschlag, solch Liebäugeln und Flattern von Mantillas, solch Rauschen von Seide, solch telegraphisches Arbeiten mit Fächern, solche elektrische Verbindung mit den Señores unten, welche mit stummen Blicken zu dem so tantalisch unerreichbaren dunkelglänzenden Weinberg über ihnen heraufschauten, daß in der That alle Eindrücke von Abgeschiedenheit, Gram oder Schmach davor entschwanden. Dies einzige und reizende „Töpfchen" hat man gerade in neuester Zeit aus Madrid verbannt, weil die tonangebenden Theater zu Paris und London dergleichen nicht aufweisen können und man es in seiner Originalität für zu uneuropäisch und veraltet hielt. Die Cazuela befand

sich dicht unter dem Alojero, einer Loge, wo man die aloja verkauft, das beliebte, aus Wasser, Gewürze und Honig gemischte Getränk. 12.

Von der Geringschätzung des Völkerrechts, wie sie noch unter Friedrich dem Großen vorkam, erzählt in Walpole's Memoiren der englische Gesandte, Sir Charles Williams, ein auffallendes Beispiel: „Vor einiger Zeit war ein Gesandter des Herzogs von Braunschweig in Berlin, Namens Hoffmann. Er war ein Mann von vielem Verstande und was wir wohlgesinnt nennen (d. h. den Interessen der Seemächte und des Hauses Oestreich ergeben). Ueberdies besaß er große Geschicklichkeit im Einziehen von Kundschaft, die er fleißig den Gesandten von England und Oestreich mittheilte. Der König von Preußen dem Dies nicht verborgen blieb schrieb nun einen eigenhändigen Brief an den Herzog von Braunschweig und bestand darauf daß derselbe Hoffmann nicht als seinen Gesandten anerkenne, indem er für den Weigerungsfall Drohungen beifügte. Der Herzog wurde durch diesen Brief in solchen Schrecken versetzt daß er, wiewol sehr ungern, dieser harten und übermüthigen Foderung sich fügte. Sobald der König von Preußen die Antwort erhalten hatte ließ er Hoffmann von Soldaten ergreifen und schickte ihn als Gefangenen nach Magdeburg, wo er nun seit mehr als vier Jahren an einen Karren gefesselt schanzen muß." 17.

Bibliographie.

Beck, C., Das Christenthum nach seiner Geschichte und Lehre als Lehrbuch für den evangelischen Religions-Unterricht an Gelehrten- und höheren Gewerbeschulen, zugleich als Handbuch für Gebildete. 1ster Theil — A. u. d. T.: Die christliche Geschichte. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 25 Ngr.

— — Dasselbe. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die christliche Lehre. Ebendaselbst. Gr. 8. 15 Ngr.

Becker, G. Th., Cyclus deutscher Dichtungen besonders zum Gebrauch in höheren Bildungsanstalten erläutert. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Göthe's Hermann und Dorothea. Halle, Lippert. Gr. 8. 10 Ngr.

Blanqui, A., Briefe über die Welt-Industrie-Ausstellung in London. Aus dem Französischen von Brentano. Fürth, Schmid. Br. 8. 24 Ngr.

Erdman, Ueber die Langeweile. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein. Berlin Hertz. 16. 5 Ngr.

Die interessantesten Gauner- und Spitzbubengeschichten aller Länder und Zeiten. Ein Buch für Psychologen, Seelsorger, Juristen, Geschäftsleute und für — Diebe. Zeitz, Garcke. 8. 15 Ngr.

Helianth. Ein Weihnachtslied. Wien, Benedikt. 32. 1 Thlr.

Hopf, A., Brennecke's Reise nach der Republik Frankreich, und sein Besuch beim Präsidenten Louis Schnappoleon, oder die beiden Staatsstreicher. Historisches Drama mit Gesang. Cöslin, Bolger. 8. 2½ Ngr.

Klun, V. F., Reise auf dem weißen Nil. Aus den Original-Manuscripten des General-Vikars von Central-Afrika, Dr. J. Knoblecher. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 1851. 8. 6 Ngr.

Leben, Meinungen und Thaten von den Berliner Demokraten, die die Welt mit Ruhm erfüllt, und was sie vollbrachten und wie sie gebrüllt. Hinten und vorne und in der Mitten geziert mit schönen Holzschnitten, eine Historie lustig und fein in neumodischen Knüttelverselein. Heruntergesungen vom Pegasus von Hermann Friedrich Timotheus. Berlin, Hempel. 8. 15 Ngr.

Loose, H., Der deutsche Reichsverfassungskampf im Jahre 1849. Schlachtenbilder. Reutlingen, Mäcken. 12. 27½ Ngr.

Schefer, L., Laienbrevier. 8te Auflage. Berlin, Veit u. Comp. 16. 2 Thlr.

Die Shakspeare-Literatur in Deutschland. Vollständiger Catalog sämmtlicher in Deutschland erschienenen Uebersetzungen W. Shakspeare's sowohl in Gesammt- als Einzel-Ausgaben, aller bezüglichen Erläuterungs- und Ergänzungsschriften, wie endlich aller mit ihm in irgend einer Beziehung stehenden sonstigen literarischen Erscheinungen. Von 1762 bis Ende 1851. Supplement zu allen Uebersetzungen und Erläuterungsschriften W. Shakspeare's. Cassel, Balde. 8. 7½ Ngr.

Wagner, R., Lohengrin. Romantische Oper in drei Akten. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 7½ Ngr.

— — Drei Operndichtungen nebst einer Mittheilung an seine Freunde als Vorwort. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Thlr.

Waldow, H., Herbstblüthen! Gedichte. 2te Auflage. Dresden, Türk. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Wieland-Literatur in Deutschland. Vollständiger Catalog sämmtlicher in Deutschland erschienenen Werke Chr. M. Wieland's, sowohl Gesammt- als Einzel-Ausgaben, aller bezüglichen Erläuterungs- und Ergänzungsschriften, wie endlich aller mit ihm in irgend einer Beziehung stehenden sonstigen literarischen Erscheinungen. Von 1751 bis Ende 1851. Supplement zu allen Werken Chr. M. Wieland's. Cassel, Balde. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Diesterweg, A., Die innere Mission in ihrer Gefährlichkeit für Nationalität, Sittlichkeit, Geistesfreiheit und Entwicklung überhaupt dargestellt. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 10 Ngr.

Douai, Die Schöpfung. Freier religiöser Vortrag. 2te Auflage. Gera. 8. 1 Ngr.

Groeger, Sieben öffentliche Vorlesungen des Hrn. Dr. Braniß über die Entwickelung der deutschen Nationalbildung während der letzten hundert Jahre, bearbeitet. Breslau, Scholz. Lex.-8. 6 Ngr.

Ilmoni, I., Rede bei der akademischen Erinnerungs-Feier, den 11. Januar 1851 an der Kaiserl. Alexanders-Universität. Helsingfors. 1851. Gr. 8. 8 Ngr.

Knak, G., Warum der reiche Mann in die Hölle gekommen ist? Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Zwei Predigten am 1. und 6. Sonntage nach Trin. gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Louis Napoleon. Von dem Verfasser Unserer Politik. 2te Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 10 Ngr.

Der Minister des Innern, die Kammern und die Provinzialstände. Von einem frühern Diplomaten. Hamburg, Schuberth u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Neujahrsgeschenk für das Volk. Vorrede zu einem Werke, welches die ganze Welt als Mitarbeiterin sucht. Verfaßt von einem schlichten Bürger. Leipzig, O. Wigand. 8. 7½ Ngr.

Die Revision der Verfassung. Zur Beurtheilung Louis Napoleon's. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einem Deutschen Vorwort. 3te um „Betrachtungen über den Staatsstreich vom 2. Dezember von Granier de Cassagnac" und einer Preußischen Epistel vermehrte Auflage. Berlin, Decker. Gr. 8. 15 Ngr.

Rüling, L. B., Abschiedspredigt am zweiten Weihnachtsfeiertage 1851 zu Oschatz gehalten. 2te Auflage. Oschatz, Oldecop's Erben. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Schafrepublik und die Reaction. Ein poetisch-humoristisches Zerrbild der Zeit aus dem Jahre 1848. Zum Theil aus dem Lucifer abgedruckt und mit einer Zugabe vervollständigt. Gießen. 1851. 8. 3 Ngr.

Weill, A., König und Präsident. Aus dem Französischen von G. Hesekiel. 2te Auflage. Berlin. Gr. 8. 7½ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № VI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschienen soeben das

sechsundzwanzigste und siebenundzwanzigste Heft,

Bogen 7—18 des vierten Bandes.

Chiliasmus — Collier.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Februar 1852.

F. A. Brockhaus.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift

der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben

von den Geschäftsführern

unter der verantwortlichen Redaction

des Prof. Dr. ***R. Anger*** in Leipzig.

Sechster Jahrgang. 1852.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Dieser Zeitschrift wird ein ***Literarischer Anzeiger*** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Erstes Heft.

Beiträge zur Kenntniss der indischen Philosophie. Von Dr. *M. Müller*. — Ueber die zweite Art der achämenidischen Keilschrift. II. III. Von *Holtzmann*. — Auszüge aus Saalebi's Buche der Stützen des sich Beziehenden und dessen worauf es sich bezieht. Von Freih. *v. Hammer-Purgstall*. — Die höchsten Götter der arischen Völker. Von Prof. *Roth*. — Studien über das Zendavesta. 4. Ueber den Cultus der Gestirne und die Weltansicht der Parsen in den verschiedenen Epochen ihrer Entwickelung. Von Prof. *Spiegel*. — Ueber die Entstehungszeit des Buches Henoch. Von Dr. *Hofmann*. — Einige auf Krishna's Geburtsfest bezügliche Data. Von Dr. *Weber*. — Zur Geographie und Statistik des nördlichen Libanon. Aus dem Arabischen übersetzt von Prof. *Fleischer*. — Zur Kritik der Psalmen. Von Prof. *Stähelin*. — Ueber Homer's Ilias in Sanskrit. Von Prof. *Brockhaus*. — Anfrage über Tausend und Eine Nacht. Von Prof. *Brockhaus*. — Ueber einen ägyptischen Scarabäus des archäologischen Museums zu Leipzig. Von Dr. *M. A. Uhlemann*. — Ueber einen Abbasiden-Dirhem. Von Prof. *Stickel*. Aus einem Schreiben des Missionnair Dr. *Isenberg* an Prof. Rödiger. — Schreiben des Dr. *Barth* an Prof. *Rödiger*. Nebst Nachschrift des Prof. Fleischer. — Russisch-orientalische Literatur. Von Dr. *Zenker*. — Bibliographische Anzeigen. — Bemerkung. Von Dr. *Weber*. — Mittheilung von *Blau*. — Protokollarischer Bericht über die in Erlangen vom 30. Sept. bis 8. Oct. 1851 abgehaltene Generalversammlung der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Einnahmen und Ausgaben der Deutschen morgenländischen Gesellschaft im Jahre 1851. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek eingegangenen Schriften u. s. w.

Als **Supplement zu Göthe's** sämmtlichen Werken erscheint soeben und ist **in allen Buchhandlungen** vorräthig:

Goethe's Liebe und Liebesgedichte

von

Professor Dr. Lehmann,

Director des Königlichen Gymnasiums zu Marienwerder.

29 Bogen. Gr. 8. Eleg. broschirt. Preis 1 Thlr. 24 Sgr.

Aus dem höchst interessanten Inhalte verweisen wir besonders auf folgende Abschnitte:

I. Abschnitt: Bis 1775. Deranes in Frankfurt. — Gretchen in Frankfurt. — Annette (Käthchen) in Leipzig. — Friederike Oeser in Leipzig. — Charitas Meixner in Worms. — Emilie in Strasburg. — Friederike in Sesenheim. — Charlotte in Wetzlar und Maximiliane in Frankfurt. — Die Titulargattin und Lili in Frankfurt. — Auguste Stolberg.

II. Abschnitt: 1775 bis 1806. Weimar: Freundinnen. — Frau von Stein (Lida). — Italien: Die neapolitanische Prinzessin. — Die Römerin und die Mailänderin. — Ueber die römischen Elegieen. — Liebesgedichte von 1790—1806. — Christiane Vulpius. — Die Balladen von der schönen Müllerin.

III. Abschnitt: 1806 bis 1832. Bettina. — Die Unbekannte in Marienbad.

Berlin. Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt.

Im Verlage der ***Dyk'**schen* ***Buchhandlung*** in ***Leipzig*** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Curzon, Robert, jun., **Besuche in den Klöstern der Levante** (Reisen in Aegypten, Palästina, Albanien und Rumelien). Teutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 12 Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Geh. 1851. 2 Thlr. 24 Ngr.

Danzel, Th. W., Dr. phil., **Gottsched und seine Zeit.** Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt und erläutert. Nebst einem Anhange: *Daniel Wilhelm Triller's Anmerkungen zu Klopstock's Gelehrtenrepublik.* 1848. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Danzel, Dr. Th. W., **Gotthold Ephraim Lessing,** sein Leben und seine Werke. Nebst einigen Nachträgen zur Lachmann'schen Ausgabe. 1. Band. Mit zwei Facsimiles. 1849. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 25 Ngr.

Dennis, Georg, **Städte und Begräbnissplätze Etruriens.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 106 Abbildungen, 3 Landschaften, 9 Plänen, 18 Inschriften und 1 Karte. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. Geh. 8 Thlr. 22½ Ngr.

Düntzer, Heinr., **Göthe's Faust.** Erster und zweiter Theil. Zum ersten Mal vollständig erläutert. Zwei Theile. 1850. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

Dasselbe Werk, elegant gebunden. 5 Thlr.

Düntzer, Heinr., **Göthe's Prometheus und Pandora.** Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. 1850. Gr. 8. Geh. 27 Ngr.

Fichte, I. H., **System der Ethik.** Erster kritischer Theil. Auch unter dem Titel: **Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte in Teutschland, Frankreich und England von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart dargestellt.** 1850. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Desselben Werkes zweiten Bandes erste Abtheilung: **Die allgemeinen ethischen Begriffe und die Tugend- und Pflichtenlehre** dargestellt. 1851. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Gioberti, V., **Der moderne Jesuitismus.** Teutsch bearbeitet von J. Cornet. 3 Bände. 1848. 1849. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Grote, G., **Geschichte Griechenlands.** Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt von Dr. N. N. W. Meissner. Erster Band. Nebst 3 Karten. 1850. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Desselben Werkes zweiten Bandes erste Abtheilung, enthaltend den 3. Band des Originals nebst 2 Karten und die Zusätze zum ersten Bande aus der dritten engl. Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Jacobs, Fr., **Personalien.** 2te wohlfeile Ausgabe. 1848. 8. Geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Layard, A. H., **Niniveh und seine Ueberreste.** *Nebst einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern, sowie einer Untersuchung über die Sitten und Künste der alten Assyrier.* Teutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 94 Illustrationen, 6 Plänen und einer Karte. 1849. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Layard, A. H., **Populärer Bericht über die Ausgrabungen zu Niniveh.** *Nebst Beschreibung eines Besuches bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern.* Nach dem grösseren Werke von ihm selbst abgekürzt. Teutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Nebst den Kupfern des grössern Werkes. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lukaszewicz, Joseph, **Geschichte der reformirten Kirchen in Lithauen.** 2 Bände. 1848 und 1850. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lynch, W. F., **Bericht über die Expedition der Vereinigten Staaten nach dem Jordan und dem todten Meere.** Nach der zweiten Auflage teutsch bearbeitet und mit dem officiellen botanischen Berichte versehen von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 26 Kupfertafeln und 2 Karten. 1850. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Mundt, Theodor, **Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik.** 1850. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nork, F., **Andeutungen eines Systems der Mythologie, entwickelt aus der priesterlichen Mysteriosophie und Hierologie des alten Orients.** 1850. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Quarante questions, adressées par les docteurs juifs au prophète Mahomet. Le texte turc avec un glossaire turc-français, publié sous les auspices de la société orientale d'Allemagne par J. Th. Zenker. Vienne. Imprimerie de la cour impériale royale et d'état. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 6 Ngr.

Tennent, J. E., **Das Christenthum in Ceylon;** *dessen Einführung und Fortschritt* unter den Portugiesen, Holländern, den britischen und den amerikanischen Missionen; nebst einer geschichtlichen Uebersicht über den brahmanischen und buddhistischen Aberglauben. Uebersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Mit Kupfern. 1851. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 27 Ngr.

Vaux, W. S. W., **Niniveh und Persepolis.** *Eine Geschichte des alten Assyriens und Persiens nebst Bericht über die neuesten Entdeckungen in diesen Ländern.* Uebersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Mit Kupfern und einer Karte. Gr. 8. Geh. 1852. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Thesaurus commentationum selectarum et antiquiorum et recentiorum illustrandis antiquitatibus christianis inservientium. Recudi curavit, praefatus est, appendicem literariam et indices adjecit M. J. E. Volbeding. I. 1. 2. II. 1. 2. 1845—1849. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Volbeding, J. E., **Index dissertationum programmatum et libellorum quibus singuli historiae N. T. et antiquitatum ecclesiasticarum loci illustrantur.** 1849. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die letzten Blüten.

Ein Roman

von

Arthalis.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

In einem engen Familienkreise wo die Mutter ausschließlich für ihre Angehörigen lebt, wird gewünscht 1—2 Mädchen von 10—12 Jahren (auch noch jünger) in Pension zu nehmen um sie mit zwei Töchtern von 12—14 Jahren zu erziehen. Mutterlose Kinder für welche stellvertretende Liebe gesucht wird, würden am liebsten aufgenommen. Ununterbrochene mütterliche Aufsicht, wobei die christliche Entwickelung des Charakters Hauptaugenmerk ist, gründlicher Privatunterricht in allen Fächern die bei gebildeter weiblicher Erziehung zu berücksichtigen sind, ferner in äußerer Rücksicht eine vorzüglich schöne, gesunde Wohnung in völlig ländlicher, freundlicher Umgebung und zugleich unmittelbarer Nähe einer bedeutenden, an der Eisenbahn liegenden Stadt der Provinz Sachsen, sodaß alle Lehrmittel derselben benutzt werden können: Dies könnte geboten werden. Da der Herr Superintendent Stier in Schkeuditz bei Leipzig als vieljähriger Freund der Familie die Güte haben will, jede nähere Auskunft die gewünscht werden könnte zu geben, so genüge Obiges zu vorläufiger Anzeige.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 7. —— 14. Februar 1852.

Inhalt.

Germania.

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation nach ihrer fortschreitenden Entwickelung in Staat und Kirche, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Volksleben mit Rücksicht auf die Natur- und Culturverhältnisse des Landes, eingeführt durch Ernst Moritz Arndt. Erster Band. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

An wie vielen Stellen wir auch Deutschland, unsere geliebte Mutter, suchen und nicht finden, ein großer Zufluchtsort ist ihr geblieben: unsere Literatur. Mögen andere Völker mit Recht sich rühmen daß in ihrer Mitte der Gedanke schneller zur That werde, wir behaupten mindestens den Ruhm den Gedanken reiner auszubilden, umfassender zu beleuchten. Deutschland ist das große Laboratorium der europäischen Ideen, wenn auch praktischern Nationen die Ehre bleibt sie auf den Markt und an den Mann zu bringen. Es gab einmal eine Zeit wo wir uns einbildeten wir hätten lange genug Geschichte geschrieben und könnten endlich auch einmal Geschichte machen. Da kamen die Klugen von Rechts und Links und schalten auf die Professorenweisheit, und es ist ihren vereinten Anstrengungen trefflich gelungen. Die Männer der Wissenschaft haben Nichts mehr zu sagen und dürfen kaum über Politik mehr schreiben. Dafür ist ihnen die Wissenschaft geblieben, und wenn sie von Deutschland nicht von der Leber weg reden dürfen, die Germania ist ihnen freigegeben. Wir finden Das ganz consequent. Deutschland ist ein Traum der Gegenwart, Germania ist eine Wahrheit der Vergangenheit, und es ist eine weise polizeiliche Einrichtung ernsten Leuten das Träumen zu verbieten, wodurch sie am Ende gar zu Nachtwandlern werden könnten, und sie dafür zu ernsten Studien anzuhalten, wodurch sie zeigen können daß sie was Rechtes gelernt haben. Wer aber neben dem Kopfe auch das Herz an der rechten Stelle hat, der weiß auch in reinwissenschaftlichen Forschungen den Punkt zu finden der sie mit den vaterländischen Bestrebungen verbindet, und ein solches Werk erstreben die wackern Herausgeber dieser „Germania". In dem ersten Bande (10 Lieferungen) der vor uns liegt sind die großentheils längst entschwundenen deutschen Kaiserdynastien und die noch im Todeskampf begriffene Staats- und Rechtsverfassung Kurhessens, die Entwickelung des parlamentarischen Lebens in Deutschland, sowie die Bodengestaltung unsers Landes, die religiösen Bewegungen, die Fortschritte der Chemie und vieles andere Geschichtliche, Naturgeschichtliche und Statistische bei uns beschrieben und besprochen, überall ist die specielle Untersuchung mit gründlicher Sachkenntniß geführt, und doch sind alle diese Forschungen Radien um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Aus allen können die Deutschen lernen,

> Es sei ihr ewig Weh und Ach
> So tausendfach
> Aus einem Punkte zu curiren,

aus dem Punkte nämlich ernsten vaterländischen Strebens und Lebens.

Wir fühlen uns daher gedrungen diese Zeitschrift allen Freunden deutscher Wissenschaft wie deutscher Gesinnung aufs beste und dringendste zu empfehlen, und sind überzeugt daß sie bei kräftiger Theilnahme und Unterstützung des Publicums dazu beitragen wird die luftigen Theorien die keinen Boden, wie die gottlose Praxis die keine Wahrheit anerkennt, in ihr wahres Licht zu stellen und eine würdige, vaterländische und wahrhaft freisinnige Gesinnung zu verbreiten.

Gleichzeitig aber möchten wir die wackern Herausgeber und Mitarbeiter an diesem Nationalwerke an das große Wort: Ne quid nimis! erinnern, dessen Nichtbeachtung die nationale Schule in den Jahren 1813 oder vielmehr 1815—19 in einer andern Richtung zu so

vielen Misgriffen verleitete. Diese letztern Männer hatten nämlich, solange der Kampf mit dem großen Eroberer zu bestehen war, die schroffe und ausschließliche Seite der Natinalidee sehr scharf betont. Insofern Dies als Kriegsmittel gegen den mächtigen und übermüthigen Feind gebraucht ward, war es recht, weil nothwendig. Als aber der Eroberer sein Ziel auf einer entlegenen Insel gefunden hatte und Gefahren anderer Art unser Deutschland bedrohten, da vergaßen sie das große alte Wort das Dahlmann später bei einer andern Gelegenheit in Erinnerung brachte: daß man nicht immer nur da pariren müsse wo man zuletzt verwundet wurde. So wirkten sie theils wissentlich, theils gegen ihren Willen mit daß Geschworenengerichte, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtsverhandlungen, Aufhebung aller politischen und religiösen Kastenungleichheit und so vieles andere Gute in Deutschland eine zeitlang unpopulair wurde, weil es der Reichsfeind gebracht hatte, was denn die Reaction nicht wenig beförderte und endlich in natürlicher Rückwirkung dahin führte daß in einer spätern — glücklicherweise jetzt ebenfalls hinter uns liegenden — Zeit vielen guten Köpfen der große Gedanke der deutschen Nationalität fast gleichbedeutend mit dem der Reaction wurde, In anderer, aber doch nicht unähnlicher Weise hatten die würdigen Männer aus welchen die Mehrzahl unserer Deutschen Nationalversammlung bestand allerdings Recht über alle deutsche Kleinstaaterei selbst dann den Stab zu brechen, wenn sie im kleinen Kreise manches wenigstens relativ Gute oder Freisinnige pflegte was in den größern schmerzlich vermißt ward. Ebenso war die Kaiseridee, wie sie damals von ihnen gefaßt wurde, der richtigscheinende Ausweg um wenigstens eine der deutschen Großmächte für die Einheit Deutschlands zu gewinnen. Es ist möglich daß die Zeit kommt, wo auf dieselbe Weise für das Heil Deutschlands erfolgreicher gewirkt werden kann, aber daß sie jetzt nicht da sei, wer kann Das leugnen ohne sich selbst zu verblenden? Das ist es eben was die Staatskunst von der Staatswissenschaft unterscheidet daß jene Zeit und Umstände berücksichtigt, während diese sich in ihren Theorien nicht beirren läßt. In einem Augenblicke wie dem jetzigen aber den deutschen Fürsten („Germania", S. 127) alles Ernstes den Rath geben dem Beispiele Hohenzollerns zu folgen und ihre Herrschaft der Krone Preußen abzutreten, das ist gewiß eine Idee welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht nur, wie der patriotische Verfasser selbst sagt, „bei den regierenden Häusern", sondern auch bei dem deutschen Volk und zwar mit vollem Rechte „auf keinen besonders lebhaften Beifall" zu rechnen hat. Wo das Sonderinteresse dem allgemeinen Interesse weicht, da ist eine patriotische That zu preisen. Wo es aber nur ein anderes Sonderinteresse fördert, da hat die öffentliche Meinung Nichts damit zu schaffen und verhält sich mit Recht gleichgültig. Wir stehen aber jetzt auf dem Punkte wo gerade nur die Divergenz der dynastischen Interessen in Deutschland der hereinbrechenden Reation einigen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermag. Das Wort der mittlern Dynasten: wir wollen nicht mediatisirt sein, dieses Wort welches die Reichsverfassung zunichtemachte tritt unter den jetzt so ganz veränderten Verhältnissen auch der Wiederkehr des allmächtigen Polizeistaats in manchen wichtigen Einzelbestimmungen entgegen. Eben die Staaten deren Fürsten nach einem vielgebrauchten Ausdruck „nicht in Preußen aufgehen wollten", wollen jetzt, zum Theil wenigstens, auch nicht Deutschland und sich mit in Mitteleuropa aufgehen lassen. Sie stehen daher jetzt, wenn auch nicht grundsätzlich, doch thatsächlich bei manchen sehr bedeutenden Fragen auf der Seite der Conservativ-Liberalen, denen Preußen in trauriger Verkennung seines eigenen Interesses für den Augenblick den Rücken kehrt. Weil aber jene Männer keine Revolutionnaire in Schlafrock und Pantoffeln, und zwar weder das Eine noch das Andere sind, können und sollen sie nicht thun als hätten sie Alles verschlafen was seit den denkwürdigen Stunden geschah wo Preußen nicht nur die deutsche Kaiserwürde, sondern auch die Vorstandschaft der deutschen Union „mit Vielen oder Wenigen" von der Hand wies. Der wahre deutsche Patriotismus kann gebieten lieber ein Deutscher, nimmer aber lieber ein Preuße zu sein als ein Würtemberger, ein Braunschweiger oder Hanseate. Die Anhänglichkeit an einen kleinen deutschen Staat, seine Verfassung und Gesetze soll der an das große Vaterland, nicht aber der an einen andern deutschen Staat weichen. Nicht ein paar hundert Quadratmeilen, nur das tiefinnerste Gefühl der deutschen Brust kann in solchen hochwichtigen Fragen den Ausschlag geben. Rochau, der Verfasser des besprochenen Artikels, der seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Idee des preußischen Kaiserthums durch die Verbannung aus Preußen büßen mußte, frage nur bei den nichtpreußischen deutschen Patrioten um, ob sie wünschen daß ihre Fürsten nach dem Beispiele der südlichen Hohenzollern verfahren, und er wird sich bald überzeugen daß verschmähte Liebe ganz andere Gefühle erzeugt. Die Gelegenheit hat, nach dem schönen Bilde der Alten, nur am Schopfe einen Haarbüschel, der Hinterkopf ist kahl.

Aber der Verfasser des Artikels, den wir seiner Wichtigkeit wegen an die Spitze unserer Beurtheilung stellen, will auch die Reichsverfassung nicht mehr, worüber sich wie er sagt „unsere Unerfahrenheit zur Zeit der Nationalversammlung täuschen konnte". Der „deutsche Bundesstaat auf monarchischer Grundlage" sei, heißt es weiter (S. 127), „ein Unding, eine Lüge, höchstens eine Seifenblase, die bei dem ersten Luftzuge zerplatzen würde", und Deutschland könne nur groß und mächtig werden durch „Eine Verfassung, Ein Gesetz, Eine Regierung".

Aber was ist die praktische Folgerung aus diesem theoretischen Satze? Erreichen ließe sich dieses Ziel höchstens auf dem Wege der Eroberung durch einen neuen Karl den Großen. Nicht einmal der Weg der Revolu-

tion, den doch der conservativ-liberale Verfasser gewiß nicht anrathen möchte, würde geradezu dahin führen, wie denn selbst Ruge und seine Akolyten in London nur von einer deutschen Föderativrepublik träumen. Frankreich bedurfte erst eines Ludwig XI., eines Richelieu, eines Ludwig XIV., um der Revolution den Einheitsstaat in seiner ganzen Consequenz möglich zu machen, und es wäre nicht ein „Unding", eine Chimäre, ein Traum, Deutschland mit seinen Stamm-, Staaten- und Religionsverschiedenheiten nach ganz andern Vorgängen als denen in Frankreich so Knall und Fall in den Einheitsstaat hinüberführen zu wollen. Nein, ist auch der Plan der Deutschen Nationalversammlung gescheitert, der Grundgedanke desselben war gewiß praktischer und ausführbarer als der unsers Verfassers. Und gar anzunehmen, der deutsche Einheitsstaat könne durch freiwilliges Verzichten der deutschen Fürstenhäuser herbeigeführt werden, weil ein kleiner Hohenzollern, ein Besitzer von ein paar Quadratmeilen, mürbe gemacht von seinen Demokraten, sein Duodezländchen dem großen Hohenzollern abtrat — Das ist doch wahthaftig eine Chimaire die selbst für einen deutschen Schriftsteller über das Maß hinausgeht!

Um uns gleich Alles vom Herzen zu reden was uns in dieser trefflichen Schrist noch als zu starre Consequenz einer an sich richtigen Idee erscheint, müssen wir unser Bedenken auch gegen die Weise aussprechen wie die religiösen Bewegungen der Neuzeit in dem vorliegenden Bande aufgefaßt werden. Auch wir haben die Richtung welche mehre Leiter derselben in den letzten Jahren nehmen beklagt und bekämpft. Aber das ist ja eben das Charakteristische unserer Zeit daß es kaum eine Partei gibt, deren Empfindung oder Bewußtsein in einem einzelnen Marnne oder auch in mehren einen eigentlichen Repräsentanten, Führer oder Leiter gefunden hätte, wie es die ausgezeichneten Männer zur Zeit der Reformation oder in andern Epochen waren. Allerdings hat sich die religiöse Bewegung an vielen Orten verflacht und ist bei nicht Wenigen in eine destructive, revolutionnaire umgeschlagen. Dennoch behaupten wir daß sie ihrer tiefen Wurzel nach im deutschen Volke liegt und mehr war als eine ephemere Erscheinung. Bei allen Thorheiten und Verirrungen war es doch der Geist des deutschen Protestantismus im 19. Jahrhundert der sich darin aussprach, der Geist der sich dem Bischof Arnoldi wie früher dem Ablaßhändler Tezel entgegenstellte, und dem die kleinliche Verfolgungssucht des sogenannten christlich-germanischen Staats ebenso wenig zusagte als früher die weit großartigere und consequentere des weltgebietenden römischen Stuhls. Soviel Unwissenschaftliches und Frivoles sich auch einzelnen Erscheinungen zugesellte, im Grunde war es doch das Resultat deutscher Wissenschaft und Bildung, die, wenn auch verflachter, doch in den bessern Erscheinungen dieses Geistes nicht unrichtig aufgefaßte Anschauungsweise der großen deutschen Schriftsteller von Lessing und Herder bis auf unsere Zeit. Auch zeigte sich in Haym und Schwetschke, welche der Bewegung beitraten, und Gervinus, der sie billigte, daß sie aller wissenschaftlichen Elemente nicht so bar und ledig war wie es nach manchem Schreier und Schönschwätzer der sie vertrat und zum Theil noch vertritt hier und da scheinen möchte. Wir möchten also nicht mit Pröhle, dem sonst umsichtigen und ziemlich unparteiischen Darsteller der „Neuesten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus" (S. 269 — 305) behaupten, es habe dieser ganze Streit nur auf Abwege geführt, die das Festhalten an einer großen reinpolitischen und nationalen Idee verhinderten, und „es wäre ohne Zweifel besser gewesen während der langen Friedensjahre vor der Revolution nur wenigstens eine große politische Idee, wie etwa die Kaiseridee, unablässig und immer wieder in uns zu verarbeiten" (S. 304, 305). Man könnte mit gleichem Rechte oder Unrechte Luther und den Reformatoren überhaupt, wie das auch häufig genug geschah, zum Vorwurfe machen daß sie sich statt um politische um religiöse Reformen gekümmert, die am Ende doch in höherm Grade, um Pröhle's Ausdruck zu gebrauchen, „unser Volk durch theologische Zänkereien noch mehr zersplitterten". Aber dem Geiste eines Volkes läßt sich noch weit weniger als dem eines einzelnen Menschen die Richtung vorschreiben die er nehmen soll. Wie der einfarbige Strahl des Lichts sich dem menschlichen Auge in sieben Farben bricht, so begreift er den einen Gedanken gesetzlicher Freiheit in mannichfaltigen einzelnen Anwendungen.

Der Freiheitsgedanke der Reformation des 16. Jahrhunderts, der sich im Abendmahlstreite aussprach, war die Gleichstellung des Laien mit dem Priester durch die Verwandelung des Letztern in einen Lehrer der Religion. Wie Jahrtausende früher Moses dem Kastengeiste Aegyptens durch das Wort an sein Volk entgegentrat: „Ihr sollt mir sein ein Volk von Priestern", so sprachen die Reformatoren in anderer Weise dasselbe Wort zu dem christlichen Volke, indem sie jedem Christen das Abendmahl in beiderlei Gestalt gestatteten. Der Freiheitsgedanke der religiösen Bewegung im 19. Jahrhundert war und ist, wie es Wislicenus ganz richtig aussprach, die Befreiung des Geistes vom Buchstaben, die Berechtigung der Offenbarung im Menschen, die „Rechtfertigung", die Idee der „Gnade" im Sinne unserer Zeit und unserer Gedankenrichtung. Diese Idee, wie trüb und flach sie auch von Einzelnen aufgefaßt worden, lebte doch im Volke, während die Kaiseridee nicht mehr die des im Kyffhäuser schlafenden alten Barbarossa sein und nur populair werden konnte, wenn sie einen Träger fand der durch den Stein wie der entschlafene alte Held, aber nicht mit dem Barte, sondern mit dem Willen zu dringen wußte. Der mußte das Kaiserthum als politische Idee wieder zu Ehren bringen, die religiöse Idee empfahl sich selbst. Begehen wir daher nicht im umgekehrten Sinne die Sünde die sich unser großer Luther zuschulden kommen ließ. Ihm verleideten die Gräuel welche die Bauern begingen die politischen Ideen und die gerechten Ansprüche der untern Volksclassen, die

er anfangs selbst anerkannt hatte. Lassen wir uns durch die Thorheit und die Verirrungen einzelner Wortführer nicht verleiten die Berechtigung der religiösen Zeitidee in Abrede zu stellen.

Ganz besonders treffen diese Bemerkungen den Aufsatz „Deuschland und die Innere Mission", der sich durch drei Hefte des vorliegenden Werks zieht. Dieser Aufsatz, der endlich im neunten Hefte ziemlich im Einverständnisse mit den Ideen des vernünftigen Liberalismus concludirt, ist doch ganz in dem dämmerlich-romantischen, überkirchlichen Sinne geschrieben der dem traurigen Wartburgfeste zugrundelag, dessen Apotheose der Verfasser (S. 423) mit wenig Glück versucht. Es ist schmerzlich in den Wunden unsers Volks zu wühlen, es ist traurig an die Verirrungen einer edeln, aber überreizten und übelberathenen Jugend erinnern zu müssen, aber es kann nicht genug wiederholt werden daß wer Preßfreiheit will, schlechte Bücher widerlegen, nicht verbrennen, gute aber achten muß, wenn sie auch einer andern Ideenrichtung als der seinen angehören, daß Augenverdrehen nicht Religion, Franzosenfresserei nicht Nationalität, Judenverfolgung nicht Christenthum, Romantik nicht Fortschritt ist, daß der Mord Kotzebue's und Ibell's, daß die abscheulichen Hep-Hepgeschichten zwar keineswegs dieser Partei im Allgemeinen, aber doch ihrer Richtung zuschuldenkommen, und daß sie also der Reaction, die sich gegen sie wie gegen die wahrhaft freisinnigen Männer und Ideen wandte, nicht nur Vorwand, sondern leider auch Grund gaben. Hüten wir uns in dieselben Verirrungen zu verfallen, hüten wir uns, wie der Verfasser die pädagogischen Bestrebungen unserer Zeit und unsers Volks, welche unsere Schulen und Bildungsanstalten so unendlich hoch über die aller andern europäischen Völker erhoben, hinter die der Zeit zu stellen wo ausgediente Unteroffiziere oder lehrende Zünftler mit Stock und Perücke mit der heiligsten Nationalangelegenheit: der Jugendbildung, betraut waren, hüten wir uns vor der unheilvollen Täuschung, wir beförderten die religiöse Bildung der Jugend wenn wir die Schule der Kirche in die Hände geben. Das pädagogische Programm des Verfassers (S. 612): geistige Armuth, Einheit des Gemüths im sittlichen Willen, würde der Verdummungstendenz, die leider nur zu mächtige Fürsprecher in unserer Zeit hat, trefflich zustattenkommen. Eine in diesem Sinne erziehende Mission möchte wol an manchen Staat, aber nie werde sie, wie er meint, an die öffentliche Meinung oder an die Idee des Rechts anknüpfen können. Was wir von England lernen und entlehnen sollen, das sind ganz andere Dinge als die Innere Mission, welche bei manchem anerkennenswerthen Guten das sie stiftet doch im Grunde (wie unser Verfasser selbst durchschimmern läßt) mit den engherzigen Ideen der bischöflichen Hochkirche zusammenhängt; und wenn der Verfasser sich wundert daß Deuschland welches soviel Geld für die deutsche Flotte oder die hamburger Abgebrannten hatte, so wenig für die Innere Mission spendet, so wundern wir uns nur wie ein Mann der, wie der ganze Aufsatz beweist, ein deutsches Herz im Busen trägt, den armen Deutschen, die nur zu sehr geneigt sind den Ausländern nachzuäffen, einen Vorwurf daraus machen kann daß sie für Nationalangelegenheiten wenn auch viel zu wenig, doch immer noch mehr Sinn haben als für solche exotische Pflanzen! Lernen wir staatliche Institutionen von den Engländern, pädagogische Institutionen, philosophische und philosophisch-religiöse Ideen mögen sie von uns lernen! Auch ist in England bei der unbeschränkten Freiheit der Presse und der Vereine jede ausschließliche Richtung durch die entgegengesetzte im Zaum gehalten, die unglückliche Vielregiererei die in unserm Deutschland so schädliche Früchte trägt ist dort unbekannt, und die „versteckte Parteigängerei mit gewissen hohen und allerhöchsten Sympathien" die unser Verfasser den deutschen Innern Missionen selbst zum Vorwurfe macht, liegen theils überhaupt weniger im Charakter des Briten und sind theils in England viel weniger bedenklich und gefährlich als bei uns. Wir haben es erfahren welche verderblichen Folgen für den Staat wie für die Religion die officielle, ja die polizeiliche Rechtgläubigkeit hervorgebracht hat. Werden wir doch endlich durch Erfahrung klug und hüten wir uns den, wenn auch berechtigten Unmuth gegen die Excesse, deren Zeugen wir waren, so in uns herrschen zu lassen daß wir das weise Wort der Bibel vergessen: „Sage nicht die frühern Tage seien besser gewesen als die jetzigen, denn nicht von der Weisheit hast du das gelernt" (Prediger Sal. 7, 11). Den frommen Leuten aber die eine Zeit welche auf Recht und Wahrheit dringt wieder in die Bande einer finstern Coterie bringen wollen rufen wir mit dem Dichter zu:

> Meint ihr daß aus den heißen Gluten
> Die Zeit ein Phönix sich erneut,
> Nur um die Eier auszubrüten
> Die ihr geschäftig unterstreut?

Vortreffliche Arbeiten haben die wackern Männer: Paul Pfizer, Wippermann, Biedermann und der Herausgeber geliefert. Wippermann's Aufsatz: „Staats- und Rechtsverfassung Hessens" (S. 29 fg.), weist geschichtlich nach daß das Steuerbewilligungsrecht der Stände (Landschaft) in Hessen seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts dort zu Recht besteht, daß dieses Recht nach dem Dreißigjährigen Kriege im Jahre 1655 als „perpetuirlicher und unveränderlicher Verordnung" entnommen gewährleistet ward, daß 1731 schon eine vollständige landständische Verfassung von dem Landesherrn urkundlich bestätigt ward. Am 26. November 1743 wurde das Oberappellationsgericht eingesetzt. Es heißt in dem Edicte Friedrich's I. von Hessen:

Damit auch die zu diesem Oberappellationsgerichte verordneten Räthe jetzt und vors künftige desto freier ohne alle Scheu und Furcht zu Werke gehen und ihr Amt thun können, so wollen wir dieselben überhaupt und einen jeden von ihnen besonders in den Sachen so uns und unsere Nachfolger, unsere Kammer, Aemter und Jura, oder unsere Beamten und Bedienten die in unserm Namen agiren einigermaßen betreffen, oder dabei wir oder unsere Nachkommen selbst ein Interesse haben mögen, der auf Respicirung unsers Besten geleisten Pflicht und

Verbindung entlassen und sie wie überall also auch in solchen uns oder die Unserigen angehenden Sachen bei Verwaltung ihres Amtes auf Nichts als Gott den Allmächtigen und eine ganz unparteiische reine Justiz, worauf sie ihren Eid abgelegt und geschworen, ein mal für alle mal gebunden und verwiesen haben, inmaßen dann alles Das was sie also in unserm Namen handeln, sprechen und erkennen, nicht anders als hätten wir solches in eigener Person gethan und anbefohlen, geachtet und respectirt, folglich ohnaufhaltlich zur Execution gebracht und vollzogen werden soll.

So sprach ein Landgraf von Hessen vor 120 Jahren! Ob wol der Abdruck dieses landesherrlichen Edicts heutzutage in seinen Landen nicht als „ein revolutionnaires Gebahren" erklärt und bestraft würde? Freilich Friedrich I. saß als Gatte von Ulrike Eleonore, der Schwester Karl's XII., zugleich auf Schwedens Thron, und wir Deutschen wissen uns vor derartigem „ausländischem Gifte" zu hüten!

Noch zeitgemäßer oder zeitungemäßer, jenachdem man den Geist der Nation oder das Factum zugrundelegt, ist was unter dem Bruder Friedrich's I., dem Landgrafen Wilhelm VIII., der seinem katholisch gewordenen Erbprinzen durch die bekannte Religions-Assecurationsacte die Hände band, den katholischen Reichsständen entgegnet wurde, welche die Klage führten „ein regieren-sollender Reichsfürst und der hessen-kasselsche Assecurationsact könnten nicht nebeneinander stehen".

„Auf höhern Befehl" wurde ihnen geantwortet: die Lehre vom blinden Gehorsam möchten sie (die Gegner) wol begriffen haben, die Hessen aber seien gewohnt von Fürsten und nicht von Jesuiten regiert zu werden.... Landstände und Unterthanen hätten in den trübsten Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs mit einem solchen unüberwindlichen Muth in den größten Gefahren mit williger Aufopferung Guts und Bluts bei ihren Heeren ausgehalten daß man sagen könne daß Haus Hessen-Kassel habe seine Hoheit und seinen Glanz der unwandelbaren Standhaftigkeit und Treue der Unterthanen großentheils zu verdanken.

Setzen wir statt des Dreißigjährigen Kriegs die Jahre 1848 und 1849 und statt der Treue bei den Heeren die Treue gegen Fürsten und Verfassung, was wurde vor 100 Jahren im Namen Landgraf Wilhelm's gesagt, das Kurfürst Friedrich Wilhelm nicht heutzutage wiederholen könnte?

Uns fehlt die Gemüthsruhe den trefflichen Artikel weiter zu analysiren. Wir bitten ihn nachzulesen, und können Denen die unsern Rath befolgen versprechen daß sie wenigstens die Beruhigung daraus schöpfen werden daß der jetzige Minister Hassenpflug seinen Familientraditionen treugeblieben ist!

Aus einem gleichen Grunde wie den eben angegebenen sagen wir auch über die gleich trefflichen Aufsätze: „Dänisch-deutsche Wechselwirkungen" von Stricker und „Schleswig-Holsteins Kriegsmarine" von Wurm Nichts weiter. Es ist ein unerfreuliches Ding den Finger in die klaffenden Wunden des Vaterlands zu legen! Nur einen Ausspruch Wurm's (S. 414) können wir uns nicht versagen wörtlich hier anzuführen:

Die historische Kritik ist in unsern Tagen beschäftigt gewesen die Heldensagen der alten Römer wie sie uns überliefert sind auf das nüchterne Maß des Wahrscheinlichen und Wirklichen zurückzuführen. Umgekehrt wird die Kritik einst Mühe haben das Sachverhältniß des Geschehenen, wie es in den öffentlichen Kunden der Gegenwart niedergelegt ist, als das Wahrscheinliche und Wirkliche dem Volke einzureden.

So ist es leider! Die Nachwelt wird mit dem Dichter sagen: Die große Zeit fand ein kleines Geschlecht!

Eine merkwürdige, nicht ganz aus unserm Wege liegende Bestätigung der erwähnten Andeutung unsers patriotischen Wurm gibt der Aufsatz von B. Cotta „Ueber Deutschlands innere und äußere Bodengestaltung". Es heißt in dessen Eingang (S. 201):

Gibt es für den Geologen ein Deutschland? Kaum! Ein Spanien, ein England, ein Norwegen, ein Schweden, ein europäisches Rußland, auch allenfalls ein Frankreich, ein Böhmen, ein Baiern, ein Würtemberg, das läßt sich geologisch nachweisen, aber ein Deutschland habe ich immer vergeblich gesucht (wir auch!). Es scheint wirklich nur ein künstlicher Begriff zu sein, ein geologisches (wie politisches) Conglomerat, etwa der geologische Centralpunkt wie der geistige für ganz Europa, ein breiter Mittelpunkt ohne Peripherie, aber kein einheitliches Land.

Da habt ihr es! Man mag Geolog sein oder Geschichtsforscher oder Staatslehrer, immer kommt man auf dieselbe Misère hinaus! Nur daß die Letztern Peripherie ohne Mittelpunkt finden, wo der Geolog Mittelpunkt ohne Peripherie!

Fast auf ein ähnliches Resultat wie unser Geolog kommt unser wackerer Paul Pfizer in einem Aufsatze „Ueber Nord- und Süddeutschland in ihrem Verhältniß zur Einheit Deutschlands", der ebenfalls von der natürlichen Beschaffenheit Deutschlands ausgeht. Er thut überzeugend dar daß Nord- und Süddeutschland trotz ihrer nicht zu leugnenden großen innern Verschiedenheit oder vielmehr eben wegen derselben sich doch ungefähr zueinander verhalten wie, möchten wir sagen, der Nord- und Südpol der Magnetnadel, die sich eben darum anziehen, weil sie verschiedene Pole sind, wie denn auch in commercieller Hinsicht Süddeutschlands Fabriken Norddeutschlands Handel und Seeverbindung und dieser jener bedarf um recht zur Blüte zu gelangen. Wir freuen uns in unserer an Fortschritt so armen Zeit wenigstens die angebahnte Verbindung des Zoll- und Steuervereins als einen wesentlichen Fortschritt begrüßen zu können, der freilich wie so mancher gehoffte Fortschritt in unserer Zeit leider noch immer die Besorgniß zuläßt, er könnte durch mächtige Sonderinteressen zu noch größerm Zerfall umgestaltet werden. Mit ebenso großem Rechte zeigt der Verfasser daß der Gegensatz von Nord- und Süddeutschland keineswegs mit dem zwischen Katholicismus und Protestantismus zusammenfällt, was umsoweniger behauptet werden kann, da im südwestlichen Theile Deutschlands der Protestantismus, sowie im nordwestlichen der Katholicismus vorherrschend ist. Er weist zugleich historisch nach wie es keineswegs in der Stammverschiedenheit, sondern in politischen und dynastischen Gründen liegt, wenn die Reformation in Deutschland hier gedieh, dort verdrängt ward. Wir möchten in die-

ser Beziehung noch einen Schritt weiter gehen und behaupten die Völker romanischen Ursprungs und romanischer Zunge seien ihrer Natur nach mehr für den Katholicismus, die Völker germanischen Ursprungs und germanischer Zunge mehr für den Protestantismus geeignet. Aber dies Feld ist zu groß um hier Platz zu finden. Wir kommen vielleicht bei anderer Gelegenheit darauf zurück. Unser Verfasser statuirt hingegen statt der Zweiheit eine Dreiheit, die leider für uns bisjetzt keine Dreieinigkeit war.

Wie Dem auch sein mag, näher hierauf auszugehen läßt hier der Raum nicht zu, Jeder der ein deutsches Herz im Busen trägt wird dem trefflichen Manne in dem Grundgedanken zustimmen mit dem er seinen Aufsatz schließt:

Gesegnet sei jede Hand die zu dem größten deutschen Werke (der Einigung aller deutschen Gaue und Herzen) auch nur ein Samenkorn reicht! Schmach aber Jenen die, sei es aus eitler Systemsucht, aus dynastischem Sondergeiste oder aus provinzieller Engherzigkeit sich es zur Aufgabe machen und nicht müde werden durch unaufhörliches Zerren und Nagen an dem Gegensatze des Nordens und des Südens Deutschlands klaffende Wunden offen zu erhalten oder mit ätzendem Gifte zu erweitern.

Wir unterschreiben nicht nur von Herzen dieses Anathema des patriotischen Verfassers, sondern wir dehnen es auch auf alle Diejenigen aus welche bemüht sind die religiösen oder andern Gegensätze in der Mitte unsers Vaterlands aus Fanatismus, Eigennutz oder Unverstand zu politischen Gegensätzen zu machen und die alte Drachensaat von neuem unter uns auszustreuen!

Der Raum verbietet uns auf alle einzelnen Artikel dieses Bandes einzugehen, aber wir können nicht umhin die Arbeiten mit besonderer Auszeichnung zu erwähnen welche Biedermann zu dieser patriotischen Sammlung lieferte. „Die Entwickelung des parlamentarischen Lebens in Deutschland“ (S. 128—174 und S. 432—473) enthält in gedrängter Darstellung mehr als manches dicke Buch und wird die Freunde der alten Geschichte sehr ansprechen. In Frankreich pflegten die Napoleonisten nach der ersten Restauration zu sagen: „Nous croyons aux revenants“, und nach vier Decennien ist ihre Hoffnung abermals erfüllt worden. Lasse man den Freunden des parlamentarischen Systems und der parlamentarischen Gesammtverfassung denselben frommen Glauben mit welchem der wackere Verfasser seinen Aufsatz beschließt! Haben wir ja so vieles Todtgeglaubte wenn auch nicht zu frischem, doch zu neuem Leben erstehen sehen, warum sollte gerade diese Auferstehung der Todten unglaublich sein?

Nicht minder verdienstlich und nicht minder betrübend ist eine andere Arbeit desselben Verfassers: „Die Versuche zur Einigung Deutschlands seit der Auflösung des Reichs“, von welchem dieser Band den ersten Artikel liefert (S. 353—378). Wir lernen daraus was wir freilich schon wußten daß weder Friedrich der Große, als er 1785 den Fürstenbund stiftete, noch Friedrich Wilhelm III., als er sich 1804 und 1805 mit der Idee eines dem Rheinbunde entgegenzustellenden norddeutschen Bundes trug, dabei irgendwie den Gedanken an ein einiges, großes und mächtiges Deutschland zugrundelegten. Wir lernen die Wünsche und Plane deutscher Patrioten zur Verwirklichung dieser großen Idee schon in den Jahren 1813—15 und weiter im Einzelnen kennen und sehen sie zerstieben. Wenn wir also den allerdings wesentlichen Gewinn abrechnen daß der Gedanke verbreiteter, ausgeprägter, mehr in das Volk gedrungen ist als früher, was ist das Resultat auch dieses Artikels, und was wird gar das Resultat des noch nachzuliefernden zweiten Artikels sein, der uns die Gedanken und Thaten der Cabinete zur Gründung der deutschen Einheit berichten soll? Was ein französischer Staatsmann einmal über einen andern Gegenstand sagte: „Rien, rien, absolument rien!“

Viel Gutes enthält auch der Artikel: „Deutsche Märzministerien“ von Häusser, welcher mit dem Ministerium Bekk in Baden beginnt (S. 305 fg.). Heutzutage wo die Männer welche zur Zeit der Gefahr vor die Bresche treten soviel von der Weisheit Derer zu leiden haben welche die Sprache, die sie damals verloren zu haben schienen, jetzt in solcher Fülle wieder gefunden haben, heutzutage ist es besonders Pflicht zu zeigen wie diese Letztern Jenen die Arbeit so sehr erschwert hatten. Häusser hat diese Aufgabe glücklich gelöst.

Wie sehr aber die heterogensten Gegenstände in Beziehung auf unsere Germania (ich meine das Land) zu einem und demselben Resultate führen, das mag der Leser einem Aufsatze von Stöckhardt „Ueber die Fortschritte der Chemie in Deutschland“ (S. 473 fg.) entnehmen. Liebig's Agriculturchemie, so scharfsinnig und genial, bewährte sich nicht gleich in der Praxis, weil eben Liebig selbst mehr ein Mann der Wissenschaft als ein praktischer Landbauer ist. Was thaten nun die Engländer? Sie dachten nach was dabei in der Anwendung zu verbessern sei, und nach angestrengter Mühe und Arbeit gelang es ihnen der herrlichen Blüte die Frucht zu entlocken. Was thaten aber die deutschen Landsleute? Sie declamirten gegen die „unpraktische Schulweisheit“, die sie gern wie die Demokraten in der Paulskirche als Professorenweisheit geschmäht hätten, wären sie nicht selbst Professoren, und ihre Schuld war es nicht wenn das Kind nicht mit dem Bade verschüttet wurde. Summa Summarum: Der Deutsche glaubt nicht an sich, und darum eben sind Schriften wie diese „Germania“ so empfehlenswerth, weil sie ihn, wenn auch nicht von dieser Untugend heilen (so stark ist kaum die Weltgeschichte), doch zu klarer Erkenntniß derselben bringen können. 30.

Adam Oehlenschläger.

Meine Lebenserinnerungen. Ein Nachlaß von Adam Oehlenschläger. Deutsche Originalausgabe. Vier Bände. Leipzig, Lorck. 1850. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Chateaubriand sagt gegen Ende seiner „Mémoires d'outre-tombe": „Unsere Zeit ist von der Art und die großen Männer in ihr sind von dem Caliber daß es eine Beschränktheit ist nicht sein eigener Lobredner zu sein und Scheu zu tragen seine eigenen Verdienste ins Licht zu stellen!" Dies Axiom muß der Verfasser der „Lebenserinnerungen" prophetisch geahnt haben; er macht einen starken Gebrauch davon. Wir haben in einem ersten Artikel uns bemüht sein Verdienst zur Geltung zu bringen, und an den allerdings zu früh vergessenen Mann eine dankbare Erinnerung bei der Gegenwart zu erwecken; in diesem Artikel können wir dies Geschäft getrost ihm selbst überlassen, denn ein großer Theil des Inhalts der letzten beiden Bände ist dem Zwecke gewidmet, den Leser mit den Feierlichkeiten und den Ehrenbezeugungen bekanntzumachen die dem Poeten in seinen spätern Lebenstagen gesucht und ungesucht zutheil wurden. Es ist wahr sie flossen ihm in solchem Maße zu daß für andere Empfindungen als die der Selbstzufriedenheit fast kein Raum übrigblieb, es sei denn für die Trauer über abscheidende Bewunderer und Freunde.

Nichtsdestoweniger sind auch diese Bände voll Unterhaltungsstoffs und ihre Durchlesung wird Niemand gereuen der für die Literatur, die Kunst und die Culturzustände der letzten 30 Jahre einiges Interesse fühlt. Ist der kritische Blick des Verfassers auch oft eingeschränkter und befangener als früher, trübt und verdunkelt ihn auch zuweilen die Bitterkeit über erfahrenes Unrecht und die Ueberschätzung eigenen Werthes, so bleibt er doch offen für die Empfindung des Schönen in der Kunst, für menschliche Größe und Schwäche, für den Reiz der Dichtung, und was ihm an Weitsicht entgeht ersetzt er durch Erfahrung und Billigkeit. Hierzu tritt daß der Verfasser fortwährend, man kann wol sagen mit der ganzen Welt — wenigstens soweit sie eine intellectuelle Größe bildet — in Berührung bleibt, Personen auf allen Höhenpunkten des Lebens, in der Politik wie in der Kunst sieht und spricht, überall Wahrnehmungen, falsche oder richtige, macht und uns diese launig oder gefühlvoll, immer aber mit größter Unbefangenheit, ja fast in kindlicher und naiver Weise mittheilt. Was Wunder daher daß seine „Lebenserinnerungen" einen Inhalt darstellen der oft erfreut, fast immer aber angenehm unterhält, indem er unser Wissen erweitert durch Erinnerungen wie durch Blicke in die Zukunft.

Wir verließen den Autor am Schluß des zweiten Bandes, als er nach einem grellen Abschied von Goethe aus Deutschland zum zweiten mal in seine Heimat zurückkehrt. Seine Kenntniß des deutschen Literaturgeistes ist nun bedeutend vollständiger geworden, sein deutscher Ausdruck selbst ist gewandter, mannichfaltiger, obwol offen gesagt eine gewisse Fremdartigkeit ihm noch immer anklebt. Doch wollen wir hierin nicht so strenge Richter sein wie Goethe in seinem Spruch von den nordischen Bären es war; es ist und bleibt eine große Seltenheit an unserm Oehlenschläger, in zwei Sprachen gleichberechtigt, Dichter in zwei Sprachen zu sein, so es wäre uns sehr erwünscht gewesen, wenn er uns einmal zu recht klarer Erkenntniß darüber verholfen hätte, wie diese seltsame „Zweizüngigkeit" in seiner Seele eigentlich zu widerstreitloser Harmonie gebracht wurde, sodaß ein ganz freier und schöner Ausdruck in jedem Augenblick zu gewinnen war. Der Verfasser improvisirt in Lund und Malmoe dänisch, in Berlin und Wien deutsch: wir meinen daß Dies in der Freiheit mit der er es leistet bewunderungswürdig viel und schwer sei. Die zwei Jahre seines Reisestipendiums waren wohl benutzt; nach seiner Heimkehr fanden sich durch Schimmelmann und Reventlow andere Mittel dem Verfasser eine Dichtermuße zu bereiten: er erhielt zwei Sinecuren mit 1200 Mark Einkommen und konnte seinem Dichterberufe, mit seiner Christiane vermählt, sorglos leben. Hier gebietet uns eine Betrachtung Halt! Ist es nicht seltsam das kleine Dänemark von je an im Besitz von Mitteln zu finden, für Poeten und Künstler Aufwendungen zu machen welche den mächtigsten deutschen Staaten mangelten? Wir wollen die Lösung dieses Problems unsern Finanzministerien empfehlen, indem wir ihnen alle mögliche Höhe der Einsicht dabei wünschen. Freilich wurde zur Erlangung der königlichen Gunst ein kleiner launiger Kunstgriff gebraucht, der des Erzählens werth ist. Christiane nämlich mußte sich in der Kalligraphie üben, bis sie das Gesuch in der schönsten Handschrift zustandebrachte. Der König, ein durchaus praktischer Mann, hörte daß die Schrift von der Braut herrühre, bewunderte die Handschrift, zeigte sie seinen Secretairen mit der Frage: „Kann einer von euch so hübsch schreiben?" und bewilligte. Als der Verfasser ihm dann aufwartete, ward er freilich durch die Anrede gedemüthigt: „So, so, Sie sind also Oehlenschläger's Sohn?" Des Schloßorganisten nämlich, den der König besser kannte als den Dichter von „Axel und Valborg". Oehlenschläger's Glücksstern bleibt nun fortwährend im Steigen: er liest seine Dichtererzeugnisse in der königlichen Familie, in den höchsten Cirkeln der Hauptstadt unter Beifall und Schmeicheleien vor, das Theater füllt sich bei seinen Stücken, man wetteifert ihm Festlichkeiten zu bereiten, er hält ästhetische Vorlesungen an der Universität, wird Danebrogmann, Ritter vom Nordstern, Etatsrath; macht eine Huldigungsreise an den schwedischen Hof, nach Lund, Malmoe, Upsala u. s. w., bis nach einiger Zeit die Kritik ihm doch ein ernsteres Antlitz zeigt, sein Hader mit Baggesen die ganze Schar der Kunstrichter und Dichterfreunde in zwei feindliche Lager theilt und er über Verkennung und Verfolgung zu klagen Anlaß findet. Alles Dies erzählt er uns in anekdotischer Form, sprunghaft und ohne

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 95—97 d. Bl. f. 1851. D. Red.

rechte Festhaltung der Zeitfolge, sodaß zu andern Auszügen als eben wieder anekdotischen kein rechter Faden zu finden ist. Dies ist zu tadeln, da eben nur, sei es die streng chronologische oder die in Materien und Gegenständen gesonderte Form bei einer Lebensgeschichte die berechtigte sein wird. Wir werden hiernach unsere Andeutungen aus diesen „Lebenserinnerungen" selbst auf das Anekdotische in ihnen beschränken müssen. Aus dieser Zeit seines vertrauten Umgangs mit der hohen Aristokratie rühmt der Verfasser von sich daß er den Ansprüchen derselben niemals nachgegeben habe, und gibt hiervon mehre Belege.

„Als Thorwaldsen mehre Jahre später heimkehrte", erzählt er, „wollte ihm Jeder gern auf seine Weise huldigen. Ich war eines Morgens gerade bei ihm als er auf ein Paar Stiefeln wartete; da trat der brave Finn Magnussen sehr feierlich ins Zimmer und legte Thorwaldsen eine Stammtafel vor, auf welcher bewiesen war daß er von dem norwegischen Könige Magnus Barfuß abstamme." „Das will ich glauben", sagte Thorwaldsen lachend, „darum bekomme ich heute auch keine Stiefeln."

In kurzen Charakterzügen dieser Art führt uns der Verfasser eine reiche Galerie bekannter Persönlichkeiten vor: den feurigen Reventlow, der Canova über Thorwaldsen setzte, den feinen Bernstorff, der auch Dichter war, die Gräfin Münster, geborene Ompteda, deren etwas übertriebene Sentimentalität er einmal durch Declamation des Goethe'schen: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie —" auf eine schwere Probe stellte; die königliche Familie, Frau Brun, die Aspasia dieser Perikleischen Epoche in Kopenhagen, Rahbek, Oersted u. s. w. In und aus diesen Kreisen ging denn auch die Wirkung besonders hervor welche seine neuesten Dichtungen „Correggio", „Axel und Valborg", „Hakon Jarl" u. s. w. im Publicum machten. Er selbst sagt darüber:

„Axel und Valborg" machte wieder gut was „Palnatoke", in dem es gar keine Liebe gab, verdorben hatte. Das Stück, noch ungedruckt, ging in Abschriften von Hand zu Hand; man sah sich in die Mönchzeit zurückversetzt, die schön abgeschriebenen Exemplare wurden zu hohen Preisen verkauft; reiche Engländer ließen einige wenige Exemplare prächtig als Manuscripte drucken. (Welch ein Triumph für einen Mann wie Oehlenschläger war Dies!) . . . „Correggio" wirkte nun wieder anders. Sowie „Hakon Jarl" den Sinn für das Altnordische mächtig geweckt hatte, so weckte „Correggio" den Sinn für die Kunst, und war vielleicht eine der ersten Triebfedern zu ihrem fleißigen Studium in Dänemark, während darin doch zugleich wieder Stoff genug für fühlende Herzen lag u. s. w.

Dennoch fragte man Thaarup einmal während der Aufführung: „Woran stirbt Valborg?" worauf er antwortete: „Nun, an einem Liede!" Der Verfasser will aber nicht daß Valborg schmachtend, dahinsterbend dargestellt werde, sondern verlangt daß sie an einem Nervenschlage plötzlich getödtet falle, stark bewegt, nicht elegisch entschlummernd, eine Foderung welche ziemlich schwer zu erfüllen sein mag. Dieser Zeit ungewöhnlichen Dichterglücks folgte für den Verfasser bald eine minder glückliche Epoche. Mit „Faruk" und „Ludlamshöhle" fingen die Wolken des Tadels an sich gegen ihn zusammenzuziehen. Von Deutschland aus fand er keinen weitern Beistand, obgleich „Correggio" auf allen Bühnen Glück machte. Allein er hatte Goethe gegen sich, hatte die romantische Schule verlassen und Tieck wie Steffens lau gemacht; die strenghistorische Schule, welche in Dänemark das kritische Feld beherrschte, Sander, Grundtvig u. A. traten gegen ihn auf. Der Tadel Grundtvig's: daß es dem Verfasser an höherer Menschlichkeit, an Religion fehle, schmerzte ihn am tiefsten, und er strebte ihm zu beweisen daß er durch und durch ein „christlicher" Dichter sei. Auf unserm heutigen Standpunkte dünkt uns dieser Streit ein ziemlich eiteler. In der That blieb er auch ein ganz fruchtloser, indem der Verfasser selbst gesteht daß er die Unmöglichkeit mit Grundtvig sich zu verständigen gefühlt habe, dessen Feuer, Begeisterung und Beredtsamkeit er zwar bewundert, dessen Gefühlen und Anschauungen er aber zu folgen nicht vermocht habe. Denn, wie Goethe sagt:

Ganz vergeblich versuchst du des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieses ihn tauchen und Jenes.

Gegen das strengere Urtheil der neuesten Kritik kämpfte unser Autor nun mit den mannichfaltigsten poetischen Versuchen an: er schrieb den „Harald" in stark nordischer Form, Reimen und Reimbuchstaben, das Gedicht „Sigrid mit dem Schleier" in Ottaverimen, die Erzählung „Aly und Gulhyndy" im Ton des Orients u. s. w. Alles Dies wurde streng getadelt und gewann sich erst nach und nach Beifall. Im nächsten Sommer (1811) folgte die Tragödie „Stärkodder", um zu beweisen daß die Kritik Unrecht habe welche vom Dichter behauptete er habe das „Nordische" vergessen, wohl zu merken daß man unter diesem Wort eben Das verstand was Goethe als den „Bärentanz" bezeichnete, Roheit und poetische Keulenschläge nämlich. Die Idee der „Reue und Besserung" die in „Stärkodder" zur Erscheinung gebracht wurde gewann sich ebenso wenig Freunde als die tragischen Hausscenen in „Hugo von Rheinberg" (1813) oder die in den gereimten Idyllen: „Ehrlich währt am längsten" und dem „Canarienvogel", dramatische Scherze, die während wiederholter Anfälle von Fieber und Gelbsucht geschrieben wurden. In eben diese Zeit fällt denn auch der engere Umgang mit dem geistvollen Arzt Brandis und Beck, mit welchen eine Art Burschenschaft gestiftet wurde, deren Ton die Kehrseite zu den feinen Cirkeln bei Schimmelmann, Frau Brun u. A. abgab. Von Brandis besonders werden uns die ergötzlichsten Züge erzählt. Er liebte unsern Dichter wirklich, tadelte aber alle seine Werke ohne sie zu kennen. „Diese Helge", sagte er z. B., „mag ich nun gar nicht leiden"; als ihm nun bemerkt wurde daß Helge ja kein Frauenzimmer, sondern ein Mann sei, lachte er selbst über seinen Blunder. Ein ander mal sagte er zu dem Dichter: „Nichts als Moralien: wenn ich davon und von Tugenden hören will gehe ich in die Kirche." „So hören Sie ja gar Nichts davon", lautete die Antwort, „denn

in die Kirche kommen Sie nie." Er lachte. Von einem Bekannten der sich viel Mühe um Orden gab sagte er: „Er hat den Bandwurm!" Als ein alter Herr der sich mit einem jungen hübschen Mädchen verheirathet hatte ihn fragte: „Darf ich auf Kinder hoffen?" sagte er: „Nein, aber fürchten!" Als man ihn nach dem Befinden einer geisteskranken Patientin fragte, und ob sie nun bald wieder vernünftig sein würde, entgegnete er: „Nun, klüger als sie vor der Krankheit war, kann ich sie nicht liefern!" Er sah seinen Tod mehre Stunden zuvor klar voraus: „Mich ärgert nur daß der verfl.... Apotheker hierneben Recht behält", sagte er, „der immer behauptet: die meisten Menschen stürben um Mitternacht." Aehnliche unterhaltende Züge wie von dem witzigen und geistreichen Brandis werden von einem andern Arzt und Freunde des Dichters, dem Norweger Schilderup, erzählt. Er stammelte so daß man vor dieser Schelmerei der Natur bei einem geistreichen Mann sich des Lachens oft nicht zu erwehren vermochte. Nur ein Zug von ihm sei hier angeführt. Einmal fuhr er in einem Leichenconduct mit einem Patienten, der ihn den ganzen Weg entlang von seinen und der Seinigen Leiden unterhielt. Schilderup erwiderte kein Wort. „Mein Gott, Sie hören mich ja nicht", sagte der Andere. „Jawohl, ich höre", erwiderte Schilderup. „Aber warum antworten Sie denn nicht?" „Ich — ich ha — habe keine Zeit!" „Nun, was haben Sie denn zu thun?" „Ich — ich fah — fahre!" Ein ander mal fragte ihn Jemand mit einer rothen Nase, ob er ihm diese nicht fortschaffen könne. „O ja", sagte Schilderup, „es kommt nur darauf an welche Cou — Couleur Sie lieber haben wollen."

In dieser Art erheitert uns der geistreiche Erzähler mit Personenschilderungen zahlreicher bekannter Männer und Frauen: der Frau Heiberg, des Bischofs Balle, Dr. Rigge, früher Arzt, später Schauspieler und Darsteller Hakon Jarl's, Palnatoke's, Stärkodder's; Kuhlau's, des Componisten, Patrick-Paale's, Rahbek's, der Händel-Schütz und vieler Andern. Weiterhin begegnen wir einem scharfen Urtheil über Novalis und Steffens, das nicht ohne Grund ist. Von Novalis heißt es:

Der naive Roman schwillt unter seiner Hand zu metaphysischem Nebel auf; er entsagte den Freuden des Lebens und — heirathet zum zweiten mal kurz nach dem Tode seiner ersten Gattin; ein geistiger Hochmuth ohne Maß quälte ihn: er sprach von Goethe wie von einem englischen Mechaniker der schöne Möbel liefert, und trug sich mit sechs Romanen über Physik, das bürgerliche Leben, Handel, Geschichte und Liebe, indem er glaubte eine neue Poesie erfunden zu haben.

Von Steffens sagt er daß seine maßlose Polemik ihn zum Kritiker und Kunstrichter völlig unfähig gemacht und seine Gereiztheit es nie zu klarem Verständniß des Schönen habe kommen lassen. Wie wenig Steffens auf diesem Gebiete auf eigenen Füßen stand, wie er stets nur die Ansichten Anderer übertrieb, davon erzählt der Verfasser folgendes Beispiel:

Tieck hat mir selbst erzählt daß Steffens, als sie bei ihrer ersten Zusammenkunft von Wieland sprachen, die gewöhnliche allgemeine Hochachtung für diesen bezeigte. Tieck hatte ihm in Vielem widersprochen, ohne darum Wieland's dichterisches Verdienst zu bestreiten. Steffens aber ging von hier in eine Restauration und ließ sich nun mit einem Bewunderer Wieland's in einen heftigen Streit ein, indem er in seinem polemischen Enthusiasmus Wieland aufs tiefste heruntersetzte. In der That sind auch wir überzeugt daß es dem gelehrten, begeisterten und beredten Steffens um deswillen an jedem Kunstrichterberuf gebrach, weil bei ihm Urtheil und Gemüth, Verstand und Herz niemals zu derjenigen Gleichberechtigung gelangten die sie in jedem ästhetischen Ausspruch einzunehmen und auszudrücken haben. Wer ein Kunstwerk verurtheilt, weil es seiner augenblicklichen Gefühlsstimmung nicht entspricht, kann Alles, nur nicht ein Kunstrichter sein.

Von Tieck heißt es dann weiter:

Tieck mit mehr Genialität und Selbständigkeit als Steffens genirte troß einer großen Einseitigkeit im Geschmack — im täglichen Umgange nicht. Er hatte Nichts von unserer nordischen Gereiztheit, imponirte vielmehr durch persönliche Ruhe und eine gewisse Vornehmheit die ihre Wirkung that. Seine Urtheile und Ansichten aber waren oft sehr übertrieben; ich vertheidigte das Billige und Milde mit Leidenschaft, er das Bittere und Strenge mit Besonnenheit. Diesen Charakter bezeichnete Jemand mit dem Ausdruck: „stille Wuth". Später folgte er der kalt verständigen Richtung: nur in „Vittoria Accorombona" herrscht Leidenschaft, aber auch eine höchst merkwürdige Weise abscheuliche Verbrechen à la V. Hugo zu verschleiern und zu entschuldigen. In einem ähnlichen Widerspruch mit sich selbst ließ er, dem Iffland eine Zielscheibe des Spottes war, in Dresden unablässig Iffland'sche Stücke aufführen u. s. w.

Das folgende Urtheil über Goethe und Schiller ist zu umfangreich um es hier auszuziehen; allein in Dem was der Verfasser über den kaltvornehmen Ton Goethe's in vielen seiner Dramen, sowie über die Verirrung Schiller's in der „Braut von Messina" sagt, wo er die prätenziöse Kunstform völlig über die Natur setzte, müssen wir ihm beipflichten. Ueber „Mahomed", „Tancred" und „Phädra" macht der Verfasser eine sehr wahre Bemerkung; er sagt:

Indem man die anapästischen französischen Alexandriner in ehrbare, gravitätische deutsche Jamben umsetzte, stutzte man dem Adler die Flügel ohne einen Löwen daraus zu machen.

Nach alle Dem freuen wir uns der treuen Bewunderung die der Autor für Goethe bewahrte, obwol dieser das harte Wort von ihm gesagt hat: „Dieser gute Oehlenschläger ist auch einer von den Halben, die sich einbilden ein Ganzer zu sein und noch Etwas darüber; ich habe von dem Gezücht Viel ausstehen müssen." Dagegen nun fand zwischen ihm und Jean Paul, ohne daß beide Männer sich je kennenlernten, eine entschiedene Sympathie statt, und eins der schönsten Gedichte die wir von Oehlenschläger kennen: „Der Wunderbaum", ist eine köstliche, poetische Verherrlichung der Verdienste Jean Paul's. Das Verhältniß mit Baggesen aber war und blieb ein gespanntes und ging seit „Helge", „Ludlam" und „Hagbarth und Signe" (1814) in vollständige Feindschaft über, nachdem Baggesen „Ludlamshöhle" als eine „Suppenmalerei" bezeichnet hatte, „in der die Krebse des Dichters nicht nur verzeichnet, sondern grau wären". Wir haben dieses traurigen Verhältnisses in dem ersten Artikel schon genügend gedacht und übergehen das-

selbe hier um so lieber als uns noch Viel zu erwähnen bleibt.

Im Jahr 1817 bot sich unserm Verfasser eine abermalige Gelegenheit zu einer großen Reise durch Frankreich und Deutschland in Begleitung des jungen Baron Bertouch, die ihn ein Jahr lang von seinem Herde entfernen sollte; er sah Paris, Wien und Berlin nach 11 Jahren wieder und schildert uns das Gesehene in umfassenden Auszügen aus seinen Reisebriefen. Der Reiseantritt mitten im Winter wird launig genug geschildert:

Ich hatte beschlossen so gekleidet zu reisen daß ich nicht frieren konnte. Dies setzte ich auf folgende Art ins Werk. Ueber meinen täglichen Kleidern trug ich ein Paar mit Leder besetzte Reithosen bis an die Brust hinauf: dann ein Paar Seehundsstiefeln die bis über die Knie reichten; hierauf über Rock, Ueberzieher und Mantel einen dicken Bärenpelz; auf dem Kopf eine detto Mütze, unter dem Kinn zugeknüpft und den Nacken bedeckend — so hätte ich Parry und Roß zum Nordpol begleiten können — den Hut aber vergaß ich richtig.

So ging es über Laaland nach Hamburg — „60 Meilen weit von meinem Herzen, wie der Dichter Kruse sagt." Hier waren Dahlmann, Perthes, Luise Reichardt Gastfreunde; Celle, Hanover, Kassel, Frankfurt werden besucht und nach einem wenig erfreulichen Wiedersehen mit F. Schlegel Paris im Februar nach einer zweimonatlichen beschwerlichen Winterreise erreicht. Mit Frau von Staël, deren Gast unser Autor vor neun Jahren in Coppet gewesen war, kam es sofort zu einer Spannung, da sich der Verfasser nicht darein finden konnte nach der Mittagstafel eingeladen zu werden, was doch in Paris etwas ganz Gewöhnliches ist. Diese unzeitige Empfindlichkeit trennte Beide für immer. Darauf wohnt Oehlenschläger einer Todtenfeier Molière's bei, der bekanntlich bei dem Worte: Juro! im „Le malade imaginaire" vor Aller Augen dem Tode verfiel. „Melpomene", sagt der Verfasser, „verbarg sich hier einen Augenblick unter der Maske Thalia's, um dann eine ganze Nation durch ihr bleiches Antlitz bei dem Verlust ihres großen Dichters zu erschüttern." Seine Schilderung von Paris ist mitunter höchst eigenthümlich und charakteristisch. So sagt er:

Die Häuser sind außerordentlich bleich und einzelne ausgenommen durchaus nicht hübsch; sie sind schmal und hoch, liegen meist zwischen nützlichen, aber häßlichen Brandmauern, die Fenster sind innerhalb der Mauern angebracht und machen die Gebäude hohläugig — melancholisch. Von einem hohen Punkt gesehen sehen die Straßen wie lauter unregelmäßige Felsstücke von Kreide mit einer schmalen Kluft dazwischen aus. Erst die Laden geben Paris ein heiteres Ansehen.

Auch hier begegnen wir wieder der oft wiederholten Klage des Verfassers über die von Deutschland her ihm bewiesene Geringschätzung. Er glaubt an ein Vorurtheil gegen ihn, wie die heutigen Dänen an einen Nationalhaß der Deutschen gegen sie glauben. Es scheint uns Dies ein greller Irrthum zu sein. Wenn wir vorzugsweise unser Interesse den literarischen Erscheinungen Englands oder der romanischen Völker zuwenden, so ist Dies natürlich; es geschieht weil wir hier einen Quell neuer Anregungen fließen zu sehen erwarten, während Schweden, Dänemark, Rußland uns nur Nachklänge, Wiederholungen unserer eigenen Culturwege darbieten werden, weil wir eben ihre ältern Brüder sind. Allein wir wissen wie und was wir von ihnen lernen können. Sie verhalten sich zu uns etwa wie ein lebhafter, geistreicher Sohn zu dem vielgeprüften und etwas lebensmüden Vater und Lehrer; sein eigenes Bild tritt ihm aus jenem jungen Geiste entgegen, allein erfrischt, verjüngt, begeistigt in Ton und Farbe. Es entsteht ein Wechselverkehr, der auch dem Aeltern von Beiden überaus fördernd und heilsam ist. Und so sind wir Männern wie Oehlenschläger und Baggesen immer zu Dank verpflichtet dafür daß sie diese für uns selbst so ersprießliche Rollenstellung hervorgebracht und in ihrem Geiste uns einen Spiegel unserer selbst vorgehalten haben. Soviel wir wissen ist dieser Dank auch nicht versagt worden, und der Verfasser würde, wäre er unbefangen gewesen, erkannt haben daß „Axel und Valborg" und „Correggio" ihren ganz bestimmten Platz in der deutschen Literatur einnehmen.

Was der Verfasser sonst von Paris berichtet ist nicht sehr erheblich; er verläßt den Ort, in dem er nächst Kopenhagen am längsten in seinem Leben gewohnt und gewirkt hat, mit einer Trauer über die wir uns nicht wundern. In mehr als einer Beziehung ist Paris und noch für lange Zeit — die geistige Capitale von Europa, und ihre Kenntniß ist nicht zu ersetzen, London, Wien und Berlin mögen sich noch so sehr anstrengen! Der Autor geht nun nach Wien, wo er uns abermals eine Reihe bedeutender Charaktere vorführt: Fürst Metternich, Hammer, Beethoven, Geimüller, Hormayr u. A. m. Ebenso in Dresden, wo er alle Männer von Namen sieht und über die Gemäldegalerie manchen geistreichen Gedanken ausspricht. In Berlin ist die Bekanntschaft mit dem Kleeblatt Hoffmann, Hitzig und Devrient anziehend geschildert. „Prahlerei", sagt er, „und Albernheit sind nie geistvoller persiflirt worden als in diesem Weinhauskreise." Tieck, Schinkel, Arnim, Brentano, Solger, Schleiermacher u. A. m. werden hier mit wenigen Strichen, meist flüchtig, aber auch meist geistvoll gezeichnet. Endlich nach einer Abwesenheit von einem Jahre ist der Autor wieder im Kreise der Seinigen und preist das Glück zu Schiffe an seinen Herd zurückzukehren mit begeisterten Worten.

Wir kommen zu dem letzten Bande seiner Memorabilien. Seine wahrhaft seltene Productionslust und Productionskraft war noch keineswegs erschöpft; rasch hintereinander folgten sich vielmehr die Tragödie „Die Blutbrüder"; das Gedicht „Die Götter des Nordens" (1819), das Lustspiel „Robinson", „Tordenskiold", ein Singspiel, das Trauerspiel „Erick und Abel" und der Roman „Die Inseln im Meere", mit Einem Worte Werke in allen Gattungen der Poesie, welche der inzwischen mächtig gewordene Sinn für das Speciell-Dänische in der

Dichtung jedoch kaum zur Geltung kommen ließ. Dazwischen fielen ästhetische Vorlesungen, mühsam zusammengeleimte lateinische Facultätsarbeiten, über welche der Verfasser launig genug spottet, und endlich kritische Fehden, welche er mit nicht weniger guter Laune bespricht. Er sagt:

Man hatte endlich herausgefunden daß ich weder komisch zu sein verstünde noch lyrisch, episch oder tragisch; daß alle meine Arbeiten bis etwa auf die Romanzen mehr oder minder misglückte Versuche seien, denen es an Charakter, Composition, Gedanken und Witz fehle — und doch sei ich ein wahres Genie und ein großer Dichter. Merkwürdigerweise gestattete man mir nur unbewußtes Gefühl und nachtwandelnde Phantasie, mit der ich im Mondenschein kühn und gefahrvoll auf den Dächern herumspazierte.

An weitern Arbeiten folgten 1826 „Die Wäringer in Konstantinopel“, „Die Longobarden“ in einem Act, eine Sophokleische Nachahmung die eingestandenermaßen misglückte, „Flucht aus dem Kloster“, Text zu Mozart's „Cosi fan tutte“, „Hrolf Krake“ (1827), „Die Drillingsbrüder von Damask“ u. a. m. In diesem Jahre starb Baggesen und gleich darauf des Verfassers Vater. Das friedrichsborger Schloß, solange seine Heimat, ward ihm nun eine fremde Stätte; ein schöner Zug von der Kronprinzessin Karoline aber ist es daß sie die Früchte des eingezogenen Gärtchens an Oehlenschläger's Kinder „als Früchte von des Großvaters Baum“ sandte. Im Jahr 1828 wurde ihm die Freude zu Theil daß Max in Breslau ihm den deutschen Verlag seiner gesammelten Schriften antrug, was bei seinem heißen Verlangen in Deutschland zu gelten natürlich gern angenommen wurde. Zu derselben Zeit folgte sein Besuch in Schweden, wo Lund und Malmoe dem Dichter lebhafte Huldigungen darbrachten. Er ward mit der königlichen Familie bekannt, gefiel dem alten König Karl Johann und erzählt uns wie er von ihm zum Souper eingeladen mit trockenem Munde fortgehen mußte, worüber König Oskar später herzlich lachte. Die akademische Feierlichkeit zu Lund, bei der Tegnér den Bruderdichter festlich kränte, wird nicht ohne erlaubtes Selbstgefühl geschildert; der Verfasser nimmt für sich allerdings nicht ohne Grund den Ruhm in Anspruch, mit seinen Dichtungen wesentlich zu der allmäligen Versöhnung des Nordens, zum Verschwinden der nationalen Antipathien beigetragen zu haben, die nach dem Verluste von Norwegen zwischen Schweden und Dänen natürlich waren. In ihm war ein geistiger Vermittler gegeben, und diese Rolle führte er gut durch, freilich zu seiner eigenen Erhöhung und in Veranlassung der zahlreichen Besuche die er von nun an aus Schweden und Norwegen erhielt und welche erheiternd auf den durch den Tod Rahbek's, Mynster's und der Frau Brun gebeugten Geist wirkten. Das Ende eines Lebenslaufs wie der Oehlenschläger's hat die Nachtseite daß fast auf jedem Blatte ein „Geist“ von uns Abschied nimmt der die frühern Blätter glänzend beleuchtete und belebte. So schwinden auch hier nach und nach alle die Sterne dahin an deren Licht wir uns solange erfreuten, und selbst dem Schicksal entgeht der Dichter nicht, am Grabe seiner Tochter und seines treuen Thorwaldsen zu stehen, für den er manchen Kampf bestanden hatte. Nichtsdestoweniger weiß er auch den neuen Bekanntschaften die er uns schildert anziehende Züge abzugewinnen und uns von König Christian VIII. und seinem getreuen Ries, von dem Seehelden Gölling, von seinem Besuche in Leipzig und seiner Reise nach Norwegen die unterhaltendsten Sachen zu erzählen. Die letztere gab zu einer poetischen Schilderung Anlaß, in welcher die alten brüderlichen Beziehungen zwischen Dänen und Norwegern einen dichterischen Hintergrund bilden und einen versöhnenden Ton in die Gegenwart bringen. Dies Gedicht ward dem König Oskar zugeeignet und brachte dem Dichter einen Orden und einen Brief des Königs der Beiden zur Ehre gereicht. Tief gebeugt von dem Verlust seiner Tochter Charlotte nimmt der Dichter erst eine Einladung bei dem Kronprinzen nach Odensee, dann eine eben solche bei dem Herzog von Augustenburg auf Alsen an und berichtet über das eigenthümliche Verhältniß dieser beiden Fürsten zueinander Dinge welche die spätern Verhältnisse grell beleuchten. Prinz Christian selbst besang den Dichter in einem gelungenen Poem das uns mitgetheilt wird. Ein so erhebender Umgang mußte für viele Verluste und manche kritische Wunde entschädigen.

Wir halten es an der Zeit, da der Verfasser hier wieder zu einer Selbstkritik seiner letzten Werke übergeht, unsere eigene Ansicht über seine Dichterstellung einfließen zu lassen. Zunächst ist an Oehlenschläger ohne Frage eine fast unglaubliche Productionskraft zu bewundern. Nicht genug daß er sich ohne Ausnahme in allen poetischen Gattungen versuchte, in allen einzelne ausgezeichnete Leistungen brachte, schrieb er dänisch und deutsch und übersetzte selbst seine dänischen Arbeiten ins Deutsche und seine deutschen Dichtungen ins Dänische. Er hat uns in Dramen aller Art, in Heldengedichten, in lyrischen Poesien, in Lustspielen, Opern und Novellen das Bild eines Dichters von seltener Treue gegen sich selbst, von seltener ethischer Kraft und Selbständigkeit hinterlassen. Trotz seines Verkehrs mit allen Schulen, trotz seiner vollständigen Kenntniß des jeweilig herrschenden Geschmacks hat er in einer sechsundvierzigjährigen Dichterlaufbahn seine sittliche Strenge und seine Ueberzeugung daß das Aesthetische und das Sittliche auf einer und derselben Basis ruhten und Zweige desselben Stammes seien nie verleugnet und sich nie, auch nicht in einem unbewachten Augenblick, Denen zugewendet die Genialität und Sittenlosigkeit für vereinbar und sittlichen Ernst für einen der Poesie ungünstigen Boden erachteten. Er kennt überhaupt keine ästhetische Wirkung außerhalb der ethischen Sphäre und Dies ist sein höchster Anspruch auf nachlebenden Ruhm. Allein der Höhe dieser kritischen Einsicht entsprach seine Geschmacksbildung nur unvollkommen. Es fehlte ihm an Feingefühl für das „Zusammengehörige“, für den Einklang des Dichterwerks, für Mannichfaltigkeit der Ideen und der Töne, für Begrenzung, für Abschluß in der Poesie. Allen

seinen Tragödien liegt ein schöner, ein wahrer, ein poetischer Gedanke zum Grunde; aber er mischt und verdirbt ihn durch die Zumischung des Ungehörigen. Mitten in den schönsten Ergüssen der Gefühle schrecken uns Trivialitäten, Niedrigkeiten, poetische Plattheiten, ja es ist sein Geschick die reine Wirkung jeder seiner Dichtungen an irgend einer Stelle selbst zerstören zu müssen. Fehlte es uns hier nicht an Raum, wir könnten in jedem seiner Dramen die Stelle nachweisen wo der Dichter sein eigener Feind wird und Alles thut seine eigene Wirkung zu zerstören. Hierzu kommt nun daß seine deutschen Arbeiten sprachlich nicht ohne Mängel sind, wozu wir namentlich die unstatthaften Inversionen rechnen, daß er für Melodie des Verses wenig oder gar kein Ohr hat, daß seine Diction meistens zwischen Steifheit und Schwulst hin und her schwankt, und daß die Monotonie seines selbstgeschaffenen Verses — eines freibehandelten Nibelungenrhythmus — oft in seitenlangen Monologen seine Leser abspannt oder zur Verzweiflung bringt. So kommt es denn daß der an Erfindung unendlich reiche, in Situationen und Charakterzeichnung geniale, an Ernst und Tiefe oft ausgezeichnete Dichter mit keinem seiner zahlreichen Werke einen reinen poetischen Eindruck hinterläßt, vielmehr immer eine wohlfeile Kritik gegen sich in Waffen ruft, die eben nur, weil sie das „Augenfällige" angreift, um so wirksamer ist. Wir können dies allgemeine Urtheil über seinen dichterischen Standpunkt im Einzelnen hier nicht belegen, sind aber der Meinung daß Oehlenschläger die deutsche Kritik gerade durch seine größte Eigenschaft, die Treue gegen sich selbst, in der es ihm unmöglich war irgend einer gerade herrschenden Schule mit Leib und Seele anzugehören, gegen sich einnahm.

Dahin fällt ungefähr auch das Resultat seiner Selbstkritik aus, in welcher er das Mislungene seiner letzten Dichtungen offen als solches bezeichnet. Zum Ersatz dafür schrieb er „Knud der Große", „Sokrates" und „Dina" (1839—41), die ihm den Danebrogorden, den Etatsrathstitel und eine treffliche Danksagung König Oskar's mit einer Einladung nach Schweden eintrugen. Im Sommer folgte eine zweite Reise nach Norwegen in Gesellschaft des wunderlichen Ole Bull, von dem launige Züge erzählt werden. Als er einst vor dem König Friedrich VI. spielte, fragte ihn dieser, von wem er seine Kunst gelernt habe? „Von den norwegischen Felsen, Ew. Majestät", antwortete er. Der König, der an solche poetische Redensarten nicht gewöhnt war und einen Namen erwartet hatte, drehte ihm den Rücken zu. „Auf dem Schiffe zog er übertrieben heftig gegen die Schweden los, sodaß ich ihn verließ", sagt der Verfasser, „und mich auf eine Bank abseits setzte. Er sah meine Verstimmung und kam gleich darauf auf allen Vieren kriechend mir nach und bellte mich wie ein Hund an. Es war unmöglich ihm böse zu sein" u. s. w. Nicht minder anziehende Züge wie von dieser Reise werden uns aus dem Zusammenleben mit Thorwaldsen erzählt. Der große Meister blieb ein Kind bis zu seinem Tode (1844). So liebte er leidenschaftlich das Kinderlotto, während er jedes andere Spiel haßte; praktisch und naiv wie er war, haßte er Nichts mehr als die Wortklauberei des Systems, das Auflösen der Begriffe, Definitionen, luftige Theorie. Ein Freund wollte von ihm wissen welchen Gang er in seinen Studien festgehalten habe um zum Ziele zu gelangen. Thorwaldsen starrte den gelehrten Schwätzer verblüfft an. „Ach so", sagte er endlich, „Sie wollen wissen wie ich diese Statue gemacht habe?" „Ja." „Das will ich Ihnen sagen. Sehen Sie, ich nahm ein Bret, bohrte ein Loch hinein, steckte eine Stange darein, nahm feuchten Thon, den legte ich um die Stange und — dann machte ich sie." „Welch treffliche Satire", sagt der Verfasser. Thorwaldsen starb im Theater unter dem Rauschen einer schönen Symphonie, schmerzlos, heiter. Mild und freundlich im täglichen Verkehr, bescheiden, aber doch seines Werths gewiß, war er kein Freund des Lesens und pflegte nur beim Beginn einer neuen Arbeit einige Seiten im Homer zu lesen. Gegen seinen Rivalen Canova war er streng. „Da haut nun ein Fechter auf den andern ein, während dieser am Boden liegt", sagte er; „ein Straßenjunge würde doch warten bis er aufgestanden ist."

In eben diesem Jahre machte der Verfasser seine dritte Reise nach Deutschland in Gesellschaft seines Sohnes William. In Berlin las er in dem königlichen Familienkreise „Dina" vor. Der König befahl in seiner Gegenwart daß er den Orden pour le mérite erhalte welchen Thorwaldsen getragen. Tieck und Steffens waren in Berlin, Grillparzer und Hammer in Wien, wo dem Dichter seltene Feierlichkeiten bereitet wurden, sein Umgang; in München huldigt er dem Kunstenthusiasmus und verkehrt mit Hormayr, Kaulbach und der Tochter seines geliebten Jean Paul. In Paris beendet er „Das Gespenst auf Herlufsholm" unter Thränen des Heimwehs, wird in die königliche Familie eingeführt und berichtet über anziehende Unterhaltungen mit Ludwig Philipp, der unter dem Namen Möller in Kopenhagen gelebt hatte und dieser Zeit mit Rührung gedachte. Als hierbei Englands als des modernen Karthago erwähnt wurde, sagte der König:

„Aber wir wollen von ihm doch nicht sagen: delenda est; ich halte auf den Frieden." „Gott segne Ew. Majestät dafür", erwiderte ich. Nach der Tafel arbeitete sich der König durch die Versammelten um mir einen großen Herrn vorzustellen, den er nicht nannte, der aber alle meine Schriften gelesen hatte und mich bat ihn zu besuchen. Ich wußte nicht wer er war und hielt ihn für einen Hofherrn. Erst später sagte ich mir, wen der König von Frankreich vorstelle Das müsse wol ein König sein — es war König Leopold von Belgien.

Arago, Villemain, Thierry, A. de Vigny und V. Hugo, über den der Dichter sich in einer längern Kritik sehr glücklich äußert, bildeten seinen weitern Umgang. Bei V. Hugo findet er Geist, aber in Verbildung und vermißt Adel der Gesinnung; „Esmeralda" nennt er zugleich seine anmuthigste und seine unschuldigste Schöpfung. Auch König Ludwig Philipp sagt S. 197 über die Entsittlichung der Poesie, der derzeitigen französischen

Poesie ein schönes Wort. Zum Schluß bringt der Verfasser der Bildung und der Freiheit des pariser Lebens eine aufrichtige Huldigung dar und kehrt dann über Brüssel und Hamburg in seine Heimat zurück. Im Jahr 1846 vollendet er „Amleth", 1847 „Gudrun", die er ins Deutsche überträgt und welche den Beweis ungeschwächter Schöpferkraft insichtragen, reist dann noch ein mal nach Schweden, bringt 1848, im Revolutionsjahr, „Regnar Lodbrok", ein Heldengedicht in zwölf Gesängen zu Ende, „eine rohe Wallnuß des Heidenthums in den Zucker der Humanität eingemacht", wie er selbst sagt, sieht Dr. Leo und Frederike Bremer, feiert am 14. November 1849 seinen siebzigsten Geburtstag und vollendet sanft am 20. Januar 1850, während sein Sohn die Stelle aus seinem „Sokrates" im fünften Act ihm vorliest:

Wie kann der milde Tod dich so betrüben?
Er kann ja doch von Zweien Eins nur sein,
Entweder Etwas, Lebes, oder Nichts.
Und wär' er Nichts als Schlaf, worin der Schlafende
Selbst nicht vom kleinsten Traum geängstet würde,
Dann wär' er schon unschätzbarer Gewinn,
Vergleichest du mit solcher stillen Nacht
Die Nächte die du hier im Erdenleben
In Pein und Kummer zugebracht.
Doch wenn der Tod nicht das Bewußtsein tödtet,
Ist er Verwandlung, eine Seelenwand'rung,
Ist Reise nach dem bessern Ort, wo wir
Die Lieben, Theuren alle wiederfinden.
Denk', welche Freude dann dir werden muß,
Mit Göttern dort zu leben und zu reden,
Mit Hesiod und Orpheus, mit Homer
Und all den Großen die vor uns gewesen!

So schließt dies inhaltreiche, im hohen Grade unterhaltende Buch der Lebenserinnerungen Oehlenschläger's. Wir haben ihm einen starken Auszug gewidmet und hoffen daß dieser den Lesern nur umsomehr Veranlassung gebe werde die ganze treffliche Schrift sich anzueignen.

14.

Eine Mutter im Irrenhause.

1. Eine Mutter im Irrenhause. Beitrag zur Sittengeschichte unserer Zeit. Hamburg, Meißner und Schirges. 1851. 16. 12 Ngr.
2. Aus meiner Praxis. Von Ch. Ebeling. In zwanglosen Heften. Erstes Heft. I. Die Gabe'sche Curatel. II. Zwei Entscheidungen in Competenzstreitigkeiten. Hamburg, Nestler und Melle. 1851. 8. 12 Ngr.
3. Der Proceß der Familie Gabe in Hamburg. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung der Schrift: „Eine Mutter im Irrenhause." Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 7⅓ Ngr.
4. Die Mutter im Irrenhause. Wahrheit. Von C. W. Bielerfeld. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 8 Ngr.

Was die Presse gefehlt muß sie wieder gutmachen soweit es möglich ist: so sehen wir denn hier unter vier Schriften eine welche die Anklage enthält und drei welche die Vertheidigung liefern. Aber auch drei Vertheidigungen sind für eine Anklage kaum genug, wenn diese Anklage bereits in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen ist und wenn sie durch ihren romantischen und schauerlichen Inhalt eine ebenso günstige Aufnahme gefunden wie weiland der „Rinaldo Rinaldini" des Hrn. Vulpius. Der Vergleich ist in der That nicht lächerlich, so sehr er es auch scheinen mag, denn das Unglaubliche und Haarsträubende hat in der uns vorliegenden Anklage nur ein modernes Gewand angezogen, dieselbe hat aber umsomehr Anziehungskraft ausgeübt, weil sie mit so vieler Keckheit und Sicherheit als Wahrheit gegeben wurde, daß der Uneingeweihte schon dieser Keckheit wegen daran glaubte.

Die Anklage ist leicht, die Vertheidigung ist schwer, denn die Anklage findet leichtgläubige Seelen genug, die Vertheidigung aber verlangt prüfenden Verstand, unbefangene Urtheilskraft, und in vielen Kreisen sucht man danach vergebens. Das gedruckte Wort findet so leicht Glauben wo es sich um die Verurtheilung handelt, und wiederum so wenig Glauben wo es sich um die Vertheidigung handelt. Da kann denn der Fall eintreten daß eine unwürdige Hand einen abscheulichen Misbrauch mit der Presse treibt und die Gegner der Freiheit der Presse mit Spott und Hohn darauf zeigen dürfen. Aber wenn wir auch in diesem Falle den Misbrauch der Presse aus innigster Seele verabscheuen, so mögen wir doch die Freiheit der Presse, unser höchstes Palladium, die Quelle alles zukünftigen Glücks der Völker, nicht minder kräftig vertheidigen. Wer auch wollte das Meer anklagen weil der Sturm die Schiffe vernichtete, wer wollte den Fortschritt verdammen weil der Einzelne darunter gelitten! Wir vertheidigen die Wahrheit mit derselben Waffe welche sie verwundet! Wir halten Dies für eine Pflicht der Presse, wir haben ein Beispiel zu constatiren, und deshalb, aber auch des ungeheuern Aufsehens wegen das jene Anklage gemacht, halten wir es für gerechtfertigt wenn wir diesen vier kleinen Schriften eine größere Aufmerksamkeit widmen als sie ihrem Umfange nach zu beanspruchen scheinen.

Das Buch: „Eine Mutter im Irrenhause", enthält viel Räthselhaftes; in den drei andern Schriften aber finden wir die Lösung, und da jetzt die Sachlage klar vorliegt, sind wir im Stande die Facta zusammenzustellen, wonach es leicht ist ein Urtheil zu gewinnen. „Eine Mutter im Irrenhause" erschien anonym; der Verfasser nannte sich aber selbst nachdem er den deutschen Boden verlassen hatte. Es ist ein gewisser Ebeling, ein Neffe von Ch. Ebeling, dem Verfasser der zweiten Schrift, und ein Neffe der Frau Gabe, also ein naher Verwandter der Familie. Früher lebte er in Schönberg in Mecklenburg-Strelitz, welchen Ort er verlassen mußte. In dem dritten Buche werden darüber amtliche Berichte angeführt, in denen es z. B. heißt: „daß uns die scheußliche Angelegenheit des Ebeling sehr wohl bekannt ist, und daß wenn die hiesige Regierung zur Vermeidung öffentlichen Skandals auch vorgezogen hat die fragliche Sache vor jedweder Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung zu aboliren und den rc. Ebeling zu entlassen, dennoch dem Letztern keinenfalls ein Attest tadelloser Aufführung ertheilt worden u. s. w." In der Schrift Nr. 2 sagt der Verfasser, sein Oheim, von ihm: „Was soll man aber von einer Sache denken die sich einer in tiefen Schmuz getauchten Feder zu ihrer Beschönigung bedient? So sehr es mich auch in andern Beziehungen mit tiefem Schmerz erfüllt, muß ich doch schon aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung zur Charakteristik des Verfassers jener von der Frau Gabe als völlig wahr und richtig bestätigten Schandschrift erklären daß derselbe zwar nicht ohne Verstand und Kenntnisse ist, daß aber dessen bisheriges Leben eine Reihefolge von schlechten, strafwürdigen und infamen Handlungen darbietet. Leider muß ich hinzufügen daß ich denselben für meinen Neffen gelten lassen muß u. s. w."

Dies ist mit möglichst wenigen Worten charakterisirt der Verfasser des Buchs „Eine Mutter im Irrenhause". Seine Familie hatte ihn ausgestoßen, dies Buch sollte ihn rächen. Nur Geld hätte die Rache besänftigt. Er bot das Manuscript der Familie an, diese verweigerte den Ankauf und so ward es gedruckt. Dies ist die Entstehungsgeschichte des Buchs „Eine Mutter im Irrenhause".

In demselben werden die Erlebnisse der Familie Gabe de Massarellos erzählt und besonders ausführlich da wo es sich um den Wahnsinn der Frau Gabe handelt. Wir müssen uns hier mit wenigen Andeutungen begnügen. Frau Gabe, von

Jugend auf ein reizbarer, eigenthümlicher Charakter, lebte nach dem Tode ihres Mannes in Paris im Besitze eines Vermögens von einer halben Million Francs. Ihre Kinder, zum Theil schon verheirathet, lebten in Paris, Hamburg und München. Frau Gabe macht einen Besuch in München und hat hier das Unglück ihre jüngste Tochter durch den Tod zu verlieren. Dieser Verlust griff sie der Art an daß sie geisteskrank wurde. Die Kinder, in München zum Theil versammelt, sehen sich genöthigt sie nach Heidelberg in die dortige Landesheilanstalt zu bringen, wo sie sieben Jahre blieb. Während dieser Zeit sollen die Kinder die Zinsen des obenerwähnten Vermögens für sich verausgabt haben. Nach erfolgter Herstellung theilte Frau Gabe mit ihren Kindern das Vermögen. Bald darauf stellten sich wieder Spuren von geschwächter Geisteskraft ein, wodurch die Kinder veranlaßt wurden die Mutter unter eine cura perpetua zu stellen. Diese Cura ward später auf Veranlassung des Dr. Voigt durch die hamburger Behörde aufgehoben; Frau Gabe reiste wieder nach Paris, wo sie noch jetzt lebt, und führt seitdem wegen der Zinsenverausgabung während ihrer Krankheit und der Vermögensabtheilung mit ihren Kindern einen Proceß der jetzt zum Theil beendigt ist.

Diese Geschichte wird nun in dem erwähnten Buche der Art erzählt daß wenn das Erzählte wahr wäre die Gabe'schen Kinder zu den schändlichsten Verbrechern gehörten, und es wäre allerdings sehr auffallend daß weder die hamburger, noch die badische, noch die bairische Regierung, welche alle drei in dieser Sache betheiligt sind, von solcher öffentlichen Anklage nicht die geringste Notiz genommen hatten. Nicht nur wird behauptet daß Frau Gabe niemals krank gewesen, daß sie ohne ärztliche Bescheinigung ins Irrenhaus gebracht wurde, sondern auch daß der Director desselben, Dr. Roller, sich an dem Verbrechen betheiligt. Der Grund dieses Vergehens soll lediglich die Absicht gewesen sein sich der Zinsen des Vermögens zu bemächtigen und diese unter sich zu theilen; und als später die Kinder wegen dieser gegen die eigene Mutter verübten Grausamkeiten die Strafe des Richters fürchteten, hielten sie den Antrag auf eine cura perpetua für das einzige Mittel dieser Strafe zu entgehen. Und alles Das wird auf den 156 Seiten des Buchs mit so vieler Bestimmtheit und Ausführlichkeit und mit so vielen Einzelheiten erzählt und geschildert, daß man sich allerdings fragt ob möglicherweise so schreckliche Verbrechen von den eigenen Kindern gegen die Mutter begangen werden können! Und wenn man wiederum denkt wie das Alles so bestimmt, so genau erzählt ist, scheinbar in der Absicht ein fürchterliches Verbrechen aufzuhüllen, und wenn man die Familie weiter nicht kennt, so hält man die Geschichte des Buchs „Eine Mutter im Irrenhause" nicht für Das was sie ist, für Lüge nämlich, sondern für Wahrheit. Denn diese Lügen sind anziehend, romanhaft geschildert, sie tragen nicht den Stempel der Wahrheit wenn man näher prüft, aber sie fesseln die Phantasie und unwillkürlich verblenden sie die Urtheilskraft. Dazu kommt noch daß der Verfasser in der Vorrede seines Buchs und bei jeder Gelegenheit wiederholt die Behauptung aufstellt sein Buch nach den Acten gemacht zu haben, und daß der Abfasser der Acten ein Jurist ist der durch seinen Namen dem Buche sozusagen den Glauben gegeben.

Und noch mehr Glauben fand das Buch, da die betreffende Familie lange Zeit hindurch schwieg. Als sie später in einigen Zeitungsinseraten eine kurze Widerlegung gab und die Sache in ihr rechtes Licht stellte, war das Buch „Eine Mutter im Irrenhause" bereits in 3000 Exemplaren in ganz Deutschland gelesen, hatte überall Glauben gefunden und war als eine cause célèbre bekannt geworden. Durch das außerordentliche Aufsehen welches die Sache machte fand sich sogar ein Schauspieler in Bremen bewogen ein Drama daraus zu machen, das bereits in Bremen, Köln u. s. w. zur Aufführung gelangt ist.

Sichtbarlich hatte die Familie keinen Begriff von dem Aufsehen welches die Sache machte, von der Verbreitung welche sie erlangt hatte, sie hätte sonst wol anders gehandelt. Und an eine gerichtliche Verfolgung war nicht zu denken, da sich der Verfasser des Buchs aus Deutschland entfernt hatte.

Viele Wochen später erschien die zweite Schrift von Dr. Ch. Ebeling, dem Onkel des Verfassers der ersten Schrift. Diese Schrift Nr. 2 ist sichtbarlich pro domo geschrieben, dabei schwerfällig juristisch, einseitig, den Gabe'schen Kindern mehr feindlich als freundlich gesinnt, aber unzweifelhaft unparteiisch und wahr. Der Verfasser nämlich war bisher curator sexus der Frau Gabe gewesen, und als solcher ist er in der Schrift Nr. 1 vielfach angegriffen. Hätte er gleich geantwortet, würde sein Buch mehr genützt haben; auch er zögerte zu lange und endlich gab er seinem Buche den Anschein als ob es zufällig entstanden wäre! Sonderbar, selbst gebildete Leute haben nicht immer den richtigen Begriff von der Macht der Presse, sie wissen nicht was sie der Oeffentlichkeit schuldig sind und sind überhaupt so schwer geneigt der Presse die ihr gebührende Achtung zu zollen. Dr. Ch. Ebeling hatte nicht begriffen daß es seine Pflicht gewesen sich, die Angehörigen der Familie und die Wahrheit zu vertheidigen, er glaubte vielmehr diese Vertheidigung unter einer andern Hülle einführen zu müssen und nannte sie daher: „Aus meiner Praxis."

Und doch war diese zweite Schrift insofern von Werth als sie die erste Schrift in ihr rechtes Licht stellte und die Geisteskrankheit der Frau Gabe so klar nachwies daß ein Zweifel nicht mehr möglich war. War es auch seinem Gegner Voigt gelungen die Aufhebung der cura perpetua zu bewirken, so hatte das Obergericht doch klar und ausdrücklich zu erkennen gegeben daß es die Geisteskrankheit der Frau Gabe bis zur Aufhebung der Cura als unzweifelhaft anerkenne. Diese Schrift Nr. 2 gab Zeugnisse, Beweise, Aufschlüsse und Berichtigungen durch welche die Schrift Nr. 1 in ihrer nackten Lüge bloßgestellt wird, und es ist nur zu bedauern daß sie nicht größere Verbreitung gefunden. In dieser Schrift Nr. 2 wird ausführlich das Verfahren bei Anordnung der Cura erzählt, ebenso das Verfahren bei Wiederaufhebung der Cura und die spätern Verhandlungen. Aus diesen genauen, juridisch scharfen Darstellungen gewinnt man eine ganz andere Ansicht von der Sache. Ueber die Aufhebung der Cura und über die beiden Schmähschriften — so nennt er die Schrift Nr. 1 und die Acten welche ihr zugrundegelegen, eigentlich nur eine Supplik — sagt Ch. Ebeling wörtlich (S. 20): „Ich glaube nicht zu irren wenn ich behaupte daß Voigt das günstige Resultat seines Unternehmens hauptsächlich seinen außerhalb der Acten angewandten Bemühungen zu danken hat, und namentlich daß seine Einflüsterungen nicht ohne Einfluß auf die ganz ungewöhnliche, aller Rechtfertigung entbehrende Ernennung von Commissarien aus der Mitte der Vormundschaftsdeputation, um den Gemüthszustand der Frau Gabe zu prüfen, geblieben sind. Auch wird sein ausgedehntes Werk, welches als Anlage der auf Annullirung der Curatel gerichteten Eingabe mit der Aufschrift «Die Angelegenheit der Frau Gabe u. s. w.» angefügt ist und die verschiedenen Abschnitte der Lebensgeschichte derselben sowie der Curatelangelegenheit in 25 Paragraphen nach der Ansicht des Verfassers darstellt, eine ihm vortheilhafte Einwirkung nicht verfehlt haben. Voigt triumphirte, er hatte sich sein Honorar und den Dank einer Geisteskranken erworben ..."

In den folgenden Abschnitten werden das Verfahren der hamburger Behörden und deren Entscheidungen und die wider Ch. Ebeling als curator sexus erhobenen Anschuldigungen beleuchtet, und zwar so klar und bündig daß man unzweifelhaft erkennt wo die Wahrheit liegt. Diese zweite Schrift ist es welche der Schrift Nr. 3 zugrundegelegt wurde; außerdem aber sind dabei noch verschiedene Zeitungsartikel und eine größere Zahl von amtlichen Berichten benutzt worden. In dieser dritten Schrift finden wir mit Benutzung alles Vorherigen eine klare Zusammenstellung, und wir können uns daher darauf beschränken die hauptsächlichsten Momente aus derselben hier anzuführen. Auf den ersten 18 Seiten des Buchs „Der Proceß der Familie Gabe" wird der Inhalt der Schrift „Eine Mutter

im Irrenhause" kurz wiederholt, um sozusagen die Anklage der Vertheidigung vorangehen zu lassen. Der folgende Abschnitt handelt von der Glaubwürdigkeit der Anklage im Allgemeinen. Hier wird zuvörderst auf den moralischen Charakter des Anklägers hingewiesen, die nöthigen Actenstücke darüber mitgetheilt und daraus gefolgert daß der Anklage kein Glauben zu schenken sei. Aber auch Frau Gabe hatte in einer Erklärung die Wahrheit der Anklage bestätigt und außerdem war sie nach „den Acten" gemacht. Dagegen wird nun eingewandt daß die Erklärung der Frau Gabe deshalb keinen Glauben verdiene, weil sie, wie aus einem Berichte der „Karlsruher Zeitung" hervorgehe, von dem ꝛc. Ebeling selbst geschrieben ist und so in die Welt geschleudert wurde; und da es sich hier keineswegs um einen abgeschlossenen Proceß handelt, derselbe vielmehr noch jetzt im Gange ist, können die Acten der einen Partei nicht mehr Glauben beanspruchen wie die der andern Partei; in keinem Falle verdient eine Anklage Glauben, solange die Behörde sie nicht als wahr erkannt hat, was in diesem Falle nicht geschehen ist.

Weiter wird gesagt: Die Anklage, wie sie in dem Buche Nr. 1 enthalten ist, zerfällt in vier verschiedene Klagepunkte: 1) eine Klage wegen des grundlosen siebenjährigen Einsperrens im Irrenhause; 2) eine Klage wegen der gewaltsam erzwungenen Abtheilung des Vermögens; 3) eine Klage wegen der bisher nicht erfolgten Rechenschaftsablage der Einnahme während jener sieben Jahre; 4) eine Klage wegen der bereits wieder aufgehobenen cura perpetua. Von diesen vier Klagen ist aber die erste die bedeutendste, die wichtigste; alle übrigen hätten sich durch Geld abmachen lassen. Warum sind die Gabe'schen Kinder des siebenjährigen grundlosen Einsperrens ihrer Mutter im Irrenhause angeklagt? Der Verfasser beantwortet die Frage dahin daß die Kläger an die Wahrheit ihrer eigenen Behauptung nicht glauben und sie nur aus unlautern Gründen aufgestellt und zu verbreiten gesucht haben.

Der dritte Abschnitt führt den Titel: „Ueber den Gesundheitszustand der geistigen Fähigkeiten der Frau Gabe." In diesem Abschnitt wird dem Charakter der Kranken und dessen Entwickelung bis zu der Zeit in welcher der Wahnsinn sich einstellte eine ausführliche Beleuchtung gewidmet, dann aber werden Zeugnisse von den bekanntesten Aerzten, wie Chelius und Stromeyer mitgetheilt, aus denen hervorgeht daß „die Frau Gabe an einem so hohen Grade von Wahnsinn litt daß deren Aufnahme in eine Irrenanstalt für dringend nothwendig erachtet wurde". Außerdem werden die Zeugnisse der badischen Behörden mitgetheilt um zu zeigen daß die Aufnahme in voller Ordnung geschehen ist. Die Gabe'schen Kinder wählten die Heilanstalt Illenau (früher in Heidelberg belegen), weil diese Anstalt so berühmt ist daß selbst eine Prinzessin aus einem süddeutschen Staate sich dort aufhält. In Illenau sind außer dem Director Roller mehre Aerzte und Geistliche und so viele Diener; wie wäre es wol möglich gewesen eine geistesgesunde Person hier sieben Jahre hindurch einzusperren?! Die Kinder besuchten die Mutter alljährlich, blieben oft wochenlang bei ihr wenn ihr Zustand es erlaubte, und ihre Tochter Luise blieb einmal acht Monate lang in Illenau. Das Alles ist nicht wohl möglich wenn die Mutter wider ihren Willen in Illenau festgehalten wird. Nach der romanhaften Befreiung aus der Heilanstalt — eine Lüge so lächerlicher Art daß sie kaum der Widerlegung bedarf — kehrte Frau Gabe nach München zurück. Hier theilte sie mit ihren Kindern das bisher allein verwaltete Vermögen, billigte die Zinsenverausgabung während der sieben Jahre, von denen die Kosten in Illenau bestritten und einzelnen Kindern ein Theil gegeben war, wie sie selbst es früher gethan hatte, und lebte mit ihren Kindern wie bisher in größter Eintracht, bis sich Spuren von wiederkehrendem Wahnsinn zeigten. Es ist bekannt daß geisteskranke Personen zu gewissen Zeiten und namentlich fremden Personen gegenüber oft ganz geistesgesund erscheinen; dieser Umstand liegt vielleicht dem Mangel an Uebereinstimmung der ärztlichen Atteste zugrunde. Wenn man aber alle die Umstände verfolgt welche in der Schrift Nr. 3 angeführt werden, gewinnt man die volle Ueberzeugung daß die Frau Gabe in keinem Falle vollständig hergestellt ist.

Aus dem vierten Abschnitte, die statutarische Abtheilung und die Rechnungsablage betreffend, geht zum Ueberfluß noch ganz klar hervor daß im Verhältniß zu dem Reichthum der Familie dem Processe nur unbedeutende Summen zugrundeliegen und keineswegs so fürchterliche Sachen wie sie in der Schrift Nr. 1 erzählt werden. Die Frau Gabe befand sich in ihrem kranken Zustande unter der Leitung von Personen welche sich bemühten sie mit ihren Kindern zu entzweien; wenigstens sind alle Versuche zur Versöhnung ohne Erfolg geblieben. Aber daß die Gabe'schen Kinder nicht die geringste Schuld tragen und sie in dem Urtheile der Welt durch die Anklage an Achtung nicht verlieren können, darüber kann kein Zweifel vorherrschen.

Die wichtigste der drei Rechtfertigungsschriften ist unstreitig die dritte, deren Verfasser, Dr. Biesterfeld, nicht allein als einer der ersten und angesehensten Advocaten in Hamburg, sondern auch als ein strengrechtlicher und sehr gewissenhafter Mann allgemein bekannt ist. Als Anwalt der Gabe'schen Kinder hat er sich veranlaßt gesehen den ganzen Hergang der Sachlage vollständig mitzutheilen und zugleich 74 Actenstücke zu veröffentlichen, aus denen allein die Absurdität der Anklage zur Genüge hervorgeht. Dazu kommt nun noch die klare und einfache Darstellung, die dem Verfasser eigenthümliche juridische Schärfe und die Sprache einer unverkennbaren Wahrheit und Sicherheit, und so dürfen wir denn mit diesem Buche die Sache als vollständig abgethan betrachten, überzeugt daß fortan kein Zweifel mehr darüber obwalten kann daß die Gabe'schen Kinder lediglich durch eine Reihe kühn erfundener Lügen und Verleumdungen in ihrer Ehre beeinträchtigt werden sollten. Die Biesterfeld'sche Schrift ist erst kürzlich erschienen; wir haben sie daher in dieser Besprechung nicht voranstellen können. Aber es ist auch ein kurzer Nachweis ihres Inhalts zur vollständigen Kenntnißnahme der Sache hinreichend. Es wird am Anfange derselben erzählt wie Dr. Voigt als Mandatar der Frau Gabe durch seine einseitige Supplik, deren Veröffentlichung er veranlaßt und deren Glaubwürdigkeit sich nur auf die Aussagen der geisteskranken Frau Gabe stützt, zu dem ganzen Skandal — so müssen wir es nennen — die Veranlassung gegeben hat, denn die Schrift des A. Ebeling ist mit Dr. Voigt's Zustimmung nach dieser Supplik verfertigt und unterscheidet sich von derselben nur durch eine größere Romantik in den Ausschmückungen und Erfindungen. Darauf geht der Verfasser zur Geschichte der Entwickelung und des Ausbruchs der Geisteskrankheit der Frau Gabe über. In diesem Abschnitte wird erzählt wie Frau Gabe durch das Fehlschlagen eines Heirathsplans und durch den Tod ihrer jüngsten Tochter schon damals vollständig geisteskrank geworden war, und obgleich die Erzählung an und für sich schon den Stempel der Glaubwürdigkeit trägt, sind zur fernern Beweiskräftigung noch die Zeugnisse des Hofkaplans Müller, der damals zur Beruhigung der Frau Gabe herbeigerufen wurde, und des damaligen Dienstpersonals der Familie beigegeben, außerdem aber der ganze Briefwechsel welcher in jener Zeit zwischen der Mutter und den bei ihr in München lebenden Kindern (Franz und später Pedro) und Dr. John Gabe in Hamburg geführt wurde. Die Originale dieser Briefe wie die sämmtlichen Anlagen sind bei dem Notar G. Rießer in Hamburg deponirt. Man braucht nur diese Briefe zu lesen (Anlage 7—30) um zu wissen wo die Wahrheit liegt. Wir bedauern die Familie die von solchem Unglück betroffen wurde, und wir begreifen nicht daß Jemand schlecht genug sein konnte solches Unglück zu benutzen die Ehre der Familie zu verdächtigen!

Der zweite Abschnitt handelt von der Aufnahme der Frau Gabe in die heidelberger (später illenauer) Heilanstalt, von ihrem Aufenthalte daselbst und ihrer Entlassung, von der da-

mals nicht angeordneten Cura, der Verwaltung ihres Vermögens durch den Dr. J. Gabe und der Behandlung der Kranken in der Heilanstalt. Hier werden zuvörderst die Briefe mitgetheilt welche Dr. J. Gabe an seine Frau von Heidelberg aus geschrieben, wo er mit seiner kranken Mutter und seinen Geschwistern zusammengetroffen war; und wer noch nicht alles menschliche Gefühl aus seinem Herzen vollständig verdrängt hat, der wird aus diesen Briefen ersehen wo die Wahrheit liegt, zugleich aber auch — wir müssen es wiederholen — einer Familie seine Theilnahme nicht versagen, da sie auch den innigsten Austausch der schmerzlichen Gefühle welche sie damals erfüllten der Oeffentlichkeit preisgeben muß um sich wegen so schändlicher Anklage zu rechtfertigen. Außerdem sind die schon früher erwähnten Zeugnisse der DD. Chelius und Stromeyer und anderer Personen hier abgedruckt. Der Verfasser erzählt nun mit schlichten Worten die Aufnahme in die Heilanstalt, ferner wie die Bestellung eines Curators durchaus überflüssig erscheinen mußte, da etwas dem Vermögen Nachtheiliges durchaus nicht unternommen werden durfte, und wie die Kranke in den nicht seltenen lucidis intervallis dispositionsfähig erklärt werden konnte, wo es sich zur Verbesserung des Capitals lediglich um ihre Unterschrift handelte. Außerdem wird hier über die Verwaltung des Vermögens durch Dr. Gabe ausführlich Bericht erstattet, aus welchem hervorgeht daß sich unter derselben das Capital vergrößert, und werden noch manche Einzelheiten erwähnt auf die wir hier nicht eingehen können.

Der dritte Abschnitt handelt von der Vermögensabtheilung. Das Geschichtliche derselben wird mitgetheilt und die Wahrheit wiederum durch Briefe der Frau Gabe nachgewiesen. Diese Vermögensabtheilung sollte erzwungen worden sein, und hatte Dr. Voigt wegen Aufhebung derselben eine Klage eingeleitet; das hamburger Gericht hat aber am 5. Januar 1852 auf Abweisung der Klage erkannt und Kläger in die Kosten verurtheilt. Aus dem vierten Abschnitt, die Anordnung der Cura auf Antrag der Kinder und die Wiederaufhebung derselben betreffend, ersehen wir zur Genüge daß Frau Gabe in ihre Geisteskrankheit zurückverfallen ist. Wir verweisen auf die einzelnen Mittheilungen und beigefügten Beweisstücke. Zum Schluß wollen wir noch die Worte anführen mit denen der Verfasser seine Vertheidigung schließt. Er sagt nämlich: „Hr. Dr. Voigt wird mir als Sachkundiger, soweit auch unsere Ueberzeugungen hier auseinander sein mögen und so unangenehm wir hier einander begegnen, so viel zugeben müssen daß ich im Besitz eines solchen Materials und solcher Beweiskräfte nicht schweigen durfte. Jetzt aber setze auch ich meine juristische Ehre daran und behaupte daß ich durch Das was ich dem Publicum hier vorgelegt habe die schändliche, gegen meine Partei erhobene Anklage nach Vernunft und Recht vernichtet habe. Wol wird man daran noch nagen und mir noch durch Phrasen oder neue Lügen antworten können; aber die Wahrheiten dieser Schrift wird man nicht zu erschüttern vermögen und von dem ganzen Schandbuch wird als wahr Nichts bleiben als der Titel: «Eine Mutter im Irrenhause».''

„Was Frau Gabe betrifft, eine Frau die ich ohne alle Heuchelei nur aufrichtig beklagen kann, so hat das Obergericht dieselbe formell als vernünftig gestempelt. Das ist sie in Wirklichkeit nicht und Das kann sie nicht sein; denn wie wird eine Mutter, die auf Erden nur noch ihre Kinder hat, unnatürlich diese einzige Freude, diesen Trost ihres Alters von ihrem Angesicht verbannen und auf diese Schmach und Schimpf laden mögen, selbst wenn sie an Pflichtverletzungen der Kinder glauben könnte, jetzt, um mit ihr zu denken, wo sie von den Fesseln ihres Kerkers befreit ist, jetzt wo es des Hülferufs nach Erlösung nicht mehr bedarf! Also sage ich, Frau Gabe hat ihre Besinnung nicht, ihre Seele, ihr besseres geistiges Wesen schlummert nur und nur ihre Phantasie ist wie im Schlaf von wilden Träumen erhitzt. Das sage ich ihr, der armen verlassenen Frau; aber ihren Rathgebern daß sie sich hüten mögen. Frau Gabe hat ihre Anwandelungen von Launen, ihre komischen, sodaß sie ihre jetzigen Günstlinge wol selbst als die Leichtgläubigen auslachen könnte, doch auch ihre bösen, sodaß sie am Ende sie, die Rathgeber, als die Urheber des verübten Unheils der Welt bezeichnen und gegen sie die allgemeine Entrüstung hervorrufen könnte, verweise aber dann noch in der Gesammtheit Alle die es angeht auf Sirach Capitel 5, Vers 17, wo es heißt:

Ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verleumder ist viel schändlicher.'' 20.

Des Lucretius Lehrgedicht über die Natur der Dinge und die Unsterblichkeit der Seele.

Es ist unlängst ein Schriftchen erschienen, ursprünglich ein mündlicher Vortrag, vor dem Wissenschaftlichen Verein im Saale der berliner Singakademie gehalten, welches füglicherweise als Rettung eines großen und vielverketzerten Dichtergeistes, in dem Sinne wie sich Lessing dieses Ausdrucks für die geistigen Korpphäen bediente, deren Namen er der Vergessenheit oder Verleumdung entriß, bezeichnet werden kann. Diese Schrift — schon allein um der keuschen Forschung die darin waltet und um der Methode willen die sie einschlägt wichtig und ehrenwerth — führt den Titel:

Titus Lucretius Carus über die Natur der Dinge und die Unsterblichkeit der Seele. Vortrag gehalten im Saale der Singakademie am 8. März 1851 von F. A. Maerker. Berlin, Springer. 1851. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wir heben aus dieser Schrift die vorzüglichsten Ideen und Beziehungen hervor, da eine umfassend erschöpfende Kritik des berühmten Gedichts selbst, dessen erhabene Schönheiten schon die Dichter des Augusteischen Zeitalters bewunderten, die vorgesteckten Grenzen des Raums weit überschreiten würde.

Zuerst ist eine Ansicht Villemain's, von dessen Feder ebenfalls eine nicht gerade voluminöse Denkschrift über des Lucrez Gedicht „Von der Natur der Dinge'' herrührt, welche sehr viele andere Widersacher des Dichters mit ihm theilen, zu bestreiten und an ihren Ort zu stellen. Diese Ansicht lautet dahin: Lucrez sei als Epikuräer Atheist gewesen. Hierbei macht Villemain noch die wunderliche Bemerkung: „Ein großer Dichter und ein Atheist zugleich, das ist in der That eine seltsame Erscheinung.'' Auf diese Beschuldigung und halb bewundernde, halb anklagende Reflexion entgegnet der Autor der in Rede stehenden Broschüre mit Recht daß ein Dichter der in die Natur der Dinge forschend und erkennend oder nach Erkenntniß ringend, treu und furchtlos, ja gläubig eindringt, ein Dichter der an die Natur als die immanente Wesenheit aller Dinge glaubt, und sich überzeugt hält daß der Mensch durch ihre richtige Erkenntniß Furcht, Schrecken und den Tod überwinden könne, nun und nimmermehr ein Atheist sein kann. Und dies ist der eigentliche Sinn des Lucrezischen Gedichts. Darum ist es ein wo nicht unbegreifliches, doch widriges Vorkommniß daß ein Dichter von so tiefen Anschauungen und so unerschütterlicher Energie wie Lucrez, der gleichsam hohenpriesterlich der Natur huldigt, der durch die Hinwegnahme jeglicher Furcht und Schreckniß vor dem Tode der irrenden Menschheit ein Befreier werden will durch Erkenntniß des wahren Wesens der Dinge, ein Dichter dessen Methode sicherlich die hervorragend-eigenthümliche aller denkenden Geister ist, daß ein solcher dichterischer Geist gerade die erbittertsten und rücksichtslosesten Angriffe erfahren mußte und von mehr als einer Seite, ja von den trefflichsten und selbst gedankenreichsten Geistern behandelt worden ist „wie man die Leiche eines Hundes behandelt''.

Lucrez, so drücken sich seine Widersacher aus, macht das Nichts selbst zum Object der Poesie ..., er schwelgt und sucht Genuß im Tode und der Vernichtung, sein Stolz und Triumph ist den Untergang des Genius und Gedankens in das Nichts

zu zeigen. Diese Beschuldigung als gänzlich unbestätigt kann genau genommen nur von Geistern herrühren die Lucrez nur aus Einzelstellen, nicht im Großen und Ganzen kennen. Lucrez ist aber gerade einer von den Geistern denen ein eifriges und unausgesetztes Studium gewidmet werden muß. Gerade lautet der oberste Satz dieses echtspeculativen Geistes dahin: daß eine Schöpfung aus dem absoluten Nichts (so etwa wie man nach dem hergebrachten Schlendrian sagt: Gott hat die Welt aus Nichts gemacht) überhaupt eine Unmöglichkeit ist. Denn, sagt er, meine Forschung geht von dem Axiom aus: „Nihil ex nihilo!"

Nichts erzeugt sich aus Nichts, selbst nicht durch den Willen der Götter.

Lessing, ein erleuchteter Geist und Forscher, verwirft Lucrez geradezu. Seine Worte in der Abhandlung „Pope, ein Metaphysiker" lauten so: „Sollte man mich fragen ob ich den Lucrez kenne, ob ich wisse daß seine Poesie das System des Epikur enthalte? Sollte man mir andere seinesgleichen anführen, so würde ich ganz zuversichtlich antworten: Lucrez und seinesgleichen sind Versmacher, aber keine Dichter. Ich leugne nicht daß man ein System in ein Silbenmaß oder auch in Reime bringen könne, sondern ich leugne daß dieses in ein Silbenmaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde." Dies schroffe und wir wollen von rechtswegen sagen schale Urtheil eines Trefflichen über einen andern Trefflichen wäre richtig, wenn das Werk des Lucrez Nichts weiter wäre als ein in Verse gebrachtes System. Dem ist aber nicht so, sondern es ist eine selbständige geniale Vertiefung des nach Erkenntniß ringenden Gedankens in das Weltall. Ein höheres Problem aber kann es nicht geben selbst für den Dichter, und dann hat Lessing unfehlbar die schlechten didaktischen Gedichte seiner Zeit und nächsten Vorzeit im Sinne, und was dabei die Hauptsache ist: er vergißt daß es darauf ankommt was für ein Object ein Lehrgedicht hat und wie dies Object im Genius des Dichters sich wiederspiegelt und darin aufgegangen ist. Es gibt eine philosophische Anschauung die an und für sich selbst schon Poesie ist.

Auf das Nihil ex nihilo des Lucrez zurückzukommen, in welchem gerade der vollkommenste Niederschlag der wider ihn erhobenen Beschuldigung liegt daß er ein Atheist sei, so ist es eben traurig daß die deutsche Sprache für das doppelte Nichts, das absolute und das relative, nicht wie die griechische auch einen doppelten Ausdruck bietet: οὐδεν und μηδεν. Die Meinung des Lucrez ist: Aus dem absoluten Nichts, dem οὐδεν, kann nie Etwas entstehen und nie Etwas dahin zurückkehren; wol aber entsteht Alles aus dem Nichtsein, das heißt dem relativen Nichts, aus Dem was es nicht ist, und in dies Nichtsein kehren wiederum alle Dinge zurück. Man kann behaupten daß die gewaltigsten philosophischen Begriffsverwirrungen eben aus diesem unklaren Schwanken der Begriffe des Nichts und Nichtseins entsprungen sind.

Eine außerordentliche Tiefe und ein Haupthebel des gedankenschweren Lucrezischen Gedichts beruht ferner in dessen Theorie von der Freiheit der Natur, der „natura libera", ihrer selbständigen, durch nichts Anderes außer ihr selbst bedingten Kraft. So heißt es Buch II, Vers 1090—92:

Hast du Dieses erkannt, so wird hinfort die Natur dir
Frei erscheinen und fern von der Herrschaft stolzer Gebieter,
Alles bewirkend durch sich ohn' allen göttlichen Einfluß . . .

„Ohn' allen göttlichen Einfluß" — darin soll der Atheismus des Lucrez stecken. Viel eher noch könnte man behaupten: sein Pantheismus. Aber der Sieg des Dichters ist auch hier ein ganz entschiedener; denn außer und neben ihrem Weltall kann die Gottheit Nichts sein noch bedeuten, und die Freiheit dieses Weltalls ist eben der glänzendste Beleg dafür daß es ein Gottesgeist und Hauch ist (der Ruach der Hebräer), der es ganz durchdringt, es vergeistigt und somit es selbst und seine Anschauung poetisch macht. Einer der größten Forscher und umfassendsten Geister aller Jahrhunderte, Alexander von Humboldt, äußert ganz denselben Gedanken wenn er in seinem „Kosmos" (I, 6) sich also ausspricht:

„Wo in der Ebene einförmig gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht, wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Ulven und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres Bestehens nach ewigen Gesetzen. In solchen Anregungen ruht eine geheimnißvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist."

Hierin liegt zugleich der Commentar zu einem Wort Friedrich's des Großen, wenn er in einem Briefe an d'Alembert vom 26. October 1777 sich so ausdrückt: „Wenn ich bekümmert bin, lese ich das dritte Buch des Lucrez, und dieses tröstet mich; es ist ein Palliativ, aber für die Krankheiten der Seele haben wir keine andern Heilmittel."

Richtig äußert unser Autor in seiner Zergliederung der poetischen Weltanschauung dieses großen Dichters daß „der eigentliche Nerv seiner ganzen Darstellung ist: Ueberwindung aller Furcht durch richtige Erkenntniß und Beruhigung des Geistes". Aus seiner Erklärung der wahren Religion (gegenüber der falschen, heuchlerischen, abergläubischen, von der er selbst mit directem Hinblick auf das Opfer der Iphigenia sagt: „Tantum religio potuit suadere malorum") geht Das deutlich hervor. Diese Erklärung lautet so:

Frömmigkeit ist Das nicht, mit verhülletem Haupte sich oftmals
Rund um den Stein zu dreh'n und jeden Altar zu berennen,
Hin sich zur Erde zu werfen mit ausgebreiteten Händen
Vor den Bildern der Götter, mit Opferblute der Thiere
Ihren Altar zu besprengen, Gelübd' an Gelübde zu reihen,
Sondern beruhigt im Geist hinschauen zu können auf Alles.

Das ist also, nämlich: „Beruhigt im Geist hinschauen zu können auf Alles", die wahre Religion, die pietas bei Lucrez. Die Uebersetzer und Commentatoren dieses in seiner Art einzigen Dichters haben hier stets einen Schnitzer gemacht, indem sie das Lucrezische religio durch „Religion" in unserm Sinne wiedergaben und es so deuteten. Religio ist bei den Alten — und Lucrez lebte bekanntlich in den Jahren 99—55 v. Chr. — durchaus nur die äußere Verbindlichkeit gegen die Götter, die schlechte Sühne, das religiöse Formel- und Weihewesen, consecratio. Von diesem leeren, geistlosen Apparat will Lucrez Nichts wissen, weil er das Menschliche nicht anders als großartig faßt: als erkenntnißfähige Macht gegenüber dem Universum, dem Weltall welches Geist und Natur, Schöpfer und Schöpfung zugleich ist. Darum ist das Gedicht des Lucrez in der That ein begeistertes Naturgedicht in welchem die Poesie mit der Philosophie auf das innigste und tiefste verwachsen ist, und dessen Tendenz, wenn man es so nennen will, den ganzen Kosmos umfaßt. Einen erhabenern Stoff kann es für ein Gedicht, mag man es immerhin ein Lehrgedicht nennen, nicht geben, und das Lucrezische gibt in der Form echtdichterischer Begeisterung die höchsten Gedanken wieder die jemals unsterbliche Denker beschäftigt haben.

Schließlich noch Dies als nothwendige Anerkennung daß jeder Unbefangene die Schrift Marcker's für einen wesentlichen Fortschritt in der Erkenntniß eines außerordentlichen und zeither von Gelehrten selbst fast vergessenen und arg versäumten Geistes und Dichters ansehen muß. 25.

Proudhon über die Februarrevolution.

Von P. J. Proudhon ist vor kurzem in Paris eine neue Schrift erschienen die den Titel führt: „Les confessions d'un révolutionnaire pour servir à l'histoire de la révolution de février." Proudhon ist ein sonderbarer Mensch der mit Niemandem gleichen Schritt halten kann. Kaum hat er zwei Schritte in Gesellschaft gethan, so schlägt er um sich rechts und links, kehrt sich sogar um gegen die ihm folgen und hört nicht auf bis er allein auf dem mit Todten und Verwundeten bedeckten Schlachtfelde aufrechtsteht. Dann wickelt er sich in seinen Stolz ein und fängt an die Volksbank auszubrüten, bis einige schlechte Schüler, die seine Lehren im Ernst nehmen, ihm Gelegenheit geben den Streit wieder anzufangen; denn er ist ein Saturn, er verzehrt seine eigenen Kinder. Sein Socialismus besteht in der absoluten Vereinzelung. Fourier's leidenschaftliche Anziehung, Considérant's Phalanstère, Cabet's Ikarien, Louis Blanc's Organisation der Arbeit sind in seinen Augen Seifenblasen, ganz wie die verschiedenen Systeme der Oekonomisten. Schon seit langer Zeit hat er das Alles niedergerissen, seine unerbittliche Kritik schont Niemanden. Die angeblichen modernen Reformatoren sind auf keinen schrecklichern Gegner gestoßen, er hat ihnen allen hart zugesetzt, dem einen nach dem andern, und sie nicht eher losgelassen bis er die wortreiche Phraseologie welche die Leere ihrer Gedanken bedeckt durchbrochen. Jetzt greift Proudhon die politischen Umstürzer an. Er durchmeistert die Männer welche Frankreich seit dem Februar 1848 regiert oder umgekehrt haben, und durchspaltet sie mit seiner scharfen Kritik, sodaß er nicht einen im Stande läßt die Erbschaft der andern einzusammeln. Der Provisorischen Regierung scheint ihm der Geist der Revolutionen ganz gefehlt zu haben und Louis Blanc habe, indem er gouvernementalen Socialismus machen wollte, sich als den ersten Reactionnair gezeigt, was er selbst gewiß nicht vermuthet hat. Während unter Ludwig Philipp der Socialismus groß wurde und sich im Schatten der Charte frei entwickelte, habe Louis Blanc dem Staate die Initiative desselben geben wollen und ihm dadurch einen tödtlichen Stoß beigebracht. Die Nationalwerkstätten sind für die Provisorische Regierung nur eine Quelle von Verlegenheiten und Mishelligkeiten gewesen, die sich genöthigt gesehen hat ihre Kräfte gegen die vom Beförderer der Organisation der Arbeit nachgestrebte Dictatur abzunutzen. In der That war die Dictatur das einzige Mittel eine solche Ordnung der Dinge einzuführen, und zu diesem Zwecke wurde die Bekanntmachung vom 17. März vorbereitet, welche das doppelte Resultat hatte, eine Spaltung zwischen den Mitgliedern der Provisorischen Regierung zu verursachen und dem Publicum Schrecken vor dem Socialismus einzuflößen. Die in solcher Weise auf Louis Blanc's Signal begonnene Reaction wurde am 16. April gegen Louis Blanc bei Ledru-Rollin's Trommelschlägen fortgesetzt und am 13. Mai gegen diesen und Flocon von Marrast, Bastide u. s. w. verfolgt. Endlich kam der Juniaufstand, in welchem Proudhon ein Complot der Feinde des Socialismus findet, um den von Louis Blanc gemachten Versuchen zu dessen Verwirklichung ein Ende zu machen. So hat denn Proudhon alle Revolutionnaire niedergeworfen. Nun legt er die Hände in den Schoos und bewundert sich in seiner auflösenden Kraft, in seinem eingefleischten Hochmuth. Dann erzählt er uns wie er allein das sociale Geheimniß besitze. Ein neuer Prometheus hat er den Göttern das Feuer entwendet, deren Herrschaft er mit einem Wink seiner Hand vernichten könnte, denen er aber als großmüthiger Feind der seine Macht nicht misbrauchen will eine Waffenruhe bewilligt. Er belehrt uns daß seine Herculesarbeiten ihn auf dem Felde des Gedankens dahin gebracht haben zu erkennen daß das Ideal der besten Regierung die Anarchie, d. h. die Abwesenheit aller Regierung sei. Dies ist die zweite seiner großen Entdeckungen, die erste war: Eigenthum ist Diebstahl! Von diesen beiden Negationen fließen für ihn das Gesetz und die Propheten aus. Fragt man ihn welchen Schluß er daraus zieht, wie er es anfangen wolle um darauf eine gesellschaftliche Ordnung zu bauen, so antwortet er daß die Lösung des Räthsels erst am Ende der Welt enthüllt sein wird und daß er unterdessen weder regierend noch regiert sein will, und spricht sodann von der Volksbank. Vergebens behauptet er ein System der socialen Organisation zu haben; sobald er es formuliren will, verwickelt er sich und die Neigung seines Geistes reißt ihn gleich hin den Hammer und die Steinhaue zu ergreifen um sein eigenes Gebäude niederzuwerfen. Proudhon handhabt mit Geschicklichkeit sehr gefährliche Waffen, aber er kann keine sehr gefährliche Partei schaffen, weil er im Grunde gar keine Lehre hat; er erweckt weder Begeisterung noch Sympathie, statt zu vereinen löst er auf; er beschäftigt sich unaufhörlich damit rund um sich die Leere zu machen wie eine Luftpumpe, und seine Schüler oder Verbündeten von heute werden vielleicht morgen durch seine unvorhergesehenen Launen außer Fassung gebracht werden, wenn sie nicht schon seinen Spottreden ausgesetzt sind. Man kann ihn in dem großen gegenwärtigen Kampfe mit einem Brander vergleichen der sich an alle Schiffe auf die er stößt hängt, und sie nicht eher losläßt bis sie in die Luft springen. Aber seine eigene Natur verurtheilt ihn zuletzt selbst in den Fluten zu verbrennen, ohne eine andere Spur zu hinterlassen als ein wenig Rauch den der erste heilsame Wind zerstreuen wird. 32.

Trevirensia.

Die altrömische Cultur mußte, ehe sie zu den Germanen sich Bahn brechen konnte, vorerst die celtischen Nachbarn durchschneiden und bei diesen sich feste Stationen bilden. Rhein- und Donauland wurden zunächst die Haltpunkte derselben. Die neuere Zeit hat sehr schätzbare Beiträge zur Erforschung dieser Gebiete gethan. Unter diesen ist aber eines der wichtigsten das von Trier, über welches Gurdnow, Wyttenbach und in neuester Zeit J. Steininger („Geschichte der Trevirer unter den Römern und Franken", 2 Bde., Trier 1845—50) treffliche Arbeiten bekanntgemacht haben.

Dazu kommt nun ein mit großem Fleiße gearbeitetes Büchlein:

Der Kreis Saarlouis und seine nächste Umgebung unter den Römern und Celten. Ein Bericht an die Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier. Von Ph. Schmitt. Trier, Lintz. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser beginnt mit der sorgfältigen Aufzählung der vorhandenen Denkmäler und Spuren vorchristlicher Bevölkerung, wobei er die alphabetische Ordnung der Ortschaften befolgt. So finden sich bei Aussen drei Stellen an welchen man römische Dachziegel ausgrub; der Verfasser schließt ganz richtig daß dort römische Wohnhäuser gestanden. Nicht weit davon fand man beim Herausgraben drei Armringe, die er gewissenhaft nach Ansehen und Maß beschreibt. Er läßt, wie billig, unentschieden ob die Ringe Römern, Galliern oder Germanen angehört haben, da bei allen drei Nationen deren vorkommen. Weiterhin entdeckte man Spuren von Mauern, Hohlziegeln, steinerne Wasserrinnen und andere Dinge die auf ein ehedem hier vorhandenes Warmbadehaus deuten. Mit gleicher Sorgfalt hat der Verfasser die mannichfaltigen Ueberreste vorchristlichen Lebens von Ort zu Ort verfolgt, hier Quadersteine, dort Dachschiefer, da Mosaikwürfel, dort Eisennägel beachtend. Er hat Wasserleitungen und Heerstraßen, Wassermühlen, Grabstätten, Befestigungen, Tempelgebäude, Privathäuser, Bäder u. s. w. nachgewiesen. Interessant sind die Notizen über die Coloni Crutisiones, die dem Mercur einen Tempel errichtet. Es steht auf den Fundamenten desselben die alte Kirche von Pachten, deren Beschreibung der Verfasser mittheilt. Hier fanden auch reiche Münzfunde statt, welche die Zeit von Augustus

bis Arcadius umfassen. Die zahlreichsten Münzen bietet die Constantinische Familie. Der Verfasser beleuchtet die Sage daß Pontius Pilatus in Pachten begraben sei. Der eigentliche zur Römerzeit in Brauch gewesene Begräbnißplatz ist noch nicht gefunden, was sich wol aus der römischen Sitte erklärt die Todten familienweise an den Straßen zu bestatten. Dagegen entdeckte man einen der fränkischen Zeit angehörenden Begräbnißplatz, auf welchem die Leichname ausgerüstet mit dem Geräth das sie während ihres Lebens führten in trockene Mauergräber gelegt waren. Am Hylborn bei Pachten fanden sich Trümmer eines Landhauses mit der bleiernen Fassung der Quelle.

Bei Wallerfangen kam eine antiquarische Erscheinung vor die in Mitteldeutschland sich mehrfach wiederholt hat. Man fand in dem Sande des Haselbergs eine eherne Axtklinge, um welche 30 kleinere im Kreise gelegt waren.

Nachdem nun der Verfasser die Alterthümliches darbietenden Ortschaften durchmustert hat, geht er auf die Straßen des Kreises über, deren er 12 nachweist. Bekanntlich suchten die Römer in den eroberten Ländern durch zweckmäßige Anlagen tüchtiger Straßen die Vertheidigungs- und Verkehrspunkte in leichte Verbindung zu setzen, sodaß ihnen jede Stelle von Wichtigkeit schnell zugänglich blieb. Diese Straßen verbanden die Vertheidigungslinien.

S. 103 beginnt die specielle Betrachtung der Alterthümer des Landes mit einer Abhandlung über das häusliche Leben der Römer im Kreise Saarlouis. Sehr schätzbar sind die Beobachtungen über die Häuser der Römer, die in dieser Stätte des Reichs nur aus Stein und Fachwerk gebaut waren. Ziegelmauern kommen hier nicht vor. Der Verfasser ist der Ansicht daß sämmtliche Häuser nur Ein Stockwerk hatten. Die Zimmer waren 21—11 Fuß lang und 18—9 Fuß breit. Zur Zimmermalerei wandte man weiße, gelbe, rothe, grüne und schwarze Farbe an. Fensterglas kommt auch hier vor, wenn auch nur in sehr kleinen Trümmern und stets von grünlicher Farbe. Ziegelsteine wandte man zu Fußplatten und zur Dachdeckung an. Sie sind wie alle römischen Ziegel trefflich gebrannt. Neben den Ziegeln wandte man für die Dächer auch Schiefer gar häufig an, und zwar in der Art wie wir die Dachspäne. Kellergewölbe und Zimmeröfen (neben den Hypokausten) hat der Verfasser ebenfalls nachgewiesen. Die Kacheln waren aus schwarzem Thon. Handmühlen aus porösem Basalt mit Steinen von 13 Zoll Durchmesser kommen häufig vor.

Unter den erhaltenen häuslichen Geräthschaften nehmen die Gefäße aus Thon die erste Stelle ein. Man fand Amphoren von zwei bis drei Fuß Länge aus grobem rothgelbem Thon, dann feinere Töpfe mit schwarzer Glasur, dann die aus der rothen, unter dem Namen terra sigillata bekannten Masse gefertigten, meist mit Reliefs verzierten Gefäße, mehre Arten Geschirre aus weißer, bläulicher und schwarzer Masse. Die Formen sind die auch in den Rheinlanden gewöhnlichen. Der Verfasser weist mit großer Sorgfalt die Orte nach an denen der zu den Gefäßen benutzte Thon gegraben wurde.

Metallene Gefäße kommen, einen Kupferkessel ausgenommen, fast gar nicht vor. Von Glasgefäßen fanden sich häufig Trümmer. Von anderweitem Hausrath erscheinen metallene Scheren, Spiegel, Löffel, Spielsachen, Schlüssel u. s. w.

Die Lebensmittel der Alten weist der Verfasser S. 116 nach, die Kleidung aus den beiden Steinbildern am Felsen bei Wallerfangen. Nächstdem fand man Schnallen und Heften, Arm- und Fingerringe, bemalte Thonkorallen und ein dünnes, mit unechten Steinen besetztes Goldblech.

Die Götterverehrung unter den Römern scheint sich vorzugsweise auf Minerva (Bronzestatuette) und Mercur erstreckt zu haben. Daß außer Pachten in der Nähe der jetzigen Kirchen zahlreiche Stein- und Ziegeltrümmer gefunden, leitet auf die Vermuthung daß an diesen Stätten bereits in alter Zeit Gebäude vorhanden die dem Cultus gewidmet waren.

Nachdem der Verfasser noch die Begräbnisse betrachtet, geht er auf die Geschichte des Landes unter den Römern über, vom Jahre 53 v. Chr. bis zur vollständigen Besitznahme desselben durch die Franken 464 n. Chr.

Die celtischen Alterthümer, oder die der Ureinwohner des Landes, sind dürftig vertreten; die 31 bronzenen Frameen und ein Armring sind das Wichtigste in Metall. Neben diesen entdeckte man 15 steinerne Keile, sogenannte Donnerkeile, d. h. Geschiebe deren breite Seite zugeschliffen eine Axt- oder Meißelklinge bildete die in einem hölzernen Stiel befestigt wurde, ein Werkzeug welches wir bei allen Völkern der Erde finden denen der Gebrauch der Metalle noch unbekannt war. Unter allen diesen Steinen ist nicht einer mit eingebohrtem Loche. Sie stammen also durchweg von einem Volke das noch auf den niedrigern Stufen der Cultur sich befand.

Der Verfasser beschreibt ferner das behauene Holz und die Eiseninstrumente die man im aufgeschwemmten Lande gefunden hat.

Den Schluß des interessanten Buchs bilden: Hypothesen über die in der Gegend vorkommenden Eigennamen der Dörfer, Felder, Berge und Gewässer, wobei die mittelalterlichen deutschen und französischen Namen, wie sie in den Urkunden vorkommen, fleißig zu Rathe gezogen sind.

Die Arbeit des geehrten Ph. Schmitt ist ein sehr dankenswerther Beitrag zur vaterländischen Alterthumskunde. Wir wünschten freilich daß er sein Buch mit einer topographischen Karte und einigen die wichtigsten Gegenstände, namentlich die S. 47 beschriebene Minervastatue darstellenden Tafeln ausgestattet hätte.

G. Klemm.

Autographenversteigerung.

Vor kurzem wurde in Paris die kostbare und berühmte Autographensammlung des Herrn Donadieu versteigert, in welcher einige sehr seltene und vorzügliche Stücke vorkamen. Ein Brief des Papstes Alexander VI. ging für 40 Francs weg; ein Brief, von dem berühmten italienischen Rechtsgelehrten des 15. Jahrhunderts Aretin unterzeichnet, für 100 Fr.; ein Brief des Lord Francis Baco für 375 Fr.; ein Brief von Pomponne de Bellièvre, der sich auf die Mission bezieht, die Heinrich VIII. ihm anvertraut hatte um für Maria Stuart zu intercediren, für 200 Fr.; ein Brief Boileau's, der die Herausgabe seiner Werke betrifft, für 113 Fr.; ein Brief George Villiers', Herzogs von Buckingham, der sich auf die Heirath Karl's I. mit Henriette Marie von Frankreich bezieht, für 155 Fr.; ein Brief Cäsar Borgia's für 210 Fr.; ein Brief Robert Catesby's, der kurz vor der Entdeckung der Pulververschwörung geschrieben ist, für 300 Fr.; ein Brief Katharina's von Aragonien, der ersten Gemahlin Heinrich's VIII., der nach ihrer Scheidung geschrieben und an ihren Bruder Karl V. gerichtet ist, für 525 Fr.; ein Brief James Challone's, eines der Richter Karl's I., für 37 Fr.; zwei Briefe des Dichters Chapelain für 55 Fr.; ein Brief den der Herzog von York, der nachmalige Karl I., in einem Alter von 11 Jahren auf Pergament geschrieben hatte, ein Meisterwerk der Kalligraphie, für 260 Fr.; das Original des Ehevertrags Karl's I. mit der Infantin von Spanien für 1200 Fr.; ein Brief Karl's II., der den Tag nach seiner Ausschiffung in Dover nach der Restauration von 1666 datirt ist, für 300 Fr.; 18 andere Briefe desselben Monarchen für 2180 Fr.; 13 verschiedene Schriften von ihm für 680 Fr.; drei Briefe der Königin Christine von Schweden, in deren einem sie von ihrer beabsichtigten Thronentsagung spricht, für 92 Fr.; ein Brief Oliver Cromwell's, der damals noch Oberst war, für 63 Fr.; der Originalwarrant der an den Lordmayor von London gerichtet ist und ihm heißt Oliver Cromwell zum Lord-Protector zu proclamiren, für 700 Fr.; ein Brief Oliver Cromwell's an den Cardinal Mazarin, in welchem er ihn beschuldigt den Frieden der Republik durch Emissare zu stören, und ihm anzeigt er werde dem Gesandten

Frankreichs seine Pässe zuschicken, für 375 Fr.; mehre interessante und noch nicht herausgegebene Documente die sich auf die Expeditionen des berühmten Admirals Sir Francis Drake gegen die Spanier und Portugiesen beziehen; ein Brief Eduard's VI., 16 Tage vor seinem Tode geschrieben, für 288 Fr.; ein Brief der Königin Elisabeth an Jakob VI., für 400 Fr.; eine Unterschrift derselben zur Autorisation der ersten Lotterie welche in England entstand, für 155 Fr.; ein Brief von Robert Devereux, Grafen von Essex, an die Königin Elisabeth, für 440 Fr.; Bemerkungen über den Krieg in Canada von der Hand des Königs Georg III., für 57 Fr.; eine Folioseite welche zu dem Manuscript des berühmten Werks von Richard Hackluyt „Geschichte der ersten Reisen" gehört, für 275 Fr.; 19 Briefe Heinrich's IV., die sich alle auf politische Angelegenheiten beziehen, mit Ausnahme eines, der an Henriette d'Entraigues gerichtet ist, für 1118 Fr.; das Bittschreiben des Herzogs von Norfolk an Heinrich VI. von England, ihm die Erlaubniß zu ertheilen einige heilige Orte, unter andern Rom und Jerusalem, besuchen zu dürfen, mit einer Bemerkung von Heinrich VI. an dem Rande, worin er ihm diese Bitte gewährt, für 395 Fr.; ein Warrant, unterzeichnet von Richard Plantagenet, Herzoge von York (dem Vater Eduard's VI.), John Tiptoft, Grafen von Worcester, William Caxton, Neville, Herzoge von Warwick, und Andern, für 350 Fr.; ein Brief Johanna Gray's, datirt vom 15. Juli 1553, sieben Tage nach ihrer Proclamation durch den Herzog von Northumberland, für 500 Fr.; ein lateinischer Brief von Leibniz an Newton, für 142 Fr.; ein Brief John Locke's, für 225 Fr.; ein Brief Luther's an Spalatinus über die Lehre vom Fegefeuer, für 400 Fr. 16.

Der Tokayer.

Der Tokayer hat großen Ruf, obschon wenig Leute außerhalb Ungarn ihn trinken. Wenn man die Geschichte der Unruhen liest, die das Land Zemplin solange durchzuckten, so drängt sich eine Thatsache auf, in fast komischer Weise immer wiederkehrend: nämlich die Achtung, die Feind und Freund dem Weine von Hegyallya zollten. Im Jahre 1491 ließen die Polen Albert's, der Wladislas die Krone streitig machte, nachdem sie für einen Augenblick die Herrschaft über Zemplin errungen, 2000 Fässer dieses Weins nach Galizien bringen. Im Jahre 1528 hielten die Anhänger von Zapolya die Weinberge Derer die für Ferdinand sich erklärten besetzt. Fünf Jahre später bemächtigten sich Letztere der Weinlese ihrer Gegner. In einem Zeitpunkte endlich wo es darauf ankam sich den König von Preußen zu verbinden, sandte ihm Franz Ragotzi 150 Bouteillen auf dem Hegyallya gereiften Wein.

Die Tradition meldet daß beim Concilium von Trient, als Pius IV., der an seiner Tafel die vornehmsten Prälaten vereint, ihnen die erlesensten Weine Frankreichs, Italiens, Spaniens vorgesetzt, Cardinal Draskovitsch, Bischof von Pesth und Vertreter Ungarns, dem Papste auch Rebensaft credenzen wollte. Kaum hatte Seine Heiligkeit die Lippen in das Glas getaucht als sie diesen Wein für den besten unter allen erklärte. „Woher kommt er?" fragte man den Bischof. „Von Hegyallya", erwiderte Draskovitsch, und der begeisterte Papst entgegnete mit folgendem Verse:

Sacrum pontificem talia vina decent.

Der köstliche Trank, behauptet man, heile alle Fieber. Schon die Pannonier ernteten Wein auf dem Hegyallya; der Kaiser Probus ließ Reben in diese Gegend pflanzen und Claudinus besang 423 den ungarischen Wein. Die Cultur des letztern ward durch den Einfall der Mongolen im 13. Jahrhundert gestört und erst durch die Bemühungen Bela's IV. wieder neugepflegt. Seitdem machte der Weinbau stets Fortschritte. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erreichte er seine Vollendung, wo man begann sich der getrockneten Trauben zu bedienen. Von 1781—1834 rechnet man nur 13 gute Jahrgänge und neben diesen 19 mittelmäßige und 17 schlechte.

Man findet Gold in den Weinbergen des Hegyallya. Eine Beschreibung Ungarns, die sich vom Jahre 1743 herschreibt, sagt: „Das eingeborene Gold kommt bald mit den Früchten verwachsen vor, bald über die Blätter verstreut, bald in der Traube selbst Körnlein bildend. Matthias Heldi, ein berühmter Arzt und Schriftsteller in Ungarn, berichtet daß man 1561 dem Prinzen Ragotzi zu Patak Weintrauben brachte zwischen deren Körnern Gold glänzte. Heldi selbst, aufgefodert von dem Fürsten, preßte die Beeren zwischen den Fingern und das Gold fiel heraus. Noch jetzt findet man das edle Metall massenhaft in verschiedenen Gegenden Ungarns. Auch im Sande der Ströme wird es gesammelt.

Die Stadt Tokay gab dem Weine auf dem Hegyallya ihren Namen, weil sie die bedeutendste des Bezirks ist. Ihre Weinlesen sind von altersher durch fröhliche Feste und hauptsächlich durch Tanz bekannt. Das Comitatsarchiv bewahrt eine darauf hinweisende Anekdote: 1703 machte man einer der Mägdlein, die am wüthendsten tanzte, den Proceß, unter dem Vorwande daß sie mit dem Teufel in einem zärtlichen Bündnisse stehe. Glücklicherweise zählte die Angeschuldigte 40 Jahre; und als sie versuchte sich zu rechtfertigen, indem sie bescheiden den Einwurf ihres Alters machte, rief Franz Kereszets lustig: „Der Teufel selbst würde nicht mehr mit einem Mädchen von 40 Jahren tanzen." Dies Wort, an sich selbst so wenig ritterlich, war es doch in solchem Anlasse, denn die Verdächtigte ward unschuldig erklärt, nicht ohne einiges Lächeln das da und dort dem feierlichen Gerichtshofe entschlüpfte.

In die Rebenberge von Tokay hat man eine Menge Keller gegraben, deren gemauerte, regelmäßig getünchte Thüren Hütten vorstellen. Man trifft aber auch gesonderte Häuser, meist unbewohnt, deren Eigenthümer nur während der Weinlese darin einkehren. Man nennt jene: „Borhaz".*) Sie bestehen aus einem Dache und vier Mauern, die einige leere Zimmer, Kufen und eine Presse enthalten. 31.

Notizen.

König Artus am modeneser Dom.

Am Rundbogen einer Thüre des Doms zu Modena, bei dem Glockenthurme, welche auch die Zeichen des Zodiakus in einer den Sculpturen an S.-Zeno zu Verona verwandten Weise zeigt, sieht man nicht ohne einige Verwunderung eine Scene aus der Geschichte des Helden der Tafelrunde in Relief dargestellt. Es ist der letzte Kampf Artus' mit dem Verräther Mordred. In der Mitte erblickt man das Schloß Camelford, an dessen Fuße der Fluß Camble strömt. Die Königin, welche die Treue gebrochen, erscheint im Schleier mit gefalteten Händen auf dem Walle, der Gegend zugewendet von welcher Artus kommt. Bewaffnete fallen zu beiden Seiten aus der Burg aus gegen die ihrem Könige treugebliebenen Ritter welche zur Belagerung herbeireiten. Artus, zu Tode verwundet und ohne Helm, doch noch die Lanze haltend, droht vom Pferde zu sinken; fünf seiner Ritter begleiteten ihn; ihre Namen sind angegeben: Isdernus, Burmaltus, Carrado, Galvagin, Galvariun. Mordred, hier Mardoc, ist auf der Mauer mit der Vertheidigung beschäftigt. Ueber der Gestalt der Königin ist der Name Winlogee zu lesen. Am Architrav sind symbolisirende Darstellungen angebracht. Man sieht die Fata Morgana welche auf den Wassern erscheint die sterbenden Helden zu empfangen, und den Wolf der sich durch den Kranich den Knochen aus dem Schlunde ziehen läßt, als Bild der Undankbarkeit. Das dritte der Reliefs zeigt einen Vogel von einem Drachen angefallen, das vierte zwei Hähne die einen

---

*) Bor, Wein; haz, Haus.

schlafenden Hund wegtragen. Es mag sein daß der weitverbreitete Ruf von König Artus' Tugend und Frömmigkeit zu dieser Darstellung den Anlaß gegeben hat. Sagt doch Fra Filippo da Bergamo von ihm: „Hunc etiam virum optimum et christianissimum esse ferunt, et ecclesiae collabenti in Gallia et Britannia plurimum subvenisse." Der Name des Künstlers ist nicht angegeben. Muthmaßlich aber sind diese Reliefs von demselben Wiligelmus, von welchem Cicognara in seiner „Geschichte der Sculptur" (III, 2) handelt und von dem die Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament an der Façade herrühren. Der Stil der Sculpturen dieses Meisters Wilhelm (denn seine nordische, wol lombardische Abstammung ist nicht zu verkennen) ist in der Verzwergung der Figuren, dem Mangel an Ebenmaß der Verhältnisse, den dicken Köpfen und langen Händen so ziemlich übereinstimmend mit dem anderer Bildhauer des 12. Jahrhunderts, deren Werk man in der Lombardei und Toscana sieht. Eine Inschrift rühmt die Trefflichkeit seiner Arbeit:

Inter sculptores quanto sis dignus honore
Claret sculptura nunc Willigelme tua.

In der Absis der Tribune des Doms wird dann der Bildhauer im Allgemeinen noch ein mal rühmend gedacht:

Marmoribus sculptis domus haec micat undique pulchris.

Manche dieser Sculpturen hat Cicognara auf seinen Kupfertafeln mitgetheilt. Aber bei Cicognara wie bei d'Agincourt, namentlich in den spätern in Prato erschienenen Ausgaben, geht der Charakter, das eigentlich Bestimmende, zu sehr verloren. 33.

Der Proceß der Königin Karoline von England und ein Curiosum.

Man erinnert sich noch aus dem Jahre 1820 des skandalösen Processes, den die englischen Minister als Vertreter der Krone Georg's III. gegen die Königin Karoline, des Letztern Gemahlin, vor dem Parlamente führten und wie sie später diesen Proceß aufgaben, also verloren. An und für sich trug derselbe, zumal die politischen Parteien sich seiner bemächtigten, in seinen skandalösen, zur vollsten Oeffentlichkeit gekommenen Ergebnissen nicht wenig dazu bei das Ansehen der königlichen Person in England zu schwächen und damit die Autorität des Königthums selbst zu untergraben, wiewol Dies bei dem so praktischen und vernünftigen englischen Volke keineswegs dazu führte das monarchische Princip, diesen Grundpfeiler Großbritanniens und Schlußstein seiner Verfassung, selbst zu schwächen und zu unterwühlen. Bei uns in Deutschland veranlaßte das Aufgeben jenes Processes Seiten der englischen Minister, wie uns in „Der neue Pitaval" (XIV, 265) in einer sehr ausführlichen Darstellung des Processes erzählt wird, ein Curiosum. Der Schreiber jener Darstellung befand sich nämlich gerade bei Fouqué, als die Post die Nachricht von der Erklärung des englischen Ministeriums brachte. Fouqué in seiner Schwärmerei für die Wiedererweckung des mittelalterlichen Ritterthums sah überall und sah auch dort Gespenster, nämlich das Gespenst des Jakobinismus: er ließ die Zeitung fallen und seine Arme zitterten. „Die Minister haben den Kopf verloren, sie wissen nicht, daß ihre Handlung ein Hochverrath ist gegen die Krone." Der ritterliche Sänger betrachtete den Ausgang als eine Calamität für ganz Europa; es war ein Trauertag in der Familie. „Ich citire", heißt es dort weiter, „diesen Fall aus der alten Zeit als eine historische Curiosität, die uns heute so unglaublich vorkommt als — ich hoffe es vom Geist der Menschheit — manche heutige Verirrungen des moralischen Gefühls aus Parteiwuth nach 20—30 Jahren uns wieder unbegreiflich erscheinen werden. Ich schreibe Dies nieder im Augenblicke wo ich aus Köln höre daß Tausende in einer Volksversammlung vor Jubel gebrüllt haben, als die Nachricht kam (September 1848) daß Fürst Lichnowsky und General Auerswald von Meuchelmördern kannibalisch umgebracht sind." 8.

Weitentlegene neuentdeckte Spuren eines Längstverschollenen.

Der magyarische Gelehrte und Reisende Sapsa hat laut einer Mittheilung die er unlängst der kaiserlichen Societät in Wien gemacht unter den Kommenis, einem kleinen Volksstamm in Senegambien, die Spuren eines gewissen Jacques Compagnon entdeckt, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Herzog von Choiseul auf eine Erforschungsreise ausgeschickt wurde, und von welchem etwa um das Jahr 1760 jede Spur verlorenging. Einige leise Andeutungen von einer solchen hatte vor langer Zeit der Bruder des Verschollenen entdeckt. Laut dieser Nachrichten verließ Jacques Campagnon den Senegal gegen Ende des Jahres 1758, und nachdem er alle Stämme im Norden und Osten von Senegambien besucht, drang er bis in die waldige Steppe Simboni vor, wo er auf ein mal verschwand. Der Gouverneur von St.-Louis gab sich vergebliche Mühe Aufschluß über sein Schicksal zu erhalten. Die Kommenis sind, wie es scheint, ein halbcivilisirter Stamm; sie sind nicht ohne religiöse Begriffe, worin sich einige Analogie mit der christlichen Ueberlieferung findet; sie besitzen eine regelmäßige Sprache, ein Alphabet und eine Art von Schriftmethode. Der ungarische Reisende entdeckte in einem ihrer vornehmsten Dörfer ein kleines steinernes Monument in Kegelform, auf welchem eine Inschrift in hieroglyphischen Charakteren stand. Nach sorgfältigem Studium dieser Schriftzüge, nach genauen Erkundigungen die er von den ältesten Leuten der Umgegend einzog, und nachdem er von allen ältern Traditionen die unter ihnen existirten Kenntniß genommen, gewann er die Ueberzeugung daß dies Monument das Grab von Jacques Compagnon sei, der von den Kommenis zurückgehalten sich allmälig an das Leben unter ihnen gewöhnte und seine Stellung dazu benutzte die Eingeborenen in nützlichen Künsten und Geschicklichkeiten zu unterrichten. Er starb 1775 und hinterließ unter diesen Halbwilden den Ruf eines weisen Mannes oder „guten Geistes". Die Vermuthung des Reisenden Sapsa daß dies Denkmal und diese Traditionen sich auf Compagnon beziehen möchten ward zur Gewißheit, als der Häuptling des Stamms ihm verschiedene Gegenstände vorzeigte die einem Europäer zugehört hatten und von den Eingeborenen für heilig angesehen wurden. Unter ihnen befand sich auch ein Quadrat auf dem der Name „Jacques Compagnon" eingegraben stand. 6.

Ein Professor primarius des 18. Jahrhunderts.

Im Jahre 1770 sandte ein Dr. W. Chr. J. Chrysander, großfürstlich schleswig-holsteinscher Consistorialrath und Prof. prim. S. S. Theologiae, wie auch Philosophiae auf der Universität zu Kiel „Betrachtungen über die größten Wohlthaten Gottes im Reiche der Gnaden" in die Welt. In diesem Werke findet sich I, 171 wörtlich Folgendes: „Seine Statthalterlichen Gnaden Pilatus machten Joseph mit dem Leichnam des Heilands ein Präsent.... Es ward ein Trauergerüst, sieben Staffeln hoch, errichtet, worauf ein mit sammtnem Tuch bedeckter doppelter Sarg gesetzt war, der mit Wachskerzen, vielen silbernen Leuchtern umgeben, selbst aber mit silbernen Leisten, Zierrathen und guldnen Wappen geschmückt gewesen. Es war ein ansehnlicher Leichenconduct; die Leiche ward auf einen paradirenden Leichenwagen gesetzt, der mit silbernen Crepinen und umwundenem Flor umwunden gewesen und von Pferden, so mit langen schwarzen Decken behangen, gezogen wurde, in Begleitung der vornehmsten Personen, die mit schwarzen Kleidern und langen von den Hüten herabhängenden Flören angethan waren. Auf einer Todtenpyramide war das Bild des nunmehr Erblassten angebracht, mit um und um flammenden Lichtern rc." Solches ließ ein Professor primarius im Jahre 1770 drucken. 34.

Ein Seitenstück zu dem Verfahren jenes sächsischen Edelmanns, der dem Ablaßkrämer Tezel seinen Geldkasten leerte, nachdem er zum voraus für ein bestimmtes Vergehen sich hatte absolviren lassen, bildet die Erzählung von einem Edelmann aus der Normandie, welche sich in der „Vie de St.-Louis par Lenain de Tillemont" (I, 43) findet. Berüchtigt um seiner Räubereien willen hatte derselbe unter Anderm auch die berühmte Abtei St.-Alban in der Grafschaft Hertford in England geplündert. Durch einen Traum seiner Frau erschreckt wollte er dem heiligen Alban Genugthuung leisten und kam mit seinen Genossen in das Kloster, bat den Abt weinend, mit gefalteten Händen und kniefällig um Barmherzigkeit. Mit entblößtem Rücken und eine Ruthe in der Hand trat er in das Capitel, bekannte seine Fehler, bat um Vergebung und ließ sich von allen Mönchen nacheinander die Disciplin geben, worauf er absolvirt ward und den Friedenskuß erhielt. Nachdem er sich wiederum angekleidet, nahm er neben dem Abt Platz und rief: „Das habe ich thun müssen wegen eines Traums meines Weibes. Von Dem aber was ich genommen habe gebe ich Nichts heraus." Dies geschah den 22. Januar 1217. Andere Leute, die gleichfalls von ihm beraubt worden, warteten am Eingange des Klosters bis er zurückkam, in der Hoffnung einen Theil ihres Eigenthums wieder zu bekommen. Ihre Absicht ward aber nicht im mindesten erreicht. 35.

Bibliographie.

Balmes, J., Briefe an einen Zweifler. Aus dem Spanischen übersetzt von F. Lorinser. Mit einer kurzen Biographie des Verfassers und dessen Bildniß. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bille's, St., Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt in den Jahren 1845, 46 und 47. Aus dem Dänischen übersetzt und theilweise bearbeitet von W. v. Rosen. 1ster Band. Mit 7 Lithographien und 1 Karte. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 3 Thlr 12 Ngr.

Binterim, A. J., Ueber den Hostienhandel in Deutschland und Frankreich. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Düsseldorf, Kampmann. 8. 4 Ngr.

Bose, H. v., Allgemein-geographische und hydrotechnische Beschreibung der Elbe mit ihren Zuflüssen. Nebst Mittheilungen der schifffahrts- und strompolizeilichen Gesetze, Verordnungen und Bekanntmachungen, ferner eine Statistik des Hamburger Handels, der Schifffahrts-Verhältnisse auf der Elbe und eine Beschreibung der neuen Elbbrücke bei Dresden. Nebst einer Karte der Elbe mit ihren Zuflüssen und einer Karte der Elbe bei Hamburg. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. Gr. 8. 16 Ngr.

Duntze, J. H., Bremen unter französischer Gewaltherrschaft. Auszug aus der Geschichte der freien Stadt Bremen. Bremen, Heyse. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.

Freundschaftliche Gespräche über Katholizismus und spezifisches Altlutherthum. Ein Beitrag zu den kirchlichen Zeitfragen der Gegenwart von G. K. G. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 15 Ngr.

Gutzkow, K., Gesammelte Werke. Vollständig umgearbeitete Ausgabe. 13ter Band. — A. u. d. T.: Vergangene Tage. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 28 Ngr.

Herbart's, J. F., sämmtliche Werke. Herausgegeben von G. Hartenstein. 12ter Band. — A. u. d. T.: Historisch-kritiche Schriften. Leipzig, Voss. Gr. 8. 3 Thlr. 14 Ngr.

Hermann, G. Th., Calvin und Servedo. Ein Trauerspiel. Berlin, Adolf u. Comp. 8. 1 Thlr.

Hübner, O., Der kleine Volkswirth. Ein Büchlein für den Elementarunterricht mit einem Vorwort an die deutschen Lehrer. Leipzig, G. Mayer. 16. 7½ Ngr.

Hülsmann, E., Die Grund- und Glaubenssätze der evangelischen Kirche oder der substantielle Gehalt ihres Bekenntnisses zusammengestellt und erläutert. Bonn, Habicht. Gr. 8. 6 Ngr.

Jacobson, H., Denkschrift die Staatsschuld des ehemaligen Königreichs Westphalen betreffend. Nachtrag zu meiner Schrift: Die rechtlichen Ansprüche der Besitzer Westphälischer Obligation. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 10 Ngr.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. 2te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 12 Ngr.

Der falsche Abbé de L'Epée. Berlin, Brandis. 8. 1 Ngr.

Lionnet, A., Das innere Leben des Christen. Predigten in der Trinitatiszeit 1851 gehalten. Berlin, W. Schultze. 8. 15 Ngr.

Panofka, T., Atalante und Atlas. Antikenkranz zum elften Berliner Winckelmannsfest geweiht. Nebst 9 bildlichen Darstellungen. Berlin, Trautwein. 1851. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Parodieen und Karrikaturen auf Werken der klassischen Kunst. Mit 3 Kupfertafeln. Ebendaselbst. 1851. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rüling, L. B., Von der Herrlichkeit des Ernteberufes im Reiche Gottes. Antrittspredigt zu Neustadt-Dresden gehalten am Neujahrstage 1852. Dresden, Türk. Gr. 8. 3 Ngr.

Schubar, L., Nikolaus Bibi. Roman. Lemgo, Meyer. 8. 1 Thlr.

Thiele, J. M., Thorwaldsen's Arbeiten und Lebensverhältnisse im Zeitraume 1828—1844. Nach dem dänischen Original mit Genehmigung des Verfassers bearbeitet und verkürzt von F. C. Hillerup. 1stes Heft. Kopenhagen, Reitzel. Imp.-4. 13⅓ Ngr.

Uebersicht des Revolutionskrieges in Ungarn und Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Darmstadt, v. Auw. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Wahrheit und Dichtung. Novellen, Phantasiestücke, Humoresken und Sagen aus dem Geschichts- und Volksleben. Herausgegeben von mehren der besten deutschen Schriftsteller. 2tes Bändchen. — A. u. d. T.: Der treu'sten Frau. Erzählungen und Novellen von E. Kauffer. Leipzig, Schmidt. 8. 15 Ngr.

Weichard, C., Das Jenseits, eine philosophisch-practische Betrachtung über das Leben nach dem Tode. Alsfeld. Gr. 8. 10 Ngr.

Einige Worte einer Frau für Frauen über das Buch der Gräfin Hahn-Hahn: Von Babylon nach Jerusalem. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Anmerkungen zur neuesten Literatur der Reaction. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Jacobson, J. H., Das Gotteslicht. Predigt, gehalten am Sabbath Chanuka zu Belgard. Berlin, Fernbach. Gr. 8. 3 Ngr.

Schenkel, D., Gesetzeskirche und Glaubenskirche oder Sand bleibt Sand und Fels bleibt Fels. Zur Abwehr gegen die Angriffe des Hrn. Dr. A. Stolz auf die evangelische Kirche. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber die Schleswig-Holsteinische Frage. Eine Stimme aus der Schweiz. 1851. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 8 Ngr.

Einige freundschaftliche Worte an die verschiedenen Parteien in Europa. In unsern so wichtigen und ernsten Tagen. Aus dem Französischen. Stuttgart, Quack. 8. 3 Ngr.

Der Zollverein und seine hannoverschen Gegner. Von einem Hannoveraner im Auslande. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № VII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine
encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Sechsundsiebzigstes und siebenundsiebzigstes Heft.

Inhalt: **Der Elektromagnetismus und seine praktische Benutzung.** (Schluß.) — **Die deutsche Nationalversammlung.** Zweiter Abschnitt. Von der Erwählung des Reichsverwesers bis zum frankfurter Septemberaufstande.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

sowie als **eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im Februar 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch des Hochdeutschen Ausdrucks in Rede und Schrift.

Für höhere Classen der Realschulen und zum Selbstgebrauch.

Von

Dr. L. M. Kost.

Gr. 8. 28 Bogen. Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Dies Werk ist nicht eine Sprachlehre, sondern eine umfassende, durch vieljährige Anwendung und anerkannten Erfolg erprobte Stillehre für reifere Schüler und Jeden, der sich der Grundsätze einer **gediegenen Schreibart** bewußt sein will. Richtigkeit der Formen, Angemessenheit des Ausdrucks, Strenge in Betreff der Denkverhältnisse, Reinheit des Geschmacks und überhaupt Alles was durch Unterricht und Anleitung erworben werden kann, wird hier durch kurz und klar ausgedrückte Regeln dargestellt und an einem großen Reichthum von inhaltsvollen (richtigen und unrichtigen) Beispielen erläutert. Das Ganze ist vorzüglich darauf berechnet die Schüler auf eine geistbildende, die Denkkräfte stark in Anspruch nehmende und die Aufmerksamkeit fesselnde Weise zu beschäftigen. **Wichtige Andeutungen für Lehrer** sind an vielen Orten zur Erzielung weiterer Fortschritte eingestreut.

Uebrigens eignet sich das Werk sowol für höhere öffentliche Schulen als auch für Mädchen-Erziehungsanstalten. Der Verfasser besitzt im sprachlichen Fache einen **Namen**, seine Ansichten, welche er früher über den **deutschen Unterricht** veröffentlichte, fanden **vielen Beifall** und **große Anerkennung**.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Carrara.

Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Mutter im Irrenhause.

Wahrheit.

Von

C. W. Biesterfeld Dr.,

Advocaten in Hamburg.

8. Geh. 8 Ngr.

Die vorstehende Schrift enthält eine Widerlegung der vielbesprochenen Schrift: „Eine Mutter im Irrenhause." Nicht nur, daß sie sich durch Klarheit und gediegenes Urtheil auszeichnet, sondern sie ist auch mit schlagenden Beweisen ausgestattet, sodaß wenn die Erfindungen jener Schrift die Neugierde gereizt haben, diese Schrift durch ihre **Wahrheiten** ebenso sehr wie durch klare und bündige Darlegung der Thatsachen und Mittheilung von 74 Beweisstücken noch mehr befriedigen muß. Der Verfasser ist anerkannt einer der ersten Advocaten Hamburgs.

Leipzig, im Februar 1852.

F. A. Brockhaus.

Beachtenswerth für Rechtscandidaten!

Von **Carl Heymann** in **Berlin** ist durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Vorbereitung auf akademische und Staatsprüfungen in den wichtigsten und schwersten Lehren des römischen und gemeinen deutschen Privat-, Lehn-, Straf-, Kirchen- und Procesrechts entworfen für die Examinanden von Dr. Wilh. Ferd. Wiese. Neun Hefte. Kl. 8. Brosch. Früher 3⅔ Thlr., jetzt 2 Thlr. Einzelne Hefte zu dem Preise von 6¼ — 17½ Sgr.

Die von vielen Heften erschienenen neuen Auflagen beweisen den Werth dieses Buchs und lassen die besondere Empfehlung seines gediegenen und reichen Inhalts überflüssig erscheinen.

Bei **Louis Garcke** in **Zeitz** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte von August Thieme.

Herausgegeben von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Zwei Theile. 8. Geh. 1849 und 1850. 20 Sgr.

Ein Blick in beide wird genügen um in ihnen alsbald eine Erscheinung zu finden, welche sicher zu den geistvollsten der deutschen Literatur gerechnet werden muß. Dasselbe ist auch bereits von mehren Seiten her in der anerkennendsten Weise ausgesprochen worden, und machen wir Diejenigen, welche sich für des Dichters Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit tiefer interessiren, auf eine biographische Skizze in der „Allgemeinen Halleschen Literaturzeitung" vom Jahre 1849, Nr. 260 und 261, sowie auf eine andere kritische Anzeige in den „Blättern für literarische Unterhaltung" von Brockhaus, 1849, Nr. 305, aufmerksam, wo der Verfasser am Ende sagt: „Nur dies noch zum Abschied, daß ich selten ein so inniges Merken auf die verborgensten Manifestationen der Natur, die im Kleinsten ja am größten ist, gefunden habe, als eben hier. Der Dichter offenbart uns in klarer Anspruchslosigkeit eben dies Etwas, was unsern neuern Lyrikern fast allen, von Heinrich Heine an, gemangelt hat und mangeln wird, so lange sie im starren Eigensinn des Ichs sich ablösen vom Universum des poetischen Seins." So viel zum Wink, da wir ein Mehres nicht nöthig zu haben glauben, wo eine Sache so sehr für sich selbst spricht wie diese.

Durch alle Buchhandlungen sind von nachstehenden für 1852 bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften **Probenummern** zu erhalten:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.**

4. 12 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen. Die **Insertionsgebühren** betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. **Besondere Beilagen** werden gegen Vergütung von 3 Thlr. beigelegt oder beigeheftet.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.** Verantwortlicher Redacteur: **William Löbe.**

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding.

Mit vielen Abbildungen. **Preis**: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding.

Mit vielen Illustrationen. Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Diese vier Zeitschriften sind auch in Monatsheften zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 8. —— 21. Februar 1852.

Inhalt.

Franz Dingelstedt als Dramatiker.

Eine eingehende Besprechung hat Dingelstedt's dichterische Thätigkeit in d. Bl., wenn ich mich recht erinnere, seit Beginn des Jahres 1846 nicht gefunden, wo ein dem Dichter wie es schien persönlich nahestehender Recensent seine 1845 erschienenen „Gedichte" in einer Weise besprach welche sich fast mehr mit der Persönlichkeit des Dichters als mit seinen Leistungen beschäftigte. Und doch berührte jene Recension nur mit leisem Finger gerade den Punkt von Dingelstedt's persönlichen Verhältnissen der ihm selbst wol die meisten unangenehmen Gefühle bereitet haben mag oder doch bereitet haben kann, die Angriffe welchen er nach Anknüpfung seines Verhältnisses zu dem würtembergischen Hofe ausgesetzt war. Ich kenne Dingelstedt gar nicht persönlich, ebenso wenig also die besondern innern und äußern Erlebnisse die damals bestimmend auf ihn eingewirkt haben mögen, und doch kann ich es nicht unterlassen hier nochmals auf jenen Punkt zurückzukommen, denn ich gestehe offen daß ich mir kaum die Mühe geben möchte Dingelstedt's neuere Werke einer ernstern Prüfung zu unterwerfen, wenn ich an die Gerechtigkeit der Vorwürfe glaubte mit denen ihr Verfasser damals überhäuft wurde. Ganz abgesehen davon daß Der, der damals Dingelstedt's bitterster Gegner war, Georg Herwegh, sich seitdem selbst mehr als gerichtet hat, abgesehen von allen peinlichen, leicht denkbaren Verhältnissen welche den „kosmopolitischen Nachtwächter" zum Ausbruch gebracht haben mögen, so scheint es mir höchst unlogisch von Jemandem, der einmal gesagt hat: „Dies oder jenes Haus gefällt mir nicht", zu verlangen daß er fortan in gar keinem Hause mehr wohnen, sondern unter die Troglodyten gehen solle. Dingelstedt trat in seinen politischen Gedichten keineswegs als abstracter und theoretischer Gegner alles Königthums auf, sondern nur gegen einzelne Erscheinungen und einzelne Staaten richteten sich seine Verse; warum hätte er da nicht die gastliche Einladung unter ein anderes Königsdach annehmen sollen, wo er das Bessere fand oder zu finden glaubte? Ein Unglück freilich war es für ihn daß ihn Hofetiquette oder sonstige Rücksichten gerade zum Hofrath machten, aber wer so frei ist nicht in jedem Hofrathstitel die Garantie außerordentlicher Verdienste zu sehen, der sollte doch auch unbefangen genug sein nicht in jedem Hofrath einen Volksverräther zu wittern. Ich muß gestehen daß ich an die Verketzerungen die seiner Zeit gegen Dingelstedt ebenso wie gegen Anastasius Grün geschleudert wurden umsoweniger geglaubt habe, je weniger sich Beide bemühten dieselben zu widerlegen. Hat Letzterer seitdem seinen Widersachern die beste Antwort durch leider nur zu sparsame Zeugnisse seines alten Dichtermuths gegeben, so hat auch Dingelstedt, nachdem er mehre Jahre lang fast nur als Kritiker und Tourist thätig zu sein schien, kürzlich wieder eine Sammlung von Zeitgedichten unter dem Titel „Nacht und Morgen" erscheinen lassen. Möchte ich nun auch die dort ausgesprochenen Tendenzen nicht alle theilen, finde ich namentlich vom ästhetischen Standpunkte aus die parodischen Bestandtheile jener Sammlung einer selbständigen Dichternatur nicht würdig, so legt doch das Ganze davon Zeugniß ab daß Dingelstedt sich seine unabhängige Sinnesweise auch unter veränderten Verhältnissen bewahrt hat; politische Ab- oder Zuneigungen aber sollten das Urtheil über den dichterischen Werth eines Mannes und seiner Erzeugnisse nie bestimmen.

Da ich mich also um den Hofrath u. s. w. Dingelstedt nicht kümmerte, um mir ein desto unbefangeneres Urtheil um den begabten Dichter Dingelstedt zu erhalten, so war mir natürlich die Zeitungsnachricht interes-

sant daß auch er, den man bisher nur als Lyriker und Novellisten kannte und schätzte, sich der Bühne zugewandt habe und ein Trauerspiel zur Darstellung vorbereite. Zwar soll er schon früher einen Versuch mit dem Drama gemacht haben, doch war und ist mir von demselben Nichts als der Titel „Das Gespenst der Ehre" bekanntgeworden. Jetzt aber erfuhr man daß Dingelstedt's Trauerspiel zuerst am 30. September auf dem Hoftheater in Dresden gegeben worden sei, später fanden Vorstellungen desselben unter andern in München statt, und hier war deren Erfolg ein so glänzender daß des Verfassers Berufung zur künstlerischen Leitung der dortigen Hofbühne daran sich anschloß. Kann auch ein derartiger äußerlicher Erfolg keineswegs immer als ein ganz unzweifelhaftes Zeugniß von des betreffenden Werkes Trefflichkeit gelten, so ist er doch jedenfalls sehr geeignet die Erwartung zu spannen und zu steigern. Ist nun auch Dingelstedt's Trauerspiel noch nicht als Gemeingut in den Buchhandel übergegangen, so wird es doch wol vollkommen zulässig sein dasselbe, nachdem es auf verschiedenen Bühnen dargestellt und als Bühnenhandschrift gedruckt ist, nach einem mir zugekommenen Exemplar der letztern einer literarischen Kritik zu unterwerfen.

Des Trauerspiels Name ist

„Das Haus des Barneveldt."

Folgendes sein in den Hauptzügen geschichtlich treuer Inhalt: Jan van Oldenbarneveldt, Großpensionnair von Holland und der größte Staatsmann seines Volks, anfangs mit dem Grafen-Statthalter Moritz von Nassau, dem Sohne des großen Oraniers, eng befreundet und verbunden, wurde demselben je länger je mehr entfremdet als Moritz nach voller Fürstengewalt zu trachten schien. Barneveldt trat an die Spitze der streng republikanischen Partei, und hiermit verknüpfte der Geist der Zeit zugleich religiösen Zwiespalt; Nassau hielt zur orthodoxen reformirten Kirche, Barneveldt zu den Arminianern oder Remonstranten. Der Ausgang des Kampfes war daß Barneveldt am 13. Mai 1619, zweiundsiebzigjährig, das Schaffot bestieg. Dieser Morgen des 13. Mai füllt den ersten Act des Trauerspiels. Frau van Barneveldt, ihre verheirathete Tochter Cornelia, ihre Schwiegertochter Walburg van Marnix und deren Kinder, Dienerschaft, später die beiden Söhne Barneveldt's, der sanfte Reinier Herr zu Groeneveldt und der leidenschaftliche Wilhelm Herr zu Stoutenburg, sind in dem Familienzimmer versammelt, während Zeichen und Kunde von außen die Vorbereitungen, dann die Vollstreckung der Hinrichtung des Familienhaupts anzeigen. Die fast starre Charakterstärke der Gattin Barneveldt's, der weichere und doch heldenmüthige Sinn ihrer Schwiegertochter, die milde Resignation des ältern Sohns, die lodernde Rachbegierde Wilhelm's, des Lieblings der Mutter, der allein es vermocht hat der Hinrichtung bis ans Ende beizuwohnen, bilden scharf gezeichnete Contraste und ein mannichfach abgestuftes Ganzes. Mitten hinein in den Aufzug fällt das Erscheinen des Statthalters Moritz von Nassau bei Frau van Barneveldt: kann sie ihren Mann zur Bitte um Gnade bestimmen, kann sie selbst für ihn um Gnade flehen, so soll ihm das Leben geschenkt sein. Die Gräfin weist stolz und streng die Gnade zurück, wo keine Schuld vorhanden sei, und aus ihrem eigenen Fenster gibt der Statthalter das entscheidende Zeichen. Bis zum zweiten Aufzug ist längere Zeit verstrichen: in blinder Rachsucht hat sich Wilhelm von Stoutenburg mit Gesellen die er selbst verachten muß in eine Verschwörung gegen den Statthalter tief eingelassen. Wir finden ihn um Mitternacht in Berathung mit einem abgesetzten, verrufenen Schreiber Koorenwinder und dem Remonstrantenprediger Slatius, einem Ausbund von sinnlicher Gemeinheit und Selbstsucht. Wilhelm hat nur seine persönliche Rache im Auge, er will Nassau's Ermordung; seine Helfershelfer glauben die Werkzeuge dazu in zwei Matrosen, Faassen, den Moritz früher wegen eines Diebstahls aus seiner Garde gestoßen, und einem Malaien Siad gefunden zu haben. Aber zum Gelingen der ganzen Verschwörung ist ein Mann nöthig dem sich das öffentliche Vertrauen zuwendet und Geld; Beides vermag nur Reinier, Wilhelm's Bruder, zu gewähren, aber er hat bisher jede Betheiligung verweigert, da er weder den Plan selbst noch weniger Wilhelm's Genossen gutheißen kann; ihn zu gewinnen ist die nächste Aufgabe. Koorenwinder und Slatius gehen, und Wilhelm's Gattin Walburg tritt zu ihm sorgenvoll über sein geheimnißvolles Treiben. Ein Wort gibt das andere, bis Walburg mit dem Geständniß hervorbricht daß ihre Liebe ihrem Schwager gehört; dieser selbst, wenn er auch im tiefsten Herzen dasselbe Gefühl hegt, hat keine Ahnung von dem Walburg's; Wilhelm aber hat seine Gattin längst durchschaut; sein Vertrauen auf Beider Charakter, mehr wol noch die ihn allein beherrschende Rachsucht haben ihn schweigen lassen; nun aber das Geheimniß ausgesprochen ist, will er es benutzen um Reinier in seine finstern Plane hineinzuziehen. Dieser tritt, freilich etwas unmotivirt, auf. Wilhelm's schlaue Gewandtheit, Walburg's peinliche Lage, in der ihr das Gefühl der geheimen Schuld und ihres Gatten Einreden jedes offene und volle Aussprechen unmöglich machen, bringen Reinier zu dem Glauben daß auch sie seine Theilnahme wünsche, und er unterzeichnet eine Bürgschaft für die der Verschwörung nöthigen Geldmittel. Der dritte Aufzug führt zum Statthalter; den berühmten Feldherrn peinigt die unkriegerische Ruhe, die er nicht genießen kann, da er sich von einer Verschwörung umsponnen fühlt deren Fäden er nicht fassen und zerreißen kann. Da wird ihm ein unerwartetes Licht: Faassen und Siad, die Slatius zum Morde gedungen hatte, sind von Reue ergriffen, jener infolge eines Traums, dieser weil Slatius ihn gemißhandelt, ihm seinen Koran, den er, obschon getauft, noch heilig hält, zerrissen und verbrannt hat. Beide offenbaren dem Statthalter den ganzen Plan, ihn nach wenigen Tagen auf dem Schützenfest in Ryswyck zu ermorden, übergeben ihm ein Verzeichniß der Verschworenen. Moritz

trifft mit den Offizieren seiner deutschen Garde die nöthigen Verabredungen; die Bitten seiner vor Alter erblindeten Mutter, die schon einst für Barneveldt vergeblich gebeten hatte, Gnade walten zu lassen, weist er zurück, nur Reinier ist er geneigt zu schonen. Den vierten Aufzug eröffnet buntes Treiben auf dem Schützenfest bei Ryswyck; die Verschworenen ihres Schlages gewärtig reizen sich und die Massen auf, Wilhelm ist unter ihnen, Reinier nicht. Plötzlich statt als Gast zu kommen erscheint der Statthalter mit seiner Garde, der Ort ist umstellt, die Verschworenen sind rasch überwunden, theils auf der Flucht, theils gefangen, wenige getödtet. Nur Wilhelm kämpft wie ein Verzweifelter gegen einen Offizier; da stürzt Walburg, die Reinier entflohen glaubt, zwischen die Kämpfenden; von des Statthalters Mutter hat sie dessen eigenhändigen Befehl erhalten Reinier freizulassen; sie rettet durch denselben ihren Gatten um ihrer Kinder willen, Wilhelm nimmt es um seiner Rache willen an; der Offizier kennt die Brüder nicht von Person. Aber schon nach wenigen Augenblicken muß Walburg sehen daß Reinier gefangen herbeigeführt wird; in des Kampfes Gefahr hat er den Seinigen nicht fehlen wollen, und so ist die Gunst die Moritz ihm erweisen wollte vereitelt, aber freudig bringt auch er das Opfer durch welches Walburg ihren Gatten, seinen Bruder gerettet hat. In der Schlußscene erliegt Slatius dem Dolch des heißblütigen Malaien Siad. Der fünfte Aufzug spielt 1623. Reinier ist zum Tode verurtheilt; für ihn den Schuldigen entschließt sich seine Mutter, von Walburg begleitet, bei dem Statthalter um Gnade zu flehen, den selbst schweres Siechthum an den Rand des Grabes gebracht hat. Die Bitten sind vergeblich, nur ein ritterliches Ende wird ihm zugestanden. Unterdeß ist Wilhelm, der auf seiner Flucht zu den Spaniern übergegangen und katholisch geworden war, vermummt in das älterliche Haus zurückgeschlichen. Anfangs weist ihn die Mutter hart und starr von sich, und nur mit Mühe erringt er eine schweigende Umarmung von ihr, der die sofortige Trennung folgt, ohne daß er die übrigen Glieder des Hauses sehen darf. Nicht minder schmerzlich, aber feierlicher ist der Abschied von Reinier, der noch ein mal das Vaterhaus betritt um von hier aus den letzten Gang anzutreten; nicht blos der mütterliche Segen folgt ihm nach, sondern jetzt dürfen auch er und Walburg ihre lange verschwiegenen Gefühle offen gegeneinander aussprechen. Die Wache führt ihn ab, und Walburg läßt ihm aus demselben Fenster aus welchem der Statthalter zu seines Vaters Hinrichtung das Zeichen gegeben ein weißes Tuch als trostreichen Anblick in seinem letzten Augenblicke entgegenwehen.

Schon der Raum den diese Inhaltsangabe einnimmt, ohne irgend auf die feinern Züge der dramatischen Behandlung einzugehen, beweist die stoffliche Reichhaltigkeit der ganzen Dichtung; und in dieser Reichhaltigkeit liegt die Eigenthümlichkeit, liegt also ebenso sehr die Schatten- als die Lichtseite des ganzen Trauerspiels wesentlich begründet. Es wird dadurch vorallem jene Ausarbeitung des Stoffs bis in die kleinsten Details und die feinsten Motivirungen, in welcher Schiller als unerreichtes Vorbild dasteht, von vornherein unmöglich. Allerdings geht dadurch ein nicht geringer Reiz verloren, und doch möchte ich diesen Verlust keineswegs schlechthin als einen Mangel bezeichnen: die ganze Fülle von Einzelheiten aus denen Schiller seine Gemälde sich entwickeln und zusammenwachsen läßt kann nur bei sehr wiederholt und aufmerksam gesehenen Darstellungen in einiger Vollständigkeit erfaßt und genossen werden, und selbst dann wird die Lecture immer noch sehr Vieles ergänzen und hinzufügen; so sind also Schiller's Trauerspiele zwar im höchsten Grade darstellbar, werden aber doch in einmaliger Darstellung keinem Zuschauer die ganze Fülle ihres Reichthums offenbaren. Dingelstedt hat mehr aus dem Ganzen arbeiten müssen um seinen Stoff zu bewältigen, er zeichnet mehr in großen, starken Umrissen, und es ist nicht zu leugnen daß Dies dem nächsten und unmittelbaren Bedürfniß der Bühne mehr entspricht als die künstlerisch durchgearbeitetere Detailmalerei Schiller's. Der Decorationsmaler darf nicht arbeiten wie der Cabinetsmaler, und wenn die feiner ausgeführten Kunstwerke Schiller's dennoch auch bühnengerechte Meisterstücke sind, so kommt Das nur daher, weil er reich und gewaltig genug war um neben den mächtigen Grundstrichen noch unzählige feine Pinselstriche an seine Schilderungen verwenden zu können, die für den oberflächlichen Zuschauer und einmalige Betrachtung meist ganz verloren gehen. Diesen Reichthum aber besaß eben nur ein Schiller; indem seine schwächern Nachahmer in der gleichen Weise zu arbeiten fortfuhren und dabei über dem zierlichen Filigrangewebe ihrer kunstreichen, oft auch nur kunstreich scheinenden Dialoge und Monologe das große Ganze aus dem Auge ließen, verlor das moderne Drama ganz entschieden an der rechten Darstellbarkeit, an unmittelbarer dramatischer Wirksamkeit. Leider waren es fast nur die dramatischen Fabrikarbeiter, eine Frau Birch-Pfeiffer an der Spitze, welche die Foderungen der Bühne im Auge behielten, aber freilich auf Kosten der Kunst, der Poesie. Die an wahrem Werthe unendlich höher stehenden Dramatiker wie Laube, Gutzkow verloren sich in die speciellste Entwickelung psychologischer Probleme und zu spitzfindigen Gefühlszergliederungen, die dem lyrischen Dichter und dem Novellisten wol anstehen, für die aber die Schaubühne keinen Raum hat. Ob sich Dingelstedt der Gefahr bewußt ist, die dem deutschen Drama von so undramatischem Verfahren droht, oder ob ihn nur die Beschaffenheit des einmal gewählten Stoffs auf einen andern Weg gewiesen hat, darüber spricht er sich nicht aus; jedenfalls aber betrachte ich es als einen Gewinn und zugleich als eine glückverheißende Vorbedeutung daß Dingelstedt bei diesem ersten ernsten Anlaufe sofort auf eine neue Bahn eingelenkt hat. Wie jede Eigenthümlichkeit ist allerdings auch diese in ihrer Anwendung auf den einzelnen Fall von einzelnen Schwächen nicht frei, die sich aus einer nähern Betrachtung des Trauerspiels ergeben werden.

Der wesentliche Inhalt des Trauerspiels, die Katastrophe desselben ist der Untergang der Söhne Oldenbarneveldt's: der edlere von ihnen sühnt sein Verschulden mit dem Tode, während der minder edle nicht nur die äußern Güter des Lebens, sondern auch den innern Halt für das Leben einbüßt. Der Grund zu Beider Untergange ist, abgesehen von der mitwirkenden Umkehrung des sittlichen Verhältnisses in welchem sie zu Walburg stehen, der gewaltsame Tod ihres Vaters. Dennoch aber war es höchst gewagt daß Dingelstedt den letztern nicht dem Beginne seines Trauerspiels vorausgehen ließ, sondern ihn noch in den Umkreis der dramatischen Handlung selbst hineinzieht, deren Exposition er bildet. Es ist Dies ein doppeltes Wagniß: ein mal verliert die eigentliche Handlung dadurch einen vollen Aufzug, in welchem die späterhin hauptsächlich handelnden Personen nur passiv ihren Charakter vor uns entfalten; andererseits wird uns in diesem Aufzug ein mächtig erschütterndes Ereigniß, der Tod des alten Barneveldt, der wol allein schon ein tragischer Stoff wäre, so nahegerückt daß wir seine Bedeutung wohl fühlen; da er aber nur die Exposition bildet, so kann ihm doch nicht soviel Raum vergönnt, nicht soviel Gewicht eingeräumt werden als er zu fodern berechtigt wäre. Als ein Theil der Handlung nimmt er unser volles Mitgefühl in Anspruch, als blos einleitendes Vorspiel muß er in den Hintergrund treten; Dies geht kaum ohne innern Widerspruch ab. Oder nehmen wir nach dem Titel des Stücks an daß nicht der Untergang der Söhne allein, sondern der des ganzen großen Geschlechts des Trauerspiels wesentlicher Inhalt sei, so tritt der höchst eigenthümliche Fall ein daß die Katastrophe zur Hälfte schon in dem ersten Aufzug abgethan wird, und dieser Eindruck wird noch durch den Auftritt verstärkt, wo der Besuch des Statthalters bei Frau van Barnefeldt das Schicksal ihres Gatten als noch schwankend zeigt, die Entscheidung desselben in die Handlung selbst hineinzieht, ja hierauf allein die wirkliche Handlung des ganzen ersten Aufzugs beschränkt. Ich bezeichnete die eben besprochene Anlage der Exposition als ein Wagniß; ich würde sie nicht blos ein Wagniß, ich würde sie geradezu einen Misgriff nennen, wenn nicht die meisterhafte Ausführung dieses Aufzugs in allen Einzelheiten nachdrücklich davor warnte die thatsächlich vorhandenen Vorzüge über theoretischen Bedenken zu verkennen. Nirgend drängt der Dichter uns ein Urtheil darüber auf, ob Oldenbarneveldt sein Schicksal als ein unverdientes erleide, aber Das sehen und fühlen wir daß er allen den Seinigen als Märtyrer gilt, und damit ist die fernere Entwickelung der Handlung begründet und gerechtfertigt. Selbst die Scene zwischen Frau van Barnefeldt und Moritz von Nassau ist so gehalten daß sie keinen Theil im ausschließlichen Recht erscheinen läßt, vielmehr wird ausdrücklich durch des Statthalters Worte:

> Ihr wißt recht gut, um was es hier sich handelt:
> Nicht blos um Recht und Recht, um Gründ' und Bitten,
> Um Macht, um Ehr', um Leben gilt's bei uns!

darauf hingedeutet daß es sich hier nicht um eine Rechts-, sondern um eine Machtfrage handelt, und die Schuld, die allerdings auch Moritz auf sich ladet und zu deren Erkenntniß er am Ende des Trauerspiels noch gelangt, liegt nicht sowol in einer Rechtsverletzung als in einem Misbrauche der siegreichen Gewalt. Daß Dingelstedt diese Auffassung selbst bezweckt hat, schließe ich daraus daß er den Zuschauer nirgend in den Stand setzt sich selbst ein Urtheil über den zwischen den kämpfenden Theilen bestehenden Zwiespalt zu bilden; weder die staatlichen noch die kirchlichen Zustände Hollands, um die es sich doch handelt, werden irgendwo im Einzelnen zu klarer Anschauung gebracht; und Dies kann nicht etwa ein zufälliger Mangel sein, sondern es leitet mit Nothwendigkeit darauf hin daß Dingelstedt sein Trauerspiel nicht auf politische Leidenschaften, sondern auf allgemein menschliche Gefühle gründen wollte. Und deswegen erfahren wir auch keine Aeußerung der Volksstimme bei Barnefeldt's Tod, sondern sehen nur den Schmerz der Gattin, der Kinder, der Diener, wie er sich in den verschiedenen Charakteren verschieden gestaltet. Diesen unpolitischen Standpunkt, auf den ich nachher in anderer Beziehung noch ein mal zurückkomme, hat der Dichter nicht nur in dem ersten Aufzug meisterhaft durchgeführt, sondern auch in dem zweiten bei größern Schwierigkeiten festgehalten.

In diesem zweiten Aufzuge nämlich müssen wir die von Wilhelm von Stoutenburg angestiftete Verschwörung entstehen und wachsen sehen. Dies ist eine an sich wesentlich politische Thatsache, und doch soll sie uns nicht als solche interessiren, sondern nur insoweit als die Mitglieder des Hauses Barneveldt in dieselbe verwickelt sind. So sind es denn blos zwei der Mitverschworenen, deren persönliche Bekanntschaft wir machen, und noch dazu zwei Gesellen die weder politische Einsicht noch eigentlich politische Absichten, sondern die reinste Selbstsucht mit zu dem Werke bringen. Sie bilden gleichsam nur eine Folie, auf der Wilhelm's Motiv, Rache für den Vater, als das verhältnißmäßig edlere erscheinen kann. Der wesentliche Theil dieses Aufzugs aber ist der Auftritt in welchem sich die beiden Brüder und Walburg zusammenfinden. Derselbe ist freilich etwas willkürlich herbeigeführt: zu Anfang des Aufzugs verabschiedet sich Reinier von Wilhelm und entgegnet Nichts auf Wilhelm's Aeußerung: „Wir sehen uns heute noch." Es dauert aber gar nicht lange, so kehrt Reinier zurück, ohne daß man weiß was ihn herführt. Den thatsächlichen Inhalt dieses Gesprächs habe ich schon oben erwähnt; in seiner Ausführung ist er einer von denjenigen Theilen des Ganzen, in denen es sich besonders zeigt daß Dingelstedt mehr ins Große und Ganze als in das Einzelne gearbeitet hat: nicht nur daß Wilhelm's Verschwörung mit allen ihren Verzweigungen plötzlich fertig vor uns liegt, sondern auch Walburg's Neigung zu Reinier tritt unerwartet als längst vollendete Thatsache vor uns hin, deren Aufkeimen und Erstarken sich der Zuschauer nach eigenem Ermessen erklären und ausmalen mag.

Vielleicht der kunstreichste Theil des ganzen Dramas ist der wo Wilhelm seine Gattin durch das Geständniß ihrer Leidenschaft umstrickt hält und so den Bruder für sein Unternehmen gewinnt, indem er Walburg's Worten einen Sinn unterschiebt den sie abzuleugnen nicht wagt, um nicht ihr Geheimniß zu verrathen. Peinlich ist aber doch der Eindruck den dies kunstvolle Wortgewebe hinterläßt, und ich glaube kaum daß die Anschauung auf der Bühne einen andern hinterlassen kann.

Der dritte Aufzug ist ohne Zweifel der schwächste des ganzen Werks. Allerdings verlangte es die Symmetrie und Vollständigkeit der Anlage daß derselbe an dem Hof des Statthalters spielt; aber leider gibt es an diesem Nichts zu thun, sondern nur erst zu klagen, dann zu hören und endlich spätere Handlungen in Worten vorzubereiten; hierzu kommt daß diejenige Person an deren Bekanntschaft uns am meisten liegen muß, der Statthalter selbst, durchaus kein so scharf ausgeprägter Charakter ist daß er einen ganzen Aufzug durch fesseln könnte. Noch weniger Charakter tragen seine Umgebungen an sich, und so fällt denn das Hauptinteresse von selbst den beiden reuigen Meuchelmördern zu, die aber für die Handlung nur untergeordnete Werkzeuge sind, und der eine von ihnen ist doch eigentlich auch nur durch die zufällige Aeußerlichkeit interessant daß er ein Malaie ist. Einen Fehler finde ich endlich noch darin daß nicht einer der beiden Brüder Barneveldt es ist der das Scheitern der Unternehmung verschuldet, sondern hauptsächlich ihr plumper Kumpan Slatius; wenigstens wäre das Erstere dem Wesen der Tragödie gewiß entsprechender gewesen.

Voll Leben und Frische ist wieder der vierte Aufzug: zuerst der Uebermuth der zuversichtlichen Geschworenen, welchen ganz allein Dingelstedt nicht in Verse gebracht hat, sondern in naturwüchsiger Prosa auftreten läßt, wodurch diese drei Auftritte einigermaßen an den Eingang von Goethe's „Egmont“ anklingen. Bei der großen Knappheit die sonst in der Oekonomie des ganzen Stücks vorherrscht, und bei dem sonst fast ausschließlichen Verweilen bei dem Hause Barneveldt hat sich Dingelstedt durch das Behagen an diesen Volksscenen vielleicht etwas zu lange bei ihnen aufhalten lassen und hier in einer Weise specialisirt wie sich Dies sonst in dem Stücke nicht findet. An sich vortrefflich ist folgende Rede die der dicke Heringshändler Alfen hält:

> Niederländer, Landsleute, Mitbürger! (Unterbrechung.) Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse. (Unterbrechung.) Niederleute, Mitländer, — nein, Mitleute, wollt' ich sagen, nein, Niederbürger, nein u. s. w.

Das ist echt holländische Miniaturmalerei von der besten Sorte, aber in dem vorliegenden Drama steht sie vereinzelt, zusammenhangslos und darum unberechtigt da. Desto geschickter ist der weitere Verlauf der Handlung, welche gerade hier den schwierigsten Knoten zu lösen hat, wo Walburg auf den Freibrief, welcher für den geliebten Schwager bestimmt ist, den schuldbeladenen Gatten rettet in der Hoffnung daß Reinier eines Freibriefs nicht mehr bedürfe. Die drängende Eile der Handlung gestattet hier durchaus kein Verweilen, und so ist die kurze, scharfabgebrochene Weise in der jene Täuschung vollführt wird in mehr als einem Sinne vollkommen an ihrem Platze. Ich setze den Schluß hierher, der nach Inhalt und Form zu den gelungensten Stellen des Ganzen gehört:

Moritz.

Frau Barneveldt, so tief ich auch beklage
Daß meiner Mutter Absicht und die meine
Vereitelt worden *), kann ich doch nicht anders
Als an dem Einen thun wie an dem Andern.

Walburg
(die sich an Reinier's Brust wirft).

Thut was Ihr wollt, nur reißt mich nicht von ihm;
Sein Loos ist meins, wie seine Schuld die meine.
Das Weib hat treu die schwere Pflicht erfüllt,
Nun darf ihr süßes Recht die Schwester üben.

Reinier
(sie an sich drückend).

Wo ist dein Sieg, o Tod? Dein Stachel, Hölle?
Im Arm der Schwester geht der Himmel auf!

Warum aber hat Dingelstedt damit den Aufzug nicht geschlossen? Statt Dies zu thun und den trefflichsten Abschluß zu gewinnen, läßt er gerade hier noch das einzige durchaus Verfehlte in seinem ganzen Trauerspiel folgen, eine ungeschlachte Mordscene, wo der Pfaffe Slatius von dem Malaien Siad unter allerlei südasiatischen Redensarten abgethan wird. Glaubte Dingelstedt das weichere Gefühl der vorhergehenden Scece durch spanischen Pfeffer übertäuben zu müssen? Oder wollte er die poetische Gerechtigkeit ein Exempel statuiren lassen? Setzt sich in diesem Auftritt auch gerade nicht die Tugend zu Tisch, so erbricht sich doch das Laster ganz gehörig, und fast noch schlimmer finde ich es daß durch diese mit Donner, Blitz und obligaten Flüchen verbrämte Mordgeschichte der modischen opernmäßigen Effecthascherei gehuldigt wird, deren sich sonst ganz enthalten zu haben gerade ein wesentliches Verdienst Dingelstedt's ist. Uebrigens scheint der Dichter selbst eine Ahnung von dem Werth dieser Scene gehabt zu haben, da er den Schauspielern anmerkungsweise den Rath gibt „dieses Nachtstück rasch vorüberziehen zu lassen“. Auf einer Bühne wo ich etwas zu befehlen hätte dürfte es gar nicht vorüberziehen zu Nutz und Frommen der wahren Dichtung.

Durchaus würdig und einfach stellt der fünfte Aufzug die Lösung des Ganzen, die Sühnung aller äußern und innern Schuld dar; und ich hätte Nichts über die Oekonomie und Anlage desselben hinzuzusetzen, fände sich nicht auch hier ein Zug der Zeugniß ablegt von der Ueberfülle des verwertheten Stoffs. Moritz hat allerdings poetisch die von ihm selbst anerkannte Schuld zu büßen, die er mit dem Tode des alten Barneveldt auf sich geladen, und wohl war es in Wirklichkeit mit eine Folge dieser sorgenvollen Zeit und seiner innern Kämpfe daß Moritz

*) „Werden“ kann nur ein Druckfehler sein.

von Nassau schon im Jahre 1625 langem Siechthum erlag. Mußte er aber darum auch hier den Gnade flehenden Frauen Barneveldt und Walburg als ein schwer Erkrankter gegenübertreten? Allerdings sagt er schon im dritten Aufzug:

An meiner Leber frißt
Der schlimmste aller Geier, lieber Freund;
Der Doctor nennt es eine Hepatie,
Er irrt; der Geier ist — zu späte Reue!

Zu späte Reue über Barneveldt's Hinrichtung! Aber doch will es mich bedünken als hätte Dingelstedt darin etwas zu viel gethan daß er auch dieses moralisch-physische Leiden noch dramatisch ausbeutet. Jedenfalls wird auch dieser Zug es wohl bestätigen daß ich die Eigenthümlichkeit des ganzen Trauerspiels von vornherein durch die Reichhaltigkeit seines Stoffs bedingt fand.

So viel über die Oekonomie des ganzen Trauerspiels: für unbedingt verfehlt mußte ich nur einen Auftritt erklären; manches an sich Bedenkliche wurde meist entweder durch die Wahl des einmal gewählten Stoffs erklärt oder durch die Tüchtigkeit der Ausführung gerechtfertigt.

Schon oben bei dem ersten und zweiten Aufzuge hatte ich einen Punkt zu berühren, der noch eine besondere Erwähnung verdient, da ich in ihm einen neuen, nicht geringen Vorzug der ganzen Dichtung erkenne. Es ist dieses das völlige Freisein derselben von jeder tendenziösen Richtung, insofern ich nämlich unter einer solchen das bewußte Bestreben verstehe, das öffentliche Leben der Gegenwart bewegende Tagesfragen im Sinne einer Partei zu entscheiden oder doch die Leser und Zuschauer für diese bestimmte Parteiansicht zu gewinnen. Ich bin nicht der Ansicht daß das Trauerspiel niemals eine tendenziöse Richtung annehmen dürfe, aber wenn es Dies thut, so muß auch die Gegenwart der Boden sein auf dem die Handlung vorsichgeht; ich würde es z. B. nicht für ganz unmöglich halten einen freilich bedeutend veredelten Robert Blum zum tragischen Helden zu erheben. Für gänzlich verfehlt halte ich es dagegen im Trauerspiel historische, der Vergangenheit angehörige Ereignisse und Personen tendenziös zu verbrauchen, wie Dies seit einer Reihe von Jahren vielfach geschehen ist. Warum es geschah ist freilich sehr klar; es war eben auch ein Mittel den auf der Presse wie auf der Bühne lastenden Censurdruck zu umgehen; was der Censor einen beliebigen Helden des 19. Jahrhunderts nicht hätte sagen lassen, das legte man etwa einem Cola di Rienzi in den Mund; man machte so die geschichtlichen Gestalten zu Masken, das ganze Trauerspiel zu einem ernstgemeinten Maskenzug, man schuf sich eine neue Art von Allegorie, die, ihrem innern Wesen nach von der im 17. Jahrhundert gangbaren kaum verschieden, weder der Würde der Geschichte noch der der Dichtkunst entsprach. Die tragischen Helden dieser Art galten und wirkten nicht durch Das was sie waren, sondern nur durch Das was sie bedeuten und andeuten sollten, und brachten dadurch die Existenz des echten historischen Trauerspiels in nicht geringe Gefahr, indem sie den Geschmack des Publicums auf entschieden falsche Fährten leiteten. Hiervon also hat sich Dingelstedt auf das strengste fern gehalten. Wol finden sich auch bei ihm einzelne Verse die sich auf die Gegenwart deuten lassen; aber wo wäre Dies nicht möglich? Und nirgend erscheint Dies als des Dichters unzweifelhafte Absicht. Gewiß vermag auch das „Haus des Barneveldt" diesen und jenen Gedanken anzuregen der wohl in unsere Tage paßt; aber nirgend erscheint Dies als der einzige oder auch nur als der nächste Zweck des Dichters. Indem also Dingelstedt nur den geschichtlich gegebenen Stoff und die in demselben zu seiner Zeit waltenden Ideen dichterisch gestaltete, hat er eben die Idee des reinen Kunstwerks verwirklicht, welches seinen Zweck nur in sich selbst, in seiner möglichst großen künstlerischen Vollkommenheit trägt.

Noch ein mal möchte ich es denn hier zusammenfassend aussprechen daß Dingelstedt durch das „Haus des Barneveldt" das historische Trauerspiel in dreifacher Beziehung von modischen Irrwegen zu seiner eigentlichen Aufgabe zurückgeführt hat: er hat die spitzfindige Detailmalerei vermieden die die Bühnenfähigkeit des Dramas schmälert; er hat sich bis auf eine Stelle von aller coulissenreißenden Effecthascherei frei gehalten; er hat endlich alle außerhalb der künstlerischen Aufgabe liegenden Zwecke und Tendenzen abgeworfen; und aus diesen Gründen verdient sein Trauerspiel bei allen Bedenken die gegen Einzelnes erhoben werden können die Beachtung der Gegenwart in nicht geringem Grade.

Schließlich noch einige Worte über die Form. Außer den Volksscenen im Anfang des vierten Aufzugs ist das Ganze in fünffüßigen Jamben verfaßt, und hier kommt dem Dichter die rhythmische Gewandtheit die er sich früher als Lyriker erworben merklich zustatten. Die Verse sind durchaus fließend und wohllautend und mit allen Kunstmitteln der dichterischen Sprache reich und angemessen geschmückt. Doch auch zu einem Fehler haben höchst wahrscheinlich alte lyrische Erinnerungen den Dichter verführt. Bekanntlich war Schiller der Erste der im deutschen Trauerspiel bedeutsame Schlußstellen im Dialog, mehr noch im Monolog durch den Reim hervorhob und damit eine gewaltige Wirkung erzielte. Er vertheilte seinen Reim aber fast immer nur auf zwei, höchstens vier Verse, weil er ganz richtig erkannte daß dieses wesentlich lyrische Kunstmittel im Drama nur bei der höchsten Erregung der sprechenden Personen zulässig sei, und wenn in „Wallenstein's Tod" sowol Max als Thekla in ihren Schlußreden den Reim in größerer Ausdehnung anwenden, so sprechen eben diese Charaktere für die eben aufgestellte Regel. Dingelstedt hat den Reim wiederholt in größerer Ausdehnung und vielfach ohne die Berechtigung, die nur der sentenziöse Schwung der Rede gibt, angewendet; an andern Stellen dagegen, so namentlich in den oben ausgeschriebenen Wechselreden zwischen Reinier und Walburg gegen Ende des vierten Aufzugs, fehlt der Reim, wo ihn ein feineres Ohr wol sogar bei einmaliger Aufführung vermissen dürfte. Als

Beispiel des entgegengesetzten Fehlers will ich nur anführen daß Moritz (III, 4) einen dienstlichen Auftrag mit vierfachem Reim abschließt und in demselben Auftritt sogar der Malaie Siad reimt. Noch weit übler angebracht finde ich den Reim in folgendem Schluß des zweiten Aufzugs:

Reinier.

Ans Werk denn! Meine Bürgschaft, Bruder, da!

Walburg.

Mein Todesurtheil!

Reinier.

Was?!

Wilhelm.

Victoria!

theils weil die Reimzeilen von verschiedenen Personen gesprochen werden und der letzte Vers allein wieder von drei Personen, wodurch der Reim wirkungslos werden muß; theils weil der Reim auf einem fremden Wort ruht und noch dazu die Schlußsilbe desselben unnatürlich betont; theils endlich weil der Stelle durchaus nicht der nöthige lyrische Schwung beiwohnt. Hier herrscht also lyrische Willkür statt der strengen dramatischen Regel.

Ich habe einen nicht geringen Raum für die Besprechung von Dingelstedt's Trauerspiel in Anspruch genommen, aber nur der entschiedene Tadel oder ebenso unbedingtes Lob und die vollständige Gleichgültigkeit können sich kurz fassen. „Das Haus des Barneveldt" mußte gar nicht oder ausführlich besprochen werden, und Dies umsomehr, da Dingelstedt, durch seine gegenwärtige Stellung doppelt dazu veranlaßt, es wol nicht bei diesem einen Betreten der tragischen Schaubühne wird bewenden lassen. Möge mich der Wunsch und die Hoffnung nicht täuschen daß er auch für diese Kritik und auch da wo sie ihm entgegentritt ein offenes und wohlwollendes Ohr habe. **W. A. Passow.**

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Leipzig, Lorck. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Rücksichtlich der Methodik die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen der Jugend und den verschiedenen Volkskreisen mitzutheilen, sind die Deutschen ebenso geschickt als thätig, ja es ist wol nicht zuviel behauptet wenn man sagt daß sie in diesem Punkte allen andern Culturvölkern des neuern Europas überlegen sind. Als nächsten Grund für diese Erscheinung darf man unbedenklich den Umstand bezeichnen daß die Deutschen ein Schul- und Schriftstellervolk geworden sind, und als letzteres wird es in seiner Neigung durch die Bedürfnisse des erstern wesentlich unterstützt und gleichsam festgehalten. Als ein zweiter Grund erscheint das eigenthümliche Wesen des deutschen Buchhandels: sein industrieller Charakter, die Stärke seines Capitals sowie sein Verhältniß zu den Schriftstellern und dem Publicum verleihen ihm eine Bedeutung für die geistige Thätigkeit unsers Volks und für die Rührigkeit unserer Schriftstellerwelt daß er, soweit uns Kenntniß darüber geworden ist, die buchhändlerische Thätigkeit aller europäischen Culturstaaten an Unternehmungsgeist und Einfluß übertrifft. In diesem Bewußtsein und recht wohlbekannt mit den mannichfachen geistigen Bedürfnissen welche die allgemein verbreitete, zum Theil selbst ausgezeichnete Schulbildung des Volks in immer steigender Progression erzeugt, sodann vermöge des speculativen Charakters nicht selten mit glücklichem Takte gewisse Lücken in irgend einem Wissenschaftskreise herausfühlend, unternimmt der deutsche Buchhandel die Herausgabe von Schriften oder selbst umfangreichen Werken wie sie anderwärts kaum möglich sein möchten. So zweifeln wir, ob z. B. ein Unternehmen wie es Perthes mit dem bekannten großen Geschichtssammelwerke von Heeren und Ukert versucht und bereits bis zu 50 Bänden gebracht hat, in Frankreich, Italien oder auch selbst in England nur auf irgend einen Erfolg hätte rechnen können. Daß solchen Unternehmungen die zahlreichen deutschen Universitäten, Akademien und höhern Gelehrtenschulen höchst günstig sind, indem diese Anstalten eine Summe der verschiedensten geistigen Kräfte in ihrer Mitte haben, in allen Gauen Deutschlands zu finden sind und buchhändlerischen Planen sich mehr oder minder bereitwillig zur Verfügung stellen, Das ist eine unbestreitbare Thatsache. Von gleichem Gesichtspunkte aus glauben wir auch das Unternehmen der „Historischen Hausbibliothek", an dessen Spitze sich ein berühmter Name gestellt hat, betrachten zu müssen: das Bedürfniß ist glücklich herausgefühlt, die geistigen Kräfte sind gewonnen worden und das Unternehmen darf, wie der Erfolg bereits gelehrt hat, als ein gelungenes angesehen werden.

Bevor wir aber zu einer kurzen Charakteristik oder auch zu einer etwas ausgedehntern Besprechung der einzelnen Bände übergehen, müssen wir noch folgende Bemerkungen vorausschicken. Bei einem Unternehmen wie das in Rede stehende, bei welchem so viele Männer thätig sind, ist es geradezu unmöglich daß alle einzelnen Bände einen gleichen Werth haben und mit einer vollkommen übereinstimmenden Anschauung der geschichtlichen Erscheinungen und Beurtheilung der Persönlichkeiten ausgestattet sein sollten, aus Gründen die auf der Hand liegen; um des Zwecks willen ist es aber auch nicht einmal nöthig oder rathsam daß Dem so sei, weil jeder gebildete Leser auf diese Weise die Freiheit erhält nach seinem Geschmack und nach seinen persönlichen Ueberzeugungen eine Auswahl aus der Gesammtheit der Bände zu treffen, indem sie ja einzeln verkäuflich sind. Nur ein gemeinschaftliches Band muß sie alle gleichsam umschließen: eine gute, anziehende sprachliche Darstellung und das Bestreben nach bestem Wissen und Gewissen der Wahrheit ihr Recht angedeihen zu lassen. Daß unsere soeben ausgesprochene Ansicht eine richtige sei beweisen die an dem vorliegenden Unternehmen gemachten Erfahrungen: manche Bände, obwol sie zu den minder gelungenen gerechnet werden müssen, haben gleichwol ihre besondern Abneh-

mer gefunden, weil Anschauungs- und Darstellungsweise ihrem Geschmack und ihrem Bedürfnisse Befriedigung gewährt. Ein Werk aber das bereits bis zum siebzehnten Bande gelangt ist und schon fünf Jahre durchlebt hat, noch nachträglich in allen seinen Einzelheiten beurtheilen zu wollen, könnte nicht anders als zweckwidrig erscheinen, abgesehen davon daß d. Bl. der Raum dazu fehlen würde.

1. Den Reigen der „Hausbibliothek" eröffnet die „Geschichte Friedrich's des Großen" von F. Kugler (zweite Auflage, 1846). Wie glücklich der Verfasser den Ton in dieser 423 Seiten umfassenden Arbeit bei denjenigen gebildeten Lesern getroffen habe für die er sie bestimmt, beweist die bereits nöthig gewordene zweite Auflage. Der Verfasser hat mit glücklichem Takte diejenigen Momente aus dem schicksals- und thatenreichen Leben des großen Fürsten hervorgehoben, die ebenso wol den Charakter desselben und seine ausgezeichneten Anlagen und Thaten in den Vordergrund treten lassen, als sie geeignet sind, durch eine schöne Sprache unterstützt, des Lesers Aufmerksamkeit und Interesse an die merkwürdige Persönlichkeit zu fesseln: wir besitzen wenig Bücher die mit gleicher Geschicklichkeit einen großen deutschen Mann dem gebildetern Theile des Volks und unserer Jugend gleichsam an das Herz legen; keine selbst der gewähltern Bibliotheken braucht sich dieses Buchs zu schämen. Friedrich's beigegebenes Portrait ist höchst ähnlich.

2. „Geschichte Belgiens" von Hendrik Conscience (1847). Klein ist das Land, aber reich sein Boden und von dem Blute der um dasselbe seit 2000 Jahren ringenden Völker getränkt, aber auch getränkt von dem Blute des eigenen Volks, welches der Kampf des Uebermuths mächtiger Städte mit der Eifersucht der Fürsten fließen ließ; und doch verweilt die Geschichtserzählung so gern bei einem Volke, dessen Thatkraft und Kunstfleiß das Land zu einer der köstlichsten Perlen in mehr als einer der fürstlichen Kronen zu erheben vermocht hat. Dies Alles hat der patriotischgesinnte Verfasser mit sichtlichem Wohlgefallen anziehend zu schildern verstanden. Philipp's II. Despotismus knickt die Blüte; die deutschen Kaiser suchen vergebens den verhängnißvollen Schlag zu heilen; die Französische Revolution macht Belgien zu einer Provinz Frankreichs; Napoleon's Sturz wirft es Holland wider Willen in die Arme, um seit 1831 unter König Leopold mit erneuter Selbständigkeit auch neue Blüte zu gewinnen. Mit diesem Jahre schließt der Verfasser. Eine besondere Erwähnung verdient des Verfassers Ableitung des allbekannten Worts Majordomus, was so verschiedene Deutungen schon erfahren hat. Er sagt:

Da es in den barbarischen Zeiten des ausgehenden 5. Jahrhunderts aus Mangel an gehöriger Aufsicht und regelmäßiger Anstellung der Amtleute und Herren nicht immer möglich war die mächtigen Missethäter auf dem gewöhnlichen Rechtswege zu strafen, so ernannte die allgemeine Volksversammlung den einen oder andern ausgezeichneten Grafen oder Herzog zum außergewöhnlichen Verfolger der Mörder mit dem Titel Mord-dom, was soviel bedeutet wie Mordherr.*) Aus diesem Worte machten die Lateiner Majordomus durch Klangnachbildung und die spätern Franzosen, dies übersetzend, schrieben Maire du palais.

3. „Geschichte des Kaisers Napoleon" nach P. M. Laurent (zweite Auflage, 1847). Dieses Buch das zu den bogenreichsten Theilen der „Hausbibliothek" gehört, mit französischer Leichtigkeit und Gewandtheit geschrieben, Eigenschaften denen der deutsche Bearbeiter mit Erfolg nachgestrebt hat, ist obwol sehr reichhaltig dennoch nur eine mit sehr leichten Mitteln versuchte Apotheose des gewaltigen Kaisers: so schwache Fittige, wie sie Laurent dem mächtigen Aar gegeben, tragen nicht mit Sicherheit zu den Sternen empor. Freilich darf man nicht vergessen daß der Verfasser ein Franzose ist und für Franzosen schrieb, von denen noch viele leben, die mit Begeisterung unter ihm gedient oder wenigstens Zeugen seines Ruhms und der weltgebietenden Stellung Frankreichs gewesen sind; denen mag des Verfassers Werk leicht als ein werthvolles Denkmal erscheinen, das an merkwürdige Thaten und ruhmreiche Zeiten lebhaft erinnert, aber vor dem Forum einer strengen Geschichtskritik und beglaubigter diplomatischer Actenstücke vermag es nicht zu bestehen. Dessenungeachtet aber ist dasselbe auch für seinen deutschen Leserkreis nicht ohne Werth: es offenbart ihm die Größe des Genies, das sich von unten auf zu dem Glänzendsten emporarbeitet was ein Sterblicher gewinnen kann; es macht ihm klar wie die größten Ereignisse und die Geschicke der Völker sich um eine geniale Persönlichkeit gleichsam gruppiren können; es läßt ihn erkennen wie Vieles in Deutschland faul und gebrechlich war und nothwendig von der Hand des Gewaltigen getroffen zusammenbrechen mußte; und endlich meinen wir, ist es schon ein großer Gewinn wenn nur zehn Menschen anstatt nach einem schlechten Roman nach der romantischen Geschichte Laurent's greifen, dessen Thema ein dramatischer Stoff ist, wie ihn die Weltbegebenheiten vielleicht noch nie dargeboten haben; die Welt, das Schicksal, ja wir möchten sagen sein eigenes Wesen mußten sich gegen den Prometheus der neuen Welt verschwören, um ihn an die Felsen von St.-Helena zu fesseln. Uebrigens hat der Verfasser auch die Versetzung von Napoleon's Asche nach dem Invalidendom in Paris ausführlich erzählt, „und so war denn Napoleon's Wunsch erfüllt; er ruhte nun an den Ufern der Seine mitten unter dem Volke das er so innig geliebt und dem er so große Wohlthaten erwiesen hatte".

4. „Geschichte Joseph's II." von A. J. Groß-Hoffinger (1847). Diese Biographie wird einem großen Leserkreise willkommen sein: der Name Joseph's ist nicht blos in Oestreich, sondern auch in Deutschland noch in lebhafter Erinnerung, ja es vermag die gegenwärtige innere Politik Oestreichs wiederum lebhafter das

*) Richtiger wol „Mordrichter", denn es existirt ein altdeutsches Wort „thûmen", d. h. richten; daher auch „Thûmerei", und davon stammt unser heutiges „Dom", nicht von domus ab.

Andenken an jenen merkwürdigen Kaiser aufzufrischen. Die Sprachweise des Verfassers ist bekannt: Klarheit, Leichtigkeit und eine wir möchten sagen würdevolle Popularität kennzeichnen sie. Welche Stelle aber der Verfasser, dem die Neigung zu schmeicheln in keiner seiner Schriften fremd ist, dem Sohne der Maria Theresia in den Annalen des östreichischen Staats angewiesen hat, entnehmen wir am besten und klarsten aus seinen eigenen Worten:

Jeder Schritt in Oestreich stößt auf Schöpfungen der Humanität, welche aus Joseph's Zeiten geblieben sind und auch die künftige Nachwelt erreichen werden. Die Gesetzgebung, obgleich Leopold daran gemeistert, obgleich Franz sie besser ausgeführt, ist ganz Josephinischen Geistes. Die Todesstrafe ward wieder eingeführt, die schweren Strafen verändert und gemildert, aber der Geist der Gesetze ist geblieben wie er war. Des Ruhms, das beste Gesetzbuch in Europa zu besitzen, ward Oestreich durch Joseph theilhaftig. Ueberhaupt es waltet mächtig der Geist Joseph's im ganzen Staate. Josephinische Bildung, Josephinische Grundsätze durchdringen das ganze Volk und die größten Staatsmänner dieser Zeit, mit wenigen Ausnahmen, haben die Erziehung des großen Jahrzehnds genossen, in welchem Maria Theresia's Nachfolger die Zügel des Reichs selbständig führte. Alles was Oestreich ist und noch werden kann ist es durch Joseph geworden, wird es durch seinen unsterblichen Geist noch werden.

Welchen Modificationen der Verfasser seine Urtheile unterworfen haben würde, wenn er anstatt 1847 im Jahre des Heils 1851 geschrieben hätte, Das müssen wir freilich dahingestellt sein lassen. Uebrigens wissen gelehrte Leser recht wohl daß man zu vielfach andern Resultaten über Joseph's Bestrebungen und Grundsätze kommt, wenn man sich auf W. Menzel's oder Schlosser's Standpunkt stellt.

5. „Erzherzog Karl von Oestreich" von A. J. Groß-Hoffinger (1847). Dieser Habsburger gehört bekanntlich zu den hervorstechendern Größen des Napoleonischen Zeitalters. Er ist jedoch nicht allein merkwürdig durch Das was er vom frühesten Jünglingsalter an auf zahlreichen Schlachtfeldern that, und zwar einem Napoleon und Frankreichs größten Generalen gegenüber, sondern auch durch Das was er sah und wollte, d. h. durch seine Stellung und sein eigenthümliches Verhältniß zum habsburger Kaiserhause und dessen Politik nach innen und außen. Und in dieser letztern Beziehung ist erst nach Karl's Tode der Schleier so ziemlich gelüftet worden; bei seinen Lebzeiten wies er das Ansinnen seine Aufzeichnungen über die Mysterien der Zeitgeschichte zu veröffentlichen immer mit den Worten zurück: „Man warte doch meinen Tod ab; es ist unmöglich solange ich lebe die Wahrheit zu schreiben." Wir können uns hier natürlich nicht auf Einzelheiten einlassen, wir bemerken nur daß der Verfasser mit unverkennbarem Fleiße und sichtlicher Liebe zu seinem Helden das Buch verabfaßt hat. Sein Urtheil über den Letztern spricht er in folgenden Worten aus:

Ueber den öffentlichen Charakter dieses Prinzen vermögen die Zeitgenossen noch kein geschlossenes Urtheil zu fällen; daß er ihre allgemeine Achtung genoß ist indeß eine Thatsache. Als Feldherr hat er die seltensten Tugenden bewährt. Sein Patriotismus, seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart sind in der ganzen Armee, welche die glänzendsten Proben davon sah, anerkannt. Charakteristisch ist übrigens seine Vorliebe für eine Art ritterlicher Unternehmungsbegierde welche ihm nach dem Urtheile Kriegskundiger manche Vortheile entriß. Was die Gesammtheit seines Wirkens als Feldherr betrifft, so gewährt sie kein Resultat welches zu einer richtigen Beurtheilung seiner Größe führen könnte (?), da sie nicht das Product seiner alleinigen Willenskraft, sondern das Ergebniß vieler zusammenwirkender Umstände und oft die Folge einer zwiefachen politischen und militairischen Aufgabe und dreifacher Pflichten war.

Was die schriftstellerische Thätigkeit des Prinzen betrifft, so hat der Verfasser dessen Werke vollständig angegeben. Und welche Anhänglichkeit derselbe überhaupt an Kunst und Wissenschaft gehabt — seit 1809 lebte er ihnen ausschließlich — gibt die reiche Bibliothek zu erkennen die er nebst ausgezeichneten Kunstschätzen bei seinem Tode hinterließ.

6. „Nelson und die Seekriege von 1789—1815" von Jürien de la Gravière (1847). Zu den Größen welche der Riesenkampf zwischen England und Frankreich ins Leben rief, und in den Geschichtsbüchern der Zeit einen der hervorstechendsten Plätze anwies, gehört unleugbar Nelson, den man gewiß nicht unpassend den „Schild" Englands nennen könnte. Allerdings nennt ihn aber auch der Verfasser mit vollem Rechte „eine unbegreifliche Doppelnatur aus zwei entgegengesetzten Stoffen gebildet: ein wunderbares Gemisch von Größe und Schwäche". Es gibt unstreitig wenige Charaktere die der Geschichte von ihren Thaten zu erzählen die Verpflichtung auferlegt haben, deren Thatkraft auf einem so schwachen und wankenden Boden der Sittlichkeit geruht hätte als Dies bei Nelson der Fall war. Ja selbst in physischer Beziehung ist er eine Merkwürdigkeit: denn trotzdem daß ihm das westindische Klima schon in seinem angehenden Mannesalter die Gesundheit untergraben hatte, besiegte er dennoch, wo es galt seine ganze ihm innewohnende Kraft zu entwickeln, mit merkwürdigem Erfolge die Hindernisse die ihm die Schwäche des Körpers entgegensetzte. Sein ganzes Wesen ist Leidenschaft; aber diese Leidenschaft raubt ihm keinen Augenblick die Klarheit des Geistes in der Entwerfung von Planen, keinen Augenblick die Besonnenheit und den Muth bei der Ausführung der kühnsten und gefahrvollsten Waffenthaten. Der Verfasser, obwol Franzose, ist im Allgemeinen doch gerecht gegen Nelson's Seemannsgröße und gegen die englische Tapferkeit zur See. Er verschweigt die Schwächen der französischen Marine und ihrer Befehlshaber nicht, ohne indeß die besondere Sympathie zu verleugnen die er für die Waffenthaten einzelner Seemänner und für die rühmlichen Kämpfe einzelner Schiffe empfindet. Und wer möchte ihm einen Vorwurf daraus machen? Die Schilderungen welche der Verfasser von den einzelnen Seekämpfen entwirft sind alle von mehr oder minder lebhaftem Colorit, sodaß man gern bei denselben verweilt. Den ersten Platz nehmen aber die Schlachten von Trafalgar und Abukir ein. Und wie sollte Das nicht sein? Hing ja doch an ihrem Ausgange Englands Schicksal und das Gelingen der Napoleonischen Plane gegen den

gewaltigen Leoparden. Uebrigens merkt man es dem Verfasser an daß er die Kämpfe der Amerikaner mit den Engländern mit sichtlichem Wohlgefallen zeichnet und in den Erstern die Nation zu erkennen glaubt welche von der Nemesis beauftragt sei für Frankreichs Niederlagen an England Rache zu nehmen.

Doch sind die Ereignisse des letzten Seekriegs zwischen England und den Vereinigten Staaten durch einen Nationalstolz, der sich entschuldigen läßt, allzu sehr ausgebeutet worden. Einem Franzosen steht es zu sie mit Unparteilichkeit zu würdigen. Die Amerikaner haben im Jahre 1812 große Geschicklichkeit und ungemeine Entschlossenheit bewiesen, ihre Triumphe jedoch keineswegs, wie sie behaupten wollen, allein der Unerschrockenheit einiger ihrer Fregatten und deren Befehlshaber zu verdanken gehabt. Ihre Schiffe kämpften vielmehr, was der Regierung zur Ehre gereicht, fortwährend mit überlegenen Kräften. Einer durch den Erfolg begeisterten, aber durch ihre Gewöhnung an Sieg auch nachlässig gewordenen Marine stellte der Congreß nur auserlesene Fahrzeuge mit der stärksten Armirung entgegen. Auf solche Weise bezwingt man das Glück. Auch die Franzosen werden dereinst das Dasein ihrer neuen Marine in einem Kampfe mit England zu behaupten haben.

Werden sie glücklicher sein als unter Ludwig XIV., unter Napoleon?

7. „Geschichte Peter's des Großen" von Eduard Pelz (Treumund Welp) (1848). Man ist mit dieser Biographie, die stilistisch betrachtet recht gut geschrieben ist, in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Der Verfasser gesteht daß ihm die erfoderliche Gründlichkeit historischer Studien, insbesondere der Kenntniß der russischen Geschichte vor Peter dem Großen abgehe. Aus diesem Grunde habe er in letzterer Beziehung — die Vorgeschichte Rußlands bildet nämlich eine Art Einleitung von ziemlichem Umfange — den Hrn. Prof. Wuttke zu Rathe gezogen und von demselben die Fehler aus der erwähnten Einleitung herauscorrigiren lassen. Sowol dem offenen Geständnisse als dem angewendeten Mittel kann man billigerweise seine Anerkennung nicht versagen. Wenn man aber sieht welchen Weg der Verfasser auf eigenen Füßen stehend bei der Charakterzeichnung Peter's des Großen einschlägt, und zu welchem Ziele er auf diesem Wege gelangt ist, so muß man sein Buch geradezu als verfehlt betrachten. Und die Erscheinung erklärt sich leicht aus Folgendem. Der Verfasser gesteht: „Es liegt in mir wenig Neigung zur Bewunderungssucht menschlicher Größen, da ich noch stets bei näherer Betrachtung die Schwachheit aller Menschennatur entdecken mußte"; er ist also geneigt jede menschliche Größe unbedenklich seiner einmal vorgefaßten Meinung zu opfern. Sodann bestraft sich auf der Stelle die Ungründlichkeit historischer Studien: die Gründlichkeit derselben führt zu andern Ueberzeugungen als sie der Verfasser hegt. Endlich scheint es fast als habe der Verfasser, dessen politische Grundsätze bekannt sind und sich auch in der vorliegenden Biographie aussprechen, gleich den meisten seiner Gesinnungsgenossen die Wahrheit der Behauptung erhärten wollen: Rußland sei doch nur ein thönerner Koloß, den Niemand zu fürchten habe. Unter solchen Verhältnissen konnte allerdings der Verfasser nicht begreifen wie Schlosser, auf dessen Standpunkt er im Uebrigen zu stehen erklärt, zu behaupten vermochte „daß gerade die rohen Mittel welche der rohe Peter zur Cultivirung seines Volks einschlug ein geeigneter Weg zum Ziele gewesen seien", aber natürlich noch weniger Raumer's Urtheil billigen, daß Peter der Große auf seinen Reisen mehr gesehen und gelernt als tausend andere Reisende, und mehr Macht und Gelegenheit gehabt habe das Gelernte zu benutzen und geltendzumachen als je ein Mensch. Kurz: nur Mangel an wahrhaft historiographischer Befähigung und Vorurtheil oder auch eine gewisse politische Tendenz können Peter den Großen aller und jeder wirklichen Größe und Verdienste entkleiden wollen, wie es Pelz gethan hat. Ein Zeitraum von beiläufig 125 Jahren hat den schlagenden Beweis geliefert daß Peter dem russischen Staate eine Grundlage und eine Richtung gegeben, die geeignet gewesen sind ihn nicht nur aus allen Stürmen mächtiger hervorgehen zu lassen, sondern ihm auch die Kräfte zu gewähren, deren Stärke ganz Europa empfindet und weite Länder Asiens vor dem russischen Namen zittern machen. Dessenungeachtet wird des Verfassers Buch für einsichtige Leser nicht unfruchtbar sein: es hat auch sein Gutes Wahrheiten die man allgemein für unumstößlich anzusehen gewohnt ist in den Punkten kennenzulernen an denen sie wenigstens angegriffen werden können.

8. „Johann Huß und das Concil zu Costnitz" nach E. de Bonnechose (1848). Da diese Monographie gleich bei ihrem Erscheinen verdiente Anerkennung fand, so können wir es nur billigen daß sie gleichsam in einer Nachbildung in die Sammlung der „Hausbibliothek" aufgenommen worden ist: sie bildet in Wahrheit einen ihrer vorzüglichsten Theile sowol in Absicht der Auffassung des historischen Stoffs als seiner Anordnung und seiner sprachlichen Darstellung, und trifft nach unserm Dafürhalten so recht den Ton der einen gebildeten und für Höheres empfänglichen Laien anzusprechen und für dergleichen historische Lecture zu gewinnen geeignet ist.*) Die beigegebenen Schlußbemerkungen erinnern an die Richtungen und Bewegungen der jüngstvergangenen Jahre und kennzeichnen den Verfasser vorzugsweise als eifrigen und aufrichtigen Anhänger der Glaubensfreiheit und als principiellen Gegner jeden Gewissenszwangs. Sein Glaubensbekenntniß in dieser Hinsicht spricht folgende Stelle in kurzen Worten aus:

Das große Princip für welches Johann Huß sein Leben eingesetzt und hingegeben hat verschafft sich immer mehr seine volle Geltung, jenes wahrhaft christliche Princip welches alle rohe, äußere Gewalt des Fleisches über den Geist verwirft und brandmarkt, welches für jedes denkende Wesen die Gewissensfreiheit als ein heiliges Recht fodert und den Widerstand des Gewissens gegen alle Einflüsse von außen, bevor die innere Ueberzeugung feststeht, in Schutz nimmt. Das ist die Wahrheit welche den Ruhm der ersten Kirche ausgemacht hat und welche Diejenigen verkannt haben, deren Väter für sie starben;

*) Namentlich herrscht durchgängig eine gewisse Wärme in diesem Tone, des Verfassers Herz und innerste Ueberzeugung sind gleichmäßig bei der Sache betheiligt.

dies ist die unvergängliche Wahrheit auf welcher die religiöse Zukunft der Welt beruht und deren Triumph an jenes Wort des großen böhmischen Märtyrers erinnert: „Der Papst, die Priester und die Pharisäer haben einst die Wahrheit verdammt; sie haben sie gekreuzigt und begraben, aber sie ist aus ihrem Grabe auferstanden und hat sie Alle besiegt."

9. „Geschichte der Französischen Revolution (1789 bis 1815)" von F. A. Mignet (1848). Ein Werk das wie das soeben genannte schon längst in der wissenschaftlich gebildeten Welt allgemein bekannt ist, und seine Stelle in der historischen Literatur erhalten hat, hier noch besonders beurtheilen zu wollen müßte als ganz zweck- und nutzlos angesehen werden. Wir haben blos zu erwähnen daß die vorliegende deutsche Bearbeitung gut ist und unstreitig jeden Leser befriedigen wird. Uebrigens wird die Lecture von Mignet's Werk umsomehr jetzt anziehen als gar Vieles in demselben enthalten und ausgesprochen ist was auf die gegenwärtige Lage Frankreichs die vollkommenste Anwendung erleidet. Und wahrer kann z. B. auch für die Gegenwart Nichts sein als Mignet's Aeußerung:

Man kann künftig Frankreich nur dann dauerhaft regieren wenn man das doppelte Bedürfniß befriedigt durch welches es die Revolution unternommen hat. Es bedarf in der Regierung einer wirklichen politischen Freiheit und in den gesellschaftlichen Verhältnissen derjenigen materiellen Wohlfahrt welche aus der Entwickelung einer unablässig vervollkommten Civilisation hervorgeht.

10. „Geschichte von Nordamerika" nach E. Williards (1848). Ein Reich das in einem Zeitraume von zwei Menschenaltern sich eine Weltstellung errungen, dessen Sternbanner seine Schatten in die Meere von China und Japan und in die Nordsee wirft; das bereits eine Literatur besitzt, in der einige Zweige von Männern vertreten werden die mit den besten unsers Erdtheils sich messen dürfen; in welchem alle Künste des Friedens und der Civilisation in einer Entwickelung begriffen sind daß sie theils die Anerkennung, theils selbst den Neid der ausgezeichnetsten europäischen Culturstaaten zu erregen vermögen; ein Reich ferner das an Umfang dem ganzen europäischen Continente beinahe gleichkommt und an Naturreichthümern demselben überlegen ist, die von einer Bevölkerung welche in merkwürdigem Wachsen begriffen ist ausgebeutet und aufgesucht werden, von einer Bevölkerung die keine Rast, keine Ruhe, keine Gefahren kennt; ein Reich endlich dessen politischen Institutionen und Ideen die gereiftesten europäischen Staaten ihre Bewunderung mit mehr oder minder Recht nicht versagen zu dürfen glauben — die Geschichte eines solchen Reichs zu schreiben ist in der That keine leichte Aufgabe. Und die Schwierigkeit dieser Aufgabe wächst, wenn man erwägt daß Nordamerika vor der europäischen Entdeckung und Colonisirung bereits eine Geschichte gehabt zu haben scheint, die den bisjetzt bekannten Bruchstücken nach zu urtheilen wenigstens vom Standpunkte der allgemeinen Geschichte der Menschheit aus betrachtet der Untersuchung und Aufhellung gewiß nicht unwürdig ist. Mag nun aber auch die Lösung einer Aufgabe, wie wir sie soeben bezeichnet haben, von einem Buche nicht verlangt werden können das sich der Bestimmung der „Hausbibliothek" anschließt, so bleibt es dessenungeachtet nicht ganz leicht eine nordamerikanische Geschichte mit dieser Bestimmung zu schreiben, das Material muß auf dem ungeheuern Gebiete gleichsam zusammengesucht werden, um ein nur einigermaßen wohlgeordnetes Gesammtbild zu schaffen, und die Welt mit der es dort ein Geschichtschreiber zu thun hat ist so eigenthümlich, so vielfach von den Dingen und Verhältnissen abweichend, die unsere Geschichtschreibung zu untersuchen und darzustellen gewohnt ist daß, wie wir überzeugt sind, eine eigene und längere Anschauung jener westlichen Welt erfoderlich ist um als Historiker Nordamerikas nicht Fiasco zu machen. Wir halten nun das vorliegende Buch insofern für gelungen als es den Leserkreis zu befriedigen geeignet sein wird den die „Hausbibliothek" im Auge hat. Eine recht gute Zugabe ist nicht nur die Constitution der Vereinigten Staaten und ihre Unabhängigkeitserklärung, sondern auch die zwölf Amendements zu der erstern, die 1789 in der ersten Congreßsitzung vorgelegt wurden. Zehn derselben wurden sofort angenommen; die elfte aber ward 1798 und die zwölfte sogar erst 1804 der Constitutionsurkunde einverleibt.

11. „Geschichte von Dänemark" nach E. F. Allen (1849). Wir haben dieses Werk, das 1840 in dänischer Sprache als Preisschrift „der kopenhagener Gesellschaft für die Zukunft" zuerst erschien und 1842 vom Etatsrath Falck in deutscher Uebersetzung herausgegeben ward, kurz nach seinem Erscheinen in letzterer Gestalt mit gebührendem Lobe öffentlich beurtheilt, und es hat unser Urtheil auch durch andere Kritiken seine Bestätigung erhalten. Es handelt sich also in dem gegenwärtigen Falle blos darum, zu untersuchen ob der Verfasser der nach Allen für die „Hausbibliothek" gearbeitet hat dem Original nicht untreu geworden ist, und ob er gleichsam den Kern desselben den Lesern der „Hausbibliothek" vorgelegt hat. Wir glauben versichern zu können daß der Verfasser das Wesentliche des Originals treu und in ansprechender Form wiedergegeben hat. Und wir machen umsomehr auf diesen Band der „Hausbibliothek" aufmerksam, da eine etwas genauere Bekanntschaft mit der Geschichte des dänischen Staats weder weit verbreitet ist noch auch das Streben danach so leicht befriedigt werden kann, indem unsere deutsche geschichtliche Literatur keine Mittel besitzt die darauf berechnet wären. Denn Dahlmann's „Geschichte des dänischen Staats" ist für gelehrte Geschichtskenner bestimmt. Daß der Verfasser aus Gründen der Politik die Geschichte Dänemarks nicht bis auf die neueste Zeit fortgeführt hat wird schwerlich von einsichtsvollen Lesern gemisbilligt werden.

12. „Geschichte der Februarrevolution" nach A. de Lamartine (1849). Was man auch von dem Dichter, Reisebeschreiber, Historiker und Staatsmann Lamartine urtheilen möge, soviel bleibt doch einem ruhig und unparteiisch prüfenden Leser seiner Werke als unumstößliches Ergebniß zurück: er überragt als Mensch und als Schriftsteller in allen Situationen in die ihn sein Le-

bensgeschick geführt oder gedrängt hat durch sittlichen Werth und Geist die Menge die ihn umgibt; man erkennt ihn sofort heraus. Am fühlbarsten wird Dies bei seiner „Geschichte der Februatrevolution". Man hat ihm zwar und nicht ganz ungerechterweise gerade in diesem Werke Eitelkeit, Eigenlob und das Bestreben vorgeworfen die Ereignisse und Stürme der Revolutionstage möglichst um sich zu gruppiren; man hat ihm den Vorwurf gemacht daß er als Historiker das Flittergold seiner Muttersprache nicht genug verschmäht, um Thatsachen und Persönlichkeiten in einem Glanze erscheinen zu lassen der ihnen an sich nicht gebühre; man hat auch darauf hingedeutet daß seine „Geschichte der Februarrevolution" eine oratio dro domo auf der einen Seite und auf der andern eine captatio benevolentiae für die Zukunft sei. Man kann diese Anschuldigen alle bis zu einem gewissen Grade zugeben: dessenungeachtet bleibt das Buch selbst ein interessantes Document von Lamartine's Geist und eine Urkunde die kein künftiger Historiker jener Revolution wird unbeachtet beiseitelegen dürfen. Lamartine hat sich und sein Werk den Gefahren theilweise gänzlicher Misdeutung dadurch ausgesetzt daß er es in die Mitte seiner Landsleute gleichsam hineingeworfen, während die Brandungen der Revolutionsleidenschaften noch hoch gingen und die Franzosen aller Parteien noch viel weniger als Lamartine selbst — er bekennt öfters seine Fehler und Misgriffe — ihre Verwirrungs- oder Unterlassungssünden zu gestehen bereit waren. Erwähnung verdient es übrigens daß man bei sorgfältiger und aufmerksamer Lecture innewird welchen Kampf Lamartine, der Sprößling einer legitimistischen Familie und ursprünglich selbst Legitimist, in seinem Innern kämpft, daß er eine Republik leiten, vertheidigen und namentlich auch nach außen vertreten soll. Und dieser innere Kampf verrieth sich mehr als ein mal in seinem Aeußern, in seinen Worten. Daher auch so rasch das Mistrauen, selbst der tödtliche Haß der Führer der extremen Fractionen. Man dachte an Mirabeau. Indeß wir können es nicht für unsere Aufgabe hier ansehen das vorliegende Werk weitläufiger zu beurtheilen oder zu charakterisiren, indem Dies schon längst von Andern geschehen ist, wir haben blos die Erklärung abzugeben daß dasselbe mit vollem Rechte einen Platz in der „Hausbibliothek" erhalten und daß der deutsche Bearbeiter seinen Beruf in geschickter Weise erfüllt hat. Lesern denen es um möglichst genaue und umfassende Kenntniß der Februarkatastrophe zu thun ist müssen wir dringend empfehlen theils zur Vergleichung, theils zur Vervollständigung die Artikel zu lesen die sich in der „Gegenwart" über jene Revolutionstage und über Ludwig Philipp in ziemlicher Ausführlichkeit finden. Zum Schlusse theilen wir hier nur noch die merkwürdigen Worte mit die Lamartine am Ende seines Werks ausspricht:

Die Geschicke der Republik sind in andere Hände übergegangen. An der Zukunft ist es je nach den Thaten zu vergelten. Große Dienste sind geleistet, große Fehler sind begangen worden. Ich bitte Gott, meine Zeitgenossen und die Nachwelt mir die meinigen zu verzeihen. Möchte die Vorsehung Gottes gut machen was die Fehler und Schwächen der Menschen verdorben haben! Die Republiken scheinen mehr unmittelbar von der Vorsehung geleitet zu werden, weil man in ihnen keine Mittelhand zwischen dem Volke und seinem Geschicke sieht! Möge die unsichtbare Hand Frankreich schützen! Möge sie es gegen Ungeduld und Entmuthigung, diese zweifache Klippe des Charakters unsers Volksstamms, aufrechterhalten! Möge sie die Republik vor den beiden Klippen, Krieg und Demagogie, bewahren! Möge sie aus einer erhaltenden und fortschreitenden Republik, der allein dauerhaften und möglichen, erblühen lassen was im Keime dieser Staatsform liegt: die Sittlichkeit des Volks und das Reich Gottes.

13. „Geschichte des Kaisers Maximilian I." von Karl Haltaus (1850). Wer nur einigermaßen mit den Ereignissen und den Zuständen bekannt ist, in deren Mittelpunkte Kaiser Maximilian großentheils stand, und einige Kenntnisse besitzt von dem urkundlichen Material aus welchem das Bild des merkwürdigen Kaisers gleichsam herauszuarbeiten ist, der wird zu der Ueberzeugung gelangen daß eine Biographie desselben, mag sie immerhin für kein gelehrtes Publicum bestimmt sein, nicht zu den leichtesten Aufgaben gehört. Aber eine anziehende Aufgabe bleibt die historische Zeichnung dieses kaiserlichen Januskopfs, der mit dem einen Antlitz in die letzten Sonnenstrahlen des untergehenden Mittelalters schaute, während das andere der Morgenröthe der kommenden Neuzeit zugewendet war. Fragen wir nun nach Dem was unser Verfasser geleistet, so können wir es nicht verhehlen daß derselbe das Bild des kaiserlichen Helden etwas flüchtig gezeichnet hat. Die politischen und kriegerischen Ereignisse zwar, sowol die innern als die äußern, bei denen Max betheiligt war oder eine Rolle spielte, sind ausreichend und gut erzählt; aber die volksthümliche, nicht selten in einem abenteuerlichen Lichte und Costume erscheinende Gestalt desselben ist zu wenig herausgehoben, was gerade um so zweckmäßiger erscheinen dürfte, da ja des Verfassers Arbeit für gebildete Volkskreise bestimmt ist. An Mitteln zur Erreichung dieses Zwecks fehlte es nicht, wenn wir uns auch nur auf Das berufen könnten was hier und da in Raumer's und Hormayr's historischen Taschenbüchern sich vorfindet. Wahr aber ist es was der Verfasser sagt:

Für die Mittel welche Maximilian in seiner Zeit brauchte um in Deutschland durchzusetzen was Ludwig XI. in Frankreich, Heinrich VII. in England, Ferdinand der Katholische in Spanien, Papst Julius im Kirchenstaate vermochte, war er zu ehrlich und zu gutmüthig. Er mußte sich wol in die Politik seiner Zeit finden lernen, aber er liebte sie nicht und ward niemals Meister in ihr. Zudem waren die Verhältnisse in Deutschland schwieriger als irgendwo. Dennoch hat er wie sein Vater unter zahllosen Hinderungen und Unfällen die Größe seines Hauses angebahnt, die sich bald in der glänzenden Laufbahn Karl's V. wie in der reellern Macht der deutschen Habsburger offenbaren sollte.

Schließlich wollen wir nur noch die Bemerkung hierher setzen daß Chmel in seinen „Urkunden zur Geschichte Maximilian's I." — sie bilden den zehnten Band des stuttgarter Literarischen Vereins — die Aeußerung thut: Meine Urkunden machen kaum den hundertsten Theil von Dem aus was sich noch in Archiven über Maximilian vorfindet.

14. „Geschichte der Englischen Revolution bis zum Tode Karl's I." von Franz Guizot*) (1850). Obschon die von einem tiefen Ernste durchdrungenen und mit philosophischen oder staatsmännischen Betrachtungen ausgestatteten Schriften des berühmten Historikers und Staatsmannes keinen populairen Charakter ansichtragen, so macht doch die lichtvolle Darstellung, die auch diesen französischen Schriftsteller auszeichnet, das Verständniß der Sache selbst Denen möglich deren philosophische oder historische Kenntnisse keine gelehrte Grundlage haben; und da die vorliegende Uebersetzung eine sehr gelungene zu nennen ist, so wird auch der ungelehrte deutsche Leser, der des Französischen nicht kundig ist, des Verständnisses der englischen Revolution nicht entbehren. Und wir müssen es überhaupt nicht sowol einen „kühnen" als vielmehr einen „glücklichen" Griff nennen daß Guizot's Werk der „Hausbibliothek" einverleibt worden ist: es ist eine Zierde derselben. Ebenso ist es ein glücklicher Gedanke gewesen Guizot's bekannte Schrift „Warum ist die Englische Revolution gelungen?" als Einleitung dem Hauptwerke selbst vorzusetzen. Die als Einleitung verwendete Schrift enthält wahrhaft classische Stellen, die nicht minder den philosophischen Denker als den erfahrenen und durch geschichtliche Studien gereiften Staatsmann charakterisiren. Wir theilen unsern Lesern nur eine der kürzern mit:

Mag man nun das Schicksal der Völker oder das großer Männer betrachten, mag es sich um eine Monarchie oder eine Republik, eine aristokratische oder demokratische Gesellschaft handeln, so leuchtet aus den Thatsachen stets das gleiche Licht hervor. Der dauernde Erfolg ist nur im Namen der gleichen Grundsätze und auf den gleichen Wegen zu erlangen. Der Revolutionsgeist ist den durch ihn erhobenen so gut wie den von ihm gestürzten Großen verderblich. Die Politik welche diese Staaten erhält ist zugleich auch die einzige welche die Revolutionen beendet und ihren Erfolg begründet.

Bemerken wollen wir nur noch daß Guizot auch in dieser Schrift sich den Bewunderern und Vertheidigern Cromwell's anreiht, die in der neuesten Zeit so zahlreich geworden sind, namentlich in der englischen Geschichtschreibung.

15. „Geschichte der wiener Revolution" von F. A. Nordstein (1850). Um im voraus unsere Leser wissen zu lassen, von welchem Standpunkte aus der Verfasser die verhängnißvolle Katastrophe betrachten und darstellen zu müssen geglaubt hat, theilen wir gleich den Eingang des Buchs hier mit, der als das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers angesehen werden kann.

Frankreich gab immer den Anstoß zu den Vorgängen in Deutschland. Schon ein mal wälzte sich der Lavastrom aus dem Krater seiner Revolution in das deutsche Land, er verkrustete aber und die Fürsten ließen aus seiner Rinde Kettenspangen für das Volk und Ringe und Armbänder zum Schmucke der allzeit getreuen und anhänglichen Aristokratie verfertigen. Ein zweites mal warf dieser stets feuerkochende Vesuv glühende Asche herüber und sprengte manche Pulvertonne in die Luft. Die Fürsten kamen mit dem Schrecken, die Völker mit verschärften Maßregeln davon und es blieb Alles wie ehedem. Ein drittes mal aber stieg eine schwarzdunkle Rauchwolke auf und bedeckte erst mit unheimlichem Dunkel Alles ringsum, dann blitzte es lichterloh in die Höhe und die ganze Welt war von der Riesenfackel der Freiheit erleuchtet die in Frankreich angezündet ward. Diesmal hatte auch das deutsche Volk, das in der Schule einer schweren und traurigen Erfahrung erst das Mistrauen und dann die Klugheit erlernte, den günstigen Moment nicht vorüberstreichen lassen; es foderte seine Rechte und brach die Willkürherrschaft, und das geschah im Jahre des Heils Achtzehnhundertachtundvierzig.

Man kann ohne Gewissensbisse einem Oestreicher gegen das Metternich'sche System den tiefsten Unwillen Recht sprechen, ihm einen gewissen Ingrimm sogar verzeihen, ja die bewaffnete Erhebung gegen dasselbe recht wohl erklärlich finden — die kitzliche Frage: wo das Revolutionsrecht anhebe und wo es aufhöre, lassen wir natürlich hier beiseitegesetzt —, aber Das ist gewiß: als die wiener Revolution das Proletariat sich nicht nur herandrängen ließ, sondern sogar dessen bewaffnete Hülfe in Anspruch nahm, griff sie die Staatsgesellschaft, nicht blos das System an; und als sie mit den Ungarn sympathisirte und von diesen sogar sich gewinnen ließ, da trat sie nicht blos gegen Oestreich, sondern auch gegen Deutschland in die Schranken. Somit griff die wiener Revolution weit über jedes vernünftige Ziel, weit über jede Berechtigung hinaus. Zu dieser Ueberzeugung mußte man von dem Augenblicke an gelangen als man in die geheimen Triebfedern und Leidenschaften jener wiener Katastrophe einen ungetrübtern Blick zu thun Gelegenheit haben konnte. Und man muß dieselbe umsomehr beklagen, weil sie zu Scenen geführt hat, deren Andenken den Schmerz oder das Rachegefühl nicht blos Einzelner, sondern des größern Theils einer ganzen Generation wachzuerhalten geeignet sind. Und darin liegt eben der Fluch solcher Katastrophen daß auch die Gemüther so Vieler vergiftet und verbittert werden die an ihrer Herbeiführung weder einen Gefallen noch auch einen Antheil hatten. Ueber die Art nun wie der Verfasser die Ereignisse und Persönlichkeiten auffaßt und darstellt kann nach dem oben mitgetheilten politischen Glaubensbekenntnisse kein Zweifel obwalten: Robert Blum war natürlich ein wahrer Apostel der Freiheit, Kossuth ist ein großer Mann und Görgei unbedingt ein Verräther! Alle die diesen Männern gegenüberstehen sind ihrer entweder nicht würdig oder Tyrannen, und alle Diejenigen welche das Schwert des Siegers oder der Gerechtigkeit traf sind ohne Ausnahme Märtyrer der Freiheit oder Opfer von Justizmördern gewesen. Dieser Standpunkt der Anschauung jener Ereignisse ist jetzt selbst bei vielen Derer als überwunden zu betrachten die früher in der Reihe der Gesinnungsverwandten unsers Verfassers standen: er ist überwunden worden theils infolge der überzeugenden Kraft der Ereignisse selbst, theils infolge der in der jüngsten Zeit veröffentlichten schriftlichen Urkunden. Des Verfassers Darstellung greift aber weit über die wiener Ereignisse hinaus: sie umfaßt auch die gleichzeitigen Begebenheiten in Böhmen, Un-

*) Das Original erschien in der ersten Auflage zu Paris schon 1826. Darum bedarf es hier gar keiner besondern Würdigung des Werks: es hat längst seinen verdienten Platz erhalten.

garn, Tirol und Italien, wennschon wie natürlich in möglichster Gedrängtheit. Dieses Verfahren ist abgesehen von seiner innern Nothwendigkeit darum sehr zweckmäßig zu nennen, weil das Buch zugleich für Leser bestimmt ist die theils nur eine beschränkte Zeitungslecture haben, theils auf den Ankauf von Büchern die über specielle Ereignisse sprechen keine Mittel verwenden können. Wie der Verfasser aber die Bemerkung rechtfertigen will: die Franzosen wären zerfetzt und geldlos, aber begeistert nach Aegypten und Rußland gegangen, das sehen wir in der That nicht ein.

16. „Das Leben Mohammed's" von Washington Irving (1850). Die Größe der arabischen Herrschaft, die Vernichtung der alten Civilisation und die Umgestaltung der Hälfte der civilisirten Welt machen das Auftreten der Araber und die Herrschaft ihrer Khalifen zu einem großen Weltereignisse. Und das Khalifat ist eine einzig in ihrer Art dastehende Erscheinung in der Weltgeschichte: man kann sie in weltlicher Beziehung nur mit dem Römerreiche und in geistlicher Hinsicht nur mit dem Papstthume vergleichen. Zu dieser höchst merkwürdigen Gestaltung der Dinge aber hat Mohammed den Impuls gegeben. Und darum verdient er in Wahrheit die Aufmerksamkeit der Geschichtsforschung und eine umsichtige Würdigung des Historikers. Früher ist ihm aber die letztere nicht zutheilgeworden: die Einseitigkeit und Befangenheit des religiös-dogmatischen Urtheils gestatteten Dies nicht. Daß nun das historische Princip über das religiös-dogmatische den Sieg davongetragen, dazu haben wesentlich die arabischen Studien beigetragen, denen in der neuesten Zeit vornehmlich von Franzosen und Deutschen ein außerordentlich erfolgreicher Fleiß gewidmet worden ist. Und gewissermaßen als die Frucht desselben kann „Mohammed, der Prophet, sein Leben und seine Lehre" von Weil angesehen werden (Stuttgart 1843), seit Gagnier das erste Werk von Bedeutung über den arabischen Propheten. Und man gewinnt um so größeres Zutrauen zu der Tüchtigkeit der Leistung Weil's, wenn man damit dessen „Historisch-kritische Einleitung in den Koran" (Bielefeld 1844) und seine „Geschichte der Khalifen" (erster Band, Manheim 1846) vergleicht. Er kommt zu folgendem Resultat: „Mohammed war ein schlauer Staatsmann, der theils aus Liebe zu seinem Volke, theils aus Ehrgeiz Großes vollbracht hat." Sehen wir jetzt was uns Washington Irving bietet. Von neuen Forschungen und Ergebnissen kann natürlich nicht die Rede sein, sondern die Frage ist: Wie hat derselbe das Erforschte benutzt, dargestellt und zu welcher Ueberzeugung ist er über Mohammed gelangt. In den beiden erstern Beziehungen können wir ihm das Zeugniß ausstellen daß das Geleistete der Bestimmung des Buchs angemessen erscheint, und in der letzten Beziehung geben wir die Worte des Verfassers wieder, die sich in dem Abschnitte „War Mohammed ein Betrüger?" ausgesprochen finden:

Wenn wir weit davon entfernt sind Mohammed für den groben und gottlosen Betrüger zu halten als welchen ihn Einige dargestellt haben, so sind wir andererseits auch nicht geneigt ihm die Ehre eines ungeheuern Fernblicks und des tief angelegten Plans der Welteroberung welche man ihm zugeschrieben hat zuzugestehen. Er war unbezweifelt ein Mann von hohem Genie und erfinderischer Einbildungskraft; aber wie es uns scheint war er in bedeutendem Maße ein Geschöpf des augenblicklichen Antriebs und der Aufregung und stand sehr unter dem Einflusse der Umstände. Seine Plane erwuchsen aus seinem Glücke, aber nicht sein Glück aus seinen Planen. Er war 40 Jahr alt als er seine Lehren zu verkündigen begann; er ließ ein Jahr nach dem andern verfließen ehe er sie unter seiner eigenen Familie verbreitete. Als er von Mekka floh waren 13 Jahre seit der Verkündigung seiner Sendung vergangen, und er von einem reichen Kaufmann zu einem ruinirten Flüchtlinge herabgesunken. Seine militairischen Plane erweiterten sich mit seinen Hülfsmitteln, waren aber keineswegs meisterhaft und zuweilen erfolglos. Sie wurden weder kühn gefaßt noch entschieden ausgeführt, sondern oft mit Rücksicht auf die Meinungen kriegskundiger Männer um ihn her und zuweilen selbst auf die Vorschläge untergeordneter Geister hin die ihn wol auch irreführten verändert. Wenn er von Anfang an die Idee gefaßt hätte die zerstreuten uneinigen Stämme von Arabien durch eine Brüderschaft des Glaubens zu einer Nation zu verbinden, um einen äußern Eroberungsplan auszuführen, so würde er einer von den größten militairischen Erfindern gewesen sein, aber die Idee der erweiterten Eroberung war, wie es scheint, ein erst später durch den Sieg hervorgerufener Gedanke.

Man wird diesem Urtheile zwar keine offenbare Ungerechtigkeit vorzuwerfen sich veranlaßt fühlen, aber das Verdienst der Gründlichkeit darf es ebenso wenig in Anspruch nehmen. Da wol nicht viele unserer Leser wissen werden wie der große Prophet geleibt und gelebt, so theilen wir denselben des Verfassers Schilderung mit, der von Zeitgenossen überlieferte Berichte zum Grunde liegen; der arabische Typus ist leicht daraus zu erkennen, sodaß die Ueberlieferung im Allgemeinen gewiß als eine glaubhafte angesehen werden darf.

Mohammed war mitteler Größe, untersetzt gebaut und muskulös, mit großen Händen und Füßen. In seiner Jugend war er ungemein stark und kräftig, im letzten Theile seines Lebens neigte er sich jedoch der Wohlbeleibtheit zu. Sein Kopf war groß, gut geformt und trefflich auf einen Hals gestellt der sich wie eine Säule von seiner breiten Brust erhob. Seine Stirn war hoch, an den Schläfen breit und von Adern durchzogen die sich bis zu den Augenbrauen herabstreckten und anschwollen wenn er erzürnt oder aufgeregt war. Er besaß ein ovales Gesicht, markirte, ausdrucksvolle Züge, eine Adlernase, schwarze Augen, gewölbte, fest zusammengezogene Augenbrauen, einen großen und beweglichen, Beredtsamkeit andeutenden Mund, sehr weiße, etwas vereinzelt und unregelmäßig stehende Zähne, schwarzes Haar, welches ohne einen Ringel auf seine Schultern herabrollte, und einen langen und sehr starken Bart.

Um das Bild der äußern Erscheinung Mohammed's noch zu vervollständigen wollen wir unsern Lesern auch erzählen wie derselbe gekleidet war, zwar nicht nach des Verfassers Darstellung, die etwas lückenhaft ist, sondern nach dem trefflichen Werke „Dictionnaire détaillé des noms des vêtements chez les Arabes par *R. P. A. Dozy*" (Amsterdam 1845). Er trug ein Hemd von weißem Baumwollenzeuge mit Aermeln bis an das Handgelenk, kurze Beinkleider von Leinwand und einen langen wollenen Ueberrock mit seidener Bordirung, engen „Aermeln und auf der Brust offen, oder auch einen

langen, vorn mit Knöpfen besetzten Rock, zuweilen statt des Rocks einen Mantel von starkem Wollenzeuge; auf dem Kopfe einen weißen oder schwarzen Turban, an den Füßen Sandalen von Kameelleder, die mit Riemen befestigt waren, oder kurze Stiefel". Sehr zweckmäßig ist am Schlusse des Werks eine Uebersicht der Glaubenslehren des Islam wißbegierigen Lesern geboten.

17. „Geschichte Karl's des Großen" von J. F. Schröder (1850). Das Leben, die Thaten und das Wirken eines Fürsten zu beschreiben der den Geschichten Frankreichs, Deutschlands, Italiens und zum Theil sogar Spaniens angehört, durch die Legende aber selbst nach dem Lande der Briten hinübergreift, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft. Sie ist auch in der That noch nicht gelöst worden. Denn die Biographien die wir bereits besitzen sind entweder von sehr untergeordnetem Werthe — selbst des Franzosen Capefigue's „Charlemagne" ist nicht auszunehmen, indem er mehr bombastisch als gediegen sich zeigt —, oder sie beanspruchen gar keine höhere Bedeutung, indem sie nur populairen Zwecken dienen sollen; und das wahrhaft Wissenschaftliche und Gediegene bildet zusammengenommen bisjetzt gleichsam blos die Bausteine für das große und geschlossene Denkmal welches die Geschichtswissenschaft dem merkwürdigen Kaiser noch schuldet. Um ein Gesammtbild von demselben zu erhalten muß man ihn als Eroberer, als Regent, als Hausherrn und endlich auch in seinem Verhältnisse zur Legende betrachten: die dazu erfoderlichen Materialien und Hülfsmittel sind in reichem Maße vorhanden. Die urkundlichen Materialien sind bekanntlich durch die Leistungen von Pertz, Ideler*) und den Franzosen Teulot — durch seine Ausgabe der sämmtlichen Werke Einhard's — an Werth und Zuverlässigkeit bedeutend gewachsen. In Bezug auf die Legende hat Gervinus einem Biographen Karl's des Großen die Wege besser gebahnt. Was hat nun, fragen wir jetzt, unser Verfasser geleistet? Er zeigt allerdings keine ganz gewöhnliche Bekanntschaft mit seinem historischen Gegenstande, die literarischen Hülfsmittel hat er in ziemlicher Anzahl zurathegezogen und namentlich ist es ihm darum zu thun gewesen die verschiedenen Urtheile aufzufinden und zusammenzustellen, die insbesondere von deutschen und französischen Historikern über den Kaiser Karl ausgesprochen worden. Wir könnten nun leicht darüber mit dem Verfasser rechten, ob er immer die besten Historiker um ihren Rath angegangen sei, oder ob er nicht gerade mehre der tüchtigsten außer Acht gelassen habe; allein darauf kommt es in der Hauptsache gar nicht an, sondern vielmehr darauf, ob er durch seine Studien und seine Darstellungsweise es erreicht hat daß dem ungelehrten Leser ein so reines und festes Bild von dem Kaiser vor die Seele geführt worden daß er sich sagen kann: Ich begreife die ganze Größe dieses Monarchen, ich verstehe seine Stellung zu der damaligen Welt, sehe aber auch daß er wie jeder andere Sterbliche der Menschlichkeit seinen Tribut gezollt hat. Diesen höchsten Zweck seiner Aufgabe hat der Verfasser aber um deswillen nicht erreichen können, weil er die heterogensten Urtheile der Geschichtschreiber mit ihren eigenen Worten aufeinander folgen läßt: das Bild des Kaisers zerfließt auf diese Weise den Lesern vor den Augen, um zuletzt sich Capefigue's Urtheil über denselben gleichsam auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Denn Diesem schreibt der Verfasser allein eine gerechte Würdigung des Kaisers zu, und schließt zu diesem Zwecke den ganzen langen Abschnitt der von den Urtheilen über Karl den Großen handelt durch wörtlichen Abdruck einer sehr umfangreichen Stelle aus Capefigue's Werk „Charlemagne" (Paris 1842). Der Verfasser mußte alle die Hülfsmittel die ihm zugebotestanden durchstudiren, und nach diesen ein Gesammtbild entwerfen wie es sich nach bestem Wissen und Gewissen in seiner Seele gestaltete. Und sollte eine zweite Auflage erfoderlich werden, so rathen wir aus vollster Ueberzeugung das ganze vielfach gute und brauchbare Material zu einer Einheit zu verarbeiten; dann wird der nichtgelehrte Leser erst wahren Gewinn aus der Lecture des Buchs ziehen und sich den großen Kaiser in aller seiner Herrlichkeit und in allen seinen Schwächen vorstellen können. Noch hätten wir einen Wunsch. Der Verfasser spricht zwar auch von Karl's häuslichem Walten, von seiner Sorge für den Feldbau u. s. w., allein theils sehr kurz, theils an den verschiedensten Stellen. Besser war es gewiß bei dem populairen Zwecke des Buchs, wenn ein besonderer Abschnitt dem privatlichen Thun und Treiben des Kaisers und dem Einflusse den er auch auf diesem Wege auf das Volk zu äußern theils gesucht, theils wirklich erstrebt hat gewidmet worden wäre. Und das beste und brauchbarste Material fand der Verfasser in „Karl's des Großen Privat- und Hofleben" von Lorenz, in Raumer's „Historischem Taschenbuche" (erste Folge, dritter Jahrgang). Auch dieser Gegenstand möchte bei einer neuen Auflage in Berücksichtigung zu nehmen sein und wie wir überzeugt sind nicht ohne Gewinn für das Buch. In den für Schulen bestimmten Lehrbüchern steht ohnehin über dergleichen Dinge nur wenig oder sehr Allgemeines. Wie soll denn nun anders der Nichtgelehrte, der aber eine gute geschichtliche Lecture liebt und Lücken seines Wissens auszufüllen bemüht ist, den Umfang bewährter und für ihn brauchbarer Kenntnisse erweitern als gerade durch Schriften wie sie die „Hausbibliothek" in die gebildeten Volkskreise zu bringen bemüht ist? Gelehrte Schriften sind der Tendenz der „Hausbibliothek" gewiß zuwider, aber eine gewisse Gründlichkeit ist auch für ihren populairen Zweck ein unabweisbares Bedürfniß. Zu behaupten aber ist daß selbst die tüchtigste Kraft die an der Spitze derartiger Unternehmungen steht wie die „Hausbibliothek" ist, es nicht in ihrer Gewalt

*) Ideler's treffliches und überaus reichhaltiges Werk: „Leben und Wandel Karl's des Großen beschrieben von Einhard" (zwei Bände, Hamburg 1839) scheint der Verfasser gar nicht zu kennen. Ideler nahm den Plan ein Leben Karl's des Großen zu schreiben leider mit ins Grab; er war wie Wenige darauf vorbereitet und dazu befähigt.

hat gleich von vornherein Alles zu ebenen und zu glätten, und nur denjenigen Arbeiten den Zutritt zu gestatten die in jeder Beziehung befriedigend befunden werden können. Die öffentliche Kritik und der Verleger müssen nun ihre Schuldigkeit erfüllen damit der Leiter des Ganzen sein „Amt mit Freuden und nicht mit Seufzen thue!“ *)

K. Zimmer.

Lord Palmerston, l'Angleterre et le Continent par le comte *de Ficquelmont*. Édition originale écrite en français par l'auteur. Tome premier. Paris 1852.

Dieses Buch — auf dessen Titel der Verfasser alle die diplomatischen Posten verzeichnet hat mit denen er betraut gewesen, vielleicht in der jedenfalls falschen Voraussetzung daß sein Name und seine Stellung nicht genugsam bekannt wären — ist vor seinem Erscheinen in manchen deutschen Blättern nicht nur als etwas Originelles und sehr Beachtenswerthes bezeichnet, sondern auch gleich von vornherein beurtheilt und verurtheilt worden. Es scheint uns aber in mancher Beziehung von besonderm Interesse etwas ausführlicher darüber zu berichten, schon deshalb weil das Urtheil das ein östreichischer Diplomat nicht über Lord Palmerston allein, sondern über alle Ereignisse des Jahres 1848 und die damaligen Zustände der verschiedenen Staaten ausspricht ohne Zweifel von manchen Seiten eine besondere Beachtung in Anspruch nimmt. Ob wir überall oder in einzelnen Fällen die Ansichten des Verfassers theilen, kommt hier gar nicht in Frage; auch kann es umsoweniger zweckmäßig erscheinen darauf einzugehen, weil wir in solchem Falle einen weit größern Raum in Anspruch nehmen müßten als uns zugebotesteht. Wir glauben daher am besten zu thun wenn wir uns auf einen Bericht des sehr reichen Inhalts beschränken. Jeder wird sich dann von seinem Standpunkte aus das Urtheil leicht selbst bilden können.

Der Verfasser will eigentlich nicht von Personen, sondern nur von Begebenheiten sprechen. Aber die Menschen machen die Ereignisse, sagt er weiter, wie kann man sie von der Verurtheilung ausschließen? Und doch will es der Verfasser, weil es eine moralische Pflicht ist; wir werden sehen inwieweit es ihm gelungen ist. Die unglücklichen Ereignisse der letzten Jahre betrachtet er ganz richtig als einen Fehler Derjenigen welche die Aufgabe (mission) haben die Völker zu regieren, denn „eine gut regierte Gesellschaft kann nicht in einen Zustand fallen wie der ist den wir vor Augen hatten“. Wenn man aus dieser Aeußerung aber schließen wollte daß der Verfasser die Absicht hat den Regierungen allein die Schuld beizumessen, so hat man sich getäuscht. Vielmehr wird den Völkern und im Allgemeinen den Einzelnen die ihre Führer waren der Vorwurf gemacht daß sie ohne Glauben, ohne Gottverehrung leben und handeln. Nach solchen allgemeinen Betrachtungen geht der Verfasser auf die Geschichte Oestreichs und seiner einzelnen Staaten über. Ungarn macht den Anfang. Oestreich hat in den Jahren der letzten Revolution am meisten gelitten, ganz Europa sagte: Oestreich ist verloren. Das muß seine Ursachen haben. Welches sind sie? Der Verfasser sagt offen: die Ursache ist die Wirkung der Schwäche. Um hier aber ganz die Ansicht des Verfassers wiederzugeben, lassen wir die Stelle folgen welche dieses Urtheil näher erklärt. Sie lautet: „Depuis longtemps personne n'y voulait du pouvoir. Les princes qui par leur rang et par les fonctions qui leur étaient attribuées, étaient les premiers appelés à suppléer à ce qui manquait à l'exercice de la souveraineté, s'y refusaient, soit par respect pour le trône, soit par vertu privée. Chacun d'eux restait dans la sphère circonscrite de sa position, laissant au temps le soin de suppléer à ce qui faisait défaut.... Il y eut donc comme une espèce d'interrègne du pouvoir souverain. On n'était pas aveugle. On voyait les signes que le siècle donnait de toutes parts. On ne se refusait pas à l'évidence de certaines nécessités. On sentait du danger, mais ce danger venait de loin etc.“ Man erkennt jetzt wie der Verfasser die Schwäche der Regierung verstanden haben will. Daß aber in Oestreich Niemand regieren wollte, wie Graf Ficquelmont meint, hatte eben in seiner föderativen Einrichtung seinen Grund. In Oestreich muß Jemand sein der da sagt: „Je le veux, car telle est ma conviction.“ Wir wissen also schon jetzt daß der Verfasser ein Anhänger der Centralisationsidee ist, und indem er jetzt auf die Geschichte der ungarischen Revolution übergeht, können wir uns leicht denken daß er den Grund derselben darin findet daß die Bande zwischen Ungarn und Oestreich nicht eng genug zusammengezogen waren. Bemerkenswerth ist die Ansicht des Verfassers daß der Verlust der deutschen Kaiserkrone die Anhänglichkeit der Ungarn an den östreichischen Thron ebenfalls vernichtet hat. Aber näher auf die Entwickelung der ungarischen Revolution wie sie hier ausführlich und meistens sehr scharf gezeichnet ist einzugehen, würde uns zu weit führen.

Wir folgen dem Verfasser nach Italien, dessen Geschichte ihm nicht minder Veranlassung gibt zu zeigen welches seine Ansichten über die Art und Weise des Regierens sind. Daß Oestreich mit Hülfe von 60—80,000 Ungarn, die zur Strafe als Gemeine einrangirt wurden, Italien wieder eroberte, gibt dem Verfasser Gelegenheit die Humanität und Trefflichkeit der kaiserlichen Verordnungen zu preisen. Er weist dieses mal nicht ohne Genugthuung auf England hin das in den indischen Kriegen ähnliche Grundsätze befolgt. Indem er nun auf Einzelheiten übergeht, schüttet der Verfasser seinen ganzen gräflichen Zorn auf Piemont aus. Es liegt ein gewisser Hohn in den Worten der nach dem Siege nicht wohl ansteht, wenn er sagt: „Qu'est ce donc, en effet, que le Piémont, pour oser ainsi attaquer, les armes à la main, un empire comme celui d'Autriche?“ Und nun wird die ganze Geschichte Sardiniens zersetzt und herabgesetzt, ganz so wie man einen besiegten Feind behandelt wenn man nicht edel genug ist ihn zu schonen. Doch wird dann auch wieder versöhnend hinzugefügt daß der König von Sardinien, ein sonst kluger Fürst, eigentlich sich nur durch geheime Rathschläge verleiten und durch dunkele Kräfte mit fortreißen ließ. Im Allgemeinen schreibt der Verfasser die Revolution Italiens der Presse zu. Es ist nach des Verfassers Ansicht allgemein bekannt wie sehr man bemüht war die Italiener zu überzeugen daß eine Revolution hinreichen würde alle Oestreicher aus Italien zu vertreiben. Der Papst sollte der Kopf, Karl Albert der Degen sein. Die französische Presse hat das Ihrige zur Verbreitung dieser Idee beigetragen, und zum Beweise werden Stellen aus Cormenin's Flugschriften angeführt und zwar mit der Bemerkung daß Cormenin zu derselben Zeit zu den Gesetzgebern der französischen Republik gehörte. Ausführlich und eindringlich schildert der Verfasser die Thätigkeit und die Wirkung der Presse. Sie hatte die Absicht zu zeigen daß Oestreich im Verfall, daß seine Armee ohne Disciplin sei und bereit zum Aufstande, daß die östreichische Regierung Italien arm machen wollte u. dergl. Alle dergleichen Behauptungen sollten das Vertrauen Italiens zu Oestreich untergraben, während doch Oestreich so außerordentlich viel für die Lombardei namentlich gethan, „mais les ennemis de l'Autriche, toujours actifs dans la recherche des moyens

---

*) Seit der Abfassung des vorstehenden Aufsatzes sind von der „Historischen Hausbibliothek“ noch erschienen: 18. „Geschichte von Norwegen“ nach A. Faye (1851); 19. „Der Hansabund von seiner Entstehung bis zu seiner Auflösung“ von G. Gallois (1851); 20. „Geschichte von Spanien“ nach Ascargota (1851); 21. „Geschichte der Königin Maria Stuart“ von F. A. Mignet (1851); 22. „Geschichte Gustav Adolf's“ nach A. Fryxell (1851).

D. Red.

d'augmenter la défiance et d'exciter la haine, ne perdaient aucune occasion de dénaturer les meilleures intentions". Wie überhaupt der Verfasser die Gewohnheit hat sich recht ausführlich auszusprechen, so auch hier. Er geht darauf zu der Verbindung über welche sich zwischen Ungarn und Italien gegen Oestreich bildete, und erzählt darauf wie durch Verbindung des Fürsten Windischgrätz und des Ban Jellachich die Sache Oestreichs schon damals den Sieg gewonnen; von da an bildete sich in der östreichischen Regierung eine neue Ordnung der sich die ganze Bevölkerung willig fügte, denn „der Geist der Ordnung, der Anhänglichkeit und des Vertrauens ist in Oestreich so groß daß selbst die Revolution ihn nicht entwurzeln konnte". Am Ende dieses ersten Abschnitts spricht der Verfasser von geheimen Gesellschaften. Er hält es für unzweifelhaft daß ein Centralcomité besteht welches die revolutionnairen Parteien in Europa leitet, daß dasselbe den Umsturz Oestreichs beabsichtigt und daß England — nur scheinbar befreundet mit Oestreich — in Italien heimlich gegen Oestreich zu wirken bemüht war.

Die folgende Abtheilung soll sich mehr mit England beschäftigen und namentlich die Frage beantworten: „Le développement des affaires pourra-t-il conduire l'Europe au but que veulent atteindre ceux qui se sont chargés de la direction de ses destinées?" Sie beginnt mit einigen sehr bestimmt ausgesprochenen Bemerkungen über die Repräsentativregierung. Der Verfasser ist nämlich der Meinung daß eine solche unmöglich sei und stützt seine Behauptung auf die Geschichte Frankreichs seit 1815; er stellt sich zugleich aber selbst den Einwand daß eine Constitution von der Freiheit unzertrennlich sei. Die Auflösung dieses Zwiespalts finden wir in folgender Anekdote welche statt der Antwort dienen soll. Eine Frau die so geistreich war daß sie nicht nöthig hatte schön zu sein (wahrscheinlich Frau von Staël) hat gesagt daß keineswegs die Freiheit, wol aber der Despotismus in Deutschland neu sei, denn es gab im Mittelalter mehr politische Unabhängigkeit als in den neuern Zeiten; jetzt aber sei das Leben der Staaten durch Parteien neutralisirt, und die Macht nehme zu, je nachdem die Freiheit der Parteien abnehme. Nach einer ziemlich weitläufigen Auseinandersetzung dieser Behauptungen geht der Verfasser zu den materiellen Fragen über. Er hat die Bedeutsamkeit derselben wohl erkannt, stellt sie weit über die Principienfragen und bezeichnet sie als questions dominantes. Er sieht infolge der Lösung dieser Fragen einen Umschwung der Verhältnisse voraus, untersucht zu welcher Regierungsform der jetzt herrschende sociale Zustand am passendsten sei, und glaubt daß für Frankreich wenigstens entweder die repräsentative Republik oder die repräsentative Monarchie die beste Regierungsform sei, weil in diesem Staate die Herrschaft des Volks nicht wohl mehr unterdrückt werden könnte. Ob aber diese Regierungsform auch wirklich zum Heile gedeihe, darüber spricht sich der Verfasser nicht ebenso bündig aus. Er geht vielmehr auf die Ursachen zurück welche diesen neuen Geist erzeugt haben, und indem er die Untersuchung socialer Fragen wie eine Brücke aufbaut, gelangt er darüber hinweg zu dem Punkt der allerdings hervorragend im Buche ist, zu England nämlich. Er tadelt diese zu große Ausdehnung der Herrschaft des Materialismus und ist nicht der Meinung daß neben derselben eine wahre Freiheit möglich, kommt dadurch natürlich zu dem Schlusse daß die Freiheit in England nicht die rechte sei. Auch hält er es für unmöglich daß die Länder des Continents es England in seiner industriellen Thätigkeit gleichthun, denn wo sollte der nöthige Absatz herkommen? Diese Bemerkung ist sicher nicht ohne Grund, aber sie wird hoffentlich den Continent nicht abhalten seine Industrie zu erweitern. Daß im Allgemeinen der Verfasser eine Herrschaft die nach seiner Bezeichnung in „kaufen, verkaufen und erzeugen" besteht nicht sonderlich verehrt, geht aus der ganzen Betrachtungsweise zur Genüge hervor. Er sagt uns aber nicht welche Art von Herrschaft er für besser hält, spricht es wenigstens nicht deutlich aus wie sein Arkadien beschaffen sein soll. Er zieht es vor auf Namen wie Mazzini, Ledru-Rollin und ähnliche überzuspringen; sie sind ihm eine Last, er sucht Gelegenheit sich diese wenigstens durch einige Aeußerungen zu erleichtern. Dazu kommt der Unmuth darüber daß bei Gelegenheit der Industrieausstellung die englische Ruhe, Ordnung und Achtung vor dem Gesetze allgemeine Anerkennung gefunden hat, und daß man in Deutschland gesagt, „diese Achtung vor dem Gesetze findet in dem Gefühl der Freiheit, auf das jeder Engländer stolz ist, seinen Grund". Wir müssen darauf verzichten dem Verfasser in allen seinen Urtheilen über England und seine Verfassung zu folgen, und begnügen uns mit der Bemerkung, daß seine Ansichten nicht unsere Ansichten sind. Die englische Staatsschuld liefert ihm freilich Stoff genug zu allerlei Befürchtungen, und wenn wir die hier ausgesprochenen Ansichten insofern theilen als wir glauben England könnte seinem Volke ohne diese durch nutzlose Kriege aufgehäufte Staatsschuld ein behaglicheres Leben schaffen, so dürfen wir doch nicht vergessen daß England seine Schuld Engländern schuldet, und dann auch fiel uns hier der Spruch der Bibel vom Splitter und vom Balken wieder ein. Ohne Zweifel aber geht der Verfasser in seiner Theilnahme für England zu weit, wenn er z. B. Befürchtungen wie diese aufstellt: „Le gouvernement anglais n'est plus, en effet, maître de la destinée de l'Angleterre. Il faut qu'il marche bon gré mal gré dans la voie que lui trace une nécessité absolue. Le char de l'Angleterre roule sur des rails d'or et d'argent que son histoire a posé, comme roulent toutes ses locomotives sur les rails de fer. Un accident violent, imprévu, venant de loin, pourrait l'en faire sortir." Wir fürchten für England diesen „accident imprévu" nicht, und wir glauben daß schon die jetzige Session unsere Behauptung rechtfertigen wird.

Von England zu Lord Palmerston ist ein Sprung nicht weit, und da es hauptsächlicher Zweck des Buchs ist gegen den Exminister zu Felde zu ziehen, so ist denn die Polemik ganz systematisch eingerichtet und allerdings ausführlich und scharf. Aber man darf nicht glauben daß der Herr Graf gegen seinen Gegner persönlich gereizt ist, im Gegentheil, er schreibt „sans colère et sans artifice, sans fiel et sans amertume", wie er selbst es sagt; die Theilnahme, das Gefühl des Herzens ist es was ihn zu dieser Polemik treibt. „C'est avec une âme tourmentée d'inquiétude que je pense à l'avenir de l'Europe", drückt sich der Verfasser aus. Diese Theilnahme, dieses Mitgefühl sind Eigenschaften die wir höher stellen als seine politischen Ansichten. Wir wollen aber hier schließen, nicht weil wir den Inhalt des Buchs erschöpft haben, sondern weil wir in dieser Besprechung glauben zu einer Beurtheilung des Ganzen Stoff zur Genüge gegeben zu haben. Auf ein Mehres müssen wir verzichten. 20.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Dritter Band. Zweite Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Zu der im vorigen Jahre erschienenen und in Nr. 8 d. Bl. f. 1851 besprochenen ersten Abtheilung des dritten Bandes ist soeben auch noch die zweite und letzte Abtheilung des „Kosmos" hinzugekommen. Aber auch damit ist das große Werk noch nicht ganz zum Schlusse gebracht. Das noch zu Erwartende dürfte recht gut noch einen ganzen Band erfüllen.

Der Sorge welche uns schon vor sieben Jahren erfüllte, als sich der gefeierte Forscher der Natur noch am späten Abend seines berühmten Lebens an die Herausgabe einer „physischen Weltbeschreibung" machte, daß dieser ebenso anmuthige als großartige Geistesspiegel des naturkundlichen Gesammtwissens am Ende nicht mehr ganz vollendet werden möchte, dieser Sorge sind wir auch jetzt noch nicht ganz entrückt. Ein Alter von fast 83 Jahren ist ein außerordentliches Geschenk des Himmels, eignet sich aber nicht mehr zu dem Fassen und Durchführen weitaussehender Plane.

Doch hinweg mit unserer kleinmüthigen Sorge! Sie paßt da nicht wo der silberhaarene Meister sich noch so geistig rührig, stark und groß zeigt, wo er mit so unbekümmertem Selbstvertrauen, mit so rüstigem männlichem Muthe sein Werk immer weiter und weiter fördert. Warum sollten wir uns beunruhigen, da er selbst so voll sichern Vertrauens ist? Er fühlt in sich die ganze Kraft zum Vollenden seines naturwissenschaftlichen Testaments, Das erkennt man klar aus jeder Zeile um welche dasselbe sich weiter entwickelt. Ein solches Gefühl ist ein gewaltiger Hebel; wo Dies noch nicht fehlt kann sicher auch noch Großes geschaffen werden.

Die vorliegende Abtheilung vollendet den uranologischen Theil der physischen Weltbeschreibung in Hinsicht des Speciellen der einzelnen Disciplinen, deren gegenseitige Verbindung in dem Naturgemälde des ersten Bandes im Allgemeinen angedeutet worden ist. Es fehlt also noch der ganze hierzu gehörende tellurische Theil. In seinen Grundzügen und Hauptdurchführungen ist aber auch dieser schon fertig. Denn wir dürfen nicht vergessen daß der „Kosmos" eine zur Reife gediehene Frucht der 61 weltberühmten Vorlesungen ist welche der gelehrte Verfasser vom 3. November 1827 bis zum 26. April 1828 in der großen Halle der Singakademie zu Berlin gehalten hat.

Beide Abtheilungen des dritten Bandes bilden ein engzusammengehöriges Ganzes ohne eigentliche Unterbrechung. Das gesonderte Erscheinen ist wahrscheinlich nur ein Act der Rücksicht von Seiten der Verlagshandlung gegen die Verehrer des großen Gelehrten. Es beginnt diese Abtheilung mit den „Bahnelementen von Doppelsternen" und Anmerkungen des sechsten Abschnitts der vorigen Abtheilung und fügt dann noch den siebenten Abschnitt des Fixsternhimmels hinzu, über die Nebelflecke, Magellanischen Wolken und sogenannten Kohlensäcke am südlichen Himmelsgewölbe. Darauf führt sie die Leser in unser Sonnengebiet als Hauptinhalt.

Alles was wir bei der Besprechung der ersten Abtheilung im Allgemeinen angedeutet haben gilt auch hier wieder. Wir setzen es also ohne Weiteres als schon bekannt voraus und benutzen den noch übrigen Raum zu einer blos fortgesetzten literarischen Kosmosunterhaltung.

Wir lenken dazu zunächst unsere Aufmerksamkeit auf des Verfassers geistreiche Betrachtung der Nebelflecke. Er läßt den bekannten Streit über die Auflösbarkeit aller oder blos einiger Nebelflecke in Gruppen wirklicher Sterne allerdings noch unentschieden sein, neigt sich aber durch die gewaltigen Resultate, welche in neuester Zeit John Herschel, William Cranch Bond und besonders Earl of Rosse mit ihren großartigen Apparaten zutagegefördert haben, der erstern Ansicht zu, ohne aber der andern zunahezutreten. Der Reflector des Lord Rosse hat einen Spiegel von sechs Fuß Durchmesser und ist 50 Fuß lang, also läßt er das Herschel'sche Riesenteleskop noch weit hinter sich zurück. „Der Urheber dieses mächtigen optischen Apparats", sagt Humboldt, „stets das Resultat wirklicher Beobachtungen von dem trennend zu dem nur gegründete Hoffnung vorhanden ist, drückt sich selbst mit großer Vorsicht über den Orionsnebel in einem Briefe an Professor Nichol zu Glasgow aus (19. März 1846). «Nach unserer Untersuchung des berühmten Nebelflecks», sagt er, «kann ich mit Gewißheit aussprechen daß, wenn anders irgend einer, nur ein geringer Zweifel über die Auflösbarkeit bleibt. Wir konnten wegen der Luftbeschaffenheit nur die Hälfte der Vergrößerung anwenden welche der Spiegel zu tragen im Stande ist, und doch sahen wir daß Alles um das Trapezium herum eine Masse von Sternen bildet. Der übrige Theil des Nebels ist ebenfalls reich an Sternen und trägt ganz den Charakter der Auflösbarkeit.» Auch später noch (1848) soll Lord Rosse zu Parsonstown nie eine schon erlangte völlige Auflösung des Orionsnebels, sondern immer nur die nahe Hoffnung dazu, die gegründete Wahrscheinlichkeit den noch übrigen Nebel in Sterne aufzulösen verkündet haben. Wenn man trennt, in der neuerlichst so lebhaft angeregten Frage über die Nichtexistenz einer selbstleuchtenden, dunstförmigen Materie im Weltall, was der Beobachtung und was inductiven Schlußformen angehört: so lehrt eine sehr einfache Betrachtung daß durch wachsende Vervollkommnung der teleskopischen Sehkraft allerdings die Zahl der Nebel beträchtlich vermindert, aber keineswegs durch diese Verminderung erschöpft werden könne. Unter Anwendung von Fernröhren wachsender Stärke wird jedes nachfolgende auflösen was das vorhergehende unaufgelöst gelassen hat; zugleich aber auch, wenigstens theilweise, wegen seiner zunehmenden raumdurchdringenden Kraft die aufgelösten Nebel durch neue, vorher unerreichte ersetzen. Auflösung des Alten und Entdeckung des Neuen, welches wieder eine Zunahme von optischer Stärke erheischt, würden demnach in endloser Reihe aufeinanderfolgen. Sollte Dem nicht so sein, so muß man sich nach meinem Bedünken entweder den gefüllten Weltraum begrenzt oder die Weltinseln, zu deren einer wir gehören, dermaßen voneinander entfernt denken daß keines der noch zu erfindenden Fernröhre zu dem gegenüberliegenden Ufer hinüberreicht, und daß unsere letzten (äußersten) Nebel sich in Sternhaufen auflösen, welche sich wie Sterne der Milchstraße auf schwarzen, ganz dunstfreien Grund projiciren. Ist aber wol ein solcher Zustand des Weltbaus und zugleich der Vervollkommnung optischer Werkzeuge wahrscheinlich, bei dem am ganzen Firmament kein unaufgelöster Nebelfleck mehr aufzufinden wäre?" Der Verfasser behandelt diesen Theil der physischen Astronomie mit ganz besonderer Vorliebe und er redet wie Herschel, Kant, Bode und andere große Denker über die Welt der Welten in ehrfurchtsvoller, feierlicher Begeisterung so oft er einen denkenden Blick in die Unendlichkeit des Weltalls thut. Wer könnte aber ohne Bewunderung, ohne Ehrfurcht, ohne Begeisterung bleiben, wenn er von der Hand eines so ehrwürdigen Sachverständigen geleitet so klar und kräftig in das All der Schöpfung blicken kann; wer wollte mit ihm nicht staunen, wenn er erkennt daß durch die neuesten Fortschritte in der Vervollkommnung der Riesenfernröhre uns Fixsterne zu Gesicht kommen, von so gewaltiger Entfernung daß jeder Lichtstrahl erst Millionen von Jahren braucht um zu uns zu gelangen. „Kein anderes kosmisches Gebilde, kein anderer Gegenstand der mehr beschauenden als messenden Astronomie ist im gleichen Maße geeignet die Einbildungskraft zu beschäftigen; nicht etwa blos als symbolisirendes Bild räumlicher Unendlichkeit, sondern weil die Erforschung verschiedener Zustände des Seins und ihrer geahnten Verknüpfung in zeitlicher Reihenfolge uns eine Einsicht in das Werden zu offenbaren verheißt!"

Das Sonnengebiet wird in dem darauffolgenden Abschnitte als das Gebiet eines einzelnen Fixsterns unter den Millionen andern welche das bewaffnete und unbewaffnete Auge am Firmament wahrnimmt angesehen. Ob aber neben diesem seit Kepler für wahr gehaltenen Satz auch noch der wahr sei daß jeder andere Fixstern wie unsere Sonne von dunkeln Planeten, Nebenplaneten und Kometen umkreist werde, wagt Humboldt, andern vorsichtigern Denkern gleich, nicht zu entscheiden. Das Nichtsichtbarsein ist natürlich gar kein Beweis für das Nichtdasein, denn das von so entfernten nicht selbstleuchtenden Weltkörpern blos reflectirte Licht ist viel zu schwach auch selbst für die allerstärkste Fernrohrhülfe um noch gesehen werden zu können. Aber mit der bloßen Möglichkeit ist immer noch keine Gewißheit bestimmt, besonders dann nicht wenn man auch Gründe hat für die Möglichkeit des Gegentheils. „Ist aber", fragt Humboldt mit Nachdruck, „überhaupt die Annahme von Fixsterntrabanten so unbedingt nothwendig? Wenn wir einen Blick werfen auf die niedern Particularsysteme innerhalb unsers großen Planetensystems, so finden wir trotz der Analogien, welche die von vielen Trabanten umkreisten Planeten darbieten können, auch andere Planeten, Mercur, Venus, Mars, die gar keine Trabanten haben. Abstrahiren wir von dem blos Möglichen und beschränken uns auf das wirklich Erforschte, so werden wir lebhaft von der Idee durchdrungen daß das Sonnen-

system, besonders in der großen Zusammensetzung welche die letzten Jahrzehnde uns enthüllt haben, das reichste Bild gewährt von den leicht zu erkennenden unmittelbaren Beziehungen vieler Weltkörper zu einem einzigen.“ Nachdem er den Inhalt dieses zweiten Abschnitts vom dritten Bande des „Kosmos“ im Allgemeinen überblickt und einzeln namhaft gemacht hat, so geht er zur beschreibenden Physik jedes Einzelnen über. Zuerst lenkt er seine Gedanken auf die Sonne, den Centralkörper unsers Planetensystems, und bewundert ihre allbelebende, allbeherrschende Kraft. Mit Kopernicus nennt er diese lucerna mundi das erhabenste uns bekannte Werk der Weltenschöpfung. Mit Theon dem Smyrnäer sieht er die Sonne als das pulsirende Herz des Universums an. Seine poetische Erhebung ist groß, verliert aber nie die wissenschaftliche zuverlässige Basis, den Ernst der besonnenen Erwägung aller Verhältnisse. „Aber die Lichtwellen wirken nicht blos zersetzend und wieder bindend auf die Körperwelt, sie rufen nicht blos hervor aus der Erde die zarten Keime der Pflanzen, erzeugen den Grünstoff (Chlorophyll) in den Blättern und färben duftende Blüten, sie wiederholen nicht blos tausend- und aber tausendfach reflectirte Bilder der Sonne im anmuthigen Spiel der Welle wie im bewegten Grashalm der Wiese, das Himmelslicht in den verschiedenen Abstufungen seiner Intensität und Dauer steht auch im geheimnißvollen Verkehr mit dem Innern des Menschen, mit seiner geistigen Erregbarkeit, mit der trüben oder heitern Stimmung des Gemüths: Coeli tristitiam discutit sol et humani nubila animi serenat („Plin. Hist. nat.“, II, 6). Dem Verfasser wohnt eine erstaunenswürdige Belesenheit inne. Er weiß Alles und redet über Alles so scharf und klar unterrichtet als wäre er in Allem Mann von Fach; auch steht er mit den größten Fachgelehrten in brieflichem Verkehr und bespricht mit ihnen die allerneuesten Fortschritte und Ansichten der Wissenschaft. So theilt er bei der Geschichte der Entdeckung des Neptuns nicht allein ganz speciell die Ansprüche mit welche neben Le Verrier auch Adams daran habe, sondern er gibt uns auch noch einen herrlichen Zug aus der edeln Bescheidenheit und Selbstverleugnung dieses jungen Geometers von Cambridge: „I mention these earlier dates“, läßt er diesen jungen Gelehrten sagen, „merely to show, that my results were arrived at independently and previously to the publication of M. Le Verrier, and not with the intention of interfering with his just claims to the honours of the discovery, for there is no doubt that his researches were first published to the world, and led to the actual discovery of the planet by Dr. Galle: so that the facts stated above cannot detract in the slightest degree, from the credit to M. Le Verrier.“ Ebenso theilt Humboldt auch einen von Bessel erhaltenen Brief mit, worin dieser „große königsberger Astronom“ auf die ihm von jenem gestellte Anfrage sich über die Unregelmäßigkeit der Bewegung des Uranus ausspricht. Dieser Brief ist vom 8. Mai 1840; daher enthält er wol ziemlich die letzte bekanntgewordene Ansicht Bessel's über die Ursachen der Störungen des Uranus. „Ich meinte daher“, heißt die bedeutungsvollste Stelle des Briefs, „daß eine Zeit kommen werde wo man die Auflösung des Räthsels vielleicht in einem neuen Planeten finden werde, dessen Elemente aus ihren Wirkungen auf den Uranus erkannt und durch die auf den Saturn bestätigt werden könnten. Daß diese Zeit schon vorhanden sei, bin ich weit entfernt gewesen zu sagen; allein versuchen werde ich jetzt wie weit die vorhandenen Thatsachen führen können.“ Dann erwähnt der berühmte Sternkundige noch daß er diesen Gedanken schon seit einer Reihe von Jahren verfolge, daß er viele Vorarbeiten und Versuche deshalb angestellt habe, daß er eben jetzt die Sache mit einem seiner Schüler, Flemming, der nach Danzig gerufen sei, verabredet und in Angriff genommen habe.

Aus dem Capitel über Kometen bringen wir folgende gewiß allgemein interessirende Mittheilung: „Seit dem Erscheinen des astronomischen Theils meines Naturgemäldes hat die Kometenwelt ein Ereigniß dargeboten, dessen bloße Möglichkeit man wol vorher kaum geahnt hatte. Der Biela'sche Komet, ein innerer, von kurzer, 6⅗jähriger Umlaufszeit, hat sich in zwei Kometen von ähnlicher Gestalt, doch ungleicher Dimension, beide mit Kopf und Schweif, getheilt. Sie haben sich, solange man sie beobachten konnte, nicht wieder vereinigt und sind gesondert fast parallel miteinander fortgeschritten. Am 19. December 1845 hatte Hind in dem ungetheilten Kometen schon eine Art Protuberanz gegen Norden bemerkt; aber am 21. war noch (nach Encke's Beobachtung in Berlin) von einer Trennung Nichts zu sehen. Die schon erfolgte Trennung wurde in Nordamerika zuerst am 29. December 1845, in Europa erst um die Mitte und das Ende Januar 1846 erkannt. Der neue, kleinere Komet ging nördlich voran. Der Abstand beider war anfangs 3, später (20. Februar) nach Otto Struve's interessanter Zeichnung 6 Minuten. Die Lichtstärke wechselte, sodaß der allmälig wachsende Nebenkomet eine zeitlang den Hauptkometen an Lichtstärke übertraf. Die Nebelhüllen welche jeden der Kerne umgaben hatten keine bestimmten Umrisse: die des größern Kometen zeigte sogar gegen SSW eine lichtschwache Anschwellung; aber der Himmelsraum zwischen den beiden Kometen wurde in Pulkowa ganz nebelfrei gesehen. Einige Tage später hat Lieutenant Maury in Washington in einem neunzölligen münchener Refractor Strahlen bemerkt welche der größere, ältere Komet dem kleinern, neuen zusandte, sodaß wie eine brückenartige Verbindung eine zeitlang entstand. Am 24. März war der kleinere Komet wegen zunehmender Lichtschwäche kaum noch zu erkennen. Man sah nur noch den größern bis zum 16.—20. April, wo dann auch dieser verschwand. Ich habe diese wundersame Erscheinung in ihren Einzelheiten beschrieben, so weit dieselben haben beobachtet werden können. Leider ist der eigentliche Act der Trennung und der kurz vorhergehende Zustand des ältern Kometen der Beobachtung entgangen. Ist der abgetrennte Komet uns nur sichtbar geworden wegen Entfernung und großer Lichtschwäche, oder hat er sich aufgelöst? Wird er als Begleiter wiedererkannt werden, und wird der Biela'sche Komet bei andern Wiedererscheinungen ähnliche Anomalien darbieten?“ Diese und noch einige andere Fragen läßt der Verfasser unbeantwortet, er will damit nur anregen und hinweisen auf Das was fernere Beobachtungen erst noch aufzuhellen haben. Nichts ist natürlicher als nachzuforschen ob in der übrigen Welt der Kometen und Planeten nicht noch ein Beispiel der Entstehung neuer Himmelskörper durch Theilung vorkomme, und wer dächte dann nicht an die berühmte Olbers'sche Hypothese über die kleinern Planeten, worüber Herschel so spöttelnd die Nase rümpfte?

Der letzte Abschnitt ist den Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteinen gewidmet. Er bringt des Interessanten gar viel. Humboldt hat gerade über diesen Theil der Physik des Himmels viel eigene Erfahrung, viel selbständige Forschung; auch ist durch seine Anregung der Gegenstand ungemein rasch weiter gefördert worden, sodaß seit dem Erscheinen des ersten Bandes des „Kosmos“, wo auch schon im Allgemeinen von diesem Punkte der physischen Weltbeschreibung die Rede war, noch sehr viel Neues hinzugekommen und manches Unhaltbare beseitigt ist. Dies betrifft vorzugsweise die Resultate der Beobachtung von periodischen Sternschnuppenströmen. Es ist bekannt daß die beiden Hauptepochen, in denen jährlich der Sternschnuppenfall am häufigsten vorkommen soll, auf die Monate August und November fallen; sorgfältigere andauernde Beobachtungen haben aber jetzt herausgestellt daß zu jenen beiden noch fünf andere hinzugekommen sind welche in Januar, April, Juli, October und December fallen. Die erste Veranlassung zur Novemberbeobachtung gab der große Sternschnuppenfall von 1799 welchen Humboldt mit seinem Freunde Bonpland zu Cumana in der Nacht vom 11. auf den 12. November beobachtet hatte; als man nun 1833 in der Nacht vom 12. auf den 13. November einen ebenso starken Meteorfall beobachtet hatte, so entschloß man sich zu sorgfältigern Beobachtungen und fand daß zwischen dem 2. und 5. August und zwischen dem 12. und

14. November das Fallen der Sternschnuppen am häufigsten vorkomme. Außer dieser Untersuchung über das periodische Erscheinen der Sternschnuppenfälle werden auch die Punkte des Himmels bezeichnet, von welchen dieses wunderbare Phänomen am meisten und regelmäßigsten seinen Anfang nimmt, es wird die Wahrscheinlichkeit der Entfernung dieser Meteore von der Erde und ihr Wesen besprochen. „Ob je Etwas aus den Sternschnuppen zur Erde gefallen", sagt Humboldt in Betreff des letzten Punktes, „ist vielfach im entgegengesetzten Sinne erörtert worden. Die Strohdächer der Gemeinde Belmont (Departement de l'Ain, Arrondissement Belley), welche in der Nacht vom 13. November 1835, also zur Epoche des bekannten Novemberphänomens durch ein Meteor angezündet wurden, erhielten das Feuer, wie es scheint, nicht aus einer fallenden Sternschnuppe, sondern aus einer zerspringenden Feuerkugel, welche (problematisch gebliebene) Aërolithen soll haben fallen lassen, nach den Berichten von Millet d'Aubenton. Ein ähnlicher Brand, durch eine Feuerkugel veranlaßt, entstand den 22. März 1846 um 3 Uhr Nachmittags in der Commune de St.-Paul bei Bagnère de Luchon. Nur der Steinfall in Angers (9. Juni 1822) wurde einer bei Poitiers gesehenen Sternschnuppe beigemessen. Das nicht vollständig genug beschriebene Phänomen verdient die größte Beachtung. Die Sternschnuppe glich ganz den sogenannten römischen Lichtern in der Feuerwerkerei. Sie ließ einen geradlinigen Strich zurück, nach oben sehr schmal, nach unten sehr breit und von großem Glanze, der 10—12 Minuten dauerte. Siebzehn Meilen nördlich von Poitiers fiel unter heftigen Detonationen ein Aërolith." Auch über die verschiedene Größe der Sternschnuppen gibt der gelehrte Verfasser mehre noch ganz neue wichtige Beobachtungen. Einige dieser immer noch wenig gekannten Meteore besitzen eine Größe bis zum scheinbaren Durchmesser des Jupiter oder der Venus; in Utrecht hat man am 23. August 1812 ein solches Feuermeteor beobachtet welches anfangs klein wie ein leuchtender Punkt erschien, sich aber rasch mehr und mehr ausdehnte bis es sogar die Größe des Mondes annahm. „Bei sehr reichen Meteorfällen", sagt Humboldt, „wie bei denen von 1799 und 1833, sind unbezweifelt viele Feuerkugeln mit Tausenden von Sternschnuppen gemengt gewesen; aber die Identität beider Arten von Feuermeteoren ist doch bisher keineswegs erwiesen. Verwandtschaft ist nicht Identität. Es bleibt noch Vieles zu erforschen über die physischen Verhältnisse beider; über die vom Admiral Wrangel an der Küste des Eismeers bezeichnete Einwirkung der Sternschnuppen auf Entwickelung des Polarlichts und auf so viele unbestimmt beschriebene, aber darum nicht voreilig zu negirende Lichtprocesse welche der Entstehung einiger Feuerkugeln vorhergegangen sind. Der größere Theil der Feuerkugeln erscheint unbegleitet von Sternschnuppen und zeigt keine Periodicität der Erscheinung. Was wir von den Sternschnuppen wissen in Hinsicht auf die Radiation aus bestimmten Punkten, ist für jetzt nur mit Vorsicht auf Feuerkugeln anzuwenden."

Ganz am Ende dieses Bandes stehen noch „Schlußworte" des Verfassers, in denen er einen denkenden Blick zurückthut auf das Erstrebte und aufs neue daran erinnert daß die Ausführung dieses uranologischen Theils der physischen Weltbeschreibung „nur unter den Bedingungen hat geschehen können welche in der Einleitung zum dritten Bande des «Kosmos» bezeichnet worden sind", daß sie also wesentlich verschieden sein müsse von den Lehrbüchern der Astronomie.

H. Birnbaum.

Neuigkeiten der belgischen Literatur.

Die Anstrengungen welche Belgien jährlich macht um auf dem Gebiete der Geschichte seine Nationalität geltendzumachen sind im Ganzen beiweitem nicht so anerkannt als sie es verdienen. Belgien constituirte sich vor kaum 20 Jahren als Nation und macht alle möglichen Anstrengungen um auf dem Gebiete der Wissenschaften und Literatur denselben Platz einzunehmen den es auf dem Gebiete der materiellen und politischen Interessen einnimmt. Es ist Dies eine schwere Aufgabe für die belgischen Schriftsteller; allein interessante Arbeiten beweisen daß sie dieselbe wohl lösen könnten, wenn es die belgische Regierung ihrerseits verstände diese Anstrengungen zu benutzen und zu unterstützen.

Zwei Werke zeichnen sich unter den neuen Erscheinungen besonders aus: die „Histoire du Congrès national de Belgique" von Theodor Juste und die „Histoire du droit des gens" von F. Laurent. Das erste Buch schildert eine der interessantesten Episoden der Gegenwart. In einem Jahrhundert wo Alles nach gegenseitiger Annäherung der Völker strebt, nach Gemeinsamkeit der Ideen, nach engerer und häufigerer Beziehung der Interessen, sieht man plötzlich ein Königreich durch ein blos inneres Zerreißen sich in zwei Staaten theilen. Und was noch seltsamer ist, in einer Zeit wo der Glaube in der Geschichte der Menschheit so vielen Einfluß verloren hat und wo der Glaube und die Freiheit überall sich feindlich gegenüberstehen, ist die Haupttriebfeder dieser Trennung ein religiöser Grund und tritt in dem Unabhängigkeitskampfe die patriotische Allianz der Freiheit mit dem Christenthume auf.

So entstand die belgische Revolution. Wie nach diesem glücklichen Anfange Belgien die Stürme beschwören konnte welche ringsumher tobten, Dies lehrt uns Theodor Juste, indem er die Geschichte des Nationalcongresses schildert, der mit einem bei einer solchen Versammlung seltenen Takte einen neuen Staat auf den Frieden zu gründen und ihn auf den geheiligten Basen der Gerechtigkeit und Freiheit, des Althergebrachten und des gerechtfertigten Fortschritts zu befestigen wußte.

Drei große Werke verdankt Belgien seinem Congreß: die Wiederherstellung der belgischen Nation, die Thronerhebung einer die wiedererlangte Unabhängigkeit überwachenden Dynastie und die Errichtung einer bis dahin ohnegleichen gewesenen demokratischen Monarchie in Europa. Die nordischen Mächte fürchteten in der belgischen Unabhängigkeit das Zerreißen der ihnen günstigen Verträge und die Verbreitung des Revolutionsgeistes, der ihnen einen Schritt näher trat. England fürchtete vorallem die Vergrößerung Frankreichs und die Verminderung seines eigenen Handels. Ludwig Philipp brachte bei dieser Gelegenheit Belgien eine große Unterstützung. Er hob das erste Hinderniß seiner Unabhängigkeit, indem er die Politik der Nichtintervention annahm; seine Uneigennützigkeit unterdrückte das zweite, und Dies war in der That nicht das kleinste, durch den festen Widerstand den er jedem Gedanken an Einverleibung oder Familienehrgeiz entgegensetzte.

Nach der Frage der Nationalität kam die über die Form der Regierung, eine ernste Frage die Europa unaufhörlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bisjetzt bewegt hat. Es ist interessant zu sehen durch welche Gründe sie in Belgien gelöst ward. Die Republik ward im Interesse der baldigen Vereinigung mit Frankreich von Lardinois, David und Camille Desmet verkündet und im Interesse der religiösen Freiheit vom Abbé de Haerne, der den Doctrinen des Journals „Avenir" folgte. Die Ansicht Seron's, Pirson's und Robaulx' stützte sich auf die Republik selbst, als die Regierungsform welche für die Demokratie sich am besten eigne. Diese Männer sagten: „Die Republik realisirt besser als irgend eine andere Regierung das Gemeinwohl, denn sie gründet sich auf den Willen Aller; das Gesetz unterliegt nicht mehr der Laune eines Einzelnen und kann nicht mehr durch eine einzelne Individualität ersetzt werden; außerdem bleiben die Sitten einfach und streng, denn es fehlt der Luxus und die Verschwendung des Hofs." Die Parteigänger der constitutionnellen Monarchie ihrerseits bekämpften die Republik aus zwei Gründen, welche sie theils von der eigenthümlichen Lage Belgiens hernahmen, theils aus der Sachlage selbst. „Kein Regierungssystem", sagte Devaux, „begünstigt die fremde Intervention so sehr als die Republik, die Leidenschaft

macht die Parteien gleichgültig gegen die Mittel, sie denken nur an Triumph; die Geschichte der Republiken hat es gezeigt daß die Parteien zuletzt alle offen oder im Geheimen sich mit einer besiegten oder mit einer eifersüchtigen Macht verbinden." Diese Gründe siegten und mit 174 gegen 13 entschied der Congreß sich für erbliche Monarchie. Noch blieb aber die Organisation der Staatsgewalten und der öffentlichen Freiheiten übrig. Hier zeigte sich die politische Erfahrung, das vorausſichtige Geschick des belgischen Congresses. Er gab Belgien die noch bestehende Constitution. Dieser Verfassung ist es zu danken daß jetzt kein Mensch in Belgien weder das Princip der Gewalt noch die Form der Regierung angreift; die Parteien bekämpfen sich auf dem gesetzlichen Boden und die Gewohnheit schützt das Gesetz.

Das Buch Juste's zeigt an dem Verfasser zwei wesentliche Eigenschaften eines Historikers, Genauigkeit und Unparteilichkeit. Auch Laurent's Werk: „Histoire du droit des gens", offenbart Vorzüge welche Anerkennung verdienen. Dasselbe führt uns in einen Kreis von Ideen und historischen Problemen, der von dem Juste's ganz verschieden ist. Durch die Geschichte zu beweisen daß die Menschheit auf die Verbrüderung und den Frieden zustrebt, Dies ist der Plan des Professors der Universität zu Gent. Er studirt der Reihe nach die alten und neuen Völker und theilt seine Aufgabe nach den Ereignissen ein. Von den beiden versprochenen Theilen ist erst der erste erschienen. Er umfaßt den Orient, Griechenland und Rom. Im Orient herrscht die Theokratie und die Schranken der Kasten erheben sich ewig zwischen den Menschen; in Griechenland emancipirt sich der menschliche Geist vom priesterlichen Joche und die Stadt substituirt sich der Kaste. Rom, bestimmt die Welt mit den Waffen zu erobern, schuf durch seine Gesetze die politische Einheit. Alle freien Menschen wurden daher Mitglieder derselben Stadt, und es gab außerdem nur noch Sklaven. Diese allgemeinen Züge sind ebenso genau als richtig markirt. In dem Buche Laurent's findet sich eine Menge sehr richtiger Gedanken über die Kraft und die Absonderung des Alterthums. Wo die Macht ist, da ist die Gerechtigkeit, „id aequius, quod validius", sagt Tacitus. Die Absonderung findet ihren größten Ausdruck in dem engen Patriotismus der Alten, die Alles außer ihnen Barbaren nannten, die mit dem Worte „fremd" den „Feind" bezeichneten, die den Besiegten zum Sklaven machten und das eroberte Land in die Sklaverei brachten. Laurent fällt mitunter in den Strom der Systeme der Gegenwart. Zwei Gedanken verblenden und nehmen ihn ein: der Gedanke an eine fortwährende und immer fortschreitende Offenbarung, deren Licht immer reiner und glänzender aus dem Innern der Menschheit steigen soll um ihren Weg zu erleuchten; und die Idee einer gewissen Solidarität des Schicksals, die aus allen Menschen nur ein Ganzes machen soll. Da diese doppelte Einbildung darauf hingeht die Grundlage der christlichen Wahrheit und die sociale Zukunft anzugreifen, so ist es der Mühe werth sie näher zu betrachten.

Das Christenthum hält als erstes Dogma fest daß der Mensch ursprünglich gut gewesen, aber schnell durch die Sünde gefallen sei, und daß es der göttlichen Offenbarung bedürfe um die Folgen seines Falls, die Finsterniß des Verstandes und die Verderbtheit des Fleisches zu beseitigen. Lange Zeit glaubte die Philosophie im Einverständniß mit der Religion auf das allgemeine Zeugniß der Vergangenheit an eine Periode des Glücks und der Unschuld, die mit der Kindheit der Menschheit zusammenfalle. Seitdem ist sie anderer Meinung geworden und sagt daß das Goldene Zeitalter nicht hinter uns, sondern vor uns zu suchen sei. Die Offenbarung die ehedem geleugnet wurde wird jetzt anerkannt, aber die Quelle ist eine andere; man findet sie im Menschen, der so seine Leuchte und sein Gott geworden ist. In Deutschland entstand diese trügerische Hypothese zuerst; da die Vernunft ihr aber die Hülfe versagte, so suchte sie einen historischen Stützpunkt. Durch das Studium des Ursprungs der religiösen Idee und ihrer Entwickelung bei den verschiedenen Völkern entstanden nur unfruchtbare Hypothesen und traurige Täuschungen. Der Humanismus war ein zweiter Irrthum der auf die historischen Werke der Gegenwart seinen Einfluß ausübte und der auch bei Laurent seine Spur zurückließ. Vom Humanismus zur menschlichen Solidarität ist es nur ein Schritt. Der eine nimmt die Unabhängigkeit des Bürgers, die andere die des Menschen weg. Laurent hätte wissen können und sollen daß die Association sich nur auf Kosten der persönlichen Freiheit zu einer öffentlichen Einrichtung erhebt, daß sie immer in der Wiege der Völker oder an ihrem Grabe erscheint, entweder durch die Schwäche oder die Tyrannei hervorgerufen. Bei den germanischen, immer miteinander im Kriege lebenden Stämmen zeigt sich die Association überall. Neben der militairischen Association des Häuptlings und seiner Gefährten, neben den auf Eidschwur zu wechselseitiger Hülfe gegründeten Gilden bestand die Familie zur Vertheidigung ebenso sehr wie zur Liebe, zur Rache und zur Unterstützung.

Das Buch Laurent's verdient indeß trotz einiger falscher Ansichten einen bemerkenswerthen Platz unter den historischen Arbeiten Belgiens, und die tüchtige Bildung des Verfassers gleicht mitunter seine utopischen Gedanken aus.

Neben den Werken Laurent's und Juste's zeigen andere Erscheinungen leichtern Inhalts daß der belgische Geist sich mit nicht weniger Eifer auf dem Gebiete der schönen Künste wie auf dem der Wissenschaften versucht. So empfehlen sich die Fabeln von de Stassart durch eine liebenswürdige Heiterkeit und eine feine Gutmüthigkeit; eine englische Uebersetzung ist vor kurzem davon erschienen. Ein kleines Gedicht von van Hasselt: „La mort de Louise Marie d'Orléans", zeichnet sich ebenfalls durch lebendige und rührende Begeisterung aus. Alle diese Erscheinungen sind durch ein gemeinsames Band verbunden; es ist Dies ein aufrichtiger Patriotismus, ein tiefes Gefühl für die wahren Quellen nationaler Originalität. 16.

Stehenbleiben und Fortschreiten.

Soll man überconservativ alle Neuerungen, Theorien, Systemverbesserungen abweisen? Gewiß nicht, es sei denn man zeige die Güte des Alten und Bestehenden. Soll man überfortschreitig allem Neuen sich anschließen? Ebenso wenig, es sei denn man zeige die Güte desselben. Auf dem Zeigen und Einsehen also beruht das beiderseits Vernünftige. Theorien und Erfahrungen wollen aus der Beschaffenheit des Vergangenen den Werth des Künftigen deuten; ist der Ueberblick des erstern beschränkt, dann auch derjenige des zweiten, und diese Beschränktheit wird oft unter dem Namen der Erfahrung und des Praktischen dem Inhalt der Theorien entgegengesetzt; geht der Ueberblick ins Weite und Unbestimmte, dann fehlt die Haltung des Wirklichen, Erfahrung und Praxis werden verachtet. Laut der ersten Lehre ist Nichts gefährlicher als vor sich hinaussehen, nach der zweiten Nichts schädlicher als rückwärts schauen; laut der ersten wäre der beste Staatsmann stockblind für alle Ferne, nach der zweiten weitsichtig, ohne Wahrnehmung näherer Gegenstände. Ein Engländer sagte von Pitt, er „fühle seinen Weg"; aber der Mensch fühlt nicht seinen Weg wenn er ihn sehen kann.

Dies zu können, ein scharfes Auge haben für Weite und Nähe, ist die Tugend des Staatsmanns, hauptsächlich eine Gabe der Natur, aber auch durch Uebung zu erwerben und zu verstärken. Unsere Zeit, in welcher junge Männer schon Augengläser tragen, entbehrt einige Tugend, und die Brillen — oft gefärbt und verzerrend — vermehren das Uebel. Man sollte ein Glas erfinden durch welches Jeder der es vorhielte gleich gut die Gegenstände in Nähe und Ferne erblickte.

Manche meinen in Philosophie dergleichen gefunden zu haben, und freilich weil diese alles Wirkliche und Mögliche erforscht und beleuchtet, wäre sie vorzüglich zu empfehlen. Nur gibt es eine zweifache Art der Philosophen, die Lehrenden und die Lernenden; von Jenen wird oft Nichts gelernt, und Letztere

hält man für unfertig. Jene bilden Schulen, machen Hauptstücke, Abschnitte, fangen an und fahren fort in Paragraphen, diese entwickeln für augenblickliches Bedürfniß; jene bilden Nachseher und Nachbeter, diese verweisen an das eigene Gesicht und Wort. Sokrates und Platon wären die Lernenden zu nennen gegenüber unsern lehrenden Kathedern, sie haben nicht Alles ganz fertig für jeden Handgebrauch des Deducirens und Beweisens, müssen sich ihre Lehrmittel für Erhellung eines besondern Gesichtskreises und Zwecks augenblicklich schaffen, gehen auch hierbei noch auf das Lernen aus, was Sokrates unverhüllt gestand und, indem er von Andern lernen wollte, selbst lehrte. Ihre Art der Unterweisung ist später bei den Griechen selbst und noch mehr bei uns außer Brauch gekommen, man will für die Blödsichtigkeit Universalaugengläser und gibt oft solche durch welche ein gutes Auge Nichts sieht. Daher dann für schlechte Augen die Philosophie ein unzulängliches Hülfsmittel bleibt und von Einigen verschrieen wird, das Sehen aber immermehr zu den Seltenheiten gehört und die Staatsmänner minder glücklich sind als ihr Vorgänger Pitt, der doch seinen Weg zu „fühlen" verstand. Wir glauben indeß auch dieses sei unmöglich ohne wenigstens Etwas zu sehen.

36.

Notizen.

Der General Gouvion Saint-Cyr und seine Soldaten.

In der Organisation der französischen Armee vor dem Kaiserreich waren die Truppen in Halbbrigaden eingetheilt; eine jede bildete ein Regiment. Zwei derselben, die zwanzigste und die zweiundfunfzigste, hatten in einer Garnison Streitigkeiten und haßten sich tödtlich. Man vermied jede Berührung derselben untereinander. Ein unglücklicher Zufall vereinigte sie in Italien in derselben Division des Generals Gouvion Saint-Cyr. Die Gegenwart des Feindes, die Disciplin und vorallem die Ehrfurcht vor dem General konnten allein sie abhalten aufeinanderloszugehen. Die zweiundfunfzigste Halbbrigade wurde zum Angriff commandirt und befolgte muthig diesen Befehl; der Feind entfaltete jedoch mit einem male große Kräfte, und nur mit Mühe konnte sie widerstehen, während ihre Reihen furchtbar gelichtet wurden. Gouvion Saint-Cyr wartete ruhig und nachdenkend den Augenblick ab und trat vor die Fronte der zwanzigsten Halbbrigade, die aufmerksam das Gewehr im Arm dastand. „Kameraden", sagte der General zu den Soldaten, „ihr seht da die zweiundfunfzigste Brigade; sie ist eurer würdig, denn sie ist tapfer; da habt ihr eine schöne Gelegenheit euch an ihr zu rächen; macht sie frei!" Ein Ruf erhob sich: „Vorwärts General!" und „Vorwärts!" commandirte dieser selbst an der Spitze. Die zwanzigste brach los, ihr furchtbares Feuer brachte den Feind zum Stehen, das Bayonnet trieb ihn in die Flucht, und die Soldaten beider Regimenter fielen einander in die Arme.

Peruanische Ballsitten.

Eine eigenthümliche Sitte der spanischen Creolen in Peru ist daß wenn ein Ball gegeben wird, in einem Nebenzimmer eine Menge Frauen sich befinden die mehr als einfach gekleidet sind und um den Kopf einen Shawl tragen; es sind dies die Mütter der Tänzerinnen und andere Damen die den Ball mit ansehen wollen ohne Toilette zu machen. Es gibt solcher Tapadas (so heißen die Damen welche das Incognito bewahren) auf einem Balle oft ebenso viele als Tänzerinnen. Ein anderer noch seltsamerer Brauch ist es daß die Thüren der Häuser in welchen eine Soirée gegeben wird offen bleiben. Es ist dann jedem vorübergehenden Weißen erlaubt sich an der Thür des Ballsaals aufzustellen; die spätern Ankömmlinge drängen die vordern und so kommen allmälig rechts und links der Thüre viele in den Saal selbst. Zur Zeit der Vicekönige hielt jeder Spanier unter dem Titel eines Weißen und eines Hidalgo sich dem reichen Kaufmann und dem mächtigsten Edelmanne des Landes für ebenbürtig; von diesem Grundsatze schreibt sich die obige Sitte her.

11.

Bibliographie.

Almanach für Freunde der Schauspielkunst. Herausgegeben von A. Heinrich. 16ter Jahrgang. Mit dem Portrait und der Biographie des Königl. General-Intendanten Hrn. v. Küstner. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Benfey, T., Handbuch der Sanskritsprache. Zum Gebrauche für Vorlesungen und zum Selbststudium. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 5 Thlr.

Biesterfeld, C. W., Die Mutter im Irrenhause. Wahrheit. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde in Laodicea. [Brief Pauli an die Colosser IV, 16.] Dieser verloren gegangene Brief wurde vom Herrn Selbst einem von Ihm erwählten Knechte im Jahre 1844 offenbaret. Heilbronn, Landherr. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Byron, Lord, Der Korsar. Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Curtius, E., Olympia. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 10. Januar gehalten. Mit 2 lithographirten Tafeln. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Bischof Dr. Dräseke als Maurer. Eine Sammlung seiner Vorträge und Festreden in der Loge. Herausgegeben von A. W. Müller. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Fabri, F., Die öffentliche Meinung und die Politik in ihrer Wechselwirkung. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 15 Ngr.

Ficquelmont, C. L. Graf, Lord Palmerston, England und der Continent. Wien, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Gutzkow's, K., dramatische Werke. 7ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 8. 25 Ngr.

Hengstenberg, E. W., Ueber den Tag des Herrn. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 20 Ngr.

Hertz, H., Ninon de Lenclos. Schauspiel in fünf Acten. Uebertragen von H. Thaulow. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

James, G. P. R., Rache. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von C. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Keyserlingk, H. A. J. Freih. v., Erinnerungen für das preussische Heer. Berlin. 8. 22½ Ngr.

Muquardt, C., Das literarische Eigenthumsrecht, der Nachdruck und das Wesen der Presse in Beziehung auf Journal- und Bücher-Literatur. Eine Analyse. Brüssel und Leipzig, Muquardt. 1851. 8. 8 Ngr.

Roscher, W., Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik. 3te stark vermehrte und verbesserte Ausgabe. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 21 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Armee und ihr Budget. Den Preußischen Kammern. Berlin, Hempel. Lex.-8. 5 Ngr.

Delitzsch, Die bayerische Abendmahlsgemeinschaftsfrage. Ein Anfang eingehenderer Erörterung. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschland gegenüber der Katastrophe von 1852. Vom Verfasser der Schrift: „Die Politik der Versöhnung und die Solidarität der Regierungen." Berlin, Brandis. 8. 4 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № VIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Ahn (F.), Nouvelle Méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier cours. 4me édition. 8. 1851. Geh. 8 Ngr. — Second cours. 2me édition. 1850. 10 Ngr.

2. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** First course. Second edition. 8. Geh. 10 Ngr. — Second course. Second edition. 12 Ngr.

3. ———, Key to the exercises of **Ahn's** New method of learning the German language. First and second course. 8. Geh. 5 Ngr.

4. **Album der neuern deutschen Lyrik.** Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 2 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

   Dieses Album, ursprünglich nicht für den Druck bestimmt, wurde angelegt, um einen zu ausschließlichen Verehrer Goethe's, der deshalb die Producte der neuern deutschen Lyrik seit Uhland geringschätzte, von seinem Irrthum zu überzeugen. Zu diesem Zweck wurden nach und nach über 25,000 Gedichte geprüft. Dies sowie der rein ästhetische Standpunkt, von dem aus dieses Album nur beurtheilt sein will und der sich in der höchst geschmackvollen Auswahl bekundet, sichern ihm den Vorrang über ähnliche Sammlungen. Das Publicum mag entscheiden, ob der Herausgeber Dr. **O. Eichert** Das erreicht hat, was er in dem Vorwort als seinen Zweck angibt: „Das Beste sollte hier dargeboten werden, wozu der deutsche Genius während der letzten Decennien unsere Dichter angeregt hat; es sollte eine Sammlung entstehen, mit der wir uns auch vor dem Auslande könnten sehen lassen".

5. **Althaus (E.) (Emile d'Estrées), Leid und Lust.** Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

6. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Aerzte. Erster bis siebenter Band. 8. 1837—51. 18 Thlr. 20 Ngr.

7. **Anleitung zum Selbststudium der Hydrostatik und Hydraulik.** Nach dem **Book of science** von **J. Sporschil.** Mit 25 Abbildungen. Zweite Auflage. 8. Geh. 4 Ngr.

   Zu ermäßigten Preisen sind zu erhalten:
   Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Auflage (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — Pneumatik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Akustik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Pyronomik. Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Optik. Zweite Auflage. (12 Ngr.) 4 Ngr. — Elektricität, Galvanismus und Magnetismus. Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Mineralogie. (22 Ngr.) 8 Ngr. — Krystallographie. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Geologie. (26 Ngr.) 8 Ngr. — Versteinerungskunde. (15 Ngr.) 8 Ngr. — Chemie. (22 Ngr.) 8 Ngr. — Bergbau und Hüttenkunde. (15 Ngr.) 8 Ngr. — Meteorologie. (12 Ngr.) 4 Ngr. — Anfangsgründe der Botanik. Zweite Auflage. (20 Ngr.) 8 Ngr.
   Die vorstehenden Werkchen bilden eine vollständige kleine Bibliothek zum Studium der Naturwissenschaften.

8. **Arthalis, Die letzten Blüten.** Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

9. **Bachmayr (J. N.), Der Trank der Vergessenheit.** Volksdrama in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

10. **Beaumont (Mad. Leprince de), Le Magasin des enfants.** Revu et augmenté de nouveaux contes par Mme. *Eugénie Foa.* Seconde édition. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

11. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Erstes bis sechstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.
    1. Unsterblichkeit, von H. Ritter.
    2. Der gestirnte Himmel, von J. H. Mädler.
    3. Das Mikroskop, von O. Schmidt.
    4. Die Bibel, von F. A. D. Tholuck.
    5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. F. Hohl.
    6. Die Geschworenengerichte, von R. Köstlin.

    Ferner sind Anfang 1852 die Bändchen 7—10 ausgegeben worden:
    7. Deutschland, von H. A. Daniel.
    8. Die Lebensversicherungen, von E. S. Unger.
    9. Sonne und Mond, von J. H. Mädler.
    10. Das Slawenthum, von M. W. Heffter.

    Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

12. **Bequignolles (H. von), Blondel** — Ein Lied vom Kreuze. — 8. Geh. 24 Ngr.

    Dieses Gedicht ist dem Fürstbischof von Breslau Freiherrn von Diepenbrock gewidmet.
    Von demselben Verfasser erschien früher:
    Hilario. Dramatische Studie zu Goethe's Faust. 8. 1849. 12 Ngr.

13. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis neunundsiebzigster Band. 12. 1841—51. Geh.

    Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:
    I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von **Wittich.** 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von **Förster.** 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von **Bülow.** 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von **Kannegießer** und **Witte.** Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von **Kritz.** 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von **Schröder.** 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von **Eichel.** 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg (Vitalis),** Gedichte, übersetzt von **Kannegießer.** 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von **Witte.** Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von **Kannegießer.** Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von **Bülow.** 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's**

Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI — XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII — LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavell's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX — LXII. **Staël,** Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo,** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg,** Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV — LXVII. **Bremer,** Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer,** Sommerreise. 20 Ngr. — LXX—LXXIII. **Lesage,** Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — LXXIV. **Goldsmith,** Der Landprediger von Wakefield. Aus dem Englischen übersetzt durch von der Oelsnitz. Dritte Auflage. 15 Ngr. — LXXV—LXXVII. Rußlands Novellendichter. Uebertragen mit biographisch-kritischen Einleitungen von Wolfsohn. 3 Thlr. 15 Ngr. — LXXVIII. LXXIX. **Petrarca's** sämmtliche Canzonen, Ballaten und Triumphe. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Förster. Dritte Auflage. 2 Thlr.

14. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1851. 4. 12 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

15. **Bobrik (F.), Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. 22 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Karl Rosenkranz, der diese von Friedrich von Wichert herausgegebenen Gedichte des 1848 verstorbenen königsberger Dichters einführt, äußert darüber unter Anderm: „Wir empfangen hier Gedichte, die großentheils ihre Anerkennung sich schon erobert haben, die als sangreizende Lieder schon Jahre hindurch in ganz Deutschland gesungen und oft von mehr als Einem Tonkünstler componirt worden sind.... Will man vergleichen, so wird man sich bald an Lessing's epigrammatische Knappheit, bald an Bürger's Volkston, bald an Goethe's naive Liedweise, bald an Schiller's festliches Pathos, vorallem an Georg Jacobi's anakreontische Laune erinnern können. Allein diese Erinnerung wird immer nur die Verwandtschaft der Form betreffen, denn bald werden wir überall die Selbständigkeit unsers Dichters empfinden, wie sie bei ihm aus der Innigkeit seines Gefühls entspringt. Diese Innigkeit hat denn auch den Rhythmus seiner Verse so leicht, so sanggerecht erschaffen, daß man sie nicht einmal stumm zu lesen vermag ohne nicht im Geist einen melodischen, von ihnen ausgehenden Ton zu vernehmen.... Nichts ist seltener als das einfache, seelenvolle Lied, und in diesem eben ist Bobrik Meister."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bei **C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn)** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine

Monatsschrift

für Wissenschaft und Literatur.

Herausgegeben von

Joh. Gust. Droysen, Professor in Jena, und *Frerichs. Fr. Harms. G. Karsten. Litzmann. Liliencron. K. Müllenhoff. G. W. Nitzsch. K. W. Nitzsch. J. Olshausen. Peli. J. W. Planck.* Professoren in Kiel.

Februar 1852.

Inhalt: Die Geologie in ihrer neueren Entwickelung durch Chemie und Physik. (Erster Artikel.) Von G. Bischoff in Bonn. — Die Quellen der frühern Papstgeschichte. Erster Artikel. Die päpstlichen Regesten. Von W. Giesebrecht in Berlin. — Die Kalenderreform. (Schluss des abgebrochenen Aufsatzes im Januarhefte.) Von Rudolph Köpke in Berlin. — Die Beziehungen der Geschichte zur Pädagogik. Von Friedrich Lübker in Parchim. — Goethe's neueste Lebensbeschreiber. Von H. Düntzer in Köln. — **Kurze Anzeigen und Notizen.** Ueber den ersten Aegyptischen Götterkreis u. s. w. Von A. in Berlin. Beigegeben ist: **Bibliographischer und literarischer Anzeiger Nr. 2.** I. Bibliographie (von Dr. Zacher). II. Literarische Anzeigen.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Anthologie zum Declamiren.

Erster Theil.

Für die reifere Jugend, zunächst für die obere Bildungsstufe höherer Lehranstalten.

Von

Georg Graff.

8. Geh. 27 Ngr.

Soeben wurde versandt:

Minerva, Zeitschrift für Geschichte und Politik von **Dr. Fr. Bran.** Januar I.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen auf das erste Quartal an.

Inhalt: Rückblick auf 1851. — Der Rücktritt des Lord Palmerston. — Zur Geschichte des 2. Decembers. (1. Die Revision der Verfassung nebst deutschem Vorwort. 2. Authentischer Bericht der Decemberereignisse, nach Granier de Cassagnac.) — Die Correspondenz in der Wiener Zollconferenz-Angelegenheit. (Mit Ausnahme eines einzigen Actenstücks zum ersten mal gedruckt.)

Jena, im Januar 1852.

Bran'sche Buchhandlung.

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Januar. Nr. 1—5.

Inhalt: Für die Zukunft der Jugendzeitung — *Die heiligen drei Könige — Das Gewissen. — *Die Newaweihe in Petersburg. — *Symmetrie. — *Januar. — *Die Wunder des Glaspalastes. — *Der Hering. — Das Gewissen. (Schluß.) — Winterlied für Knaben. — *Der „schöne" Schwan. — Thätig, ohne Lohnsucht. — Sechste und letzte Ferienreise durch die Schweizeralpen. (Zweite Hälfte.) — *Der Uhrglockenthurm in Venedig. — Die Straußenjagd bei den Arabern in Nordafrika. — *Wyld's Riesenglobus. — Fünf Dinge. — *Die einsame Spinnerin. — Der treue Hund. — *Das Eis des Meeres. — Des Gewissens Stimme. — Glück und Schmerz — Die Ameise als Auswanderer. — Flucht der Zeit. — Zufriedenheit. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Februar 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 9. —— 28. Februar 1852.

Inhalt.

Briefe über „Das moderne Drama, ästhetische Untersuchungen von Hermann Hettner". *)

Erster Brief.

Geehrter Herr!

Sie beginnen Ihr Vorwort mit einem Wunsche der im Munde eines Literarhistorikers ganz neu klingt. „Die nachfolgenden Blätter", sagen Sie, „wüßte ich am liebsten in den Händen junger Dramatiker."

Ich bin überzeugt, dieser Wunsch wird sich vom Memel bis zum Rhein schnell erfüllen. Sie werden aufschauen aus ihren melancholischen Hoffnungen und Träumen alle die jungen ringenden Geister mit der Frage: Also haben wir noch einen Freund? Also gibt es, nachdem neuerdings die Literaturgeschichte von Scholl den Tag der Poesie erloschen genannt, noch Jemand der ein so einsames, verlorenes Wesen, wie ein deutscher Dramatiker ist, zur Existenz berechtigt hält? Oder will auch dieser uns Nichts weiter sagen als: „Setzt Euch hin, schließt das Buch und sterbet?"

Wundern Sie sich nicht, wenn Sie von allen Dramatikern die Ihr Buch lesen Dankadressen erhalten. Ich erlaube mir im Namen aller Derer denen Sie so wacker auf den Schopf geniest haben diesen Dank öffentlich in einem Blatte auszusprechen, das sich von je dem jungen Drama freundlich bewiesen hat und so am würdigsten einer schöpferischen Kritik die Hand reichen darf. Wahrlich, wenn irgend ein Buch uns noththat, so war es das Ihrige; wenn ein solches Buch erwartet werden konnte, so mußte man es erwarten von dem Verfasser der „Romantischen Schule", welcher durch seine zum ersten mal entschieden ausgesprochenen Ketzereien den Muth einer neuen dramatischen Kirche nicht wenig gehoben hat.

Ich gestehe Ihnen daß bei der Spannung und dem Interesse womit ich die Werke Laube's und Gutzkow's, der Begeisterung mit welcher ich die Dramen von Prutz, Hebbel, Griepenkerl begrüßte, ich ein peinliches Gefühl nicht unterdrücken konnte, wenn ich sah daß fast alle diese Männer in ihren Theorien so weit auseinander gingen. Darstellende Kraft, reiche Quellen für den Schauspieler erkannte man in allen. Die unmittelbaren Wirkungen von der Bühne herab erlebte ich zum Theil an mir selbst.

Gutzkow's schwächste Seite wurde mir zuerst im „Wullenweber" ganz klar, der ungelenk und formlos mit einer Maschinerie von Vorrede versehen werden mußte, um ihn wenigstens in die Literatur als Versuch im historischen Drama hineinzubringen. Friedrich Hebbel sah ich zu meinem Befremden in „Herodes und Mariamne" einer Oede und Gequältheit des Ausdrucks anheimfallen, gegen welche die einzelnen lebendigen Schönheiten des Werks ohnmächtig ankämpfen. Außerdem nahm die raffinirte Behandlung geschlechtlicher Probleme so überhand daß man froh war, durch den „Robespierre" von Griepenkerl, getragen von der großen Vorleserkraft des Dichters, aus dieser trüben Atmosphäre socialer Aufgaben in die frische freie Luft der Geschichte gehoben zu sein. Aber auch er brachte nur eine Schöpfung von drei Acten, wozu die Ausführung des vierten und fünften, die schwierige Katastrophe in Robespierre's Schicksal, noch immer fehlt.

Dabei hat Griepenkerl eine Ausschließlichkeit der Kunst-

*) Das moderne Drama, ästhetische Untersuchungen von Hermann Hettner. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

theorie, welche Alles was der psychologischen Behandlung angehört als klein und nichtig verdammt. Die Frage nach dem Standpunkt ist auch bei ihm so zur Hauptsache gemacht daß Alles was nicht auf seinem Standpunkt steht, dessen Piedestal er in der Französischen Revolution gefunden, rettungslos verloren ist.

Bei solchen, mit Theorien umpfählten Schöpfungen war es mir und vielen Mitstrebenden eine wahre Erquickung, aus der Vorliebe für die dramatische Form, der es besonders zuzuschreiben ist daß so oft in der Wahl der Stoffe, wie es heißt, ein Misgriff stattfindet, zur freien Bewegung der Poesie zu flüchten. Andere haben diese Flucht mit den breiten Spuren langer und vortrefflicher Romane bezeichnet. Für mich und Alle die nicht gern von dem historischen Gebiete lassen wollten wurde Scherenberg's „Waterloo" eine reiche Quelle der Erbauung und wahrer praktischer Belehrung. Hier lag keine Theorie vor. Hier hatte der Stoff die ihm gemäße Form geboren, der Drang nach großer Geschichtsdarstellung hatte ein wunderbares Epos erzeugt, welches ebenso weit Milton's „The paradise lost" und Klopstock's „Messias" übertrifft, als es vom Boden der schrecklichsten Wirklichkeit sich in den freien Aether höchster Idealität erhebt. Alles was Macaulay über Milton sagt von der Schwierigkeit in vorgerückten Culturzeiten Dichter zu sein, läßt sich in höherm Grade von diesem wunderbaren Zeitgenossen sagen.

Ich muß diese Entwickelung, so subjectiv sie jetzt noch erscheinen mag, dennoch mit dem Anspruche betonen daß sie die Entwickelung der modernen Poesie ist. Ihnen gegenüber mußte ich sie geben, um darzuthun warum ich nicht mit allen Punkten Ihrer Schrift übereinstimme, warum ich in der Hauptsache jetzt weit mehr mit Ihnen übereinstimme, als Sie aus meiner Schrift über Robespierre, die Sie als Vertreterin einer selbständigen dramaturgischen Ansicht anführen, es erwarten konnten.

Das ist das Schwierige für den jungen Dramatiker daß fast jeder bedeutende Vorkämpfer, mit dem man sich aus dem Dilettantismus zu einem Kunstgesetz erheben möchte, eine zum Theil sehr unklare, sehr ausschließliche, oft bramarbasirende Kunsttheorie aufstellt, der man sich mit seinem Blut verschreiben muß, wenn man nicht zurückgestoßen werden will. Ehe Dies nicht aufhört, wird es wol einzelne Dramatiker, aber kein deutsches Drama geben. Die Kritik half auf der andern Seite nicht aufklärend, sondern nur zerstörend, d. h. sie half nicht. Wenn der treffliche Vischer einmal aus Gnade die „Maria Magdalene" in die Hand nahm und lobte, so nannte er die Vorrede Unsinn und „da ging das Licht aus und wir saßen im Dunkeln".

Sie haben das Verdienst, in Ihrem Buche allen den Hauptfragen, welche sich in dem Wachsthum von Theorie des Drama und der Dichtung abgesetzt haben, in Lessing'scher Weise zu Leibe gegangen zu sein, und in den meisten Fällen — darauf kam es an — die verschiedenen, von neuen Dichtern selbst mit Uebertreibung ausgesprochenen ästhetischen Orakel auf die ruhige Wahrheit zurückgeführt, mit den Ansichten unveränderlicher und ewiger Gesetze der Schönheit verglichen, daraus ergänzt und zu einem Kunstkanon umgeschaffen zu haben, der wol eine gute Weile ausreichen wird.

Zweiter Brief.

Sie legen den Schwerpunkt Ihrer Untersuchungen mit Recht in die Feststellung des Begriffs „historisches Drama". Das Historische ist nun einmal in der Malerei wie in der Poesie das Feldgeschrei geworden; ob aus dem Grunde, weil es mit der Historie im Leben vorbei ist, oder weil das Leben aus dem Grund der Geschichte sich gründlich erneuern und eine neue Geschichte gewinnen will, Das überlassen wir den Propheten. Genug, es war ein allgemeines Staunen unter den Dramatikern als, nachdem die „Halleschen Jahrbücher", welche geradezu Stoffe wie Moritz von Sachsen und Friedrich den Großen ausboten und die Dramen von Klein als eine großartige Erscheinung auf diesem Gebiete begrüßten, plötzlich Friedrich Hebbel in seiner Vorrede zur „Maria Magdalene" die Historie in den Roman verwies und stromweise, nachdem er lange gereizt war, Spott, Galle, Tadel auf Diejenigen ausgoß welche sich mit dem „in Spiritussetzen von Hohenstaufen-Bandwürmern" immer von neuem befassen wollten. Die Geschichte blieb ihm ein Conglomerat von Begebenheiten, die in Bezug aufs Drama nicht mehr Werth hätten als andere Begebenheiten. Die Fabel blieb ihm Fabel, ob sie aus der Historie oder aus einem Sagenkreise genommen war. Er wies mit Emphase auf die Shakspeare'schen Stücke hin, ob nicht „Hamlet" und „Lear" größer seien als die englischen Historien.

Dieser Vorrede standen als nicht minder gewichtige Foderungen die Ansichten von Vischer, Stahr und Mosen gegenüber daß, wenn das Drama sich erneuern könne, es durch die Geschichte und Nationalität geschehen müsse. Mosen's Werke blieben in der historischen und nationalen Phrase stecken, ihnen fehlte Charakter und Leidenschaft. Ihm gegenüber hatte Hebbel alle Vortheile einer ursprünglich poetischen, erregbaren Natur; „Judith" und „Maria Magdalene" sprachen für seine Auffassung des Drama. Dennoch konnten auch seine in großen Brocken ausgesprochenen ästhetischen Ansichten keine eigentliche dramatische Schule begründen, da sie später nicht von einer gleichmäßig kräftigen, sich frei bewegenden Production getragen wurden und nur Eingeweihten, welche den tief versteckten Schlüssel der dargestellten Probleme auffanden, zugänglich wurden.

Eine eigenthümliche Aesthetik die Sie ganz und wie mir scheint mit Unrecht unberücksichtigt gelassen macht sich scheinbar unabhängig von diesen Einflüssen, aber dennoch denselben Quellen entsprungen, in dem „Kunstgenius der deutschen Literatur des letzten Jahrhunderts" von Griepenkerl geltend. Auch dieser dringt mit Pathos auf die Darstellung der Geschichte, aber auf eine verklärende, den Mittelpunkt dieser Darstellungen bildet

ihm die Französische Revolution. Ich werde vielleicht in einem andern Briefe Ihnen meine Ansicht über dieses Buch gründlicher darlegen.

Für jetzt genügt die Anführung dieser verschiedenen Bestrebungen. Sie haben meiner Meinung nach den einzig richtigen Weg eingeschlagen, über den Werth und die innere Potenz derselben ins Klare zu kommen. Sie haben aus der Literaturgeschichte nachgewiesen wie der Begriff des Historischen entstanden und von wessen Neigungen er für das neuere Drama wieder ausgegangen war. Dann, wie sich Das was dem Deutschen als Ideal einer historischen Tragödie vorschwebte bei den Engländern gebildet hatte. Sie weisen mit Recht auf das kritiklose Verhalten zu Shakspeare als die Grundquelle aller Verwirrung hin. Dieser Vorwurf gilt ebensowol in Bezug auf Diejenigen welche wie Mosen Historie for ever riefen, als auf Diejenigen welche wie Hebbel gar kein historisches Drama im gewöhnlichen Sinne wollten, sondern bis zu der Uebertreibung fortschritten daß das Drama die wahre Geschichtschreibung sei.

Sie gehen auf die beiden großen Strömungen der Poesie, die epische und dramatische zurück. Die lyrische hat auch vorläufig Nichts mit unserer Frage zu schaffen. Sie machen als das Naturgesetz der dramatischen Poesie geltend: daß in ihr immer ein Kampf zweier Gegensätze, eine packende, innerlich nothwendige Handlung sein müsse. Hier ist die eigentliche Ferse des Achilles, lieber Hettner. Ich glaube daß hier Diejenigen einspringen welche historisches Drama haben wollen.

Die Geschichtschreibung hat in der neuern Zeit eine Gestalt, eine Ausbildung gewonnen, daß dieser „Roman großer Seelen" fast alle Romane zu verdrängen droht. Wenn das Naturgesetz der dramatischen Poesie ein Kampf zweier, wie Hebbel sehr gut sagt, auf Tod und Leben entzweiter Gegensätze ist, wo wäre mehr Drama als in der Geschichte? Und erhebt diese innerlich packende nothwendige Handlung in der „Histoire des Girondins" von Lamartine oder Macaulay's „History of England" nicht den Leser weit über die epische Form hinaus zu der dramatisch gestaltenden Stimmung und Kraft? Ist das ein Conglomerat von Begebenheiten, wie Hebbel es verächtlich nennt, und heißt es blos ein „Blankscheuern von Schaumünzen", wenn man dem deutschen Volke die großen Revolutionskämpfe anderer Nationen mit derselben dramatischen Form vorführen will die man beim Lesen der Historie überall empfindet? Die Kritik klagt immer über den Mangel an Nationalgefühl das den Dichter nicht zum Dichter werden lasse. Gilt denn Nichts der Gewinn der Verbrüderung? Gilt denn Nichts das Gefühl des innigsten Miterlebens, wenn wir die großen Kämpfe Englands und Frankreichs, die auch für uns und durch uns miterfochten sind, vor unserer Erinnerung heraufbeschwören? Woher kommt es daß weder Frankreich, England noch Deutschland seit der englischen Revolution ein Nationaldrama haben? Woher kommt es daß Rußland, Böhmen, Ungarn Nationaldramen haben, daß Wien sein Nationallustspiel besitzt? Weil alle diese Stämme und Städte noch vor kurzem und theilweise noch in patriarchalischer Einheit, wie England vor und zu Zeiten Elisabeth's, fortlebten und leben. Die Frage nach der Nation kann noch partielle Begeisterung hervorrufen, die höchste, die schaffende ist sie nicht mehr, wird sie vielleicht nie wieder werden. In Scherenberg's „Waterloo", das ein vaterländisches Gedicht sein soll, geht unser ganzes Interesse von den Deutschen auf die Engländer und noch mehr die Franzosen über.

Wenn Sie mit bewundernswürdiger Feinheit und, wie ich glaube, Sie zuerst hervorheben daß Shakspeare die cyklische nationale Dichtungsweise aufgab, als er reif genug war einen „Coriolan" und „Julius Cäsar" zu schreiben, so scheint mir Dies noch ein wesentlicher Zusatz zu Ihrem Ausspruch zu sein, daß der Strom der nationalen Begeisterung welche jene episch-dramatischen Stücke erzeugte gegen das Ende der Elisabeth versiegte, daß dagegen die großen Gegensätze zwischen absoluter Monarchie, der Kirche und den Puritanern die Nationalität zu zerreißen begannen. Diese innere Zerstörung, die trübe Aussicht in die Zukunft hat nicht wenig zu der Isolirung beigetragen die uns aus den letzten Werken des Dichters der Welt gegenüber anweht. Im „Coriolan" ist prophetisch das Schicksal der Stuarts vorgebildet, daß Ueberhebung zum Verrath, Verrath zum Verderben führt.

Ihre Entwickelung des „Coriolan" ist ein Muster klarer Wiederschöpfung, sie kann jedem Dramaturgen als Leitfaden dienen. Sie thut Nichts zu dem Werk hinzu, nimmt Nichts davon ab und gibt sich vorallem nicht das Ansehen als könne sie das Werk besser und tiefer machen als es wirklich ist. „Coriolan", Das gibt Ihnen gewiß Jeder zu, ist das Muster einer historischen Tragödie, der tragische Kanon ist vollkommen darin erfüllt; wenn man von einigen Längen und Wiederholungen in der Form der Volksscenen absieht, namentlich den Tribunenscenen, so ist eine Geschlossenheit, ein Erschöpfen des Hauptcharakters darin wie in keinem andern Drama von Shakspeare. Ob aber das englische Publicum dieses Meisterwerk tragischer Geschlossenheit und Composition ebenso gern sah als „Heinrich IV." und andere compositionslosere Dramen aus dem englischen Cyklus?

Daß ich es ausspreche, worin ich mit Ihnen auseinandergehe, diese epische Form ist meiner Ansicht nach keineswegs so geringzuachten, wie nach dem Vorgange von Hebbel auch von Ihnen geschieht. Sie hat so eigenthümliche Reize der freien Bewegung, des großen Ueberblicks, gleichsam aus der Vogelperspective, sie läßt eine so schlagende Gewalt des Ausdrucks, einen so schweren Takt des Kothurns zu daß es Unrecht wäre, deshalb auf eine Gattung verächtlich zu blicken, die mir, auch wenn sie nicht immer die straffe Spannung höchster Tragödie erreicht, ebenso gut wie das bürgerliche und Leidenschaftsdrama der nährende Boden für die höchste Gattung der historischen Principientragödie ist. Es käme nur darauf an diese Gattung für ein nderes Ge-

biet als das blos nationale zu bebauen und das epische Element darin zu organisiren.

Schiller hat Dies im „Wallenstein" nicht vermocht. Er griff nach dem antiken Theater, statt nach dem altdeutschen oder altenglischen zu greifen. Es ist nicht ganz zu rechtfertigen daß Sie S. 46 Trilogie und Cyklen als gleichbedeutend setzen. Daß die „Piccolomini" vom Theater verschwunden sind ist kein Beweis dafür daß etwa auch „Heinrich IV." erster Theil verschwinden wird, weil er auf „Richard II." folgt. Die Gliederung ist hier viel loser, weil hier das Epische durchgängig festgehalten wird. So ist zur Auslebung von „Heinrich IV." nicht nöthig daß noch ein zweiter Theil folgt, denn ein eigentlicher Held existirt nicht in diesen Stücken, da Percy ebenso sehr Held und Hauptcharakter ist als Heinrich selbst.

So mag man das Trilogische aufgeben, das Cyklische harmlos beibehalten. Denn Cyklus ist ein literarhistorischer Begriff von dem Shakspeare Nichts gewußt hat. Trilogie ist ein technischer Ausdruck griechischer Theaterpraxis. Wenn jetzt von Cyklen gesprochen wird — und so habe ich den Begriff in meiner Schrift über Robespierre gefaßt —, so ist damit nicht eine innere Gliederung einbegriffen, sondern es ist an jener Stelle gemeint daß sich durch die englische und französische Revolution ganz von selbst eine Reihe echtdramatischer Stoffe absetzen, welche sich zu einem Cyklus zusammenfügen. Daß in diesem Cyklus Friedrich der Große in epischem Gedicht auftritt, daß der dicke Wilhelm II. als Falstaff eines fürstlichen Lustspiels auftritt, bleibt dem Künstler unbenommen. Die Stoffe liegen bald näher zusammen, wie Cromwell, Monmouth, Jakob II., oder weiter auseinander; keineswegs soll die Geschichte als solche einen Zwang auferlegen, daß die trivialste Staatsaction einen „Auferstehungsengel" foderte, sondern weil der Inhalt der Geschichte der allerdramatischeste, tiefste, erschütterndste und befreiendste ist, deshalb wird der Dichter allerdings unter Andern und am liebsten der Auferstehungsengel der Geschichte sein.

Stoffe wie die Schlachten von Waterloo und Leipzig oder Friedrich's des Großen Thaten sind allerdings rein episch, und je mehr sich das Epos als solches bei uns ausbildet, je weniger können Misgriffe in der Wahl der Stoffe entstehen. Aber Stoffe wie die Girondisten, Robespierre, Napoleon sind episch-dramatisch, und eine rein analysirende psychologische Behandlung, wie sie in der Kolatschek'schen Monatsschrift im Stil Hebbel's vorgeschlagen wurde, ist nicht erschöpfend und würde zu weit hinter der Historie zurückbleiben. Mich dünkt, Hebbel hätte in „Herodes und Mariamne" genug von der frostigen Region erstiegen die er so sehr an dem zweiten Theil des „Faust" tadelt. Denn Symbolisiren und Allegorisiren ist zuletzt ein und derselbe Verstoß, wenn er das Leben beeinträchtigt. Der Stil der französischen Classicität ist gewiß hohe Vollendung, wenn er sich als Blüte eines ihm gemäßen Stoffs ergibt, aber ihn erstreben, danach die Stoffe modeln ist meiner Ansicht nach ebenso Unrecht, als Sie in Ihrem Aufsatz (vergl. Nr. 256 d. Bl. f. 1850) Recht haben, die Vortheile jenes Stils hervorzuheben und die Vorurtheile dagegen auf ihren wahren Werth zurückzuführen.

Die eigentliche Kraft des Drama bleibt immer Handlung, Handlung, geäußert im Wort. Dies letztere ist das Epische am Drama, und Sie scheinen mir in dem Hinweis auf das französische Drama den epischen Bestandtheil sehr hoch anzuschlagen. Ich meine, er ist gar nicht hoch genug anzuschlagen, und es trifft mit Hebbel's Feindschaft gegen das geschichtliche Drama zusammen daß er auf die sogenannte „schöne Diction" Nichts gibt. Allerdings ist die Diction in „Herodes und Mariamne" und in der „Genoveva" mehr kräftig und verständig als schön, und die geringe Theaterwirkung daher zu erklären. Mir ist immer als das höchste Gesetz die Weisheit Shakspeare's erschienen, welcher im „Hamlet" die Rede vom Pyrrhus als ein Meisterwerk preist. Das ist mir ein Schlüssel zu Vielem.

Shakspeare liebt diese geschlossene Phalanx des dramatischen Worts. Er hätte nach diesem Beispiel und dem Lobe dieses Beispiels am liebsten seine Dramen im hohen Stil jener Reden der Heinrichs, des Clarence geschrieben. Aber die Menschen die er darstellte und für die darstellte gestatteten Dies nicht. Schiller sucht ihn im „Macbeth" in diesem Sinne zu corrigiren. Aber Shakspeare war darin weise daß er die freie Bewegung der Poesie einem Stil vorzog. Und so komme ich zu diesem Resultate: Lassen Sie der historischen Tragödie noch Zeit, ehe Sie Ihre Theorie darüber abschließen. Das Ideal haben Sie fest aufgestellt, das Mechanische und Abgeschmackte auf sein Nichts verwiesen. Geben Sie dem Gesunden Zeit. Der Ihrige

Emil Palleske.

Arthur Schopenhauer.

Parerga und Paralipomena, kleine philosophische Schriften von Arthur Schopenhauer. Zwei Bände. Berlin, Hayn. 1851. Gr. 8. 3 Thlr.

Nachdem Schopenhauer bereits in seinen frühern Werken, besonders in der „Welt als Wille und Vorstellung", sein System ausführlich dargelegt hat, theilt er uns in den vorliegenden zwei Bänden noch „Nebenarbeiten" mit, die theils aus einigen Abhandlungen über besondere, sehr verschiedenartige Themata, theils aus vereinzelten Gedanken über noch mannichfaltigere Gegenstände bestehen, Alles hier zusammengebracht, weil es, meistens seines Stoffes halber, in seinen systematischen Werken keine Stelle finden konnte, Einiges jedoch nur weil es zu spät gekommen, um die ihm gebührende daselbst einzunehmen.

Man könnte die „Parerga und Paralipomena" in vielen Stücken als einen Commentar des Verfassers zu seinen systematischen Werken betrachten, denn gleich die beiden ersten Abhandlungen des ersten Bandes: „Skizze einer Geschichte der Lehre vom Idealen und Realen"

und „Fragmente zur Geschichte der Philosophie“, geben erwünschte Aufklärungen über die Hauptpunkte in des Verfassers eigener Philosophie und zeigen uns die geschichtliche Stellung derselben gegenüber den Vorgängern und Zeitgenossen. Aber gar Vieles ist auch völlig neu und liefert ähnliche „Ergänzungen“ wie der zweite Band der „Welt als Wille und Vorstellung“.

Referent hat über die Stellung und Bedeutung des Schopenhauer'schen Systems in der Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant bereits im November 1849 in d. Bl. (in dem Artikel „Stimmen über Arthur Schopenhauer“) sein Urtheil gefällt. Er hat also nicht nöthig hier von neuem darauf einzugehen. Um so lieber wendet er sich sogleich zur Betrachtung und Beurtheilung der vorliegenden zwei Bände, die sein früheres Urtheil in allen Stücken rechtfertigen. Wir finden in ihnen dieselben großen und glänzenden Eigenschaften wieder die schon F. Dorguth, Geheimer Justizrath zu Magdeburg, 1845 in seiner Schrift: „Schopenhauer in seiner Wahrheit“, und dann wieder 1848 in seinem philosophischen Lehrgedicht: „Die Welt als Einheit“, worin er die Schopenhauer'sche Philosophie in Verse gebracht, gerühmt hat: „absolutes Talent, ausgerüstet mit großer Gelehrsamkeit und Meisterschaft im Vortrage“, sowie „stechende Klarheit, sodaß jeder reale Denker das im eigenen unmittelbaren Bewußtsein als Wahrheit anerkennen muß“. Mit Recht sagt Dorguth daß Schopenhauer „der Zeit um ein Jahrhundert voraus“ sei. Aber wenn er nun weiter klagt daß man Schopenhauer „stets à la Kaspar Hauser den Augen der Welt verbarg“, so können wir nun glücklicherweise sagen daß diese Zeit des „Ignorirens und Secretirens“ vorbei sei und wol nun, nachdem auch die „Parerga und Paralipomena“ vorliegen, für immer vorbei sein wird. Haben auch bisher die von Professionsphilosophen geschriebenen Lehrbücher der Geschichte der Philosophie über Schopenhauer geschwiegen, während sie nicht verfehlten über einen Fries, Krug, Bouterwek, Köppen und Salat zu berichten, so ist dagegen in zwei für Laien geschriebenen, vor kurzem erschienenen Philosophiegeschichtsbüchern: „Die Geistesthaten der deutschen Denker seit Kant“ (Dessau) und „Buch der Weltweisheit“ (Leipzig), die Aufmerksamkeit des Publicums schon auf die durch Schopenhauer begründete neue Richtung in der Philosophie hingelenkt; und an Dorguth liegt ein Beispiel vor wie, wenn die neidischen Fachgenossen über ein großes verdienstliches Werk der Kunst oder Wissenschaft schweigen, die unbefangenen Dilettanten, die, wie das mit Unrecht in Verruf gekommene Wort sagt, die Sache um ihrer selbst willen lieben und treiben, sich alsbald desselben bemächtigen und sich das Verdienst erwerben, es anzuerkennen und die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. Zwar läßt sich nicht leugnen daß Schopenhauer zum Theil selbst das ignorirende und secretirende Verfahren der Professionsphilosophen gegen sich verschuldet hat, da er dieselben heftig und schonungslos angegriffen; gibt er ihnen doch auch jetzt wieder (in der Abhandlung „Ueber die Universitätsphilosophie“ im ersten Bande der „Parerga und Paralipomena“) bittere Pillen zu schlucken, die sie sich wohl hüten werden öffentlich zu zerbeißen. Aber andererseits muß man auch, will man anders gerecht sein, anerkennen daß dieses Verfahren Schopenhauer's gegen die Fachgenossen schon früher von diesen durch ihr Preisen des Schlechten und Kopfverderblichen und dagegen Ignoriren und Ersticken des wahrhaft Verdienstlichen, wozu auch seine eigenen Leistungen gehören, hervorgerufen worden. Ueberhaupt läßt sich nicht verkennen daß einmal eine natürliche Feindschaft zwischen Denen die von einer Sache und Denen die für dieselbe leben obwalte.

In der Abhandlung über die Universitätsphilosophie bringt Schopenhauer diesen Gegensatz zur Sprache. Er sagt: der eigentliche Ernst der Universitätsphilosophen liege darin mit Ehren ein redliches Auskommen für sich nebst Weib und Kind zu erwerben, auch ein gewisses Ansehen vor den Leuten zu genießen;

hingegen das tiefbewegte Gemüth eines wirklichen Philosophen, dessen ganzer und großer Ernst im Aufsuchen eines Schlüssels zu unserm so räthselhaften wie mislichen Dasein liegt, wird von ihnen zu den mythologischen Wesen gezählt, wenn nicht etwa gar der damit Behaftete ihnen als von Monomanie besessen erscheint. Denn daß es mit der Philosophie so recht eigentlicher bitterer Ernst sein könne läßt wol in der Regel kein Mensch sich weniger träumen als ein Docent derselben; gleichwie der ungläubigste Christ der Papst zu sein pflegt. (S. 133.)

S. 135:

Das Vorgeben unbefangener Wahrheitsforschung mit dem Entschluß die Landesreligion zum Resultat, ja zum Maßstabe und zur Controle derselben zu machen, ist unerträglich, und eine solche an die Landesreligion, wie ein Kettenhund an die Mauer, gebundene Philosophie ist nur das ärgerliche Zerrbild der höchsten und edelsten Bestrebung der Menschheit.

S. 149 fg.:

So viele gewöhnliche Köpfe die sich von amts- und berufswegen verpflichtet glauben Das vorzustellen was die Natur mit ihnen am allerwenigsten beabsichtigt hatte, und die Lasten zu wälzen welche die Schultern geistiger Riesen erfodern, bieten im Ernst ein gar klägliches Schauspiel dar. Denn den Heisern singen zu hören, den Lahmen tanzen zu sehen ist peinlich, aber den beschränkten Kopf philosophirend zu vernehmen ist unerträglich. Um nun den Mangel an wirklichen Gedanken zu verbergen, machen Manche sich einen imponirenden Apparat von langen, zusammengesetzten Worten, intricaten Floskeln, unabsehbaren Perioden, neuen und unerhörten Ausdrücken, welches Alles zusammen dann einen möglichst schwierigen und gelehrt klingenden Jargon abgibt. Jedoch sagen sie mit dem Allen Nichts: man empfängt keine Gedanken, fühlt seine Einsicht nicht vermehrt, sondern muß aufseufzen: „Das Klappern der Mühle höre ich wol, aber das Mehl sehe ich nicht“; oder auch, man sieht nur zu deutlich welche dürftige, gemeine, platte und rohe Ansichten hinter dem hochtrabenden Bombast stecken. O daß man solchen Spaßphilosophen einen Begriff beibringen könnte von dem wahren und furchtbaren Ernst mit welchem das Problem des Daseins den Denker ergreift und sein Innerstes erschüttert!

Die ganze Abhandlung führt den Gegensatz durch zwischen Denen die von der Philosophie und Denen die für die Philosophie leben, und zeigt wie jene die ge-

schworenen Feinde dieser sind und wie sie die Philosophie in Verfall bringen, indem sie einhellig als Brüder gleichen Sinns wie gleichen Vermögens jede große Leistung als non avenue betrachten, mit der unbefangensten Miene das Bedeutendste als ganz unbedeutend, das tief Durchdachte und für die Jahrhunderte Vorhandene als nicht der Rede werth aufnehmen, um es so zu ersticken, und unterweilen nur desto lauter die abortiven Geisteskinder und Misgeburten der Genossenschaft preisen. S. 141:

Jedoch sollen hier keineswegs als über ein inauditum nefas die Götter angerufen werden: ist doch dies Alles nur eine Scene des Schauspiels welches wir zu allen Zeiten in allen Künsten und Wissenschaften vor Augen haben, nämlich den alten Kampf Derer die für die Sache leben mit Denen die von ihr leben, oder Derer die es sind mit Denen die es vorstellen. Den Einen ist sie der Zweck zu welchem ihr Leben das bloße Mittel ist; den Andern das Mittel, ja die lästige Bedingung zum Leben, zum Wohlsein, zum Genuß, zum Familienglück, als in welchen allein ihr wahrer Ernst liegt, weil hier die Grenze ihrer Wirkungssphäre von der Natur gezogen ist. Wer Dies exemplificirt sehen und näher kennenlernen will, studire Literargeschichte und lese die Biographien großer Meister in jeder Art und Kunst. Da wird er sehen daß es zu allen Zeiten so gewesen ist und begreifen daß es auch so bleiben wird. In der Vergangenheit erkennt es Jeder, fast Keiner in der Gegenwart. Die glänzenden Blätter der Literargeschichte sind beinahe durchgängig zugleich die tragischen. In allen Fächern bringen sie uns vor Augen wie in der Regel das Verdienst hat warten müssen bis die Narren ausgenarrt hatten, das Gelag zu Ende und Alles zu Bette gegangen war: dann erhob es sich wie ein Gespenst aus tiefer Nacht, um seinen ihm vorenthaltenen Ehrenplatz doch endlich noch als Schatten einzunehmen.

Wegen der Nachtheile welche die Unberufenen und Unbefähigten den Wissenschaften bringen, und die nicht blos darin bestehen daß sie darin Nichts leisten, sondern auch was noch schlimmer ist darin daß sie, um das Schlechte in Ansehen zu erhalten, Alle im natürlichen Bunde gegen das Gute stehen und aus allen Kräften bemüht sind es nicht aufkommen zu lassen, hingegen aber, wie besonders das Treiben mit der Philosophie auf Universitäten zeigt, den Tempel des Irrthums aufbauen und durch die schlechte Geistesnahrung die sie dem Zeitalter bieten die Köpfe verderben, ist Schopenhauer der Meinung daß, wenn es überhaupt eine Philosophie geben soll, d. h. wenn es dem menschlichen Geiste vergönnt sein soll seine höchsten und edelsten Kräfte dem ohne allen Vergleich wichtigsten aller Probleme zuwenden zu dürfen, Dies nur dann mit Erfolg geschehen kann, wenn die Philosophie allem Einflusse des Staats entzogen bleibt, dieselbe nur als eine freie Kunst, die übrigens ihr eigener Lohn sein muß, betrieben wird und der Staat sich des Aufwands für Professuren derselben überhoben achtet;

weil die Leute die von der Philosophie leben wollen höchst selten eben Die sein werden welche eigentlich für sie leben, bisweilen aber sogar Die sein können welche versteckterweise gegen sie machiniren. (S. 171 fg.)

S. 186:

Alle der Philosophie von außen gebotene Hülfe ist ihrer Natur nach verdächtig. Denn das Interesse jener ist zu hoher Art als daß es mit dem Treiben dieser niedriggesinnten Welt eine aufrichtige Verbindung eingehen könnte. Dagegen hat sie ihren eigenen Leitstern der nie untergeht. Darum lasse man sie gewähren ohne Beihülfe, aber auch ohne Hindernisse, und gebe nicht dem ernsten, von der Natur geweihten und ausgerüsteten Pilger zum hochgelegenen Tempel der Wahrheit den Gesellen bei, dem es eigentlich nur um ein gutes Nachtlager und eine Abendmahlzeit zu thun ist: denn es ist zu besorgen daß er, um nach diesen einlenken zu dürfen, jenem ein Hinderniß in den Weg wälzen werde.

Schopenhauer will, da er von den Staatszwecken absieht und nur das Interesse der Philosophie im Auge hat, allen Unterricht in derselben auf Universitäten beschränkt wissen auf den Vortrag der Logik als einer abgeschlossenen und streng beweisbaren Wissenschaft, und auf eine ganz succincte vorzutragende und durchaus in Einem Semester von Thales bis Kant zu absolvirende Geschichte der Philosophie, wobei der Docent sich aller eigenen Ansichten, Ausführungen und apriorischen Constructionen enthalten soll.

Es läßt sich allerdings nicht leugnen daß, so lange als die Universitäten Staatsanstalten bleiben die zu Staatsämtern vorbereiten, die über das erwähnte Maß hinausgehenden philosophischen Kathedervorträge, besonders die über Religions- und Staatslehre, der Philosophie als freier Wahrheitsforschung nachtheilig werden müssen, da die Philosophie „im Auftrage der Regierung" nicht die Wahrheit lehren darf, welche die Philosophie „im Auftrage der Natur und Menschheit" verkündigt, die Kathedermänner also die letztere der erstern opfern müssen, um als von der Regierung besoldete Leute nicht Dem was diese durch tausend von ihr angestellte Priester oder Religionslehrer von allen Kanzeln verkünden läßt, direct oder auch nur indirect zu widersprechen. Aber von diesem Gesichtspunkt aus dürfte consequenterweise außer der Logik auch nicht einmal die Geschichte der Philosophie auf Universitäten vorgetragen werden, da ja auch diese die jungen Gemüther der Studirenden schon mit manchen Lehren der Philosophen über Staat und Religion imprägnirt, die den bestehenden, durch die Regierung sanctionirten Ansichten darüber keineswegs günstig sind. Consequenterweise müßten also auch aus der Geschichte der Philosophie von Thales bis Kant zuvor alle dem bestehenden System in Staat und Kirche widerstrebenden Lehren der vergangenen Denker ausgemärzt werden, ehe dieselbe zum Vortrage auf Universitäten reif würde. Doch diese Consequenz ergibt sich wie gesagt nur von dem Standpunkt wo man die Universitäten als Staatsanstalten betrachtet, während freie, der Wissenschaft rein um ihrer selbst willen gewidmete Universitäten sich den erwähnten Beschränkungen keineswegs zu unterwerfen brauchten.

Gehen wir nun von diesem unerquicklichen, so manche traurige Wahrheiten enthüllenden Capitel über die Universitätsphilosophie zu den andern Abschnitten über, so tritt uns in allen der Philosoph „im Auftrage der Natur und Menschheit" entgegen. Schopenhauer ist nicht blos ein Mann von Geist, sondern, was selten damit verbunden ist, auch ein Mann von Charakter. Er will

die Menschheit nicht blos belehren, sondern womöglich auch durch die Lehre retten und erlösen. Daher die objective, die Welt und das Leben treu abspiegelnde Darstellung bei ihm häufig durchbrochen wird von dem subjectiven Element der Billigung oder Verwerfung, der Anerkennung oder Indignation. Er begnügt sich nicht blos zu zeigen was und wie beschaffen die Dinge in der Welt sind, sondern fährt auch heftig drein, schlägt derb zu und züchtigt, wenn sie nicht so sind wie sie sein sollten, d. h. wie es ihre Idee erfodert. Diese Willensregungen, in denen er sich aber überall der Gerechtigkeit befleißigt, durchsetzen bei Schopenhauer auf eine das Interesse an den Dingen erwärmende und belebende Weise die reinobjective Anschauung, sodaß man aus seinen Schriften nicht blos die Objecte an sich kennenlernt, sondern auch die höchst interessante Bekanntschaft mit dem Subject des Beschauers und seinem Charakter macht. Das subjective Element tritt besonders noch im ersten Bande in den „Aphorismen zur Lebensweisheit" hervor, während die andern Abschnitte mehr objectiv gehalten sind. Die „transscendente Speculation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen" zeigt in welchem Sinne die Philosophie mit dem religiösen Glauben an eine specielle Vorsehung und übernatürliche Lenkung der Begebenheiten im individuellen Lebenslauf übereinstimmt. Einzelnes läßt sich daraus nicht anführen; man muß die so tief in das Wesen der Dinge eingehende Abhandlung ganz lesen. Der darauf folgende „Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt" gibt eine ausführliche metaphysische Deutung und Erklärung der wunderbaren Erscheinungen des Somnambulismus und Dämonismus, wobei man ebenso sehr die umfassende und gründlich gelehrte Sachkenntniß des Verfassers auf diesem Gebiete als seinen Scharfsinn in der Classification der verschiedenen Ordnungen der Erscheinungen und seinen Tiefsinn in Erklärung derselben bewundern muß. Nach diesen ernsten und angestrengtes Studium federnden Capiteln gewähren dann die „Aphorismen zur Lebensweisheit" am Schluß des ersten Bandes eine angenehme Erholung. Aus diesen kann ich mich nicht enthalten hier Einiges anzuführen.

Aristoteles hat die Güter des menschlichen Lebens in drei Classen getheilt, die äußern, die der Seele und die des Leibes. Hiervon nun nichts als die Dreizahl beibehaltend, führt Schopenhauer Das was den Unterschied im Loose der Sterblichen begründet auf folgende drei Grundbestimmungen zurück: 1) Was Einer ist: die Persönlichkeit im weitesten Sinne; also Gesundheit, Kraft, Schönheit, Temperament, moralischer Charakter, Intelligenz und Ausbildung derselben. 2) Was Einer hat: also Eigenthum und Besitz in jeglichem Sinne. 3) Was Einer vorstellt: die Meinung Anderer von ihm, also eigentlich wie er von ihnen vorgestellt wird. Es zerfällt in Ehre, Rang und Ruhm.

Diese drei Rubriken geht Schopenhauer ausführlich durch und zeigt wie sehr unser Glück von Dem abhängt was wir sind, von unserer Individualität, während man meistens nur unser Schicksal, nur Das was wir haben oder was wir vorstellen in Anschlag bringt. S. 303 fg.:

Für unser Lebensglück ist Das was wir sind, die Persönlichkeit, durchaus das Erste und Wesentlichste, schon weil sie beständig und unter allen Umständen wirksam ist: zudem aber ist sie nicht wie die Güter der zwei andern Rubriken dem Schicksal unterworfen und kann uns nicht entrissen werden.

S. 306:

Was Einer an sich selbst hat ist zu seinem Lebensglücke das Wesentlichste. Blos weil dieses in der Regel so gar wenig ist, fühlen die meisten von Denen welche über den Kampf mit der Noth hinaus sind sich im Grunde ebenso unglücklich wie Die welche sich noch darin herumschlagen. Die Leere ihres Innern, das Fade ihres Bewußtseins, die Armuth ihres Geistes treibt sie zur Gesellschaft, die nun aber aus eben Solchen besteht, weil similis simili gaudet. Da wird dann gemeinschaftlich Jagd gemacht auf Kurzweil und Unterhaltung, die sie zunächst in sinnlichen Genüssen, in Vergnügungen jeder Art und endlich in Ausschweifungen suchen. Die Quelle der heillosen Verschwendung, mittels welcher so mancher reich ins Leben tretende Familiensohn sein großes Erbtheil in oft unglaublich kurzer Zeit durchbringt, ist wirklich keine andere als nur die Langeweile, welche aus der eben geschilderten Armuth und Leere des Geistes entspringt. So ein Jüngling war äußerlich reich, aber innerlich arm in die Welt geschickt und strebte nun vergeblich durch den äußern Reichthum den innern zu ersetzen, indem er Alles von außen empfangen wollte, den Greisen analog welche sich durch die Ausdünstung junger Mädchen zu stärken suchen. Dadurch führte denn am Ende die innere Armuth auch noch die äußere herbei.

Diesen Grundgedanken von der Wesentlichkeit Dessen was Einer ist oder was er an sich selbst hat führt Schopenhauer auf eine höchst geistreiche Weise durch, und man fühlt dabei wie sehr er aus eigener Erfahrung spricht, wie denn überhaupt Alles was Schopenhauer sagt eben darum so wahr ist und so tiefen Eindruck macht, weil es aus Erfahrung gesprochen, weil es ein Selbstempfundenes und Selbsterlebtes ist. Davon geben denn auch die folgenden Capitel: „Von Dem was Einer hat" und „Von Dem was Einer vorstellt", sowie die „Paränesen und Maximen", und endlich das Schlußcapitel des ersten Bandes „Vom Unterschiede der Lebensalter" Zeugniß. Doch ist es nicht blos die reiche eigene Lebenserfahrung des mehr als Sechzigjährigen, die Schopenhauer befähigt treffliche Aphorismen zur Lebensweisheit zu liefern, sondern ebenso sehr seine penetrirende Urtheilskraft, die überall das Wahre vom Falschen, das Wesen vom Schein, das Dauernde vom Vergänglichen, das Gerade und Gesunde vom Verkehrten und Krankhaften, das Natürliche vom Unnatürlichen zu unterscheiden weiß. Vermöge dieser durchdringenden und allen Dingen auf den Grund gehenden Urtheilskraft geschieht es daß Schopenhauer in gar manchen Stücken von den Zeit- und Landesgenossen, von dem Herkömmlichen und Gebräuchlichen, ihrer Denkweise und Sitten in seinen Urtheilen sich entfernt, originell dasteht und für Thorheit erklärt was Andern Weisheit dünkt. Einen Beleg hierzu gibt z. B. in dem Capitel „Von Dem was Einer vorstellt" Schopenhauer's Urtheil über den Werth

den die meisten Menschen auf die Meinung Anderer legen, über den Rang und die ritterliche Ehre, wobei auch das Duell zur Sprache kommt. S. 337 fg.:

Wenn man sieht, wie fast Alles wonach Menschen ihr Leben lang mit rastloser Anstrengung und unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten unermüdlich streben, zum Zwecke hat sich dadurch in der Meinung Anderer zu erhöhen, indem nämlich nicht nur Aemter, Titel und Orden, sondern auch Reichthum und selbst Wissenschaft und Kunst im Grunde und hauptsächlich deshalb angestrebt werden und der größere Respect Anderer das letzte Ziel ist worauf man hinarbeitet, so beweist Dies leider nur die Größe der menschlichen Thorheit. Viel zu viel Werth auf die Meinung Anderer zu legen ist ein allgemein herrschender Irrwahn: mag er nun in unserer Natur selbst wurzeln oder infolge der Gesellschaft und Civilisation entstanden sein, jedenfalls übt er auf unser gesammtes Thun und Lassen einen ganz übermäßigen und unserm Glücke feindlichen Einfluß aus, den wir verfolgen können von da an wo er sich in der ängstlichen und sklavischen Rücksicht auf das qu'en dira-t-on zeigt, bis dahin wo er den Dolch des Virginius in das Herz seiner Tochter stößt, oder den Menschen verleitet für den Nachruhm Ruhe, Reichthum und Gesundheit, ja das Leben zu opfern.

S. 340 fg.:

Um jene allgemeine Thorheit loszuwerden, wäre das alleinige Mittel sie deutlich als eine solche zu erkennen und zu diesem Zwecke sich klar zu machen, wie ganz falsch, verkehrt, irrig und absurd die meisten Meinungen in den Köpfen der Menschen zu sein pflegen, daher sie an sich selbst keiner Beachtung werth sind; sodann wie wenig realen Einfluß auf uns die Meinung Anderer in den meisten Dingen und Fällen haben kann; ferner wie ungünstig überhaupt sie meistentheils ist, sodaß fast Jeder sich krank ärgern würde, wenn er vernähme was Alles von ihm gesagt und in welchem Tone von ihm geredet wird; endlich daß sogar die Ehre selbst doch eigentlich nur von mittelbarem und nicht von unmittelbarem Werthe ist u. dgl. m. Wenn eine solche Bekehrung von der allgemeinen Thorheit uns gelänge, so würde die Folge ein unglaublich großer Zuwachs an Gemüthsruhe und Heiterkeit und ebenfalls ein festeres und sichereres Auftreten, ein durchweg unbefangeneres und natürlicheres Betragen sein.

Originell sind Schopenhauer's Urtheile über den Nationalstolz, über die Orden, über die Sexualehre und über den Zweikampf. Ueber das ritterliche Ehrenprincip mit seinem lächerlichen Codex ist Schopenhauer sehr weitläufig,

aber in guter Absicht und weil gegen die moralischen und intellectuellen Ungeheuer auf dieser Welt der alleinige Hercules die Philosophie ist.... Den Popanz abzuthun ist Sache der Philosophen, mittels Berichtigung der Begriffe, da es den Regierungen mittels Handhabung der Gesetze bisher nicht hat gelingen wollen, zudem auch nur auf dem erstern Wege das Uebel an der Wurzel angegriffen wird. Sollte es inzwischen den Regierungen mit der Abstellung des Duellwesens wirklich Ernst sein, und der geringe Erfolg ihres Bestrebens nur an ihrem Unvermögen liegen, so will ich ihnen ein Gesetz vorschlagen für dessen Erfolg ich einstehe, und zwar ohne blutige Operationen, ohne Schaffot oder Galgen, oder lebenswierige Einsperrungen zu Hülfe zu nehmen. Vielmehr ist es ein kleines, ganz leichtes, homöopathisches Mittelchen: Wer einen Andern herausfodert oder sich stellt, erhält à la Chinoise am hellen Tage vor der Hauptwache zwölf Stockschläge vom Corporal, die Cartellträger und Secundanten jeder sechs. Wegen der etwaigen Folgen wirklich vollzogener Duelle bliebe das gewöhnliche criminelle Verfahren. Vielleicht würde ein ritterlich Gesinnter mir einwenden daß nach Vollstreckung solcher Strafe mancher „Mann von Ehre" im Stande sein könnte sich todtzuschießen; worauf ich antworte: es ist besser daß so ein Narr sich selbst todtschießt als Andere. (S. 371.)

Die Paränesen und Maximen hat Schopenhauer eingetheilt in: a) allgemeine; b) unser Verhalten gegen uns selbst betreffende; c) unser Verhalten gegen Andere betreffende; d) unser Verhalten gegen den Weltlauf und das Schicksal betreffende; im Ganzen 53 Nummern. Das darauf folgende Capitel über den Unterschied der Lebensalter beschließt den ersten Band mit einer witzigen Vergleichung der Reihenfolge der Lebensabschnitte und der Reihenfolge der Planeten. Doch der mir hier zugemessene Raum verbietet mir Näheres anzuführen. Bemerken will ich nur noch, ehe ich zum zweiten Bande der „Parerga und Paralipomena" übergehe, daß, obwol nicht Alles neu ist was Schopenhauer in den „Aphorismen zur Lebensweisheit" sagt, sondern Vieles auch schon von Andern vor ihm gedacht und gesagt worden ist, doch Alles bei ihm eine neue, eigenthümliche Färbung erhält, weil er das von Andern Gedachte und Gesagte doch immer wieder in seiner originellen Weise denkt und sagt. So reichhaltig auch der Stoff der Gedanken ist die uns Schopenhauer mittheilt — es ist der Reichthum und die Fülle der Natur selbst und des Lebens was er uns darlegt —, so wirkt er doch nicht blos durch den Stoff, sondern mehr noch durch die eigenthümliche Form in der er ihn uns bietet. Durch den Zusammenhang in dem bei ihm infolge seines Systems die Gedanken stehen, sowie durch den kernigen und kräftigen Stil bekommt auch das Bekannteste von ihm gesagt eine neue, eigenthümliche Beleuchtung. Einen besondern Beleg hierzu gibt Schopenhauer's Lieblingsthema, auf das er immer wieder zurückkommt, über den Unterschied des Genies vom Philister. Der Unterschied ist nicht neu, schon von Vielen ist darüber gedacht und geschrieben worden; und doch lernt man eigentlich erst bei Schopenhauer das wahre Wesen des Genies kennen, denn bei ihm erfährt man nicht blos daß und wie sich das Genie von dem gewöhnlichen Menschenpack unterscheidet, sondern auch warum es sich so wesentlich von ihm unterscheidet. Er hat zuerst dem Genie die Stelle nachgewiesen die es im System der Welt einnimmt. (Vgl. „Welt als Wille und Vorstellung", Bd. 1, Buch 3 und hierzu die Ergänzung Bd. 2, Cap. 31.) Man könnte sagen: So spricht ein Genie vom Genie. Auch Dorguth sagt daß sich Schopenhauer bei der Charakteristik des Genies selbst gezeichnet. („Schopenhauer in seiner Wahrheit", S. 14.)

Der zweite Band der „Parerga und Paralipomena" enthält vereinzelte, jedoch systematisch geordnete Gedanken über vielerlei Gegenstände, im Ganzen 31 Capitel, nebst einer Zugabe von einigen Versen am Schluß des Bandes. Diese 31 Capitel, die einen Reichthum von Gedanken enthalten an dem man Jahre lang zu zehren hat, schließen sich als „Ergänzungen" wie der zweite Band der „Welt als Wille und Vorstellung" an verschiedene Haupt- und Nebenpunkte des Schopenhauer'-

schen Systems an. Es wird darin gesprochen über Philosophie und ihre Methode; über Logik und Dialektik; über den Intellect überhaupt und in jeder Beziehung; über den Gegensatz des Dinges an sich und der Erscheinung; über den Pantheismus; zur Philosophie und Wissenschaft der Natur; zur Farbenlehre; zur Ethik; zur Rechtslehre und Politik; zur Lehre von der Unzerstörbarkeit unsers wahren Wesens durch den Tod; über die Nichtigkeit des Daseins; über das Leiden der Welt; über den Selbstmord; über Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben; über Religion; über Sanskritliteratur, Archäologie und Mythologie; zur Metaphysik des Schönen und Aesthetik; über Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm; über Gelehrsamkeit und Gelehrte; Selbstdenken; über Schriftstellerei und Stil; über Lesen und Bücher; über Sprache und Worte; psychologische Bemerkungen; über die Weiber; über Erziehung; zur Physiognomik; über Lärm und Geräusch; endlich Gleichnisse, Parabeln und Fabeln.

Da es mir der Raum hier nicht gestattet die einzelnen Capitel durchzugehen, so will ich nur auf einige wichtige und interessante Punkte aufmerksammachen. Schopenhauer ist durch seine Apologie und Begründung der Goethe'schen Farbenlehre („Ueber das Sehen und die Farben", Leipzig 1816; lateinisch erschienen in „Radii script. ophthalm. min.", III) ein heftiger Gegner aller Derer geworden die der von Goethe und ihm bewiesenen Wahrheit zum Trotz noch immer der Newton'schen Farbenlehre anhängen. In dem der Farbenlehre gewidmeten Capitel des zweiten Bandes der „Parerga und Paralipomena" gibt er nun, nebst neuen Beweisen und Bestätigungen von der Wahrheit der seinigen, mit Goethe übereinstimmenden und dagegen der Falschheit der Newton'schen Farbenlehre, nicht nur von neuem seine Feindschaft gegen die Newtonianer kund, sondern theilt auch sein bei Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstags Goethe's im Jahre 1849 in das frankfurter Goethe-Album geliefertes, auf beiden Seiten vollgeschriebenes Albumsblatt mit, in welchem er sich Goethe's folgendermaßen annimmt:

Nicht bekränzte Monumente, noch Kanonensalven, noch Glockengeläute, geschweige Festmahle mit Reden *) reichen hin das schwere und empörende Unrecht zu sühnen welches Goethe erleidet in Betreff seiner Farbenlehre. . . . Diese beispiellose Ungerechtigkeit, diese unerhörte Verkehrung aller Wahrheit ist nur dadurch möglich geworden daß ein stumpfes, träges, gleichgültiges, urtheilsloses, folglich leicht betrogenes Publicum in dieser Sache sich aller eigenen Untersuchung und Prüfung begeben hat, um sie den „Leuten von Fach", d. h. den Leuten welche eine Wissenschaft nicht ihrer selbst, sondern des Lohnes wegen betreiben, anheimzustellen, und nun von diesen sich durch Machtsprüche und Grimassen imponiren läßt.... Was nun die Entscheidung dieser Fachmänner betrifft, so ist die ungeschminkte Wahrheit daß sie sich erbärmlich geschämt haben, als zutagekam daß sie das handgreiflich Falsche nicht nur sich hatten aufbinden lassen, sondern es 100 Jahre hindurch ohne alle eigene Untersuchung und Prüfung mit blindem Glauben und andächtiger Bewunderung verehrt, gelehrt und verbreitet hatten, bis denn zuletzt ein alter Poet gekommen war sie eines Bessern zu belehren. Nach dieser nicht zu verwindenden Demüthigung haben sie alsdann, wie Sünder pflegen, sich verstockt u. s. w.

*) Bezieht sich Alles auf die höchst imposanten Feierlichkeiten mit denen Goethe's hundertjähriger Geburtstag in Frankfurt begangen worden.

Schopenhauer fodert daher die Regierungen der deutschen Staaten welche Akademien der Wissenschaften besitzen auf, diesen die Aufgabe zu stellen binnen gesetzter Frist eine ausführliche und gründliche Untersuchung und Kritik der Goethe'schen Farbenlehre nebst Entscheidung ihres Widerstreits mit der Newton'schen zu liefern. S. 165 fg.:

Möchten doch jene hochgestellten Herren meine Stimme vernehmen und, da sie Gerechtigkeit für unsern größten Todten anspricht, ihr willfahren, ohne erst Die zurathezuziehen welche durch ihr unverantwortliches Schweigen selbst Mitschuldige sind. Dies ist der sicherste Weg jene unverdiente Schmach von Goethe abzunehmen.

Aehnlich wie hier Schopenhauer der Goethe'schen Farbenlehre die ihr gebührende Anerkennung zu verschaffen bemüht ist, um durch sie die falsche Newton'sche zu stürzen, nimmt er sich auch noch eines andern Mannes gegen Newton an, indem er (in dem Capitel „Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur") ausführlich und gelehrt nachweist daß die Priorität des Grundgedankens der Newton'schen Gravitationstheorie dem Robert Hooke zukommt, der selbst, als Newton 1686 seine „Principia" veröffentlichte, ein lautes Geschrei über seine Priorität des Grundgedankens erhob. Schopenhauer wird bei dieser Vindication von dem Motive geleitet „daß wir uns bestreben sollten, wenigstens als Nachwelt gerecht zu sein, da wir als Mitwelt es so selten vermögen". Er sagt daß es dem armen Hooke ergangen ist wie dem Colombo: es heißt „Amerika" und es heißt „das Newton'sche Gravitationssystem".

Viel Beherzigungswerthes bieten uns die auf die naturwissenschaftlichen Capitel folgenden Capitel „Zur Ethik" und „Zur Rechtslehre und Politik" dar. Es kommen darin wichtige praktische Verhältnisse zur Sprache. Die Sklaverei, das Missionswesen, der moralische Einfluß des Beispiels, Armuth und Proletariat, Luxus, Volkssouverainetät und Königthum, Judenemancipation, der Eid, alle diese Punkte werden hier auf eine eigenthümliche Weise beleuchtet. Man sieht daß Schopenhauer überall „Selbstdenker" ist, d. h. seine Urtheile nicht aus bloßer Ueberlieferung und herkömmlichen Ansichten, sondern aus der Sache selbst schöpft. Dasselbe ist auch der Fall bei seinen Urtheilen über den Selbstmord, über Religion und Offenbarung, über die Weiber und über Erziehung, nicht zu gedenken seiner Urtheile über Gelehrsamkeit und Gelehrte, über Schriftstellerei und Stil, über Lesen und Bücher, über Sprache und Worte. Ueberall berichtigt Schopenhauer durch seine aus der Natur der Dinge selbst geschöpften Ansichten die herrschenden Irrthümer und Vorurtheile. Alles Schlechte kommt bei ihm, wie es verdient, schlecht weg. Aber dafür wirkt auch seine reinere Erkenntniß vielfach erlösend. Er ist wie ein Arzt der unerbittlich schneidet und brennt, wo es die Schäden erfodern, aber dafür auch heilt und von den Uebeln befreit.

Wenn classisch, wie es ein berühmter Kenner des classischen Alterthums neulich definirt hat, Das ist was bei jeder neuen Lecture gewinnt und immer wieder von neuem gefällt, so sind die Schopenhauer'schen Werke gewiß classisch zu nennen. Man wird sie immer und immer wieder mit neuer Befriedigung lesen ohne zu ermüden. Solche Classicität kommt daher daß die Classiker aus dem frischen, ewig jungen und unversieglichen Quell der Natur schöpfen. Was sie uns bieten ist nur der Reichthum und die Fülle der Natur und des Lebens selbst, aber ihr Geist ist es der diese Schätze zu heben weiß und uns in den Dingen Das sehen läßt was der gemeine, geistlose Kopf in ihnen nicht sieht. Man kann daher von den classischen Genies aller Zeiten und aller Arten mit Recht sagen (was bei Schiller, wenn ich nicht irre, im „Don Carlos" von Marquis Posa gesagt wird) daß ein Splitter von ihrem Geiste so Manchen reich machen könnte.

Doch der Philosoph soll nicht blos classisch sein und Werke liefern welche sein Zeitalter überdauern, sondern er soll auch auf sein Zeitalter wirken, dessen Irrthümer berichtigen, seine Vorurtheile entwurzeln, es bessern, belehren und zurechtweisen; und dies hat Schopenhauer nicht blos in den beiden Bänden der zuletzt erschienenen „Parerga und Paralipomena", sondern auch schon in seinen frühern Werken wie Keiner gethan. Da' nun bisher noch keine große, einen wirklich neuen und wahren Grundgedanken zur Welt bringende Philosophie still und lautlos an den Zeitgenossen vorübergegangen ist, ohne sich des Denkens derselben zu bemächtigen, es im tiefsten Grunde aufzuregen und zu beherrschen: so zweifle ich auch nicht daß die Schopenhauer'sche Philosophie noch ihre Wirkung thun wird, und zwar eine vortheilhaftere als die Schelling'sche und Hegel'sche auf die Köpfe der Zeitgenossen haben konnte. Ja, Schopenhauer hat noch eine große Zukunft.

J. Frauenstädt.

Furore. Geschichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Roman von Wolfgang Menzel. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 4 Thlr.

Dieser Roman bietet zwei Seiten dar wonach er sich betrachten läßt: die eine ist seine Beziehung zur Culturgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs, die andere ist seine dichterische oder künstlerische Auffassung. Wir betrachten zunächst die erste.

Der Roman spielt zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs; die großen politischen Ereignisse dieser Periode sind jedoch nicht Haupthandlungen desselben, ebenso wenig als die Personen die in jener bewegten Zeit auf der Schaubühne der Geschichte erscheinen etwa die Hauptträger des vorliegenden Buchs wären; nein, sie bilden nur den großen Rahmen, den weiten Hintergrund für den Stoff unserer Erzählung, und wenn hier und da im Verlaufe der Handlung die Fabel des Romans auf den wirklich zu Tage stehenden Boden der Geschichte geräth, so geschieht es nur vorübergehend orientirend, oder nur so fragmentarisch, um Beziehungen von den handelnden Personen zur Zeit etwas bestimmter zu fassen. Man weiß so immer genau in welchem Theile des Dreißigjährigen Kriegs wir uns befinden, wir sind stets chronologisch orientirt, ohne daß jedoch die Hauptpersonen des Romans als vornehme Glieder, als Hauptfactoren in die Begebenheiten der Geschichte selbst eingriffen. Wir kommen so in die Nähe Wallenstein's, Tilly's, Gustav Adolf's, Friedrich's V. u. A., ohne daß jedoch diese Personen eine andere Bedeutung für die Erzählung gewinnen als die einer, wenn ich mich so ausdrücken soll, historischen Staffage. Es liegt Dies ganz im Plane und der Anlage des Buchs. Auf eine andere Seite der Geschichte hat der Verfasser mehr Gewicht gelegt, er hat den culturhistorischen Boden jener Zeit mit Vorliebe studirt und auf diesem läßt er den Leser an seinen Gestalten sich interessiren. Das Familienleben jener Zeit, die religiöse und politische Zerklüftung, die Zersetzung des kirchlichen und moralischen Lebens, das Herrschen eines wilden, grausamen Söldnerthums, das Gleichgültigwerden gegen alles Streben nach Höherm inmitten des heillosen Jammers der Gegenwart, jenes schroffe Auseinanderfallen aller Gegensätze des öffentlichen wie Privatlebens führt uns der Verfasser in blendenden Farben vor, und vorallem hat uns hierbei besonders gefallen, als er dem Wege jener einseitigen Historiker nicht gefolgt ist, die in dem Dreißigjährigen Kriege nichts Anderes erblicken wollen als den Ausbruch und das Austoben eines religiösen Fanatismus, die überall nur religiöse Motive und religiöse Triebfedern annehmen und nur je nach ihrem protestantischen oder katholischen Standpunkte die Gräuel des ganzen Kriegs und aller damit verbundenen Erscheinungen lediglich auf die andere Seite wälzen wollen. Der Verfasser hat sich mehr, was hier besonders anerkannt wird, auf den Boden der historischen Thatsachen gestellt; er sucht die Gräuel die durch das kaiserliche Heer begangen wurden nicht schwärzer darzustellen als sie wirklich sind, auf der andern Seite aber auch macht er das schwedisch-protestantische Heer zu keiner Legion von Engeln: er schildert wahrheitsgetreu, historisch genau, oft, wie es uns bedünkt, viel zu sehr detaillirt, als daß darunter die poetische Erzählung nicht leiden sollte. Der Namensverwandte des Verfassers, Adolf Menzel, sagt mit Recht in seiner „Geschichte der Deutschen", daß der Dreißigjährige Krieg nicht entsprang aus dem Streite um Kirchenthümer, sondern um Fürstenthümer und Königreiche, und daß das Blut nicht geflossen sei um den Glauben der Völker, sondern um die weltlichen Interessen der regierenden Häuser, mit denen sich allerdings die kirchlichen Interessen der Anhänger der verschiedenen Religionsbekenntnisse mehrfach verschmolzen, doch keineswegs so daß nicht die politische Freundschaft des strenglutherischen Kurhauses Sachsens mit dem strengkatholischen Erzhause Oestreich, die seit Uebertragung der Kurwürde an die Albertinische Linie bestand, eingewirkt hätte. Soviel aus

dem Roman zu erkennen, theilt Wolfgang Menzel auch diese Ansicht, und die Darstellung Wachsmuth's in seiner „Geschichte der neuern Zeit" legt ein viel zu kleines Gewicht auf dies alle andern überragende politisch-dynastische Element, wenn er sagt: daß der Dreißigjährige Krieg durch die Gesinnung seiner Theilnehmer und das hohe Gewicht des Kampfpreises sich auszeichne, daß es in ihm nicht blos Angriff und Wehr, nicht blos Gewinn und Verlust an Leuten und an Land, sondern Gewissensfreiheit und deutsche Verfassung gegolten habe. Wie die Gewissensfreiheit dieses Jahrhunderts beschaffen war, sieht man deutlich an Friedrich V. von der Pfalz, der doch dieselbe für sich ebenso entschieden in Anspruch nahm; war er etwa duldsam in Böhmen? war sein Benehmen nicht geradezu ein Auflehnen gegen die Verfassung des Deutschen Reichs? und gaben selbst die Schweden im Frieden zu Münster und Osnabrück die Religionsfreiheit nicht an den Kaiser preis? Die Unterthanen des Kaisers durften zwar an der Amnestie theilnehmen, zurück in ihr Vaterland kehren, jedoch mußten sie sich bequemen den väterlichen Gesetzen der Reiche und Provinzen, d. h., sie mußten katholisch werden, wenn sie überhaupt zurückkehren wollten. Der Gegenstand des Kampfs zwischen Böhmen und Ferdinand II. war ursprünglich kein publicistisch, wie von der Decken sagt, denn es handelte sich darum, ob Böhmen ein Wahlreich sei. Diejenigen Böhmen, welche diese Frage bejahten, waren freilich der Mehrzahl nach Protestanten, allein schon die Wahl der Fürsten, denen sie die böhmische Krone anboten, zeigt daß bei ihrem Aufstande die protestantische Religion nur eine untergeordnete Rolle spielte. Sie wählten zuerst Maximilian von Baiern; sodann war Friedrich calvinisch, während der größere Theil der Böhmen Lutheraner war; der einzige Hof, der ihm Hülfe zusagte, aber nicht leistete, war gerade ein katholischer und der französische. Im Verlaufe des Kriegs wurde der ursprüngliche Charakter noch klarer, und es würde ein Frevel gegen die Wahrheit sein, wollte man noch von einem Dreißigjährigen Religionskriege reden. Sehr trefflich setzt darum auch Barthold in seiner „Geschichte des großen deutschen Kriegs" auseinander, wie nach der Schlacht bei Nördlingen sich fast alle Hauptmächte Deutschlands nach Frieden sehnten. Wer aber wollte Krieg? Krieg, mitleidslosen Krieg wollten die Ausländer, die heimatslosen, beutesüchtigen Heere, die kleinen Fürsten, meist jüngere Söhne ihres Hauses, welche nichts zu verlieren hatten, aber zu gewinnen hofften; Krieg wollten die kleinern Städte in Franken und Schwaben und am Rhein, die Gustav Adolf durch urkundliche Verheißungen eines Theils der Eroberungen über die katholische Partei geködert hatte; am Kriege arbeitete endlich eine Rotte von Vaterlandsverräthern die in schwedischem und französischem Solde standen. Frankreich gab das Geld, Deutschland das Blut; im schwedischen Heere war kaum der zehnte Mann ein Schwede, die Uebrigen, Soldaten wie Offiziere, Deutsche und Nichtschweden. Was war aber die Folge dieses brudermörderischen Kampfs? Daß woran unsere Zeit noch leidet, daß das Interesse des gemeinsamen Vaterlandes niedergetreten wurde und nach und nach abstarb, und die begeisterten Jahre von 1813 vermochten nicht jene tiefe blutende Wunde zu heilen, welche der Dreißigjährige Krieg dem Volksleben der Deutschen geschlagen hat, denn wir haben seit 1848 Proben genug des in sich gespaltenen, getheilten und schwer zu vereinbarenden Volkes. Nur die herzloseste Berechnung, vom Raube des gemeinsamen, mishandelten, zertretenen Vaterlandes vermittels des Bündnisses mit den Fremden mehr zu gewinnen als ihnen nach dem Rechte in einem Reichsfrieden zustand, trieb einzelne Fürsten zu den brudermörderischen Waffen. War vielleicht der Ausgang dieses Kriegs, so könnte man hier fragen, für die Religion oder das religiöse Leben ein besonderer Gewinn? Daß Gott erbarm! Das Volk wandte sich eher von Gott ab als ihm zu; es eilte zu genießen was noch da war; in seiner Sorge um sein thierisches Dasein, in dem Kampfe mit der Noth vergaß der Mensch alles Höhere, die Himmelssterne waren blutige Signale geworden, die Wolken der Schlacht und des Brandes verdeckten ihm den Himmel, er versank in Unglauben und Aberglauben.

Wolfgang Menzel hat diese Zustände in seinem Romane trefflich benutzt und Schilderungen entworfen, die zwar historischgetreu sind, aber nicht gerade immer poetischschön genannt werden können. Diese Seite des Buchs erinnerte uns sehr lebhaft an den „Simplicissimus", der sicherlich für die Culturgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs eine der bedeutsamsten Quellen bildet, indem er ganz der Abdruck des damaligen Lebens ist; bei ihm ist Alles lebendige Anschauung, was hier im vorliegenden Buche historische Studie ist, subjective Wärme und individuelles Leben, was hier in objectiver Kälte und geschichtlicher Darstellung uns vorerzählt wird. Das Derbe, Gräuelhafte und Schändliche in den Ereignissen wird bei ihm gemildert, indem er mit treffender, gutgemeinter Satire die Schwächen seiner Zeit geißelt; hier aber in einem Kunstwerke, so sehr sich Menzel auch gehütet hat die Farben der Wirklichkeit allzu stark aufzutragen, sind sie denn doch immer noch grell genug um sie wahrhaft schön zu finden. Wir erinnern hier beispielsweise nur an die Scene im Dorfe, wo die Mädchen den langen Tapper aufknüpfen, an das Leben des rothen Schneiders an der Straße nach Ulm, an die unmenschliche Behandlung der Mutter Florestin's und Rosa's auf Furore. Wie ekelerregend ist das Geschäft und die Unterhaltung des rothen Schneiders mit seinem Begleiter, dem kleinen Troll, und wie kannibalisch die Behandlung und Tödtung der Mutter Florestin's! Der Geschichtschreiber selbst schaudert vor diesen Charakteren und Scenen zurück, aber der sittliche Ernst, der seine Feder führt, läßt sie ihn zum abschreckenden Beispiele schildern; wie aber der Poet dergleichen alles menschliche Gefühl verletzende Scenen schildern soll, das sagt ihm und muß ihm sein Schönheitsgefühl angeben.

Woher der Roman den Namen „Furore" erhalten, erfährt man erst im zweiten Theile, ohne daß man dar-

aus gerade sieht, welche besondere nachhaltige Bedeutung dieses Felsenschlößchen für die Erzählung hätte, sodaß dieses ihr seinen Namen zu geben berechtigt sei. Der im Einzelnen sehr reiche Inhalt des Romans ist folgender: Barnabo Torello, ein Edelmann in der Nähe von Salerno, hatte zwei Söhne, Camillo und Morio. In Salerno lebte eine deutsche Familie Wildeck, deren Tochter Antonia mit Camillo verlobt war, während Morio in ein Kloster geschickt wurde. Wie ein Rasender durchbrach dieser die Mauern des Klosters und gerieth zu Seeräubern; er entführte in der Hochzeitnacht die Braut seines Bruders und brachte sie auf das von den Schrecken der Felsen und des Meeres sogenannte Schlößchen Furore. Dort hielt er sie gefangen; sie wurde Mutter von Zwillingen, die ihr derselbe, „weil er keine Colonie anlegen wollte", grausam entriß und sie am Garten der Aeltern ihrer Mutter zu Salerno aussetzte. Antonia selbst verhungerte auf der Burg, da Morio in Gefangenschaft geschleppt worden war, wo er Muselmann wurde und später seine Schandthaten seinem eigenen Sohne, dem einen Kinde von den Zwillingen, beichtete. Die beiden Kinder waren bald von der Familie Wildeck gefunden und herangezogen worden als ihre Kinder, um diese zu Erben ihrer Burg, die in Franken lag, zu machen; man begab sich auf die Reise dorthin, allein unterwegs wurde die vermeintliche Mutter der Kinder aus dem Wagen gerissen und getödtet, und die Kinder nur geschont, weil die Amme angab daß sie nicht die wirklichen Kinder der Frau von Wildeck seien. Der Verfasser läßt durchblicken daß die Ermordung dieser Frau stattgefunden habe auf Veranlassung von Geistlichen, um die Güter der Familie an das Bisthum Würzburg heimfallen zu machen. Die beiden Kinder verirrten sich in den Alpen und wurden endlich in Tirol der Knabe zum Mönche, das Mädchen zur Nonne bestimmt. Als das Restitutionsedict in Vollzug gesetzt wurde, mußten eine Menge früher säcularisirter Klöster wieder ausgeliefert werden. Rosalie, so hieß die junge Nonne, wurde bestimmt in ein Kloster nach Franken. Auf dem Wege dahin gerieth sie unter die Scharen des Hauptmann Geyer, wo sie vor Verunglimpfungen durch einen thüringischen Edelmann, Bernhard von Heldrungen, gerettet wurde. Bernhard verliebte sich in sie, sandte ihr später einen Verlobungsring ins Kloster, und als die Schweden ankamen, führte er als schwedischer Offizier die Nonne aus dem Kloster als seine Gattin und lebte mit ihr auf der Burg Wildeck, die als ihr gehörig angesehen wurde. Florestin, ihr Bruder, wurde jedoch vergeblich angegangen seinem Gelübde zu entsagen und sein Erbe anzutreten; er verfolgte seine priesterliche Laufbahn und kam nach Wien, und zwar als guter Prediger sehr bald in die Kreise der höhern Gesellschaft. Hier lernte er Medowina von Berka, die Pflegetochter des Hofkriegsrathspräsidenten Grafen von Schlick kennen und fühlte sich von dem schönen und frommen Mädchen tiefer angezogen, allein er blieb standhaft. Gefahrvoller, weil heftiger, war die Liebe der Gräfin Milka von Buda zu ihm; als er auf ihre Plane nicht gutwillig einging, entführte sie ihn auf ein einsames Schloß, und als er auch hier der äußersten Versuchung — Milka hatte sich heimlich zu ihm ins Bett gelegt — widerstand, erstach sie sich und ihn; sie selbst war und blieb todt, der Mönch aber war nicht so gefährlich getroffen daß er nicht wieder geheilt worden wäre. Der alte Oheim des Mönchs, der gern gewünscht hätte daß sein Neffe dem geistlichen Stande entsage, suchte den Mönch durch eine eingefädelte Zusammenkunft mit Medowinen von seinen Grundsätzen abzubringen. Dieser schwankte zwar einen Augenblick, aber endlich siegte sein Vorsatz über seine Leidenschaft und er beschloß die Kreise der vornehmen Welt von nun an zu meiden, und begab sich als Feldpater in das Lager der Kaiserlichen, die allmälig wieder vordrangen und die Schweden zurücktrieben. Rosalie mußte von Wildeck ebenfalls flüchten, weil die Kaiserlichen vorrückten, und begab sich an den Hof nach Dresden, wo der französische Gesandte Liancourt sie sehr auszeichnete. Später nahm ihr Mann eine Stelle bei den Bergwerken im Harz ein, wo sie längere Zeit ruhig lebte, bis endlich das kaiserliche Heer auch dorthin drang und Alles verwüstete. Rosalie flüchtete mit ihrem Gatten in die Bergwerke, ihr Mann wurde getödtet, und sie fand als trauernde Witwe freundliche Aufnahme bei der Gräfin Agnes von Stolberg. Hier sah sie Liancourt wieder, er bot ihr seine Hand, die sie nach einigem Zögern wirklich annahm und mit ihm nach Frankreich zog; später verließen sie Frankreich und ließen sich im Haag nieder, wo auch noch andere Personen, die in den Gang der Erzählung eingegriffen haben, zusammentrafen und nach den Stürmen und Schicksalsschlägen ein ruhig Asyl fanden. Der Mönch Florestin ging als Missionar nach Amerika. Der Verfasser verspricht, wenn dies Gemälde aus dem Dreißigjährigen Kriege theilnehmende Leser findet, von den ferneren Schicksalen Florestin's als Missionar unter den Schrecken und Schönheiten der tropischen Natur in einer Fortsetzung, die ein Ganzes für sich bilden würde, Kunde zu geben.

Wir haben bei vorstehender Uebersicht des Inhalts uns nur an den allgemeinen Faden und das Schicksal der Hauptpersonen gehalten; das Buch selbst bietet aber einen unendlichen Reichthum von Episoden und Zwischenhandlungen dar, und so sehr auch der Stoff und die Begebenheiten in Fülle vorhanden sind, so muß man sich am Ende doch fragen: Woher kommt es, daß man nun trotz all des mannichfachen Reichthums in geschichtlichen Schilderungen, trotz all des Aufwands von Charakteren und Handlungen das Buch nicht mit dem so ungetheilten Interesse wie es darnach zu erwarten wäre aus der Hand legt? Es will uns bedünken, als ob die Anlage zu verstandesmäßig gemacht sei, als ob mehr der kritische Geist des Literarhistorikers vorgewaltet denn als der göttliche Funke der poetischen Begeisterung entzündend und belebend das Ganze durchdrungen habe. An Einzelheiten ist das Buch überreich und setzt genaue Quellenstudien voraus, sowol was das Söldner-

leben dieses unheilvollen Kriegs als auch sonstige Zustände des öffentlichen und privaten Lebens anlangt, was theils in Schilderungen, theils in Debatten dem Leser vorgeführt wird. Außerdem schlingt sich noch eine große Anzahl anderer historischer Personen, deren Leben für das Verständniß jener Zeit sehr wesentlich ist, durch den Roman hin; Besold, Kepler, Andreä u. s. w. Menzel läßt den Andreä S. 47 bestimmt aussprechen, daß sein Buch von den Rosenkreuzern eine Lucianische Satire sei und daß dieser Orden nirgend existire, während Adolf Menzel (VI, 22) sagt: „Man hat vermuthet daß diese Brüderschaft nur im Kopfe eines Einzelnen vorhanden gewesen sei." Im Uebrigen erschien die erste Proclamation dieser Gesellschaft als fama fraternitatis R. C. (roseae crucis) 1614 und auch der Landgraf Moritz scheint ihr nicht fremd geblieben zu sein. 37.

Schleswig-Holstein.

1. Die Sache Schleswig-Holsteins, volksthümlich, historisch-politisch, staatsrechtlich und kirchlich erörtert. In einem Sendschreiben an den hochwürdigen Herrn Dr. Claus Harms. Von A. G. Rudelbach. Stuttgart, Liesching. 1851. Lex.-8. 27 Ngr.
2. Uriasbrief an Dr. Sudelbach. Ein Beitrag zur Beantwortung dessen Sendschreibens an Sr. Hochwürden Dr. Claus Harms in der Sache Schleswig-Holsteins von German. Nürnberg, Schiefer. 1851. 8. 4 Ngr.

Bekanntlich hat eine große Anzahl schleswig-holsteinischer Prediger insofern an der Erhebung der letzten Jahre theilgenommen als diese Männer von der Kanzel herab nicht minder muthig für die Rechte der Herzogthümer, für die deutsche Sache kämpften, wie die streitbaren Männer der Bevölkerung im blutigen Kampfe ihre Vaterlandsliebe und Tapferkeit bewährten. Und als die Herzogthümer unterlagen und die dänische Herrschaft sich wieder bis zur Eider und darüber hinaus ausdehnte, da ergriffen diese deutschen Prediger den Wanderstab und suchten eine neue Heimat, denn in den Herzogthümern, ihrem Vaterlande, wurden sie von der dänischen Regierung ihrer Aemter entsetzt und mit Weib und Kindern dem Mangel preisgegeben. Viele von ihnen fanden in einzelnen deutschen Staaten Aufnahme und einen Wirkungskreis, für Andere sorgte die öffentliche Mildthätigkeit, an der selbst regierende Häupter sich betheiligten; überall aber zollte man ihnen Theilnahme und Anerkennung, und ausgenommen in Dänemark war Niemand der ihre Wirksamkeit nicht vollständig gebilligt hätte. Da tritt einer ihrer Brüder, ein deutscher Prediger, in einer größern, sogar mit vielem gelehrten Aufwande geschriebenen Abhandlung gegen sie auf, tadelt und verurtheilt ihr Thun, verdächtigt ihre Gesinnungen, zeichnet sie als Abtrünnige vom Herrn, und das Alles der Religion und des Glaubens wegen. Und damit man sich vollständig überzeuge daß das Alles nur des Glaubens wegen geschehe, begleitet er sein Werk mit einer „Apologie der Lehre und Praxis der evangelisch-lutherischen Kirche hinsichtlich des Gehorsams gegen die Obrigkeit, des Eides und der Fürbitte für die weltlichen Fürsten". Dessenungeachtet kann darüber doch kein Zweifel obwalten daß wir hier ein Werk vor uns haben, das vollkommen im dänischen Sinne geschrieben ist; und ganz gewiß, daraus ist dem Verfasser kein Vorwurf zu machen — denn wir achten jede Meinung —, wol aber seiner gesinnungslosen Polemik wegen die er gegen seine bisherigen Amtsbrüder führt. Diesen Theil seines Buchs betrachten wir als außer dem Reiche der Kritik.

Das Buch ist aber nicht nur eine theologische, sondern auch eine politische Streitschrift. Zwar verurtheilt der Verfasser „diese Vermengung kirchlicher und staatlicher Verhältnisse", wie er es nennt, nichtsdestoweniger aber begeht er dieselbe Sünde und schreibt weit mehr Politik als Theologie. Wir werden Gelegenheit haben darauf besonders zurückzukommen, wollen vorher aber nur eine Stelle aus dem Schlusse des Buchs hier anführen, weil sich in derselben der Geist in dem das ganze Buch geschrieben am deutlichsten ausspricht. Diese Stelle lautet folgendermaßen: „Vorallem lag mir die Sache unserer theuern evangelischen Kirche am Herzen; daß ihre Ehre befleckt, daß ihre Grundsätze verkehrt, daß sie selbst aufgefodert wurde einzustehen für eine That und ein Verfahren welches sie von jeher von sich gewiesen hat, Das konnte ich, der ich dieser Kirche nächst dem Walten des Heiligen Geistes Gottes und der Fürbitte unsers treuen Hohenpriesters und Mittlers das Meiste verdanke, nimmermehr zugeben und werde es nimmer zugeben, solange ein Athem in mir ist. Denn nicht nur der große durchgreifende Grundsatz unserer Kirche von der Nichtvermengung geistlicher und weltlicher, kirchlicher und staatlicher Verhältnisse und Regierung, nein, ihre ganze ethische Haltung stand vor meinen Augen auf dem Spiele. Lassen Sie es gut sein, hochwürdiger Freund (Sie kennen die Rechte des Herzens), wenn ich unter diesem Zeugnisse und Kampfe oft warm geworden bin, wenn ich die Consequenzen nicht verschleiert, sondern mit Fleiß geoffenbart, wenn ich das Thun und Verfahren, wovon es sich handelt, ob es auch tausend mal von Menschenzeugen gerühmt, vom politischen Fanatismus bis in den Himmel erhoben wurde, in seiner ganzen kirchenwidrigen Gestalt, mit allen seinen verderblichen Folgen ans Licht gebracht habe u. s. w." Dies ist also der Geist des Buchs. An einigen Beispielen werden wir ihn näher kennenlernen.

Wir haben schon erwähnt daß das Buch sich wenigstens ebenso viel mit Politik wie mit der Theologie beschäftigt. Da wird uns denn alles Das was von dänischer Seite für seine angeblichen Rechte auf Schleswig so oft vorgebracht ist in aller Gründlichkeit und Ausführlichkeit wiederholt. Diese Gründlichkeit zeigt sich namentlich in dem Ansammeln aller der einzelnen Daten welche möglicherweise seine Behauptungen unterstützen könnten. Es gibt fast kein Gebiet des Wissens das nicht seinen Tribut dazu zahlen müßte. Nur Schade daß das Gezwungene und Gekünstelte dabei gar zu deutlich hervortritt, oder daß dabei Anführungen vorkommen die oft genug zur Genüge widerlegt worden sind. Wozu auch wird uns noch ein mal gesagt daß über Rendsburgs Thore geschrieben steht: „Eidora Romani terminus imperii", wozu noch ein mal die sächsische Colonie, welche Heinrich IV. in Schleswig gegründet, in Erwähnung gebracht? Wenn das Dasein der Colonie nicht bestritten werden kann, so kann für die dänischen Ansprüche wenig daraus gefolgert werden, daß sie sich nur bis zur Eider erstreckte oder nicht von Dauer gewesen, weil die Dänen sie bald wieder zerstört. Höchstens könnte doch aus diesem Factum bewiesen werden daß schon damals die Dänen stets bemüht waren sich Schleswig auf diese oder jene Weise anzueignen. Wir wollen nicht unerwähnt lassen daß der Verfasser des Buchs bei Erwähnung dieser sächsischen Colonie Gelegenheit nimmt, Droysen und Samwer mit dem Beinamen „perfide Historiker" zu beehren; Hr. von Scheele behandelt diese Geschichtsforscher auf dieselbe Weise in seinen Fragmenten. Deshalb aber läßt sich die Wahrheit doch nicht verdrehen. Ebenso wenig kann aus dem von Knut dem Großen dem deutschen Kaiser Konrad II. abgezwungenen Vergleich, nach welchem Letzterer auf jeden Besitz im Norden der Eider verzichtete, Etwas gefolgert werden. Muß doch der Verfasser selbst eingestehen daß die dänische Macht, welche sich freilich unter Waldemar I., Knut VI. und Waldemar II. sehr gehoben hatte, nach der Schlacht bei Bornhövede (1227) wieder zu sinken begann, und daß Holstein dagegen erstarkte und schon damals sich Schleswig anschloß. Aber Schleswig soll und muß dänisch sein, denn die Landeseintheilung ist dänisch, ebenso die Gesetzgebung und so viele

Institutionen, als ob man vergessen könnte daß Dänemark, so oft es Schleswig beherrschte, diese Einrichtungen angeordnet und anbefohlen, denn das Danisiren ist etwas ganz Altes, und als ob daraus für Dänemarks Ansprüche rechtlich Etwas gefolgert werden könnte, daß die deutschen Soldaten in Holstein jetzt dänische Uniform tragen und die holsteinischen Finanzen jetzt in Kopenhagen verwaltet werden. Die oft erwähnte Constitutio Valdemari (1326) nennt der Verfasser einen Act der Revolution, ein Document dem alle diplomatische, juridische und historische Beglaubigung fehlt. Die dänischen Schriftsteller drücken sich gewöhnlich sehr stark aus, und der Verfasser unsers Buchs thut es ihnen nach. So sagt er in Beziehung auf dieses Document: „Nur die äußerste Unkritik und Schamlosigkeit zugleich vermag sich auf solches Product zu berufen.“ Dagegen freilich läßt sich Nichts sagen, aber Wahrheit bleibt doch Wahrheit, man mag sie auf eine feine oder auf eine grobe Weise ableugnen.

Und das bekannte, oft erwähnte „Dat se bliven ewich tosamende ungedelt“ findet vor des Verfassers Augen ebenso wenig Gnade wie jeder andere Beweis. Auch dieses mal stimmt er mit Hrn. von Scheele überein, der zwischen „ungedelt“ und ungescheden“ unterscheidet und deshalb die Wichtigkeit des Documents ganz umstößt. Nachdem die Geschichte und die geschichtlichen Documente auf solche Weise — wir haben hier nur einzelne Beispiele anführen können — behandelt worden, kann es uns nicht wundern, wenn der Verfasser zu dem Resultat gelangt daß der rechtmäßige Besitz des Herzogthums Schleswig der dänischen Krone durchaus nicht streitig gemacht werden kann. Uebrigens ist das Buch durch seinen Reichthum an interessanten Notizen für den aufrichtigen, unbefangenen Geschichtsforscher nicht ohne Werth, aber freilich wird man bei sorgfältiger Prüfung der Angaben ein anderes Resultat gewinnen. Wir wollen nur noch zum Schluß auf die Vertheilung der Sprachstämme hinweisen. Schleswig zählt 350,000 Einwohner; darunter 27,000 Friesen, 113,000 Dänen mit dänischer Kirchen- und Schulsprache, 16,000 Dänen mit hochdeutscher Kirchen- und Schulsprache, 20,500 Dänisch-Deutsche mit untermischter dänischer und hochdeutscher Kirchen- und Schulsprache, 48,500 Dänisch-Plattdeutsche mit hochdeutscher Kirchen- und Schulsprache und 125,000 Plattdeutsche mit hochdeutscher Kirchen- und Schulsprache. Wenn diese Aufstellung von Geerz und P. C. Koch richtig ist, so ergibt sich daraus mindestens eine gleiche Vertheilung des deutschen und dänischen Elements, und daß das Plattdeutsche die ursprüngliche Eigenthümlichkeit der deutschen Bevölkerung ist, kann ebenso wenig geleugnet werden, als es wahr ist daß der nördliche Theil des Landes der Sprache nach mehr zu Dänemark gehört, der südliche Theil aber durchaus deutsch ist. Der Verfasser des Buchs folgert freilich anders, wir wissen aber bereits wie wenig unbefangen sich derselbe in seinen Folgerungen zeigt.

Die zweite obenverzeichnete Schrift, 35 Seiten groß, ist wie man aus dem Titel ersieht, eine Entgegnung auf die erste; der Titel zeigt aber auch zur Genüge, in welchem Tone sie geschrieben ist. Diesen Ton können wir nicht billigen, ebenso wenig die Veränderung des Namens. In der Sache selbst aber stimmen wir mit dem Verfasser vollkommen überein; was er unrichtig findet, haben auch wir nicht richtig finden können, was er tadelt, haben auch wir getadelt. Wir meinen aber daß man sich selbst, und der guten Sache für welche man das Wort führt, schuldig ist die üblichen Formen, die nicht weniger wie der Geist die Gesittung bedingen, nicht zu vernachlässigen. Nur insofern, wie aus dem Inhalte hervorgeht, der Verfasser ein Mann vom rauhen Kriegshandwerk zu sein scheint, finden wir für die Art und Weise seiner Darstellung eine Entschuldigung. Ob alle die rücksichtslosen Aeußerungen über die russische Politik in Bezug auf Dänemark begründet sind, können wir freilich ebenso wenig beurtheilen wie der Verfasser, obgleich er sich in sehr bestimmten Ausdrücken ausspricht. Ebenso dürfen wir auch seine etymologischen Deutungen oft als sehr kühn und gewagt bezeichnen. Doch verdient die Wärme mit der das gute Recht der Herzogthümer vertreten wird unsere vollste Anerkennung. W.

Geschichte der geheimen Gesellschaften und der republikanischen Partei in Frankreich. Vom Regierungsantritt Ludwig Philipp's bis zur Februarrevolution. 1830—48. Schilderungen, Verschwörungsscenen und unbekannte Thatsachen. Aus dem Französischen des Lucien de la Hodde. Basel, Schneider. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Ein wahrer Rattenkönig von geheimen Bündnissen, schauerlichen Verschwörungen und mörderischen Attentaten. Den friedliebenden Bürger überläuft eine Gänsehaut bei der Lesung so vieler Gräuel; nachdem er sich aber von seinem Entsetzen einigermaßen erholt hat und zu ruhigerm Nachdenken gelangt ist, findet er es ganz unerklärlich daß die pariser Polizei, obgleich sie durch de la Hodde, welcher zugleich als Verschwörer und Polizeispion arbeitete, aufs genaueste von allen Complotten unterrichtet war, dennoch die verschiedenen Revolutionen und namentlich die von 1848 nicht verhindert hat. Will man dagegen einwenden daß die Ereignisse stärker waren als jede menschliche Macht, so erwidern wir darauf mit den Worten unsers ehrenwerthen Verfassers: „Eine Revolution ist wie ein Dampfkessel welcher platzt; aber ist denn das Springen eines Gefäßes etwas Anderes als ein Zufall? Das Metall oder die Constitution hatte eine schadhafte Stelle; der Lenker des Kunst- und Staatsmechanismus war einen Augenblick unachtsam, und nun zerbricht die Maschine. Was beweist denn Dies im Princip? Nichts, außer daß man bei etwas größerer Sorgfalt in der Wahl der Materialien oder etwas mehr Achtsamkeit von Seiten der Aufseher die Katastrophe verhütet hätte. Revolutionen entstehen einzig und allein durch kleine Schäden und Unvorsichtigkeiten.“ Daraus folgt daß de la Hodde, indem er die einzige und alleinige Ursache der Revolutionen sehr wohl kannte und trotz seiner günstigen Stellung als Agent der Sicherheitsbehörde doch nicht entfernte, kein sonderliches Genie als Staatsretter bekundet hat. Gleichwol fühlt er sich berufen alle künftigen Unternehmungen der Umsturzpartei dadurch zu vereiteln daß er ihre frühern Unthaten schonungslos aufdeckt. Zu solchen Enthüllungen hat er allerdings einigen Beruf, da er in seiner tugendhaften Doppelrolle als Mitglied vieler geheimen Gesellschaften und wohlbesoldeter Polizeispion im Stande war Vieles zu erspähen was dem harmlosern Theile der Menschheit verborgen geblieben ist. Seine Mittheilungen, an sich schon von höchster Wichtigkeit für „Lenker des Staatsmechanismus“, deren Aufgabe es ist das Springen von Dampfkesseln zu verhüten, werden noch besonders interessant durch die geistreichen Reflexionen mit welchen de la Hodde die tiefsten Probleme der Staatskunst aufhellt; nicht minder gewinnt er die Leser hin und wieder durch eine Sentimentalität, welche bei ihm, der zufolge seines nützlichen Gewerbes wesentlich Verstandesmensch sein müßte, gar nicht vorauszusetzen ist; bisweilen versteigt er sich zu einem Pathos, welches die kältesten Herzen rühren könnte wenn es nicht mit etwas Faselei gemischt wäre, wie z. B. seine Elegie auf Napoleon's Sturz: „Trägt die Nation die Schuld dieses Sturzes? Hat sie kaltblütig jenen Mann vernichtet welcher sie groß und glorreich vor allen gemacht hatte? Ach! schon am andern Tage beweinte sie ihn. Worin liegt also das Geheimniß dieses unvergeßlichen Schauspiels? In einer Art Liebeszwist; die Geliebte verläßt in einem Augenblicke des Schmollens ihren Geliebten, welcher stirbt und Denjenigen die ihn verlassen Verzweiflung als Erbtheil hinterläßt.“

Zu den Vorzügen unsers Verfassers rechnen wir ferner daß er seine sittliche Entrüstung und seine Schimpfwörter lediglich da verwendet wo sie hingehören, d. h. in die Schilderung und Verdammung der conspirirenden Gesellschaften, denen

er sich im polizeilichen Auftrage angeschlossen hatte; dagegen fließt er von Milde und Liebe über, wenn er von der legitimen Herrschaft spricht. So gibt er uns z. B. von der Restauration ganz andere Begriffe als minder erleuchtete Historiker gewöhnlich haben: „Unter der Restauration herrschte ein rühmlicher und würdiger Friede. Diese Bourbonen verstanden es jedenfalls Europa gegenüber eine feste Haltung einzunehmen. Außerdem liebten sie Künste, Glanz und Pomp, Dinge die das französische Volk nicht gern entbehrt. Man kann nicht behaupten daß sie bösartig waren und tyrannische Gesinnungen hatten; ihre Sitten waren sanft, ihr Verhalten hochherzig und rechtlich. Der letzte König der ältern Linie (Karl X.), ein würdiger, frommer, ritterlicher Greis, mußte durch die Eigenschaften seines Herzens einem Throne Ehre machen." Warum haben denn aber die Franzosen diesen frommen und ritterlichen Greis fortgejagt? „Eines Tages stürzte man ihn, weil er außerordentlich besorgt um seine Gewalt und in der Meinung war, man wolle sie ihm beschränken oder ganz entreißen, und deshalb Maßregeln zu ihrer Sicherung ergriff. Paris, dieser grobe Hammer, der sich immer hebt um jede Macht, sie sei rechtmäßig oder nicht, zu zerschmettern, traf den greisen König und er stürzte unter dem Schlage." Leider ist dieses Paris schon mehrmals ein grober Hammer für Leute gewesen die „außerordentlich besorgt um ihre Gewalt waren." Aber es ist auch nur Paris; das Land ist besser gesinnt: „In der That der Sturz des Kaiserreichs war eine Grille, der Sturz der Restauration eine Wirkung des Zorns. In diesen beiden Ereignissen zeigte sich kein entschiedener Wille des Landes." Und wie war es mit dem Julikönigthum? „Seine Weisheit wird überall anerkannt; der König ist nichts weiter als der erste Bürger eines großen Bürgervolks. Die Parteien, ihrer vergeblichen Anstrengungen müde, liegen verzweifelnd und ohnmächtig zu seinen Füßen. Seine Macht scheint unerschütterlich. Plötzlich zieht ein Sturm heran. Einige Bataillone der Nationalgarde rufen: «Es lebe die Reform!» Dem Königthum wird schwindelig; es gibt sich selbst auf und fällt, weil es denkt die ganze Bourgeoisie stoße es von sich; und nun glaubt man eine Hand voll Republikaner habe es vernichtet!" Hr. de la Hodde versichert daß jede Anstrengung des Verstandes, einen vernünftigen Grund für diese Thatsachen aufzufinden, ohne genügenden Erfolg bleiben müsse; nach seiner Ansicht war die Revolution von 1848 nichts weiter als eine politische Taschenspielerei.

Wir glauben hiermit den Geist in welchem dieses ziemlich dicke Buch geschrieben ist hinlänglich charakterisirt zu haben. Die Masse der darin erzählten Geschichten ist überwältigend; Verschwörungen, Femgerichte, Mordthaten, Plünderungen und Brandstiftungen werden in solcher Menge aufgetischt daß hundert Melodramendichter für ihre Lebenszeit genug daran haben würden; dazu liefert de la Hodde gleich fix und fertig einen Ueberfluß spannender Scenen, wie aus folgenden Capitelüberschriften zu ersehen: „Die achtläufige Pistole"; „Das hölzerne Bein"; „Gift"; „Heldenmuth und Roheit"; „Die Volkshyäne über Paris losgelassen"; „Bomben-Complot"; „Der Mensch welcher seine Schulden nicht bezahlt und die zahnlose Löwin"; „Dummheiten" u. s. w.

Schon oben haben wir angedeutet wie trefflich dieses Werk Geschichtschreibern zustattenkommt; aber auch einen unmittelbaren ins Leben eingreifenden Nutzen könnte man daraus ziehen, wenn man eine populaire Bearbeitung davon anfertigte, einen Auszug welcher die heilsamsten Lehren und die erschütterndsten Thatsachen enthielt; zu billigem Preise oder unentgeltlich in Volksschulen und Kasernen ausgestreut, müßte er nach homöopathischen Grundsätzen (similia similibus curantur) die schlechten Räuberromane verdrängen und zugleich den tiefsten Abscheu gegen revolutionnaires Treiben einflößen; er dürfte somit in ästhetischer und moralischer Hinsicht von einer Wirkung sein welche die kühnsten Erwartungen unserer Volkserzieher überträfe. 22.

Das geistliche Jahr, nebst einem Anhange religiöser Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff. Stuttgart, Cotta. 1851. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die verstorbene originelle Dichterin übergibt dem Publicum in diesem Nachlaß zugleich ihre ersten und ihre letzten Gedichte, wodurch ihr Charakterbild in festen Umrissen erscheint. Der Anhang enthält Jugendgedichte welche die tief religiöse eigenthümliche Richtung der Dichterin ebenso wie ihre 1844 erschienenen Gedichte bekunden. Die Kraft ihres Genius offenbart sich schon in den Jugendtönen, wie wenige Strophen beweisen mögen:

Das Morgenroth schwimmt still entlang
Dem Wolkenocean,
Ihm folgt die Sonn' im Sphärenklang,
Ein rother Flammenkahn.

In allen ihren Gedichten findet sich keine Spur von Liebesklagen, und darum schon zeichnen sie sich vor allen aus weiblichen Herzen ertönenden Gesängen aus. Ihre Eigenthümlichkeit ist der englischen Poesie verwandt; manche ihrer Gedichte haben eine überraschende Aehnlichkeit mit Tennyson, den sie doch nie gekannt hat. Unter den Frauen ist ihr Mrs. Hemans am ähnlichsten, die verzweiflungsvolle unglückliche Liebe einer Miß Landon und einer Mrs. Norton, jetzt Englands gefeiertste Dichterin, war ihr unbekannt; dagegen erging sich ihr männlicher Geist trotz ihrer Religiosität gar oft in Lord Byron's düsterer Weltanschauung und Religionszweifeln.

Ihr letztes zum Theil auf dem Krankenbette vollendetes Werk: „Gedichte auf jeden katholischen Festtag", athmet keine friedevolle Glaubensseligkeit wie die Gedichte von Oskar von Redwitz, aber Kämpfe einer starken frommen Seele, die den festen Entschluß gefaßt hat trotz ihres sie aus der Heimat treibenden Herzens, trotz des Fluchs des Verstandes der trotzig an ihrem Glauben nagt, trotz der Furcht vor Wahnsinn der ihr in diesem Streben und Ringen oft als ein drohendes Gespenst erscheint, wie Jakob der Patriarch mit dem Zweifel zu kämpfen, bis sie ihn überwand. Im Menschenherzen werden darum ihre Lieder mehr Anklang finden als wären sie aus einer geheuchelten Ueberzeugung hervorgegangen, und sie singt mit Recht:

Meine Lieder werden leben,
Wenn ich längst verschwand.

38.

Lamartine's neueste Schriften.

1. **Histoire de la Restauration.**
2. **Le tailleur de pierres de Saint-Point.**

Eines der Gebrechen der französischen Literatur der Gegenwart ist das Gekünstelte im Ausdruck wie in der Empfindung und in der Art die innere Welt sich vor- und sie darzustellen; es ist der Mangel jedes wahren Verhältnisses zwischen der Wirklichkeit der Ereignisse und der Einbildung des Schriftstellers. Es geht den Franzosen wie Peter Schlemihl: dieser verkaufte seinen Schatten für den Goldseckel des Fortunatus und erkannte den Werth desselben zu spät; man betrachtete ihn als ein unvollkommenes Wesen; die Existenz ward ihm dadurch unmöglich und er wollte zuletzt seine Seele um den verlorenen Schatten verkaufen. Auf gleiche Weise haben die französischen Schriftsteller das Gefühl für das Wahre und Wirkliche veräußert, und erschöpfen sich jetzt in Anstrengungen an dessen Stelle ein gekünsteltes Etwas zu setzen. Daraus sind so viele unfruchtbare Studien, so viele unbeständige Productionen entstanden, so viel abenteuerliche Versuche sich auf irgend eine Weise bekanntzumachen. Was für aufgeputzte und mit hunderterlei Farben ausgeschmückte Erzählungen schickte die junge Literatur in das Publicum! Welch ungeheuerlicher Unflath ist aus dem Schmelztiegel aller dieser „Beobachter" und „Menschenkenner" hervorgegangen; was für falsche Sentimen-

talitäten sind poetisch verherrlicht worden; wie sehr ward die Natur und die Geschichte durch sie verletzt! Der Grundzug und das Wesen dieser ganzen leicht kenntlichen Literatur ist die Verachtung der Wahrheit, die Gewohnheit künstlich mit allem Möglichen zu spielen, mit der Gegenwart wie mit der Vergangenheit, mit der Beobachtung, mit der Geschichte wie mit der Natur, mit patriotischen Gefühlen wie mit den unantastbaren Mysterien des menschlichen Herzens.

Es ist gewissermaßen das rächende Schicksal der romantischen Insurrection daß sie zuletzt selbst alles Das wieder vorbringen muß was sie an überflüssiger Rhetorik und gemachten Compositionen zerstören wollte. So können wir Lamartine zum Beispiel auf seinen Wanderungen durch alle politischen und geistigen Sphären folgen: der Verfasser des „Raphael" hört nicht auf sich und seine Leser mit seiner Rhetorik zu berauschen. Es scheint sogar als wenn es ihn mitunter jetzt, wo er das Alter verläßt das er sehr discret „die Mitte des Lebens" nennt, reue, in seinen schönsten Jahren nur die „Méditations" und „Harmonies" hervorgebracht zu haben. Die Macht der Romantiker und Chronisten sank vor dem Hauche der Februarrevolution, und dennoch besitzt gerade Lamartine den besondern Ehrgeiz seinerseits sich auf diesem Felde wieder zu versuchen. Er hat kaum die Feder des Publicisten hingelegt als er auch die des Historikers ergreift und eine „Histoire de la Restauration" seinen frühern historischen Werken hinzufügt; und als ihm kaum die Feder des Historikers entfallen, da setzt er auch mit dem „Tailleur de pierres de Saint-Point" schon wieder die Reihe seiner romantischen Erzählungen fort. Hierbei wird der Commentare seiner eigenen Poesien und seiner weitschweifigen Reden nicht einmal gedacht.

Wenn Lamartine auf diese Weise sich in Politik, Geschichte und Roman versucht, so hat er damit gerade die drei Dinge unternommen die seinem Geiste am wenigsten entsprechen. Der Grund davon ist daß wenn Niemand mehr Ueberfluß an Einbildungskraft, mehr Fruchtbarkeit an Bildern besitzt als er, Niemand auch weniger Sinn für die Wirklichkeit hat; und doch ist Dies das vorzüglichste Erfoderniß für Denjenigen welcher Hand an positive Thatsachen legt, die Geschichte eines Volks erzählen oder jene andere Geschichte der Leidenschaften und Sitten schreiben will die man Roman nennt. Bei Lamartine verliert sich die Wirklichkeit in Blendwerk; Alles läuft bei ihm zuletzt auf eine glückliche Redefigur, auf eine wennschon mitunter gemachte Beredtsamkeit hinaus. Die Ereignisse stellen sich ihm nicht wie eine unwandelbare Verkettung des menschlichen Lebens dar, sondern wie ein Ganzes das mit seinen eigenen Bewegungen übereinstimmt, oder wie ein großes Gewebe mit dem seine Einbildungskraft frei walten und schalten kann. Die Charaktere die er zeichnet tragen immer nur die Züge eines unbestimmten und beweglichen Ideals seiner Einbildungskraft an sich.

Man kann nicht sagen daß in den alltäglich von Lamartine in den Wind geworfenen Blättern, besonders in seinen geschichtlichen Werken nicht mancherlei Elemente wären die den Erfolg sicherten; sie üben im Gegentheil einen besondern Reiz aus, den man mit dem Worte bezeichnen kann: „man liest sie gern", Dies ist auch mit den ersten Bänden seiner „Histoire de la Restauration" der Fall. Nur freilich ist die Geschichte Lamartine's so wenig als nur möglich Geschichte; es ist keine Idee von Genauigkeit, Forschungen oder substantieller Präcision darin. Indem Lamartine sich eine Epoche wählte, componirte und improvisirte er dieselbe weit mehr als er eine Schilderung derselben bringt. Die Geschichte entschlüpft ihm jeden Augenblick in wunderbaren Episoden, welche Genrebildern ähneln, unter den Händen; der Gang der Erzählung gibt jeder Biegung seiner Einbildungskraft und allen Launen seines Pinsels nach; eine Art phosphorischen Lichts schwimmt über den Personen und über den Scenen in denen sie handelnd auftreten. Es ist das ideale, gekünstelte und leuchtende Gegentheil der Wirklichkeit; eine Art Blendwerk in welchem die Personen nacheinander auftreten, von Pozzo di Borgo, der zu einem Alcibiades umgeformt worden ist, bis zu Marie Luise, die zu einem poetischen Kinde Tirols mit träumerischem Blicke, zu einem Herzen voll mysteriöser Gedanken, zu einem Opfer der Brutalität Napoleon's gemacht wird.

Der Eindruck der aus einem solchen Werke entstehen muß ist nicht der des männlichen Ernstes der Geschichte, es ist der Eindruck einer lyrischen, epischen, romanhaften Schilderung mit eingewebten geschichtlichen Ereignissen. Wenn es sich um eine entlegene Zeit handelt die sich in einem halbfabelhaften Dunkel verliert, so erklärt sich dieser Idealisirungs- und Umwandelungsproceß; ohne zwar entschuldbarer zu sein, doch zum mindesten aus dem legendenhaften Charakter der Dinge auf die er angewendet wird. Wenn es sich aber um eine so naheliegende, fast zeitgenössische Epoche handelt, für welche die wirklichen Nachrichten, die lebenden Zeugen noch im Ueberfluß vorhanden sind, um eine reinpositive Epoche, die mit den Trümmern aller Régimes ein neues praktisches, gemäßigtes Régime herstellen wollte, in der alle Interessen ihren Platz finden sollten, kurz wenn es sich um Persönlichkeiten wie Napoleon und Marie Luise, Ludwig XVIII. und Talleyrand, Richelieu und Villèle handelt, so läßt sich begreifen daß zu den Inconvenienzen einer solchen Schreibart an sich noch andere kommen die aus der Eigenthümlichkeit des Gegenstandes selbst entspringen.

Die Restauration war eine in vielfacher Hinsicht geheiligte Epoche. Zwischen ein Zeitalter von fast übermenschlichem, kriegerischem Heldenthum und unsterblichem Ruhm und eine andere Epoche geworfen, in der die neuen Generationen sich gewöhnt hatten die Revolution mit ihren wohlthätigen Erfolgen definitiv angehalten und fixirt zu sehen, hat die Restauration das Unglück gehabt gleich anfangs wie eine Erniedrigung zu beginnen, infolge davon ohne Glück fortgeführt zu werden und endlich damit zu enden daß man von allen Seiten sie beschuldigte und zum Ziel jeder Ungerechtigkeit nahm. Sie verdient jetzt auf eine andere Art und Weise studirt und geschildert zu werden als mit Declamationen, Vorurtheilen und vulgairen Antipathien der Parteien; sie verdient ihrer Fehler ungeachtet eine bessere Aufmerksamkeit nicht blos, weil viele der Männer die in ihr figurirten Ehrenmänner waren, die aufrichtig in dem Gedanken des öffentlichen Wohls handelten, sondern auch weil für jeden Nachdenkenden jene 15 Jahre voll der wichtigsten Belehrungen und Aufklärungen sind. Nur mit einer großen Genauigkeit, mit einer großen Festigkeit des Urtheils, einer ruhigen Unparteilichkeit die auf ein vollkommen sicheres Bewußtsein und ein sehr entwickeltes Gefühl für jede Feinheit sich gründet, kann dieses Studium fruchtbringend sein, und gerade gegen alle diese Erfodernisse sündigt Lamartine am allermeisten in seiner „Histoire de la Restauration".

Eine der charakteristischsten Seiten seiner Schilderungen ist der eingewurzelte, unvertilgbare Haß gegen Napoleon. Lamartine hat in seinen Geschichtswerken manchem Ungeheuer verziehen, oft sogar auf Missethaten den Glanz seiner Rehabilitationen geworfen, dem Kaiser aber verzeiht er nie; er fällt in dieser Hinsicht in wahrhafte Kindereien voll beleidigender Schilderungen und läßt die lächerlichsten Anklagen mit beredten Worten passiren. Die Ursache dieses Hasses des Dichters der Restauration, des Verfassers der Ode auf Bonaparte ist nicht die unbegrenzte Liebe zur Republik, sondern der natürliche und erklärliche Haß des Ideologen, der chimärischen Einbildungskraft gegen den Mann der die größte Realität dieses Jahrhunderts repräsentirt. Lamartine wollte dem Volke beweisen daß es durch seine Anhänglichkeit an einen großen Namen eine Inconsequenz begangen habe; der Historiker der Restauration vergaß aber daß er statt das französische Volk in seinem Sinn aufzuklären ihm nur eine Caricatur seines Götzenbildes bot.

Das Romantische nimmt einen großen Platz in den historischen Erzählungen des Verfassers der „Histoire des Girondins" ein; er theilt den Ereignissen und den Personen etwas Unbestimmtes und Scheinbares mit, was die Geschichte erniedrigt, indem es

sie entstellt. Man wird vielleicht sagen daß dann mindestens im Roman des Romantischen nicht genug sein könne. Allein auch Dies ist noch eine große Frage. Es gibt nämlich einen wahren Roman, in welchem die Fiction, ohne die menschliche Wahrheit zu verletzen, im Gegentheil nur einen Reflex derselben bildet und das richtige Maß für Combinationen angibt die der sittlichen Natur nicht fremd sind. Es gibt aber auch einen romanhaften Roman, in welchem Alles, Charaktere wie Handlung, gekünstelt ist. Lamartine hat bei der Schilderung der wunderbaren und seltenen Natur seines Helden Raphael aus ihm ein Wesen gemacht das mit den widersprechendsten Gaben begabt ist. Es hätte aus ihm ebenso gut der Maler der Jungfrau von Foligno, oder Cäsar, oder Cato, oder Tasso, als Hiob, oder Shakspeare, oder Demosthenes, oder Byron werden können. Dies ist das Romanhafte im Roman; es ist die unmögliche Vereinigung von Eigenschaften die ihrer Natur nach sich widerstreben; es ist ein gemachtes Ideal, wo jede Wirklichkeit verschwunden ist. Ein solcher Mangel wird aber noch weit fühlbarer in Schilderungen, die wie „Le tailleur de pierres de Saint-Point" die Prätention haben das Volksleben wiederzugeben.

Es soll hier keine Analyse dieses Romans folgen. In Lamartine's Werken gibt es unstreitig viel wunderbare Schilderungen, reizende und rührende Stellen, wennschon auch sie nicht von besonderer Neuheit sind. Ebenso liegt etwas Rührendes in der männlichen und unbekannten Ergebenheit des Steinschneiders, Claude des Huttes, der ein junges Mädchen liebt, aber weil er die Liebe eines seiner blinden Brüder für dieselbe bemerkt, die Berge von Maconnais verläßt, damit Denise ungestört der Engel des Unglücklichen werden könne, der seines Augenlichts beraubt ist. Der Hauptfehler des Buchs ist aber daß Claude des Huttes Hrn. von Lamartine zu genau kennt. Mag der arme Steinschneider, als er durch inneres Leiden exaltirt ist und sich in das Gebirge zurückzieht, den Gedanken fassen seine Arbeit den Reichen zu verweigern, die ihn bezahlen würden, um sich nur ganz den Armen, wie er einer ist, zu widmen und von ihnen weder Entgelt noch Unterstützung anzunehmen, darin liegt zuletzt nichts Außerordentliches, wennschon viel Gesuchtes darin liegt daß ein Mann der zuletzt aus Mangel stirbt eine Bouillon zurückweist welche ihm die armen Leute bringen. Jede Wirklichkeit, jede Wahrheit schwindet jedoch dann, wenn der Verfasser seinen Helden kanonisirt und aus ihm eine Art Orakel für eine Religion macht die nur zu sehr nach Hrn. von Lamartine selbst schmeckt; denn in den Worten des Steinschneiders findet man dieselbe unbestimmte Glut, dieselbe Liebe zum Unendlichen, den schwimmenden Azur, die heiligen Psalmodien der Winde, die klangreichen Echos, dieselben Communions mit den Vögeln, die Thäler, die Berge, dieselben Anrufungen des allgegenwärtigen Gottes wieder wie in den nur zu zahlreichen Glaubensbekenntnissen des Verfassers von „La chute d'un ange."

Wenn der arme Claude des Huttes in seinen Dialogen mit Lamartine von Gott spricht: „Ich sehe ihn gleich einer Sonnenuhr mit Sonnenziffern am Himmel, der Weiser verlängert sich ohne Ende, ohn' Ende, ohn' Ende immer vergeblich nach den Rändern dieses Quadranten, ohne sie doch je zu erreichen ..."; wenn er sich Gott wie ein „unendliches Auge" oder wie „das Blenden rosiger Strahlen" vorstellt, und wenn er dann durch eine Rückkehr zum Wahren und zur Natur sagt: „Ich sage euch das Alles in meiner Einfalt", so ist man versucht ihm zu antworten: „Nein, mein lieber Mann, was Ihr da sagt habt Ihr nicht in Euren Bergen gefunden. Das will uns, um Euern Ausdruck zu gebrauchen, dünken «wie der Schatten des Flügels eines Vogels auf der Sonne», und nicht Ihr seid es der spricht, sondern Euer Gegenpart der durch Euern Mund redet." Der Mann der seinen Lebensunterhalt gewinnt, indem er Steine zerschneidet oder den Boden bearbeitet, kennt nicht solche raffinirte Wunder der Religion. Er glaubt ganz einfach an seinen „lieben Gott"; er glaubt an den Priester der ihn traut, seine Kinder tauft und „Christen daraus macht"; er glaubt an den Kirchhof wo der Vater neben dem Sohn sich in geweihter Erde zur Ruhe legt; er bringt gern die ersten Früchte, die Eier und die neugeborenen Lämmer am Wege hin an das Kreuz, wenn der Pfarrer die Felder durcheilt und im Namen des lieben Gottes die keimende Ernte segnet. Das angeführte Beispiel charakterisirt durchgehends die Schreibart in Lamartine's Roman. 16.

Die „Revue des deux mondes" über Heine's „Romanzero".

Vor der Veröffentlichung des „Romanzero" gab Heine einige Gedichte daraus der Redaction der in Paris erscheinenden „Revue des deux mondes" zu lesen; das Octoberheft der genannten Zeitschrift bringt dieselben in französische Prosa übersetzt und mit einer kritischen Einleitung begleitet. Es ist von Interesse auch eine ausländische Stimme über das Buch zu vernehmen, welches vor und seit seinem Erscheinen ein Aufsehen in Deutschland erregt hat wie seit längerer Zeit kein zweites.

„In einer Zeit", sagt die „Revue des deux mondes", „wo so viele Dichter schon vor dem Alter der Männlichkeit hinsterben, wo so mannichfach verschiedene Ursachen die Blüte des Geistes verwelken und die Ruinen eines frühen Winters den Versprechungen des Frühlings folgen lassen, ist es ein ungewöhnliches Schauspiel, eine mächtige Phantasie siegreich gegen die grausamsten Einflüsse kämpfen zu sehen welche den Aufschwung der Seele fesseln können. Vor einem Jahre kam ein ernster und gediegener Schriftsteller, ein unterrichteter Commentator der antiken und modernen Philosophie, der Verfasser der «Aristotelia», welche von allen Gebildeten geschätzt werden, kurz ein Gelehrter der gegenwärtig die Wissenschaft der Vergangenheit gegen die Beurtheilung unserer Zeit im Stich gelassen hat, Hr. Adolf Stahr, auf einige Wochen nach Frankreich. Wie alle Deutschen schrieb er seine zwei Bände über Paris («Zwei Monate in Paris»), ziemlich schwache Bände welche sicherlich weder den «Aristotelia», noch dem «Jahr in Italien», noch der «Oldenburger Dramaturgie» des nämlichen Autors gleichkommen, die aber ein sehr merkwürdiges Capitel enthalten, betitelt: «Der sterbende Aristophanes.» Dieser Aristophanes ist Heinrich Heine. In der That, mehr als drei Jahre ist der Dichter des «Atta Troll» auf seinem Schmerzenslager, von einer Lähmung befallen welche nur noch den letzten Strahl des Lichts in seine Augen dringen läßt. Diese Worte: «der sterbende Aristophanes», hat ein Freund, ohne schlechtangebrachte Indiscretion zu begehen, drucken lassen können. Heinrich Heine spricht selbst ohne Unterlaß von seinem nahen Tode; er sieht den finstern Gast kommen, verspottet ihn und fodert ihn heiter heraus. Derjenige welchen der Humor auf seinen Flügeln dahinträgt scheint schon in höhern Regionen zu verweilen und von ihrer Höhe herab sieht er mit mitleidigem Lächeln auf all das Elend und die Widersprüche unserer Erde hinab. Der Humorist ist ein Mystiker auf seine Weise, d. h. ein Mensch der sich über die Wirklichkeit erhebt und sie durch seine kühne Heiterkeit umbildet, wie der Mystiker es durch die Ekstase thut. «Mein Bett», sagt Heine im Vorwort zum «Romanzero», «gemahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen zum Himmel lodern. Ach, um diese Bäume und ihr frisches Wesen beneide ich dich College Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spät nur Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme.» Deutschland weiß daß dieser College Merlin's, der in Paris mit dem Tode ringt, einer seiner größten Dichter ist; es weiß was er leidet und wie süß es ihm sein würde wenigstens seinen letzten Seufzer auf dem heimischen Boden auszuhauchen. Von dieser so traurig schon vor der Todesstunde gegrabenen Gruft haben die strengsten

Richter ihren Groll vergessen, sie haben die Unziemlichkeiten des Spötters verziehen, um nur noch an den Dichter zu denken. Man liest mit feuriger Sympathie Alles was Freunde, Besucher, wie Adolf Stahr, über den sterbenden Aristophanes schreiben. Man vergleicht ihre Berichte, man verhandelt darüber, ein Wort, ein Vers, eine Meinung wird erklärt, gedeutet, und Jeder hofft darin die Umbildung zu erkennen welche er dem Geiste des Dichters wünscht. Mit welcher Begierde wird man den Band verschlingen welcher seine novissima verba enthalten soll. Heine hat sich in der That durch die schrecklichsten Leiden welche er erträgt nicht niederdrücken lassen; die Poesie hat von diesen vier Jahren, um die er mit dem Tode gerungen hat, ihren Nutzen gezogen, er triumphirte über die Angriffe des Leidens und sang durch die Kraft seiner ungefesselten Phantasie eben auf diesem Schmerzenslager, wo uns der ergreifende Bericht Stahr's ihn zeigt wie Merlin im Walde Brozeliands."

„Die Erscheinung eines Bandes von Gedichten mit dem Namen des berühmten Verfassers der „Reisebilder" ist immer ein Ereigniß in der deutschen Literatur gewesen; es war dem geistreichen Humoristen gegeben sein Land zu entzücken, gerade dann wenn er es am grausamsten durch unerbittliche Sarkasmen verletzte. Jede Sammlung Heine's hat ihr besonderes Schicksal gehabt; aber welche Verschiedenheiten sich auch darin finden, dieselbe Eingebung hat alle seine Gesänge dictirt, und man kann sagen daß der nämliche Erfolg sie krönte. Deutschland war zugleich verführt und verwirrt. Diese so anmuthige und so traurige Poesie, diese frischen Lieder welche Gift herabtröpfeln, diese Satiren in denen eine phantastische Spötterei Alles, Literatur und Politik, Philosophie und Religion zu zerstören scheint, während sie nur den moralischen Ruin vom Lande Hegel's darzulegen vermag, alle diese zugleich bizarren und in der Form reizenden und, wenn der Dichter will, durch die Tiefe des darin verborgenen Gedankens ergreifenden Productionen mußten eine eigenthümliche Wirkung auf das öffentliche Bewußtsein haben und haben sie auch gehabt. Man öffnet diese Bücher neugierig, unruhig, zuweilen erschreckt; man war erzürnt oder ergriffen, gleichgültig konnte man nicht bleiben."

„Seitdem man in Deutschland weiß daß Heine von der Poesie Trost und Vergessenheit seiner Leiden fodert, ist die Erwartung, welche immer auf die Schriften des glänzenden Satirikers gerichtet war, mehr als jemals gespannt. Mit der reinliterarischen Neugierde verbindet sich natürlicherweise eine tiefe Bewegung, und dann sind es Vermuthungen aller Art: Was hat er diesmal versucht? fragen die Einen. Ist es ein Bruder von «Atta Troll», welchen er uns bieten wird, oder ein letztes Capitel des „Wintermärchen"? Könnte sich sein Talent, sagen die Andern, nicht auf eine unerwartete Weise erneuern und in eine bessere Phase eintreten? Was denkt er jetzt über Philosophie und Religion? In einem von Geist und Witz funkelnden Vorwort persiflirt Heine Das was er den hohen Klerus des Atheismus nennt. Er erklärt daß er auf seine alten Irrthümer Verzicht geleistet hat; er erwartet den Bannfluch der Hegelianer, weil er aufgehört hat bei ihnen die Schweine zu hüten; er ist endlich zum Glauben des menschlichen Geschlechts zurückgekehrt, er glaubt an einen persönlichen Gott und an eine Unsterblichkeit der Seele. Wer weiß ob wir nicht eine Verwandelung des Dichters zu gewärtigen haben, und ob es nicht ernsthafte Verse sind die seinen Lippen entströmen werden?" ...

„Gewiß ist in der Form dieser Poesien ein ganz neues Etwas; es ist nicht der Stil der ersten Sammlungen Heine's; es ist weder die romantische Manier noch die Anmuth der schwäbischen Dichter; es ist ein heroischer Ton, eine Sprache mit stolzen Klängen; mitten unter den gefälligsten Erfindungen etwas Sonores, Festes, wie der Gesang des Heldenepos.

Wenn man an dir Verrath geübt,
Sei du um so treuer;
Und ist deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Leier.

Die Saiten klingen! Ein Heldenlied
Voll Flammen und Gluten!
Da schmilzt der Zorn und dein Gemüth
Wird süß verbluten.

Heinrich Heine wollte eine Reihe von Heldenliedern schreiben; aber was war die Absicht des Humoristen? Ist der Dichter sicher sein Versprechen halten zu können? Mag er es halten oder vergessen, wir wissen wenigstens was er gewollt hat. Er hat die Welt durcheilt, nicht nur von den Pirouessen der Ritter singend, sondern auch wahre Geschichten aus alter und neuer Zeit, Alles ein Romanzero der Abendland und Morgenland umfaßt, ein seltsamer Cyklus der vom Innern des alten Asiens bis ins Innere des jungen Amerika sich erstreckt. Wenn die Anmuth und Kraft des Originals nur zu sehr von der Uebersetzung verwischt ist, so wird man doch überall den Contrast der satirischen Heiterkeit des Dichters und der Leiden denen er zur Beute ist merken. Lustig und phantastisch im «Rhampsinit» und «Weißen Elefanten», voll zarter und tiefer Empfindung wenn er den «Schlachtgesang von Hastings», «Rüdel und Melisande», «Karl I.» besingt, vereinigt er diese beiden entgegengesetzten Tendenzen in dem seltsamen kraftvollen Gedichte welches «Vitzlipuzli» betitelt ist. Man würde diese kühnen Eigenthümlichkeiten nicht gehörig schätzen, man würde den Charakter und die Physiognomie des Schriftstellers nicht erfassen können, wenn man sich nicht an diesen unerschrockenen Geist erinnerte der über die schrecklichsten Schmerzen durch den freien Erguß seiner Phantasie triumphirt, wenn man sich nicht den Dichter vorstellte wie er auf seinem Todtenbette singt und Gott nur noch um zwei Jahre zu leben bittet, seien es auch Jahre der Qual, um nur seine Memoiren zu beendigen, mit denen er sein Leben krönen möchte."

Soweit die „Revue des deux mondes". Es folgen dann die Uebersetzungen des „Rhampsinit", des „Weißen Elefanten", „Rüdel und Melisande", „Karl I.", „Schlachtgesang von Hastings" und „Vitzlipuzli". Die Uebersetzung ist wie sie sich von Franzosen erwarten läßt. Uebrigens ist es immerhin schon erträglicher für ein deutsches Ohr wenn Verse wie:

Hundertsechzig Spanier fanden
Ihren Tod an jenem Tage;
Ueber achtzig fielen lebend
In die Hände der Indianer.

Schwer verwundet wurden viele,
Die erst später unterlagen;
Schier ein Dutzend Pferde wurden
Theils getödtet, theils erbeutet.

in elegante fließende französische Prosa übertragen werden, als wenn man statt: „Du bist wie eine Blume", hört: „Mon enfant, vous êtes comme une fleur." Uebrigens hat es uns gefreut an demselben Orte solche Anerkennung eines deutschen Dichters zu finden wo noch vor kurzem ein Mr. Langsdorff in einem Artikel „Sur la comédie politique" Frankreichs Dramatiker mit aufgeblasenem französischem Nationalstolz als die ersten der Welt hinstellte, ohne auf solche Nullitäten, wie Calderon, Shakspeare, Schiller, Goethe, Rücksicht zu nehmen. 28.

Ein Besuch in der englischen Nationalbibliothek im Britischen Museum während der großen londoner Ausstellung.

Diese Büchersammlung war während der genannten Zeit dem Publicum geöffnet, gleich mehren Staatsanstalten ähnlicher Art, deren Besuch, wenn auch gestattet, doch immer ein nicht unbedeutendes Eintritts- oder Trinkgeld kostete.

Was die Bibliothek im „British Museum" betrifft, war es bis dahin nur wenigen Auserwählten, die so glücklich waren Freunde und Bekannte innerhalb ihrer Mauern zu besitzen oder vom Oberbibliothekar Erlaubniß zu erhalten, vergönnt ge-

wesen ungehindert in diesen classischen Räumen zu wandeln. Indeß blieben auch jetzt mehre Säle dem größern Publicum verschlossen, entweder weil es schwer war in denselben Aufsicht zu halten oder aus ähnlichen Rücksichten, oder endlich weil nicht viel daselbst zu sehen war. Solches war der Fall bei dem letzten der Handschriftensäle der auf dem südlichen Ende des östlichen Flügels sich befindet, bei dem sogenannten „langen" Saal, der an die King's library stößt, und den Sälen mit den Journalen.

Der Eingang zur Bibliothek ist rechter Hand der Vorhalle oder auf der Ostseite des Britischen Museum. Man tritt zuerst in einen schönen Saal von 73 Fuß Länge und 33 Fuß Breite, welcher die prachtvolle, aus 20,240 Bänden bestehende Büchersammlung von Thomas Grenville enthält. Sie ist ein Vermächtniß dieses angesehenen Staatsbeamten und Gelehrten, Freundes von Fox, gestorben als Kanzler der Universität Oxford, und hat ihn selbst die ansehnliche Summe von 54,000 Pf. St. gekostet. Sie besteht größtentheils aus seltenen Ausgaben und Handschriften der Classiker (wovon viele außer dieser Sammlung gar nicht mehr vorhanden sind) mit schönem Einband und aufs beste erhalten. In vielen derselben finden sich schriftliche Anmerkungen von Grenville's Hand, die von großem Werth sind und dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit sowol als unermüdliche Thätigkeit in Erwerbung dieser Bücherschätze, für welche er keine Kosten scheute, beurkunden. Auch seine Büste steht hier, von David Dundas gestiftet. Desgleichen kann man hier ebenso wie im Vorsaale gedruckte „Wegweiser in der Bibliothek" zu zwei Pence sich verschaffen. Zur linken Seite befinden sich außer andern Seltenheiten in zwei schönen Glaskästen mit Schnitzwerk zwei Exemplare der berühmten Mazarinischen Bibel, des ersten Buchs und der ersten Bibel zugleich die mit beweglichen Lettern gedruckt sind. Das eine davon auf Velin gehörte zu Grenville's Sammlung, der es um nicht viel weniger als 500 Pf. St. erworben hat; ferner der erste Psalter, der das erste mit Jahrzahl versehene Buch und das früheste Beispiel von Farbendruck ist.

Aus diesem Saal tritt man in den großen düstern Saal der Handschriften, dessen geschwärzte Wände und Decke — er ist seit 23 Jahren nicht mehr getüncht worden — ihm ein ernstes, feierliches und gelehrtes Ansehen geben, was die Wirkung bedeutend erhöht welche die interessanten Ueberreste aus dem fernen Alterthum, die er beherbergt, auf den sachkundigen und sinnenden Beschauer machen. Auf einer Seite der Thüre zunächst sieht man die Autographen berühmter Männer, oder eigenhändige Briefe von allen großen Reformatoren, von Königen Englands, von Newton, Locke, Baco, Pope; die steife Hand eines Oliver Cromwell, wie die kühnen und auffallenden Schriftzüge Ruprecht's, jenes Sohns des Kurfürsten von der Pfalz und Königs von Böhmen, Friedrich's V., und Elisabeth's von England, der als Neffe und Feldherr der Könige Karl I. und II. von England berühmt geworden. Ein anderer Schrank enthält die Charters der meisten frühern Monarchen Englands und ein Schreiben von Wilhelm dem Eroberer; noch ein anderer die Briefe ausländischer Herrscher: Napoleon's, Peter's des Großen, Ludwig's XVI. und vieler andern. In der Mitte des Saals befindet sich eine Kapsel mit orientalischen Handschriften auf Bast, Blättern, Holz, Gold, Silber und andern Stoffen; desgleichen etliche chinesische und persische Malereien von außerordentlicher Farbenpracht und hoher Vollendung. Links davon steht ein Behälter mit einet alten Handschrift der lateinischen Bibel, von der man glaubt daß sie Karl dem Großen gehört habe, und demselben gegenüber ein ähnlicher mit zwei hebräischen Schriftrollen. In zwei andern Schränken rechts und links der Thüre die aus diesem Handschriftensaal in die King's library führt, liegen mehre Manuscripte von unschätzbarem Werthe. Das merkwürdigste wenn auch nicht das schönste darunter ist der berühmte „Codex Alexandrinus", die älteste von der griechischen Bibel vorhandene Abschrift, in vier Bänden auf Pergament mit Uncialbuchstaben; daneben das nicht minder berühmte sogenannte Durhambuch, eine Handschrift der lateinischen Bibel mit Commentar in angelsächsischer Sprache, mit wunderhübschen Miniaturgemälden, vermuthlich zwischen den Jahren 690 und 720 geschrieben. Der schönste von allen diesen Schätzen aber ist eine Handschrift des Valerius Maximus, die sich in einer Tischlade rechter Hand der zuvorgenannten befindet, mit Malereien im reichsten Stil und von außerordentlicher Schönheit, die durch ihr lebendiges Colorit sowie durch die Genauigkeit und höchste Vollendung in der Zeichnung die Bewunderung aller Kenner erregen. In einem nahen Fache stehen einige herrlich ausgemalte Meßbücher mit Mönchsschrift. Das Publicum war über die Zeit der Ausstellung auf die Mitte des Saals mittels Schranken aus tannenen Bretern verwiesen, weil hier die Bücherkästen keine Glasthüren haben wie die in der Grenville'schen Abtheilung.

Durch eine mächtige Doppelthüre aus Eichenholz mit Bronzeverzierungen gelangt man von da in die King's library, d. h. denjenigen Saal der die Bibliothek Georg's III. enthält, welche dessen Nachfolger, Georg IV., dem Staat geschenkt haben soll. Er ist 30 Fuß hoch, wie die ganze Reihe der Büchersäle, und mißt von einer Thüre zur andern 300 Fuß, in die Breite aber nur 41 Fuß, ausgenommen im Mitteltheile wo er sich zu 58 Fuß erweitert. Hier stehen, da wo die Wände auf beiden Seiten zurücktreten, je zwei korinthische Säulen, deren jede auf 1000 Pf. St. geschätzt wird und bis zu der Höhe von 20 Fuß aus Einem Stücke besteht, auch einen Durchmesser von 2 Fuß 6 Zoll hat. Der Boden ist von geglättetem Eichenholz mit eingelegter Arbeit von großer Schönheit, der Plafond besonders in der Mitte schön verziert. Sämmtliche Bücherschränke auf dem untern Boden haben Drahtgitter von Messing, was mit den messingenen Geländern der Galerien oben einen stattlichen Anblick gewährt. Die 80000 Bände starke Sammlung enthält mehre der seltensten frühesten Druckwerke und ist besonders reich an werthvollen Classikern und Erzeugnissen der Caxton'schen Presse, der ältesten Englands, deren Eigenthümer die Buchdruckerkunst aus Frankreich dahin verpflanzt hat. Auch die Zahl der englischen Werke von geschichtlichem, geographischem und topographischem Inhalt ist sehr groß. Im Mitteltheile sieht man verschiedene typographische und bibliographische Merkwürdigkeiten, auf der einen Seite einen Schrank mit den frühesten hebräischen Büchern, auf der andern einen solchen mit den Aldini'schen Classikern auf Velin und andere Schätze. Die ganze Königssammlung entlang läuft auf deren östlicher Seite ein anderer Saal, der noch nicht lange erbaut ist, auch nur bis zur Höhe der Fensterschwelle des erstern reicht, Long room genannt und zur Aufnahme der Accessionen der „allgemeinen Bibliothek" bestimmt. Dem Publicum war derselbe nicht zugänglich.

Aus der King's library tritt man auf einen Vorplatz, von wo eine Treppe in die naturgeschichtliche Abtheilung des Museum hinauf, eine Thüre gerade gegenüber aber in den östlichen oder ersten Lesesaal führt. Hier wehrte eine Schranke dem Publicum den Eintritt, weshalb wir uns links wandten und an einigen Büchergestellen, die an den sonst leeren Wänden stehen und mittels einer beweglichen Treppe von schwindelnder Höhe bestiegen werden müssen, ein trauriger Beweis des beengten Raums, vorbei in den ersten Saal der „allgemeinen Bibliothek" gelangten. Dieser enthält unter Anderm die meistens aus Reisebeschreibungen und naturgeschichtlichen Werken bestehende Sammlung des bekannten Naturforschers und Gefährten des Capitain Cook, Joseph Banks, der dieselbe dem Staate vermacht hat, weshalb der Saal auch Banks' room heißt. Er ist von mäßiger Größe und macht gleich den folgenden Sälen mit Ausnahme eines einzigen den Eindruck unnöthiger Dunkelheit und zum Theil schlechter Benutzung des vorhandenen Raums. Parallel mit demselben auf seiner nördlichen oder rechten Seite läuft der zweite Lesesaal. Auch in ersterm wie in dem zunächst folgenden sogenannten „großen Saal" waren während der londoner Ausstellung zur Sicherung der

Bücher Schranken angebracht, welche übrigens sehr schlecht darin sich ausnahmen, mit verschließbaren Oeffnungen durch welche die Angestellten bei der Bibliothek zu den Büchern kommen konnten.

Der genannte „große Saal" ist 80 Fuß lang und 90 Fuß breit und nimmt die ganze Tiefe der nördlichen Vorderseite des Museum ein, sodaß er von beiden Seiten durch die Fenster Helle erhält. Von ihm aus konnte man in der Richtung in welcher wir hergekommen einen Blick in die Lesesäle und auf ihre fleißigen Insassen werfen durch ein Glasfenster, durch welches die Bücher aus der Bibliothek hineingegeben werden. Zu beiden Seiten dieses Fensters steht der bändereiche Ergänzungskatalog. Der Hauptkatalog befindet sich in dem arrière-corps links. Duplicate von beiden sind in den Lesezimmern, wiewol im Publicum die irrige Meinung verbreitet ist daß sich dort kein Katalog von der Bibliothek befinde, oder nur ein solcher der bis zum Ende des Buchstabens A reiche. Karten für die Lesesäle, welche den Besitzer ermächtigen dieselben ein halbes Jahr lang zu besuchen, und die man auch erneuern lassen kann, sind auf ein schriftliches Gesuch bei dem Oberbibliothekar zu erhalten. Demselben muß aber eine genügende Empfehlung von Seiten einer dem Stand oder Amt nach hochgestellten Person oder eines Geistlichen, zumal von der Parochie in welcher der Bittsteller wohnt, beigeschlossen sein. Die Empfehlung von Seiten eines Handelshauses als solchen ist nicht hinreichend, obschon man in der Regel auch die eines einzelnen Mitglieds von einem solchen gelten läßt, sofern dieses ein Mann von Ansehen ist. Der Grund hiervon ist, weil die Firma als solche in dieser Beziehung nicht als verantwortlich betrachtet wird, während doch ihre Unterschrift in andern Fällen vollkommen bürgt.

Diese Lesesäle des Britischen Museum sind von Morgens 9—4 Uhr im Winter und von 9—7 Uhr Abends im Sommer (am Samstag aber nur bis 5 Uhr) geöffnet. Die Durchschnittszahl der Lesenden beträgt täglich 340, die der frisch ausgegebenen Karten jährlich über 2000.

Um wieder auf den „großen Saal" zu kommen, die ganze Länge der Barrièren hinunter standen Glaskästen mit bibliographischen Seltenheiten von größerm oder geringerm Werth. Hier erblickt man Coverdale's Bibel, die erste vollständige Ausgabe der Heiligen Schrift im Englischen, das erste in England gedruckte Buch aus der Druckerei von W. Caxton, vom Jahre 1474: „The game and playe of the Chesse", und viele ähnliche Merkwürdigkeiten.

Am südwestlichen Ende dieses Saals führt, wenn man aus demselben tritt, linker Hand eine Thür in den Cracherodesaal, dem Bankssaal gerade gegenüber und von derselben Größe wie dieser. Hier befindet sich die an Classikern sehr reiche Bibliothek welche der Rev. Clayton Mordaunt Cracherode nebst einer bedeutenden Münzen-, Medaillen-, Mineralien- und Muschelnsammlung, zusammen im Werth von 23,500 Pf. St., im Jahre 1798 dem Museum vermachte; desgleichen eine andere Sammlung, „The king's pamphlets" genannt, bestehend in einer Menge Abhandlungen und Aufsätzen größtentheils aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, welche auf die Geschichte Englands in dieser Periode Bezug haben. König Georg III. erkaufte dieselbe und schenkte sie dem Museum 1762.

Nach diesem besahen wir noch zwei Säle, den ersten und zweiten sogenannten „Supplementary room", wo vornehmlich ein Schrank mit Autographen, z. B. von Shakspeare, Baco, Luther, Voltaire und Andern, und außerdem mehre Kästen, Meisterstücke alter Buchbinderkunst enthaltend, die Aufmerksamkeit erregen. Auf der südlichen Seite des zweiten der genannten Säle führt eine Thür zu den ägyptischen Alterthümern im westlichen Flügel des Gebäudes.

Zu allerletzt kamen wir in den Schwibbogensaal („Arched room"), der in der Reihe der Büchersäle der letzte und auf der nördlichen Fronte des Museum gelegen ist. Man durfte jedoch zur Zeit der Ausstellung nicht weit in demselben vorgehen, da der übrige Raum durch ein Gatter abgesperrt war, damit die Angestellten auf dieser Abtheilung ungehindert arbeiten konnten; indeß hinderte Dieses nicht über das Eigenthümliche seiner Bauart sich einen Ueberblick zu verschaffen. Die hohen Schwibbogen welche auf den Eckpfeilern der Wände ruhen, da wo diese rechts und links zurücktreten, und in deren Stil Leichtigkeit und Zierlichkeit mit Kühnheit vereint sich ausdrückt, geben diesem Saal ein vortheilhaftes Aussehen vor allen übrigen.

Unter Georg II. erhielt die Bibliothek des Museum das Recht auf ein Freiexemplar von jeder neuen Schrift. Schon infolge Dessen beträgt der jährliche Zuwachs an 20,000 Bände. Daher die unaufhörlichen Klagen über Mangel an Raum und die Aussicht daß in ein paar Jahren das gesammte Erdgeschoß des Museum nicht mehr groß genug sein wird, den wachsenden Riesen zu beherbergen. Durch neue Parlamentsacte vom Jahre 1814 ward jenes Recht gegen jede mögliche Umgebung gesichert und festgesetzt daß die Bibliothek die beste Ausgabe eines Werks vom Verleger fodern könne. Ja es müssen sogar in Gemäßheit dieser Acte 11 Freiexemplare von jedem neuen Werk an verschiedene öffentliche Corporationen abgegeben werden.

Die Geschichte des Ursprungs und der Vermehrung dieser Bibliothek ist kurz folgende. Der berühmte Naturforscher H. Sloane, Leibarzt der Könige Georg's I. und II. (gest. 1753), hatte in seinem Testament den Wunsch ausgesprochen daß seine kostbare Sammlung von Büchern, Manuscripten, Naturalien und Kunstgegenständen, die er mit unsaglicher Mühe und einem Aufwand von etwa 50,000 Pf. St. zusammengebracht hatte, dem Parlament für die Summe von 20,000 Pf. St. zum Besten des Publicums, das freien Eintritt dazu haben sollte, angeboten würde. Das Parlament ging darauf ein und verfügte daß auch die große Handschriftensammlung des ehemaligen Staatssecretairs Grafen R. Harley (gest. 1724) angekauft und beide mit der Cotton'schen Bibliothek, die der Staat schon besaß, vereinigt werden sollten. Letztere rührte von dem Baronet R. Bruce Cotton, einem berühmten Forscher in englischen und römischen auf Englands Boden vorfindlichen Alterthümern, auch ausgezeichnetem Parlamentsmitglied (gest. 1630) her und hatte später einen Zuwachs durch ein Vermächtniß der Handschriftensammlung des Reichshistoriographen unter der Königin Anna und Georg I., T. Maddox, erhalten. Sie konnte jedoch um der übeln Locale willen, in denen sie abwechselnd untergebracht und sogar durch eine Feuersbrunst sehr beschädigt wurde, vom Publicum nicht gehörig benutzt werden. Nun verwilligte das Parlament 1754 eine Summe zum Ankauf von Montague-House auf der südlichen Seite der Großen Russellstraße, Bloomsbury, um die genannten Sammlungen darin unterzubringen. Im Januar 1759 wurde das Gebäude, jetzt „Museum" genannt, dem Publicum eröffnet und bald auch der erste Lesesaal eingerichtet.

Diese Bücherschätze nicht nur, sondern auch die andern bisher bei denselben gewesenen Sammlungen vermehrten sich nach und nach durch Schenkungen und Vermächtnisse von Privaten oder Königen Englands und die Freigebigkeit des Unterhauses — es wurden seit 1770—1820 weit über 100,000 Pf. St. auf den Ankauf ganzer Sammlungen verwandt — so bedeutend daß man genöthigt ward neue Säle anzubauen, wenn man das Alles beisammen behalten wollte. Die Neubauten und Veränderungen aber nahmen kein Ende mehr und das Ganze machte zuletzt in seinen äußern und innern Verhältnissen einen ziemlich ungünstigen Eindruck, ohne eine Gewähr für die Aufnahme der stets zunehmenden neuen Erwerbungen. Man fand es zuletzt für das Beste dem Museum einen gleichförmigen Baustil zu geben, und so wurden denn im Jahre 1845 die letzten Ueberreste des alten Hauses abgetragen. Dasselbe ist jetzt im Viereck und durchaus im ionischen Stil erbaut, und es läßt sich zwischen den ältern und neuern Theilen desselben kein Unterschied bemerken, außer dem den die längere oder kürzere Einwirkung der londoner Atmosphäre hervorbringt. Eine umfangreiche Erweiterung der für die Büchersammlungen bestimm-

ten Räume fand jedoch erst statt als Georg IV. dem Museum seine Büchersammlung schenkte. Der hohe Werth und die Größe derselben erheischte ein geeignetes Local zu ihrer Aufnahme. Deshalb wurde der herrliche Saal in welchem sie sich jetzt befindet und die Handschriftensäle gebaut, welche mit der über denselben befindlichen Abtheilung der Naturgeschichte den ganzen östlichen Flügel des Gebäudes einnehmen, und im Jahre 1828 die Bücher dort untergebracht. Diese neue Einrichtung kostete 120,000 Pf. St. Seitdem hat sich die Bibliothek schnell und immerfort vergrößert, sodaß ihre Säle jetzt einen Theil der südlichen und die ganze östliche und nördliche Seite des Vierecks im Erdgeschoß einnehmen oder einen Raum von mehr denn 900 Fuß Länge, in welchem 460,000 gedruckte Bände und gegen 32,000 Bände Handschriften mit etwa 10,000 Karten untergebracht sind; und man hat berechnet daß die Gestelle und Schränke, worin diese sich befinden, aneinandergereiht eine Linie von mehr als 13 englischen Meilen Länge bilden würden.

Aus dem letzten über diesen Gegenstand im Parlament erstatteten Bericht geht hervor in welcher Ausdehnung diese Anstalt vom Publicum in dem betreffenden Jahre benutzt worden ist. Die Zahl aller Bücher welche aus den Lesesälen während dieses Jahres zurückgegeben wurden betrug zusammen 241,682 oder auf den Tag 830. Die Zahl der Lesenden war 78,238 oder durchschnittlich 268 auf den Tag. Die Lesesäle waren offen 291 Tage lang; jeder der Leser hat mithin mehr als fünf Bände täglich benutzt. Die Gesammtheit aller Accessionen (Bücher, Zeitungen, Atlasse, Karten, Plane, Musikalien u. s. w.) war 27,382, von welchen Artikeln 14,222 vollständige Werke sind. Von letztern waren 8778 erkauft, 1064 geschenkt und 4380 von den Verlegern gesetzlich abgeliefert. Jeder Artikel ist gestempelt worden. Der Stempel wurde 48,982 mal aufgedrückt. 39.

Notizen.

Christian Graf zu Stolberg über Napoleon.

Es ist vor kurzem ein Brief Gneisenau's aus dem Jahre 1815 bekannt und über Das was er darin in Bezug auf Napoleon und für den Fall von dessen Gefangennehmung ausspricht ein lautes Geschrei erhoben worden. Da mag man denn nicht mit Unrecht an Dasjenige erinnern was Christian Graf zu Stolberg in einem Briefe an Fouqué vom 15. April 1815 („Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué", 387, Berlin 1848), schreibt, ohne damit Das selbst was er schreibt durchgängig billigen zu wollen.*) „Da unsere Helden dem unglücklichen Europa Frieden und Ruhe erfochten haben, öffnet eine unverzeihliche Sorglosigkeit der gefangenen Hyäne den Käfig und Alles ist wieder wie es war. Wahre Menschenliebe und Gerechtigkeit hätten den Tyrannen, der Blut wie Wasser vergeudet hat, sowie Kaiser Otto sich einst bei einem Todesspruch ausdrückte: die Barte kosten lassen müssen. Ach wenn nur itzt vom Adriatischen Meere bis zum Baltischen ohne Ausnahme unter den Verbündeten Eintracht herrschte, so wäre es ein Kleines die scheußlichste aller Nationen zu bändigen. Wie ehrlos hat sich dieses schnöde, verworfene Volk gezeigt und wie zeigt es sich noch! Gott gebe unsern Waffen Sieg! Dann aber muß die große Babylon in Staub und Asche gelegt und der Tyrann und seine meineidigen Spießgesellen gerichtet werden." In anderer Beziehung, bei der Aehnlichkeit unserer Gegenwart mit jenen Zeiten, mag man hier auch wol an Das erinnern was der Bruder des genannten Christian Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, unter dem 5. Mai 1815 ebenfalls an Fouqué schrieb („Briefe", S. 416): „Bonaparte's Lage scheint mir verzweifelt. Mit Zuversicht erwarte ich den Sieg. Gott gebe uns nur Weisheit, Eintracht, Demuth und christlichen Sinn nach dem Siege. Er gebe uns Erneuung, deren wir so sehr bedürfen."

*) Am 26. November 1818 schrieb Christian Graf zu Stolberg an Fouqué („Briefe", S. 398 fg.): „Ist es nicht Geist und Herz empörend daß man itzt, selbst die hohen Häupter, soviel Complimente mit dem Bonaparte machet? O daß unser Blücher ihn zum Gefangenen genommen und man sogleich über den Enghien-Mörder Standrecht gehalten hätte!"

Die Insel St.-Helena und der Vandalismus der Engländer.

Ein neuerer Reisender (Listemann, „Meine Auswanderung nach Südaustralien", Berlin 1851), der auch die Insel St.-Helena im September 1850 besuchte, war erstaunt über den Vandalismus der Engländer, womit die Räume behandelt worden waren in denen Napoleon gewohnt hatte und gestorben war. „Nicht nur daß das Gebäude überall die Spuren des tiefsten Verfalls ansichtrug: selbst das Dach war an einigen Stellen abgedeckt. Die innern Räume waren entwürdigt durch den Gebrauch welchen man jetzt von ihnen machte. In dem Zimmer in dem Napoleon gestorben war stand eine Häckselmaschine; aus seinem gewöhnlichen Schlafzimmer war ein Pferdestall geworden: überall Schmuz und Verwüstung!" 8.

Italienische Zeitschrift.

Das Erscheinen der neuen Zeitschrift „Rivista Britannica" in Florenz ist eines von den beachtungswerthen Symptomen der Zeit. („Rivista Britannica, giornale mensuale, raccolta di articoli tratti dalle migliori publicazioni inglesi.") Das Blatt hat die Bestimmung englische Gedanken in die Adern des italienischen Gesellschaftskörpers zu leiten, um freiere und gesündere Circulation zu fördern. Die Herausgeber, von welchen der eine italienischen, der andere englischen Namen trägt — der Ritter Sebastiano Fenzi und James Montgomery Stuart — bemerken daß England allein von dem fast allgemeinen Schicksale ausgeschlossen blieb: für Freiheit zu kämpfen, scheinbar einen Augenblick den Sieg zu erringen und dann zurückzusinken, Nichts weiter gewonnen zu haben als einen Schatten. Es däucht jenen Herren daß der Erwerb der Freiheit nutzlos sei ohne Fähigkeit ihn in geregelter Weise zu genießen, und die beste Vorbereitung dazu für Italien das Studium der Volksliteratur einer Nation welche diese Fähigkeit in so hohem Grade besitzt. Die neue Zeitschrift soll demgemäß in Uebersetzungen aus der englischen Journalistik bestehen, welche treu die Kunst, Wissenschaft, Literatur und das sociale Leben in England wiederspiegeln. Erzählendes, naturhistorische Aufsätze, Maschinenwesen u. s. w., Reisen und geographische Skizzen u. s. w., nebenbei Originalübersicht sämmtlicher britischer Werke über Italien. 12.

Oestreichische Farben.

Als 1770 Friedrich der Große seine Zusammenkunft mit Kaiser Joseph in Mährisch-Neustadt hielt, erschien er, um seinem hohen Wirth den Anblick der blauen Uniformen zu ersparen, in der östreichischen Armeefarbe; er trug ein weißes, mit Silber gesticktes Kleid, auch sein Gefolge trug weiße Kleider. Aber der Spaniol den Friedrich aus der Westentasche schnupfte ließ sich trotz aller seiner Sorgfalt bei dem weißen Anzuge blicken; er sagte daher scherzend zu dem Prinzen von Ligne: „Ich bin für Sie nicht propre genug, meine Herren, ich bin nicht würdig Ihre Farben zu tragen." 17.

Bibliographie.

Briefwechsel zwischen unserm Herrn Jesu Christo und Abgarus, König von Edessa. Vom Herrn Selbst seinem erwählten Knechte wörtlich diktirt im Jahre 1844. Heilbronn, Landherr. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Ende der Welt im Jahre 1869! Die sieben letzten Posaunen oder Wehen, ihr Anfang und ihr Ende. Nach den Schriften des alten und neuen Testaments klar bewiesen. Nebst einem Anhange wichtige Sibyllinische Weissagungen vom Jahre 1850—1860. Ulm, F. Ebner. Gr. 8. 12 Ngr.

Geldure oder die Schlange der Volksnoth. Von German. Nürnberg. 1851. 8. 18 Ngr.

Goethe in Briefen und Gesprächen. Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Goethe's über Welt und Menschen, Wissenschaft, Literatur und Kunst. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hansemann, D., Das Wesen der Disconto-Gesellschaft in Berlin, und ihre Benutzung. Berlin, Schneider u. Comp. Lex.-8. 10 Ngr.

Heller, J., Die Allirten der Reaction. Roman. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hellmann, J., Betrachtungen über das wahre Verdienst des Einzelmenschen und der Völker. In drei Abtheilungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Liederleben der evangelischen Kirche. Auswahl aus ihren Gesängen von H. Wendebourg. Hannover, Hahn. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Louis Napoleon und der Staatsstreich vom 2. December 1851. Mit dem Bildnisse des Präsidenten. Leipzig, Hartleben. Gr. 8. 21 Ngr.

Manifeste Lucifer's an die Rothen, Blauen und Schwarzen. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Nikolas, A., Philosophische Studien über das Christenthum. Nach der siebenten Auflage ins Deutsche übersetzt von C. Hester. Vier Bände. Paderborn, Schöningh. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Passow, W. A., Daniel Caspar von Lohenstein. Seine Trauerspiele und seine Sprache. Meiningen, Brückner u. Renner. Gr. 4. 6 Ngr.

Pflaume, K., Gedichte. Magdeburg, Fabricius. 8. 25 Ngr.

Pinder, M., Die antiken Münzen des Königl. Museums. Geschichte und Uebersicht der Sammlung nebst erklärender Beschreibung einer Auswahl von Münzen. Mit drei Kupfertafeln. Berlin, Nicolai. 1851. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das neuverbesserte große Planeten-Buch, bearbeitet nach den erprobten Angaben der berühmtesten Astronomen und Philosophen von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Eine vollständige Anleitung zum Enthüllen der Zukunft, zum Wahrsagen aus dem gestirnten Himmel, — aus allen Theilen des menschlichen Körpers ꝛc. Nebst Angabe, wie man sich nach dem Stand der Sterne in allen Jahren, Monaten und Tagen zu verhalten habe, eine Philosophie der alten Weiber ꝛc. Mit vielen Bildern. Ulm, F. Ebner. Gr. 8. 1 Thlr.

Preußen's Staatsverträge. Zusammengestellt durch F. W. v. Rohrscheidt. Berlin, Schneider u. Comp. Lex.-8. 5 Thlr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1851. Für Leser aus allen Ständen. Von *r. Leipzig, Fest. 8. 15 Ngr.

Reitzenstein, Der Streiter Christi. Fünf Soldaten-Predigten. Frankfurt a. O., Hoffmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Ritter, C., Ein Blick auf Palästina und seine christliche Bevölkerung. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 19. Januar 1852 gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rochau, A. L. v., Vier Wochen französischer Geschichte. 1. December 1851 — 1. Januar 1852. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 20 Ngr.

Roth, v., Auswahl mündlicher und schriftlicher Aeußerungen in der ersten Kammer der bayerischen Ständeversammlung 1828 bis 1847. München, Franz. 8. 26 Ngr.

Rußland's Politik und Heer in den letzten Jahren. Berlin, Herbig. Gr. 8. 15 Ngr.

Schleiden, M. J., Die Pflanze und ihr Leben. Populäre Vorträge. 3te Auflage. Mit 5 farbigen Tafeln und 15 Holzschnitten. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Schneider, A., Gedanken über Cultur und Luxus. Berlin, Hollstein. 8. 6 Ngr.

Scholz, W. B., Conradin von Schwaben. Ein Schauspiel. Wiesbaden, Roth. Gr. 8. 1 Thlr.

Schwartz, J. D., Unsere Kinder und ihre Erziehung. Reden eines Seelsorgers an seine Gemeinde und seinen Lehrer. Rudolstadt, Froebel. Gr. 8. 15 Ngr.

Sighart, J., Der Dom zu Freising. Eine kunstgeschichtliche Monographie mit artistischen Beilagen. Landshut, Krüll. 8. 18 Ngr.

Solitaire, M., Die beiden Finkenstein. Lustspiel in einem Akt nach der Idee einer Chronik. Landsberg, Volger u. Klein. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Sperling, Friede wollt' er, über die Kunst zu regieren, mit Beziehung auf Preußen. Magdeburg, Baensch. Lex.-8. 12½ Ngr.

Thiele, J. M., Thorvaldsen's Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers. Deutsch unter Mitwirkung des Verfassers von H. Helms. 1ster Band. Mit dem Portrait Thorvaldsen's nach Eckersberg. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 2 Thlr.

Vaux, W. S. W., Ninive und Persepolis. Eine Geschichte des alten Assyriens und Persiens nebst Bericht über die neuesten Entdeckungen in diesen Ländern. Uebersetzt von J. T. Zenker. Mit Kupfern und 1 Karte. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Wendt, M., Vater unser oder das Gebet des Herrn in Gesängen. Neusalza, Donath. Gr. 4. 1 Thlr.

Wolterstorff, J. A. G., Die kirchliche Union oder die Vereinigung der lutherischen und der reformirten Kirche zur evangelischen Kirche besonders in Preußen. Für Gemeinen in Stadt und Land dargestellt. Stendal, Franzen u. Große. Gr. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Granier de Cassagnac, Die December-Ereignisse 1851 vollständig und authentisch dargestellt. Cassel, Hotop. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hansen, H. N., Ich hatte viel Bekümmerniß in meinem Herzen; aber deine Tröstungen ergötzen meine Seele. Antritts-Predigt über Psalm 94, 19. am 4. Adventsonntage den 21. Dezbr. 1851 gehalten. Erlangen, Bläsing. 1851. Gr. 8. 2 Ngr.

Harkort, F., Zweiter Bürger- und Bauernbrief. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Hofmann, J. C. K., Die schleswig-holsteinische Geistlichkeit und die evangelische Kirchenzeitung. Ein Wort zu Schutz und Trutz. 2te mit einer Erwiederung auf Rudelbach's dänische Parteischrift vermehrte Ausgabe. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 4 Ngr.

Merkel, W. v., Alter und neuer Konservatismus. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. 4 Ngr.

Sieverts, G. A., Wer Christum lieb hat, dem ist die Mission eine heilige Herzenssache. Predigt über Joh. 21, V. 17, an dem Elmshorner Missionsfeste, am 23. Novbr. 1851 gehalten. Elmshorn. 1851. Gr. 8. 3 Ngr.

Wiedebantt, H., Wo ist die Wahrheit? Predigt zur Vorfeier des Reformationsfestes gehalten zu Sans-souci am 19. Sonntage post trin. 1851. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № IX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1851 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. VIII.)

16. **Antiquarische Briefe** von **A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, F. von Raumer** und **H. Ritter.** Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.** 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1. Xenophon, Platon. — 2. Xenophon, Platon, athenische und spartanische Verfassung. — 3. Griechische und römische Geschichtschreiber. — 4. Anordnung von Geschichtswerken, Xenophon. — 5. Classiker, Xenophon, Platon, Sklaverei, Metrik. — 6. Xenophon, griechische Geschichtschreiber, Tacitus, Orakel. — 7. Classiker, Religion, Orts- und Personennamen. — 8. Antike Kunst zur Erklärung der Classiker. — 9. Pausanias. — 10. Prosa, Prosodie, Metrik. — 11. Einleitungen zu Geschichtswerken. — 12. Schiller über naive und sentimentale Dichtkunst, Tacitus, Thucydides. — 13. Pausanias, Metrik, Herodot, Schiller. — 14. Pausanias. — 15. Polybius. — 16. Dionysius von Halikarnaß. — 17. Appian. — 18. Jefferson, Platon's Phädon, Unsterblichkeitslehre. — 19. Das Erlernen der alten Sprachen. — 20. Kenntniß alter Religion, Mythologie und Kunst. — 21. Platon's Phädon, Unsterblichkeit. — 22. Platon's Phädon, Unsterblichkeit. — 23. Unsterblichkeit, alte und christliche Philosophie. — 24. Platon, christliche Philosophie. — 25 Mythologische Mittheilungen. — 26. Fortschritte der Menschheit, Aristoteles, Leibniz, Volksthümlichkeit der Philosophie. — 27. Spartanisches Staatswesen.

17. **Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel.** (1774—1832.) Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der von den Freunden der Literatur seit Jahren mit Spannung erwartete, von G. E. Guhrauer herausgegebene Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel zeichnet sich nicht allein durch die ungewöhnliche, über ein halbes Jahrhundert umfassende Dauer aus, sondern auch durch die darin herrschende Vertraulichkeit zwischen dem großen Meister und seinem alten weimarischen „Urfreunde", wie Goethe Knebel einmal nennt, welchem er die erste so erfolgreiche Bekanntschaft mit dem weimarischen Fürstenhause verdankte. Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Wertherepoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier stufenmäßig vor unserm Blick sich auf; ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Eindrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine neue reiche Quelle nicht blos für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten in Deutschland und aller Orten, wohin Goethe's Name gedrungen ist; kurz eine neue überaus wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Aber auch Knebel gibt hier in seinen vertraulichen Ergüssen sein Bestes, und insofern bildet diese Briefsammlung auch ein unentbehrliches Supplement zu Knebel's schon früher von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebenem „Literarischem Nachlaß und Briefwechsel".

In demselben Verlage erschien früher:

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von **J. P. Eckermann.** Zweite mit einem Register versehene Ausgabe. Erster und zweiter Theil. 1837. 8. 4 Thlr.

Goethe aus näherm persönlichem Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Zweite Auflage. 1836. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff. 1839. 8. 20 Ngr.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung. Zur Goethe-Feier am 28. August 1849. Von **W. Assmann.** 8. 10 Ngr.

18. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Erster bis dritter Band. 12. 1850—51. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

19. **Burg (Gerhard), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr.

20. **Carrara.** Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

21. **Castres (G. H. F. de), Phonologie française au dix-neuvième siècle,** suivie d'un Cours de lecture et de débit à l'usage des écoles supérieures d'Allemagne. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

22. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes bis fünfundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., in einer Prachtausgabe 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

23. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Ausgabe in 10 Abtheilungen. 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

- I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
- II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
- III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
- IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
- V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
- VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
- VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
- X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

24. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Ausgabe in 96 Lieferungen. Erste bis zehnte Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Monatlich erscheinen in der Regel zwei bis drei Lieferungen und der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung **gratis** geliefert.

25. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

26. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** 22 vol. 8. 1846—51. Geb. 11 Thlr.

Der 12. bis 17. Band dieses Romans führen auch den besondern Titel:
Le Collier de la Reine. 6 vol. 8. 1849—50. 3 Thlr.
Der 18.—22. Band enthalten unter besonderm Titel:
Ange Pitou. 5 vol. 8. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr.
In demselben Verlage erschien früher von A. Dumas:
La Dame de Monsoreau. 6 vol. 8. 1845—46. 3 Thlr.

27. **Eichendorff (J., Freiherr von), Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum.** 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang.
1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Januar. Nr. 1—5.

Inhalt: Fragen und Antworten, die Breite der Ackerbeete betreffend. — Nochmals die Himalajagerste. — Der normännische Weidezaum zur Abhaltung der Weidethiere von den Bäumen. — Empfehlung vorzüglicher Getreidearten und Kartoffelsorten. — Ernteberichte aus Unterfranken. — Die Gewerbeausstellung aller Völker in London. Sechster Artikel. — Ueber Rapsbau unter Runkelrüben. — Guano und Streudünger. — Neue, für Jedermann ausführbare Methode der Fettkäsefabrikation. — Anfrage, das neue steierische Joch betreffend. — Anfrage, die Hofer'sche Aehrenmühle betreffend. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 1—5.

Soeben erschien:

Gützlaff, Karl, **Das Leben des Tao-Kuang,** verstorbenen Kaisers von China. *Nebst Denkwürdigkeiten des Hofes von Peking und einer Skizze der hauptsächlichsten Ereignisse in der Geschichte des chinesischen Reiches während der letzten funfzig Jahre.* Aus dem Englischen. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, 16. Februar 1852.

Dyk'sche Buchhandlung.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig:**

Lohengrin et Tannhaüser
de Richard Wagner
par
Franz Liszt.

Gr. in-8. Broché. 1 Thlr. 10 Ngr.

Le même auteur a publié:

De la Fondation-Goethe à Weimar. Gr. in-8. Broché. 1 Thlr.

Das Pfennig-Magazin
für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Januar. Nr. 470—474.

Inhalt: Macht der Kindesliebe. — *Die Banane. — *Die Felseninschrift in Behistun. — Friedrich der Große. — Haydn und der Musikalienhändler. — Ein indisches Boot auf dem Amazonenstrome. — *Die Picquotania. — Die nasse Witterung des Jahres 1851. — Der blaue Capitain. — Der Juliusberg. — Abenteuer eines Offiziers in Ostindien. — *Riga. — Holzfäller. — *Das Stilffer Joch. — *Kurländischer Edelhof. — Der reiche Samuel Bernard. — Ein haitisches Regiment. — *Lilie, Rose und Veilchen. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Februar 1852.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das neue Paris,
oder
Auswahl von Gebäuden in den neuen Quartieren dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen.

Dritter Theil,
enthaltend die Hauptpläne von Landhäusern, sowie von Gärten verschiedener Art u. s. w.
Aufgenommen und gezeichnet
von
Lemonnier de la Croix und **Normand dem Aeltern.**
160 Tafeln. Gr. 4. 12 Thlr. 24 Ngr.

Dieser Band ist auch in 32 Lieferungen à 12 Ngr. zu beziehen.
Die ersten beiden Bände enthalten nur Gebäude, welche sich in Paris befinden, und kosten ebenfalls jeder 12 Thlr. 24 Ngr.

Erste Preise der Architektur.

Architektonische Entwürfe gekrönt durch die Königliche Akademie der schönen Künste von Frankreich.
Herausgegeben von
D. Avanzo & Comp. in Lüttich.
144 Tafeln. Gr. Folio. 32 Thlr.

Probelieferungen und Prospecte dieses Werks sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 10. —— 6. März 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Zur ältern deutschen Literatur.

1. Das Kloster. Weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur. Zur Cultur- und Sittengeschichte in Wort und Bild. Herausgegeben von J. Scheible. Erster bis zwölfter Band. Stuttgart, Scheible. 1845—49. Gr. 16. Jeder Band 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Das Schaltjahr; welches ist der deutsche Kalender mit den Figuren und hat 366 Tag. Herausgegeben von J. Scheible. Erster bis dritter Band. Stuttgart, Scheible. 1846—47. 8. Jeder Band 2 Thlr.
3. Der Schatzgräber in den literarischen und bildlichen Seltenheiten, Sonderbarkeiten u. s. w., hauptsächlich des deutschen Mittelalters. Herausgegeben von J. Scheible. Erster Theil. Die Sage vom Faust. Untersucht von H. Düntzer. Stuttgart, Scheible. 1846. Gr. 16. 16 Ngr.

Es erscheinen wahrscheinlich in jeder Wissenschaft Bücher, die Denjenigen welche sich mit der betreffenden Doctrin beschäftigen unentbehrlich sind, und von denen doch Jeder dem die Wissenschaft und ihre Förderung am Herzen liegt lebhaft wünschen muß daß sie nicht erschienen wären. So paradox dieser Satz auf den ersten Anblick auch erscheinen mag, so ist er doch ebenso wahr als leicht erklärlich. Unentbehrlich sind solche Bücher nämlich, weil sie in der That, um mich eines beliebten Ausdrucks zu bedienen, einem längst gefühlten Bedürfnisse abhelfen; und doch erregt ihr Erscheinen keine Freude, sondern vielmehr das Gegentheil, weil sie den Foderungen der Wissenschaft nicht entsprechen und zudem bessere Arbeiten auf längere Zeit unmöglich machen. Zu dieser Art von Büchern gehören z. B. die meisten Arbeiten des verstorbenen Professors O. L. B. Wolff in Jena und insbesondere seine „Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur", sowie auch diejenigen Sammlungen deren Titel oben angegeben worden sind. Es wird nicht schwer sein den vollständigsten Beweis des hier Behaupteten zu liefern; wir werden ihn auch nicht schuldig bleiben, wenn wir auch hierin den Ansichten einiger Männer entgegentreten müssen, von denen mehre sich der allgemeinsten Anerkennung und Hochachtung mit vollem Recht erfreuen. Es hat nämlich der Herausgeber besagter Sammlungen im Jahre 1847 eine Ankündigung derselben verbreitet, welcher mehr oder weniger ausführliche Empfehlungen seiner Schriften beigedruckt waren und die sicherlich nicht wenig zur größern Verbreitung derselben beigetragen haben. Zwar wird das Publicum mit uns auf die kurze und nichtssagende Empfehlung des Herrn Dr. Wolfgang Menzel Wenig gegeben haben; ebenso wenig wird die Apotheose des Herrn Prof. Böttcher von Wirkung gewesen sein; destomehr aber mögen die empfehlenden Worte eines Gustav Schwab, von der Hagen, Gräße, Adelbert Keller, Maßmann und Franz Pfeiffer zur Verbreitung der erwähnten Schriften beigetragen haben. Zwar halten sich die Empfehlungen dieser Männer meistens in ganz allgemeinen Ausdrücken, oder sie heben nur die wenigen lobenswerthen Seiten der genannten Werke hervor; aber uns scheint es daß sie auch Dieses nicht hätten thun sollen, im Interesse der Wissenschaft nicht thun dürfen.

Schon der bloße Anblick der verschiedenen von Scheible herausgegebenen Sammelwerke hätte die genannten Gelehrten überzeugen können daß es dem Herausgeber wesentlich wol darum zu thun sei Geld zu machen.

Er nimmt daher keinen Anstand, um seinen Zweck zu erreichen, solche Mittel zu wählen die mehr seiner Erfindungsgabe als seinem Rechtlichkeitsgefühl Ehre machen. Es ist nicht schwer die Wahrheit dieser Behauptungen nachzuweisen. Wenn man Titel und nähere Ankündigung der drei Sammelwerke um die es sich handelt liest, so muß doch wol Jeder glauben daß jede Sammlung einen eigenthümlichen Charakter habe, daß jede auch Verschiedenartiges zu geben beabsichtige. Wer aber eben deswegen alle drei Werke kauft, wird zu seinem nicht geringen Erstaunen finden daß es sich nicht also verhalte, daß er vielmehr Manches doppelt kaufen muß. Scheible muß seine Käufer wahrscheinlich für Geistesverwandte jenes guten wiener Philisters halten, der sich in der Buchhandlung zwei Exemplare von Grillparzer's „Ahnfrau" geben ließ, weil man ein so gutes Buch doch wol zwei mal lesen müsse. Wenigstens hat Scheible für solche doppelte Lecture reichlich gesorgt. Nicht genug daß er eine Anzahl Abschnitte aus Murner's „Narrenbeschwerung" im „Schaltjahr" abdruckt, während doch „Das Kloster" das ganze Gedicht enthält, findet sich unter Anderm auch die große 260 Seiten lange Abhandlung über Faust von Düntzer sowol im ersten Bändchen des „Schatzgräber" als im fünften Bande des „Kloster". Noch unverantwortlicher wird Dies aber dadurch daß der „Schatzgräber" früher erschien als der betreffende Band des „Kloster", sodaß Jedermann wirklich absichtlich getäuscht und zum Ankaufe des „Schatzgräber" verleitet wurde, weil man nicht erwarten konnte daß dieselbe Abhandlung nochmals im „Kloster" erscheinen würde. Daß aber der Herausgeber schon von vornherein die Absicht hatte die genannte Abhandlung auch zum zweiten male im „Kloster" erscheinen zu lassen, geht deutlich genug daraus hervor daß beide Ausgaben nur ein und derselbe Druck sind, daß, als der „Schatzgräber" gedruckt wurde, schon im voraus so viele Exemplare der Abhandlung abgezogen wurden als für das „Kloster" nöthig waren. Den nämlichen Vorwurf müssen wir aussprechen in Bezug auf die im elften Band des „Kloster" mitgetheilte Schrift von Reichlin-Meldegg über die deutschen Volksbücher von Johann Faust, welche schon früher im „Schatzgräber" erschienen war, dessen sechstes bis achtes Bändchen sie bildete. Der Herausgeber sagt zwar in der Vorrede zum betreffenden Bande des „Kloster" daß er das Buch nach Uebereinkunft mit dem Verfasser aufgenommen habe; allein es ist nicht genug daß der Verleger seinen Autoren gegenüber seine Verpflichtungen erfülle, er muß dies auch gegen das Publicum. Wie wenig er aber an diese Nothwendigkeit gedacht hat, das haben wir in nur zu häufigen Beispielen gesehen.

Uebrigens müssen wir doch den Unternehmungsgeist des Herausgebers und Verlegers (Beides ist Scheible in Einer Person) bewundern; denn die Anlage seiner Sammlungen, besonders des „Schaltjahr", ist so riesenmäßig daß er bei genauer Ueberlegung doch nicht hoffen durfte sie jemals vollenden zu können. Denn da das „Schaltjahr" in 366 Tage oder Abtheilungen und jede derselben in 24 Stunden oder Abschnitte zerfallen soll (der Herausgeber war wol sehr betrübt daß es den Astronomen nicht auch gefallen hat Schaltstunden einzuführen); so würde das Ganze 8784, sage achttausendsiebenhundertvierundachtzig Abschnitte enthalten, von denen jeder im Durchschnitt mehr als 100 Druckseiten beträgt. Da nun somit das Ganze auf 878,400 Seiten, d. h. auf 54,962 Bogen oder nach Bänden berechnet (der dritte Band geht bis zum 18. Januar) 61 Bände betragen, und, den Band zu zwei Thalern, 122 Thaler kosten würde, so ist wol anzunehmen daß nicht leicht Jemand so thöricht sein wird eine solche Summe für solches Zeug auszugeben.

Wir stehen nicht an das „Schaltjahr" als ein gewissenloses Product zu bezeichnen, dessen einziger Zweck ist dem Publicum das Geld aus den Taschen zu holen. Doch man muß gestehen daß Scheible hierbei sehr klug zu Werke gegangen ist, indem er Alles zu vereinigen gesucht hat was die verschiedensten Classen des lesenden Publicums locken, sie zum Kauf des Ganzen reizen kann. Hätte Scheible Dasjenige was mehr den Gelehrten anspricht, und wiederum Das was eigentlich für das größere Publicum bestimmt ist, in besondern Sammlungen erscheinen lassen, so hätte er sich den Dank und die Anerkennung aller seiner Käufer erworben; aber auf diesem ehrlichen Wege hätte er erstens nicht Alles an Alle verkaufen können, und er hätte zweitens den Ballast, das gänzlich Unbrauchbare, was mäßig gerechnet die Hälfte eines jeden Bandes einnimmt, weglassen müssen oder mit andern Worten nicht verkaufen können. Wenn wir übrigens auch einräumen wollen daß in der Sammlung sich manches Gute und Interessante vorfindet, so wird die Brauchbarkeit doch bedeutend dadurch eingeschränkt daß die größern Mittheilungen zerschnitten sind und sogar durch mehre Bände sich hindurchziehen, sowie dadurch daß der Herausgeber es unterlassen hat die Quellen anzugeben aus denen er schöpfte, was dem Werth des Mitgetheilten nicht wenig Eintrag thut, da solche Angaben für den Forscher oft von wesentlichem Nutzen wären. So finde ich im ersten Bande des „Schaltjahr" (S. 275) eine Erzählung: „Wie ein junger Gesell, genannt Maseto, sich zu einem Stummen machet" u. s. w., welche offenbar den Novellen des Bandello entnommen ist und sogar ziemlich wortgetreu übersetzt zu sein scheint. Es wäre mir nun und gewiß auch vielen Andern von großem Interesse zu wissen aus welchem Jahrhundert die mitgetheilte Uebersetzung stammt, wie der ursprüngliche deutsche Bearbeiter heißt und ob er die Erzählung unmittelbar aus dem Bandello entnommen hat, oder ob sie ihm durch einen Dritten überliefert worden ist. Die richtige Lösung dieser Frage ist nicht ohne Wichtigkeit; denn wer sich mit der deutschen Literatur der frühern Jahrhunderte beschäftigt, wird wissen daß sich bei den populairen Schriftstellern eine genaue Bekanntschaft mit den gleichzeitigen italienischen Novellisten findet, die um so merkwürdiger ist als die betreffenden deutschen Dichter oder Erzähler gewiß kein italienisches Wort verstanden. So findet sich z. B. im

„Vogelnest" des Christoffel von Grimmelshausen, des bekannten Verfassers des „Simplicissimus", eine Episode welche auf eben jenen Bandello hinweist. Zwar läßt sich annehmen daß Grimmelshausen, der überhaupt ein vielseitig gebildeter Mann war, wol auch die italienische Sprache verstanden habe; schwieriger wird es aber sein zu erklären wie der Dramatiker Rosenplüt zur Kenntniß des Straparola gekommen ist, aus dessen „Nächten" er doch ohne Zweifel den Stoff zu seinem Fastnachtspiel: „Von dem pawern vnd dem Bock" (bei Gottsched, II, 75) entnommen hat. „Das Schaltjahr" ist, wie Dr. Gräße in seiner Anpreisung Scheible's richtig bemerkt, ein Nachläufer oder eine Nachahmung der „Curiositäten" und der „Vorzeit" von Vulpius; aber darin stimmen wir keineswegs mit Gräße überein daß „Das Schaltjahr" die genannten Werke von Vulpius unendlich übertreffe. Vielmehr glauben wir daß auch die oberflächlichste Vergleichung zu Gunsten des ältern Sammlers sich entschieden aussprechen muß, da dieser nicht blos einen pecuniairen Zweck hatte wie der stuttgarter Herausgeber, sondern auch einen wissenschaftlichen, zu dessen Erreichung er auch ganz anders befähigt war als sein Nachfolger. Vulpius hatte mannichfaltige antiquarische Kenntnisse, wie auf jeder Seite seiner Sammlungen zu ersehen ist, während kaum Jemand Dies von Scheible im Ernst wird behaupten wollen; es hat derselbe vielmehr einen großen Theil der interessantesten Mittheilungen geradezu aus Vulpius entnommen.

Man kann sich allerdings durch den bloßen Abdruck älterer Werke verdient machen, aber doch wol nur dann wenn diese Werke wirklich selten sind, und wenn zugleich ihr Inhalt allgemeines Interesse darbietet oder für Zeit-, Sitten- oder Literaturgeschichte von allgemeiner Wichtigkeit ist. Werke und Schriften aber welche nur für den einzelnen Forscher Bedeutung haben können, durch erneuerten Abdruck wieder allgemein bekanntzumachen, ist ohne Zweifel ein thörichtes Unternehmen, weil sich der Einzelne, sobald die Schrift für seine speciellen Forschungen von genügender Wichtigkeit ist, dieselbe wol zu verschaffen suchen wird. Auch würde sich ein solches Unternehmen bald selbst empfindlich strafen, wenn man nicht wie Scheible das Gute mit dem Schlechten oder Unpassenden so vermischt hätte daß der Leser eben Alles kaufen muß, was für ihn freilich untrüglich, dem Käufer gegenüber aber, wie schon gesagt, gewissenlos ist.

Hätte Scheible die von ihm benutzten Liederbücher von Forsterus (Nürnberg 1546), von Zyrlerus (Nürnberg 1549), von Othmayr (Nürnberg 1549), sowie noch andere ähnliche Sammlungen alter Gesänge und Volkslieder, die ihm zugebotestanden, mit diplomatischer Genauigkeit und Treue abdrucken lassen; hätte er die Schwänke und Erzählungen des Bebelius u. s. w. in erneuerter Ausgabe mitgetheilt, hätte er außerdem aus dem „Schaltjahr" etwa noch die „Tragi-Comedia" von Dr. Klein aus Eßlingen (1570), die „Komödie vom sächsischen Prinzenraub" (1627), die „Geschichte von den Dominicanern in Bern", „Das Schachzabelspiel" von Jakob Mennel gegeben und vielleicht noch die wichtigsten und interessantesten kleinern Stücke seiner Sammlung beigefügt, so würde das Publicum ihm gewiß zu Dank verpflichtet gewesen sein und für den mäßigen Band, den alles Dieses zusammen ausgemacht hätte, gewiß lieber drei Thaler bezahlt haben als zwei für einen Band des „Schaltjahr" mit allem darin aufgenommenen Unkraut.

Indem wir nun zur nähern Prüfung des „Kloster" übergehen, müssen wir die Bemerkung vorausschicken daß diese Sammlung weit höher steht als das „Schaltjahr"; aber da der Herausgeber mit derselben offenbar auch höhere Ansprüche macht, da sie nicht so sehr auf das große Publicum berechnet ist und ihrem ganzen Wesen nach auch nicht berechnet sein kann, so erhalten wir auch das vollkommenste Recht an sie einen höhern Maßstab anzulegen, größere Anfoderungen zu stellen.

Die vor uns liegenden zwölf Bände des „Kloster" lassen sich auf drei Classen zurückführen. Zur ersten rechne ich diejenigen Bände in welchen ältere, zur classischen Literatur der Deutschen (im weitern Sinne) gehörende Werke in neuen Abdrücken vorgeführt werden (Band 1, 4, 8 und 10); zur zweiten gehören die Theile, welche selbständige Abhandlungen verschiedenen oder auch verwandten Inhalts von noch lebenden Schriftstellern enthalten, die ihre Schriften Scheible abgetreten haben (Band 6, 7, 9 und 12); zur dritten Classe sind die weitern Abtheilungen der Sammlung zu zählen, welche theils ältere Schriften in neuen Abdrücken, theils selbständige Abhandlungen über dieselben enthalten (Band 2, 3, 5 und 11). Wir wollen diese Classen nacheinander genauer betrachten, uns aber nur bei der letzten, welche die Faustsage behandelt, länger verweilen.

In denjenigen Bänden welche uns zuerst beschäftigen sollen finden wir erstens die meisten und wichtigsten Werke von Thomas Murner, nebst einigen gleichzeitigen Satiren auf denselben, sodann Sebastian Brandt's „Narrenschiff" nebst Geiler's von Kaisersberg Predigten über dasselbe, den Theuerdank und eine Auswahl von Fischart's Schriften, sowie eine Auswahl von ältern Predigten u. dgl. m. Mit Ausnahme dieser Zugabe, welche den ersten Band beginnt und worüber wir schon beim Erscheinen desselben unsere Ansicht ausgesprochen haben (vergl. Nr. 149 u. 150 d. Bl. f. 1846), sowie mit Ausnahme des Theuerdank, von dem wir schon eine ganz gute Ausgabe (von Haltaus) besitzen, sodaß ein wiederholter Abdruck bei der Werthlosigkeit des Gedichts als gänzlich überflüssig erscheint, läßt sich gegen die Auswahl Scheible's an und für sich nicht das Mindeste einwenden, desto mehr aber gegen die Ausführung. Schon der Umstand daß die verschiedenen Schriften eines und desselben Schriftstellers nicht in einem und demselben Bande vereinigt sind, daß sie vielmehr in mehren Bänden auseinandergerissen wurden, und daß wiederum Werke verschiedener Schriftsteller in Einem Bande zusammengedruckt erscheinen, scheint die schon ausgesprochene Vermuthung zu bestätigen daß die Auswahl des Herausgebers eine reinzufällige

ist, und daß er eben Dasjenige immer abdrucken ließ was ihm gerade unter die Hände kam. Es braucht aber kaum angedeutet zu werden daß die Sammlung viel brauchbarer wäre und einen größern innern Werth hätte, wenn die Werke der einzelnen Schriftsteller vereinigt gedruckt worden wären. Doch könnte man sich diese Willkür oder was es auch sei gefallen lassen, wenn die Ausgaben selbst ihrem Zweck entsprächen. Daß Dies bei den im ersten Bande enthaltenen Schriften nicht der Fall sei, haben wir in dem schon angeführten Artikel nachgewiesen, in welchem wir gezeigt haben daß dem neuen Abdrucke nicht nur die Originalausgaben hätten zum Grunde gelegt werden müssen, sondern daß auch, wenn es mehre derselben gab, alle hätten verglichen werden sollen, um zu einem richtigen, genauen Texte zu gelangen. Nur auf diesem Wege hätte der neue Abdruck Anspruch auf Anerkennung machen und höhern Werth erhalten können als selbst die Originalausgaben. So schlagend wir diese Nothwendigkeit damals auch dargethan haben, so hat Scheible dennoch nicht die mindeste Rücksicht darauf genommen; er hat seine spätern Abdrücke sämmtlich auf ebenso unverantwortliche Weise vorgenommen als die des ersten Bandes. So ist im vierten Bande die „Narrenbeschwerung" von Thomas Murner nicht nach dem Originaldrucke von 1518, sondern nach der im Jahre 1558 von dem bekannten Georg Wickram besorgten Ausgabe, deren Titel schon dem Herausgeber Bedenken hätte einflößen sollen, da es ausdrücklich auf demselben heißt: „Auch die Reimen gemehret und gebessert." Das Nämliche werden wir bei den Fischart'schen Schriften sehen.

Als Einleitung zur „Schelmenzunft" hat Scheible Das abdrucken lassen was Flögel und Gervinus über Thomas Murner berichten und urtheilen; bei Gelegenheit der „Narrenbeschwerung" läßt er das ganze Büchlein von Georg Ernst Waldau über Murner's Leben und Schriften sowie die von Strobel mitgetheilte Correspondenz Murner's mit dem Magistrate der Stadt Strasburg und Lessing's Bemerkungen über denselben abdrucken. Wären diese angeführten Schriften alt und selten, oder wäre es auch nur schwierig sich dieselben zu verschaffen, so wäre der wiederholte Abdruck derselben allerdings verdankenswerth. Da aber Lessing's Werke wol in jeder Privatbibliothek anzutreffen sind, und die andern ohne Zweifel in den meisten öffentlichen Bibliotheken gefunden und sie zudem auf dem Wege des Buchhandels oder sogar in Auctionen leicht angekauft werden können, so ist der Abdruck, respective Nachdruck durchaus zu tadeln, schon deswegen, weil Diejenigen welche sich mit Murner beschäftigen die genannten Bücher schon besitzen, und sie daher wiederholt gezwungen sind zu kaufen was sie schon haben oder leicht sich verschaffen können. Wenn nun aber Scheible, weil er in einem Nachtrag, der zum größten Theil wieder dem Buche Flögel's entlehnt ist, noch einige Kleinigkeiten von und über Murner anführt, der Meinung ist es sei dieser Stoff erschöpft, so ist er in einem sehr großen Irrthum, denn wenn er Jung's „Geschichte der Reformation in Strasburg" gekannt und benutzt hätte, welche außerordentlich viel Neues und Interessantes über Murner enthält, so hätte er doch immer noch einsehen müssen daß wir über diesen merkwürdigen Schriftsteller noch lange nicht im Klaren sind.

Uebrigens dürfen und wollen wir nicht in Abrede stellen daß sich der Herausgeber ein großes Verdienst um Murner erworben hat, und dies besteht darin daß er die wichtigsten Satiren mitgetheilt hat, welche seiner Zeit gegen den vielfach angefeindeten Franciscaner erschienen sind, und zwar nach den Originaldrucken, weil von denselben glaublicherweise keine spätern Abdrücke existiren.

Unter diesen ist namentlich die unter dem Titel „Novella" herausgegebene Satire merkwürdig, weil sie die von Jung ausgesprochene Ansicht bestätigt daß der bekannte „Karsthans" nicht von Hutten herrührt, sondern von einem Strasburger Namens Karsthans. Hätte aber der Herausgeber Jung's vortreffliches Buch gekannt, und hätte er aus demselben erfahren daß der gelehrte strasburger Bibliothekar noch gar manches Interessante über Murner auf den zweiten Theil seiner Reformationsgeschichte, welche bisjetzt noch nicht erschienen ist und leider wahrscheinlich auch nicht mehr erscheinen wird, zurückgelegt hat: so hätte er gewiß nicht gezögert sich an Jung zu wenden und denselben um Bearbeitung einer Biographie Murner's für das „Kloster" zu bitten, was dieser ohne Zweifel gern gethan hätte und wodurch der schon gerügte Abdruck von Waldau u. s. w. ganz unnöthig gemacht worden wäre. Zudem hätte Scheible auf demselben Wege zu dem, wenn wir nicht irren, in Strasburg vorhandenen seltensten Werken Murner's: „Die Mülle von Schwündelsheym vnd Gredt Müllerin Jarzeyt" gelangen können, dessen Mittheilung viel verdankenswerther gewesen wäre als der nochmalige Abdruck von „Der große Lutherische Narren", von welchem schon vorher eine neue Ausgabe erschienen war.

Wennschon die Edition der Murner'schen Schriften ungenügend ist, so läßt sich Dies von den Fischart'schen in noch viel höherm Maße behaupten. Zwar wollen wir mit dem Herausgeber nicht darüber rechten daß er nur einen einfachen Abdruck derselben veranstaltet hat; denn schon Dies ist verdienstlich, wenn er nur den Anfoderungen der Kritik entspricht. Aber leider ist Dies keineswegs der Fall; denn wir müssen auch hier die Klage wiederholen die wir in Bezug auf die Murner'schen Gedichte erhoben haben. Es hätte dem Herausgeber nicht nur bekannt sein sollen daß Fischart selbst seine Werke bei jeder neuen Ausgabe bedeutend veränderte, ja sogar, wie die „Geschichtsklitterung", sozusagen umgestaltete; er hätte auch wissen sollen daß die nach Fischart's Tod erschienenen Ausgaben oft von dem Originaltext abweichen, daß sie daher unter keiner Bedingung einem neuen Abdruck zugrundegelegt werden dürfen. Trotzdem ist die „Geschichtsklitterung" nach der Ausgabe von 1617, d. h. der fünften nach Fischart's

Tode, „Aller Praktik Grossmutter" nach dem Abdruck von 1623 und „Die Flöhhaz" nach der Ausgabe von 1594 mitgetheilt, sodaß die Scheible'schen Abdrücke für den Literator und Sprachforscher ohne allen Werth sind, als gar nicht vorhanden betrachtet werden müssen. Daß übrigens Scheible nicht alle Schriften Fischart's mitgetheilt hat, die er mit einiger Mühe jedenfalls doch hätte auftreiben können, davon kann man sich aus dem beinahe vollständigen und mit einigen Ausnahmen auch richtigen Verzeichniß überzeugen, welches Gödeke in seiner vor einiger Zeit erschienenen „Sammlung deutscher Dichter" gegeben hat.

Diejenigen Bände des „Kloster", welche selbständige Abhandlungen noch lebender Schriftsteller enthalten, die ihre Schriften dem Scheible in seiner Eigenschaft als Verleger abgetreten haben, müssen unbedenklich weit höher gestellt werden als diejenigen Theile, von denen wir bisjetzt gesprochen haben. Hätte der Herausgeber des „Kloster" auch diese Bände Männern zur Bearbeitung anvertraut, welche der Aufgabe gewachsen gewesen wären — und in Stuttgart wäre es nicht schwer gewesen solche zu finden —, so würde er sich gewiß ebenso viel Lob und Dank erworben haben als er jetzt Tadel verdient.

Der siebente Band des „Kloster" hat den besondern Titel: „Die gute alte Zeit geschildert in historischen Beiträgen zur nähern Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Denkart vornehmlich des Mittelstandes in den letzten fünf Jahrhunderten, nach großentheils alten und seltenen Druckschriften, Manuscripten, Flugblättern u. s. w. Erster Band: Zur Geschichte hauptsächlich des Stadtlebens, der Kleidertrachten, des Hauswesens, der Kinderspiele, Tanzfreuden, Gaukler, Banquette, Frauenhäuser, magischen Mittel, Kirchenfeste, Pilgerfahrten u. s. w. Aus W. von Reinöhl's handschriftlichen und artistischen Sammlungen herausgegeben von J. Scheible."

Wir haben den vollständigen Titel des Bandes hierhergesetzt, weil er den Inhalt desselben so deutlich und ausführlich angibt daß wir nicht nöthig haben auf das Einzelne einzugehen, um unsere Leser darauf aufmerksam zu machen. Hr. von Reinöhl, Director der Rentenanstalt in Stuttgart, der schon seit beinahe einem Vierteljahrhundert handschriftliche und artistische Sammlungen zur Erforschung und Erörterung des frühern Culturzustandes unsers Volks angelegt und dieselben nach allgemeinen Beziehungen geordnet hatte, fand sich bewogen dieselben dem Herausgeber des „Kloster" zur Veröffentlichung zu überlassen, und so erhalten wir einen wahren Schatz von beglaubigten Mittheilungen über Sitten, Gebräuche, Personen, Begebenheiten u. s. w., welche Niemand unbefriedigt und unbelehrt aus der Hand legen wird. Was Hr. von Reinöhl über Kleidertrachten, Frauenhäuser, Puppenspiele, fahrende Komödianten, Gaukler und Marktschreier der Vorzeit aus alten Chroniken, Specialgeschichten oder andern Werken theils wörtlich, theils in Auszügen mittheilt, gibt ein vollständiges Bild jener Verhältnisse und zugleich manche Anleitung zu weiterm Studium derselben. Die beigefügten lithographirten Abbildungen und Holzschnitte erhöhen das Interesse, weil sie auch sinnliche Anschauung des Erzählten oder Beschriebenen gewähren. Möchte Hr. von Reinöhl auch den übrigen Theil seiner Sammlungen baldigst veröffentlichen, da er gewiß dem vorliegenden weder an Mannichfaltigkeit noch an Gründlichkeit nachstehen wird.

Der siebente Band des „Kloster" enthält eine größere Schrift des bekannten Forschers F. Nork, welche unter dem Titel „Der Festkalender" nebst einer Erklärung („Sinndeute" sagt der Verfasser) der Monatszeichen die Entstehungs- und Umbildungsgeschichte von Naturfesten in Kirchenfeste, sowie die Schilderung der an denselben vorkommenden Gebräuche gibt. Es ist eine bekannte und oft ausgesprochene Thatsache daß die christlichen Kirchen — wohl zu unterscheiden vom Christenthum — gar Manches aus dem Heidenthum geschöpft und sich angeeignet haben, woraus namentlich die Ueberfülle katholischer Feste und Heiligen allein zu erklären ist. Durch die ganze Kirchengeschichte zieht sich das Bestreben der Geistlichkeit unverkennbar hindurch, das Christenthum dadurch den Heiden annehmbar zu machen daß man auf ihre religiösen Ansichten, abergläubischen Meinungen u. s. w. einging und nur christliche Bemerkungen, Andeutungen oder Erklärungen an die Stelle der heidnischen setzte. Gerade wie die alten Römer auch wol den Gottheiten der von ihnen unterjochten Völker das römische Bürgerrecht gaben, so suchte auch das römische Papstthum schon in den frühesten Zeiten die Ungläubigen dadurch an sich zu fesseln daß es deren religiöse Ansichten in das Christenthum übertrug. Sagt ja schon der Manichäer Festus: „Ihr Katholiken seid nur eine Abart der Heiden; nur die gesellige Verfassung ist geändert, nicht das Wesen. Die Opfer habt ihr in Liebesmahle umgewandelt, die Götter in Märtyrer; die Verstorbenen sühnt ihr wie die Heiden mit Weinspenden und Mahlzeiten. Ihre Feste feiert ihr noch mit ihnen in den Sonnenwenden." So kommt es daß die Katholiken nicht blos Eine heilige Jungfrau verehren, sondern Hunderte, die alle an Einfluß, an Charakter, ja sogar in Tracht und Körperbildung voneinander verschieden sind, je nachdem sie aus dieser oder jener Gottheit des Alterthums, aus der römischen Venus, aus der ägyptischen Isis, aus der germanischen Freia u. s. w. hervorgegangen sind. So kommt es daß jedes Land, jede Provinz, ja jede Ortschaft einen besondern Schutzheiligen hat, weil dieser nur die Umgestaltung der besondern in frühern Zeiten von diesem Land oder dieser Stadt angebeteten Gottheit ist. So kommt es endlich daß die meisten Kirchenfeste genau zu denselben Zeiten gefeiert werden wo die Heiden ihre Naturfeste begingen. Woher käme es sonst daß Ostern ein sogenanntes wandelbares Fest ist, d. h. daß es nicht auf einen bestimmten Tag fällt, sondern sich nach dem Mondwechsel richtet?

Nork hat es sich zur Aufgabe gemacht den Zusammenhang der Kirchenfeste und der katholischen Heiligen, sowie mannichfacher kirchlicher Gebräuche im Allgemei-

nen und im Einzelnen mit dem heidnischen Cultus nachzuweisen. Es ist ihm Dies im vollsten Maße gelungen, obgleich er beiweitem den Stoff nicht erschöpft hat, weil er vorab nur das griechisch-römische und germanisch-celtische Heidenthum im Auge hatte. Wie viele Materialien hätte ihm nicht der Orient, namentlich das merkwürdige Tibet mit seinem Papst (Dalai-Lama), seinen Klöstern, seinen Rosenkränzen, seinen Litaneien u. s. w. dargeboten!

Wir können begreiflicherweise in das höchst interessante Detail hier nicht eingehen, doch können wir uns nicht enthalten folgende Einzelheiten anzuführen.

Was Bacchus bei den Alten das ist jetzt St.-Urban, der Schutzheilige der Winzer; daher ist auch der Bacchustempel in Rom jetzt dem heiligen Urban geweiht, wie das Pantheon nunmehr die Kirche aller Heiligen ist. Daher wird am Tage des heiligen Urban (25. Mai) zugleich auch das Fest des heiligen Dionysius gefeiert. Dionysius, Bacchus, hatte als Frühlingsgott auch den Beinamen Eleuther, Befreier, daher ist der 26. Mai dem heiligen Eleutherius gewidmet. In Catanea wurde vorzugsweise Ceres als Bona Dea, als Ἀγαϑη verehrt, jetzt hat in der nämlichen Stadt die heilige Agathe ihre Stelle eingenommen. Das auffallendste Beispiel der Art ist aber in einer kleinen Stadt des Königreichs Neapel zu finden, wo nach übereinstimmenden Berichten von Augenzeugen noch am Ende des vorigen Jahrhunderts der Priapusdienst im christlichen Gewande stattfand. Es wurden nämlich in Isernia von der hochwürdigen Geistlichkeit am Feste des heiligen Cosmas und Damian (27. September) kleine Phallus vorzugsweise an die Frauen verkauft. Man nannte diese Bilder freilich anders; sie wurden als Daumen des heiligen Cosmas oder Damianus feilgeboten, aber denselben doch die besondere Eigenschaft beigelegt die Unfruchtbarkeit der Frauen zu heilen. Zwar wird erzählt daß diesem Unwesen ein Ende gemacht worden sei, als der königliche Hof in Neapel durch den damaligen Gesandten Hamilton von der Sache erfuhr; allein es ist sehr zu bezweifeln, ob es ihm gelungen sein wird eine so alte Sitte ganz zu unterdrücken, von der die Ortsgeistlichkeit wahrscheinlich nicht geringe Einkünfte bezog.

Ehe wir den „Festkalender“ verlassen, noch ein Beispiel aus der neuern Zeit, wie die katholische Geistlichkeit und namentlich die Jesuiten sich zu accomodiren verstehen, um zu ihren herrschsüchtigen Zwecken zu gelangen. Man weiß daß alle religiösen Dichtungen aus der heidnischen Zeit der Germanen verlorengegangen sind; man weiß auch daß dieser Verlust dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die christliche Geistlichkeit ihnen entsprechende Gesänge mit christlicher Färbung entgegenstellte, wobei oft wol nur Einzelheiten geändert wurden, sodaß man vielleicht aus den ältesten religiösen Dichtungen die verlorengegangenen heidnischen wiederherstellen könnte. Was der Geistlichkeit im 6., 7. und 8. Jahrhundert gelang, das Nämliche versuchte sie auch im 18., wovon Referent selbst Zeuge gewesen. Im Jahr 1828, als der Jesuitismus in Frankreich die höchste Blüte wieder erreicht hatte, mußte er doch mit nicht geringem Kummer wahrnehmen daß das eigentliche Volk durch kein Mittel gewonnen werden konnte. Da verfiel man endlich darauf denselben Weg zu gehen wie jene Missionare der Germanen. Das französische Volk hatte damals einen echtnationalen Vereinigungspunkt in den schönen Liedern Béranger's, welche in allen häuslichen Kreisen, in den Kneipen, auf den Straßen, mit Einem Worte überall gesungen wurden. An diese schloß sich nun der Jesuitismus an; er eignete sich die Melodien der Gassenhauer an, unterlegte ihnen sogenannte religiöse Strophen und ließ sie durch seine Affiliés verbreiten, sowie auch in den Kirchen singen. So erinnert sich Referent noch lebhaft des Eindrucks den es auf ihn machte, als er einst in einer jesuitischen Missionspredigt und Disputation in der Sulpizkirche zu Paris nach der Weise des Béranger'schen Liedes:

C'est le roi, le roi, le roi
Que chante le monde
A la ronde;
Rien n'est plus plaisant, ma foi,
Que de chanter le roi!

folgende Strophe mit jesuitisch verzogenen Mienen singen hörte:

C'est Jésus, Jésus, Jésus
Que chante le monde
A la ronde,
Sans Jésus, Jésus, Jésus
Le monde serait perdu!

Der neunte Band des „Kloster“ bildet eine nicht weniger interessante Arbeit Nork's; sie führt den Titel: „Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen; eine Darstellung ihrer genetischen Entwickelung, mit vorzugsweiser Berücksichtigung jener durch Deutungsversuche von Naturerscheinungen, Localeigenthümlichkeiten, Orts- und Personennamen, Wahrzeichen von Städten, Wappenbildern u. s. w. erzeugten Sagenbildungen.“ Daß dieses Werk seinem wesentlichen Inhalte nach eine Ergänzung des vorangehenden ist, geht schon aus dem angeführten Titel hervor; dabei ist es jedoch mit vollkommener Selbständigkeit behandelt, obschon auch hier nicht der ganze Stoff verarbeitet werden konnte. Einen Theil desselben, nämlich die Darstellung der aus den Sitten und Gebräuchen der europäischen Völker hervorgegangenen Stoffe, gedenkt der Verfasser in einem spätern Bande des „Kloster“ zu geben, in welchem die unmittelbar im Boden des Christenthums und der Kirche selbst wurzelnden Sagen, wie der Ewige Jude, die blutenden Hostien, Teufelsbündnisse, gespenstische Mönche und Nonnen, weissagende Fische, der Hexenglaube, Zaubersegen &c. vorzugsweise Berücksichtigung finden sollen. Im vorliegenden Bande hat der Verfasser in vier Abschnitten eine höchst interessante Entwickelung der heidnisch-geistlichen Sagenbildungen 1) der Skandinavier und germanischen Völker, 2) der Slawen, 3) der celtischen und romanischen Völker und 4) derjenigen Sagenbildungen gegeben, welche aus dem Bestreben Naturphänomene, Localeigenthümlichkeiten, Orts- und Personennamen, monumentale

Bilder, Wahrzeichen rc. zu deuten entstanden sind. In den drei ersten Abschnitten wird bis zur Evidenz nachgewiesen daß die Religionen oder Mythologien, wenn man lieber will, der angeführten Völker ursprünglich eine und dieselbe sind; nicht aber indem sie das eine Volk auf das andere übergetragen, sondern weil sie sämmtlich aus der nämlichen, dem frühesten Culturzustande der Menschheit angemessenen Uranschauung der Natur hervorgegangen sind, welche sich in ihrer doppelten Wirksamkeit und Thätigkeit als ewig gebärend und ewig zerstörend den beobachtenden Menschen kundgab, daher überall der Dualismus als ursprüngliche Religionsform hervortritt, während die Dreiheit erst später (wenn auch bei einzelnen Völkern sehr früh) aus dem Bestreben hervorgeht, die feindlichen Principe zu vermitteln. Auch in diesen Untersuchungen finden sich häufige Beispiele, wie alte heidnische Sagen oder Anschauungen im Laufe der Zeiten so umgemodelt wurden daß sie wenigstens ein christliches Gewand annahmen. Merkwürdig ist in dieser Beziehung die Sage vom heiligen Gral, welche in den mittelalterlichen Dichtungen, namentlich auch Deutschlands, eine so bedeutende Stelle einnimmt. Der heilige Gral wurde bekanntlich im Mittelalter das diamantene Gefäß genannt, in welchem Joseph von Arimathia das Blut Christi aufgefangen haben soll. Dieses Gefäß erhielt dadurch natürlich besondere Heiligkeit und Wunderkraft, die den Mittelpunkt der hierhergehörigen Dichtungen bildet. Daher suchte man auch den ganz unverständlichen Namen aus diesen sagenhaften Verhältnissen zu erklären. Jacobus de Voragine oder Januensis erklärte es in seiner „Historia Lombardica" oder „Legenda Sanctorum" durch sanguis realis, aus welchem durch Abkürzung sang real und durch Verderbniß Sanct Gral entstanden sei. In neuerer Zeit wollte Kanne in seinem Werke „Das Christenthum im Alten Testamente" das hebräische garala, d. h. Vorhaut, darin erkennen, und begründete seine Ansicht dadurch daß das Blut bei der Beschneidung das Vorbild von Christi Versöhnungsblut gewesen sei!!! Näher wäre es gelegen, das sanguis realis als ein prophetisches Akrostichon von Gan. Erlangensis, d. h. Kanne aus Erlangen, anzusehen, weil aus dieser oder vielmehr diesem Kanne nach Jahrhunderten das wahre Christenthum über alle deutschen Länder ausgegossen werden sollte. Ohne aber auf dieser gewiß sehr probablen Erklärung bestehen zu wollen, die wir dem geneigten Leser zur gewissenhaften und unparteiischen Prüfung vorlegen, theilen wir auch diejenige mit welche Nork gegeben hat. Die alten Celten verehrten in der Göttin Ceridwen das gebärende Princip, die schaffende Natur, die Erde, welche sie mit einem Becken darstellten. Nun heißt im Celtischen gral, graal nichts Anderes als ein Gefäß, eine Schüssel, und so ist der heilige Gral eben auch nichts Anderes als das Becken der Göttin Ceridwen. Aber nicht blos der Name bürgt für die Richtigkeit dieser Erklärung, sondern auch die Sage selbst, in welcher die altceltische Anschauungsweise vollkommen wieder zu erkennen ist, wie sich unsere Leser leicht überzeugen können, wenn sie die betreffenden Stellen im vorliegenden Buche nachlesen wollen.

Nicht weniger interessant als die drei ersten Abschnitte ist der vierte, in welchem der Verfasser nachweist, wie das Bestreben, die verschiedenen Naturerscheinungen zu erklären, zu höchst poetischen Sagenbildungen geführt hat. Wir theilen eine dem größten Theile unserer Leser vermuthlich unbekannte und in jeder Beziehung vortreffliche norwegische Volkssage mit, aus der sie lernen werden warum das Meerwasser salzig ist.

Es waren ein mal zwei Brüder; der eine war reich, der andere war arm. Als nun das Weihnachtsfest herankam, hatte der Arme kein Brot im Hause, ging daher zu seinem Bruder und bat um eine Kleinigkeit. Dieser war eben nicht sonderlich froh, denn es war nicht das erste mal daß seine Milde von jenem in Anspruch genommen wurde. „Willst du thun was ich dir sage", sprach er, „so sollst du einen ganzen Schinken haben, sowie er im Rauch hängt." Das wollte der Arme gern und bedankte sich. „Da hast du ihn", sagte der Reiche, indem er ihm den Schinken zuwarf, „nun gehe zur Hölle!" „Habe ich es versprochen, so muß ich es thun", sagte der Arme, nahm den Schinken und ging fort. Er wanderte den ganzen Tag; als es dunkel wurde, erblickte er vor sich einen hellen Lichtschimmer. „Hier muß es sein!" dachte er. Etwas weiter im Walde aber stand ein alter Mann mit einem langen weißen Bart und hackte Holz. „Guten Abend!" sagte der mit dem Rauchschinken. „Wo willst du hin?" fragte der Greis. „O ich wollte nur zur Hölle, aber ich weiß nicht ob ich recht gegangen bin", versetzte der Arme. „Ja, du bist auf dem rechten Wege", sagte der Alte, „das ist hier die Hölle." Und weiter sagte er: „Wenn du nun hinkommst, dann werden sie dir wol Alle deinen Schinken abkaufen wollen, denn Schweinefleisch ist ein seltenes Gericht in der Hölle; aber du sollst ihn für kein Geld verkaufen, sondern verlange dafür die alte Handmühle die hinter der Thüre steht. Wenn du dann wieder herauskommst, will ich dir auch lehren wie du sie stellen mußt, denn die Mühle ist zu Etwas gut, mußt du wissen." Der Mann mit dem Schinken dankte für den guten Bescheid und klopfte beim Teufel an.

Als er hineintrat, geschah es wie der Alte es gesagt; alle Teufel kamen um ihn herum und der eine überbot den andern auf den Rauchschinken. „Es war freilich meine Absicht ihn zum Weihnachtsabend mit meinem Weibe zu verschmausen", sagte der Mann, „aber weil ihr Alle so erpicht darauf seid, will ich ihn euch wol überlassen; doch verkaufe ich ihn für keinen andern Preis als für die alte Handmühle die da hinter der Thüre steht." Damit wollte der Teufel nicht herausrücken und dung und feilschte mit dem Mann; aber der war unbesiegbar, und so mußte der Teufel endlich ihm die Mühle überlassen. Als der neue Besitzer der Mühle aus der Hölle herausgekommen war, fragte er den alten Holzhauer wie er die Mühle stellen müsse, und als der es ihm gesagt hatte, bedankte er sich und machte sich wieder auf den Heimweg. Aber wie sehr er auch ausholte, so kam er doch nicht eher als Nachts um 12 Uhr zu Hause an.

„Wo bist du gewesen?" fragte ihn seine Frau, als er in die Stube trat, „du weißt doch daß ich nicht einmal zwei Holzsplitter habe unter den Grützkessel zu legen, um uns eine Weihnachtssuppe zu kochen." „O", sagte der Mann, „ich konnte nicht eher kommen, denn ich hatte ein Geschäft zu besorgen und mußte deshalb einen weiten Weg machen, aber nun sollst du sehen was ich mitgebracht." Nun stellte er die Mühle auf den Tisch hin und ließ mahlen, erst Lichter, dann ein Tischtuch, darnach Essen und Bier und Alles was zu einem guten Schmaus gehört, und sowie er es der Mühle befahl, so mahlte sie. Seine Frau wollte durchaus wissen wo er die Mühle herbekommen, aber er antwortete blos: „Das kann dir gleich sein,

woher ich sie habe, Frau; du siehst daß sie gut ist und daß das Mahlwasser nicht ausgeht, und Das ist gut.“ So mahlte er Alles was gut schmeckt für das ganze Weihnachtsfest, und am dritten Tage bat er alle seine Freunde zu sich, denn er wollte ihnen einen Gastschmaus geben. Als der reiche Bruder sah was da Alles zum Schmaus bereit stand, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, weil er seinem armen Bruder durchaus Nichts gönnte. „Wo hast du den Reichthum herbekommen?“ „Hinter der Thür!“ war die Antwort, denn er hatte keine Lust zu beichten. Aber gegen Abend, als er einen leichten Rausch bekommen hatte, konnte er sich nicht länger halten, sondern kam mit der Mühle zum Vorschein. „Da siehst du die Gans die mir all den Reichthum gebracht hat“, sagte er und ließ die Mühle bald Dies, bald Jenes mahlen. Als der Bruder Das sah wollte er ihm die Mühle durchaus abkaufen; aber der Andere wollte sich anfangs gar nicht dazu verstehen. Endlich aber wie der Bruder so sehr darum anhielt, sollte er sie für 300 Thaler haben, aber bis zum Juli bedung er sich aus wolle er sie noch behalten, denn, dachte er, habe ich sie noch so lange, kann ich mir Essen mahlen für viele Jahre. In dieser Zeit wurde die Mühle, wie man sich denken kann, nicht rostig, und als der Heumonat herankam, erhielt sie der Bruder, aber der frühere Eigenthümer hatte sich wohl gehütet ihm zu sagen wie er sie stellen müßte. Es war am Abend als der Reiche die Mühle nach Hause brachte, und am Morgen sagte er zu seiner Frau, sie sollte mit den Schnittern ins Feld gehen und Heu hinter ihnen kehren, er wollte indeß das Mittagsmahl bereiten. Als es nun so gegen Mittag war, stellte er die Mühle auf den Küchentisch hin. „Mahle Hering und Milchsuppe!“ sprach er, und die Mühle mahlte was er verlangte, erst alle Schüsseln voll und nachher soviel daß die ganze Küche schwamm. Der Mann stellte und drehte die Mühle; aber wie er auch sie hantieren mochte, so hörte die Mühle nicht auf zu mahlen, und zuletzt stand die Milchsuppe schon so hoch daß der Mann nahe daran war zu ertrinken. Nun riß er die Stubenthüre auf; aber es dauerte nicht lange, so hatte die Mühle auch die Stube voll gemahlen, und nur mit genauer Noth konnte der Mann noch die Thürklinke in der Milchsuppenflut erfassen. Wie er nun die Thüre aufgemacht hatte, stürzte er hinaus ins Freie, und Hering und Milchsuppe immer hinter ihm drein, sodaß der ganze Hof und das Feld davon strömten.

Indessen däuchte es der Frau, die das Heu auf dem Felde kehrte, es dauere ziemlich lange ehe der Mann käme und sie zum Mittag abriefe. „Wir wollen nur nach Hause gehen“, sagte sie zu den Schnittern, „denn ich kann es mir wohl denken, er kann mit der Suppe nicht allein fertig werden, und da muß ich ihm helfen.“ Sie machten sich also auf und gingen nach Hause. Wie sie aber hinter den Berg kamen, schwamm ihnen Hering und Milchsuppe und Brot entgegen, Alles durcheinander, und der Mann lief immer voran. „Gott gebe daß Jeder von euch hundert Bäuche hätte, um in sich zu schlingen!“ rief er, „nehmt euch aber in Acht daß ihr nicht in meinem Mittagessen ersauft!“ und damit rannte er an ihnen vorbei als wäre ihm der Teufel auf den Fersen, und hinüber zu seinem Bruder; den bat er um Gotteswillen er möchte doch sogleich die Mühle wieder nehmen; „denn mahlt sie noch eine Stunde dazu“, sprach er, „so vergeht das ganze Dorf in Hering und Milchsuppe“. Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wieder nehmen, wenn der Andere ihm nicht noch 300 Thaler dazu bezahlte. Weil nun durchaus kein anderer Rath war, so mußte der Reiche mit dem Gelde heraus. Nun hatte der Arme sowol Geld als die Mühle, und da dauerte es nicht lange, so hatte er sich ein Haus gebaut, noch prächtiger als das worin der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er so viel Gold zusammen daß er die Wände mit lauter Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag so nahe am Strande daß man den Glanz davon schon von weitem auf dem Meere sah. Alle die da vorbeisegelten hielten dort an, um den reichen Mann in dem goldenen Hause zu besuchen und die Wundermühle zu sehen, denn es ging davon der Ruf in alle Lande.

Einmal kam auch ein Schiffer dort vorbei; er wollte ebenfalls die Mühle sehen, und als er sie gesehen, fragte er ob sie wol Salz mahlen könne? „Ja, Salz kann sie auch mahlen“, sagte der Mann. Nun wollte der Schiffer sie ihm durchaus abkaufen, sie möchte kosten was sie wolle; „denn habe ich die“, dachte er, „dann brauche ich nicht immer so weit übers Meer zu segeln um Salz zu holen, sondern kann mich zu Hause pflegen“. Anfangs aber wollte der Eigenthümer sie durchaus nicht losschlagen, jedoch der Schiffer bat ihn so lang und so flehend, bis er sie ihm endlich für viele tausend Thaler verkaufte. Als nun der Schiffer die Mühle bekommen hatte, blieb er nicht lange in der Gegend, denn er dachte, dem Manne könne der Handel nachher wieder leid werden. Er ließ sich auch nicht einmal so viel Zeit daß er ihn fragte wie er die Mühle stellen müßte, sondern ging schnell auf sein Schiff und stieß vom Land. Als er ein Stück hinausgekommen war in die große See, nahm er seine Mühle hervor. „Mahle Salz“, rief er, und die Mühle mahlte Salz daß es knisterte und sprühte. Als der Schiffer sein Schiff voll hatte, wollte er die Mühle stopfen, aber wie er's auch anfing und sie stellen und drehen mochte, die Mühle mahlte immer fort und der Salzhaufen wuchs höher und immer höher, und zuletzt versank das ganze Schiff ins Meer. Da steht nun die Mühle auf dem Meeresgrunde und mahlt noch den heutigen Tag, und daher kommt es daß das Meerwasser salzig ist.

Wie die Griechen die Entstehung besonderer Thierarten mythologisch zu erklären suchten, so haben es auch die christlichen Völker gethan; doch haben sie hierbei wol schon vorhandene Sagen nur insoweit umgestaltet, als es nöthig war um sie den christlichen Verhältnissen anzupassen. So werden Schwalbe, Turteltaube und Storch in einer schwedischen Volkssage mit der Kreuzigung in Verbindung gebracht. Als der Heiland, erzählt dieselbe, am Kreuze hing, kam eine Schwalbe geflogen und setzte sich auf das Kreuz, sah die Qualen des Leidenden und zwitscherte: „Hugswala, swala, swala honom“, d. h. tröste, kühle, kühle ihn! Deshalb bekam sie den Namen swala (Schwalbe). Auch die Turteltaube kam in die Nähe des Kreuzes, setzte sich traurig auf einen benachbarten Baum und seufzte: Kurrie, Kurrie, Kurrie! was soviel heißt als Kyrie (nämlich eleison). Dann kam ein Storch und rief theilnehmend: „Stärke, stärke, stärke ihn!“ weshalb er seitdem den Namen Storch erhielt. Von dem Kiebitz erzählt eine andere schwedische Volkssage daß er ein Dienstfräulein der Jungfrau gewesen sein und ihr eine Schere gestohlen haben solle, worauf sie in einen Vogel verwandelt wurde, da sie den Diebstahl hartnäckig leugnete. Deshalb trägt dieser Vogel mit Beziehung auf die Schere einen gespaltenen Schwanz und ruft immer: „Stipitzt, stipitzt!“ Andere dem Christenthum nicht angehörige Erklärungen von der Entstehung verschiedener Thiere mag der geneigte Leser im Buche selbst nachlesen, sowie den höchst interessanten Abschnitt von den Localsagen, welche theils aus dem Bestreben hervorgingen, eine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit des Orts oder der Naturspiele zu erklären, theils der Beschäftigungsweise der Bewohner ihre Entstehung verdanken. Eine der merkwürdigsten in ersterer Beziehung ist die allgemein bekannte Sage vom Untergang von Sodom

und Gomorrha, von der schon Bohlen nachgewiesen hat daß sie ein mythisch eingekleideter Erklärungsversuch der Entstehung und Beschaffenheit des Salzmeers und seiner Umgebung sei. Aehnliche Sagen bietet der Orient sowie das griechische Alterthum in großer Zahl, aber auch die europäischen Völker sind an solchen Sagen nicht arm; insbesondere sind die Versteinerungssagen bekanntlich sehr zahlreich.

Ganz eigenthümlicher Art sind die etymologischen Sagen, durch welche der unverständlich gewordene Name eines Orts erklärt werden sollte. Diese Sagen finden sich am häufigsten in denjenigen Ländern, deren Bevölkerung mit der Zeit eine andere Sprache annahm, wie die germanisirten Slawen. Denn da sie die slawischen Benennungen der Ortschaften nicht mehr verstanden, so suchten sie dieselben aus ihrer neuangenommenen Sprache zu erklären. So hieß Oschatz ursprünglich sorbisch Ozzne, d. h. Verschanzung. Die Sage aber erzählt daß die Stadt den Namen daher bekommen habe, weil Otto der Große beschlossen habe, das erste Wort welches seine Gemahlin bei dem Eintritt in den neuerbauten Ort aussprechen würde solle des Orts Namen werden. Da sie nun, die Zumuthung abwehrend, ausgerufen habe: „O, Schatz, wie soll ich das rechte Wort treffen?" sei die Stadt Oschatz genannt worden. Aehnlich ist die bekannte, von Nork nicht angeführte Sage von der Entstehung des Namens Braunschweig.

Aus diesen kurzen Mittheilungen werden unsere Leser ersehen daß die Theile des „Kloster", welche Nork zum Verfasser haben, mannichfaltiges Interesse darbieten; wir können aber nicht umhin unsere Bemerkungen mit dem Ausdrucke eines Wunsches zu schließen, des Wunsches nämlich daß es Nork gefallen hätte, seine Schriften in einem solchen Stile zu schreiben daß die Darstellung auch dem trefflichen Inhalte entspräche. Jeder Schriftsteller sollte soviel Achtung vor dem Publicum haben, vor demselben nicht in Schlafrock und Pantoffeln, sondern in schönem und anständigem Gewande zu erscheinen, worunter wir freilich nicht die Rococokleidung unserer jungen forcirten Schriftsteller verstehen.

Die Bände 2, 3, 5 und 12 des „Kloster" haben die Faustsage zum Gegenstande, welche wol noch nie mit solcher Ausführlichkeit behandelt worden ist. Der Inhalt dieser Bände läßt sich auf zwei Hauptrubriken zurückführen, denn sie enthalten entweder Abdrücke älterer, die Faustsage mittelbar oder unmittelbar betreffender Werke, oder sie theilen neuere abhandelnde Schriften über den nämlichen Gegenstand mit. Was den Abdruck älterer Werke betrifft, so müssen wir auch hier die schon gemachte Bemerkung wiederholen daß es dem Herausgeber offenbar mehr daran lag Massen als Ausgewähltes, Gutes, Zweckmäßiges mitzutheilen. Wir finden es vollkommen passend daß Scheible das älteste Faustbuch von 1587 hat abdrucken lassen, nicht nur weil es jeder Untersuchung zum Grunde gelegt werden muß, sondern auch weil es äußerst selten ist. So können wir auch den Abdruck des breiten Widmann'schen Werks, wenn auch nicht gerade billigen, da dieses auch wol nicht so selten sein mag als Scheible zu glauben scheint, aber doch auch nicht misbilligen, denn es mußte allerdings die erste Sorge des Herausgebers sein alle nicht Allen leicht zugänglichen Quellenwerke zu vereinigen. Deshalb danken wir ihm für die Mittheilung des Werks über Wagner, den Famulus Faust's, vornehmlich aber für den Abschnitt in welchem sich eine reiche Anzahl von dramatischen Bearbeitungen der Faustsage für die Volksbühne vorfindet, wobei wir nur höchlichst bedauern müssen daß Scheible nicht auch das von Simrock herausgegebene „Puppenspiel" in seine Sammlung aufnehmen konnte. Dagegen können wir in der That nicht begreifen daß Scheible auf beinahe 800 Seiten die verschiedenen Ausgaben des „Höllenzwang" und andere ähnliche Dinge hat abdrucken lassen. Wir verkennen keineswegs daß auch diese Schriften großes historisches Interesse gewähren und für die Culturgeschichte von unermeßlichem Werthe sind. Allein diesen Werth haben sie keineswegs an und für sich und unmittelbar, sondern nur durch die Resultate welche der Forscher aus ihnen zu ziehen befähigt ist. Was aber dem Forscher als solchem eine willkommene Gabe ist, Das ist für ein größeres Publicum — und für ein solches ist ja zunächst das „Kloster" bestimmt — durchaus werth- und nutzlos. Dazu kommt noch daß die Historiker oder Literatoren welche die betreffenden Schriften wirklich gründlich zu studiren beabsichtigen (wie klein deren Zahl aber ist brauche ich nicht erst zu erwähnen) die erwähnten Schriften sich wol ebenso gut verschaffen können als es Scheible möglich war, da ihnen die öffentlichen Bibliotheken gewiß nicht weniger zur Benutzung offenstehen als ihm. Zudem kommt noch hinzu, einmal daß Forscher immerhin danach trachten müssen sich die Originaldrucke solcher Schriften zu verschaffen, weil sie doch nur auf diese mit aller Sicherheit bauen können, und dann daß schon ein großer Theil der im „Kloster" abgedruckten hierher gehörigen Werke in Horst's „Zauberbibliothek" zu finden ist, ein neuer Abdruck derselben also vollkommen unnöthig war. Hätte aber Scheible alles Dies beachtet, so hätte das Publicum statt vier Bände nur zwei zu kaufen gebraucht, und es hätte somit 7 Thaler für Besseres verwenden können.

Gerade wie der niederdeutsche „Eulenspiegel" nur eine Fortsetzung oder vielmehr eine der Zeit angemessene Bearbeitung und Umgestaltung aller derjenigen Schriften und Sagen ist, welche früher schon den nämlichen Grundgedanken (den Sieg des gesunden Menschenverstandes über die in gesellschaftlichen oder gelehrten Formen erstarrten vornehmen Classen) zur Anschauung brachten, vom Pater Leu und dem Kalenberger bis aufwärts zum Pfaffen Amis und Aesop; wie sich daher im „Eulenspiegel" alle diejenigen Thatsachen wiederholen, welche sich bei jenen ebengenannten vorfinden, und wahrscheinlich bei andern weniger oder gar nicht bekannten Sagen oder Bearbeitungen der Art: ebenso ist die Faustsage nichts

Anderes als die Wiederholung und Concentrirung der frühern ähnlichen Sagen, deren Keim schon im Apfelbiß der Genesis liegt, und in welchen allen jene ewige Wahrheit in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt wird, welche ein neuerer Dichter in doppelter Weise so schön ausgesprochen hat:

Und der Mensch begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was die Götter bedecken mit Nacht und Grauen.

und in einem andern Gedichte:

Weh' Dem der zu der Wahrheit geht durch Schuld;
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!

Weil aber die Faustsage wie gesagt nicht allein dasteht, weil sie vielmehr als die letzte Verkörperung der früher schon häufig in ähnlicher Weise dargestellten Idee ist, hat der Herausgeber vollkommen Recht gehabt, alle frühern Sagenbildungen die innerlich oder äußerlich mit der Faustsage zusammenhängen in seiner Sammlung zu vereinigen, weil sie zum Verständniß des letzten und ausgebildetsten Zweigs des Sagenkreises durchaus unerlaßlich sind. In offenbarem Zusammenhange mit Faust stehen aber zunächst die Sagen von dem Zauberer Virgil, von Theophilus, Gerbert (Papst Sylvester II), Johannes Tritheim, dann auch die im „Kloster" nicht oder nur beiläufig erwähnten Cornelius Agrippa und der Appenzeller Theophrastus Paracelsus u. A. m., sowie auch in beschränkterer Beziehung der Spanier Don Juan Tenorio von Sevilla.

Der Glaube an die Teufel ist sehr alt: er findet sich schon sehr ausgebildet bei den Parsen, von welchen ihn die Juden annahmen, die ihn wiederum auf die Christen übertrugen. Mit dem Glauben an die Teufel war der Glaube an die Zauberei im nothwendigen Zusammenhang, d. h. der Glaube an die Erwerbung und Ausübung übernatürlicher Kenntnisse und Kräfte, zu welchen man durch die Teufel gelangen konnte, sei es daß man sich dieselben unterwarf, sei es daß man Verträge mit ihnen abschloß, indem man ihnen Leib und Seele mit einem Eidschwur und durch eine mit dem eigenen Blute unterzeichnete Urkunde übergab.

Wenn es auch nicht zu leugnen ist daß sich der Glaube an den Teufel und an die Möglichkeit mit ihm in nähere Verbindung zu treten schon bei den Parsen und Juden fand, und daß er von diesen in das Christenthum übergegangen ist, so ist er doch erst im christlichen Mittelalter zum eigentlichen Systeme ausgebildet worden. Ohne Zweifel hat der Umstand Viel und vielleicht sogar das Meiste dazu beigetragen daß die ersten Christen die Gottheiten, welche sie bei den Heiden vorfanden, nicht für Hirngespinnste oder symbolische Personen, sondern für böse, teuflische Wesen ansahen und erklärten, woraus nothwendig folgte daß neben der Verehrung des verkündigten Christengottes auch die Verehrung der alten Gottheiten stehen blieb, welche Verehrung nach und nach freilich das Gewand der Furcht annahm, nichtsdestoweniger aber sich zu einem gewissen Götzendienste gestaltete. Da man ferner glaubte daß die Priester der heidnischen Völker mit ihren Gottheiten in naher Verbindung standen, dieselben sogar durch ihre besondern Kenntnisse und Künste bewegen, ja selbst zwingen konnten nach ihrem Willen zu handeln, so ergab sich daraus bald der Glaube an ihre Zauberkraft. Die ersten Zauberer sind gewiß heidnische Priester gewesen, deren Opfer und gottesdienstliche Verrichtungen von den Eiferern als Teufelsbündnisse, Verschwörungen u. s. w. angesehen wurden. Dies wird um so sicherer anzunehmen sein, als es unzweifelhaft ist daß die heidnischen Priester gar manche Kenntnisse besaßen welche den Christen unbekannt und unbegreiflich waren, sodaß man dieselben ganz einfach auf Rechnung ihrer Götter oder, was Dasselbe ist, der Teufel brachte.

Dieser Einfluß der heidnischen Religion auf den Glauben an den Teufel, an seine Macht und an die übernatürlichen Kräfte Derjenigen die mit ihm im Bunde standen, wird auch bei der oberflächlichsten Betrachtung als unzweifelhaft erscheinen: es ist daher in der That auffallend daß alle diejenigen Schriftsteller welche den Gegenstand behandelt haben dieses Einflusses mit keinem Worte gedenken. Sehr zu wünschen wäre es daß Reichlin-Meldegg seine Forschungen auch nach dieser Seite ausdehnte: er würde gewiß höchst interessante Resultate zutageförbern.

Wie Dem auch sei, so steht fest daß der Glaube an Teufel und Teufelsbündnisse sich im Laufe der Zeiten immer mehr entwickelte, und daß er zu Zeiten der Reformation ziemlich den höchsten Gipfel erreichte. Gerade wie die frühern Christen die heidnischen Götter für böse Wesen, die heidnischen Priester für Teufelsanbeter und Zauberer angesehen hatten, so erklärten nun auch die Reformatoren, Luther an der Spitze, die katholische Kirche für ein Werk des Teufels und die Päpste, Cardinäle, Bischöfe u. s. w. für Zauberer und Verbündete des Satans. „Der Teufel", sagt Luther ausdrücklich, „so das Papstthum gestiftet, redet und wirket Alles durch den Papst." Auf ähnliche Weise ließen sich Calvin und viele spätere Anhänger der Reformation vernehmen.

Diese Ansichten von dem Zusammenhang der römischen Kirche oder vielmehr des Papstthums mit dem Teufel mußten natürlich den Glauben an diesen erst recht lebendig machen; er wurde gleichsam ein Eigenthum des Protestantismus und dessen mächtigste Waffe gegen das Papstthum. Es kann daher nicht auffallen daß er zuerst katholischerseits bekämpft wurde, obgleich nicht direct, weil er doch auch zum Dogma gehört, sondern in einer seiner Wirkungen, nämlich im Glauben an die Hexen und dadurch mittelbar an die Teufelsbündnisse. Es ist bekannt daß der Jesuit Friedrich von Spee zuerst das Dasein von Hexen bestritt, wie nicht minder daß die meisten und gräulichsten Hexenprocesse in protestantischen Ländern vorkamen.

In der ältesten Darstellung der Faustsage spricht sich diese Ansicht der Protestanten über die Stellung der päpstlichen Kirche zum Glauben an den Teufel in vielen Zügen kräftig aus, was allein schon bewiese daß die Faustsage ein Erzeugniß des Protestantismus ist, wenn

nicht schon der Umstand dafür spräche daß sie gerade zur Zeit der Reformation sich entwickelt hat. Wenn sie aber, wie nicht zu leugnen ist, einen protestantischen Charakter trägt, so wird recht klar wie unüberlegt Wolfgang Menzel spricht, wenn er an irgend einem Ort behauptet daß nur ein katholischer Dichter die Faustsage nach ihrem wahren Wesen behandeln könne.

Obgleich, wie wir schon bemerkt haben, in der Faustsage sich alle frühern Sagen von berühmten Zauberern und Verbündeten des Teufels wiederholen und zu einem Gesammtbild concentriren, so ist doch sicher, wie aus den echtesten Zeugnissen von Zeitgenossen sich nachweisen läßt, daß es wirklich einen Doctor Faust gegeben hat, der am Anfange des 16. oder vielleicht schon zu Ende des 15. Jahrhunderts zu Knittlingen im Würtembergischen geboren wurde. Ebenso sicher ist es daß derselbe sich in verschiedenen Städten Deutschlands und des Auslandes als fahrender Schüler und Schwarzkünstler herumtrieb und vor 1540 starb. Was die Hellsehendern unter seinen Zeitgenossen von ihm berichten, bringt zur Gewißheit daß er in der That allerlei Taschenspielerkunststücke verstand und hierin Alles was man bis dahin gesehen hatte weit übertraf. Auch mag er wol, um sein Ansehen zu erhöhen und sich Zutritt zu bedeutendern Personen zu verschaffen, selbst zur Verbreitung des Gerüchts mitgewirkt haben, daß er seine Kunst vom Teufel habe und mit diesem in Vertragsverhältniß stehe. Es gab allerdings eine Zeit, wo man den Faust des Volksbuchs mit dem Buchdrucker Faust verwechselte, was um so weniger auffallen kann, als noch heutzutage manche Leute geneigt sind die Buchdruckerkunst für eine Erfindung des Teufels zu halten. Doch ist diese Verwechselung ganz unbegründet, und die beiden Faust sind durchaus verschiedene Personen, weshalb man den Schwarzkünstler schon zu seiner Zeit zum Unterschiede von dem Mainzer den jüngern Faust nannte.

Wenn aber auch Faust schon zu seinen Lebzeiten als Schwarzkünstler verschrieen war, so bildete sich die Sage doch erst nach seinem Tode im Volke aus, und zwar, wie schon ihr gegen das Papstthum gerichteter polemischer Charakter beweist, im protestantischen Deutschland. Die älteste Bearbeitung der Faustsage ist vom Jahre 1587 (gedruckt zu Frankfurt a. M. durch Johann Spies, vergl. „Kloster", II, 933—1069) und wurde schon 1588 und in einer dritten Ausgabe 1589 wiederholt. In derselben erscheint Faust mit dem Charakter den Goethe Jahrhunderte später überaus vortrefflich aufgefaßt und entwickelt hat, d. h. als ein Mann von Talent, der, mit den Resultaten der Wissenschaft unzufrieden, von unersättlichem Wissenschaftsdurst erfüllt, die den Menschen gezogene Schranke auf sündhafte Weise überschreitet, daher einen Pakt mit dem Teufel abschließt, der ihm von nun an in Gestalt eines Franciscanermönchs erscheint. Unter den Punkten des Vertrags heben wir den vorzugsweise hervor, daß Faust sich nicht verehelichen darf, sondern nach der römischen Priester Weise den Ehestand abschwören soll, wobei ihm aber der Umgang mit Frauen nichts weniger als abgeschnitten wird. Ausgeprägt ist die der Sage zugrundeliegende Idee in den mannichfaltigen Gesprächen welche Faust mit dem Teufel hat, um von diesem alle Dinge zu erfahren welche über den menschlichen Verstand hinausgehen und allem menschlichen Streben unerreichbar sind. Freilich sind die Antworten des Teufels nichts weniger als belehrend; allein seine Ansicht ging ja darauf hinaus den Faust zu betrügen: es sollte derselbe einsehen lernen, daß der Mensch auch auf verbotenem Wege nicht zur verbotenen Frucht gelangen könne, wie ja schon die ersten Menschen durch die Vorspiegelungen der Schlange hintergangen wurden.

Obgleich von ermüdender Weitschweifigkeit ist doch die Bearbeitung der Faustsage durch Georg Rudolf Widmann (Hamburg 1599) von großer Wichtigkeit geworden, weil sie die Quelle aller spätern Arbeiten wurde und selbst Goethe ganz vorzüglich aus ihr geschöpft hat. Auch in ihr tritt das polemische Element der Sage deutlich hervor; es spricht sich insbesondere auch darin aus daß der Teufel zwar dem Faust das Studium der Theologie erlaubt, ihm aber das Lesen derjenigen biblischen Bücher verbietet, auf welchen das protestantische Glaubensbekenntniß vorzugsweise beruht. Faust darf den Zöllner (Matthäus), den Maler (Lukas) und den Arzt (Markus) lesen, dagegen soll er den „Johannem, den Schwätzer Paulum und Andere, so Epistel geschrieben haben, meiden". Wir können hier auf die spätern Bearbeitungen der Sage nicht eingehen und auch die Verbreitung außerhalb Deutschlands nur kurz berühren. Diese Verbreitung fand sehr früh und rasch statt, sodaß schon 1592 eine holländische und 1598 eine französische Bearbeitung oder vielmehr Uebersetzung des ältesten Volksbuchs erschien. Noch früher, nämlich schon 1589, erschien die englische dramatische Bearbeitung der Faustsage durch Marlowe, deren vielfältige Auflagen von der günstigen Aufnahme zeugen die ihr zutheilwurde. Es ist bekannt und durch unverdächtige Zeugnisse nachgewiesen daß Faust in Krakau studirte, „eine der Zauberei halben berühmte Hochschul, wo er seines Gleichen fand", wie sich das Faustbuch von 1587 ausdrückt; es kann daher nicht auffallen daß die Sage auch nach Polen gedrungen ist. Ja es wird dieses Land daher auch nach deutschen Nachrichten als dasjenige bezeichnet, wohin sich gleich im Anfange und zwar lange vor der Abfassung des Faustbuchs Faust's magischer Ruf verbreitete. Doch bildete sich die Sage in Polen auf ganz eigenthümliche Weise aus, da er daselbst ganz nationalisirt wurde. Er heißt Twardowski und soll aus Lublin stammen. Die Zeit seiner Thätigkeit fällt aber ganz mit der des deutschen Faust zusammen, sowie auch die Hauptpunkte seines Lebens mit denen übereinstimmen die von unserm Faust erzählt werden. Merkwürdig ist die eigenthümliche Bestimmung des von ihm mit dem Teufel abgeschlossenen Vertrags, nach welchem dieser sich verpflichtet ihn nur in Rom abzuholen, weil sich in derselben der gegen das Papstthum gerichtete polemische Charakter der Sage eben-

falls kundgibt, da Rom als der Ort dargestellt wird, wo die Gewalt des Teufels am größten ist. Twardowski hütete sich zwar, wie leicht begreiflich, nach Italien zu reisen; allein der Teufel wußte ihn nach einem abgelegenen und unbekannten polnischen Dörfchen, Namens Rzym, d. h. Rom, zu locken, sodaß er der Macht des Teufels verfallen war.*) Bezeichnend ist ferner daß, als Twardowski sich zur Wehr setzen wollte, der Teufel ihn bei seiner Edelmannsehre angriff, indem er ihm zurief: „Quid cogitas, domine Twardowski? An nescis pacta nostra? *Verbum nobile* etiam debet esse stabile! (Was fällt Euch ein, Herr Twardowski? Kennt Ihr unsern Vertrag nicht? Das Wort eines Edelmanns muß unverbrüchlich sein!) Und Twardowski ließ sich gutwillig vom Teufel abführen. Aus dem eben Erzählten sieht man daß der polnische Faust ein Edelmann war, während der deutsche von armen Bauersleuten abstammte, ein Unterschied der wesentlich im Charakter der beiden Nationen liegt.

Gerade so wie Faust ein Collectivbegriff für alle Zauberer des Mittelalters, welche nach alten Sagen mit dem Teufel Bündnisse schlossen, so wurde er es auch für alle diejenigen Zauberbücher, welche man später aus kabbalistischen und magischen Büchern des Mittelalters zusammentrug. Die Zahl der ihm oder seinem Famulus Wagner zugeschriebenen Zauberbücher ist daher nicht gering, während mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden darf daß weder Faust noch Wagner irgend eins derselben geschrieben haben. Da sich der Herausgeber des „Kloster" die sehr undankbare Mühe gegeben hat die wichtigsten dieser Zauberbücher abzudrucken, wollen wir unsere Leser welche die nähere Kenntniß derselben interessiren möchte bitten, sie in der genannten Sammlung zu lesen; über andere dort nicht aufgenommene Schriften dieser Art gibt das angeführte Werk von Reichlin-Meldegg genaue Auskunft, auf welches wir auch Die zu verweisen uns erlauben welche mit Faust's Famulus, Wagner, näher bekannt zu werden wünschen. Wir bemerken nur in Bezug auf diesen, daß die ihn betreffende Sage in der That nichts Anderes ist als eine Nachahmung der Faustsage, wie denn auch sehr viele dem Faust zugeschriebene Thaten nur einfach oder mit oft ganz unwesentlichen Abänderungen wiederholt werden. Die größte Verschiedenheit besteht darin daß Wagner sich vom Teufel in Gegenden führen läßt, welche Faust nicht besucht hatte, insbesondere in das erst später bekannt gewordene Amerika. Auch benutzte der Verfasser der Wagnersage ältere im Faustbuch nicht aufgenommene Sagen, sowie er endlich offenbar auch aus damals schon vorhandenen und uns jetzt zum größten Theil unbekannten Zauberbüchern seine Mittheilungen über Hölle, Teufel und Magie geschöpft haben mag.

Wir haben die vorangehende Darstellung nach dem öfters genannten vortrefflichen Werke Reichlin-Meldegg's gegeben, welcher die Faustsage auf erschöpfende Weise nach allen Seiten entwickelt hat. Derselbe gibt zum Schlusse noch eine sehr gute Entwickelung und Charakteristik der dichterischen Bearbeitungen der Faustsage, insbesondere der Dichtungen von Lessing, Maler Müller, Klinger, Klingemann, Lenau, Baggesen und Goethe. Wir bedauern aufrichtig ihm nicht auch hierin folgen zu können, weil seine Darstellungen ebenso geistreich als erschöpfend sind; allein es würde ein blos oberflächlicher und zusammengedrängter Auszug gerade das Wesentlichste nicht enthalten können und eine ausführlichere Beurtheilung den vorliegenden Aufsatz zu einer ungebührlichen Länge ausdehnen.

H. Kurz.

*) So sollte nach dem zwischen Gerbert (Papst Sylvester II.) und dem Teufel geschlossenen Vertrage der Erstere nur in Jerusalem von diesem geholt werden; deshalb verlockte ihn derselbe in die Kirche zur Stadt Jerusalem zu gehen, wo er sich seiner bemächtigte. Es hat somit die polnische Sage, auch da wo sie von der deutschen abweicht, wie diese andere frühere Sagen in sich aufgenommen.

Neue Romane.

1. Buchenheim. Roman von Luise Otto. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1851. 8. 3 Thlr.

Der vorliegende Roman verherrlicht die Freundschaft. Ein freundschaftliches Verhältniß entsteht zwischen zwei jungen Männern, wovon der eine reinen Herzens und in jeder Hinsicht brav, der andere durch Leben, Erziehung und Verhältnisse in der tiefsten Seele verderbt ist. Der erstere rettet den zweiten vor dem Selbstmord; daher datirt sich die Freundschaft und besteht ein Jahr. Wie ein so ganz gesunkener Mensch, dem Nichts mehr heilig ist, dem alle Ideale untergegangen sind, noch an dem Ideal der Freundschaft festhalten kann, blieb Referent ein Räthsel und erschien ihm als eine poetische Licenz der Schriftstellerin, welche überhaupt im vorliegenden Romane wenig Menschenkenntniß und Verständniß des wirklichen Lebens bekundet. Als Ferdinand Dagobert's Schlechtigkeit erkennt, als Letzterer sich vor dem Freund entlarvt sieht, stürzt er sich vor dessen Augen ins Wasser und zieht den Freund der ihn retten will nach, sodaß der Tod sie Beide vereint. In zwei Freundinnen, Thekla und Eugenie, erscheint die Freundschaft abermals, und zwar in beglückender Idealität. Beide sind einander würdig, beide theilen Interessen, Ansichten, zuletzt auch den Lebensberuf, indem sie zusammen erziehend wirken. Die dritte Freundschaft zeigt sich zwischen Mann und Weib. Diese Art ist oft bezweifelt worden und bleibt immer ein gefährliches Thema, im Leben wie in den Büchern. Auch hier hat sie mehr Schmerz verursacht als Freude, denn Thekla liebt den Freund Eugen und glaubt sich von ihm geliebt; erst als er sich mit einer Andern verlobt hat und Solches ihr vertraut, entdeckt sie die Täuschung unter Kummer und Händeringen. Sie bekämpft ihre Liebe und sucht sie zur Freundschaft herabzustimmen. Die Braut wird eifersüchtig auf die Freundin, sie zeigt sich des Bräutigams unwürdig, läßt sich während dessen Abwesenheit in ein anderes Liebesverhältniß verstricken und die Verlobung geht zurück; aber Eugen heirathet dennoch nicht die befreundete, ihn so treu liebende Thekla, sondern bleibt ihr Freund. „Von dem Schmerz um die verlorene Braut hat er sich wieder aufgerichtet im Gefühl seiner männlichen Kraft und wirkt und schafft wie einst, und viel herrlicher, weil die Schranken von früher jetzt gefallen sind. Er lebt in derselben Stadt wie Thekla und Eugenie, und ihr Bund ist schön und rein geblieben und unzertrennlich. Jetzt braucht er nicht mehr in stiller Resignation nach einem schönen Glück zu streben, denn jetzt in dieser großen Zeit ist ihm das erhabene Loos beschieden von dem er vorher nicht mehr zu träumen wagte." Referent

kann nicht umhin bei diesem Endwort zu fragen: Wo ist diese große Zeit? Wo ist sie je gewesen? Der Roman ist reich an romantischen Situationen, die eine schöne Wahnsinnige, welche sich für eine Schlange hält, erhöht und vermehrt. Es fehlt nicht an Ueberschwänglichkeiten und unbegreiflichen Momenten, doch auch nicht an poetischen feinen Reflexionen und frommen, sittlichen Anschauungen.

2. Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen. Einundzwanzigster Band. — A. u. d. T.: Die Lilie und die Biene. Eine Phantasie in dem Glaspalaste von Samuel Warren, aus dem Englischen übersetzt von A. Diezmann. Berlin, Duncker und Humblot. 1851. 8. 15 Ngr.

Der Leser möge nicht glauben daß er aus dem vorliegenden Büchlein viel Interessantes vom Glaspalaste erfährt. Samuel Warren scheint nicht viel gesehen zu haben von den Herrlichkeiten jenes Riesengebäudes, er hat nicht den Fortschritten der Industrie gelauscht, die Wunder der menschlichen Geschicklichkeit geprüft; seine Gedanken sind erfüllt von der Größe des Baus und des ganzen Unternehmens, von der Größe des menschlichen Geistes und vorallem von der Größe Englands! Im südlichen Transept des Glaspalastes sieht man die Gestalten des jugendlichen Alfred des Großen und seiner Mutter, welche ihm das Buch sächsischer Lieder reicht, das sie dem ihrer Söhne versprochen hat welcher es zuerst lesen würde. Geschichtschreiber erzählen, Alfred habe die sächsischen Gedichte leidenschaftlich geliebt und sie Tag und Nacht mit Begierde angehört, und im Anhören derselben sei wol zuerst sein eigener Dichtergeist erwacht. Er bewahrte diese Gedichte in seinem Gedächtnisse, und sein ganzes Leben hindurch blieb die Dichtkunst sein Trost und seine Unterhaltung in Unruhe und Sorge. Daß die königliche Mutter mit dem Sohne 1851 auf die Statue der königlichen Mutter mit dem Sohne, die vor tausend Jahren waren, hinblickte, hat den Verfasser in die hohe Begeisterung versetzt, deren Resultat vor uns liegt. Drei Ereignisse treten ihm vor die Seele, drei Momente, wo alle menschlichen Erdenbewohner sich vereinigt hatten. 4000 Jahre versetzt er sich zurück, als der Bau des Babylonischen Thurms ins Stocken gerieth, und 1600 Jahre später, als Nebukadnezar alles Volk, alle Nationen und alle Sprachen um sich versammelte zur Anbetung des goldenen Bildes. Der dritte große völkervereinigende Moment ist die Errichtung des Glaspalastes von 1851, wo die christliche Königin mit ihrem gelehrten Gemahl alle Nationen auf der glücklichen Insel versammelt und wo diese Versammlung in jeder Hinsicht so gut gelang. Die Königin mustert ihr Reich, und des Autors englisches Herz schwillt vor Stolz über dessen Umfang, Ausdehnung und über die Zahl der Unterthanen von so verschiedenen Nationen welche sich beugen unter dem englischen Scepter. Der Verfasser schildert nun nicht die Herrlichkeiten welche so unzählige Menschen herbeilocken, sondern die Zuschauer welche daran vorüberziehen, den finnenden Gelehrten und den verlegenen Dichter, den Bettler und den Greis. Der Mensch und sein Thun, der Mensch und sein Schöpfer sind Gegenstand seiner Phantasie. Vom großen Diamanten und dessen Juwelenhof kommt er zum Stein der Weisen und zum Stein mit antediluvianischen Spuren; diese Spuren führen ihn zu den Ungeheuern vor der Sündflut und diese wieder auf Betrachtungen über die Erde und ihren Schöpfer. Das Capitel „Die schöne Dame und der Wurm" ist von den ausgestellten Spitzen und seidenen Stoffen entstanden; die Seidenraupe hat gesponnen und die Spitzenklöpplerin gewebt, beide gleich fein und kunstvoll. Von einem Gesicht Newton's zerstreut ihn eine Biene, denn die Bienen schwärmten aus und ein im Glaspalast und erscheinen dem Träumenden ebenfalls als Industrieausstellerinnen, die den Honig zusammentragen aus allen Weltgegenden und ihre selbst erbauten Zellen damit anfüllen, wie die menschlichen Bienen von 1851 den Glaspalast. Das zweite Buch schildert die Nacht im Glaspalast; die 70,000 Besucher sind verschwunden und die Natur ist im Schlaf befangen. Neue Erscheinungen ziehen traumartig an des Autors Seele herauf, große Todte, Königsgeister erscheinen: Alexander, Karl der Große, Napoleon, Alfred! Letzterer läßt eine fromme Hymne hören; dann kommen Geistesgelehrte: Aristoteles, Roger Baco u. s. w. Waren am Tage die Phantasien des Autors doch einigermaßen geordnet, so erhalten sie in der Nacht etwas Verworrenes. Die Betrachtungen werden tiefer, die Anschauungen entfernen sich mehr von den äußern Gegenständen. An die Statuen von Kain, Adam und Eva u. s. w. knüpfen sich biblische Erinnerungen an; der Geist durchfliegt 6000 Jahre; Schatten, Geister und Schlafende, schauerliche Stimmen lassen sich ahnen.

„O Geheimniß — Geheimniß
Ueberall auf Erden, im Himmel, innen und außen ist Geheimniß, Geheimniß für den Menschen
Und gänzliche Finsterniß außer dem heiligen Buche,
Dicke Finsterniß,
Undurchdringliches Dunkel, —
Nicht ein schwacher, flackernder Schein, der erfreue, — leite — erleuchte —
Geheimniß — unergründetes und unergründbares — schreckliches —
Schwarze Mitternacht — Mitternacht in der Seele!"

Das Licht des Tags kehrt zurück und veranlaßt den Verfasser zu Betrachtungen über das Licht des wahren Glaubens denn außer diesem ist keins. Die Schatten ziehen ab, der Morgen bricht an im Palaste:

„Horch! Höre ich nicht einen Ton, einen schwachen Ton?
Eines Sperlings Zirpen, eines Sperlings, gefangen in diesen gläsernen Wänden, —
Getrennt von seinen zirpenden Genossen!
Hier, die lange, lange Nacht,
Saß er allein auf jenem Baume! —
— Ein schwaches, rosiges Licht,
Verkündend das Nahen der strahlenden Sonne,
Bricht herein in diese Glaseinsamkeit
Und verscheucht die feierlichen Schatten der Nacht."

Auch die arme Seele des einsamen Menschen fühlt sich allein unter den schlafenden Blumen des Glaspalastes; darunter die Lilie.

„Lilie! Liebliche Lilie!
Du hier?
Natur
In dem Palaste der Kunst?
Gottes Werk!
Unter den Werken der Menschen,
Die selbst sein Werk!"

Mit welchem Rechte ist sie hier? Sie die nicht arbeitet, sie die nicht spinnt, warum ist sie hier?

„Du kommst zu mir, durch Alles hindurch, herab von dem fernen Sternenhimmel,
Ein Bote mir mit himmlischer Botschaft!
Ich sehe eine neue Glorie um dich
Und neige mein Haupt in Ehrfurcht,
Königin der Blumen!
Unter allen deinen Schwestern,
Alle so schön und so duftig,
Wurdest du erwählt
Vor 1800 Jahren
Ein Diadem zu tragen,
Das immer seitdem, Königin der Blumen,
Dein schönes Haupt geschmückt...
O du nicht beachtete Blumenkönigin,
Die du blühtest und blühest
Und Balsam verbreitest für das bekümmerte Herz,
Hoffnung für den Hoffnungslosen,
Glauben für den Nichtglaubenden,
Sinnbild Gottes!
Aus deinem duftreichen Busen strömt ungesehen

In mein sorgenbeladenes, kummerschweres Herz,
Milde vom Himmel,
Weisheit und Güte,
Die erniedrigt den Stolz, erhebt die Demuth
Und tadelt mit liebevoller Majestät
Anmaßung und Mistrauen *)...

So werde ich nimmer kennen die Verzweiflung,
Ihr wildes Auge nie auf mich gerichtet sehen,
Der ich arm bin, arm unter all diesen Schätzen,
In diesem glänzenden Palaste
Allein stehe
Während Edelsteine und Gold und Silber,
Rubin, Krystall, Korallen und Perlen
Und alle Kostbarkeiten
Glänzen um mich her...

Ja, Er, der Dinge erwähler, die verachtet sind,
Wie ich vielleicht, ich armer Wurm,
Ja Dinge, die nicht sind,
Um Dinge zu nichte zu machen, die sind,
Damit kein Geschaffener stolz sich erhebe vor ihm,
Hat durch diese Blume
Laut gesprochen zu dem Menschen
Während die stolzeste Kunst gedemüthigt steht vor der Natur."

3. Elisa, Markgräfin von Ansbach, und deren Zeitgenossen von H. E. R. Belani. Zwei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir können uns durchaus nicht befreunden mit dem sogenannten Büchermachen dem die vorliegenden zwei Bände ihre Entstehung verdanken. Indeß müssen dieselben doch als Ausnahme gelten, indem sie dem Leser so manches Interessante und Erfreuliche bringen, wenn solches auch oft allzu absichtlich herbeigeholt erscheint. Wenn auch der Lesewelt in den beiden Bänden kein Roman verheißen wird, so enthält die Lebensgeschichte der Markgräfin doch des Romantischen so viel daß dem Romanleser Nichts zu wünschen übrig bleibt. Der Verfasser hat die Memoiren der Elisa Berkeley, der getrennten Gattin des Lord Craven, sodann Freundin und Gemahlin des letzten Markgrafen von Ansbach und Baireuth, als Leitfaden zu dem vorliegenden Werke genommen. Er hat die in der ersten Person redenden Memoiren in die erzählende Form umgewandelt und somit viel breites Geschwätz nebst all der leicht ermüdenden eiteln Selbstgefälligkeit, welche sich in der Mittheilung kleinlicher Ereignisse gefiel, beseitigt, sowie auch manche andere Mängel welche die damalige Zeit mit sich brachte. Dadurch hat er sich auf einen freiern Standpunkt gestellt und eine leichtere Auswahl des Interessanten, sowie auch die Beseitigung manches Schiefen und Flachen im Raisonnement erzielt. Auf diese Weise konnten auch die in den Memoiren mehr angedeuteten als ausgeführten Lebensbilder vervollständigt werden. Diese Lebensbilder und Lebensskizzen aus dem vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts sind reich an romantischem Interesse und in so verschiedenartiger Weise mitgetheilt daß man oft herausfühlt wie sie aus verschiedenen Geschichts- und Memoirenwerken zusammengetragen sind. Für dieses Zusammentragen muß der Leser aber sehr dankbar sein, denn er erhält dadurch einen reichen Beitrag zur Charakteristik jener Zeit welche so reich an großen Thaten und an großen Schwächen war.

Lady Elisa Berkeley war 1750 geboren; an Lord Craven vermählt, verlebte sie beinahe 10 Jahre in glücklicher Ehe und gebar sieben Kinder. Wegen eines höchst anstößigen Liebesverhältnisses des Lords Craven, in welchem er trotz der Vorstellungen und Bitten seiner Gemahlin verharrte, verließ sie London mit ihrem jüngsten Sohne und reiste nach Paris, indem sie ihre sechs andern Kinder dem leichtsinnigen, pflichtvergessenen Vater überließ. Sie war auch nach Jahren nicht zu bewegen zu dem reuigen Gatten zurückzukehren, denn sie verachtete ihn und benutzte ihre Freiheit um sich in interessanten Kreisen zu bewegen und zu reisen. Sie bereiste Italien, besuchte Wien, Petersburg, Konstantinopel. In Paris näherte sich ihr der Markgraf von Asnbach, der viel älter als sie und ihr schon seit lange befreundet war. Sie folgte seiner Einladung nach Ansbach, wo sie geliebt und geachtet während einiger Zeit lebte. Dann begleitete sie den fürstlichen Freund nach Neapel und später nach Berlin. Daß aus dem im Anfang auf Achtung gegründeten Verhältniß später ein zärtliches entstand, ist vielfach angedeutet. Solches fand indeß in damaliger Zeit keineswegs Misbilligung, und Lady Craven ward als des Markgrafen Adoptivschwester an den verschiedenen Höfen mit großer Auszeichnung empfangen und bewirthet und von der Gemahlin des Markgrafen mit liebevoller Freundschaft behandelt. Als Letztere starb, trat der Markgraf seine Souverainetät an Preußen ab und erhielt dafür ein bedeutendes Jahrgeld ausgezahlt, wodurch er in den Stand gesetzt war seiner Reiselust, sowie seiner Freude an Wissenschaft und Kunst Genüge zu leisten. Lady Craven begleitete ihn auf allen seinen Reisen und theilte seine Interessen. Als Lord Craven starb, ließ der Markgraf sich mit ihr trauen und gab ihr seinen Namen, doch wurde sie am englischen Hof nicht als Markgräfin anerkannt und selbst ihre Kinder, denen sie sich durch ihre lange Abwesenheit entfremdet hatte, brachten ihr keine Liebe entgegen. Sie wurde indeß bald der gefeierte Mittelpunkt eines vornehmen Kreises, und der Markgraf blieb ihr bis zuletzt herzlich zugethan und ersetzte ihr durch Freundschaft und Liebe was die Welt ihr versagte. Elisa hatte auch die Ueberzeugung daß es keinen bessern Menschen auf Erden gäbe. Seine Herzensgüte wurde von Niemand auf der Welt übertroffen. Diese Herzensgüte gab allen seinen Handlungen, selbst seinen menschlichen Schwächen einen Charakter von Milde und Liebenswürdigkeit, der alle Menschen welche mit ihm in nähere Beziehung kamen zu seinen wahren Freunden und aufrichtigen Verehrern machte. Nur in Deutschland fühlte sich der Markgraf fremd. Mit seinem britischen Herzen, seiner französischen Cultur und seiner italienischen Kunstliebe entsagte er lieber der Souverainetät als daß er von ihrem Schein umgeben sich im Spiel kleinlicher Interessen, im fruchtlosen Versuche das Unbedeutende bedeutend zu machen, im langweiligen, pedantischen deutschen Geschäftsgange hätte abmühen sollen. Seine Entsagung entsprang übrigens aus einem wahrhaft fürstlichen Gedanken. Er wollte dadurch sein kleines Land glücklich machen daß er es mit einem großen Staate vereinigte.

An den romantischen Faden dieser Mittheilungen aus dem Leben der Markgräfin reihen sich zahlreiche historische Bilder, welche mehr oder weniger sich daran knüpfen lassen. Am preußischen Hofe erhält man charakteristische Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's I., Friedrich's des Großen, Friedrich Wilhelm's II., sowie auch Schilderungen von Voltaire, Trenck, von der Gräfin Lichtenau, nebst andern Gestalten welche unter den Regierungen dieser drei Könige eine Rolle spielten. Wir finden eine Charakteristik und Lebensgeschichte des Marschalls von Sachsen, sowie auch die von Biron. In dem bewegten Leben Biron's erkennt man das Spiel des Glücks. Was der mit großen militairischen Talenten begabte Königssohn, der Marschall von Sachsen, mit all seinem thatkräftigen Streben nicht erreichen konnte, die Souverainetät eines regierenden Fürsten, das erreichte der arme Student fast ohne sein Zuthun durch eine glückliche Einwirkung seiner angenehmen, aber keineswegs geistvollen Persönlichkeit. Bei Gelegenheit einer Reise nach Portugal und Spanien wird das Leben und Wirken Pombal's und des Friedensfürsten, Don Manuel de Godoy, nachmaligen Herzogs von Alcudia, sowie Episoden der portugiesischen und spanischen Geschichte mitgetheilt, indem die Zustände dieser beiden Reiche geschildert werden. Der Aufenthalt des Markgrafen in England gibt Veranlassung zu Le-

*) Schauet die Lilien auf dem Felde wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, und doch sage ich euch daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine.

bensbildern anderer Art. Der Proceß der Königin Karoline wird ziemlich umständlich erzählt, sowie einzelne Züge aus Englands Geschichte. Die verschiedenen Lebensbilder stehen durchaus in keinem Zusammenhang miteinander und der Leser hat trotz dem Interesse für jedes einzelne doch immer das Gefühl des Abgerissenen und Zusammengetragenen. Nachfolgender Auszug möge als Beweis unserer Ansicht dienen: „Das Lieblingsstudium der Markgräfin war die Geschichte ihrer Zeitgenossen; besonders war es die Geschichte merkwürdiger Frauen, die viel Anziehendes für sie hatte. Sie machte bei diesen Studien die Bemerkung daß es Fürstenhäuser gibt, deren Töchter fast alle unglücklich waren. Ein solches Schicksal traf seit dem vorigen Jahrhundert besonders die Frauen des Hauses Braunschweig. Elisa gibt uns darüber folgende Mittheilungen. Charlotte Christine, Prinzessin von Braunschweig-Blankenburg, wurde an den Cesarewitsch Alexius, einzigen Sohn Peter's des Großen, vermählt. Sie war ausgezeichnet durch Schönheit der Gestalt und Güte des Herzens; aber diese wahrhaft rührenden Eigenschaften waren nicht geeignet die Roheit ihres Gemahls zu mildern. Der barbarische Cesarewitsch mishandelte sie thätlich mit aller Grausamkeit eines orientalischen Despoten. Sie starb im Jahr 1715 zu Petersburg im Kindbett an den Folgen einer so schonungslosen Behandlung. Noch unglücklicher war die Prinzessin Sophie von Braunschweig-Celle, Gemahlin Georg's I. von England. Sie war beschuldigt mit dem bekannten Grafen von Königsmark ein geheimes Verständniß gehabt zu haben. Dieser schöne Mann war allerdings in der Nacht heimlich bei ihr gewesen, allein nur um mit ihr einen Fluchtplan zu verabreden, da sie die tyrannische Behandlung ihres Gemahls nicht mehr ertragen konnte. Kaum hatte dieser an allen Höfen bekannte Schwede ihre Gemächer verlassen, so wurde er in einem der dunkeln Gänge ermordet. Zudem beschuldigte man die Prinzessin noch, mit der Herzogin von Celle, ihrer Mutter, sich zu heimlichen Anschlägen verbunden zu haben; deshalb wurde sie verhaftet und auf das feste Schloß Ahlden gebracht, wo diese beklagenswerthe Fürstin noch 40 Jahre in strenger Gefangenschaft zubrachte. Auguste Karoline, älteste Tochter des in Jena so schwer verwundeten und später in Ottensee gestorbenen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, fand auf eine räthselhafte Weise den Tod. Sie war 1764 geboren. Kaum 16 Jahre alt wurde sie an den Prinzen, nachmaligen König von Würtemberg verheirathet. Als ihr Gemahl in russische Dienste trat, begleitete sie ihn nach Petersburg; dort und in noch mehren Garnisonstädten des russischen Reichs lebten sie mehre Jahre anscheinend ganz glücklich, bis der Prinz, der, wie man sagte, Grund hatte mit seiner Gemahlin unzufrieden zu sein, mit seinen drei Kindern allein von Petersburg zurückkehrte und die Prinzessin unter dem Schutz der Kaiserin dort ließ. Nach Verlauf von zwei Jahren erhielten der Prinz von Würtemberg und der Herzog von Braunschweig, von Petersburg her die Nachricht von dem Tode der Prinzessin. Ihr Vater verlangte die Auslieferung der Leiche, es war aber weder diese noch die Todtenschau zu erlangen, und mehre Umstände machten ihr Verschwinden räthselhaft. Es verbreitete sich das Gerücht daß die Prinzessin wie so viele Andere in der Stille nach Sibirien verbannt worden sei und dort noch lebe. Es ist leicht möglich daß eine eifersüchtige Laune des Monarchen die schöne Prinzessin, welche nach den Andeutungen ihres Gemahls nicht ganz frei von Coquetterie war, heimlich fortgeschafft habe in das ferne Land von woher keine Kunde nach Europa gelangt. Der Prinz von Würtemberg reinigte sich bei Gelegenheit seiner zweiten Vermählung vor dem König Georg IV. von jedem Verdacht irgend einer Theilnahme oder der Mitwissenschaft in Hinsicht des an der Prinzessin, seiner Gemahlin, wahrscheinlich verübten Verbrechens. Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, die im Jahre 1765 mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm II. vermählt worden war, wurde schon ein Jahr nach ihrer Verbindung, angeblich wegen ihrer unregelmäßigen Lebensweise, nach Stettin verbannt. Im Jahr 1774 haben mehre Engländer sie dort gesehen, und es ging die Sage daß sie vergessen und unbekannt in einem Winkel Preußens noch gelebt habe, als Napoleon nach der Schlacht bei Jena das Land besetzte. Karoline Mathilde von Braunschweig-Lüneburg, nachgeborene Tochter Friedrich's, Prinzen von Wales, und Schwester Georg's III., war an den König Christian VII. von Dänemark vermählt. Sie wurde von dort verwiesen infolge einer Art von Revolution bei welcher sich ihr schwacher Gemahl betheiligt hatte. Die Minister Struensee und Brandt wurden hingerichtet und die unglückliche Königin starb 1775 in Celle in der Blüte ihrer Jahre.“ 40.

Classification der Gegner Goethe's.

Daß Goethe, wie überhaupt jeder große Mann, nicht blos Anhänger, sondern auch Gegner gefunden, ist bekannt. Aber weniger dürfte man sich bisher die verschiedenen Gründe klargemacht haben, die Verschiedene zu Gegnern Goethe's gemacht. Es ist daher ein anerkennenswerther Gedanke von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, den wir im vierten Bande seiner von Friedrich Hebbel herausgegebenen sämmtlichen Werke finden, diese Gegner zu classificiren.

Feuchtersleben sagt: „Statt Goethe's Gegner durch Verse und Declamationen zu bekämpfen, oder ihnen durch leere Elogen Goethe's in die Hände zu arbeiten, scheint es nützlicher nachzuforschen, was einer solchen Polemik zugrundeliegen mag. Abgesehen von den allgemeinern, in Zeit- und Volksverhältnissen wurzelnden Motiven habe ich bei unbefangener, wiederholter, sorgfältiger, vergleichender Beobachtung Folgendes zum weitern Nachdenken anregend bemerkt: Gegner Goethe's sind: 1) Rohe Menschen, die sich ihm gegenüber wie in feiner Gesellschaft genirt und gewissermaßen beschämt fühlen. 2) Einseitige, Bornirte, denen seine Universalität ihre Beschränktheit fühlbar macht oder als Charakterlosigkeit, wol auch Oberflächlichkeit erscheint. 3) Oberflächliche, die in seinen Werken zu wenig Unterhaltung finden. 4) Junge soi-disants Genies, denen die Ironie, mit welcher er auf seine eigene jugendliche Genieepoche lächelnd zurücksah, als Pedantismus und als Verneinung ihres Werths erscheint. 5) Literaten, welche um originell zu sein das Absurde behaupten, oder um selbst bedeutend zu werden das Große kleiner gemacht wünschen. 6) Frömmler, denen weniger seine freie, helle Denkart ein Aergerniß ist als die Züge einer tiefen, geistvollen Religiosität, die der ihrigen zum Nachtheile sprechen. 7) Streng sittliche und rechtliche Menschen, die in seiner Alles geltenlassenden Objectivität eine allzu weite Toleranz, eine Verführung zum Indifferentismus sehen. Hierher sind auch Frauen zu zählen, die sich durch Darstellung einzelner laxer Verhältnisse verletzt und für immer abgeschreckt fühlen. 8) Sehr systematische, logische Köpfe, denen die poetisch-skeptische Allgemeinheit, mit welcher Goethe wissenschaftliche Probleme behandelt, misfällt; hierzu kommt daß er an mehren Orten die Mathematiker und Fachgelehrten direct angreift. 9) Freisinnige, patriotisch-(meist edel-) denkende Männer, welche sich gewöhnt haben den politischen Standpunkt als den einzig wichtigen und rechten zu betrachten und Jene die es nicht so halten für Frevler zu erklären. Hierzu kommt der Umstand daß Goethe Minister eines deutschen Hofs war, und die Anekdötchen von seinem Aristokratismus.“

Feuchtersleben beschließt diese Classification mit der Bemerkung: „In diese Classen und ihre Combinationen dürften sich so ziemlich die meisten von Goethe's heftigen Tadlern bringen lassen. Diejenigen welche nicht Bildung genug haben überhaupt ein Urtheil von Goethe zu fällen, oder welche sich der Meinung Anderer aus Parteisucht oder blindlings der Mode anschließen, kann man nicht als Gegner Goethe's bezeichnen.“

Feuchtersleben hat zu den erwähnten Classen der aus Roheit, oder Bornirtheit, oder Oberflächlichkeit, oder Geniesucht, oder Frömmelei, oder aus moralischen, oder wissenschaftlichen, oder politischen Gründen gegen Goethe Opposition Machenden

keine Namen genannt, und mit Recht; denn nomina sunt odiosa. Aber wer sich an gewisse, bekannte Gegner Goethe's erinnert, wird jetzt wissen unter welche Classe er sie zu bringen hat.

Uebrigens wäre es kein unverdienstliches Unternehmen, auch von andern großen Männern die Gegner die sie gefunden zu classificiren, wie hier Feuchtersleben mit den Gegnern Goethe's gethan; und ein artiges Pendant dazu wäre alsdann, von solchen Männern, seien es Dichter, oder Philosophen, oder Staatsmänner, die eine unverdiente Celebrität gewonnen und sich großen Anhang erworben haben, die verschiedenen Classen ihrer Anhänger aufzustellen. Nomina sunt odiosa. 41.

Die Kritik in ihrer Selbstironie.

Ein Curiosum.

Es ist jüngst in d. Bl. mit Recht hingewiesen auf die widerliche Art und Weise, mit der man in neuester Zeit angefangen hat an Dichtung und Geschichtschreibung den Maßstab der exclusiven Religiosität und Loyalität zu legen und ephemere Erscheinungen mit ungebührlichem Lobe zu feiern. In ersterer Beziehung sticht besonders die in ihrer Oberflächlichkeit sich spreizende Literaturgeschichte von Barthel hervor; ihrer Loyalität wegen ist in gewissen Kreisen die Scherenberg'sche Muse hochgepriesen worden. Welcher Leser von gesunden Geisteskräften es über sich vermocht hat das Gedicht „Waterloo" bis zu Ende zu lesen, verdient wahrlich eher die Märtyrerkrone als der Dichter den Lorberkranz. Solcherlei Kritik, die derartige Ausgeburten wüster oder leerer Köpfe nicht genug mit ihrem Lobe zu erheben vermag, ist allerdings auch nur eine ephemere Erscheinung, aber auch ephemere Erscheinungen können für einen Augenblick unangenehm berühren.

Die wundersamste Kritik, die auf diesem Gebiete aber sich kundgegeben hat, möchte wol diejenige sein welche unter dem Titel „Würdigung des Gedichts Waterloo" in dem „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen" (IX, 399 fg.) erschienen ist. Der ungenannte Kritiker nämlich hat sich der zahllosen Schwächen dieses sogenannten Gedichts nicht erwehren können, denn es reicht ein Keim von ästhetischer Bildung aus, um fast Vers auf Vers sich wie mit Dornen gestachelt zu fühlen. Er gesteht zu daß bei dem Gedicht von gar keiner Erfindung des Stoffs die Rede sein könne, weder im Ganzen noch in Situationen und Charakteren, denn es geschehe Nichts als daß die Geschichte erzählt werde; es sei nicht einmal von einer Veränderung und kunstreichen Anordnung des Stoffs zu reden; die Phantasie des Dichters sei überhaupt nicht erkennbar. Trotz alle Dem aber, und hierin besteht die Wunderlichkeit der Kritik, hat dies Scherenberg'sche Gedicht unendlich mehr poetischen Gehalt als irgend ein historisches Drama von Gutzkow und Consorten, „deren nackte Erbärmlichkeit immer durch die Löcher und Risse ihres Tragödenpurpurs blickt", von diesen „faden Gesellen, diesen poetischen Taugenichtsen und Geschmackverderbern".

Der Kriticus gesteht zu daß Scherenberg gar keine Zeit habe seine Gedanken in Worte zu kleiden, daß ein Wort oft ganze Sätze vertrete, daß man bei manchem in Zweifel gerathe ob man den Sinn des Verfassers errathe, daß grammatische Bestimmtheit oft mangele. Er gesteht zu daß die Jamben ganz außer Rand und Banden gehen, daß von Anfang bis Ende das Gedicht fast aus lauter kahler Prosa oder bombastischem Nonsens besteht. So wenn der Wiener Congreß genannt wird „die grüne Tafelrunde, verkreuzend Hand und Herz", Austria „das alte Kind", Rußland „die große Welschenbleiche", wenn Napoleon zu seinem Adler spricht: „Greif' an, eh' sie beisammen! Und fertig wie einst der Horatier mit jener lahmen Brüderschaft (?) wirst du mit dieser Wiener Acht"; wenn er zu Ney sagt: „Geh' links auf Quatrebras und amusir' den Lord"; wenn es von den Preußen heißt: „Kalt, aber wie der Höhe Firn dem Föhn steht vor zwiefachem Sturm die Preußenstirn"; wenn Napoleon sein „Postenfühlhorn nach dem Feinde ausstreckt"; wenn es ferner heißt: „Eine Riesenküche und hundertfunfzigtausend Köche kochen, doch schmeckt der Brei, der große Küchenmeister, der Hunger würzt! Fürs Uebrige sorgt der Lagergenius (!) der Marketender, Erhalter des Esprit de corps (!), mit flüssigem Commandostab (!), sein Hauptquartier das Faß"; wenn es weiter heißt: „Und Blitz wird die Sonne — Napoleon — elektrisch fährt ihr Strahl am gold'nen Leiter hin der Marschallstäbe in des Kolosses Glieder als Commando und donnernd wieder aus als Feuer und Schwert", und von demselben: „Raketenprächtig strömt er zurück in ihre matten Seelen den Feuerwagen ihres Lebens"; wenn Bülow von Dennewitz ruft: „Landwehrmann, kennst du die Waffe noch die Pulver spart und Pyramiden baut? Gedächtniß hat der Landwehrmann und kehrt das Gewehr um, die Kugel schweigt, die Kolbe knackt und dumpf zusammenprasselt das Gebein!" wenn der Morgenanbruch vor der Schlacht bei Ligny beschrieben wird: „Aufblitzt der Strahl — und Guten Morgen, Kinder!"

Der Kritiker fühlt den widerlichen Ausdruck in den angeblich dichterischen Worten von der Charakteristik der Soldaten: „Anschnurrt die belgische Katze auch Holland, Holland aber kaut den Taback und speit aus". Wenn „Napoleon sein Herz drückt und seinen Hut zieht", und später „wegzieht an öden Fels der Ilium verwüstenden Helena (!)", wenn „die beflaggten Kuppeln (!) hochfliegend, donnernd um ihren Mast", so erkennt der Kritiker den Unsinn in Worten und Gedanken; ebenso in: „Manch' Stunde kam vor ihm (!), da regt es sich..., und niedersenkt es sich, entgegen steigt's wie ausgebrannte Schlacken (?) aus dem Krater... Von der Tödtenwüste, ihrem Altare, steigt die Opfersäule, Gen Himmel schreit ein riesiges (?) Gebet des Kain (?) das: Herr Gott, dich loben wir! (?)", und: „Blücher der Verscholl'ne und wieder sich Gefund'ne (?)", oder: „Ein paar Tausend Pfund (!) glühend Blut", oder: „Fortstoßend Einen nach dem Andern, schaudernd vor ihm sich wie vor'm Stück vergeb'ner Arbeit" (= Schnapstrinker), oder: „Ihr wackern Ritter allzumal vom Heißsporn, dem Schild der Bomben und Granaten, rollt die großen Feuer... vorliegt ein Damm gewürfelter Granit ... Wie einst der alte Donnerer sich wiegend (?) auf (?) Adlersflaum (?)".

Doch genug dieses Unsinns und Bombastes, wie er auf jeder Seite zu finden ist. Bombast, gegen den Hofmannswaldau'sche Poesie wirklich eine liebliche Erscheinung ist. Das Alles wie gesagt erkennt der Kriticus an, und wie müßte nicht Jeder der gesunden Verstand und keine vorgeschriebene Gesinnung hat?

Aber Das macht ihm keine Sorgen. Die Unklarheit oder der Unsinn entspringt nach ihm aus überströmendem Ideenreichthum: er findet darin Kraft und Tiefe; er findet in den Schlachtgemälden Naturtreue, Reichthum, Abwechselung; er findet sie eines historischen Commentars würdig und liefert denselben selbst lang und breit dazu, kurz er hält „Waterloo" für ein poetisches Ereigniß, dem Aehnliches die deutsche Dichtkunst seit Jahrzehnden nicht aufzuweisen habe. Er findet das Gedicht so vortrefflich daß er der Ansicht ist, Scherenberg würde nichts gleich Ausgezeichnetes wieder geben können, und ihm räth auf seinen Lorbern auszuruhen. In diesen Wunsch stimmt gewiß auch die Kritik ein der ihr Maßstab noch nicht polizeilich vorgeschrieben ist. 5.

Octave Feuillet und Ponsard.

In den „Scènes et Proverbes" von Octave Feuillet offenbart sich eine literarische Natur, die glücklicherweise den herrschenden Ansteckungen, dem Gekünstelten und Gemachten noch

entgangen ist. Octave Feuillet ist vermöge der Anmuth seines Geistes und seines hervorragenden Talents einer der jungen französischen Schriftsteller welche die Aufmerksamkeit ihres Publicums mit vollem Recht fesseln. Einige seiner „Scènes" sind in der „Revue des deux mondes" erschienen und werden jetzt wieder abgedruckt; auch hat sich Feuillet in einem Roman „Bellah" versucht. Die dem Talente Feuillet's am meisten entsprechende Form ist jedoch das „Proverbe", jene Zusammenstellung halb romanhafter, halb dramatischer Scenen, die leicht zu einem poetischen Zweige werden. „La clé d'or", „La crise", „Le pour et le contre" sind lebendige, gut erfundene, zarte Skizzen. Der Vorwurf für alle diese Kleinigkeiten ist sehr einfach: eine Situation, eine Empfindung, eine Nuance des Charakters oder der Leidenschaft, eine jener Launen des Herzens, die wenn sie wahr sind die Theilnahme anregen, machen zumeist den Grundzug dieser kleinen Dramen aus; an den leichten Einschlag knüpfen sich jedoch tausend Beobachtungszüge voll Poesie oder geistreicher Ironie in einem eleganten, lebendigen, angemessenen Stile an.

Eine der bemerkenswerthen Seiten dieser „Scènes", die als Originalität bezeichnet werden kann, ist die, daß der Verfasser durchaus kein Interesse sucht, wo es Andere bei derartigen Schilderungen suchen würden; der Esprit herrscht bei ihm nicht ausschließlich, sondern verbindet sich mit moralischen Tendenzen. Ohne unnütze Pruderie und ohne Besorgniß vor mislichen Situationen unternimmt es der Verfasser z. B. zu zeigen daß auch eine rechtmäßige Ehefrau an Schönheit, Geist und Reiz den Sieg über eine Maitresse davontragen könne, wie im „Le pour et le contre"; oder er verschwendet die ganze Anmuth seiner Muse, um die Gefahren darzustellen denen die Frauen in gewissen unbewachten Stunden leicht zur Beute werden, wie in dem „La crise"; oder er nimmt der Erniedrigung und der Ausschweifung jede Poesie, um sie der moralischen Regeneration eines jungen Mannes zu verleihen, der durch das Zusammenleben mit seiner jungen Frau gebessert wird, wie im „La clé d'or". Bei der Verwirrung und den Verirrungen der französischen Romane und Dramen muß man diesem geistreichen Fortschritt alle Anerkennung zutheilwerden lassen.

Man kann dem Publicum im Grunde nicht den Vorwurf machen daß es dem Rufe und dem Anziehenden einer gesunden Literatur immer widerstehe, möge sich dieselbe unter einer leichten oder einer ernstern Form bewegen. Im Gegentheil genügt häufig ein treffendes und richtiges Gemälde der Wahrheit um dasselbe von den größten Geschmacksverirrungen wieder abzubringen. Ein Beweis hierfür ist das literarische Glück welches Ponsard gemacht hat, der gegenwärtig sein „Théâtre" erscheinen läßt. Es wäre interessant zu studiren, wie es kam daß der vor wenig Jahren so glänzend erschienene Name des Verfassers der „Lucrèce" so wenig nachhaltenden Erfolg gehabt hat. Nichts fehlte ihm doch dazu, das Publicum nicht und noch weniger die dichterische Begabung. „Lucrèce" konnte im Augenblicke ihres Erscheinens dem Zeitgeschmack einen tiefgehenden Umschwung geben; Ponsard ist jedoch keine jener poetischen Naturen die geschaffen sind um einen glänzenden Umschwung in Empfindungen und Gedanken durch sich hervorzubringen und die regsame Seele einer literarischen Bewegung zu werden. Zwischen dem Publicum und dem Dichter fand nur eine Art zufälliger und gemachter Begegnung statt. Man kann jetzt das wirkliche Gewicht des Verfassers der „Lucrèce" nach den dramatischen Werken ermessen die er in einem Bande vereinigt herausgibt. In ihrem Ganzen zeugen dieselben trotz ihrer Verdienste und ihrer Wichtigkeit von einem Rückschritt oder vielmehr: Ponsard ist immer derselbe geblieben, weil er von Natur in seinem Talente gemäßigt ist und weniger danach strebt sich zu vervollkommnen als nur sich nicht zu sehr zu schwächen. Nicht er hat sich deshalb geändert, wol aber das Publicum, welches in ihm den Träger einer gesunden und fruchttragenden moralischen und literarischen Reaction begrüßt hatte. Hieraus ist unwillkürlich der Eindruck eines Rückschritts entstanden; während das Talent Ponsard's in der That doch nie aufhörte dasselbe zu sein. Eins setzt dabei in Erstaunen: Dies ist der Titel „Théâtre complet", den Ponsard drei Tragödien und einem Lustspiele gegeben hat das er einer reizenden Horazischen Ode nachbildete. Es ist Dies ein Zeichen der Zeit; der Hauch der Poesie ist kurz und vorübergehend, die Begeisterung läßt schnell nach und noch schneller entsteht das Bedürfniß nach Abschluß einer Thätigkeit und einem nachhaltigen Erfolge. 16.

Cervantes und sein „Don Quixote".

I.

Nicht alle Zeitgenossen und Landsleute des Cervantes nahmen den „Don Quixote" beifällig auf. Vicente Espinel, geboren 1545, gestorben 1634, sagt in seinen „Relaciones de la vida del Escudero Marcos de Obregon": „Es sind einige Bücher von höchstverdienten Gelehrten erschienen, die so mit Belehrung erdrücken daß sie dem Geiste keinen Spielraum sich zu erheitern übriglassen; andere sind wieder so sehr von ihren eingebildeten Ergötzlichkeiten hingerissen daß sie Nichts als Spaß und lustige Geschichtchen vortragen, die sich, wenn man sie gelesen, wiederholt, geprüft und gesichtet hat, als so eitel und nichtig zeigen daß sie dem Leser keine Art von Nutzen und ihren Verfassern nur geringen Ruhm übrig lassen." So Tieck, „Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obregon", I, 2; Tieck bezieht S. 250, Anmerkung 6, diese Worte Espinel's auf „Don Quixote" des Cervantes. Und allerdings sagt Cervantes in der Reise zum Parnaß:

> Este, aunque tiene parte de Zoilo,
> Es el grande Espinel, que en la guitarra
> Tiene la prima, y en el raro estilo.

(Dieser, wiewol er Etwas vom Zoilus an sich hat, ist der große Espinel, der auf der Zither und in der trefflichen Schreibart das Höchste leistet.) Vergl. Aribau's „Biblioteca", I, 592. Aber er läßt in der „Adjunta al Parnaso" den Apollo sagen: „Al famoso Vicente Espinel dará vuestra merced mis encomiendas, como á uno de los mas antiguos y verdaderos amigos que yo tengo." (Dem berühmten Vicente Espinel wird Euer Gnaden meine Empfehlungen ausrichten als einem meiner ältesten und treuesten Freunde.) Don Buenaventura Carlos Aribau, Herausgeber der seit 1846 in Madrid erscheinenden, auf mehr als 40 Bände berechneten „Biblioteca de autores españoles", nennt unter den Tadlern des „Don Quixote" S. 25 des ersten Bandes dieser Bibliothek, welcher die Werke des Cervantes, doch ohne die Schauspiele enthält, den Vicente Espinel nicht. Seine Worte sind: „Del entusiasmo público no participaron algunos escritores, ya por los celos del oficio, ya por la creencia de hallarse comprendidos y señalados en las censuras literarias vertidas incidentalmente y como de paso en el „Don Quixote", ya en fin por efecto de estas malas tentaciones á que nos hallamos propensos sin poderlo remediar los que nos dedicamos á este ejercicio. Entre tales murmuradores deben contarse don Luis de Góngora, introductor del culteranismo, que empezaba entonces á inficionar nuestra literatura, el doctor Cristóbal Suarez de Figueroa, traductor del Guarini, autor de la „Plaza universal de ciencias", hombre escéntrico, como ahora diríamos, en la sociedad don de vivia, y el escritor petulante que algun tiempo despues, segun veremos, se disfrazó bajo el pseudónimo de Alonso Fernandez de Avellaneda. Era este conocidamente uno de los ciegos admiradores del gran Lope de Vega, al cual iban sin duda dirigidas las discretas observaciones del canónigo de Toledo, en el capitulo XLVIII de la primera parte de „Don Quixote". Del mismo Lope hay indicios de resentimiento, que algunos se empeñan en negar, mas per mucho que nos lastime el ver á dos hombres tan eminentes descender de su altura para con-

fundir se en el campo de las vulgares miserias, es fuerza confesar que hay en ello algo de verdad; y que si no hubo rompimiento, hubo desvío. ¿En qué punto debieron encontrarse los dos caminando por distintos senderos acia la cumbre de la gloria? Es verdad que quisieron recíprocamente invadir el patrimonio que la naturaleza les habia señalado. Quiso Cervantes escribir comedias, y cayó en un punto mas abajo de la medianía; quiso Lope escribir novelas, y apestó. En la vida de este ultimo entraremos en mas pormenores sobre esta curiosa rivalidad." (An der allgemeinen Begeisterung betheiligten sich einige Schriftsteller nicht, theils aus Kunstneid, theils infolge ihres Glaubens, sich in den tadelnden literarischen Urtheilen, die gelegentlich und wie im Vorbeigehen im „Don Quixote" ausgestreut sind, mit inbegriffen und bezeichnet zu finden, theils endlich vermöge jener schlimmen Versuchungen, denen wir, die wir uns mit Ausübung solcher Beschäftigung befassen, uns, ohne Dem abhelfen zu können, zugethan finden. Unter diese Tadler müssen Don Luis de Gongora gerechnet werden, der Einführer des Culteranismus, des hochgebildeten Stils, der damals unser Schriftenthum anzustecken begann; der Dr. Christoph Suarez de Figueroa, Uebersetzer des Guarini, Verfassers des „Allgemeinen Platzes der Wissenschaften" *), ein in der Gesellschaft, in der er lebte, excentrischer Mensch, wie wir jetzt sprechen würden; und der freche Mensch welcher etwas später, wie wir sehen werden, sich unter den erdichteten Namen Alonso Fernandez de Avellanada versteckte. Dieser war bekanntlich einer von den blinden Bewunderern des großen Lope de Vega, auf den ohne Zweifel die verständigen Zweifel des Kanonikus von Toledo, Cap. 48 des ersten Theils des „Don Quixote", gingen. Von Lope selbst sind Anzeichen seiner Gereiztheit vorhanden, die zu leugnen sich Einige die Mühe geben, aber so leid es uns auch thut, zwei so außerordentliche Männer von ihrer Höhe herabsteigen zu sehen um sich auf den Felde der gemeinen Erbärmlichkeiten zu erniedrigen, so sehr thut es noth zu bekennen daß etwas Wahres daran ist, und daß, wenn kein Bruch, doch Abneigung vorhanden war. In welchem Punkte sollten sich die beiden Männer die auf getrennten Pfaden zum Gipfel des Ruhmes wallten, begegnen? Wahr ist daß sie wechselseitig dem Erbtheile, das die Natur ihnen angewiesen hatte, Gewalt anthun wollten. Cervantes wollte Komödien schreiben und sank in einem Punkte mehr unter die Mittelmäßigkeit herab; Lope wollte Novellen schreiben und fiel durch. Im Leben dieses Letztern werden wir auf die einzelnen Umstände dieser sonderbaren Nebenbuhlerei genauer eingehen.)

Zu diesen Tadlern des weltberühmten Buchs muß aber auch noch Baltasar Gracian, gestorben 1652 oder 1653 **), hinzugefügt werden, der in seiner herrlichen Allegorie „El Criticon", das Buch der Urtheile, sich deutlich und scharf genug gegen den „Don Quixote" ausspricht. Die betreffende Stelle steht im ersten Urtheile (crisi I), S. 135 des zweiten Theils antwerpener Ausgabe der Werke Gracian's vom Jahre 1669. Die Erdenpilger Critilo und Andrenio, Vater und Sohn, langen vom Argus geführt auf ihrer Lebenswanderung bei dem allgemeinen Zollhause der Lebensalter an, wo die Reisenden untersucht und die Waaren, die sie in das Mannesalter überführen wollen, ihnen je nach der Beschaffenheit des Mitgebrachten genommen oder gelassen werden. Da heißt es denn: „Inzwischen langten die Wächter mit einem großen Trupp Reisender an, die sie als vom Wege Abgekommene zusammengebracht hatten. Man befahl daß sie auf der Stelle durch die Aufmerksamkeit und die Vorsicht untersucht würden, und daß man Ihnen Alles was sie mit sich führten durchforsche. Sie trafen bei dem Ersten ich weiß nicht welche Bücher und einige davon sehr tief in den Busen geborgen ... Der welcher sehr beschämt dastand war Einer bei dem sie ein Buch mit Rittergeschichten fanden. Alter Plunder aus irgend einer Barbierstube! sagte die Aufmerksamkeit. Sie hunzten ihm dasselbe tüchtig herunter und nöthigten ihn es den Escuderos und Apothekern, die Verfasser solcher Albernheiten aber gedruckten Narren anheimzugeben. Einige wendeten ein, man möge ihnen zum Zeitvertreibe gestatten die Werke einiger andern Schriftsteller zu lesen welche gegen diese ersten geschrieben und über deren chimärische Arbeit sich lustig gemacht hätten. Aber die Klugheit antwortete ihnen: Auf keine Weise, denn das hieße aus dem Kothe in den Dreck gerathen, und es wäre damit gewesen als wollte man eine Thorheit mit einer andern größern aus der Welt schaffen. Anstatt eines so großen unnützen Buchs (Gott verzeihe es dem Erfinder der Buchdruckerkunst!), Abfalls von Krämerbuden und Beschäftigung Ungebildeter, gab man ihnen einige Senecas, Plutarche, Epiktete und andere in die Hände, welche das Nützliche mit dem Angenehmen zu verschwistern verstanden." In der Urschrift lautet die Stelle: „El que quedó mui corrido fué uno, á quien le hallaron un libro de caballerias. ¡Trasto viejo, dijo *la Atencion*, de alguna barberia! Afearonsele mucho, y le constriñeron lo restituyese á los escuderos, y boticarios, mas los autores de semejantes disparates á locos estampados. Replicaron algunos, que para pasar el tiempo se les diese facultad de leer las obras de algunos otros autores que habian escrito contra estos primeros, burlandose de su quimérico trabajo, y respondióles *la Cordura*, que de ningun modo, porque era dar del lodo en el cieno, y habia sido querer sacar del mundo una necedad con otra mayor. En lugar de tanto libro inutil (¡Dios se lo perdone al inventor de la estampa!), ripio de tiendas, y ocupacion de legos, les entregaron algunos Senecas, Plutarcos, Epictetos, y otros que supieron hermanar la utilidad con la dulzura." Freilich scheint Gracian ein Verehrer Gongora's gewesen zu sein, den er hoch rühmt: „el Benjamin de Cordova don Luis de Góngora es hasta hoi ultima corona de su patria." Und wäre Das auch nicht (denn Gracian war ein Schalk, und ich weiß nicht ob die Stelle im vierten Urtheile des zweiten Theils des Criticons sich auf Gongora bezieht: „oyeron una mui gustosa zampoña, mas por tener *Cancer* la Musa que la tocaba, á cada concento se le equivocaban las vozes"), so ist doch so viel sicher daß Gracian den sogenannten estilo culto pflegte, weshalb er schon bei seinen Lebzeiten manchen Tadel erfuhr, wie man aus Lastanosa's Vorwort zum „Discreto" ersieht: „A dos generos de lectores he oido quejarse de estas obras: á unos de las cosas, y otros del estilo: aquellos por sobra de estimacion, y estos por desearla. Objetan los primeros, y aun se lastimaba la Fénix de nuestro siglo, para toda una eternidad, la Excelentisima Señora Condesa de Aranda, en fé de sus seis immortales plumas, de que materias tan sublimes, dignas de solos heroes, se vulgarizen con la estampa, y que cualquier plebeyo, por precio de un real, haya de malograr lo que no le tiene. Oponen los segundos, que este modo de escribir puntual, en este estilo conciso, echa á perder la lengua castellana, destruyendo su claridad, que ellos llaman pureza. O como solemnizara este vulgar cargo, si lo oyera, el critico Barclayo, y aun lo añadiera á su Satiricon, donde apasionadamente condena á barbaridad la española llaneza en sus escritores." (Zwei Arten von Lesern habe ich über diese Werke klagen hören, die einen über die Sachen

*) He, dijo, que muchos de estos Italianos, debajo de rumbosos titulos, no meten realidad, ni sustancia; los mas pecan de flojos, no tienen pimienta en lo que escriben, ni han hecho otro muchos de ellos, que echar á perder buenos titulos, como el autor de la „Plaza universal". Gracian, el Criticon (III, 8. cris.)

**) So Bouterwek. Doch gab Gracian's Freund Don Vincencio Juan de Lastanosa schon vor 1647 zu Huesca dessen „Discreto", aber noch immer unter Lorenzo Gracian's Namen in Druck. Dieser Lastanosa, der Vater Don Hermenegildo Lastanosa's, gab ein treffliches Buch über alte spanische Münzen heraus; vergl. „Ortografia de la lengua castellana compuesta por la Real academia" (Madrid 1792), S. 14. Gracian scheint den Lastanosa überlebt zu haben.

und die andern über den Stil; jene aus Uebermaß der Hochschätzung und diese aus Verlangen danach. Die ersten wenden ein, und selbst der Phönix *) unsers Jahrhunderts, auf eine ganze Ewigkeit, die Frau Gräfin von Aranda Excellenz beklagte kraft ihrer sechs unsterblichen Federn daß so erhabene, nur der Helden würdige Gegenstände durch den Druck gemein gemacht werden, und daß jeder gemeine Mann für einen Real umbringen kann was ihm nicht zusteht. Die andern entgegnen daß diese Weise des genauen Schreibens in diesem gedrängten Stile darauf hinausläuft die castilische Sprache zu verderben, indem sie ihre Klarheit, welche diese eben Reinheit nennen, zerstört. O wie würde der Kritiker Barclai, wenn er es hörte, diese Alltagsbeschuldigung rühmen und Das auch seinem „Satyricon" beifügen, worin er die spanische Einfachheit ihrer Schriftsteller zur Barbarei verdammt.) Aus eben diesem Grunde fragt Don Vicente Salvá in der Einleitung zu seiner im Jahre 1846 in siebenter Auflage zu Paris erschienenen „Gramática de la lengua castellana segun ahora se habla" (S. 15) mit Recht und ganz in Gracian's Geiste: „No olvidemos que hai unos límites prefijados á nuestro entendimiento, como los tiene la lijereza de los ciervos y la fuerza de los leones. Quizá por este motivo la tal cual perfeccion de las cosas humanas procede tan de cerca á su decadencia. El estado de barbarie en que yacen Grecia y Africa, depósitos un tiempo del saber, y el atraso en que Hernan Cortés encontró á los mejicanos, olvidados enteramente de las artes que habian cultivado sus mayores, prueban que tal es por desgracia la alternativa en que están constituidas todas las cosas de este globo. Puede ser que el admirable descubrimiento de la imprenta lo estorbe; pero sin ella ¿qué obstáculo se le ofrece al hombre pensador, para que los cultos europeos reemplazen dentro de mil años á los beduinos y á los hotentotes? Sin salir de la materia que me ocupa en este libro, ni de nuestra casa, ¿ no anunciaba el siglo de los Avilas, de los Mendozas, los Granadas y los Cervantes, que pronto los seguirian Góngora, Quevedo, Paravicino, Gracian, Polo de Medina y la demas comparsa de culteranos?" (Vergessen wir nicht daß es gewisse unserer Erkenntniß gesteckte Grenzen gibt, wie dieselben auch die Schnelligkeit der Hirsche und die Stärke der Löwen hat. Vielleicht aus diesem Grunde geht die Vollkommenheit der menschlichen Dinge, wie sie nun so ist, ihrem Verkommen so nahe voraus. Der Zustand der Verwilderung in welchem Griechenland und Afrika, eine zeitlang Aufbewahrungsstätten des Wissens, darniederliegen, und der Verfall in welchem Hernan Cortes die Mexicaner antraf, welche die Künste die ihre Vorfahren gepflegt gänzlich vergessen hatten, beweisen daß unglücklicherweise dieses das Entweder-Oder ist auf welches alle Dinge dieses Erdenrunds gestellt sind. Es kann sein daß die bewundernswerthe Erfindung der Buchdruckerkunst Das hindert, aber welches Hinderniß bietet ohne sie dem denkenden Menschen sich dar daß die gebildeten Europäer in tausend Jahren die Beduinen und die Hottentotten ablösen? Ohne aus dem Gegenstande der mich in diesem Buche beschäftigt, oder aus unserm heimischen Kreise herauszutreten, kündigte nicht das Jahrhundert der Avila, der Mendoza, der Granada und der Cervantes an, daß ihnen rasch Gongora, Quevedo, Paravicino, Gracian, Polo de Medina und das übrige Statistengeleit von Culteranern folgen würde?) Auch mag es sein daß obiges Urtheil Gracian's über Cervantes, den er an Einfachheit des Stils beiweitem nicht erreicht und nicht erreichen will, und über den „Don Quixote" gleich manchem andern seiner Urtheile über Schriftstellerwerth nicht ganz genau zum Ziele trifft. Aber sein allgemein bekannter, vielfach übersetzter Hof- und Weltmann, „El Discreto", seine „Agudeza y arte de ingenio", sein „Oraculo manual", sein

*) Eine prächtige Stelle über den Mißbrauch, den die Spanier in ihren Schriften mit dem Phönix trieben, steht ihn Guevara's „Diablo cojuelo", tranco X.

„Héroe", von welchem Philipp IV. von Spanien sagte, da er ihn gelesen: „Es mui donoso este brinquiño, aseguroos que contiene cosas grandes", zeugen von großem Gedankenreichthum; vorallem ist sein unter uns wie verschollenes Buch der Urtheile, „El Criticon" (eine Uebersetzung desselben habe ich jüngst für den Druck vollendet), nach dem Urtheile der wenigen Kenner die schönste Allegorie die je geschrieben worden ist.

2.

Wie dem Tadel einzelner Schriftsteller unter den Zeitgenossen und Landsleuten, so entging Cervantes auch der Vorsorge und dem scharfen wachenden Auge der Inquisition nicht, wenngleich es nur eine einzige Stelle ist die ausgemärzt werden mußte. Don Aribau spricht sich in seiner „Vida de Cervantes" („Biblioteca", I, 32) folgendermaßen darüber aus: „En los ultimos meses de 1615 salió por fin á luz el complemento de la grande obra que todas las naciones nos envidian. Fué acogida con aplauso por el público, y derramóse por todas partes. Solo la inquisicion, á pesar del exámen sufrido, quiso revisar la obra; y la minuciosa severidad con que verificó el espurgo puede conocerse por la inocencia de la única frase que tuvo el gusto de tildar. Reprendiendo la duquesa á Sancho Panza en el capitulo XXXVI, por la demasiada blandura con que llevaba el importante negocio de los azotes para el desencanto de Dulcinea, le dijo en hora menguada *): *„y advierta Sancho que las obras de caridad que se hacen tibia y flojamente no tienen mérito, ni valen nada"*; proposicion que en buena teología puede no ser rigurosamente exacta, pero que lejos de ser mal sonante, mas bien parece una paráfrasis de aquella enérgica espresion del sagrado testo: *„Tepidus es? Vomam te"*, y en una obra de este género bien puede permitirse alguna ponderacion. Pero entonces la tibieza solamente era un delito cuando se trataba de delatar, de perseguir, de hacer mal; cuando se trataba de hacer bien, toda indolencia era escusable. Los que habian perseguido á fray Luis de Leon, à Benito Arias Montano, al padre Juan de Mariana, debian cebarse en Cervantes en aquello poco á que se pudieron asir, pues no era justo que se librase de la suerte comun á los hombres mas eminentes en letras y en piedad. De esta curiosa noticia no hemos encontrado rastro alguno en los autores que han escrito sobre Cervantes, y la hubiéramos ignorado nosotros, si nuestro eruditísimo amigo don Luis de Usoz y Rio no hubiese llamado sobre ella nuestra atencion, con presencia del índice espurgatorio publicado en 1619, y de la edicion de 1615. Ateniéndonos en la nuestra á tan indeclinable autoridad, hemos restituido el testo á su pureza original, seguros de que nadie se escandalizará, y menos despues de esta advertencia." (In den letzten Monaten des Jahres 1615 erschien endlich die Ergänzung des großen Werks, um das alle Nationen uns beneiden. Sie wurde vom Publicum mit Beifall aufgenommen und überallhin verbreitet. Nur die Inquisition wollte ungeachtet der erlittenen Beurtheilung das Werk nochmals prüfen, und die bis ins Kleinste gehende Strenge, mit der sie die Läuterung durchführte, läßt sich aus der Unschuld der einzigen Stelle erkennen, welche die Lust am Streichen hatte. Indem die Herzogin Capitel 36 den Sancho Panza um der allzu großen Weichlichkeit willen tadelt, mit welcher er das wichtige Geschäft der Geißelhiebe zur Entzauberung Dulcinea's betrieb, sagte sie zu ihm in unglücklicher Stunde: „Und möge Sancho bedenken daß die Liebeswerke welche lau und träge verrichtet werden weder verdienstlich sind noch Etwas helfen"; ein Satz der in der guten Theologie nicht streng genau sein mag, der aber, weit entfernt von übler Bedeutung zu sein, vielmehr eine Umschreibung jenes Kraftworts der Heiligen Schrift ist: „Du bist lau? Ich

*) Anspielung auf die fragliche Stelle selbst, wo die Herzogin zu Sancho sagt: „Sea en buen hora." „Biblioteca" I, 421.

werde dich ausspeien" (Offenb. Joh. 3, 16); und in einem Werke dieses Gattung ist wol eine Erwägung erlaubt. Damals aber war die Lauheit nur dann ein Verbrechen, wenn es sich darum handelte anzuklagen, zu verfolgen, Uebles zu thun; wenn es sich darum handelte Gutes zu thun, war jede Gleichgültigkeit entschuldigt. Diejenigen welche den Frai Luis de Leon *), den Benedict Arias Montano, den Pater Juan de Mariana verfolgt hatten, mußten bei Cervantes mit dem Wenigen vorliebnehmen, an das sie sich anhalten konnten, da es unrecht gewesen wäre daß er von dem Schicksale hätte frei bleiben sollen welches die an Wissenschaft und Frömmigkeit hervorragendsten Männer miteinander gemein hatten. Von dieser merkwürdigen Nachricht haben wir nicht die geringste Spur bei den Schriftstellern getroffen welche über Cervantes geschrieben haben, und wir selbst würden sie auch nicht gewußt haben, wenn nicht unser gelehrter Freund Don Luis de Usoz und Rio unsere Aufmerksamkeit durch Vorlegung des im Jahre 1619 veröffentlichten Reinigungsverzeichnisses von Büchern und der Ausgabe vom Jahre 1615 auf sie gelenkt hätte. Wir haben uns in unserer Ausgabe an so unabweisbare Bürgschaft gehalten und den Text in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt, in der sichern Erwartung daß Niemand, zumal nach obiger Erinnerung, daran Anstoß nehmen wird.)

Dazu habe ich Folgendes hinzuzufügen. Die bei Huberto Antonio im Jahre 1616 zu Brüssel erschienene Ausgabe hat, und Dies ist vielleicht das Merkwürdigste, diese nach Aribau's Angabe überall fehlende Stelle, und zwar lautet sie dort so (II, S. 343): „... y no se ha de dar tan barata la libertad de una tan gran señora como lo es Dulcinea por tan

*) Die Gedichte des Maestro Frai Luis de Leon, geb. 1527, gest. 1591, erschienen erst 1629. Unter ihnen befindet sich außer einer Cancion auf den Tod des Don Carlos, auch folgende Grabschrift auf diesen Prinzen:

Aqui yacen de Carlos los despojos
La parte principal volvióse al cielo.
Con ella fué el valor, quedóle al suelo
Miedo en el corazon, llanto en los ojos.

(Hier ist die Ruhestätt' von Karl's Gebeinen
Sein bess'res Theil ging heim zum Himmelsfrieden.
Der Muth ging mit ihm und es blieb hienieden
Die Furcht im Herzen, in den Augen Weinen.)

„Poesías del maestro Frai *Luis de Leon*", Bd. X der Obras (Madrid 1790), S. 74. Die „Cancion á la muerte del Principe don Carlos" lautet:

Quien viere el suntuoso
Túmulo al alto cielo levantado,
De luto rodeado,
De lumbres mil copioso,
Si se para á mirar quién es el muerto,
Será desde hoi bien cierto,
Que no podrá en el mundo bastar nada
Para estorbar la fiera muerte airada,

Ni edad, ni gentileza,
Ni sangre Real antigua y generosa,
Ni de la mas gloriosa
Corona la belleza,
Ni fuerta corazon, ni muestras claras
De altas virtudes raras,
Ni tan gran padre, ni tan grande abuelo,
Que llenan con su fama tierra y cielo.

¿Quién ha de estar seguro,
Pues la Fénix que sola tuvo el mundo,
Y otro Carlos segundo
Nos lleva el hado duro?
Y, vimos sin color tu blanca cara
A su España tan cara
Como la tierna rosa delicada
Que fué sin tiempo y sin sazon cortada.

Ilustre y alto mozo,
Á quien el cielo dió tan corta vida
Que apénas fué sentida,
Fuiste breve gozo,
Y ahora luengo llanto de tu España,
De Flandes y Alemaña,
Italia, y de aquel mundo nuevo y rico,
Con quién cualquier Império es corto y chico.

No temas que la muerte
Vaya de tus despojos vitoriosa,
Antes irá medrosa
De tu espíritu fuerte,
Las inditas hazañas que hicieras,
Los triunfos que tuviéras,
Y vió que á no perderte se perdia,
Y asi el mismo temor le dió osadia.

(Wer diese Leichenbühne
Sich prunkvoll sieht zum hohen Himmel strecken,
Die Trauerflore decken,
Erhellt von tausendfacher Kerzen Sühne,
Und hintritt, wer der Todte sei, zu sehen:
So viel wird fest ihm stehen,
Daß Nichts vermag, nicht einer Welt Gewalten,
Den Zorn des wilden Todes aufzuhalten,

Kein Alter, keine Anmuth;
Ruhmreichster Krone Glanz kann da nicht wehren,
Nicht — o wie reich an Ehren
Und uralt, — Königsvollblut,
Kein wack'res Herz, nicht, daß ihm Tugend eigen,
Viel helle, hohe Zeichen,
Nicht, ob auch Erd' und Himmel füllt des Vaters
Gebietergröße und des Aeltervaters.

Wer mag sich sicher glauben?
Die Phönix, einzig in der Welt, der weiten,
Sah'n wir und Karl den Zweiten
Uns durch das Schicksal rauben.
Dein Antlitz, seinem Spanien so theuer,
Entfärbt und ohne Feuer,
Sah'n wir den zarten, weichen Rosen gleichen,
Die vor der Zeit man abschnitt von den Zweigen.

So jung des Todes Beute!
Wir merkten's kaum, so kurz hat dir dein Leben
Der Himmelsherr gegeben.
Du warst nur kurze Freude.
Nun bist du langes Weinen für dein Spanien,
Für Flandern und Germanien,
Italien und die neue Welt, die reiche,
Mit der kein Reich auf Erden sich vergleiche!

Getrost! Sieglos, in Schmerzen
Muß über dein Gebein der Tod hinschreiten.
Es wird ihn Furcht geleiten
Vor deinem starken Herzen,
Vor deinen künft'gen Siegen, künft'gen Thaten.
Dir, sah er, mußt' er schaden,
Wollt' er nicht selbst davon Verderben tragen.
So gab die Furcht ihm Muth zu kühnem Wagen.

Eine an Kurfürst August nach Dresden gesendete Zeitung aus Madrid vom 26. Juli 1568 berichtet: Don Carlos' Tod sei zu Madrid in der Nacht vom 23. zum 24. Juli, Sonnabends, um 1 Uhr nach Mitternacht erfolgt. Bekannt ist daß man in dem Verse Ovid's („Metam.", I, 148): „Filius ante diem patrios inquirit in annos", der die Zahl 1568 enthält, eine Anspielung auf Don Carlos gesucht hat.

pequeño *) precio, y advierta Sancho que las obras de caridad etc." Dagegen fehlt die Stelle auf S. 325 der zu Antwerpen im Jahre 1697 erschienenen Ausgabe, und wie sich von selbst versteht auch in den spanischen Drucken, von denen ich nur die bei Sebastian Matevat im Jahre 1617 zu Barcelona gedruckte (S. 179) und die madrider zierliche Ausgabe vom Jahre 1798 (V, 202) verglichen habe. Soltau und Tieck haben ihre Uebersetzungen nach spanischen Drucken gearbeitet, also konnten sie von dieser Auslassung keine Kunde gewinnen. Soltau hat blos (V, 219): „und die Freiheit einer so hohen Person als Dulcinea muß nicht so wohlfeil verkauft werden." Tieck aber (IV, 34): „die Freiheit einer so großen Dame, wie es Dulcinea ist, kann nicht auf so leichte und wohlfeile Art gewonnen werden." Beide nicht eben glücklich!

Noch macht Aribau S. 33 seiner „Vida de Cervantes" auf einen für den Todestag Shakspeare's nicht zu übersehenden Umstand aufmerksam. Er gibt den Sterbetag des Cervantes auf den 23. April 1616, also einen Sonnabend, an und fährt dann fort: „En tal dia del mismo año, observa el doctor Bowle, falleció el célebre dramático Guillermo Shakespeare, honra y prez de la nacion británica. Esta coincidencia es solo aparente. El dia 23 de abril en el calendario inglés de aquellos tiempos correspondia al 12 del propio mes en el nuestro: necias prevenciones religiosas habian retardado allí la adopcion de la reforma gregoriana." (An diesem Tage desselben Jahres, bemerkt der Dr. Bowle, verschied der berühmte Dramatiker Wilhelm Shakspeare, die Ehre und der Ruhm der britischen Nation. Dieses Zusammentreffen ist nur scheinbar. Der 23. April in dem englischen Kalender jener Zeiten entsprach dem 12. desselben Monats in unserm Kalender: religiöse, thörichte Vorurtheile hatten dort die Annahme der Gregorianischen Kalenderverbesserung verzögert.) Allerdings nahmen der größte Theil Italiens, Spanien und Portugal den Gregorianischen Kalender den 4. October 1582 an, sodaß sie statt des 5. Octobers gleich den 15. zählten; England aber erst 1752 seit dem 3. September. Demnach wäre Shakspeare eines Dienstags verstorben.

J. K. Seidemann.

*) Die übrigen von mir verglichenen Ausgaben, auch die Aribau's, haben sämmtlich: por tan poco precio. Mir scheint pequeño die vorzüglichere Lesart wegen der tres mil y trecientos azotes menos cinco.

Macht der Einbildungskraft.

Ein Edelmann vom Hofe Ludwig's XIV. bildete sich ein ein Hund zu sein und wollte seinen Kopf aus allen Fenstern strecken um Vorübergehende anzubellen. Die Bellkrankheit bei den Feldmeetings der Methodisten Nordamerikas schilderte man über allen Glauben seltsam. Rollin und Hecquet haben einer Krankheit erwähnt, von welcher die Bewohner eines ausgedehnten Klosters bei Paris plötzlich jeden Tag zu der nämlichen Stunde befallen wurden, indem sie sich in Katzen verwandelt wähnten, sodaß das Kloster auf einige Stunden von Miauen wiederklang. Von allen fürchterlichen Formen aber, welche diese Hallucinationen annahmen, war keine so entsetzlich als die der Lykanthropie, welche sich in einer gewissen Periode über ganz Europa verbreitete: die Unglücklichen, die sich für Wölfe hielten, rannten verstohlen durch die Wälder, stießen grauenhaftes Geheul aus, entführten Lämmer aus den Heerden und benagten todte Leiber in ihren Gräbern.

So auffallend war die Wirkung der detaillirten Cholera-listen in Zeitungen vom Jahre 1849, daß man es für unumgänglich nöthig erachtete die öffentlichen Mittheilungen über diesen Gegenstand zu beschränken. Kürzlich bei einem Meeting in Edinburg sprach Professor Dick seine Meinung dahin aus daß es keine Wuth gäbe bei den geringern Thieren. „Was unter dem Namen Hydrophobia vorkam, war einfach Gehirnentzündung, und die Krankheit bei menschlichen Wesen entstand aus übererregter Phantasie durch den Volkswahn von den Folgen, welche der Biß rasender Thiere erzeugt." Nachstehender Paragraph aus den „Curiosities of medicine" scheint diese nun ziemlich verbreitete Annahme zu rechtfertigen: „Verschiedene Personen waren durch einen wüthenden Hund in der Faubourg St.-Antoine gebissen worden und drei derselben in unserm Hospiz gestorben. Ein Gerücht jedoch überwog, daß wir eine Mixtur besäßen, welche nachdrücklich dem unheilvollen Ende vorbeugte; und nicht weniger als sechs Individuen, welche Bisse davongetragen hatten, erhielten einen Trank von gefärbtem Wasser, und nicht ein Beispiel von Wuth kam vor."

Vielleicht gibt es nichts Merkwürdigeres in dieser Gattung als die Curen welche der Hauptrichter Holt unbewußt vollzog. Er mochte in jugendlichem Uebermuthe mit seinen Gefährten in einer Dorfschenke eingekehrt sein; sie befanden sich jedoch ohne Mittel die Zeche zu zahlen und wußten nicht was in solcher Noth beginnen. Aber Holt gewahrte daß des Wirths Tochter sehr übel aussah, und erfuhr, als er nach der Ursache forschte, daß sie am kalten Fieber leide, worauf er, indem er sich für einen Mediciner ausgab, versicherte er habe ein unfehlbares Mittel gegen diese Krankheit. Er sammelte dann eine Anzahl Kräuter, mischte sie unter verschiedenen Ceremonien durcheinander und hüllte sie in ein Pergament auf welches er mehre kabbalistische Buchstaben kritzelte. Als Alles vollbracht war, hing er das Amulet um den Hals des jungen Mädchens, und — seltsam genug — das kalte Fieber wich und kehrte niemals zurück. Der für die Heilung seiner Tochter dankbare Wirth weigerte sich nicht nur irgend eine Zahlung von den jungen Burschen anzunehmen, sondern drang in sie so lange zu verweilen als es ihnen gefiele. Viele Jahre nachher, als Holt sich bei der Gerichtsbank befand, brachte man ein der Hexerei verklagtes Weib vor ihn: man beschuldigte sie, das kalte Fieber durch Zauberei zu heilen. Sie brachte zu ihrer Vertheidigung Nichts vor als daß sie einen Ball besäße, welcher ein untrügliches Heilmittel gegen dies Leiden sei. Das Zauberding wurde vorgezeigt und dem Richter eingehändigt, welcher genau den von ihm in seiner Knabenzeit verfertigten Ball wiedererkannte, den Zeugen eines Jugendschwanks, durch welchen der jetzt so ernste Richter sich den Charakter eines prakticirenden Arztes angemaßt hatte.

Einst war Pascal auf einer Brücke ohne Geländer umgeworfen worden und seine Phantasie blieb nachmals von dieser Gefahr für immer so aufgereizt, daß er sich stets am Rande einer steilen Tiefe wähnte, eines gähnenden Abgrunds, der ihn beständig zu verschlingen drohe. Diese Täuschung hatte sich seines Gemüths so bemeistert daß die Freunde, welche sich mit ihm zu unterhalten kamen, die Stühle, auf welchen sie saßen, zwischen ihn und die vermeintliche Gefahr stellen mußten. 31.

Notizen.

Luther und Zwingli in Marburg.

In einer wol schwerlich über die Grenzen der Schweiz hinaus verbreiteten Denkschrift, welche von dem Pfarrer Salomon Heß in Zürich aus Archiven und Familienschriften verfaßt den Titel führt: „Anna Reinhard, Gattin und Witwe von Ulrich Zwingli, Reformator", auch in zweiter Auflage erschien, ist S. 212, wo von dem zwischen Luther und Zwingli zu Marburg 1529 gehaltenen Religionsgespräch die Rede ist, Folgendes zu lesen: „Die Provinzialismen Zwingli's machten Luther oft stutzen, ja unwillig, bis er sich ihre Bedeutung erklären ließ. Zwingli sagte unter Anderm ganz unbefangen auf gut Zürcherisch: «Die Stelle im Johannes (Cap. 6, welche über das Genießen des Leibes Jesu Erläuterung gibt) lass' ich nicht so ring (leicht) fahren. Sie dient mir gar zu gut. Ihr werdet mir, Herr Doctor, wol noch anders singen müssen.» Luther fuhr ihn an: «Was ist das jetzt? Das ist mir ein

gehässiger Ausdruck!» Zwingli erwiderte: «Aber, Herr, sprechet, hat nicht Christus in den angeführten Worten nur den Unwissenden Bericht geben wollen?» Luther: «Potz Herr! Ihr wollet's überpoltern; die Stelle gehört nicht hierher.» Zwingli: «Freilich dient sie in den Kram, wie nicht bald eine. Kurz, Herr, diese Stelle bricht Euch den Hals.» Luther (gar heftig): «Rühmt Euch nicht also. Ihr seid in Hessen und nicht in der Schweiz. Die Hälse brechen nicht also!» Mit Mehren beklagte er sich bitter über den gehässigen Ausdruck. Zwingli: «Was das Recht belangt, so ist das unsere so gut in Ordnung als das in Hessen. Wir haben auch gut Gericht und Recht, und bricht man Niemand den Hals wider Recht in der Schweiz. Ich hätte freilich daran denken sollen daß Ihr kein Schweizer seid und unsrer Landessprache nicht kundig, deren wir auch gegen Fremde gewöhnt sind und sie in Druckschriften brauchen. Bei uns weiß jeder Schulknabe was Das sagen will. Wir bedienen uns nämlich des Ausdrucks, wenn wir recht auschaulich sagen wollen: Lass' es jetzt nur gelten! Du hast eine verlorene Sache; du wirst mit all deinem Gerede Nichts schaffen, sondern unterliegen. Da sagen wir denn: Diese Stelle bricht dir den Hals! Und das ist just der Fall mit Euch, Herr Doctor, sie bricht ihn auch Euch!» Luther wiederäferte (sic) immer, wiederholte und beschwerte sich so lange, bis ihn der Landgraf selbst ermahnte es nun einmal gelten zu lassen; Jeder habe denn doch so seinen eigenen Landesgebrauch, die Sachsen so gut als die Schweizer, und die Schweizer haben doch den ihrigen nicht zu Hause lassen können." Bekannt ist übrigens daß der Zweck der Zusammenkunft beider Reformatoren, eine brüderliche Ausgleichung über die Lehre vom Abendmahl, nicht erreicht wurde. 35.

Ein katholischer Priester über den „Wandsbecker Boten".

In dem vielfach ansprechenden und anregenden zweiten Bande des „Lebens von Friedrich Perthes" wird unter Anderm auch bei Gelegenheit des Besuchs, den Perthes im Jahre 1816 in Wien machte, von einem jungen katholischen Priester erzählt, den Ersterer dort kennen lernte. „Auch ich bin", sagte derselbe zu Perthes, „wie fast alle meine Standesgenossen, von der seit Joseph II. Oestreich verheerenden Aufklärerei ergriffen gewesen, aber mein irre gewordener Geist hat den Weg zur Wahrheit und Gnade durch Claudius' Schriften wiedergefunden; wie steht dieser Mann so wunderbar groß da! Je heftiger in ganz Deutschland unter Katholiken wie unter Protestanten Sturm gelaufen ward gegen alle geoffenbarte Religion, um so inniger hatte er sich an Jesum Christum angeschlossen, und als alle sogenannten Philosophen Deutschlands wahnsinnig, verrückt geworden waren, blieb er unerschüttert und erkannte den blendenden Zauber seiner Zeit im Momente der höchsten Blendungskraft als Das was er war, das heißt als ein blendendes Nichts. Seine Weisheit freilich war zu wenig von dieser Welt um den Kindern dieser Welt zugänglich zu sein. Die Zeitgenossen verstanden die hohe Einfalt nicht und schätzten sie gering, «sie spannen Luftgespinnste und suchten viele Künste und kamen weiter von dem Ziele.» Ich werde dankbar dafür bleiben, so lange ich lebe, daß mir die Weisheit des einfältigen «Boten aus Wandsbeck» in ihrer Höhe und Tiefe erkennbar wurde." Gewiß! eine ehrendere Anerkennung als diese aus dem Munde und aus der Ueberzeugung jenes katholischen Geistlichen ist dem wackern Claudius aus Wandsbeck nicht leicht zutheilgeworden. 8.

Das Herz du Guesclin's.

Wenn es in Frankreich eine Stadt gibt, in welcher sich Eindrücke und Ueberlieferungen des Mittelalters erhalten haben, so ist es zweifelsohne Dinan in der Bretagne. Du Guesclin ward in der Nachbarschaft geboren auf dem Schlosse la Motte-Broons, und das ganze Land ist voll von seinem Andenken: nicht eine Stelle der Umgegend welche nicht die Erinnerung an eine seiner Schlachten oder guten Thaten trüge! Im Jahre 1373 nahm er die Stadt selbst den Engländern wieder ab; der Marktplatz ist die Wahlstätte, wo er, Sieger über Thomas von Canterbury, der ihn herausgefodert hatte, diesem das Leben schenkte. Der Held begehrte auf seinem Sterbebette, daß sein Herz an dem Orte ruhe den er so sehr geliebt. Da die Dominikanerkapelle, welche dies Vermächtniß empfangen hatte, eine andere Bestimmung erhielt, ward der ehrwürdige Staub auf Napoleon's Geheiß am 9. Juli 1810 in die St.-Salvatorskirche gebracht, sammt der alten Inschrift:

Cy Gist le cueur de
Messire Bertran de Guesclin
En son Vivat Conestable ed
France qui Trepassa Le XIII
Jour de Juillet L'An Mil III
IIII^{XX} Dont Son Corps Repos
Avecques ceulx Des Roys
A la Met. Denys de France.

Am 6. August 1793 warf der Pöbel von Paris auf den Anger was noch von den Gebeinen des Mannes übrigblieb, der seine Güter verkaufte um sein Heer zu bezahlen, den die Schwachen und Armen nie vergebens anriefen und die Engländer — so melden die alten von Mézeray wiederholten Chroniken — nur durch die Schießscharten ihrer Mauern anzuschauen wagten. Der wackere Connétable „**n'estoit plaisant ni de visaige, ni de corsaige, ayant le visaige moult brun et le nez camus, et avec ce estoit rude de taille de corps, rude aussi en maintieng et en paroles, et se laissoit avec peine doctriner**". 12.

Bibliographie.

Die Sonne bewegt sich! Folgerungen aus dieser Lehre in Bezug auf Fixsterne und Planeten v. C. R. Berlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Spaur, Gräfin Therese v., Papst Pius' IX. Fahrt nach Gaeta. Schaffhausen, Hurter. 8. 9 Ngr.

Der Verfassungseid der Preußischen Civil-Beamten. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Arnim-Blumberg, Graf, In der Welt aber nicht mit der Welt. Geschrieben mit Bezug auf Berliner Verhältnisse im Januar 1852. Berlin, W. Schultze. 8. 2½ Ngr.

Ebrard, A., Wo ist Babel? Sendschreiben an Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Eintritt von Gesammtösterreich in den deutschen Bund und die britisch-französischen Proteste. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 9 Ngr.

Die Gleichberechtigung der Landbewohner, Israeliten und vormaligen Beisassen in der freien Stadt Frankfurt a. M. aus dem bestehenden Rechte nachgewiesen. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Harkort, F., Die Landwehr und das Budget von 1852. Berlin, Klemann. Gr. 8. 5 Ngr

Preußen als Militairstaat. Ueberblick seiner Heeres-Verfassung und Nothwendigkeit der Vermehrung des Offizier-Corps, sowie des Unteroffizier-Standes, Verbesserung der Gehalts-Competenzen, sowie des Avancements auf Grund des den hohen Kammern vorgelegten Budgets von XXXX. Berlin, Nauck. Gr. 8. 10 Ngr.

Walter, F., Ueber die Revision unserer Verfassungsurkunde. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № X.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. IX.)

28. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Erste Section (A—G). Herausgegeben von **J. G. Gruber**. Erster bis dreiundfunfzigster Theil. Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **A. G. Hoffmann**. Erster bis achtundzwanzigster Theil. Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von **M. H. E. Meier**. Erster bis fünfundzwanzigster Theil. 4. 1818—51. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr., in der Prachtausgabe 15 Thlr.

Hiervon sind 1851 neu erschienen:

Erste Section. Zweiundfunfzigster und dreiundfunfzigster Theil. (G—Garet.)

Zweite Section. Achtundzwanzigster Theil. (Jüdische Münze — Jungermannia.)

Die erste Section, bisher von J. G. Gruber herausgegeben, wird nach dessen Tode von M. H. E. Meier, Herausgeber der dritten Section, fortgeführt werden.

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine grössere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

29. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften.** Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser**. Erste bis fünfte Abtheilung. 12. Geh. 19 Thlr. 6 Ngr.

Jede Abtheilung dieser Encyklopädie ist einzeln unter besonderm Titel zu erhalten:

- I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von **L. Rochmann.** 1844. 3 Thlr.
- II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von **L. Posner.** Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
  Der erste Band umfaßt die acuten Krankheiten (2 Thlr.), der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).
- III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von **A. Moser.** 1845. 2 Thlr.
- IV. **Geschichte der Medicin.** Von **E. Morwitz.** Zwei Bände. 1848—49. 3 Thlr. 18 Ngr.
- V. **Handbuch der physiologischen und pathologischen Chemie**, nach den neuesten Quellen bearbeitet von **A. Moser** und **J. C. Strahl.** 1851. 3 Thlr. 18 Ngr.

30. **Die Fabrikation des Eisens.** Von **Flachat, Barrault** und **J. Petiet.** Atlas (in Folio) mit erläuterndem Texte (in 4.). Aus dem Französischen. Drei Lieferungen. 96 Tafeln und Karten. 1847—51. 27 Thlr.

31. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste und zweite Folge. Mit 38 Stahlstichen. 4. Jede Folge geheftet 5 Thlr., gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr. Gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

32. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Erstes bis fünfundsiebzigstes Heft, oder erster Band bis siebenten Bandes erstes bis drittes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis sechste Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

33. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. 8. Geh.

Erster Band: **Wirbelthiere**, besteht aus folgenden drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:

- I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847—48. 1 Thlr. 18 Ngr.
- II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
- III. **Die Fische der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dritter Band: **Mollusken.** Erste Abtheilung: **Cephalopoden.** Erste Hälfte. 1851. 2 Thlr.

Der zweite Band wird die **Gliederthiere** behandeln und erst nach Beendigung des dritten Bandes erscheinen.

34. **Graff (G.), Anthologie zum Declamiren.** Erster Theil. Für die reifere Jugend, zunächst für die obere Bildungsstufe höherer Lehranstalten. 8. Geh. 27 Ngr.

35. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Neun Bände. 8. Geh. 1850—51. 11 Thlr.

Eine zweite unveränderte Ausgabe zu demselben Preise ist Anfang 1852 erschienen.

Von dem Verfasser erschien ferner bei mir:

Dramatische Werke. Erster Band bis siebenter Band. 8. 1845—52. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

In besonderer Ausgabe erschienen und sind einzeln zu beziehen: Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Der dreizehnte November. Dramatisches Sittengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr. — Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Vermischte Schriften. Vier Bände. 8. 1842—50. 5 Thlr. 26 Ngr.

Neue Novellen. 1. — A. u. d. T.: **Imagina Unruh.** 12. 1849. 24 Ngr.

Durch mich ist zu beziehen:

Karl Gutzkow's Portrait. Gestochen von Wegener. 4. 6 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschienen soeben das

achtundzwanzigste und neunundzwanzigste Heft,

Bogen 19—30 des vierten Bandes.

Collimation — Crivelli.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im März 1852. **F. A. Brockhaus.**

Anzeige der Vereinsbuchhandlung in Berlin.

Bei uns ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe in Briefen und Gesprächen.

Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Goethe's über Welt und Menschen, Wissenschaft, Literatur und Kunst. Supplement zu den Werken des Dichters. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Aus den Briefen und Gesprächen Goethe's, welche jetzt zu einer Bibliothek von einigen 40 Bänden herangewachsen sind, stellt dieses Buch die herrlichsten Geistesperlen zu einem Bande zusammen und ordnet sie übersichtlich nach den betrachteten Gegenständen. Das Publicum findet in diesem Buche nur solche Aussprüche Goethe's, die es in seinen Werken nicht besitzt.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hellmann (Johann),

Betrachtungen über das wahre Verdienst des Einzelmenschen und der Völker. In drei Abtheilungen. 8. Geh. 1 Thlr.

Bei **Louis Garcke** in **Zeitz** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte von August Thieme.

Herausgegeben von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Zwei Theile. 8. Geh. 1849 und 1850. 1 Thlr. 20 Sgr.

Ein Blick in beide Theile wird genügen, um in ihnen alsbald eine Erscheinung zu finden, welche sicher zu den geistvollsten der deutschen Literatur gerechnet werden muß. Dasselbe ist auch bereits von mehren Seiten her in der anerkennendsten Weise ausgesprochen worden, und machen wir Diejenigen, welche sich für des Dichters Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit tiefer interessiren, auf eine biographische Skizze in der „Allgemeinen Halleschen Literaturzeitung" vom Jahre 1849, Nr. 260 und 261, sowie auf eine andere kritische Anzeige in den „Blättern für literarische Unterhaltung" von Brockhaus, 1849, Nr. 305, aufmerksam, wo der Verfasser am Ende sagt: „Nur dies noch zum Abschied, daß ich selten ein so inniges Merken auf die verborgensten Manifestationen der Natur, die im Kleinsten ja am größten ist, gefunden habe, als eben hier. Der Dichter offenbart uns in klarer Anspruchslosigkeit eben dies Etwas, was unsern neuern Lyrikern fast allen, von Heinrich Heine an, gemangelt hat und mangeln wird, so lange sie im starren Eigensinn des Ichs sich ablösen vom Universum des poetischen Seins." So viel zum Wink, da wir ein Mehres nicht nöthig zu haben glauben, wo eine Sache so sehr für sich selbst spricht wie diese.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig**:

Réglements consulaires

des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. Par ***le Baron Ferdinand de Cussy.*** In-8. Broché. 2 Thlr. 8 Ngr.

Publications de la même librairie:

***Cussy (F. de)*, Dictionnaire ou manuel-lexique du diplomate et du consul.** In-12. 1846. 3 Thlr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron ***Ch. de Martens*** et le baron ***F. de Cussy.*** 5 vol. In-8. 1846—49. 14 Thlr.

***Mensch (F. A. de)*, Manuel pratique du consulat.** Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 11. —— 13. März 1852.

Inhalt.

Lukas Cranach.

Lukas Cranach des Aeltern Leben und Werke. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von Christian Schuchardt. Zwei Theile. Mit einer Monogrammentafel. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 4 Thlr.

Unter den Sternen die zu Anfang des 16. Jahrhunderts am deutschen Kunsthimmel glänzten, ist Lukas Cranach einer der ausgezeichnetsten und aus mehr als einem Grunde der Aufmerksamkeit werth. In dem damals noch so kunstarmen nordöstlichen Deutschland tritt er auf ein mal mit einer Eigenthümlichkeit auf, die nichts von Andern Erlerntes oder Angenommenes verräth, auch soll er nur die Elemente der Kunst seinem Vater, einem sonst ganz unbekannten Maler, zu verdanken haben. Während die Reformation einem Dürer und Holbein eher störend als fördernd in den Weg trat, erfuhr er das Gegentheil davon; er ist durch sie erst gehoben und berühmter geworden. Er hat in Sachsen eine fruchtbare Schule gestiftet, die, wenn sie sich auch zuletzt im Sande des Bücherholzschnitts verlor, doch unter der Aegide seines Namens lange nach seinem Tode fortdauerte und seinen originellen Typus so treu bewahrte, daß es für die Kunstkritik eine schwere Aufgabe geworden ist, den Meister von seinen Schülern und Nachfolgern zu unterscheiden. Der jüngste Bearbeiter seines Lebens und seiner Werke, der verstorbene Heller in Bamberg, ein mühsamer und fleißiger Sammler und Schriftsteller im Fach der Künstlerbiographie, des Kupferstich- und Holzschnittwesens, hat in seinem Buch (Bamberg 1821 und wieder aufgelegt 1844) zwar schon ein reiches Material über ihn zusammengebracht und eine brauchbare Vorarbeit hinterlassen, besaß aber doch zu wenig wissenschaftliche Bildung, Kritik und Geschmack und ließ zu viel zu ergänzen und zu berichtigen übrig, um einen zweiten Versuch der Art entbehrlich und weniger anlockend zu machen. Diesen hat unser Verfasser mit dankenswerthem Bemühen unternommen, und wenn er auch nicht überall das Rechte traf und seinen Gegenstand nicht erschöpfte, so hat er doch unsere Bekanntschaft mit demselben wesentlich befördert und weiter gebracht.

Cranach's Lebensumstände sind sehr einfach und ohne alles romantische Element. Daß er den Kurfürsten Friedrich den Weisen schon auf dessen Wallfahrt nach dem Gelobten Lande begleitet habe, wird, obgleich es Barthold noch in Raumer's neuestem „Historischen Taschenbuch" (3. Folge, 3. Jahrgang, S. 172) wiederholt, als unrichtig erwiesen. In einer kleinen fränkischen Stadt im Bambergischen geboren, wurde er erst 1504, als er 32 Jahr alt war, von jenem Fürsten als Hofmaler in seinen Dienst genommen. Er zog nun nach Wittenberg, damals einem Hauptsitz des sächsischen Kurhauses Ernestinischer Linie, welcher dem ebenso frommen als kunstliebenden Friedrich viel zu verdanken hatte. Hier wie zu Torgau befand sich ein kurfürstliches Schloß; hier hatte er 1502 die Universität gestiftet, bei der Luther und Melanchthon lehrten, und vorher die Stiftskirche Allerheiligen errichtet, welche mit vielen Altären, mit trefflichen Gemälden deutscher und fremder Meister und mit einem kostbaren Reliquienschatz prangte, dessen Beschreibung und Abbildung, diese von Cranach's Hand und, obgleich unser Verfasser Solches in Abrede stellt, eine seiner besten und echtesten Arbeiten, das seltene wittenberger Heiligthumsbuch von 1509 enthält. Wittenberg war die Mutter der Reformation und Friedrich ihr fürstlicher Hauptanhänger und Pfleger. Leipzig und Dresden gehörten dagegen den sächsischen Herzogen Albertinischer Linie und wurden unter Georg dem Bärtigen bis an seinen Tod bei der katholischen Kirche erhalten. Cranach machte sich bei den drei letzten aufeinanderfolgenden Ernestinischen Kurfürsten durch vielseitige Anstelligkeit und Brauchbarkeit, durch Dienstfertigkeit und Treue so beliebt daß er von ihnen viel-

fache Begünstigungen erhielt und zu einem wohlhabenden, angesehenen Manne ward. Der Kurfürst verlieh ihm, wenn auch nicht den Adel, doch die Siegelmäßigkeit oder das Recht ein Wappen zu führen, welchem sein früher schon gebrauchtes Zeichen, die geflügelte Schlange mit einem Ring im Munde, einverleibt wurde. Zwei mal erhob ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zum Bürgermeister der Stadt, der er früher schon als Rathmann und Kämmerer gedient hatte. Eine seiner Töchter war an den gothaischen Kanzler Christ. von Brück verheirathet und hatte eine nicht unbedeutende Mitgift erhalten, die es ihr zu retten gelang, als ihr Mann wegen Antheils an den Grumbach'schen Händeln 1567 hingerichtet wurde. Im Schmalkaldischen Kriege ließ Karl V. Cranach zu sich ins Lager vor Wittenberg rufen und erinnerte sich gnädig als Knabe von ihm in den Niederlanden gemalt worden zu sein, welches diesem den Muth gab, beim Kaiser für seinen gefangenen Fürsten eine Fürbitte einzulegen. Dieser, der sein Land und die Kurwürde verlor, ließ, um seine weitaussehende Haft in Innsbruck weniger langweilig zu machen, den alten Cranach 1550 dahin kommen und behielt ihn bis zu seiner wenige Jahre darauf erfolgten Befreiung bei sich. Bald nach der Zurückkunft starb Cranach 81 Jahre alt.

In unserm Buch ist der Lebenslauf Cranach's chronologisch mit seiner Laufbahn und Thätigkeit als Künstler verbunden, welche letztere vielleicht besser in einen besondern Abschnitt wäre zu bringen gewesen, indem sie in dieser Uebersicht für die Chronologie der im zweiten Bande beschriebenen Werke nicht ausreicht. Auch die beigebrachten Urkunden sind nicht in einem eigenen Anhang zusammengedruckt, sondern überall dem Text meist vollständig eingeschaltet. Außer den bekannten, wie Scheurl's Lobschrift von 1508 und Gunderam's Gedenkblatt von 1556, die hier in deutscher Uebersetzung wiederholt werden, ist aus den fleißig benutzten weimarischen Archiven viel Neues und nicht Unwichtiges hinzugekommen. Weniger erfreulich ist der Wiederabdruck der lateinischen Leichencarmina des Stigel und Richius. Die Lob-, Ehren- und Klaggedichte der damaligen Zeit, wenn sie auch von gekrönten Poeten herrühren, strotzen von hohler Phraseologie und rhetorischem Schwulst und lassen den Biographen unter diesem Unrath nur selten ein brauchbares Weizenkorn finden. Am jämmerlichsten kommt die Kunst dabei weg. Selbst bei Scheurl, dem Freunde Dürer's, der nächst diesem Cranach über alle Künstler erhebt, läuft Alles was er Ruhmwürdiges von ihm zu sagen weiß darauf hinaus, daß er Menschen und Vieh getäuscht und verleitet habe einen gemalten Gegenstand für den wirklichen zu halten. Sind die Verse bei aller Seichtigkeit in den Originalen doch noch wegen ihres leichten Flusses und als Nachahmungen classischer Latinität erträglich, so werden sie in den hier beigegebenen Uebersetzungen durch Versündigung gegen Sprache, Sinn und Versbau vollends widerwärtig gemacht. Das Interessanteste des neuen urkundlichen Stoffs sind die Rechnungsextracte und andere Papiere über die fürstlichen Bestellungen und die von Cranach abgelieferten Arbeiten, die, wenn sie auch wenig dazu beitragen, die Authenticität oder Chronologie der unter seinem Namen vorhandenen undatirten Bilder festzustellen, doch über sein gewerbliches Thun und Treiben viele Aufschlüsse geben. Wie schon im 15. Jahrhundert die Preuves zu Laborde's Ducs de Bourgogne zeigen, zu welchen verschiedenen, oft handwerksmäßigen Diensten sich selbst die bessern Maler an diesem Hofe bequemen mußten, so finden wir auch an dem sächsischen Dasselbe wieder. Cranach hatte hier bald seine Mitbewerber überflügelt; gewisse Gegenstände seiner Gemälde, wie Adam und Eva, die Lucretia, das Urtheil des Paris u. a. gefielen so daß er sie nicht oft genug wiederholen konnte; die Portraits seiner weltkundig gewordenen Freunde und Gönner wurden so allgemein gesucht und geschätzt daß er sie nicht blos dutzendweise fertigte, sondern einmal sogar 60 Paar Täfelein mit den Bildnissen der verstorbenen Kurfürsten Friedrich und Johann, wahrscheinlich zu Geschenken, auf einen Zug abliefert und dafür 109 Gulden 14 Groschen in Rechnung stellt. Daneben gab er sich dazu her jedes, selbst das unbedeutendste Bedürfniß, wozu die Anwendung des Griffels oder Pinsels nöthig war, zu befriedigen. Bald malte er Wappen, Stechdecken und Helmzeichen, Panniere und Rennfahnen bis auf das Anstreichen und Firnissen von Hellebarden herab zu Turnieren und Feldzügen, bald Kleidungen, Schlitten und Schützenkleinodien für Feste und Mummereien, oder Wildpret als fürstliche Jagdbeute. Bei dem Ausbau und der Ausschmückung der kurfürstlichen Schlösser in Wittenberg, Torgau, Lochau, Wolfersdorf und anderer Gebäude reist er auf längere Zeit dahin mit einer Schar von Gesellen und Knechten, und übernimmt nicht nur die Bekleidung der Wände und Decken mit gemalter Leinwand, sondern auch die Besorgung von allerlei Zierwerk und Vergoldung, ja selbst der gemeinen Anstreicherarbeit an Dächern, Mauern, Thüren und Fenstern. Ebenso fertigte er Patronen für die Teppichmacher und Vorzeichnungen für die Hofgarderobe zu Uniformen und Livréen; selbst Sacktücher stehen mit einem halben Gulden für das Stück in seinen Rechnungen, scheinen also damals, wenn nicht bemalt, doch vielleicht bedruckt worden zu sein. Dazu kam das Formschneiden und Briefmalen, welches er durch gute Arbeiter nach seinen Vorzeichnungen und unter seiner Aufsicht ausüben ließ. So hatte er in dem Feldzuge gegen Wolfenbüttel, welches 1542 erobert wurde, diese Stadt aufgenommen und mit ihrer Belagerung, wahrscheinlich als fliegendes Blatt, in Holz schneiden lassen, wovon er eine Anzahl Pergamentabdrücke mit den Worten „vor ausgestrichene vnd Illuminirte pergamenen Wulfenbeutel" in Rechnung bringt. Daneben trieb er nicht blos einen Buch- und Papierhandel, jenen jedoch ohne Buchdruckerei und Selbstverlag, sondern er besaß sogar eine Apotheke, auf die er 1520 ein Privilegium erhielt, welches ihn auch zum Ausschank süßen Weins, wenn der Rathskeller damit nicht versehen war, berechtigte. Bei

einem so fabrikmäßigen und vielseitigen Kunst- und Gewerbetrieb leuchtet ein daß er nicht Alles allein habe bestreiten und dennoch eine größere Anzahl von Gemälden als irgend ein anderer Künstler seiner Zeit habe hervorbringen können. Nichtsdestoweniger läßt ihn der Verfasser noch obenein die mühsame Arbeit, seine Zeichnungen in Holz zu schneiden, selbst verrichten, eine Meinung, die, seit Rumohr Dasselbe von Holbein behauptete, vielen Eingang gefunden hat, aber wenig Stich hält. Namentlich in Bezug auf Cranach mag eine Stelle hier Platz finden, die ihr eben nicht das Wort spricht. Sie steht in einem Briefe des Buchdruckers Hans Luft an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg in Preußen (abgedruckt in den „Beiträgen zur Kunde Preußens", 3. Band), worin er diesen bittet ihm sein Portrait und Wappen zu übersenden, und hinzusetzt: „so will ichs weiter dem Lucas Maler überantworten, und im angeben wie gros er sie soll auffs Holtz reissen und darnach auch lassen schneiden." Daraus geht deutlich genug hervor daß, wenn es darauf ankam eine gute Arbeit zu liefern, die Maler selbst ihre Zeichnung dem Formschneider auf der Holzplatte vorrissen, aber diesem das Schneiden überließen. Bei der damaligen hohen Blüte der Holzschneidekunst hatten die alten Meister ebenso wenig Anlaß das Schneidemesser selbst in die Hand zu nehmen als Cornelius oder Kaulbach in unsern Tagen. Die Fruchtbarkeit unsers Lukas will der Verfasser auch daraus erklären daß er, wie ein späterer Namensvetter, Luca Giordano, welcher deshalb den Beinamen Fapresto erhielt, ein Geschwindmaler gewesen sei, und wirklich ist er auf seinem Grabsteine sonderbarerweise nur als pictor celerrimus bezeichnet. Aber Andere halten Dies, gewiß mit größerm Recht, für eine Abkürzung von celeberrimus, und wenn ihn Scheurl in seiner Lobschrift den geistreichen, schnellen und vollendeten Maler nennt, so konnte er sich das Beiwort celer neben den übrigen wohl gefallen lassen, während der Superlativ allein auf seinem Grabsteine eben keine Empfehlung für den Nachruhm gewesen wäre. Seine Hauptstütze waren seine beiden Söhne Johannes und Lukas. Das einzige Document, welches über jenen einigen Aufschluß gibt, ist das oben schon erwähnte Stigel'sche Klaggedicht. Durch dasselbe wird außer Zweifel gesetzt daß auch er ein talentvoller Maler war, und daß er vielleicht um seiner Kunst einen höhern Aufschwung zu geben, als er in dem väterlichen Hause für möglich hielt, eine Reise nach Italien machte, auf der er jedoch 1536 in Bologna etwa im 30. Lebensjahre starb. Auf Alles was in diesem Gedicht sonst von ihm gesagt wird ist wenig zu geben; es reducirt sich darauf daß er wie der Vater geistliche und weltliche Gegenstände gemalt habe. Indessen muß er hiernach zwischen 1525 und 1535 ein thätiger Gehülfe desselben bei seinen Malerarbeiten gewesen sein. Von da ab trat der zweite Sohn Lukas, geboren 1515, an seine Stelle und führte die Werkstatt mit dem Vater gemeinschaftlich bis an dessen Tod, nachher aber über 30 Jahre lang allein. Als Maler und Zeichner hat er den Vater zwar nicht erreicht, ist ihm jedoch sehr nahe gekommen und, von ihm allein herangebildet, in seinen Werken ein getreuer, nur ein wenig modernerer Abdruck desselben. Außer der Hülfe, die er ihm als Maler leistete, scheinen hauptsächlich die Miniatur- und feinere Briefmalerei, sowie die Zeichnung für den Holzschnitt, die gerade zu seiner Zeit der Werkstatt viel Beschäftigung gaben, seine Sache gewesen zu sein. Den Holzschnitt und die gewöhnliche Briefmalerei oder das Coloriren der Holzschnitte ließ er durch Andere besorgen. Ueber diese Zweige seiner Thätigkeit geben, außer den angeführten „Beiträgen zur Kunde Preußens", Schumacher's „Briefe gelehrter Männer an die Könige von Dänemark" (Leipzig 1758) viele hier unbeachtet gebliebene Nachrichten. Ueberhaupt ist zu bedauern daß der Verfasser, obgleich er häufig von Cranach's Söhnen hat sprechen müssen, und obgleich er in einem eigenen Abschnitt von dessen Schülern handelt, doch auf den jüngern Lukas nicht näher eingegangen ist. Er vertröstet uns zwar auf ein besonderes Buch das er über diesen zu schreiben beabsichtigt, da aber Vater und Sohn so miteinander verwachsen sind daß sie gewissermaßen eine und dieselbe Person bilden, da dieser nach jenes Tode in ganz gleicher Richtung mit ihm fortgeht und die Cranach'sche Schule mit ihm ausstirbt, Beide sich aber gegenseitig ergänzen und aufklären, so wäre es besser gewesen sie nicht voneinander zu reißen und den alten Cranach mit seiner Schule von der Wurzel aus in ihrem ganzen Zusammenhange abzuhandeln, was mit Weglassung manches andern Ueberflüssigen ohne große Vermehrung der Bogenzahl sehr gut möglich war.

Die Reformation macht einen Hauptabschnitt in Cranach's Künstlerleben, was hier zu wenig hervorgehoben ist. Vor derselben, wo er mehr allein arbeitete, gibt er sich in seinen Holzschnitten wie in seinen Gemälden am eigenthümlichsten und echtesten zu erkennen. Von jenen fallen die meisten und besten, sowol die in Buchform, wie die Passion, das Martyrium der Apostel, das wittenberger Heiligthumsbuch, als die einzelnen Blätter in das erste Decennium des Jahrhunderts, gewiß nicht deshalb, weil er damals noch Zeit genug hatte selbst in Holz zu schneiden, sondern weil er wie fast alle gleichzeitigen Künstler den Vortheil benutzte, den ihm der Holzschnitt gab, sein Talent freier und vielseitiger anzudeuten, taggzulegen und schneller und allgemeiner bekanntzuwerden als es durch Gemälde geschehen konnte. Dieser sind dagegen nur wenige aus derselben Periode; ohngeachtet sie an Fleiß und sorgfältiger Ausführung den spätern vorzuziehen sind, würde sein Ruf durch sie ohne seine Holzschnitte schwerlich sogar nach Italien und Frankreich gedrungen sein. Neben den Gegenständen aus der Mythologie und Profanlegende, die ihm zusagten, hielt er sich in religiösen Vorstellungen am liebsten an den katholischen Kreis der Marien- und Heiligenbilder. Diese verschwinden aber bei ihm mit der Reformation und machen rein biblischen Platz. Der Abbruch, den die kirchliche Kunst durch Luther's Abschaffung der Heiligen-

betung erlitt, ist häufig ungebührlich hoch angeschlagen worden. Luther war kein Bilderfeind, sondern wußte den Werth derselben für Erinnerung und Lehre zu schätzen, er bekämpfte Carlstadt's bilderstürmenden Eifer in dem bald mit ihm ausbrechenden Streit aus allen Kräften. Er wollte sie weder in den Kirchen noch in den Büchern ausgerottet wissen, er wies nur die Künstler von dem Aberwitz der Legende auf die Bibel hin. Seine deutsche Uebersetzung derselben entbehrt selbst in den ersten unter seiner Leitung erschienenen wittenberger Ausgaben der bildlichen Ausstattung nicht. Aber die Bibel sollte kein Bilderbuch werden, deshalb ließ er eine fortlaufende Reihe von Vorstellungen nur in der Apokalypse zu, deren Visionen das Volk von jeher nicht ohne solche zu sehen gewohnt war. Obgleich die Holzschnitte zu derselben nicht von Cranach sind, so werden sie ihm doch gewöhnlich zugeschrieben. Deshalb hat sie auch der Verfasser mit aufgezählt, aber er geht zu weit, wenn er sie für zusammengestoppeltes Machwerk eines Stümpers erklärt. Sind sie auch nicht alle gleich sorgfältig gezeichnet und ausgeführt, so stehen doch die bessern nicht gar weit hinter andern Cranach's zurück; der Vorwurf Dürer's Apokalypse (die hier mit seiner Passion verwechselt wird) größtentheils copirt zu haben, reducirt sich auf so allgemeine Aehnlichkeiten, wie sie bei Darstellung derselben Gesichte von verschiedenen Künstlern unvermeidlich sind, und das große Monogramm HB (verkehrt gestellt) auf dem letzten Blatt, welches hier ganz übersehen worden, läßt nebst andern Aehnlichkeiten schließen daß diese Arbeiten von Hans Brosamer herrühren, der kein schlechter Künstler war und um dieselbe Zeit noch manches Andere für wittenberger Buchdrucker geliefert hat. In sein „Betbüchlein" dritter Einrichtung nahm Luther auch die gewöhnliche Reihe der Passionsbilder wieder auf und sagt dabei: „Ich habs für gut angesehen, das alte Passionalbüchlin zu dem Betbüchlin zu thun, allermeist vmb der Kinder und Einfältigen willen, welche durch Bildnis und gleichnis besser bewegt werden die göttlichen geschicht zu behalten, denn durch bloße Wort oder lere." Hielt sich nun Cranach in seinen religiösen Darstellungen hauptsächlich an solche die, wie Adam und Eva, die Christusbilder oder gewisse Scenen aus Christi Leben, für die protestantische Lehre besonders wichtig und erwecklich schienen, so ließ er es auch nicht an derselben entsprechenden eigenthümlichen Compositionen für Kirchen- und Altarbilder fehlen. Vielleicht hat ihn Melanchthon auf die Idee gebracht, den Gegensatz des Alten und Neuen Bundes und das ganze Erlösungswerk durch Vereinigung mehrer die Hauptmomente bezeichnender Figuren und Gruppen in ein zweitheiliges Gesammtbild zu bringen, wie er es mit mehr oder weniger Anhäufung solcher Gruppen in den Altargemälden zu Weimar und Schneeberg und in andern zu Gotha, Prag u. s. w. gethan hat und wie es sich sogar in den Holzschnitteinfassungen der Titel lutherischer Bibeln und anderer Reformationsschriften wiederholt. Melanchthon erwähnt in einem Briefe (S. 81), er habe zuweilen dem Cranach „praeformatas imagines" oder wie er sie auch nennt, „rudes picturas in bibliis" gegeben. Daß er dem Maler biblische Geschichten vorgezeichnet habe ist nicht anzunehmen, wol aber können es rohe Skizzen zur Anordnung solcher Cumulativbilder gewesen sein. Eine ähnliche Betheiligung anderer damaliger Gelehrten an dem Holzschnitt ihrer Zeit ist kürzlich auch von Sebastian Brant nachgewiesen worden. In welchem Umfange die Reformation dem Cranach Anlaß gab sein Talent als Portraitmaler in Anwendung zu bringen und auszubeuten, ist oben schon angedeutet worden. Die Reformation war es endlich welche Wittenberg eine lange Zeit hindurch zu einem der blühendsten Sitze der Buchdruckerei und des Buchhandels erhob und die zeichnende Kunst daselbst für den Holzschnitt und die Bücherillustration fast ausschließlich in Anspruch nahm. Die deutschen Bibeldrucke, die Reformationspolemik, der Ruf und die Menge von Luther's Schriften, verbunden mit seiner Uneigennützigkeit, die kein Honorar verlangte, machten diese Gewerbe einträglich. Hans Luft, dadurch zum vermögenden Manne geworden, feierte das erste Jubeljahr der Buchdruckerkunst und war mit dem jüngern Cranach zugleich Bürgermeister. Das Meiste brachten die Bibeldrucke ein. Viele fürstliche Besteller richteten an Cranach Aufträge zu Prachtexemplaren meist auf Pergament und ausgemalt; außer den dazu gehörigen Bildnissen und christlichen Vorstellungen verlangten sie noch andere Zugaben ähnlicher Art, die dann aus der Hand gemalt und nach Würden besonders bezahlt wurden, wovon unter andern das sogenannte Stammbuch Cranach's auf der königlichen Bibliothek in Berlin Beispiele enthält.

Die Kunsturtheile über Cranach sind sehr verschieden. Kugler hat ihn nicht unglücklich den Hans Sachs unter den Künstlern genannt. Beide kleiden die Poesie in Knittelverse, Beide sind durchaus Naturalisten, wahr und derb, in dem Leben ihrer Zeit so befangen daß jeglicher Stoff aus der Vergangenheit die Farbe desselben annimmt. Cranach ist nicht arm an Erfindung, aber er wiederholt sich gern, wenngleich nicht sklavisch, in gewissen Lieblingsgegenständen, er ist nicht ohne Humor, nicht ohne Gefühl für naive, obwol etwas unbehülfliche Grazie; aber Adel, höhern Ernst und bedeutungsvolle Tiefe haben wir bei ihm nicht zu suchen. Seine Zeichnung ist anfänglich alterthümlich kraus, verschnörkelt, schwerfällig, später wird sie abgeschliffener, freier; aber immer bleibt er deutsch und von allen Geschmacksveränderungen aus der Fremde die er noch erlebte unberührt. Obgleich die Charakteristik eines Künstlers das Resultat aus der Betrachtung seiner Werke ist, die jener vorangehen muß, so finden wir sie hier schon vor Anfang des ganzen Buchs in der Einleitung aufgestellt, doch nur in Hauptumrissen, zu deren Ergänzung wir auf den letzten Abschnitt des ersten Bandes verwiesen werden, in welchem der Verfasser die Urtheile der namhaftesten Kunstschriftsteller über Cranach aufeinanderfolgen läßt und mit polemischen Bemerkungen begleitet, die eine etwas lobrednerische Vorliebe für seinen Meister

durchblicken lassen. Daß die Meinungen, besonders über die Eigenschaften desselben als Maler, so sehr voneinander abweichen, schreibt er und wol nicht ganz mit Unrecht auch der Ursache zu daß manche Beurtheiler von seinen Bildern zu wenig und nicht immer die eigenhändigsten und unverdorbensten gesehen haben. Umsomehr hätte er das Herausfinden der letztern durch gehörige Sonderung und Classification der Arbeiten des Vaters, der Söhne, der Schule und der Nachahmer erleichtern sollen. Erst ganz zuletzt wird das Verzeichniß und die Beurtheilung der Cranach'schen Werke gegeben, welche den zweiten Band ganz einnimmt. Die Gemälde betragen ohne die Handzeichnungen an drittehalb hundert Nummern, und doch sind es nur die welche der Verfasser selbst gesehen hat. Außerdem sind aber noch viele andere bekannt, welche sowol der größern Vollständigkeit wegen als um andere Forscher darauf hinzulenken wenigstens nachrichtlich hätten angeführt werden sollen, zumal darunter noch manches schöne Bild, wie das in Glogau („Deutsches Kunstblatt", 1852, Nr. 1), befindlich sein mag. Die Anordnung der Gemälde nach alphabetischer Folge der Orte, wo sie sich befinden, ist die unersprießlichste von allen, denn sie wirft nicht blos Gegenstände und Alter, sondern Echtes und Unechtes, Wichtiges und Unwichtiges bunt durcheinander und verdiente höchstens in ein Register verwiesen zu werden. Dazu kommt noch daß bereits im ersten Bande, sowol in der Lebensbeschreibung wie in dem kritisch-polemischen Abschnitt, oft auf einzelne Bilder eingegangen und hierher Gehöriges vorweggenommen ist, was in dem zweiten Bande, um Wiederholungen zu vermeiden, Lücken hervorgebracht hat, die ein eigenes Register zu ihrer Ergänzung nöthig machten. An einem speciellen chronologischen Register der beschriebenen Werke, einem der nöthigsten, fehlt es ganz. Endlich müssen wir uns in Bezug auf den Gegenstand und die Auslegung der Vorstellungen gegen die einreißende Neuerung erklären, das Urtheil des Paris in Cranach'schen Bildern und Holzschnitten überall nicht auf jenen, sondern auf eine Sage von dem angelsächsischen Ritter Wilhelm von Albonack zu beziehen, der, um seine drei wegen ihrer Schönheit berühmten Töchter den Nachstellungen König Alfred's zu entziehen, sie ihm nackt vorführte und ihn mit dem Schwerte zwang eine derselben zur Gemahlin zu nehmen, während er die beiden andern dem Tode weihte. Heller, Rathgeber und von Quandt haben diese Sage zuerst bei uns eingeschmuggelt, aber Keiner sagt woher er sie genommen hat. Wahrscheinlich ist ihre Quelle in einem englischen Kupferstich nach West, der diese Sage gemalt hat, und in englischen Journalartikeln über sein Bild, die in der Erzählung voneinander abweichen oder misverstanden wurden, zu suchen. Bei Quandt ist es Alfred III. von Mercia, also einer der kleinen Könige aus der sächsischen Heptarchie, der ein arger Frauenverführer gewesen sein soll, während Heller und Rathgeber ihn zu Alfred dem Großen machen, dessen Sittenreinheit sie allein schon der Lüge straft. Es ist daher sehr natürlich daß der Letztere, wie er mit Verwunderung bemerkt, bei den Schriftstellern über Alfred den Großen Nichts von dieser Sage gefunden hat. Dagegen weiß jeder Kundige daß der Trojanische Krieg durch Konrad von Würzburg und Andere ganz im Geist der mittelalterlichen epischen Rittergedichte häufig bearbeitet und das Urtheil des Paris in solcher Umgestaltung ein Lieblingsgegenstand für die Kunst geworden ist, der bis ins 16. Jahrhundert häufiger als irgend ein anderer in Miniaturen und Schnitzwerken, wie in Gemälden, Kupferstichen und Holzschnitten vorkommt. Der idaische Schäfer ist zum trojanischen Ritter geworden und erscheint daher ebenso wie auch die jüdischen Helden und Heerführer des Alten Testaments in der Eisenrüstung eines Götz von Berlichingen. Gewöhnlich ist er von seinem Streitroß gestiegen und schläft in einer einsamen und felsigen Gegend. Mercur, gepanzert wie er oder sonst phantastisch angethan und durch seinen Caduceus und die Flügel an der Bekleidung des Kopfs und der Füße zuweilen ausdrücklich als Götterbote bezeichnet, weckt ihn und führt ihm die Göttinnen vor, und wenn diesen auch die sonst wol gewöhnlichen Attribute fehlen, so ist doch der Apfel selten vergessen. Nur bei Künstlern die schon den Einfluß des italienischen Geschmacks oder der sogenannten Renaissance verrathen, wie bei den Beham und bei Brosamer, sind Paris und Mercur nackt oder auf römische Weise leicht gerüstet. Es ist also nicht der mindeste Grund vorhanden daran zu zweifeln daß hier das Urtheil des Paris vorgestellt wird, eine Geschichte die damals in ihrem mittelalterlichen Gewande Allen bekannt und verständlich war, während die ganze deutsche Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts von der Albonacksage keine Spur enthält. Zum Ueberfluß nennt Cranach selbst in einem (I, 206) angeführten Rechnungsextract eins dieser Bilder „den paris auf tuch von olfarben".

J. D. F. Sotzmann.

Klaus Harms.

Klaus Harms' Lebensbeschreibung, verfasset von ihm selber. Nebst fünf Beilagen und dem Bildnisse des Verfassers. Erste und zweite Auflage. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Als vierundsiebzigjähriger, halb erblindeter und wegen seiner Erblindung von den öffentlichen Geschäften zurückgetretener Greis hat Klaus Harms in dem vorliegenden Buche noch seine eigene Lebensgeschichte zusammengefaßt und den Zeitgenossen zur Beurtheilung vorgelegt. Wir fügen nicht hinzu: mit einem besondern Zweck, als ob er die Veranlassung gehabt hätte sich selbst zu rechtfertigen über sein Leben, oder in seiner Biographie durch Zusammenfassung des Zerstreuten in einer geistigen Form mehr und mit größerer Klarheit Das zur Anschauung zu bringen was den Inhalt seiner Lebensthätigkeit ausmachte; diese und ähnliche Gründe fallen bei ihm fort. Er äußert sie weder noch fodert die Darstellung dazu auf sie in ihm vorauszusetzen. Im Gegentheil: der Leser fühlt sich so fern von allem Pragmatismus, aller

Teleologie, so ganz nur der einfachen Vertiefung in die Sache und der Entwickelung des Gegenstandes hingegeben daß der wesentliche Eindruck des Buchs der einer Selbsterinnerung ist, einer einfachen Erzählung des Geschehenen an einen Freundeskreis, der das Leben des Erzählers im Allgemeinen kennt und hier nur in näherm Zusammenhang und mit individueller Ausführung erfährt was er als wirklich Geschehenes weiß. Kritisch oder polemisch zu verfahren liegt außerhalb dieses ruhigen, insichgeschlossenen Selbstbewußtseins; das Leben und die Erzählung bleibt in der einfachen Uebereinstimmung mit sich selbst.

Der eben bezeichnete Charakter des Buchs charakterisirt auch von vornherein die ganze Persönlichkeit, er geht aus dieser hervor. Klaus Harms ist eine jener festen, alterthümlichen Gestalten wie sie in unserer Zeit immer seltener werden; deren ursprüngliche Naturkraft, wurzelnd in dem heimischen Boden und in den Grundsätzen der ererbten vaterländischen Sitte und Religiosität, sich selbst erhält und vertheidigt gegen alles ihr Fremde; nicht bewegt und erschüttert wird durch die geschichtlichen Gegensätze, sondern die alte Form der Weltansicht ihnen gegenüber mit Unerschütterlichkeit behauptet und als Princip ihres und alles Lebens festhält. Nirgend wird dieses Alte strenger bewahrt als in der Religion; nirgend innerhalb der christlichen Religion strenger als in der confessionnellen Gemeinschaft, deren Glaubenssätze Harms fast ein halbes Jahrhundert gepredigt hat. Er gehört der altlutherischen Kirche an. Im Kampfe für die altlutherischen Principien hat er sich seine Stellung erworben, diese gegen alle Foderungen der Zeit als die einfachen, ewigen Normen der Offenbarung festgehalten, sich selbst nach ihnen in all seinem Denken und Wirken gebildet. Es hieße das Wesen dieser Religionsform verkennen, wollte man aus ihr als solcher alles gegensätzliche Leben als verkannt ansehen; verkennen und vergessen die Gewalt der Kämpfe, in denen ihr Stifter, Luther, in denen alle wahrhaft religiösen Geister innerhalb ihrer um ihren Glauben gerungen haben. Aber das Princip des Conservatismus, der Stabilität ist ihr als einer geoffenbarten nothwendig und immanent; sie bewegt sich in einem geschlossenen Kreise, über den sie praktisch und theoretisch nicht hinaus darf. Derselbe Kreis umschließt ihre Bekenner. Auf diese Weise gelangen denn auch die von ihnen welche innerhalb dieses Kreises bleiben zur Ruhe in sich und mit dem Bestehenden, das sie nicht stört. Aus dem Kampfe mit den Mächten welche den Kreis zu durchbrechen streben, mögen sie sein welche sie wollen, kehrt der Gläubige ruhig zu seinem Mittelpunkt zurück und gibt die Lösung des Zwiespalts, um welche die Vernunft selbständig ringt, voll Vertrauen anheim der Vorsehung seines Gottes. Er bewahrt sich durch alle Wechselfälle des Lebens eine aus diesem Vertrauen quellende Heiterkeit. Seines Glücks ist er froh; seiner Erfolge freut er sich als göttlicher Gnade. So erinnert er sich seines ganzen Lebens als einer göttlichen Leitung und erzählt, wenn er davon redet, Nichts als die einfache Geschichte Dessen was ihm durch diese zutheilgeworden.

Bei Harms kommt noch ein anderes nationales oder besser gesagt locales Element hinzu, welches mit seiner Stabilität das religiöse trägt und durchdringt. Er ist ein Bauernsohn aus Süderdithmarschen, recht aus dem Kerne und Grunde des conservativen Niedersachsen; Geburt, Natur und Erziehung haben in ihm die Eigenschaften seines Stamms von frühauf energisch ausgebildet. Lange Zeit kam er nicht hinaus über die engen Grenzen seines Dorfs und die Haus- und Feldarbeiten eines Bauernsohns; seine Erziehung war vorwiegend religiös; seine Neigungen selbst führten ihn nicht in die Weite, über die Grenzen seines Vaterlandes, sondern zu früher ökonomischer Selbständigkeit, eigenem Besitz mit Haus, Hof und Aeckern. Ein starkes Heimatsgefühl fesselte ihn sein ganzes Leben hindurch an den heimischen Boden. Es ist als ob er hier nur wirken, nur hier seine Kraft entwickeln könnte. Auch an Dem, wie Alles hier ist, soll Nichts geändert werden. Die politische Stellung der Regierenden und Regierten soll dieselbe bleiben, nach Gottes Ordnung. Jeder soll die Rechte die ihm einmal zutheilgeworden sind bewahren, aber nicht mehr verlangen. Im Genusse so geordneter Zustände und in der conservativen Opposition gegen Alles was sie ändern will empfindet er das starke, nordische, dithmarsische Selbstgefühl des freien Mannes, das dem Ausdruck seiner religiösen Ueberzeugung die locale, volksthümliche Färbung gibt und gleichsam naturgemäß die Einheit vollendet zwischen der subjectiven Freiheit in der Welt und dem religiösen Gesetze welches Welt und Geist gleichmäßig regiert. Die nationale Eigenthümlichkeit verbindet sich mit den Foderungen seiner Religion.

Eine solche Erscheinung ist etwas Seltenes in unserer Zeit. Die alte Religion stellt sich noch ein mal in einer würdigen Gestalt auf, die man ihrer Ganzheit und Wahrheit wegen ehren kann. Wir sehen nicht jene jämmerliche Heuchelei, die um moralisch und ehrbar zu scheinen, einen Glauben bekennt der ihr fremd ist; jene Halbheit die selbständig sein will, ohne doch loszukönnen von den religiösen Stützen ihrer Schwäche; jene diplomatische Religiosität welche aus praktischen Gesichtspunkten hier und dort gläubig ist: sondern wir sehen Einheit des Glaubens und Lebens, innigste Durchdringung der heilig gehaltenen Ueberzeugung mit der als nothwendig erkannten praktischen Wirksamkeit. Aus diesem Grunde wird Niemand diese Lebensbeschreibung von Klaus Harms unbefriedigt aus der Hand legen. Er mag die in ihr verkörperten Principien nicht als die seinigen, als beschränkte erkennen; er mag in ihnen eine tiefere Erfassung des weltgeschichtlichen Entwickelungsgangs vermissen, aber ergriffen fühlen wird er sich von jener lebendigen Einheit des Lebens mit dem Wollen welche alle Einzelheiten beherrscht und durchdringt. Das Buch ist der Mensch. Es hat nur diese feste, abgerundete Form erhalten, weil der Inhalt selbst auf diese Weise im Schreibenden vorhanden war.

Wenn wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen näher auf die Biographie eingehen, so ist es, um den Entwickelungsgang dieses merkwürdigen Mannes, dessen Leben es beschreibt, auch in den einzelnen bedeutendsten Momenten seiner Geschichte kurz zu verfolgen und dieselben mit seinen eigenen Worten, soweit der Raum d. Bl. gestattet, kurz anzuführen. Kürze und concrete Lebendigkeit ist ein Hauptvorzug in Harms' Darstellung. Er sagt kein Wort zu viel. Die alterthümliche gedrungene Ausdrucksweise, das Ungesuchte, Ungekünstelte, Naive seiner Erzählung erinnert in der That, wie er es selbst bezeichnet, an eine Chronik in der sich der Verfasser frei gehen läßt, während der innere Zusammenhang von einem höhern Princip ausgeht.

Harms ist geboren 1778 zu Fehrstedt in Süderdithmarschen, wo sein Vater Müller war. Bis zu seinem sechsten Jahre, seiner „ersten Zeit", wie er es nennt (die ganze Biographie zerfällt in „zehn Zeiten"), wuchs er auf wie Bauernkinder aufwachsen, bald im älterlichen, bald im großälterlichen Hause, hingenommen von den einfachen Gegenständen des ländlichen Lebens, in seinem beschränkten Gesichtskreise, ohne daß eben an Erziehung gedacht wurde. Allein wie er gern bei der ehrlichen, biderben Abstammung seiner Vorfahren verweilt und genau von ihnen wie sie gewesen erzählt, so sind auch diese ersten ländlichen Bilder in seinem Gedächtnisse geblieben und er weiß sie sich mit der individuellsten Lebendigkeit zu vergegenwärtigen. Es ist seine Heimat Dithmarschen, der er sich gern und oft erinnert. Im Jahr 1784 zog sein Vater von Fehrstedt nach St.-Michaelisdonn. Dort gab es eine größere Schule als in Fehrstedt und bewegteres Leben. Zuerst schüchtern, dann mit Leib und Seele betheiligte er sich an allen wilden Spielen der Jugend. Im Hause seiner Aeltern herrschte ein frommes, religiöses Leben, ebenso und noch mehr im Hause seiner Großältern. Bei diesen Letztern brachte er die größte Zeit vom sechsten bis zehnten Jahre zu. Er erzählt (S. 9):

Hier gab es noch mehr Gebet und Lesung als im älterlichen. Da war das dithmarsische Landrecht, da war Scriver's „Paradiesgärtlein", da war eine dithmarsische Chronik und da war ein alter echter „Robinson Crusoe" und Gellert's „Fabeln"; in der Norderstube, der besten des Hauses, fanden sich an der Wand die fünf, sechs Reihebilder vom verlorenen Sohn, außer zwei, drei biblischen Darstellungen, die Rebekka mit dem Kruge am eisernen Ofen, sowie Bilder allerlei Art in den holländischen Fliesen mit welchen die Stubenwände besetzt waren. Nun, und dann auf dem Bauerhofe Pferde von allerlei Farbe, Gemüthsart und Namen; Kühe galten dem Knaben Nichts — mein bestimmteres Geschäft war Schafe hüten.

Sein Schulunterricht in der Dorfschule von St.-Michaelis, den er nun genoß, war durch und durch religiös. Fibel, Katechismus, Evangelienbuch, Neues Testament, die ganze Bibel, Gesangbuch und Hübner's „Biblische Historien", Das war die Stufenfolge (S. 18):

Von Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre war die Rede nicht; von deutscher Sprache ebenfalls nicht.

Außerdem arbeitete er mit in der Mühle, im Hause und auf dem Lande.

Nach einer kurzen Unterbrechung, wo er als Lehrling bei seinem Onkel, einem Kaufmann in Marne, war, geben ihn seine Aeltern auf Anregung des Schulmeisters zum Pastor, der ihn vom dreizehnten bis funfzehnten Jahre im Lateinischen unterrichtet und mit der theologischen Literatur einigermaßen bekanntmacht. Schon früher war der Gedanke Pastor zu werden in ihm aufgeblitzt; jetzt regte er sich von neuem. Aber seinem Vater fehlten die Mittel ihn studiren zu lassen; er selbst wollte doch eher selbständig sein als Einem der studirt möglich ist, und der Plan wurde so aufgegeben. Nach seiner Confirmation besorgte er als Mittelknecht die Geschäfte in seines Vaters Mühle, bis dieser starb (1796). Nun übernahm er als ältester Sohn die Mühle selbst. Eine neue Mühle indeß, die neben der seinen gebaut werden soll, veranlaßt ihn und seine Mutter dieselbe zu verkaufen. Da kehrt der Gedanke an sein Studium wieder zurück. Er hat aus dem Verkaufsertrage sein väterliches Erbtheil von 2100 Mark empfangen. „Ich fragte Gott und Menschen, ob man für 2100 Mark studiren könne" (S. 41). Als man ihm mit Nein antwortet, vermiethet er sich als Bauernknecht, fühlt sich bald unbefriedigt, hat auch den Gedanken Soldat zu werden; endlich aber entschließt er sich, dennoch zu studiren, geht auf das Gymnasium nach Meldorf, holt alles Versäumte durch Fleiß und Ausdauer nach und bezieht als Student der Theologie die Universität Kiel 1799.

Einer so vielfach hin- und herbewegten, aber nichtsdestoweniger in sich festen Stimmung entspricht, was Harms über die Motive daß er Theologie studirt habe mittheilt. Es sei kein „christlicher Trieb" gewesen der ihn dazu gedrängt (S. 54):

Das Predigtamt legte sich mir eben näher als andere Aemter; in dasselbige hatte ich mich, so zu sprechen, hineingelebt durch Hören und Sehen, daher wurde die Theologie gewählt, oder vielmehr gewählt gar nicht, ich ging ihr nur entgegen.

Was er vorher von religiösen Gedanken und Gesinnungen äußert, bezieht sich theils auf einzelne Erinnerungen aus seiner Kindheit, theils ist es in der einfach-frommen Weise eines an den Grundvorstellungen der Religion, wie sie ihm gelehrt worden, festhaltenden jugendlichen Gemüths, das bis zum entschiedenen Zweifel nicht kommt. Denn daß seine Frömmigkeit „Abbruch gelitten", daß eine rationalistische Schrift Kiesewetter's, wie er erzählt, ihn in Meldorf „eigentlich um allen Offenbarungsglauben gebracht habe", erscheint mehr als die lebendige Entwickelung dieses Glaubens selbst, wenn man die danebenstehenden Sätze liest: wie er um diese Zeit angefangen habe „alle Jahre am Neujahrsabend auf einem oder zwei Blättern sich selbst sich vorzustellen, nach meinem äußern und nach meinem innern Leben, treu, vor dem allwissenden Gott", und „außer den Gebeten für mich und allein weiß ich auch daß ich mit dem Sohne meines Wirths, der 15—16 Jahre alt und mein Bettgenosse war, mehrmalen laut gebetet habe, unter Vermahnung an ihn, ein rechtschaffenes, frommes Leben zu führen" (S. 51). Das ist kein rationalistisch Aufgeklärter,

das ist der künftige orthodoxe Prediger. Aber der Geist regte sich in ihm; er war nicht dazu gemacht sich in sich zu verschließen, und wurde seinerseits gedrängt das mannichfaltigste Wissen in sich aufzunehmen.

So hat er in Kiel fast ebenso sehr Philosophie als Theologie studirt. Unter seinen Collegien finden wir: Physik, Anatomie, Mathematik, Logik, Moralphilosophie, Geschichte der Philosophie, außerdem die theologischen. In Kiel herrschte damals der Rationalismus, und da die orthodoxen Professoren langweilig und ohne Geist waren, ging auch Harms, wie er erzählt, lieber zu jenen als zu diesen. Er wurde rationalistisch; ja, was für diese Periode sehr bezeichnend ist, ästhetisch, unter Schiller'schem Einfluß. „Ich steuerte", sagt er, „der Zeit stark auf die «Veredelung» zu und mir schwebte stark das Wort Jemandes vor: Der Mensch lerne edler begehren, damit es nicht nöthig sei erhaben zu wollen." In dieser Richtung predigt er eine zeitlang als Student von seinem zweiten Semester an. Allein er findet keine dauernde Befriedigung in ihr. Schleiermacher's „Reden über Religion" erzeugen in ihm einen orthodoxen Umschwung (S. 68):

Es war ein Sonnabend Mittag. Nachmittags fing ich an darin zu lesen, bestellte bald bei der Wärterin, jedem Kommenden zu sagen, ich wollte nicht gestört werden, las tief in die Nacht hinein und brachte es zu Ende, mag danach wol ein paar Stunden geschlafen haben, fing Sonntag Morgen wieder von vorn zu lesen an, las den Vormittag, fing nach Tisch wieder zu lesen an — da ward es mir im Kopfe nicht anders als würden zwei Schrauben an meine Schläfen gesetzt. Darauf legte ich das Buch hin, ging um den kleinen Kiel, den einsamen Gang, den Gang der Stillen in der Stadt und auf diesem Gang war's daß ich wie mit einem male allen Rationalismus und alle Aesthetik und alles Selbstwissen und alles Selbstthun in dem Werke des Heils als nichtig und als ein Nichts erkannte, und mir die Nothwendigkeit wie einblitzte daß unser Heil von anderer Herkunft sein müßte.

Das rationalistische Element wirkt indeß noch längere Zeit fort:

Ich hatte noch zu viel zu thun mit dem Begräbnisse; das Todte sträubte sich, wollte noch nicht hinunter in der Erde Schoos. . . . Ich hatte nur den Tod begriffen, aber das Leben noch nicht begriffen, war selbst nur ergriffen in Etwas und ich schien mir selbst als gestellt auf einen Boden guten Landes, den ich selbst nun anbauen müßte, wie Adam der Garten Eden angewiesen war daß er ihn bauete und bewahrete.... Ich mußte mich selbst anbauen, arbeiten nach eigenem Plan; denn allerdings hierzu hatte mir Schleiermacher Nichts geboten, Andere boten mir auch Nichts dazu, die Alten auch nicht, Johann Arnd, Scriver, Luther, die Alle nicht, kein Mensch.

Dieses innere Werden und Kämpfen fällt in seine „sechste Zeit" von 1802—6, wo er nach vollendetem Examen als Hauslehrer bei einem Pastor lebt. Er lernt die deutschen und fremden Classiker näher kennen, macht sich wieder auf dem Felde zu schaffen, mit Knechten und Mägden, predigt zuweilen; sein Glaube ist noch ringend.

In sich fest wird derselbe durch seine praktische Thätigkeit, die 1806 ihren Anfang nimmt. Man wählte ihn um diese Zeit zum Diakonus in Lunden. Er heirathet, tritt in sein Amt und erwirbt sich bald durch die Eigenthümlichkeit seiner Predigten und die Energie mit der er überall auftritt wo es sein Beruf erfodert einen über sein Kirchspiel weit hinausreichenden Ruf. Man fodert ihn auf seine Predigten drucken zu lassen. Dies geschah zuerst 1808 und 1809 in zwei Lieferungen, unter dem Titel: „Winter- und Sommerpostille", nach seinem eigenen Bekenntnisse mit großem Erfolg. Es möge diesen Postillen immer noch etwas „rationalistische Sünde" angeklebt haben, in spätern Ausgaben seien dieselben getilgt. Von dieser Zeit an bis auf die Gegenwart hat Harms, nach einem als Beilage gegebenen Verzeichniß, 17 größere und kleinere Schriften veröffentlicht. Wir erwähnen außer den schon genannten nur seine Katechismen, die „Thesen" und die „Pastoraltheologie". Noch jetzt als schon halb erblindeter Greis hat er eine deutsch-philologische Schrift „Scholiast" herausgegeben; die Materialien zu mehren andern Schriften liegen ihm noch vor.

Wie er seinen Beruf als Prediger erfaßte, wie er dieser innern Stimme der Pflicht folgeleistete, zeigt im Jahre 1814 seine „Kriegspredigt", gehalten wider die gesetzlosen und übermäßigen Bedrückungen der Beamten in Dithmarschen, und der Erfolg den sie hatte. So allgemein war die Aufregung welche dieser kühne Ausdruck des beleidigten Rechtsgefühls unter dem Volke hervorrief daß die Regierung sich veranlaßt sah die Misbräuche der Verwaltung sofort zu untersuchen und mit Strenge abzustellen. Klaus Harms wurde ein Mann des Volks. Und er ist sich wohl bewußt was er mit solchem Auftreten that. Es ist ihm religiöse Nothwendigkeit. Der Prediger kann nach ihm mit Predigen, Seelsorgen, Verwalten der Sacramente genug zu thun haben, aber Das erfüllt seinen Beruf nicht:

Stehet er an der rechten Stelle in der Gemeinde, so kreiset Alles um ihn, Leibliches wie Geistliches, und man erwartet sein Wort zu Allem, in Alles, selbst unangesprochen soll er es zu Gemeindegliedern bringen. Auch die Rechtsverhältnisse sind nicht ausgeschlossen hiervon. Friedenswort hat er zu bringen zwischen Streitende, Fürsprache vorzutragen, mündlich, schriftlich, bei Reichen und bei Obern.

Aber allerdings hat er nicht gesagt: Jagt die Beamten weg! Bestürmt ihnen das Haus und werft ihnen die Fenster ein! (S. 91):

Nein! Solches habe ich nicht gesagt, sondern, wie das im alten und neuen Israel einem Jeden zu thun verstattet ist: Gehe zu deiner Obrigkeit!

Nur durch diese aufs wirkliche Leben gerichtete Praxis des religiösen Geistes war es daß Harms hervorragte durch sie, daß er der verflüchtigten formellen Autorität des geistlichen Standes wieder einmal Würde und Gehalt zu geben vermochte. Sie ging hervor aus der geschlossenen Einheit des ihn erfüllenden Glaubens.

Im Jahr 1816 wurde er zum Archidiakonus nach Kiel gewählt, nun schon ganz orthodox. In seiner „Lebensbeschreibung" heißt es (S. 102):

Es fanden sich Viele welche mich nicht haben wollten, Einige nicht wegen meiner Orthodoxie, Andere nicht wegen meiner Streitlust, wie sie es nannten.

Und er hat allerdings in seiner nun folgenden Wirk-

samkeit diese beiden Charaktere entschieden ausgeprägt, als Kämpfer für die Orthodoxie, für den alten Glauben in Politik und Religion. Er mußte sich Bahn brechen. Kiel war vorwiegend rationalistisch. Man kam zuerst wenig in seine Kirche. Aber er brach sich diese Bahn mit einigen Predigten die zündeten und hatte von nun an Massen von Zuhörern. Die Bewegung welche er so hervorrief beschreibt er selbst (S. 108 fg.):

Es gingen in die Kirche die man fast niemals in ihr gesehen hatte, hohe Personen und niedere, gelehrte und ungelehrte, und die auch dem alten Glauben, welchen ich predigte, notorisch abhold waren, stellten sich doch unter sein Wort.... Ganz vornehmlich wies sich dieses in meinen Passionspredigten dieses ersten Jahres. In Wirkung dieser Predigten mehrte sich der Kirchenbesuch, gingen Danksagungsschreiben bei mir ein, erschienen Lobgedichte, wurde mir ein Kupferstich, Jesus am Oelberge, aus unbekannter Hand geschenkt, unter welchen eine meiner Predigtdispositionen geschrieben worden. Wie Sonntags die Kirchenstühle voll waren, machten sich auch bei den monatlichen Katechisationen die Gänge von Schulkindern voll und selbst viele Erwachsene stellten sich bei den Katechisationen ein.

Wenn Etwas ein gültiges Zeugniß ist für die Wahrheit und Macht eines Glaubens, so ist es diese Alle fortreißende, fesselnde Gewalt wie sie Harms hier schildert. Die in der Halbheit des Glaubens und Lebens befangene Menschheit erstaunt, einmal wieder Einen zu finden der seiner Sache gewiß ist, der nicht deutelt, sich nicht dreht und wendet, sondern Das hat und begeistert verkündet was ihm das Ewige ist für sich selbst und die Welt. Wen diese Predigt nicht bekehrt den fesselt sie durch ihre Originalität und Ganzheit. Sie ist mehr als das alltägliche Leben und greift doch in dasselbe über; sie kann betrachtet werden als eine dogmatisch-beschränkte, objectiv vielleicht schon überwundene Form des geschichtlichen Geistes, aber der Glaube erhebt sie zur Höhe des gegenwärtigen Lebens und läßt sie den Geist athmen, aus dessen ursprünglicher Frische sie einst geboren ist. Harms' Ruf verbreitete sich über die Grenzen der Herzogthümer hinaus. Schon im Sommer 1817 mehrte sich die Zahl der Fremden in seiner Kirche, aus benachbarten und selbst aus weitentlegenen Gemeinden, ja sogar aus andern Ländern. Er war eine Seltenheit geworden die man einmal hören und sehen mußte. Sein Ansehen wuchs mit seiner Thätigkeit.

Aber es ist noch ein Anderes einen Glauben in der Kirche predigen und ihn in voller Schärfe formulirt der literarischen Discussion übergeben. Dort kann es, wenn überhaupt noch Empfänglichkeit da ist, bei dem Monologe des Gläubigen bleiben; was gegen ihn einzuwenden ist wird mehr in der Stille abgemacht. Der literarisch formulirte Glaube fodert alle Gegensätze zum Kampfe heraus, und die in diesem Kampfe erzeugte Aufregung mit einigender und zerreißender Kraft greift ihrerseits auf das Gebiet des religiösen Lebens selbst hinüber, dem sie entsprang.

Daß Harms eine solche Bewegung zu erzeugen vermochte, ist geschichtlich der größte Moment seines Lebens. In ihr wirkte er am zündendsten über die Schranken seiner Heimat hinaus.

Es war im Herbst 1817, als er zur Erinnerung an den 31. October 1517 in 95 Thesen sein altlutherisches Glaubensbekenntniß bekanntmachte. Was speculativ und praktisch gegen die Versuche der Vernunft, sich von der Offenbarung zu befreien, durch sich selbst den Organismus des Lebens zu erkennen und zu gestalten, vorgebracht werden kann; was für den unbedingten Glauben an die einmal gegebenen Formen der göttlichen Wahrheit beweisende Gewalt besitzt — Das ist hier streng und bündig ausgesprochen in Sätzen die gleich den Luther'schen Nägel und Hörner haben. Es wird nicht nur geschieden der Glaube und der Rationalismus, sondern auch Lutheraner und Reformirte, die Lutheraner wie sie sind und wie sie sein sollen; als verderblich wird auch die damals versuchte Union verworfen.

These 92. Die evangelisch-katholische Kirche ist eine herrliche Kirche. Sie hält und bildet sich vorzugsweise am Sacrament.

These 93. Die evangelisch-reformirte Kirche ist eine herrliche Kirche. Sie hält und bildet sich vorzugsweise am Wort Gottes.

These 94. Herrlicher als beide ist die evangelisch-lutherische Kirche. Sie hält und bildet sich am Sacrament wie am Worte Gottes.

These 95. In diese hinein bilden sich selbst ohne der Menschen absichtliches Zuthun die beiden andern. Aber der Gottlosen Weg vergehet, sagt David. (Diese Gottlosen sind Die welche mit ihrer Vernunft den Glauben formen wollen.)

These 69. Die Parole der Irrlehrer ist: Gott ist ein Geist, und Alle die ihn anbeten müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Sie geberden sich damit als hätten sie die ganze christliche Kirche, ja Christum selbst gefangen in seiner Rede.

These 71. Die Vernunft geht rasen in der lutherischen Kirche, reißt Christum vom Altar, schmeißt Gottes Wort von der Kanzel, wirft Koth ins Taufwasser, mischt allerlei Leute beim Gevatterstand, wischt die Anschrift des Beichtstuhls weg, zischt die Priester hinaus und alles Volk ihnen nach und hat das schon so lange gethan. Und noch bindet man sie nicht?

These 75. Als eine arme Magd möchte man die lutherische Kirche jetzt durch eine Copulation reich machen. Vollziehet den Act ja nicht über Luther's Gebein! Es wird lebendig davon und dann — Weh Euch!

These 77. Sagen, die Zeit habe die Scheidewand zwischen Lutheranern und Reformirten aufgehoben, ist keine reine Sprache. Es gilt, welche sind abgefallen vom Glauben ihrer Kirche? Die Lutheraner oder die Reformirten, oder Beide?

These 78. War auf dem Colloquio zu Marburg 1529 Christi Leib und Blut in Brot und Wein, so ist es noch 1817.

Diese Thesen riefen die größte Aufregung zuerst in Kiel, dann in den Herzogthümern, dann in der ganzen deutschen theologischen Welt hervor. Harms' Gemeinde spaltete sich in zwei feindselige Parteien für und wider ihn; Alles, bis in die Knaben- und Mädchenschulen herab, bis zur Gassenjugend, war geschieden in Harmsianer und Antiharmsianer. Von seinen frühern Freunden wandten sich viele von ihm ab. Eine Menge Schriften gegen ihn erschienen. Es war eine stürmische Zeit, in der er oft sogar seines Lebens nicht sicher war. Aber seine Festigkeit, die unverwüstliche Heiterkeit seines Geistes verließen ihn auch jetzt nicht. Er gesteht daß er sich in diesem Sturme, einzelne trübe Momente ausgenommen, nicht unglücklich gefühlt habe. Viel neue

Freunde traten in seinen Gesichtskreis, „und was mir das Allerangenehmste war, meine Predigten und Kinderlehren wurden immer zahlreicher besucht" (S. 118). Ja die ihm feindliche Bewegung warf ihn nicht nur nicht, er behauptete sich siegreich in seiner Stellung und erkannte als den praktischen Erfolg der Thesen nach dem Verlaufen der ungestümen Flut: das Orthodoxwerden der vorher rationalistischen Herzogthümer. S. 127 erzählt er:

In den ersten Jahren nachher sollte ich irgend einem Kirchenpatron drei gläubige Candidaten des Predigtamts zu einer Präsentation vorschlagen, ich kannte damals, 1819, nur drei solche; einige Jahre später erging von demselben Patron wieder ein solches Ersuchen an mich; damals, 1831, konnte ich ihm wol 20—30 solche nennen.

Theoretisch war dieser Streit aber freilich einer der unzähligen welche heutzutage auf theologischem Gebiet geführt werden, ungewiß im Erfolge, bald verschlungen von der vorwärtseilenden Bewegung der Zeit. Man könnte ihn in doppelter Beziehung als längst vergangen bezeichnen, da er sich trotz vieler allgemeiner Anklänge doch noch auf dem Gebiete confessionneller Unterschiede bewegte, während in den dann folgenden Decennien bis zur Gegenwart die kämpfenden Mächte immer entschiedener als selbständiges, wissenschaftliches Denken, und ihm gegenüber als Glaube an die Offenbarung überhaupt aufgetreten sind.

Seitdem wirkte Harms literarisch friedlicher und in seiner Wirksamkeit wenig oder gar nicht angefochten fort. Seine eigene praktische Opposition äußerte sich neben dem unablässigen Kampf gegen den Rationalismus später erst in der gleich consequent durchgeführten Hartnäckigkeit gegen die Foderungen des politischen Liberalismus, das auch in den Herzogthümern überhandnehmende Bestreben: an der Stelle des vorher vorwiegend patriarchalischen Regierungssystems eine allgemeinere Betheiligung des Volks an der Regierung herzustellen. Beiden Richtungen des Zeitgeistes mußte seine Weltansicht widerstreben. Das orthodoxe Lutherthum ist Nichts ohne einen Fürsten von Gottes Gnaden, der Fürst von Gottes Gnaden Nichts ohne unbeschränkte, nur Gott verantwortliche Willensfreiheit. Harms bekämpfte daher die Einführung der neuen Provinzialstände. S. 184 ruft er aus:

Sie werden es erfahren in unserm Lande und in allen Ländern daß es mit den Verfassungen nimmer gehen wird — ach! wenn sie diese Erfahrung nur nicht zu theuer bezahlen müssen.

Trennung des Staats und der Kirche, der Kirche und der Schule, wie sie in der Revolution gefodert wurde und durchgesetzt werden sollte, ist ihm ein Unheil; er beklagt daß den Gemeinden das Wahlrecht verliehen werde, statt daß sonst Fürst und König die Prediger ernannt hätten. Ebenso wenig will er von Geschworenen wissen (S. 187):

Ich bin kein Prophet und keines Propheten Sohn. Mein Vater ist ein Müller gewesen, doch spreche ich frei in die kommenden Tage, Jahre hinein: Bevor nicht alle Constitutionen wieder aufgehoben, alle Volksvereine die einen politischen Zweck haben wiederum verboten, alle Repräsentantenwahlen mit ihren Basen ungesetzlich geworden und alle öffentlichen Blätter und politischen Schriften wiederum unter das alte gute Preßgesetz gestellt sind, ist keine Freiheit, keine Ruhe und kein Wohlstand zu hoffen, daß man am Feierabend vor seiner Thür ungestört sitzet und streitlos unter der Linde mit seinem Nachbar sich aus den Zeitungen erzählt. Nächst dem Christenthum ist die unumschränkte Monarchie das Beste auf der Erde, und ist was im Rechte der Eid, im Regiment das einzig Heilige.

Die andere und tiefere, geistigere Seite zu diesem extremen Orthodoxismus ist aber die, wie in ihm und trotz seiner die Lebensaufgabe des Geistlichen mit ebenso freier Rede bezeichnet wird. Harms sagt (S. 188):

Ich bin nicht des bekannten berliner Dafürhaltens daß ein Prediger mit seinem Beruf auf ein ganz anderes Lebensgebiet gestellet sei, das politische nicht betreten dürfe. Nein, nein, der Predigerberuf gehet so weit als das Leben geht; und mag es wohl auf der Kanzel gerügt werden, wenn die Dorfjugend Aepfel stiehlt, so kann doch nimmer Etwas dawider sein, wenn Landesrechte geraubt werden oder geraubt zu werden in Gefahr stehen, daß dann der Prediger auch spreche hiervon, gleicherweise wenn Fürstenrechte gekränkt und obrigkeitliche Anordnungen überschritten werden. Christi Reich ist allerdings kein Reich von dieser Welt, aber es ist ein Reich in dieser Welt, in welcher es ja doch gar nicht wäre, wofern es nicht mit der Welt sich irgendwie befassete. Schon um nur in der Welt zu sein, müssen seine Diener unter Umständen wol darum kämpfen, mit Waffen die ihnen gegeben sind, mit den Waffen des Worts, innerhalb des für sie abgesteckten Platzes. Der Geistliche rüstet sich nicht mit dem Schwert, nimmt kein Gewehr in den Arm, beruft keine Volksversammlungen und präsidirt in selbigen nicht; indessen doch, wer zu ihm kommt und will das Gewissen von ihm berathen lassen: darf ich oder darf ich nicht — Dem ist er Antwort zu geben schuldig, eben wie er selbst auch der Stimme seines Gewissens folgt und nimmer Etwas thut was nach seinem Gewissen Sünde ist, ob auch die Obrigkeit oder der Fürst es gebietet; nur die Stimme seines Gewissens leitet und bestimmt ihn.

Die 1835 erfolgte Ernennung zum Propst in Kiel erweiterte für Harms auch den äußern Umkreis seiner amtlichen Thätigkeit. Aus den Grenzen seines holsteinischen Vaterlandes hat sein angeborenes Heimatsgefühl ihn niemals hinausgelassen, wiewol zu verschiedenen Zeiten zwei nicht gewöhnliche Veranlassungen dazu sich ihm darboten. Die erste 1819, als man ihn, den in seiner nächsten Nähe so hart Bedrängten, als Bischof der evangelischen Kirche Rußlands nach Petersburg rief. Die zweite 1834, wo Nicolovius ihn auffoderte an Schleiermacher's Stelle als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche nach Berlin zu kommen. Beide Anerbietungen schlug er aus. Er hatte sogar stark vor auch aus Kiel fort in seine allerengste Heimat zurückzukehren (S. 173):

Ich war ja ein Dithmarscher, ein Süderdithmarscher von Geburt; das zog mich im Jahre 1830 zu dem damals erledigten Pastorat in Meldorf und zu dem damals erledigten, fast immer mit diesem Pastorat verbunden gewesenen Propsteiamt.

Als seine Bewerbung durch das Consistorium keine Unterstützung fand, blieb er in Kiel. Sein Ruf nach Berlin war die Veranlassung daß man ihm die kieler Propstei zusagte, deren Verwaltung er dann nach dem ein Jahr darauf erfolgten Tode seines Vorgängers übernahm.

Außer den frühern Richtungen seiner Thätigkeit: der

Predigt, der Seelsorge, dem geistigen Verkehr mit ihm ergebenen kieler Studenten und über dieselben hinaus waren es hier vor allen die Kirchenvisitationen, die ihn in Anspruch nahmen und die höchste Befriedigung gewährten. Er sagt begeistert von der Propstei (S. 179 fg.):

O theures Amt, das du bist vornehmlich oder ausschließlich wegen der Visitationen.... Ich meine das Nachsehen in den vorgelegten Concepten des Predigers, was und wie er predigte; das brüderliche trauliche Sprechen mit ihm darüber in der Abend- oder in der Morgenstunde; die stille, fromme Bereitung Dessen was in der Kirche als Anrede an die Erwachsenen, als Unterredung mit der Jugend vorkommen soll; das Mitsingen in der Kirche, in einer Kirche die des Propsten nicht ist und doch ist; das Anhören der Rede und der Katechisation des Predigers an dieser Kirche, o wie wohl thut es dem Gemüthe, besonders da wo der Prediger ebenfalls aus dem rechten Fasse geschöpft hat; die Anrede an die Gekommenen die des Propsten Gemeindeglieder nicht sind und deren Seelen ihm doch befohlen sind, zumal wenn sie sich zahlreich eingefunden haben; so die Unterredung mit der Jugend, zumal wo diese durch ihre Antworten ein gutes Zeugniß über die Schullehrer und den Prediger ablegt und lässet wahrnehmen oder erwarten daß das vorhandene gute Wort ihrer Antworten auch bei ihr zu wurzeln angefangen habe; da man zu sehen und zu hören bekommt bei einem und andern Kinde daß des Propsten Lehrwort, Ermahnungs- und Bittwort eine offene Herzensthür findet — ja, ja, es geschieht zuweilen daß ein Kind Etwas mitnimmt, daran es sein Lebtag guthat, daraus ein Baum wächst der ihm Frucht träget bis in den Himmel hinein. — Dieses ist gemeint, wenn ich vorhin sagte: O theures Amt, das bist du vornehmlich oder ausschließlich wegen der Visitationen.

Die Prediger seiner Diöcese vereinigte er im kieler Convent zu gemeinschaftlichem Zusammenhalten. Auch die Mission für die Heiden regte er in den Herzogthümern, wenngleich mit verhältnißmäßig geringem Erfolge an.

In dieser Weise wirkte Harms bis zu Ostern 1849, wo seine überhandnehmende Erblindung ihn zwang seine Aemter niederzulegen. Es war eine Nothwendigkeit die ihn mit Schmerz erfüllte; denn der innere Trieb, fort und fort thätig zu sein, war mit den zunehmenden Jahren nicht erloschen, der geistige Reichthum in ihm nicht ausgebeutet. Aber er nahm sie auf sich „mit dem Glauben, was Gott thue sei wohlgethan" und schied aus den Aemtern mit dem Gefühle daß es „Dank, Dank, Dank" sei was ihn erfülle. Die glückliche Freude, die stille in sich ruhende Heiterkeit des Geistes, wie sie als Blüte eines „ehrbaren, gottwohlgefälligen Lebens" von ihm selbst gepriesen wird, leuchtete verklärend über sein Leben, das an Freuden reich, an tiefem Schmerz arm gewesen war. Sie blieb verschwistert mit dem unbefangenen Selbstbewußtsein des Mannes der sich kennt und seine Handlungen mit einfachem Ernst vertritt. Aus dieser gesammelten Stimmung ist auch seine Biographie hervorgegangen.

Wir schließen mit einigen Bemerkungen durch welche er selbst seine Darstellung zu Ende geleitet. Er sagt:

Denke ich nun zurück über mein geführtes Leben hin, so seufze ich allerdings nicht wie Herder über seines geseufzet hat: Ein verfehltes Leben! Ich bin meiner Zeit Das nicht gewesen was der eben Genennete seiner Zeit gewesen ist, habe so viel und so vielerlei nicht in die Welt hineingestellet; doch möchte ich in einem Punkt es richtiger getroffen haben als er es getroffen hat; ich habe mich mehr concentrirt, mein Predigtamt, das allein ist mein Leben gewesen. Auf mein Amt habe ich Alles bezogen, in mein Amt habe ich Alles gezogen was ich erreichen konnte, und worin ich aber säumig gewesen bin, dafür bitte ich Gott daß er es mir vergebe. Legt sich's mir allerdings zuweilen nah und fängt wie ein Stein zu drücken an auf meinem Herzen, daß ich denke ich hätte vergeblich gearbeitet und meine Kraft umsonst zugebracht, so fasse ich diesen Trost in meine Hände und drücke fest zu: das Amt ist doch meines Gottes gewesen und meine Sache des Herrn, dafür hat sie bei mir jederzeit gegolten.

Das Gefühl dieser Ueberzeugung ist es auch was die Möglichkeit gibt, was es mit Unwiderstehlichkeit fodert, dem Leben dieses Mannes mit Ehrerbietung und parteilos, wie wir hier versucht haben, gegenüberzutreten. Er hat nach innerer Nothwendigkeit gehandelt, einer von den Wenigen die unbekümmert um alles Andere dem Gebote des Geistes folgen. Daß seine Thätigkeit eine wesentlich restaurirende war, geht aus den Principien hervor die ihr zugrundelagen. Auch daß sie eine bald vergangene und von den Wogen der Weltgeschichte hinweggedrängte sein wird, lehrt der unbefangene Blick in die immer gewaltigern Bewegungen der Zeit. Es ist eine Beschränkung, eine aus dem hartnäckigen Festhalten an gewissen Formen und Dogmen hervorgehende Einseitigkeit in ihr begründet, welche den Geist der neuen Welt nicht mehr befriedigt. Der Einfluß der christlichen Religion geht im Denken und Leben auf die socialen Ideen über. Aber wo er Wahrheit findet, wird es diesem neuen Geiste nie an der die Unterschiede begreifenden Gerechtigkeit fehlen, er wird stets die festen und ganzen Vertreter des alten Weltzustandes scheiden von der Halbheit und Frivolität Derer welche vor der Welt scheinen wollen was sie im Innern nicht sind, und Grundsätze predigen an die sie nicht glauben. So blickt auch der Gläubige mit froher Zuversicht dem noch Kommenden entgegen, indeß dem Glaubenslosen vor dem Ende graut.

Außer meinem Mangel an Gesicht — schließt Klaus Harms seine Biographie — zeigen sich andere Baufälligkeiten an der Hütte darin ich annoch wohne, die mir beschwerlich zu werden, anfängt und dürfte bald abgebrochen werden daß ich ausziehen muß. „Aber der letzte Schritt! der letzte Schritt!" erwiderte Steenborn in Lunden mir auf meinen Zuspruch an ihn, als ich an seinem Sterbebette stand. Wie Gott demselben half daß er den letzten Schritt ruhig und sanft that, so wolle Gott mir auch helfen ihn zu thun, wolle mir verleihen ein ruhiges, sanftes Ende!

F. Althaus.

„Urica" von Paul Heyse.*)

Ein erzählendes Gedicht, in welchem der Verfasser der „Francesca von Rimini" uns aufs neue entgegentritt, ein Gedicht wie eine musikalische Phantasie, hinperlend und schmetternd in süß melancholischer Wildheit, mit der der junge Virtuose dem Drängen in seiner Brust Luft schafft und uns zugleich seines elastischen Anschlags auf dem klingenden Instrument, seiner unbehinderten Herrschaft über dasselbe ein gültiges Zeugniß

*) Urica von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1852. 16. 7½ Ngr.

gibt. Mit dem Wohllaut seiner Rhythmen, mit seiner verwegenen Kraft zwingt er uns der Stimmung zu folgen die sein Inneres bewegte; er ruft in uns dieselbe Stimmung wach, und lange noch nachdem er geendet hallt sie in uns wieder.

Das Gedicht entspricht zunächst, was das Formelle betrifft, derjenigen Meisterschaft die heutzutage von dem Musikvirtuosen der vor einem Hörerkreise auftreten will verlangt wird. Es ist in eigenthümlich gebildeter achtzeiliger Stanze geschrieben.

Es war ein Schloß voll Geigenklang und Glanz
Im schlafenden Paris. Wie überwacht
Mit rothen Fenstern blickt' es in die Nacht;
Und drinnen fiebert noch der heiße Tanz,
Wird noch geschwärmt, gelächelt und gelacht,
Da schon die Schatten aus den Gräbern steigen
Der Opfer die der Tag hat umgebracht,
Und fluchend tanzen ihren Reigen.

In einer Folge von 114 Stanzen wiederholt sich dasselbe Maß, dieselbe Reimverschlingung, dasselbe Verhältniß männlicher und weiblicher Reime. Es ist ein kunstreich gewobenes Band; aber doch eben ein solches das dem Dichter zur höhern künstlerischen Freiheit willkommene Gelegenheit gab. Jede Stanze ist in sich geschlossen; die aushallende Schlußzeile sondert sie überall bestimmt von der folgenden. Aber im Innern der Stanze, die sich nicht monoton in diese oder jene Art abgeschlossener Reimpaare gliedert, ist je nach dem Wechsel der Gedanken und Bilder die verschiedenartigste rhythmische Gruppirung statthaft, sodaß die flüchtig hinspielende Erzählung, daß das Drängen der Gefühle, welches den Busen bestürmt, hierin ebenso angemessen ihren Ausdruck finden wie die gehaltene Empfindung und das in vollen Farben ausgemalte Bild. Der Dichter der „Urica" ist Herr seiner Stanze und verwendet sie mit Freiheit, der künstlerischen Absicht gemäß.

So ist diese Form durchweg von frischem Leben erfüllt. Blühende Schilderung, sprechende Charakteristik des Einzelnen wie allgemeiner Zustände, tiefes Pathos treten uns darin überall entgegen. Aber die Form wie die Elemente der Darstellung erscheinen doch wiederum nur als die Organe, deren sich der Dichter bedient um seine individuelle Stimmung zum Ausdruck zu bringen. Es ist ein erzählendes Gedicht, das Bild einer bestimmten historischen Epoche vor uns aufrollend; und doch liegt nicht sowol hierin, so großes Interesse auch dieses Aeußere uns bietet, als vielmehr in der Richtung des Gefühls welches den Dichter zu seiner Arbeit trieb, und in der entsprechenden Anregung des Lesers die eigenthümliche Wirkung des Gedichts. Darum vornehmlich jener Vergleich desselben mit einer musikalischen Phantasie.

Wir müssen indeß etwas näher auf den sachlichen Inhalt eingehen. Die Scene, wie schon aus der angeführten ersten Stanze zu entnehmen, ist Paris, die Zeit der Handlung die der Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Dichter hat das Motiv seines Gedichts einer schlichten Erzählung entnommen, die mir unter folgendem Titel vorliegt: „Urica, die Negerin. Aus dem Französischen der Herzogin von ***" (Frankfurt a. M. 1824). Die Urica dieser Erzählung ist ein armes Negerkind das, in eine vornehme französische Familie aufgenommen, aller feinsten Genüsse der europäischen Cultur theilhaft wird und durch seine Farbe doch diesen Kreisen fern bleibt, dessen Herz von heftiger Leidenschaft für den Sohn des Hauses erfüllt und doch dazu verdammt ist, einsam, unverstanden, unerwidert hinzusiechen, bis es schließlich, dem Tode schon nah, in der Religion Trost und im Kloster Frieden findet. Die Erzählung bietet was der Dichter braucht; die Grundbedingungen sind da, aber sie harren noch der dichterischen Belebung und Erfüllung. Mit ebenso viel Entschiedenheit wie Glück stellt sich Heyse's Gedicht von vornherein auf diesen höhern Standpunkt. Es ist der Anfang der Revolutionszeit. Die Gräfin, in deren Hause Urica erzogen ist, folgt dem Drange der neuen Ideen. Ein glänzendes Fest wird in ihrem Hause gefeiert; eine Quadrille (wie eine solche beiläufig auch schon in jener ältern Erzählung vorkam) stellt den Weltverbrüderungsreigen der vier großen Welttheile dar. Urica, als die Tänzerin Afrikas, hatte dazu keiner künstlichen Farbe bedurft. Sie vermißt den jungen Grafen, der von den Mahnungen der Zeit noch tiefer gefaßt als die Mutter, zürnend über dies coquette Spiel mit den Freiheitsideen den Saal verlassen hat und in den Garten hinabgegangen ist. Sie findet ihn tiefen Grams voll; er hat die Nachricht empfangen daß sein und Urica's Freund, Ogé, jener edle Mulatte, der in Paris glühend für die Rechte der Farbigen und der Schwarzen gesprochen und nach S.-Domingo zurückgekehrt einen Aufstand gegen die widerwillige Colonialregierung versucht hatte, gefangen und grausam hingerichtet worden. Er gibt sich leidenschaftlich seinen Thränen hin; bei dem Mitgefühl an seinem Schmerze bricht von Urica's Seite das Bekenntniß ihrer Neigung gewaltsam hervor. Entsetzensvoll sieht er vor sich was er nimmer geahnt, sieht sie den ebenso raschen Schiffbruch ihrer Hoffnungen. Es treibt sie den Kelch bis auf die Hefe zu leeren:

Ich frage dich vor Gott: Wär' ich so weiß
Wie du, Etienne, würd'st du dich meiner schämen?
Und ist nur deine Liebe nicht so heiß,
Die Negerin zum Weib zu nehmen?

Sie empfängt keine Antwort und bricht ohnmächtig zusammen.

Hiermit schließt der erste Abschnitt des Gedichts. Wir finden in demselben durchweg eine seltene künstlerische Meisterschaft, wie in der schon bezeichneten Handhabung des Verses und des Worts, der Schilderung der Zustände, in der flüchtigen Bezeichnung oder näher ausgeführten Charakteristik der Personen, ebenso und noch mehr in dem Bau des Ganzen. Der Dichter führt uns in das volle Leben; er zeigt in den Bildern desselben die Hohlheit jener Freiheitsschwärmerei und in starker plötzlicher Steigerung die Mangelhaftigkeit ihres Gepräges auch bei ihrem edelsten Repräsentanten; der Lüge, wie tief verborgen sie war, entsinkt der Schleier, und Urica wird das Opfer der Lüge. Es ist dasselbe pathologische Moment das schon in Heyse's „Francesca von Rimini" so beachtenswerth erschienen war. Es ist hier das Schmerzensgefühl der Dissonanz des modernen Lebens, zu dessen Gestaltung es den Dichter getrieben hat, zu dem er den Leser mit sich zieht und das nun den Grundton der stürmenden Accorde bildet die er an uns vorüberrollen läßt. Denn es war nicht seine Absicht das Gedicht etwa noch zu einer weitern, zu einer noch tiefergreifenden Entwickelung des darin erfaßten sittlichen Problems zu führen; er hält fest an jener Stimmung und begleitet mit ihr die Handlung, die nunmehr als Resultat der Katastrophe des ersten Abschnitts folgt: die Krankheit von der Urica ergriffen wird, und die wilden Fieberklagen die ihr jene Offenbarung der Lüge des Lebens auspreßt; ihre Flucht aus dem Hause der Gräfin und ihre Aufnahme bei einem Fischerweibe; die versuchte Flucht des jungen Grafen, nachdem die Mutter gestorben ist und die Revolution ihr schreckenvolles Gesicht enthüllt hat, und sein Begegnen mit Urica, die ihn zu nächtlicher Weile unerkannt über die Seine setzt, dann aber in ihren tiefsten Gefühlen aufgeregt, fast Schuld daran wird daß er den blutgierigen Jakobinern in die Hände fällt; endlich zur Kaiserzeit die Vorführung Urica's als einer armen Blödsinnigen die ihr „Egalité" und „Lüge" vor sich hinmurmelt.

Diese spätern Abschnitte des Gedichts sind im gesammten dichterischen Machwerk, im Großen wie im Kleinen, jenem ersten Abschnitte keineswegs untergeordnet; im Gegentheil finden wir wie in den Klagen Urica's im zweiten Abschnitt, so in den darauf folgenden Schilderungen und namentlich in der dramatisch lebendigen Nachtscene auf der Seine, wo Urica's Boot von dem der Jakobiner verfolgt wird, eine Fülle eigenthümlicher Schönheiten, die unser Interesse durchaus rege und gespannt erhalten. Auch fallen ein paar Kleinigkeiten, in denen

wir der Dichter den völlig naiven Ausdruck nicht getroffen zu haben scheint, zu wenig ins Gewicht als daß sie irgendwie eine wesentliche Störung hervorbringen könnten. Doch aber wendet sich unsere Phantasie, wenn wir dem Gedichte nachsinnen, am liebsten zu dem ersten Abschnitt zurück, der die Quelle des Uebrigen enthält und somit das Gefühl am unmittelbarsten berührt; doch bleibt die Totalwirkung die der Stimmung, die schon in der ersten Stanze angeschlagen ist, die am Schlusse des ersten Abschnitts scharf und entschieden aufleuchtet und sich von da an dem Wechsel der folgenden Ereignisse eben nur wiederspiegelt; doch ist eben in diesem Betracht bei allen durchaus anerkennungswerthen Schönheiten des Gedichts das musikalische Element — wenn ich diese Bezeichnung beibehalten darf — noch vorwiegend vor dem tiefer dichterischen.

Ich mache dem Gedichte an sich hiermit keinen Vorwurf; es gibt Das was es geben wollte in wirksamster Weise, und es hat ein Recht Dies zu geben, da die oft so schmerzlichen Räthsel des Lebens hierin sein Vorbild sind. Aber es hätte in einer Lösung der hier gestellten sittlichen Fragen, deren Nothwendigkeit schon jene ältere Erzählung empfunden hat, nach meiner Ansicht seine Aufgabe noch tiefer erfüllen und somit auch in noch mehr gereinigter künstlerischer Weise den Schwerpunkt des Gedichts an dessen wirklichen Schluß legen können. Hierzu konnten sich mannichfache Wendungen finden lassen. Wenn der Dichter den religiös resignirten Schluß der Erzählung, der dort allerdings unvermittelt und somit ohne eigentlich überzeugende Kraft eintritt, nicht beibehalten wollte, so konnte er z. B. den Grafen und die Regerin gemeinschaftlich zum Blutgerüste führen und dabei eine Andeutung derjenigen Läuterung geistiger Kraft, die im Angesicht des Todes alle Dissonanz und Lüge des Lebens hinter sich läßt, geben. Dies aber nur als ein einzelnes vielleicht zunächst liegendes Beispiel für eine veränderte Schlußwendung und wie sich von selbst versteht mit dem Vorbehalt daß je nach der veränderten Schlußwendung der Ton des ganzen Gedichts diese oder jene anderweitige Nuancirung würde erhalten müssen.

Wie aber das Gedicht einmal da ist, ist es fertig und in sich geschlossen. Nehmen wir also diese neue Gabe des schönen und in der Handhabung seiner Mittel bereits so meisterlich entwickelten Talents mit Freuden hin und harren wir seines fernern innern Ausbaus! **F. Kugler.**

Die militairische Bedeutung der projectirten Schweizer-Eisenbahnen. Aus der allgemeinen Wichtigkeit der Eisenbahnen für die Kriegführung entwickelt und durch Beispiele erläutert von Hermann Müller. Mit einer Karte. Leipzig, Weber. 1852. Gr. 8. 24 Ngr.

Unter vorstehendem Titel ist soeben eine gehaltvolle Schrift erschienen, die nicht blos für den sachkundigen Militair, sondern für Jeden von großem Interesse ist der sich mit den jetzt wieder so sehr in den Vordergrund getretenen militairischen und militairpolitischen Fragen befassen mag. Es sollte uns leid thun wenn das Geräusch des Tags, wie es kaum erst Ludwig Bonaparte durch seinen soldatischen Staatsstreich hervorgerufen hat, der Aufmerksamkeit welche dieses Werk verdient irgendwie Eintrag thäte. Gerade jener „kühne Griff", womit sich ein ganzes Heer als gefügiges Werkzeug in eine Hand nehmen ließ die ihre Stärke noch in keiner Weise erprobt hat; gerade jene Vermessenheit mit der ein Einzelner die aus Bayonneten gebildete Pyramide auf Nichts zu stellen wagte als auf sein mit Lorbern nicht gekröntes Haupt: sie sollte ja allen noch freien Völkern zur eindringlichsten Warnung dienen, auf ihrer Hut zu sein. Denn konnte es der soi-disant „großen Nation" geschehen daß sie mittels eines einzigen nächtlichen politischen Einbruchs gleich einem nürnberger Nußknacker in die Tasche geschoben wurde, um künftig das große Maul zu Nichts mehr brauchen zu dürfen als ihrem Präsidenten die Nüsse aufzuknacken, wessen hätten sich gar die kleinen Völker, wie etwa die dritthalb Millionen Schweizer, zu versehen, wenn sie sich auf Nichts als auf ihr „gutes Recht", auf ihre „völkerrechtlich anerkannte Neutralität" u. dergl. verlassen wollten? Ludwig Napoleon Bonaparte hat also gerade seinen ehemaligen schweizerischen Mitbürgern den kategorischen Imperativ, dessen Befolgung sie wohl beherzigen mögen, mit besonderm Nachdruck in die Ohren geschrien. Er heißt: „Wahrt euch und wehrt euch!"

Ueber die Frage, wie sich die Schweiz im eintretenden Falle wehren könnte und zu wehren hätte, gibt die angezeigte Schrift beherzigenswerthe Winke, obgleich die darin entwickelten strategischen und taktischen Combinationen auf noch zur Zeit nicht eingetretenen Voraussetzungen beruhen. Darüber sagt der Verfasser selbst (S. 140): „Vielleicht daß man den Suppositionen, auf welchen die vorstehenden Betrachtungen fußen, den Einwand entgegenstellt, ihre Realisirung, die Vollendung der angegebenen Trakte des Schweizer-Eisenbahnsystems und die Einrichtung der Telegraphenlinien, werde erst in ferner Zeit erfolgen. Wohl! Aber was ist «fern», was sind fünf, was zehn Jahre in dem Leben eines Volks? Soll man nur an den nächsten Tag und nicht auch an eine weitere Zukunft denken? Wie fern der Zeitpunkt sein möge, wo die rastlosen Dampfer die Schweiz in den verschiedensten Richtungen durcheilen, der Beginn der ewigen Friedensära dürfte trotz den Verheißungen Elihu Burritt's in eine noch viel fernere Zeit zu verlegen sein."

Alles wahr! Doch müssen wir offen gestehen daß auch nach unserer Ansicht über den wahrscheinlichen Verlauf der politischen Dinge die über das Sein oder Nichtsein einer unabhängigen und freien Schweiz entscheidende Krisis eher eintreten dürfte als das für sie projectirte Eisenbahnnetz auch nur zur Hälfte vollendet sein könnte. Das benimmt indessen der hier besprochenen Schrift nicht den praktischen Werth den sie auch für die Gegenwart und die nächste Zukunft hat. Die anschauliche Entwickelung des Umfangs und der Verwendung der schweizerischen Vertheidigungsmittel nach hergestelltem Eisenbahnnetze läßt vielmehr sehr naheliegende Schlüsse zugleich auf Das ziehen was die Eidgenossenschaft zur Abwehr eines früher erfolgenden Angriffs zu thun hätte und zu thun vermöchte. Einige wenige Bemerkungen werden Dies erläutern.

1) Bei einer Invasion, die den Hauptstoß ihres Angriffs von Konstanz her führt, setzt der Verfasser die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstands und sogar eines Uebergangs in die Offensive von schweizerischer Seite schon an der Thur voraus, falls die projectirten Eisenbahntracte bereits vollendet sind. Ohne diese Vollendung könnte die wirksame Defensive erst an der Limmat und Aar beginnen. Auf die kräftige Behauptung dieser Wasserlinien muß also schon in der ersten Phase des beginnenden Kriegs das größte Gewicht gelegt werden.

2) Läßt es der Mangel an Eisenbahnen nicht zu, eine bedeutende Truppenmacht binnen kürzester Frist an den zunächst bedrohten Punkten zu versammeln, so ist zur Vertheidigung der genannten Flußlinien die rechtzeitige Errichtung verschanzter Lager an geeigneten Orten um so nothwendiger. Denn man muß alsdann befestigte, nur auf langen und beschwerlichen Umwegen umgehbare Stellungen haben, in welchen eine geringere Streitmacht einer feindlichen Ueberzahl solange zu widerstehen vermag, bis auch die langsamer heranziehenden Unterstützungen in zureichender Stärke eingetroffen sind.

3) Der Verfasser weist überall darauf hin daß die elektrischen Telegraphen erst in Verbindung mit den Eisenbahnen ihre höchste militairische Bedeutung erlangen. Zugleich heben aber seine Erörterungen wenigstens in indirecter Weise den selbständigen Werth des Telegraphen für die Landesvertheidigung hervor, sodaß man sich auch von diesem Gesichtspunkte aus des regen Eifers erfreuen mag, womit die Bundesbehör-

den die ungesäumte Herstellung des wichtigen Verbindungsmittels in die Hand genommen haben.

4) Ist die Verbindung des ganzen oder beinahe des ganzen projectirten Eisenbahnnetzes erfoderlich um der Vertheidigung die größten Vortheile zu gewähren, so fragt es sich doch noch, ob nicht durch die Herstellung einzelner Tracte verhältnißmäßig wichtige Erfolge in militairischer Beziehung erreicht werden könnten? Dies wäre offenbar der Fall, wenn nur erst einmal die kleine Bahnstrecke auf dem linken Limmatufer von Zürich nach Baden ihre Fortsetzung auf dem rechten Aarufer bis Bern oder wenigstens bis Olten gefunden hätte. In commercieller Beziehung bliebe diese Centralbahn im Innern der Schweiz bis zur Herstellung ihrer Verbindung mit den Handels- und Grenzstädten von untergeordneter Bedeutung. Für die Vertheidigung der Schweiz ist sie aber unbedingt die allerwichtigste. Das nach Art. 21 der eidgenössischen Bundesverfassung dem Bunde als solchem zustehende Recht, „im Interesse der Eidgenossenschaft und auf Kosten derselben öffentliche Werke zu errichten", ist also dafür im höchsten Grade begründet. Ja man müßte jede vermeidliche Verzögerung im Ausbau gerade dieses Theils des Eisenbahnnetzes als eine Versäumniß betrachten die leicht von den schlimmsten Folgen für die ganze Schweiz sein könnte, die eine schwere Verantwortung auf die Urheber der Verzögerung wälzen würde. Ohnehin ist es klar genug daß nach einmaliger Verlängerung der züricher Bahn bis Bern oder vorerst nur bis Olten in allen Grenzcantonen ein lebhafteres Interesse für die Herstellung ihrer Verbindung mit der Mitte des Landes erwachen würde, daß also die Schwierigkeiten die noch zur Zeit der Vollendung des ganzen Eisenbahnnetzes im Wege stehen um so leichter zu überwinden wären.

Zur Zeit der Errichtung des Eisenbahntracts von Zürich bis Baden dachte man ernstlich an eine Fortsetzung der Bahn im Aarthale bis nach schweizerisch Koblenz, wo sie den Rhein überschreiten und auf der deutschen Seite nach Basel verlängert werden sollte. Die Ausführung dieses Plans scheiterte hauptsächlich an der Opposition Basels. Mögen die Motive für diese Opposition gewesen sein welche sie wollen, so kann sich doch die Schweiz Glück wünschen daß es nicht zur Ausführung gekommen ist. Und gewiß war es eins der größten Verdienste das sich der englische Ingenieur Stephenson erworben hat, als er die Ausführbarkeit und Wünschbarkeit eines Eisenbahntracts erkannte und nachwies, der vom Thalwege des Rheins ablenkend und auf schweizerischem Gebiete den Hauenstein überschreitend die in jeder Beziehung so wichtige Grenzstadt Basel auf dem kürzesten Wege mit dem innern Lande verbinden soll. Solange von Seiten des Deutschen Bundes ein Angriff gegen die Schweiz auch nur zu den politischen Möglichkeiten gehört, wäre es eine unverantwortliche Thorheit, wenn diese bei ihren Bahnbauten die Rücksichten auf ihre Vertheidigung völlig aus den Augen setzen und vielmehr zur Erleichterung eines Angriffs selbst noch die Hand bieten wollte.

In der Schätzung der Streitkräfte welche die Schweiz zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit, ihrer Freiheit und ihres Wohlstands zu verwenden vermag, geht der Verfasser von positiven Daten aus und von Dem was zur Zeit des Sonderbundskriegs wirklich geleistet worden ist. In mancher Beziehung verhält sich darum seine Schrift ergänzend und erweiternd zu dem vom verstorbenen Obristlieutenant Uebel im Jahre 1838 entworfenen Plan einer Vertheidigung der Schweiz gegen einen von Frankreich her sie bedrohenden Angriff. Denn es sind jetzt viel zahlreichere Streitmassen mit denen auch die Schweiz zu operiren vermag. Dies ist die Folge ihrer erst in den letzten Jahren ins Leben getretenen Volkswehrverfassung, die trotz einigen Mängeln und Fehlern unbedingt zu den gelungensten politischen Schöpfungen der Neuzeit gehört, da in ihr vollständiger als irgend sonst wo die eigentliche Aufgabe der Militairpolitik gelöst ist: möglichst große Leistungen im Kriege neben möglichst geringen Opfern des Volks im Frieden.

Auch der Verfasser erkennt es, wie jeder sachkundige Militair, ausdrücklich an daß die Schweiz nie und nimmer eine wirksame Offensive zu ergreifen vermag; es sei denn als Verbündete einer andern Macht, oder im Rückschlage einer bereits gelungenen Vertheidigung. Handelt es sich dagegen um einen Kampf der Nothwehr, so geht aus jeder Seite auch seiner Erörterungen hervor daß man in diesem Falle wol die kleine Schweiz zu den militairischen Großmächten zählen muß, mit welcher die angreifende Macht kein leichtes, vielleicht sogar ein sehr gefährliches Spiel hätte. Und Dies wäre selbst jetzt schon der Fall, ehe noch die Eidgenossenschaft mit der Vollendung ihres Eisenbahnnetzes zugleich ihr Vertheidigungssystem vervollständigt hätte. Jeder Schweizer wird sich also dieses Zeugnisses eines kenntnißreichen, erfahrenen und vorurtheilsfreien ausländischen Militairs erfreuen, der im Vergleiche zum Volksheerwesen die eigenthümlichen Mängel und Vorzüge der stehenden Heere sehr wohl kennt und zu schätzen weiß, der aber nicht so sehr im specifisch-militairischen Kastengeiste befangen ist um die letztern zu überschätzen. So mag denn die Schweiz, wenn sie nur sich selbst nicht verläßt, auch der nächsten Zukunft getrosten Muths und mit dem Bewußtsein entgegengehen daß sie sehr wohl im Stande ist den hochmüthigen Trotz auf angebliche Uebermacht, wenn er Ungebührliches und ihre Ehre Schändendes von ihr fodern sollte, mit Nachdruck in gemessene Schranken zu weisen. Die Schweiz wird solange stark bleiben als sich das Volk und seine Führer nicht einschläfern lassen. Und wir hoffen und glauben daß das schweizerische Volk wachsam und auf der Hut sein wird; daß es gerade in dieser kritischen Periode des nur gegen wehrlose Völker erneuerten Faustrechts des sinnigen Spruchs eines großen Dichters und Denkers eingedenk sein wird:

Nur dieses eine mal lass' dich nicht fangen,
So bist du hundert mal entgangen.

42.

Düsseldorfer Liederalbum. Sechs Lieder mit Pianofortebegleitung. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 1851. Gr. Folio. 6 Thlr. 20 Ngr.

„Eintracht schafft Macht!" Dieser triviale Spruch drängt sich uns in die Feder, indem wir uns bemühen öffentlich Rechenschaft zu geben von dem freundlichen Eindrucke, welchen das in der Ueberschrift genannte neue, überaus schöne Erzeugniß der unablässig thätigen Arnz'schen Kunstanstalt in Düsseldorf auf uns gemacht hat; denn drei Künste treten uns hier in schwesterlichem Bunde entgegen, innig verschlungen und doch jede in ihrer vollen Persönlichkeit nach demselben Ziele strebend, welches aller Kunst in der Herstellung des wahrhaft Schönen gesetzt ist.

Es ist ein überaus glücklicher Gedanke redende und singende Bilder und illustrirte, verkörperte Gesänge und Lieder auf einem und demselben Blatte darzustellen und so gleichsam drei Göttern auf Einem Altar zu opfern. Es ist aber dieser glückliche Gedanke auch von den geschicktesten Händen, von den tüchtigsten Künstlern ausgeführt und auf diese Weise ein Kunstwerk hergestellt worden welches einen Jeden erfreuen muß, und liebte er auch nur eine von den drei Künsten welche hier verherrlicht werden; in seiner vollen Kraft aber wird es erst da wirken, wo es, durch den Zauber der Menschenstimme belebt, in weichen, seelenvollen Melodien sich uns ans Herz schmiegt. Ja erst dann erfüllt das schöne Album seinen Zweck ganz. Die innere Einrichtung desselben ist aber folgende. Auf sechs Blättern haben ebenso viele zeichnende Künstler und Musiker und vier Dichter es versucht in Bild, Wort und Ton echt harmonisch sich auszusprechen: die Poesie führt natürlicher- und billigerweise das Wort, die Malerei verkörpert es in Landschaft und Menschengestalt, die Musik endlich leiht den Ton, damit das Ganze so recht äußerlich und innerlich vernommen werde. Den Vorwurf des ersten Blatts gibt ein Gedicht von

Wolfgang Müller: „Auf dem Rheine", zu welchem der geniale, gemüthliche Henry Ritter ein reizendes Bild einer Rheinfahrt in mittelalterlichem Costume voll echten, tiefen Humors geliefert, Julius Rietz aber die Weise componirt hat, wovon jedoch hier wie bei jedem folgenden nur der Anfang auf dem Hauptblatte selbst, das Ganze aber sammt Klavierbegleitung auf einem besondern, schön gestochenen Blatte beigelegt ist, wodurch die musikalische Benutzung gar sehr erleichtert wird. Eichendorff's schönes Lied „Der stille Grund" bildet den Inhalt des zweiten Blatts, zu welchem O. Achenbach die meisterhaft gedachte und ausgeführte Illustration — eine Mondscheinlandschaft von zauberhafter Wirkung — Ferdinand Hiller aber die sehr gelungene Composition geliefert hat. Ein gar freundliches Bild tritt uns in Nr. 3 entgegen: „Der Gärtner", Gedicht von Möricke, Zeichnung von W. Camphausen und Composition von R. Schumann, im Zusammenklang jedenfalls eins der ansprechendsten der Sammlung. Das vierte Blatt imponirt sofort durch die großartige Einfachheit der malerischen Composition und die Sicherheit und ausdrucksvolle Correctheit der Zeichnung; sie ist das Werk Lessing's und verkörpert E. Geibel's tiefwahres Gedicht „Streich aus, mein Roß, die Flanken hoch!" u. s. w., zu welchem J. Tausch eine richtiges Verständniß bezeugende Melodie gegeben hat. Wo die Besten sich sammeln wie hier, da gibt es Wettkampf; und so will es uns bedünken als ob das fünfte Blatt dem vierten selbst die Palme des Siegs streitig machen wollte und könnte: ein Ave Maria tönt uns hier aus den schönen Worten Geibel's, aus der unübertrefflich schönen Zeichnung A. Achenbach's und der frommen Weise des trefflichen Componisten R. Franz entgegen. Wie muß ein Dichter sich freuen, von solchen Künstlern so verstanden und verherrlicht zu werden! Das letzte Bild gibt einem kleinen lieblichen Gedichte von Eichendorff „Die Nachtigallen" Gestalt und Leben in einer gar reichen und freundlichen Darstellung von R. Jordan und der nicht minder gelungenen Composition von C. Reinecke, dem die Gottheit die Gabe des Gesangs im umfassendsten Sinne des Worts verliehen hat. Denkt euch dazu noch die sorgfältigste Ausführung durch die höchste Kunst der Lithographie in Farbendruck, so vollkommen wie er bisjetzt wol schwerlich geliefert worden, Titelblatt und Umschlag in geschmackvoller Eleganz: und ihr habt die ungefähre Vorstellung von einer Kunstgabe, die wir zu den schönsten rechnen müssen welche uns die neueste Zeit in dieser Art gebracht hat. Dem Unternehmer sprechen wir dafür ebenso wol unsere vollste Anerkennung und Achtung wie unsern Dank aus für den hohen Genuß welchen uns sein schönes „Liederalbum" gewährt hat. Möge es nicht ohne Fortsetzung bleiben!

43.

Die Thiere und der Mensch.

Kant sagt daß die obere Erkenntnißkraft schlechterdings nur auf dem Vermögen zu urtheilen beruhe. „Demnach wenn ein Wesen urtheilen kann, so hat es die obere Erkenntnißfähigkeit. Findet man Ursache ihm diese letztere abzusprechen so vermag es auch nicht zu urtheilen. Die Verabsäumung solcher Betrachtungen hat einen berühmten Gelehrten veranlaßt, den Thieren deutliche Begriffe zuzugestehen. Ein Ochs, heißt es, hat in seiner Vorstellung vom Stalle doch auch eine klare Vorstellung von seinem Merkmale, der Thür, also einen deutlichen Begriff vom Stalle. Es ist leicht hier die Verwirrung zu verhüten. Nicht darin besteht die Deutlichkeit eines Begriffs, daß Dasjenige was ein Merkmal vom Dinge ist klar vorgestellt werde, sondern daß es als ein Merkmal des Dinges erkannt werde. Die Thür ist zwar etwas zum Stalle Gehöriges und kann zum Merkmal desselben dienen, aber nur Derjenige der das Urtheil abfaßt: Diese Thür gehört zu diesem Stalle, hat einen deutlichen Begriff von dem Gebäude, und Dieses ist sicherlich über das Vermögen des Viehs." (Sämmtliche Werke, Ausgabe von Rosenkranz und Schubert, I, 72.) Gleich darauf fügt Kant noch hinzu: „Ich gehe noch weiter und sage: Es ist ganz was Anderes die Dinge voneinander unterscheiden, und den Unterschied der Dinge erkennen. Das Letztere ist nur durch Urtheilen möglich und kann von keinem unvernünftigen Thiere geschehen."

Hiermit ist die thierische Erkenntnißfähigkeit von der menschlichen aufs schärfste gesondert. Die Thiere werden von gleichen Dingen auf gleiche, von verschiedenen auf verschiedene Weise afficirt und sie erinnern sich der gleichen oder verschiedenen Affection. Sie haben also Merkmale woran sie den Menschen erkennen und ihn vom Thiere unterscheiden; sie haben Merkmale woran sie ihren Freund, ihren Feind, ihre Beute erkennen und diese voneinander unterscheiden. Unsere Hausthiere unterscheiden sehr gut die zum Hause Gehörigen von den Fremden. Sogar Schwalben unterscheiden die Leute des Hauses von Fremden, indem sie vor jenen ungescheut ihre Geschäfte verrichten. Eine gezähmte Kröte unterschied die Glieder der Familie von Fremden, denn von erstern ließ sie sich ruhig streicheln und sanft schlagen, vor Fremden verbarg sie sich. Noch auffallender ist folgendes Beispiel: Ein Papagei rief, wie er es von der Familie gehört hatte, den weißen Pudel im Hause mit Namen Kokko; nachher rief er jeden Hund, auch von noch so verschiedener Farbe und Race, ebenso. (Vergl. Schmarda, „Andeutungen aus dem Seelenleben der Thiere", S. 43.) Der Papagei hatte also trotz der verschiedenen Hundeformen dennoch eine Vorstellung von der Gleichheit aller, von ihrer Gehörigkeit zu einer Gattung.

Aber etwas Anderes ist es, Unterschiedenes zu unterscheiden und Gleiches als gleich zu erkennen, und wieder etwas Anderes sich den Unterschied und die Gleichheit als solche zum Bewußtsein zu bringen. Den Freund vom Feind, den Hund vom Hirten, den Stall von der Wiese unterscheiden kann freilich auch der Ochs, aber den Unterschied von dem Allem sich deutlich und abgesondert zum Bewußtsein bringen kann nur der Mensch. Darum hat nur der Mensch Begriffe; denn um Begriffe zu haben, muß man angeben können worin der Unterschied der unterschiedenen und die Gleichheit der gleichen Dinge besteht. Das Thier erkennt zwar die unter einen Begriff gehörigen Dinge, oder um es in der Sprache der Logik auszudrücken, den Umfang eines Begriffs; aber nicht die in dem Begriff enthaltenen charakteristischen Merkmale oder den Inhalt des Begriffs. Daher kann der Ochs wol wissen daß der Stall nicht die Wiese und die Wiese nicht der Stall ist, beide aber definiren und über ihren wesentlichen Unterschied Rechenschaft geben durch Urtheile, wie etwa: Der Stall ist die Behausung, die Wiese der Weideplatz des Thieres, Das geht über das Vermögen des Ochsen. „Totaleindrücke von ähnlichen Gegenständen, zusammengeflossene Vorstellungen von Bäumen, Häusern, Menschen u. dergl. hat ohne Zweifel auch der Wilde und das Thier; aber hier fehlt die Entgegensetzung des Abstracten gegen das Concrete. Der allgemeine Begriff hat sich nicht abgelöst von seinen Beispielen." (Herbart, „Lehrbuch zur Psychologie", S. 25.) Haben doch sogar auch sehr viele cultivirte Menschen von den meisten Dingen nur unbestimmte, undeutliche Begriffe und würden daher in große Verlegenheit kommen, wenn sie Rechenschaft ablegen sollten über den Inhalt der Begriffe: Mensch, Thier, Pflanze, Geist, Seele, Liebe, Tugend, Ehre u. s. w. Sie wissen wol was darunter gehört, aber nicht was darin steckt.

Aus diesem Mangel an Abstractionsvermögen, an abgesonderter Verdeutlichung des gleichen Wesens einer Vielheit von Erscheinungen, entspringt aber bei den Thieren nicht blos der Mangel an allgemeinen, unabhängig von einzelnen gegenwärtigen Beispielen im Bewußtsein vorhandenen Begriffen, sondern auch der Mangel an allgemeinen Sätzen, wie der Mensch sie durch Erfahrung sich bildet. Die Thiere machen wol auch Erfahrung und handeln so als hätten sie Erfahrung; aber sie können die aus der gemachten Erfahrung entspringenden Lehren

nicht in Form von allgemeinen Sätzen sich zum Bewußtsein bringen und im Gedächtniß aufbewahren, welche Fähigkeit den Menschen in den Stand setzt, nicht blos die gegenwärtig vorliegenden Fälle richtig zu beurtheilen, sondern auch schon die zukünftigen zu anticipiren. Der Hund z. B. erinnert sich zwar bei einem vorkommenden Falle der dagewesenen gleichen Fälle und erwartet alsdann auch dieselben Folgen wieder wie bei den frühern Fällen; also wenn er den Herrn Hut und Stock ergreifen sieht, springt er freudig in die Höhe und hält sich zum Ausgehen bereit; oder nachdem er mehre male eines Vergehens wegen gezüchtigt worden, verbirgt er sich wenn er dasselbe wieder begangen hat. Aber von dieser Erinnerung gleicher Fälle und ihrer Folgen bis zu den allgemeinen, auch für alle noch zukünftigen Fälle gültigen Sätzen: So oft der Herr Hut und Stock ergreift, geht er aus, und: So oft ich mir dieses zuschuldenkommen lasse, bekomme ich Prügel, ist noch ein weiter Schritt, den der Hund nicht zu thun vermag. Nur der Mensch kann durch Induction aus einer Anzahl gleicher Fälle allgemeine Grundsätze bilden und diese zu Maßstäben künftiger Fälle und zu Lenkern seiner zukünftigen Handlungen machen. Daher schreiben wir auch nur dem Menschen Vernunft zu, den Thieren aber blos Verstand.

Der Unterschied zwischen Verstand und Vernunft ist gleich dem Unterschiede zwischen intuitivem, unmittelbarem, und discursivem, mittelbarem Wissen. Die Thiere handeln oft überraschend klug und verständig, aber niemals vernünftig, d. h. sie handeln aus unmittelbarer Intuition, aber nicht nach Begriffen und Grundsätzen.

Folgende Beispiele können Dies erläutern. So oft ein Hummer eine Auster ergreifen wollte, schloß diese die Schalen; nach mehren misglückten Angriffen nahm er ein Steinchen und schob es als die Auster die Schale wieder öffnete hinein, sodaß ein ganzes Schließen unmöglich war, worauf er die Auster bequem auffraß. War in diesem Fall die kluge, zweckmäßige Handlung des Hummers etwa aus dem allgemeinen Grundsatz entsprungen: Das Schließen von Oeffnungen kann man durch Zwischenschieben von Körpern verhindern? Oder in jenem merkwürdigen Falle eines Elefanten zu London, der einen Sixpence, weil er zu nahe an einer Wand lag, mit dem Rüssel nicht aufheben konnte und nun mit großer Kraft einen Luftstrom gegen die Wand blies, welcher sich dort unter einem solchen Winkel brach daß er das Geldstück in die Nähe des Elefanten trieb, worauf dieser es bequem mit dem Rüssel aufhob, war da die kluge Handlung des Elefanten aus der Kenntniß von dem Gesetz der Luftströmungen entsprungen?

Weil das Thier zwar Verstand, aber keine Vernunft hat, kann es auch den Tod nicht vorhersehen. Denn dazu wäre erfoderlich daß es aus vielen wahrgenommenen einzelnen Sterbefällen den allgemeinen Satz zu abstrahiren vermöchte: Das Thier ist sterblich. Abstrahiren kann es aber eben nicht. Das Thier bleibt immer bei dem Gegenwärtigen stehen und erkennt zwar aus einer gegenwärtigen Wirkung ihre Ursache, wählt zu einem gegenwärtigen Zweck die richtigen Mittel, aber bringt es nicht zur Erkenntniß allgemeiner, für alle Zeiten gültiger Gesetze, weshalb es auch nicht wie der Mensch Wissenschaft hat.

Eine weitere Folge des Mangels an Abstractionsvermögen ist, daß das Thier auch nicht zum Bewußtsein über sich selbst kommt, nicht über sich selbst reflectirt und sich Rechenschaft über sein eigenes Wesen ablegt. Im Gedanken sich über seine eigene Individualität zu erheben und im Bewußtsein seiner Gattung zu urtheilen: Ich bin Thier, sowie der Mensch von sich das Bewußtsein hat: Ich bin Mensch, Das geht über das Vermögen des Thieres. Das Thier durchläuft zwar verschiedene, angenehme oder unangenehme Zustände und ist mit den Objecten der Außenwelt mannichfach beschäftigt, hat also Selbstgefühl und Bewußtsein, aber Selbstbewußtsein, d. h. Einkehr in sich und Reflexion über sich selbst, diese nicht immer beneidenswerthe Gabe ist nur dem Menschen vergönnt, weil nur er das Vermögen hat sich in einer Vielheit von Erscheinungen die Gattung, das gleiche Wesen zum Bewußtsein zu bringen, sich selbst also ebenfalls unter eine Gattung zu stellen und über sich zu urtheilen. So verschieden daher die Gattungsbegriffe sind die der Mensch bildet, seien es nun physische, oder ethische, oder politische, oder ästhetische, oder religiöse, so verschiedene Maßstäbe der Selbstbeurtheilung hat er auch. Daher weiß der Mensch nicht blos von sich daß er zur Gattung der Menschen gehört, sondern er rubricirt sich auch unter die Begriffe des Geschlechts, der Race, des Lebensalters, der Nation, der politischen oder religiösen Secte, der ästhetischen und ethischen Beschaffenheit. Er hat also ein mannichfaches Selbstbewußtsein über sich, während das Thier nur ein mannichfach modificirtes Bewußtsein von der Außenwelt hat.

Mit Recht nennt man daher Menschen die ihr Leben lang ganz mit ihrem Bewußtsein in die Außenwelt versenkt bleiben und nie zur Besinnung über sich selbst kommen, nie in sich einkehren und sich die Frage vorlegen: Was bist du? — viehisch. Kinder und Wilde, die noch nicht zur Reflexion über sich selbst gekommen, stehen darum dem Thiere näher als dem denkenden, selbstbewußten Menschen. Noch ist zu bemerken daß wegen Mangels an Begriffen das Erinnerungsvermögen der Thiere ein weit beschränkteres ist als das des Menschen. Die Thiere erinnern sich bei einem vorkommenden Fall des früher schon dagewesenen gleichen Falls und Dessen was damit in Verbindung stand. Karpfen stellen sich auf den Ton einer Glocke ein, weil sie bei diesen Klängen wiederholt gefüttert worden, gerade so wie Hühner und Tauben sich zusammenfinden, wenn sie jene Töne vernehmen mit denen sie sonst zur Fütterung gelockt wurden. Ein Hund dem man öfters Moschus unter die Nase gehalten und dabei Peitschenhiebe gegeben hatte, lief bei dem mindesten Moschusgeruche in Erwartung von Prügeln eiligst davon, und diente so bei einem physiologischen Experiment zur Entdeckung einer möglichst kleinen Menge Moschus, die aus den Verdauungsorganen in die Substanz des Körpers übergegangen war. (Vergl. das angeführte Buch von Schmarda, S. 51.)

Aber in allen diesen und ähnlichen Fällen ist die Rückerinnerung der Thiere immer gebunden an eine gegenwärtige Wahrnehmung oder Empfindung, bei der sie sich alsdann der frühern gleichen und der damit verbunden gewesenen Umstände erinnern. Der Mensch hingegen braucht nicht zu warten bis eine gegenwärtige Erscheinung ihn an eine frühere erinnert; sondern er kann durch einen Begriff auf ein mal an viele darunter gehörige Erscheinungen erinnert werden. Hört er z. B. das Wort Reise, so erinnert er sich gleich an die Reisen die er entweder selbst gemacht oder von Andern gelesen hat. Jeder allgemeine Begriff weckt im Menschen eine Menge von Erinnerungen, weshalb so oft im Gespräche, wenn Einer ein Wort fallen läßt, der Andere ihn damit unterbricht: Weil Sie gerade davon sprechen, so erinnere ich mich an Das und Das.

So wie also durch Vernunft, als das Vermögen der Begriffe, des Menschen Vorblick in die Zukunft ein viel weiterer und umfassenderer ist als der des Thieres, so auch sein Rückblick in die Vergangenheit.

Ob aber diese Gabe beneidenswerth sei, Das ist freilich eine andere Frage. Im Genuß des gegenwärtigen Glücks, den das Thier ungetrübt genießt, wird der Mensch freilich oft durch Vorblick in die Zukunft und Rückblick in die Vergangenheit gestört; aber andererseits gewährt ihm auch dieser Vor- oder Rückblick oft Entschädigung für die freudenlose Gegenwart.

41.

Neue Reisebilder aus Californien und dessen Umgegend.

An Excursionen aller Art nach Californien ist so wenig ein Mangel daß wir bereits eine eigene Californien-Reise-Gold-Literatur besitzen. Aber solche Schriften über das Gelobte Land

der Nichtverheißung, die mit dem richtigen Touristentakt auch die Gabe der Beobachtung verbinden und jene Selbständigkeit der Auffassung, die sich als Charakter bewährt und sich von dem allgemeinen Strudel und Wirbel, von der bodenlosen Hast und Gier die Alle befangen hat, nicht blenden, hinreißen und berücken läßt, gehören allerdings zu den seltenen. Ein solches Werk, dem diese Anerkennung gar sehr gebührt, ist das jüngsterschienene englische Reisewerk: „**An excursion to California over the Prairie, Rocky-mountains and Great Sierra Nevada, with a stroll through the diggings and ranches of that country. By *William Kelly*.**" (2 Bde.) In diesem Werke herrscht kein alberner Schwindel, sondern eine ungemeine Selbständigkeit der Auffassung, ein natürliches Wesen, was fremde Eindrücke nicht so leicht für baare Münze gelten läßt, und eine bei aller Einfachheit sehr pittoreske Darstellung. Der Verfasser schildert uns die wilde Schönheit der Prairie, die hochromantische, oft grausenhafte Einsamkeit der Rocky-mountains, die unersättlichen Schlinger und nimmersatten Vielfraße des „gold-country", die merkwürdigen und zugleich peinlichen Aspecte der Goldstädte mit gleich gewandtem und sicherm Pinsel und mit einer bis ins Einzelnste consequenten daguerreotypischen Treue. Er producirt und portraitirt uns die Goldgräber, Goldschaufler und Goldanbeter (goldworshippers) wie sie sind, wirklich sind, und ohne von californischem Wesen und Treiben und den Wundern dieses Kanaan des feilen Mammons getrübt und bestochen zu sein: „he appears to have been comparatively, if not entirely, free from the contagion", um uns einer fremdsprachigen, aber kritisch-vorsichtigen und eben darum um so probatern kritischen Trope zu bedienen. Das Vorzüglichere an dem fraglichen Werk ist unstreitig daß es nicht das Factische und Praktische des wüsten Goldlandes allein, sondern auch die sittlichen Phänomene ins Auge faßt, die der fort und fort noch Gold in Massen dahinrollende und weit Mehres noch in seinen tiefen und tiefern Bergschluchten weissagende Sacramento schon, leider, leider, zutagegefördert hat und fort und fort in erhöhterm und erschreckenderm Maße zutagefördern wird. Wunderbar und tiefsymbolisch daß das Gold nun zum wahren factisch beglaubigten „Sacrament" der Menschheit geworden ist, der Menschheit die desto tiefer und erbärmlicher sich physiognomirt je mehr eben das Gold ihr alleiniger Cultus wird! Doch discutiren wir darüber nicht! Was kommen muß, kommt; der Ausgang steht in den Sternen geschrieben; heben wir vielmehr aus dem vielformig-interessanten Werk einige Einzelpartien, Züge und Skizzen aus.

Hier zuerst die mit anschaulichster Prägnanz gegebene Schilderung eines Prairiebrandes:

„Wir bemerkten von dieser Anhöhe aus vor uns eine schwärzliche Aufwirbelung, waren aber zur Zeit nicht im Stande zu bestimmen ob Dies Staub oder eine niedrig ziehende schwarze Wolke sei. Als wir jedoch näher kamen, wurden unsere Bedenken bald gelöst. Es war Rauch der aus einer Prairie aufstieg, die gerade von der Richtung und dem Pfade her den wir einzuschlagen hatten in hellen Flammen stand. Die Flammen rückten mit einem günstigen Winde in reißender Schnelle uns entgegen. Ich befahl sogleich die Prairie leewärts (unter dem Winde) von uns an verschiedenen Stellen in Brand zu stecken und sogleich das Leitpferd mit der Glocke einzufangen, weil ich fürchtete daß ohnedies die freilaufenden Thiere sich zum Durchgehen dürften verleiten lassen. Mittlerweile kam das Feuer, sich nach Nord und Süd beinahe drei (englische) Meilen ausdehnend, näher und näher auf uns zugebraust und bot uns ein grossartig-schreckliches Schauspiel dar. Unser nächstes Manoeuvre war daß wir die sämmtlichen Wagen in den durch unsere eigenen Feuer, die wir angezündet, gelichteten Raum brachten und Pferde und Maulesel fest an diese Wagen anlegten. Der Rauch kam in dichten heißen Wirbeln, in Säulen, Gewinden, Guirlanden, in allerlei phantastischen Bildungen vor den Flammen dahergetrieben; unsere Thiere schnaubten und schüttelten sich zitternd vor Furcht und Entsetzen, bäumten sich hoch auf, zerrissen ihre Bande und rasten wild ins Weite, bis sie die Flammen von hinten erreichten; dann jagten sie wie toll wieder rückwärts und stürzten sich in wilder Flucht und Verwirrung auf die Rückgebliebenen. Die Hitze fing jetzt an unerträglich zu werden, denn unsere Linie befand sich nicht über 15 Fuß von dem Rande des nichtbrennenden Grases, abwärts nach der Windseite zu, und wir konnten mit den Wagen nicht zurück ohne die Thiere loszumachen. Wie das verzehrende Element näher kam, flogen und sausten brennende Bündel nach allen Richtungen hin in der Luft und bedrohten unsere Wagen, die Wagendecken und die Pulverfässer mit der schrecklichsten Gefahr. Allein die Hitze erreichte jetzt einen so hohen Grad daß wir genöthigt waren sie ihrem Schicksal zu überlassen und uns selbst auf den Boden niederzuwerfen; der Rauch selbst erglühte jetzt in düstern Flammen, und es entstand eine so sengende Temperatur und daraus wieder eine solche Schwere, ja fast Unmöglichkeit des Athmens, daß Mehre von uns die von zarterer Lungenbeschaffenheit waren in Convulsionen verfielen. Doch diese schreckenvollen Momente gingen rasch vorüber. Noch einige Secunden und auch der letzte Grashalm war vom Feuer abgesengt, und das Ungeheuer das uns in seinen glühenden Schlund hinabzulecken drohte verschwand auf den Flügeln des Windes und ließ Nichts hinter sich zurück als rund umher eine kahle geschwärzte Ebene. Ich hatte öfter Beschreibungen von Bränden der Prairie gelesen und war so gleichsam vertraut geworden mit der Art und Weise wie man sich bei solchen Ereignissen benehmen soll; allein die beschreibende Gewalt der Feder eines Washington Irving oder die beredte Malerei eines Cooper sind nur zahm und schwach im Vergleich zu der schreckenvollen Wirklichkeit."

Lassen wir auf diese Flammenscene in der einsamen Prairie eine ganz verschiedenartige Scene folgen mit völlig abweichender Staffage in den Personen und tiefstragischem Interesse in den Ausgängen.

„Vor Tagesanbruch", erzählt der Verfasser, „erblickten wir eine lange Strecke vor uns ein Feuer, und als wir näher kamen, konnten wir Gestalten bemerken die sich um dasselbe herum bewegten, ohne noch unterscheiden zu können ob es Indianer waren oder nicht. Nachdem wir uns ihnen noch weiter genähert, unterschieden wir beim Schein des Feuers zwei Wagen oder Fuhrkarren, die mit eins unsern Argwohn schwinden machten und uns zugleich auf die Nähe von Wasser schließen ließen. Die Leute waren, wie es sich nun ergab, eine Abtheilung von einer Schar Auswanderer, die nordwärts her über die Bergpässe in die weite unermeßliche Ebene herabgekommen waren. Die Erzählung, die sie von ihren ausgestandenen Leiden machten, war wahrhaft herzzerreißend und ward auf tiefes Mitleid erregende Weise bestätigt nicht allein durch ihr eignes wüstes, abgezehrtes, leichenhaftes Ansehen, sondern auch durch den elenden, ausgemergelten Zustand, worin sich ihre Thiere befanden. Noch hatten diese Armen mannichfache Strapazen zu erdulden, die aber doch Nichts waren im Vergleich zu den unbeschreiblichen Schrecknissen und dem Elend das Die schon auszustehen gehabt die noch hinter ihnen zurück waren. Diese bestanden hauptsächlich aus solchen Familien die vom Norden herüberkamen um sich in Californien eine feste Niederlassung zu begründen. Ihre Fuhrkarren waren größer, schwerfälliger überhaupt und schwerer beladen mit einer größern Quantität von Lebensmitteln und solchen Dingen die zu den unerlaßlichen Bedürfnissen einer Familie gehören, denn ein großer Theil dieser Nachzügler bestand aus Frauen und Kindern. Schon von Haus aus waren diese gewichtigen Gepäckwagen schwer fortzubewegen, aber wie nun erst die Zugochsen lendenlahm wurden und Fußgeschwüre bekamen, und die Aermsten auf Lagerplätze stießen, wo alles Kraut und Gras abgeweidet war durch die Massen die diese Wege schon vorher durchzogen hatten, da erst ging der Reisezug auf die traurigste Weise langsam; sie waren gezwungen lange Halte von mehren Tagen zu machen, was ihren Marsch dergestalt verzögerte daß

die günstige Jahreszeit vorüberging; schon wurden die Berggipfel der Sierra Nevada sichtbar, deren Spitzen und Bergpässe, bereits mit ihrem Winterkleide angethan, den erschöpften Reisenden als eine furchtbare Tod und Verderben drohende Scheidemauer entgegenstarrten. Jetzt, aber leider zu spät, erheischte es die unerbittliche Nothwendigkeit daß die Reisenden eine durchgängig-strenge Revision ihres Gepäcks vornahmen, und Lebensmittel, Kleidungsstücke, Zubehör, Geräthschaften und Hausrath aller Art mußten beiseitegeworfen werden. Wäre Dies früher geschehen, leider zu allen Zeiten ein grausames Rettungsmittel, so wäre ihnen ihre Ankunft am Orte ihrer Bestimmung jedenfalls früher gewiß gewesen. Nun begann der schreckenreiche Aufstieg die winterlichen Berge, die furchtbare Sierra Nevada hinauf mit ledigen Wagen. Männer und erwachsenere Burschen packten sich das Wenige auf was sie fortbringen konnten. Sieche, ganz entkräftete, ja schwangere Frauen und Mütter wateten durch die Schneetriften mit ihren jüngsten Kleinen auf den Rücken. Allein von allen Denen, die Dies verzweifelte, aber unvermeidliche Wagstück unternahmen, waren nur Wenige so glücklich die in Schnee und Eis starrenden Felsgipfel zu erreichen, die ihnen von fern eine trügerische Aussicht zuwinkten in ein noch ferneres Land der Verheißung, und diese wenigen Glücklichen konnten ihr fernes Ziel nur erreichen, indem sie Alles was sie je ihren Besitz genannt, die Wagen, die abgemagerten Thiere, jegliches Geräth u. s. w. hinter sich zurückließen, mit Ausnahme des armseligen Bündels, das sie halbgebrochenen Leibes im Stande waren über die steilen eisigen Bergpässe dahinzuschleppen. Die Zurückbleibenden machten aus ihren Wagen Verschanzungen, huckten und huschelten sich dicht darin zusammen und versuchten es unter diesem elenden Schutz ihr und ihrer Thiere Leben zu fristen bis zur Wiederkehr der günstigen Jahrszeit. Vergebens! die aufreibende Härte und Strenge dieses hülflosen, obdachlosen Lebens raffte sie fast Alle dahin, und stahlharte Männer wie schwächliche Frauen und zarte Kinder fanden ihr Grab in dem kalten Leichentuch des sie überwirbelnden Schnees. Darin bleichen nun ihre Gebeine, wie in der sengenden Wüste die Gebeine der vom heißen Sandsturm überfallenen Karavanen bleichen."

Ja, das in unsern Tagen zur traurigen Leidenschaft gewordene Princip der Auswanderung hat auch seine tiefe, empörende Tragik. Nur daß diese Tragik Nichts hilft und kein noch so gräßliches Beispiel mächtig und überzeugend genug ist um von neuen verblendeten Opfern ihr leider selbstgewähltes Loos abzuwenden!

Das Goldgraben und Goldwaschen im Sacramento und andern tiefer in die Berge hineingehenden Bächen schildert der Autor sehr ausführlich fast ganz so wie wir es schon aus den Gerstäcker'schen Mittheilungen kennen. So ergiebig sind noch jetzt die meisten Stellen, daß eine geschickte und thätige Hand bei acht Stunden Arbeit pro Tag für $1\frac{1}{2}$ Dollar in der Stunde oder für 12 Dollars den Tag an Ausbeute gewinnen kann. Ganz ausführlich beschreibt der Verfasser den Apparat des Goldfassens, Siebens und Waschens an den ungünstigern Stellen, deren es allerdings bei der mehren und mindern stets wechselnden Tiefe der Gewässer gar viele gibt. Bei dem Aussieben des Goldes bewährt sich besonders das Instrument der „Wiege", das schon Gerstäcker beschreibt, noch immer als trefflich und unentbehrlich.

Aber das Gold ist zuletzt doch nur der Götze, Verlocker, Verführer, ja Teufel der Menschheit, und von diesem sittlichen Standpunkt aus hat der Verfasser der „Excursion to California" das neue, heutige Californien und die darin ihr Wesen treibende Menschheit sehr wahr und richtig aufgefaßt. Wie man sich dort gegenseitig, Alles infolge des Goldes und der Gier nach Gold, täuscht, betrügt, berückt, raffinirt-bübisch hintergeht, sich Schimpf, Schande und Leidwesen aller Art mit geflissentlicher Niederträchtigkeit bereitet, hat er auf erschöpfende Weise zutagegelegt. Nur allein der Betrug, den eine Goldgewinn-Societät der andern durch den Verkauf solcher Plätze, die sie selbst schon als völlig unergiebig erkannt, ja wol selbst schon rein ausgebeutet hat, spielt, geht ins Kolossale. In dieser Art von Betrug, wobei der annoncirende Schematismus immer dahinlautet: „A valuable site is for sale etc." suchen besonders die Mexicaner ihresgleichen, und die ehrlichen Deutschen gerade müssen es häufig genug ausbaden. Daß doch der Deutsche nie und nimmer aufhört Nichts weiter als „ehrlich" zu sein!

Wo der Goldteufel, der Beelzebub des blitzenden Mammons, herrscht und waltet, da herrscht und waltet auch gleich der noch entsetzlichere Spielteufel. Die Illustrationen die der Autor in Betreff dieses Punkts über die „cities" von Californien: San-Francisco, Monterey u. s. w. mittheilt, sind von empörender Plastik. Vernehmen wir diese letzte Passage aus dem anziehenden und wir wollen hoffen, der warnenden Kraft nicht entbehrenden Werk William Kelly's. „Dem Spiel", so drückt er sich aus, „wird besonders in San-Francisco mit einer Gier und Andacht gehuldigt, die dem Vorrang den diese Stadt vor den übrigen Städten Californiens behauptet völlig gemäß sind. Diese Spielwuth steht in ungefähr demselben Vergleichgrade mit der «Profession» (ein trefflicher Ausdruck!) im Sacramento, wie die Ressorts der großen aristokratischen Häuser in St.-James'- und Albemarlestreet zu den Silberhöllen in den Bezirken von Leicestersquare stehen. Sie werden (die Gold-Spielhöllen in San-Francisco) nie geschlossen, weder des Morgens, Nachmittags, noch des Nachts; Bankhalter und Pointeurs kommen und gehen und lösen einander ab, und wenn ein gähnender Haufen sich mit Tagesanbruch zerstreut, so kommen dafür neue Opfer aus ihren Betten hervor und stürzen sich, als hätten sie etwas versäumt, zu dem Altar des grünen Spiel-Mammons, sodaß hier nie eine Pause eintritt. Zum Unterschied von den Spielhöllen in Leicestersquare ist aber hier in San-Francisco die hochgespannteste und betriebsamste der Spielbanken. Da wird das Spiel am gewagtesten forcirt. Es werden verschiedene Arten Spiele gespielt, je nach der Anwesenden Vorurtheil und Laune, immer aber ist es das Spiel an und für sich was früh und spät und unter allen Umständen waltet und dominirt. Man legt hier beim Spiel förmlich seine Gelder an, spielt von beiden Seiten vereins-, corporationsweise, sodaß es aus dieser ewigen Fluthöhe des Geschäfts erklärbar ist, wie ein einziges Etablissement, das Eldorado, eine monatliche Rente von 6000 Dollars zahlen kann, abgerechnet die anderweitigen Taxen und Spesen, und überdem noch seinen Eigenthümern soviel abwerfen kann um auf dem größten und elegantesten Fuß zu leben und nebenbei noch enorme Summen auf andere Speculationen anzulegen. In all diesen Spielsalons sind zahlreiche geräumige und elegante Erfrischungslocale, worin jedoch die Mannichfaltigkeit und Quantität der Getränke beiweitem die der Eßwaaren überwiegt, ein natürlicher Umstand, weil der Wein und anderlei spirituöses Wesen alle mal zum Wagniß und zur Leidenschaft aufregt. Die letztere herrscht hier auch in allen Formen unbändig, und es ist ihr in jeder Weise Gelegenheit geboten, dergestalt daß mit jedem Spieltisch ein geheimes Waffendepot verbunden ist, im Fall es etwa eine Vertheidigung gegen ein ausgezogenes Opfer gilt. Dieser Waffen wird sich gegenseitig ohne Bedenken im Fall eines Zwists oder Krawalls bedient." „Ich habe selbst gesehen", erzählt der Verfasser, „wie ein Spieler, der sich von einem andern bei einem Spielsatz übervortheilt glaubte, kaltblütig ein Pistol aus der Tasche zog und den Letztern ohne Umstände niederschoß. Dies geschah in dem Adler-Salon in der Montgomerystraße. Der Mörder rief hierauf ebenso kaltblütig den Coroner herbei, den er unter den Umstehenden erkannte, damit er die Todtenaufhebung und Untersuchung vornehme, was auch gleich auf der Stelle stattfand, wo die blutige That geschehen war. In Gegenwart des Mörders trat eine nach Willkür bestimmte Jury von «Spielern» zusammen und fällte nach kurzer Berathung ihr Verdict auf: «accidental death», bevor noch das unglückliche Opfer seinen

letzten Athem ausgehaucht. Während man den noch nicht erkalteten Leichnam fortschaffte, trat der feige Meuchelmörder schon wieder an den Spieltisch . . ." u. s. w. So Etwas ist fürchterlich und kaum auszusagen. Man sieht in den Spielsalons von San-Francisco häufig Damen Bank halten, und es ist kaum ein Land der Erde was hier nicht durch seine Delegaten vertreten wäre: Russen, Schweizer, Franzosen, Schweden, Spanier, Italiener, Türken, Juden, Chinesen, Hindostaner, Neger, Yankees, Indianer, Engländer, Schotten, Malayen und selbst die

Tumping, lumping, tearing, swearing
Ranting, roaring Irishmen!

21.

Mirabeau und der Hof Ludwig's XVI.

Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Mark, pendant les années 1789, 1790 et 1791, recueillie, mise en ordre et publiée par *A. de Bacourt*. Drei Bände. Paris 1851.

Erster Artikel.

Der wichtigste Theil dieser Correspondenz, welche vom Anfang des Jahres 1789 bis zum Monat April 1791 geht, ist die erste Hälfte und handelt von den Mitteln die Revolution von 1789 zu lenken und sie durch Mäßigung zu befestigen. Die zweite Hälfte beschäftigt sich damit, wie der König und später die Königin zu retten seien, und wollte man für beide Theile eine Aufschrift, so könnte man die Worte Lamark's nehmen (II, 285): „Es sind nicht die glücklichen Aussichten die uns fehlen; was helfen aber glückliche Aussichten wenn eine unheilbare Schwäche sie alle unbenutzt vorüberstreichen läßt." Diese Lehre bietet uns jede Seite der Correspondenz. In der That, wenn die Revolution in den Jahren 1789—91 nicht hat gelenkt und gedämpft werden können, wenn der König und die Königin nicht in den Jahren 1791—93 gerettet werden konnten, so liegt die Ursache nicht allein in den verhängnißvollen Ereignissen; nicht die Gelegenheit fehlte den Männern, sondern die Männer der Gelegenheit fehlten. Weit entfernt daß die Geschichte der Revolution uns die Lehre gibt, man müsse ruhig zusehen, zeigt sie uns vielmehr daß jene Ereignisse, die man für einen Rathschluß Gottes hält, eben nur entstehen weil man sie entstehen läßt.

Die Regierung Ludwig's XVI. vertheidigte sich nicht. Als Europa den Kopf Ludwig's XVI. und später den Marie Antoinette's im Angesicht der preußischen und östreichischen Armeen fallen ließ, so war der Grund davon der, daß das monarchische Europa weder mehr anzugreifen noch sich zu vertheidigen wußte, und einer der Correspondenten des Grafen Lamark, Pellenc, ehemaliger Secretair Mirabeau's, schildert die Zaghaftigkeit und Ungewißheit in welcher die damaligen Höfe schwebten und der Zukunft entgegensahen (III, 451).

Ludwig XVI. bietet mit seiner Unentschlossenheit, in welcher er die Tragweite der Ereignisse nicht zu begreifen vermag und die kleinlichen Mittel der alten Politik gegen eine neue Zeit und neue Menschen anwendet, ein trauriges Schauspiel dar. Diese Charakterschwäche, welche durch die Zeitumstände so sehr vermehrt wurde, ist in einem Worte des Grafen von der Provence (später Ludwig XVIII.) ausgedrückt, welcher zu Lamark sagte: „Die Schwäche und Unentschlossenheit des Königs übersteigt alle Begriffe; es ist als ob man ölige Elfenbeinkugeln vergeblich beieinander halten wollte." Hierzu kam daß Ludwig XVI. wie alle schwache Menschen den Anschein fürchtete, als gäbe er den Einflüssen seiner Umgebung, namentlich der Königin nach. Er liebte es, ohne es zu wissen, den Wünschen und Neigungen der Königin entgegenzuarbeiten. Ein Zeugniß hierfür ist eine Anekdote, welche der Graf von der Provence Lamark ebenfalls erzählte. Sie spielt unter dem Ministerium Brienne's. Dieser wollte Herrn von Breteuil entlassen haben; der König widerstand, und jemehr der Erzbischof den König Widerstand leisten sah, um so wichtiger schien es ihm Hrn. von Breteuil entfernen zu müssen. Er kam in Einem fort auf seine Entlassung zurück; endlich sagte ihm der König des ewigen Kampfes müde: „Sie wollen es, nun gut! es sei, ich willige ein; Sie werden ihn nur seine Entlassung nehmen lassen." Dann fügte er einige Augenblicke später mit einer Art Zufriedenheit hinzu: „Um so besser, c'est un homme tout à la reine!" (I, 125.)

Als Mirabeau mit dem Hofe in Unterhandlung trat und an den König und die Königin Bemerkungen und Rathschläge richtete, so traten die Inconvenienzen dieser Unentschlossenheit des Königs noch deutlicher hervor, und Mirabeau schildert diese Unschlüssigkeiten des Hofs mit einer seltenen Kraft und Lebhaftigkeit in seinen Briefen an Lamark und durch diesen selbst. „Ich habe Ursache zu glauben", sagt Lamark bedeutungsvoll, „daß der König und die Königin in mich ein so großes Vertrauen setzten als es ihnen in einer solchen Zeit nur gegen irgend Jemand möglich war, und ich bediene mich dieses Ausdrucks weil es ziemlich bekannt ist daß sie eigentlich Niemandem ganz trauten. Sie hatten Beide rechts und links ihre besondern Vertrauten. Ein Rath der von dieser Seite kam ward oft von der andern umgeworfen; die energischen Maßregeln wurden in ihrer Ausführung durch Aenderungen geschwächt, welche in einem ganz andern Sinne gegeben wurden als jene, und aus alle Dem entstand eine wirklich entmuthigende Unentschlossenheit und Langsamkeit. Ich habe es schon gesagt und wiederhole es daß dieses schwankende Vertrauen, so schädlich es der königlichen Sache auch war, doch nur etwas Natürliches an Personen war die wie der König und die Königin von allen Arten Fallstricken umgeben waren und unaufhörlich die Opfer des unerwartetsten Verraths wurden." (I, 192.)

Der König und die Königin, die sogar Lamark, dem loyalsten und gerechtesten aller Männer, nur halb trauten, mistrauten Mirabeau. Nichts ist auch natürlicher. Sie befolgten nicht nur nicht seine Plane, sondern sogar regelmäßig andere. Dann warf sich Mirabeau, der sich unnöthig fand und verachtet glaubte, wieder in die revolutionnaire Partei und überließ sich seinem Ungestüm, um auf diese Weise seinen Einfluß und seine Macht zu zeigen. Diese Unbeständigkeiten galten für Verräthereien und machten daß man ihm noch weniger traute und seine Rathschläge noch unnützer wurden.

Die Fürsten haben es weit lieber nach ihren Neigungen und ihren Persönlichkeiten als ihren Interessen und ihren Bedürfnissen gemäß bedient zu werden. Ludwig XVI. und seine Brüder konnten dieser Gewohnheit selbst der Revolution gegenüber nicht entsagen, und als Mirabeau, obwol er von ihnen bezahlt wurde, ihnen nicht auf diese zu jeder Zeit gefährliche Weise dienen wollte, als er stolz und vorsichtig dieser Abnutzung seines Geistes widerstand, so fuhr man zwar fort ihn zu bezahlen, allein man gewöhnte sich daran zu glauben daß der einzige Vortheil der Sache sei, ihn ein wenig zu erniedrigen und zu dämpfen. „Er wird uns etwas weniger Böses zufügen", sagte man. Mirabeau fühlte Das und war um so wüthender darüber, als er wol merkte daß er dieses Mistrauen oder diesen Widerwillen durch sein früheres Benehmen verdient hatte. „Ach!" sagte er oft zu Lamark, „was hat doch die Unsittlichkeit meiner Jugend dem Gemeinwohl für Schaden gebracht." Aber was dabei zu beachten ist, ist, daß er, um sich für dieses Mistrauen zu rächen, sich den Anschein gab es noch mehr zu verdienen, indem er aus Verdruß wieder Revolutionnair wurde; zu gleicher Zeit beklagte er sich heftig über den Hof. „Eins ist klar, sie möchten gern Amphibien zu Dienern haben, die den Geist eines Mannes, aber die Seele eines Bedienten hätten. Was sie unwiederbringlich verderben wird, ist daß sie Furcht vor Männern haben und den kleinlichen Widerstand und die schwachen Neigungen aus einer andern Ordnung der Dinge in eine solche mitbringen, wo selbst das Stärkste noch nicht genügt, wo sie selbst stark sein sollten und wo sie sich nur mit starken Männern umgeben müßten."

Lamark, der keineswegs eine Contrerevolution wollte und dessen Politik, wie sich später zeigen wird, die war welche Mirabeau anrieth, hat für seine Abneigung gegen eine Contrerevolution noch den besondern Grund, daß man sich zu Durchführung einer Contrerevolution vorallem in einen festen Platz hätte werfen und von da aus das Königreich mit fremden Waffen unterjochen müssen. „Und", fügt er hinzu, „selbst wenn er Dies mit und für die Königin allein hätte versuchen wollen, bei dem bekannten Charakter des Königs wäre es doch unmöglich gewesen. Dieser unglückselige Charakter paralysirte die großen Eigenschaften der Königin; sie scheute sich ihren Einfluß beim König geltendzumachen, weil sie fürchtete nicht durchzudringen, und ließ bei ihrem Stolz und aus Vorsicht auch ihren geringen Einfluß ganz unbenutzt; davon rührte dann ihre eigene Unschlüssigkeit und eine Art Gleichgültigkeit her. Bezeichnend ist für den geringen Einfluß der Königin die Antwort welche sie dem öffentlichen Ankläger gab, der ihr Verleitung ihres Gemahls Schuld gab: „Vom Rath geben bis zum Rath befolgen ist es ein weiter Weg." Und Lamark sagt (III, 237 fg.) in einem Briefe an Hrn. de Mercy-Argentau: „Man muß es gerade heraussagen, der König ist unfähig zu regieren, und die Königin, gehörig unterstützt, vermag allein diese Unfähigkeit zu ergänzen; Dies genügt aber nicht; die Königin muß auch die Nothwendigkeit erkennen, sich mit den Geschäften systematisch und anhaltend zu beschäftigen; sie muß es sich zum Gesetze machen, nicht mehr ein halbes Vertrauen zu so vielen Menschen zu haben, sondern vielmehr nur ihrem Rathgeber, diesem aber ganz zu vertrauen." Einige Tage darauf schrieb Lamark an Mercy-Argentau: „Immer wieder muß ich auf die traurige Wahrheit zurückkommen: Ludwig XVI. ist unfähig zu regieren, sein Charakter ist apathisch, er ist resignirt und hält Dies für Muth, er wird dadurch gegen die Gefahren seiner Stellung fast unempfindlich und hat einen unbesiegbaren Widerwillen gegen das Nachdenken, sodaß er sich der gefährlichen Lage seiner Person und des Königreichs gar nicht bewußt wird. Die Königin, so geistreich und muthig sie ist, läßt sich jede Gelegenheit entgehen um sich der Zügel der Regierung zu bemächtigen und den König mit treuen Männern zu umgeben, die ihr und dadurch auch dem Staate dienten. Wenn man nach den Ursachen dieser Unentschlossenheit und des Sichgehenlassens in den Tuilerien fragt, so bemerkt man daß aus einer gewissen Trägheit des Geistes und Charakters und vielleicht auch infolge der Erschlaffung, welche so oft auf großes Unglück folgt, der König und die Königin auf nichts Anderes mehr hoffen als auf die Zufälle der Zukunft und auf die fremde, von dem angekündigten Congresse in Aussicht gestellte Intervention, und daß sie denken daß bei diesem Abwarten einige Privatschritte von ihrer Seite zu ihrer persönlichen Sicherstellung dienen. Bringt man dieses Verhalten mit der dämonischen Agitation von 24 Millionen Narren in Verbindung, was kann man da Anderes als die traurigste Zukunft erwarten?" (III, 248.)

Lamark spricht hier, wie die Nachwelt über Ludwig XVI. und Marie Antoinette geurtheilt hat. Der König, der selbst in einer nur wenig bewegten Zeit kaum zur Regierung fähig gewesen wäre, war durch das Schicksal in die schrecklichste Revolution geschleudert worden und hatte zu seinen Waffen nur die Resignation; er konnte statt König nur ein Märtyrer sein. Nicht allein Lamark begriff und beurtheilte Ludwig XVI. richtig, auch der schon citirte Pellenc, ein Mann von tiefem Geiste, endigt in einem Briefe vom 11. März 1792 (III, 298), nachdem er ein schreckliches Gemälde von den damaligen Zuständen entworfen hat, mit den bezeichnenden Worten: „Man sagt, der König benehme sich zu Hause wie ein Mann der sich zum Tode vorbereitet."

Die Königin Marie Antoinette wird nicht weniger treu als Ludwig XVI. von Lamark geschildert. Lamark empfand für die Königin die ehrfurchtsvollste Hingebung. Durch seine Familie an das Haus Oestreich gekettet, liebt er in Marie Antoinette die Tochter Maria Theresia's; er opfert dieser Zuneigung jedoch keineswegs die Wahrheit und schildert die Königin wie sie war. Keiner von allen Denjenigen welche die Revolution mit angesehen haben, sobald er einigen Gefühls fähig war, konnte von ihr ohne Bewegung sprechen, und Dies nicht blos wegen ihres traurigen Schicksals, sondern weil sie zwei Eigenschaften besaß, welche bei einer Frau und einer Königin am ergreifendsten sind — sie war liebenswürdig und muthig. Diese Liebenswürdigkeit zeigte sich nicht in einem Haschen nach Popularität; sie war vielmehr eine jener Frauen welche im 17. Jahrhundert particulières genannt wurden, d. h. sie wählten sich einen kleinen Kreis ihnen zusagender Persönlichkeiten, ohne sich um die Andern und um das Publicum viel zu kümmern. Dies war das Unglück der Königin. Sie liebte nur Die welche sie auszeichnete, und hatte dadurch alle Die welche sie nicht auszeichnete zu Feinden, und es waren deren gar viele. Hierzu kam ein Hang zur Spötterei oder vielmehr zur Heiterkeit, den man ihr als Stolz und Hochmuth auslegte.

Der Muth Marie Antoinette's war ebenso hervorragend wie ihre Liebenswürdigkeit; er war natürlich und lebhaft, immer zur Hand, ohne Affectation und Aufsehen, in der Gefahr wachsend, weil die Gefahr dem Heldenmüthigen eine willkommene Gelegenheit ist und sie sich als Heldin fühlte. Marie Antoinette hätte weit lieber ihren Muth angewendet den Gefahren zu trotzen, statt das Unglück zu ertragen; sie war zu thatkräftig um resignirt zu sein, allein sie war nicht minder bewundernswürdig, wenn sie, da eine andere Gelegenheit ihr fehlte, im Gefängniß, vor dem Revolutionstribunal und auf dem Schaffot geduldig und resignirt war und dabei einen Stolz zeigte der den Menschen gegenüber gerechtfertigt ist.

Lamark hat über Marie Antoinette eine Bemerkung gemacht welche in der That ein Stück Geschichte ist. Sie zeigt den Charakter der Königin und ihrer Umgebung am deutlichsten.

Marie Antoinette, die, obwol Königin und am Hofe, gern in einem kleinen Kreise liebenswürdiger Persönlichkeiten gelebt hätte, glaubte einen Augenblick lang, Das was sie suchte in der Gesellschaft der Frau von Polignac gefunden zu haben; sie fand in deren Umgebung jedoch nur eine Coterie, welche diese Gelegenheit wahrnehmen wollte ihr Glück zu machen. Als sie Dies Frau von Polignac, die sie wirklich liebte, bemerklich machte, erhielt sie zur Antwort: „Ich glaube daß wenn Eure Majestät in meinen Salon kommen wollen, Dies kein Grund für mich ist meine Freunde daraus zu verbannen." Es war Dies unstreitig eine revolutionnaire Antwort der Königin gegenüber, diese hatte aber einen Fehler begangen, wenn sie in einem Salon, wo sie auf einem gewissen Fuße der Gleichheit stand, befehlen wollte.

Die Königin fand aber auch noch in dem Kreise der Frau von Polignac statt der erwarteten liebenswürdigen und zarten Gesellschaft Verleumdung. Sie war von Natur sehr empfänglich für Anmuth und liebte diese besonders beim Tanzen, kein Wunder daher daß sie einen leichten Tänzer einem linkischen vorzog und daß sie wie jeder Unbefangene daraus kein Geheimniß machte. Gleichwol ward sie auf diese Weise verleumdet, und Lamark erzählt mit Indignation daß eben in dem Cirkel der Frau von Polignac die boshafte Bemerkung gemacht wurde, daß sie auf den kleinen Bällen bei Frau von Ossun gern mit einem jungen Lord Strathavon Ecossaisen tanze. Ein täglicher Besucher des Salon Polignac, der der Königin mindestens Achtung schuldig war, machte gegen sie ein sehr boshaftes Couplet, und dieses Couplet, welches seinen Grund in einer boshaften Lüge hatte, circulirte in ganz Paris. „Man muß es bekennen", sagt Lamark, „die unglückliche Marie Antoinette hat ihre gefährlichsten Feinde gerade unter Denen gefunden, welche ihre ergebensten und dankbarsten Diener hätten sein sollen. Sie waren um so gefährlicher als sie es waren, welche der öffentlichen Bosheit erst gehässige Verleumdungen lieferten, die grausam auf das Haupt jener unglücklichen Fürstin zurückfielen; in diesen Bosheiten und in den in den Jahren 1785—88 durch den Hof gegen die Königin verbreiteten Lügen ist der

Vorwand für die Anklagen des Revolutionstribunals von 1793 gegen Marie Antoinette zu suchen." (I, 60.)

In der That mußte sich Marie Antoinette von Fouquier-Tinville sagen lassen: „sie habe die durch den Schweiß des Volks zusammengebrachten Einkünfte Frankreichs verschleudert", und mußte die Frage beantworten: „woher sie das Geld genommen mit dem sie Klein-Trianon habe bauen und ausmeubliren lassen und wo sie die Feste gegeben habe, deren Göttin sie immer gewesen sei?"

Lamark ist keineswegs ein blinder Lobsänger der Königin, er bewundert sie, aber beurtheilt sie auch. Er erzählt selbst, als die Unterredung zwischen ihm und ihr, durch welche Mirabeau zuerst mit dem Hofe Verbindungen anknüpfte, beendet gewesen, habe die Königin von vergangenen Zeiten zu reden angefangen, und man habe gesehen wie sie durch die neue Hoffnung der Hülfe Mirabeau's der Zukunft getroster entgegengesehen. „In ihrem überströmenden Vertrauen gab sie mir neue Zeichen jenes Wohlwollens, an die sie mich in glücklichen, leider für immer entschwundenen Zeiten gewöhnt hatte." Während dieser Unterredung, die zwei Stunden dauerte, war sie heiter, wurde aber jedesmal wenn von Politik die Rede war ernst und traurig, ein Beweis, wie wenig sie sich um diese bekümmerte. Lamark nahm aber die Ueberzeugung mit daß weder der König noch die Königin sich genaue Rechenschaft von den drohenden Gefahren ablegten; sie konnten es nicht, denn sie waren zu sehr von Jugend auf an das Gegentheil, an Glück gewöhnt. Lamark's Ergebenheit wuchs mit jedem Tage, er wurde aber auch immer besorgter, als er bei den wachsenden Gefahren noch immer sah wie die Königin diese nicht erkannte und ihren Widerwillen gegen die Geschäfte beibehielt. „Die Königin", schrieb er am 30. November 1790 an den Grafen Mercy-Argentau (II, 532), „hat gewiß den Geist und die Festigkeit, welche für große Ereignisse nöthig sind, allein man muß gestehen, und Sie haben Dies noch besser bemerken können als ich, daß in der Politik wie in der Unterhaltung sie nicht immer den Grad von Aufmerksamkeit und die Ausdauer bewahrt, welche unumgänglich nothwendig sind um Das was man wissen muß ganz und gar zu erfassen, Irrthümer zu vermeiden und den Erfolg zu sichern."

Marie Antoinette konnte Zweierlei werden, eine glückliche und glänzende Königin: das Schicksal nahm ihr dies Loos; oder eine Heldin: die Schwäche Ludwig's XVI. hinderte sie daran. Es ist nur Eine Stimme über ihren Muth im Augenblicke der Gefahr. Am Abend des 5. October empfing sie viele Personen in ihrem großen Cabinet, sprach mit Kraft und Würde von den kommenden Ereignissen und ermuthigte Die welche ihr beunruhigende Nachrichten brachten. „Ich weiß", sagte sie, „daß sie aus Paris kommen um meinen Kopf zu holen, aber ich habe von meiner Mutter gelernt den Tod nicht zu fürchten, und ich werde ihn fest erwarten."

Leider fehlte ihr jene Geschicklichkeit, Aufmerksamkeit, Arbeitsamkeit, wie Lamark sie verlangte. Und selbst wenn sie die Kunst und die Lust zu regieren besessen hätte, fragt es sich doch ob sie die Revolution an der Seite des schwachen und unschlüssigen Ludwig XVI. hätte besiegen können. Ihre Energie verwandelte sich in Festigkeit, die Heldin ward zur Märtyrerin.

Es war nöthig diese Charaktereigenthümlichkeiten Ludwig's XVI. und der Königin voranzuschicken, bevor zu Mirabeau übergegangen werden konnte, dessen politischer Plan Gegenstand eines zweiten Artikels sein soll. 16.

Neugriechische Literatur.

Unter dem Titel: „Οἱ δύο Διθύραμβοι τοῦ Διονυσίου Σολωμοῦ καὶ τοῦ Ἀλεξάνδρου Σούτσου" (Athen 1851) hat K. Antoniadis den bekannten Hymnus des Dionysios Solomos „Εἰς τὴν Ἐλευθερίαν" und den Dithyrambus des A. Sutsos „Εἰς τὸν λαὸν τῆς ἐλευθέρας καὶ δούλης Ἑλλάδος" zusammengestellt. Sie machen durch die einem jeden dieser Gedichte eigenthümlichen lyrischen Schönheiten auf eine solche Nebeneinanderstellung und eine Vergleichung untereinander Anspruch: beide sind das Erzeugniß wahrhaft dichterischer Begeisterung, aber Sutsos ist erhabener und gedankenreicher bei gedrungener Kürze, und die Sprache in der er singt ist reiner und edler. Als eine höchst erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der neugriechischen Dichtkunst muß auch das in Athen 1851 erschienene Bruchstück eines größern Gedichts: „Τὸ Μεσολόγγιον" von G. Th. Zalokostas betrachtet werden. Das Gedicht feiert in edler Sprache, in dem Ausdrucke hoher Begeisterung und mit der Kraft patriotischen Selbstgefühls die Triumphe die sich für das griechische Volk und dessen Freiheitskampf im 19. Jahrhundert an die in ihrem Ausgange unglückliche Katastrophe Missolonghis im April 1826 für alle Zeiten knüpfen, — Triumphe die ihnen nur europäischer Verrath — wie anderswo namentlich englischer Egoismus — beneidet hat. In der Geschichte und in der Poesie bleiben sie unvergängliche Lorbern, und der Dichter Zalokostas, welcher bei der durch einen patriotischen Griechen für das beste Gedicht eröffneten Concurrenz im Mai 1851 den Preis für das seinige erlangt und den Lorberkranz aus den Händen des Königs von Griechenland selbst empfangen hat, hat diese Lorbern hier zu einem würdigen Kranze gewunden. 23.

Notizen.

Geld und immer Geld.

„Während meines Aufenthalts in Boston", erzählt James F. W. Johnston in seinen „Notes on North-America, agricultural, economical, and social" (2 Bde., Edinburg 1851) „wurde gesprächsweise ein Landgutsbesitzer in der Nachbarschaft erwähnt, der an einem gemietheten Knechte Nichts zu tadeln gefunden, als daß derselbe stets mit dem Hut auf dem Kopfe ins Haus und sogar in das Wohnzimmer seines Dienstherrn kam. Also sagte er zu ihm eines Tags: «Hören Sie John, Sie behalten immer den Hut auf, wenn Sie zu mir kommen.» «Nun freilich, und warum sollte ich nicht — habe ich etwa kein Recht dazu?» «Ein Recht? O ja, ich glaube das haben Sie.» «Was mein Recht ist, das kann ich auch thun.» «Unleugbar; was wollen Sie aber haben, ich meine, wie viel mehr Lohn wollen Sie haben, um jedesmal den Hut abzunehmen, wenn Sie ins Haus oder zu mir kommen?» «Das muß ich mir erst überlegen, denke ich.» «Nun schön, so überlegen Sie es sich und sagen Sie mir morgen früh Antwort.» Am folgenden Morgen spricht der Herr: «Nun John, wie steht's — haben Sie es sich überlegt?» «Ich denke ja; und für weniger als einen Dollar des Monats, denke ich, kann ich es nicht thun.» «Gut, John, es ist abgemacht; Sie bekommen monatlich einen Dollar mehr.» Von jetzt an erschien John nie anders als mit gezogenem Hute. Dies eine der Wirkungen der Demokratie", bemerkt Johnston. „Aber selbst in einem demokratischen Staate hat der Unbeugsamste seinen Preis und Geld behauptet am Ende immer einen gewissen Grad von Einfluß."

Eine Nuß für Geologen.

Ein nordamerikanisches Localblatt, der „Springfield Republican", erzählt: „Unser geehrter Mitbürger, Hiram de Wilt, brachte bei seiner unlängst erfolgten Rückkehr aus Californien ein Stück goldhaltigen Quarz mit von der Größe einer derben Faust. Als er es neulich einem Freunde zeigen wollte, ließ er es fallen und der Quarz zersprang. Fast in der Mitte und fest eingefugt befand sich ein etwas verrosteter eiserner Nagel, ungefähr wie ein starker Bretnagel. Er war geschmiedet und ganz gerade, auch der Kopf unversehrt. Frage: Wer ist der Schmied der diesen Nagel geschmiedet? Stammt er aus Californien oder wurde er dort eingeführt? Und wann?

Und wann und wie ist er in diesen noch unkrystallisirten Quarz gekommen?" Die Herren Geologen, auch Damen — si quae sint — werden freundlichst um Antwort gebeten. 13.

Ein Redemtoristenoberer über die Reformation.

Friedrich Perthes machte bei seinem Aufenthalt in Wien auch die Bekanntschaft eines Redemtoristenobern, des Pater Hoffbauer. Er kam mit dem ehrwürdigen Greise auf die Reformation zu sprechen und derselbe sagte: „Seitdem ich als päpstlicher Abgesandter in Polen die religiösen Zustände der Katholiken und in Deutschland die der Protestanten habe vergleichen können, ist es mir gewiß geworden daß der Abfall von der Kirche eingetreten ist, weil die Deutschen das Bedürfniß hatten und haben fromm zu sein. Nicht durch Ketzer und Philosophen, sondern durch Menschen, die wirklich nach einer Religion für das Herz verlangten, ist die Reformation verbreitet und erhalten. Ich habe Das in Rom dem Papste und den Cardinälen gesagt, aber sie haben mir nicht geglaubt und halten fest daran daß Feindschaft gegen die Religion es sei welche die Reformation bewirkt habe." Nun! einen bessern Vertheidiger und eine ehrendere Rechtfertigung der Reformation gegen die Angriffe und Verleumdungen der Römlinge hat diese wol noch nie in dem Schoose der römisch-katholischen Kirche selbst gefunden wie dort, und diese Anerkennung wiegt die Anklagen eines Görres, der die Reformation für einen zweiten Sündenfall erklärte, hundertfältig auf. 8.

Das Verlagsrecht von Walter Scott's Werken.

Das Verlagsrecht der Werke Walter Scott's, seither im Besitz des kürzlich verstorbenen Buchhändlers Robert Cadell, wurde bekanntlich vor mehren Monaten zur öffentlichen Mitbewerbung ausgeboten. Es ist nebst dem ganzen vorhandenen Lager von Scott'schen Werken in die Hände einer andern ausgezeichneten edinburger Firma: der Herren Adam und Charles Black gelangt, die es in Verbindung mit ihren Geschäftsfreunden, den Herren Richardson Brüder, für den Preis von 27,000, Andere sagen 30,000 Pf. St., ansichgebracht. Man sagt der Ankauf gehe von einer Gesellschaft von Actionnairs aus, 60 an der Zahl, wovon sich Jeder mit 500 Pf. Sterling betheiligt habe. 6.

Bibliographie.

Blankensee, G. Graf v., Preußische Todtenkränze. Berlin, Hayn. Gr. 8. 10 Ngr.

Eisenhart, H., Ueber den Beruf des Adels im Staate und die Natur der Pärieverfassung. Ein Beitrag zur Revision der Rechtsbegriffe in Deutschland. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 24 Ngr.

Fridar oder der Reichs-Morgen von German. Nürnberg, Schiefer. 8. 18 Ngr.

Zwanzig Gedichte, herausgegeben zum Besten des Rettungshauses in Rattey. Neustrelitz, Barnewitz. 1851. 8. 7½ Ngr.

Die Geheimnisse des Muckerthums in Politik und Religion, oder: Die Leidensgeschichte des Pfarrers Herrmann Rüdiger zu Bardeleben. Aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges nach ungedruckten Quellen mitgetheilt von R. F. Darmstadt. 8. 26 Ngr.

Gollmick, C. H., Herr Fétis, Vorstand des Brüsseler Conservatoriums, als Mensch, Kritiker, Theoretiker und Componist. Nach dem französischen Originale der musikalischen Zeitschrift „Diapason". Leipzig, Hinze. 8. 2 Ngr.

Die Göthe-Literatur in Deutschland. Vollständiger Catalog sämmtlicher in Deutschland erschienenen Werke J. W. Göthe's, sowohl Gesammt- als Einzel-Ausgaben, aller bezüglichen Erläuterungs- und Ergänzungsschriften, wie endlich aller mit ihm in irgend einer Beziehung stehenden sonstigen literarischen Erscheinungen. Von 1773 bis Ende 1851. Supplement zu allen Werken J. W. v. Göthe's. Cassel, Balde. 8. 10 Ngr.

Günther, F. J., Das Schulwesen im protestantischen Staate. Vorträge für Gebildete. Elberfeld, Friderichs. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gutzkow, K., Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Neun Bände. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 11 Thlr.

Gützlaff, K., Das Leben des Tao-Kuang, verstorbenen Kaisers von China. Nebst Denkwürdigkeiten des Hofes von Peking und eine Skizze der hauptsächlichsten Ereignisse in der Geschichte des chinesischen Reichs während der letzten funfzig Jahre. Aus dem Englischen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Leben des Kaisers Taokuang. Memoiren des Hofes zu Peking und Beiträge zu der Geschichte Chinas während der letzten fünfzig Jahre. Aus dem Englischen übersetzt von J. Seybt. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Lenthe, E. L. v., Das Recht in der provinziallandschaftlichen Frage des Königreichs Hannover. Fernerer Beitrag. Hannover, Helwing. Gr. 8. 15 Ngr.

Letteris, M., Sagen aus dem Oriente und westöstliche Blätter. 2te vermehrte Auflage. Mannheim, Bensheimer. Lex.-8. 1 Thlr.

Mill, J. S., Grundsätze der politischen Oekonomie, nebst einigen Anwendungen auf die Gesellschaftswissenschaft. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von A. Soetbeer. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Nägelsbach, E., Was ist christlich? Eine Reihe polemischer Aufsätze. Nürnberg, Geiger. Gr. 8. 27 Ngr.

Petöfi, A., Der Strick des Henkers. Roman. Aus dem Ungarischen von Kertbeny. Halle, Schmidt. 8. 20 Ngr.

Pfeilschmidt, E. H., Vor dreihundert Jahren. Blätter der Erinnerung an Churfürst Moritz von Sachsen und den Freiheitskampf des protestantischen Deutschland gegen das Religionszwangsedict Kaiser Karl's V. vom 15 Mai 1548. Festgabe zur Siegesfeier des Passauer Vertrags vom 2. Aug. 1552, und des Augsburger Religionsfriedens vom 26. Septbr. 1555. Mit dem Bildnisse des Churfürsten Moritz. Dresden, Türk. Gr. 8. 10 Ngr.

Seiffert, F. G., Ueber das Verhältniß des Christenthums zu den verschiedenen Regirungsformen und dem Staatsbürgerthume im Lichte unserer Zeit. Für gebildete Christen bearbeitet. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die bezüglichen Aktenstücke der Ausweisung und momentanen Verhaftung Friedrich Rohmers. München. 1851. Gr. 8. 10 Ngr.

Bachmann, R., Die Deutschkatholiken in Bayern und der Ministerial-Erlaß vom 2. Novbr. 1851. Worte für die erstern. Nürnberg, Korn. 8. 3 Ngr.

Bauer, A. R. E., Ein Scherflein auf den Altar der innern Mission der evangelischen Kirche. Zwickau, Pinther. Gr. 8. 6 Ngr.

Hacker, G., Wer da? oder die Missionen der Redemptoristen. Ein Bericht aus der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche neu abgedruckt und mit einem Vor- und Nachwort versehen. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 3 Ngr.

Preußen und die deutsch-österreichische Zolleinigungsfrage. Berlin, T. Enslin. Gr. 8. 12 Ngr.

Schünemann-Pott, F., „Die Quellen der Religion" und „Ihr geht zu weit!" rc. Skizzen zweier Reden gehalten vor der freien Gemeinde zu Lübeck. Lübeck, Stahl u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1851
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. X.)

36. **Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

37. **Jeder ist sich selbst der Nächste.** Erzählung für die Jugend. Nach dem Englischen. 8. Geh. 15 Ngr.

38. **Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium.** In drei Theilen. 8. Geh. 2 Thlr. 14 Ngr.

Die einzelnen Theile auch unter besondern Titeln:

I. **Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter.** Dritte, mit einem Anhange von französischen, englischen und italienischen Gedichten versehene Auflage. 8. 185 . 18 Ngr.
II. **Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter.** Dritte, mit u. s. w. vermehrte Auflage. 8. 1850. 21 Ngr.
III. **Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter.** Zweite, mit u. s. w. vermehrte Auflage. 1842. 1 Thlr. 5 Ngr.

39. **Kirsten (A.), Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.** 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

Raumer (F. v.), Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 12. 1845. 5 Thlr.
Julius (N. H.), Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—36 dargestellt. Zwei Bände. Mit einer Karte und 13 lithographirten Tafeln. 8. 1839. 6 Thlr.

40. **Kohl (J. G.), Der Rhein.** Zwei Bände. 12. Geh. 5 Thlr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Zwei Bände. 12. 1846. 6 Thlr.

41. **Koethe (F. A.), Geistliche Lieder.** Nach des Verfassers Tode herausgegeben von **C. B. Meißner.** Nebst einer Biographie Koethe's. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

42. **——————, Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde.** Nach des Verfassers Tode herausgegeben von **C. B. Meißner.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Für häusliche Erbauung. 8. 1821. 2 Thlr. 10 Ngr.
Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgabe für Christen. 8. 1823. 1 Thlr. 15 Ngr.
Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen. 8. 1830. 1 Thlr. 15 Ngr.
Die Psalmen. In Kirchenmelodien übergetragen. 12. 1845. 24 Ngr.
Zur Todtenfeier Dr. Martin Luther's am 18. Februar 1846. 12. 1846. 24 Ngr.
Die Wiederkehr. Eine Novelle. Drei Theile. 12. 1843. 6 Thlr. 15 Ngr.
Eine Woche. Idyll Novelle. Zwei Theile. 12. 1848. 4 Thlr.

43. **Kühne (F. G.), Deutsche Männer und Frauen.** Eine Galerie von Charakteren. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Kaiser Joseph. — Moses Mendelssohn. — Friedrich Maximilian Klinger. — Georg Forster. — Friedrich Hölderlin. — Elisabeth von Stägemann. — Henriette Herz. — Heinrich von Kleist. — Karl Seydelmann. — Heinrich Zschokke. — Pestalozzi. — Friedrich Fröbel.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Eine Quarantäne im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. 8. 1835. 1 Thlr. 20 Ngr.

44. **Die Kurmark Brandenburg** im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Erster Band. Nebst zehn Beilagen. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruch des französischen Krieges im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. 8. 1847. 2 Thlr. 20 Ngr.

45. **Kützing (F. T.), Grundzüge der philosophischen Botanik.** Erster Band. Mit 18 Tafeln Abbildungen. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Species Algarum. 8. 1849. 7 Thlr.
Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. 4. 1843. In Carton. 40 Thlr.

46. **Lamartine (A. de), Le Tailleur de pierres de Saint-Point.** Récit villageois. 8. Geh. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Geneviève. Histoire d'une servante. 8. 24 Ngr.
Les Confidences. 8. 1 Thlr.
Nouvelles Confidences. 8. 12 Ngr.
Raphael, Pages de la vingtième année. 8. 22½ Ngr.
Histoire de la révolution de 1848. 2 vol. 8. 2 Thlr.
Histoire des Girondins. 8 vol. 8. 8 Thlr.
Geschichte der Girondisten. Aus dem Französischen. 8 Bände. 8 Thlr.

47. **Liszt (F.), De la Fondation-Goethe à Weimar.** 8. Geh. 1 Thlr.

48. **————, Lohengrin et Tannhaüser de Richard Wagner.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die erstere Schrift Franz Liszt's, die uns den Meister der Töne auch als genialen Denker, eleganten Schriftsteller und feinen Kenner unserer Literatur zeigt, hat den Zweck, die bei der Säcularfeier der Geburt Goethe's im Jahr 1849 von Berlin aus in Vorschlag gebrachte, seitdem aber in der Unruhe der Zeit fast ganz verhallte Idee einer Goethe-Stiftung in Weimar aufs neue anzuregen und zugleich die Möglichkeit einer Ausführung derselben durch den kunstsinnigen Hof von Weimar darzustellen. — Die zweite Schrift wird nicht nur alle Freunde der Opern Richard Wagner's auf das lebhafteste interessiren, sondern denselben auch neue Freunde gewinnen.

49. **Lüty (H.), Ein Strauß.** Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

BILDER-ATLAS
zum
Conversations-Lexikon.

Von der **neuen Ausgabe** in **96** Lieferungen dieses Werks erschien soeben die

elfte bis sechzehnte Lieferung.

Preis einer Lieferung 7½ Ngr. = 6 Ggr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im März 1852.

F. A. Brockhaus.

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Februar. Nr. 6—9.

Inhalt. *Tauben. — Soldatenblut. — *Indisches Boot auf dem Amazonenstrome. — Die Nilinsel Philä. — *Das Zebra. — *Februar. — *Sechste Ferienreise durch die Schweizeralpen (Fortsetzung.) — Eine Lustbarkeit für fürstliche Kinder und ihre Gespielen aus alter Zeit. — Ermunterung. — *Blindekuh. — *Der Gürzenich in Köln. — Schiller's älterliches Haus. — Gesandtschaftssymbolik. — *Blüten- und Früchtezweig des Granatbaums. — Bestand im Wechsel. — *Die Picquotiana. — *Hyänenjagd. — Die Sterne. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im März 1852.

F. A. Brockhaus.

In **P. L. Adam's** Verlags-Buchhandlung in **Ulm** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

I. I. WAGNER'S sämmtliche neuere Werke nebst Lebensnachrichten und Briefen. 12 Bände. Brosch. Neue wohlfeile Ausgabe. 12 Thlr. 3 Sgr.

Darin enthalten und zum beigesetzten Preise einzeln zu haben sind folgende Schriften: Buchwald, Elementarlehre der Zeit- und Raumgrössen (12 Sgr.); Dichterschule, zweite Auflage (1 Thlr. 12 Sgr.); Homer und Hesiod (1 Thlr.); Organon der menschlichen Erkenntniss (1 Thlr. 12 Sgr.); Mathematische Philosophie (1 Thlr.); Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat (1 Thlr.); Kleine Schriften, drei Bände (3 Thlr.); Der Staat, zweite Auflage (1 Thlr. 12 Sgr.); System der Privatökonomie, dritte Auflage (12 Sgr.); System des Unterrichts (21 Sgr.); Lebensnachrichten und Briefe (1 Thlr. 12 Sgr.)

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ninon de Lenclos. Schauspiel in fünf Acten von **Henrik Hertz**. Uebertragen von **Harald Thaulow**. 8. Geh. 24 Ngr.

Im **J. C. Hinrichs**'schen Verlage in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Das Jahr 1851.

Zeitbetrachtungen

von **Prof. Friedrich Bülau.**

Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Königsleutenant.

Lustspiel in vier Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

8. Geh. 25 Ngr.

Dieses Lustspiel — ein zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethe's als Festesspende dargebrachtes höchst anziehendes und geistreiches Zeit- und Sittenbild aus **Goethe's** Jugend — bildet die zweite Abtheilung des siebenten Bandes der **Dramatischen Werke** von **Karl Gutzkow**. Die früher erschienenen Bände, deren jeder 1 Thlr. 20 Ngr. kostet, enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 12. —— 20. März 1852.

Inhalt.

Amaranth, Waldmeister, Dornröschen.

In der Geschichte der Künste springt die Dreiheit der Werke oder der Künstler so oft mit sichtlicher Bedeutsamkeit hervor, daß man leicht einverstanden sein wird, dieser Form auch unter den literarischen Erscheinungen der Gegenwart hier und da zu begegnen. Goethe erzählt aus seinem italienischen Freundeskreis daß der tägliche Streit über Rafael und Michelangelo gewöhnlich mit dem übereinstimmenden Lobe Leonardo da Vinci's geendigt habe, gleich als ob darin eine Versöhnung für den nicht zu entscheidenden Gegensatz jener Nebenbuhler liege. In seiner Geschichte unserer poetischen Nationalliteratur führt Gervinus aus, daß man eine wohlaufzufassende Absicht des Schicksals in der zeitlichen Nähe der drei großen Epiker des deutschen Mittelalters erkennen müsse — er meint Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strasburg, Hartmann von der Aue; indem er jedoch zu verstehen gibt, in einer solchen Reihe behaupte der Dritte gewöhnlich seinen Platz nur dadurch daß er die Fehler seiner begabtern Vorgänger glücklich ausschließe. So stellten schon die Alten Aeschylos, Sophokles, Euripides als Muster und Meister der attischen Tragödie auf, unter denen freilich der Mittlere nicht nur das Weibliche des Letzten und das Allzumännliche des Ersten vermeidet, sondern vielmehr in der reichsten Vollendung die rauhe Erhabenheit des Aeschylos mit der tändelnden Anmuth des Euripides zusammenschmilzt. Warum sollte denn diese überall zu bemerkende Erscheinung nicht auch unter den Mitlebenden einmal auftauchen? Mag es mir immerhin vergönnt sein unter solcher Form drei Gedichte dreier Sänger zusammenzufassen, die fast in jedem Sinne als Vertreter der herrschenden Arten epischer Dichtung gelten können. Ich meine freilich keineswegs daß ihre Dreiheit in so großem Sinne zu nehmen sei wie jene hervorleuchtenden geschichtlichen Kleeblätter: denn freilich in dem allgemeinen Leben ihrer Zeit bedeuten alle drei noch zu wenig, den Höhen der Menschheit und der Gegenwart stehen sie noch zu fern, um die wahre Signatur der um sie kreisenden Bewegungen vollständig und mit ausgeprägter Entschiedenheit, ja auch nur einigermaßen umfassend und kräftig in ihren Gestalten darzustellen. Alle sind sie noch jung und gehen ohne Zweifel einer langen Zukunft reicher unberechenbarer Entwickelungen entgegen; und so will ich nicht ihnen die große Schuld des lebenden Geschlechts auf die unerprobten Schultern laden, ihnen aber auch nicht die eigenthümlichen Vorzüge, die unvergänglichen Ehren dieses Zeitalters zu individuellem Ruhme anrechnen. Der Jugend wird man ja am liebsten mit Milde des Urtheils entgegentreten, weil ihr die Tugenden nur um so tiefer auf dem Grunde des Herzens ruhen, je üppiger die Fehler auf beweglicher Oberfläche schäumen.

Jene drei Werke gehören sämmtlich der nachmärzlichen Zeit an, wenn auch das erste schon vor mehren Jahren, das zweite im vorigen Frühjahre und das dritte erst Ausgang 1851 erschienen ist. Sie stehen deshalb in einer entschiedenen Beziehung zu den Ereignissen und Lebensströmungen der nächsten Vergangenheit und Gegenwart, und gerade diese Beziehung in ihnen aufzusuchen ist meine Absicht. Es sind die Gedichte: „Amaranth" von Oskar von Redwitz, „Waldmeisters Brautfahrt" von Otto Roquette, „Dornröschen" von Julius von Rodenberg. Ich gehe sie nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge durch.

1. Amaranth von Oskar von Redwitz.

„Amaranth" hat sich in kurzer Frist so glänzende Erfolge errungen, daß es nicht vergebliche Mühe sein kann ihren eigentlichen und bleibenden Werth dem öffentlich verkündeten gegenüber deutlich zu machen. Ist der rauschende Lärm des Beifalls auch nach und nach verhallt, der sie begrüßte, so möchten doch, bliebe die Sache damit erledigt, die kurzsichtigen Huldigungen der

Mitwelt mit zu starkem Gewicht auf das Urtheil der Geschichte wirken. Es ist aber nur zu gewiß daß es nicht die Kunst war welche der „Amaranth" ihre Erfolge gewährt hat. Ihr Verfasser ist nach allen Quellen ein guter Mensch und ein vortrefflicher Sohn der alleinseligmachenden Kirche, aber nach dieser Probe zu schließen nur ein mittelmäßiger Dichter. Denn seine Anlage ist so dünn und karg daß sie sich durchaus auf einige üppige Farben der Darstellung und eine leidliche Behandlung des Verses beschränkt. Tief ersonnener und großartig ausgeführter Zusammenhang, reich verschlungenes Gewebe der Handlung sind in seinem Gedichte nicht zu finden: möglich daß er dergleichen Foderungen an die dichtende Kunst für Nichts als gottlose Erfindungen des alten Heiden Aristoteles erklärt und als solche weit aus dem Bereiche seiner frommen Kunst verweist. Daß er aber sogar trotz der Fülle seines katholischen Glaubens und seiner biblischen Weisheit nicht die mindeste Fähigkeit besitzt sittliche Wesen zu Trägern seiner Intentionen zu machen und in ihrer menschlichen Eigenthümlichkeit zu entwickeln, hat ihm ein gründlicher Schriftsteller am Rhein, einer der eifrigsten Christen, mit vernichtender Schärfe des Urtheils bewiesen.

Aber es ist mir beiweitem nicht genug sein Talent als unzulänglich und des errungenen Lobes unwerth zu bezeichnen, sondern ich verwerfe vielmehr die ganze Auffassung der Kunst, welche ihm und seinesgleichen eigen ist, für die er zu wirken sich aufgemacht hat. Schwachköpfig und von träger Denkkraft verehren sie das wohlfeile Götzenbild einer christlichen Kunst, die etwas unendlich Höheres und Reineres sein soll als die nur menschliche Kunst, oder doch in deren Tempel das Allerheiligste. So verstanden aber ist die christliche Kunst nichts als eins der innerlich tauben und traurig unfruchtbaren Hirngespinnste der neuern Romantik, die trotz ihres schlechtesten Verständnisses vom Mittelalter nicht müde wird aus seiner versunkenen Pracht und Herrlichkeit Tag für Tag neue Larven und Puppen ihrer kindischen Spielsucht hervorzuholen. Dahin gehört die eitle Hoffnung eines vielgepriesenen Literarhistorikers daß unserer nationalen Dichtung noch eine dritte Blütezeit bevorstehe, welche die selige Glaubensruhe der ersten mit dem vollendeten Weltbewußtsein der zweiten vereinigen werde. Das sind denn Träume einer müßig jagenden Phantasie, die keine ernstliche Rücksicht verdienen, da sie das erste und klarste Gesetz der Geschichte verkennen, nach dem alle Formen und Gestalten ewig wechseln und sich verändern. Wie aber könnte in einen Körper von ununterbrechlichem Wachsthum und Wechsel der Geist einer längst entschwundenen Zeit unverändert zurückkehren?

Wenn man mit gutem geschichtlichem Rechte von einer christlichen Kunst sprechen will, so meint man die Kunst jener Zeiten welche ein wesentlich christlicher Lebensinhalt von einem Ende bis zum andern erfüllte. Gemälde auf denen die Gestalten der Heiligen mit kirchlichen Feierlichkeiten abwechselten, Dome die zu Ehren der göttlichen Dreieinigkeit zu den Wolken emporstrebten, geistliche Schauspiele welche dem gläubigen Volke die Leiden des Erlösers leibhaftig und treu vor Augen führten, inbrünstige Lieder der Verehrung an unsere liebe Frau Maria — Das sind allerdings die Ausflüsse einer rein christlichen Kunst, denn ihr Ursprung wurzelt und ihr Zweck erfüllt sich in einem Dasein, dessen ganzer Gehalt innerhalb des Bereichs der Religion, ja der Kirche beschlossen liegt. Jedoch bringen andere Zeiten mit anderm Inhalt des Lebens auch andern Stoff für die Kunst, die allein in ihrer allgemeinsten Bedeutung ewig zu nennen ist. Heute sind wir mehr Menschen als Christen, mehr Deutsche als Katholiken oder Protestanten: darum ist der Kunst schon längst ein Tempel im Heiligthume unsers Volks erbaut, der die priesterliche Einsegnung weder verlangt noch entbehrt hat. Muß man es immer noch wiederholen daß an der Form alle Kunst hangt? Nur in dieser ewigen Bedeutung erhebt sie sich über alle endlichen Foderungen der Zeiten hoch hinaus und arbeitet im großen Dienste der Menschheit, auch wo sie sich innerhalb enger und strenger Grenzen einer abgeschlossenen Volksthümlichkeit hält. Von solcher Würde der Dichtkunst aber hat O. v. Redwitz keinen Begriff, und die vorsichtige Erziehung seiner Kirche bürgt dafür daß er sich nimmer zu ihm aufschwingen wird. Ihm läuft die freie Thätigkeit des Dichters in einen dürftigen Ring zusammen, über dessen Umfang hinaus seiner Begeisterung kein Raum gelassen wird. Ihm ist der edle Schwung versagt, der andere Söhne der Musen in Tagen frischen, sprühenden Jugendmuths und wackerer Arbeit über sich selbst erhebt. Unter seiner ungeschickten Hand erleidet der Stoff eine Codificirung der schlimmsten Art: denn nicht in seiner Wirklichkeit und innern Nothwendigkeit wird er ergriffen und in das Reich der Poesie erhoben, sondern vor allen Dingen erst nach dem Codex einer Moral zugeschnitten, die nichts für sich hat als die Empfehlung blutloser Mönche und den Misbrauch von Jahrhunderten. Kein Gegenstand der Welt wird in diese heiligen Hallen der Dichtkunst aufgenommen, ehe ihm das strenge Maß des herrschenden Glaubens angepaßt ist. Unablässig kehren Schilderungen des Frühlings und der Liebe wieder, an denen Liebe und Frühling bald vor ekelm Ueberdruß erkranken und um all ihren unsaglichen Glanz und Reiz kommen werden. Soll ich zu einem Schlußurtheil gelangen: so ist in der „Amaranth" nur einige Gabe der Darstellung gemisbraucht, um die Zwecke einer herrschsüchtigen und im Dunkeln schleichenden Partei auf einem Gebiete zu verfolgen das durch seine alte Weihe vor solcher Entwürdigung geschützt sein sollte. Mit den Missionspredigten unberufener und zudringlicher Jesuiten zählt es in eine Gattung, aber nicht mit den Werken einer Kunst die von Goethe und Schiller ihren Stempel empfangen hat.

2. Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-Wein- und Wandermärchen von Otto Roquette.

Wenn wir nach Abstreifung der blendenden Hülle

nicht anders können als in „Amaranth" den Ausbruch einer der kränksten Adern dieser Zeit erblicken, so dürfen wir dagegen ohne Bedenken in „Waldmeisters Brautfahrt" den fröhlichen Lerchensang begrüßen, der die Gewißheit des kommenden Morgens in allen Herzen wach ruft.

Freilich mag Gutzkow wol stark an dies Rhein-Wein- und Wandermärchen gedacht haben, als er seinen Witz zur Entdeckung einer neuesten Kunstrichtung unter dem überraschenden Namen Lovelyliteratur anspornte: und in der That, für den nüchternen scharfen Geist, dem das großartige Werk der „Ritter vom Geiste" gelang, mag jenem armen kleinen Liede etwas verwehend Leichtes und Loses eigen sein. Aber dennoch muß ich, neben all meiner Bewunderung für die poetischen Schöpfungen und meiner Achtung vor den Urtheilen des berühmten Schriftstellers, auf der unbedingten Anerkennung einer dichterischen That wie „Waldmeisters Brautfahrt" bestehen. War es doch der frischeste Hauch, der unsere halb altersmüde halb weltverzweifelnde Poesie seit langen trockenen Jahren durchzogen, nicht so kräftig und zeugend, aber weit frischer selbst als Auerbach's „Dorfgeschichten"; ein wahrer Trank des Mai, dessen lieblicher Duft unsere Sinne ohne berückende Zaubergewalt in der reinen Kraft jugendlicher Lebensfreudigkeit gefangennimmt. Mag der Stempel des Gedichts lovely oder lieblich mit besserm Ausdrucke für deutscher Hände Werk heißen: immer lag auch die echte Kraft auf seinem hellen Grunde, die es mit dem edelsten Bewußtsein ihres höhern Berufs verschmäht, vor der Saat und von fremdem Acker zu ernten.

In seinem innern Bau ist es von einer weit tiefern Kunstmäßigkeit als man ihm bisher zugestanden zu haben scheint. Die Handlung entfaltet sich und die Theile streben zum Ganzen, wie man es nur von einem so leichthinklingenden Lied erwarten kann. Wenn in der luftigen Verwebung des Stoffs und in dem überirdischen Wesen der spielenden Gestalten eine unverkennbare und schwer zu umgehende Gefahr der Verirrung für den Dichter lag, so hat er sie dennoch insofern glücklich vermieden, als er durch alle Abenteuer seines Helden hindurch den fröhlichen Zug deutscher Studenten schlingt, der jenem rein ideellen Treiben durch seine derb und schön ausgeprägte Realität das reichlichste Gegengewicht hält. Von einem bewunderungswürdigen Takt aber zeugt daß er die erwachende, wachsende und endlich siegende Liebe des bräutlichen Elfenpaars nicht an ihnen selbst schildert, wo es uns immer abenteuerlich erschienen wäre, ja wo es uns leicht völlig kalt gelassen hätte: sondern in dem feinverknüpften Verhältnisse des Jägers und der Winzerin, in dem sich mit dem Glanz der Farben eine unvergleichliche Treue der Charakterentwickelung verbindet.

Doch was ihm die Zustimmung so vieler Herzen, so reichen Anklang durch alle deutschen Gaue, so manchen ungesuchten und unschätzbaren Erfolg eingebracht hat — das war nicht sowohl sein Stoff, auch nicht die Form des „Waldmeisters" in Zusammensetzung und Ausdruck: als der Geist der mit hellen Zügen aus ihm leuchtet, der Geist edler deutscher Jugendlichkeit, von dem allein die rechte Mannhaftigkeit in Willen und Beharren, von dem allein die Rettung unserer Zukunft zu erwarten ist. Das empfand Jeder dem die herrlichen vollen Klänge seiner Lieder nicht nur zu Auge und Ohr, sondern auch zu Herzen gingen; und Jeder fühlte sich für sein Theil verpflichtet ihm den Dank des Vaterlandes entgegenzutragen. Es war freilich ein ganz anderer Erfolg als der der „Amaranth". Ihr jauchzte Alles mit ungemessenem Entzücken zu, was noch in Deutschland an einem Glauben hangt, der für den wahren tiefen Drang der Zeit verschollen ist; Alles was vor den gewaltigen Erschütterungen, die aus der Gesellschaft Abgründen hervorbrechen, auf den ebenfalls wankenden Fels der Kirche sich zu bergen strebt. Aber dieser höchst zweideutige Beifall, der einem rechten Dichter die Röthe der Scham auf die Wangen getrieben hätte, galt mit keinem Gedanken dem künstlerischen Werthe des Gedichts — nur der Sache die es vertrat, nur den Bestrebungen die es aussprach, dem Dichter ferner, aus dessen mönchischer Begeisterung diese salbungsvollen Verse strömten. Wenn die katholische Universität Würzburg das Ehrendiplom ihrer Doctorwürde und der Kaiser von Oestreich den neuerrichteten Lehrstuhl der Literatur an der Hochschule zu Wien für passende Belohnungen eines epischen Gedichts in deutscher Sprache erachteten, so können auch wir uns bei diesem öffentlichen Urtheil beruhigen, indem wir uns zugleich der tröstlichen Gewißheit hingeben, in solchem Erfolge die Absicht des Dichters wiedergefunden zu haben. Nur der eine Wunsch bleibt übrig daß die Sache damit wirklich und in jedem Sinne abgemacht sei, abgemacht als ein Streben nach endlichen Zielen, das seinen Lohn für immer dahinhat, sobald die Ziele erreicht sind.

Auf himmelweit entfernten Bahnen lagen die Kränze des stillern Ruhms, den O. Roquette für sich zu erringen wünschte. Denn nicht im Dienste einer kleinen Partei — für das bekümmerte Herz seines Volks dichtete er, es zu trösten und zu erheben mit unvergänglicher Hoffnung der Zukunft; und in dieses bedürftig kranke Herz ist sein reiches Wort gefallen wie ein segnender Strahl aus des Himmels heiliger Höhe. Statt der papierenen Ehren der Mächtigen ist ihm der Dank des Vaterlandes gewiß. Er ist der Dichter von jener Art die wir des deutschen Namens allein würdig halten: rein und frei in das glückliche Treiben seiner Kunst gestellt, des Lohns nicht begierig der von menschlicher Gnade kommt, aber der Liebe der Besten sicher, die das Vortreffliche sich erzwingt. Unser Volk aber darf sich um eine schöne Hoffnung reicher preisen, seitdem der duftige Märchenstrauß von „Waldmeisters Brautfahrt" aus den unerschöpflichen Schachten seiner Kunst und Sprache gebrochen ist.

3. Dornröschen von Julius von Rodenberg.

Merkwürdig daß unsere jungen Dichter in ihrem

Suchen und Tasten nach dankbaren Stoffen noch immer so gern ins liebe Mittelalter streifen! Halten sie denn die Thatsache noch nicht für ausgemacht daß für jede Kunst die Gegenstände ihrer Umgebung, ihrer Gegenwart im weitern Begriffe vollkommen ausreichen? Heiligenbilder und Ritterdichtungen sind für uns kein natürlicher Genuß mehr: man bedarf der Abstraction um nur seine Sinne für dergleichen zu bereiten, und einer gewissen vornehmen Abstumpfung um für so scharfe Reizmittel empfänglich zu sein. Aus längst verklungener Zeit dringen noch einzeln nachhallende Töne mehr unheimlich als verlockend zu uns herüber, aber das volle ineinandergreifende Saitenspiel der alten Klänge ist für unsere Ohren zerbrochen. In eine neue Welt sind wir getreten, in der auch unsere Dichter mit Freuden sich heimisch fühlen, aus deren ureigener Lebensfülle sie für ihre Kunst die Stoffe nehmen sollen. Wie häufig aber sehen wir sie der Gegenwart enteilen in thörichter Flucht! Der Vorwurf fehlgegriffenen Stoffs trifft die „Amaranth" in ganzer Schärfe, da sie auch durch keine mäßige Behandlung die ferne Welt uns näher zu rücken, die fremdartigen Gestalten mit unserer Bildung zu verständigen sucht; „Waldmeisters Brautfahrt" trifft er nicht, denn das Leben deutscher Studenten ist noch eine Strömung von heute und verdiente gewiß einmal von Sängermund verherrlicht zu werden; aber „Dornröschen" trifft er wenigstens zur Hälfte, wie sehr auch die frischeste und geschickteste Behandlung den widerstrebenden Stoff uns zuzubereiten wußte.

Denn die dargestellte Handlung greift sogar noch über Kreuzzüge und Faustrecht, über Kaiser und Reich zurück — in die grauen Jahrhunderte unserer nationalen Dämmerung, indem sie sich auf der einen Seite an den burgundisch-niederrheinischen Sagenkreis des Liedes von den Nibelungen, auf der andern an das alte Volksmärchen von der schlafenden Jungfrau im Dornengehege anschließt. Aber das Gewebe der Handlung oder ihre Träger sind es nicht, was dem Gedichte seinen Werth verschafft. Es ist leider eine allgemeine Bemerkung daß unsere modernen Epen meistens so arm an Handlung als reich an Worten sind; und man sollte meinen, das ewige Gestirn der Homerischen Gesänge wäre unsern Dichtern noch gar nicht aufgegangen, da sie fortwährend in Masse gegen die ersten Gesetze ihrer Kunstform verstoßen. Wer hätte nicht ein rühmendes Wort für das liebliche Epos „Otto der Schütz" von Gottfried Kinkel? an jenem Uebelstande aber leidet es trotz glänzender Vorzüge ganz außerordentlich. „Waldmeister" freilich zeichnet sich auch dadurch aus daß es mit glücklichem Maße Schilderung und Handlung abwechseln läßt; aber in „Amaranth" ruht aller Nachdruck auf diesen verfehlten Streifzügen in das Bereich der Malerei; und ohne gleich überladen zu sein von üppigem Schmuckwerk, ist doch „Dornröschen" keineswegs frei von endlos ausgesponnenen Schilderungen, von denen uns denn über allzu reichlichem Schauen und Betrachten die Augen schmerzen. Diese Dichter scheinen mitunter zu vergessen daß es schwerer ist, bei der ihnen eigenen Fülle sich zu zähmen und in die sichern Grenzen des Ebenmaßes und der Schönheit zu spannen, als sich nach allen Seiten hin wie ein ungehemmter Strom zu ergießen. Da sie aber nur an überschüssiger Tugend leiden, so fassen wir leichter die Hoffnung daß sie sich dieser falschen Zier bald entschlagen werden. Sie können dadurch zugleich für die Abschaffung einer Unsitte arbeiten, die sich nur im Gefolge jenes allgemeinen Fehlers der Dichtenden durch die deutsche Kritik verbreitet hat. Ich meine die unverständige Gewohnheit, an die Spitze einer literarischen Beurtheilung den sachlichen Inhalt des vorliegenden Gedichts im Auszug zu stellen. Dieses Verfahren macht nämlich stillschweigend die Voraussetzung als sei nur das Uebrige Zuthat des Dichters; es macht gewissermaßen auch den Anspruch die Idee des Kunstwerks in Worten wiederzugeben. Und doch ist Beides so falsch wie möglich! Darüber hat der frühverstorbene Danzel in einem ganz vortrefflichen Aufsatz der „Blätter für literarische Unterhaltung" (1850, Nr. 131—137) das Ausgiebigste mitgetheilt. Nach seiner unbestreitbaren Ansicht ist ein Kunstwerk, welcher Art es auch sei, durch Nichts wiederzugeben oder deutlich zu machen als durch sich selbst.

Seinem wesentlichen Inhalte nach ist „Dornröschen" eine letzte Verklärung jener entschwindenden liebenswerthesten Seite unserer Romantik, die den Wald zum Heiligthume ihrer stillen und tiefgemüthlichen Feste auserkoren hatte. Das ganze Leben des innern Waldes, wo Prinz Waldmeister auf blühendem Thron sitzt, führen uns seine wohllautenden Verse vor, in denen man kräftigen Harzduft und das geheimnißreiche Rauschen der Baumkronen zu spüren meint. Daß es weder eine rohe und veraltete noch eine rein zufällige Culturform unsers Bodens ist, welche in diesem Gedichte ihre Verherrlichung findet, hat W. H. Riehl mit überaus schönen und treffenden Zügen in der „Allgemeinen Zeitung" kürzlich dargelegt. „Mit tiefsinnigem Worte", sagt er, „hat die Poesie den freien Wald und das freie Meer auch das heilige Meer und den heiligen Wald genannt." Diese Heiligkeit der unberührten Natur in Waldestiefen nun ist es, die sich in den frischen und farbigen Schilderungen J. von Rodenberg's wunderbar aufthut. Der ganze Zauber einer warm empfundenen und mit reichlichen Reizen ausgestatteten Dichtung liegt in ihr. Von diesen Reizen ist es nicht der geringsten einer daß zum eigentlichen Versmaß des Ganzen die Nibelungenstrophe und zwar mit verlängerter letzter Zeile gewählt ist. Gerade diese Verlängerung gehört zu den glücklichsten Griffen die ein Dichter thun kann, die ihm aber auch nur gelingen, wenn er seines Gegenstandes voll und der Hauch idealen Schaffens über ihn gekommen ist. Wie sticht gegen diesen kräftigen Gang und Schritt, gegen diesen bald mächtigen, bald ergreifenden Nachhall der matte Rhythmus der „Amaranth" ab! Ja auch O. Roquette ist in der Behandlung und Bildung des Verses nicht so sehr Meister wie J. v. Rodenberg. Wie er durch diese Fertigkeit oft aus den einfachsten

Worten den reichsten und mächtigsten Eindruck hervorzulocken weiß, zeigt der Schluß der Widmung an Jakob Grimm, den großen Kenner und Kündiger aller alten und eigensten Schätze des deutschen Lebens.

Von den beiden rechten Vertretern unserer Jugend, O. Roquette und J. v. Rodenberg, gilt Schiller's unsterbliches Wort: daß uns die Schönheit eine Erzieherin zur Freiheit werden müsse. Denn wenn sie ausharrend auf früh eingeschlagener Bahn weiterschreiten, so werden sie sich einst in jedem Betracht den Namen verdienen der über alle andern Ehren geht: den Namen nationaler Dichter. Mögen sie auch in diesen Zeilen nicht etwa das kalte Lob und den vornehmen Tadel eines theilnahmlosen Berichterstatters, sondern nur eine erneuerte Auffoderung zu treuem und ernstem Streben nach jenem hohen Ziel erkennen! Mögen sie sich dann erinnern daß sie nach dem Maße ihrer Gaben dem Vaterlande und ihrem Volke zu einem unendlichen Dienste verpflichtet sind. 44.

Zur Psychologie.

1. Psychologische Briefe von Johann Eduard Erdmann. Leipzig, Geibel. 1851. 8. 2 Thlr.
2. Naturleben und Geistesleben. Der Sinnesorganismus in seinen Beziehungen zur Weltstellung des Menschen: La divina commedia. Von Maximilian Jacobi. Leipzig, Weidmann. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Als vor mehren Jahren Feuerbach den Satz aufstellte, die Theologie sei Anthropologie, Gott nur ein Gedanke des Menschen, nur das Sinnliche das Wahre und Wirkliche; als Vogt ergänzend einfiel daß die Seele nur eine Function des Gehirns und der Gedanke nur eine Secretion desselben sei, wie die Galle eine der Leber — da hätte man erwarten sollen daß nun auch eine ausführliche und wissenschaftliche Darstellung dieser Behauptungen zur Neubegründung der Psychologie erfolgen würde, daß die Logik in eine Mechanik der Gehirnfiberschwingungen aufgelöst, daß nachgewiesen würde wie die Einheit des Bewußtseins aus den vielen Atomen des Körpers herausfiltrirt und das Ich, der sich von der Natur unterscheidende, sie empfindende und erst als Natur setzende Geist, als ihr Accidenz aus ihr erzeugt werde. Nichts von alle Dem ist geschehen. Jene Behauptungen werden wiederholt; auch in d. Bl. sagt Frauenstädt daß alle echte Philosophie Atheismus sei, sagt es ohne die Unphilosophie von Plato und Aristoteles, von Leibniz und Kant nachzuweisen; sehen wir aber auf die Arbeiten die seit einem Jahrzehnd erschienen sind, so haben Carus wie Lotze, Hagen wie Ennemoser, Waitz wie Schilling dem Idealismus das Wort geredet und ein selbständiges Seelenleben angenommen, ein geistig Substantielles, und von den Physiologen, die das materielle Sein für das einzige erachten, hat es keiner versucht die psychologischen Thatsachen eingehend zu begründen, die Probleme des Selbstbewußtseins zu lösen, die Gesetze des Denkens aus der Materie zu entwickeln. Nie haben sich so nennende Empiriker unempirischer verfahren, man kann Das nicht oft und laut genug sagen, als unsere modernen Materialisten. Sie nennen den Gedanken eine Secretion des Gehirns: aber wo und wie haben sie Dies aufgezeigt und durch ein Experiment dargethan? Sie leugnen die durch alle Menschheit hindurchgehende Thatsache des Willens, der eigenen Deliberation, Entscheidung und Entschließung, auf die alle Erziehung und alle Zurechnung, jedes Urtheil über Andere und die unbetäubbare Stimme des Gewissens hinweist, weil diese Thatsache nicht in ihren Kram paßt, und wollen dabei der Erfahrung huldigen. Die beiden Schriften welche wir hier anzeigen gehören nicht in den Kreis dieser Materialisten, auch sie scheiden sich davon ab, ja die eine bekämpft ihn fortwährend.

Erdmann hat die neuerdings für populaire Behandlung der Wissenschaft wieder üblich gewordene Briefform gewählt. Es war Hauff, der vor etwa zwölf Jahren in der „Allgemeinen Zeitung" über Geologie schrieb und mit großer Virtuosität die Grundzüge der streitenden Systeme und der gewonnenen Resultate entwickelte, sodaß er seiner Wissenschaft viele Freunde gewann, wenn er auch für die Eingeweihten nichts Neues sagte. Liebig folgte ihm, indem er seine Theorien über die chemischen Bedingungen des pflanzlichen und animalischen Lebens, seine Ansichten über den Zusammenhang der Chemie mit der Culturgeschichte entwickelte und Vieles zuerst in dieser freiern Weise aussprach, ehe er es streng begründete. Andere nahmen den beliebtgewordenen Namen ohne die Bedeutung der Briefform irgend zu berücksichtigen; warum Karl Vogt, dem sonst der Briefstil so gut zugebotesteht, seine Naturgeschichte des Thierreichs, dies ganz objectiv gehaltene treffliche Buch, „Zoologische Briefe" getauft hat, ist nicht abzusehen. Freilich ist es immer noch besser als wenn die Subjectivität des Briefschreibers sich gehen läßt ohne ihr Ziel recht im Auge zu haben, wenn sie vom Hundertsten und Tausendsten schwatzt, statt bei der Sache zu bleiben, und dadurch die Wissenschaft dem Laien zugänglich zu machen meint daß sie vom Wetter zu sprechen anfängt, oder daß sie einige sparsame Weizenkörner in einen ganzen Korb voll Spreu verbirgt. Die Spreu ist allerdings leicht! Doch ist Dies nicht der Fehler der „Psychologischen Briefe". Vielmehr bewegt sich Erdmann leicht und gewandt, aber stets innerhalb seines Gebiets; er knüpft an das tägliche Leben, an den Sprachgebrauch, an das Allbekannte an, aber um seine Ideen darin aufzuzeigen. Er ist geistreich. Er zieht aus der Briefform den Vortheil daß er im folgenden stets eine Antwort und zwar von Seiten eines Freundes und dessen Schwester voraussetzt, dadurch auf das Erörterte nochmals zurückkommt und Einwürfen begegnet, Zweifel löst und seinen Gegenstand von verschiedenen Standpunkten aus beleuchtet. Um so unangenehmer ist aber die Coquetterie, mit der er am Ende thut als ob das Ganze nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen, wenn er meint, seine allenfallsigen Zusätze oder Retractationen würden unnütz sein, da die Recensenten um ihre Kritik zu schreiben doch nicht bis zum Schlusse

lesen, und gar sagt: „Wer aber Geduld gehabt hat bis zu Ende zu lesen, wird das Ganze wol unter der Kritik finden", oder meint: „es wäre doch recht dumm gewesen daß er sich darauf eingelassen solche Briefe zu schreiben." Solche Phrasen sind für den Scherz zu plump, für den Ernst zu trivial, und der Humor davon ist kein anderer als daß das Salz der gesuchten Geistreichheit dumpf wird.

Erdmann hält sich im Wesentlichen an Gang und Idee der Hegel'schen Psychologie, hat aber viele treffliche Einzelausführungen, namentlich in der ersten Hälfte, im anthropologischen Theil, wo unter Anderm seine Erörterung über männliche und weibliche Natur durch Reichthum der Gesichtspunkte, durch Klarheit der Darstellung und durch Tiefe der Anschauung sich auszeichnet. Aus dem zweiten Theil möchte ich seine Untersuchungen über die Freiheit hervorheben; sie weisen die Einseitigkeiten der Deterministen und Indeterministen glücklich ab und zeigen wie der Mensch durch Triebe und Neigungen naturbestimmt, durch sein Denken und Erwägen aber mit dem Vermögen der Wahl begabt ist, wie das einmal im Geist Gewonnene auf jede neue That bedingend einwirkt, diese aber doch immer Entschluß des Willens ist. Nur herrscht hier wie überhaupt im ganzen Buch seiner Anlage nach mehr eine interessante Conversation über die Sache, als daß diese nach ihrem innersten Wesen sich dialektisch entwickelte, und da der Verfasser dieses Letztere, die Strenge der Wissenschaft, hier nicht anstrebte, da er vielmehr theils zu psychologischen Studien, namentlich auch zur Selbstbeobachtung anregen, theils die Resultate der Philosophie einem größern Kreise zugänglich machen wollte, so würde unsere Kritik ihm Unrecht thun, wenn sie nicht in den Vordergrund stellte daß diese seine Absicht mit Talent und Geschick ausgeführt, daß sein Buch eine willkommene Gabe heißen muß. Aber über die Grundfrage wäre doch größere Entschiedenheit nothwendig gewesen, und hierauf müssen wir einen Augenblick eingehen.

Was ist die Seele, was ist der Geist oder das Ich? Sind sie Einunddasselbe oder sind sie verschiedene Wesen, sind sie ein selbständiges Princip oder das Resultat des Lebensprocesses, ist das Selbstbewußtsein der Träger oder nur eine Erscheinungsform allgemeiner Ideen? Auf diese Fragen habe ich bei Erdmann keine recht bestimmte Antwort gefunden. Er sagt:

> Wenn viele einzelne Bestandtheile dadurch daß ein ihnen innerlicher Zweck sie so zusammenhält, ihre Trennung und Besonderung aufgeben, indem jedes dem andern dient und damit sich selbst, so bilden sie ein beseeltes Ganzes oder haben eine Seele, denn Beseeltsein oder eine Seele haben wird wol Dasselbe sein.

Aber ist hier die Seele Dasjenige was die Ordnung und Uebereinstimmung der Theile selbst hervorbringt, oder ist es das Resultat derselben? Nach meiner Ansicht Beides, das Erste und Letzte, ein Princip das durch seine Thätigkeit sich selbst verwirklicht; aber was meint der Verfasser? Er fährt fort:

> Unter Seele verstehe ich aber Das wodurch ein Zusammengesetztes ein wirkliches Ganzes wird, den innerlichen (immanenten) Zweck, zu dem alles Einzelne angelegt, und den es verwirklicht, nicht indem es sich opfert, sondern indem es sich erhält. So nimmt Aristoteles die Seele wenn er sie als die Bestimmung des Leibes bezeichnet und beispielsweise sagt: Wenn das Auge ein Lebendiges wäre, so würde es das Sehen zu seiner Seele haben; so nehmen wir das Wort Leib und Seele, wenn wir die Gemeinde den Leib des Herrn, die Frau die Seele des Hauses nennen.

Aristoteles, abgesehen davon daß ἐντελέχεια ungenügend durch Bestimmung übersetzt ist, sagt auch, sie sei οὐσία, sie ist ihm Ursache der Bewegung, thätige Form, individuelle Wesenheit und Wirklichkeit; ist Dies auch Erdmann's Ansicht? Er fährt fort:

> Wollen Sie einen andern, freilich schulmäßigen Ausdruck, so sagen Sie, die Seele sei die Function ihres Leibes, was eigentlich nur die Umkehrung des Satzes ist daß er ihr Organ ist. Zeigt uns der Leib eine Vielheit von Bestandtheilen und Gliedern, so ist die Seele nicht nur Eine, sondern sie ist vielmehr das alle Vielheit zur Einheit Zurückführende; zeigt uns der Leib ein Außereinandersein, so ist die Seele nicht nur das ihm Allgegenwärtige, sondern sie ist das Uebergehen des Einen in das Andere. Stellt sich uns im Leibe Stoff, Materie vor, so ist dagegen die Seele die alle Stoffe bewältigende und den Wechsel derselben bedingende Form; zeigt sich im Leibe das Dasein des Lebendigen, so ist die Seele sein Nichtsein, das stete Aufheben seines Daseins, Das was ihn nie zustandekommen läßt.

Erdmann meint, diese Ausdrücke klängen vielleicht ketzerisch; Das weniger, aber sie klingen blos, sie sind sinnlos. Was heißt Das: Die Seele ist das Uebergehen des einen der außereinanderseienden Theile des Leibes in den andern? Wenn sie weiter Nichts ist, dann ist sie gar Nichts; denn die materiellen Atome bleiben eben außereinander, Das ist ihr Begriff, ihr Wesen, sie gehen nicht ineinander über, sondern sie behaupten ihren Raum und ihre Qualität; sie treten in verschiedenen Verbindungen zu andern und andern Formen zusammen, sie zeigen in neuen Combinationen neue Wirkungsweisen: aber ihre Substanz bleibt dieselbe und läßt sich aus allen Verbindungen in ihrer Einfachheit wiederherstellen. Wenn also die Seele Nichts sein soll als das Ineinanderübergehen der Leibestheile, so ist sie gar nicht und wäre im besten Fall nur die Erscheinungsform eines materiellen Processes. Aber sie soll auch die alle Stoffe bewältigende Form sein; gut, wenn nur nicht der hinkende Bote gleich nachkäme, der uns berichtet, sie lasse den Leib nie zustandekommen. So ist sie also nicht die ihn gestaltende Lebenskraft, nicht das Princip seiner Form, sondern „das stetige Aufheben seines Daseins". Der Leib, hören wir, ist das Dasein des Lebendigen, die Seele sein Nichtsein. Als das Nichtsein des Lebendigen ist sie offenbar das Unlebendige. Wir Andern hatten seither geglaubt der Tod sei das Nichtsein des Lebendigen, der Leib sei gerade durch seine Beseelung lebendig. Ich wenigstens habe immer gefunden daß zum Lebendigen ein äußeres, mannichfaltiges, wechselndes und ein inneres, im Wechsel beharrendes, einiges Sein gehört, ich habe gerade in dem letztern die Seele gesehen; entweder ver-

stehe ich weder mich noch Erdmann, oder er hat phrasenhaft aufgespreizten Unsinn drucken lassen.

Doch er will jene Ausdrücke näher bestimmen; hören wir weiter:

Der Lebensproceß ist so oft mit dem Verbrennungsproceß verglichen worden daß ich diesen Vergleich auch zu meinem Zweck benutzen kann. Wenn eine Kerze leuchtet, so sagen Alle: Dies komme daher daß die Flamme oder das Feuer an das Wachs gebracht würde.

Wer die neuere Chemie kennt, der weiß daß nicht der Lebens-, sondern der Verwesungsproceß mit dem Verbrennen verglichen wird, und Alexander von Humboldt hat es im „Kosmos" als einen der genialen Blicke Kepler's erwähnt daß dieser bereits solche Analogie erkannt. „Ipsa putredo quidam lentus ignis est", sagt er, und es braucht sich Erdmann nur an das Leuchten des faulen Weidenholzes zu erinnern. Nur ein Kind sagt daß das Leuchten der Kerze vom Feuer komme, denn die Flamme ist ja ihr Leuchten, und diese Erklärung von idem per idem besagt gar Nichts. Doch Erdmann fährt fort:

Dies Feuer nun hält der keine chemischen Kenntnisse hat für ein Element, und er sieht in diesem Proceß eine Vereinigung zweier Materien, Wachs und Feuer. Wir aber, wir wissen daß das sogenannte Feuer Nichts ist als das sich Verflüchtigen des Wachses — abstrahiren Sie, ich bitte, vom Sauerstoff.

Nicht eine Vereinigung von Wachs und Feuer, sondern ein Verzehrtwerden des Wachses durch das Feuer sieht das unwissenschaftliche Auge. Aber ums Himmels willen, welch ein Chemiker hat Erdmann gelehrt daß das Feuer kein Element, sondern das sich Verflüchtigen des Wachses sei? Seit Frau Lavoisier das Phlogiston am Feste der Vernunft verbrannte, sollte doch jeder sogenannte Gelehrte wissen daß das Verbrennen kein Verflüchtigen, sondern viel eher ein Schwerwerden ist, und daß man bei ihm vom Sauerstoff gar nicht abstrahiren kann, weil es ein Oxydationsproceß ist, weil der Sauerstoff gerade als der Verbrenner auftritt, weil in seiner Verbindung mit dem Kohlenstoff und dem Wasserstoff die Bewegung der Atome für unser Gefühl die Empfindung der Wärme und durch die Erregung von Aetherwellen für unser Auge die Empfindung des Lichts hervorruft; bei einer starken Flamme wird auch die durch sie bewirkte Bewegung der Luft unserm Ohr als Prasseln vernehmlich. Man sagt von allen Gleichnissen daß sie hinken, aber dies Erdmann'sche hat Hals und Beine gebrochen. Er macht die Anwendung:

Ganz so spreche ich von Leib und Seele, sehe aber in der Seele nicht ein Ding, sondern ein stetes Verflüchtigen des dinglichen, stofflichen Leibes. Das Lebendige ist mir der brennenden Kerze gleich, der Leib dem Oel oder Wachs, die Seele der Flamme. Sobald das Wachs aufhört sich zu verflüchtigen, ist auch von einer leuchtenden Kerze nicht mehr die Rede. Also wie die Flamme nicht etwas Materielles ist, weil Verflüchtigung des Materiellen, so ist die Seele nichts Materielles, weil stetes Verwandeln desselben.

Und dabei spricht Erdmann von Unsterblichkeit, dabei erklärt er sich gegen die materialistischen Physiologen? Geduld, wir werden sehen. Hier kann ich ihm nur den Rath geben seinen Finger eine zeitlang in die Lichtflamme zu halten, um zu fühlen daß sein Immaterielles doch ein Materielles ist; vernünftig mit solch unwissenschaftlicher Wortmacherei zu streiten wäre lächerlich, hieße mit Windmühlen kämpfen.

„Uebrigens erkläre ich", setzt Erdmann zu diesen Erörterungen hinzu, „daß mir Seele und Lebensprincip ganz Dasselbe bedeuten." Das „Nichtsein des Lebendigen", das „stete Aufheben seines Daseins" ist also sein Princip: ich wiederhole es, entweder bin ich unfähig die Erdmann'sche Weisheit zu fassen, oder sie ist Unsinn, jener vollkommene Widerspruch der Hexenküche, der gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren bleibt.

Später hören wir, es sei ein Widerspruch daß der Geist als Naturwesen da sei oder in der Naturweise existire, in welcher er als Individuum sich zeigt (der rechte Geist wird also der individualitätslose sein?). Weil es ein Widerspruch sei, daß das Individuum geboren wurde, deswegen sterbe es; der Tod wird das Einandergewohntwerden von Leib und Seele, das Leben ihr Neutralisationsproceß, der Tod die vollendete Neutralisation genannt. Der Tod sei das Ende des Lebensprocesses, aber das Ich Das was daraus resultirt, und das sei unsterblich.

Es genüge Dies hierher gesetzt zu haben. Ich weiß daß dieser herbe Tadel, den ich gegen das vorliegende Buch aussprechen muß als gegen eine Ausgeburt schülermäßiger Phrasenmacherei, mit dem Lobe sehr zu widersprechen scheint das ich ihm von vornherein zollte; allein Beides rechtfertigt sich dadurch daß Erdmann viele Phänomene des menschlichen Lebens klar und sinnreich geschildert und mit feinen Bemerkungen begleitet hat, daß er aber völlig unzulänglich war, um auch den Grund derselben zu finden, ihr Räthsel zu lösen. Die Briefe sind eben der Beweis daß zwischen einem geistreichen Mann und einem tiefen Denker ungefähr derselbe Unterschied ist wie zwischen einem Professor der Philosophie und einem Philosophen.

Jacobi's Arbeit ist zunächst auf Ein Problem hingewandt, auf das Verhältniß in welchem Naturleben und Geistesleben im Menschen stehen; es bringt dieser Gegenstand aber mit sich daß in viele psychologische Fragen eingegangen wird. Ich finde nun daß er in der Trennung beider Sphären zu weit gegangen ist; denn ihre Wechselwirkung und ihr Zusammenhang wird nie klar werden, wenn nicht die selbstbewußte, gottbewußte Seele zugleich als das gestaltende Princip und die Lebenskraft im Leibe angeschaut wird, wenn nicht Ausdehnung und Denken als die gedoppelte Offenbarungsweise Eines ewigen Wesens erkannt werden.

Vortrefflich ist das erste Capitel, welches ausführt wie der lebendige Organismus des Menschen die Vorstellung von einer Welt außer ihm selbständig mitbestimmt. Nicht die Dinge sind warm, sondern die Wärme ist das Gefühl von einer Aenderung unseres

Zustandes, welches im Zusammentreffen mit Dingen entsteht, deren Atome in einer raschern Bewegung begriffen sind als die unsern; sie geben uns die Anregung um den Begriff der Wärme zu bilden, aber diese ist unser Gefühl, nicht ihr objectiver Zustand. Die Zustände, Zustandsänderungen anderer Dinge auf unserer Zunge rufen eine Empfindung hervor die wir süß oder sauer, scharf oder bitter nennen; das sind nicht jene an sich, sondern es ist der Ausdruck für die Affection die wir durch sie erfahren, die Empfindung die unser Zungennerv in der Berührung mit ihnen gestaltet. Der Ton ist nicht äußerlich vorhanden: äußerlich vorhanden sind nur die Erzitterungen der Dinge und die dadurch erregten Luftwellen; indem diese durch unser Ohr dem Hörnerv vermittelt werden, bildet dieser daraus den Eindruck des Schalls oder Tons. Jacobi sagt:

Die ganze Schöpfung in ihren unermeßbaren Weiten ist ohne das Hörorgan vollkommen lautlos, und auch mit demselben entsteht der Ton zunächst lediglich nur als ein subjectiv Empfundenes, ohne irgend etwas ihm als solchem objectiv Entsprechendes.

Objectiv sind eben nur die Luftwellen vorhanden, für unsere Empfindung werden sie durch das Ohr zum Schall.

Nicht Das was wir Stimme des Redenden oder Singenden nennen gelangt zu uns, sondern nur eine Schicht der uns umgebenden Luft, durch die Bewegung der Sprachorgane des Redenden oder Singenden erschüttert, trifft in einer dem Zweck entsprechenden, nach der eigenen Erfahrung des Redenden und Singenden bemessenen Stärke und rhythmischen Folge unser Trommelfell und regt denjenigen Proceß an, der gewisse Empfindungsmodificationen in unserm Gehörorgan und diesem gemäß auch Tonvorstellungen in der beabsichtigten Weise in uns hervorruft. So schafft auch das Sehorgan ursprünglich das Licht und die Sichtbarkeit der Dinge der Außenwelt als ein Empfundenes und Vorgestelltes. Ohne das Auge kein Licht, keine Farbe, keine sichtbare Welt, wie ohne das Ohr kein Reich der Töne. Mit dem Sehorgan erst entstehen alle jene glänzenden Sternbilder, indem die von den für uns in solcher Art zur Erscheinung kommenden Weltkörpern ausgehenden Emanationen unser Auge treffen und bei der Wechselwirkung, in die sie mit letzterm treten, dieses zur Erzeugung jener Lichterscheinungen anregen, aus welchen uns die Vorstellung des Sternhimmels entsteht.

Hervorheben hätte Jacobi noch können daß wir zunächst gar nicht Dinge oder Vorgänge der Außenwelt wahrnehmen, sondern nur Affectionen unserer Nerven, Umstimmungen unserer Zustände; und Dies können wir nur, weil ein Bleibendes, in allem Wechsel Verharrendes in uns vorhanden ist. Denn es würde immer nur ein Zustand, nicht aber ein Wechsel empfunden werden, wäre nicht Etwas da was sich als ein anders und anders Afficirtes gewahr würde, indem es den jetzigen Augenblick mit dem vorhergehenden vergleicht und ihn von demselben unterscheidet. Dies Beharrliche im Wechsel ist eben die Seele; sie empfindet, sie objectivirt ihre Empfindungen, indem sie den Grund derselben außer sich hinaus versetzt. Gemäß ihren Empfindungen lebt sie in einer Sinnenwelt, die sie nach den Anregungen die sie von außen empfängt sich fortwährend producirt. Es ist der Reiz des Sehnerven den wir als Licht empfinden, mag er von Aetherwellen ausgehen, oder mag ihn ein Schlag auf das Auge bewirken; der Schlag ist ebenso wenig hell als der Aether, aber wie dieser erregt er das Auge zur Lichtempfindung. Eine und dieselbe Sache wird daher von den verschiedenen Sinnen wahrgenommen: die Elektricität wird im Auge zum Blitz, im Ohr zum Knistern, in der Nase zum phosphorartigen Geruch, auf der Zunge zum säuerlichen Geschmack, auf der Haut zum brennenden Stechen.

Weit weniger klar ist was Jacobi über den innern Sinnenorganismus sagt. Er versteht darunter das Gehirn und sagt, es würden durch die Erregung desselben und das Ineinanderwirken seiner Theile die Vorstellungen und ihr Spiel hervorgerufen. Das Erkennen und Bewußtwerden aber geschieht nur in einem neuen Princip, im Geist. Hier ist mir Vieles seiner Darstellung unklar und ungenügend geblieben, doch kann ich eine Reihe seiner Bemerkungen über das Leben und Vorstellen der Thiere als interessant und sinnig bezeichnen. Trefflich sind dann wieder seine Erörterungen über die Selbständigkeit und Eigenwirklichkeit des Ich, über den untrennbaren Zusammenhang von Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, von Geist und Freiheit.

Der Verfasser fügt seiner Abhandlung nun einen zweiten kritischen Theil hinzu, um von seinem Standpunkt aus andere Psychologen, wie Waiz, Carus, Nasse, zu beurtheilen und an der Lehre von den Geisteskrankheiten seine Ansichten zu bewähren. Für die Gedankenlosigkeit und den Leichtsinn, die in den Aussprüchen vieler Mediciner herrschen wenn sie Geistiges zu bestimmen haben, gibt er schlagende Proben. Nicht die Seele erkrankt nach seiner Ansicht, sondern die Organe, mittels deren sie sich kundgibt und die ihr die Welt abspiegeln, werden in solcher Weise alterirt daß sich ihr die Außenwelt in falschen Bildern darstellt und sie sich selbst als eine andere erscheint, sodaß sie die Herrschaft über Vorstellungen und Triebe verliert.

Wohlthuend ist in der ganzen Schrift die sittliche Wärme des Verfassers, sein lebendiges Gefühl für das Schöne und Wahre in ihrer innigsten Verbindung mit dem Guten. Nicht in den Werken des Verstandes, sondern im reinen Willen, in Muth und Demuth, in Edelsinn und Liebe liegt ihm der eigentliche Werth und die Größe des Menschen. Das Wissen, wie reichhaltig und wohlgeordnet es sei, den Adel der Wissenschaft mit seinen Segnungen empfängt es erst durch sein Anknüpfen an das sittlich-religiöse Leben des Menschen, an seine höhere geistige Bestimmung; was in der Kunst des idealen Lebensodems entbehrt, Dem ist das Siegel der Vergänglichkeit aufgedrückt: die ewigen Werke des bildenden Genius sind den ewigen Interessen der Menschheit geweiht.

M. Carriere.

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Mitte Februar 1852.

Seit unsern letzten Mittheilungen hat wieder einmal die volle Flut unserer literarischen Strömung stattgefunden, und wir gehen gegenwärtig dem tiefsten Senkungsniveau der Ebbe entgegen. Beide Phasen gehören in den regelmäßigen Verlauf der Dinge und erklären sich sehr einfach, jene durch das Weihnachtsfest, welches den Markt mit Büchern gewisser Gattung förmlich überschwemmt, diese durch die mannichfachen Vorbereitungen der Buchhändler für die Ostermesse. Der Winter überhaupt wirkt auf dem Gebiete der schriftstellerischen Production in ähnlicher Weise wie der Sommer draußen in der Natur: Alles blüht und gedeiht hier wie dort. Mit dem September kehren die Reisenden von ihren Ausflügen, die vornehme Welt aus den Bädern oder von ihren Landsitzen zurück, die Bevölkerung der Städte wächst, die Abende werden länger, das Lesebedürfniß nimmt seinen eigentlichen Anfang, und während die Störche und Schwalben nach dem Süden ziehen, treffen die ersten Zugvögel unsers alljährlichen literarischen Sommers, die Kalender und Almanache, bei uns ein. Ihnen folgen die neuen Romane und verwandte größere Unterhaltungslecture, sodann die Kinderschriften, deren Berlin im verflossenen Jahre eine Zahl wie Sand am Meere zutageförderte, ferner lyrische Blumenlesen für Schule und Haus, Laienevangelien für Jünglinge und Jungfrauen, hierauf neue originale Poesien in Goldschnitt und Maroquin, endlich neue Auflagen poetischer Sammlungen und Werke, diesmal z. B. von Geibel, Reinick, Dinah von Salmuth („Jugendblüten"), von dem Schneidermeister Gottfried Worch („Notenklänge"), desgleichen von der „Prinzessin Ilse", von „Was sich der Wald erzählt" u. s. w.

In der kleinen publicistischen Literatur, mit der wir diese Mittheilungen beginnen wollen, ist es seit einer Reihe von Monaten schon ziemlich still. Der Staatsstreich Ludwig Napoleon's fand seine vorzugsweise Besprechung in den politischen Zeitungen und hatte hier in Berlin etwa nur zwei bis drei Broschüren zur Folge, von denen die bedeutendste „Ludwig Napoleon" vom Verfasser «Unserer Politik» (Konstantin Frantz), so vielfach man auch von den Anschauungen des Verfassers abweichen mag. Die bei Veit und Comp. erschienenen „Anmerkungen zur neuesten Literatur der Reaction" besprechen zwei reactionnaire Flugschriften vom constitutionnellen Standpunkte aus; die Zollfrage veranlaßte die Replik „Der Zollverein und seine hanoverischen Gegner"; an die innere preußische Entwickelung und an die laufenden Kammerdebatten lehnen sich an „Die Landwehr und das Budget von 1852" von Harkort und ein „Zweiter Bürger- und Bauernbrief" von Demselben; die allgemeine Constellation der europäischen Verhältnisse erzeugte die Schriften: „Priester, Jurist und Soldat", eine gemilderte Dosis Romieu, welche, nachdem die Priester- und Juristenherrschaft ohnmächtig geworden, die Erlösung und Rettung des Menschengeschlechts, unter Hinweisung auf Ludwig Napoleon, von der Armee erwartet, ohne jedoch, wie eben angedeutet, die zahllosen blutigen Opfer des französischen Gespenstersehers nöthig zu machen, und die bedeutendere, speciell auf die Zukunft Deutschlands hinweisende Broschüre „Rußlands Politik und Heer in den letzten Jahren". Sei es uns gestattet in den jüngsten zwei oder drei dieser genannten sieben Flugschriften etwas aufmerksamer zu blättern.

Der „Zweite Bürger- und Bauernbrief" von F. Harkort bricht eine Lanze für die neue preußische Gemeindeordnung vom 11. März 1850. Diese Gemeindeordnung ist bekanntlich eine der nothgedrungenen Gaben des jetzigen Ministeriums und, wie man hieraus schließen kann, in Bezug auf Freisinnigkeit von nicht allzu hoher Bedeutung. Nichtsdestoweniger findet sich seit einiger Zeit eine ultraconservative Coterie veranlaßt mit allen Kräften selbst gegen diese kleine Concession an den Geist, an die Bedürfnisse und Foderungen des Landes zu eifern, unter dem gleißnerischen Vorgeben etwas Brauchbareres an ihre Stelle zu setzen, mit andern Worten, die Gemeindeordnung „verbessern" zu wollen. Man weiß Dies bei uns hinlänglich, und weiß ebenso auch welche Pfiffe hinter derartigen Verbesserungsofferten lauern. Harkort versteht sich ganz gut auf die Sprache des Bürgers und Bauers, auf jene Sprache der biedern, derben Handgreiflichkeit, welche die schlagenden Gleichnisse liebt und den Ernst so gern mit ein paar Körnchen spaßlaunigen Humors und lächelnder Ironie würzt. In Form einer Reise, mit mannichfacher Einkehr beim Städter und Landmann, von Westen nach Osten, quer durch die preußischen Provinzen, lesen wir hier flüchtige Bemerkungen über die Lage der Bürger und Bauern und über die ständischen Verhältnisse in den verschiedenen Gebieten des Staats in einem schlichten, frischen, halb ernsten, halb launigen und munter-satirischen Tone. Fast überall dürfte es, wie sich aus diesen Bemerkungen ergibt, ganz leidlich gehen mit der neuen Gemeihdeordnung, wenn sich die Ritterschaft nur fügen und man der Sache nur ihre eigene Entwickelung gönnen wollte. An praktischen Winken läßt es der Verfasser dabei nicht fehlen. Leider aber steuern unsere überweisen Staatskünstler auf Nichts eifriger los als auf die Wiedererweckung der alten abgestorbenen, strengständischen Gliederung und untergraben so consequenterweise die ganze Möglichkeit eines gesunden neuen Organismus. Statt des selbständigen Gesammtgemeindelebens auf dem Lande und in der Stadt soll die alte Trennung und Bevormundung durch die (Ritter-) Gutsbesitzer und durch die Bureaukratie wieder eintreten. Vielleicht erfährt man gelegentlich nicht ungern, nach Harkort's Angabe, das territoriale Verhältniß des ländlichen Besitzes zwischen Bauern und Rittern in den verschiedenen Provinzen des preußischen Staats. Es stellt sich folgendermaßen heraus: in den Rheinlanden besitzt von 100 Morgen der Bauer 93 und der Ritter 7; in Westfalen modificiren sich diese Zahlen für die Bauern und Ritter auf 92 und 8; in Sachsen auf 75 und 25; in Brandenburg auf 70 und 30; in Preußen auf 73 und 27; in Schlesien auf 50 und 50, d. h. hier ist der adelige Besitz dem bäuerlichen an Areal gerade gleich; in Posen dagegen kommen auf den Bauer nur 45, auf den Ritter 55; in Pommern sinkt der bäuerliche Besitz auf 38 herab, während der ritterliche die Höhe von 62 erreicht. Die erneuten ständischen Bestrebungen gewähren eine wahrhaft traurige Perspective in die Zukunft und beweisen den völligen Mangel an organisatorischem und originell bildendem Talent in den Sphären der höhern Lenkung des Staats. Sehr wahr sagte ein großer französischer Staatsmann, und der Verfasser führt die Worte an in Rücksicht auf das ganze Princip: „Das Stimmen und Berathen nach Ständen würde eine vortreffliche Einrichtung sein, um den Egoismus im Priesterstande, den Stolz im Adel, die Niederträchtigkeit im Volke, die Trennung zwischen allen Interessen, das Verderben in allen Classen, aus welchen die große Familie der Nation besteht, verfassungsmäßig zu begründen!" Es ist außerdem ergötzlich zu lesen, wie der Verfasser gelegentlich immer die empfindlichste Stelle bei Hinz und Kunz berührt um ihnen ihr wahres Interesse recht begreiflich zu machen. Diese Stelle ist der Geldbeutel.

Noch jüngern Datums als der „Bürger- und Bauernbrief" ist die andere Broschüre von Harkort: „Die Landwehr und das Budget von 1852", welche ebenfalls apologetische Zwecke verfolgt. Am 5. April 1815 sagte Friedrich Wilhelm III.: „Die Militairverfassung wird in meiner ganzen Monarchie nur auf die Vertheidigung des Vaterlandes gerichtet sein, und durch die Organisation der Landwehr werde ich in Friedenszeiten dem Lande die Kosten der Unterhaltung eines großen stehenden Heeres ersparen." Heute hat sich der Wind gedreht: man fürchtet die Landwehr und möchte auch dieses Institut begraben; die Flugschriften der Gegner, z. B. „Lebensfrage der Landwehr", „Die Armee und ihr Budget" und „Ueber die Landwehrfrage", lassen bereits die ihr drohende Gefahr ahnen. Die Landwehr hat, wie man weiß, im Jahre 1813 unser Vaterland gerettet. „Im Jahre der Gnade 1852", sagt der Ver-

fasser in seiner die Ironie liebenden Weise, „erheben bereits wieder privilegirte Staatsretter ihre Stimmen, welche allein Anspruch darauf machen den Heerschild zu tragen, obgleich kein Ritter ohne Furcht und Tadel und kein Cid campeador an ihrer Spitze steht! Die Reaction in der Politik und Staatsverwaltung strebt naturgemäß auch die Umbildung der Armee in die Hand zu nehmen." Das würde auch ganz nothwendig sein, wenn Herren wie die Romieu oder die Verfasser von „Priester, Jurist und Soldat" ihre weltbeglückenden Plane zur Ausführung bringen wollten. Harkort geht nun mit Zahlen, Thatsachen und Rathschlägen auf die Vertheidigung der Landwehr ein und überzeugt gewiß Jeden der sich eben überzeugen lassen will. Details gehören indeß nicht hierher, und wir greifen zu einer dritten, anonymen Broschüre, die hier in höhern Kreisen einiges Aufsehen erregt hat und sich auf eine allgemeinere Frage bezieht.

„Rußlands Politik und Heer in den letzten Jahren" nennt sich die kleine, fünf Bogen umfassende Schrift, deren Lecture uns in einer Hinsicht an das im verflossenen Jahre erschienene Werk „Rußland und die Gegenwart" erinnerte.*) Die Perspective nämlich, welche die Verfasser in die Zukunft eröffnen, so sehr auch übrigens ihre persönlichen politischen Standpunkte auseinandergehen, ist ziemlich einunddieselbe; denn auch unser Anonymus hält das Herannahen einer großen Entscheidung zwischen Osten und Westen für die fast unabweisbare Katastrophe der Zukunft. „Das slawische Princip", sagt er im Vorwort, „strebt mit großer Consequenz und Energie seiner Realisirung entgegen. Möge Deutschland nicht vergessen daß es mit Eintritt eines neuen Princips zugleich auch um die Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit des bis dahin gültigen geschehen. Möge überall Einsicht genug vorhanden sein Dies zu begreifen, und möge es nirgend an Ausdauer, Kraft, Entschiedenheit und Vaterlandsliebe fehlen, der Gefahr wenn sie naht gerüstet und muthig entgegenzutreten." Der Verfasser beginnt seinen ersten Abschnitt mit einem Verdammungsurtheil über die Angriffe die sich seit einer Reihe von Jahren theils in Deutschland, theils von Seiten der polnischen Literatur gegen Rußland erhoben. Man wird ihm zweifelsohne Gerechtigkeit widerfahren lassen überall wo er in strengem Ausdruck auf factische Uebertreibungen und Verblendungen hinweist; aber man wird nicht umhinkönnen zu bemerken daß ihn die Parteieinseitigkeit seiner Anschauung den wahren, weltgeschichtlichen Hintergrund der großen Agitation gegen das Ostreich fast gänzlich übersehen läßt. Wenn die Frage der allgemeinen Zukunft wirklich nur noch eine europäisch-russische ist, wenn sich wirklich zwei große feindliche Principe gegenüberstehen, so ist die Opposition die natürlichste Aeußerung des Instinkts der sich in seiner selbständigen Weiterentwickelung bedroht fühlt, worauf der Anonymus ja selbst in den oben citirten Worten mahnend anspielte Will er es tadeln daß dieser Instinkt schon vor ihm in mannichfacher Weise wach geworden, schon vor den Warschauer Conferenzen, in denen er den ersten Wendepunkt der russischen Politik zum Uebeln erblickt? Die Erörterungen des Werks „Rußland und die Gegenwart" werden Jeden auf streng historischem Wege deutlich genug belehren daß die russische Politik seit zwei Jahren wahrlich kein nagelneues Princip verfolgt, und daß das ruhige Zuschauen Rußlands im Jahre 1848 keineswegs der großartige Ausdruck einer stets edelfriedlichen und harmlosen Tendenz war. Hinter den feindlichen Stimmen gegen Rußland, wie sie seit einer Reihe von Jahren lautgeworden, kämpft, und Dies ist schon hundert mal offen gesagt und dargethan worden, nichts Anderes als der weltgeschichtliche Geist des Fortschritts der europäischen Gesellschaft gegen die naturgeschichtliche Versteinerung des asiatischen Absolutismus und seiner Barbarei. Auch die deutschen Bestrebungen des Jahres 1848 kommen fast ohne Ausnahme bei dem Verfasser schlecht weg; er sieht fast überall nur rohe und rothe Wühlerei, Zerstörung und Entartung. Je greller die Farben sind mit welchen er dieses Gemälde ausstattet, desto erhabener sticht im Folgenden das Gegenbild ab, die russische Politik von 1848. Was that der Zar in dem Jahre der allgemeinen Revolution? Er blieb ruhig, gelassen und gnädig. „Es wird Niemand (?) leugnen", sagt der Verfasser, „daß der Kaiser mehr als ein mal das vollkommenste Recht gehabt sich in die Angelegenheiten Deutschlands zu mischen. Das was im Geheimen, was öffentlich gegen denselben geschah, war vollkommen dazu geeignet. Die Bedingungen der Selbstexistenz, die systematische Herabwürdigung seiner Regierung und seines Volks, die eine Hauptaufgabe der demokratischen Presse geworden zu sein schien, die Verschiebung aller Verhältnisse endlich, Alles foderte ihn auf als Retter des sterbenden Königthums und der Gesellschaft zugleich aufzutreten. Die verlorene, athemlose und durch die Ereignisse überraschte Gesellschaft würde ihn als Befreier (!?) begrüßt haben, und würde, von der Hinneigung zur Demokratie geheilt, schnell zur Ordnung zurückgekehrt sein. Aber der Kaiser verschmähte jede directe Einmischung ... Die Macht kann das Beispiel der Mäßigung geben. Besonnen und wohlwollend, von dem Bestreben beseelt, Niemand zunahezutreten, aber erleuchtet und mit einem Talente begabt das Alles umfaßt, übersah der russische Kaiser die Verhältnisse in ihrer ganzen Trostlosigkeit und überließ es dem frankfurt-berliner Geist sich in Moder zu verdunsten. Sein Stützpunkt blieb das Selbstvertrauen auf die eigene Einsicht." So sprach man vielleicht auch vor 2000 Jahren von gewisser Seite in Griechenland zum Preise des großen Philippus von Macedonien. Denke man hierbei einen Augenblick daran, wie „Rußland und die Gegenwart" die gnädige Ruhe ansieht und beurtheilt! Doch auch unser Anonymus findet es räthlich nun Halt zu machen. Rußland rettete im Jahre 1849 Destreich in Ungarn. „Hiermit", sagt der Verfasser, „war zugleich Deutschlands Schicksal entschieden. In Warschau ward Dies später in großen Zügen skizzirt; in Olmütz wurden diese nuancirt, und was seitdem geschehen, bekundet nur daß man neben den Staaten auch die Gesellschaft als ein erobertes Land betrachtete. Durch welche Personen und Verhältnisse nun auch Deutschlands bester und edelster Staat in die traurige Lage versetzt sein mag fremdem Impulse unbedingt folgen zu müssen, so wird man gestehen müssen daß er einige Momente der Schwachheit schwer büßt. Wir wollen nicht mit Vielen sagen:

Rückwärts! rückwärts, Don Rodrigo,
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts! rückwärts, stolzer Cid!

aber wir dürfen es nicht verschweigen daß die Entfernung Preußens von der Politik Friedrich's diese Verdunkelung seines Ruhms herbeigeführt." Letztere Ansicht ist gewiß sehr richtig, doch haben wir keine Ahnung, wie sie hier auftaucht, auftauchen konnte. Wäre der Verfasser von der Politik des großen Königs in ihrer Totalität, in ihrem Zusammenhange mit der Geschichte und allgemeinen europäischen Combination und in ihren Consequenzen durchdrungen gewesen, so hätte ihn Dies von vornherein zu einer ganz andern Anschauung der Verhältnisse überhaupt veranlassen müssen. Er würde es nicht nöthig gehabt haben sich gewissermaßen über die russische, jetzt, d. h. seit Olmütz, wie er meint, „in Napoleonische Fehler einlenkende"*) Politik zu verwundern und sie in ihren Motiven lieber unklar zu finden, statt sie auf Rechnung eines sehr wohl speculirenden Systems zu setzen. Denn in der That sagt er:

*) Wir geben über dieses Werk eine ausführliche Mittheilung in der nächsten Lieferung.

D. Red.

*) Napoleon fehlte nämlich: en se créant des alliés trop détachés du système allemand et peu sûrs parce-que leur position serait fausse — qu'elle se prépare de grands jaloux et de petits ingrats.

„Die Rolle welche Rußland hierbei (d. h. bei den Verhandlungen in Warschau und Olmütz) gespielt ist bisjetzt nicht ganz klar (sic!). Jedenfalls aber beginnt mit den Warschauer Conferenzen eine Art Verdunkelung (abermals eine Verdunkelung!) der bis dahin loyalen und edeln Politik des Kaisers: ... de contenir les forts, de protéger les faibles — mais l'habile Autriche flattait l'empereur et lui offrait le rôle d'arbitre dans les affaires d'Allemagne — also ganz so wie eine geschickte Feder die Verhältnisse schildert, als Napoleon die Hand an die Zerbröckelung Deutschlands legte ... Wäre der Kaiser seiner Erklärung vom 6. Juli 1848 treugeblieben, so würde Preußen mit Entschlossenheit an eine Reconstituirung sowol seiner als seiner Nachbarländer haben gehen können ... Es ist aber eine unwandelbare Lehre der Geschichte daß eine Regierung nur dadurch die Bedingung der Beständigkeit insichschließt und die Zukunft sichert, wenn sie die Gegenwart richtig würdigt und erfüllt. Wir lassen unentschieden inwiefern die heutigen Verhältnisse zur Hervorrufung dieses Zustandes beitragen oder diesen Bedingungen entsprechen; doch glauben wir daß die Oestreicher in Norddeutschland nicht gerade darauf hinwirken das Vertrauen der deutschen Stämme Deutschlands zu den eigenen Regierungen sowol als zu den intervenirenden Mächten zu erhöhen ... Preußen ist in seiner ehrenvollen, aber unglücklichen, und wir dürfen wol sagen: ungeschickt eingeleiteten Anstrengung, das System zurückzustoßen das heute Deutschland beherrscht, vollständig gescheitert, dagegen ist Oestreichs Unternehmen vom vollständigsten Erfolge gekrönt worden." Diese Anschauungen verrathen der schärfern Analyse unzweifelhaft einen versteckten Principienwechsel in Bezug auf Geschichtsbetrachtung: Während die Sätze am Ende über die speciell deutschen Angelegenheiten einer wirklich objectiven Auffassung angehören, tritt der Verfasser in Dem was sich auf die russische Politik für sich bezieht ganz subjectiv auf, oder genauer bezeichnet, er reißt eine Einzelheit aus ihrem großen Zusammenhange heraus und beurtheilt sie im Geiste gewöhnlicher Privatbeziehungen. Was aber, fragen wir indem wir weiter gehen, hätte von Seiten Rußlands, von Seiten Deutschlands geschehen sollen? „Würdiger der Sache die Rußland vertritt", antwortet der Anonymus, „wäre es gewesen, Preußen sein ganzes Vertrauen zuzuwenden, das Retrospective in seiner Politik Deutschland gegenüber zu vermeiden und bei Dem stehen zu bleiben, was mit ihm die rechtschaffenen Freunde der Regierung («cette majorité éclairée, liberale, intelligente, qui est l'honneur et la force des pays civilisés partout où elle sait être maitresse d'elle-même», wie die «Revue des deux mondes» sich ausdrückt), immer die besten und sichersten Stützen derselben, wünschen ... Der gemischten und verlegenen Stellung, in welcher sich heute alle Staaten Deutschlands befinden, könnte schnell ein Ende gemacht werden, wenn man dahin gewirkt, gewisse Männer, deren Namen wie Sturmglocken gegen jede Concession im Sinne der Mäßigung klingen, beseitigt und die Sympathien für Einheit, Ordnung und Sittlichkeit, worin sich allein die Heiligkeit für die Idee der Monarchie offenbart [ein Satz dessen Sinn sich uns eben nicht scharf und deutlich offenbart!], in einer entsprechenden Art zur Geltung gebracht und hierbei zugleich die nöthige Energie entwickelt hätte. Vieles von Dem was jetzt geschehen dient nur dazu, isolirte politische Sphären zu bilden, während es sich darum handelt überragende, die Verhältnisse beherrschende Situationen zu schaffen." Ein sehr richtiger und treffend ausgedrückter Schlußsatz. Wiewol Preußen gegenwärtig ganz zurückgedrängt ist, so setzt doch der Verfasser seine einzige Hoffnung auf diesen Staat, und hierin wird man allerdings mit ihm übereinstimmen, ohne daß wir nebenher jemals wünschen, Rußland solle wiederum „den Weg einer erleuchteten Voraussicht", wie der Verfasser sich ausdrückt, als „Ordner der Geschicke Deutschlands auf eine zeitlang hinaus", den es seit Warschau „verfehlt", einschlagen. Auf die Darstellung der russischen Militairmacht, welche der Verfasser im Folgenden gibt, brauchen wir kaum näher einzugehen. Der Anonymus findet sie, besonders seit den neuen Organisationen, in jeder Hinsicht trefflich, was jedoch den Angaben des Buchs „Rußland und die Gegenwart" in den meisten Punkten direct widerspricht. Wer soll entscheiden? Nur die Stärke derselben führen wir an nach den festen Versicherungen des Verfassers. Sie besteht heute aus 17 Corps und zwar in 74 Divisionen, 241½ Brigaden, 322 Regimentern, 889 Bataillonen, 325¼ Batterien, 1469½ Escadronen, 4900 Compagnien, nebst 50½ Parks. Die Angabe der speciellen Kopfzahlen in diesen Abtheilungen bleibt uns der Verfasser schuldig; indeß wollen wir gar nicht zweifeln daß die Armee stark genug ist um auch in dieser Hinsicht die ernsteste Beachtung der Nachbarn zu verdienen. Am Schluß kommt Anonymus abermals auf die politischen Constellationen und auf seine frühern Bemerkungen mit einigen Varianten zurück. „Oestreich kann dem Vorwurf nicht entgehen, sich durch seine Politik in Deutschland, die namentlich gegen Preußen gerichtet ist, von seiner Schmach [nämlich wegen des Ansuchens um russische Hülfe in Ungarn und wegen seines Benehmens in Warschau] erholen zu wollen ... Wir lassen unentschieden welche Rolle Preußen hierbei hätte übernehmen sollen. Aber es scheint später im Augenblick der höchsten Gefahr die stolze Ruhe verleugnet zu haben, die das Große und Erhabene bedingt [äußerst subtil und pretiös ausgedrückt!]; es kann vielleicht den Vorwurf nicht abweisen, in dieser Krisis der Armee und dem Volke nicht genug vertraut zu haben." Phrasen! Man fühlte nur zu gut daß man ohne ehrliche Concessionen nicht durchkommen würde, und ließ sich lieber in trauriger Kurzsichtigkeit von außen demüthigen als von innen auf die richtige Machtvollkommenheitslinie weisen. Die Lage in der wir uns momentan befinden ist gewiß eine der übelsten von der Welt; und auch der Verfasser sieht plötzlich, eine Ueberraschung welche ihm eine kritischere Betrachtung der Dinge zweifelsohne erspart hätte, in Rußland einen gefährlichen Feind. „Rußlands Grenzen", schließt seine Broschüre, „sind durch den ungarischen Krieg nicht erweitert worden, es hat es vermieden seine Grenzpfähle bis an die March und Leitha zu rücken. «La divine providence a béni mes efforts», schreibt der russische Kaiser an den Sultan Abdul-Medzid in der bekannten Flüchtlingsangelegenheit, „au-delà du Danube comme dans les plaines de la Theisse la Russie a rempli avec abnégation sa mission réparatrice. Ses armées sont apparues dans ces paix pour y assurer le triomphe du bon ordre et de la legitimité.» Aber wird Dem immer so sein? Noch stört der Rundenruf der russischen Grenzwächter nicht der Cäsaren Schlaf im Palast zu Wien, aber die Wege sind wieder aufgefunden auf welchen einst die Völker des Ostens Deutschland überschwemmten. Ein weniger gemäßigter Feind wird es dereinst nicht unterlassen zur rechten Zeit davon Gebrauch zu machen, Deutschland möge Dies nicht vergessen; es möge nicht zu stolz sein auf seine Civilisation. Seine zahlreichen Universitäten, Gymnasien und Schulen werden es nicht retten, solange diese nicht entschieden darauf hinwirken, durch Erziehung der Jugend die Gesellschaft an moralische Ideen wiederzugeben und so an die Stelle der Politik der Leidenschaften und des kurzfahrenden Fanatismus die Politik der Pflicht und der Ehrerbietung des Gesetzes zu setzen; solange die Lehrer an den öffentlichen Anstalten nicht selbst von der Ueberzeugung durchdrungen sind daß es ohne Religion keine Tugend gibt. Athen erlag mit seinen Kunstschätzen und Bibliotheken, mit aller seiner Bildung den rohen Gothen. Amru verbrannte die Bibliothek in Alexandrien und Alarich entschied das Schicksal Roms, das Hannibal und Mithridat entgangen, an einem Tage. Hüte dich Germania, dein Feind ist nah!" So wird also auf einmal das hülfreiche Rußland mit seiner mission réparatrice zum Feinde, dem der Verfasser mit der „Religion" entgegenwirken will, während wir der Ansicht sind daß zunächst die Weckung des wahren Volksgeistes und seiner Kraft den besten Schutz emporthürmen dürfte.

Der flüchtige Blick den wir auf einige Broschüren publi-

cistischen Inhalts warfen führt uns unmittelbar an den Grenzen dieses Gebiets auf zwei namhafte Leistungen der berliner Presse, die sich zwar in ganz andern Darstellungsformen bewegen, ihrem Stoff nach aber ebenfalls mit den großen und allgemeinen Fragen der Zeit in Verbindung stehen; wir meinen „Die Alliirten der Reaction" von Isidor Heller und die „Geschichte der Reaction" von Max Stirner. Beide Werke erschienen in der Allgemeinen deutschen Verlagsanstalt, einer Buchhandlung welche in rüstiger Thätigkeit fortfährt die Geister mit der Nation zu vermitteln; beide Werke berühren sich wie man sieht in ihren Titeln, während indeß ersteres ein Roman, letzteres eine geschichtlich-publicistische Arbeit ist. Isidor Heller, der vor mehren Jahren einmal in der „Europa" ein paar kleine novellistische Fragmente abdrucken ließ, tritt hier zum ersten male mit einer größern Production vor das Publicum. Er ist ein geborener Oestreicher und gehört der Zahl jener Schriftsteller des Kaiserstaats an, die es aus ihrer Heimat fortdrängte um ihrer Kraft einen größern und freiern Spielraum gewähren zu können. Wir haben unter diesen Schriftstellern schon manches bedeutende Talent kennengelernt, und fast alle zeichnen sie sich durch eine gewisse frische, kernhafte Ursprünglichkeit aus. So auch Heller, der mit der Frische der Anschauung zugleich einen seltenen Fonds reflectiver Fähigkeiten kundgibt und zweifelsohne unter den Novizen der Literatur eine sehr distinguirte Stellung einnimmt. Sein Roman trägt vielfach das Gepräge eines ersten Wurfs an sich, eines Wurfs wie ihn ein jugendlicher genialer Geist wagt, um sich von einer Fülle gährender Ideen zu befreien, ehe er die Bahn ruhigerer, künstlerischer Gestaltung betritt. Wir finden in einem solchen Wurf gewöhnlich das volle Sprudeln aller Geisteskräfte, die ganze Farbenpracht erster Eindrücke und starker Empfindungen und eine Darstellung, bei welcher der Stoff die Form der Art zu überwuchern pflegt daß das Ganze mehr durch glänzende Einzelheiten als durch consequent gleiche Haltung fesselt, mehr rhapsodisch und fragmentarisch als rund und abgeschlossen erscheint. In zweierlei Punkten jedoch verräth der Verfasser bereits ein entwickelteres Alter und eine vorgeschrittenere Productionsthätigkeit: einerseits lesen wir in seinem Buche eine Menge von Bemerkungen, Ansichten und Aussprüchen, denen eine reifere, oft vielleicht schmerzliche Lebenserfahrung zugrundeliegt; andererseits ist die Idee des Ganzen selbst kein blos momentaner Einfall, noch auch überhaupt ein Thema jugendlicher Liebhaberei, sondern das Resultat langjähriger Welt- und Geschichtsbetrachtung, welche, um nicht am Gange der Völkergeschicke zu verzweifeln, noch den Muth hat in einer gewagten Hypthese von dort Rettung zu hoffen, wo sie der harmlose Blick am wenigsten suchen würde. Denn wer sind die „Alliirten der Reaction?" Man weiß, um etwas weiter auszuholen, wie verschieden Machiavelli's „Fürst" aufgefaßt, welche mannichfache Deutung diesem Werk und den Zwecken des Verfassers untergelegt worden. Man erinnert sich vielleicht auch der Ansicht Rousseau's in seinem „Contrat social", welcher da sagt: „Machiavelli gibt vor die Fürsten belehren zu wollen, noch besser aber unterrichtet er das Volk; sein «Principe» ist das Grundbuch der Republikaner." Ja man ging noch weiter und behauptete, der berühmte florentinische Staatsmann habe die verwegene Rolle eines Freiheitsjesuiten, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, gespielt und absichtlich die Fürsten zur gewaltthätigsten Uebung ihrer Macht und ihres Absolutismus verleiten wollen, um auf diese Weise einen desto gründlichern und allgemeinern Rückschlag von unten herauf hervorzulocken. Die Philosophie unserer modernen politischen Verzweiflung, der sogenannte Pessimismus, steht ziemlich eng mit diesem Gedanken in Verbindung; er sieht nur noch Einen Weg der Rettung und wünscht Nichts mehr als die äußerste Uebertreibung der Regierungsbefugnisse, indem dadurch allein endlich die allgemeine Bewegung und der Umsturz der schlechten Zustände erzielt werden könne. Und blicken wir auf die Verblendung welche in manchen höhern Sphären herrscht, und auf die Ausflüsse dieser Verblendung, so hat es in der That fast den Anschein als ob dabei gewisse Kräfte thätig wären, die mit voller Absicht im Interesse des Fortschritts jener pessimistischen Anschauung in die Hände arbeiteten, als ob es wirklich gegenwärtig Freiheitsjesuiten gäbe, welche der Welt durch Verführung und Ueberstürzung der Gewalt und durch eine eigenwillige Benutzung derselben zu helfen bemüht wären. Diesen Gedanken faßte Heller auf und verkörperte ihn in eigenthümlicher Weise. Man wird vielleicht einwenden, ein Blick auf die Talentlosigkeit der meisten Rathgeber am Staatsruder erkläre den Stand der Dinge weit natürlicher und mache es auf diese Weise nothwendig daß man auf directer Bahn und ohne Hinterhalte ins Verderben renne; wozu also noch eine solche Hypothese die, könnte man von Seiten einer gewissen Partei hinzufügen, am Ende gar die Absicht verräth den Regierungen ihre eigenen Leute und darunter vielleicht gerade die entschiedensten zu verdächtigen? In der Darstellung der Lebensverhältnisse, erwidern wir, ist jeder Gedanke erlaubt der vernünftige und wahrscheinliche Combinationen zuläßt, während die Unterschiebung von Absichten ganz dem Belieben des Parteiurtheils anheimfällt. Ja noch mehr, die Geschichte kennt nicht nur Ahitophels-Rathschläge aus kleinen, elenden Seelen, sondern auch Beispiele großer Männer, deren Wirken mitunter eine zeitlang der Verirrung dienen mußte, um dem Wahren und Guten desto sicherer den Sieg zu verschaffen. Das war keineswegs immer nur die Philosophie des Satzes: der Zweck heiligt das Mittel; und ebenso fern sei es von uns jener zahlreichen Classe von Leuten unserer wie früherer Zeiten mit einem Fingerzeig apologetischer Deutung zu Hülfe kommen zu wollen, jenen Leuten die gestern noch auf der Seite der Freiheit und des Fortschritts fochten, heute es mit den Unterdrückern halten; denn die meisten von ihnen sind, wie man hinlänglich weiß, Ueberläufer der gemeinsten Art, denen es überhaupt an Gesinnung und Zuverlässigkeit fehlt und deren Verlust nicht einmal stets nach dem Grade ihrer etwaigen Talente zu taxiren ist. Heller beschränkt sein Thema in den vorliegenden zwei Bänden, wie ihn eben der nächste Umblick in seiner Heimat anregte, hauptsächlich auf das Gebiet der Kirche, wobei die Perspective auf den Staat sich nur im Hintergrunde eröffnet. Er stellt uns das Leben eines Mannes dar, der sich im Interesse der Menschheit dadurch an den Unterdrückern und Zerstörern seines eigenen Glücksloofes rächt daß er selbst in ihren Kreis eintritt, sich durch Eifer emporschwingt und dahin strebt, die bösen Elemente so zu leiten daß sie den Triumph einer bessern Zeit vorbereiten helfen müssen. Dieser Persönlichkeit gesellt sich eine zweite bei, welche, aus Beschränktheit und Elend emportauchend, auf anderm Terrain ein ähnliches Ziel zu verfolgen veranlaßt wird, vor deren eigentlicher, weiterer Laufbahn aber der Vorhang fällt. Der zweite Band schließt ohne ein Endresultat zu liefern. Wir glauben allerdings daß ein solches Resultat vielleicht nicht möglich war, da es in der Wirklichkeit selbst noch im Schoos der Zukunft ruht; nichtsdestoweniger aber ist das Werk, auch im Hinblick auf den Haupthelden, doch mehr nur eine Einleitung, ein großartiger Propyläenbau, als eine Ausführung der Anlage, und wir möchten wünschen daß es dem Verfasser seiner Zeit gefiele eine Fortsetzung hinzuzufügen, wozu die Grundsteine in hinlänglicher Zahl vorliegen. Und wir wünschen Dies umsomehr, als sich in dem Dargebotenen ein Talent ausspricht welches tief in die Qualen der Zeit eindringt, welches mit scharf psychologischem Blick die Zustände des menschlichen Gemüths und menschlicher Charaktere darzustellen versteht, und das dabei einen schätzenswerthen Reichthum productiver und nachhaltiger Ideen zutagefördert. Das eigentliche novellistische Element, die novellistische Erfindung und Ausführung ist die schwächere Partie des Buchs; doch wird man auch hier einzelnen Schilderungen und Wendungen begegnen, die durch plastische Wahrheit, interessante Details und Lebendigkeit des Ausdrucks überraschend hervorragen. Der etwas enge Rahmen und das Skizzenhafte der Erzählung

entsprangen aus der vorwiegenden Richtung des Verfassers auf das Gedankliche und aus dem Bedürfniß, auf beschränktem Raume für den geistigen Gehalt einen möglichst großen Platz zu gewinnen. Und diese Bemerkung reicht hin, um anzudeuten daß das Buch vorzugsweise eine Gabe für das denkende und höher gebildete Lesepublicum ist, obwol sich der Stoff und die Behandlung an sich keineswegs dem gewöhnlichen Verständniß entziehen. Wir berührten oben die beiden Hauptfiguren des Romans. Der Verfasser bringt sie in ein Verhältniß welches recht eigentlich der zeitlichen Entwickelung alles geistigen Fortschritts als äußeres Element zugrundeliegt. Meister und Schüler, Patron und Schützling, Dies sind die beiden sich fort und fort wiederholenden Glieder der großen „hermetischen Kette", von welcher der Neuplatoniker Proclus bereits vor anderthalbtausend Jahren in tiefer und sinnreicher Weise sprach. Jener, der Meister, in unserm Buche Gustav Rose genannt, war in seiner Jugend eine heitere, harmlos offene Natur, ein Künstler seinem Beruf nach, dessen Seele im Reich der Ideale und der Schönheit schwelgte und von den Klippen des Lebens keine Ahnung hatte. Der Zufall führt ihn in ein hocharistokratisches Haus; er verliebt sich in ein holdes, junges Wesen, ebenso unerfahren wie er selbst. Weltliche Rücksichten zerreißen das zarte Band, und als die Liebenden, zum Bewußtsein ihrer unauflöslichen Gegenseitigkeit gelangt, es dennoch wieder anknüpfen wollen, tritt der unüberwindliche böse Dämon dazwischen, in Gestalt eines Liguorianerpriors, des Onkels unsers Helden. Gustav, der die ganze Welt seines Glücks zertrümmert vor seinen Füßen liegen sieht, fügt sich der unerbittlichen Nothwendigkeit selbst fortan dem furchtbaren Orden anzugehören, aber in einer Absicht von welcher der Orden keine Ahnung hat. Sein ganzes ferneres Leben gehört dem Plane durch die allmächtigen Mittel der Kirche und des Jesuitismus für die Befreiung der Völker aus allen Banden zu wirken. Wie ganz anders war das Leben des Schülers gestaltet. Ephraim gehört dem Judenthume an und bringt seine ärmliche Jugend, unbekannt mit der ganzen Welt, im Studium der talmudistischen Schriften hin. Die Schilderung dieser Jugend ist von ergreifender Wahrheit der Darstellung und bildet vielleicht den Glanzpunkt der Erzählung. Als endlich das Licht der Welt und äußern Gegenwart in Ephraim's stilles Leben hereinbricht, verwandelt sich allmälig sein ganzes Wesen und das Ungeahnte dämmert ihm auf, besonders seit er den Unterricht Gustav's, des Liguorianerpriesters, genießt. Der Meister erzieht den Schüler für seine Zwecke. Eine weitere Ausführung der Vorgänge würde die Grenzen unserer Mittheilung überschreiten, und wir müssen den Leser an das Werk selbst verweisen, dessen Gehalt nicht verfehlen wird sein lebhaftes Interesse zu fesseln und ihn in umfangreichster Weise anzuregen.

„Geschichte der Reaction" nennt sich das andere der oben zusammengestellten Werke, mit welchem Max Stirner nach langem Schweigen vor die Oeffentlichkeit tritt. Der Name Stirner's hat eine eigenthümliche Celebrität erlangt, und man erinnert sich gewiß auch in den nichtphilosophischen Kreisen noch des verwegenen geistreichen Buchs mit welchem der Verfasser vor etwa zehn Jahren gegen die ganze Philosophie, ja sogar gegen die ganze herkömmliche Anschauung der Welt und des Lebens zu Felde zog. Reaction ist zu allen Zeiten dagewesen; der Verfasser beschränkt jedoch sein Thema auf jene Reaction welche mit dem Auftauchen der neuen politischen Ideen in der Französischen Revolution von 1789 ihren Anfang nahm und bis auf die jüngste Zeit fortdauerte, wo sie zu einer systematischen Macht geworden ist, während die frühern französischen Zeiten, besonders die Reactionsbestrebungen gegen die Constituante, nach unserm Verfasser (II, VIII) nur die Vorläufer der eigentlich modernen Reaction waren. Ueber den Werth des neuen Stirner'schen Buchs werden die Meinungen ziemlich gespalten sein. Die Einen werden es mit Misvergnügen empfinden daß sich der Verfasser selbst so wenig mit seiner eigenen kritischen Darstellung in seinem Werke blicken läßt und größtentheils nur andere Werke excerpirt; die Andern sind vielleicht gerade damit zufrieden daß er vorzugsweise den gleichzeitigen Stimmen der Reaction ihren persönlichen Ausdruck gönnt. Denn in der That ist das Werk mehr eine Sammlung der Proceßacten des reactionnairen Geistes und Strebens als eine geschichtliche Entwickelung im herkömmlichen Sinne, und wir meinen, Stirner habe diesen Weg gewählt um einen möglichst hohen Grad von Objectivität zu erzielen. Nichtsdestoweniger verschwindet der Autor mit seinem Urtheil keineswegs so sehr als man es auf den allgemeinen Anschein glauben möchte. Zunächst gibt er im ersten Bande mehre historische, theils einleitende, theils gelegentliche Capitel über die innere Reaction beim Beginn der Revolutionszeit u. s. w. Dann läßt die Wahl und Zusammenstellung seiner Excerpte aus den Schriftstellern der auswärtigen Reaction seine persönliche Ansicht erkennen, und noch mehr tritt diese in der Vorliebe hervor welche er im ersten Bande den kritischen Betrachtungen des Franzosen Auguste Comte zutheilwerden läßt. Comte ward in Deutschland noch wenig bekannt, und es ist daher nöthig zu sagen daß der Genannte durchaus nicht etwa in die Reihe der Reactionnaire zu stellen, deren Stimmen bei Stirner angeführt werden. Comte ist der Verfasser eines umfangreichen Werks unter dem Titel: „Positive Philosophie", welches in den dreißiger Jahren erschien und vor etwa zwei Jahren in der „Revue des deux mondes" eine zwar schroffe und einseitige, aber ziemlich umfangreiche Beurtheilung erlebte, die den Lesern sicher eher zu Gesicht gekommen ist als das Werk selbst. Da Comte nach Allem was wir von ihm, namentlich von seiner „Soziologie", einer Art Geschichte der Philosophie in seinem Werke, und über ihn kennen, ein interessanter und bedeutender Kopf ist, so schalten wir hier, um die Aufmerksamkeit unserer Landsleute auf ihn hinzulenken, die kurze Notiz ein welche Stirner über ihn gibt. „Auguste Comte", sagt er, „in Südfrankreich geboren, war 24 Jahr alt, als im Jahre 1822 sein „System der positiven Philosophie" unter dem ursprünglichen und speciellern Titel erschien: «Grundriß der zur Organisation der Gesellschaft nöthigen wissenschaftlichen Arbeiten.» Im Jahre 1824 wurde dieser «Grundriß» unter seinem definitiven und allgemeinern Titel noch ein mal gedruckt. Schon der «Organisateur» im Jahre 1820 enthielt von ihm einen Aufsatz, der die Entwickelung der modernen Gesellschaften seit dem 11. Jahrhundert untersuchte und dessen erster Abschnitt den ununterbrochenen Verfall des alten politischen Systems auseinandersetzte, während der zweite die allmälige Entwickelung des neuen Systems darstellte. Während er in seiner «Positiven Politik» vom Jahre 1822 schon die Grundzüge seiner Geschichtsansicht entworfen hatte, wonach dem theologischen und dem metaphysischen Zeitalter, von denen das letztere nur eine Modification des erstern ist, das positive, das Zeitalter der wirklichen Erkenntniß der Gesetze folgt, theilte er im Jahre 1826 als Simonist, der er damals war, in der Wochenschrift «Producteur» seine Betrachtungen über die geistliche Gewalt mit, einen Aufsatz in dem er einen andern wichtigen Bestandtheil seines Systems, wonach die christliche Theilung zwischen der weltlichen und geistlichen Macht zuerst die Moral von der Politik befreite und nach der Auflösung der christlichen Welt diese Theilung in einer neuen Form wiederhergestellt werden wird, gleichfalls bereits auseinandersetzte. Die spätern Ausartungen des Simonismus waren ihm immer fremdgeblieben, und sein früherer Umgang mit St.-Simon scheint nur dazu beigetragen zu haben den Kern seiner Geschichtsansicht, der sich in jenen drei Arbeiten schon vollständig erkennen läßt, frühzeitig zu entwickeln. Sein Gegensatz gegen das theologische System und gegen dessen metaphysische Modification, sein freies und rücksichtsloses Verhalten gegen die politischen Illusionen, seine klare Einsicht in die intellectuelle und moralische Anarchie der Gegenwart, die Reinheit und Offenheit seines Strebens, alles Das war nicht dazu geeignet ihm eine schleunige und allgemeine Anerkennung zu verschaffen oder ihm eine öffentliche Ca-

rière zu eröffnen. Was das Letztere betrifft, so blieb er nur Repetent und Mitglied der Examinationscommission der Polytechnischen Schule, deren früherer Schüler er selbst gewesen war, und was das Erstere betrifft, so hat auch die Veröffentlichung seiner «Positiven Philosophie», die seit 1830—42 in sechs starken Bänden erschien, seinem Namen in Frankreich noch nicht das Uebergewicht verschafft das ihm über die meisten seiner Landsleute gebührt, und im Auslande ist er nur erst in einem Kreise mehrer englischer Freunde, in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt." Die fünf Excerpte welche Stirner hierauf aus Comte mittheilt (I, Nr. 3, 10, 13, 16 und 17), und die sich hauptsächlich über den Charakter der geschichtlichen Entwickelung der politischen Ideen, sowie speciell der revolutionnairen und reactionnairen Theorie oder des Fortschritts und der Ordnung verbreiten, werden gewiß Jeden durch ihre Originalität und durch ihre kritische Tiefe und Schärfe überraschen. Wer bei Stirner vielleicht eine Einleitung vermißt, die ihn über die Französische Revolution hinaus in die frühern reactionnairen Bestrebungen einzuführen und das Ganze mehr genetisch an die Vergangenheit anzuknüpfen habe, der findet diese Einleitung nirgend geistvoller als in den Bemerkungen Comte's, die unter Nr. 16 und 17 (I, 225—287) beigebracht werden. Die Reaction in der christlichen Welt ist begreiflicherweise so alt wie die ersten Anfänge der Umgestaltung dieser Welt. Comte sieht diese Umgestaltung, die ganze neuere Geschichte, als eine Auflösung an und datirt die moderne Auflösung sehr weit zurück, bis hinauf ins Mittelalter, bis in die Zeit wo die Trennung der weltlichen und geistlichen Macht aufgehoben und letztere der erstern unterworfen worden. „Der wahre Ausgangspunkt der revolutionnairen Zersetzung", sagt er, „läßt sich mit Sicherheit bestimmen, wenn wir die Bestimmung des monotheistischen Regime im Mittelalter ins Auge fassen, wonach dasselbe die letzte wesentliche Phase des theologischen und militairischen Systems sein sollte." In der geistlichen Welt begann die Zersetzung mit Bonifaz VIII., wo die katholische Kirche zum ersten male ihre sociale Mission in der Anstrebung eines egoistischen Machtinteresses überschritt; in der weltlichen Sphäre mit dem Verfall des Feudalismus, welcher von dem Augenblick an eintritt wo „das Defensivsystem, welches der kriegerischen Thätigkeit des Mittelalters eigen ist, gegen die Ueberflutungen der polytheistischen Völkerschaften des Nordens und gegen die drohende Invasion des muselmännischen Monotheismus den ersten Aufschwung der modernen Civilisation sichergestellt hatte." In beiden Richtungen des Mittelalters, in der geistlich-katholischen und militairisch-feudalen Welt, waren die auflösenden Elemente ebenso sehr vorhanden wie in jedem Organismus die Ursache oder Bedingung seines Untergangs; sie zerrieben sich einerseits nach innen und dann gegenseitig; die Negation entsprang aus der Natur des monotheistischen Regime selbst. „Als die ursprünglichen Organe dieser Auflösung und neuen Bewegung bezeichnet Comte", sagt Stirner, „die Metaphysiker und die Rechtsgelehrten, jene der Ausfluß der geistlichen Gewalt selbst, die als Scholastiker den Zweifel in das alte System hinübertrugen, diese der Ausfluß der Feudalgewalt und deren Rathgeber und Bundesgenossen in ihrem Kampf mit den Päpsten. Als die Metaphysik in Baco und Cartesius, in Hobbes und Spinoza ihr revolutionnaires Werk vollbracht hatte, die Rechtsgelehrten der weltlichen Dictatur unterworfen waren, ging die Oberleitung der Bewegung auf die Literaten und Advocaten über." Wir bedauern durch die Beschränktheit des Raums sowie durch unsere Zwecke an weitern Notizen über und aus Comte verhindert zu sein. Die übrigen Excerpte welche Stirner im ersten Bande vorführt geben die bereits mehr bekannten Ansichten von Burke, Gentz und Rehberg. Wir wollen keineswegs einer derartigen Sammlung ihren Werth absprechen; nach einer andern Seite hin jedoch müssen wir uns eine Ausstellung an dem Stirner'schen Werke erlauben, wenn wir auch aus der Vorrede zum zweiten Bande wissen daß ihm eigentlich der Titel „Reactionsbibliothek" zugedacht war, wodurch dem Leser jedenfalls ein viel richtigerer Standpunkt angewiesen wird. Es erscheint uns dasselbe nämlich etwas planlos, oder genauer gesagt, der Verfasser wechselt während der Arbeit mit seinem Plane und läßt Manches ganz außer Acht was er ausdrücklich in den Kreis seiner Erörterung zu ziehen beabsichtigte. So spricht er im Vorworte zum ersten Bande von der Darstellung der Reaction in der Legislative, im Convent und den folgenden Volksvertretungen bis zur Vollendung der Napoleon'schen Reaction, in dem Werke jedoch steht Nichts davon; wie man denn überhaupt der genetischen Durchführung wegen mindestens einen ganzen Band zwischen dem ersten und zweiten Bande erwarten mußte. Im ersten Bande ferner heißt es (S. 40): „Am Schluß, wenn Burke's, Malouet's, Meunier's, Mallet du Pan's, Ivernois' Reaction gegen die französische Reaction sich vollendet hat, werden wir erst über die Lebensverhältnisse und das gegenseitige Verhältniß dieser Männer eine zusammenfassende Darstellung geben können"; sodann (S. 58): „In einer Reihe von Aufsätzen werden wir zunächst neben den Kämpfen der Constituante und neben der reactionnairen Beurtheilung derselben seine (August Comte's nämlich) bedeutendsten Ansichten mittheilen und sodann sein Verhältniß zu den entsprechenden deutschen Leistungen bestimmen"; später (S. 217): „Dem Plane gemäß wonach wir in diesem Bande die revolutionnairen und reactionnairen Grundvorstellungen über Verfassung gegenüberstellen und den Kampf über das Detail, über die Kirchenverfassung, die militairische Disciplin, die Finanzwirthschaft, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten u. s. w. dem folgenden Bande überweisen, werden wir zum Schluß u. s. w." Alle diese Stellen enthalten Versprechungen denen keine Erfüllung folgt, ein Umstand welcher manche strenge Rüge erfahren dürfte. Oder soll dies Alles im dritten Bande irgend zur Darstellung kommen? Wie Dem auch sei, lassen wir diese Erörterung fallen, da wir keine Recension, sondern nur literarische Mittheilungen geben. Der zweite Band beschäftigt sich mit den reactionnairen Ereignissen des Jahres 1848, und zwar speciell mit Preußen. Man hat die Reaction bisher fast immer nur vor das Revolutionstribunal gestellt, und es kann Nichts consequenter sein als daß sie hier eine totale, extreme Verurtheilung erfährt. „Allein", sagt Stirner, „die Reaction hat, ehe sie in das letzte Gericht geht, noch ein anderes Gericht zu bestehen, nämlich ihr eigenes. Als ein Geist der in der Geschichte sich herauszubilden trachtet befindet sie sich nothwendig in einem fortwährenden Ausscheidungsproceß, durch den sie mehr und mehr alles Unreactionnaire von sich aussondert und aussondern muß, wenn sie nicht unter der Last von Fremdem das sich ihr anhängt erliegen soll. Die reine Reaction ist das Ziel ihres Fortschreitens, nach welchem die reactionnairen Geister mehr oder minder bewußt hingetrieben werden; diese reine Reaction ist das eigene Tribunal der Reaction, ist, im Gegensatze zum Revolutionstribunal, das Reactionstribunal." Der Verfasser bestrebt sich nun im Folgenden „die Reaction vor das Reactionstribunal zu stellen und zu sehen wie sie sich vor sich selbst rechtfertigen kann und ob sie in sich selbst Stich hält". Um diesem Zwecke nachzukommen bringt der zweite Band zunächst fast ausschließlich Auszüge aus den reactionnairen Schriftstellern, Werken und Stimmen der Gegenwart, welche je nach der stufenreichen Steigerung, Evolution oder nähern Nuancirung der reactionnairen Idee zusammengestellt werden, Auszüge aus Leo, Florencourt, Tippelskirch, aus der „Kreuzzeitung", der „Evangelischen Kirchenzeitung", den münchener „Historisch-politischen Blättern" u. s. w. In dem Abschnitte „Der Kampf" concentrirt sich dann der eigentliche positive, thätige Kern der jüngsten reactionnairen Bestrebungen, besonders in dem Capitel von den Reagirenden, welche der Verfasser in vier Classen specificirt. „Die Krone", sagt er, „reagirt gegen die Volkssouverainetät, die Diener der Krone reagiren gegen den Volksdienst, die Unterthanen reagiren gegen das Volk, der Staat reagirt gegen die Volksgesellschaft." Ein letzter Abschnitt faßt

die geschichtlichen Resultate zusammen („Der monatliche Fortschritt des ersten Reactionsjahres“) und weist am Schluß auf einen noch kommenden Band hin, um hier endlich die einzelnen Fragen und das Lehrgebäude des reactionnairen Systems abzuhandeln.

Werfen wir noch einen Blick auf die übrigen Erscheinungen der berliner Presse in jüngerer und jüngster Zeit. Neben Isidor Heller liegen noch einige andere belletristische Productionen auf unserm Büchertisch: ein schon etwas älterer Roman „Eglantine“ von der Prinzessin ***, man sagt von der Herzogin von Orléans, den wir besonderer Besprechung überlassen; der siebente Band von Töpfer's Lustspielen, enthaltend: „Rosenmüller und Finke“, „Böttcher der Goldmacher“ und „Die weiße Pikesche“; einige Uebersetzungen französischer Bühnenpoesie zu theatralischen Zwecken, z. B. „Buch 3, Cap. 1“, „Mercadet“ nach Balzac von A. Bohn; eine kleine erzählende Dichtung „Urica“ von Paul Heyse, die wegen der schwierigen Reimverschlingung etwas zerhackt ausfiel, sonst aber von neuem das frische und schätzenswerthe Talent des Verfassers documentirt; eine zweite, sehr vermehrte und glänzend ausgestattete Auflage der Gedichte von Strax (Otto von Deppen), meist im Ton schlichter Gelegenheitsdichtung gehalten; „Calvin und Servedo“, ein Trauerspiel von Gotthelf Theodor Hermann, und „Sagen des Morgenlandes“ von Julius Kohárski.

Die Verbrennung Servet's durch Calvin ist zweifelsohne ein tragisches Ereigniß, ob darum aber schon ein geeigneter Stoff für die Tragödie, das dürfte sehr die Frage sein. Es verhält sich mit Calvin vielleicht ähnlich wie mit den Helden der Französischen Revolution, die manchen jungen Poeten zu dramatischen Versuchen verführten, ohne daß bisher auch nur Ein Werk von wirklicher dramatischer Probehaltigkeit entstanden wäre. Und wir glauben daß die Schuld weniger an den Poeten als an den Stoffen lag. Männer wie Robespierre, Danton u. s. w. verschwinden mit ihrer individuellen Persönlichkeit in der großen Strömung der allgemein gedanklichen Theorien jener Zeit. Sie handeln aus intellectuellen, dogmatischen Elementen heraus und nicht aus ihren bloßen Charakteren, wie es die moderne Tragödie verlangt. In jener That Calvin's manifestirt sich ein trauriger Fanatismus, aber es ist der Fanatismus der logischen Consequenz, des wissenschaftlichen Systems und darum unpoetisch. Sehen wir hiervon ab, so hat der Verfasser des Trauerspiels „Calvin und Servedo“ seinen Stoff nicht ohne ein gewisses Geschick den Gesetzen des äußern dramatischen Schematismus zu unterwerfen gewußt. Es herrscht Maß und Verständigkeit der Entwickelung, die hauptsächlich vom dritten Act an von dem Conflict in der Seele Calvin's, dem Kampf zwischen dem Gefühl für seine Schwester, Servedo's Braut, und seiner theologischen Schroffheit, getragen wird. Hervorstechende Originalität dagegen, besondere Tiefe der Auffassung, Reichthum der Erfindung, poetisches Vollblut sind nicht vorhanden.

Kohárski's „Sagen des Morgenlandes“ nach talmudischen und andern hebräischen Quellen, haben uns ungemein angesprochen, umsomehr als die Auswahl meist Unbekanntes, für uns Unbekanntes, bringt. Es sind dies keine jener orientalischen Märchen die uns mit allerhand bunten Phantasiespielen unterhalten, sondern tiefe, gewichtige kleine Erzählungen und Parabeln, denen das Siegel Salomonischer Weisheit aufgeprägt ist. Man lese z. B.: „Wie Olympia über den Tod Alexander's getröstet wird“, oder: „Die Armuth“, oder: „Alexander's Traum“, oder: „Während wir nach Schätzen suchen, verlieren wir den höchsten Schatz“, oder: „Kaiser Hadrian und der alte Gärtner“ u. s. w. Wie hochpoetisch, oder originell, oder naiv wird hier Moral docirt! Und wie gut that der Bearbeiter daran seinen Text im einfachsten Gewande der Prosa vom Karmel und Libanon zu uns herüberpilgern zu lassen.

Wenn wir an diese trefflichen Sagen ein Büchlein anschließen welches den Titel führt: „Goethe in Briefen und Gesprächen“, so ist der Sprung nicht so groß als man denkt. Goethe war nicht nur ein großer Dichter, sondern nicht minder ebenfalls ein Mann im Geiste Salomo's, und wir hören hier seine tiefen und beherzigenswerthen Bemerkungen über Welt und Menschen, Wissenschaft, Literatur und Kunst, und zwar gesammelt aus seinen brieflichen und mündlichen Mittheilungen. Daß ein eminenter Dichter über Wissenschaft, Literatur und Kunst gewichtige Urtheile zu fällen im Stande ist, erklärt sich sehr leicht von selbst; dagegen bezweifelt man vielleicht eher seine Fähigkeit mit competenter Befugniß über die Dinge der Welt und des Lebens zu Gericht zu sitzen, seine Fähigkeit als Moralist in der umfangreichern Bedeutung des Worts, da man wie oft gewohnt ist in ihm mehr den Träumer als den praktischen Mann zu erblicken. Nirgend jedoch dürfte ein solcher Zweifel unstatthafter sein als bei Goethe, den man mit Recht einen universalen Menschen nennen kann, wie es deren nur sehr wenige gegeben. Goethe war einer der größten Moralisten seiner Zeit, und wir finden ihn von dieser Seite nirgend so treffend gewürdigt wie von einem Amerikaner Frederik H. Hedge in seinem 1848 in Philadelphia erschienenen Werke „Prose-writers of Germany“. „Goethe's hohe Bedeutung als Lehrer der Moral“, sagt Hedge ungefähr, „ist lange nicht so allgemein verstanden und anerkannt worden als die meisten seiner übrigen Vorzüge, wiewol es da und dort Leute gibt welche den Dichter gerade von jener Seite besonders schätzen, ja selbst Leute welche ihm allein ihre tiefsten moralischen Grundsätze, Ueberzeugungen und Errungenschaften beimessen und ihn in dieser Hinsicht über alle andern Autoren stellen. Man wird sich hierüber nicht wundern, wenn man in Betracht zieht welche Eigenschaften einen wirksamern Moralisten ausmachen und welche Elemente einer moralischen Wahrheit festen Halt und Ueberzeugungskraft geben. Es ist Dies nicht Enthusiasmus, oder weiche Empfindung, oder Declamation, sondern die klare Anschauung, die echte Erfahrung, die unparteiische Aufrichtigkeit eines freien und mächtigen Geistes ... Goethe war ein Mann von dem aufrichtigsten Verstande, welcher weder Furcht noch Hoffnung hegte und nimmer duldete daß sich ein Vorurtheil zwischen ihn und das Licht dränge; ein Mann dessen erstes Bedürfniß es war, zu sehen und dann das Gesehene für sich und Andere scharf und bestimmt hinzustellen ... Sein Zeugniß für die moralische Wahrheit ist das Zeugniß eines Mannes welcher durch kein Vorurtheil zu Gunsten Dessen was er bezeugt irregeleitet war, welcher Nichts für ausgemacht annahm, Nichts glaubte weil es allgemeine Ueberzeugung war, Nichts sagte um blos Erwartungen zu befriedigen, kurz eines Mannes welcher weder sich noch Andere betrügen wollte. Es ist das Zeugniß Dessen der mit eigenen Augen gesehen und dessen Augen die schärfsten und unparteiischsten waren die je den Zusammenhang der Dinge zu durchdringen strebten, das Zeugniß Dessen welcher Alles mit seinem eigenen Herzen erfahren, einem Herzen das sich ohne Rückhalt der ganzen Schule des Lebens hingegeben, alle Dinge erprobt und das Gute erkannt hatte ... Wenn wir Goethe lesen, fühlen wir nicht wie bei Dante und Milton daß wir mit einem luftigen Geist conversiren, sondern daß wir es mit einem vollgültigen Zeugen oder besser ausgedrückt mit einem unbestechlichen Richter zu thun haben. Der Spruch den er fällt ist ein Theil seines Lebens, ein Factum der Natur selbst ... Alle seine Worte haben Gewicht. Wie Schicksalssprüche entfallen sie seiner Feder. Wenn er mit seiner gewohnten eigenthümlichen Ruhe sagt daß „das Leben streng genommen eigentlich erst dann beginne wenn wir zu entsagen im Stande sind“, so hat dieser Ausspruch, wiewol er wesentlich nur Etwas wiederholt was man uns zu allen Zeiten gelehrt, dennoch die volle Frische einer originalen Entdeckung.“ Dieses aufrichtige Wort, von einem solchen Manne mit solcher Erfahrung eingestanden, trägt eine tiefere Ueberzeugungskraft in sich als die Beweise und Declamationen, deren man sich je bediente um die Menschen zur Pflicht der Selbstbezwingung

zu erkräftigen. Da die Briefe und Gespräche Goethe's zu einer Bibliothek angewachsen sind, war es ein sehr zweckmäßiges Unternehmen die eingestreuten Gedankenperlen daraus zu sammeln und aneinanderzureihen, wie es in dem vorliegenden Büchlein geschehen. So lesen wir hier gleichsam wie in einem Universalalbum die intimsten Aussprüche des großen Mannes, die nicht nur in passender Weise seine positiven, organischen Kunstschöpfungen ergänzen und erläutern helfen, sondern uns auch zur eigenen Belehrung ein außerordentlich reiches Gedankenmaterial spenden. Ein zweites hier erschienenes Werk, welches sich ebenfalls auf Goethe bezieht: „Goethe's Liebe und Liebeslieder" von Lehmann gehört der specieller referirenden Kritik an, weshalb es genüge den Titel genannt zu haben.

Ueber die erst werdenden Productionen hiesiger Schriftsteller zu sprechen ist insofern eine schwierige Aufgabe als sich die meisten literarischen Individuen nirgend so sehr in eine isolirte, schweigende Thätigkeit zurückziehen wie in Berlin. Doch können wir mittheilen daß Karl Beck, welcher während des Winters hier lebte, nächstens mit einer Reihe magyarischer Gesänge, mit einer neuen Auflage seiner Gedichte und mit einen besondern Bändchen neuer, einen Cyklus bildender Lyrik hervortreten wird. Max Ring arbeitet an einem längern Roman aus unserm städtisch-gesellschaftlichen Leben. Scherenberg, heißt es, beschäftigt sich mit einer großen epischen Dichtung aus den Zeiten Friedrich's II. Eine soeben ausgegebene Dichtung Gruppe's aus dem Sagenkreise Karl's des Großen ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen. 45.

---

1. Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen von Elise Polko. Leipzig, Barth. 1852. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

2. Cäcilia. Betrachtungen über Kunst und Musik von Luise Bost. Würzburg, Stahel. 1851. 8. 1 Thlr.

Zwei Werkchen die auf den ersten Anblick des Gleichartigen, Verwandten Vieles zu bieten scheinen und doch bei näherer Betrachtung in der That nach jeder Seite hin himmelweit verschieden sind. Beide sind von Damen geschrieben und beide nehmen „die schöne Kunst der Töne", wie einstmals der bekannte Vielschreiber G. Schilling titelgereimt hat, zum Vorwurfe; beide sind Erstlingswerke; beide, man muß es zugestehen, mit großer Bescheidenheit eingeführt, und doch schon diese Einführung, diese „Zueignung" — wie beide Damen sie nennen — deutet klar die innere specifische Charakterverschiedenheit der beiden Schriftchen dem aufmerksamen Leser an, wie sie sich bei weiterer Lecture immer entschiedener und ausgeprägter offenbart. Inhalt und Form, Gesinnung und Ausdruck, ästhetischer und ethischer Werth beider Schriften stehen beinahe in diametralem Gegensatze, und während wir uns freuen werden der Verfasserin von Nr. 1 bald wieder auf diesem oder einem ähnlichen Gebiete zu begegnen, hat Nr. 2 nach keiner Seite hin vermocht diesen Wunsch in uns zu erregen, obwol wir — verhehlen wir es nicht — mit schmerzlicher Wehmuth Dies aussprechen, da die Verfasserin eines jener tiefgedrückten, verdüsterten Gemüther zu sein scheint, deren etwaige Energie in der Schule herbster Lebenserfahrungen gänzlich gebrochen ist und kaum einer Wiederaufrichtung fähig erscheint, also gewiß innigste mitleidsvolle Theilnahme beanspruchen darf.

Um mit Nr. 2 zu beginnen, so scheint die Schrift vorzugsweise Tagebuchblätter zu enthalten, zu deren Concipirung die Verfasserin im Drange des Moments sich veranlaßt gefunden. Können diese subjectiv von großer Wichtigkeit und Bedeutsamkeit sein, so stellt sich doch die Sache ganz anders, wenn sie einem größern Publicum, das an dem innern Lebensgange der Verfasserin und noch dazu in so aphoristischer, dabei doch breiter und schwerfälliger Darstellungsweise unmöglich intensivern Antheil nehmen kann, vorgelegt werden. Nur in Verbindung mit rein Thatsächlichem können sie im Lebensgange eines wahrhaft bedeutenden Menschen Interesse haben; zu diesen Bedeutenden gehört aber nach diesen Proben unsere Verfasserin keineswegs. Und die fortwährenden Klagen über dies oder jenes Misgeschick, über diese oder jene trübe und erschütternde Lebenserfahrung und eine Kette von Widerwärtigkeiten, die leider so manches Herz vergiften und brechen, aber zu den gewöhnlichen Leiden des menschlichen Lebens der minder Glücklichen gehören und tausendfach sich wiederholen auf dem Erdenrund, werden unbedingt langweilig und erkälten die Theilnahme, besonders wenn sie, wie hier nicht selten, mit gewaltigem Schwulst, ja mit offenbarer Gespreiztheit des Ausdrucks und in einer so schülerhaften Form, wie hier namentlich die Reihe verunglückter metrischer Versuche, gegeben werden, und außerdem jede Gelegenheit benutzt, ja wol gar bei den Haaren herbeigezogen wird, die gewaltigste Ueberschwänglichkeit religiösen Gefühls in einem ans Grasse nahe anstreifenden Mysticismus zur Schau zu stellen. Wenn wir der Verfasserin gern poetische Empfänglichkeit und bis auf einen gewissen Grad selbst eine äußerlich poetische Darstellungsweise, hier und da auch das unwillkürliche Aufblitzen geistreicher Gedanken zugestehen, so wiegen doch die wenigen Weizenkörner die große Masse von Spreu nicht auf, und wenn wir das Schicksal dieser „Cäcilia" schmerzlich beklagen und unser Mitleid ihr nicht versagen mögen, so kann dadurch das Urtheil über ihre hier vorliegende Leistung nicht alterirt werden.

Die ganze erste Hälfte des Büchleins fällt unbedingt in diese Kategorie und enthält von „Betrachtungen über Kunst und Musik" fast keine Spur. Diese „Betrachtungen" bringt erst die zweite Hälfte, und hier zeigt die Verfasserin daß sie allerdings auch klarer und geordneter zu schreiben, ihre Gedanken im Zügel zu halten verstehe und so Manches über Kunst (Architektur, Malerei, vorzugsweise Musik) gedacht und empfunden habe, wenn man auch nicht selten unwillkürlich und fast gewaltsam zu der Ansicht verleitet werden möchte, daß sie fremde Darstellungen auf diesem Gebiete stark benutzt und sie nur in ihrer Weise modificirt wiedergegeben habe; die beiden Hälften bieten stilistisch und inhaltlich einen auffallend scharfen Gegensatz, der fast nur in der schon angedeuteten religiös-mystischen Anschauungsweise einen Einigungspunkt findet.

Wir möchten diese Hälfte als „Paragraphen zu einer Aesthetik der Kunst, namentlich der Musik" bezeichnen, und man wird in der That manches Anregende darin finden, auch wo man dem Princip nach sich im Gegensatze zur Verfasserin weiß. Vorzugsweise interessant sind hier die Abschnitte X, XI u. XIII (die Künste, die Musik, die italienische und deutsche Musik neuerer Zeit), obwol es auch da an unklaren Anschauungen, an schiefen Urtheilen und oberflächlichen Ansichten nicht fehlt. Unbedingt besitzt die Verfasserin ein anerkennenswerthes Talent, und es scheint ihr eben nur die Gelegenheit gemangelt zu haben dasselbe gründlich und in verständig-klarer Weise herauszubilden; es scheint verkommen zu sein!"

Im offensten und erfreulichsten Contraste finden wir dagegen die Verfasserin von Nr. 1. Irren wir nicht, so sind wir der Mehrzahl dieser „Musikalischen Märchen" schon früher und zwar in den „Signalen für die musikalische Welt" begegnet und haben uns an ihnen in der That herzlich erfreut. Umsomehr mag denn eine vervollständigte, handliche und nette Gesammtausgabe derselben, wie sie hier vorliegt, willkommen geheißen werden und wird sich ohne Zweifel viele neue und warme Freunde erwerben, nicht nur unter den Musikern von Fach, denen leider häufig die Sinnigkeit und frische Kindlichkeit verlorengegangen ist, die sich noch gern und mit vollem Genusse in solche „Phantasien" versenkt; sondern hauptsächlich unter den vielen musikalisch-poetisch gestimmten Seelen, welche ihre Lieblingscomponisten gern in einzelnen Lebenssituationen — poetisch erfunden oder ausgeschmückt — belauschen und sich an einzelnen feinskizzirten und in sich abgerundeten Scenen aus ihrer Wirksamkeit stillheimlich ergötzen mögen.

Die Verfasserin gibt nicht historische, noch weniger kritische, sondern eben poetische Momente aus tonkünstlerischem Leben in geschichtlicher oder Märchen- oder Phantasieform; wir dürfen daher mit ihr nicht rechten, wenn persönliche Vorliebe und Neigung vielleicht den Einen oder den Andern zu hoch zu stellen, nicht mit der Wage kälterer ästhetischer Gerechtigkeit sein Verdienst abzumessen scheint. Aber im Ganzen darf ihr die Anerkennung nicht versagt werden daß sie mit tiefem musikalischem Gefühl die Bedeutung der Einzelnen zu erfassen und ins Licht zu stellen bemüht gewesen, daß sie einen reinen und offen empfänglichen Sinn wie für die Schönheiten der Natur, so der Kunst besitze und ihn mit unerkünstelter Innigkeit auszusprechen wisse, und daß sich ein sehr beachtenswerthes poetisches Talent wie in der Charakterisirung, so in der Situationsschilderung hier kundthue, das gleichzeitig mit anmuthiger Form der Darstellung, feiner Gewähltheit und doch warmer Natürlichkeit und selbst Kindlichkeit des Ausdrucks verbunden ist. Ein tiefes und reiches Gemüth spricht hier in gefälliger, selbst schöner Form sich aus, und wir möchten in der That die Verfasserin ermuntern bald mit ähnlichen Gaben das Publicum zu erfreuen. Vielleicht ist es einem oder dem andern unserer Leser interessant, eine Uebersicht der Tonkünstler hier zu finden, denen die Darstellung des Büchleins in Rede sich zugewendet und zu denen das reizend-sinnige Märchen von den „Singenden Blumen" eine liebliche Introduction, wie die ähnlichen von „Blumen und Vögleins Leid und Freud", „Schmetterlings Nebenbuhler" und dem „Tod der ersten Nachtigall" ein ebenso anziehendes Finale bilden; es sind folgende: J. S. Bach, Gluck, Mozart, Beethoven, F. Schubert, M. von Weber, F. Mendelssohn-Bartholdy und dessen Schwester Fanny Henselt, Alessandro Scarlatti und Hasse, Pergolese, Paganini, die Catalani, die Malibran, Händel, J. Haydn, Manuel Garcia und Jean Paul, der wenn auch kein Musiker, doch in tieferm Sinne ein musikalischer Dichter sicher genannt werden darf.

Welcher der hier zu einem schönen Selam verbundenen Blüten wir den Vorzug geben sollten, möchte uns selbst schwer zu entscheiden sein. Darum empfehlen wir dem gebildeten, sinnigen Leserkreise das ganze, auch sehr ansprechend und sauber ausgestattete Büchlein. Der Einzelne wird leicht herausfinden was ihn am innigsten anspricht, und vielleicht wird auch ihm die Wahl schwer! 4.

Die Geheimnisse des Verbrechens, des Verbrecher- und Gefängnißlebens. Von B. Appert. Zwei Theile. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1851. 8. 3 Thlr.

Insofern dieses Werk die Erzählungen der interessantesten Criminalfälle enthält, hat es für alle Diejenigen ein Interesse welche an solcher Lecture ein besonderes Behagen finden, und die Zahl solcher Leser ist sehr groß. Der Verfasser wollte aber belehren und nicht unterhalten; sein Buch ist namentlich für Diejenigen bestimmt welche durch ihre amtliche Stellung mit Verbrechern in Beziehung kommen, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet erachten wir das Buch als höchst empfehlenswerth. Herr Appert kennt die Gefängnisse und die Verbrecher; er hat ein Studium aus beiden gemacht, und nicht zu verkennen ist, daß er sich diesen humanen Bestrebungen mit voller Seele hingegeben. Er hat durch langjähriges Bemühen einen Scharfblick gewonnen der ihn die Ursache des Bösen genau erkennen läßt; er kennt die Verbrecher persönlich und diese kennen ihn; er ist ihr Freund, denn er sucht sie zu bessern und spricht gütig zu ihnen und wird von ihnen verehrt, sodaß viele Verbrecher, die von ihm auf einen bessern Weg geleitet wurden, noch während ihrer Strafzeit und nach derselben mit ihm in brieflicher Verbindung stehen. Es ist gar nicht zu leugnen daß das Wirken des Herrn Appert auf diesem Gebiete ein höchst segensvolles genannt werden muß, denn es sind der Verbrecher gar viele die ihm in vielen Beziehungen zu ewigem Danke verpflichtet sind.

Auch das Buch kann sehr nützlich wirken. In unsern Gefängnissen ist nicht Alles so wie es sein sollte; es wird immer noch mehr Rücksicht darauf genommen den Verbrecher zu strafen als ihn zu bessern, und die Beamten der Gefängnisse passen nicht immer zu ihren Pflichten. Ohne Schonung und Rücksicht wird in dem Buche auf alle diese Uebelstände hingewiesen, namentlich wird in dieser Beziehung den Gefängnissen der Bagnos eine große Aufmerksamkeit gewidmet. Der Verfasser spricht sich auch über die Quellen des Verbrechens aus und zeigt, wie sehr Vieles hier durch Erziehung verschuldet wird und daß auch die Regierungen durch Abhülfe mancher Uebelstände vielen Verbrechen vorbeugen könnten. Das Leben in den verschiedenen Gefängnissen, das gesellschaftliche Leben der Verbrecher im Gefängnisse unter sich wird mit lebhaften Farben geschildert; auch hier ist freilich mehr von französischen wie von deutschen Gefängnissen die Rede. Der Verfasser weist darauf hin daß gerade in den Gefängnissen der Hang zum Verbrechen gefördert wird, ist aber keineswegs der Ansicht daß diesem Uebel durch Zellengefängnisse abgeholfen werde. Im Gegentheil wird der Haß gegen die Gesellschaft durch das Isoliren des Verbrechers in ihm noch mehr gestärkt, und gleichsam um sich zu rächen wird er nach erlangter Freiheit der Verbrechen noch mehr begehen. Dagegen ist nach des Verfassers eigenen Erfahrungen gütige und milde Behandlung das beste Mittel den Verbrecher zu bessern, und man darf seinem Urtheile und seinen Erfahrungen wol vertrauen. Freilich muß die Regierung dafür sorgen daß der Sträfling, nachdem er aus dem Gefängnisse entlassen, auch Arbeit und Unterhalt findet, denn er ist sonst in den meisten Fällen zu neuen Verbrechen veranlaßt, oft genöthigt, um nicht Hungers zu sterben. Es ist sehr selten daß ein entlassener Sträfling gleich ein Unterkommen findet. Das Vorurtheil ist gegen ihn. Wir wollen gar nicht bestimmen, inwiefern dieses Vorurtheil mehr oder weniger berechtigt ist, aber jedenfalls ist es für den entlassenen — bestraften und vielleicht gebesserten — Sträfling ein großes Unglück. Auch in historischer Hinsicht ist das Buch von Interesse, insofern die pariser Gefängnisse während der ersten französischen Republik geschildert werden, und da der Verfasser nur das Erlebte und Gesehene schildert, kann man annehmen daß Alles was hier erzählt wird wahr ist; es ist kein Roman, es ist vielmehr ein Stück Geschichte das uns hier gegeben wird.

Den beiweitem größten Theil des Werks bilden Lebensbeschreibungen berühmter Verbrecher, und auch in diesen Erzählungen hat es der Verfasser verstanden die Erlebnisse jener Unglücklichen von einem philanthropischen Standpunkte aus zu schildern. Bei jeder Gelegenheit weist er darauf hin, wie Dies oder Jenes wol hätte anders und besser sein können, wenn in diesem Falle die Erziehung eine bessere gewesen wäre und wenn in jenem Falle die Behörde den Verbrecher auf andere Weise behandelt hätte. Man hat sich in jüngster Zeit mit der Verbesserung der Gefängnisse viel beschäftigt, und es ist gewiß gut und nothwendig daß auch die Verbrecher eine gesunde und zweckmäßige Wohnung erhalten. Nicht minder wichtig ist aber die Erziehung der Verbrecher, und dafür ist bisjetzt sehr wenig, fast gar nichts gethan. Insofern ist das vorliegende Werk von Bedeutung; wir empfehlen es nicht nur den Gefängnißbeamten und Gerichtspersonen, sondern auch Staatsbeamten die auf die Verbesserung dieser Verhältnisse wirken können. Herr Appert ist freilich nur ein einfacher Philanthrop, deswegen sind aber doch seine Rathschläge sehr zweckmäßig und seine reiche Erfahrung wohl zu beachten. 20.

Von Leith nach Lappland.

Bilder aus Skandinavien.

Diesen Titel führt ein in London erschienenes Reisewerk voll Leben, Anschaulichkeit und originellem Colorit, dessen Ein-

zelschilderungen hin und wieder eine gewisse Wahlverwandtschaft mit den „Frauenfahrten" der Frau Ida Pfeiffer nach Island zeigen: „A voyage from Leith to Lapland, or pictures of Scandinavia in 1850, by *William Hurton*" (2 Bde.). W. Hurton ist unbestritten ein reisefähiger Kopf und ein Tourist, der umsichzuschauen, Eindrücke zu empfangen und wiederzugeben versteht, wenn auch eine einseitige englische Kritik (kritisch bleiben die Engländer durchschnittlich große Philister) ihm den Vorwurf macht, er schreibe nicht „good English". Hierauf erwidern wir nur daß das gute Englisch was (natürlich ebenso durchschnittlich) die englischen Reviews schreiben sich öfter sehr halten läßt, und daß die Sprache dieses lappländischen Touristen wenigstens gesund, vollblütig und lebensvoll ist. Eine Sprache ad hominem; mehr verlangen wir billigerweise von einem Touristen nicht. Schleiermacher'sche Periodengeflechte, Bossuet'sche Tropen und des Vaters Locke syllogistische Satzbaumanier können freilich füglicherweise da nicht zutagekommen wo es gilt von Naturdingen natürlich zu reden. Da laßt immerhin Jeden nach seiner Façon sich äußern, wenn nur die Form das aufgenommene Bild treu wiedergibt. Uebrigens muß der Originalität allewege auch ihr Recht geschehen.

Unser Autor, W. Hurton, gefällt sich darin, sich in deutschen Termen als Tourist den Beinamen „der wandernde Vogel" beizulegen. Die englische Kritik versucht es sich darüber lustig zu machen und beweist sich bei dieser Gelegenheit als eminent befähigt aus dem Deutschen zu übersetzen, indem sie das: der wandernde Vogel durch the straggling (or stray) bird wiedergibt. Ganz vortrefflich! Die Poesie, sehe ich, ist bei dieser Kritik zu Hause, und da sie selbst sich als eine in der That nur zu „verlaufene" markirt, so will ich ihr den Rath geben: künftig lieber ganz zu Hause zu bleiben. Halten wir uns statt Dessen an unsern „wandernden Vogel".

Eine Nacht war es, eine „glorreiche eiskalte Nacht", wo unser Autor auf dem kleinen Quarterdeck hin- und herschritt und weit über das Meer hin in der Richtung nach Helsingör schaute. Nur ein ganz zugeknöpfter kritischer Engländer könnte diese Fahrt in einer sternbesäeten nordischen Zaubernacht machen ohne an den ewigen Namen zu denken und an das ewige Werk, die beide dies kleine Helsingör unsterblich gemacht: Shakspeare — Hamlet! „It was night — I stood by the side of the hardy Norwegian helmsman, and both were thoughtful and both were silent and both glanced keenly at a light ahead, which we were rapidly nearing, for he calculated the bearing of the ship by that light — and I read in it the one word — Hamlet!" „Näher und näher kommt das Uferlicht; immer größer und deutlicher hebt es sich hervor, und siehe, da sind wir gerade gegenüber von Helsingör! Da ist kein Halt, kein Stillstand, immer rastlos vorwärts fliegt der Schooner! Da, in dem Mondlicht heben sich Kronborgs riesige Küstenwände empor und zeichnen sich gleich dunkeln Festungsmauern an dem leuchtenden Himmel ab. Auch das Auge des «wandernden Vogels» leuchtet, und er murmelt Worte welche der ehrliche norwegische Steuermann in seiner Einfalt für Zaubersprüche und Beschwörungsformeln halten mag; dabei hält die Hand des «wandernden Vogels» liebend fest ein kleines zierliches Büchlein und in diesem ein großes ewiges Gedicht, die unsterbliche Sagendevise: Hamlet genannt! Welch wunderbar feierliches Zusammentreffen: diese nächtliche Stunde, diese silbernen Mondstrahlen, diese ganze unbeschreibliche Scene in ihrer einsamen nächtlichen Pracht und dazu der Geist des Dichters, der dies Alles in verklärter Herrlichkeit noch ein mal heraufbeschwört! Dort drüben wo jene starren Küstenwände gespenstig ragen, wandelte der Schatten der «hohen Majestät von Dänemark»! Dort war die Terrasse wo Bernardo und Marcellus Wache hielten! Dort wühlte der «alte Maulwurf» und «kränkelte» wühlend der schon gezückten That des herrlichen Sohns «des Gedankens Blässe an» anstatt der «angeborenen Farbe der Entschließung». Dort wandelte auch die reizende Ophelia und Laertes der jugendliche Held, und der alte Narr Polonius, und «lieber Rosenkranz und Güldenstern» und wieder «lieber Güldenstern und Rosenkranz»! Doch wo ist nun nach Jahrtausenden noch ihre Spur? Alles verweht! Doch nein, in der Ewigkeit des Gedichts lebt sie noch leuchtend. Nur das Irdische ist öde, schauerlich und nichtig, und nur ihm, nicht jenen seligern Räumen, die uns in solcher Mondnacht zu sich emporwinken, gilt das unvergängliche Wort Hamlet's des Dänen:

How weary, stale flatt and unprofitable
Seems to me all the uses of the world!"

Soviel von der Poesie und Shakspeare-Pietät unsers „wandernden Vogels"; lernen wir ihn nun auch als Maler kennen und lassen eine seiner malerischen Schilderungen hochnordisch-skandinavischer Scenerie nicht ungenossen an uns vorübergehen.

„Den Eingang in das Trömsthal bildet eine rauhe, wilde Fläche ebenen, niedrigen Grundes, bewachsen mit wilden Gräsern und zwerghaftem Unterholz. Hier wuchsen die wilden Blumen in Menge, aber keine von besonderer Schönheit; am üppigsten wucherte hier die köstliche Multbeere mit ihrer weißen Blüte. Das Thal selbst läuft in einer anmuthigen unabsehbaren Curve dahin zwischen Felsenwänden von schwindeliger Höhe, die sich mit fast zierlicher Regelmäßigkeit emporthürmen. Das Bett dieses Thals hält von einer Viertel- bis zu drei Viertelmeilen in der Breite, die Mitte bildet eine höchst pittoreske Masse von Unterholz, Gestrüpp und gruppenweise geordneten Steinblöcken. Längs der Bergseite hin verschwindet nun nach und nach das Gebüsch; je höher man schaut, desto dürftiger wird die Vegetation, bis in einer Höhe von kaum über 100 Ellen der Schnee sich in beträchtlichen Massen zeigt. Ueber dem Allen hängt ein wahrer italienischer Sommerhimmel. Schaut man rückwärts, so scheint der Eingang in das Trömsthal versperrt von sich hoch aufthürmenden schneebedeckten Felsen; schaut man vorwärts, so streckt sich zwischen Schneewänden eine lange grüne Aussicht dahin, die an ihrem äußersten Ende durch ungeheure phantastischgeformte Felsen abgeschlossen wird. Wo zu beiden Seiten die grauen Felsen emporstarren, entspringen unzählige kleine Gießbäche; diese durchkreuzen den Thalgrund der Schlucht oft nur wenige Ellen auseinander, und sie alle brausen eilend dahin um sich in die Trömsdalelf zu ergießen, welche breit und prächtig das Thal der Länge nach durchströmt. Ich war ungefähr vier bis fünf englische Meilen durch dies herrliche Thal gewandert als von der entgegengesetzten Seite her ein wildes, aber melodisches Jauchzen oder Hallohgeschrei zu meinem Ohr drang. Ich lauschte und horchte auf seine Wiederholung, und bald wiederholte es sich auch noch deutlicher und musikalischer. Bald erhielt ich die Gewißheit daß dies der Ruf ist mit dem der Lappe seine Rennthierheerden lockt.... Sie befanden sich noch weit vom jenseitigen Ufer der Elf, und eben hatte ich das eine Ufer des Stroms erreicht als sie auf dem andern dahergesprengt kamen. Das Wasser floß hier reißend schnell und war schneidend kalt, aber ohne Bedenken sprang ich hinein und watete durch. In einer Minute befand ich mich mitten unter der Heerde und bemerkte einen lappländischen Burschen und ein lappländisches Mädchen, die damit beschäftigt waren dieselbe in ihr Lager oder Einfriedigung zu treiben. Der Bursche hatte die prächtigsten nußbraunen Augen, feine regelmäßige Züge voll lebendigem Ausdruck. Seine Hände waren wie die aller Lappländer so klein und feingeformt wie die Hände des nobelsten Aristokraten. Der Grund davon ist daß die Lappländer von Generation zu Generation niemals irgend eine Handarbeit verrichten, und was sie davon nothwendigerweise verrichten müssen ist von der leichtesten Art. Sein «Poesk» (dies ist der Name von einer Art von Tunica die die Lappländer unabänderlich tragen) war ein Schaffell, die Wolle nach innen gekehrt, das ihm bis auf die Knie reichte. Seine Stiefel waren von der gewöhnlichen spitzen Form, reichten ihm einige Zoll über die Knöchel hinauf und

waren aus der rohen Haut des Rennthiers gemacht, denn das ganze Haar saß beinahe noch darauf; auf dem Kopfe trug er eine runde wollene Kappe, die genau die Form einer Nachtmütze hatte und mit einer rothen Troddel und einem rothwollenen Bande rund um den Saum versehen war. Diese Art von Mützen wird von den Lappländern mit Leidenschaft getragen. Die Kleidung des Mädchens war der vorigen ähnlich, nur daß sie statt des Poesk von Schaffell ein kurzes hellfarbiges wollenes Kleidchen trug, wie es in Lappland in der Sommerzeit von beiden Geschlechtern getragen wird, weil es kühler ist als Rennthier- oder Schaffell. Auf dem Kopfe trug sie Nichts und das Haar hing ihr weit über die Schultern herab. Ihre Gesichtszüge waren miniaturartig-zierlich und jedenfalls die hübschesten die ich vorher oder nachher in Lappland gesehen. Die Gesichtsfarbe war ein röthliches Lohbraun, wie es allen Lappländern eigen ist. Die Beine unserer lappländischen Nymphe waren von den Stiefelchen an bis zu den Knieen herauf nackt, und in ihrer ausnehmenden Dicke und Plumpheit bildeten sie einen schroffen Gegensatz zu der Kleinheit und Zierlichkeit ihrer Hände. Das Paar hatte drei kleine Rennthierhunde zu Begleitern und trieb seine Heerde, jedes mit einem Baumzweige in der Hand, gemächlich weiter. Das Mädchen hatte einen großen, groben, leinenen Sack sich um den Nacken geschlungen, dessen Ende ihr den Rücken hinabhing. Diesen füllte sie im Gehen mit einer besondern Art von Moos; ich fragte sie was sie so ämsig pflücke, und sie gab mir zur Antwort, man brauche dies zum Melken der Rennthiere, aber in was für Art ist mir bisjetzt ein Geheimniß. Das Naturell von Beiden, dem Mädchen und dem Burschen, schien mir sehr gutmüthig, besonders spiegelte sich in den Augen des Letztern ein recht lustiger Humor. Sie sprachen Beide nur einige wenige Worte Norwegisch, verstanden aber mehre meiner Fragen in dieser Sprache und beantworteten sie sogleich. Sie trieben ihre Heerde zum Melken, und als ich ihnen erzählte daß ich ein Engländer und weit hergekommen sei um sie und ihre Rennthiere zu sehen, so wiederholten sie das Wort «Englesk» mehrmals im Tone der Ueberraschung und sahen mich ungefähr mit eben der Neugierde an welche die Erscheinung eines Lappländers in einer englischen Stadt erregen würde. Ich bat das Mädchen, mir das wahre Rennthiermoos das die Rennthiere fressen zu zeigen, und nach einigem Suchen pflückte sie mir welches. Es wächst im Sommer weit kürzer als im Winter; vorzugsweise reichlich und von weit größerer Länge wächst es in der schwedischen Lappmark, weshalb auch die im Winter nomadisirenden Lappen diese dem eigentlichen Lappland vorziehen. Als wir an eine morastige Stelle kamen, wo ein besonders langes und feines Gras wuchs, pflückte ich etwas davon und fragte die Lappen, ob sie sich dies nicht anstatt der Strümpfe in die Stiefel zu stecken pflegten. Sogleich antworteten sie mir mit Ja; es ist dies der berühmte Blasenstrauch, Erdmandel oder Cyperusgras (carex vesicaria bei Linné). Ich pflückte einiges und später fand ich es in großer Menge auf Tromsö, aber immer nur an sumpfigen Stellen; die Lappländer stopfen damit zu allen Jahreszeiten ihre Stiefel voll und dies schützt in der That ihren Fuß vor der strengen Kälte. Immer weiter trieben wir nun unsere Heerde, wobei ich fröhlich mit half, und die drei kleinen Hunde thaten als Treiber und Beller ebenfalls ihre Schuldigkeit. Gelegentlich stießen die Lappen einen kurzen Schrei oder mehr Gejauchz aus, zur Ermunterung ihrer Thiere, worein ich mit meiner gesunden englischen Lunge ebenfalls zur augenscheinlichen Belustigung meiner Gefährten einstimmte. Die Scene war wirklich im hohen Grade anregend und erinnerte mich lebhaft an die frischen Waldscenen in «Wie es euch gefällt». Das strahlende Sonnenlicht, das grüne Gras, das funkelnde Dahinfließen der Elf, das Malerische des Thals, die Figuren der beiden Lappen, die forttrabende Rennthierheerde — die Neuheit dieser ganzen Scene war unbeschreiblich ergötzlich. Ich habe gefunden daß die Rennthiere beim Laufen beiweitem nicht den klappernden Lärm machen, wie andere Reisende versichern. Hier waren Hunderte von Rennthieren, die durcheinander hintrabten, und das Geräusch das sie machten war ihrem gespaltenen Huf und dem sehr starken Hufhaar nur angemessen und wäre kaum hörbar gewesen, hätte ich nicht absichtlich darauf gehorcht. Etwas Anderes aber, wovon ich nie und nirgend etwas gelesen, fiel mir weit mehr auf; das war der laute schnarchende Ton den das Rennthier bei jedem Tritt ausstößt. Unpoetisch wie ich bin, erinnerte es mich zunächst an das Grunzen der Schweine, aber der Ton war beiweitem nicht so roh, sondern glich durchaus mehr dem des Schnarchens. Die Ursache dieses Geräusches ist diese: wenn das Thier erhitzt ist, so dünstet es seine Hitze nicht im Schweiße aus, dazu ist seine Haut viel zu dick, sondern es pustet sie, ähnlich wie der Hund, durch Mund und Nasenlöcher aus... Endlich kamen wir zu dem lappländischen Lager, das aus zwei großen «Sammes» oder Sommerhütten bestand, roh aus Erde, Steinen und Baumstürzen erbaut; auch ein Zelt von echter Zeltleinwand fand ich dabei. Zwischen uns und dem Lager floß ein Arm von der Tromsdalelf, und nördlich davon waren eingezäunte circusartige offene Plätze, jeder etwa von 150 Fuß im Durchmesser. Die Umzäunung bildeten Baumstämme und Pfähle, senkrecht in den Boden gerammt und wieder durch horizontale Pfähle miteinander verbunden; den letztern gegenüber waren wieder birkene Pfähle und Baumäste errichtet, von sechs bis zu zehn Fuß Höhe, ganz ohne Eleganz und Nettigkeit, aber dem Motiv der Sicherheit, das seinen Erbauer geleitet, vollkommen entsprechend. Auf der Südseite der Elf, ungefähr 100 Ellen davon, befand sich eine dritte ähnliche Umzäunung. Es währte nicht lange, so kam, je zu zwei und drei, der ganze lappländische Stamm herbeigelaufen, sämmtlich mit den nöthigen Apparaten und Instrumenten für das wichtige Geschäft des Melkens versehen. Diese Apparate bestehen aus langen Riemen von Rennthierhaut und hänfenen Stricken, ganz wie sie unsere Seiler fabriciren, um die Rennthiere damit festzuschnüren, sodann aus Mulden, Kübeln u. s. w. um die Milch aufzunehmen. Die Mulden waren dicke plumpe Dinger von runder Form und ungefähr neun Zoll im Durchmesser, mit einem Henkel versehen; jede konnte etwa einige Quart fassen und die Kanten waren alle nach einwärts gebogen, um zu verhindern daß die Milch beim Melken herausspritze. Die anderweitigen Utensilien, um die Milch aus diesen Handgefäßen aufzunehmen, bestehen aus vier bis fünf hölzernen Kübeln mit Deckeln, einem eisernen Topfe und einem langen Fäßchen oder Tonne.... Die ganze Zahl von Lappen die hier beieinander versammelt waren konnte etwas über 40 betragen, Männer, Weiber und Kinder eingerechnet, und auch die drei Rennthierhunde hatten bald eine ganze Schar von Kameraden gefunden. Die Männer waren durchgängig mit Poesks aus Rennthier- oder Schaffell bekleidet; das Haar von den letztern wird nach innen, das von den erstern nach außen getragen. Die Weiber trugen alle Poesks von Wolle, aber ihr Aeußeres glich dem der Männer so auffallend und das Haar hing bei beiden Geschlechtern soweit über die Schultern und beschattete das Gesicht so stark daß es in vielen Fällen schwer war auf den ersten Blick Mann und Weib zu unterscheiden. Die Frauen trugen durchgängig keine Kopfbedeckung, sie alle aber trugen lederne Gürtel mit allerlei glänzendem metallenem Zierrath besetzt, worauf sie ganz ausnehmend erpicht sind. Die Männer trugen Mützen von der vorhin beschriebenen Form und schmucklose lederne Gürtel, von denen ein Messer in der Scheide herabhing; die Weiber tragen zuweilen auch solche Messer. Die Kinder trugen kleine Poesks von Schaffell, ihre einzige Bekleidung. Ich hatte immer von der kleinen Statur der Lappländer gelesen und fand daß diese wirklich etwas zwerghafter Beschaffenheit ist. Von den Männern überragte keiner die Höhe von fünf Fuß und die Weiber waren um ein Bedeutendes kleiner. Die meisten von ihnen waren von robustem Bau, aber bei allen stand die Breite ihrer Brust in keinem Verhältniß zu ihrer Höhe. Die Gesichtsfarbe von allen war mehr oder weniger lohfarbig, ihre

Augen von einem etwas hellern Grau oder Braun (das nußbraune Auge ist bei ihnen schon seltener) und das Haar entweder röthlich oder dunkelbraun; das Herumflattern dieses Haars um das Gesicht gibt ihrer Erscheinung etwas Wildes. Einige von ihnen trugen — was für einen Lappländer jedenfalls charakteristisch ist — auch Backenbärte und Schnurrbärte...."

Weitere Stellen aus dem mit plastischer Lebendigkeit und jener genialen Eindringlichkeit in objectives Leben, die Reisewerke immer so reizend macht, geschriebenen Buche auszuziehen, verbietet der Raum. Die mitgetheilten Belege werden aber jedenfalls soviel beweisen daß einer gewissen engbrüstigen Reviewkritik und ihren theilweise sehr pretentiös auftretenden Organen niemals recht zu trauen ist. 21.

Lichtblicke im Dunkeln.

Man hat sich in neuern Zeiten fast ausschließlich mit den Schattenseiten des Mönchthums beschäftigt. Betrachten wir zum Gegensatze dasselbe auch einmal aus dem Gesichtspunkte eines Werks: „Glimmerings in the dark" (London 1850), dessen Verfasser Merryweather uns in mannichfaltigen Notizen zeigt, welche mächtigen Hebel der Civilisation die alten Klöster waren, als sie noch nicht von der ursprünglichen Reinheit ihres Gedankens abgefallen. Wir finden z. B. die Mönche des Mittelalters in England die unwirthlichsten Erdstriche fruchtbar machend, die ganze Physiognomie der Insel umschaffend. Selbst Aebte wohnten allen Gattungen von Feldarbeiten an, pflügten, fichteten und schmiedeten Ackergeräthe auf dem Amdos. Thomas a Becket, der hochmüthigste von allen, war ein strenger Werkmann und pflegte, als er Erzbischof von Canterbury wurde, auf die Aecker hinauszugehen, um sich im Kornschneiden und Heumachen zu versuchen. Ein Abt von Glastonbury im 13. Jahrhundert war eine berühmte Hand für das Ausbessern der Pflüge und auch für den Gebrauch derselben. „Es mußte eine angenehme Scene ländlicher Industrie gewähren", sagt Merryweather, „diese geschäftigen Mönche mit den Pflügen; prangende Fruchtfelder, reich an Ertrag, Ländereien voll saftiger Früchte, Reben, die sich beugten unter der Last ihrer Trauben; Heerden von nahe an tausend Stück Vieh; schöne Fischteiche, ämsige Mühlen und Scheuern, überströmend von den gesammelten Saaten. Wir können die Ordensbrüder nicht der Trägheit beschuldigen, oder der Furcht Raum geben daß Armuth und Hunger vergebens ihren Jammerschrei an den Thoren von Glastonbury ertönen ließen." Durch solche Arbeiten kam England soweit, wegen seinem Kornüberfluß die Getreidekammer der Ceres zu heißen.

Diese Arbeiten waren sowol religiöse als sociale Pflicht. Die Regel des heiligen Benedict legte den Mönchen Morgenarbeit auf den Feldern auf, vier Stunden von Ostern bis zum October, auf sechs Stunden vom October bis zur Fastnachtszeit. Nach dem Essen und einem Dessert heiliger Vorlesung kehrten die Brüder zu ihrer Arbeit im Freien zurück. Die Sümpfe in der Nachbarschaft der Klöster wurden ausgetrocknet und in ergiebigen Boden verwandelt. Dies war zu St.-Albans der Fall. Andernorts entstand der jetzt Alresford-Pond genannte See aus solchen Gewässern und überließ nicht nur breite Erdstriche dem Nutzen des Menschen, sondern machte sogar den Fluß Itschin schiffbar.

Die Mönche umgaben aber auch ihre Abteien mit Gärten und Obstpflanzungen, schmückten sie mit duftenden Blumen und Sträuchern und zogen Kräuter und Küchengewächse, welche die Laien noch nicht kannten. Weinberge grenzten beinahe an alle Klöster, und in einigen war solcher Ueberfluß an Wein daß man es einem Wunder zuschrieb; unter Anderm als König Edgar beim Abte Ethelwold zu Abingdon speiste und eine Schar von northumberlander Adel im Geleite führte. Der König trank gleich einem Lord, und die Lords waren bei ihren Bechern so froh wie Könige; aber sie fanden keine Grenzen. Der Wein kam auf ihr Geheiß in endlosen Fluten und das Gelage währte bis zur Nacht, wo die Gäste vergnügt abzogen. Sie waren überzeugt daß die Fässer der armen Mönche ursprünglich nur wenig enthielten, indem das Uebrige eine Wundergabe des Schutzheiligen.

St.-Egwin unter Anderm siedelte sich mitten in einem dichten Walde an und erbaute, indem er Dornhecken und Brombeersträuche ausriß, sein Kloster, jetzt die blühende Stadt Evesham. Noch bemerkenswerther ist die Geschichte der Abtei Croyland. „St.-Guthlac wählte den elendesten Ort in Lincolnshire, als er beschloß sein Leben Gott zu weihen." Nach Jahren ward an der kleinen hölzernen Zelle in dem Moor ein Kloster aus Stein aufgeführt zu Ehren des Heiligen. Croyland-Abbey erwarb mit jedem folgenden Abte neue Besitzungen, und Egelric in den Tagen Edward's des Bekenners ermöglichte von einem großen Theile des Bodens Nutznießung. „In trockenen Jahren", berichtet Ingulphus, „ackerte er den Moor und erntete hundertfältigen Ertrag der Saat; das Kloster gedieh zu solchem Ueberfluß an Getreide daß die Armen der Gegend damit versorgt werden konnten, was eine solche Menge Volks zusammenzog daß Croyland eine große Stadt wurde."

In der Abtei St.-Albans bewirthete man jeden Wanderer der am Gitter erschien drei Tage, und in der Priorei St.-Thomas von Canterbury war die große Halle oder das Hospitium zur Aufnahme armer Pilgrime und Reisender 150 Fuß lang und 40 Fuß breit. Minder bekannt als die Kunst der Mönche ist ihr Geschick in der Mechanik, obschon es ihrem Zeitalter so wunderwürdig erschien daß man die Wirkungen oft der Zauberei zuschrieb. Als Gerbert eine hydraulische Orgel construirte, meinte das Volk, das vor Entsetzen niedersank, die Stimme des Teufels zu vernehmen. „St.-Dunstan", sagt unser Autor, „war nicht der fanatische Kuttenträger, als welchen ihn Geschichtschreiber böswillig hinstellten. Er war ein großer Experimentalphilosoph für seine Zeit, erfinderischer Mechaniker, edler Musiker, erfahrener Schreiber und geschmackvoller Künstler. In den Tagen John's von Glastonbury, um das Jahr 1400, befanden sich viele Proben seiner Geschicklichkeit in der Abtei Glastonbury; sein Biograph erzählt daß er jedes Ding aus Gold, Silber, Kupfer und Eisen machen oder modelliren konnte." Dunstan war auch der Erfinder der Aeolsharfe, deren Musik man für etwas Uebernatürliches hielt und welche dem Erfinder ein Verbannungsurtheil als Negromant vom Hofe eintrug. Ein anderer Mönch, Oliver von Malmesbury, stellte Versuche an in der Kunst des Fliegens, erhob sich längs eines Feldwegs, fiel aber dann herab und blieb lahm auf Lebenszeit. Der Unfall minderte jedoch nicht seinen Glauben an die neue Wissenschaft; er schrieb das Mislingen blos dem Umstande zu daß er versäumt sich mit einem Schweife zu versehen. Andere besser bekannte Namen drängen sich von selbst auf, wie z. B. Michael Scott und Bacon, dem 13. Jahrhundert angehörend. Letzterer warf die graue Tunica des Franciscanerordens über, hauptsächlich wegen den Büchern und der Ruhe des Klosters: eine Ruhe die zweifelsohne, weil sie aus „Erholung und damit wechselnder Arbeit" (ease and alternate labour) bestand, der langen Lebensdauer so günstig war daß wir beständig sächsische Mönche erwähnt finden gegen 100 Jahre alt, und einen 125 Jahre alt, einen andern von 142 und endlich sogar einen von 163 Jahren. 31.

Die „Muse populaire" von Pierre Dupont.

Fragt man nach einem französischen Volksdichter der Neuzeit, so ist es immer der Name Béranger der uns genannt wird. Béranger ist seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach ein nationaler Dichter. Die Erinnerungen an ihn und an seine Werke knüpfen sich an eine unvergeßliche Zeit und werden sein

Andenken nie untergehen lassen. Trotz der starken politischen Färbung einzelner seiner Lieder ist er doch nie ein Parteidichter gewesen; er entging den politischen Parteien durch seinen nationalen Sinn und dem Liberalismus, dem Republikanismus durch seinen Patriotismus. Er besang die Leiden der Invasion, die Schrecknisse und die düstere Verzweiflung seiner Landsleute, nicht die ehrgeizigen Bestrebungen und Leidenschaften einer Classe der Gesellschaft. Als Dichter der französischen Nation ist Béranger untadelhaft: er verlieh dem schönen Gefühle der Vaterlandsliebe Ausdruck.

Außer dem nationalen Dichter gibt es bei Béranger aber noch zwei andere Dichter, den erotischen und den Voltaire'schen; beide sind verwerflich. Man begreift nicht wie es die Franzosen über sich gewonnen haben, Béranger wegen seiner erotischen Lieder den populairen Anakreon und den modernen Horaz zu nennen. Denn gerade er hat einen Fehler begangen der einem Dichter nie verziehen werden kann: er hat jedes erhabene Gefühl der Liebe beleidigt. Wenn man Anakreon und Horaz liest, läßt sich die Idee des Schönen mit der Idee des Vergnügens vereinigen; bei Béranger wird die Freude dagegen immer lascív und ausgelassen. Das Reizende wird bei ihm obscön. Die Popularität, welche er erlangte, gewann er nicht durch Schmeichelei gegen Parteileidenschaften, aber er suchte sie durch das Kitzeln der kleinlichen Laster der niedern Bourgeoisie und der groben Sinnlichkeit des städtischen Volks. Seine Lieder welche die Religion berühren bringen eine erkältende Wirkung hervor. Man kann nicht mit dem Dichter über die Dinge lachen über die er lacht.

Seit Béranger hat sich die Richtung der Gemüther wesentlich geändert. Die politischen Ereignisse, die Krisen der Industrie und vorallem die Februarrevolution haben eine Menge demokratischer, socialistischer Poesien ins Leben gerufen die keineswegs unschuldiger Natur sind. Unter diesem Haufen von Gedichten, an die man gar nicht gern denkt, findet sich ein kleiner Band, der trotz der vielen falschen Gedanken und unvollständig ausgedrückten Gefühle die er enthält, doch ein Talent offenbart welches verdiente besser geleitet und angewendet zu werden.

Unter allen jungen Dichtern die seit einigen Jahren die Gefühle des Volks zu versinnlichen suchten ist der hervorragendste und berühmteste unstreitig Pierre Dupont, der Verfasser von Liedern die er jüngst unter dem Namen „Muse populaire" herausgegeben hat. Das Verdienst dieser Lieder kann bestritten werden, aber unbestreitbar ist die große Popularität welche sie genießen. Sie werden ebenso gut auf den Straßen von Paris gesungen, wie man sie auf den eleganten Pianos der Salons hört. Dupont hat das doppelte Glück gehabt, populair und modisch zu gleicher Zeit zu sein. Leider scheint er sich Dessen zu sehr bewußt zu sein; er sucht den Erfolg zu sehr, sollte aber bedenken daß ein leichter Erfolg niemals ein gutes Zeichen ist. Das „reussiren wollen" drückt sich auf jeder Seite aus. Jeden Augenblick stören indirecte Anspielungen auf die politischen Ereignisse die glücklichsten Empfindungen, und die fortwährenden Schmeicheleien der Vorzüge dieser oder jener Classe der Gesellschaft erkälten die erwachende Erregung der wir uns so gern hingegeben haben würden.

Ein anderer großer Fehler dieser Dichtungen ist daß sie tendenziös sind. Jede Gelegenheit, auch wo man es am wenigsten erwartete, wird von Dupont benutzt um unfruchtbare Abstractionen anzubringen, und fast immer ist es der Socialismus welcher zum Vorschein kommt. Die Beschreibung eines Naturgegenstandes, eines Dorffestes, einer Blume, Alles muß diesem Zweck dienen. Man sollte denken daß er beabsichtigt auf diese Weise einige Brocken Philosophie mit in die Welt zu schmuggeln.

Der kleine Band Dupont's enthält drei Arten von Liedern, politische, Volkslieder und Phantasiegedichte. Die erstern sind die schlechtesten; man kann auch nicht das geringste poetische Interesse darin entdecken. Wenn Dupont Lieder für die socialistische Propaganda hat machen wollen, so ist ihm Dies gelungen, aber zu etwas mehr hat er es nicht gebracht. Sie sind sogar noch viel schlechter als der unglückliche „Chant des Girondins", der seit zwei Jahren jedes poetische Gefühl verletzt. Die Chants des soldats, du vote, des étudians sind nicht mehr werth als ein Artikel dieses oder jenes socialistischen Journals. Wenn Dupont nur nicht denken wollte, er hätte damit etwas Patriotisches, Nationales geschaffen; es sind Lieder für eine Partei und werden auch nur von Factionen gesungen. Ja sie werden ihm eines Tages, wenn er zur ruhigen Ueberlegung gekommen ist, Gewissensbisse verursachen; denn sein „Chant des soldats" enthält zum Beispiel Nichts weiter als Entschuldigungen für künftige Meuterei. Ein einziges mal wird er poetisch und drückt eine wirkliche Rührung, ein Gefühl des Schmerzes aus. Es ist dies in den „Journées de Juin", wo er den traurigen Eindruck dieser blutigen Schlacht schildert:

O république au front d'airain!
Ta justice doit être lasse;
Au nom du peuple souverain,
Pour la première fois, fais grace.

Die ländlichen, die Volks- oder Phantasiegedichte sind beiweitem höher zu stellen als die politischen. Wenn die socialistischen Nachgedanken nicht jeden Augenblick die Aufrichtigkeit der Empfindungen und das Schöne der Gedanken stören würden, könnte man sie wahrhaft poetisch nennen. Eins fällt dabei immer auf: daß alle Gedanken im Zustande des Entstehens sind, keiner vollkommen ausgebildet ist. Die Sammlung Dupont's leidet an einem Hauptfehler, sie hat keine Einheit der Empfindung; und gerade Dies ist es doch was die Originalität eines Dichters ausmacht. Man findet bei Dupont nur Anklänge von allen möglichen Empfindungen, was Horaz so bezeichnend disjecti membra poëtae nennt.

Jedes Gedicht der „Muse populaire" enthält einige bemerkenswerthe Verse, aber es sind vielleicht nicht drei darunter, an denen gar Nichts auszusetzen wäre. Wenn Dupont große Gedichte geschrieben hätte, würde man über einzelne Nachlässigkeiten und Incorrectheiten gern wegsehen; allein da er sich darauf beschränkt hat kleine lyrische Gedichte zu schreiben, so sollte er wissen daß dieses Genre nur dann Werth hat, wenn die Form ebenso vollendet ist wie der Inhalt. Ein Sonett, ein Lied wollen vollkommen sein; einzelne Schönheiten darin wiegen nicht die Nachlässigkeiten der Form auf. Der Werth aller solcher kleinen Werke liegt in dem Vollendeten der Arbeit.

Warum hat sich Dupont nicht die Mühe gegeben seine Gedanken vollständig durchzuführen? Der erste Anlauf ist in der Regel glücklich, aber die Ausführung bleibt dann zurück. So findet sich zum Beispiel in dem „Tueur de lions" der Keim eines allerliebsten Volksliedes. Wenn man sich den afrikanischen Soldaten denkt, der Gelegenheit gehabt hat mit feindlichen Völkern und wilden Thieren sich zu messen, und dann mit dem Löwenfelle geschmückt zurückkehrt in das heimatliche Dorf, so bietet Dies den Stoff zu einem hübschen Bilde. Die Geschichten, die er am Herde seiner Hütte den Bauern seines Dorfes, die seine Trophäe anstaunen, erzählt, erinnern an die fabelhaften und poetischen Erzählungen der spanischen oder portugiesischen Matrosen des 16. Jahrhunderts; die Commentare der Zuhörer, der Stolz der alten Frau und des Greises, die bei ihrem Sohne sitzen, lassen sich so leicht zu einem modernen Volksgedichte verarbeiten. Allein bei Dupont findet sich Nichts davon. Von dem Liede „La Uler" erwartet man immer etwas ganz Anderes als geographische Beschreibungen und chemische Erklärungen von der Formation der Meersalze. In dem Gesange des „Tisserand", so hübsche Einzelheiten er sonst enthält, erzählt uns der Dichter, wenn der Hanf geerntet wird, wie man die Leinwand bleicht, zu was sie verwendet wird. Statt Dessen will man aber lieber wissen, was der Weber bei seiner Arbeit denkt, wenn er sein Schiffchen so lange Jahre hat hinundher-

gehen sehen. Auch in den Balladen Dupont's fehlt das dramatische Interesse, was doch ein so wesentliches Element dieser Dichtungsform ist.

Was dagegen wirklich bemerkenswerth ist, das sind die ländlichen Lieder Dupont's. Die lärmende Lebhaftigkeit, die rauschende Freude, die unerschöpfliche Mittheilsamkeit des Volks sind in dem „Hund des Hirten", der „Mutter Jeanne", den „Stieren", in „Mein Esel", „Mein Weinstock" trefflich wiedergegeben. Die Trivialität ist durch Zurückhaltung, das Ideelle durch Gutmüthigkeit, das Familiäre durch Zutraulichkeit gemildert. Die langen Stunden des Nichtsthuns nach der Arbeit, die Ruhe des Sonntags, alles Dies ist wahr empfunden, ohne daß andererseits bei Schilderung der Lustbarkeiten irgend ein ehrbares Gefühl verletzt würde. Es sind die Gesänge eines arbeitsamen Volks, welches sich auf die Arbeit ebenso freut wie auf die Erholung. Dupont weiß trefflich die naiven Coquetterien der Bäuerinnen zu schildern; da stellt er uns ein Mädchen vor, welches den Spiegel des Wassers benutzt, um ihren Kopfputz zu ordnen, während sie mit den Gevatterinnen in dem Bache die Wäsche reinigt; dort eine Bäuerin, welche beim Mondlichte mit dem Korbe am Arm unter Kohl und Pastinak ruhig schläft.

Möge dies genügen, um die Vorzüge und die Fehler der „Muse populaire" anzudeuten. Vorallem hat ihr Verfasser vor den politischen Liedern sich zu hüten; für den Leser sind sie wenig einladend und für den Dichter eine ungesunde Uebung.

16.

Notizen.

Entstehung des Studentennamens Fuchs.

Der Name Fuchs für einen jungen Studenten schreibt sich her von Justus Ludwig Brisomann, Schulrector zu Naumburg, der als Professor der griechischen Sprache nach Jena berufen selbst im Sommer einen mit Fuchspelzen verbrämten Mantel trug. Deshalb und da er von jener Schule kam, erhielt er den Spottnamen Schulfuchs, welcher nachher auf jeden von der Schule kommenden Neustudenten überging. Später wurde Schulfuchs der Schüler genannt, Fuchs der angehende Student. Vorher hieß der junge Student Pennal. Ein Studentenideal alter Zeit, ein uraltes Haus war Heinrich Del, der als Student zu Leipzig im Jahre 1638 starb in einem Alter von gerade 100 Jahren.

17.

Ein anderer Ring des Polykrates.

Im Dogenpalaste zu Venedig sieht der Fremde neben andern Gemälden aus der Geschichte der Republik eins, das besonders den Deutschen der Schiller's „Ring des Polykrates" kennt um des Stoffs willen anziehen muß. Einem Reisenden erklärte der Führer: „Dieser Marinaro, den Sie hier mit demüthig-freudiger Miene vor dem versammelten Senat vor sich sehen, bringt ihm einen Fisch den er gefangen, und in dessen Bauch er den Vermählungsring des Dogen mit dem Meere gefunden hat, und gibt diesen der Signoria zurück."

8.

Bibliographie.

Bodemeyer, H., Märchen. Mit 1 Radirung von O. Eberlein. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Br. 8. 15 Ngr.

Breier, E., Die Belagerung von Venedig. Historisch-romantische Erzählung aus unserer Zeit. 2te Auflage. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 32. 12 Ngr.

— — Ein Roman in Wien. Sittengemälde aus unserer Zeit. Vier Theile. Ebendaselbst. 32. 1 Thlr. 24 Ngr.

Musikalische Briefe. Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler. Von einem Wohlbekannten. Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. 8. 2 Thlr.

Raudot, Ueber die mögliche Größe Frankreichs. Aus dem Französischen übersetzt von C. J. Bergius. Breslau, Korn. Gr. 8. 1 Thlr.

Rohde, F., Leo Bardas. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dessau, Katz. 16. 16 Ngr.

Die Schiller-Literatur in Deutschland. Vollständiger Catalog sämmtlicher in Deutschland erschienenen Werke Fr. v. Schiller's, sowohl Gesammt- als Einzel-Ausgaben, aller bezüglichen Erläuterungs- und Ergänzungsschriften, wie endlich aller mit ihm in irgend einer Beziehung stehenden sonstigen literarischen Erscheinungen. Von 1781 bis Ende 1851. Supplement zu allen Werken Fr. v. Schiller's. Cassel, Balde. 8. 7½ Ngr.

Schwab, J. B., Predigten gehalten bei dem Universitäts-Gottesdienste zu Würzburg. Aschaffenburg, Pergay. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Passauer Vertrag. Denkschrift zur Jubelfeier des 2. Aug. 1852 und der vom Churfürst Moritz von Sachsen erkämpften Religionsfreiheit. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Altschottische und Altenglische Volksballaden. Nach den Originalen bearbeitet von W. Doenniges. Nebst einem Nachwort über den alten Minstrelgesang. München, Literarisch-artistische Anstalt. 16. 28 Ngr.

Bortisch, L., Die jüngste Katastrophe des Erdballs. Ein geologischer Versuch. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Worch, G., Naturklänge. Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. 12. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Beust, F. C. Freih. v., Die Eisenbahnlinie von Dresden über Freiberg und Chemnitz nach Zwickau. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Bülau, F., das Jahr 1851. Zeitbetrachtungen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Du Jarrys, Freih. v. Laroche, L., Die repräsentative Monarchie. Ein Versuch zur Lösung der deutschen Frage. Freiburg im Breisgau. 1851. 8. 8 Ngr.

Der falsche Dünkel aller und besonders unserer zeit. Predigt vor Chr. Geb. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 2 Ngr.

Eska, Eine Antwort auf Hrn. Frdr. Harkorts zweiten Bürger- und Bauernbrief. Schweidnitz, Heege. Gr. 8. 5 Ngr.

Fester, J., Ueber die Wirkung der Sendung Christi. Predigt über Luc. 2, 8—14, gehalten am 1. Weihnachtstage, 25. Decbr. 1851. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Harkort, F., Die Landwehr und das Budget von 1852. 2te Auflage. Berlin, Klemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Lange, J. P., Kirchliche Grüße an die Heimath. Drei Gastpredigten, gehalten im Herbste 1851 in Duisburg, Langenberg und Wald. Duisburg, Ewich. 1851. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nitzsch, K. J., Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Predigt über Jos. 24, 14—16. am 1. Sonntage nach Epiphanias 1852 gehalten. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Royalismus des Preußischen Offiziercorps in seiner politischen und historischen Bedeutung. Von einem Standesgenossen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 6 Ngr.

Seelig, W., Der Preußisch-Hannoversche Vertrag vom 7. Septbr. 1851 in seiner Bedeutung für Hannover beleuchtet. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 10 Ngr.

Seibt, D., Mahnungen zum Festhalten an den Geboten Gottes. Predigt am 4. Epiphanias-Sonntage 1852 zu Bautzen gehalten. Bautzen, Helfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Was der Deutschkatholicismus will. Aus Hrn. Balitzki's Vorträgen beantwortet. Dresden, Naumann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. XI.)

50. **Martens (le baron Charles de), Le Guide diplomatique.** Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de **F. de Wegmann.** Deux volumes. 8. Geh. 4 Thlr. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Ch. de Martens** et le baron **F. de Cussy.** 5 vol. 8. 1846—49. 14 Thlr.

Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. 8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

51. **Menzel (W.), Furore.** Geschichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Wolfgang Menzel, der berühmte Kritiker und auf den verschiedensten Gebieten der Literatur gleich ausgezeichnete Schriftsteller, betritt in „Furore" zum ersten mal das von ihm bisher nicht bebaute Feld des Romans. An die Geschichte eines Mönchs und einer Nonne angereiht, entfaltet „Furore" ein höchst lebendiges, geistreich entworfenes und in der spannendsten Weise ausgeführtes Gemälde der Zeiten und Sitten des Dreißigjährigen Kriegs, jener schrecklichen Zeit, an deren Folgen die Gegenwart nur noch zu sehr zu leiden hat. Das hohe Interesse, welches dieser Roman mit Recht schon seines berühmten Verfassers wegen erregt, wird derselbe gewiß in vollem Maße rechtfertigen.

52. **Oertel (F. M.), Geschichtsparagraphen** für den historischen Elementarcursus in Gymnasien und ihnen gleichstehenden Lehranstalten. 8. Geh. 20 Ngr.

53. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: M. **J. E. Volbeding.** Neue Folge. Neunter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI., VII. und VIII. Jahrgang (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

Ferner sind zu ermäßigten Preisen zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.

Sonntags-Magazin. Zwei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. }

54. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Erste Folge. Erster bis zwölfter Theil. 1842—47. Neue Folge. Erster bis fünfter Theil. 12. 1848—51. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt werden.

55. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Erster und zweiter Band. 8. 1850—51. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

I. Ion, oder die Kunst des Rhapsoden. — Hippias der Größere, oder das Schöne. — Hippias der Kleinere, oder die Lüge. — Alkibiades der Erste, oder der angehende Staatsmann. — Lysis, oder die Freunde. — Charmides, oder die Besonnenheit. — Laches, oder die Tapferkeit. — Protagoras, oder die Sophisteneinkehr. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite, oder das Gebet.

II. Euthydemos, oder der Silbenstecher. — Menon, oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Dasein. — Euthyphron, oder von der Gottseligkeit. — Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — Kriton, oder Sokrates im Gefängniß. — Gorgias, oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedtsamkeit. — Kratylos, oder die Wortbildung.

Früher erschien ebendaselbst:

Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von **H. Müller.** Drei Bände. 8. 1843—46. 5 Thlr. 12 Ngr.

56. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Vollständig in sieben Lieferungen. 4. Geh. Auf feinstem Maschinenpapier 14 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 21 Thlr.

57. **Procès célèbres.** No. 1 und 2. 8. Geh. Jede No. 1 Thlr. 10 Ngr.

No. 1. Procès du comte et de la comtesse de Bocarmé, accusés du crime d'assassinat sur la personne de leur frère et beau-frère Gustave-Adolphe-Joseph Fougnies.

No. 2. Procès du frère Léotade, accusé du double crime de viol et d'assassinat sur la personne de Cécile Combettes.

Früher erschien ebendaselbst:

Assassinat de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin. Lettres et pièces authentiques publiées par la Cour des Pairs. I. Lettres et impressions de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin. II. Pièces authentiques publiées par la Cour des Pairs, procédure, détails de l'instruction, etc. 8. Prix de chaque livraison 15 Ngr.

58. **Prutz (R.), Das Engelchen.** Roman. Drei Theile. 12. Geh. 5 Thlr.

59. ——————, **Felix.** Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

60. **Quandt (J. G. von), Glossen über Politik.** 8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:
Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. 12. 2 Thlr.
Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst und deren Wechselwirkungen mit andern zeichnenden Künsten. Mit zwei Beilagen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Italien im Jahre 1813. Drei Theile. 8. 3 Thlr.

61. **Rank (J.), Aus dem Böhmerwalde.** Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. 12. Geh. 5 Thlr.

Inhalt: I. Schauplatz. Volk. Sitten und Gebräuche. Ein Winterabend. Sagen, Aberglauben, Volksgespenster, Volkspropheten. Kleiner Anhang von Nationalliedern. Erzählungen. — II. Der Jrrker und sein Weib. Der Friedländer. Ein bewegter Tag. Wartel, das Knechtlein todt und lebendig. O Mütterlein ich denke Dein. Die Wirthschaft im Walde. — III. Der Stauffer. Eine Mutter vom Lande. Die Haidegräber. Die Erlösungen.

Einzeln erschien von dem Verfasser ebendaselbst:
Eine Mutter vom Lande. Erzählung. 12. 1848. 1 Thlr. 6 Ngr.

62. **Sarsena, oder der vollkommene Baumeister.** Enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade, sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. Sechste Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:
Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung von C. **Lenning.** Durchgesehen und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Drei Bände. 8. 1822—28. 9 Thlr. 15 Ngr.
Die Mysterien der Freimaurer, oder die verschleierte Gebrüderung, Verfassung und Symbolik der deutschen Baugewerke und ihr wahrer Grund und Ursprung im mittelalterlichen deutschen Staats- und Volksleben. Specielle, vollständig documentirte, historische Untersuchung, als beglaubigte Urgeschichte der Freimaurerei. Von **F. A. Fallou.** Nebst 2 Tafeln Abbildungen. 8. 1848. 2 Thlr. 15 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bei **C. W. Leske** in **Darmstadt** ist erschienen:

Külp, Dr. Edmund, Die algebraische Analysis, als freie Bearbeitung eines Theils der höhern Algebra oder des fünften Buches von Francoeur's vollständigem Lehrcours der reinen Mathematik. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Dies Werkchen umfaßt einen halbjährigen Cursus von Vorträgen für die technische Abtheilung der hiesigen höhern Gewerbschule. Es wird mit ihm Denjenigen, welche das Studium der reinen und angewandten Mathematik in größerm Umfange zu betreiben wünschen, ein passendes Lehrbuch in die Hände gegeben.

Im **H. C. Hinrichs**'schen Verlage in **Leipzig** erscheint:

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Zweiter Jahrgang 1852.

24 Hefte. — **Pränumerationspreis vierteljährlich 3 Thlr.**

Heft 1—5 enthalten: **E. Bauernfeld**, Das alte gute Wien. — **Fr. Bodenstedt**, Mahomet. — **A. v. Feuerbach**, Kunst und Kunsterklärung. — **O. Fock**, Die Literatur des schleswig-holsteinschen Kriegs. — **R. Gottschall**, Pariser Briefe. — **F. Gregorovius**, Aus dem Samlande. — **G. E. Guhrauer**, Aus den ungedruckten Denkwürdigkeiten von Peter und Joseph Frank. — **Herm. Hettner**, Ueber Goethe's Socialismus. — **E. Jerrmann**, Ein Besuch in Leipzig. — **H. Koenig**, Eine Badebekanntschaft. — **M. Leubuscher**, Der politische Wahnsinn. — **C. Peter**, Die römische Geschichte rc. — **H. Pröhle**, Arx Hercinia. — **J. Schaller**, Die Idee des Kosmos. — **Adolph Stahr**, Kritische Streifzüge. — **H. Wagner**, Der Muschelkalk. — **Max Waldau**, Düsseldorfer Kunstverlag; nebst zahlreichen kritischen Artikeln, auch Correspondenzen aus Berlin, Wien, Stuttgart, Hamburg, Königsberg, Nürnberg, München, Paris rc. rc.

Der erste Jahrgang 1851

enthält Beiträge von Berthold Auerbach, Bettina von Arnim, Karl Beck, E. Boas, A. Böckh, C. G. Carus, G. F. Daumer, A. Fallmerayer, Th. Fontane, E. Förster, L. von Gall, Emanuel Geibel, C. W. Gottling, G. E. Guhrauer, Karl Gutzkow, Fr. Haase, W. Häring (Wilib. Alexis), Karl Hagen, Moritz Hartmann, Fr. Hebbel, Hoffmann von Fallersleben, A. Kahlert, Heinrich Koenig, E. von Lengerke, J. W. Loebell, H. Marggraff, Julius Mosen, W. A. Passow, A. Pichler, H. Pröhle, Robert Reinick, Karl Rosenkranz, E. Ruth, J. W. Schäfer, M. J. Schleiden, A. Schöll, G. Schwab, A. Springer, Adolf Stahr, L. Steub, Varnhagen von Ense, G. F. Waagen, Max Waldau, Alb. Wellmann, E. Zeller — und ist auch ferner für 12 Thaler complet zu haben.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang.
1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Februar. Nr. 6—9.

Inhalt. Entgegnung auf den Aufsatz in Nr. 32 d. Bl. f. 1851: „Noch ein Mittel gegen den Pauperismus." — Transport des Schlachtviehes. — Jahresbericht über die Wirksamkeit des landwirthschaftlichen Vereins im Fürstenthume Eichsfeld zu Heiligenstedt in der Zeit vom 7. Dec. 1849 bis dahin 1851. — Anfragen in Betreff einiger Wirthschaftsverbesserungen. — Jahresbericht aus dem Herzogthume Altenburg. — Reicht das Erzeugniß der vorjährigen Ernte zum Bedarf aus? **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 6—9.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 13. —— 27. März 1852.

Inhalt.

Rußland und die Gegenwart.

Rußland und die Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. 1851. 8. 3 Thlr.

Eine bekannte russische officielle Denkschrift vom Jahre 1848 begann, wie man sich vielleicht noch erinnert, mit den Worten: „Die Frage, worum es sich in der großen europäischen Krisis eigentlich handelt, bleibt ewig unverstanden, wenn man sich nicht vorher eingesteht daß es in Europa seit langer Zeit schon nur zwei wahrhafte Mächte gibt, die Revolution und Rußland." Wiewol sich hinter diesem Satze kein geringer Grad selbstgefälligen Stolzes Luft macht, so spricht derselbe doch einen Gedanken aus, dessen Bedeutsamkeit höchstens von der Einfachheit seiner Fassung übertroffen wird. Und wenn Rußland der Revolution eine solche Macht zuerkennt, so greift es in diesem Worte und in gegenwärtiger Beziehung desselben alle Elemente zusammen welche ihm feindlich gegenüberstehen. Ob diese Elemente indeß wirklich nur der Revolution angehören, im eigentlichen Sinne angehören, Das ist eine andere Frage. Soviel ist gewiß daß die antirussische Begeisterung schon vor 1848, vor dem Revolutionsjahre, eine ziemlich allgemeine war, während sich Rußland damals allen Anschuldigungen und Beschwerden gegenüber in ein consequentes Schweigen hüllte. Mit dem Jahre der Revolutionen in West- und Mitteleuropa trat die Antipathie gegen das Zarenreich offen, in erhöhtem Maße hervor, ja man dachte von einer Seite sogar an die Möglichkeit einer Offensive gegen den „Koloß auf thönernen Füßen". Jetzt brach auch Rußland sein Schweigen und erließ das fanatische Manifest vom März 1848, worin es sich ohne weiteres als Schirmvogt und obersten Gebieter Europas betrachtete und den Völkern des Westens ganz unumwunden den Krieg erklärte. Die Wirkung entsprach im mindesten nicht der Absicht einer Einschüchterung und die russische Politik fand sich veranlaßt, in zwei darauf folgenden Actenstücken den jüngst angestimmten Ton ganz bedeutend zu modificiren, ja durch die eigenthümliche Erklärung zu mildern daß man besonders die innere Unabhängigkeit Deutschlands, solange dieses nicht offensiv verfahre, welche „neue Form" immer die Conföderation sich auch zu geben gesonnen sei, nicht antasten werde. Was war der Grund solchen Zurückgehens? Fühlte sich Rußland etwa augenblicklich in seinem eigenen Innern besonders unsicher? Gewiß nicht; denn was man auch diesseit der Ostgrenzen von bereits reifen Gährungen des Zarenreichs, von bestimmt und sogleich ausbrechenden Revolutionen gefabelt und gehofft hatte, Rußland blieb während der ganzen großen Krise ruhig. Wie Dem nun auch sei, mit jener friedlichen Ansprache und Wendung verschwand in Deutschland nicht nur die hier und da waltende Furcht vor Rußland, sondern es legten sich auch die lauten Fanfaren zum Angriff des Ostens. Nichtsdestoweniger behielt Rußland beim Verlauf der Ereignisse mit aller Kraft und Schlauheit seine Hand im Spiele, und wol Niemand, der die politischen Constellationen aufmerksam verfolgte, wird es leugnen daß die Verhältnisse wie sie jetzt in Deutschland vorliegen hauptsächlich durch seinen Einfluß geschaffen wurden. Und je mehr man erkennt daß durch diese Verhältnisse die politischen Foderungen und die nationale Einigung Deutschlands von neuem in Frage gestellt sind, desto deutlicher wird uns der Charakter jener Einwirkung welche Rußland unablässig auf Deutschland zu üben bemüht ist. Aber nicht nur in Deutschland herrscht das traurigste Provisorium, sondern ebenso auch in fast allen europäischen Staaten, und Rußland allein steht ihnen bisjetzt unerschüttert mit seiner Politik gegenüber. Somit verwandelt sich in der That die ganze Frage nach der Zukunft in eine europäisch-russische.

Diese und ähnliche Punkte sind es von welchen der Verfasser des Werks „Rußland und die Gegenwart" seinen Ausgang nimmt, eines Werks, in welchem sich

die Wichtigkeit der Aufgabe und die Gediegenheit der Behandlung in seltener Weise das Gleichgewicht halten.

Man hat bisher nur allzu oft den Geist des russischen Volks in einem falschen Lichte aufgefaßt und seine baldige unausbleibliche Europäisirung prophezeit. Weil man die Russen geschickt in der Nachahmung fand, glaubte man ihnen die eigene Originalität und Schöpferkraft absprechen zu müssen. Man verwechselte das Streben einzelner Herrscher mit der Natur des Volks, welches den Drang nach eigenthümlicher Entwickelung bis auf den heutigen Tag bewahrt hat und in dem angeflogenen oder anbefohlenen Fremdländischen nur vorübergehende Aeußerlichkeiten erblickt. Es waltet zwischen dem Westen und Osten Europas ein tiefer Zwiespalt des ganzen Wesens und Charakters, und dieser Zwiespalt gewinnt ein um so drohenderes Ansehen, wenn man bedenkt daß sich das ganze Slawenthum immer mehr in seiner blutsverwandtschaftlichen Einheit zu fühlen beginnt. Der Panslawismus ist keine so völlig leere Träumerei; er gehört in den Kreis jener einfachen Ideen welche von jeher geeignet waren große Massen zu fanatisiren. Und wie verstand es Rußland diesen Gedanken für seine politischen Zwecke auszubeuten! „Mit Riesenkraft schreitet Rußland vorwärts, und einst nach Stambuls Fall wird ganz Europa davor zittern", sagte bereits vor drei bis vier Decennien der russische Geschichtschreiber Karamsin. Je unvermeidlicher der große Kampf zwischen West und Ost bevorsteht, desto dringender wird die Aufgabe den Gegner fest ins Auge zu fassen und all die „positiven Thatsachen von denen die Gestaltung der europäisch-russischen Verhältnisse bedingt erscheint" zu ordnen und zu gruppiren.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei große Abschnitte der Erörterung, von denen der erste sich in sechs Capiteln mit Rußland selbst, der zweite in fünf Capiteln mit seinem Verhältniß zum Auslande, besonders zu Deutschland, seit Peter dem Großen bis auf unsere jüngsten Tage beschäftigt. Ehe der Verfasser an seine eigentliche Aufgabe geht, widmet er der frühern Literatur über Rußland ein summarisches Urtheil. Er findet daß in Deutschland und Frankreich die meisten Bücher über das Zarenreich nur sozusagen Sammlungen journalistischer Artikel, nicht aber wirklich publicistische Ausführungen sind, deren man bedürfe, womit er zugleich den formellen Charakter seiner eigenen Bestrebungen deutlich accentuirt. Während die Mehrzahl der französischen und deutschen Stimmen auf der Voraussetzung der europäischen Berechtigung Rußlands basirt, faßt die englische Publicistik „mit vollem Rechte das Europäische im russischen Volks- und Staatsleben nicht als das Wesentliche auf" und drängt Rußland „materiell, moralisch und intellectuell auf seine eigensten nationell abgesteckten Grenzen", d. h. auf die isolirte Rolle eines Zwischenreichs zwischen Asien und Europa und auf die künftige Cultivirung der nordasiatischen Völkerschaften zurück, eine Anschauungsweise welche des hohen Vortheils genießt von einer „beziehendlich genauen Kenntniß der gegenwärtigen innern Verhältnisse des Ostreichs, sowie seiner nationalen Geschichte getragen zu sein". Unter den slawischen Werken über Rußland verdienen die russischen Darstellungen selbst die meiste Beachtung und zwar besonders die im übrigen Europa größtentheils unbekannten zahlreichen, russisch geschriebenen ethnographischen, geographischen und sonstwie beschreibenden Werke über einzelne Provinzen, Gebiete, Volksstämme des Ostreichs, aus denen man lernen kann daß die slawischen Nationalitäten, welche dem russischen Reiche angehören, keineswegs eine uniforme, todte Masse ausmachen, und daß sich, was freilich mehr hinter den Zeilen zu lesen, auf dem kirchlichen und socialpolitischen Gebiet eine fortdauernde Bewegung manifestirt, welche auf eine Umgestaltung der heutigen Staatszustände lossteuert, ohne jedoch im mindesten eine Annäherung an die westeuropäischen Formen zu beabsichtigen.

Vorzüglich nach einer Seite — äußert sich der Verfasser specieller — würde die aufmerksamere Benutzung der erwähnten russischen Quellen von Nutzen sein. Sie würde uns, wenn nicht in der Beurtheilung des heutigen Staates Rußland, so doch in der Betrachtung der Aufgabe und Zukunft des Russenthums auf andere als die gewöhnlichen Standpunkte stellen. Man würde aufhören das Culturziel in einer Europäisirung zu finden und die scheinbare Absicht einer kaum mehr als anderthalbhundertjährigen Dynastenpolitik als Ideal einer großen Volksgeschichte zu bezeichnen. Und zwar thut man Dies, während man den aus solcher Herrscherpolitik erwachsenen Anmaßungen auf allen Seiten entgegenkämpft. Wahrlich, ein wunderliches, für uns selbst gefährliches Wirrniß von Widersprüchen! Während wir das immer festere Erstarren und Zusammenwachsen des russischen Kerns unter der europäischen Schale bitter tadeln, erscheint doch auch die russische Nachahmungssucht, der Mangel an Erfindungsgeist und Schöpferkraft wie ein herber Vorwurf. Man denkt kaum daran, wie man mit diesen scheinbaren Gegensätzen im russischen Charakter vollkommen asiatische Eigenschaften bezeichnet, welche sonach im Zusammenhange mit europäischem Leben nothwendig zu einem zersetzenden Elemente werden müssen.

Die angeführten Worte weisen uns auf zwei getrennte Momente in dem großen Ostreiche hin, auf die Dynastenpolitik und auf das originale Russenthum oder die eigenthümliche Uranlage des russischen Volks. Betrachten wir die Politik der russischen Zaren in ihrer Richtung nach dem Innern, so bedarf es nur weniger historischer Rückblicke, um sich zu überzeugen daß sie in dem einzigen Worte Absolutismus ihren Ausdruck findet. Dieser Absolutismus ist jedoch kein principieller, sondern ein rein persönlicher und läßt sich bis in sein Entstehen verfolgen, bis zu den Staatsstreichen des Alexei I. Michailowitsch, des zweiten Herrschers aus dem Hause der gegenwärtigen Dynastie, mit welchem der Verfasser die nähere Darlegung der russischen Zustände, speciell der innern Tendenzen des Zarenthums eröffnet. Man wird sich aus der Geschichte erinnern, unter welchen Verhältnissen der vorhin genannte Zar den Thron bestieg. Das Reich befand sich durch den Streit der Parteien und bei den von außen drohenden Gefahren am Rande des Abgrunds, und es gab damals vielleicht nur ein einziges Rettungsmittel, welches Alexei I. in

Anwendung brachte, indem er sich mit kühnem und zugleich vorsichtigem Griff sämmtlicher Zügel der Staatsgewalt bemächtigte, indem er namentlich die berühmte Revision der Gesetzgebung anordnete, wovon später die Rede sein wird, und die „herkömmlichen Corporationsrechte auf eine Theilnahme an der Regierung" suspendirte. Er begann mit einem Ausnahmezustand; es gelang ihm diesen nach und nach in ein Definitivum und die beschränkte in eine absolute Monarchie zu verwandeln. Unter Alexei's Nachfolgern machte die Idee des Absolutismus eine Reihe mannichfacher Phasen durch. Zwei mal hatte es den Anschein als ob man eine andere Stellung des Monarchen zum Reiche beabsichtige, unter Katharina II. und unter Alexander I.; allein beide mal fand man sich größtentheils durch die Wendungen der Verhältnisse in West- und Mitteleuropa veranlaßt zu dem alten System zurückzukehren, welches noch dadurch eine eigenthümliche Schattirung empfing daß man, ganz im Gegensatz zu den Bestrebungen Peter's des Großen, die Abschließung gegen das Ausland allmälig zum Princip erhob, und daß das Soldatenthum, wodurch Peter nur das Zurücksinken der Russen in ihre frühere Erstarrung verhindern wollte, die wahre Grundlage der ganzen Herrschermacht wurde. Unter Nikolaus erreichte die staatliche Concentration in der Hand des Zaren ihren Gipfelpunkt. Nikolaus erschuf die Generaladjutantur, d. h. die neue und umfangreiche Weise ihrer Verwendung, und „gleich einem Telegraphennetze überstrickte nun ein durch soldatische Executoren geübtes absolutes und reinpersönliches Zarenregiment noch neben der ministeriellen Verwaltung das ganze Reich". Persönliche Auffassungen der Zeit und ihrer Erscheinungen waren es besonders, welche den jetzigen Zaren bestimmten den reinen Absolutismus zur höchsten Geltung zu bringen und sich dem Auslande gegenüber, sowie im Bereich der eigenen Herrschaft „gegen jede organische Aenderung und jeden physiologischen Entwickelungsproceß im Staats- und Völkerleben verneinend" zu verhalten. Nichts darum natürlicher als daß das „Abwehrsystem gegen eine Vermischung des sogenannten russischen Wesens mit nichtrussischen Lebenselementen von Jahr zu Jahr mehr und mehr in eine Unterdrückungspolitik gegen den Fortbestand der nichtrussischen Elemente keineswegs blos innerhalb der Reichsgrenzen, sondern überhaupt innerhalb des Bereichs russischer Macht und Einflüsse" verwandelt wurde.

Von der Betrachtung des persönlichen Zarenabsolutismus geht der Verfasser zu den „Normen und Formen der Gesetzgebung und Verwaltung" über. Die Revision der Gesetzgebung, welche der Zar Alexei I. Michailowitsch angeordnet hatte, schleppte sich durch einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten hin, und elf Commissionen arbeiteten unter sieben Herrschern an diesem Riesenwerke. Endlich im Jahre 1833 sollte die Revision und Gesetzsammlung als vollendet gelten. Sie enthält in 15 Quartbänden 36,000 für ganz Rußland gültige Gesetzartikel nebst 6198 Zusätzen; sie organisirt vermeintlicherweise die Verwaltung und Justiz, die Rekrutirung, die Frohnden, das Finanzwesen, die staatsökonomischen Verhältnisse, die innere Polizeiverwaltung und das Criminalwesen. Man ersieht hieraus daß die Bestimmungen hinsichtlich der Ministerien des Unterrichts, der Reichscontrole, des Auswärtigen, der Marine und des Kriegs noch nicht codificirt wurden; während andererseits das Criminalwesen durch das neue Criminalgesetzbuch vom Jahre 1846 eine abermalige Abänderung erlitt. Daß es nicht an zahlreichen Lobpreisern dieses russischen Codex gefehlt hat, versteht sich von selbst, und der bekannte Pentarchist ist sogar der Meinung daß Der welcher zur Kenntniß desselben, sowie alles Dessen was im Justizwesen und der innern Verwaltung Außerordentliches geleistet und organisirt worden gelangte, unmöglich in Rußland eine Herrschaft materieller Interessen als Surrogat des Rechtszustandes entdecken wird. Was ist jedoch eine Gesetzgebung, in welcher das Princip gilt daß über allem Gesetze der allerhöchste Wille stehe? „Damit", sagt der Verfasser sehr richtig, „war die Anarchie von oben als Ideal der Gesetzgebung, die Bodenlosigkeit als Grundlage des Rechtsbodens gesetzt." Und welcher Natur ist jener allerhöchste Wille? Ist er an irgend eine Norm, ein Princip, eine Consequenz gebunden? Im mindesten nicht; er ist die vollendete persönliche Allmacht welcher Gesetze, Gewohnheiten, Rechtsbefugnisse, Kaiserbefehle, Ueberkommenschaften, das religiöse Dogma selbst auf Gnade und Ungnade preisgegeben sind.

Was den Gang der Verwaltung betrifft, so regierten die Zaren bis auf Alexander herab durch förmliche Großvezière; erst unter Alexander wurden Ministerien geschaffen, aber weniger aus innern Gründen als im damaligen Drange nach formeller Verähnlichung der russischen Staatsformen mit denen der übrigen europäischen Monarchien. Wie diese Erschaffung eine „zufällige" war, so blieb auch ihre Weiterausbildung eine völlig „unorganische". In Bezug hierauf äußert sich der Verfasser folgendermaßen:

Der nächste Erfolg dieser Neugestaltung (unter Alexander) war denn auch eine Zersplitterung der gesammten Verwaltung in verschiedene Departements, deren eines vom andern unabhängig blieb, weil sie eines gemeinsamen Mittelpunkts und einer einheitlichen Leitung entbehrten, ja außer dem kaiserlichen Willen nicht einmal eine gegenseitige Beziehung kannten. Und wie es damals keinen eigentlichen Ministerpräsidenten, keinen regelmäßigen Ministerrath gab, so noch heute. Erst viel später erzeugte das Bedürfniß nach einer Centralisation das sogenannte Ministercomité, worin entweder der Kaiser selbst oder ein von ihm ernannter Stellvertreter den Vorsitz führt. Doch war dieser bis auf die neueste Zeit weder selbst Mitglied des Ministeriums noch nur Vorstand eines Verwaltungsdepartements, sondern meistens Präsident des Reichsraths, dessen Abtheilungschefs ebenfalls als Mitglieder des Ministercomité fungiren. Alle wichtigern Verwaltungsangelegenheiten sollen nun zwar im Ministerconseil für die kaiserliche Genehmigung spruchreif vorbereitet werden; allein die Inhaber vorzugsweise wichtiger Portefeuilles, wie des Aeußern, des Kriegs und der Finanzen, oder jene, denen der Kaiser ein besonderes Vertrauen schenkt, wenden sich auch häufig mit Uebergehung jener Instanz unmittelbar an den Monarchen, und ihr Vorschlag erscheint plötzlich als Ausspruch des höchsten Willens, ohne dem Ministercomité nur bekannt worden zu sein.

Die Ministerien entstanden nach und nach, je nach der „besondern Berücksichtigung oder der augenblicklich hervortretenden Wichtigkeit des einen oder andern Verwaltungszweigs", und wurden in ganz ähnlicher Weise durch diese oder jene den momentanen Umständen angepaßten Ordonnanzen eingerichtet und im Verlauf nach Gutdünken modificirt. Die Abgrenzung ihrer Machtbefugnisse entbehrt größtentheils des innern festen und naturgemäßen Princips; ebenso fehlt es ihnen, wie oben schon angedeutet worden, an gegenseitigen geordneten Beziehungen untereinander: daher ihre Divergenz, und daher die völlig begründete Ansicht des Verfassers daß man im russischen Gesammtministerium blos ein „Agglomerat der obersten Verwaltungsspitzen, keinen nothwendigen Organismus" erblicken könne. Daß die Uebelstände jener Zersplitterung und Divergenz nicht durch den Reichsrath zu paralysiren waren, wie man beabsichtigte, ist sehr natürlich, da diese Behörde einerseits aus viel früherer Zeit stammte, andererseits ebenfalls keine organische Weiterentwickelung erhalten hatte. Außerdem fühlte sich auch der höchste Wille sehr bald durch eine derartige Concentration „genirt" und man entzog dem Reichsrath nach und nach die Kenntnißnahme von den Kriegsangelegenheiten und von den Finanzen, sowie die Gesetzgebung, sodaß ihm endlich nur „die oberste Entscheidung der Rechtsfragen verblieb", und daß somit gegenwärtig nicht einmal mehr „ein Palliativ gegen die innere Zusammenhangslosigkeit der verschiedenen Ministerien und gegen die Widerspüche in ihren Principien" besteht. Nicht anders ist auch der Senat, welcher ehedem alle Verwaltungsbehörden beaufsichtigte, heutzutage mit Rücksicht hierauf nur ein Collegium, welches die „Emanirung der Ukase" besorgt. Ueber den Ukas selbst sagt der Verfasser:

Wir haben im nichtrussischen Lande häufig einen falschen Begriff vom Ukas, wir glauben ihn als Ergebniß ministerieller Berathungen immer unmittelbar vom Zaren ausgegangen, wie den Ausspruch des höchsten Willens. Dies ließe wenigstens, wenn der Zar eine consequente Persönlichkeit wäre, die Durchführung eines gesetzlichen Princips, eines bestimmten Rechtsbegriffs während der Dauer einer Regierungszeit möglich erscheinen. Dagegen ist der Begriff des Ukases an die Erfüllung reinformeller Bedingungen, an die Veröffentlichung durch den Senat gebunden. Dadurch influenziren fortwährend die verschiedensten Potenzen auf die Gesetzgebung, jede factisch unabhängig von der andern. So werden nicht nur die Kundgebungen des höchsten Willens, sondern auch ministerielle Ordonnanzen, Urtheilssprüche der obersten Gerichtshöfe, sogar mitunter Verordnungen aus niedern Sphären zu Gesetzen. Und obgleich sie sämmtlich im Namen des Kaisers erlassen werden, so folgert daraus doch ebenso wenig daß dieser persönlich davon Kenntniß habe, als wenn der Gerichtshof eines constitutionnellen Staats sein Urtheil im Namen des Landesfürsten veröffentlicht.

Die Senatorenstellen sind übrigens nur bloße Ehren- und Ruheposten, während die referirenden Secretaire und Subalternbeamten die Geschäfte besorgen und zwar schneller oder langsamer, je nachdem ihnen größere oder geringere Sperlden von Seiten der streitenden Parteien und Supplicanten zufließen. Denn neben der Emanirung der Ukase hat der Senat gegenwärtig noch eine richterliche Function, nämlich die Befugniß der obersten Entscheidung „derjenigen Rechtsstreite welche nicht bis zum Reichsrath getrieben werden können". Es ist mithin eine ganz falsche Ansicht, wenn man gar glaubt diese Behörde sei irgendwie eine Schranke des höchsten Willens.

Der Mangel an festen Principien und an Organisation herrscht nun aber nicht blos bei den obersten Autoritäten, sondern theilt sich gleicherweise auch allen abwärtssteigenden Verwaltungsbehörden, den Regierungen der 49 Gouvernements des Reichs mit. Hier zeigen sich nicht nur die administrativen, richterlichen und polizeilichen Gewalten bunt durcheinander gemischt, sondern der Militairgouverneur gebietet in einigen Districten auch wieder über den bürgerlichen Regierungschef, den Civilgouverneur, während in noch andern „ein Generalgouverneur jede selbständige Behabung beider durch seine beinahe unbegrenzten Befugnisse illusorisch macht". Dabei ernennt der Kaiser nicht nur den Militair-, sondern auch den Generalgouverneur aus dem activen Offiziercorps, „wie denn selbst Reichsrath und Senat ihrer Mehrzahl nach aus greisen Soldaten zusammengesetzt sind". Doch noch nicht genug hiermit, übt der Polizeimeister (Isprawnik) mit seinem Polizeitribunal eine Macht aus welche sich bis in das innerste Treiben der Bevölkerung erstreckt. Man wird begreifen was Dies sagen will, wenn man weiß daß neben der öffentlichen auch die geheime Polizei ein officielles Verwaltungsinstitut geworden ist.

Wir folgen dem Verfasser aus diesem Chaos der Beamtenwelt zu der Betrachtung der „Staatskirche, des Staats und der nichtorthodoxen Confessionen". Mit großer List und Gewandtheit hatte Peter I. wie bekannt das oberste Patriarchenamt der Zarenwürde einverleibt, und man liest in seinem Testament die merkwürdigen, seine weitgreifenden Plane andeutenden Worte:

Ziehet an euch die Bekenner der griechischen Kirche, auch die Schismatiker, welche in Ungarn, den türkischen Provinzen und im südlichen Polen zerstreut sind, macht euch zu ihrem Mittelpunkt, zu ihrem Schirm und Hort, richtet durch die Form einer kirchlichen Autokratie eine allgemeine Herrschaft über dieselben ein.

Und kein geringer Theil dieser Aufgabe ist heute bereits realisirt.

Welches ist nun, fragt der Verfasser zunächst, die Stellung der orthodoxen Kirche zum Zarenpontificat im Kerne der ostkatholischen Herrschaft? Die orthodoxe russische Staatskirche besitzt allerdings eine eigene oberste Behörde, den sogenannten Heiligen Synod, welchem der Metropolit von Nowgorod präsidirt und dem die verschiedenen Metropoliten und Erzbischöfe des Reichs beisitzen sollen. Allein nicht blos dieser Beisitz ist von dem höchsten Willen abhängig, sondern der Zar ernennt auch noch zur Vertretung seiner Machtbefugniß einen besondern Generalprocurator, welcher in letzter Instanz die wichtigste Person der ganzen Behörde ausmacht. Denn obwol derselbe sich nur berathend verhalten soll, so übt er nichtsdestoweniger das Recht eines absolututen Veto, sodaß

der Heilige Synod selbst nicht einmal in reinkirchlichen Angelegenheiten nach Gutdünken entscheiden kann und somit jeder Unabhängigkeit verlustig gegangen ist. Die Folge dieser völligen Unterordnung der Kirche unter den Staat war eine Ertödtung jeglichen Fortschritts theologischer Wissenschaft und eine förmliche Versteinerung des Dogmas; der Priesterstand ging zugleich ebenso seiner frühern äußern Annehmlichkeiten wie der Achtung verlustig. Dagegen wuchs auf der andern Seite die Zahl der Sekten welche sich von der orthodoxen Kirche lossagten bis ins Ungeheure, und zwei derselben, die Starowerzen (die Altgläubigen) und die Duchoborzen, traten unablässig mit großer Kühnheit hervor. Jene, die Starowerzen, welche selbst durch den blutigen Verfolgungszorn Peter's des Großen nicht zu bewältigen waren, gelangten nach und nach zu einer solchen Ausdehnung und Bedeutung daß „Alexander von Drohungen gegen sie zu Schmeicheleien überging und sogar Nikolaus ihnen als Bedingung ihrer vollen Anerkennung das Compromiß bot, sie sollten ihre Priesterweihe durch Diener der Staatskirche, wenn auch nach altem Ritus vollziehen zu lassen". Die „Ketzer" ließen sich jedoch dadurch nicht beirren und blieben bei ihrem Schisma. Das Hauptmoment ihrer Differenz von der Staatskirche besteht, wiewol russische Bemäntelung einige nebensächliche Punkte als vorzugsweise wesentlich accentuirt, in der Nichtanerkennung der Patriarchenwürde des Zaren, und sie bilden, von Consequenz zu Consequenz fortschreitend, im Allgemeinen die altkatholische Nationalopposition gegen die moderne Gestaltung des Herrscherbegriffs, der Staatskirche und der politischen Verfassung, besonders in ihrem Hauptsitze, dem eigentlichen Moskowien. Die Duchoborzen (Lichtkämpfer) stammen aus der Zeit der Blüte des Freimaurer- und Illuminatenwesens im vorigen Jahrhundert, und ihr Streben geht dahin „die gesammte orientalische Kirche ihrer sinnlichen Enthüllung zu entkleiden und namentlich den Russogräcismus aus seinem leeren Ceremoniel zu einem entwickelungsfähigen Leben überzuführen". Was fürchtet die russische Politik bei diesen Ketzern am meisten? Etwa ihre theologischen Abweichungen als solche? Keineswegs; sondern vielmehr die in ihrem Gebahren enthaltene drohende sociale und politische Bewegung. Daher kommt es auch daß die officielle Sprache die Worte antichristlich und revolutionnair identificirt, insofern ihr nämlich alles Nichtorthodoxe für dem Christenthum zuwiderlaufend gilt; während gerade umgekehrt, wie der Verfasser bemerkt, die russische Revolutionsidee vorallem christlich, sogar dogmatisch ist. Wie sich der Zar an der Spitze der griechischen Kirche in jüngster Zeit gegen die andern christlichen Confessionen, gegen den römischen Katholicismus und den Protestantismus in seinem Reiche gestellt hat, ist allgemein bekannt geworden und haftet gewiß noch frisch genug in der Erinnerung, um eines nähern Eingehens zu bedürfen; man tendirt nach einer völligen Austilgung der genannten Confessionen und zwar mit allen irgend zugebotestehenden Mitteln. Am schlimmsten verfährt man mit dem Judenthume.

„Eines der tiefsten Räthsel europäischer Staatswissenschaft", bemerkt der Verfasser im nächsten Abschnitte, „sind die russischen Finanzzustände." Man begegnet rücksichtlich dieses Punkts den widersprechendsten Angaben. Wie man weiß ist Cancrin der Schöpfer des gegenwärtigen Finanzsystems, welches auf dem Grundsatze beruht, den Privatcredit zu Gunsten des Staatscredits aufs äußerste zu schwächen.

Es wurden damit — folgert unser Werk — zwei Zielpunkte der russischen Regierungsmaximen gleichzeitig erstrebt, einerseits die Füllung der öffentlichen Kassen, aus denen der Staat nach Umständen zu schöpfen vermag, andererseits die immer unmittelbarere Abhängigkeit der Verkehrswelt von der Regierung.

Daß bei einem solchen Systeme nothwendigerweise eine Verkümmerung aller Industriezweige eintreten mußte, versteht sich ganz von selbst, und ebenso ist es nach den Deductionen des Verfassers klar daß eine geordnete nationalökonomische Wirthschaft in Rußland so gut wie gar nicht existirt. Ueberall stößt man auf die Unverträglichkeit zwischen wirklichen, gründlichen Reformen und dem Zarenabsolutismus, und da letzterer kein Haar breit weicht, so sind jene ganz unmöglich geworden. Der Verfasser gibt im Verlauf eine geschickte Darstellung der russischen Finanzoperationen im Innern und besonders in Bezug auf das Ausland, welche in letzter Instanz den Beweis liefert daß man nur mit momentanen Palliativen manoeuvrirt, daß man allerhand Blendwerk vorführt um eine Krise zu vermeiden, daß die Finanzverhältnisse in Wahrheit immer mehr rückschreiten und daß die „vorhandenen Baargelder und Barren der Schatzgewölbe in der Peter-Paulscitadelle kaum mehr als ein Drittel des (ansehnlichen) Nominalwerths ausmachen". Nach der Berechnung „sehr gut unterrichteter Personen" soll sich die russische Gesammtschuld (die innere und äußere) gegenwärtig auf 500 Millionen Silberrubel belaufen, während die officiellen Berichte etwa 350 Millionen angeben. Die Staatseinnahmen betragen nach höchstem Anschlage (von M'Culloch) ungefähr 115 Millionen Silberrubel, die Ausgaben nach officiöser Darlegung 170 Millionen, eine Summe welche der Verfasser zu gering taxirt erachtet, sodaß er der Meinung ist daß das jährliche Deficit die Summe von 50 Millionen beiweitem übersteige!

Wie sehr das russische Finanzsystem allen nationalökonomischen Grundsätzen widerspricht, wird gleicherweise durch die Art der Besteuerung ins hellste Licht gesetzt. Der Verfasser gibt hierüber mannichfache Auskunft. Da wir jedoch des Raums wegen nicht näher auf Einzelheiten eingehen können, so erlaube man uns nur noch das Résumé über die gesammten Finanzzustände herzusetzen, welches da heißt:

Wir mögen das russische Finanzleben anblicken in welcher Bewegung es auch sei, überall will es mit Gewaltmitteln Zustände erzwingen, deren naturnothwendige Vorbedingungen es verweigert, mit deren unnatürlicher, ephemerer Heraufbeschwörung es seiner Zukunft die Lebenswurzeln abbindet, mit deren ausschließlicher Verwendung für die augenblicklichen Griffe der absolutistischen Politik das Lebensmark ihrer eigenen Macht,

Dauer und Festigung auf das tiefste beschädigt wird. Wollte man ein Paradoxon aufstellen, so könnte man sagen: Graf Cancrin war ein principieller und consequenter Revolutionnair gegen den Fortbestand des absolutistischen Princips in Rußland, indem er auf dessen Bestand bauend sein ganzes System der Finanzwirthschaft aufführte, anstatt in diesem Systeme dem Absolutismus die Möglichkeit einer Stütze für den Fall zu bieten daß er sich schwach fühlte. Aber freilich dürfen wir nicht vergessen daß er die Politik des Absolutismus als unveränderliches Schibboleth überkam. Er konnte in dieser Sphäre nur manoeuvriren, nicht reformiren; und sein Nachfolger (Wrontschenko) scheint selbst nicht die Gewandtheit des Manoeuvrirens zu besitzen (was z. B. durch die vom Verfasser näher beleuchtete Kündigung aller auf Hypotheken geliehenen Krongelder nach dem jüngsten ungarischen Kriege bewiesen wird). Jede finanzielle und nationalökonomische Reform, wie sie auch gestaltet sein möge, setzt voraus daß die Entwickelung des absolutistischen Princips nach allen seinen Consequenzen aufgegeben werde. In der Verfolgung aller Consequenzen des absoluten Autokratismus erblickt dagegen die gouvernementale Politik Rußlands Aufgabe. Hier klafft ein unauslöschlicher Widerspruch zwischen dem materiellen und dem politischen Staatsleben. In dieser Erkenntniß hatte Graf Cancrin von seinem Standpunkt aus das vollkommenste Recht und die dringendste Verpflichtung, im Ministerconseil allen Reformplanen des Fürsten Lubetzkoi mit eiserner Beharrlichkeit entgegenzutreten. Für die Gründe welche ihn dabei leiteten mag ein Beispiel anstatt vieler genügen. Ein Vorschlag des Fürsten Lubetzkoi zur Errichtung einer russischen Nationalbank, welche, wie die polnische, auf dem Princip der Beweglichkeit des Grundes und Bodens beruhen sollte, hatte den vollsten Beifall des Kaisers gefunden. Hätte nun der Grundbesitz in Form eines neuen Papiers in den Verkehr gezogen werden sollen, so wäre die unerlaßlichste Vorbedingung allerdings dessen Befreiung von den Fesseln eines Hypothekengesetzes gewesen, welches auch dem größten Grundbesitzer die Aufnahme nur Einer Hypothekenschuld gestattet, und wäre es die kleinste. Indessen bestritt Graf Cancrin die Ausführbarkeit des Plans nicht; doch bemerkte er, zum Kaiser gewendet: „Die Grundbesitzer, die Handelswelt und der Schatz werden sich ohne Zweifel ganz wohl dabei befinden, nur werden Ew. Maj. in einem Jahrzehnd über kein Rußland mehr gebieten; es wird ein ganz anderer Staat geworden sein." Und der Reformplan ward zu den Acten gelegt (sowie man denn auch bezeichnenderweise Anfang 1851 die polnische Nationalbank aufhob). Diese Worte enthalten das ganze Programm der russischen Finanzverwaltung.

Von dem Standpunkt der für sich bestehenden und bei sich beharrenden staatlichen Organisation aus hat der Verfasser allerdings Recht solchen Zuständen ein übeles Ende zu prophezeien. Denkt man aber an die möglichen Consequenzen der Worte Peter's des Großen, wenn er sagt: „Gott selbst erlaubt uns das russische Volk für die Zukunft zur allgemeinen Herrschaft über Europa berufen zu betrachten", so hat das russische Finanzsystem neben seiner Tendenz auf die Allmacht des Zarenthums vielleicht noch die von der Politik berechnete Wirkung jenes Zwangs, dem sich z. B. die auf Amerika stürzenden erobernden Spanier unterzogen, wenn sie ihre Schiffe hinter sich verbrannten. Was thaten die Gothen, die Lombarden zur Zeit der großen Völkerwanderung? Sie überschwemmten den ganzen reichen Süden und Das wahrscheinlich vorzugsweise im Drange ihrer heimatlichen Hülfsbedürftigkeit, wie sie bei Völkerschaften stattfinden muß, bei denen der Ackerbau noch oft zur wahren Basis der Culturentwickelung geworden. Das russische Finanzsystem ist in seiner Art ganz geeignet alle Verhältnisse sozusagen in der Schwebe halten zu helfen, oder jede Organisation zu hindern, die im Stande wäre dermaleinst einer etwaigen Eroberungspolitik als solider, hemmender Koloß vor den Füßen zu lasten.

Die Hauptstütze des Zarenthums ist begreiflichermaßen das Heer oder mit andern Worten, Rußland ist ein absoluter Soldatenstaat, in welchem einzig und allein die Gewalt gilt. Wir haben oben schon flüchtig angedeutet daß Peter der Große, welcher das moderne russische Heer schuf, keineswegs ein „den Staat erstarrendes Soldatenthum" beabsichtigte, sondern nur eine kriegerische Schulung der Nation, um sie zur Weltherrschaft vorzubereiten, oder um damals zunächst nur die von Polen, Schweden und der Türkei drohenden Gefahren abzuwenden. Allmälig wurde das Heerwesen durch und durch für die persönlich absolutistischen Machtzwecke des Zaren umgestaltet, wobei man in richtigem Vorausblick möglicher Volkserstarkung zuerst die von Peter eingeführte allgemeine Wehrpflichtigkeit fallen ließ, dagegen einen Theil jener Heerverfassung, den „augenscheinlichsten Fehler" derselben, die „willkürliche Rekrutenstellung durch den (lehnspflichtigen) Adel aus seinen Leibeigenen, bis heute unverändert" beibehielt. In allen Veränderungen, welche man sonst vornahm, prägte sich stets mehr und mehr der Gedanke aus, jedes nationale Element im Organismus des Heeres zu vertilgen. Wenn die Anlegung der sogenannten Militaircolonien diesem Ausspruche zu widersprechen scheint, so zeigt der Verfasser deutlich daß eben gerade alle derartigen Versuche scheiterten, weil man hiermit „die Resultate einer gleichsam nationalen Bewaffnung anstrebte, ohne deren Trägern irgend freie Bewegung gewähren zu wollen", und daß alle Vortheile die man aus solchen Colonien zu ziehen vermeint eine reine Täuschung sind. Der Verfasser widmet hierauf der Einrichtung des Heeres, der Dienstzeit, der materiellen Verpflegung, der militairischen Erziehung, dem Offizierwesen u. s. w. eine ausführliche Darstellung, bei welcher die traurigste Barbarei der bestehenden Verhältnisse zum Vorschein kommt. Eigenthümlich ist in der russischen Armee der Mangel aller Kameradschaft der Gesammtheit des Offiziercorps, ein Umstand welcher gleichfalls in dem durchweg herrschenden System der höchsten Willkür seine Erklärung findet. Und fragen wir, ob die Stütze welche sich das Zarenthum in der Armee zu schaffen strebte, wirklich eine so feste genannt werden kann, so belehrt uns der Verfasser durch seine Erörterungen daß diese Stütze „von mancherlei tiefen Rissen zerklüftet und vielfach angefressen ist von äußerlich verdecktem Rost". „Nach außen indeß", fügt der Verfasser hinzu, „hat Rußland in der materiellen Masse seines Heeres und in dessen fanatisirtem Geiste wie eine unbesiegte Schutzmacht, so eine furchtbare Angriffswaffe." Denn man trug und trägt unablässig eifrigste Sorge, die gesammte Entwickelung des westlichen Europa in Rußland als eine das ganze Russenthum bedrohende wilde Entartung darzu-

stellen, namentlich als ein religiöses Ketzerthum, zu dessen Vertilgung die Rechtgläubigen, d. h. die orthodoxen Russen berufen seien. Bezeichnend ist es daß der Verfasser für die Schilderung des Unterrichtswesens in Rußland keinen andern Platz finden konnte als gleichfalls in dem Capitel wo von der Armee gehandelt wird. An eine wirkliche, geistige Entwickelung im Innern ist nicht zu denken, da der Staat alle Erziehungsanstalten in die Hände genommen und durchweg militairisch eingerichtet hat.

Der Gymnasiast, der Schüler der Akademie, der Zögling der Universität hat militairischen Rang, Rock und Degen, hat innerhalb und außerhalb der Anstalt die militairischen Ehrenbezeugungen zu geben und zu fodern, ist in allem Leben Soldat, nur eben ein lernender Soldat. Sein Lehrer trägt Uniform, Degen und Epauletten; er selbst wird mit Quasiorden, wie sein Lehrer mit wirklichen ausgezeichnet und selbst die oberste Entscheidungsinstanz über seine wissenschaftlichen wie, moralischen Eigenschaften ist stets ein Mann, der sich viel lieber „mon général" als mit der Bezeichnung seiner bürgerlichen und wissenschaftlichen Stellung nennen hört, wenn es überhaupt für diese einen Titel gibt.

Ueberdies hat man neuerdings, um „die gefährliche Menge der Studirten" auf ein Minimum zu beschränken, bekanntermaßen den Befehl gegeben daß keine der fünf Landesuniversitäten mehr als 300 Zöglinge zählen dürfe.

Das letzte Capitel des Verfassers über die innern russischen Zustände führt den Titel „Volk, Stände, Staat". Der Pentarchist sprach seiner Zeit unumwunden die Meinung aus daß die russische Regierung Alles aufgeboten habe, um ein für Rußland gänzlich unpassendes System bürgerlicher Gleichheit in keiner Weise, ja nicht einmal in den leisesten Andeutungen aufkommen zu lassen. Während man auf der einen Seite die furchtbarste Concentration erstrebte, war man auf der andern bemüht, im Volke als solchem die strengste Scheidung und Zersplitterung zu bewerkstelligen und festzuhalten. Dennoch vermochte man nicht ein gewisses Nationalleben zu vertilgen. Frühere Besuche des Ostreichs haben uns über dieses Nationalleben so gut wie gar keine Kunde gegeben, ihnen erschien es als ein bloßes Vegetiren, welches durch die Europäisirung Rußlands von Petersburg aus überwunden werden müsse. Erst seit den letzten Decennien drangen dann und wann Nachrichten von Regungen und Bewegungen in den Massen, Ausdrücke eines Gesammtempfindens, zu uns herüber, die sich als eine religiös-sociale Opposition documentiren. Daß hierbei eine bewußte, revolutionnaire Organisation walte, daran glaubt der Verfasser wegen materieller und geographischer Unmöglichkeiten nicht; dagegen meint er, „leuchtet daraus die Gemeinsamkeit des Zerfallens der verschiedenen Bevölkerungselemente mit ihren socialen Verfassungen hervor". Und woher dieses Zerfallen? Aus dem Widerspruche zwischen der gouvernementalen Politik, welche seit Peter dem Großen bei ihren Gestaltungen auf dem Nationalen und Traditionnellen zu fußen vorgibt, und auf der wirklichen ursprünglichen Volkseigenthümlichkeit. Um Dies zu erläutern geht der Verfasser in die Zeiten vor Peter I. zurück und zeigt, wie schon durch Boris Godunow im Jahre 1601 der erste Schlag gegen die nationale Entwickelung geführt wurde, indem dieser Zar die Freizügigkeit der Bauern aufhob. Mit dieser Bestimmung begann nach und nach die Tyrannei des Grundadels über die Gemeinde, jedoch eben nur allmälig, und jede russische Gemeinde war,

trotz der Verwandelung ihrer Mitglieder in glebae adscriptos, noch immer gewissermaßen nur eine tributaire Republik, unberührt von dem Ueberhandnehmen der absolutistischen Herrschaftsübung des Zarenthums und, weil eben davon unberührt, noch fest anhänglich an den Zaren in traditionneller Erinnerung daran daß die Verwandelung Rußlands in ein Großfürstenthum (nach der Befreiung von dem entnationalisirenden Joche der Tataren!) ihr die Möglichkeit selbständiger Fortpflege ihrer socialen und politischen Institutionen wiedergegeben hatte.

Dies zugleich der wahre Grund der nationalen Verehrung des Zaren, die man gewöhnlich russischerseits in geschichtsfälschender Weise als einen Erfolg der „sacramentalischen Vermählung des Staats mit der Kirche" darzustellen bemüht ist. Solange die Zaren gegen den Adel und Klerus zu kämpfen hatten, suchten sie vorzugsweise die Sympathien der Massen, der Gemeinden zu gewinnen; Peter I. hielt Dies, nachdem er alle Opposition niedergeschmettert, nicht mehr für nöthig, verwandelte die seit Godunow eingeführte Seßhaftigkeit der Bauern in eine persönliche Leibeigenschaft und gefährdete somit jede Entwickelung des russischen Nationallebens auf natürlicher Grundlage im äußersten Grade. Auf den ersten Blick hat es den Anschein als ob dadurch der Adel, der Grundherr, ganz besonders gekräftigt worden wäre. Dem ist jedoch nicht so; er wurde vielmehr jetzt nur gleichsam persönlich „für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung" verantwortlich gemacht und mußte zugleich die Sorge für die Entrichtung der Kopfsteuer übernehmen. Der Verfasser fügt sodann hinzu:

Es war einerseits ein Mittel die naturwüchsige politische Potenz im Autokratenstaat, das Gemeindewesen, zu Gunsten des autokratischen Absolutismus zu vertilgen, andererseits eine Speculation auf die Herbeiführung eines Verhältnisses zwischen Volk und Adel, wodurch letzterer jede Möglichkeit verlöre die ihm von oben geraubten politischen Gerechtsame durch eine Verbindung nach unten wieder zu gewinnen.

Die schlimmsten Folgen dieser Einrichtung waren für den Staat die nationalökonomischen Nachtheile, was gewiß keiner weitern Auseinandersetzung bedarf.

Woher das sociale oder noch richtiger gesagt communistische Element der neuesten russischen Volksbewegung, auf die wir oben anspielten, stammt, erklärt sich leicht, wenn man die ursprüngliche Einrichtung der altrussischen Gemeinde ins Auge faßt. Der Grund und Boden war damals völliger Gemeindebesitz. Der Verfasser sagt:

Der russische Bauer hat niemals den Begriff des persönlichen, wandelbaren Grundbesitzes gekannt, wol aber immer das Anrecht des Einzelnen auf den Vollgenuß des ihm persönlich nöthigen Gemeindebesitzes.

Und die alte Tradition konnte sich darum um so sicherer erhalten als die Bauern auch heute noch in der Leibeigenschaft, welche freilich den Besitztitel auf den

Grund und Boden umwandelte, denselben in einer Art gemeinsamer Wirthschaft bearbeiten. Der Groll der leibeigenen Bauern richtet sich nun natürlicherweise gegen den Gutsherrn, dessen Besitz sie als einen rechtswidrigen Raub ansehen; und wirklich folgte auch schon seit 1842 ein Bauernaufstand dem andern.

Die Lage der sogenannten Kronbauern war von jeher meist eine bessere, und Dies trug ebenfalls nicht wenig dazu bei die Unzufriedenheit der Privatbauern zu vermehren. Andererseits griff die Krone wieder von ihrem Standpunkte aus in die Verhältnisse, um einer socialen Revolution vorzubeugen, unmittelbar ein, indem sie beinahe die Hälfte Großrußlands ankaufte und hier die Leibeigenen „materiell in das erträglichere Verhältniß der Kronbauern" stellte; sie tastete aber in neuerer Zeit die nationale Herkömmlichkeit dadurch bis ins Innerste an, daß sie den Bauern „das Recht einräumte den angewiesenen Boden zu vererben". Hatte sie dabei wirklich humane Zwecke vor Augen? Der Verfasser ist nicht dieser Meinung. Ihre Zwecke waren

zunächst die Verwirklichung des seit Peter I. consequent verfolgten Systems, die materielle Macht des Adels (völlig) zu brechen, seine corporative Selbständigkeit (völlig) zu vernichten. Dann gleichzeitig die Weiterführung des Alexandrinischen Princips (Ukas vom Februar 1803), die communale Festigkeit der untern Volksschichten durch Einführung einer Verschiedenheit des persönlichen Grundbesitzes, durch Eludirung des social-communistischen Grundprincips zu verflüchtigen. Daß damit die Individualitäten beider Bevölkerungsschichten nur immer frageloser von der Regierung abhängig werden, ist die einzige natürliche Consequenz. Und Dies ist der Wille.

Auch der vielgerühmte Ukas vom 14. April 1842 hat nur eine Scheinwahrheit, „weil die Regierung der isolirten, auf sich angewiesenen Persönlichkeit die Nothwendigkeit der Selbstbestimmung vorenthält: die persönliche Freiheit". Die Kritik der fernern auf diesen Punkt bezüglichen Ukase von 1844, 1847 und 1848 liefert ähnliche Resultate, und die Gefahr der socialen Revolution ist keineswegs als abgewendet zu betrachten.

Der sogenannte freie Bürgerstand in Rußland ist ein reinkünstliches Product, dessen Entwickelung keineswegs auf seiner vorhandenen nationalen Basis beruht. Den Begriff eines politischen Bürgerthums im westeuropäischen Sinne kennt der Slawe nicht, und seine Städte waren ursprünglich nur feste Mittelpunkte, in denen sich die Handels- und Geschäftsbezüge concentrirten, Adelsresidenzen und Prälatensitze. Der Verfasser bemerkt:

Was sich in ihnen schon zur Zeit der Theilfürstenthümer als städtische Ordnung, als wahrhaft bürgerliches Leben darstellte, das war nicht slawischen Ursprungs, sondern unverkennbar warägischen, d. i. germanischen Gepräges.

Auch gingen diese Einflüsse vom Westen her allmälig wieder verloren. Eine große Anzahl der russischen Städte stammt bekanntlich von Peter dem Großen her; es waren dies Orte oder Wohnplätze gewaltsam zusammengetriebener Menschenmassen, Bauern und Adeliger, und zugleich provincielle Stationen für das Beamtenthum und das Militair. Das bürgerliche Element kam dabei nicht empor, weil es trotz aller scheinbaren Einrichtungen an einer wirklichen Organisation des Gewerbes fehlte, und weil der rein mercantile Stand stets die Oberhand über die Producenten behielt, während auf der andern Seite die Regierung durch ihre Beamten willkürlich alle Communalangelegenheiten beherrscht.

Was endlich den Adel betrifft, so ist gerade dieser nach des Verfassers Dafürhalten die am meisten innerlich zerrüttete und aufgelöste Bevölkerungsclasse, „vollkommen unselbständig nach oben, wie gänzlich entwurzelt nach unten". Die Summe der Adeligen im russischen Reiche soll sich annähernd etwa auf 12—15 Millionen belaufen, d. h. die Summe aller Derer welche durch ihre Rangclasse Adelsrechte genießen. Eine feudale, geschlossene Organisation war nie vorhanden, daher auch von dieser Seite kein Hemmniß gegen die Uebergriffe der absoluten Gewalt, wenn sich auch „im alten Bojaren- und Knäsenadel Rußlands bis auf Peter I. noch das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit, die Tradition einer Widerstandsfähigkeit gegen die allumfassenden Anmaßungen der Kronmacht fortgepflanzt" hatte. Die Erschaffung des Dienstadels unter dem genannten Zaren zerstörte vollends alle Begriffe einer selbständigen Aristokratie. Andererseits erzeugte sich durch die mit der Zeit und durch mannichfache gewaltsame Reformen von oben herbeigeführte Veränderung der Besitzverhältnisse ein ungeheueres adeliges Proletariat, durch welches abermals ein neuer Auflösungsstoff in die russische Staatsgesellschaft kam, umsomehr als dieses Proletariat der Träger Dessen ist was sich von europäischer Bildung im Ostreiche angesammelte. Daß die Regierung gegenwärtig danach strebt eine solche Bildung auf jede Weise wieder zu vernichten, wird am besten durch die 1848 befohlene Zurückberufung aller Unterthanen aus der Fremde und durch die zugleich erfolgte gänzliche Abschließung der Grenze für allen Verkehr bewiesen.

Mit den Erörterungen über den Adel schließt der Verfasser die Darstellung der innern russischen Zustände. Wir sind ihm gefolgt unter referirender Hervorhebung einiger Hauptpunkte. Er bewährt durchweg ein umfangreiches Studium des Zarenreichs, und wo seine Specificationen sparsamer auftreten, liegt der Grund dafür entweder in dem Mangel oder in der Unzuverlässigkeit der Quellen. Seine Ansichten sind entschieden, klar und consequent; daher konnte sich die Kritik vorzugsweise nur auf Mittheilung beschränken. Mit wirklicher Berechtigung über oder auch gegen den Verfasser zu discutiren, wäre ihr nur dann erlaubt gewesen, wenn sie sich ihrerseits auf eigene Selbstanschauung an Ort und Stelle hätte stützen können; andernfalls blieb sie auf die Basis abermals fremder Autoritäten angewiesen, und sie hatte keine Ursache diesen eine höhere Geltung beizumessen als den Aussprüchen des Verfassers, umsoweniger als Letzterer die meisten Schriftsteller über Rußland an geschichtlich-politischem Scharfblick übertrifft und seine Behauptungen nirgend in der Luft schweben läßt. Fassen wir das bis hierher über die russischen Zustände Gesagte in

ein allgemeines Resultat zusammen, so ergibt sich Folgendes: Der Zarenabsolutismus schlingt Alles in das Bereich seiner persönlichen Machtzwecke, die Staatsgewalten, die Kirche, das Heer, die Finanzen, das gesammte Volk; die Neugestaltungen der modernen Regierung beabsichtigen angeblich die alleinige Rückkehr zum nationalen Element, während sie jedoch nur dem Zarismus dienen; den Regierungsgewalten fehlt es an jeder consequenten, wirklichen Organisation, ebenso allen andern Verhältnissen des gesellschaftlichen Ganzen; die Einwohner des Reichs sind jeder individuellen Aeußerung beraubt, in mannichfachster Weise zu Boden gedrückt, aufs tiefste zerklüftet und nur Eine Einheit des Strebens findet sich, in dem unleugbaren Drange nämlich nach einer Umgestaltung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse, einer Umgestaltung welche sich seitens des auf die urnationalen und religiösen Elemente zurückgehenden eigentlichen Volks im mindesten nicht dem Westen Europas nähert. Ist es unter so bewandten Umständen zu verwundern daß der Verfasser einen Zusammensturz des ganzen Staatslebens, vielleicht schon nach dem Tode des gegenwärtigen Herrschers, für möglich hält?

Der zweite Band unsers Werks beschäftigt sich mit der Politik Rußlands nach außen und wir begegnen gleich im Eingange der auf die vorgeführten heutigen Sachlagen des russischen Staatsbaus begründeten bedeutsamen Ansicht oder vielmehr „Ueberzeugung“ daß diejenige Gestaltung des innern Staatslebens, worauf sich die ausgreifende Politik basirte, ihren Gipfelpunkt erreicht habe; daß ferner die autokratische Consolidirung im Innern, die Unangreifbarkeit des politischen Einflusses in Osteuropa, die dadurch motivirte Reaction gegen Mitteleuropa und den Westen ihre höchste Blütezeit hinter sich haben ohne es sich selbst eingestehen zu können; und daß sie darum in der Gegenwart, wo sie neue Uebergriffe versuchen, nur noch von der Verblendung als Garantien eines conservativen Princips betrachtet werden.

Bevor der Verfasser an sein weiteres Thema, den Eintritt Rußlands in die europäische Politik, geht, löst er auf historischem Wege die Frage, wie es möglich gewesen daß sich sämmtliche Verhältnisse Rußlands in die Willkür des persönlichen Zarenabsolutismus einzwängen ließen ohne daß der Staat selbst zertrümmerte. Er findet die Beantwortung in dem Satze: daß diese Möglichkeit wirklich in dem nationalen Wesen des russischen Volks gelegen habe, in der ihm ureigenthümlichen socialen Gemeindeorganisation, die ohnehin keine „politische Individualität“ kenne und die „Sicherung der materiellen Existenz des Einzelnen durch die communale Solidarität“ höher stelle als die „Vorzüge einer Selbstbestimmung“.

Mit Peter I. trat Rußland in die Reihe der europäischen Staaten ein, obwol es durchweg an innerer Kräftigung gebrach. Daß diese auch im Verlauf der Zeit nicht statthaben konnte, lag in dem absolutistischen Streben des Zarenthums begründet. Rußland blieb eine chaotische, gährende Masse, die nur durch Gewaltmittel zusammengehalten wurde. Außer diesen Gewaltmitteln indeß bot sich der dynastischen Politik bereits am Beginn des vorigen Jahrhunderts eine neue Aussicht dar, um ihre Erfolge nach innen möglichst sicherzustellen, die Richtung nach außen. Mit andern Worten, die durch Peter I. angebahnte Eroberungspolitik, sowie die spätere permanente Einmischung in die Angelegenheiten des Westen wurden für das petersburger System ein förmliches conservatives Element, welches man unablässig auszubeuten verstand, und zwar um so leichter je weniger die Politik der mitteleuropäischen Staaten auf einer „gemeinsamen Idee“ überhaupt, geschweige denn gar auf dem Bewußtsein „einer allgemein europäischen Solidarität gegen den Osten“ beruhte. Vernehmen wir hier den Verfasser selbst; er sagt:

So galt es denn vorallem das vom Nachglanze Peter's I. noch immer geblendete Europa nicht dahin kommen zu lassen daß es seine Kräfte abwäge gegen die Zarenmacht und ihren Wurzelboden. Die Schwächung des schwedischen Throns durch käufliche Adelsparteien, Dänemarks bedrohte Mittelstellung zwischen den bedingenden Großmächten, Kurlands thatsächlich vollzogene Einverleibung in das russische Reich (wenn auch deren formeller Act erst später erfolgte), Polens politische Selbstauflösung, die Ueberlebtheit der Türkei, das Anheben der Gegensätzlichkeit zwischen Oestreich und Preußen, die Theilfürstenwirthschaft im Deutschen Reiche, endlich selbst die überwiegende Herrschaft der Diplomaten französischen Stamms an fast allen Höfen Mitteleuropas neben dem damaligen Hof- und Intriguengetriebe, neben der vollkommenen Unsicherheit des öffentlichen Rechts, Das waren die Handhaben und Haken, an denen man die Schlingen russischer Fäden einlegen konnte, um überall die Hände im Spiel zu haben und überall mit scheinbar neutraler Flagge den Glauben an ein russisches Principat einzuführen. Solchermaßen sollte der äußere Gewinn an Ansehen, an Verpflichtungen und Rücksichten, an Befugnissen und Ansprüchen das innere Verderbniß des Staats verhüllen. Europa in fortdauernde Oscillation zu versetzen, um die Rolle des Vermittlers zu spielen — dahin ging das Streben. Nennen wir's beim rechten Namen: nicht Rußland sollte organisch in das europäische Staatsleben verflochten, sondern Europa erschüttert werden, damit das unfertige Rußland fortwachse. Es war die blanke, freche, zerrüttende Revolution, womit sich Rußlands Politik unter Peter's Nachfolgern in das continentale System eindrängte.

Das kräftige Emporblühen des preußischen Staats unter Friedrich dem Großen gab dem eifersüchtigen Rußland eine der ersten Gelegenheiten sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Mit dieser Einmischung beginnt unser Werk die äußere russische Politik darzustellen und Schritt für Schritt am Strome der geschichtlichen Entwickelung Europas, besonders Deutschlands, in ihren mannichfachen Wendungen bis auf die jüngste Gegenwart zu verfolgen. Durch alle Phasen geht der Gedanke durch sich der Herrschaft über den europäischen Continent zu bemächtigen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir diesen Theil der Arbeit des Verfassers, welcher sich allein bis zur Februarrevolution 1848 über beinah 200 Seiten erstreckt, näher in Betracht ziehen. Er ist jedoch nicht minder interessant als die frühern Auseinandersetzungen und beleuchtet die geschichtlichen Ereignisse mit einer Kritik, die sich weder durch den

äußern Anschein täuschen noch durch diplomatische Schliche beirren läßt. Es fehlt dabei nicht an trefflichen belehrenden Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Wenden wir uns der Kürze wegen sofort zum letzten Abschnitt, der schon darum vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß, weil er unsere momentane Gegenwart, nach 1848, behandelt. Daß die officielle und diplomatische Welt Europas durch die Revolution von 1848 überrascht wurde, beweist nach dem gediegenen Urtheil des Verfassers nur die Thatsache daß jene Welt „im Ausarbeiten mechanischer Schematismen Ueberblick, Berechnung und geistige Herrschaft über die natürlichen Gänge des neuen Cultur- und Nationallebens verloren hatte", daß ihre des Herrschertalents bare, armselige Staatsweisheit „noch immer ihre Wurzeln in abgethanen Jahrhunderten eingesenkt hielt und mit Begünstigung der materiellen Fortschritte einen Stillstand der politischen Entwickelungen vereinbar glaubte". Am meisten war hierbei nur zu verwundern daß auch Rußland von den Ereignissen unvorbereitet getroffen wurde, Rußland, welches „noch immer seit seinem Eintritt in die große europäische Politik die Zeitbewegungen am besten zu erfassen und zu benutzen verstanden" hatte. Es sah seine neue (gegen Deutschland gerichtete!) Allianz mit Frankreich, sowie seine alten Plane in Deutschland selbst, d. h. die Fesselung jeglichen Strebens nach Consolidirung, plötzlich zertrümmert, es sah sich isolirt und ließ sich in momentaner Bestürzung zu einem „unvorsichtigen Schritt" hinreißen. „Seine Märzproclamation", sagt der Verfasser, „war ein lauter Aufschrei zornvollen Erschreckens vor dem Siegesschritt der Revolution; seine beschwichtigenden Erläuterungen dazu erschienen vollends als Selbstgeständniß vom Mangel einer wahren innern Kraft." Wir wollen den Ausdruck „Selbstgeständniß" nicht in Abrede stellen; aber es will uns bedünken als ob die „beschwichtigenden Erläuterungen" mehr noch den Gedanken verriethen, daß man sich bereits wieder orientirt und das Terrain unter den damaligen Verhältnissen schon, d. h. wenige Wochen oder Monate nach der Revolution (besonders in Deutschland), für die Wiederaufnahme der bisher consequent verfolgten Absichten geeignet gefunden habe. Auch der Verfasser lenkt bald genug in diese Anschauung ein.

Wir erwähnten soeben einer russischen Allianz mit Frankreich und der Plane in Deutschland; und es dürfte überhaupt, ehe wir weiter gehen, zweckdienlich sein, mit einigen Worten nachzuholen was Rußland in seinem Streben nach der Hegemonie in Europa bis 1848 (namentlich durch sein neues Uebergewicht auf dem Wiener Congreß und in der Heiligen Allianz!) in letzter Zeit erreicht hatte, oder vielmehr welche Stellung es Europa gegenüber einnahm. Es machen sich hier drei allerdings mannichfach ineinander übergreifende Hauptepochen geltend, vom Jahre 1815—30, von 1830 bis ungefähr 1840, und von da bis zur Februarrevolution. In der ersten dieser Epochen zeigten sich die europäischen Verhältnisse im höchsten Grade günstig für Rußland. Auf dem Wiener Congreß leitete man größtentheils durch seinen Einfluß die Angelegenheiten der Art daß Oestreich durch die Octroyirung des Einheitsstaats seiner Monarchie nothwendigerweise in eine durchaus schiefe Stellung in Deutschland kommen mußte, daß die Souverainetät der kleinen Fürsten nach Möglichkeit gewahrt wurde, um namentlich eine feste Gruppirung um Preußen zu verhindern, und daß Preußen selbst durch seine territoriale Abgrenzung in seiner Festigkeit gefährdet wurde; daß mit Einem Wort jede Aussicht einer „wahrhaft festigenden Gestaltung des wiederherzustellenden Deutschland" verschwand. In Frankreich verbürgte die Rückkehr des Bourbonischen Princips die Plane Rußlands zur Niederdrückung aller liberalen und nationalen Bestrebungen im continentalen Europa von selbst, und in Englands Interesse lag es ebenfalls, wenigstens kein (materiell) starkes Deutschland aufkommen zu lassen. Durch die Anerkennung der Heiligen Allianz erklärte man vollends daß fortan keine selbständige Politik eines Staats mehr stattfinden solle, wodurch Rußland ein Recht erhielt sich nach Gutdünken jederzeit in die europäischen Verhältnisse einzumischen. Mit den Ereignissen der Jahre 1830 und 1831 erlitt Rußland „eine moralische und eine positive Niederlage" und verlor „seine bedingende Macht im Westen gleichzeitig mit dem Glauben seiner Alliirten an seine Kraft". Es galt den Schaden durch neue Thätigkeit zu repariren. Der Verfasser sagt:

Rußland, welches innerhalb seiner Grenzen wie in Racheerbitterung oder maßloser Furcht die Gewaltthätigkeit des Despotismus bis zu einer Höhe trieb, derengleichen kaum Paul's achtjährige Regierung gekannt hatte, schloß außerhalb seiner Grenzen das perfideste Bündniß selbst mit den unberechtigten Ideen der neuen Zeit, um solchermaßen sich des geschwächten Einflusses bei den Großmächten gleichsam unter der Hand wieder bemächtigen zu können.

Man wandte sich an die constitutionnellen Mittelstaaten, in denen die revolutionnairen Ideen Frankreichs den meisten Eingang gefunden hatten; man verleumdete Preußen und Oestreich, als ob sie nach Mediatisirung der kleinern Souverainetäten strebten, man bot letztern seinen Schutz an, um ihnen ihre freien Verfassungen und ihr nationales Leben erhalten zu helfen, man lenkte durch die Verheirathung des Herzogs von Leuchtenberg mit einer Großfürstin die Hoffnungen der Bonapartistischen Partei in Frankreich auf Rußland und wirkte endlich im Südosten an der Donau in erhöhtem Maße fort. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. trat abermals eine neue Wendung der Dinge ein.

Die bekannten Insinuationen (Rußlands) gegen die beiden Großmächte waren von den mittelstaatlichen Höfen mit mehr oder weniger Mistrauen aufgenommen worden und hatten bei ihrer literarischen Popularisirung die öffentliche Meinung, anstatt sie zu gewinnen, zu dem entschiedensten Abweis aller öftlichen Gönnerschaft getrieben.

Die Blicke des fortschreitenden Deutschlands begannen sich auf Preußen zu richten, dessen König von dem Wunsche einer Regenerirung der deutschen Bundesverhältnisse durchdrungen war. Die Errichtung des Zollvereins hatte bereits eine „materielle Interessengemeinschaft

des größten Theils von Deutschland organisch" vermittelt und der nationale Einheitsdrang erstarkte in mannichfacher Weise. Oestreich seinerseits suchte „die östlichen Einflüsse, wo sie nur halbwegs faßbar in sein eigenes oder in ein von ihm influirtes Staatsleben sich eindrängten, auf den verschiedensten Wegen von ihren Zielen abzulenken". Es war nicht mehr zu leugnen daß sich das intime Verhältniß Berlins und Wiens zu Rußland lockerte: kurz die petersburger Politik sah sich in ihren Einflüssen zurückgedrängt. Da bot sich ihr ein neuer Anknüpfungspunkt dar: sie ließ den „lange Zeit demonstrativ genährten Mismuth gegen den illegitimen Ludwig Philipp schwinden", umsomehr als dieser immer unzweifelhafter „nach den Bahnen der Bourbonischen Tradition hinüberlenkte", und näherte sich Frankreich, um mit ihm gemeinschaftlich auf Deutschlands Vernichtung als selbständige Macht oder auf Realisirung des Schlußartikels der europäischen Gleichgewichtslehre, wie es der Verfasser bezeichnend und warnend nennt, hinzuarbeiten. Da jedoch die momentanen Verhältnisse, in denen sich Rußland (eben abgesehen von Deutschland) sonst, z. B. im eigenen Innern, in seinen Unternehmungen im Südosten, sowie gegen den Orient u. s. w. befand, seiner Politik mancherlei Hemmnisse und Störungen bereiteten, so mußte diese außer der Annäherung an Frankreich, die ihr nicht genügte, noch andere, neue Wege suchen, „um sich in Europa wieder festerzustellen". Der Verfasser bemerkt in Bezug hierauf daß man England von neuem in den Kreis der östlichen Interessen ziehen wollte, und daß zunächst die dänisch-deutsche Frage um so willkommener war als die Großfürstin Alexandra, die Gemahlin des vermeintlichen Erben der dänischen Krone, gestorben, Schweden aber seit König Oskar's Regierungsantritt gleichfalls den russischen Zügeln entschlüpft schien.

So befand sich Rußland abermals und eben wieder in vorschreitender Richtung, als die Februarrevolution ausbrach. Wurde die russische Politik durch dieses Ereigniß und durch das weitere Umsichgreifen der Bewegung gelähmt oder gar in ihren hegemonistischen Aussichten vernichtet? Keineswegs. Sie pausirte einen Augenblick — scheinbar als ob sie sich auf sich selbst zurückziehe —, und fand bald Gelegenheit genug ihren Einfluß in nur noch erhöhter Weise zu documentiren.

Den ersten Anknüpfungspunkt boten die ungarischen Verhältnisse dar. Die Revolution in Ungarn nahm eine Wendung wie sie Oestreich im Hinblick auf das alte Schaukelsystem zwischen Magyaren und Slawen nicht vermuthet hatte; auf der andern Seite absorbirte der in einem falsch verstandenen Interesse potenzirte Kampf gegen Italien die Kräfte des süddeutschen Kaiserstaats. Was sollte Oestreich thun? Sollte es sich an Deutschland oder an Rußland wenden? Hören wir den Verfasser über den Ursprung und Fortgang dieser Krisis. Er sagt:

Nichts konnte gelegener kommen als daß Oestreich sich wieder von dem alten Wahn bethören ließ, eine Niederschmetterung Italiens mit Waffengewalt, eine Erstickung der italienischen Nationalitätsbestrebungen durch Standrechtsstrenge sei der kategorische Imperativ seiner Staatsexistenz. Denn nun war es fraglos gezwungen, die Bewachung der Südslawen und Magyaren fast bedingungslos der russischen Obhut (Rußland, welches bereits seit Jahrzehnden die ungarischen Slawen von Oestreich abwendig gemacht hatte!) anzuvertrauen. Nur war diese noch nicht verpflichtend genug für Oestreich und garantirte die Nachhaltigkeit des russischen Einflusses nicht genugsam, solange einestheils Rußland keinen strategisch festen Punkt in den Donaufürstenthümern besaß und solange andererseits in Deutschland die allgemeine (?) Stimmung sich immer mehr dahin wendete daß eine sofortige Unterstützung Oestreichs gegen die Magyaren der erste Bestätigungsact jenes staatsrechtlichen Verhältnisses werden müsse, welches das deutsche Reich dem östreichischen dargeboten hatte. Oestreich stand auf dem Punkte Deutschlands Hand zu ergreifen, sich Macht zu Macht zu stellen, wennschon ungern. Noch suchte es zu temporisiren, während die Ereignisse drängten. Diesen Moment der Unentschiedenheit, welcher darüber zu bestimmen hatte, ob mit der definitiven Auseinandersetzung über die östreichischen und deutschen Machtgebiete das dyskrasische Gift der deutschen Bundesohnmacht für immer ausgeschieden werden, oder ob die preußisch-östreichische Rivalitätsfrage dem deutschen Organismus dies Gift wiederum einträufeln sollte — diesen Moment der äußersten Bedrängniß mußten die Agenten des russischen Interesses am olmützer Hofe wie abwarten, so ergreifen, um die Annahme der deutschen Vorschläge wie einen selbst zerrüttenden Bund mit der in Italien, Wien, Prag, Krakau und Lemberg so siegreich niedergeworfenen Rebellion zu bezeichnen. Die russische Beredtsamkeit siegte, die russische Hülfsintervention wurde nachgesucht. Trotz deren raschestem Zugeständniß wußte bereits die petersburger Circularnote über das Einrücken in Ungarn sie wie eine demüthige Bitte darzustellen. Schon damit, ehe noch eine Waffenthat geschehen, war mehr gewonnen als mit der wachhaltenden Neutralität jemals erreichbar. Rußland konnte sich selbst besser der südslawischen Bewegungen erwehren und hatte im vorhinein eine Eroberung gewiß: die gesteigerte Schwächung des östreichischen Ansehens bei den Dakoromanen wie in Konstantinopel. Ein zweiter Gewinn war die Aufregung der gesammten europäischen Welt gegen Oestreich, welches somit immer enger an Rußland gedrängt wurde und diese Erbitterung nur vermehrte, indem jeder russisch-östreichische Sieg in Ungarn seine Foderungen in Bezug auf die deutsche Verfassungsfrage steigerte, den Widerstand gegen jede definitive Auseinandersetzung der östreichisch-deutschen Verhältnisse immer zäher machte. So wurden an dieser Stelle durch Rußland die weitern traurigen Gänge der deutschen Geschichte vorbereitet, so die erste Möglichkeit zur unmittelbaren Einmischung des petersburger Cabinets in Deutschlands Lebensfragen wiedererobert.

Während Rußlands Politik auf dieser Seite einer Machtfrage galt, nahm sie auf der andern auch die Principienfrage wieder von neuem auf, indem sie in ihren Manifesten die Anarchie als den Inhalt und als das bewußte Streben und Ziel der Zeit und der Völker hinstellt, indem sie jede Regung des Geistes als revolutionnaire Propaganda brandmarkt, jeden nationalen Aufschwung, wogegen sie eben ihren ärgsten egoistischen Widerwillen empfindet, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet. Jede Bewegung beruht für sie einzig und allein auf antichristlichen und antisocialen Ursprüngen. Sie verketzert alle Freiheit des Denkens, bezüchtigt aber in gleicher Weise auch die Kirche, weil diese sich an einigen Orten Europas des gesellschaftlichen Reformbedürfnisses bemächtigt hatte, der heimlichen und darum gefährlichsten Bündnerschaft mit der antimonarchischen Empörung.

Ihre Absicht dabei war, „alle Besitzenden, Besorglichen und Conservativen mit solchem Manoeuvre von der nationalen und politischen Bewegung wegzuschrecken, sie sogar an der Kirche irrezumachen", und gelang ihr diese Absicht, „so lag die Idee unmittelbar daneben daß nur noch absolute Gewaltherrschaft über Kirche und Gesellschaft eine Rettung vor gänzlicher Zerrüttung aller bestehenden Ordnung, vor dem Verluste der heiligsten oder am heißesten geliebten Besitzthümer der Menschheit bringen könne". Es braucht kaum hinzugefügt zu werden daß sich natürlich Rußland allein die Kraft und den Beruf zu einer derartigen Rettung zutraute; seine verschiedenen jüngsten Anreden an Europa sagten es selbst in ziemlich unzweideutiger Weise.

Gegen Preußen begann Rußland seine Angriffe in der dänischen (schleswig-holsteinischen) Angelegenheit zu eröffnen und zwar gerade in dem Augenblicke als, wie der Verfasser sich ausdrückt, „die schöpferischen Elemente in der Paulskirche so energisch aus der Unbestimmtheit der speculativen Politik heraus und zur unmittelbaren, geographisch abgegrenzten Gruppirung um den kerndeutschen Großstaat Preußen", d. h. zur Verwirklichung der unitarischen Idee hindrängten. Die traurige Entwickelung der Dinge hat gelehrt daß das petersburger Cabinet seine Zwecke nur zu gut erreichte.

Auf den folgenden Seiten erörtert der Verfasser, und zwar in stetem Hinblick auf Rußland, die Frage über die Hegemonie Preußens oder Oestreichs in Deutschland, zur Erzielung einer wirklich deutschen Einheit. Denn die deutsche Einheitsfrage, meint er, ist ebenso eine Frage der Macht, wie das deutsche Föderativsystem, welches Oestreich unter Beihülfe der Mittelstaaten und des Auslandes wieder zurückführte, eine Nothwendigkeit der Schwäche und Schwächung einer deutschen Großmacht durch die andere. Er weist überzeugend nach daß Oestreich unmöglich jener Kernstaat sein könne, um den sich die deutschen Staaten, wenn sie sich nicht durch „Ueberanstrengung im unablässigen Kampf des Particularismus" aufreiben wollen, durch die materielle Nothwendigkeit getrieben gruppiren müßten. Dagegen sei Preußen, was allerdings schon seit Jahren immer und immer wiederholt worden, durch seine Verhältnisse geradezu gezwungen wieder an die Spitze Deutschlands zu treten, oder es werde zur Ohnmacht eines Kleinstaats herabsinken. Alle diese Erörterungen, bei denen auch der von Rußland im egoistischen, Deutschland feindlichen Interesse eifrigst betriebene Eintritt Gesammtöstreichs in den Deutschen Bund zur Sprache kommt, sind mit kritischer Schärfe, weitem Umblick und mit Erwägung der verschiedenartigsten Eventualitäten behandelt, sodaß wir nicht genug hierauf als auf schlagende Belehrungen und Mahnungen hinweisen können, und zwar um so dringender, als uns der Raum verbietet ein Mehres über den Gang der trefflichen Argumentation zu referiren. Nur Eins erlauben wir uns zu bemerken: es will uns nämlich scheinen als habe der Verfasser hier wie fast in seinem ganzen Werke bei der Stellung des Horoskops für die russische Politik zu wenig auf England und dessen Tendenzen und Consequenzen Rücksicht genommen.

Die Gegner der eben erwähnten Einigung Deutschlands durch das Principat Preußens berufen sich unter Anderm auch auf die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, welches sie einzig und allein durch eine Föderativverfassung Deutschlands gewahrt glauben. Allein nach des Verfassers unumwunden bezeichnender Ansicht ist dieser Glaube eine „Lüge", „eine dauernde Zersetzung der nationalen und staatlichen Existenz Deutschlands". Er fügt hinzu:

So lange diese Lüge aufrechterhalten wird, muß Rußland, England und Frankreich ein Schaukelsystem der Alliirung mit Oestreich, Preußen und Südwestdeutschland festhalten, nicht nur damit keine organische Erstarkung einer dieser drei Mächte in Bezug auf Gesammtdeutschland zustandekomme, sondern auch damit keiner der nichtdeutschen Großstaaten einer der deutschen Mächte zu einem relativen Uebergewicht verhelfe. Eine Feststellung, ein wahrhaft europäisches Gleichgewicht entsteht nur durch eine centrale Concentration Deutschlands, entsteht nur, wenn Deutschland kein Brei, sondern ein Kern. Der Verhärtungsproceß wird allerdings ein europäischer Krieg sein; und in der Furcht vor diesem Kriege wurzelt die allgemeine Gegnerschaft gegen die unitarische Idee nicht minder als in der Voraussicht des Verlustes particularistischer Vortheile oder dynastischer Ansprüche. Trotzdem läßt sich diese Idee nicht wieder vertilgen. Es ist die neue Großmacht, welche sich wie alle Elemente eines neuen Lebens erst Besitz in der Welt erkämpfen muß.

Wir haben oben die neuesten Errungenschaften Rußlands in Deutschland andeutungsweise vorgeführt; hätte dem Verfasser, als er sein Werk schrieb, schon die Kenntniß der jüngsten Vorgänge in Frankreich zur Verfügung gestanden, so würde ihm auch von dieser Seite durch das Auftreten des Bonapartismus Stoff geboten worden sein seine Betrachtung mit der Darstellung einer neuen Entwickelung von Beziehungen Rußlands zu Frankreich und zur europäischen Bewegung zu vermehren.

Alles in Allem, Rußlands Streben nach Macht und Einfluß ist eine nicht mehr wegzuleugnende geschichtliche Thatsache.

Sein modernes Eroberungssystem verschmäht weder die Maske hülfreicher Freundschaft noch die anderer edeln Motive, um den getäuschten Nachbar zu schwächen, um sich dessen dynastischen Interessen im Gegensatz zu Wunsch und Bedürfniß der Völker zum unentbehrlichen Bündner zu machen, um — sagen wir es kurz — die Fürsten und Völker, die einander benachbarten Nationen unter sich zu entzweien, die Revolution und den Kriegszustand zu verewigen.

Und zu welchem Zweck? — „Rußland", lautet die Antwort, „wird durch seine innere Politik an das Princip der Eroberung gefesselt; es darf kein Zurückgehen auf sich, keine Macht neben sich, keinen Einfluß von außen aufkommen lassen, weil sonst der gegenwärtige Staatsbau des absoluten Zarenthums unfehlbar zertrümmern müßte. Sein wichtigster directer und indirecter Bundesgenosse bei allen Manifestationen nach außen ist die Revolution." Diese Wahrheit dictirt dem Verfasser die bedeutsamen Schlußzeilen seines Werks:

Rußlands fraglose Macht in allen europäischen Fragen wurzelt in der fraglosen Benutzung der europäischen

Revolutionselemente. Seine Armeen sind machtlos nach außen, wenn unsere Heere nicht auf vulkanisch gährendem Boden der Revolution ihre Schlachten schlagen müssen. Die russische Politik darf die europäische Revolution nicht ersterben lassen, wenn der absolutistische Autokratismus nicht auf seine Zukunft Verzicht leisten will. Dagegen steht es in Europas Macht die Revolution zu enden, mit ihr einseitig zu brechen und sie zu ersticken, niemals. Das Ende der europäischen Revolution ist aber das Ende der europäischen Oberherrschaft des Zaren!

Ob eine Schließung der europäischen Revolution durch das Erkeimen einer richtigen Einsicht bei den Dynastien eintreten wird, wir bezweifeln es; sie wird vor der Hand fortleben und der Zar seine Macht behalten, wenn nicht vielleicht über kurz oder lang in Rußland selbst aus den eigenen gährenden Elementen eine neue Wendung der Dinge emportaucht. 56.

Karl Lachmann.

Der gefeiertste Kritiker der Neuzeit, dessen Namen ich soeben voll dankbarer Rückerinnerung an die Spitze dieser Zeilen gestellt, war auch zugleich wol der gefürchtetste. Selbst unter Denen die ihn persönlich gekannt haben, was man so gewöhnlich „kennen" nennt, unter Denen die sich seine Schüler nennen, weil sie einige Collegia bei ihm gehört haben, dürften im Verhältniß zu ihrer Anzahl doch nur Wenige sein die des Mannes ganze Größe richtig würdigten oder würdigen, die ihn nicht nur als Gelehrten anstaunen, oft genug ohne seinen Forschungen folgen zu können, sondern auch seinen Werth, ja seine Liebenswürdigkeit zu schätzen vermögen. Allerdings machte es Lachmann selbst Denen die ihm die vollste Verehrung entgegenbrachten, nicht gerade leicht in ein persönliches Verhältniß zu ihm zu treten: seine Zeit war ihm zu kostbar, er war zu reich an wahrhaft bedeutenden Freunden, er war endlich ein zu entschiedener und offenkundiger Verächter aller Eitelkeit, aller Mittelmäßigkeit und Alltäglichkeit, als daß er sein Inneres oder selbst nur sein Aeußeres, seine Stube Jedwedem zu beliebigem Eintritt geöffnet hätte. Je unbestrittener Lachmann's umfassendes Verdienst um die deutsche Wissenschaft ist, destomehr erfoderte es die Gerechtigkeit daß dem unerwartet früh Dahingeschiedenen der Denkstein nicht vorenthalten blieb, der außer der großartigen Thätigkeit des Gelehrten auch seine Persönlichkeit dem Andenken der Nachlebenden treu und vollständig überliefere. Leider hat es dem dazu vor Allen berufenen Freunde Lachmann's, Jakob Grimm, nicht gefallen seine „Gedächtnißrede" einem weitern Leserkreise zugänglich zu machen, nur spärliche Andeutungen in einzelnen Zeitschriften lassen errathen, wie ganz ihres Gegenstandes würdig dieselbe ist. Statt Dessen hat einer von Lachmann's jüngern Schülern binnen eines halben Jahres nach des Meisters Tode durch eine umfangreichere Arbeit Lachmann's Andenken zu erhalten gesucht.

Karl Lachmann. Eine Biographie von Martin Hertz. Berlin, Hertz. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Lachmann's äußerer Lebensgang, wie ihn Hertz sorgsam zusammengestellt hat, ist in kurzem folgender: Geboren am 4. März 1793 in Braunschweig, wo sein auch schriftstellerisch thätiger Vater Geistlicher war, erhielt er seine Vorbildung auf dem Gymnasium Catharineum seiner Vaterstadt. Schon Ostern 1809 war er zur Universität reif. Zuerst brachte er ein halbes Jahr zu Leipzig zu, dann übersiedelte er nach Göttingen; anfangs Theolog wandte er sich immer ausschließlicher der Sprach- und Alterthumswissenschaft zu, in der er an Gottfried Hermann und Heyne die bedeutendsten Männer ihrer Zeit zu anregenden Lehrern hatte. Mehr als der Letztere gewährte ihm in Göttingen Dissen und vielleicht noch mehr ein Kreis der trefflichsten Mitstrebenden, von denen Bunsen, Lücke und Brandis noch leben und wirken. Dieser Umgang gab nicht nur wissenschaftliche Nahrung, sondern wirkte auch allgemein bildend: die Literaturen des modernen Europa wurden gemeinsam kennengelernt von Calderon und Shakspeare bis zu Tieck, philosophische Verhandlungen wechselten mit dem Vortrag eigener Gedichte, und so machte auch Lachmann hier seine poetische Periode durch, aus welcher Hertz mehre, wenn auch nicht besonders werthvolle, doch für ihres Urhebers Geistesleben sehr interessante Erzeugnisse mittheilt. Nachdem Lachmann im Herbst 1814 in Halle oder vielmehr aus Halle die philosophische Doctorwürde erhalten, im folgenden Frühjahre sich in Göttingen habilitirt und als Erstlingswerk seine Ausgabe des Properz vollendet hatte, trat er im Mai 1815 zum Feldzuge gegen Frankreich in eine Abtheilung hanoverischer freiwilliger Jäger ein. Kriegsthaten waren ihm nicht beschieden, erst im August gelangte er nach Paris, im December legte er die Uniform wieder ab. Jetzt wandte sich Lachmann nach Preußen: er legte die Oberlehrerprüfung ab und fand bald an einem der berliner Gymnasien eine vorläufige Anstellung. Bald erwarb er sich auch das Recht zu akademischen Vorlesungen, ohne von demselben in Berlin Gebrauch zu machen, da er schon im Mai 1816 zum Oberlehrer an dem Friedrichscollegium in Königsberg ernannt wurde. Lachmann war seiner ganzen Natur nach zum Gymnasiallehrer nicht geschaffen; die Handhabung einer nothwendig oft an sich kleinlichen Disciplin, die Berücksichtigung welche der schwache Kopf ebenso sehr, ja oft mehr als der ausgezeichnete verlangt, das stets wiederkehrende, weitläufige Eingehen auf die Elemente des Wissens, das Alles war seine Art nicht, und so mochte er sich wol sehr erleichtert fühlen, als er zu Anfang 1818 als außerordentlicher Professor an die Universität Königsberg verpflanzt wurde. In dieser Stellung blieb er bis Ostern 1824, und sie wurde die Lehrzeit und Grundlage zu seiner spätern wissenschaftlichen Bedeutsamkeit, namentlich dadurch daß er die schon früher angebahnte Vereinigung der altclassischen Studien mit tiefgründlichster Erforschung altdeutscher Sprache und Poesie hier bereits zu einer gewissen Vollendung durchführte. Im Frühjahr 1824 begab sich Lachmann nach Berlin, doch erst ein Jahr später gelang es ihm seine Versetzung an die dortige Universität zu erwirken. Dieser hat er von da an 26 Jahre lang bis zu seinem Tode als eine ihrer glänzendsten Zierden angehört: als Lehrer und Mitvorstand des Philologischen Seminars, als Mitglied des Senats, als Dekan und Rector, als mehrjähriges Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungsdeputation für Gymnasiallehrer, als überaus fleißiger Schriftsteller, endlich als reges Mitglied geselliger Kreise, in denen die bedeutendsten Männer Berlins ernste Studien mit der heitersten Lebenslust verbanden — in allen diesen Verhältnissen nahm Lachmann eine der ersten und angesehensten Stellen ein. Mitten in dieses kraftvoll thätige Leben, das jede Ermattung oder Erschlaffung mit Leichtigkeit niederzukämpfen schien, griff ungeahnt des Todes vernichtende Gewalt ein. Eine Entzündung des linken Fußgelenkes griff seit dem Januar 1851 so gewaltig um sich daß im März das kranke Glied abgelöst werden mußte. Auch Dies war vergeblich; gepflegt von dem treuen Freunde Moritz Haupt, der an Charakter wie an wissenschaftlicher Richtung die entschiedenste Aehnlichkeit mit Lachmann besitzt, verschied er am Morgen des 13. März 1851, erst 58 Jahre alt.

Dies ist in aller Kürze der Stoff den Hertz zu seinem Lebensbilde zu verarbeiten hatte. Reiches Material dazu haben ihm laut Vorrede des Verstorbenen Freunde aus seinen verschiedenen Lebensabschnitten beigesteuert; es fragt sich nun wie dasselbe hier verarbeitet ist.

Eine Eigenschaft die zu solcher Arbeit erfoderlich ist besitzt Hertz ganz unverkennbar; er ist erfüllt von der aufrichtigsten Verehrung, von der wärmsten Liebe zu seinem Lehrer. Er hat auch mit anerkennenswerthem Fleiße den vorhandenen Stoff zu ordnen und zu verwerthen gesucht. Aber leider stehen neben diesen Verdiensten Mängel die der Schrift sehr wesentlichen

Eintrag thun. Diese Mängel haben ihren sehr natürlichen Grund zum Theil wol darin daß Hertz eben nur eine verhältnißmäßig kleine Reihe von Jahren mit Lachmann verkehrt hat, und selbst am wenigsten Anspruch darauf machen wird sich ihm als ebenbürtig zur Seite stellen zu dürfen; sie lassen sich dahin zusammenfassen daß das Buch, so sehr Hertz auch gerade Dies in Anspruch nehmen möchte, nicht in Lachmann's Geist und Sinn verfaßt ist. Erstens nämlich enthält es keine lebendig fortschreitende Entwickelung, in der doch jedes wahrhaft bedeutende Leben unaufhörlich besteht, es ist kein Lebensbild, sondern eine Lobrede, der der beginnende Lachmann schon ziemlich ebenso ein Gegenstand unbedingter Bewunderung ist wie der endende. Zweitens sind infolge dieses lobrednerischen Charakters, den die ganze Schrift angenommen, vielleicht auch aus zu weit getriebener Scheu anzustoßen zahlreiche Einzelheiten und wesentliche Charakterzüge verschwiegen oder doch verwischt, ohne welche sich Niemand ein treues Bild von Lachmann machen, Niemand der ihn gekannt hat sich ihn vollständig wieder vergegenwärtigen kann. Lachmann war nun einmal eine scharfe, ja schroffe Natur; so eifrig und freudig er alles wirklich Edle und Treffliche anerkannte und schätzte, ebenso schonungslos traf sein schärffster Tadel und sein schneidendster Witz, der dem Betroffenen freilich nicht wohl thun konnte, alles Gemeine und Mittelmäßige. So konnte es freilich nicht ausbleiben daß er sich manchen Feind machte und in manche Kämpfe in amtlichen, wissenschaftlichen und Privatverhältnissen verwickelt wurde, in denen er eine gewaltig scharfe Klinge schlug. Diese ganze Seite, die doch so ganz wesentlich zu Lachmann's Eigenthümlichkeit gehört, hat Hertz nur hier und da leise angedeutet und damit ohne es zu wollen das Bild seines Meisters wesentlich beeinträchtigt. Denn dadurch daß hier fast alle Einzelheiten umgangen sind, tritt auch die Berechtigung welche Lachmann wenigstens subjectiv zu so manchem scharfen Worte hatte nicht hinreichend in den Vordergrund, um die entgegenstehende Ansicht zu widerlegen. So wird (S. 93) eine Eingabe Lachmann's an das Cultusministerium aus dem Jahre 1846 vollständig mitgetheilt, in welcher er indirect Einsprache gegen Maßmann's Berufung an die berliner Universität erhebt. Da sich die Darstellung der ganzen Angelegenheit nur auf diese Eingabe und einen Auszug aus der darauf erfolgten amtlichen Antwort beschränkt, so bleibt es ziemlich im Unklaren, nach welchen Beweggründen Lachmann hier eigentlich handelte; ja es könnte dieser Schritt als ein bloßer Ausfluß persönlicher Gereiztheit erscheinen, der er ganz gewiß nicht war, wenn er auch vielleicht nicht auf ganz richtigen Voraussetzungen beruhte. Noch weit mehr tritt dieser Uebelstand da hervor wo von Lachmann's Bemühungen um die Texteskritik des Neuen Testaments die Rede ist. Hier werden vielfache Angriffe erwähnt die er wegen jener Arbeit erfahren; da aber alle nähern Angaben über dieselben fehlen, so wird der Leser auch nicht in den Stand gesetzt sich ein eigenes Urtheil über die ganze Streitsache zu bilden. An verschiedenen Stellen seines Buchs hat sich Hertz des Breitern über den Kern von Lachmann's wissenschaftlicher Thätigkeit, über die von ihm in ganz eigenthümlicher und neuer Weise geübte und gelehrte Kritik ausgesprochen; aber theils hat er dabei manche Wiederholung nicht vermieden, theils hat er den Nagel doch nicht recht scharf auf den Kopf getroffen, da man nach den hier gegebenen Darstellungen immer noch zu der Annahme verleitet werden könnte, als sei die Kritik für Lachmann höchster und letzter Selbstzweck gewesen, während sie ihm doch durchweg nur Mittel der geschichtlich reinen Erkenntniß war. Deshalb hat Hertz auch viel zu wenig Werth auf die zusammenfassenden und gestaltenden Abhandlungen gelegt, wie z. B. auf die leider zu wenig verbreiteten und schwer zugänglichen in den Schriften der Berliner Akademie, wo Lachmann mit staunenswerther Kürze die positiven Resultate zahlloser kritischer Einzelforschungen zu wesentlicher Bereicherung der Wissenschaft abzurunden und festzustellen verstand. Wenn selbst für die werthvollsten reinkritischen Arbeiten Lachmann's die Zeit kommen wird, wo man ihrer nicht mehr unmittelbar bedarf, weil ihre Resultate in die allgemein anerkannte Wissenschaft übergegangen sind, so werden jene Abhandlungen immer wesentliche Abschnitte in der Geschichte der Wissenschaft bilden und für ihren Gegenstand einen gewissen Abschluß gewähren, wie Dies bei einer reinkritischen Arbeit kaum jemals in gleicher Weise der Fall sein kann.

Es versteht sich wol von selbst daß das Buch von Hertz neben so manchem Unvollkommenen und Mislungenen auch werthvolle Abschnitte enthält; dahin rechne ich namentlich aus eigener lebendiger Erinnerung die Schilderung von Lachmann's Thätigkeit im Philologischen Seminar, zu der freilich nach S. 245 Otto Jahn das Beste beigesteuert zu haben scheint. Noch vervollständigt könnte die für jeden Schüler Lachmann's höchst ergötzliche Schilderung durch die Frage werden, mit welcher er manchen Schwätzer in Schrecken jagte: „Wo haben Sie denn das gelesen?" Nur läßt sich der Ton leider nicht mit niederschreiben, durch den dergleichen wiederkehrende Formeln ihre eigentliche schneidende Bedeutung erhielten. Ebenso kann ich aus eigener Erfahrung nur vollkommen Das bestätigen was Hertz (S. 87) über Lachmann's ebenso lehrreiches als liebenswürdiges Verhalten gegen solche Studenten mittheilt, in denen er einen lebendigen und selbstthätigen Eifer für die Wissenschaft zu entdecken glaubte. Und wo er einmal solche Theilnahme schenkte, war sie auch von Bestand: mit stets gleicher Herzlichkeit und einer Milde deren ihn nur Wenige für fähig hielten hat er mir ganze Stunden gewidmet, die ich noch jetzt zu den werthvollsten meiner Studentenzeit rechne, und so oft es mir später in großen Zwischenräumen vergönnt war ihn aufzusuchen, verschwand vor seiner heitern Frische und offenen Mittheilsamkeit sofort der Gedanke an die dazwischenliegende Entfernung. Wie sich diese Tugenden in noch weit höherm Grade in dem Verkehr mit ebenbürtigen Freunden und Strebegenossen offenbarten, wie Lachmann hier die vollste Lebenslust mit reicher Geistesthätigkeit verknüpfte, auch Das hat Hertz trefflich dargestellt und in den Beilagen mit mannichfachen Belegen versehen. Diese Beilagen enthalten außer einem vollständigen Verzeichniß von Lachmann's Schriften unter Anderm auch eine Anzahl Gedichte von ihm; darunter eine zwar nicht originelle, aber warme und wahre Variation des alten Liedes „Wer nur den lieben Gott läßt walten", welche einen tiefen Einblick in Lachmann's gediegene, feste und ruhige Religiosität thun läßt. Sonst wiederholt sich auch hier die Erscheinung daß sich die dichterische Neigung da wo mehr Sprachgewandtheit als eigentlich poetische Begabung vorhanden ist vorzugsweise dem Sonett zuwendet und mit dem reifern Mannesalter fast ganz erlischt, und in den letzten 20 Jahren würde wol Niemand so leicht daran gedacht haben daß auch Lachmann dereinst in dichterischen Versuchen sich ergangen habe. Als eine dankenswerthe Zugabe sei endlich noch erwähnt die (S. XXXIX fg.) abgedruckte treffliche Grabrede welche Lachmann's Freund Ph. Buttmann gesprochen.

Hertz hat offenbar mit dem besten Willen das Seinige gethan, seines Meisters Bild rein und treu der Nachwelt zu überliefern. Aber er hätte doch wol noch besser gethan abzuwarten, ob nicht eine berufenere Hand diese Liebespflicht erfüllen werde; Moritz Haupt oder Otto Jahn würden sich ihr wol nicht entzogen haben. Jetzt aber dürfte man kaum noch auf eine neue Arbeit rechnen dürfen, und so würde man es zu beklagen haben daß ein als Mensch und als Gelehrter so seltener Mann wie Lachmann nur in mangelhafter Schilderung dem Andenken der Nachkommen erhalten werden wird, wenn er nicht selbst durch seine Werke sich ebenso viele Denkmale von höherm und bleibenderm Werthe gestiftet hätte, neben denen er den Aeußerlichkeiten seines persönlichen Daseins eine sehr geringe Bedeutung einräumte.

W. A. Passow.

Friedrich August Koethe.

1. Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde. Von Friedrich August Koethe. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Konrad Benjamin Meißner. Leipzig, Brockhaus. 1851. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Geistliche Lieder von Friedrich August Koethe. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Konrad Benjamin Meißner. Nebst einer Biographie Koethe's. Leipzig, Brockhaus. 1851. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist billig und recht daß guten Menschen, die ihren Lebenskreis zum letzten Abschluß in zeitlicher Entwickelung gebracht haben, ein Merk- und Erinnerungszeichen an allen denjenigen Stätten gewidmet werde, an welchen ihre Lebensäußerung sich vorzüglich dauernd und eindringend erwiesen hat. Mögen Andere meinen daß ein solcher formeller Abschluß, wenn er zu dem erfolgten realen hinzutritt, Nichts weiter sei und überhaupt Nichts weiter sein könne als eine Befriedigung die sich natürliche Ordnungs- und Sonderungsliebe nur allzu gern gewährt und in der Regel gar nicht versagen kann: so habe ich es dennoch allezeit lieber damit gehalten, in solchem Abschluß zugleich die beruhigende Erklärung zu lesen daß ein Ring nur geschlossen sei, damit ein anderer und natürlich umfangreicherer sich an seiner Stelle aufthun könne und, wie sich von selbst versteht, auch aufthun müsse; und ich bekenne es unverhohlen daß mir darum der Anblick der Denkmäler auf einem Friedhofe als solcher in der Regel weit trostreicher geworden ist als es ihre Inschriften, Embleme und sonstigen Ausstattungen sein konnten.

Einem guten Menschen solcher Art gedenke ich jetzt in diesen Blättern, an welchen er einen großen Theil seines Lebens hindurch ein treuer Mitarbeiter gewesen ist, diesen Dienst zu erweisen, indem ich die Leser derselben vor das Denkmal führe, das er eigentlich sich selbst noch, wenn auch zugleich nicht ohne freundliche Vermittelung errichtet hat, und sie ersuche, mit mir dem treuen, biedern Herzen das da zu schlagen aufgehört hat, nachdem es solange auch in diesen Blättern uns zur Freude gewesen war, ein „Have pia anima!" nachzurufen.

Wenn auch nicht alle Leser und Mitarbeiter d. Bl., so doch gewiß ein großer Theil derselben hat den Tod des frommen „Einsiedlers zu St.-Johannes", des Consistorialraths und Superintendenten zu Allstädt, Dr. Friedrich August Koethe, am Schlusse des Jahres 1850, mit wehmüthiger Theilnahme vernommen; und die beiden letzten Gaben seiner segensreichen literarisch-ascetischen Thätigkeit, von ihm selbst noch ausdrücklich als sein frommer Schwanengesang bezeichnet, die in den beiden in unserer Ueberschrift genannten Schriftchen vorliegen, stelle ich jetzt seinen Freunden als ein einfaches, aber gewiß nicht unwillkommenes Monument des liebenswürdigen Heimgegangenen vor Augen.

Das eine Schriftchen, das „Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde" enthält, war von dem Verfasser schon ganz zum Druck vorbereitet, und ist die schöne, milde Frucht eines langen, schweren Krankheitsleidens das er beinahe ein ganzes Jahr hindurch bis in den Anfang seines letzten Erdenjahres hinein getragen hat.

Das andere Schriftchen ist eine Sammlung geistlicher Lieder, nach dem handschriftlich hinterlassenen Wunsche des frommen Sängers aus einer reichen Sammlung seiner ungedruckten Lieder, die theils an die christlichen Festzeiten sich anschließen, theils reine lyrische Ergüsse frommer Betrachtungen und Gefühle sind, von seinem vieljährigen Freunde, dem Referenten dieses, ausgewählt und zum Drucke befördert. Der Herausgeber hat es sich nicht versagen können, neben einem kurzen Vorworte auch eine einfache Biographie, die allerdings mehr den Namen einer Skizze als den einer vollständigen Lebensbeschreibung anspricht, beizufügen, auf die er auch hier seine Leser verweist, wenn sie über den einfachen Lebensgang Koethe's das Nähere erfahren wollen.

Ich kann allerdings den Wunsch nicht verleugnen daß die beiden letzten Gaben meines Freundes eine freundliche Aufnahme und viel Leser und Leserinnen finden mögen. Mir scheint es daß sie die ascetische literarische Thätigkeit des Verewigten in sehr würdiger Weise abschließen und in der That den Frieden und die Innigkeit eines frommen Glaubenslebens, das ein so schönes Eigenthum des wol mannichfach geprüften, aber auch herrlich bewährten Nachfolgers Christi war, das der rothe Faden ist, der durch alle seine Bestrebungen und Schöpfungen sich hindurchzieht, wie im Auszug und dadurch zugleich in einer gesteigerten Potenz aufschließen und mittheilen. Bringt das erste Schriftchen Früchte der Erbauung, wie sie mitten in der Sonnenglut einer schweren Lebensprüfung, unter den Leiden einer langwierigen und beängstigenden Herzkrankheit gereift sind, Früchte recht erquickender Art und reich an Kräften einer höhern Welt: so ist das zweite eine Blüten- und Fruchtlese, für welche Jahr aus Jahr ein, bei Sonnenschein und in schweren Wettern eine lange Reihe von Jahren hindurch von dem frommen Dichter in dem Weingarten, welchen Christus ihm angewiesen hatte, gesammelt worden ist. Es enthält das letztgedachte geistliche Lieder, die theils an die christlichen Festzeiten sich anschließen, theils das christliche Leben selbst in seinen mannichfachen Beziehungen auffassen und festhalten. Wir bilden uns ein daß mit diesen zwei „geistlichen Blumensträußlein" dem ascetischen Bedürfnisse Vieler eine Befriedigung geboten werde, die sich den beiden Hauptrichtungen desselben in recht entsprechender Weise anschließt. Das eine wird in schweren Lebenslagen, wenn der Schmerz und die Klage einziehen, mit mildtröstender Stimme, aus dem Quell eigener schwerer Lebenserfahrung schöpfend, als lindernder Balsam um das wunde Herz sich legen. Es sind Dies die Lieder und Sprüche, die unserm Freund sein vorletztes Lebensjahr unter großen und schweren Krankheitsleiden gebracht hatte, herrliche Troststimmen, so ganz unmittelbar aus eigener schmerzhafter Lebenserfahrung heraus erklungen. Das andere, die geistlichen Lieder, mag sich mehr als eine tägliche Seelenkost empfehlen, die vertheilt zwischen Fest- und Alltagszeiten, in angemessener Folge genossen, die Grundlage einer frischen, fröhlichen geistigen Gesundheit werden mag.

Es kann in dieser bewegten, zerrissenen Zeit gewiß kein erwünschteres Loos geben als das in einer alten prophetischen Schrift dem Volke Gottes verheißen wird, wenn letzteres den Befehl erhält „hinzugehen in seine Kammer und die Thür nach sich zuzuschließen und so einen kleinen Augenblick sich zu verbergen bis der Zorn vorübergehe". Es ist eine alte Rede daß wer in Gefahr sich begibt darin umkommt, und wenn damit der Trägheit ebenso wenig als einem in unsern Tagen in gewissen Spären nur zu beliebten sogenannten „passiven Widerstande" das Wort geredet werden soll, so ist doch gewiß das Heil für unsere Zeit nur von da an mit Sicherheit zu erwarten, wo die zur Besinnung Gekommenen von dem wilden Markte der Gegenwart sich mehr und mehr verlaufen, in sich selbst einkehren und im stillen Harren auf die Hülfe von oben in dem kleinen, aber lieben Gehege, das sie in unmittelbarer Nähe umschließt, mit einem male die einfache Stätte sich bereitet und geschmückt erkennen, auf welcher und von welcher aus sie sich und nach dem Maße des ihnen verliehenen Pfundes zugleich dem Reiche Gottes in aller nur wünschenswerthen Ausdehnung zu dienen am besten im Stande sind.

In seinem stillen, freundlichen Allstädt war meinem verewigten Freunde nach einer kurzen Zeit des Kampfs „mit den wilden Thieren zu Ephesus" ein solches Pathmos gefunden, in welchem er, unberührt von dem eigentlichen Wirbel des brausenden Zeitmeers, wunderbar geschützt vor dem verderblichsten Sturmestoben, seinen geistlichen Garten pflegen und die zarten Blumen desselben warten konnte. In solchem friedlichen, Stille und Ruhe in Gott athmenden Sinne hat der „Einsiedler zu St.-Johannes", wie er sich selbst in seinen spätern frommen Schöpfungen nennt, namentlich während seines vieljähri-

gen Seins in Allstädt, seine gesammte spätere schriftstellerische Thätigkeit geführt, und es mag einem Weltkinde unserer Zeit etwa wie Einem der aus wildem Marktgeräusch mit einem male in einen Frühlingshain, in welchem die ersten Blüten sich am wärmenden Sonnenstrahle erschlossen haben, eintritt, zu Muthe sein, wenn er z. B. die Koethe'schen Lieder liest oder seine einfachen Sprüche der Weisheit und frommen Glaubens vernimmt. Er wird flüchtig an den Knospen und Blumen vorübereilen, sie artig finden, aber nicht schnell genug in den Strom des Tags sich aufs neue stürzen können, um zuletzt doch darin sein frühes und nicht beneidenswerthes Grab zu finden.

Ihr jedoch, die ihr nicht gerade Europamüde, wol aber müde vom fruchtlosen Kämpfen mit den „wilden Thieren zu Ephesus" seid, die ihr es schon längst vorzieht, statt in die lohende Flamme eure Wassertropfen zu spritzen und dadurch die zürnende nur noch mehr zu reizen, in stiller Zurückgezogenheit an euerm Herde zu bauen, um in ihm den Punkt zu gewinnen von welchem aus ihr mit sicherer Hoffnung des Erfolgs, sei es auch nur ein Sandkörnlein, zum Bau des Gottesreichs beitragen könnt —, ich hoffe, eure Anzahl soll sich jetzt von Tag zu Tag mehren und in kurzem zu einem Heere Gottes heranwachsen, das nicht mit der Gewalt der Speere, das seine herrlichen Siege ohne Schlacht gewinnt —, ihr seid vor Allen freundlich eingeladen an den Blumensträußen, die mein verewigter Freund, gleichsam die anspruchslosen Veilchen die seinem Grabe entblühen, zuguterletzt noch bietet, euch zu stärken, möge nun ein besonderes, tief in die Seele einschneidendes Weh euch heimsuchen und das Verlangen nach Erquickung anregen, oder möge es nur der ermattende Gang des alltäglichen Lebens mit seinen Freuden und Leiden, seinen Mußen und Arbeitsstunden sein, der euch nach innerer Herzensstärkung aussehen läßt. Das was euch draußen der Sturm des Lebens etwa zum Troste sagen mag, ich weiß es, das ist sehr unsicher und nimmermehr gründlich beruhigend. Das was euch hier geboten wird hat noch nie, wo es in rechtem Ernste gebraucht wurde, das Vertrauen getäuscht.

K. B. Meißner.

Olympia. Ein Vortrag im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 10. Januar gehalten von Ernst Curtius. Berlin, Besser. 1852. Gr. 8. 12 Ngr.

Wer an dem neuen Griechenland an und für sich Interesse nimmt oder für sein Interesse nach dem alten Griechenland Nahrung in dem neuen sucht, und wer mit Bezug hierauf namentlich die Monographien des Autopten Ernst Curtius über die Akropolis von Athen und über die Insel Naros kennt, der wird auch den vorliegenden Vortrag desselben über Olympia mit Interesse zur Hand nehmen und mit Interesse lesen. Gerade Olympia, mit dem Reichthume seiner archäologischen Schätze, welche jener Boden unzweifelhaft bewahrt, und bei den Beziehungen, die es zur Zeit des alten Griechenlands für gewisse Richtungen des öffentlichen Lebens der Hellenen darbot, ist noch gegenwärtig, besonders seit Winckelmann, ein Ziel der Sehnsucht für jeden Freund und Kenner griechischer Archäologie, und Alle beklagen daß Winckelmann's Gedanke wegen Ausgrabungen in Olympia, die durch dessen Bloßlegung reichen Gewinn für die Wissenschaft erwarten lassen, vor einiger Zeit durch die wissenschaftliche Commission des französischen Befreiungsheeres zwar auszuführen begonnen ward, man jedoch bald wieder „zu suchen aufhörte, ehe man zu finden aufgehört hatte". Was der Verfasser in seiner vorliegenden Monographie über Olympia in historischer, chorographischer und archäologischer Hinsicht zusammengestellt hat, ist im Wesentlichen nach den griechischen Schriftstellern, vornehmlich nach Pausanias, in einer geschmackvollen Darstellung zusammengestellt worden, und ist vollkommen geeignet die Wichtigkeit Olympias in der obbemerkten Richtung, nämlich für die Zwecke der Archäologie erkennen und jenen Wunsch Winckelmann's von neuem lautwerden zu lassen. Dabei hebt der Verfasser mit gebührendem Nachdruck hervor daß es „vor und nach den Hellenen kein Volk gegeben hat, welchem die freie und volle Entfaltung der menschlichen Kräfte des Lebens Ziel war", daß „den Hellenen das Gleichgewicht des leiblichen und geistigen Lebens, die harmonische Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Triebe als Aufgabe der Erziehung galt, und darum stand, neben der Musik die Gymnastik, um von Geschlecht zu Geschlecht eine an Leib und Seele gesunde Jugend zu erziehen". Was in dieser Beziehung weiter über die gymnastische Erziehung und die gymnastischen Spiele bei den Hellenen bemerkt wird, wäre für uns Deutsche wol des Strebens und der Nachahmung werth; allein wir können nun einmal nicht Hellenen werden, auch wenn wir es wollten, und der Hauptgrund davon ist der daß wir uns, wie alle modernen Nationen, im Gegensatze zu den classischen Völkern gar zu sehr von der Natur und von Dem was diese für den Zweck und für die Mittel heischt und fodert gar zu weit entfernt haben und unsere Bildung ebenso sehr eine Verbildung oder Ueberbildung ist, als namentlich unsere öffentlichen Zustände das Bild einer kränklich berechnenden und künstlich verschrobenen Unnatur gewähren. Mit dieser Wahrheit steht Das nicht im Widerspruch was hier am Schlusse bemerkt wird und was nur als eine wahre Apotheose des hellenischen Lebens gilt: „Was dort in der dunkeln Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höhern Frieden verkündet haben als die olympische Waffenruhe, so bleibt doch auch für uns Olympia ein heiliger Boden und wir sollen in unsere von reinerm Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude"; — wir sollten, möchten wir hinzusetzen, wenn wir könnten!

23.

Perret's „Catacombes de Rome".

Unter dem Titel „Catacombes de Rome" wird von Perret demnächst auf Kosten der französischen Regierung ein Werk erscheinen, welches Abbildungen der vorzüglichsten Malereien in den römischen Katakomben enthält. Der Ruf, der Perret vorherging, wurde gerechtfertigt als er nach Paris kam und seine kostbaren Sammlungen mitbrachte. Architektonische Denkmäler und Fragmente, Fresken- und Glasmalereien, Mosaiken, Vasen, Lampen, Inschriften und Symbole, die auf den Grabsteinen der Kirchhöfe der ersten Christen eingegraben sind, Nichts ist von alle Dem ihm entgangen. Seine Mappe enthält mehr als 500 Stücke, von denen die meisten noch unbekannt sind. Die Sammlung zeichnet sich nicht allein durch ihre Reichhaltigkeit, sondern auch durch die Seltenheit und Neuheit der meisten Stücke und durch die Methode aus, mit der sie angelegt ist, indem Perret nur die vorzüglichsten und für das Studium der Geschichte der christlichen Kunst vortheilhaftesten Gegenstände auswählte.

Die römischen Katakomben bestehen bekanntlich aus einer Reihe unterirdischer Galerien, welche sich kreuzen und von Distanz zu Distanz in gewöhnlich gewölbte Säle münden; ihre Mauern enthalten theils ebenfalls gewölbte Nischen, theils einfache übereinandergeschichtete Fächer, die dazu bestimmt sind Leichname aufzunehmen. Seit undenklicher Zeit gehörten diese weitläufigen Souterrains, aus denen früher die Pozzolanerde gewonnen wurde, dieser Beerdigungsart an; später wurden sie, als die Christen sich niederließen, methodisch und nach einem bestimmten Plane erweitert. Daß die Christen zur Zeit der Verfolgungen eines Nero oder Diocletian in Masse sich dorthin geflüchtet haben sollen, ist unwahrscheinlich, obwol man es für gewöhnlich erzählt. Denn die christliche Sekte bestand damals schon aus mehren Zehntausenden in Rom; wahrscheinlich mögen

nur einige Wenige dorthin ihre Zuflucht genommen haben. Die meisten Katakomben tragen noch die Namen solcher alter Besitzer; so gibt es Katakomben des heiligen Saturnin, des heiligen Thraso an der Porta Salara, des heiligen Calixtus u. s. w. Mit der Erweiterung der Katakomben ward eine religiöse Brüderschaft beauftragt und man richtete die Größe jedes neuen Gemachs nach der Wichtigkeit der Person ein, deren Reste darin niedergelegt werden sollten. Die freigelassenen Mauern dieser Gemächer dienten zur Ausschmückung mit Malereien, besonders wenn die Person sich durch Frömmigkeit oder Märtyrerthum ausgezeichnet hatte. Der Hintergrund der Höhle und besonders der Umfang des Schwibbogens, sowie in den Hauptgemächern die Plafonds wurden für diese Ausschmückung aufbewahrt. Oft geschah es auch daß, wenn kein Platz mehr für die neuen Todten da war, man in die Wände, die mit Malereien geziert waren, eingrub und diese dadurch zerschnitt; oft sind auch mehre Malereien übereinander angebracht und neue Gegenstände über die alten gemalt worden. Dabei zeigt sich der merkwürdige Umstand, daß die alte Malerei immer vorzüglicher ist als die darüber angebrachte neuere. Jemehr sich die Kunst dem Heidenthume nähert, um so weniger zeigt sie einen Verfall, und es ist das Wahrscheinlichste daß die ersten Christen nur die heidnische Ueberlieferung fortsetzten und das System der Ausschmückung der Gräber von den Römern erhalten hatten, wie diese in dieser Beziehung Nachahmer der Etrusker und Aegypter waren. Die römischen Katakomben sind Analogien der Nekropolen von Theben und Memphis, den Latomien von Neapel und Syrakus und den Hypogäen des Tarquinius.

Keine dieser unterirdischen Begräbnißstätten enthält indeß eine so große Anzahl von Malereien und Sculpturen, Denkmalen aller Art wie die römischen Katakomben. Sechs Jahrhunderte lang haben die christlichen Künstler hier mit Muße ihr ganzes Wissen entfaltet. Man hatte indeß seit langen Jahren das Studium der Katakomben und der seltenen Denkmale, die sie enthalten, vollkommen vernachlässigt. Der Eingang zu den Krypten war verstopft, viele Galerien geschlossen und der Zugang dem Fremden, der sie besuchen wollte, gewissermaßen verboten. Endlich lenkte unter Gregor XVI. die Entdeckung von Malereien und besonders eines Bildes der Jungfrau, das aus dem 3. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung datirt, die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der Gläubigen wieder auf sie hin. Indeß war auch diese Bewegung nur vorübergehend; man copirte einige Malereien die zerstreut in verschiedenen Sammlungen untergeordneter Art erschienen, und der gelehrte Jesuit Marchi, der thätig bei diesen Untersuchungen mitgewirkt hatte, bediente sich der gemachten Entdeckungen nur zur Aushülfe seiner Geschichte der christlichen Gebäude der ersten Jahrhunderte, die er gegenwärtig herausgibt. Perret hatte mithin ein noch ganz freies Feld vor sich.

Sechs Jahre seines Lebens verwendete er auf seine langwierige und schwere Unternehmung. Er hatte 60 Katakomben zu durchsuchen, deren Galerien zusammen einen Weg von mehr als 300 Lieues ausmachen. Sie bilden wie Gebäude auf der Erdoberfläche mehre übereinanderliegende Etagen, von denen die vierte und unterste mehr als 80 Fuß unter der Erde liegt. Perret begrub sich sozusagen fünf Jahre lang in diesen ungeheuern Grabhöhlen, die sich unter den ehemaligen Vorstädten des alten Rom oder unter der jetzigen Campagna Romana hin erstrecken. Die Gefahren die er zu bestehen hatte waren zahlreich. Bald weigerten sich die Führer ihm in noch unbekannte Räume zu folgen, weil sie sich zu verirren fürchteten, was auch mehr als ein mal geschah, bald hemmte ein Einsturz jedes weitere Vordringen, und man mußte erst enge Schlupfgänge graben, die sich leicht hinter ihnen wieder schließen konnten, oder die Feuchtigkeit und beunruhigende Sickerungen machten den Weg gefährlich und endlich verlöschten in der untersten Etage, wo die Luft immer seltener wurde, die Fackeln, und man war der Erstickung nahe. Zu diesen Schwierigkeiten gesellte sich eine andere. Perret hatte den Beistand anderer Künstler nothwendig, die jedoch nicht durch dasselbe Gefühl wie er in Anregung gehalten wurden, sondern bald erschlafften, die Arbeit, die immer bei Lampenlicht gethan werden mußte, aufgaben und sich scheuten ihn bei den gefährlichen Excursionen ferner zu begleiten.

Die hauptsächlichste Schwierigkeit fand Perret jedoch in seiner großen Gewissenhaftigkeit. Er wollte in jedem Falle ein treuer und aufrichtiger Copist jener Gegenstände sein, um in gewisser Beziehung eine identische Darstellung derselben darbieten zu können. Er bedurfte um Dies zu erreichen einen Zeichner und einen Maler. Um eine Freske zu reproduciren, genügte das bloße Durchzeichnen nicht, sondern ein Zeichner und ein Maler mußte die rohe Skizze ausfüllen. Beides fand er in einem trefflichen Künstler, Savinien Petit, dessen Zeichnungen mit einer außerordentlichen Treue ausgeführt sind, die auch nicht den kleinsten Fehler der Originale verschweigt.

Ein kurzer Blick auf die vor den „Catacombes de Rome" erschienenen Werke zeigt den ganzen Werth und das ganze Verdienst dieser Arbeit. Bis zum 8. und 9. Jahrhundert standen die Katakomben in großer Verehrung; die größte Sorgfalt wurde auf ihre Unterhaltung verwendet. Zu gewissen Zeiten und besonders seit den Märtyrerfesten feierte man prachtvolle Ceremonien daselbst; die Gläubigen wünschten dort einen Platz nach ihrem Tode; die Päpste selbst trachteten nach dieser Ehre und zogen sich oft lange Zeit dahin zurück, gleichwie um in dieser heiligen Einsamkeit ihren Glauben zu kräftigen. Allmälig erkaltete jedoch dieser Eifer und gegen Mitte des 9. Jahrhunderts waren die meisten, wenn nicht alle Katakomben vergessen und die Zugänge zu ihnen verschüttet. Vier bis fünf Jahrhunderte lang schien man ihre Existenz nicht zu kennen, und erst im 16. Jahrhundert unter dem Pontificat Sixtus' V. entdeckte man sie gleichsam von neuem und begann sich ihrer zu bemächtigen. Sixtus ließ sie durchsuchen, um angeblich die Ueberreste der Märtyrer herauszuholen, vielleicht auch um Schätze zu finden. Neugierige und Gelehrte folgten seinem Beispiele und begannen eine sorgfältige Durchforschung jener Räume. Besonders geschah Dies von Anton Bosio, dem Agenten des Malteserordens in Rom, der alle Denkmale, Grabmale, unterirdischen Kapellen, Altäre, Sculpturen, Malereien, Mosaiken, zu denen er gelangen konnte, abzeichnen und graviren ließ. Die Beschreibung dieser Gegenstände sollte ein Werk bilden, welches er gleichfalls „Roma soterranea" nannte, das aber erst nach seinem Tode von Arringhi durchgesehen und vervollständigt wurde und 1651—59 erschien. Bottari benutzte diese Untersuchungen in seinem Werke über den kirchlichen Ritus der drei ersten Jahrhunderte des Christenthums und reproducirte genau die Zeichnungen Bosio's, so unvollkommen als sie waren.

Seroux d'Agincourt, der später seine geistreiche Kritik und seinen geläuterten Geschmack zu den Malereien und Sculpturen der Katakomben brachte, ist vielleicht der Erste der sie vom Standpunkte der Kunst aus betrachtete. Er zeigte die Unvollkommenheiten der frühern Schriftsteller wie Bosio, Arringhi, Severano, Boldetti, Bottari, Marangoni und Buonarotti, und wie deren Zeichner jene Denkmale und Malereien untreu copirt haben, sodaß die Gravuren oft nur dazu dienen die Zahl der Figuren und die Kirchengewänder anzugeben. Indeß sind auch die Zeichnungen Agincourt's keineswegs tadellos, und erst Perret's Arbeit, der an den Fehlern seiner Vorgänger lernen konnte, erreichte dieses Ziel. Der größte Theil seiner Zeichnungen ist nach einem großen Maßstab aufgenommen, sehr viele in Naturgröße. Die ganze Sammlung besteht aus nicht weniger als 360 Studien in Großfolio-Format, von denen 154 Blätter Fresken, 65 Denkmale, 23 Blätter Glasmalereien von 86 Gegenständen, 41 Blätter Lampen, Gefäße, Ringe und Marterwerkzeuge, mehr als 100 verschiedene Gegenstände an der Zahl, endlich 85 Blätter Inschriften von mehr als 500 Grabsteinen enthalten. Der größte Werth der Sammlung besteht

jedoch darin daß von den 154 Fresken zwei Drittel jetzt zum ersten male erscheinen und erst seit 1840—50 entdeckt worden sind. Wir wollen nur die Malereien des berühmten Brunnens der Platonia erwähnen, der eine Zeitlang dem heiligen Petrus und dem heiligen Paulus als Grabmal diente, und den der Papst Damasus um 365 hatte mit Fresken schmücken lassen, seit welcher Zeit er verschlossen geblieben war. Perret erhielt von der römischen Regierung die Erlaubniß hinabzusteigen und entdeckte Malereien welche Christus und die Apostel darstellen, sowie zwei Grabmale von parischem Marmor, in welchen ohne Zweifel die Ueberreste St.-Paul's und St.-Peter's gelegen hatten.

Der hohe Werth des Werks Perret's liegt nicht allein in der Wiederherstellung einer lückenhaften Geschichte und der Entdeckung einer ganz neuen Kunst, sondern auch in den unerwarteten Resultaten in Bezug auf die Kunst und das Dogma. Die Lücke welche bisher zwischen der modernen und alten Kunst bestand ist nun ausgefüllt; es ist keine Unterbrechung mehr in Dem vorhanden was man die Geschichte durch Denkmale nennen kann. Man erkennt außerdem den Ursprung der alten Bilder von Christus, der Jungfrau, den Aposteln und vielen andern Personen. Es ist möglich daß Perret nicht jeden Ungläubigen überzeugen wird; indeß sind die Denkmale die er uns bringt außerordentlich zahlreich und tragen in gewisser Beziehung auch ihr Datum an sich. So entdeckte er in den Katakomben St.-Calixt's auf dem Apeninnischen Wege die ältesten Malereien, in denen Bilder von Christus dargestellt sind. Die Malereien schildern Gegenstände aus dem Alten und Neuen Testamente, wie Jonas, Christus und die Gelehrten, die Erweckung des Lazarus, die Speisung der Fünftausend und eine sehr interessante Darstellung der ersten Liebesmale. Diese Fresken datiren aus dem 1. und 2. Jahrhunderte; bei einigen ist das Ensemble der Decoration und selbst die Sujets dem Heidenthume entlehnt, was um so erklärlicher ist als die bürgerlichen Gebräuche bei beiden Culten dieselben waren und häufig ein heidnischer Vater christliche Kinder hatte. Bei andern Fresken sieht man deutlich wie allmälig das Heidenthum ganz verschwindet um in das Christenthum überzugehen; die Gegenstände sind reinchristlich, und nur die Form, die Gruppirung, das Arrangement ist noch mehr oder minder heidnisch.

Die Entdeckungen in den Katakomben der heiligen Agnes auf dem Romentanischen Wege sind nicht weniger interessant; da ist einer der ältesten Kirchhöfe. Unter den Fresken dieser Krypten sind besonders Adam und Eva von der Schlange versucht, Tobias und der Engel, Daniel in der Löwengrube, Herodes und die Magier, Moses an den Felsen schlagend hervorzuheben; das vorzüglichste Gemälde ist: Jesus Christus inmitten seiner Schüler.

In den Katakomben des heiligen Lorenz und heiligen Cyriacus auf dem Tiburtinischen Wege fand Perret ein interessantes Bild der Jungfrau mit dem Kindlein Jesus und mehren Heiligen, ein Bild Jesu mit zwei Aposteln und vielleicht die ältesten Bilder der heiligen Cäcilie, des heiligen Cyriacus und der heiligen Katharina.

Die Katakomben der heiligen Priscilla enthalten das Grabmal derselben; an den beiden Ausgängen sind zwei stehende Frauen abgebildet mit erhobenen Händen und zum Himmel gewendeten Augen, in der Stellung von Betenden, orantes; die eine ist die heilige Priscilla, die andere ihre Gefährtin. Beide tragen prächtige Gewänder. Eine andere weibliche Gestalt betet in denselben Katakomben und ist mit einem rothen Gewand und einer reichen schwarzen Draperie bekleidet.

Die Glasmalereien sind nicht weniger interessant; es sind Dies nicht Glasfenster, sondern in die Mauern befestigte Medaillons oder Malereien auf dem Boden der Gefäße, in denen das Blut der Märtyrer aufgefangen wurde. Die Inschriften sind als Facsimiles copirt worden; die Gegenstände aus gebrannter Erde sind wenig zahlreich, aber sehr werthvoll; namentlich ist ein bärtiger Christuskopf darunter, der einen herrlichen Ausdruck hat und vollendet ist wie eine Camee.

Der Theil des Werks Perret's der sich auf Architektur bezieht hat besonders das Verdienst der Neuheit; Perret zeichnete fast nur diejenigen Gemächer ab welche erst nach seinen Vorgängern entdeckt worden sind.

Man kann von diesen Andeutungen auf die Wichtigkeit des Werks schließen; die französische Regierung beschloß bald es auf eine würdige Weise erscheinen zu lassen, und die Nationalversammlung bewilligte seinerzeit auf den Vortrag Vitet's einen außerordentlichen Credit von 180,814 Francs dazu.
16.

Zur Erziehungslehre.

Die Ansichten über die Macht und den Einfluß der Erziehung, sowie über die wesentlichen Aufgaben derselben werden immer abhängen von der Grundfrage: Sind alle Menschen von Natur gleich und entspringt alle Verschiedenheit des Geistes und Charakters nur aus äußern Einflüssen und Umständen: oder gibt es eine ursprüngliche, angeborene Verschiedenheit, und wie weit geht diese? Die Erziehungslehre wird natürlich in jenem Falle ganz anders beschaffen sein als in diesem; sowie ein Gärtner der Alles was ein Baum ist dem Boden in welchem, und dem Himmel unter welchem er wächst zuschreibt, ganz anders von der Baumcultur denken wird, als wer dem Baum eine eigene angeborene Natur, ein ursprüngliches, aus äußern Einflüssen und Umständen nicht erklärbares Wesen beilegt.

Helvetius behauptet in seinem Werke: „De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation" (section 4): „Que les hommes communément bien organisés sont tous susceptibles du même degré de passion: leur force inégale est toujours en eux l'effet de la différence de positions où le hazard nous place; que le caractère original de chaque homme (comme l'observe Pascal) n'est que le produit de ses premières habitudes." Im Moment der Geburt, wo das Kind sich dem Mutterleibe entwindet und sich die Pforten des Lebens eröffnet (sagt Helvetius Cap. I dieser Section), tritt es in dasselbe ohne Ideen und ohne Leidenschaften ein. Das einzige Bedürfniß welches es fühlt ist das des Hungers. (L'unique besoin qu'il éprouve, est celui de la faim.) Daraus daß in der Wiege die Leidenschaften des Stolzes, des Geizes, des Neides, des Ehrgeizes, der Ruhmsucht sich noch nicht fühlbar machen, schließt Helvetius daß diese Leidenschaften reinkünstlich (factices), nur im Schoose der Flecken und Städte geboren sind, ein Erzeugniß der conventionnellen Gesetze und der menschlichen Gesellschaft. Dem der im Augenblicke der Geburt vom Sturme und den Gewässern auf eine einsame Küste verschlagen und dort wie Romulus von einer Wölfin gesäugt worden, oder Dem der aus seiner Wiege durch eine Fee oder einen Genius entführt und nach einem einsamen Schloffe gebracht worden wäre, würden jene Leidenschaften unbekannt bleiben. „Or si l'on naît sans passions, l'on naît aussi sans caractère."

Ebenso wenig aber als eine angeborene Verschiedenheit des Charakters gibt es nach Helvetius eine angeborene Verschiedenheit der intellectuellen Fähigkeiten. „Tous les hommes communément bien organisés ont une égale aptitude à l'esprit." (Section II.)

Daher wirft Helvetius auch dem Verfasser des „Emile" Inconsequenzen und Widersprüche vor, daß er das eine mal gesagt: Um die Charaktere zu ändern, müßte man die Temperamente ändern können, und ebenso die Geister ändern und aus einem Dummkopf einen „homme de talents" machen wollen, „c'est d'un blond vouloir faire un brun"; an einer andern Stelle aber wieder behauptet habe, „qu'on naît sans vices,

parce qu'on naît sans idées", welcher letztern Behauptung natürlich Helvetius beitritt. (Vgl. Section V, chapitre 1).

Da nun die Entscheidung dieses Streits, wie gesagt, die Grundbedingung der Pädagogik ist, derselbe aber bis heute noch immer die Pädagogen in zwei Parteien spaltet, deren eine echtrationalistisch die Erbsünde leugnet und alle Menschen von Natur gut sein läßt, alle Schlechtigkeit also mit Helvetius für „erworben" erklärt, die andere aber eine ursprüngliche Verschiedenheit annimmt und den einen Theil der Menschheit von Anbeginn zu Gefäßen der Ehre, den andern zu Gefäßen des Zornes Gottes ausersehen sein läßt: so will ich, da hier in d. Bl. eine Frage, über die sich ganze Bücher schreiben lassen, nicht erschöpft werden kann, den Pädagogen vorläufig nur folgende drei Punkte in aller Kürze zu bedenken geben, deren erster die angegebene Verschiedenheit, der zweite den Einfluß der Erziehung und der dritte die wesentliche Aufgabe der Erziehung betrifft.

1. Angeborene Verschiedenheit.

Sowie wenn auf einem und demselben Boden, unter denselben äußern Einflüssen der Temperatur und des Himmels ganz verschiedene Pflanzen wachsen, große und kleine, schöne und häßliche, nützliche und schädliche, Dies ein Beweis ist von der ursprünglichen Verschiedenheit ihrer Keime: ebenso ist das Factum daß aus derselben Erziehung und Bildung, unter denselben äußern Einflüssen der Familie und des Volks so verschiedene Menschen hervorgehen, kluge und dumme, gute und böse, ein unumstößlicher Beweis von der ursprünglichen, angeborenen Verschiedenheit der geistigen und moralischen Anlagen.

Nichts ist daher absurder als die Annahme, alle Menschen seien von Natur gleich und nur die verschiedene Erziehung und Bildung, die Verschiedenheit der äußern Einflüsse und Schicksale mache sie so verschieden. Wäre Dies der Fall, so müßte eine gleichartige Erziehung und Bildung sie alle gleich machen. Nun läßt sich zwar allerdings durch Dressur, wie beim Militair, eine solche Gleichheit herbeiführen, unter der die ursprüngliche Verschiedenheit der Individuen nicht zutagekommt. Aber jene militairische Gleichheit ist ja nur äußerer Schein, unter welchem innerlich die tiefe, wesentliche Verschiedenheit der Individuen verborgen sitzt, die alsbald zutagekommt, wenn die Bande der Disciplin gelöst werden.

Gleichartige Erziehung und Bildung kann wol eine Gleichheit der äußern Erscheinung herbeiführen, aber das innere Wesen bleibt dabei doch so verschieden wie es von Natur ist. Und wenn auch sonst Nichts die ursprüngliche Verschiedenheit der Individuen bewiese, so wäre es doch die Verschiedenheit der Physiognomien, die die Erziehung keinem geben und nehmen kann.

Daß es Manchem lieb wäre die Schuld seiner Dummheit und Schlechtigkeit auf die Erziehung und sonstige äußere Einflüsse schieben zu dürfen, um sie so von seiner Natur abzuwälzen und sich innerlich damit trösten zu können, er sei von Natur mit den Gescheiten und Guten gleichen Wesens und nur durch Schicksalstücke ihr Gegentheil geworden, Dies glauben wir gern; und Dies mag wol auch der geheime Grund sein, warum so Mancher die ursprüngliche, natürliche Gleichheit aller Menschen trotz aller vernünftigen und factischen Gegenbeweise dennoch hartnäckig fortfährt zu behaupten. Aber Dies darf nicht gestattet werden; denn es ist ein Hinderniß aller wahren Selbst- und Menschenkenntniß und führt zu falschen Erziehungsexperimenten.

2. Einfluß der Erziehung.

Um genau bestimmen zu können, was die Erziehung aus einem Menschen zu machen vermag, und was unberührt von ihr bleibt, ihr unzugänglich, ununterworfen ist, müßte man einen und denselben Menschen mehre male von vorn an auf ganz verschiedene, ja heterogene Weise erziehen können. Dann würde man sehen, was unter allen noch so verschiedenen Erziehungsweisen an ihm unveränderlich bleibt, was eigentlich er selbst ist. Aber da dieses Experiment unmöglich ist, so kann man sich bei Angabe Dessen was die Erziehung aus einem Individuum gemacht und was es unabhängig von der Erziehung durch sich selbst geworden sehr irren.

Jeder Mensch ist allerdings ein Product zweier Factoren, seines ursprünglichen, angeborenen Charakters einerseits und des Einflusses der Außenwelt andererseits. Aber diese beiden Factoren liegen uns nicht so gesondert vor daß wir sagen könnten, wie viel auf Rechnung des einen und wie viel auf Rechnung des andern komme. Nur soviel läßt sich mit Gewißheit sagen daß Nichts durch äußere Einwirkungen aus einem Menschen gemacht werden kann, wozu nicht in ihm selbst, in seiner angeborenen Natur ein Keim, eine Anlage ist, sowie andererseits jeder entwickelungsfähige Keim von außen geweckt zu werden bedarf, um Das zu entfalten was er in sich trägt; und insofern ist was ein Mensch geworden weder ihm allein noch der Welt allein zuzurechnen, sondern sowol die Welt als er selbst trägt die Schuld oder das Verdienst von Dem was er geworden.

Aber es gibt von Natur zweierlei Charaktere: selbständige, feste, unbeugsame, die trotz der ungünstigsten, ja unter den widerwärtigsten, hemmendsten äußern Einwirkungen ungestört ihren eigenen Gang gehen und mehr bestimmend auf die Außenwelt einwirken als von ihr bestimmt werden; und unselbständige, schwankende, wandelbare, die allen äußern Einflüssen, jedem Wind und jeder Witterung der Umstände unterworfen sind, die also weniger die Welt beherrschen als von ihr beherrscht werden, weshalb man sie auch den erstern gegenüber charakterlos nennt, obgleich die Charakterlosigkeit eben ihr Charakter ist.

Bei den erstern nun wird sich freilich zeigen wie gering der Einfluß der Erziehung ist; aber dafür wird sich auch bei den letztern offenbaren wie groß derselbe sei. Ob die Erziehung also viel oder wenig Einfluß habe, hängt nicht sowol von ihr selbst als vielmehr von der ursprünglichen Beschaffenheit des Charakters ab.

3. Zwiefache Aufgabe der Erziehung.

Da der Mensch nicht blos ein Natur-, sondern auch ein Culturwesen ist, d. h. ein Theil seiner Fähigkeiten angeboren ist und von selbst sich zu äußern strebt, ein anderer aber auf künstliche Weise, durch Anwendung von Regeln und Grundsätzen erworben werden muß: so entspringt aus diesem zwiefachen Charakter des Menschen eine zwiefache Aufgabe der Erziehung.

1. Diejenigen physischen, intellectuellen und moralischen Kräfte, die dem Individuum von Natur eigen sind und schon von selbst sich zu äußern streben, sind, sofern ihre Wirksamkeit eine dem Wohle des Individuums und der Gesellschaft heilsame ist, naturgemäß zu entwickeln dadurch daß man sie auf die ihnen entsprechenden Gegenstände hinlenkt und ihnen das gehörige Maß ihrer Thätigkeit anweist; sofern ihre Aeußerungen hingegen für das Individuum und die Gesellschaft verderblich, sind sie nicht nur nicht zu entwickeln, sondern zu hemmen und zu unterdrücken.

2. Diejenigen physischen, intellectuellen und moralischen Fähigkeiten welche von Natur nicht wirksam sind, aber doch als für das Wohl des Individuums und der Gesellschaft unentbehrlich erworben werden müssen, sind durch die Erziehung auf künstlichem Wege, beizubringen dadurch daß man sie nach Regeln und Grundsätzen üben und angewöhnen läßt.

Kürzer: 1. Was von Natur da ist, ist theils zu entwickeln, theils zu hemmen.

2. Was von Natur nicht da ist, ist künstlich beizubringen.

Diese drei hier so kurz hingestellten Punkte bilden die Grundlage aller echten und gesunden Pädagogik. Hat man sich daher nur erst über sie geeinigt, hat man anerkannt daß es eine ursprüngliche, angeborene Verschiedenheit in der Qualität des Geistes und Charakters der Individuen gibt; daß dem-

ungeachtet aber der Einfluß der Erziehung nicht zu gering anzuschlagen ist, weil jeder ursprüngliche Keim, jede angeborene Anlage der Entwickelung und Uebung bedarf; und hat man endlich eingesehen daß die Aufgabe der Erziehung wesentlich eine zwiefache ist, eine positive und negative, indem sie auf das von Natur Vorhandene, Angeborene theils excitativ, theils repressiv zu wirken, und eine ergänzende, indem sie das von Natur Fehlende künstlich zu suppliren hat: so ist, denke ich, damit schon viel gewonnen. Aber freilich ist aller Regeln Schwerstes die Anwendung, und die Anerkennung der drei erwähnten Punkte schützt daher noch nicht vor Irrthum bei der praktischen Ausführung. 41.

Orthodoxie und Rationalismus.

Alle kriegerischen, oft übertriebenen und unter sich sogar schlecht zusammenhängenden Behauptungen orthodoxer Christen müssen in manchen Gemüthern eine starke Rückwirkung des Rationalismus veranlassen. Die Orthodoxen sollten bedenken daß ihre Consequenz sie zu einem Papste führen muß. Ist der christliche Glaube die höchste dem Menschen bekannte Kraft, darum ein Heil, ein Segen des Gott suchenden Geistes, so ist doch die Vernunft immer dessen Licht, und der Besitz beider macht den Menschen frei, wie der Apostel Paulus sagt. Entsteht einmal Anstoß und Lärm in der Christenheit, so helfen keine Symbole, Colloquia, Concordienformeln und was sonst noch. Die ganze Kirchengeschichte von Anno 1 bis heute beweist: „Es müssen Spaltungen sein." Die theologischen sind so gut philosophisch als die philosophischen theologisch. Bei dem daraus unstreitig erwachsenden Misbehagen tröste der Gedanke, Dies sei gewiß in die Zwecke der Vorsehung mitaufgenommen. Die Bibel kann nicht das Mittel zur Einförmigkeit der Lehre werden, was sie auch niemals geworden ist. Sie enthält gerade eine sehr vielseitige Anregung, — was ist nicht Alles über dieses Buch gedacht und geschrieben? — aber zugleich eine Weisung wohin sich der Mensch zu wenden habe, um mit der höchsten ihm verliehenen auf Gott gerichteten Kraft, dem Glauben, die Welt zu überwinden. Diese Kraft wird nicht bei Allen gleich sein, bei Manchen geringer als ein Senfkorn (Matth. 17, 20), und Worte werden bei der vielseitigen Anregung verschieden lauten; aber wo die Kraft anhebt und erstarkt, da ist Christenthum und Sieg. Sonderbar genug haben die Menschen in äußerer Einförmigkeit des Worts ihre Hauptstärke und Hülfe gesucht, auch ihre Kraft daran verschwendet, welches Bestreben geradehin einen Papst nothwendig macht. Aber auch dieser befriedigt nicht das verkehrte Suchen, ihn selbst sammt Bischöfen und Concilien umstrickt die Verfänglichkeit der Worte, und sobald ein Streit darüber anhebt, entstehen Ketzereien. Hiervon zeugt die ganze Geschichte, hiervon zeugt der heutige Tag. Man dürfte sagen: unsere katholischen Theologen welche als vollkommene Papisten gelten und es vielleicht auch sind, würden bei strengster Untersuchung ihrer Schriften als Irrlehrer verdammt werden. In der protestantischen Kirche muß diese Beschaffenheit der Sache noch auffallender hervortreten, weil ein Theil ihres Kirchenwerths und Kirchenrechts auf dem Rationalismus beruht, dessen zur Keckheit sich hinneigendes Selbstvertrauen nicht selten die Bibel und ihre erhabenen Weisungen angreift. Das deutsche Publicum aber hat einen sehr frischen Geist, denn es liest meist blos die frischesten Gedanken, nämlich die von der jüngsten leipziger Buchmesse. 36.

Dramaturgische Miscellen.

Wie kommt es nur daß unsere modernen und modernsten Tragödiendichter eine wahre Leidenschaft zeigen, die Theaterwahrscheinlichkeit in Beziehung auf die Zeit zu verletzen? Wenn Laube in seinem „Struensee" die Einheit des Orts und ich glaube auch die der Zeit beobachtet, so hat er ganz Recht, wenn er auf dieses Kunststück als solches nicht viel Werth legt. Aber jedenfalls ist doch dergleichen künstlerische Beschränkung verdienstvoller als die völlige Ungebundenheit. Wenn bei einem dieser modernen Dramatiker König Heinrich IV. in der fünften Scene an der Grenze Frankreichs steht und schon in der siebenten desselben Aufzugs ein großes Fest im Louvre gibt, so heißt Das den Zuschauern Unmögliches zumuthen. Nur der Zwischenact, d. h. also die Zeit vom Fallen des Vorhangs bis zum Wiederaufziehen, kann alle möglichen Zeitlängen bezeichnen: er ist ohne Determination und der Dichter ist berechtigt uns zuzumuthen daß wir in demselben die von ihm gewünschte Zeitdauer uns imaginiren: ein Jahr, zwanzig Jahre oder eine Viertelstunde. Dagegen läßt sich von der fünften zur siebenten Scene nur der Zeitraum denken den die sechste einnimmt: weder größer, noch kleiner. Bei Ortsveränderungen, die ein zeitliches Nebeneinander bezeichnen, ist das Verhältniß natürlich ein ganz anderes.

Von den Singspielen R. Baumann's haben vorzüglich „Das Versprechen hinterm Herd" und „Der Freiherr als Wildschütz" gefallen und werden noch immer häufig genug gegeben. Beide Stücke sind in der Anlage sehr unbedeutend und im Einzelnen nicht witziger als andere spurlos vorübergehende derartige Vaudevilles. Worin liegt nun ihr Reiz, der uns immer wieder von neuem anzieht? Offenbar in der glücklichen Idee des Verfassers, die provinzialen Eigenthümlichkeiten des Berlinerthums in Contrast zu setzen mit ebenso eigenthümlich östreichischen und tirolischen Gestalten und doch diese Entgegensetzung so harmlos und unschuldig zu halten daß der beiderseitige provinziale Stolz, was man neuerdings „die zu pflegende Stammeseigenthümlichkeit" zu nennen pflegt, nicht verletzt wird. So gefallen diese heitern Bilder in Berlin wie in Wien. Sollten wir daraus nicht lernen daß in der provinzialen „Stammeseigenthümlichkeit" reicher Stoff für die komische Bühne liegt? Und sollte die scenische Darstellung von dergleichen nicht sogar zur Abstreifung der gegenseitigen Vorurtheile, also mittelbar zur Einigung beitragen? Der provinziale Charakter, der den sonst so trefflichen Uhland'schen Tragödien geschadet hat, kann der komischen Darstellung sehr zustattenkommen.

Riccaut de la Marlinière in Lessing's „Minna" wird in der Regel wie ein ordinairer Glücksritter dargestellt. Wie mir scheint mit Unrecht. Sittlich ohne allen Gehalt, in Lug und Trug versunken ist der Chevalier immer noch der Mann aus guter Familie, der zwar bettelt und falsch spielt, aber mit Anstand bettelt und betrügt. Es versteht sich von selbst daß diese Bemerkung nicht den Charakter des Chevalier heben soll: sie gilt blos seiner Darstellung auf dem Theater. Wer ihn daher den Hals recken läßt wie einen Taschendieb, als Minna in ihre Schatulle greift, thut dem Chevalier, der nicht edel, aber nobel zu nehmen ist, Unrecht.

Benedix' „Liebesbrief" findet überall den verdienten Beifall. Das Stück verdankt diese günstige Aufnahme nicht zum geringsten Theile dem trefflich gezeichneten „Bruder", einem Modell von bequemer Wohlhäbigkeit und liebenswürdigem Egoismus. Warum läßt nun Benedix diesen phlegmatischen Bonvivant in der Scene mit seinem Neffen plötzlich aus seiner Rolle in die der „grausamen Väter" fallen? Dieser reactionnaire Fanatismus, dieser finstere Groll bricht dem Charakter die Spitze ab. Auch dem Neffen gegenüber muß sich dieser Edle mit jener komischen Ueberlegenheit benehmen, die ihn den Courmachern und seiner schönen Abmietherin gegenüber so liebenswürdig macht. Er muß zeigen daß er über die schriftstellerischen Narrheiten seines Neffen „hinaus ist", aber nicht wie ein polternder Alter mit Bußpredigten dagegen anstürmen. Wollte

Benedix in diesem Sinne die Scene abändern, so würde er die Wirkung seines Stücks verstärken. 46.

Eine Scene aus China.

In einer der letzten Sitzungen der Asiatischen Gesellschaft in London verlas der Secretair eine von T. T. Meadows, Dolmetscher beim großbritannischen Consulate in China, eingesendete Beschreibung einer am 30. Juli v. J. in Kanton stattgefundenen Hinrichtung von 34 Rebellen. Nach vorausgeschickter Schilderung der Localität und nach dem Bemerken daß daselbst im Laufe der verwichenen acht Monate mehr als 400 Menschen getödtet worden seien, erzählt der Berichterstatter daß er sich mit zwei in Kanton lebenden Engländern auf den fraglichen Platz begeben und dort etliche Unterbeamte angetroffen habe. Die einzige sichtbare Zurüstung war ein Kreuz, wie es in China bei Vollstreckung der höchsten gesetzlichen Strafe, des lebendigen Zerschneidens, aufgerichtet wird. Vor einem Verschlage, in welchem die zur Beaufsichtigung anwesenden Mandarinen sitzen, brannte Sandelholz, um durch seinen Wohlgeruch den fürchterlichen Gestank zu mindern welchen das Verwesen der dortliegenden Köpfe verbreitete. Nach Verlauf einiger Zeit kamen die Verurtheilten an. Die meisten gingen zu den ihnen bezeichneten Plätzen; die übrigen wurden in Körben dahingetragen und dann herausgeschüttet, worauf sie regungslos liegen blieben, sei es aus überwältigender Todesangst oder infolge erlittener Mishandlungen. Hinter jeden stellte sich ein Mann und ließ ihn niederknien, das Gesicht zur Erde gebeugt, wobei er die auf den Rücken gebundenen Hände festhielt. Tritt Widerstand ein, was sehr selten geschieht, so ergreift ein anderer Gehülfe den Zopf des Verbrechers und zieht ihn vorwärts, wodurch der Nacken frei wird. Sobald Alles in Ordnung war, faßte der Nachrichter mit beiden Händen ein Schwert und ging ans Werk. Er war ein zu diesem Geschäft abgeordneter Soldat mit freundlichem Gesichte, und das Schwert ein gewöhnliches von drei Fuß Länge. Es gibt kein eigenes Scharfrichterschwert. Offiziere die ihre blanke Waffe Blut wollen kosten lassen, geben sie zu dem Zwecke her. Von den 34 Verbrechern sollten 33 geköpft werden, und der Soldat gebrauchte ein Schwert, bis er fühlte daß es stumpf war, meist nachdem er zwei oder drei Köpfe abgeschlagen. Er stand mit gespreizten Beinen, und auf das Commandowort: „Pan!" und den dem Verbrecher zugeherrschten Befehl: „Rühre dich nicht", hob er das Schwert gerade in die Höhe und ließ es schnell mit der vollen Wucht beider Arme niederfallen, wobei er selbst perpendiculär zu sitzen kam. Gleich darauf sprang er empor und zur Seite des nächsten Schlachtopfers, sodaß in weniger als drei Minuten alle 33 kopflos dalagen. Nur beim ersten hatte der Hieb wiederholt werden müssen. Drei oder vier mal schnellten die Enthaupteten schnurstracks in die Luft. Der Vierunddreißigste war inzwischen an das erwähnte Kreuz gebunden gewesen. Er war ein kräftiger, etwa 40 Jahre alter Mann, der sich dem Gerichte freiwillig gestellt, damit nicht, wie in China gewöhnlich, seine Frau und Kinder statt seiner büßen sollten. Mit einem kurzen Messer wurde ihm das Fleisch von Stirn, Brust und Extremitäten, dann nach seiner Abnahme vom Kreuz der Kopf abgeschnitten, was Alles vier bis fünf Minuten dauerte. Nach dessen Erfolg wurden die Leichen in Särge gelegt und fortgetragen. 47.

Bibliographie.

Beesel, M., Letzte Aussagen des Somnambulen C. W. Köhn zu Suckzyn bei Danzig, über Seele und Seelenschwingungen, über mehrere biblische Aussprüche im alten und neuen Testament, namentlich über die Offenbarung Johannis und über das höhere himmlische Leben, nebst der im magnetischen Schlaf gehaltenen Osterpredigt im Jahre 1851. Zugleich als Fortsetzung der Schrift: Mittheilungen des Somnambulen C. W. Köhn etc. Danzig, Homann. 1851. 8. 15 Ngr.

Biener, F. A., Das englische Geschwornengericht. Zwei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Breusing, H., Ein Westfale. Roman. Drei Bände. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brömel, A., Der Grund der Kirche, dargestellt in einer Reihe von Aufsätzen. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Brugsch, H., Die Adonisklage und das Linoslied. Mit 1 lithographirten Tafel. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.

Humoristisch-gemüthlicher Carnevals-Almanach für 1852. Mit vielen Beiträgen von A. Hopf und einer Menge lustiger Illustrationen. 1ster Jahrgang. Berlin, Landsberger. 8. 5 Ngr.

Daum, H., Johannes Hus, der Märtyrer von Constanz. Dichtung. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Delitzsch, F., Die Genesis ausgelegt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Don Carlos, der Infanterist von Spanien, oder das kommt davon, wenn man seine Stiefmutter liebt. Spanische Lokalposse mit starkem Berliner Beigeschmack und sehr vielen Couplets, in drei lustigen Akten. Frei nach Schiller, aber bedeutend verbessert. Berlin, Landsberger. 8. 3 Ngr.

Feuerbach's, A. Ritter v., Leben und Wirken aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften veröffentlicht von seinem Sohne L. Feuerbach. Mit dem Bildniß A. v. Feuerbach's. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Thlr.

Féval, P., Ein närrischer Kerl. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Quedlinburg, Basse. 16. à 10 Ngr.

— — Vicomte v. Lorcy. Aus dem Französischen. Ebendaselbst. 16. 10 Ngr.

Galenus, Dialog über die Seele. Aus dem Arabischen in's Hebräische übersetzt von Jehuda ben Salomo Alcharisi. Mit einer Einleitung und emendirtem Texte herausgegeben von A. Jellinek. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 5 Ngr.

Grüneisen, C., Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. 1851. 16. 20 Ngr.

Gruppe, O. F., Kaiser Karl. Eine epische Trilogie. Berlin, G. Reimer. 8. 2 Thlr.

Gumpach, J. v., Alttestamentliche Studien. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 1 Thlr.

Hackländer, F. W., Humoristische Erzählungen. 2te Auflage. Stuttgart, A. Krabbe. Br. 8. 12 Ngr.

— — Wachtstubenabenteuer. 2te Auflage. Ebendaselbst. Br. 8. 12 Ngr.

Helbig, K. G., Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633—1634. Nach handschriftlichen Quellen des Königl. Sächs. Hauptstaats-Archivs und mit kritischer Berücksichtigung der gedruckten Berichte dargestellt. Mit Wallensteins Horoscope von Keppler. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 15 Ngr.

Henrici, W., Lebensbeschreibung des weil. Superintendent und ersten Predigers an der Marktkirche zu Goslar, Dr. Georg Heinrich Henrici. Goslar. Gr. 8. 15 Ngr.

Hermann, K. F., Sechs akademische Reden. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 15 Ngr.

Hertz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von F. Bresemann. 4te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 8 Ngr.

Horn, M., Die Pilgerfahrt der Rose. Dichtung. Leipzig, Brockhaus. 16. 16 Ngr.

Kastner, J. B., Die sieben Schmerzen unserer Zeit. Nebst Aphorismen über Religion, Philosophie und Welt.

Gesammelt und herausgegeben von G. Rieder. Regensburg, Manz. 8. 7½ Ngr.

Keith, A., Zeugnisse für die Erfüllung des prophetischen Schriftwortes; als Beweise für die Zuverlässigkeit desselben.

Kant, J., Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von C. W. Hufeland. 6te verbesserte Auflage. Leipzig, Geibel. 8. 12 Ngr.

Knös, A. E., Kurze Darstellung der vornehmsten Eigenthümlichkeiten der schwedischen Kirchenverfassung mit Hinblicken auf ihre geschichtliche Entwicklung. Mit einem Vorworte von G. C. A. Harleß. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 27 Ngr.

Lenau, N., Die Albigenser. Freie Dichtungen. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

— — Faust. Ein Gedicht. 4te Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr 20 Ngr.

— — Gedichte. 1ster Band. 14te Auflage. 2ter Band. 12te Auflage. Ebendaselbst. 8. 3 Thlr.

Lühe, C. A. P. v. d., Richers und Hanne. Ein Zeugniß für die Wahrheit gegen die unwahre Wissenschaft. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 3½ Ngr.

Marxhausen, C., Knospen. Eine Sammlung Gedichte. Kassel, Hotop. Gr. 16. 7½ Ngr.

Metzger, E., Erlebtes. Kunst und Natur. München, Kaiser. 1851. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Napier, Sir Ch. J., Die Vertheidigung Englands durch Freicorps und Milizen. Offener Brief an die Mitglieder des Parlaments. Braunschweig, Jeger. Gr. 16. 5 Ngr.

Napoleon's Maximen der Kriegführung. Mit Anmerkungen von dem russischen General Burnod und dem französischen General Husson; und verglichen mit den Grundsätzen anderer großen Feldherren, Strategen und Taktiker, als: Montecuculi, Turenne, Condé rc. Parallelisirt durch einen königl. preuß. Artillerieofficier. Weimar, Voigt. Gr. 8. 20 Ngr.

Italiänischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von A. Keller. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Oettinger, L., Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 2⅓ Thlr.

Pflanz, J. A., Wahre Volksgeschichten. Mit 1 Titelkupfer und 6 Holzschnitten. Stuttgart, Hallberger. 8. 27 Ngr.

Pfyffer, K., Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Geschichte des Kantons Luzern während der letzten fünfzig Jahre. Von der Staatsumwälzung im Jahre 1798 bis zur neuen Bundesverfassung im Jahre 1848. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Poland, F., Dichter und Kanzler. Trauerspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Redwitz, O. v., Amaranth. 12te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 1 Thlr.

Reichlin's, L. F. v., Sonette. München, Kaiser. 8. 10 Ngr.

Rüstow, W. und H. Köchly, Geschichte des griechischen Kriegswesens von der ältesten Zeit bis auf Pyrrhos. Nach den Quellen bearbeitet. Mit 134 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 6 lithographirten Tafeln. Aarau, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Scheibe, T., Die Söhne der Pußta. Roman aus der neuesten Zeit. Drei Theile. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 32. 1 Thlr. 12 Ngr.

Scheve, G., Katechismus der Phrenologie. Mit Titelbild und 18 in den Text gedruckten Abbildungen. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Schneider, K. A., Zur Verständigung über die Emancipation der Kirche in Sonderheit der Evangelisch-Protestantischen. Berlin, Landsberger. Lex.-8. 10 Ngr.

Schlegel, P. C. B., Wahrheit und Recht. München, Rieger. 8. 20 Ngr.

Schults, A., Zu Hause. Ein lyrischer Cyklus. Elberfeld, Bädeker. 1851. Gr. 16. 10 Ngr.

Semper, G., Wissenschaft, Industrie und Kunst. Vorschläge zur Anregung nationalen Kunstgefühles. Bei dem Schlusse der Londoner Industrie-Ausstellung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Springer, A. H., Kunsthistorische Briefe. Die bildenden Künste in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung. Erste Lieferung. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 25⅓ Ngr.

Talvj, Heloise. Eine Erzählung. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Theile, K. G. W., Das allgemein-christliche und das Evangelisch-Lutherische Bekenntniß in urkundlicher Darlegung. Nebst einem Anhang über die Sächsische Kirchenverfassung. Als Leitfaden für Vorlesungen sowie zur Uebersicht auch für Laien mit Erläuterungen und Belegen aus der Bibel und den Symbolen herausgegeben. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 15 Ngr.

Thiele, P. E., Das moderne Berlin in seinen Tugenden und Lastern. Romantisch dargestellt. 1stes Heft. Berlin, Haupt-Expedition der Monatsrosen. 8. 5 Ngr.

Uibergabe der Festung Esseg an die kais. kön. Truppen am 13. und 14. Febr. 1849. Fünfkirchen. 1851. Gr. 8. 10 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Schulreden über Fragen der Zeit. 2te vermehrte Auflage. Marburg, Elwert. Gr. 12. 25 Ngr.

Wallace, S., Ueber moderne Sprachen. Hamburg, Th. Niemeyer. Gr. 8. 6 Ngr.

Weber, G., Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen, und ein Abriß der deutschen Literaturgeschichte als Anhang für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung. Zwei Bände. 5te verbesserte und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bekk und Andlaw. Ein Beitrag zur Charakteristik politischer Parteien der Gegenwart. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 6 Ngr.

Bühren, A., Kassenfluch und Pampelmeier, oder: So schließt man Akkorde. Historisches Schauspiel mit Gesang. Cöslin, Bolger. 8. 2½ Ngr.

Die Freimaurer und ihre Stellung zur Gegenwart. Offne Enthüllung der Geschichte und Zwecke des Freimaurerordens nebst einer Abwehr der jüngsten Angriffe des Advocaten C. E. Eckert zu Dresden. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Gagern, A. v., Die erste Schleswig-Holsteinische Infanterie-Brigade in der Schlacht bei Idstedt am 24. und 25. Juli 1850. Mit Bezug auf die Darstellung der Schlacht im Beiheft zum „Militair-Wochenblatt" für Juli, August und September 1851. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Der Herzog und ich. Ein Zeitbild. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 3 Ngr.

Kalb, P. L., Antrittspredigt; gehalten am 4. Jan. 1852, dem Sonntag nach Neujahr. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Mühling, C. J. J., Lies keine schlechten Bücher; denn sie zernichten den Glauben und die Sitten! Rede, gehalten am neuen Jahrestage 1852. Ein dritter homiletischer Beitrag zur weiteren Beantwortung der gegenwärtigen Zeitfragen. Heidelberg, C. Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Einige Worte über neuere militärische Schriften von einem antediluvianischen Soldaten. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 5 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1851
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. XII.)

63. **Scharffenberg (S.), Launen und Spiele des Schicksals.** Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

64. **Schuchardt (Chr.), Lucas Cranach** des Aeltern Leben und Werke. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Zwei Theile. Nebst einer Monogrammentafel. 12. Geh. 4 Thlr.

Eine kunstgeschichtliche Monographie, die für jeden Kunstforscher und Kunstfreund, aber auch für jeden Geschichtsforscher hohes Interesse hat. Der erste Theil des Werks enthält die Lebensbeschreibung Cranach's und seiner Schüler, sowie die Urtheile verschiedener Schriftsteller über Cranach. In ersterer ist zum ersten male ein reichhaltigeres, aus urkundlichen, bisjetzt ganz unbekannten Quellen geschöpftes Material benutzt und ein anschauliches Bild von Cranach als Mensch und Künstler gegeben worden. Der zweite Theil ist der Beschreibung von Cranach's Werken gewidmet; die reiche Masse derselben (Originalgemälde, Aquarellmalereien, Zeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte) ist stets nur nach eigener Anschauung kritisch beschrieben und beurtheilt, und zum ersten male von den Werken seiner Söhne, Schüler und Gehülfen klar geschieden. Das ganze Werk ist das Resultat eines langjährigen mit der größten Umsicht und Sachkenntniß verfolgten Studiums.

Durch mich ist zu beziehen:

Sechs Blätter nach Werken von Lucas Cranach. Herausgegeben von **Christian Schuchardt.** Mit Notizen und Erläuterungen in Beziehung auf seine Schrift: Lucas Cranach des Aeltern Leben und Werke. Weimar.
Erste Abdrücke vor der Schrift: Auf chinesisch Papier gedruckt und auf starke feine Cartons gelegt 6 Thlr.; chinesisch Papier, größeres Format, 4 Thlr. 15 Ngr.; weiß Papier, größeres Format, 4 Thlr. Abdrücke mit der Schrift: Chinesisch Papier 4 Thlr.; weiß Papier 3 Thlr.

Sämmtliche Ausgaben sind sorgfältigst gedruckt, auf starkem schönen Papier und in festen Mappen.

65. **Schücking (L.), Der Bauernfürst.** Roman. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.

66. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr.

Von E. Schulze erschien ebendaselbst:

Sämmtliche poetische Werke. Vier Theile. 8. 1822. 6 Thlr. Mit Kupfern 8 Thlr.
Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.
——— Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. 1849. Gebunden 3 Thlr.
Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Siebente Auflage. 8. 1844. 1 Thlr. Mit Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.
Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.
Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

67. **Seyffarth (W.), Führer durch London und Umgegend.** Mit einem Plane von London. 12. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr. Der Plan besonders in Etui 10 Ngr.

Es wird dieser Schrift zur besondern Empfehlung dienen, daß der Verfasser in Anerkenntniß seiner durch mehrjährigen Aufenthalt in London sich erworbenen Vertrautheit mit dem Oertlichen der Stadt und ihren eigenthümlichen Verhältnissen von der königl. sächsischen Regierung zum Commissar für die Welt-Industrie-Ausstellung ernannt worden war.

68. **Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Zwei Theile. Mit 7 lithographirten Tafeln. 8. 1846—51. Geh. 3 Thlr. 26 Ngr.

In demselben Verlage erschien von dem Verfasser:

Lehrbuch der Geometrie. Mit sechs lithographirten Tafeln. 8. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

69. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes I—XII. 8. 1850—51. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

70. ———, **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarierfamilie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Erster bis zwölfter Theil. 12. 1850—51. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr.

71. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Dritter Jahrgang. 12. 1852. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste und zweite Folge des Historischen Taschenbuch (20 Jahrgänge, 1830—49) zusammengenommen kosten im ermäßigten Preise 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erster und zweiter Jahrgang (1850—51] kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Conversations-Lexikon.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auch diese neueste, vollständig umgearbeitete und bis auf die jüngste Gegenwart fortgeführte **zehnte** Auflage des seit einem halben Jahrhundert zu den **Nationalwerken der Deutschen** gehörenden **Conversations-Lexikon** hat seiten des Publicums die größte Theilnahme und Unterstützung gefunden. Einstimmig hat die Kritik diese Auflage besonders lobend begrüßt: alle bedeutendern Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands haben dieselbe durch ausführliche Besprechungen in einer für Mitarbeiter, Redaction und Verlagshandlung höchst anerkennenden Weise warm empfohlen.

Gegenwärtig ist das Werk bis zum **31. Hefte** (mit dem 32. ist der **vierte Band** geschlossen) vorgeschritten. Monatlich erscheinen in der Regel drei Hefte, sodaß das ganze Werk spätestens 1854 vollständig geliefert ist. Es wird 15 Bände oder 120 Hefte zu 6—7 Bogen umfassen, und die Verlagshandlung garantirt ausdrücklich, daß der Umfang nicht größer wird. Das Heft kostet 5 Ngr. = 4 Ggr. = 18 Kr. Rh.; der Band (zu 8 Heften) 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. Rh., und in einer **Prachtausgabe** 3 Thlr. = 5 Fl. 15 Kr. Rh.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten, woselbst auch fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden.

Im Verlage der **Decker**'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei in **Berlin** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lieder des Mirza-Schaffy,

mit einem Prolog
von **Friedrich Bodenstedt.**

8 Bogen. 12. Geh. Preis 1 Thlr.; eleg. geb. mit Goldschnitt, Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: **Prolog 1. — Suleikha 2—14. — Lieder der Klage 15—24. — Lieder zum Lobe des Weines und der irdischen Glückseligkeit 25—39. — Lieder und Sprüche der Weisheit 40—71. — Tiflis. Verschiedene 72—86. — Mirza-Jussuf 87—92. — Hafisa 93—106. — Nachklänge aus der Schule der Weisheit 107—118.**

Tausend und Ein Tag im Orient,

von **Friedrich Bodenstedt.**

Zwei Bände. 50 Bogen 8. mit Titelkupfer. Geh. Preis 3 Thlr.; eleg. geb. Preis 3 Thlr. 20 Sgr.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Februar. Nr. 475—478.

Inhalt: *Das protestantische Bet- und Schulhaus im Raßwalde. — Die falsche Schiffsversicherung. — *Mozart's Haus in Wien. — Spanische Sitten und Gewohnheiten im 17. Jahrhundert. — Betel. — *Urwaldsbäume. — Wie die Schlacht von Raucoux im Theater angekündigt wurde. — Bramante. — Ein Ankertau. — Das Heimweh. — Was ist groß und klein in der Natur? — *Der neue Friedhof in München. — Die letzte Stunde des Klosters Reinhardsbrunn. — Deutschlands Pech. — Friedrich II. im Kloster zu Leubus. — Garrick's erstes Auftreten. — Der Riesenmörser. — Connetable. — Der gerechte Kadi. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im März 1852.

F. A. Brockhaus.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Korsar. Erzählung von **Lord Byron.** Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann.** Gebunden. 20 Ngr.

Diese Uebersetzung ist gleichsam eine dem deutschen Publicum vorgelegte Probe, deren günstige Aufnahme die Dichterin zu weitern Uebersetzungen Byron'scher Dichtungen ermuthigen würde. Ob sie auf eine solche rechnen darf, mag z. B. folgende Recension der „Grenzboten" (1852, Nr. 8) zeigen: „Die vorliegende Uebersetzung des «Korsar», mit dem der jugendliche Dichter einst die Herzen der Mitwelt im Sturm eroberte, kann unsern besten Uebersetzungen an die Seite gestellt werden. Dies scheint freilich eine gewagte Behauptung, aber man lese sie und vergleiche — Referent hat es von Anfang bis zu Ende gethan — das Original... Die verzehrende Glut, die düstere Melancholie, die zarte Empfindung des Byron'schen Gedichts sind in bewunderungswürdigem Grade wiedergegeben."

Leipzig, im März 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 14. —— 3. April 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Eglantine. Ein Roman von der Prinzessin **. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1852. 8. 3 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Für den Roman scheint in der That, angeregt durch Gutzkow's „Ritter vom Geiste", eine neue Aera zu beginnen. Suchen wir nach dem Wahrzeichen dieser neuen Form, so können wir dies nur in dem Postulat des Individuell-Charakteristischen und in der Einordnung des poetischen Elements unter die Thatsachen der Zeit und ihrer Denkart finden. Man kann den neuen Roman mithin als den pragmatischen, als den Roman der Praxis bezeichnen. In der That fängt man an die poetischen Hervorbringungen der romantischen Literaturperiode nicht nur, sondern selbst die bisher für classisch gehaltenen Leistungen der Goethe-Epoche als gering und der vorgeschrittenen Bildung unserer Gesellschaft weniger entsprechend zu betrachten. In einer Zeit wie die unserige, sagt man, was kann uns da „Werther", „Wilhelm Meister", was können uns die „Wahlverwandtschaften" sein? Leben wir noch wie die Männer des Jahres 1800 für Liebesschmerz, Familienpein und Theaterinteressen? Was sollen unserer höhern Bildung Kunstspeculationen, Marionettenbühnen, Gartenanlagen? Kann unser Geist sich in so geringe Sphären bannen lassen, von dem Adlerfittig der Staatsfragen, von den socialen Ätnaausbrüchen der Metaphysik und den Flammen der religiösen Erleuchtung einmal emporgerissen?

Es ist etwas Wahres in diesen Fragen und doch birgt sich auch wieder ein schwerer Irrthum unter ihnen, wie zum Zeichen daß diese ohne jenen auf Erden nicht anzutreffen ist. Das Einmal-Menschlich-Wahre ist ewig wahr. Möget ihr dem Bedürfnisse der Zeit noch so voll entsprechen, ihr habt immer nur der Zeit entsprochen; jene Meisterwerke aber, die ihr nun gering achten wollt, hatten ein Ziel über die Zeit hinaus. Belehrt uns über die Gegenwart, wohlan, ihr seid uns willkommen, wenn euch Schönes gelingt; aber wähnt nicht für die Ewigkeit geschrieben zu haben, indem ihr mit Einem Blatte der Menschengeschichte alle übrigen Blätter zuzudecken meint! Diejenigen welche ihren Zielpunkt über die Zeit hinaus genommen werden euch überleben und mit Recht, wie auch die entzückte Gegenwart ihr „Hosianna" rufe.

Die „Ritter vom Geiste" sind unstreitig eine merkwürdige und achtbare Erscheinung der Zeit; es kann nicht fehlen und es fehlt schon nicht daß man ihrem Erfolge nachsinne und in gleichem Streben mit ihnen sich begegne. Es ist vorallem die höchste Gipfelung jenes Postulats der Individualisirung neben der poetischen Zeichnung der Gegenwart, die wie ein Portrait erscheint, was ihnen ihren hohen Platz anweist. Wir verkennen Das nicht. Es ist auch richtig daß die Kunst aus dem Leben ihren Inhalt schöpfen soll. Allein ist damit in der That Alles gesagt? Soll der Roman uns blos in das Leben verwickeln, oder soll er uns über dasselbe erheben, uns einen Standpunkt geben über dem Leben? Das ist die Frage! — Wir wollen nicht ver-

neinen daß der Verfasser der „Ritter vom Geiste" wirklich danach strebt, darauf ausgeht, uns einen solchen höhern Standpunkt zu gewinnen; allein es fehlt ihm dazu ein wesentliches Etwas: es ist, wie sollen wir sagen? es ist der Glaube an die ewige Weltordnung außerhalb des Menschen! Er glaubt an eine Weltordnung, die der Mensch bildet und verwaltet, nicht an eine solche, die auch den Menschen unter ihre Gesetze beugt, mit einem Worte, er glaubt nicht an den kategorischen Imperativ des: Du sollst! Schlüpft er nun auch mit unendlicher Fülle der Gedanken über dies Urgesetz der Weltordnung hinweg, verkörpert er auch mit seltenster Kunst und in schönster Strahlenbrechung den Reichthum seiner Ideen, den Reichthum der Natur an Individualitäten, gibt er uns auch, worin wir ein Hauptgeheimniß seiner Erfolge zu finden meinen, in jeder seiner Emanationen, vom dreibeinigen Hunde Bello bis hinauf zu dem unübertrefflichen Guido Stromer, eine ganze volle Persönlichkeit nach wirklicher Anschauung und im reinsten Kunststil: der Standpunkt des Glaubens, der die Welt überwindet, der fehlt uns doch, den gibt er uns nicht.

In diesem neuen Geiste des Romans ist nun auch „Eglantine" geschrieben, er ist keine Wiederholung weder der Hahn'schen Verkommenheiten noch der Paalzow'schen und Lewald'schen Künstlichkeiten ꝛc., noch selbst der „Ritter vom Geiste", aber er gehört offenbar seinen Grundanlagen nach unter das für diese aufgestellte Wahrzeichen: Individualität und Gegenwart. Und deshalb haben wir uns mit dem Romane von Gutzkow solange beschäftigt, weil wir die Absicht haben, an dem großen Verdienste jenes Werks den Werth dieses freilich minder kunstgerechten Romans im Einzelnen zu messen. Auch dies ist ein Roman der Praxis, der Individualisirung der Zustände, der Ideengeschichte unserer Zeit. Auch er steht in diesem Charakter eifersüchtig gegenüber jenen einst für classisch geachteten Werken, welche weniger die Ideen der Epoche als die allgemein menschlichen Ideen, weniger eine Zeit, eine Welt als die Menschenwelt überhaupt zum Gegenstand ihrer Kunstbildung nehmen, und die uns eine Zuflucht über die Welt hinaus, ein letztes Asyl für das Ideal zeigten, während der neue Roman höchstens auf den „Tempelstein" zu flüchten vermag, kaum hundert Fuß über dem Gewühl der Erde und nicht hoch genug, ihr rauschendes Getös als Harmonie verklingen zu hören.

Von vorn herein zeigt sich uns nun zwischen dem Werke Gutzkow's und dem hier vorliegenden Roman — beide als wirkliche Tendenzromane zu bezeichnen — der Unterschied, wie wir ihn zwischen dem Geistesreichthum einer männlichen Seele und dem eines Frauengeistes festzuhalten haben. Aus derselben Lebensbetrachtung werden dem Geiste des Denkers, des Künstlers, des Wissenden die großen gesellschaftlichen Fragen als die Hauptsache entgegentreten, während in dem Geiste der Frau, der Dilettantin, die gesellschaftlichen Stellungen diesen Rang einnehmen. Hier stoßen wir auf die Frage nach der Subjectivität der Verfasserin. Es ist behauptet worden daß die Bezeichnung „Von der Prinzessin **" ein bloßes buchhändlerisches Aushängeschild, daß es damit auf eine Täuschung des Publicums abgesehen sei. Mit Rücksicht auf die Achtbarkeit der Verlagshandlung glauben wir einer solchen Behauptung ohne Weiteres entgegentreten zu können. Andererseits ist angeführt worden, die Verfasserin von „Eglantine" müsse eine Dame von Rang sein, welche eine Mesalliance geschlossen habe, und die sich für die von der Gesellschaft erfahrene Unbill nun durch eine sehr weitgetriebene Bloßstellung eben dieser gesellschaftlichen Schicht zu rächen unternähme. Wir meinen daß auch diese Annahme gegen die Wahrheit streitet; im Gegentheil scheint uns ein gewisses ernstgemeintes Bemühen nach Besserung der geschilderten Zustände aus dem ganzen Inhalte des Romans doch hervorzutreten, wobei denn freilich für jetzt noch die Frage offen bleibt, ob den als herrschend bezeichneten Zuständen denn auch die nöthige Naturwahrheit beiwohnt. Die Anschauung dieser Zustände scheint uns allerdings aus der Perspective eines „Schloßfensters" entnommen zu sein, und soweit haben wir gegen die angegebene Bezeichnung vom Stande der Verfasserin wenig zu erinnern. Wir geben vielmehr zu, man mag die Volksstände, man mag das Gewühl der großen Menge gerade so sehen, wenn man in einer Glaskutsche raschen Flugs durch das Gewirre dahinfährt, und den Adel, die hohen Cirkel gerade so, wenn man sie im Reflex der hohen Spiegelscheiben betrachtet, wie hier geschieht. Diese Frage ist daher für uns erledigt, der Inhalt des Romans, die Natur seiner Tendenz ist es was uns beschäftigt. Es soll der Verfall des Adels gezeigt werden, die Illegitimität seiner Ansprüche, sein Unwerth den Volksständen gegenüber. Hier weicht die Verfasserin von der achtbaren Unparteilichkeit der „Ritter vom Geiste" allerdings sehr ab, in welchen freilich ein weit höheres Ziel als Standesfragen und Standesstellungen verfolgt wird, und denen es gestattet war, Gewicht und Gegengewicht in dieser Beziehung mit völligster Unbefangenheit richtig zu vertheilen. In einem Punkte treffen beide Arbeiten jedoch wieder zusammen, es ist der Irrthum als sei es dem Menschen gegeben, diese uralten gesellschaftlichen Probleme überhaupt befriedigend zu lösen. Bleiben wir bei einem Punkte stehen. Jeder Seele, die dem Schönheitsgefühle zugänglich ist muß es ein Schmerz sein, die schöne menschliche Gestalt durch Schmuz und Lumpen verunstaltet zu sehen. Sofort wird sie eine Bewegung der Unzufriedenheit fühlen, der Gedanke, wie ist dem abzuhelfen, wie ist die Schönheit in ihrer Würde herzustellen, wird sie beschleichen. Sie wird daran denken, Dies mit dem Ueberfluß, den sie an einer andern Stelle wiederum die menschliche Schönheit verunzieren sieht, zu bewirken; sie wird dort nehmen, hier geben wollen, und wenn sie Dies nicht vermag, die Einrichtungen der Welt anklagen, bessern wollen. Wir aber sagen, diese Seele wird sich selbst verlieren, wenn sie sich nicht bei ihrer ersten Regung des Unmuths zuruft: „Beruhige dich, das ist Menschenloos, das soll so sein zu höhern, von dir nicht erkannten Weltordnungszwecken!"

Dies ist es, was wir oben als Achtung vor dem kategorischen Imperativ bezeichneten, ein Machtgebot von dem Gutzkow nicht mehr weiß als die Verfasserin der Eglantine, Beide gleich in der Unbekanntschaft mit seinem Gesetz, obwol der Eine mit der Macht des Gedankens, die Andere mit der Kraft der Gefühle dagegen ankämpft. Schon hieraus folgt daß da wo Gutzkow motivirt, hier nur einfach die Thatsache gesetzt wird, freilich allzu oft auch nur eine subjective Anschauung, eine eingebildete Thatsache.

Doch es wird kaum nöthig sein die Parallele zwischen beiden Werken über ihre allgemeine Idee hin fortzusetzen, da eine weitere Vergleichung zwischen den Lösungen der Kunstaufgabe selbst allzu sehr zum Nachtheil der letztern ausfallen müßte. In den „Rittern vom Geiste" ist die riesenhafte, bisjetzt noch nicht gewagte Aufgabe gelöst worden, in einem deutschen Romane von neun starken Bänden das Interesse des Lesers dauernd zu fesseln. Diese Aufgabe ist durch die geistreichste Verschlingung zahlloser Fäden in eine an sich bedeutende Begebenheit möglich geworden, eine Begebenheit, die wir weniger lesen als erleben und die, wo sie ruht, einer Welt von Ideen, Einblicken, Betrachtungen über Probleme des Denkens Platz macht, wahr und falsch, aber immer glücklich und anziehend ins Spiel gesetzt. Ein solches Werk besaß unsere Literatur noch nicht. Hier aber haben wir es mit der etwas dürftigen Geschichte einiger Herzen, mit glücklichen Bildern einiger Charaktere zu thun, die nirgend die Größe und Selbständigkeit der Gutzkow'schen darbieten, obwol sie wie Abschattungen von jenen erscheinen, und die, indem eben die Größe jener den Dichter zu ihrem tragischen Ausgange nöthigte, hier füglich im Idyll enden zu lassen voller Anlaß vorhanden war. Nur in dem gelungenen Streben nach greifbarer Individualität sind beide Arbeiten wiederum nahe verwandt, wenn auch die Kunst des Portraits hier allerdings eine ganz andere ist als dort. Auf praktischen Thatsachen bauen beide sich auf, aber während Gutzkow Erlebtes poetisch wiedergibt, treffen wir hier auf Ereignisse im Schleier der Phantasie, schattenhafte Vorgänge, bloße Möglichkeiten.

Doch es ist an der Zeit zu sehen, was uns die Dornenrose „Eglantine" selbst bringt, wie sie blüht und duftet. Ist der Ideenkreis der Verfasserin auch nun weder sehr weit noch sehr mannichfaltig, so bewegt sie sich doch in demselben mit großer Sicherheit und mit schöpferischem Bewußtsein. Ihre Schilderungen des aristokratischen Salons, wie die des Studirzimmers des Gelehrten und der stillen Pfarre ihres Johannes sind durchweg gelungen; schwach dagegen ist sie in der Malerei echter Leidenschaft, in der Motivirung der Charaktere, so mannichfaltig sie diese auch versucht, in der Erfindung einer bedeutenden Handlung, in den Gemälden aus der kleinen Bürgerwelt. Das ganze Buch löst sich zumeist in ein geistreiches Gespräch auf, in welchem jedes folgende Capitel Stoff und Ursprung in dem vorhergehenden nimmt; von ernster Composition, von Kunststil, von Gipfelung der Handlung ist wenig die Rede, Alles beschränkt sich vielmehr auf einen nicht ungefälligen Dilettantismus, dem es weniger auf den Werth des Inhalts als auf eine gewisse geistig belebte Form des Ausdrucks ankommt. Die poetische Ausstellung gehört der Sphäre des Genrebildes an, der Ausdruck selbst leidet an habitueller Mattigkeit, häufigen Ohnmachten und wiederholtem Gebrauch des Eau de mille fleurs. Ein einziger wirklicher poetischer Anlauf, der Traum des Lebens im zweiten Bande, wird rechtzeitig, da der Dichterin der Odem auszugehen scheint, durch die Nachricht von der pariser Februarrevolution unterbrochen. Im Uebrigen Salonduft hier und überall!

Alles Dies zeigt daß wir bei der vorangehenden Parallele nur die Tendenz, nicht die Kunst im Auge hatten. Von dieser nun ist zu sagen daß sie eine den höhern Ständen im Princip feindliche ist, daß sie die Schwächen der aristokratischen Gesellschaftsschicht schonungslos an den Tag bringt. Das Verderben der Grundsätze, die hier herrschen sollen, die Lüge der Sitte, die Selbstsucht der Gefühle, den bodenlosen Egoismus in Gedanken und Handlung, das Unglück Derer die wie Eglantine und Hartlinger sich unberufen in diese Kreise drängen, die allmälig zerstörende Fäulniß welche auch die besten Naturen in diesem wirbelnden Pfuhle ergreift und sie verdirbt, indem sie sie sich selber untreu macht, endlich ihre Ohnmacht und Nichtigkeit großen und erschütternden Weltereignissen gegenüber, Alles Dies scharf, ja mit einer gewissen poetischen Kühnheit zu schildern, Das ist die Aufgabe dieses Romans. Ob es aber der von vorn herein bewußte Plan der Verfasserin war, bezweifeln wir in Betracht der ersten Anlage, es scheint vielmehr nur Resultat der Capitelfolge zu sein, vermöge welcher die Verfasserin sich mehr und mehr in den „Zorn" gegen den Adel hineinschrieb; die erste Anlage war auf ein Idyll gerichtet, bei dem eine sociale Tendenz kaum ihren Platz fand.

Man hat in neuerer Zeit von dem Radicalismus der Wissenschaft gesprochen, hier liegt vollständiger Radicalismus in der Kunst vor, eine Tendenz welcher mehr oder minder, bewußt oder unbewußt der moderne Roman huldigt, und für die Gutzkow's „Ritter vom Geiste" den geistreichsten Ausdruck bilden. Wie in allen diesen Tendenzromanen, so sind es auch hier zwei Hauptgruppen von Charakteren, auf welche Licht und Schatten concentrirt wird; die aristokratische Welt in allen ihren wahren und eingebildeten Gebrechen und ihr gegenüber die stolze Bürgerlichkeit mit der Anlage zu allen menschlichen Tugenden und Vorzügen. Graf und Gräfin Fels, den Mittelpunkt der ersten Hauptgruppe bildend, sind als Prototype der Nichtigkeit und der Gesinnungslosigkeit, ja des gedankenlosesten Daseins hingestellt, die Gräfin vollends als ein Menschengeist, der gar nicht begreift daß außer ihm und seinem Willen noch Etwas in der Welt Berechtigung insichtragen könne. Die Staatsumwälzung curirt diesen Geist und aus Gräfin Auguste wird infolge derselben ein leidlich vernünftiges Wesen, ihrem Gemahl, der in eben dieser Folge ganz schwachsinnig wird, eine letzte Stütze. Vielleicht ist diese Metem-

psychose richtig, vorausgesetzt daß es Wesen wie Gräfin Auguste in der Aristokratie unserer Tage gebe; hieran aber zweifeln wir. Eine so gänzliche Loslösung von der wirklichen Welt nämlich, ein so völliges Aufgehen in Unwissenheit und aristokratischem Vorurtheile, wie es in Gräfin Fels dargestellt wird, kann doch keinesfalls als Regel gelten, es würde vielmehr nur als eine in unserer Epoche gewiß äußerst seltene Ausnahme zur Betrachtung kommen. Nichtigkeit, wie sie im Grafen, ihrem Gemahl, dargestellt ist, Selbstverzärtelung, wie sie in der alten Gräfin Waldburg, Schlechtigkeit wie sie in Julie Trautberg und Klara, ihrer Tochter, Egoismus wie er in dem jüngern Waldburg und Obrist Thalheim zur Darstellung kommt, Albernheit wie sie Strahl vorstellt, und Wort- und Weltklugheit wie sie Ida von Richtern verkörpert, geben wir eher zu, obgleich bei Allen die äußersten Farben verbraucht sind und die Wahrheit beständig in Gefahr steht, in Lüge und Irrthum umzuschlagen, wie Dies den radicalen Tendenzen überall eigen ist.

Dieser Gruppe gegenüber stehen zuerst der Held des Romans Hartlinger, der natürliche Bruder des Grafen Fels, Eglantine, das arme Fräulein Borneck, die von ihrem Erwerbe zu leben genöthigt ist, Johannes der Pfarrer und schweigende Liebhaber Eglantinens, Anna u. s. w., lauter Tugendspieler, Jeder in seiner Art, nur daß Hartlinger, von der Gesellschaft erst verwöhnt, dann mishandelt, als Demokrat und Barrikadenkämpfer fallen muß.

Eine Handlung gibt es in diesem Romane eigentlich nicht, es gibt nur Episoden, Bruchstücke von Handlungen. Wir müssen diese freilich näher ansehen und können dabei drei Abschnitte unterscheiden. Graf Fels besucht mit seiner Familie und deren Anhang seine neue Herrschaft Auenbach in der Nähe von Berlin. Der Graf, die Gräfin, ihre Besucher stellen uns ein gelangweiltes Villeggiaturleben dar, dem jedes Mitgefühl für die Natur abgeht, und in dessen Kreise, um sie doch einigermaßen zu beleben, man nicht nur den Pfarrer und dessen Familie, sondern auch ein junges Mädchen hineinzieht, das mit einer alten Dienerin allein im eigenen Häuschen in Auenbach wohnt. Eglantine v. Borneck ist von guter Herkunft, aber so mittellos daß sie zum Theil von weiblichen Handarbeiten (auf dem Dorfe?) zu leben genöthigt ist und, als sie aufs Schloß kommen soll, erst ein Kleid verkaufen muß. Das reine Herz ohne alle gesellschaftliche Cultur belustigt die gelangweilte Gräfin Auguste durch eben diesen Mangel, und Eglantine, eitel wie alle Evatöchter, bleibt als Gesellschafterin bei ihr. Als die bedeutendste Person in diesem Kreise von Nichtigkeiten tritt der junge, schöne, aber düstere und unheimliche Hartlinger hervor, der, während er mit der gräflichen Familie auf dem Fuße der Gleichheit verkehrt, uns doch zeigt daß er zu diesem Kreise nicht gehöre. Wer diese mystische Person sei, erfahren wir vorerst nicht; hier dient er nur dazu, das Leben der aristokratischen Gesellschaft in seiner Nichtigkeit aufzudecken und uns gelegentlich den Gegensatz desselben, den demokratischen Radicalismus der Gesellschaftsidee zu zeigen. In dieser Richtung sagt er zu Johannes dem Pfarrer:

„Ich finde es ganz gut daß Sie die Leute religiös machen wollen — es ist Ihr Amt. Aber es ist doch noch ein Anderes zu bedenken: die Menschenrechte, die solange mit Füßen getreten worden sind, müssen wir wieder zur Geltung zu bringen suchen. Wie wollen Sie einen Landmann geistig ausbilden, wenn er von oben herab geknechtet und gedrückt wird? Wie wollen sie ihn zu freiem Denken, zu rechtlichem Handeln anhalten, wenn er nicht frei ist und sieht daß des Niedrigstehenden Recht einem Höhern gegenüber nicht existirt?" — „Vor Gott sind wir Alle gleich", sagt der Pfarrer. — „Gut, weshalb sind wir es denn nicht vor den Menschen? Warum hat der adelige Junker mehr Rechte als der Sohn des Bauern ꝛc." — „Freuden und Leiden sind gleich vertheilt, Gott ist gerecht", wirft der Pfarrer ein.

Genug, höher als bis zu diesen und ähnlichen Trivialitäten bringt es die politische Bildung der Verfasserin nicht, und wir wollen die letztere daher mit diesem Gesprächsfragmente ein für alle mal charakterisirt haben. Daß diese Stimmung des schönen, von allen Frauen bewunderten edeln Arthur Hartlinger, der selbst seinen Widerspruch mit einer höhern Weltordnung gar nicht ahnt, nichts sei als schlecht verhüllte Selbstsucht, wird uns erst klar, wenn wir aus der Episode „Arthur's Vergangenheit" seine Vorgeschichte kennengelernt haben. Diese Episode, welche die zweite Hälfte des ersten Bandes einnimmt, ist so ziemlich das beste Stück des Romans, indem uns darin ohne Caricatur ein Bild der geistigen Verweichlichung der höhern Stände, wie sie als Frucht der vollständigsten Selbstsucht hervortritt, dargestellt wird. Arthur ist der natürliche Bruder des Grafen Fels, unter dem Namen Hartlinger als Kind von der Gräfin Waldburg, welche eben einen Sohn in gleichem Alter durch einen Sturz aus dem Fenster verloren hat, auf Empfehlung ihres Arztes an Sohnesstatt angenommen, mit einer Zärtlichkeit ohne Maß erzogen, gehegt, gepflegt. Ohne wahre Bildung, ohne Lebensberuf, zu dem es die Liebe der Gräfin nicht kommen läßt, weil sie sich von ihrem Pseudo-Ferdinand nicht zu trennen vermag, aufgewachsen in aristokratischen Verwöhnungen, von Jedermann als der Erbe der kinderlosen reichen Gräfin angesehen, sich selbst in diesen Kreisen als vollberechtigt wähnend, was wird aus ihm, als die Gräfin stirbt und sich ein Testament vorfindet, in dem die schwachsinnige Frau ihren Neffen, der auch Ferdinand heißt und den sie in seltsamer Geistesschwäche mit ihrem Arthur-Ferdinand verwechselt hat, zum Erben einsetzt, was gleichzeitig den Erfolg hat daß seine Verbindung mit der coquetten Klara von Trautberg rückgängig wird? Der doppelt Verstoßene flieht und wird zum Menschenfeind. Sein natürlicher Vater stirbt, nachdem er seinem Sohn und Erben, Graf Fels, die Verpflichtung auferlegt hat, den Halbbruder als ein Familienglied bei sich aufzunehmen und für ihn zu sorgen. In diesem seltsamen allen Theilen natürlich peinvollen Verhältnisse, ohne eigene Mittel, ohne Lebensberuf und ohne die anerzogene Kraft sich einen solchen zu bilden, finden wir Hartlinger nun in der Familie des Grafen Fels.

Die Ehre einer solchen etwas seltsamen Erfindung

müssen wir der Verfasserin lassen; wenn etwas Lobwürdiges daran ist, so ist es die Zeichnung der allgemeinen Mattherzigkeit und psychischen Schwäche aller agirenden Personen. Ist dies Bild wirklich mit Bewußtsein, mit künstlerischer Intention ausgeführt, so ist es wirkungsvoll und gelungen. Diese geistige Ohnmacht Aller ist eminent gemalt. Die alte Gräfin Waldburg, die sich zu keiner letztwilligen Verfügung für ihren Liebling entschließen kann, weil sie an den Tod nicht denken mag; diese Ida von Richtern, Trautberg, Thalheim u. s. w., die sich nicht entschließen können, sie daran zu mahnen, um ihr keinen unangenehmen Eindruck zu machen; diese Männer endlich die nicht dazu gelangen, ein so peinvolles, ihnen aufgezwungenes Verhältniß zu lösen, zu durchbrechen: — sie Alle geben ein Bild allgemeiner geistiger Ohnmacht, moralischen und psychischen Verfalls, der nicht blos in ethischer Beziehung, sondern auch in politischer und tagesgeschichtlicher Hinsicht manche räthselhafte Erscheinung der Neuzeit erklärlich macht. In einer so tief verfallenen Aristokratie eine Stütze der Throne zu suchen, ist allerdings mehr als sinnlos, es ist ein verderblicher Wahnsinn! Es bliebe uns daher zu untersuchen, ob das Bild, wie es die Verfasserin gibt, Wahrheit darstellt, oder ob eben diese Mattherzigkeit, diese Abwesenheit jeder energischen Willensfähigkeit, dieser Mangel an Umsicht und Einsicht vielmehr nur der Reflex derselben geistigen Mängel bei der Schriftstellerin selbst ist, die uns dies Bild als naturgetreu vorzuführen versucht. Und hier stehen wir denn nicht an, sie der schlimmsten Uebertreibung zu zeihen: Auguste, Graf Fels, Strahl sind, wenn auch in einzelnen Zügen vorhanden, in dieser Gipfelung von Unwissenheit, Albernheit und Vorurtheil sicher nicht mehr zu finden. Ob sie vor 1848 wirklich waren, wollen wir heute nicht untersuchen. Neben dieser Gruppe steht eine andere, die durch manchen lieblichen Zug unser Interesse in Anspruch nimmt. Sie vereinigt sich zu einem Idyll, auf dem die Pointe des ganzen Romans beruht. Eglantine, eine zeitlang von dem falschen Flitter der großen Welt angezogen, von ihrem trügerischen Geistesreichthum berauscht und geblendet, dann plötzlich enttäuscht, kehrt zu ihrer ersten Empfindung für den stillen, würdigen Lehrer Johannes zurück und reicht ihm, der sie immer lautlos geliebt hat, über dem Grabe ihrer Mutter ihre Hand. In ihrer Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit der Gefühle kann sie selbst nicht bei Hartlinger stehen bleiben, der sie gleichfalls liebt und der in seiner Person das Scheinleben der großen Welt mit dem Haß gegen diesen Schein und mit den edeln Regungen einer unverdorbenen Natur vereinigt und so einen „Zerrissenen" unserer Tage darstellt. Johannes endlich erscheint uns als ein frommer Kreuzträger gegenüber einer körperlich und geistig verbildeten Schwester, Emilie, die ihre Misgestalt kennt und in dieser Kenntniß verbittert, mit fast unnatürlicher Bosheit den Bruder quält und endlich aus Liebe zu Hartlinger, dem Allgeliebten, sich das Leben nimmt, nachdem sie bei einer Mondfinsterniß den Schatten der Erde im Vollmond erblickt hat. Auch dies etwas wunderliche Motiv müssen wir der Verfasserin zu rechtfertigen überlassen, falls sie es vermag.

Diese beiden Hauptgruppen — der Nebenpersonen gedenken wir hier nicht — werden nun von den Wirbeln des tollen Jahres ergriffen und zu ihrem Ziele hingerissen. Graf Fels entflieht mit Noth dem auf den Barrikaden versammelten Volke, über dessen erste Bewegungen er höhnisch gespottet hat; sein Halbbruder ist bei ihm eingedrungen, hat ihm seine Waffen abgefodert, hat mit diesen gekämpft für das Volk, er sieht ihn als Leiche bei sich vorüber tragen. Mehr hat dieser Romanheld, diese Fledermaus im Kriege der Vögel mit den Vierfüßlern nicht verdient. Gräfin Auguste ist nach Auenbach geflohen. Sie ist verarmt; plötzlich aber erwacht das Weib in ihr, sie streift die Salondame ab, erzieht ihre Kinder, liest, studirt zu diesem Zweck, macht ihre Kleider selbst und findet in dieser neuen Beschäftigung, indem sie ihren Geist bildet, einen neuen ungeahnten Lebensreiz. Ida v. Richtern hatte Recht, sie ist nicht ohne Willensstärke, nur daß der Gifthauch der Gesellschaft diese lethargisch gebunden hielt! Eglantine, ganz zu sich selbst zurückgekehrt, ist Johannes' Braut. Die übrigen Personen interessiren uns nicht, nur von Ida von Richtern, dieser Kassandra in dieser Ilias, wünschten wir mehr zu hören als wir erfahren. Graf Fels endlich wird schwachsinnig. Weil er das Leben nicht anzugreifen wagt, sagt Ida von ihm, so greift ihn das Leben an. Wir citiren diesen Satz als eines der ideenreichsten Aperçus dieses Romans.

Da dies Buch ohne allen Humor geschrieben ist und sogenannte schöne Stellen, poetische Blüten und dergleichen nicht darbietet, seine Bedeutung vielmehr nur in durchgeführter zusammenhängender Charakteristik der Gesellschaft und der Personen in ihr setzt, so ist es schwer einzelne Züge daraus vorzuführen. Als vorzüglich gelungene Partien läßt sich hinweisen auf den Schluß des ersten Bandes, den Tod der Gräfin Waldburg und die Testamentseröffnung darstellend, auf das Capitel „Eine Badereise" im zweiten Bande und in anderm Sinne auf den „Lebenstraum" des Literaten Hitzing und die plötzlich hineinbrechende Nachricht von der pariser Revolution, die den geistreich-albernen Cirkel im Hôtel Fels gleich einer Bombe auseinandersprengt. Als offenbar mislungene Zeichnung ist diesem gegenüber der erste Eintritt Eglantinens in Schloß Auenbach und die häßliche Malerei in der Scene zwischen Emilien und ihrem Bruder, die uns statt eines unglücklichen und gekränkten ein „satanisches" Gemüth zeigt, sicher zu bezeichnen. Das geradehin Widerwärtige, das ungemildert Häßliche kann kein Gegenstand der Kunst sein; diese ganze Gestalt Emiliens ist eine Verirrung, die bei einem so feinen Geiste, wie ihn dies Buch sonst verkündet, nur um so unerklärlicher auftritt.

Von dieser feingeistigen Darstellungsweise selbst lassen sich einige Proben geben.

„So gefällt Ihnen das Leben im Hause der Gräfin?", fragte Ida von Richtern Eglantinen. — „Im Hause? Nun ja",

antwortete diese; „obgleich ich mich unter den Menschen, die ich in der großen Welt sehe, unbehaglich fühle, so zogen sie mich doch unbeschreiblich an. Der heiße Wunsch mich unter ihnen hervorzuthun, und wäre es auch nur auf ganz kurze Zeit, verläßt mich auch jetzt noch nicht. Ich glaube, ich verachte die Salonmenschen und fürchte sie doch zu gleicher Zeit. Seltsamer Widerspruch! Ich hege den Wunsch es Ihnen rechtzumachen, Ihren Beifall zu erringen — und doch könnte mir keine größere Freude zu Theil werden als die Macht zu haben, alle diese Menschen zu demüthigen. Ich wünschte reich zu sein, ein brillantes Haus zu machen, damit alle diese Menschen, die sich für so viel besser halten als mich, sich vor mir beugen müßten und ich ihnen dann den Rücken kehren könnte." — „In naiver Unschuld eine herbe Kritik der Gesellschaft", sagte lachend Frau v. Richtern. „Aber diese Gefühle sind mir nicht fremd, gerade so habe ich auch gedacht; gerade so denken Alle welche zuerst in der großen Welt auftreten, und wohl Dem, dessen heißer Wunsch nicht erfüllt wird; denn er wird, wie sie es nannten, zum Salonmenschen! Sehen Sie unsere arme Auguste an! Dieses krankhafte Wesen, dies ewige Gähnen, dies Vegetiren ohne Geist und Leben, sie dankt es der großen Welt — der Treibhauswärme des Salons."

Als ein feiner Zug verdient es ferner hervorgehoben zu werden daß es nach Eintritt der Katastrophe Niemand anders ist als Eglantine, die wegen ihrer Unbeholfenheit und gesellschaftlichen Uncultur soviel verlachte und verspottete Eglantine, unter deren Disciplin sich ihre Gönnerin, Gräfin Auguste, zu einem edlern Geistesleben herausbildet. Auf diesen schönen Zug würde ein männlicher Autor nicht verfehlt haben durch allerhand Reflexionen den Leser hinzuweisen, die Verfasserin thut Dies nicht, sie läßt die Sache für sich selbst sprechen. Es ist Dies ein Vorzug der weiblichen Autorschaft. Die nachfolgende Scene mag unsere Auszüge beschließen.

Tags darauf — nach der Revolutionsnachricht nämlich — trat Lieutenant von Strahl in der Gräfin Boudoir. „Bon jour, citoyenne", rief er lachend. „Wissen Sie schon, meine Gnädige, daß in Paris die Republik proclamirt ist?" Die Gräfin lachte. „O das wird herrlich, wenn wir hier auch Republik haben. Dann muß man um Lohn arbeiten, nicht wahr? Weil wir dann Alle gleich sind — nicht wahr?" — „Ei freilich, Citoyenne! Sie müssen Stuben scheuern gehen", rief Strahl, und die Gräfin erwiderte: „O pfui doch! Nein, ich werde Modistin, da verdirbt man sich doch die Hände nicht!" — „Moden kommen in der Republik nicht vor; da hüllen wir uns wie unsere Vorfahren in Felle ein", lachte Strahl. „Für Sie, meine Gnädige, werden die Felle von schneeweißen Pudeln hergerichtet." — „O still doch, Strahl. Sie bringen mich um mit Ihren Geschichten. Ich sterbe vor Lachen! Aber, Spaß bei Seite, glauben Sie daß man uns köpfen wird?" Strahl schlug an seinen Säbel. „Man beleidige mir nicht", rief er. Eine Dame stürzte plötzlich in das Zimmer. „Theuerste Gräfin", rief sie und zeigte auf ihre beschmutzten Kleider, „da, da sehen Sie! Ein Paar zerlumpte Bettelfrauen haben mich Aristokratin geschimpft, mich mit Schmuz beworfen und gerufen: Was braucht sie in Seide zu gehen u. s. w."

Und ferner:

Eglantine hörte schweigend; sie war entschlossen einem Leben zu entsagen das so entnervend auf den Menschen wirkt. Gerade im Schweigen entwickelt sich oft eine große Kraft. Wie viele Entschlüsse werden schweigend gefaßt — wie manche Folgerung schweigend gezogen; nur wenn die Lippe fest geschlossen ist, arbeitet die Seele kräftig und vollständig . . . Während der Mund schwieg, hat schon manche Seele einen Schritt zum Himmel hinauf oder zur Hölle hinab gethan, der erst am Tage des Gerichts offenbar wird.

Wir könnten noch manchen gut ausgedrückten Gedanken dieser Art, z. B. was Eglantine weiterhin über das Selbstgefühl sagt, mit dem wir in eingeborenen Verhältnissen sicher fußen, während wir in andere verpflanzt dies Gefühl und damit unser Glück, unsere innere Selbständigkeit verlieren, als wohlgesprochen anführen, oder auf das Capitel „Ein Nachtstück" als völlig verfehlt und krankhaft-unnatürlich hindeuten; allein es drängt uns zum Schluß dieses Artikels. Unser Urtheil zusammenfassend, erkennen wir der Verfasserin die Berechtigung zu, ihren Roman eine lebensvolle Schilderung von den Schwächen der höhern Gesellschaftskreise zu nennen, nicht ohne künstlerische Objectivirung, wenngleich ohne tiefere Begründung und ohne bedeutendes Resultat durchgeführt. Das reflective Element ist überall schwach vertreten, die concrete Gestaltung der Gefühle dagegen wahr und richtig, die Anziehungskraft der Erzählung selbst ist mäßig, die Ideenausbeute nicht eben reich, die Unterhaltung geschmackvoll, die Darstellung hier gelungen, dort mislungen, der Stil der herkömmliche, weder gut noch schlecht: das Ganze ein socialer Salonroman. Dessen was wir daraus lernen können ist nicht viel, es resumirt sich in dem Satze: Ein Jeder bleibe an der Stelle die ihm Geburt und Erziehung angewiesen, er fliehe die Scheinexistenz der hohen Stellungen, und endlich, was das Beste sein möchte, in dem Lehrsatze: Nur an dem Leben selbst entwickeln und stählen sich die Kräfte des Lebens, der bloße Genuß aber unterwirft uns den allerelendesten Bedingungen des Daseins, der innern Leere des Geistes, der Ohnmacht des Willens, der eigenen Verachtung! Es ist endlich diesem Romane, wie wir hören, eine große Bedeutung beigelegt worden und namentlich soll er in den hohen Kreisen einer Residenz die allerunfreundlichste Aufnahme gefunden haben. Ob er soviel verdient, müssen wir dem Leser zu beurtheilen überlassen; wir nehmen seine „Absichtlichkeit" nicht so hoch und halten ihn im Ganzen genommen für eine harmlose und schnell vorübergehende Erscheinung trotz seiner polemischen und oppositionellen Tendenzen. 14.

Julius Hammer.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. 1851. 16. 24 Ngr.

Aus der „Zueignung an Malwine" erfahren wir daß der Dichter während seines „ersten Lenzes" das Leben farblos, die Welt grau, im Nebelflor vor sich liegen sah; sein freudloses Herz vermochte sich nicht zum Siege über sich selbst aufzuraffen. Durch die Liebe ward ihm Herzens-, Glaubens- und Lebenserneuerung, und die Blumen die er nun, vom Glücke sonnig beglänzt, am Wege gepflückt, hat er der Spenderin des neuen Lebens zum Strauße zusammengebunden. Er hat aber recht gethan ihre Bestimmung nicht blos auf diesen Zweck zu beschränken. Sie sind, wie wir sehen werden, geeignet auch andern Leuten Freude zu machen.

Die Nachtigall darf vom Eichenbaume
Aufschau'n zu der Sterne lichtem Kreis,

Indeß die Grille im niedern Raume
Von Gräsern und schimmerndem Thau nur weiß.
Du aber darfst über die Sterne klimmen
Auf Geisterstufen zum höchsten Ziel,
Und darfst zum heiligen Dreiklang stimmen:
„Gott, Welt und Du!" dein Saitenspiel.

So singt der Dichter im Abschnitte „Junges Leben", und Das ist das Thema der Dichtungen. Ein großes Thema, das bis an der Welt Ende nicht ausgesungen wird. Aber die Klänge, die unser Dichter aus demselben herausklingen läßt, sind frisch und kräftig, klar und wahr.

Das Ganze zerfällt in zehn Abschnitte. Die drei ersten: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", „Kampf und Sieg", „Licht und Geist", fassen das menschliche Leben im Allgemeinen auf, das Individuum in seinen Beziehungen zu sich selbst, zu seinen vernünftigen Mitwesen, zu Gott und Natur.

Schau in dich und schau um dich, lern' in dem eig'nen Wesen
Die Welt und in der Welt die eig'ne Seele lesen.
— — — — — — — —
Das volle Menschenleben vergleiche mit dem deinen,
Bis du der Grundton beider vernehmen magst *als einen*.

Bei diesem Schauen lenkt sich der Blick alsbald auf Gott und Vorsehung:

Auf des Lebens rauhem Gang begegnet
Jeder einem Engel, der ihn segnet,
Wenn er ihn erkennet und versteht
Und nicht blind an ihm vorübergeht.

Der Dichter hat es vermieden, theologische Beweise zu geben; auch der physikotheologische ist nur angedeutet. Dem Zweifler wird zugerufen:

Frag' nicht spöttisch, was der Wahrheit Licht sei;
Deine Frag' antwortet, was es *nicht* sei!
Frage wie ein Kind mit frommer Seele,
Daß die *rechte* Antwort dir nicht fehle.

Und er wird dann auf Natur und Menschenherz hingewiesen. Aber überall tritt der lebendige Gott wirkend, schaffend und erhaltend aus den Dichtungen heraus.

Der Verkehr mit Gott, das Beten, ist kein Bitten, sondern geht auf in der Einkehr in sich und der Hingabe an den Nächsten, insofern und insoweit Beides durch den Gedanken an Gott geweiht ist. Im Verkehr mit den Menschen sind voll großen Inhalts die Worte „Theilnahme" und „Theilgabe":

Bedenk' es recht und oft, du bist ein Theil;
Ein rastlos Selbstergänzen brauchet er,
So lang' er ist, zu seinem wahren Heil.

Und die heilige Doppelglut, die heiligen Urgewalten, die zwei Dämonen, die der Ewige in die Menschenbrust geschlossen, um des Lebens Bau zu halten, sind Liebe und Zorn. Der Zorn ist dem Dichter jener göttliche Zorn, das Princip des Heiligen im Kampfe mit dem Unheiligen; er ist

— — Der Liebe zweite, heiß're Flamme;
Doch nur die Liebe sei des Zornes Amme.

Daher nicht: Schonen durch Verschweigen, sondern schonendes Aussprechen der Wahrheit; daher sich selbst Bezwingen, damit der edele Zwang am Bruder gelinge, der aus der eigenen Kraft desselben entspringen muß; nicht Verdammen, sondern Aufrichten; Milde:

Die Milde ist die lichtverklärte Blüte
Des herben Krautes: *Strenge gegen dich*.

Die echte Nächstenliebe ist nur möglich in Verbindung mit der echten Selbstliebe. In edeler, würdiger Weise wird hier Denjenigen entgegengetreten, die den Menschen als von Kindesbeinen an sündhaften Wesen Selbstverachtung predigen, die Erde zum Jammerthal machen und ein unfruchtbares, das Erdenleben tödtendes Sichversenken ins Jenseits lehren.

Dein Ich sei wie die Quelle, die kühles Laub umschattet,
Wo sanft der Wand'rer ruht, vom heißen Pfad ermattet;
Es streut die Sonne lieblich viel tausend gold'ne Funken
Auf ihn und auf die Quelle, von der sein Mund getrunken.
Wenn sie kein grün Gehege um sich geschaffen hätte
Und in die Sonn' allein gestarrt auf kahler Stätte,
Sie wäre bald vertrocknet und an der Glut vergangen,
Und keine Lippe hätte erquickt an ihr gehangen,
Kein Vöglein hätte traulich ein Liedlein ihr gesungen,
Kein fröhliches Gottgrüßdich wär' zu ihr hingeklungen.

Der „Kampf" ist der Kampf mit dem Schicksal: Trost und Sieg kommen vom Himmel, wenn sie von innen herauskommen, „nur Der, der muthvoll ringt und strebt, ist würdig des Gebets"; ferner der Kampf gegen die Schwermuth und Zerfallenheit mit der Welt; der Kampf des Zweiflers der sich durch Freude zum Frieden hindurch siegen soll.

Schmerzen sind eine Mahnung der Natur,
Daß sie verlor gesunden Lebens Spur;
Hüte dich wohl mit einem Mangel zu prahlen,
Als sei er Gewinn — du mußt es theuer zahlen.

Wisse, eine Wund' in reinem Blut
Heilet schnell und vernarbet leicht und gut;
Wären wir nur immer rein im Herzen,
Heilten auch schneller und leichter uns're Schmerzen.

(Dies Liedchen ist, beiläufig gesagt, fast das einzige in der ganzen Sammlung, wo es der Dichter, der sich der verschiedensten Formen, wie sie gerade dem Geiste des Inhalts zusagen, bedient, eben mit der Form nicht allzu genau genommen hat.) Endlich und ganz insbesondere ist es der Kampf der Liebe mit dem Hasse. Der Geist der Liebe weht wie ein Frühlingshauch durch die Schöpfung. Sie soll uns zur Versöhnung, zum religiösen Einklange, zum Weltfrieden führen:

O schon dämmert leis' im Weiten
Mir ein Lichtbild schön'rer Zeiten,
Wo kein Kain mehr den Abel
Neben seinem Opfer fällt,
Und der alte Fluch von Babel
Nicht mehr schreitet durch die Welt!

Flüsternd so mit süßer Ahnung
Zieht durchs Herz mir Frühlingsahnung,
Klingen hör' ich ferne Psalmen,
Und der Erde Völker reichen
Sich des Friedens lichte Palmen
Liebend als Erkennungszeichen.

Als Waffen zum Kampfe können wir „Licht und Geist" betrachten, denen der dritte Abschnitt gewidmet ist: den Heiligen Geist aus der Natur, der durch die ganze „geistige" Schöpfung geht wie das Licht durch die sinnliche; das Licht des Geistes, das die Weltgestaltung allüberall durchdringt. Es ist das Gesetz der Liebe.

Wenn süß erröthend der Morgen erglüht,
O welcher Glanz ringsum, ringsum!
Die Welt, wie sie strahlt und grünt und blüht,
Ein seliges Evangelium! . . .

O reiner Weltgeist, heiliger Geist
Der Liebe im großen Gotteshaus,
Du sendest deine Apostel aus,
Sie reden, wie du sie reden heißt.

Wie in alles Geschaffene der Keim seiner Bestimmung gelegt ist, so auch in den Menschen; seine Aufgabe ist es sich die Harmonie „des großen Weltgedichts" zum Bewußtsein zu bringen.

Des Weltalls Grundton muß in deiner Brust sein —
Der Ton ist's, den du dein Gewissen nennest.
Nenn's dein Gewisses auch . . .

Mit festen Zügen steht's in deinem Wesen,
Und dies Gesetz allein, das allebend'ge,
Sollst du auf deiner Freiheit Tafeln lesen,
Mit ihm in dir versöhnend das Nothwend'ge.

Auf das Besondere eingehend schildert der Dichter mit lebendigen Farben die Beruhigung die wir bei jedem Gram und jeder Sorge in der Natur finden, und die Frische des Herzens und Zufriedenheit die wir aus einem innigen Verkehre mit ihr heimbringen. Am begeistertsten ist die belebende Kraft der Sonne gepriesen, welcher drei Gesänge gewidmet sind.

Sie ist die Mittlerin lebend'ger Lust
In der Natur und in der Menschenbrust.
Allmächtig drängt sie Lebensfüll' an Leben
Zum kräftig fröhlichen Zusammenstreben.
— — — — — — —
O willst du glücklich sein, sei Freund der Sonne;
Nicht blos im Reim verwandt sind Sonn' und Wonne.

Während in den drei ersten Abtheilungen der Mensch im Allgemeinen in seinen Beziehungen zu Gott und Welt aufgefaßt wird, finden wir im vierten, fünften, achten und neunten Abschnitt das menschliche Leben und die Natur in ihre besondern vier Haupterscheinungen zergliedert dargestellt, nämlich „Junges Leben": Frühling und Jugend; „Heiße Tage": Sommer, das Streben des Mannes, das Leben eine Arbeit; „Treu im Wechsel": Herbst, Alter, Vergänglichkeit, Abschied; „Im Tode Leben": Winter, Tod, Auferstehung. Zwischen die beiden ersten und die beiden letzten dieser vier Abschnitte sind die Abschnitte „Inneres Glück" und „Vaterland" eingeschoben.

Im „Jungen Leben" besingt der Dichter den Frühling in der Natur und im Herzen, Kindes- und Jugendleben, Aussaat fürs Alter in folgendem schönen Gleichnisse:

Die Raupe ringt, ein Bild der Mühe,
Von einem Blatt zum andern sich,
Und wie ich jugendlich noch glühe,
Mahnt sie an meine Zukunft mich.

Du glücklich Thierchen darfst dem Alter
Den schweren Zoll im voraus weih'n
Und wiegst verjüngt, ein leichter Falter,
Auf Blumen einst zum Tod dich ein.

Ferner Schein und Seelenadel; Sehnen und Singen; Schwärmerei; Mutterglück; endlich das Schwinden des Frühlings, das Heimgehen des Kindleins. Aber

Der Himmel mahnt an seine Macht uns nimmer
Ohn' einen Schimmer
Von sich zurückzulassen unserm Leben.

Sehr viel gesunde Pädagogik enthält das sinnige Liedchen:

Stör' nicht den Traum der Kinder,
Wenn eine Lust sie herzt;
Ihr Weh schmerzt sie nicht minder
Als dich das deine schmerzt.

Es trägt wol mancher Alte,
Deß Herz längst nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Kindheit stammt.

Leicht welkt die Blum', eh's Abend,
Weil achtlos du verwischt
Den Tropfen Thau, der labend
Am Morgen sie erfrischt.

Die „Heißen Tage" führen uns die Schwüle in der Natur und im Herzen und die Arbeit in Beidem, sowie die Kämpfe im Einzelnen und im Ganzen vor das Auge. Reich an schönen Gegensätzen und voll tiefen Gefühls ist das Gedicht vom „Bettler am Erntetage". Aus „dem Sturm im Eichwald" ruft dir die Natur zu: „Sei stark und still"; und ein Gang im Kornfelde, wo die Aehren dir übers Haupt reichen und Blumen zu deinen Füßen blühen, lehrt dich Demuth im Glücke.

„Treu im Wechsel" sei im Herbste des Lebens; er bringt Sorgen und Verluste, aber das Herz soll darum nicht erkalten.

Verstummt sind alle Vöglein
In Wald und Flur umher,
Die Lerche nur singt immer
Als ob's noch Frühling wär'.
— — — — —
Du kleiner treuer Sänger,
Wird man wol einst von mir,
Wenn's Herbst um mich geworden,
Sagen, ich gleiche dir?

Alles reift, auch die Menschheit muß ihre Sendung erfüllen. „Erhebe nicht das Ehemals vor dem Heute; das Ehemals ist im Heute mit enthalten." Die Menschheit strebt nach Vollendung:

Durch Kampf und Wolken schaut ihr Genius
Stets vorwärts nur zum Licht, wohin er muß.
Du aber siehst, anstatt ihr Vorwärtswallen,
Oft nur der Menschheit Schatten rückwärts fallen.

Die Idee „Im Tode Leben" ist in dem betreffenden Abschnitte ansprechend als Parabel durchgeführt. Der Tod tritt dem Jüngling als Genosse zur Seite und geht Leben spendend mit ihm durchs Leben. Er ist „nicht Der der ich dir scheine" und wird erst im letzten Augenblick erkannt:

„Du führtest als Tod durchs Leben mich,
Im Tod bist du das Leben."

Auch in den Naturschilderungen und in der oft überraschend wirksamen Anknüpfung des Lebens an das Todte in der Natur ist diese Idee äußerst glücklich behandelt, während sie am Schlusse des Abschnitts im Hinblick auf Unsterblichkeit ihre höchste Anwendung findet:

Ich hört' entzückt ihr süßes Trösten,
Ins Dasein griff ich, muthig handelnd,
Vereint dem Bunde der Erlösten,
Mich in ein Kind der Freude wandelnd;

Und sah ich Gräber blühend,
Da dacht' ich: Farbenglühend
Verklärt sich der Staub schon in irdischen Schranken,
Wie erst die Geister, die Gottesgedanken!

Die nach den „Heißen Tagen“ eingeschobenen Abschnitte „Inneres Glück“ und „Vaterland“ haben an dieser Stelle einen passenden Platz gefunden. Inneres Glück ist Dem zutheilgeworden der aus der Bewegung zum ruhigen Gleichmaße zurückstrebte, dem die Selbstbeschränkung gelungen, der die innere Klarheit gewonnen. Auch hier tritt uns die Liebe entgegen, die heilige, reine, Gott entstammte, die grundgesetzliche Schranke der Willkür; aber auch die Liebe die das Glück der Gatten und der Familie begründet. Was das innere Glück in der Brust, das ist der Friede in der Natur. Heilig auch

— — — wie die Natur,
Wie das geheime Wachsthum auf der Flur,
Das leise webt im Blatt und in der Blüte,

ist der Schlaf.

O stör' ihn nicht, denn heilig ist der Friede,
Mit dem er eine Menschenbrust begnadet.

In dem Abschnitte „Das Vaterland“ wendet sich der Dichter sehr bezeichnend, wie einst Béranger in seinem „Sturm“, an die Kinder. Ihnen soll die bessere, segensvollere Zeit kommen. Dann wird die deutsche Gemüthlichkeit in einem köstlichen Bilde aus der Waldeinsamkeit gemalt. In den Gipfeln braust der Sturm, unten rauschen die Bächlein und duften die Blumen. Auf dämmerndem Pfade zieht ein einsamer Wanderer dahin:

Halb hört er des Sturmwinds Rauschen,
Halb muß er den Quellen lauschen,
Und die Blumen
Befangen ihm Herz und Sinn.

Unter allen Umständen beherzigenswerth bleibt was in dem Liede von der Bürgertugend gesungen wird. Das Vaterland —

Als eine strenge Mutter sieht
Es stolz auf jeden Sohn,
Der selbstbeherrschend sich erzieht
Und Nichts mehr scheut und Nichts mehr flieht
Als eig'ner Lüste Frohn.

Der Lüge feind, der Wahrheit hold,
Mißt er den Menschenwerth
Nach äuß'rer Zierde nicht und Gold,
Und wie man Menschen Liebe zollt,
Lernt er am eig'nen Herd.

Der letzte Abschnitt „Natur und Unendlichkeit“ kommt wieder von dem Besondern auf das Allgemeine zurück. Das Dunkele in der Natur ist nur dann grauenhaft, wenn wir uns durch dasselbe zu Grübeleien verirren lassen. Man vertraue der Natur, d. h. werde vertraut mit ihr, dann wird man ihr Gesetz, das durchs ganze Weltall waltet, erkennen und die Bürgschaft finden daß wir in ihr frei sind. Der zweite Gesang dieser Abtheilung hat die Nothwendigkeit der ewigen Naturgesetze und die neben derselben bestehende Freiheit zum Gegenstande. Die Lösung der Frage über das Wie? dieses Nebeneinanderbestehens ist nicht ganz befriedigend. Der dritte Gesang enthält Blicke auf die Bildungsgeschichte der Erde und des Menschen, und im vierten ist das mächtige Thema „Ewigkeit“, soweit es dem menschlichen Geiste zugänglich, würdig behandelt.

Wie die Hauptabschnitte, so sind auch die Unterabtheilungen, aus denen die einzelnen Abschnitte bestehen, sinnig geordnet. Die Unterabtheilungen tragen keine besondern Ueberschriften; jede einzelne ist aber in sich geschlossen; man könnte sie aus dem Zusammenhange herausnehmen und sie würde ein für sich verständliches Ganzes bilden. Trotzdem hängen sie aber auch alle wieder zusammen, indem sie den Hauptgedanken, der wie ein Grundton durch den ganzen Abschnitt hindurchgeht, nach mannichfachen Richtungen hin zur Veranschaulichung bringen. Der Dichter geht auch hier stets vom Allgemeinen der Idee aus, bringt sie dann in ihren besondern Erscheinungen zur Darstellung und faßt am Schlusse des Abschnitts die einzelnen Strahlen durch ein oder zwei Liedchen in dem Brennpunkte des Gedankens zusammen.

Wir haben diese Analyse gegeben, um auf den reichen Inhalt und Gehalt der vorliegenden Dichtungen aufmerksamzumachen, bemerken jedoch dabei ausdrücklich daß die erstere nicht ausreichend ist, um daraus einen Schluß auf den Werth der letztern zu ziehen, denn gerade Das was dem in der Analyse mitgetheilten, oft didaktischen Kern des Werks Glanz und Schimmer verleiht, der Hauch der Poesie, der sich um denselben herum verbreitet, konnte natürlich nur insoweit wiedergegeben werden als wir den Dichter in einzelnen Belegstellen selbst sprechen ließen.

Der Dichter ist mit scharfer Beobachtungsgabe tief in die Natur eingedrungen und entlehnt ihr eine große Fülle schöner Gedanken und treffender Bilder. Die erstern sind sozusagen aus den Schriftzügen der Natur herausgelesen, und wie sehr sie auch oft durch Originalität überraschen, so entwickeln sie sich doch so ungesucht, so von selbst aus der vorhergegangenen Schilderung daß man sich durch die innere Wahrheit derselben wohlthuend befriedigt fühlt. Uebrigens stößt man auf nichts Verschwimmendes, in unbestimmten Gefühlen sich Verlierendes; der Ausdruck ist klar, bedeutungsvoll, man hat es mit festen, sichern Begriffen zu thun. Die Sprache ist edel, warm, oft glänzend, aber auch da wo sie dies Letztere ist nicht gesucht und gekünstelt. 24.

Zur Philosophie der Geschichte.

Zwölf Vorlesungen über Philosophie der Geschichte von Konrad Hermann. Leipzig, H. Fritzsche. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Daß die Geschichte die große Lehrerin der Menschen sei, wird von jedem Vernünftigen zugegeben; aber wie selten zählt sie Schüler welche ihre Winke zu deuten, ihre Entscheidungen zu fassen, ihre Lehren zu beherzigen wissen! Es ist nicht wahr daß, wie das Sprüchwort sagt, Erfahrung klug macht. Erfahrung macht

nur Kluge klüger, Unvernünftige verstockt sie umsomehr. Hört euch nur bei den Parteien um, was sie aus der Erfahrung der letzten Jahre gelernt haben! Das kommt davon, sagen die Einen, wenn man auch nur einen Augenblick auf die Wünsche des Volks hört, statt mit Kolben dreinzuschlagen, wenn sie auch auf uns selbst zurückgefallen wären. Da habt ihr's, sagen die Andern, was dabei herauskommt das Volk zur Mäßigung aufzufodern, statt es gehen zu lassen wenn es die Axt an die Wurzel legen will. Keine Partei hat ein Auge für ihre eigenen Fehler, dafür hat sie ein starkes Vergrößerungsglas für die Fehler ihrer Gegner. Es ist darum sehr begreiflich, wenn Hegel's bekannter Satz: Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig, heutzutage sehr verpönt ist, und auch denkende Männer wie unser Verfasser sich heftig dagegen aussprechen. Ist das Vernünftige wirklich, heißt es von der einen Seite, warum Hand anlegen an den Bau der Zeiten, warum die Welle des Stroms treiben und wol gar sich selbst opfern, um hervorzubringen was die Natur der Dinge von selbst bewirkt? Ist alles Wirkliche vernünftig, so schallt es von der andern Seite her, so vergeßt nicht daß auch wir wirklich sind, daß auch der Terrorismus zur Wirklichkeit wurde, und wenn es uns gelingt nicht nur eure Institutionen, sondern auch euch selbst zu pulverisiren, dadurch das Gottesurtel über euch gesprochen und wir allein als vernünftig erklärt sind! So würde der Erfolg, der Gott der Erde, auch zum Gott der Weisen, und der größte Philosoph wäre am Ende jener Brennus gewesen, der das furchtbare Wort aussprach: „Wehe den Besiegten!" So wäre am Ende Ludwig XI. neben Washington, Octavianus neben Marc Aurel zu stellen, und ein Thor nur Sokrates gewesen, der den Tod über den Versuch fand im Leben zu verwirklichen was seiner Seele als Ideal vorschwebte! So hat es aber offenbar der große Geist nicht gemeint, von welchem dieser Ausspruch ausging. Er hat eben nur, wie die Philosophen pflegen, einen ganz wahren Gedanken in eine etwas orakelmäßige Form gebracht, die ihn piquanter, aber auch unverständlicher macht. Ihm ist nämlich nicht alles Bestehende wahrhaft wirklich, sondern nur was mit der Entwickelung der Zeiten und der Menschheit im Zusammenhange steht, was nothwendig aus frühern Culturzuständen hervorgeht und den Uebergang zu höhern vermittelt. Freilich haben solche Sätze den Nachtheil daß man sie, ohne ihrer Wahrheit zunahezutreten, auch umkehren kann. Der Dichter der in etwas declamatorischer Weise sagte: „Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni", was ungefähr heißt: Was wirklich ist, ist unvernünftig, hat unserer Ansicht nach gerade soviel Recht und soviel Unrecht als Hegel, der das Gegentheil behauptete. Die Weltgeschichte hat immer Recht, die Tagesgeschichte hat sehr oft Unrecht. Was ist, ist zu sein berechtigt und also vernünftig. Was besteht, ist oft das Unvernünftigste und Unberechtigtste das man sich nur denken kann. Das ist eben der Fehler so vieler Flachköpfe auf den Höhen und in den Niederungen des Lebens daß sie sich einbilden zu sein, während sie nur dasind. Der Baum dem die Wurzel fehlt, der Baum der keine Früchte zu tragen vermag, ist nicht, er steht nur da. Der Mensch der Nichts voll macht als das Dutzend, wenn noch elf hinzukommen, ist nicht ein Mensch, er trägt nur das Gattungszeichen. So gibt es auch, wie Hegel sogar ausdrücklich sagt, ganze Völker wie nicht minder ganze Zeiträume die nicht mitzählen in der Geschichte, die nur den Raum füllen, und wenn's hoch kommt die Blätter in den Chroniken; die also gar nicht aus dem Chaos heraustreten in welchem Alles wirr und wüst ist, weil die Gottheit ihr großes Lichtwort nicht über sie ausgesprochen hat, und denen ein eigentliches Sein im philosophischen Sinne des Worts ganz abgesprochen werden muß. Vor dem Geiste Gottes, sagt eine orientalische Legende, standen tausend Geschlechter der Menschen die Nichts fördern würden an dem großen Werke das er seinen Menschen auferlegt, und er schuf sie nicht. Leider war Das nicht immer der Fall. Andere Geschlechter gingen an ihm vorüber, die sich ebenso wenig an dieser großen Aufgabe betheiligten, und er schuf sie doch! Aber sie gehören nur zur Geschichte der Vegetation, nicht zur Geschichte der Menschheit. Ich denke, also bin ich, schloß Cartesius. Man fühlt sich zuweilen versucht den Satz umzukehren und dem Thoren im hohen wie im niedern Pöbel zuzurufen: „Du denkst nicht, also bist du nicht!"

Wie Dem auch sei, die Hegel'sche Lehre von der immanenten Vernünftigkeit der Geschichte ist nur richtig, wenn man die Geschichte selbst als ein Unendliches auffaßt und sich nicht anmaßt sie gerade an dem Punkte abzuschließen wo man sich selbst befindet. Die Herbart'sche Zweckmäßigkeitslehre, welche unser Verfasser ihr entgegenstellt, hat vielleicht in einiger Beziehung das sokratische Verdienst die Philosophie aus ihrer unnahbaren Höhe auf die Erde zu versetzen; aber es fehlt ihr die Tiefe, das Großartige der Hegel'schen Anschauung. Im Großen und Ganzen behält der Weltgeist das eigentliche Geheimniß seiner Offenbarung durch die Weltgeschichte für sich, und es war zu allen Zeiten leichter eine Geschichte der Philosophie als eine Philosophie der Geschichte zu schreiben, leichter die Orakel der Philosophen als die des Schicksals zu enträthseln. Archimedes verlangte einen Punkt außerhalb der Erde, um die Erde zu bewegen. Wer die Zeiten oder die Zeit richtig in ihrem großen Zusammenhange auffassen soll, müßte außerhalb derselben stehen. Es ist eine schöne Sache um die Objectivität, aber wer kann sich aller Subjectivität so ganz entäußern daß nicht Einiges von dem Bildner auf das Bild, von dem Betrachtenden auf die Betrachtung überginge. Wer eine Philosophie der Geschichte so recht objectiv schriebe, dem dürfte man gar nicht anmerken welchem Volke, ja mit Ausnahme der Benutzung des Standes der Wissenschaft, nicht einmal welcher Zeit er angehörte. Und gelänge das einem Sterblichen — was würde es frommen? Mit den Quellen des Ir-

thums würden auch reiche Quellen der Erkenntniß in ihm vertrocknen oder versiegen. Die Geschichte ist, nicht wie die exacten Wissenschaften, deren Gesetze sich erschöpfend in Formeln bringen lassen. Wo das menschliche Herz zu schlagen aufhört, da hört alle Geschichte für uns auf. Es ist wol wahr, man betrachtet den Strom am besten, wenn man ruhig, still und fest an seinem Ufer steht. Aber wer du auch seist, auf dem Strom der Geschichte fährst du mit vollen Segeln mit und seine Bewegung wirkt auf dich zurück!

Nicht also um den kenntnißreichen und scharfsinnigen Verfasser dieser Schrift zu tadeln, eher in der entgegengesetzten Absicht müssen wir zur Steuer der Wahrheit bemerken daß auf seinem philosophischen Fluge deutsche Erde an seinen Fersen klebt, die ihn oft, wenn er sich zur Objectivität, zur vollen Unparteilichkeit zu erheben glaubt, mit gewaltiger Kraft ins deutsche Land hinein, und zwar nicht nur zu seinen eigenthümlichen Reizen und Vorzügen, sondern auch zu seinen Unebenheiten, Ecken und Krümmungen hinzieht. Frankreich und die erste Französische Revolution beurtheilt er ohne Vorliebe und ohne Ungunst. Wir stimmen zwar mit dem Urtheile nicht überein daß die erste Französische Revolution mit der Geschichte gebrochen hätte. In Beziehung auf das einheitliche Streben welches die Geschichte Frankreichs durchzieht, standen vielmehr die größten wie die fürchterlichsten Männer der Revolution, Mirabeau wie Robespierre, Lanjuinais wie Danton, Sieyes wie Napoleon im Grunde auf demselben Standpunkte wie Ludwig XI., Franz I. und Ludwig XIV. Die edeln Männer der Gironde mußten fallen, weil sie die Verleumdung bezüchtigte und zum Theil ihr System wirklich dahin führte dieser Einheit entgegenzuwirken. Diese Einheit aber erfoderte ganz auf dem historischen Wege der Fortentwickelung daß die Schranken zwischen den Provinzen, den Ständen wie den Religionsbekenntnissen fielen, und es war hauptsächlich der Widerstand der privilegirten Stände und Corporationen von innen wie der Angriff von außen, der die schon in frühern Zeiten so bekannte „furia francese“ zum Wahnsinn aufstachelte und auf kurze Zeit dahin brachte mit aller Geschichte, aller Vernunft und aller Humanität zu brechen.

Das ist indessen nur eine Ansicht, und auch die unsers Verfassers läßt sich vertheidigen, was er mit vielem Scharfsinn thut.

Ueber unsere deutsche Geschichte und unser deutsches Volk aber ist sein Urtheil nicht frei von einer ziemlich großen Befangenheit, und sein patriotisches Gefühl stört nicht selten den freien Blick des Weltweisen. So z. B. spricht er den alten Griechen jede eigentliche Nationalität ab, „weil ihre Volksthümlichkeit der formellen Vereinigung, wenigstens einer wahrhaften bis zuletzt entbehrte und das Particulare über das Nationale unbedingt überwog“ (S. 138). Leider aber kann Niemand leugnen daß auch wir Deutschen in der neuesten wie zu allen Zeiten, wenn auch nicht glänzende, doch überzeugende Beweise gegeben haben daß auch bei uns „das Particulare unbedingt überwiegt“ über das Nationale; und daß auch wir „einer formellen Vereinigung, wenigstens einer wahrhaften“ nicht theilhaftig geworden sind, dazu gibt die Geschichte unserer Vergangenheit wie unserer Gegenwart die schmerzlichsten Belege.

Doch was ist da das Urtheil Alexander's?
Ja, Leser, Das ist ganz was Anders!

Und warum?

Die deutsche Nation unterscheidet sich von allen den übrigen ihr benachbarten und gleichartigen Nationalitäten dadurch daß sie sich im Besitze eines fester ausgebildeten, tiefern und allgemeiner verbreiteten geistigen Inhalts ihres nationalen Lebens befindet, daß die Grundlage ihrer nationalen Vereinigung eine breitere, sicher begründete und äußerlich gefestigtere als die der übrigen ist und nur ihr Ausbau zur Spitze ein unvollendeter geblieben ist.

„Meine Freunde, es gibt keinen Freund“, sagte ein griechischer Weltweiser zu seinen Hörern. Verhüte Gott daß nach diesem Beispiele ein deutscher Philosoph zu uns Deutschen sage: „Mein Volk, du bist kein Volk!“ Nein, wir stimmen darin mit unserm Verfasser überein daß sich bei uns in der letzten Zeit eine gegenseitige Anziehungskraft geltendmachte, welcher wir, wenn auch nur auf eine sehr kurze Zeit, eine Gesammtvertretung verdankten, die aus der Geschichte nicht wieder weggestrichen werden kann wie aus der Erinnerung mancher Dunkelmänner. Wir hoffen mit unserm Verfasser, wenn wir es auch nicht wie er unbedingt behaupten möchten, daß unserer nationalen Einheit nur die Spitze abgebrochen, die Grundlage aber, wenn auch äußerlich noch zerbröckelter als früher, doch in ihrem tiefsten Grunde befestigter sei. Aber was uns trösten mag, das darf uns darum nicht verblenden, und wenn Hoffnung auch des Völkerlebens wie des einzelnen Menschenlebens Amme ist, so soll sie doch darum nicht, wie Ammen zu thun pflegen, das ihrem Schutze empfohlene Kindlein einschläfern helfen. Daß aber wissenschaftliche Bildung nationale Bildung keineswegs verbürgt und also nicht, wie unser Verfasser es ausdrückt, als „der breitere geistige Inhalt des nationalen Lebens“ betrachtet werden kann, Das hat das Alterthum an Griechenland und Rom hinlänglich gelehrt. In Griechenland war die Mannichfaltigkeit, welche das so unendlich vielseitige, auch wissenschaftliche und künstlerische Streben mit befördern half, fast zu groß und herrlich, um die Einheit, auch die nationale zur Reife kommen zu lassen. Was den Römern in dieser Hinsicht fehlte, half mit zur Größe Roms und zur Beförderung des nationalen Geistes. Nicht die Menge und Mannichfaltigkeit der Strahlen, sondern ihre Vereinigung im Focus zündet.

Aus unserer deutschen Geschichte geht aber nur zu sehr hervor daß sich der Mangel an Centripetalkraft viel früher als der Geist der Wissenschaftlichkeit bei uns zeigte. Sich in Städten zu vereinigen war den alten Deutschen zuwider; sie schätzten die individuelle Unabhängigkeit die der staatlichen entgegentritt. Schon in den altdeutschen Wäldern gingen die Stämme auseinander, Hermann

und Marbod wirkten ungefähr so einträchtig zusammen wie — unsere jetzigen Fürsten. Die deutsche Treue war größer als die römische, aber sie hatte nur Personen, nicht ein großes Ganzes im Auge. Der Römer fühlte sich glücklich für sein Vaterland zu sterben; bei den deutschen Jünglingen war es ein Ehrenpunkt den Führer nicht zu überleben. Durch die Hermannsschlacht erwehrten sich die Deutschen der römischen Herrschaft, aber auch die römische Nationalbildung, welche mit der wissenschaftlichen Bildung nicht zu verwechseln ist, die römischen Einheitsideen, das Streben nach einem großen Ganzen, welches im römischen Blute lag, blieben dadurch den Deutschen fremder. Und so geht der Geist der Trennung, die überwiegende Macht der Centrifugalkraft durch unsere ganze Geschichte. Während Frankreich unter seinen frühern Herrschern sehr wenig gute Könige zählte (kaum mehr als Ludwig IX., Ludwig XII. und Heinrich IV.) und auch die Zahl seiner bedeutenden Herrscher, wenn man solche abrechnet, welche wie Ludwig XI. und Philipp der Schöne vollendete Bösewichter waren, nicht groß erscheint und wenig Namen mehr zählen möchte als Philipp August, Karl V., Franz I. und Ludwig XIV., ist unsere Geschichte reich an großen und guten Kaisern. Aber die Könige von Frankreich sündigten um ihr Volk zur Einheit zu bringen; die ritterlichen Tugenden der deutschen Kaiser suchten das Weite, statt den Kreis zu festigen der ihnen am nächsten stand, und sie erinnerten sich vorallem daß sie ihrem unglücklichen Titel gemäß Römische Kaiser seien. Die meisten von ihnen waren unendlich viel besser als Ludwig XI., aber sie standen weit hinter ihm in der politischen Weisheit zurück, welche trotz allen Länderdurstes Genua vonsichstieß, weil sie vorallem nach einer arrondirten Macht strebte. Das Streben nach Einheit und Centralisation, welches unser Verfasser in den französischen Zuständen, wo es allerdings in der Administration viel zu weit getrieben ist, mit so grellen Farben schildert, ist doch am Ende ein wesentliches Element eigentlicher Nationalität und bezeichnet eben besonders die romanischen Völker. Glücklich die Nationen in welchen, wie in der englischen und ihrem Ableger, der nordamerikanischen, germanisches und romanisches Blut in geeigneter Mischung die entgegengesetzten Richtungen der Centripetal- und Centrifugalkraft zu einem segensreichen Resultate brachte! Die Geschichte unsers, welche wie die Geschichte jedes Volks zugleich Ursache und Wirkung seines Nationalcharakters ist, bietet leider auf allen Seiten den Kampf der Peripherie gegen das Centrum, der sich fast immer zum Nachtheil des letztern entscheidet.

Frappirt hat uns die Bemerkung unsers Verfassers daß die Stellung der Deutschen in der Geschichte der Neuzeit Aehnlichkeit mit der Stellung der Juden in der Alten Welt habe. Beide seien zu Trägern großer Ideen berufen gewesen, ohne doch dabei als Nationen einen unmittelbaren Vortheil zu finden, ja indem sie durch die Verfolgung allgemeiner geistiger Güter an Bedeutung in der unmittelbaren Gegenwart eher verloren. Ach, auch die Aehnlichkeit besteht zwischen beiden daß ihnen eine messianische Zeit vorschwebt die noch nicht gekommen ist. Bei den Juden, die längst aufgehört haben ein Volk zu sein, ist sie theils durch ihre Gleichstellung in den meisten europäischen Staaten zu ihrem Ziele gekommen, theils zur Chimäre oder zur allgemeinen Hoffnung einer Veredelung der Menschen geworden. In der Brust des Deutschen aber lebt die Hoffnung, das sehnliche Verlangen, das unabweisbare Bedürfniß endlich, nicht nur auf der Karte, sondern im Leben als ein Volk dazustehen, und dem Himmel sei Dank, die Erkenntniß unserer Fehler und Irrthümer in der neuesten wie in frühern Zeiten, die Erkenntniß Dessen was uns noththut und uns werden muß ergreift immer mehr alle Kreise unsers Volks. Was aber nicht nur durch Stürme auf die Oberfläche getrieben worden, sondern den Organismus eines Volks immer mehr durchdringt, Das muß und wird endlich zur Wahrheit werden. So wollen wir uns denn gern dem Troste hingeben den unser Verfasser in folgenden Worten bietet, welche wir, wenn auch nicht durchgängig als Erfahrungssätze, doch als Prognostica von Herzen annehmen:

Die Stärke der Hingebung an das Ganze der nationalen Idee ist bei dem deutschen Volke an sich keine geringere als bei irgend einem andern; wir stehen in der Liebe zum Vaterland, dem nationalen Selbstgefühl und der aufopfernden Hingebung an dasselbe an und für sich hinter keinem andern Volke zurück, und wir sind nur zeitweilig an uns selbst und an unserer Stellung zur nationalen Idee irregeworden, weil wir eben noch andere Interessen zu verfolgen gehabt haben als die blos nationalen, oder weil der Umfang unserer nationalen Idee ein weiterer, über sich selbst hinausgreifender, weil es die allgemeine Wahrheit des Menschlichen war welche ihren Inhalt ausmachte. Die Nationalität ist eben darum für uns nicht eine bloße leere und bedeutungslose Form, noch die Hingebung an sie ein blos egoistisches und gegen außen exclusives Streben; sondern es ist eben der höhere Inhalt allgemeiner menschlicher Wahrheit, welchen wir in dieser Hingebung erfassen und durch den unsere nationale Begeisterung eine höhere und wahrhaftere, sittlich berechtigte und alles Niedere von sich ausschließende Weihe empfängt.

Wie sich aber die religiösen Ideen zu diesen allgemein menschlichen Wahrheiten verhalten, darüber erklärt sich unser Verfasser mit so philosophischem Geiste und doch zugleich mit so aufrichtig religiöser Gesinnung daß wir uns ein Verdienst um die Leser d. Bl. zu erwerben glauben, wenn wir die beherzigungswerthen Worte die er beiden ausschließlichen Parteien sagt mit einigen durch den Raum gebotenen Abkürzungen einem größern Kreise mittheilen. Er sagt:

Die Religion hat für uns die Gestalt eines Trostes, einer Stütze der Innerlichkeit gegen den zusammenfallenden, uns in seinem Sturze bedrohenden Bau der Außenwelt, sie ist der Quell in der Wüste, der uns erfrischt, wenn die Ströme des übrigen Lebens versiegt sind. Wir bedürfen ihrer oder sollen ihrer bedürfen an und für sich unter guten wie unter schlimmen Umständen des Lebens.... Die Religion ist in dieser Eigenschaft ein rettender, aber kein constructiver Inhalt des Lebens, oder es ist die Religion nothwendig für das Leben, aber nicht allein ausreichend für dessen Begründung. Wir müssen Religion haben, aber auch über sie hinausgehen oder noch andere Kräfte des Lebens in Thätigkeit setzen als die in ihr ent-

haltenen. Darum ist die Religion zur alleinigen Grundlage machen ein einseitiges, ungenügendes und an den übrigen Verpflichtungen des Lebens verrätherisches Verfahren. Der Rausch der bloßen abstracten Religiosität führt in der Gegenwart zu Nichts als zum Aufgeben der Wirklichkeit. Es war eine Zeit, einfacher als die unserige, wo die Religion hinreichend war den ganzen Inhalt des Lebens zu erfüllen, wo es sich eben um nichts Anderes wesentlich handelte als um die persönliche Seligkeit und Heiligung des Individuums, nicht um die äußern Bedingungen desselben; wo das Individuum wesentlich von sich selbst lebte und in seiner Existenz nicht so an den umfassenden Inhalt seines weitern oder Gattungslebens gebunden war wie jetzt.... Für die Gegenwart wird die wahre Religiosität nur in dem Hinausgehen über den Standpunkt der abstracten Religion bestehen können. Das gegenwärtige Leben beruht wesentlich noch auf ganz andern Grundlagen als auf denen der blos persönlichen Existenz; es ist vorzugsweise das Ganze und Gemeinschaftliche des Lebens, in welchem wie die Ursachen und Bedingungen, so auch die nothwendigen Rettungsmittel unsers eigenen Unglücks enthalten sind.... In dem Leben des Ganzen nimmt auch die Religion und nehmen alle Mittel der blos persönlichen Seligkeit und Lebenswahrheit ihre nothwendige Stellung als integrirende Bestandtheile ein; sie sind nicht mehr die ausschließlichen Grundlagen, wenn auch immer die letzten Zwecke der Gestaltung des Ganzen.... Nicht das gewaltsame Abweisen und Zurückdrängen, sondern das allseitige, bereitwillige Aufnehmen einer jeden einzelnen in sich irgendwie berechtigten Wahrheit des Lebens in seinem ganzen Umfange, der Flug des Vogels, nicht das ängstliche Vergraben des Maulwurfs ist es was als Pflicht und als Weg zu der Wahrheit des Lebens erkannt werden muß.

Hört, hört, möchten wir den Maulwürfen zurufen die unter der Erde wühlen, um den lichtscheuen Bund zusammenzubringen zwischen Aberglauben und Despotismus. Aber diese Maulwürfe sind wie die Götzen der Alten: sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht. 30.

Streit und Friede. Gedichte von Ferdinand Lehmann. Mit einer Vorrede von Ludwig Tieck. Berlin, Duncker. 1851. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine berühmte greise Dichterhand führt ihn uns zu, schon darum sollte uns der Neugenannte willkommen sein; aber er sei es auch ohne die Empfehlung, wegen der Sache die ihn begeistert. Sein Herz ist wahrhaft erfüllt von den außerirdischen Dingen. Die Benennung „Streit und Friede" deutet auf die Entwickelungsstufen die das Gemüth des Dichters vom innern Streit und Kampf bis zum Frieden erreichbarer Vollendung in sich verarbeiten mußte.

Dürften wir diese Dichtungen als solche ebenso gelungen nennen, wie wir den Quell religiösen Lebens aus dem sie entsprungen sind als klar und tief erkennen, so fänden wir in ihnen den zweiten „Harfenstein", der sich dem „ersten" mindestens zur Seite stellte.

Jedenfalls empfangen wir den Verfasser mit dem günstigsten Vorurtheil. Wir haben schon öfter darauf hingewiesen, daß dies das Feld sei welches zum Anbau für die moderne Dichtkunst berufen ist, und wir ermuntern einen Jeden der hier mit fördern hilft, zumal da wir heute so oft manch schönes Talent gegen diese höchsten Zwecke gerichtet finden, oder von ultramontaner Seite her, wie es jüngst geschah, der widerlichen Polemik eines eiteln Weibes begegnen, das ohne tiefere Kenntniß der evangelischen Lehre dieselbe mit leichtfertiger Geschwätzigkeit und mit der Grimasse des Hohns und der Entrüstung umzustoßen meint.

Die germanisch-christliche Poesie bedarf in der That neuer Vorkämpfer, und wenn bedeutende Kräfte sich dieser Seite bisher nicht zuwandten, so hüte man sich ja einen voreiligen, falschen Schluß daraus zu ziehen. Der rechte Mann fehlt uns nur darum, weil diese großen Stoffe schwer zu bewältigen sind und nur große Naturen sie dichterisch gestalten können. Wir haben eben eine so große dichterische Kraft noch nicht gehabt. Die größte Dichtung des Christenthums ist Dante's „Divina commedia". Aber selbst die mächtige Natur des Dante hätte diesen Preis vielleicht nicht davongetragen, wenn unzählige Vorarbeiter für sein Thema im 13. Jahrhundert ihm nicht Bahn gebrochen hätten; auf ihren Schultern stand der Dichter, und sein Genie hatte über etwas schon Vorhandenes zu disponiren. Ein Mensch allein löst selten oder nie so große Aufgaben.

Bei uns aber ist noch Wenig oder Nichts auf diesem Gebiete geschehen. Und doch wagen Viele den Versuch hier Etwas zu leisten. Wir können sie eben nur als die Vorläufer eines großen Propheten betrachten, der aber sicher kommen wird.

Zu diesen Versuchen zählen wir auch das in Rede stehende Buch. Bevor wir dasselbe näher betrachten, noch einige Worte über die Stellung des Dichters zu unserm modern-christlichen Leben.

Es kann nicht fehlen daß die Meisten ihn beim ersten Blick oder vielmehr von vornherein, sobald sie nur von seiner Tendenz hören, mit den Pietisten in einen Topf werfen. Und doch würde mancher Strenggläubige bei dem Christenthume des Verfassers sehr bedenklich den Kopf schütteln. Schon Tieck's Vorrede gibt in dieser Beziehung einige Fingerzeige. Er deutet mit Bezugnahme auf unsere Tage auf die verachteten und unterdrückten Frommen früherer Zeiten hin, die bescheiden und ruhig ihr einfaches Leben in Zurückgezogenheit und christlicher Einfalt fortführten; ferner auf so ausgezeichnete Männer wie Spalding und Teller, die ihr moralisches Gefühl und ihre wahre Tugend so fein und edel ausgebildet hatten daß sie Glanzsterne aller Zeiten bleiben, und endlich sagt er daß ein roher Barbar trotz seiner Anmaßung keinen Anspruch auf wahre religiöse Bildung machen könne. Es liegt hier also nichts weniger vor als eine Vertretung des Pietismus; wenigstens nicht Dessen was wir darunter verstehen, denn bekanntlich hat sich die Bedeutung dieses Worts seit seiner Entstehung unter Spener im Lauf der Zeiten sehr verändert. Und wer sind denn die hier als Glanzsterne gerühmten Männer? Sie haben wegen ihrer Freisinnigkeit bitter leiden müssen. Ja wir behaupten, wenn Männer wie Spalding und Teller heute unter ähnlichen Verhältnissen, wie sie das Religionsedict von 1788 erzeugte, wieder auftauchten, daß sie von gewisser Seite der Freigeisterei beschuldigt und trotz ihrer „fein und edel ausgebildeten wahren Tugend" verachtet würden.

Wir erkennen mit Tieck in dem Verfasser die Wahrhaftigkeit und Tiefe eines religiösen Gemüths, welches vorallem frei ist von jeder Unduldsamkeit und separatistischem Eifer. Seine Religiosität ist basirt auf jener Liebe zur Person des Welterlösers, auf jener geistigen Gemeinschaft mit ihm, die eigentlich erfahren sein müssen um an Andern erkannt und gewürdigt zu werden.

Diese Anerkennung der Wahrhaftigkeit des Verfassers ist zwar Das was in dem Vorwort vom „billigen Leser" erwartet wird, und der Verfasser wird auch hierin zunächst seine Genugthuung finden. Aber ein wie großes Gewicht wir auch auf die Anerkennung des Menschlichen in ihm legen, wir haben ihn auch als Dichter zu beurtheilen.

Es hat heutzutage wirklich seine Schwierigkeiten mit der Dichtkunst. Theils mögen wir ein bischen blasirt sein, theils sind wir durch die Hinterlassenschaft großer Meister zu verwöhnt als daß wir mit leicht zusammengesetzten Reimereien, die in frühern Zeiten vielleicht schon recht erträglich gewesen wären, vorliebnehmen könnten. Man verlangt jetzt in jeder Zeile eine gewisse Erfindung, in jedem Reim etwas Frappantes,

und doch soll auch Alles leicht und natürlich sein; denn man hat Geschmack genug das Einfache von dem Gesuchten zu unterscheiden. Ein Gedicht von Bedeutung soll immer einen neuen, ganz überraschenden Gedanken bringen, und zugleich soll er ein Ei des Columbus sein und den Leuten möglichst wenig Kopfzerbrechens machen. Vorallem aber die vielbesprochene Form, gewöhnlich „schöne Sprache" genannt, soll bei dem modernen Dichter den höchsten Grad der Ausbildung zeigen. Wir gestehen daß der Verfasser von den Ansprüchen welche die prätentiöse Welt nun einmal an den modernen Poeten macht, auch nicht die billigen immer befriedigt. Die Sachen klingen mitunter so als seien sie vor 50 Jahren geschrieben, und damals hätten sie wol Aufsehen erregt. Nur die zweite Abtheilung („All-Leben") und auch die fünfte („Gottes Friede") enthalten wahrhaft Schwungvolles. Es sind die dithyrambischen Gedichte die sich, wie auch die Vorrede sagt, bis zur Vision erheben. Die übrigen Sachen sind bei aller ersichtlichen Wahrhaftigkeit der Empfindung meist sehr matt und ohne schöpferische Kraft.

Hierher gehören gleich die Gedichte des ersten Cyklus. Unter diesen 18 Gedichten ist keine Perle. In dem einleitenden Liede „Die Weihe" hat die Muse dem sie anrufenden Dichter nichts Anderes zu sagen als die wohlfeilen Worte:

Die Leier hier,
Die wunderbare,
Auf meinem Hochaltare,
Nimm hin, sie reich' ich dir.

Die „Klage des Menschenfreundes" nimmt im Anfang einen guten Anlauf, fällt aber gegen Ende wieder ab. Sogar eine Alkäische Ode tritt auf, „Der Tod". Aber, armer Alkäos! Von den fünf Strophen die sie enthält gibt auch nicht eine den daktylischen Ausgang erträglich. Ueberhaupt in formeller Beziehung ist es als ob alles bisher in der Literatur Geleistete von dem Verfasser unbeachtet geblieben wäre. Die übliche, nachgerade freilich etwas unmoderne Antwort der gemüthreichen Dichter auf solche Vorwürfe ist: Darauf gebe ich Nichts! Wie kann man darauf so viel Gewicht legen! Aber wenn ihr einmal euern Geist in solche Formen steckt, so müßt ihr doch prätendiren sie beherrschen zu können. Sonst könntet ihr den Zwang ja vermeiden.

Es ist wirklich der Zwang der gebundenen Rede, woran dieser Dichter scheitert. Er versteht nicht zu reimen und scheut sich nicht die wohlfeilsten Gedanken die ihm der Reim bringt niederzuschreiben. Sobald er ohne Reim und ohne streng zu beachtendes Metrum schreibt, ist er kaum wieder zu erkennen. Darum sind es der zweite und dritte Cyklus die sich vor den andern auszeichnen.

Solche Talente sollten immer die freiesten und leichtesten Formen wählen. Gleich das erste in diesem Cyklus, „Beim Anbruch des Frühlings", kommt troß des etwas trivialen, reminiscenzenreichen Eingangs zu einem Aufschwung, wie keins der Gedichte in schwierigen Formen ihn erreicht. Vollendeter noch ist das folgende, „Die weibliche Seele", welches „des weiblichen Wesens verborgenen Sinn" enthüllt.

Kein Gegenwärtiges
Füllet des Weibes
Ganze bewegte Seele;
In entschwundener Tage
Sehnsüchtiger Erinnerung,
In ahnungsreichen, holden Träumen
Dunkler, hoffnungsreicher Zukunft
Weilt gern ihr Auge, ihr Herz.

Und ist in diesen freien Formen die rhythmische Bewegung nicht auch in ihrer ganzen Kraft geltendzumachen? Wir meinen daß hier das große Geheimniß des Numerus an die Stelle des ausgebildeten Rhythmus tritt, und der Verfasser läßt jenen oft — vielleicht unbewußt, was um so glücklicher wäre — zu seinem entschiedenen Vortheil hervortreten. Alle diese in leichterer Form geschriebenen Gedichte, „Die innere Welt", „Das Geheimniß des Lichts", „Das Geheimniß der Töne" u. s. w., sind mindestens als große Ansätze zu betrachten, zum Theil sind sie auch fertig und abgeschlossen.

Die folgenden Abtheilungen „Liebe" und „Glaubenskämpfe" verlassen die dichterische Höhe meist wieder vollständig. Die Lyrik dieser „Liebe" ist im Ganzen unbedeutend und reizlos. Aus den „Glaubenskämpfen" sind die eigentlichen Kämpfe auch nicht ersichtlich. Der Verfasser scheint der Skepsis doch gleich von vornherein nicht viel Raum in seinem Herzen gelassen zu haben. Beide genannte Abtheilungen leiden wieder Schiffbruch an den unbarmherzigen Felsufern der Formen.

Der letzte Cyklus „Gottesfriede" führt den Schiffbrüchigen wieder auf hohe See und in einem Fahrzeuge das er regieren kann. Wir beziehen uns namentlich wieder auf einige dithyrambische Gedichte, wie „Die Entzückung", und auch den Oden „Ewiger Friede" fehlt es nicht an poetischem Schwung troß ihrer metrischen Versündigungen. Es ist wahr daß diese Sachen oft eine Stufe geistiger Vollendung beurkunden, wie wir sie nur bei Gemüthern antreffen die zu jenen „Dingen die außerhalb unserer Erde liegen", wie das Vorwort sie bezeichnet, in innigster Berührung stehen.

Um des Dichters Stellung zu unsern Orthodoxen schließlich nochmals zu erwähnen, verweisen wir namentlich auf das Gedicht „Die frommen Vereine". Das in vieler Beziehung exclusive Wesen der modernen Strenggläubigkeit erfährt darin seine poetische Misbilligung. Noch schärfer tritt des Dichters Toleranz in dem Gedicht „Rechtgläubigkeit" hervor. Die Zeilen

Ob Jesus stammt vom Himmelsthron,
Ob er nur sei des Joseph Sohn —
O eitler Zank von weiland!
Glaub' du an ihn nur sonder Scheu u. s. w.

dürften freilich außerhalb des Consensus sämmtlicher divergirenden Heerden unsers zerrissenen Christenthums liegen, wenn wir von der so ziemlich abgethanen Lichtfreundlichkeit neuerer Vernünftigen abstrahiren.

Möge der Dichter die eigentliche Sphäre seines Talents erkennen und erweitern. Bei der Innigkeit seiner Empfindung, zugleich aber auch bei noch ernsterer Berücksichtigung nicht sowol moralischer als auch künstlerischer Zwecke kann es ihm an Erfolgen nicht fehlen. 48.

Vorträge über Wesen und Gestaltung der evangelischen Kirche, mit Rücksicht auf die in Preußen ihr bevorstehende Neugestaltung. Von H. Eltester. Nebst einem Anhange, enthaltend: Vorschläge zu einer Verfassung für die evangelische Landeskirche Preußens u. s. w. Potsdam, Rieger. 1851. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Verfassungsfrage der evangelischen Kirche ist von der Zeit an wo sie als eine der katholischen ebenbürtige und berechtigte anerkannt und angesehen wurde, fast ununterbrochen mehr oder minder angelegentlich verhandelt worden. In umfassenderm Sinne konnte der Natur der Sache nach von einer „Verfassung" nicht die Rede sein, als die protestantische Kirche in Deutschland sporadisch von größern Städten aus ins Dasein zu treten begann. Sie hatte, ankämpfend gegen die offenkundigen Misbräuche, die sich seit Jahrhunderten in Lehre und Praxis der Kirche eingeschlichen und festgesetzt hatten, abweisend und verwerfend, also vorwaltend negativ, alle Hände voll zu thun, und es konnte ihr, wenn sie irgendwo Terrain gewonnen hatte, nur darum zu thun sein, ihre Errungenschaft gegen abermaligen Rückfall in das päpstische Unwesen auf zweckdienliche Weise sicher zustellen, wozu namentlich die sogenannten Kirchenordnungen dienten, welche einzelne Städte ihren eigenthümlichen Verhältnissen gemäß sich aufstellen ließen, und welche für die jene Städte umgebende Landschaft, die der neuen

Ordnung der kirchlichen Dinge allmälig sich anschloß, stillschweigend Geltung erhielten. Als sich in dieser Weise das evangelisch-protestantische Wesen auch äußerlich zu einem größern Ganzen zusammenzuschließen und zu arrondiren begann, durfte zum Ersatze der frühern bischöflichen Jurisdiction ein viele Dinge betreffendes äußeres Regiment nicht füglich fehlen, und die Reformatoren, welche zunächst polemisch gegen die katholische Kirche die Aufstellung und Entwickelung der Lehre der protestantischen Kirche zu überwachen hatten, mußten und konnten es geschehen lassen daß die Landesfürsten als Schutzherren und Oberbischöfe eintraten und durch weltliche Räthe dem Besten der Kirche dienen ließen. Durch deren Coordination mit den Theologen entstand die aus den damaligen Umständen ganz natürlich sich entwickelnde Consistorialverfassung, welche sich aber im Laufe der Zeit, da der Staat sich mehr und mehr zu einem vielgegliederten Organismus ausbaute, aus einer Schirmerin der Rechte der Kirche zu einer Vormünderin über ihr ganzes Gebiet erhob und die Kirche zu einer reinen Staatsanstalt herabwürdigte. Dazu legte die Zeit den Grund, wo bald nach Luther's Heimgange die erbittertsten Streitigkeiten über den Lehrbegriff der evangelisch-protestantischen Kirche sich erhoben und diese, wie man es später oft ausdrückte, aufs neue in die Schlingen eines papierenen Papstthums verstrickten. Als endlich diese Streitigkeiten, die so oft um Außerwesentliches geführt wurden, verstummten und man das Bollwerk der Lehre festgestellt zu haben wähnte, da sah es um das eigentliche praktische Leben in der Kirche mislich aus; man sah sie aller Selbständigkeit bar und ledig, und es begann nun der Kampf um ihre Verfassung, lange Zeit ein solcher der sich das richtige Ziel nicht zu stecken, die zur Erreichung desselben diensamen Waffen nicht zurechtzulegen verstand und mithin in immerwährendem Schwanken das Uebel ärger machte, der Kirche nur schaden mußte, statt ihr zu dienen. Endlich schälte sich der reine Kern, den es galt, um der evangelischen Kirche ihre Autonomie wiederzugeben, aus dem unnützen und verwirrenden Beiwerke heraus, und in dem zunächst hinter uns liegenden Menschenalter vereinigte man sich von allen Seiten her immer mehr in dem Verlangen nach Synoden und Presbyterien, um durch sie lebendigere Theilnahme aller Glieder der Kirche an ihren Thätigkeitsäußerungen zu wecken. Der Ruf nach der Betheiligung der sogenannten Laien an den Interessen der Kirche ging vorwaltend von den Geistlichen aus, hätte sie daher mehr als es bisjetzt noch immer im Allgemeinen der Fall ist, vor den Verdächtigungen Derer schützen sollen, die hinter dem Verlangen nach anderer Verfassung der Kirche stets nur hierarchische, pfäffische Gelüste wittern.

Den Höhepunkt hatten diese Erörterungen, welche die gegenseitigen Verhältnisse des Staats und der Kirche nach allen Seiten hin durchsprachen, kurz vor dem Weltjahre 1848 erreicht. Fast alle politischen Zeitungen trugen vorherrschend kirchliche Färbung; die Politik lief nur nebenher; die Kirche führte das Wort, und man hätte glauben sollen daß das Volk auf ihrem Gebiete zur Wahrnehmung des von ihr zu erwartenden Heils völlig einheimisch wäre, was doch in der That nicht der Fall war. Da kam das Jahr 1848: die Kirche verschwand aus den Spalten der Zeitungen; die Politik machte nachholend, was sie in der letzten Zeit versäumt hatte, ihr Recht in vollstem Maße wieder geltend, und was die Kirche in ihr erwünschtem Umfange nicht hatte erreichen können, die vollste Theilnahme fiel urplötzlich dem Staate zu. Das deutsche Volk war über Nacht politisch-weise geworden; die Staatenverbesserer wuchsen wie Pilze aus der Erde hervor und hielten dem Volke das Heil dessen sie bedurften als mit Händen ergreifbar hin; das Aufbauen desselben aber sollte mit dem Einreißen angefangen werden. Was jedoch Heil bringen sollte, schlug in Weh um; noch jetzt bluten Staat und Kirche aus unzähligen frischen Wunden welche die Revolution von 1848 ihnen schlug. Daß ihre Heilung nur allmälig durch den Dazwischentritt der Religion erzielt werden könne, darüber haben sich jetzt die Stimmen der Bessern allenthalben vereinigt. So wird es aber auch unumgänglich nöthig sein daß die Kirche laut ihre Ansprüche geltendmache, und daß es ihr gelinge, mit ihnen durchzudringen, muß das Volk ihr wieder näher treten als Dies zuletzt der Fall war; es muß wissen was durch seine Mitwirkung die Kirche werden und sein müsse, wenn sie das Bessere soll herbeiführen helfen; ihrem Rufe, in die Hallen der Tempel wieder einzutreten, müssen zuvor die dazu nöthigen Stützen untergeschoben werden.

In diesem Sinne will die obenbezeichnete Schrift wirken oder hat sie vielmehr bereits gewirkt. Sie besteht aus einer Reihe von Vorträgen welche ihr Verfasser im Frühjahre 1850 vor Gliedern seiner Gemeinde und andern Freunden der Kirche hielt. Das Mittel also welches in unsern Tagen immer allgemeiner dem löblichen Streben nach tüchtigem Wissen und höherer Bildung dient, das der populairen Vorlesungen, sieht man hier einmal auch der Anstalt dienen, auf welcher, wenn wir wahr und dankbar sein wollen, alle unsere höhere Bildung ruht, dem Christenthum als äußerer sichtbaren Anstalt. Der Verfasser hat das Ganze seiner Vorträge in 16 nicht allzu lange Vorträge vertheilt, welche eben deshalb dazu angethan sind daß die ursprünglichen Zuhörer nicht mit Material überlastet wurden, auch die nunmehrigen Leser es nicht werden, Beiden zu dem Gewinne daß für weiteres Nachdenken und Zurechtlegen die natürliche Veranlassung geboten wird. Ferner ist das Material gut bemessen; der Verfasser hat es verstanden sich zu beschränken, da es gar nicht schwer gewesen sein würde viel ausführlicher zu sein. Ausgehend von der innern Nothwendigkeit einer Neugestaltung der Kirche charakterisirt er das Wesen derselben durch näheres Eingehen auf die Prädicate der Heiligkeit, Allgemeinheit und Einheit, bezeichnet dann näher das der Reformation und des Zieles das sie zu erstreben hat, bespricht die Union, die Sonderung von Staat und Kirche nach vorhergegangener Darlegung ihres gegenseitigen Verhältnisses, schildert das landesherrliche Kirchenregiment und endet mit den Grundzügen einer zeitgemäßen evangelischen Kirchenverfassung. Die Vorträge sind durchaus populair, lassen aber das gelehrte Fundament auf welchem sie ruhen wohl erkennen. Die Toleranz, welcher gehuldigt wird, geht nie so weit, den aus biblischen Anschauungen hervorgegangenen Grundsätzen des Evangeliums Etwas zu vergeben; das milde Urtheil des Verfassers über Strebungen und Ausprägungen des Zeitgeistes thut wohl, und sein Blick auf das von der Umgestaltung der Kirche zu Erwartende und zu Leistende fliegt nicht zu hoch. Das Ganze das aus erwärmtem Herzen sichtlich stammt, ist fähig wieder Wärme zu wecken, und wir wünschen daß es einzelne Wohlmeinende geben möge, welche sich die Vorlesung dieser Vorträge vor Kreisen Solcher denen Christenthum und Kirche nicht zu leeren Worten geworden sind angelegen sein lassen und dadurch den Verfasser gleichsam vervielfältigen. Seine Worte werden, wie es bei der erstmaligen Sprechung geschah, auch dann wieder eine gute Stätte finden und Früchte tragen. 49.

Jan Kollar's „Götter von Retra".

In einer der letzten Nummern des „Journal der nationalen Volksaufklärung" in Petersburg hat Professor Sreznieswki einen längern kritischen Artikel über das nächstens in deutscher Sprache im Druck erscheinende Werk Kollar's: „Die Götter von Retra", aufnehmen lassen. In der Voraussetzung daß dies wichtige Buch auch in der deutschen Gelehrtenwelt einen bedeutenden Kreis von Lesern finden werde, geben wir hier das Wichtigste aus ebengenanntem Aufsatze im Auszuge.

Kollar wurde 1793 in einem Flecken in Siebenbürgen geboren und bezog 1817 die Universität Jena um daselbst Theologie zu studiren. Nach seiner Heimkehr ins Vaterland verliebte sich der junge Slowake in eine Predigerstochter seines

Stamms, und diese Neigung rief den Genius wach der sich in dem aus drei Theilen mit 150 Sonetten bestehenden Gedichte „Dcera Slawy", welches 1824 in Pesth im Druck erschien, aussprach. Dieses poetische Meisterwerk, welches in den rührendsten Klagen den Untergang der slawischen Serben, Obotriden und Ukaner an der Saale und Ostsee besingt, und das, um zwei Gesänge „Lethe" und „Acheron" vermehrt und bis zur Zahl von 615 Sonetten hinaufsteigend, 1832 neu erschien, bekundet ebensowol das ungewöhnliche Dichtertalent Kollar's und seine genaue Kenntniß der vaterländischen Geschichte als es auch für die Czechen eine ganz neue poetische Sprache schuf.

Im Jahr 1819 wurde Kollar als slowakischer Prediger bei der neugegründeten evangelischen Gemeinde in Pesth angestellt. Die Mitglieder derselben waren meist Leute welche den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft angehörten und sich in einem nur sehr engen Gedankenkreise bewegten. Hier war dem jungen strebsamen Geistlichen ein weites Feld für seine Wirksamkeit gegeben, und der fröhliche Sänger, aus dem die Zeit einen ernsten frommen Mann von wahrhaft christlicher Gesinnung gemacht hatte, wußte es herrlich zu pflegen. Stufenweise zog er die ihm anvertraute, fast noch roh zu nennende Heerde zu sich herauf und machte sie nach und nach höhern Gedanken zugänglich; bei allem Aufschwung jedoch, von dem auch seine Zuhörer sich erfaßt fühlten, blieb die Sprache in seinen Vorträgen immer eine einfache, allgemein faßliche und deshalb auch ihre Wirkung stets erreichende. Seine Predigten erschienen 1831 in Pesth und geben ein glänzendes Zeugniß von dem Reichthum und der hohen Bildsamkeit der slowakischen Sprache.

Doch nicht nur von der Kanzel herab suchte Kollar auf das Volk zu wirken; er zog auch die Schule in den Bereich seiner Thätigkeit und schrieb für dieselbe mehre Werke, unter Andern ein slowakisches Lesebuch (Pesth 1830).

Kollar, von Liebe zur Heimat beseelt, machte es sich zur vorzüglichen Aufgabe die historischen und literarischen Alterthümer seiner Nation zu durchforschen. Er begann mit den Volkspoesien und gab als erste Frucht seiner Thätigkeit vereint mit Schafarik eine kleine Sammlung Volkslieder und später unter seinem eigenen Namen eine weit vollständigere in zwei Bänden heraus. Sie ist unstreitig die beste von allen die wir bis jetzt besitzen.

Die Forschungen auf dem Felde der Volksdichtung, welche Kollar 20 Jahre lang beschäftigten, führten ihn in das Gebiet der alten Geschichte der slawischen Stämme und förderten dessen „Tractat über die slawischen Alterthümer und die Göttin Slawa" (des Ruhms), seine „Reise nach Italien" und das „Altslawische Italien" zutage. In allen diesen Werken tritt das Streben hervor die geschichtlichen Anfänge der Slawen aufzufinden und das System ihrer Mythologie zu entwirren.

Soviel wahres Verdienst mußte endlich die gebührende Anerkennung finden, und sie ward auch Kollar durch eine Professur der slawischen Archäologie an der Universität zu Wien. Zur Ergänzung und Vervollkommnung früherer Arbeiten ist er jetzt mit einem neuen Werke beschäftigt, dessen Herausgabe unter den Auspicien der Großfürstin Helene Pawlowna von Rußland wir bald entgegensehen dürfen.

Die Neuheit und Eigenthümlichkeit der Forschungen Kollar's verdient die größte Aufmerksamkeit; es dürfte deshalb Manchem willkommen sein über den Gegenstand selbst, sowie über Richtung und Inhalt des zu erwartenden Werks etwas Näheres zu erfahren.

Die Nachrichten welche über die Art und Weise des Lebens, sowie der Sitten und Gebräuche der Slawen, die bis zum 13. und 14. Jahrhundert längs der südlichen Ufer der Ostsee hausten, vorhanden und in damaliger Zeit aufgezeichnet worden sind, hatten seit lange schon die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt aufsichgezogen. Man glaubte in den Trümmern der alten Städte und Kirchhöfe irgendwelche sichtbare Zeichen von dem Vorhandensein dieser Nation aufzufinden, welche in archäologischer Hinsicht um so lebhafteres Interesse erwecken müssen, als sie lange Zeit hindurch und selbst nachdem sie sich bereits, wenn auch nur theilweise, an der allgemeinen Bewegung der Civilisation betheiligt hatten, Heiden waren. Arkona, Wineta, Stettin, Retra, Stargard (Oldenburg) und andere slawische Städte, in welchen einst slawische Tempel standen, wurden der Schauplatz eifriger Nachsuchungen. Besonders war man bemüht Retra zu entdecken, über das bis in das Mythenalter hinaufreichende Nachrichten eines Titmar, Adam von Bremen und Anderer vorliegen, über dessen eigentliche geographische Lage jedoch die verschiedensten Ansichten herrschten. Nach vielen erfolglosen Nachforschungen, die man an verschiedenen Orten und zwar da anstellte, wo man mit einiger Gewißheit annehmen konnte daß daselbst Retra gestanden haben mochte, war der Pastor Friedrich Spohnholz endlich so glücklich, in einem ihm zugehörigen Garten in Prillwitz (zwischen Neubrandenburg und Neustrelitz) einen Kessel voller Alterthümer, der mit einem zweiten bedeckt war, auszugraben. Er machte jedoch seinen Fund nicht weiter bekannt, und so blieb dieser der gelehrten Welt durch fast ein Jahrhundert (von 1680—1760) verborgen. Der Schatz ging aus einer Hand in die andere und kam endlich theilweise, d. h. in einer Anzahl von 46 Exemplaren in den Besitz des Dr. Hampel, der eine wenn auch ziemlich mangelhafte Beschreibung derselben veröffentlichte. Die Gelehrten nahmen davon sofort Act, vorzüglich wegen der auf den Alterthümern befindlichen Runenschrift.

Das unvermuthete Auffinden des Jahrhunderte lang in der Erde ruhenden Schatzes rief bald Zweifel und eine Polemik hervor; Pastor Sende bestritt deren Echtheit, während die Doctoren Taddel, Greenzmeer und besonders Hampel in Wort und Schrift aufs eifrigste deren archäologischen Werth verfochten. Ein später erschienenes Werk des Dr. Masch (auf den die Sammlung, die er bis auf 68 Stück vermehrte, überging), Bemerkungen über den Götzendienst der Slawen enthaltend, setzte aufs neue die Federn in Bewegung, und der Streit wurde um so lebhafter als bald nachher ein zweiter 218 Exemplare starker Fund ans Licht trat, den man den Nachforschungen eines Nachkommen des erwähnten Spohnholz verdankte und welchen Graf Potocki beschrieben hat. Die Zahl derjenigen Gelehrten von Fach welche diese Ueberbleibsel aus einer uralten Vorzeit als echte Reste des slawischen Götzendienstes betrachteten, war fortwährend im Steigen, besonders von dem Augenblicke an als der Herzog Karl von Mecklenburg die Sammlung ansichbrachte und sie sammt den aufgefundenen, mit Runen bedeckten Steinen, die Hagenow beschrieben hat, in der Bibliothek in Neustrelitz aufstellen ließ.

In Folge der verschiedenen Ansichten und daraus entstandenen Streitigkeiten wurde eine Commission niedergesetzt, welche die aufgefundenen Gegenstände einer kritischen Untersuchung unterwerfen sollte, und Professor Levezow prüfte aufs sorgsamste alle Umstände die bei dem Funde obgewaltet, sowie auch den Weg welchen die streitigen Gegenstände aus einer Hand in die andere genommen hatten. Das Resultat der Arbeiten des Letztern, welches 1835 in das Bulletin der berliner Akademie aufgenommen wurde, bestätigte nur die bisher aufgestellten Zweifel, ohne die Frage genügend zu lösen, und selbst die slawischen Archäologen vermochten nicht zur Einstimmigkeit in dieser für sie so wichtigen Sache zu gelangen. Schafarik z. B. läßt die Authenticität des Fundes nicht gelten, während Kollar die prillwitzer Ueberreste zur Hauptbasis seiner Herleitungen und Schlüsse über die slawische Mythologie macht und darin von J. Grimm unterstützt wird, der in diesen Ueberbleibseln historisches Material vom ersten Range erblickt.

Kollar's im Eingange angeführtes Werk beschäftigt sich mit der Durchforschung der neustrelitzer Alterthümer. Löst es auch die Frage nicht nach allen Seiten hin und vollkommen genügend, so wirft es doch ein ganz neues Licht auf die mit denselben in enger Verbindung stehende Geschichte und wird schon aus diesem Grunde dem Historiker sowol als auch dem Archäologen eine höchst willkommene Gabe sein. Der Druck

hat bereits begonnen und dem Werke sollen lithographirte Tafeln beigegeben werden welche die Gegenstände wahrheitsgetreu und soviel möglich in ihrer natürlichen Größe veranschaulichen. Man hofft im Laufe des Jahres 1852 das Ganze der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Das Werk selbst zerfällt in drei Theile, nämlich in die historische und mythologische Einleitung, in die Untersuchungen über die Götter und deren Cultus und endlich in ihre Geschichte. Die Hauptnachforschungen des Autors gründen sich, wie gesagt, auf die prillwitzer Gegenstände, die er 198 an der Zahl mit Ausnahme von nur dreien sämmtlich als echt anerkennt. Er bringt sie in elf Kategorien, als: Eingötter, Zweigötter, Vielgötter, Dreigötter, Firmaments- und Sternendienst, Sonnen-, Mond- und Göttinnenverehrung, Opfergefäße, Tempelgeräthe und Ueberbleibsel des Priesterschmucks.

Um das System der slawischen Mythologie zu beleuchten und zu erklären, hält sich Kollar in Ermangelung gleichzeitiger Actenstücke an die Ueberlieferungen aus späterer Zeit und zieht seine Schlüsse mit aus der Vergleichung der Dogmen und religiösen Gebräuche der europäischen und asiatischen Völker; vorzugsweise jedoch greift er in die Religion der Indier hinein und benutzt auch philologische Ableitungen.

Kollar hat in Betreff seiner Forschungen sich über einige Einzelheiten in einem Briefe aus Neustrelitz ausgesprochen, den die „Serbischen Neuigkeiten“ in Nr. 99 des Jahres 1850 abgedruckt haben und welchen später auch das erste Heft des „Archiv der Geschichte der Südslawen“ brachte. Es geht daraus hervor daß die gegenwärtig im Museum zu Neustrelitz sich befindende und über 200 Nummern zählende Sammlung von Götzen, Opfergeräthschaften und andern Alterthümern ein unermeßlicher Schatz nicht nur für die Slawen, sondern selbst für ganz Europa ist. Die vorkommenden Aufschriften haben deutlich erkennbare Formen und nähern sich dem Böhmischen. In der That waren auch die Völker dieses Stamms stets nahe Nachbarn der Slawen an der Elbe und längs der Meeresküste. Die Götzen bringt Kollar nach den Epochen zu welchen sie gehören in drei verschiedene Classen. Einige von ihnen ohne irgend welches Zeichen von Bekleidung gehören zweifelsohne dem höchsten Alterthume an und wurden wahrscheinlich aus den heißen Ländern Asiens, vornehmlich aus Indien mit herübergebracht; andere die nur theilweise bekleidet sind datiren wol aus der Zeit, als die Slawen nach den gemäßigten Himmelsstrichen Europas übersiedelten; diejenigen endlich welche sich in vollem Anzuge — und was merkwürdig ist, in demjenigen der czechischen Slawen — zeigen, sind gewiß die spätesten, weil sie sich am besten erhalten haben, und gehören der Zeit vor Einführung des Christenthums an. Auf der Rückseite findet man bei vielen slawische und deutsche Inschriften, woraus Kollar den Schluß zieht daß beide Stämme einst in gemeinschaftlichen Tempeln die nämlichen Götter verehrt haben mußten, und daß deren nationale Feindschaft eine Folge des Zwangs die christliche Religion anzunehmen gewesen sei. Der Werth des zu diesen Götzen verwendeten Goldes und Silbers mag ungefähr 50—60 Thaler betragen.

In jeder Beziehung verdient Kollar's neueste Arbeit als eine der schönsten und wichtigsten Schöpfungen der neuern Literatur aufs eindringlichste empfohlen zu werden. Es wäre zu wünschen daß diese Zierde keiner öffentlichen Bibliothek fehlte und daß unsere Archäologen — Gelehrte und Laien — den Forschungen des slawischen Autors ihre ungetheilte Aufmerksamkeit schenkten. Das was sein Geist hier zutagegefördert und zugänglichgemacht hat, greift auch in mancher Hinsicht in unsere germanischen Alterthümer ein, und die Ansicht der Gelehrtenwelt vornehmlich würde hinsichtlich der in das Gebiet der Wissenschaft gehörigen Fragen von der größten Wichtigkeit sein. Wir glauben, es bedurfte nur der gegenwärtigen kurzen Skizze um das Interesse an Kollar's „Göttern von Retra“ allerwärts regezumachen.

Wie bekannt ist Kollar unlängst mit Tode abgegangen, und dieser Verlust hat die ganze Slawenwelt mit tiefer und gerechter Trauer erfüllt. Um das Andenken des unsterblichen Dichters zu ehren, hat Saydan eine Denkmünze angefertigt, deren eine Seite den Kopf Kollar's, der von einem Kranze von Lindenzweigen, dem Baume der Slawen, umgeben ist, trägt, während auf der andern eine mit einem Bande durchflochtene Lyra angebracht ist. Um den Kopf herum liest man den Namen des Poeten, sowie dessen Geburts- und Sterbejahr, um die Leier dagegen: „Slawy Dcera“ und den Vers:

„Pracuj każdy s chutí usilounou
Na narodu roli diedicsne.“

(Arbeite Jeder mit Lust und Eifer auf dem angestammten Felde der Nation.)

50.

Guizot's „Études biographiques sur la révolution d'Angleterre“.

Dieses Werk ist schon ein mal in Nr. 118 d. Bl. f. 1851 mit der Biographie der Mistreß Hutchinson besprochen worden, sie verdienen aber jedenfalls daß auch die andern Personen dieser Gemäldegalerie etwas näher charakterisirt werden, sie verdienen es umsomehr als fast jeder der Guizot'schen Charaktere irgend einem Manne der Neuzeit oder sogar der Gegenwart gleicht. Einige von ihnen die vor einem Vierteljahrhundert von Guizot skizzirt wurden, scheinen erst drei Jahr alt zu sein. Andere würden wahrscheinlich den meisten Lesern ganz unverständlich oder unglaublich vorkommen, wenn sie nicht in den Ereignissen der jüngsten Gegenwart, namentlich in Frankreich, ihre Erklärung gefunden hätten. John Lilburne, der Niveллirer, gehört zu ihnen. Und an wen erinnert doch jener Gilbert Burnet, der Freund, Rathgeber und Widersacher der Stuarts, dessen bewegliche, loyale und ernste Physiognomie Guizot und vor ihm schon Lord Halifax so lebendig schilderten? Oder jener Lord Hollis, der, wie Guizot sagt, „aufrichtig, ungestüm und entschlossen war, der die Freiheiten Englands reclamirte und vertheidigte, wie ein Edelmann es mit seinen eigenen Rechten macht, und der von allen gemäßigten Reformatoren der leidenschaftlichste war“. Lord Hollis spielte einen Augenblick in England im Parlament die Rolle Mirabeau's. Als am 2. März 1629 der Sprecher der Gemeinen auf Befehl des Königs die Vertagung der Kammern aussprechen wollte und schon seinen Platz verließ, rief Hollis: „Bei den Wunden unsers Herrn Jesu Christ, Herr Sprecher, Sie werden auf diesem Stuhle sitzen bleiben, bis es der Kammer belieben wird sich zu trennen.“ Allein aus der Rolle des drohenden und triumphirenden Tribunen fiel Hollis bald in die in welche wir jetzt so viele ehrenwerthe, abgenutzte, reuige und erschreckte Männer gegenüber dem Unglücke und den Unordnungen sehen, die ihre Unklugheit und ihre Leidenschaft über ihr Land gebracht haben. Guizot sagt mit Recht: „Ihr Irrthum war zu glauben daß, wenn sie die Gewalt herbeiriefen, sie auch allein den Nutzen von ihr ziehen würden und sie nach Belieben anwenden könnten. Wenn aber die Gewalt einmal sich der Gesellschaft bemächtigt hat, so kann Niemand sagen was sie thun wird, wohin sie gehen wird, wer sich ihrer weiter bemächtigen wird und in welcher Absicht. Von nun an beginnt eine Reihe finsterer Ereignisse ohne bestimmtes Ziel, welche die Voraussicht und den Willen der Menschen weit überflügeln.“ Vor diesem Abgrund von Zufällen schrecken die Tribunen zurück. Seit 1647 war Hollis einer der ersten Proscribirten. Zehn Jahre später saß er in dem Gerichtshof der die königsmörderischen Republikaner aburtheilte. „Hollis“, schreibt Guizot, „verurtheilte sie ohne Zaudern und Gewissensbiß.“ Im Juni 1663 ward er zum Peer des Königreichs unter dem Titel Lord Hollis, Baron von Ifield, creirt, und der radical geheilte Presbyterianer ging als Gesandter König Karl's II. zu König Ludwig XIV. nach Frankreich.

Das Buch Guizot's ist voll von solchen Widerrufen, welche

die gewöhnliche Lösung jener großen Dramen sind, in denen der menschliche Ehrgeiz seine Rolle spielt. Die Revolutionen, das Werk der menschlichen Kurzsichtigkeit, sind zugleich die Zeichen einer beschämenden Schwäche. Sie brechen nicht allein den Muth, sie erniedrigen auch den Charakter und entehren das Gemüth; sie treiben nacheinander die Kämpen und Häupter der Parteien zu glänzenden oder niedrigen, dem Anscheine nach hochherzigen oder lächerlichen Capitulationen. Thomas Fairfax oder Thomas May, George Monk oder Sir John Revesby, John Lilburne oder Sir Herbert, alle diese großen und kleinen Helden Guizot's, diese Republikaner, diese Cavaliere, Presbyterianer, Nivellirer sind Schauspieler, man möchte sagen Komödianten, die eben ihre Rollen abspielen.

Wer ist jener Gefällige der sein Pferd zur Krönung Karl's II. leiht und der nach der Ceremonie eine beglückwünschende Epistel in Versen an sein Pferd richtet? Es ist der alte Fairfax, der General Cromwell's, der Sieger von Naseby. Wer ist ferner jener eitele Schriftsteller der den Hof und die Partei des Königs kurz vor der Gefahr verläßt? Es ist Thomas May, ein seitdem als Historiker berühmt gewordener Mann, welcher Republikaner aus Interesse und Sektirer aus Zorn über beleidigten Stolz geworden ist. „Weil ihm ein Vermögen fehlte das ihm etwas Adel des Charakters eingeflößt hätte", sagt Clarendon energisch, „so erniedrigte er seinen Charakter bis zur Höhe seines Vermögens." Und nach Thomas May, dem Republikaner aus Ränkesucht, wer kennt da nicht jenen Sir John Revesby, den Diener jeder herrschenden Regierung. „Jenen Mann", sagt Guizot, „der seine Dienste willig leistet, aber sich überall sein Urtheil vorbehält, der nach der Revolution von 1688, noch betrübt über den Sturz seiner alten Herren, sich auch schon von dem geringen Eifer verletzt fühlt, den sein Patron, der Marquis von Halifax, zeigt, ihn im Dienste jenes Prinzen von Oranien anzustellen, dessen Thronbesteigung er doch beklagte. Sonst ein ganz ehrenwerther Mann, im gemeinen Sinne des Worts, einsichtsvoll und regsam, aber von sehr gewöhnlicher Gesinnung, ist Revesby der Typus jener Classe von Menschen welche die Regierung unterstützen, ohne doch ihren Untergang zu verhindern."

Und während Sir John Revesby auf diese Weise seine Meinung sich immer reservirt, seine Unterwerfung immer bereithält, so wird er doch von John Lilburne, dem fanatischen Nivellirer, dem schamlosen und wüthenden Pamphletisten, übertroffen, von Lilburne, dem wahren Vorläufer des Socialismus, der abwechselnd Märtyrer und Großsprecher ist, der nach zwanzigjährigem Kampfe gegen das Episkopat, gegen die Gerechtigkeit, gegen Strafford, gegen die Lords, gegen Essex, Ireton und Manchester, gegen alle Parlamente, alle Gewalten, selbst gegen die Cromwell's, zuletzt in dem allgemeinen Schiffbruche aller politischen Gewissen zugrundegeht. Der lange Kampf Lilburne's, der sich auf die untern Volksclassen stützte, dieser Kampf für die Anarchie gegen jedweden Despotismus, den die englische Revolution nach und nach zum Vorschein brachte, hörte zum ersten male in Holland während eines Exils des berühmten Demagogen mit einem bezahlten Einverständniß auf, welches er mit den gleich ihm verbannten Royalisten schloß, und ein zweites mal auf der Insel Jersey mit der Bestechung, die nach manchen Winkelzügen nicht ohne Erfolg bei seinem solange Zeit widerspenstigen Gewissen angewendet wurde. „Müde eine Popularität zu bekämpfen die er nicht besiegen konnte", sagt Guizot, „versuchte es Cromwell ihn zu neutralisiren. Er verstand es meisterhaft mit seinen erbittertsten Feinden zu unterhandeln, und man behauptet, er habe Lilburne unter der Form einer Entschädigung eine Pension zahlen lassen die seinem Gehalt als Obristlieutenant gleichkam." Lilburne endete still zurückgezogen in Eltham in der Grafschaft Kent unter dem unbeweglichen Hute eines Quäkers jenes solange bewegte Leben, von dem man nicht sagen kann, ob es durch Ermüdung oder durch Ruhe abgekürzt wurde."

Es ist in der That seltsam daß das ernste England, jener classische Boden großer Charaktere, solche Unbeständigkeiten, eine so interessirte Rückkehr, eine so kleinliche Berechnung des Ehrgeizes und des Egoismus aufzuweisen hat. Guizot scheint weit eher geneigt diese Unbeständigkeit der Menschen zu beklagen als zu tadeln, und sein strenges Urtheil richtet sich dagegen mehr gegen Jene welche auf ihrer falschen Bahn, von Stolz oder Leidenschaft geblendet, beharrten und Alles, selbst ihr Vermögen, das größte Opfer eines Ehrgeizigen, dem unmäßigen Triebe nach persönlichem Einflusse opferten. Dies führt zu einem der Hauptportraits Guizot's, zu Sir Edmund Ludlow, dem reuelosen Republikaner.

Sir Edmund Ludlow ist in der Geschichte der englischen Revolution der Typus jenes engen exclusiven Geistes, jenes unduldsamen und unwissenden Stolzes, jener unleidlichen Starrköpfigkeit, wodurch die Sektirer sich charakterisiren. Der religiöse Sektirer hat immer eine Grenze in der Religion, der politische nicht; dieser richtet sich ganz nach seinen eigenen hochmüthigen Gedanken, und er will die Welt und den Staat nach dem Modell reformiren welches ihm in einem Augenblicke der Begeisterung oder der Berechnung eingefallen ist.

Ludlow war nicht einer der Herrscher Englands, sondern er gehörte nur in die zweite Classe, wennschon die Rolle die er bis zur Restauration der Stuarts spielte eine sehr bedeutende war. Er gehörte zu jenen harten Köpfen welche nur von einem einzigen Gedanken beseelt und beherrscht wurden, dem Gedanken nämlich den König zu vernichten und die Republik zu gründen. Der Despotismus des Langen Parlaments, der Armee, des Rumpfparlaments, die wechselseitig sich und die Nation unterdrückten, schien Ludlow trotz des innern Widerspruchs gerecht, weil alle diese Gewalten den Sturz Karl's II. und den Erfolg der Republik in Aussicht gestellt hatten. Und nur dem Verrathe des Königs, dann des Parlaments, Cromwell's und endlich Monk's schrieb er das Misglücken seines republikanischen Projects zu. Er täuschte sich hierin, denn es war ebenso thöricht, England wider Willen die Republik aufzwingen zu wollen, wie Dies Karl I. mit dem Absolutismus versucht hatte. Soviel er auch handelte und that, er sah Nichts was ihn überzeugen mußte daß die Republik in England unmöglich war. Mit einer seltsamen Naivetät schildert er, wie das Volk, als Karl I. von Newcastle gefangen nach Olmsby geführt wurde, herbeigelaufen sei, sich vor ihm in den Staub geworfen und die Kranken gebracht habe, damit er sie berühre; man habe ihn behandelt als wenn er allein im Stande gewesen wäre dem Lande den Frieden und dem Laufe der Dinge einen geregelten Gang zu geben.

Bei der monarchischen Civilisation aller Länder Europas ist die unitarische Republik eines großen centralisirten Staats nicht möglich; nur eine Föderativrepublik läßt sich denken. Kein Engländer glaubte daher, mit Ausnahme des chimairischen und stolzen Ludlow, an das Bestehen des Regiments eines Parlaments, noch weniger an die prätorianische Herrschaft einer Armee oder an die Lebensfähigkeit der abgeschnittenen Glieder eines Rumpfes; ja Ludlow selbst nahm das despotische Protectorat Oliver Cromwell's nicht ernstlich für eine Anwendung des republikanischen Systems. Er lebte fortwährend in erklärter Feindschaft mit dem Protector.

Aber vorallem ward das Volk nicht von der Scheinrepublik getäuscht. Trotz des furchtbaren Sturms der den englischen Staat umzustürzen drohte, waren die Folgen doch nur gering; England blieb monarchisch; die Leichtigkeit mit der die Stuarts den Thron wieder bestiegen beweist Dies am deutlichsten. Dies ist das Land in welchem der Graf von Manchester nach der Schlacht von Newbury, in der er den König geschlagen hatte, sagte: „Wir können den König zwanzig mal schlagen, er wird doch der König bleiben", und in welchem das Volk den Königsmörder Carew mit Schmähungen überhäufte und rief: „Da ist der Schuft der keinen andern König haben wollte als Jesus!"

Daß Ludlow diese Stimmung des Volks verkannte, war

sein Fehler. Hr. von Bourdeaux schrieb damals an den Cardinal Mazarin über die Proclamation Karl's II. von Whitehall: „Es gibt nichts Außerordentlicheres als die Freudenbezeigungen welche das Volk vonsichgab." Als ihm im Jahre 1688 nach einem dreißigjährigen Exile der Sturz der Stuarts freien Platz auf dem britischen Boden zu lassen schien, so verließ der alte Republikaner die Schweiz, kehrte nach England zurück und „ging mit einer mit Stolz gemischten Freude in den Straßen von London spazieren". Aber das Volk kannte Ludlow nicht mehr, und nur einen Beweis empfing er daß sein Vaterland sich seiner noch erinnere, nämlich den daß eine Adresse des Hauses der Gemeinen auf den Vorschlag des Sir Eduard Seymour, des Hauptes der patriotischen Partei, ihn als Königsmörder der Rache Wilhelm's III. bezeichnete, wodurch er genöthigt ward mit 69 Jahren den traurigen Weg der Verbannung von neuem zu betreten.

Ludlow nahm seinen unwandelbaren Glauben mit in sein Exil, wo er seine Memoiren niederzuschreiben begann; die Trockenheit mit der er den Proceß und die Hinrichtung Strafford's beschreibt ist unglaublich: „Das Haus der Gemeinen hatte eine Bill auf Verurtheilung des Grafen genehmigt, und man gab sie an das Oberhaus, wo sie auch genehmigt ward. Aber der König, der von der Gerechtigkeit dieses Befehls nicht überzeugt war, befragte seinen Geheimen Rath, einige Richter und vier Bischöfe. Alle, mit Ausnahme eines einzigen, riethen ihm, Jonas ins Meer zu werfen um das Meer zu beruhigen. Deshalb gab der König dem Grafen von Arundel, dem Großsiegelbewahrer, und zwei Andern die Weisung den Befehl zur Hinrichtung zu unterzeichnen; Dies geschah am 12. Mai und den 22. desselben Monats wurde Graf Strafford dem Urtheile gemäß enthauptet." Dieselbe Gefühllosigkeit zeigt er bei der Hinrichtung des Königs: „Nachdem er eine Rede gehalten hatte, kniete er vor dem Block nieder, und der Henker that seine Pflicht. Es ward der Befehl gegeben den Leichnam in Windsor zu begraben." Auf der andern Seite läßt Ludlow es nicht an Apotheosen für die Königsmörder fehlen. Er führt z. B. sehr genau die schreckliche Aeußerung Thomas Scott's an, der im Parlament rief: „Er wolle keine größere Ehre in dieser Welt haben als die Inschrift auf seinem Grabstein: «Hier liegt ein Mann der mit Hand und Herz zur Hinrichtung Karl's I., Königs von England, beitrug.»" Ebenso erzählt er von Sir John Burchier daß dieser, als man ihn gedrängt auf dem Todtenbette die Verurtheilung des Königs zu bereuen, sich neubelebt umdrehte und rief: „Ich sage euch, Das war ein Act der Gerechtigkeit, der von Gott und allen Ehrenmännern gebilligt werden wird"; darauf beruhigte er sich wieder und gab seinen Geist auf. Als die republikanische Partei sich endlich selbst ruinirte, als Lambert mit Säbelhieben in den Tower getrieben wurde, klagte Ludlow daß nicht die Königlichen den Fall seiner Partei herbeigeführt hatten, sondern die eigene Verderbtheit derselben, und in einem Anfalle von Schmerz und Offenheit ruft er aus: „Ich hätte lieber mögen dem Großtürken dienen als ihr!" 16.

Heidenthum in England und Tortur auf dem Continent im 19. Jahrhundert.

Ein unfehlbares Mittel zur Bekehrung der heidnischen Engländer und zur Abschaffung der Tortur in Deutschland, Frankreich, Holland u. s. w., befand sich im vorigen Sommer auf der großen londoner Ausstellung. Wenn die Berichterstatter Nichts davon erwähnt haben, so ist Das eine Unterlassungssünde, welche wir nachträglich gutmachen wollen. Es war dieses Mittel unter der Classe Nr. 30 in einem sauber gearbeiteten Glaskasten, sowie auf einer hinter demselben hängenden Karte zur Schau gestellt. Rund um den Glasdeckel stand in goldenen Buchstaben eine Angabe über dessen Inhalt mit dem Zusatze: „See explanatory papers below, and please take a copy." Ehe wir auf diese Sache näher eingehen, möge es uns erlaubt sein ein paar kleine Geschichten vorauszuschicken.

Bekanntlich versenden die frommen Engländer viele Millionen Bibeln nach China, Otahaiti, Hinterindien, Polynesien u. s. w., um die unwissenden Heiden zu bekehren. Wie es aber daheim in England unter den unwissenden Volksclassen mit dem Christenthum aussieht, läßt sich aus folgender Scene abnehmen welche in einem Polizeibericht der „Times" beschrieben ist:

Alderman. Man rufe den Zeugen!

(Ein Junge, etwa 14 Jahr alt, tritt vor; man gibt ihm eine Bibel zum Schwören in die Hand.)

Alderman. Weißt du was der Eid den du schwören sollst zu bedeuten hat?

Der Zeuge. Nein, Herr.

Alderman. Hast du jemals in dem Buche gelesen welches du in der Hand hältst?

Der Zeuge. Nein, Herr.

Alderman. Hast du einen Vater oder eine Mutter?

Der Zeuge. Weiß nicht, Herr.

Alderman. Wovon lebst du?

Der Zeuge. Vom Betteln und Stehlen.

Alderman. Es scheint mir daß dieser Zeuge nicht zulässig ist.

(Ein Gerichtsdiener nimmt dem jungen Heiden die Bibel aus der Hand; er tritt ab.)

Wäre dieser Zeuge eine alleinstehende Merkwürdigkeit, eine seltene Ausnahme von der Regel, so würde obige Scene Nichts zu bedeuten haben; doch werden wir weiter unten sehen wie viele Millionen in England mit dem Zeugen in Betreff der Unwissenheit auf gleicher Stufe stehen.

So viel über das Heidenthum in England; und nun eine zweite, ebenso wahre Geschichte, welche ungläubige Leser vollkommen überzeugen wird daß auf dem Festlande wirklich eine Tortur besteht der eine beträchtliche Menge Kinder und Erwachsene unterworfen ist: Von dem in London lebenden Polen Benjowski erschien im Jahre 1844 ein Buch: „The anti-absurd and phrenotypic alphabet and orthography for the English language", in welchem er die unvergleichliche Vernunftgemäßheit der englischen Orthographie beleuchtet und die durchsichtige Klarheit der Aussprecheregeln, wie sie von Walker, Sheridan, Worcester und Andern in dicken Büchern dargeboten wird, aufs köstlichste persiflirt, indem er diese orthoepischen Werke und überhaupt die Proteusnatur der englischen Schrift und Aussprache mit folgender Probe eines „Philosophischen Wörterbuchs" vergleicht: „«Tisch» (absolut richtige, auf die allereinfachsten Grundsätze zurückgeführte Aussprache dieses Worts.) Das Hausgeräth welches man gewöhnlich «Tisch» nennt soll auch fernerhin «Tisch» heißen, jedoch mit folgenden Einschränkungen: 1) Sonntags, Dienstags, Mittwochs und Freitags soll man es «Besen» nennen. NB. n ist stumm. 2) Montags, Donnerstags und Sonnabends ist es «Fenster» zu nennen (ausgenommen an jedem ersten Sonnabend des Januar, April, Juni, September und November, wo es nach der ersten Bestimmung wieder «Besen» heißen muß. NB. Das e in «Besen» wird aber dann wie o ausgesprochen.) Das erwähnte, gewöhnlich «Tisch» betitelte Hausgeräth soll «Talglicht» heißen nach Maßgabe folgender strengphilosophischer Regeln: Sonntags von 35 Minuten 49 Secunden nach 12 Uhr Mittags bis Sonnenuntergang, wobei aber die Buchstaben al in Talglicht wie uz auszusprechen sind (außer an bewölkten Tagen, worüber weiter unten gehandelt wird). Bisweilen kann jenes vierbeinige Hausgeräth auch schlechtweg «Tisch» genannt werden; doch muß Dies dem richtigen Takt und geläuterten Geschmack überlassen bleiben."

Wir haben diesen beiden Geschichten hinzuzufügen daß in England und Wales, nach Ausweis des „Registrar general's

report" für das Jahr 1846, Eine Frau unter zweien und Ein Mann unter dreien bei der Trauung das Heirathsregister mit Kreuzen statt des Namens unterzeichneten, und daß von 16 Millionen Einwohnern beinahe acht Millionen nicht schreiben und fünf Millionen nicht lesen können. Wie viele Deutsche, Franzosen, Italiener, Holländer u. s. w. jahrelang sich mit dem Englischen quälen, ohne es jemals richtig lesen zu lernen, ist uns nicht genau bekannt; doch können nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Opfer dieser Menschenquälerei unbedenklich auf viele Tausende angeschlagen worden.

Dieser traurige Uebelstand liegt in nichts Anderm als in der von Benjowski so treffend charakterisirten Schreibung des Englischen. Die sicherste Abhülfe dagegen befand sich in dem zu Anfange dieser Mittheilung erwähnten Ausstellungsgegenstande, dem sauber gearbeiteten Kästchen; dasselbe enthielt nämlich eine Anzahl sehr hübsch gedruckter Bücher, lauter englische Bücher, aber in einer solchen Schreibart daß auch der roheste Irländer ohne Schwierigkeit in wenigen Stunden daraus lesen lernen kann, während die talentvollsten Kinder der Lords und Gentlemen sich mit dem Lesen ihrer Muttersprache etwa vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre jammervoll abmartern, ehe sie mit dem Spelling zurechtkommen. Mag es darum sein daß diese kleinen Sprößlinge der Ueppigkeit in ihrer frühen Jugend tüchtig geplagt werden; es ist gut wenn sie an irgend Etwas den Ernst und die Noth des Lebens erkennen lernen; aber die minder glücklich situirte Ueberzahl des Volks, die nicht eine lange Reihe von Jahren blos aufs Lesenlernen zu verwenden im Stande ist, und der es doch sehr zu gönnen wäre, wenn sie aus guten Büchern Trost, Erheiterung und Belehrung schöpfen könnte, die war bisher sehr übel daran. Und wenn der Ausspruch: „Knowledge is power" eine Wahrheit ist; wenn es ferner nicht geleugnet werden kann daß die Kunst des Lesens und Schreibens der erste und nothwendigste Schritt aus der Roheit zur Bildung ist: so kann man jenem zur Ausstellung gelieferten Kästchen eine culturhistorische Bedeutung nicht absprechen. Unter 16 Millionen Menschen war es bisher fünf Millionen unmöglich lesen zu lernen; durch das dargebotene Mittel wird es möglich. Dasselbe besteht in einer auf die Grundsätze der Phonetik zurückgeführten Schreibung der englischen Wörter. Das erweiterte phonetische Alphabet, in welchem jeder Buchstabe eine feststehende Geltung hat, lernt man sehr schnell, und hat man dasselbe inne, so liest man jedes englische Wort mit vollkommenster Leichtigkeit und Sicherheit.

Diejenigen unserer Leser welche leere Theorien verabscheuen beruhigen wir mit der Versicherung daß die Reform der englischen Orthographie nicht ein philanthropisches Hirngespinnst ist, sondern bereits auf dem festen Boden der Praxis steht; schon wird in vielen Schulen Englands und Amerikas der Leseunterricht nach phonetischer Methode ertheilt; eine Menge phonetisch gedruckter Schriften — auch solche die für uns Deutsche brauchbar sind, z. B. Goldsmith's „Vicar of Wakefield", Johnson's „Rasselas", Shakspeare's „Macbeth" und „Tempest", das Neue Testament, Gay's Fabeln — ist bereits vorhanden, und ohne Zweifel wird auch bei uns ihre Nützlichkeit bald die verdiente Anerkennung erlangen. Durch den Gebrauch phonetisch gedruckter Bücher beim Unterricht erlangen Lehrer und Schüler zwei unschätzbare Vortheile: bedeutenden Zeitgewinn und fast gänzliche Beseitigung der langwierigen und meist erfolglosen Arbeit die mit vollem Recht eine Tortur genannt werden kann.*) 22.

*) Näheres über diesen Gegenstand enthält die Schrift: „The spelling reform. Die Reform der englischen Orthographie auf Grund des von Pitman und Ellis erfundenen phonetischen Alphabets. In wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht dargestellt und erörtert von Karl Graeser" (Leipzig 1862).

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Der theatralische Thee.

Es ist gerade hundert Jahre her, wo ganz London vom theatralischen Thee entzückt war. Der berühmte Samuel Foote, der erste Komiker und Mimiker seiner Zeit, hatte bereits 1746 ein kleines Theater gegründet, das jetzt unter dem Namen des Haymarket-Theaters so bekannt, berühmt und besucht ist, wie Drurylane und Coventgarden; allein damals mußte es unendliche Schwierigkeiten mit den genannten beiden privilegirten bestehen. Diese waren mit um so heftigern Klagen dagegen aufgetreten, je mehr Foote's Farcen durch Witz wie aus dem Leben gegriffene Masken alle Welt zum Lachen, zum Staunen, zur Bewunderung hinrissen, und hatten endlich in der That ein Verbot bei schwerer Geldstrafe dagegen ausgebracht, daß der berühmte geistreiche Lord Chesterfield im Oberhause ausrief: „Es ist abscheulich, wie man auf ein so hübsches Ding, Witz genannt, eine solche Steuer legen kann! Der Witz ist eine Art Eigenthum Dessen der ihn hat, und öfters ist er mit seinem Unterhalte auf ihn angewiesen! Eine traurige Existenz, Mylords! Danken wir Gott daß wir nicht davon abhängen!" Genug, Foote's mimische Darstellungen wurden auf Requisition von Drurylane und Coventgarden und auf Ordre des Lord Kammerherrn von einer ganzen Schar Constablers mitten in der besten Vorstellung angegriffen und erstürmt, daß nur der halb verzweifelnde Foote, an der einen Säule der Bühne lehnend, zurückblieb. Da fiel ihm ein, theatralische Thees zu geben. Ehe man es sich versah, las man in den Zeitungen: „Foote empfiehlt sich allen Freunden und dem Publicum in seinem kleinen Theater auf dem Heumarkte (Hay market), jeden Morgen zu den Theaterpreisen eine Tasse Thee bei ihm zu trinken." Alles lachte überlaut; Alles strömte hin, von Neugier und Schadenfreude oder Unwillen gegen die privilegirten Theater getrieben, und der Vorhang ging bald auf. Foote erschien. „Während der Thee aufgegossen wird", meldete er, „will ich Ihnen hier eine kleine Probe von der Art geben wie ich ein paar junge Schauspieler unterrichte." Und nun ward gespielt, und fort und fort ward alle Tage Unterricht gegeben, d. h. gespielt. Drei Jahre lang ging das Manoeuvre fort; jemehr die patentirten Schauspieler über Mangel an Einnahme klagten, desto mehr neuen Stoff fand Foote sein Publicum zu unterhalten. „Ich muß", verkündete er bei oder in der einen Vorstellung, „für alle die Herren und Damen sorgen. Die Verse sollen sie mir nicht mehr rädern; ich stelle sie an, wie ihr eigentliches Talent heischt; den berühmten Quin mache ich zum Nachtwächter und lasse ihn abrufen: «'s hat zwölf geschlagen; nebeliges Wetter!»" Den einäugigen Dechant wollte er als Bettelmann an die Paulskirche verweisen: „Geben Sie doch einem armen blinden Manne was!" Ein Dritter, Ryan, hatte eine schreiende, schnarrende Stimme, und dieser sollte als Scherenschleifer rufen: „Barbiermesser zu schleifen, Scheren zu schleifen, Federmesser zu schleifen!" Der Schauspielerin Woffington (gest. 1760) gab er die Rolle einer Apfelsinenverkäuferin: „Ein paar Apfelsinen gefällig? Ein Apfelsinenschnitt? Oder wollen die Ladies und Gentlemen ein paar Non pareils? Vielleicht einen Theaterzettel?" Und so kam Jeder und Jede daran, daß selbst Garrick in seiner „Sterbemanier" parodirt und sein: „Das ist mein Trost im Ster — Ster — Sterben!" carikirt wurde.*) Ewig hielt freilich der Thee in London auch nicht vor; denn die Zeit verzehrt alle ihre Kinder und die theatralischen am ehesten! Allein mit nicht geringerm

*) Im kleinen Maßstabe gab im Anfange dieses Jahrhunderts etwas Aehnliches Solbrig, der Declamator. Er stellte die ersten Schauspieler des dresdener Hoftheaters, Opitz, Schirmer, Thering, Hafner u. s w. im Gange, Geberde, Stimme zur Belustigung der Leipziger und Dresdener so treu dar daß die Erinnerung sich noch lebhaft erhalten hat, so wenig er auch Foote und Wilkinson erreicht haben mag.

Beifall sahen ihn nachher alle andern großen Städte Englands, Schottlands und Irlands, sodaß hier noch 1759 der Anschlagzettel verkündete:

After the play
Foote will give tea! *)

11. Der Jahrmarkt zu Ehren der heiligen Jungfrau.

Es ist eine bekannte Sache daß das Theater seinen Ursprung aus der Kirche genommen hat. Man stellte schon in den ältesten Zeiten dar was die Kirche lehrte und predigte, um den Eindruck aufs Volk desto lebendiger und nachhaltiger zu machen, und die sogenannten Mysterien, denen sich dann bald auch die Moralitäten anschlossen, sind noch heute nicht ganz verschwunden. Am längsten hielten sie sich in Spanien, und die Autos sacramentales, wie sie dort hießen, dauerten bis ins 18. Jahrhundert hinein, indem sie zum großen Theil auf der eigentlichen Schaubühne dargestellt wurden, für welche dann häufig in solcher Art die besten Köpfe arbeiteten. Erst unter Karl III. wurden sie von der Bühne verbannt, und Lope de Vega und Calderon haben dergleichen Stücke in Menge geliefert, obschon ihr Ruhm allerdings in unsern Augen mehr gewonnen haben würde, wenn diese Dinge nicht auf die Nachwelt gekommen wären; denn das Heiligste und Ehrwürdigste ist hier oft mit dem Frivolsten und Burleskesten in einer Art gemischt, wie wir es uns kaum vorstellen können. Aus dem ersten Beginn des 16. Jahrhunderts bereits theilt uns A. F. von Schack **) von einem übrigens wackern Dichter, Gil Vicente, ebenfalls eine Probe mit, wodurch das Gesagte ins Licht gesetzt wird. Das Stück heißt das „Jahrmarktsfest", („Auto da feyra"). Die Zeit kündigt nämlich in der zweiten Scene einen Jahrmarkt zu Ehren der heiligen Jungfrau an, und ein Seraph eröffnet ihn, indem er allen Seelenhirten und eingeschlafenen Päpsten neue Kleider sowie Gottesfurcht anbietet, welche letztere hier pfundweise zu haben ist. Auch der Teufel schlägt eine Bude auf, Roma erscheint, die Repräsentantin der Kirche, um Seelenfrieden feilzubieten. Immer mehr Verkäufer und Käufer finden sich ein, indem der Teufel Reißaus nimmt, weil eine Bäuerin seinen Braten riecht und Jesus! Jesus! ruft, der Seraph aber mit dem Ausbieten seiner Tugenden schlechte Geschäfte macht; denn selbst die Bauermädchen versichern ihm daß wer eine Frau suche mehr aufs Geld als die Tugenden sehe. Die Mutter Gottes selbst hat auch eine Bude aufgeschlagen und macht gute Geschäfte weil sie ihre Gaben umsonst gibt; deshalb stimmt Alles zu ihrem Lobe ein Lied an, und der Jahrmarkt ist zu Ende. 51.

Notizen.

Zur Geschichte des städtischen Schulwesens im 15. Jahrhundert.

Für die Lobredner alter Zeiten dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein zu erfahren, daß es auch in der unbedingt guten alten Zeit gar verderbte Sitten hier und da gegeben und daß das Schulwesen ein wahrer Skandal gewesen ist an gar vielen Stätten. Wir wollen für heute einige Notizen aus einem eben erschienenen Büchlein: „Beiträge zur Geschichte des städtischen Schulwesens in Luzern", vom dasigen Stadtbibliothekar J. B. Östertag, zum Beleg geben. Die Leute, welche im 15. Jahrhundert in Luzern und andern schweizer Cantonen den deutschen Schulen vorstanden, hießen „Luzemeister". Natürlich daß keine Examina waren, und wer Lust hatte den Luzemeister zu spielen, der ging im Lande herum und schlug sein Zelt da auf, wo er auf ein bescheidenes Auskommen hoffen durfte. Aber man bilde sich nur ja nicht ein daß die Charlatanerie und Marktschreierei eine Erfindung der Neuzeit sei auf irgend welchem Gebiete. Der Luzemeister pflegte auf seine Thür aufzuschreiben: „Wenn Jemand hier ist, der auf die allerkürzeste Weise und Zeit, die nur erdacht werden können, deutsch schreiben und lesen lernen will, und der bisher nicht einmal einen Buchstaben gekannt hat, der kann hier selbsten seine Schuld aufschreiben und lesen lernen, und Demjenigen der zu ungeschickt wäre dieses zu erlernen, werde ich keinen Lohn abfodern und die Mühe mit ihm umsonst gehabt haben, er mag sein wer er will, Bürger oder Handwerksmann, Frau oder Jungfrau. Wer meiner bedarf, der komme her, er wird gegen billige Entschädigung gut gelehrt (wer mi bedarff, der kumm har, ja der wirt drüwlig gelert umb ein ziemlichen Lon)." „Damit er die Kinder besser züchte", bekamen dergleichen Lehrmeister zuweilen das Bürgerrecht geschenkt und feste Anstellung. Die erste Schule für „Meitla" (Mädchen) wurde in Luzern erst im Jahre 1584 errichtet. Gewöhnlich benutzte man in Ermangelung befähigterer Subjecte die Schulmeister auch als Rathskanzler; die Schulstunden waren daher Morgens von 6—9 und Mittags von 12—3 Uhr anberaumt. Eine Stadtchronik sagt von diesen Schreibern daß sie Tag und Nacht beim Zechen waren, sodaß wenn man hat Rath halten wollen, die Schreiber erst entweder in den Federn oder auf den Trinkstuben aufgesucht werden mußten. „Ja die haben immer Kibli (Kirchweihe) gehabt." Und doch macht die Chronik viel Rühmens von der Tüchtigkeit die sich ärmere Kinder auf diesen Schulen angeeignet, trotz Akademien und Universitäten. „Ich habe auch", wird erzählt, „hie in unsrer Stadt schlechte arme Geselle kennt, die bloß ein Wenig in die gemeine Trivialschule gangen, aber in solche Scharffsinnigkeit und Perfection kommen, das sie so stattliche wohlgeformirte Diskussus nit allein der Versegeophie, sondern auch den übrigen enquisirten halb, fallen können, das man sich das warlig hoch verwundern müssen, und sich große Haufen vom Adel und stattlich Geschlächt, wälche anheimisch im Vaterland in gemeinen Schulen vil mehr Zits, dann diejenigen; ja auch, was noch mer ist, erst in frömden Landen uff hohen Schulen mit grußen Ufflagen und Kosten vil Jar und Zit verschlißen und dennoch by wytem dahin nit gelangt, weder mit der Hand, noch mit dem Verstand und Geschicklichket." Es versteht sich daß zur Aufrechthaltung der Disciplin die Ruthe als das alleinseligmachende Medium diente; indeß gab's dabei auch noch andere Strafmittel von ganz besonderer Art. Unter Anderm z. B. stand auf der Reußbrücke ein sobenanntes Schand- oder Trüllhäusli, nämlich ein auf einer Spindel beweglicher durchsichtiger Käfig, in welchen junge muthwillige Buben, die Etwas verbrochen hatten, namentlich wenn sie während dem Mittags- oder Betglockengeläute auf der Gasse nicht niederknieten und beteten, hineingesteckt und von dem Bettelvogt solange schnell herumgedreht wurden, bis sie ganz außersichkamen. Zur Aufmunterung der Jugend gab es Umzüge und allerlei Eß- und Trinkgelage, wovon man jedoch später zurückkam, in Anbetracht daß die Unzucht unter den Erwachsenen ohnehin groß genug war, „da sogar die Priester, Mönche und Nonnen sich den Laien gleich machten und in Wirthshäusern, Trinkstuben, offenen und heimlichen Tänzen, Fastnacht- und Freudenspielen ganze Nächte und selbst larvati mit den Laien umherzogen". Eine später gestiftete Schule im Franciscanerkloster hatte ebenfalls solche unsittliche und wüste Lehrmeister daß „man ihnen obrigkeitlich verbieten mußte in das Gotteshaus

---

*) Unsere Quelle ist ziemlich selten in Deutschland. „Memoirs by late Wilkinson" (1790), I, 178. Wilkinson wetteiferte nachher mit Foote in diesen „Morgenunterhaltungen", wie sie auch wol später hießen, welche nicht selten zu den häßlichsten Zänkereien hinter der Coulisse Anlaß gaben. Wer diese kennenlernen will, muß die angeführten „Memoirs" im zweiten Bande bis S. 75 nachlesen; denn Niemand der beiden londoner Theater wollte sich so carikirt sehen!

**) In seiner „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" (Berlin 1845), I, 169 u. 170.

zu gehen, auf daß sie nicht andere Priester und Jünger beschädigen“. 29.

Talma's Hallucinationen.

Doctor von Boismont berichtet daß der große Tragiker Talma, innigst verbunden mit Langlois, ausgezeichnetem Künstler von Rouen, diesem Freunde gestand daß wenn er bei gewissen düstern Stücken seines Repertoirs in Scene trete, er die Fähigkeit besitze, kraft seines Willens all den glänzenden Schmuck seines Auditoriums verschwinden zu machen und die lebenden Personen in ebenso viele Skelette zu verwandeln. Daraus schöpfe seine erregte Phantasie jene wundersame Veränderung der Züge und jene Schreckenstöne, bei welchen Frau von Staël in einem Salon drei Schritte von dem Mimen schauderte. 12.

Bibliographie.

Bahn, A., Buch III; Kapitel I. Lustspiel in einem Act. Frei nach dem Französischen. Berlin, Lassar. Gr. 8. 5 Ngr.

Busch, J. M., Geschichte der Vorstadt Sct. Georgen bei Bayreuth. Ein historischer Versuch. Bayreuth. 1851. Gr. 8. 15 Ngr.

Demme, W. L., Das Buch der Verbrechen. Das Interessanteste aus älterer, neuerer und neuester Zeit der Länder dies- und jenseits des Oceans. Ein Volksbuch. Neue Folge. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eckert, E. E., Der Freimaurer-Orden in seiner wahren Bedeutung, d. h. als ein Weltorden, in dem und mittelst dessen, vermöge seines feinen Organismus, ein Geheimbund die Revolutionen gegen alle bestehende Kirchen und Monarchien, sowie die Zerstörung des Eigenthums, der Stände und Innungen zum Zweck einer theokratisch-socialen Ordensrepublik, seit drei Jahrhunderten vorbereitet, vollführt und geleitet hat. In zwei Schriften den sächsischen Criminal-Gerichten und der Ständeversammlung nachgewiesen zc. zur Motivirung des damit verbundenen Antrags auf Aufhebung des Ordens. Drei Lieferungen. Dresden, Eckert's Selbstverlag. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gangauf, Th., Metaphysische Psychologie des heiligen Augustinus. 1ste Abtheilung. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 27 Ngr.

Haupt, O., Demosthenische Studien. 1stes Heft. Cöslin. Gr. 8. 12½ Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Heimathklänge. Lieder. 2te Auflage. Mainz, Wirth Sohn. 1851. 8. 5 Ngr.

Leipziger Katalog der im deutschen Buchhandel im letzten und theilweise in frühern Jahren im Preise herabgesetzten Bücher, zugleich ein Repertorium des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel. Erster Jahrgang. Leipzig, Voß. Gr. 8. 20 Ngr.

Kinkel, G., Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. 9te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 15 Ngr.

Koch, O., Hamburgs romantische Vorzeit. Eine Sammlung von Novellen und Sagen aus der Erstehung Hamburgs. Magdeburg, Quednow. 8. 1 Thlr.

Kohlbrügge, H. F., Predigten über die erste Epistel des Apostels Petrus. Das erste Capitel. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 10 Ngr.

Kurz, H., Die Schweiz. Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen. 1ste Hälfte. Bern, Dalp. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Landesmann, H., Abdul. Berlin, A. Duncker. 16. 9 Ngr.

Die Lehre der heiligen Schrift vom Abendmahle, und die Lehre der reformirten Kirche. Zur Verständigung. Nürnberg, Geiger. Gr. 8. 5 Ngr.

Lorentz, J., Sixtus V. und seine Zeit. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lucas, E., 1851. Ein Roman. Zwei Bände. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 3 Thlr.

Macaulay's, T. B., Geschichte von England seit dem Regierungsantritte Jacob's II. Deutsch von W. Beseler. Mit dem Portrait Macaulay's. 1ster Band. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 25 Ngr.

— — Dasselbe. Uebersetzt von L. G. Lemcke. 1ster Band. 1ste Lieferung. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mohammed. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Bern, Dalp. 8. 15 Ngr.

Neander, F. E., Der Sündenfall. Betrachtungen in der Passionszeit über 1. Mos. 2. und 3. Mitau, Reyher. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.

Richter, F., Der Gottes-Begriff und seine Ergänzung durch den Majestäts-Begriff. Populair-philosophische Vorträge, in mehreren norddeutschen Hauptstädten gehalten. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr.

Rochefoucauld, Herzog de la, Psychologische Studien. Uebersetzt von A. — Frei bearbeitet und erklärt von E. A. Schloenbach. Leipzig, W. Engelmann. 16. 22½ Ngr.

Ritter, C., Ueber die geographische Verbreitung der Baumwolle und ihr Verhältniss zur Industrie der Völker alter und neuer Zeit. Ister Abschnitt: Antiquarischer Theil. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 25 Ngr.

Roquette, O., Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-Wein- und Wandermärchen. 5te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 15 Ngr.

Rudhart, G. Th., Thomas Morus. Aus den Quellen bearbeitet. Neue vermehrte Ausgabe. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Schädlich, C., Gedichte. Plauen, Neupert. 16. 10 Ngr.

Schnaase, C., Ueber das Verhältniß der Kunst zum Christenthume und besonders zur evangelischen Kirche. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 1. März 1852 gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 6 Ngr.

Scholl, C., Die Messias-Sagen des Morgenlandes nebst vergleichenden Auszügen aus seinen heiligen Büchern. Hamburg, Meissner u. Schirges. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wernirot, F., Rußland im Licht und Rußland im Schatten. Hamburg, Berendsohn. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Altconservativen in Oesterreich. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 3 Ngr.

Beschreibung der Festlichkeiten, welche bei der Vermählung J. Hoh. der Prinzessin Elisabeth, Herzogin zu Sachsen zc. mit Sr. K. Hoh. dem Erbgroßherzoge Peter von Oldenburg vom 10. bis 14. Februar 1852 zu Altenburg Statt gefunden haben. Altenburg, Jacob. Gr. 8. 7½ Ngr.

Haneberg, B., Vom innern und äußern Berufe des Benediktinerordens. Eine Predigt, gehalten an Mariä Lichtmeß 1852 bei der Gelübdeablegung der Priester Placidus Jungblut und Maurus Floßmann zu München. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Magerstedt, A. F., Wie feiert eine lebendige Christengemeinde den Tag ihrer Kirchweih? Predigt am Tage der Einweihung der neuen Kirche zu Großen-Ehrich am 2. December 1851 gehalten. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 2 Ngr.

Sachse, Ch. F. H., Reden bei der Vermählungsfeier Sr. K. Hoh. des Erbgroßherzogs Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg und J. Hoh. der Prinzessin Elisabeth Pauline Alexandrine von Sachsen-Altenburg gehalten am 10. und 11. Februar 1852. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XIV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1851 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. XIII.)

72. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **C.** und **F. Noback.** Zwei Abtheilungen. 8. Cartonnirt. 7 Thlr. 15 Ngr.

Es verbindet dieses von allen Seiten mit der größten Anerkennung aufgenommene Werk, wie kein anderes auf seinem Gebiete, mit möglichster Selbständigkeit die größte Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, und es wird daher mit Recht als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur begrüßt. Die reichhaltige, ihren Stoff erschöpfende Arbeit verbreitet sich über mehr als tausend Artikel. Der „Preußische Staats-Anzeiger" sagt: „Mit Freuden begrüßen wir die Vollendung einer so vortrefflichen Arbeit und ohne Vorurtheil dürfen wir sagen, daß sie in keiner Literatur und keiner Periode ihres Gleichen hat. Fern sei es, die jammervollen Producte, womit sich seit Jahr und Tag der Kaufmann und Rechnungsbeamte zu ihrem großen Schaden beholfen haben, zur Vergleichung heranzuziehen; wir halten das der Sache nicht würdig. Wol aber dürfen Diejenigen nicht mehr über den Mangel an einem genügenden Hülfsmittel auf dem bezüglichen Gebiete klagen, welche sich so lange vergeblich nach zuverlässigen Angaben über Rechnungsart, Münze, Maß, Gewicht, Papiergeld, Wechsel-, Geld- und Fonds-Course, Usanzen, Banken, Handelsanstalten, Messen u. s. w. umsahen." Der Referent der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung" sagt von derselben: „Keine landwirthschaftliche, gewerbliche oder Handels-Lehranstalt, keine öffentliche Bibliothek, keine Staatsbehörde, welcher die Sorge für irgend einen Erwerbszweig anvertraut ist, kein kaufmännisches Geschäft, dessen Leitung auf Intelligenz Anspruch macht, kann dieses Hülfsbuch entbehren."

Vorstehendes Werk ist jetzt vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten, es kann aber auch in einzelnen Heften nach und nach bezogen werden.

73. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Erstes bis achtes Heft. (Strausse und Hühnerarten; Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel; Singvögel; Würger — Krähen; Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel — Wadvögel; Wadvögel; Wadvögel, Schwimmvögel.) Bogen 1—48 und Tafel I—LXXX. 4. 1845—52. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

74. **Uhl (F.), An der Theiß. Stillleben.** 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

75. **Volbeding (J. E.), Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes.** Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

76. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, daß sich von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk. Die vorliegende, des classischen Werks vollkommen würdige deutsche Uebersetzung wird deshalb gewiß allseitig mit Freuden begrüßt werden.

77. **Wille (Eliza, geb. Sloman), Felicitas.** Ein Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

78. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.** Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction von Professor Dr. **R. Anger.** Fünfter Jahrgang. Vier Hefte. 8. 4 Thlr.

Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

79. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Verantwortlicher Redacteur: M. **J. E. Volbeding.** Sechster Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

80. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1851. Mit Ausnahme des Sonntags täglich außer den Beilagen zwei Nummern. 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

81. **Zweck und Mittel.** Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeversammlungen in kleinern Staaten. Von **Lucius Verus.** 8. Geh. 8 Ngr.

Aus dem Verlage des Herrn A. W. Laeisz in Hamburg ist an F. A. Brockhaus in Leipzig übergegangen:

Schloß Norburg. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. Drei Theile. 8. Hamburg. 1847. 6 Thlr.

Die Tochter einer Schriftstellerin. Von der Verfasserin der „Tante Anna". Aus dem Dänischen von **Emell.** Zwei Theile. 12. Hamburg. 1846. 1 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern
von
Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.
Neun Bände.
8. Geh. 11 Thlr.

Bei der außerordentlichen Theilnahme und Anerkennung, die Gutzkow's großartiges Zeitgemälde der Gegenwart in allen Theilen und Bildungskreisen Deutschlands gefunden, bedarf es gewiß nur der Hinweisung auf die noch vor Druckvollendung des Werks nöthiggewordene und soeben erschienene zweite unveränderte Auflage desselben, um auch Diejenigen zur Lecture der „Ritter vom Geiste" zu veranlassen, die sich bisher diesen Genuß noch nicht verschafften.

Leipzig, im April 1852. **F. A. Brockhaus.**

DEUTSCHES WÖRTERBUCH

VON

JACOB GRIMM UND WILHELM GRIMM.

Erscheint in Lieferungen von 15 Bogen in 4.
Preis der Lieferung: 20 Ngr.
Prospectus und Probeblätter sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Die 1. Lieferung wird zur Ostermesse ausgeben.

Leipzig, März 1852.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** erscheint:

Neue Ausgabe!

Thomas Babington Macaulay's
Geschichte von England.

Deutsch von Wilhelm Beseler.
Mit dem Portrait des Verfassers.

Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Erster bis vierter Band. à 25 Sgr.

Die Geschichte Englands von Macaulay betritt nach dem einstimmigen Urtheile aller Kenner eine ganz neue Bahn der Geschichtschreibung. Tiefe Auffassung des Staats- und Völkerlebens, wiedergegeben in schlichtester Darstellungsweise, seltene Gelehrsamkeit, verbunden mit der Erhabenheit über kleinliche Details und dem scharfen Blick für das Große und Wesentliche, sind die besondern Vorzüge, welche das Werk dem gebildeten Leser jeden Standes und jeder Beschäftigung empfehlen.

Der Name des deutschen Herausgebers allein sagt schon dem deutschen Publicum, daß es sich hier um die Uebertragung einer hervorragenden literarischen Erscheinung handelt. Ohne die Ueberzeugung, daß das deutsche Volk aus der Geschichte des englischen Staates einen wesentlichen Nutzen für das richtige Verständniß seiner eigenen politischen Verhältnisse ziehen könne, würde sich der in ganz Deutschland hochgeachtete Staatsmann, Herr Beseler, der vor nicht lange an der Spitze der Herzogthümer Schleswig-Holstein stand, nicht einer Uebersetzung unterzogen haben.

Das bisher vom Originalwerke Erschienene wird in dieser neuen Ausgabe vier Bände in gr. 8. umfassen, deren jeder ca. 20 Bogen stark 25 Sgr. kosten wird. Die Fortsetzung vom fünften Bande ab wird gleichzeitig mit dem Original erscheinen. Der erste Band erschien soeben; die nächsten Bände folgen in Zwischenräumen von Monat zu Monat.

Soeben wurde ausgegeben:

Vierteljahrsschrift
für
gerichtliche und öffentliche Medicin.

Unter Mitwirkung
der Königlichen wissenschaftlichen Deputation
für das Medicinalwesen im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten
herausgegeben von
Dr. Johann Ludwig Casper,
Geh. Med.-Rath und ordentlichem Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen, Director des Königl. Instituts für den praktischen Unterricht in der Staats-Arzneikunde, gerichtlichem Stadt-Physikus von Berlin etc.

I. Band. I. Heft.

Der Preis des ganzen Jahrgangs (aus 4 Heften oder 2 Bänden bestehend) ist 3 Thlr. 20 Sgr. Bestellungen übernehmen alle Buchhandlungen und Postämter. Das zweite Heft wird im April ausgegeben.

Inhalt des ersten Heftes: Zur Lehre von der Zurechnung des ärztlichen Heilverfahrens, Gutachten der wissenschaftlichen Deputation. — Ueber Nothzucht und Päderastie, von *Casper*. — Ueber vermeintliche Kupfervergiftung, von *Paasch*. — Gerichtsärztliche Beurtheilung der Körperverletzungen, von *Franz*. — Untersuchung des Brotes in der Stadtvogtei-Gefangen-Anstalt zu Berlin, von *Magnus*. — Monomania religiosa, von *Zittig*. — Vermischtes. — Kritischer Anzeiger. — Amtliche Verfügungen. — Bibliographie.

Berlin, im Februar 1852.

August Hirschwald.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Septembervertrag
und
die gegenwärtige Situation
in Hannover.

8. Geh. 4 Ngr.

Eine dringende Mahnung an Hannover und Oldenburg, den als ein volkswirthschaftliches Unglück für beide Länder geschilderten Septembervertrag mit Preußen noch in der zwölften Stunde rückgängig zu machen. Die dafür angegebenen Gründe und in Vorschlag gebrachten Mittel verdienen jedenfalls allseitig, von den Vertheidigern wie von den Gegnern jenes Zollvertrags, gewissenhaft geprüft zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 15. —— 10. April 1852.

Inhalt.

Geschichte der Gründung der constitutionnellen Monarchie in Belgien.

Geschichte der Gründung der constitutionnellen Monarchie in Belgien durch den Nationalcongreß. Nach amtlichen Quellen von Theodor Juste. Zwei Bände. Brüssel, Muquardt. 1850—51. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Seitdem man in Deutschland — infolge der Bewegung des Jahres 1848 — von der einen Seite die Durchführung des constitutionnellen Systems in seiner vollen Wahrheit und mit allen seinen Consequenzen überall verlangt, von der andern die Undurchführbarkeit dieses Systems, seine praktische Unanwendbarkeit auf unsere Verhältnisse darzuthun bemüht ist, seit dieser Zeit hat das kleine Belgien für uns eine ganz besondere Bedeutung erlangt. In Belgien ist das constitutionnelle Königthum zur Wahrheit geworden, das Princip parlamentarischer Regierung zu voller unbestrittener Geltung gelangt; dort zeigt sich uns ein König, der seine Befriedigung darin findet, Nichts als der erste Beamte des Staats, als der Vollstrecker des gesetzlich ausgesprochenen, durch das Spiel repräsentativer Einrichtungen geläuterten Volkswillens zu sein — ein Volk welches seinen König nur um so höher und aufrichtiger schätzt, je mehr derselbe sich von allem Nimbus eines mystischen Königthums von Gottes Gnaden frei erhält — ein Land welches unter der Herrschaft dieses so volksthümlichen und doch monarchischen Regiments an Wohlstand, Glück und Zufriedenheit aller seiner Theile täglich zunimmt, welches die Wunden, die seine Losreißung von Holland und die darauf gefolgten Kämpfe und Opfer seinen materiellen Interessen geschlagen, immer mehr vernarben sieht und seine Stelle in der europäischen Staatenfamilie trotz seiner Kleinheit und der Neuheit seiner selbständigen staatlichen Existenz mit Ehren ausfüllt. Und dieses Belgien hat seine gegenwärtige Verfassung nicht als eine Tradition von frühern Jahrhunderten empfangen; sie ist nicht in ununterbrochener Folge aus seiner Vergangenheit „geschichtlich herausgewachsen", wie in jenem gepriesenen „Lande der Erbweisheit" jenseit des Kanals; nein, im Wege gesetzgeberischer Reflexion ist sie zustandegekommen, ist also „ein Stück Papier", ähnlich in ihrem Ursprunge den vielverspotteten „papierenen Constitutionen" der deutschen Staaten, ja sogar von jüngerm Datum als ein großer Theil dieser letztern. Auch kann man ihr nicht entgegenhalten, wie der englischen, daß sie nur für die eigenthümlichen Verhältnisse ihres Landes passe, welche kein anderer Staat in gleicher Weise besitze. Die belgische Verfassung weiß Nichts von einer erblichen Pairie, von einem Hause der Lords als Gesetzgebern und Richtern nach eigenem, angeborenem Rechte; sie erkennt keine erbliche Gewalt im Staate an außer der königlichen und läßt die beiden andern Factoren der Gesetzgebung lediglich aus der Vollmachtgebung der Nation hervorgehen. Sie hat wirklich den praktischen Versuch eines „demokratischen Königthums" gewagt und bisjetzt höchst erfolgreich durchgeführt. Und während so von ihr alle die Angriffe machtlos abprallen welche die absolutistische Partei gegen den Constitutionalismus auf dem Continent zu richten pflegt, bietet sie auch jenen Vorwürfen Trotz, womit Demokraten und Socialisten dieses System und namentlich dessen historisches Musterbild England zu verunglimpfen pflegen. „Herrschaft der Mittelclassen auf Kosten des eigentlichen Volks oder des vierten Standes", „Plutokratie" und wie man sonst von dieser Seite her den constitutionnellen Staat zu nennen beliebt, diese Bezeichnungen finden auf Belgien nur sehr wenig und je länger desto weniger Anwendung. Denn die belgische Regierung hat freiwillig in richtiger Erkenntniß des Nothwendigen jene Politik des Gehenlassens aufgegeben, welche man bisher als die höchste Aufgabe einer constitutionnellen Regierung pries, und an ihrer Stelle eine Politik der ausgleichenden Gerechtigkeit adoptirt, deren sorgsam forschender Blick und entschlossen helfende Hand unablässig den Zuständen der ärmern

Classen zugewandt sind. Weit entfernt, sich zur Sachwalterin eines ausschließenden Interesses der Mittelclassen zu machen, hat die belgische Regierung den festen Willen kundgegeben und bereits durch mehrfache Maßregeln bethätigt, den besitzenden Ständen Opfer aufzulegen, um die Lage der besitzlosen zu erleichtern. Der belgische Finanzminister, Herr Frère-Orban, sagte in der Sitzung der Repräsentantenkammer vom 28. Juli 1851 Folgendes und sprach damit den leitenden Gedanken des ganzen Cabinets aus:

Die Mittelclassen, welche jetzt am Ruder sind, haben die Pflicht sich der arbeitenden Classen anzunehmen; diese letztern haben das Recht sich an uns zu halten und unsere ganze Fürsorge in Anspruch zu nehmen. Es ist hohe Zeit sich beharrlich und entschlossen mit dem Loose der arbeitenden Classen zu beschäftigen; darin, merken Sie das wohl! besteht die Politik der Zukunft.

Daher haben wir denn auch im Jahre 1848 das Außerordentliche erlebt daß Belgien, ein Land, unmittelbar mit Frankreich grenzend und von der republikanischen Propaganda dieses letztern nachdrücklich bearbeitet, gleichwol seinen monarchischen Institutionen treu blieb, daß König Leopold wagen konnte dem Volke seine Abdankung anzubieten und daß dieselbe nicht angenommen ward, daß endlich trotz der massenhaften Noth welche die vorausgegangene Theuerung der Lebensmittel und die Stockung ganzer großer Gewerbszweige in mehren Provinzen erzeugt hatten, und durch welche Hunderttausende von Arbeitern an den Rand der Verzweiflung gebracht waren, die Ideen des Communismus keine Eroberung an jener nothleidenden Bevölkerung machten, daß aber auch die Regierung ihrerseits durch ihre weisen und entschlossenen Maßregeln dieselben der äußersten Noth zu entreißen und einen leidlichern Zustand zurückzuführen im Stande war.

Fürwahr! ein solches Land verdient wol daß man seine Geschichte studire, daß man erforsche auf welchem Wege das belgische Volk zu so vortrefflich wirkenden Institutionen, zu einem so aufgeklärten und mannhaften politischen Gemeinsinn gelangt sei, daß man sich darüber klar zu werden suche, ob in gewissen besondern Verhältnissen, unter denen dieser neueste Zustand Belgiens ins Leben trat, die Bedingungen seines Gedeihens und seiner Dauer bereits im Keime vorgebildet lagen, ob äußere Umstände dessen Befestigung begünstigten, oder ob es nur der eigene kräftige und entschlossene Geist der Nation war, welcher ihr zu diesem von so vielen Völkern beneideten und in der That beneidenswerthen Glücke verhalf.

Schon aus diesem Gesichtspunkte verdient das in der Aufschrift genannte Werk von Juste eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Für uns Deutsche aber knüpft sich noch ein weiteres Interesse an dieses Studium durch die mancherlei Analogien welche die Geschichte des belgischen Nationalcongresses im Jahre 1830 zu der Geschichte unserer ersten und bislang einzigen Nationalversammlung im Jahre 1848 bietet, Analogien die, wir geben Dies zu, zum Theil nur mehr äußerlich sind und durch tiefe innere Verschiedenheiten der Lage überwogen werden, die aber immerhin manchen interessanten Vergleichspunkt, manchen Anlaß zu ernsten, zumeist auch schmerzlichen Betrachtungen gewähren. Dort wie hier eine Krone von einem Volke angeboten und von einem Fürsten zurückgewiesen, aber — glücklicheres Belgien! — von einem andern angenommen, der als ihr Träger das Muster eines constitutionnellen Herrschers wird; dort wie hier Kämpfe zwischen einer monarchischen und einer republikanischen Partei, die aber dort nirgend zu Gewaltthätigkeiten führen, sondern streng innerhalb der gesetzlichen und parlamentarischen Grenzen sich halten; auch dort der neuerstehenden Nation sogleich das schwere Opfer einer Einbuße an ihrer Integrität, der Verlust eines werthvollen Theiles ihres Gebiets und ihrer Stammesgenossen zugemuthet, bedenkliche Conflicte mit den Großmächten, ungeheuere Aufregung im Innern, die Gefahr eines allgemeinen europäischen Kriegs, zuletzt eine schmerzliche Entsagung unter dem übermächtigen Drange äußerer Verhältnisse, aber ohne Selbstentwürdigung und heimischen Verrath.

Doch genug der einleitenden Betrachtungen! Lassen wir jetzt den Verfasser selbst sich über die Bedeutung der belgischen Revolution und ihrer Folgen aussprechen! Er sagt:

Nur allzu oft hat man die belgische Revolution von 1830 als einen bloßen Trabanten der Julirevolution betrachtet; die neuerliche Haltung Belgiens ist die glänzendste Bestätigung der Wahrheit daß beide Revolutionen aus sehr verschiedenen Ursachen hervorgingen und daß ihre Erfolge ebenso verschieden waren. Die belgischen Traditionen dürfen nicht mit den französischen zusammengeworfen werden, denn es läßt sich ihr besonderer Ursprung und ihre Verkettung nachweisen; ebenso geben unsere Sitten und politischen Bedürfnisse sich schon zu der Zeit, wo Flandern das freieste Land des Continents war, in charakteristischer Weise kund. Wir haben nicht zu untersuchen, ob die französische Revolution vom Juli 1830 die französische Revolution vom Februar 1848 hervorbringen mußte; aber wir können versichern daß die belgische Revolution vom September 1830 die Ruhe Belgiens bei der letzten europäischen Krisis erklärt. Um die jetzige Lage Belgiens zu verstehen, muß man bis auf die Zeit seiner Emancipation zurückgehen und bei der Bildung seiner staatlichen Einrichtungen verweilen.

Wir haben oben gesagt daß Belgien nicht gleich England seine gegenwärtigen Verfassungszustände in ununterbrochener geschichtlicher Entwickelung aus seinen ältern herleite, daß dieselben vielmehr in ihrer jetzigen Gestalt das Werk eines planmäßigen constitutiven Actes seiner Staatsmänner seien. Aber wir müssen diesen Ausspruch dahin beschränken, oder vielmehr erläutern, daß zwar die Form der gegenwärtigen Institutionen Belgiens neu, ihr Geist dagegen sehr alt ist, sodaß die dermalige Verfassung gewissermaßen als eine Wiederbelebung im modernen Gewande jener Freiheiten angesehen werden mag, deren die burgundischen Lande vor langen Zeiten schon sich erfreuten. Der Verfasser, in richtiger Erkenntniß der wahren Bedingungen des Gedeihens politischer Verfassungen, hat nicht geglaubt die Verdienste der Begründer dieser neuesten Verfas-

sung Belgiens zu schmälern, wenn er deren Lebenskraft zu einem großen Theil auf die Nachwirkungen jener frühern geschichtlichen Traditionen des Landes, auf den im Volke von altersher eingewurzelten Geist einer edeln Freiheit und Gesetzlichkeit zurückführte. Er sagt:

Belgien schritt im 19. Jahrhundert wieder den übrigen Ländern voran, wie im Mittelalter, als es durch jenen männlichen freien Geist der aus seinen mächtigen Communen hervorleuchtete so hoch wie Italien und höher als alle andern Völker stand. Wir bewohnen eine alte Stätte der Freiheit, die stets verderblich für den Despotismus gewesen ist. Man muß weit über 1830 und 1815 zurückgehen, um die Grundlagen unsers constitutionnellen Rechts zu finden. In den Niederlanden hatten nach wie vor dem 17. Jahrhundert die Souveraine nur eine beschränkte Macht. Die alten Verfassungsurkunden der belgischen Provinzen setzten in aller Form repräsentative Institutionen fest. Jede Provinz wurde durch Stände vertreten die an der souverainen Macht theilnahmen; sie genossen namentlich des Rechts über die Auflagen abzustimmen. Ein Minister Kaiser Karl's VI., der Marquis de Prié, fand daß diese Stände fast ebenso viel Freiheit und Unabhängigkeit hätten als das Parlament in England. Als Philipp der Gute in den Besitz aller belgischen Provinzen (mit Ausnahme Lüttichs) gelangt war, suchte er in einer allgemeinen Vertretung das Band das sie unauflösbar an sein Haus knüpfen sollte. Die erste Versammlung der Generalstaaten fand 1465 statt. Von dieser Zeit an war das Recht der Nation, sich zu Generalstaaten zu versammeln, als ein constitutionnelles Privilegium festgesetzt. Die meisten dieser Versammlungen beriethen über die wichtigsten Fragen, über Krieg und Frieden, über die Thronfolge, über die politische Lage des Landes.

Auch nach der Revolution, welche die nördlichen Provinzen dem spanischen Hause entriß, erlosch jenes Recht für die unter dessen Botmäßigkeit gebliebenen keineswegs.

Erst seit 1632 trat in der Zusammenberufung der Generalstaaten eine Unterbrechung von ungefähr einem Jahrhundert ein. Im Jahre 1725 wurden die Generalstaaten der östreichischen Niederlande versammelt, aber nur, um die Pragmatische Sanction Kaiser Karl's VI. anzunehmen, und im Jahre 1787, nach einer neuen Unterbrechung von 60 Jahren, berief man sie, um die Deputirten zu wählen, die auf Verlangen Kaiser Joseph's II. nach Wien gesandt werden sollten. Endlich am 7. Januar 1790, sieben Monate nach Eröffnung der französischen Nationalversammlung, kamen die Deputirten der belgischen Provinzen von selbst in Brüssel zusammen, um das Land für unabhängig zu erklären und die Revolution zu leiten, die gegen Oestreich ausgebrochen war.

Was von da an bis zum Sturze Napoleon's und dann wieder auf dem Wiener Congresse mit Belgien geschah, ist hinlänglich bekannt. Der Verfasser berührt nur kurz diese letztern Vorgänge, die Vereinigung Belgiens mit Holland, die daraus für das erstere hervorgegangenen Uebelstände, endlich den Kampf durch welchen die Belgier sich ihre Unabhängigkeit zurückeroberten. Schon hier, an der Schwelle der neuen Freiheit Belgiens, begegnen wir jener Besonnenheit und jenem praktischen, organisatorischen Geiste, welcher auch die spätern constitutiven Acte des jungen Staats leitete. Im August 1830 hatten die Unruhen in verschiedenen Theilen des Landes begonnen; allein die Wünsche der Majorität, wie sie dem König vorgelegt wurden, gingen damals nicht über eine getrennte Verwaltung beider Länder hinaus. Der König wies diese Wünsche schroff zurück, erklärte bei Eröffnung der Generalstaaten im Haag (13. Sept.) daß er unbeugsam sein werde. Am 23. September besetzte Prinz Friedrich mit 10,000 Holländern den Park zu Brüssel. Ein Kampf entspann sich zwischen diesen Truppen und Scharen von Freiwilligen, welche dieselben von den umliegenden Gebäuden aus und hinter aufgeworfenen Barrikaden beunruhigten. Aber noch fehlte eine oberste Leitung für das Ganze. Da nahmen drei entschlossene Männer diese in die Hand, constituirten und proclamirten sich selbst als Provisorische Regierung. Es waren dies der Baron von Hooghvorst, Commandant der brüsseler Bürgergarde, der Advocat Rogier, Commandant der lütticher Compagnie, welche den Brüsselern zu Hülfe geeilt war (gegenwärtig Minister des Innern und Chef des Cabinets) und ein ehemaliger Ingenieuroffizier Jolly. Das Volk nahm diese Verkündigung mit Beifall auf und erkannte die sich ihm darbietende Regierung ohne Widerspruch an. Allerdings waren Hooghvorst und Rogier die populairsten Namen in Belgien, da die liberalen Deputirten noch im Haag weilten, de Potter aber Landes verwiesen war. Dennoch zeugt es von einer erfreulichen Einigkeit und Einsicht der Bevölkerung, von einer rühmlichen Selbstverleugnung auf Seiten der übrigen Führer der Bewegung (an denen es doch gewiß nicht fehlte), daß Alle sofort und ohne Widerspruch einer Gewalt sich unterwarfen, welche keinen andern Rechtstitel für sich anzuführen hatte als die Noth des Augenblicks und die patriotische Kühnheit der drei Männer, welche für den Fall eines Mislingens der Revolution sich in erster Linie dem Strafgerichte der Holländer aussetzten. Freilich müssen wir hier sogleich auf Eines aufmerksam machen, was sowol diese große Einmüthigkeit gleich beim Beginne als auch noch vieles Andere im weitern Fortgange der belgischen Revolution erklärt und an deren glücklichem Gelingen einen wesentlichen Antheil hat: das belgische Volk erhob sich gegen eine Unterdrückung die es als eine fremde, von außen ihm aufgedrängte ansah und haßte; es kämpfte weniger dafür, an die Stelle einer bestehenden Staats- oder Regierungsform eine andere zu setzen, als vielmehr dafür, sich eine nationale Unabhängigkeit zu erringen und zu sichern, wovon die neue staatsrechtliche Gestaltung des Landes nur erst eine Folge war. Wir heben Dies hervor, nicht um die Vorzüge des belgischen Volks, welche dasselbe in und nach seiner Revolution so glänzend entfaltet hat, oder die Verdienste seiner Leiter zu verkleinern, sondern nur um den Contrast der bei einer Vergleichung jener Vorgänge mit andern uns naheliegenden zu unsern Ungunsten hervortritt, einigermaßen zu mildern.

Mit derselben Entschlossenheit, womit sie die Leitung der Bewegung übernommen hatte, ging die Provisorische Regierung daran diese Leitung zu üben. Sie berief einen ehemaligen Generaladjutanten Mina's in Spanien, den Obersten Don Juan van Halen, der seit zwei Tagen als Tirailleur gegen die Holländer kämpfte, zu sich, bot ihm den Befehl über die Freiwilligen an und verlangte von ihm die Wiedereroberung des Parks. Van Halen ver-

langte zwei Stunden Bedenkzeit. „Nicht zwei Minuten", antwortete ihm Rogier und übergab ihm ein Diplom welches ihn zum obersten Befehlshaber der activen Macht Belgiens ernannte. Der neue Befehlshaber verspricht sich des Vertrauens würdig zu erweisen, und die Mitglieder der Provisorischen Regierung schwören zusammen zu siegen oder auf ihrem Posten unterzugehen. Das Nächste was sie anordneten war: die ehrenvolle Beerdigung der im Kampfe gefallenen Bürger, ein Denkmal für dieselben und die Versorgung ihrer Witwen und Waisen.

Inzwischen waren auf die Nachricht von dem glücklichen Fortgang des Kampfes in Brüssel mehre Deputirte von der Opposition aus dem Haag zurückgekehrt. Die Provisorische Regierung trat mit diesen in Besprechung und verstärkte sich durch den Beitritt zweier derselben, der Herren A. Gendebien und S. Van de Weyer, sowie eines Mitglieds eines der ersten katholischen Häuser Belgiens, des Grafen Felix von Mérode. Angesichts des gemeinsamen äußern Feindes, den man bekämpfte, dachte man an keinen Gegensatz der Stände noch der Glaubensbekenntnisse. Der Adel und die Geistlichkeit nahmen ebenso wie der dritte Stand mit Hingebung an der Befreiung des Landes theil, und die Protestanten, welche vielleicht eine Ueberhebung des mächtigen katholischen Elements über das protestantische, nach Beseitigung des diesem letztern günstigern holländischen Regiments, befürchten konnten, waren weit entfernt durch einen solchen Argwohn die gemeinsame Erhebung gegen den äußern Feind zu trüben. So verstärkt that die Regierung einen weitern, energischern Schritt: sie rief die belgischen Soldaten zurück welche in der holländischen Armee dienten.

Belgisches Blut ist geflossen — heißt es in der an dieselben erlassenen Auffoderung —, es wird noch und auf Befehl Desjenigen vergossen, dem ihr den Eid geleistet habt. Dieses Vergießen edeln Bluts hat alle Bande zerrissen, die Belgier sind frei, wir lösen ihre Eide.

Sie berief ferner de Potter zurück, der, als Schriftsteller wegen seiner Opposition gegen die holländische Regierung erst eingekerkert, dann verwiesen, in der Verbannung lebte, nahm denselben in ihre Mitte auf und bildete aus ihm, Van de Weyer und Rogier ein mit der ausübenden Gewalt bekleidetes Centralcomité. Endlich machte sie im Namen der siegreichen Nation folgenden Beschluß bekannt:

1) Die belgischen Provinzen, die sich von Holland losgerissen, werden einen unabhängigen Staat bilden. 2) Das Centralcomité wird sich sobald als möglich mit dem Entwurf einer Constitution beschäftigen. 3) Ein Nationalcongreß soll zusammengerufen werden, wo alle die verschiedenen Interessen der Nation vertreten sein werden. Dieser wird den Entwurf einer belgischen Constitution prüfen, wo es nöthig scheint, abändern und ihn dann als definitive Verfassung in ganz Belgien geltendmachen.

Zu gleicher Zeit war die Provisorische Regierung bemüht, die Erfolge des siegreichen Freiheitskampfes der Nation, die den Holländern abgerungene Unabhängigkeit des Landes gegen das Einschreiten mächtigerer auswärtiger Feinde zu sichern. Man fürchtete eine Intervention Preußens zu Gunsten des Legitimitätsprincips und der historischen Verträge. Deshalb sandte die Provisorische Regierung eines ihrer Mitglieder, Herrn Gendebien, nach Paris, um sich der Hülfe Frankreichs für einen solchen Fall zu versichern, ein Schutz- und Trutzbündniß mit diesem Lande, das auch eben erst durch die Vertreibung der Bourbons mit den Verträgen von 1815 gebrochen hatte, zu schließen, jedoch mit Aufrechthaltung der Unabhängigkeit Belgiens als selbständigen Staats, zugleich anzufragen, ob, wenn man dem Herzog von Nemours die Krone Belgiens anböte, dieselbe angenommen werden würde. Letztere Frage ward abschlägig beantwortet, hinsichtlich der befürchteten Intervention dagegen erhielt der belgische Bevollmächtigte die Zusicherung daß Frankreich eine solche nicht dulden werde.

Unterdessen schritt die Revolution in Belgien siegreich vorwärts. Die Freiwilligen drängten die viel stärkere holländische Armee aus Brüssel und immer weiter fort bis unter die Mauern von Antwerpen, drangen zum Theil in das holländische Gebiet ein. Die verspäteten Zugeständnisse des Königs von Holland vermochten ebenso wenig als die von dem Prinzen von Oranien auf eigene Hand unternommenen Schritte, um sich den Thron Belgiens zu erhalten, den Gang der Ereignisse aufzuhalten, weder der durch Oranische Emissaire im westlichen Flandern und in Hennegau entzündete Aufruhr, den der Abgesandte der Provisorischen Regierung, Rogier, durch seine Vorstellungen alsbald stillte, noch das Bombardement Antwerpens seitens der Holländer von der Citadelle aus beugte den Muth der Nation oder ihrer Führer — vielmehr diente diese letztere grausame That nur, die Losreißung Belgiens von Holland zur unwiderruflichen Thatsache zu machen. „Jetzt", riefen die Patrioten, „ist keine Aussöhnung mit den Holländern mehr möglich; ein Feuer- und Blutstrom trennt uns auf ewig von König Wilhelm und seiner Dynastie." Dennoch ward die sofortige Ausschließung des Hauses Nassau von der Herrschaft über Belgien, welche de Potter verlangte, um dadurch die Verwirklichung seiner republikanischen Ideen zu sichern, von seinen Collegen in der Provisorischen Regierung abgelehnt, weil sie der Entscheidung des Nationalcongresses in dieser wichtigsten Frage nicht vorgreifen zu dürfen glaubten. Hinsichtlich der für den jungen, zur Freiheit gelangten Staat zu wählenden Regierungsform waren die Meinungen im Lande allerdings getheilt, doch zeigte sich die große Mehrzahl der nationalen Partei der constitutionnellen Monarchie zugeneigt. Die französische und die Oranische Partei trieben zur Republik hin, um Anarchie hervorzurufen. Doch waren auch die Monarchisten darüber einig „daß die Monarchie der neuen Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft angepaßt, frei von den veralteten Einrichtungen der frühern Regierung, eine demokratische Monarchie sein sein sollte". Die Provisorische Regierung, gänzlich in Anspruch genommen von den laufenden Geschäften und doch die Dringlichkeit einer raschen Constituirung des Staats erkennend, ernannte ein selbständiges Verfassungs-

comité für Ausarbeitung des Entwurfs einer Constitution. Hinsichtlich der Wahlen zum Nationalcongreß setzte sie fest daß jeder Belgier der das fünfundzwanzigste Jahr erreicht hätte wählbar sein sollte; für das active Wahlrecht hob sie die indirecte Wahlart auf, die unter der holländischen Herrschaft bestanden hatte, behielt aber im Allgemeinen den Census bei, wie er dort für die Stufe der Wahlmänner festgesetzt war, einen nach den Oertlichkeiten verschieden bemessenen, im Ganzen aber ziemlich hohen Census, der nur dadurch gemildert ward daß gewisse Kategorien, sogenannte „Capacitäten" (Aerzte, Advocaten, Professoren u. s. w.) keines Census bedurften. „Die Regierung trug Bedenken bis zu dem Census für das allgemeine Wahlrecht herunterzugehen und so die Wahlversammlungen bis zu dem Punkte zahlreich zu machen daß dadurch die Geschäfte vermehrt und der Wahlact auf mehre Tage verlängert worden wäre." Allerdings erhoben sich gegen diese Bestimmung mancherlei Einsprüche in der öffentlichen Meinung; doch ließ sich die Regierung dadurch nicht beirren — Alles was sie nachgab war die Herabsetzung des Census für das Land, der im Verhältniß zu dem für die Städte zu hoch erschien.

Unerwartet der neuen Verfassungsgestaltung ging die Provisorische Regierung mit den nothwendigsten Reformen entschlossen vorwärts. Die Verwaltungsbehörden, die Gerichtshöfe wurden neu gebildet, die „hohe Polizei" abgeschafft, die Prügelstrafe beim Militair aufgehoben, die Lehrfreiheit hergestellt, die Lotterie verboten u. s. w. Aber sie zerstörte nicht blos Altes, sie schuf auch Neues: das Gerichtsverfahren sollte künftig ein öffentliches sein, das Budget des Staats wie jeder Commune sollte der Einsicht Aller offen stehen, Religionsfreiheit, Preßfreiheit, Bühnenfreiheit, die Freiheit politischer, religiöser wie jeder andern Art von Versammlungen ward gewährleistet.

Die Verfassungscommission, am 6. October ernannt, vereinigte sich schon am 16. October über die Grundlagen der Verfassung und beauftragte zwei ihrer Mitglieder, die Herren Devaux und Nothomb, mit der Ausarbeitung eines Entwurfs nach diesen Grundzügen. Unter den angenommenen Grundsätzen stand voran die Entscheidung daß Belgien eine Monarchie sein solle; diese Entscheidung war mit acht Stimmen gegen eine von der Commission gefaßt worden. Am 25. October ward der Entwurf der Subcommission von der Commission berathen und angenommen; am 27. October legte ihn namens derselben Nothomb der Provisorischen Regierung vor. Diese letztere machte ihn durch die Journale bekannt, um eine öffentliche Besprechung darüber zu veranlassen. Eine lebhafte Debatte entspann sich in der Presse. Es gab eine Partei welche eine „Bundesrepublik" im Verein mit der republikanischen Partei in Frankreich anstrebte, aber die Mehrzahl der Journale trat sowol den Intriguen der französischen Propaganda als den republikanischen Ideen entgegen und kämpfte für die constitutionnelle Monarchie. Selbst de Potter's bisher so große Popularität vermochte nicht dem Gedanken der Republik, dem er huldigte, Eingang bei der Nation zu verschaffen; sie litt vielmehr selbst unter diesem offenen Bekenntniß seiner Ansichten.

Während man so beschäftigt war im Innern sich zu constituiren, mußte man nach außen immerfort wegen der Anerkennung und der Grenzen des neuen Staats unterhandeln. Der König von Holland hatte den Schutz der Großmächte zur Aufrechthaltung der Verträge von 1815 angerufen, und die letztern waren zu einer Conferenz in London zusammengetreten. Die Provisorische Regierung suchte durch Van de Weyer das britische Cabinet, damals aus Tories bestehend, für die Sache Belgiens günstig zu stimmen. Im November erschien das erste Protokoll der Conferenz; darin ward beiden Theilen ein Waffenstillstand auferlegt und die Gebietsgrenze, innerhalb deren sich jeder derselben zu halten hätte, vorgezeichnet, ohne Präjudiz für die definitive Entscheidung. Obgleich diese Grenzen enger waren als die welche die öffentliche Meinung in Belgien für dieses Land gemäß den ältern geschichtlichen Traditionen in Anspruch nahm, glaubte doch die Provisorische Regierung nicht deshalb einen Offensivkampf gegen Holland beginnen zu dürfen, bei welchem sie die Intervention Preußens, vielleicht auch Englands zu fürchten, auf eine Unterstützung von Frankreich nicht zu rechnen hatte. Sie nahm die gestellten Bedingungen an und gab den Truppen Befehl sich auf die Linie zurückzuziehen, welche vor dem Pariser Vertrage vom 30. Mai 1814 Holland von Belgien schied.

Indessen trat der constituirende Nationalcongreß zusammen. Wir bedauern daß die nothwendigen Schranken dieses Aufsatzes uns verhindern die Schilderungen hier zu wiederholen welche Juste von der Physiognomie dieses Congresses und einzelnen hervorragenden Mitgliedern desselben gibt. Unserm Plane getreu halten wir uns nur an den allgemeinen Gang der Ereignisse und insbesondere an jene Momente, welche den Geist des belgischen Volks bei seiner Neuconstituirung vorzugsweise charakterisiren.

Die Provisorische Regierung legte ihr Amt sofort in die Hände des Congresses nieder, empfing es aber ebenso bald von diesem zurück, mit dem Ersuchen es solange fortzuführen bis der Congreß in anderer Art für die Verwaltung gesorgt haben werde. Nur de Potter war mit jener Abdication nicht einverstanden gewesen und nahm diesen Auftrag des Congresses nicht an; er reichte seine Entlassung ein.

Am 18. November faßte der Congreß einstimmig folgenden Beschluß:

> Der Nationalcongreß Belgiens erklärt die Unabhängigkeit des belgischen Volks unbeschadet der Verhältnisse Luxemburgs zum Deutschen Bunde.

Am 19. November begannen die Debatten über die Regierungsform und dauerten fort in den Sitzungen des 20. und 22. Die republikanische und die monarchische Partei bekämpften sich lebhaft. Die letztere zeigte sich entschlossen, der Monarchie keine Art von Unterdrückungssystem, sondern die breiteste und vollständigste Freiheit

zur Grundlage zu geben, und mit Recht mochte sie behaupten daß in einer so gestalteten Monarchie die Freiheit und Wohlfahrt des Volks ebenso sicher, wenn nicht noch sicherer verbürgt sei als unter republikanischen Formen.

Die Erblichkeit — sagte der Vicomte Vilain XIIII — ist das einzige Vorrecht welches ich dem Königthume erhalten zu sehen wünsche; alle andern müssen ihm entzogen werden, besonders die Unverletzlichkeit, diese in alle neuern Constitutionen übergegangene und zu Boden geworfene Lüge.

Leclercq warnte vor den Gefahren, denen die Verkündigung der Republik die Unabhängigkeit Belgiens aussetze. Er sagte:

Unsere Verfassung würde dann nicht mehr in irgend welchem Einklang mit denen der übrigen Völker Europas stehen; die Regierungen würden vor der Verführung ihrer Unterthanen durch unser Beispiel zittern. Diese Verführung würde für uns ein Schutz sein, wenn man ihr Zeit zum Wirken ließe; aber ehe die Völker sich erkannt und verstanden hätten, würde vielleicht der Krieg auf unsern Fluren tosen.

Nothomb, erst 25 Jahr alt, aber schon damals den bedeutenden Staatsmann verrathend, faßte die Frage sowol unter dem Gesichtspunkte der äußern Politik als unter dem des Nationalgeistes auf, indem er Folgendes sprach:

Wenn eine Revolution ihr Ziel erreicht hat, so muß sie innehalten; geht sie darüber hinaus, so wird eine neue Revolution daraus. Durch Annahme der monarchischen Regierungsform werden wir die Revolution abgeschlossen haben; durch Verkündigung einer Republik werden wir eine neue eröffnen. Die Belgier haben wider Holland und seine Dynastie Krieg angefangen; sie sind nicht gegen das monarchische Princip feindlich gesinnt. Nicht für die Republik haben sie in den Septembertagen gekämpft; das hieße nach der That eine Absicht unterschieben die bei derselben Niemand hatte. Es gibt für das von Holland getrennte Belgien nur zwei Arten von Bestehen: entweder muß es suchen sich mit Frankreich zu vereinigen, oder es muß eine Monarchie unter einem von ihm gewählten Prinzen werden, und sollte es im schlimmsten Falle ein Prinz aus dem Hause Oranien sein. Wir haben einstimmig die erste Möglichkeit verworfen, somit bleibt uns nur noch die zweite. Die Republik würde Nichts als ein Uebergang sein. Wir würden durch die Republik unter fremde Herrschaft fallen.

Forgeur, ebenfalls ein noch junger Mann, protestirte im Namen der Generation welcher er angehöre gegen die Behauptung, als habe eine „völlig republikanische" Jugend die Revolution gemacht; die Republik habe nur eine schwache Minorität in der Nation wie in der Versammlung für sich. Auch die junge Generation halte nicht Fortschritt und Ruhe für unvereinbar; sie wolle eine Regierung welche Stetigkeit und Fortschritt miteinander verbinde. Die Monarchie, wie er sie verstehe, sei der Republik weit vorzuziehen, welche nur die Herrschaft einiger stürmischen, unruhigen Köpfe sein würde. Der Fortschritt werde dabei nicht aufhören, aber er werde ohne heftige Erschütterung sein; die Monarchie werde alle Ehrsucht zum Schweigen bringen oder sie zwingen in einen niedern Kreis hinabzusteigen. Es werde eine direct gewählte Volksvertretung da sein; das Oberhaupt des Staats werde nur eine neutrale Macht haben; es werde die Wirksamkeit aller Kräfte regeln. Die ausübende Macht werde dem Ministerium angehören. Sei dies ungeschickt, so werde es der Mittel der Herrschaft beraubt; handele es gesetzwidrig, so werde es bestraft werden. Jede Commune, jede Provinz werde sich selbst durch Männer ihrer Wahl regieren. Das sei die Monarchie wie er sie verstehe, wie sie alle Die verständen welche die Zeit begriffen und aus der Geschichte und den Thatsachen vor ihren Augen Etwas gelernt hätten. Lebeau stellte die Gefahren dar, welche für die allgemeine Freiheit erwachsen würden, wenn Belgien sich zur Republik erkläre. Er rief aus:

Mögen Diejenigen welche die Republik über die Monarchie setzen Folgendes wohl beherzigen! Wenn sie Freiheit und Monarchie für unvereinbar halten, so sprechen sie dadurch aus daß zwischen den Cabineten und den Völkern des Festlandes ein Kampf auf Leben und Tod bestehe. Da der Sturz des Königthums das ausgesprochene Ziel des Kampfes wäre, so würde das hierauf hingewiesene Königthum jede Aeußerung des politischen Lebens ersticken, weil es darin die Verkündigung seines Untergangs erblicken müßte. Statt die Throne geneigt zu machen sich mit den Völkern zu verständigen, wie es seit anderthalb Jahrhunderten das englische Königthum gemacht hat, würde man sie dahin bringen, sich das Gesetz aufzulegen, in Nichts nachzugeben, dahin, sich mit der Anstrengung der Verzweiflung zu vertheidigen, sodaß die Republik nur durch Hungersnoth, Staatsbankrott, Anarchie, Blut und Feuer siegen könnte.

Devaux mahnte von neuem an die Rücksichten welche Belgien als ein kleines, zwischen drei Großmächten, England, Frankreich und Preußen gelegenes Land zu nehmen habe. Er sagte:

Kein Regierungssystem begünstigt fremde Einmischung so sehr wie die Republik. Die Leidenschaften der Parteien machen diese gleichgültig gegen die Mittel; zu siegen ist Alles woran sie denken. Es ist fast nichts Anderes möglich als daß sie zuletzt jede nach ihren Interessen hier mit einer besiegten, dort mit einer als Nebenbuhlerin dastehenden Macht, wenn auch nicht offen sich vereinigen, so doch sympathisiren und sich heimlich verbinden. Das ist eine Wahrheit für welche sich in der Geschichte der Republiken fast auf jeder Seite Belege finden. Selbst die Vereinigten Staaten, obgleich durch das Weltmeer von Europa getrennt, können, wie man sagt, bei der Erwählung ihres Präsidenten den englischen Intriguen nicht entgehen, denn die Wahl eines Präsidenten ist der Triumph einer Partei über die andere, der Triumph der Krieg- oder Friedliebenden, der für den Bund gestimmten oder der demokratischen, der für das commercielle Verbotssystem oder der für Freiheit des Handels eingenommenen Partei, ein Triumph der, je nach den Umständen den Interessen des Auslandes günstig oder nachtheilig ist. Wie würde das erst in unserm Belgien werden, das von den großen Mächten nicht abgesondert ist, sondern an deren Grenzen anstößt, in welchem in jeder Stadt ein Theil der Bevölkerung aus Ausländern besteht, das Ausländer zu jedem Zweck in wenigen Tagen durchwandern können? Wie würde es bei uns hergehen, die wir mit den Staaten der großen Mächte in der unmittelbarsten Berührung stehen, und die wir dadurch daß wir uns zu einer derselben hinneigen das europäische Gleichgewicht zum Schwanken bringen? Ist es schwer vorauszusehen daß unser Schicksal schlimmer sein würde als das des alten Polens?

Der Redner wies dann noch nach daß die Belgier sich sehr hüten müßten Frankreich zu beunruhigen, welches jetzt ihre einzige Stütze sei, daß aber die Erklärung der Republik diesen einzigen Verbündeten beunruhigen,

reizen, zurückstoßen würde. Die ausgezeichnetsten Männer in Frankreich, selbst der Republikaner Lafayette erklärten die Republik als ein Ding der Unmöglichkeit für das jetzige Frankreich: wenn Dies nun so sich verhalte, so sei jeder directe oder indirecte Versuch zu ihrer Einführung daselbst, jede Unterstützung und neue Kräftigung Derjenigen die sie wünschen, Nichts als ein Versuch auf lange Zeit dort Anarchie einzuführen und mit ihr Das was daraus folge: den Despotismus, der nach langer Anarchie allein mächtig genug sei die Ordnung wiederherzustellen. Endlich erklärte auch A. Gendebien, einer der populairsten Männer des Landes und Mitglied der Provisorischen Regierung, sich gegen die Republik, indem er äußerte: Nach seiner Meinung sei die Republik die beste Regierungsart, und er glaube den Charakter seiner Mitbürger genau genug zu kennen, um sagen zu können, sie seien würdig unter einer republikanischen Regierung zu leben, allein bei der Lage in der Belgien jetzt sei würde die Republik, wenn man sie wählte, kein Vierteljahr bestehen. Die republikanische Minorität bestand theils aus ältern Mitgliedern der Versammlung, welche schon der Republikanisirung Belgiens zu Ende des vorigen Jahrhunderts beigewohnt und dabei eine Rolle gespielt hatten, theils aus jugendlichen Anhängern der philosophischen Doctrinen Rousseau's, endlich aus einigen katholischen Priestern, welche die Ideen von Lamennais und Lacordaire auf belgischen Boden verpflanzen wollten. Bemerkenswerth waren die Gründe welche diese letztere Fraction vom strengkatholischen Standpukte aus zu Gunsten der Republik entwickelte. Abbé de Haerne sagte:

Als Vertreter einer ganz katholischen Nation verlange ich für diese eine republikanische Verfassung. Glauben Sie daß die vorübergehenden Begünstigungen welche den Katholiken unter der constitutionnellen Regierung zutheilwerden könnten den Vortheilen zu vergleichen sind, die ihnen unfehlbar die Republik gewähren würde? Glauben Sie daß die Bischöfe frei mit dem Heiligen Stuhle würden verkehren können ohne königliche Bewilligung, ohne Bittschrift? Glauben Sie daß sie von allem Concordat und allen dem Papste abgezwungenen Beschränkungen der Religionsfreiheit frei sein würden? Glauben Sie daß die Geistlichkeit nicht mehr im Solde des Staats stehen und des Rechts theilhaftig sein würde wie jede andere Körperschaft Grundbesitz zu erwerben? Glauben Sie daß religiöse Gesellschaften gestiftet werden und sich organisiren dürften ohne sich der inquisitorischen Aufsicht des Staats zu unterwerfen? Glauben Sie daß die Freiheit des Unterrichts vollständig sein würde? Mit Einem Worte: glauben Sie daß unter einer constitutionnellmonarchischen Regierung die Trennung von Kirche und Staat vollständig würde ausgeführt werden können? Ich meinestheils glaube es nicht; aber Das weiß ich daß diese Trennung in der That unter der Republik bestehen würde. Blicken Sie nur auf die Vereinigten Staaten.

Diese Ansichten, welche übrigens keineswegs von der Mehrheit der strengen Katholiken getheilt, vielmehr von den Collegen Haerne's selbst im Congreß bekämpft wurden, deuteten schon darauf hin, und der Redner sprach es auch ausdrücklich aus, daß er unter Republik nicht einen Volksdespotismus verstehe, was sie in Frankreich allerdings gewesen, sondern eine Regierungsform, welche die Freiheit für Alle und in Allem verbürge. Er rief aus:

Man fürchtet daß wir, indem wir uns zur Republik gestalten, Frankreich ein schlechtes Beispiel geben möchten. Aber lassen Sie uns eine gute Republik bilden, die alle Rechte, alle Freiheiten achtet; dann werden wir Frankreich nicht ein schlimmes, sondern ein nützliches und nachahmungswürdiges Beispiel geben. Vielleicht werden wir dadurch Frankreich einen Stoß ersparen, dessen Rückwirkung wir nothwendigerweise würden empfinden müssen.

Diese Worte haben fast etwas Prophetisches, wenn man sie mit Dem vergleicht was wir 1848 und seitdem in Frankreich haben geschehen sehen. Sie machten jedoch damals auf den Congreß ebenso wenig Eindruck als die Reden der übrigen republikanisch gesinnten Abgeordneten. Die Abstimmung entschied mit 174 Stimmen gegen 13 für die constitutionnelle Monarchie mit Repräsentativverfassung unter einem erblichen Oberhaupte; der Antrag des Deputirten Robaulx, diese Frage einer allgemeinen Abstimmung des Volks zu unterwerfen, ward durch die Vorfrage beseitigt.

Man kam nun zu einer andern, kaum weniger wichtigen und folgereichen Verhandlung; sie betraf den Antrag wegen Ausschließung des Hauses Nassau für immer von der Herrschaft über Belgien. Der Antragsteller erklärte diese Ausschließung für die nothwendige Folge der Unabhängigkeitserklärung, zugleich für eine Bedingung der Beruhigung des aufgeregten Volks. Er sagte:

Es gibt keine Worte des Friedens, keine Pfänder, keine Versprechungen, keine Buße, welche die Uebel wieder gutmachen könnten die seit 15 Jahren unser unglückliches Vaterland niedergedrückt haben.

Vilain XIIII. suchte das Recht der Ausschließung aus der Natur des Staats und aus der Geschichte zu begründen, indem er äußerte:

Sobald eine Regierungsform verderblich für die Freiheit, für das Glück der Bürger wird, haben diese das Recht sie zu verwerfen und abzuschaffen. Verlangt man für diese Behauptung die Autorität früherer Vorgänge in der Geschichte, so weisen wir auf das große Beispiel der Vertreibung der Stuarts durch das englische Parlament hin. Wir können auch zu diesem Zwecke die Jahrbücher unserer eigenen Geschichte aufschlagen, wo man liest daß die Generalstaaten der Niederlande 1581 mit Beistimmung des Prinzen von Oranien die Ausschließung Philipp's II. von aller Souverainetät in Belgien aussprachen und letztere auf den Herzog von Alençon, Bruder des Königs von Frankreich, übertrugen. Seit jener Zeit ist die Rechtmäßigkeit des Widerstandes unterdrückter Völker nicht mehr in Zweifel gezogen worden, hat Niemand die Lehre bestritten daß die Völker nicht den Königen gehören.

Siebzehn Redner hatten für die Ausschließung auf immer, drei für Vertagung der Frage bis zur Debatte über die Wahl eines Oberhaupts, nur zwei gegen den Antrag gesprochen, als die Abstimmung verlangt ward, namentlich um die furchtbare Aufregung zu stillen welche unter dem um den Congreß versammelten Volke herrschte. Der Congreß vertagte jedoch die Verhandlungen, aus Gerechtigkeitsgefühl, um den Gegnern des Antrags nicht das Wort abzuschneiden. In der Zwischenzeit bis zur nächsten Sitzung bestürmten die Agenten der Großmächte die Provisorische Regierung und das von dieser niedergesetzte diplomatische Comité mit Vorstellungen, um die Beseitigung der Ausschließungsfrage zu erwirken. Allein beide Kör-

perschaften blieben fest, erklärten den Ausschluß für nothwendig und verweigerten jede Einmischung in die Verhandlungen des Congresses. Als einer der fremden Bevollmächtigten drohte: wenn der Congreß die Ausschließung verkündige, werde man Belgien militairisch besetzen und theilen, antwortete ihm ein Mitglied der Provisorischen Regierung:

Das ist eine leere Drohung. Ich fodere die Conferenz auf Belgien zu theilen ohne ein Stück an Frankreich zu geben. Ferner fodere ich Sie auf einen passenden Theil an Frankreich zu geben ohne daß dieses alle unsere Festungen erhielte. Nein! Die großen Mächte werden nicht alle diese Festungen an Frankreich geben, sie können Das nicht. Und wenn Sie etwa voraussetzen, die französische Regierung werde die Schwäche haben in die Besetzung jener Festungen durch fremde Truppen einzuwilligen, so bedenken Sie daß die ganze französische Nation sich Dem widersetzen würde. Sie sehen also daß Ihre Drohung leer ist, denn sie ist unausführbar.

So klar begriffen diese Männer, welche die Angelegenheiten des jungen Staats leiteten, die Vortheile der Lage, in welcher sich dieser vermöge seiner besondern wie der allgemeinen Verhältnisse befand, so fest und entschlossen wußten sie diese Vortheile geltendzumachen.

Die Debatten des Congresses über die Ausschließungsfrage begannen von neuem. Zuvor wurden demselben in geheimer Sitzung Mittheilungen von jenen Verhandlungen zwischen der Provisorischen Regierung und den fremden Bevollmächtigten gemacht; die Versammlung beschloß über diese Mittheilungen zur Tagesordnung überzugehen. Die Drohungen der Mächte, weit entfernt die Versammlung einzuschüchtern, veranlaßten mehre Mitglieder, welche sich gegen den Antrag hatten aussprechen wollen, nunmehr für denselben zu stimmen. Nur wenige Redner unternahmen es denselben zu bekämpfen. Bei der Abstimmung sprachen 161 Mitglieder die Ausschließung aus, nur 28 erklärten sich dagegen.

Nachdem so die drei Hauptgrundlagen der Neuconstituirung Belgiens: seine Unabhängigkeit als selbständiger Staat, die Annahme der monarchischen Regierungsform und die Ausschließung des Hauses Nassau, festgestellt waren, ging der Congreß zu der Berathung der übrigen Punkte der Verfassung über. Juste hat diese Berathungen mit dankenswerther Ausführlichkeit, Uebersichtlichkeit und Klarheit wiedergegeben. Auf jeder Seite dieser Darstellung erkennt man aufs neue und bewundert den Geist der Mäßigung, und einer zugleich besonnenen und doch von Hinterhaltsgedanken freien Sorgfalt für Befestigung einer liberalen Staatsordnung, welcher alle Verhandlungen des Congresses beseelte. Diese Debatten über die Verfassung werden stets eine wichtige Quelle der praktischen Politik für alle constitutionnellen Staaten des Festlandes sein, wie sie es für viele derselben, namentlich die deutschen, bereits geworden sind. Wir müssen uns darauf beschränken, Diejenigen welche sich aus denselben über die Entstehungsgeschichte der belgischen Verfassung und über die leitenden Beweggründe für Annahme ihrer wesentlichsten Bestimmungen genauer unterrichten wollen, auf das Buch von Juste zu verweisen, da uns der Raum nicht verstattet auf diesen Theil seiner Darstellungen weitläufiger einzugehen.

Zwischen diese Verfassungsdebatten des Congresses hinein fielen mancherlei andere wichtige Verhandlungen, welche theils die äußern Verhältnisse des jungen Staats, theils die Wahl eines Oberhaupts für denselben betrafen. Die erstern schienen eine zeitlang sich nicht eben günstig für Belgien zu gestalten: Rußland machte Miene die Rechte des Königs von Holland mit gewaffneter Hand zu vertheidigen; in Preußen drängte eine kriegerische Partei zu dem gleichen Beginnen; die Politik Englands ward beim Ausbruch der belgischen Revolution von einem Toryministerium geleitet, welches gemäß den Traditionen dieser Partei jener Bewegung nicht gewogen war. Zwei Ereignisse wendeten diese Lage der Dinge für Belgien zum Bessern: der Sturz des Wellington'schen Cabinets und die Erhebung Polens. Die letztere hielt die Macht Rußlands im Schach, beschäftigte selbst Preußen und regte die öffentliche Meinung Europas von neuem zu Gunsten der für ihre Freiheit kämpfenden Nationen auf. Die Londoner Conferenz konnte sich dem Einfluß dieser Ereignisse nicht entziehen; sie erkannte in einem neuen Protokolle die Unabhängigkeit Belgiens an, unter gewissen Vorbehalten jedoch, namentlich wegen Luxemburgs. König Wilhelm protestirte in ziemlich heftiger Sprache gegen diese Entscheidung; aber auch die Provisorische Regierung Belgiens verstand sich nur zu einer bedingten Annahme derselben. Es schien unmöglich die Zubehörigkeit Luxemburgs zu Belgien in Frage stellen zu lassen.

Inzwischen begann der Congreß sich mit der Oberhauptsfrage zu beschäftigen. Die Erledigung dieser Frage war dringlich wegen der Aufregung welche die fortdauernde Ungewißheit darüber im Lande erhielt, welche die Parteien, insbesondere die Oranische und französische, geflissentlich nährten. Der Congreß und die Provisorische Regierung begriffen wohl daß die Wahl des künftigen Oberhaupts Belgiens nicht eine blos innere Frage sei, vielmehr wesentlich die äußern Beziehungen des Landes, ja das europäische Gleichgewicht berühre, daß daher darüber nicht blos im Congreß verhandelt, sondern auch mit den Mächten, welche von besonderm Einfluß auf das Schicksal Belgiens sein konnten, namentlich mit Frankreich unterhandelt werden müsse. Der Wunsch sich diesem Staate möglichst zu befreunden, ohne doch in Abhängigkeit von ihm zu gerathen, führte auf den Gedanken einer Erhebung des Herzogs von Nemours, zweiten Sohnes Ludwig Philipp's, auf den belgischen Thron. Wiederholte Anfragen welche man deshalb an den französischen König und seine Minister richtete wurden jedoch abweisend beantwortet: Ludwig Philipp fürchtete die Eifersucht der Mächte bei einer solchen Annäherung Belgiens an seine Dynastie; er wollte nicht, wie er sagte, um eines Familieninteresses halber Frankreich und Belgien selbst den Gefahren eines allgemeinen Kriegs aussetzen. Das diplomatische Comité richtete nun sein Absehen auf einen bairischen Prinzen, den spätern König

von Griechenland, Otto. Die französische Regierung erklärte sich mit dieser Wahl zufrieden; Ludwig Philipp zeigte sich bereit dem Prinzen eine seiner Töchter zur Gemahlin zu geben und so ein Freundschaftsband zwischen Frankreich und Belgien zu knüpfen. Allein im Lande fand diese Idee wenig Anklang, besonders weil man bei dem noch sehr jugendlichen Alter des Prinzen Otto eine Regentschaft voraussah und fürchtete. Wieder von anderer Seite ward die Aufmerksamkeit auf den Herzog von Leuchtenberg, den Sohn Eugen's von Beauharnais, Adoptivsohns Napoleon's, gelenkt. Das auch den Belgiern vielfach theure Andenken des Kaisers, und die Hoffnung durch die Wahl eines Napoleoniden wenn nicht die Dynastie so doch das Volk Frankreichs zu gewinnen, machten diese Wahl populair. Allein die Mächte und zumal Frankreich erklärten mit großer Entschiedenheit diese Combination für die unzulässigste von allen. Diese Hemmungen, auf die man seitens Frankreichs rücksichtlich der definitiven Constituirung Belgiens stieß, erregten eine große Misstimmung im Lande gegen das französische Cabinet; man gab ihm schuld daß es die Verhältnisse Belgiens verwirren wolle, um dasselbe durch innere Anarchie zur Beute Frankreichs werden zu lassen, und um so heftiger bemächtigte sich die öffentliche Meinung des Namens Leuchtenberg. Aber auch die französische und die Oranische Partei benutzten die entstandene Verwirrung und Ungewißheit der Zustände, um für ihre Plane zu arbeiten. Der Prinz von Oranien erließ selbst ein Manifest an die belgische Nation, worin er sich ihr zum Oberhaupte empfahl und alle möglichen Versprechungen machte. Indessen blieben diese Machinationen doch im Ganzen unwirksam, und die Wahl des Herzogs von Leuchtenberg durch eine große Mehrheit des Congresses war so gut wie gesichert; da, um diese Wahl zu hintertreiben, ließ Ludwig Philipp zwar nicht officiell, aber in ganz positiver Weise an einflußreiche Mitglieder des Congresses die Mittheilung gelangen daß eine auf den Herzog von Nemours fallende Wahl jetzt nicht abgelehnt werden würde. So ward denn dieser Prinz gewählt — nur mit einer Stimme über die absolute Mehrheit. Eine feierliche Deputation begab sich nach Paris, um ihm die Krone anzubieten. Diese Sendung und ihr Resultat hat so viel Beziehungsreiches zu einem bekannten ähnlichen Vorgange, der für das Schicksal unserer Nation entscheidend gewesen ist, daß wir nicht umhinkönnen an dieser Stelle die Schilderung aufzunehmen welche der Verfasser davon entwirft. Er berichtet:

Die Deputirten des Congresses, welche am 6. Februar in Paris angekommen waren, hatten den von der französischen Regierung ihnen zutheilgewordenen fast prunkvollen Empfang nur rühmen können. Sie wurden auf Staatskosten im alten Hôtel Monaco einlogirt, welches Madame Adelaide von Orléans gehörte, und von Personen aus dem königlichen Haushalt bedient. Als am 8. Februar die Deputation vom Grafen Sébastiani officiell empfangen wurde, bat sie den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, eine feierliche Audienz beim Könige sobald als möglich für sie zu erwirken. Indeß ihre Ungeduld wurde nicht befriedigt; sie ward zwar zu verschiedenen Privataudienzen beim König zugelassen, aber eine officielle Antwort ließ lange auf sich warten. Das französische Cabinet war getheilter Ansicht. Eine Partei, die in dem Herzoge von Orléans eine feste Stütze fand, neigte sich zur Annahme hin; die andere billigte die vorsichtigere Politik welcher zu folgen der König sich hinneigte. Fast alle Journale riethen zum Ablehnen: die Organe des Fortschritts, um die Macht der neuen Dynastie nicht zu sehr zu vermehren; die legitimistischen Blätter aus Haß gegen die jüngere Linie; die doctrinairen Journale aus Furcht vor Krieg. Daß bei der Wahl eine einzige Stimme den Ausschlag gegeben, die Gefahren aller Art welche der Regierung des jungen Königs von den Anhängern des Oranischen Hauses und von den Gegnern der französischen Herrschaft drohten — diese und andere Gründe wurden angeführt, um von der Annahme abzurathen. Einige Journale indeß wollten, die französische Regierung solle Europa trotzbieten, aber sie hatten nicht die Erhebung des Herzogs von Nemours auf den Thron im Auge, sondern die reine und einfache Vereinigung Belgiens mit Frankreich. Uebrigens stimmten die achtbarsten Organe der öffentlichen Meinung darin überein daß sie die Urheber der Verstellung, deren Opfer eine allzu vertrauende Nation geworden war, bitter tadelten.

Erst am 17. Februar erhielten die Deputirten eine officielle Audienz beim Könige, um dessen Antwort zu empfangen. Der Präsident der Deputation hielt eine Anrede an den König, welcher, umgeben von den Prinzen und den andern Gliedern der königlichen Familie, sowie den Ministern, unbedeckt unter dem Thronhimmel stand; am Schlusse dieser Rede überreichte er dem Könige das Wahldecret und eine Abschrift der belgischen Verfassung, auf Grund deren das gewählte Oberhaupt die Regierung übernehmen sollte. Der König erwiderte in längerer Rede, drückte seine Rührung und Freude über das ihm gemachte Anerbieten aus, versicherte daß, wenn er nur der Neigung seines Herzens folgen dürfte, er dasselbe gern annehmen würde, erklärte aber daß er es mit seinen Pflichten für unvereinbar halte, dem Wunsche, eine Krone auf dem Haupte seines Sohnes zu sehen, den Frieden zu opfern, den er zu Frankreichs, zu Belgiens, zu aller europäischen Staaten Wohl zu erhalten hoffe. Nach dieser Rede stieg der König vom Throne herab und richtete an die Mitglieder der Deputation nacheinander Worte des Wohlwollens.

Während die Deputation noch zu Paris verweilte, und bevor sie den soeben erwähnten officiellen Bescheid aus dem Munde des Königs erhalten, gelangte an die Provisorische Regierung ein Protokoll der Londoner Conferenz, worin die von dem französischen Bevollmächtigten namens seines Monarchen abgegebene Erklärung: daß derselbe auf seiner frühern Erklärung hinsichtlich der Ablehnung der dem Herzoge von Nemours angebotenen Krone Belgiens unabänderlich beharre, niedergelegt, zugleich von allen fünf Bevollmächtigten die weitere Erklärung beigefügt war: daß, falls der Herzog von Leuchtenberg gewählt würde, dieser von keiner der fünf Mächte anerkannt werden solle. Die Provisorische Regierung hatte dieses Protokoll sofort dem Lord Ponsonby, der es ihr übergeben, zurückgesandt, mit dem Bemerken daß man in Betreff der Annahme der auf den Herzog von Nemours gerichteten Wahl lediglich von Paris die officielle Antwort zu erwarten habe.

Das Bekanntwerden der abschlägigen Antwort Ludwig Philipp's rief im Congreß und in ganz Belgien eine große Aufregung hervor. Selbst die gemäßigtsten, monarchisch gesinnten Patrioten führten eine äußerst heftige Sprache gegen die französische Regierung und Frankreich selbst.

Sind wol die Männer welche Frankreich regieren — sagte eines ihrer Organe — die Bewahrer des Ruhms der Julirevolution, des Kaiserreichs, der Republik, der alten französischen Monarchie? Sie zittern, sie geben Furcht für Staatsklugheit aus — jene Männer, denen die große Nation ihre Macht und Ehre anvertraut hat. Und sie wagen in ihr Furchtgeschrei den Namen Napoleon's zu mischen! Napoleon dankte ab und willigte nicht in die Entehrung Frankreichs. Und ihr, Minister des Königs von Frankreich, ihr rathet diesem, dem Rufe eines freien Volks, den Sympathien der Belgier, den Wünschen der alten Franzosen nicht nachzukommen! Ihr rathet ihm eine abschlägige Antwort an, weil die Feinde Frankreichs eine abschlägige Antwort befehlen! Und Frankreich gehorcht, Frankreich schlägt das Anerbieten aus, Frankreich hat Furcht.

Die Partei der Republikaner glaubte diesen Moment günstig, um auf ihre Vorschläge zurückzukommen. Sie schrie: Verrath! und drängte zu einem extremen Entschlusse. In Brüssel bildete sich unter de Potter's Vorsitz eine Gesellschaft von „Freunden der Nationalunabhängigkeit", welche in ihrem Programme als das allein sichere Mittel, um die Erhaltung der Nationalunabhängigkeit und die Ausschließung des Hauses Nassau für immer zu verbürgen, die Annahme der republikanischen Staatsform und die Wahl eines inländischen Staatsoberhaupts proclamirte. In diesem Sinne reichte de Potter eine Petition beim Congreß ein, welche Robaulx in einen förmlichen Antrag verwandelte. Der Congreß ließ ihn jedoch nicht einmal seinen Antrag entwickeln, weil er dem frühern Beschlusse wegen Aufrechthaltung der constitutionnellen Monarchie zuwider sei. Dagegen that der Congreß einen Schritt welcher, ohne die Lösung der Oberhauptsfrage zu präjudiciren, die nothwendige Einheit der Regierungsgewalt herstellte, das Wirksamwerden der Verfassung ermöglichte und dadurch der vorhandenen Aufregung und Ungeduld wenigstens einigermaßen abhalf: — er beschloß die Einsetzung einer Regentschaft und ernannte zum Staatsverweser seinen bisherigen Präsidenten, den Baron Surlet de Chokier, bestimmte zugleich daß die Verfassung nunmehr in allen ihren Theilen ins Leben treten sollte, nur daß statt des erblichen Oberhaupts der Staatsverweser, statt des gesetzgebenden Körpers von zwei Kammern der Nationalcongreß interimistisch zu fungiren hätte.

Während nun der Staatsverweser ein Ministerium ernannte und dieses mit großem Eifer und praktischem Geschick die verschiedenen Zweige der Verwaltung, die bisher nur provisorisch eingerichtet waren, definitiv organisirte, beschäftigte sich der Congreß mit der Feststellung des künftigen Wahlgesetzes für die neubegründete constitutionnelle Monarchie. Auch hierbei bewährte sich der neben aufrichtiger Freisinnigkeit doch entschieden conservative Charakter der Belgier. Man hob zwar die zu großen Beschränkungen und besonders die Ständeunterschiede, welche das alte niederländische Wahlgesetz festgehalten hatte, auf, setzte auch den Census herab; allein für eine unterschiedslose Theilnahme des Volks an dem Wahlrechte sprachen selbst erklärte Republikaner nicht, schienen einen Census und keinen allzu niedrigen als eine nothwendige Voraussetzung guter, dem Lande heilsamer Wahlen zu betrachten: nur einzelne Mitglieder der katholischen Partei neigten sich zu dem allgemeinen Wahlrechte hin. Sogar die Zulassung der sogenannten Capacitäten ohne Census oder mit einem geringern Census, die von einigen Seiten verlangt ward, wurde von Sprechern der liberalen Partei aus dem Gesichtspunkte bekämpft daß es gegen den Geist und die Bestimmungen der Verfassung sei ein solches Privilegium zu Gunsten einer besondern Classe aufzurichten. Freilich ein nicht ganz zutreffender Grund, da er in demselben Momente gebraucht ward, wo man ein viel ausschließenderes Privilegium, das des Reichthums, durch Aufstellung eines nicht unbedeutenden Census begründete!

Weit mehr als diese innere Constituirung des Staats, welche — Dank dem praktischen Geiste und der die Mehrheit des Nationalcongresses beseelenden Einhelligkeit — leicht und rasch vorsichging, nahmen in immer wachsendem Maße die äußern Verhältnisse die ganze Aufmerksamkeit der Regierung und des Congresses in Anspruch. Die luxemburgische Frage war es hauptsächlich, welche diese Verhältnisse trübte und Belgien der Gefahr eines Bruchs mit den Großmächten, einer Invasion, vielleicht selbst einer Theilung nahebrachte. Diese luxemburgische Frage mit ihren störenden Rückwirkungen auf die Lösung der allgemeinen belgischen Frage, mit ihren weitgreifenden Einflüssen auf die gesammten europäischen Staatenverhältnisse, mit den Erregungen, Enttäuschungen und der endlichen gezwungenen Resignation, welche sie über das belgische Volk brachte, mit den traurigen Siegen der kaltberechnenden Diplomatie über die theuersten Gefühle und die natürlichsten Rechte der Völker bietet mehr als eine frappante Analogie zu der Episode dar, welche in der neuesten deutschen Revolution die schleswigsche Frage gespielt hat.

Die in der Londoner Conferenz versammelten Mächte betrachteten Luxemburg als eine Privatbesitzung des Hauses Nassau, diesem zuerkannt in den Verträgen von 1815 als Entschädigung für seine Besitzungen in Deutschland; sie wollten nicht zugestehen daß durch die Trennung Belgiens von Holland dieser Privatrechtstitel der Familie Nassau alterirt worden sei oder alterirt werden könne, und sprachen dies sehr kategorisch in dem Protokoll vom 20. Januar aus. Belgischerseits ward theils jenes exceptionnelle Rechtsverhältniß Luxemburgs geleugnet (indem man nachzuweisen versuchte daß durch spätere Familienverträge Luxemburg als integrirender Theil dem Königreich der Niederlande einverleibt, der Prinz aber, zu dessen Secundogenitur es ursprünglich bestimmt gewesen, anderweit entschädigt worden sei), theils das Recht der Revolution geltendgemacht, kraft dessen die

Luxemburger sich ebenso wol wie die übrigen Belgier von der Herrschaft des Königs Wilhelm befreit und ihre Selbständigkeit erkämpft hätten. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte gleich damals die Provisorische Regierung gegen das Protokoll vom 20. Januar feierlich Protest eingelegt. Jetzt, als man holländischerseits das luxemburgische Land aufzuwiegeln und daselbst unter dem Schutze der von Holländern besetzten Festung eine Reaction zu Gunsten der alten Herrschaft hervorzurufen versuchte, thaten der Staatsverweser und sein Ministerium einen Schritt, welcher allerdings bei den Großmächten bedeutenden Anstoß erregte und, indem er ganz Belgien in der luxemburgischen Frage aufs neue förmlich engagirte, die Lösung dieser Frage noch mehr erschwerte. Sie richteten an die Bewohner des Großherzogthums eine Proclamation, worin sie dieselben auffoderten, treu zu Belgien zu halten, ihrerseits im Namen Belgiens die feierliche Versicherung abgaben daß dieses „sie nie verlassen werde". Die Großmächte waren über diese Proclamation sehr ungehalten. Der Deutsche Bund antwortete darauf mit der Drohung 24,000 Mann in Luxemburg einrücken zu lassen, um die Autorität des Großherzogs daselbst wiederherzustellen; Frankreich selbst wagte nicht, in dieser Frage sich von den andern Gliedern der Conferenz zu trennen, mahnte die Belgier, welche seine Hülfe in Anspruch nahmen, zur Unterwerfung unter den Willen der Conferenz und erklärte zwar keinen Angriff auf das wirklich belgische Gebiet dulden zu wollen, dagegen außer Stande zu sein, eine gleiche Zusicherung hinsichtlich Luxemburgs zu geben. Ja aus Documenten, welche Juste ans Licht der Oeffentlichkeit zieht und welche mit Dem übereinstimmen was L. Blanc in seiner „Histoire de dix ans", ebenfalls, wie es scheint, aus guten Quellen, berichtet, geht hervor daß damals der Plan einer Theilung Belgiens von mehren Seiten ernstlich gehegt ward. Nach dem vorgeschlagenen Plane sollte Frankreich den südlichen Theil dieses Landes, Holland den nördlichen erhalten; Preußen hätte an den beiden Ufern der Maas und Mosel Fuß gefaßt; Antwerpen wäre an England ausgeliefert worden.

Die Rolle welche die Diplomatie Frankreichs gegen Belgien spielte, war auch jetzt wie früher in der Oberhauptsfrage eine zweideutige, von der Angst vor dem revolutionnairen Element und von dem Wunsch eines guten Einvernehmens mit den übrigen Großmächten, namentlich den östlichen, dictirt. Während dieselbe sich früher den Anschein gegeben hatte als ob sie die Beschlüsse der Londoner Conferenz nur als Vorschläge, diese selbst nur als eine vermittelnde Macht betrachte, welche die selbständige Entscheidung der Streitfrage unter den streitenden Theilen nicht verhindern solle, verlangte sie jetzt von den Belgiern die Unterwerfung unter das Protokoll vom 20. Januar, und erklärte im entgegengesetzten Falle die Intervention des Bundes in Luxemburg nicht hindern zu können. Das neue Ministerium, Casimir Périer an der Spitze, proclamirte als seinen Grundsatz: „das Princip der Nichtintervention überall auf dem Wege der Verhandlungen aufrechtzuerhalten", aber die Waffen nur dann zu ergreifen, wenn die Ehre und der Vortheil Frankreich es verlangen." Frankreich, ward ferner gesagt, werde nie ohne warme Sympathie für den Fortschritt der europäischen Menschheit sein; allein die Schicksale der Völker lägen in ihren Händen und die Freiheit müsse stets national sein. Genug, das officielle Frankreich versagte sich entschieden den Ansprüchen welche das bedrängte Belgien auf Grund der revolutionnairen Solidarität wie auf Grund früher ihm gemachter Hoffnungen und Zusagen an dasselbe richtete. Dagegen wendeten sich die Sympathien des nichtofficiellen Frankreichs, des französischen Volks, in weitem Maße der Partei des Widerstandes in Belgien zu; Tausende von Freiwilligen aus den nördlichen Departements waren bereit, beim Ausbruch eines Kriegs den Belgiern zu Hülfe zu eilen; selbst in der Armee zeigte sich theilweise eine ähnliche Stimmung; politische Vereine unterhielten die Agitation, die sie zugleich zu einem Rückschlag auf die innern Zustände Frankreichs benutzen wollten. Um so entschiedener wendete sich das Cabinet von der belgischen Sache ab, in der es einen bedenklichen Herd fortdauernder revolutionnairer Bewegung erkannte, wollte sie auf jede Weise möglichst bald zum Abschluß bringen. In England stieß dieselbe auf nicht geringere Antipathien, auch bei dem neuen Whigcabinete; man hegte dort noch immer den Argwohn, es handele sich dabei zuletzt doch um eine Vereinigung mit Frankreich.

In Belgien selbst brachte diese Verwickelung der äußern Verhältnisse eine neue heftige Aufregung und Bewegungen in verschiedenem Sinne hervor. Die nationale Partei wollte die Unabhängigkeit und Ehre Belgiens, die Integrität des Gebiets, wozu sie natürlich Luxemburg rechnete, mit den Waffen in der Hand gegen Holland, gegen den Bund, gegen wen es sei vertheidigt wissen; es bildete sich die große „belgische Nationalassociation", welche jeden Versuch einer Restauration zu Gunsten der gestürzten Dynastie im Innern, jede Antastung der Unabhängigkeit Belgiens von außen mit allen Mitteln und Opfern zu bekämpfen gelobte. Das Manifest, welches sie erließ und welches von den angesehensten Männern, wie Gendebien und Tielemans, ehemaligen Ministern, van Meenen, Vicepräsident des Congresses, vielen andern Mitgliedern dieser Versammlung, höhern Beamten und Offizieren unterzeichnet war, athmete einen durchaus kriegerischen und revolutionnairen Geist. Der tapfere und damals noch siegreiche Kampf der Polen um ihre Unabhängigkeit schien zu gleicher Kühnheit aufzufodern, und die Sympathien des französischen Volks versprachen für den äußersten Fall eine nachhaltige Unterstützung.

Aber auch die reactionnairen Elemente im Lande glaubten den Augenblick gekommen, um ihre Absichten zu verwirklichen. Contrerevolutionnaire Oranistische Umtriebe und Bewegungen fanden in mehren Theilen des Landes statt; mehre höhere Offiziere nahmen an solchen

Verschwörungen theil. Dadurch entstand wieder eine vermehrte Aufregung im Volke, welches diese Verschwörer oder die es dafür hielt an mehren Orten zum Gegenstand gewaltthätiger Angriffe machte. Indeß bedurfte es nur eines ernsten Einschreitens der Regierung, um das Volk zur Besonnenheit und Mäßigung zurückzuführen.

Der Congreß, der nach kurzer Vertagung eiligst wieder berufen ward, zeigte dieselbe kriegerische Gesinnung welche die Nation in ihrer Mehrheit beseelte. Eine Zwangsanleihe ward beschlossen, zur Anstellung fremder Offiziere in der Armee, welche die Verfassung nur in Ausnahmefällen gestattete, der Regierung Vollmacht ertheilt. Umfassende Kriegsrüstungen fanden statt. Indessen wollte die Regierung Nichts unversucht lassen, um auf diplomatischem Wege eine Ausgleichung herbeizuführen. Es mußte ihr Alles daran liegen dem Zustande der Aufregung und der innern Parteiung ein Ende zu machen, der die bis dahin so glorreiche und glückliche Revolution zu verderben drohte. Die beschleunigte Wahl eines Monarchen, der im Stande wäre durch seinen Einfluß bei den Mächten diese Bemühungen zu unterstützen, schien hierfür besonders wichtig. Seitdem die frühern Combinationen gescheitert waren, hatte sich das Absehen Vieler auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg gerichtet. Dieser Prinz hatte eben damals die ihm angetragene und von ihm bereits angenommene Krone des befreiten Griechenlands wieder ausgeschlagen, weil die Großmächte die Grenzen dieses jungen Staats dermaßen beschränkt hatten daß der Prinz die Regierung über denselben nicht mit Ehren glaubte führen zu können. In diesem Verfahren des Prinzen sahen die Belgier eine Bürgschaft daß er, von ihnen zum Oberhaupte gewählt, mit gleicher Energie ihre Rechte und Interessen wahrnehmen werde. Die Regierung ließ Lord Palmerston sondiren was England zu dieser Wahl sagen werde; sie ward berichtet: die Wahl selbst sei genehm, allein ehe davon die Rede sein könne, müsse sich Belgien den Anordnungen der Conferenz unterwerfen. Es ward nun eine besondere Commission von vier Mitgliedern nach London gesandt, um sich direct mit dem Prinzen ins Vernehmen zu setzen. Unter den vier Mitgliedern befanden sich zwei strengkatholische; man wollte recht auffällig darlegen wie einig alle Parteien in Belgien seien, um nur einen friedlichen Abschluß der Revolution herbeizuführen, wie wenig Grund das Gerücht habe, als ob ein protestantischer Prinz auf Abneigung bei der katholischen Partei stoßen werde. Man muß anerkennen daß die Katholiken Belgiens in ihrer Mehrzahl und ihren bedeutendsten Führern während der ganzen Revolution große Mäßigung und aufrichtigen Patriotismus gezeigt haben.

Der Prinz versagte ebenfalls eine bestimmte Antwort bis nach Regulirung der Grenzfrage. Mit richtigem Takte erklärte er: sollte er als gewähltes Oberhaupt Belgiens in die Lage versetzt werden Bedingungen annehmen zu müssen welche die Nation verletzten, so würde seine Wirksamkeit von vornherein paralysirt, seine Stellung unhaltbar sein. Außerdem machte der Prinz zur Bedingung seiner Annahme daß er nicht mit zu schwacher Majorität gewählt werde.

Unterdessen erließ die Conferenz ein neues Protokoll, worin sie in drohender Sprache die alsbaldige Unterwerfung Belgiens unter das Protokoll vom 20. Januar foderte. Der englische Gesandte, Lord Ponsonby, der dasselbe der belgischen Regierung überreichen sollte, zögerte damit, weil er aus eigener Anschauung der Verhältnisse des Landes begriff daß wenn man die Nation durch Verletzung ihres Ehrgefühls aufs äußerste triebe, die Regierung selbst nicht im Stande sein würde einen Ausbruch derselben zurückzuhalten. Seine Vorstellungen vermochten sogar die Conferenz eine neue Grundlage für ihre Vermittelung anzunehmen und den Belgiern die Aussicht auf Beibehaltung Luxemburgs gegen eine Entschädigung zu eröffnen, allerdings unter Vorbehalt der Zustimmung Hollands, welches das frühere Arrangement bereits angenommen hatte. Ponsonby theilte diese günstigere Wendung der belgischen Regierung mit, sprach aber um so kategorischer die Erwartung aus daß nunmehr Belgien unverweilt die Vorschläge der Conferenz annehmen werde. Dieser Brief, welcher dem Congresse von der Regierung mitgetheilt wurde, rief hier eine lebhafte Aufregung hervor, besonders wegen der Drohungen welche der englische Bevollmächtigte für den Fall beigefügt hatte daß man noch länger den Beschlüssen der Conferenz Widerstand leiste, und worin sogar von einer „Vernichtung des belgischen Namens“ die Rede war. Drei Parteien theilten den Congreß; die eine extremste verlangte sofortigen Krieg; eine andere wollte zwar unterhandeln, aber nur mit Holland, nicht mit den Großmächten, und nur auf sehr gemessene Bedingungen. Sollte der König von Holland diese nicht annehmen, so möge der Krieg entscheiden. In jedem Falle dürfe die Wahl des Prinzen Leopold erst nach Austrag dieser Sache stattfinden. Eine dritte Partei endlich, Nothomb an der Spitze, mit welcher auch die Regierung sich einverstanden erklärte, beantragte: der Congreß möge erklären daß die Wahl des Staatsoberhaupts als nicht geschehen betrachtet werden solle, wenn die Annahme der Wahl von der Abtretung Luxemburgs und eines Theils von Limburg abhängig gemacht werde; er möge ferner die Regierung ermächtigen, wegen einer Geldentschädigung für die Ueberlassung Luxemburgs und Limburgs mit den Großmächten und dem König Wilhelm zu unterhandeln. Diese letzte, gemäßigtste Ansicht siegte im Congreß, obgleich außerhalb desselben, in der Presse und im Volke, die kriegerische Stimme die Oberhand zu haben schien, welche namentlich auch von der Nationalassociation unterhalten ward. Der Congreß genehmigte das Anerbieten einer Geldentschädigung zur Beendigung der Gebietsstreitigkeiten, und sogleich darauf fand die Wahl des Oberhaupts statt, wobei der Prinz Leopold eine überwiegende Stimmenzahl erhielt. Nur eine kleine Partei hatte für Surlet de Chokier gestimmt, eine andere sich

der Abstimmung enthalten oder die ganze Wahl als verfrüht verworfen.

Allein die Schwierigkeiten eines definitiven Arrangements und somit auch die Hindernisse einer Annahme seitens des Prinzen waren damit noch keineswegs beseitigt. Der König von Holland hatte den neuen Vorschlägen der Conferenz seine Zustimmung versagt, beharrte vielmehr auf den frühern, von ihm angenommenen, und verlangte von der Conferenz daß sie deren Annahme von Seiten Belgiens erzwinge. Die Conferenz glaubte sich diesem Verlangen nicht entziehen zu können, und als daher der Congreß zwar für eine Geldentschädigung stimmte, aber doch zugleich kategorisch aussprach daß von einer Gebietsabtretung rücksichtlich Luxemburgs und Limburgs nicht die Rede sein könne, sah sie dies als eine offene Widersetzlichkeit gegen ihre Bestimmungen an und brach allen Verkehr mit der belgischen Regierung ab: der englische und der französische Bevollmächtigte verließen Brüssel.

Unter so schwierigen Umständen begab sich die Deputation welche dem Prinzen Leopold die auf ihn gefallene Wahl melden sollte nach London. Ihr voraus gingen zwei Specialabgeordnete der belgischen Regierung, die Herren Devaux und Nothomb, welche den Auftrag hatten womöglich ein Arrangement mit der Conferenz unter Vermittelung des Prinzen herbeizuführen, und so der Deputation des Congresses die Wege zu bahnen. Die Gewandtheit und der Scharfsinn, womit diese beiden Männer ihren so schweren und delicaten Auftrag vollzogen, macht der damals noch so jungen und ungeübten Diplomatie Belgiens alle Ehre, und läßt uns Deutsche abermals mit Neid auf dieses kleine Land hinblicken, welches in dem engen Bereich seiner Grenzen alle die staatsmännischen, administrativen und diplomatischen Talente fand, deren es gerade in diesen kritischen Momenten bedurfte.

Die Hauptschwierigkeit für die belgischen Commissare bestand darin daß die Conferenz nicht von den einmal beschlossenen Grundlagen zurückgehen zu können glaubte, andererseits die Beschlüsse des belgischen Congresses, an welche die Commissare sich gebunden erachteten, damit nicht in Einklang zu bringen waren. Zu Hülfe kam ihnen dagegen nicht nur die kräftige und umsichtige Vermittelung des Prinzen Leopold und dessen Einfluß beim englischen Cabinete, sondern auch der allseitige Wunsch der Mächte, eine Angelegenheit zu schlichten die, solange sie in der Schwebe war, immerfort den europäischen Frieden bedrohte und die fast unlösbar schien, wenn man durch Verweigerung billiger Bedingungen die Wahl des Prinzen Leopold zum König der Belgier rückgängig oder dem Prinzen selbst die Annahme dieser Wahl unmöglich machte. So kam denn nach langen Verhandlungen, in deren Detail einzugehen uns hier nicht verstattet ist, ein Compromiß zustande, welches die wesentlichste Schwierigkeit der Verständigung, die Frage wegen Luxemburg, zwar nicht löste, aber doch verschob, indem es diese Frage gänzlich von der Hauptfrage trennte und späterer besonderer Einigung vorbehielt, inzwischen aber die Aufrechthaltung des Status quo in den streitigen Gebietstheilen festsetzte. Dieses Compromiß war es welches, unter Vermittelung des Prinzen zwischen den belgischen Commissaren und dem englischen Minister des Auswärtigen abgeschlossen, den bekannten 18 Artikeln der Conferenz zugrundegelegt ward. Nachdem dies geschehen, empfing der Prinz Leopold die officielle Deputation des Congresses und nahm die ihm notificirte Wahl an, „jedoch“, setzte er hinzu, „unter der Voraussetzung daß der Congreß die Maßregeln annimmt, die allein den neuen Staat constituiren und ihm dadurch die Anerkennung der europäischen Staaten sichern können“.

Die Verwirklichung dieser Voraussetzung war die letzte Schwierigkeit welche überwunden werden mußte, um Belgien in die Reihe der unabhängigen, constituirten Staaten einzuführen und ihm die Anerkennung der Großmächte als Repräsentanten des officiellen Europa zu verschaffen. Die 18 Artikel, wenn auch in mehreren Punkten, namentlich der luxemburger Frage, für Belgien weit günstiger als das Protokoll vom 20. Januar, mutheten doch noch immer der belgischen Nation die Verzichtleistung auf Gebietstheile zu, die sie als zu sich gehörig und mit sich unauflöslich verbunden betrachtet hatte, insbesondere auf einen Theil von Limburg. Um sie anzunehmen mußte der Congreß von frühern Beschlüssen zurückgehen, in denen er jede solche Verengerung des durch die Revolution von Holland losgerissenen Gebiets unbedingt verweigert hatte. Neun Tage lang kämpfte man im Congreß unter der ungeheuersten Aufregung um die Annahme oder Nichtannahme der 18 Artikel: endlich siegte die Partei der Mäßigung und des Friedens; die Annahme ward mit 126 gegen 70 Stimmen beschlossen.

Während der Verhandlungen war die Volksstimmung in einem beunruhigenden Grade erregt gewesen. In einzelnen größern Städten hatten Aufstände stattgefunden, waren jedoch theils durch die feste Haltung der öffentlichen Macht, theils durch die Autorität Einzelner in die Schranken der Gesetzlichkeit zurückgeführt worden. Die endlich erfolgte Entscheidung des Congresses aber ward allenthalben respectirt; die Achtung vor dem gesetzlich ausgesprochenen Nationalwillen trug den Sieg davon über die aufgeregten Leidenschaften und selbst über den so gerechten Schmerz des Unterliegens geheiligter Sympathien und unveräußerlicher Rechte der Nation unter dem eisernen Zwange diplomatischer Verträge und einer nur auf solche Rücksicht nehmenden unbeugsamen Großmachtspolitik. Allmälig kehrte auch in die erregten Gemüther die Ruhe zurück die stets nach einer unwiderruflich vollführten Thatsache sich einstellt; die öffentliche Meinung fing an günstiger von den 18 Artikeln zu denken, deren vortheilhafte Seiten anzuerkennen; das Volk, seiner Natur folgend, welche von den Erhebungen großer nationaler und idealer Gefühle immer bald wieder auf das Niveau der nächsten praktischen Interessen zurückkehrt, fühlte sich glücklich das Ende einer Krise zu sehen die seine Wohlfahrt bloßgestellt und seine Existenz

bedroht hatte: es beschäftigte sich mit der nahen Ankunft seines neuen Königs. Und dieser zögerte nicht zu kommen. Nachdem er von den Repräsentanten der fünf Höfe die Versicherung erhalten hatte daß man ihn sofort, unerwartet der Einwilligung des Königs von Holland in die 18 Artikel, als König der Belgier anerkennen, nöthigenfalls jene Einwilligung erzwingen werde, begab er sich ohne Zögern mit der zu seinem Empfange abgesendeten Deputation in sein neues Königreich. Mit großem Jubel ward er hier allenthalben aufgenommen, selbst an den Orten wo kurz vorher eine entgegengesetzte Stimmung geherrscht hatte. Der Nationalcongreß faßte noch einige wichtige Beschlüsse in Betreff der sofortigen Wiedereinsetzung der Jury, in Betreff der Presse, die man durch eine freisinnige Gesetzgebung regelte, endlich in Betreff des Eides auf die Verfassung, welchen nebst den Mitgliedern des Senats und der Deputirtenkammer auch alle Justiz- und Verwaltungsbeamte, die Offiziere der Bürgergarde und des stehenden Heeres leisten sollten. Sodann beschloß der Congreß nach der Eidesleistung des Königs sich zu vertagen; der Tag des Zusammentritts der ersten gesetzgebenden Kammer sollte als der Tag seiner vollgültigen Auflösung betrachtet werden.

Die Feierlichkeit der Thronbesteigung und der Eidesleistung des neuen Königs fand unter Formen statt welche von frühern Jahrhunderten erborgt waren. Von altersher hatten alle Beherrscher der burgundischen Provinzen durch einen förmlichen Vertrag mit dem Volk, welcher die gegenseitigen Rechte genau feststellte, sich die Anerkennung ihrer Souverainetät und den Einzug in ihren Herrschersitz erkaufen müssen. Man nannte dies die Joyeuse entrée. Indem man die Cermonien dieser Joyeuse entrée jetzt erneuerte, knüpfte man symbolisch die neuerrungene Freiheit an die alten Traditionen des Landes an und gab dem modernen Constitutionalismus die sichere und ehrwürdige Basis der bei den Vorfahren gebräuchlichen Verträge.

Die Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien war hiermit vollendet, die Aufgabe des Nationalcongresses gelöst. Seinem Plane gemäß endet hiermit auch das Werk von Juste. Am Schlusse wirft der Verfasser noch einen Blick auf die Thätigkeit des Congresses zurück, und wir mögen es ihm wol gönnen, wenn er voll patriotischen Stolzes ausruft:

Die constituirende Versammlung Belgiens nimmt ihre Stelle in der Geschichte neben dem amerikanischen Congreß von 1774 und der französischen Nationalversammlung von 1789 ein. Die Aufgabe der belgischen Versammlung war weniger imposant und schwierig als die ihrer Vorgänger, aber für die neuen Dienste, die sie der Civilisation leistete, hätte sie gewiß die Billigung Washington's und Jefferson's erlangt, Lobsprüche von Bailly und Mirabeau eingeerntet. Die französische constituirende Versammlung von 1789 hatte das Feudalwesen zerstört und die Grundlage zur neuen gesellschaftlichen Verfassung gelegt; die belgische von 1830 vervollständigte und vervollkommnete ihr Werk durch Neuerungen die sie von der Weisheit der Gesetzgeber der großen amerikanischen Republik und von den reinsten und edelsten Traditionen unserer alten Communen entlehnte. Die belgische Monarchie mußte, indem sie durch das angeerbte Princip die ausgedehntesten Freiheiten sicherte, jene Festigkeit erlangen die man vergeblich in den absoluten und in den reindemokratischen Staaten sucht. „Können wir von einer andern Regierungsform", sagten die Verfasser unserer Constitution, „irgend Etwas erwarten was das monarchische System, wie wir es aufgestellt haben, uns versagte? Haben wir die Republik um irgend eine Einrichtung zu beneiden? Man nenne uns eine uns fehlende Freiheit oder Garantie, und wir werden uns beeilen dieselbe nachzuverlangen. Das Land muß wissen daß unsere Monarchie uns alle Freiheiten gegeben hat, indem nur zwei sociale Berechtigungen beibehalten sind: das Königthum und das Eigenthum. Um diese herum ist alles Terrain abgeräumt, geebnet. In Belgien hat die Verfassung der Republik Nichts weiter übriggelassen als das Königthum zu verdrängen und das Eigenthum anzutasten." Dies durfte die belgische constituirende Versammlung nach Erfüllung ihrer Aufgabe sagen. Seitdem haben wir Königreiche erschüttern, Throne umstürzen, große Völker sich in den Zuckungen der Anarchie erschöpfen sehen, haben neue Verfassungen ausarbeiten sehen, wozu das ganze Volk versammelt worden ist. Ist aus diesen Revolutionen ein wirklich freieres Volk als das belgische hervorgegangen? Haben diese Katastrophen ein in jeder Hinsicht liberaleres, im vollen Sinne des Worts mehr dem Fortschritt huldigendes Staatsgrundgesetz als das constitutionnelle Werk von 1831 hervorgebracht? Wer möchte Das behaupten wollen?

Wir können uns aber auch nicht versagen unsere Leser noch einen Blick in diese Versammlung selbst thun zu lassen, ihnen die Hauptursachen vorzuführen, welche nach den Andeutungen Juste's das so rasche und vollständige Gelingen des Constitutionswerks wesentlich bedingten. Juste sagt darüber Folgendes:

Die Grundsätze der 1828 zwischen den beiden Parteien, welche die belgische Opposition (in den Generalstaaten im Haag) bildeten (der liberalen und der katholischen), abgeschlossenen Union belebten die souveraine Versammlung. Man hat mit Recht behaupten können daß keine systematische Geschiedenheit, keine dauernde Spaltung zwischen der rechten und linken Seite, zwischen Katholiken und Liberalen bestanden habe. Jeder behielt nur seine Individualität, und Alle suchten der Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes den Sieg zu verschaffen. Die Stimmen waren im Allgemeinen ganz frei. Dieselben welche bei einer Frage vereinigt waren trennten sich bei der andern und kamen bei einer dritten wieder zusammen. Es bestand ein gegenseitiges Vertrauen zu den Ansichten der Andern. Die Discussion war mitunter stürmisch, aber sie veranlaßte nie Achtserklärungen. Die ehrenwerthen Bürger welche in dieser Versammlung saßen freuen sich noch in der Erinnerung darüber daß kein vorgefaßtes System die Berathung hemmte. Alles geschah öffentlich im Sitzungssaale ohne vorherige Besprechung unter Parteien, die vielmehr alle miteinander verschmolzen waren. Und diesem offenen und redlichen Wege verdankte man die Einigkeit und Schnelligkeit der Entscheidungen des Congresses, jene mit imposanter Majorität gefaßten Beschlüsse, jene Verfassung die noch von keiner andern in Europa übertroffen worden ist.

Indem wir von dem Werke Juste's mit Dank für die Belehrungen scheiden, deren dasselbe so viele und so schätzenswerthe enthält, bleibt uns nur der eine Wunsch übrig daß es dem Verfasser gefallen möge, mit gleicher Klarheit, Gründlichkeit und Anschaulichkeit die Geschichte der weitern Ausbildung des belgischen Staatslebens, dessen Anfänge er uns vor Augen gelegt hat, die Geschichte jener vielen werthvollen politischen und socialen Verbesserungen zu schreiben, in welchen sich die fortwirkende heil-

same und bildende Kraft der von dem Congresse 1830 geschaffenen Verfassung bis auf den heutigen Tag bethätigt hat! 52.

Ueber spanische Nationalität und Kunst im 16. und 17. Jahrhundert. Ein Vortrag am 9. Februar 1852 gehalten von V. A. Huber. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1852. 8. 5 Ngr.

Ein die eigenthümlichen Gaben und Gnaden des durch und durch römisch-katholischen Spaniens preisender Vortrag, gehalten in einem Evangelischen Verein, wahrlich Das ist sehr spanisch! und der Verfasser sucht sich daher wegen der katholisirenden Tendenzen die man ihm wegen dieses Vortrags vorgeworfen zu entschuldigen. Namentlich sucht er die Mitverantwortlichkeit von dem Vorstand des Evangelischen Vereins, auf dessen Auftrag er einen Vortrag zu halten unternommen, abzuwälzen, indem er sagt daß derselbe von dessen speciellem Inhalt über den Titel hinaus nicht die geringste vorläufige Kenntniß hatte. Indessen, wie Dem auch sei, die Sache bleibt immer spanisch, und es schimmert ein Etwas durch den Vortrag hindurch das einem ordentlich einen Schauer einflößen kann, wenn man bedenkt wo das hinauswill. „Spanien ist aus einer furchtbaren Krise, aus der dringendsten Gefahr des Untergangs seiner Nationalität nach und nach durch eine der Gefahr entsprechende Reaction als eine so unbedingt und durch und durch römisch-katholische und monarchisch-loyale Nationalität hervorgegangen. Daran sei nun die Nutzanwendung für uns geknüpft! Auch wir — Preußen, Deutschland, Europa — stehen in einer Krise so ernst und drohend wie nur irgend eine in der neuern Geschichte; da kann denn wol Jeder dem es mit der evangelischen Kirche, mit dem preußischen, dem deutschen Vaterlande Ernst ist Nichts eifriger wünschen und betreiben, als daß es uns unter Gottes Segen gegeben werde, aus dieser Krise als ein ebenso durch und durch evangelisch-katholisches und nach preußischer Weise monarchisches, treues Volk hervorzugehen. Diese Aufgabe, das Ziel, ist ohne Zweifel eine höhere, eine schwierigere als die welche Spanien gestellt war. Die Mittel aber sie zu lösen, der Charakter, die Maßregeln der Reaction, ohne welche es auch hier nicht gethan sein kann, dürfen hoffentlich unter dem Einfluß theils der Aufgabe selbst, theils so vieler Momente, welche das 19. vom 15. und 16. Jahrhundert unterscheiden, weniger bedenklich, hart und heroisch sein. (Sehr gnädig!) Wer aber wähnen möchte, es könne ohne kräftigste Reaction, ohne außerordentliche, große Maßregeln, Schöpfungen, Thaten, Opfer abgehen, wer in irgend welcher optimistischen Voraussetzung es versäumt oder zurückweist sich mit allen Kräften an dieser Reaction zu betheiligen, der steht nicht nur in einem großen Irrthum, sondern unter einer schweren Verantwortlichkeit, um so schwerer jemehr von ihm gefodert werden könnte. Jemehr aber einem Jeden gegeben ist, destomehr wird von ihm gefodert werden." (S. 3.)

Zu den heroischen Mitteln die, wie der Verfasser meint, Spanien nur retten konnten, von denen er aber so gnädig ist das 19. Jahrhundert zu dispensiren, gehört die Inquisition. „Mit dem Misbrauch, zumal bei der weitern und spätern Anwendung auf alle Fälle ähnlicher und manche ganz anderer Art, haben wir es hier nicht zu thun; ob aber dies Rettungsmittel in äußerster Noth ein zu kräftiges Mittel war, und um wie viel Grade es die rechte Mitte überschritt, Das mögen Die entscheiden welche selbst thatenlos und ohne erhebliches Mitleiden bei der Noth des Vaterlandes das allein gültige feinste Maß für alle Noth und alle Thaten der Rettung an der Spitze ihrer Zunge oder Feder zu tragen vermeinen. Soviel aber ist gewiß: die Inquisition war eine im besten Sinne volksthümliche, eine Maßregel im Sinne echt katholisch-castilischer Nationalität. Bald dann erhob sich das Kreuz und das Banner von Castilien auf der Alhambra!" (S. 13.)

Auch bei dem Namen Philipp's II. findet der Verfasser den Ausdruck der Entrüstung und Verachtung von Seiten der herrschenden „rationalistisch-liberalen Halbbildung" nicht gerechtfertigt. (S. 17.) „Frei sein heißt Das wollen was man soll, darf und kann. Und in diesem Sinne schon war Spanien in seiner katholischen und monarchischen Dienstbarkeit und Loyalität frei genug." Dennoch ist der Verfasser naiv genug sogleich hinzuzusetzen: „Abgesehen aber davon mag man zugeben, der Strom des nationalen Lebens war in ein verhältnißmäßig enges Felsenbett zusammengedrängt, zwischen Thron und Altar! ... Wer aber meint: der so zusammengedrängte Strom verlor auch um so schneller alle Kraft in dem Sumpfe den er sich selbst geschaffen, hinter dem Schutt den er aufgehäuft! nun Den möchte ich auf die Thatsache hinweisen daß im Anfang des 19. Jahrhunderts kein Volk mehr Kräfte entwickelt, mehr Opfer gebracht hat für seine Freiheit, für seinen Thron und Altar als gerade das spanische. Ich möchte hinweisen auf die Ausbrüche unverwüstlicher Treue die noch in diesen Tagen die Geburt einer Thronerbin, dann die Gefahr und Bewahrung der königlichen Mutter hervorgerufen hat. Und Das will nach solchen Erfahrungen wie Spanien sie gemacht hat viel sagen! Auch hier aber der Nachhall des welthistorischen Tons den jene große Periode in dieser Nationalität angeschlagen!" (S. 18.) Man sieht, der Verfasser versteht sein Steckenpferd gut zu reiten. Wäre die Inquisition, wäre Philipp II. nicht gewesen, wer weiß ob die Spanier jetzt ihrer Königin zu ihrer Rettung gratulirt und den Merino hingerichtet hätten!

Der Verfasser schließt seine erbaulichen spanischen Betrachtungen mit einer Nutzanwendung auf das Theater. „Eine Fülle geistlicher Elemente", sagt er, „wurde in Spanien in das profane Drama theils unmittelbar, theils mittelbar in den geistlichen Schauspielen auf profanem Boden als eine Beute davongetragen. Die weitere Ausbeutung stand aber auch auf diesem Gebiet im Ganzen immer noch unter der Bürgschaft und Controle des würdigern kirchlichen Sinnes und im schlimmsten Fall der Inquisition. Alles nach spanisch-katholischem Maß und Geist! ... Was sich nun gegen eine Vermischung des Heiligen und Profanen in diesem und so manchem andern Zuge der katholischen Bildung, zumal dieser Nationalität sagen läßt, liegt auf der Hand und ist bald gesagt. Viel wichtiger aber und schwieriger ist die Frage: ob und wie in der evangelischen Welt und in unsern Tagen das Drama, die Bühne, zumal eine wahrhaft volksthümliche Bühne zu einem Organ evangelischer Bildung erhoben, geweiht werden könnte und dann auch müßte? Oder soll dies ganze Gebiet als ein unbedingt und principiell dem Fluch preisgegebenes und Rohheit, Leichtfertigkeit und Sünde erzeugendes gelten? Ich will diese Frage hier nicht beantworten, sondern nur darauf hinweisen daß die Innere Mission in England — um den deutschen Ausdruck im weitesten Sinne zu gebrauchen — sich der Ueberzeugung nicht mehr verschließt daß es auch hier mit bloßer Negation, mit einem Vacuum nicht gethan ist. Auch dies, zumal das eigentliche Volkstheater ist ein Posten den die kämpfende Kirche dem Teufel entreißen muß, den sie aber auch nicht etwa blos schleifen darf, sondern den sie im Gegentheil besser befestigen, ausrüsten und mit den Ihrigen besetzen muß, und Das umsomehr je tiefer er in Feindes Land vorgeschoben liegt." (S. 28.) Nun wenn es so weit sein, wenn die kämpfende Kirche auf die Breter steigen wird, dann empfehlen wir dringend, unsern Verfasser zum Theaterintendanten zu machen, und das Drama wird echt spanisch-katholisch-loyal werden. Doch der Name Theaterintendant klingt zu matt, und wir schlagen daher zugleich vor den mehr spanischen Titel: Großinquisitor des Theaters, zu creiren. 41.

Lohengrin et Tannhaüser de Richard Wagner par *Franz Liszt*. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nur wenige Leser d. Bl. blicken auf Krisen in Kunst und Literatur, deren Bewegungen nicht minder heftig und fühlbar sind als die in den materiellen und moralischen Formen der Gesellschaft, theilnahmlos genug um von uns einen Grund für die Berechtigung dieser Zeilen zu verlangen. Aber selbst ihnen sind gewiß wo nicht die Sachen, doch die Personen von denen die Rede ist hinlänglich interessant, um sie die Anstrengung eines ganz geringen Grades von Aufmerksamkeit den wir beanspruchen nicht gerade reuen zu lassen. Die Opernreform ist durch die Bestrebungen Richard Wagner's und die Mitwirkung hochachtbarer Kunstgenossen in der musikalischen Welt nicht minder in den Vordergrund getreten, als die Herstellung eines nationalen Dramas fortfährt das Ziel der edelsten Kräfte unserer Literatur zu sein. Täuschen wir uns nicht, so ist man demnächst auf dem Punkte angelangt wo die dramatischen Dichter mit den Operncomponisten der Wagner'schen Schule in eine Berührung treten müssen, die, wenn nicht ein unheilvoller Zusammenstoß erfolgt, die Bestrebungen beider Theile in dem Sinne vereinigen dürfte, wo man die Möglichkeit, wenn nicht Nothwendigkeit eines Durchgangs des Drama durch die Oper erkennt, wenn anders dasselbe in der für seine Eigenheit und Selbständigkeit nothwendigen Vervollkommnung uns erstehen soll.

Die letzte Schrift Wagner's „Oper und Drama" liefert zur Erörterung dieser Frage einen sehr wesentlichen Beitrag, dem ohne Zweifel bald andere folgen werden. Wir sagen „einen Beitrag zur Erörterung", weil durch dieselbe wol das Problem, nicht aber jene Lösung nähergerückt scheint, welche unmittelbar gemeingültige Folgen für die Praxis der Zukunft mit sich brächte. Weit folgenreicher aber als Wagner's Schriften erscheinen uns seine beiden Opern „Tannhäuser" und „Lohengrin". Der Verfasser derselben ist offenbar besser zu Hause, wenn er den reinpraktischen Boden betritt, wo sein künstlerischer Genius ihn meist das Richtige finden läßt, als in der Metaphysik des Schönen, wo er im Drange vielseitig erregter Gefühle öfters das Entferntere über dem Nächsten, das Größere über dem Kleinern vergißt und zu Folgerungen gelangt die nicht blos für die Kunstübung im Allgemeinen, sondern auch für seine eigene insbesondere von zweifelhafter Gültigkeit sein dürften. Wir suchen ihn daher auch lieber dort wo er sich selbst recht heimisch fühlt als in dem fremdern Bereiche, wo er bald genug merken läßt daß ihm nicht ganz behaglich ist.

Daß die genannten beiden Opern Eigenthum desjenigen Publicums würden welches die deutsche Zunge spricht — man wird sich diese Umschreibung zurechtlegen — gehört zu den frommen, wenn auch noch so berechtigten Wünschen, deren Erfüllung zu verhindern zur Zeit noch eine Hauptaufgabe deutscher Intendanten und Kapellmeister zu sein scheint. Wenn daher irgend ein Mann von Geist und Herz, frei von allen und jeden Rücksichten, es über sich genommen hätte, mindestens die Eindrücke jener Werke an das Publicum zu vermitteln, so wäre Dies allein schon dankbar anzuerkennen. Nachdem Liszt Das that, so gewinnt es für die Kunstwelt an Bedeutung. „Welcher Art müssen Werke sein die bei einem Künstler von Liszt's gesättigter Erfahrung, nachdem er sie unter manchen Hindernissen mühevoll einstudirt und ihre Vorzüge und Mängel bis ins kleinste Detail kennengelernt hat, eine Begeisterung erwecken wie die ist welche ihm das Eingangs verzeichnete Buch dictirte?" so fragt man sich, und in seinem Leser die Sehnsucht nach dem Schönen das er selbst genossen regezumachen, und sie so weit in seinen Kräften steht zu befriedigen, ist die offenbare Absicht Liszt's, die er — wir täuschen uns darin um so weniger als wir zahlreiche Belege dafür haben, bei einem großen, nicht zu sagen dem größten Theile des Publicums erreicht hat. Wenn man Liszt in einem Blatte vorwarf daß seine Schrift nicht die Kritik der Wagner'schen Werke liefere, so beweist Das eben nur daß er das Geschäft eines Recensenten nicht zu dem seinigen macht, und er gleicht darin einem Manne der eine schöne Frau lieber anbetet als sie auf der Anatomie seciren sieht. Uebrigens ist jener Vorwurf insofern einseitig und unbegründet als Liszt allerdings die kritische Analyse der Wagner'schen Opern macht, aber von seinem subjectiven Standpunkt aus, den er mit Fug für ebenso berechtigt hält als der soi-disants-Kritiker in X oder Z. Die negativen Talente sind in Liszt überhaupt nicht so sehr ausgebildet, und das Aufbauen scheint ihm leichter zu werden als das Niederreißen oder die Hände passiv in den Schoos zu legen. Loben wir ihn darum!

Auf den Inhalt der Schrift, die auch eine durch Lebhaftigkeit der Darstellung wie Reichthum der Gedanken anziehende Schilderung des Herderfestes enthält, näher einzugehen, hieße dem Leser in unberufener Weise vorgreifen. Es genüge uns denselben an die Lecture der Schrift heranzuführen, welche wenn sie auch nicht in unserer heimischen Zunge zu ihm spricht, ihn doch durch die Feinheit der Diction entschädigen wird, womit sie den deutschen Stoff in der Sprache eines Nachbarvolks behandelt, welches bis anhin die Theilnahme an unsern innern Kunstangelegenheiten so sehr perhorrescirte daß es Liszt als besonderes Verdienst angerechnet werden darf, ihm die Beschäftigung mit derselben nähergerückt zu haben. Nur ein Deutschthümler von der unbeneidenswerthesten Kurzsichtigkeit kann sich an einem Umstande stoßen der dazu beiträgt allgemeine Theilnahme für Erscheinungen in einer Kunst zu wecken welche vor andern den Beruf hat, Gemeineigenthum der gebildeten Menschheit zu werden, und über welche die Discussion eben gerade in der Sprache am allgemeinsten werden kann, die den wohlerzogenen Individuen aller Nationen geläufig ist.

Der protestantische Leser wird am Schlusse der Schrift einer Betrachtung begegnen, welche den Verfasser derselben als herzlichen Anhänger des Katholicismus kennzeichnet. In der Gegenwart, wo die katholische Frage zu den brennenden gehört, und wo sie in dem Maße in den Vordergrund treten wird, als die politische Krisis einem unzweifelhaften Ende entgegeneilt, mag das unwillkürliche Bekenntniß welches Liszt auf der letzten Seite seiner Schrift ablegt Vielen befremdlich erscheinen. Nicht so uns. Die Gesellschaft bewegt sich zwischen Extremen. Wenn sie für ihre materielle Form nur noch zwischen Despotie und Anarchie zu wählen weiß, wenn sie im Reiche des Schönen sich auf die Seite der Künste wirft, die mit ihrem Aus- und Eindrucke entschieden monumental oder passager erscheinen, so kann uns nicht wundern daß sie demnächst nur noch zwischen Philosophie und Katholicismus entscheiden und jedem Justemilieu den Rücken kehren wird, je nach der innerlichen Benöthigung oder dem äußern Einflusse wodurch die Individuen bestimmt werden. Geburt und Nationalität, Neigung, Bedürfniß und Erinnerungen ketten Liszt an eine Confession, deren Cult ihm in denjenigen Staaten, wo er die meiste Zeit seines Lebens verbrachte (Oestreich, Frankreich, Italien), stets nahe lag, wenn es auch nicht als so entscheidendes Moment betrachtet werden sollte, daß er sich in Rom selbst längere Zeit aufhielt, jenem Rom dessen bloßer Anblick die protestantischen Präoccupationen bei hochgebildeten Männern schon so oft entwaffnete, jenem Rom, von welchem einer der Dichter die neben Karl August ruhen singt:

Herrlicher als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom;
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sanct-Peter's wunderbarer Dom.

53.

Neue Romane.

1. Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Berlin, A. Duncker. 1852. 8. 1 Thlr.

Eine heitere Brockenreise hatte das vorliegende anmuthige Märchen als Resultat. Es bittet in der Vorrede an die lieben Leserinnen daß es nicht mit der Sage verwechselt werde, die so eine weitläufige Cousine sei. Die Sage von der Ilse wird jedem Brockenreisenden vom Führer erzählt und ist in der That etwas ganz Anderes als das vorliegende Märchen, welches schon mit der Sündflut beginnt, als die Wasser sich verlaufen, die Berge wieder herausgetreten waren und geschäftige Engel sich auf deren Gipfel setzten, um von allen Seiten langsam in die Thäler herabzusteigen, die Wasser vor sich hertreibend, indem sie sie in Ströme und Bäche ordneten, dem Meere seine Grenze steckten und die Seen einschlossen in Felsenketten, oder sie mit Wald und Wiesen umgürteten. Prinzessin Ilse auf dem Alpengipfel stieß des Engels Vermittelung von sich als derselbe sie ins Thal hinableiten wollte; sie ließ sich dagegen von dem Teufel überreden, der sie in einer goldenen Schale zum Blocksberg trug, wo sie als Königin verehrt werden sollte. Bald aber bereut sie unter dem wilden Hexentreiben diesen Schritt und denkt auf Flucht, und einer Flucht gleicht auch in der That der Lauf des wilden kleinen Bächleins, den kein Hinderniß zu hemmen vermochte, das dahinrennt in wilder sprudelnder Eile; und als der Pfad, nachdem er sich schneller und schroffer bergab gesenkt, plötzlich ganz aufzuhören schien, da öffnete sich das Gestein über ihr und sie sah den klaren Nachthimmel und noch ein paar Sternlein daran, die einen matten Schein herabfallen ließen und ihr ein wirres Durcheinander von großen und kleinen Steinen zeigten, auf denen kein Weg mehr zu erkennen war. Zugleich erscholl wieder die wilde Musik, das Kreischen und Pfeifen der tanzenden Hexen vom Brockenberg in ihr Ohr, und die kleine Ilse, die einen Augenblick gezaudert hatte und nicht gewußt wohin ihren Lauf lenken, stürzte bei diesen Tönen von Angst gejagt in athemloser Hast springend und laufend über die Steine dahin. Sie hatte es nicht Acht ob sie überall an die harten Felsstücke anprallte, ihr Köpfchen stieß und ihr Kleidchen zerriß. „Fort, fort", flüsterte sie, „weit hinweg, wo nicht der Brockenfürst und seine wilden Scharen mich erspähen können." Daß der Lichtstrahl Ilsens Vater und die reine Luft ihre Mutter ist, davon zeugt das klare helle Wasser, das sich selbst bei dem wildesten Lauf nicht zu trüben vermag. Dieser Lauf wird nun beschrieben in anmuthig-poetischer Märchenweise, das Unbelebte belebend mit dem sinnigen Gedanken. „Der liebe Herrgott hatte sich der armen kleinen Ilse erbarmt als sie von Angst gejagt über die Steine dahinschoß, und hatte dem Wald erlaubt ihr seine grünen Thüren zu öffnen und sie in seinen Schutz zu nehmen. Der Wald ist eine heilige Zufluchtsstätte für verirrte Kinder die draußen in der Welt Böses gethan oder Böses gedacht. Keines von den Teufelchen die in junge Seelen fahren kann mit hinein in die friedliche Waldesstille; das Hochmuthsteufelchen bleibt am allerersten draußen, und wie sollte das auch bestehen können vor der ernsten Hoheit des Waldkönigs, des Tannenbaums, der sich Nichts einbildet auf die Kraft und Herrlichkeit die Gott ihm gegeben, der sein hehres Haupt unverrückt zum Himmel gerichtet, während die Wetter ihn umtosen, fest und unveränderlich auf dem Platz steht, auf den der Herr ihn gestellt, und lieber sterbend zusammenbricht als sich beugen läßt, so recht ein König von Gottes Gnaden." Wo die Schlucht recht steil und schroff abfällt, da ist es reizend beschrieben wie die kleine Ilse anmuthig von Klippe zu Klippe hüpft. Ein weiches weißes Schaummützchen hat sie sich dazu aufgesetzt, und wenn das an dem einen scharfen Felsen zerstoßen und zerdrückt wird, so hat sie bei dem nächsten schon wieder ein neues bei der Hand, weiß wie Alpenschnee und frisch gekräuselt. „Auf manchen sonnigen Abhängen des Gebirgs, wo Gras und Moos recht weich und üppig wachsen, wo die großen Bäume weit auseinandergetreten sind um ihren Kleinen Platz zu machen, die truppweise zusammenstanden und wuchsen und Bäume werden lernten, da saßen die jungen Tannenkinderchen am Boden, hatten ihre steifen grünen Röckchen bauschig um sich herum auf den Rasen gebreitet und bewegten die spitzen Köpfchen bedächtig hin und her, und wunderten sich daß die kleine Ilse des Laufens und Springens gar nicht müde wurde. Die allerjüngsten Quellchen aber, die kaum laufen gelernt hatten, die waren noch nicht so weisheitsvoll wie die Tannenkinderchen. Die kamen als sie die kleine Ilse ihre süßen Liederchen plätschern hörten, aus den Steinritzen der Bergwände hervorgetröpfelt und schlichen heimlich durch das Moos dahin, immer näher und näher an die Ilse heran. Die kleine Ilse hatte ihr Rieseln wol gehört und sah sie kommen und winkte ihnen sich zu eilen. Und wenn die Quellchen dann die kleine Prinzessin tief unten über die Steine hüpfen sahen und ängstlich stehen blieben, sich nicht getrauten hinüberzuspringen und doch keinen andern Pfad finden konnten, dann lockte die Ilse mit wohlklingender Stimme und sprach ihnen Muth ein und rückte die festen steinernen Fußbänkchen zurecht, ganz dick mit weichem Moos gepolstert, über die sie zu ihr heruntersteigen konnten. Und die Quellchen faßten sich ein Herz und machten sich ans Klettern und sprangen ganz keck von einem grünen Bänkchen zum andern. Die kleine Ilse aber fing sie auf, wenn sie dann noch etwas ungeschickt in ihren Schoos plumpsten, und nahm sie bei der Hand und sagte: «Kommt, nun sollt ihr mit mir laufen, paßt auf wie ich es mache und springt immer mit wenn ich springe; ich werde euch schon halten daß ihr nicht fallet»; und die Quellchen thaten wie ihnen geheißen, hüpften an der Hand der kleinen Ilse über die größten Steine dahin, thaten sich nicht weh und fürchteten sich nicht, und lernten das Springen und Laufen so gut daß sie bald, wenn sie auch weiße Schaummützchen aufhatten, von der kleinen Ilse gar nicht mehr zu unterscheiden waren." So gelangt dann die wilde Prinzessin ins Thal; sie widersteht dem Winterfrost und jeglicher Gefahr, sie hat sich bemüht das Wirken der Menschen und der Natur zu verstehen, sie will gern dem Menschen dienen, indem sie Mühlen und Maschinen treibt und es sogar nicht verschmäht ihr klares Wasser zum Kaffeetrank zu liefern, dem fröhlichen Wanderer der an ihren malerischen Ufern sich ausruht. Also geläutert und gereift wird sie dem Meere zugeführt, und das Märchen schließt mit der neugierigen Anfrage: „Wie solch einem armen Ilsentröpfchen zu Muthe sein mag, wenn es draußen im großen Weltmeer zur Besinnung kommt?"

2. Stefan Fadinger. Historisches Gemälde aus der Zeit des obderennsischen Bauernkriegs von Friedrich Wilhelm Arming. Vier Bände. Leipzig, Thomas. 1851. 16. 2 Thlr.

Stefan Fadinger ist der Held des obderennsischen Bauernaufstandes und Religionskriegs im Jahre 1626, als Kaiser Ferdinand II. ganz Oestreich katholisch machen wollte und so kräftigen Widerstand fand. Die Weltbegebenheiten wie sie sich im Zeitraum des Dreißigjährigen Kriegs ereigneten und größtentheils aus der Glaubensverbesserung herflossen, ließen jeden noch so kleinen Staat mehr oder weniger, unmittelbar oder mittelbar ihren Einfluß empfinden. Wie in den andern Ländern Europas hatte die Trennung der Kirche auch in Deutschland eine fortdauernde politische Trennung hervorgerufen, und Oestreich mußte die traurigsten Erfahrungen machen. Vom Innern Böhmens, Mährens und Oestreichs ging die Flamme aus welche Deutschland und Frankreich und halb Europa entzünden sollte. Ganze Landstriche wurden entvölkert, Ernten zertreten, Städte und Dörfer in Asche gelegt und Tausende von Streitern fanden im Kampfe den Tod. Die oberöstreichische Bauernarmee war als ein großes Corps der Armee der evangelischen Union anzusehen, welche sich der katholischen Ligue gegenüberstellte, und wurde auch als solches von Christian von Dänemark und den deutschen protestantischen Fürsten betrachtet, aber nicht unterstützt, sodaß es als abgeschnittenes Corps unterliegen mußte.

Während des Dreißigjährigen Kriegs haben sich nun mancherlei große Charaktere hervorgethan und in der ebenfalls dreißigjährigen Epoche des oberöstreichischen Kampfs erscheint Stefan Fadinger als ein Held der größern Ruhms werth gewesen wäre und den die Geschichte kaum nennt, weil der Schauplatz seiner Thaten sich nicht über die Marken des kleinen Oberöstreichs hinaus erstreckte, und weil er von einer mörderischen Kugel getroffen wurde, bevor nach das große Drama in dem er aufgetreten war sich über die erste Scene hinausgespielt und sich mit den allgemeinen ganz Deutschland betreffenden Ereignissen verwickelt hatte. Der Verfasser äußert sich folgendermaßen über ihn:

„Wäre er nicht so früh gestorben, so wäre sein Auftreten durch die Einnahme von Linz, wodurch ganz Oberöstreich von liguistischen Truppen gesäubert wurde, von großer Bedeutung geworden. Wir wollen keine Parallelen ziehen zwischen ihm und einem Mansfeld, einem Christian von Braunschweig, Bernhard von Weimar u. s. w., aber sicher war er ein so tapferer und beharrlicher Verfechter der neuen Lehre als nur irgend einer genannt werden kann; und wenn mit Bewunderung erzählt wird, wie Ernst Graf von Mansfeld, von allen seinen Truppen verlassen, in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegte und bald ein neues Heer, 20,000 Mann stark, unter seinen Fahnen zählte; wenn Herzog Christian von Braunschweig dasselbe vollbrachte, und Wallenstein als Schüler seinen Meister übertraf und ein Heer von 50,000 Mann ohne Sold und Lohn aufstellte: so können wir dem Fadinger um Nichts weniger unsere Bewunderung versagen, in welcher Schnelligkeit er eine Armee von 70,000 Mann auf die Beine brachte, und da hatte er keine Werbeplätze, keine Versprechungen, keinen gefeierten Namen dem eine kriegs- und beutelustige Menge zuströmte, er hatte aber auch keinen kriegskundigen Obersten und Führer an der Seite, ja selbst nicht die Waffen um seine Armee zu bewehren. Aber er wußte Rath für Alles; er theilte seine Armee in Corps, suchte sich aus den Fähigen die Fähigsten zu Obersten und Hauptleuten aus und organisirte in wenig Wochen eine Armee von 70,000 Mann aus Leuten die Wenig oder gar Nichts vom Kriegshandwerk verstanden. Und mit welcher Umsicht wußte er sich zum Herrn des Landes zu machen! Es ist wahr daß sich eben hier keine solche Anzahl von Truppen befand, die ihm mit Erfolg die Stirn hätte bieten können, aber an der unteröstreichischen, böhmischen und baierischen Grenze standen die Obersten mit Reiterei und Fußvolk; diese hielt er zurück, schoß ihre Schiffe zusammen und verhinderte durch die ihnen entgegengestellten Corps ihren Einmarsch, um im Lande selbst die Städte, Schlösser und sonst festen Plätze zu nehmen, die Truppen des Harterstorfer zu schlagen und sich zum Herrn des Landes zu machen. Die Wichtigkeit seines Unternehmens zeigte sich auch dann noch als er vom Schauplatz abgetreten war und die Vollbringung ein Anderer übernommen hatte. Obwol sein Nachfolger kein Fadinger war und Das was dieser vorgearbeitet hatte nicht zu benutzen verstand: dennoch mußten Regimenter auf Regimenter aufmarschiren, der sieggewohnte Pappenheim aus Italien gerufen und alle Anstrengungen aufgewendet werden um die von Fadinger ins Leben gerufene Armee zu zerstreuen, um wieder Herr des Landes zu werden. Fadinger nannte sich Oberfeldhauptmann der Armee, während ihn die Katholischen als einen Rebellen mit Anmaßung und rohem Bauernstolz bezeichneten. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth die rasche Entschlossenheit und mit der Begeisterung eines Vorfechters für seinen Glauben die Gewissenhaftigkeit eines Mannes von Ehre."

Das Wirken dieses Mannes, sowie die damit zusammenhängenden Zustände und Wirren, bringen die vorliegenden Bände. Scenen in der Landesmundart, umständliche Schilderungen der Gegenden und Orte wo historische Ereignisse stattfanden, das heimliche Wirken der Jesuiten, der Fanatismus der evangelischen Geistlichen werden mit großer Detailbeschreibung dargestellt. Der Faden einer Liebesgeschichte schlängelt sich durch das historische Sittengemälde hindurch, lose und wenig interessant zwar, doch genügend um den geschichtlichen Thatsachen den Romananstrich zu geben. Der junge Jesuit liebt die Tochter des evangelischen Bürgers und Parteianführers. Manches ist zu überwinden, mancherlei Schicksale werfen sich zwischen die Liebenden, bis das Mädchen zuletzt katholisch wird um des Vaters Leiche vor Schmach zu retten und ihre eigene Sicherheit zu erkaufen; der Jesuit gibt den geistlichen Stand auf, und das Werk schließt mit einer glücklichen Ehe. Die Schilderung einzelner Charaktere ist gelungen, oft etwas zu grotesk ausgeführt. Die Ausmalung verschiedener Wirthshäuser und anderer Scenen, die weniger zur Entwickelung der Ereignisse als zur Charakteristik derselben gehören, setzen oft durch allzu große Weitläufigkeit die Geduld des Lesers auf die Probe, doch findet man unter der Spreu manch goldenes interessantes Korn.

3. Wien und Rom. Sittenroman aus der Zeit Kaiser Joseph's II. von Eduard Breier. Vier Bände. Leipzig, Thomas. 1851. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Im Jahre 1787 unter Joseph's II. Regierung beginnt und spielt der vorliegende Roman oder vielmehr das detaillirte Sittengemälde jener Zeit, in welcher die Ideen des folgenden Jahrhunderts Wurzel schlugen, keimten, sich regten und mit den Vorurtheilen und Ansichten vergangener Jahrhunderte in ernsten Kampf geriethen. Was in Frankreich bald zur blutigen That werden sollte, kämpfte in Wien mit Wort und Feder, und was in Frankreich vom Volke ausging und bei der Krone Widerstand fand, ging in Wien vom Kaiser Joseph II. aus, und zwar ebenfalls nicht ohne auf vielfachen Widerstand zu stoßen. Die vorliegenden Bände beschäftigen sich namentlich mit dem Kampf des Kaisers gegen den Papst, mit dem Ringen der Aufklärung gegen die religiöse Finsterniß, mit dem Streben die Kirche aus den weltlichen Angelegenheiten zu verdrängen und die so oft misbrauchte Macht der Geistlichen zu unterdrücken. Da werden nun diese Geistlichen in ihrem verbrecherischen Treiben geschildert; Versuche, Erbschaften zu erschleichen und unschuldige Mädchen zu verführen, werden dargestellt; man sieht sie wie sie sich in Familienangelegenheiten mischen, Intriguen aller Art anspinnen, sich in jeder Hinsicht Ausschweifungen hingeben und kein Mittel scheuen die Folgen ihrer Ausschweifungen zu verheimlichen. Man hört von unterirdischen Kerkern, die ihre Opfer während halber Jahrhunderte bergen, von betäubenden Mitteln um die Unschuld in die Gewalt wollüstiger Priester zu liefern, von jeder Art von Bestechung u. s. w. Der Papst kommt selbst nach Wien. Die Priesterpartei hoffte Joseph's Macht zu schwächen, indem sie derselben die Macht des Papstes entgegenstellte; der Papst sollte als Mittel gebraucht werden um das Volk gegen den Kaiser zu entflammen. Doch die neuen Ideen haben schon zu tief gewurzelt; neben einer bigoten gläubigen Menge, die des Papstes Segen und Ablaß im dichtesten Gedränge sucht, gibt es ebenso viel Neugierige, und neben den vornehmen frommen Damen, die sich um die Ehre bewerben einen päpstlichen Pantoffel auf kurze Zeit in ihrer Wohnung zu besitzen, gibt es Spöttelnde, sich Emancipirende, die mit Opern- und Ferngläsern die religiösen Ceremonien verfolgen, mit Witzworten die Feierlichkeiten unterbrechen. Joseph behandelt den frommen Pius mit vieler Klugheit; er ladet ihn ein in seinem Schloß zu wohnen, wo derselbe mit großer Ehrfurcht behandelt ward und so lange blieb daß es den ehrlichen Patrioten, denen das Wohl des Vaterlandes, die Aufklärung des Volks, kurz die Intentionen und Reformen ihres Kaisers wirklich am Herzen lagen, anfing bange zu werden; denn wenn sie auch in Joseph und seinen Minister das vollste Vertrauen setzten, so kannten sie doch auch andererseits die Thätigkeit der Römlinge und wußten die Macht und List zu schätzen die ihrem Gegner zugebotestanden. Ihre Besorgniß wurde um so größer, da von den Verhandlungen des Papstes mit dem Kaiser bisher wenig in die Oeffentlichkeit drang und man also nicht wußte ob und welche

Concessionen Rom von Wien erlangen werde. Endlich drang eine Nachricht aus dem Dunkel, und man hörte von einer förmlichen Staatsconferenz, zu welcher Pius beigezogen worden war.

„Nachdem der Papst", so lautete die für die Patrioten sehr beruhigende Kunde, „oft genug versucht hatte mit dem Kaiser vom Zwecke seiner Reise zu sprechen, und dieser ihm ganz entschieden entgegengetreten war, ließ er ihn zu einer förmlichen Staatsconferenz laden, welcher außer seiner Majestät und dem Fürsten Kaunitz auch die Cardinäle Migazzi und Hrzan beiwohnten. Der Cardinal-Erzbischof von Wien führte dem Hofceremoniel gemäß den Heiligen Vater in das Cabinet. Der Papst hielt eine lange Rede, die rührend und pathetisch die vorwaltenden Irrungen bewies und die sich bei jeder Gelegenheit auf das Kirchenrecht stützte. Der Kaiser hörte ihn wohlwollend an, und Kaunitz saß bewegungslos da, sah unverwandt auf den grünen Tisch, nahm einige mal eine Prise und sah aus wie Jemand der hört, der aber zeigt daß er im voraus wisse was er hören werde. Als der Heilige Vater seine Rede geendet hatte, herrschte in dem Cabinet eine Todtenstille. Man war auf die Antwort des Kaisers gespannt, diese folgte auch sogleich. „Ich bin kein Theolog", versetzte Joseph II., „und verstehe das kanonische Recht zu wenig. Ew. Heiligkeit werden also verzeihen daß ich nicht mehr mündlich abhandele, sondern mir ausbitte daß Sie Alles was Sie mir vorzustellen für nöthig erachten schriftlich thun lassen, damit ich sodann meine Theologen darüber befragen kann. Was übrigens die von mir gefaßten Entschlüsse über Kirchen und Klöster in meinem Staate betrifft, so wird, wie ich glaube, der Cardinal Hrzan, mein Abgesandter bei Ew. Heiligkeit, Ihnen dieselben bereits kundgemacht und Sie überzeugt haben daß meine Absicht dabei gut sei. Was bereits gethan ist und noch erst geschehen soll, hat Alles das Beste meiner Unterthanen zum Augenmerk, das zu befördern ich gewissenshalber verbunden bin, und zwar umsomehr da die neuen Einrichtungen höchst nothwendig sind und durch keine derselben irgend einer Glaubens- oder Religionslehre zunahegetreten worden ist. Wollen Ew. Heiligkeit eine weitläufigere Antwort, so belieben Sie nur Ihre Einwendungen schriftlich verfassen zu lassen, und dann soll mein Kanzler dieselben auch sämmtlich und ministeriell beantworten, und ich werde sie noch zum Unterricht und zur Belehrung meiner Unterthanen drucken und publiciren lassen." Nach dieser Antwort hatte sich der Kaiser erhoben, Pius ertheilte ihm den apostolischen Segen, Kaunitz nahm eine Prise und die Staatsconferenz hatte ein Ende. So verließ denn der Papst Wien, und Kaiser Joseph II. hatte gesiegt.

Sowol in diese so großartigen und für ganz Europa interessevollen Angelegenheiten, als auch in die kleinern Begebenheiten, die der Verlauf des Romans zur Darstellung der priesterlichen Uebergriffe bringt, mischt sich der Marquis St.-Germain, indem er sich stets auf die Seite der Aufklärung stellt und immer als ein Gegner der Geistlichkeit auftritt. In der Geschichte hat das Erscheinen des Marquis verschiedene Deutungen erhalten. Bald wird er als Abenteurer, bald als Betrüger, ja oft sogar als Zauberer dargestellt. Er hat in Wien Wunder vollbracht, sich an drei verschiedenen Orten zugleich gezeigt, sich als Mitwisser der tiefsten, wichtigsten Geheimnisse bekundet; er zeigt sich überall wo man ihn nicht vermuthet, und sein ganzes Thun und Treiben mag zu jener Zeit wol zu verschiedener Auffassung veranlaßt haben. Im vorliegenden Roman ist er ein Glied des Bundes der Söhne des Lichts, der Illuminaten, und es ist zu wünschen daß der Leser an die Existenz dieses Bundes glaube. Es war ein mächtiger, ein erhabener Gedanke, einen Bund zu stiften der in dem ganzen Welttheil Licht verbreiten und die Rechte der Menschen zur Anerkennung bringen sollte. Welch ein schwieriges Geschäft zu einer Zeit wo noch der Aberglaube in den Herzen der Völker wurzelte, wo die Privilegien gewisser Kasten unantastbar dastanden, wo sich die Bildung der großen Mehrheit der Nationen noch auf tiefster Stufe befand, wo aus den Religionen Kirchen und Synagogen geworden waren und diese unter der Herrschaft eigennütziger, verderbter Priester standen. Welch ein schwieriges Geschäft zu einer Zeit wo der Absolutismus mächtiger als je von den Thronen herab waltete, wo die Herrlichkeit der Stände in den Staub getreten und die uralten verbrieften Rechte und Freiheiten der Nationen nur noch in den Büchern der Geschichte zu finden waren. Der Bund wurde dennoch gestiftet; denn es fanden sich erleuchtete Geister, muthige Männer die es nicht scheuten im Dienst der Menschheit den Kampf zu beginnen, um den Völkern ihre alten Rechte zu verschaffen. Dieser Kampf ist ein Kampf gegen die Finsterniß, gegen die Knechtschaft des Geistes und des Leibes und gegen die Vorrechte der Geburt, mit Einem Wort gegen die Willkür des Einzelnen. Um diesen Kampf erfolgreich zu führen, wurden mächtige Mittel aufgehäuft, der Bund flocht seine Zweige durch alle Länder des Welttheils, seine Sendlinge wirkten an der Seine und an der Tiber, an der Donau und an der Spree, im Norden und Süden, in Ost und West. Die Söhne des Lichts sollten mit Hülfe ihrer mächtigen Mittel den beschworenen Grundsätzen Geltung verschaffen, sie sollten Denen beistehen die sich gegen die Machthaber bäumten, sie sollten diese auf alle mögliche Weise stützen, um die Throne zu erschüttern und zum Wanken zu bringen, damit der Welttheil durch Umwälzung von unten nach oben regenerirt werde. Dem Marquis St.-Germain war sein Wirkungskreis in der Residenz der östreichischen Lande angewiesen worden, und er hatte sich zur Partei des Kaisers gesellt, indem derselbe eine Ausnahmestellung bekleidete. Hier wollte die Opposition Finsterniß, Knechtschaft, Leibeigenschaft, Geistesdruck, Aberglauben, und der Fürst wollte Ausrottung aller Vorurtheile, Verbreitung einer allgemeinen Bildung, Aufklärung und Cultur. Er wollte Belebung des Handels, der Industrie und Hebung des nationellen Wohlstandes, mit Einem Wort das Glück seiner Völker. Die Revolution, welche durch Joseph II. in den östreichischen Landen heraufbeschworen worden, war nicht eine solche welche bewaffnet durch die Straßen zieht, nein, es war eine Revolution der Gemüther. Statt, wie die Illuminaten wollten, von unten nach oben, ging die Umwälzung in Oestreich von oben nach unten, und St.-Germain meinte dem Sinne seiner Sendung folgen zu müssen, nicht dem Wortlaut derselben, indem er sich dem Kaiser anschloß. Er erkannte daß, wenn er hier eine Umwälzung von unten nach oben unterstützte, eine Anarchie entstehen könne, aus der weder Licht, noch Freiheit, noch Gleichheit hervorgehen würden, sondern eine Gewaltherrschaft die tausend mal schlechter sein werde als der mit Recht verhaßte Absolutismus; und so stellte er sich hier auf die Seite der Opposition und wirkte für Wien gegen Rom. St.-Germain wird aber nicht die unbedingte Anerkennung des Bundes zutheil. Er hatte den Auftrag erhalten allen Jenen beizustehen die sich gegen die Machthaber bäumen und gegen die Fürsten auflehnen, indem dadurch die Throne erschüttert und zum Fallen gebracht werden. Umwälzungen regeneriren und gebären endlich unter Schmerzen und Wehen die wirkliche Freiheit. St.-Germain hatte aber geholfen den Thron zu befestigen, was der Bund nicht wollte, und der strenge Meister naht ihm mit strafendem Wort: „Du hast nicht nur einen Thron, sondern das monarchische Princip, das wir bekämpfen, erkräftigt; du hast die Sympathien der Völker für eine alte Dynastie neubelebt, und je länger dieser volksthümliche Kaiser auf dem Throne sitzt, desto tiefer wird die Verehrung und Liebe, zu welcher seine Mutter den Grund gelegt hat, Wurzel schlagen. Eine lange Reihe von Jahren wird vergehen, und das Andenken an diesen einzigen Fürsten wird stark genug sein der Völker Liebe zu dem Regentenhaus wachzuerhalten und sie alle Stürme der Zeit ertragen zu lassen. Du hast vergessen daß aufgeklärte volksthümliche Fürsten die Monarchien kräftigen und daß die Tyrannei, die Willkür, die Ungerechtigkeit vom Throne herab unsere Zwecke am meisten fördert, darum hast du unverzeihlich gefehlt und darum hat der Bund dich schuldig befunden und verurtheilt." St.-Germain ist der

Tod zuerkannt, doch nicht der Tod seines sterblichen Wesens, sondern der seines Namens, den seine Eitelkeit auf die Nachwelt zu bringen sich bemüht hatte und dem zu Liebe er der Tendenz des Bundes entgegenhandelte. Er soll eine zeitlang sich verborgen halten in irgend einem Winkel der Erde, um dann nach Jahren in veränderter Gestalt und mit verändertem Namen wieder aufzutreten zu neuem Wirken. So erklärt sich denn St.-Germain's plötzliches Verschwinden.

Wir haben die übrigen Persönlichkeiten des Romans nicht erwähnt, da dieselben wirklich Nebenpersonen sind und nur heraufbeschworen um bei dem Sittengemälde behülflich zu sein. Nur einer Gestalt wollen wir erwähnen, des Pater Innocentius nämlich, genannt Feßler, welcher durch seine Broschüre: „Was ist der Kaiser?", sowie durch manche für einen geistlichen Bruder kühne Worte und Thaten der Geistlichkeit misliebig ward und nach Ungarn, fern von Bildung und geistigem Leben, verbannt werden sollte. Joseph II. erkannte aber sein Talent, befreite ihn von allen Chicanen der Kirche und schützte auf diese Weise einen berühmten Mann jener Zeit.

4. Eschenburg und Eschenhof. Novelle von Lorenz Diefenbach. Frankfurt a. M., Auffarth. 1852. Gr. 16. 18 Ngr.

Am Fuß der Eschenburg, welche der Graf gleiches Namens bewohnt, liegt der Eschenhof, der Familie Lilien angehörig. Beide Familien sind feindlich voneinander getrennt und besuchen einander nie. Diese Trennung stammt aus frühern Zeiten, wo ein Graf von Eschenburg sich mit einem bürgerlichen Mädchen, die schöne Lilie genannt, heimlich trauen und später wieder scheiden ließ, um eine ebenbürtige Gemahlin zu heirathen. Er fand die erste und geliebteste Frau nebst ihrem Sohne durch die Schenkung des Eschenhofs ab, und da spätere Nachkommen der Familie Lilien diesen Besitz streitig zu machen suchten, entstand die feindliche Trennung. Die Liebe eines Grafen von Eschenburg zu einer Tochter der Lilien sollte nach Jahrhunderten diese Trennung lösen. Die Ideen der neuen Zeit hatten ihre Rechte geltendgemacht, Vorurtheile waren gefallen und die durch Standesverschiedenheit entstehenden Hindernisse ließen sich leicht hinwegräumen. So hätte der eigentliche Roman schnell beendigt werden können, wenn nicht romantische Abenteuer in Italien mit Priesterintriguen und katholischen Einflüssen mitgetheilt würden, die an und für sich wenig Werth haben und das Interesse des Ganzen nicht steigern.

5. Geistergeschichten und geheimnißvolle Erzählungen aus dem Englischen, mit vier Illustrationen von Phiz. Leipzig, Weber. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die menschliche Phantasie liebt angeregt zu werden und begrüßt gern von Zeit zu Zeit eine gesunde Gespenstergeschichte. Die vorliegenden sind spannender und haarsträubender Art, sie gehören zu denen die sich nicht in Nichts auflösen, und so ist der Geist des Lesers noch über die Geschichte hinaus beschäftigt, zu denken wie Das wol gekommen und wie das Entsetzliche sich in das Reich der Naturgeschichte einzwängen lasse? Für Diejenigen welche indeß gern an das Uebernatürliche glauben, deren Phantasie es wohl thut sich mit der Geisterwelt in Verbindung zu wissen, werden die vorliegenden Erzählungen von noch spannenderm Interesse sein und als Belege ihrer Ansichten dienen können. Sie sind gut erzählt, mit den zur Glaubwürdigkeit nöthigen Details, mit dem grauenhaften Hintergrund und der für Geistergeschichten nothwendigen mysteriösen Hülle.

6. Des Wildmeisters Kind. Historischer Roman von August Rublack. Zwei Bände. Leipzig, Schrey. 1852. 8. 2 Thlr.

Der vorliegende Roman beschäftigt sich mit einer Liebesintrigue Maximilian's, Erzherzogs von Oestreich und nachmaligen großen Kaisers des Heiligen römischen Reichs. Die Geliebte ist des Wildmeisters Kind, welches ihn in Knabenkleidung auf seinen Jagden in Tirol begleitet. Die Beschreibung dieser Jagden bildet den Hauptinhalt des Romans. Gems, Steinbock, Bär, Adler u. s. w. werden unter den in den Bergen üblichen Gefahren gejagt und erlegt. Die Schilderung zeugt von Localkenntniß sowie auch von genauer Bekanntschaft mit den dortigen Jagden. Das Jagdinteresse überwiegt das poetische bedeutend. Des Kaisers Jagdlust, Tollkühnheit und Geschicklichkeiten sind die vorallem hervortretenden Eigenschaften.

40.

Aus Wien.

Wie sehr es sich mit unsern literarischen Zuständen verschlimmert, wie sehr auch darauf die ultrakatholische Partei Einfluß zu nehmen strebt, davon haben wir außer mehrfachen Proben die eclatanteste soeben aus den empörendsten Angriffen gewonnen, welche der Veteran unserer einheimischen Literatur, Hr. von Hammer-Purgstall, in dem von dieser Partei herausgegebenen „Volksfreund" (Nr. 30) erfährt. Gegenstand dieser Angriffe ist zwar scheinbar Hammer-Purgstall's „Biographie Khlesl's", des Cardinals, die eben dieser Partei deshalb ein gewaltiger Dorn im Auge ist, weil gegen die urkundlich beglaubigten Thatsachen dieses trefflichen Geschichtswerks Nichts eingewendet werden kann. Aus diesem Grunde ist der Hauptangriff gegen des Verfassers religiöse Ueberzeugung gerichtet, und eine „Vermuthung, gegründet auf zahlreiche Aeußerungen und Darstellungen seines «Khlesl»", hingestellt, ohne zu sagen, worin diese im Drucke hervorgehobene Vermuthung bestehe. Der dieser Stelle vorangehende Vorwurf: „Hr. von Hammer-Purgstall stehe sowol in dem Streben nach Wahrheit als an Unbefangenheit der Kritik weit hinter den neuern protestantischen Geschichtschreibern zurück", liefert zu jener Vermuthung den unfehlbaren Schlüssel. Man gibt damit zu verstehen, nicht blos daß Hr. von Hammer-Purgstall ein schlechter Katholik, nein, sondern daß er ein Atheist sei. Wir vermögen diesen Ausspruch um so gewisser zu begründen als wir die letztere Beschuldigung in dem Munde eines Genossen dieser Partei mit nicht geringer Entrüstung vernommen haben, anderntheils aber Hrn. von Hammer-Purgstall seit Decennien kennen und vom Ungrunde einer solchen Beschuldigung völlig überzeugt sind. Daß man sie, wenngleich indirect und anonym, wagt, daß man bereits anfängt die Presse in ein Inquisitionstribunal zu verwandeln und zunächst die Dii majorum gentium greift, das kann bei der dieser Partei eingeräumten Macht und bei Kenntniß ihrer jesuitischen Taktik nicht befremden; wohin es aber damit noch kommen werde, das ist eine Frage die den gegenwärtigen Machthabern in der Folge wol noch eine Ueberraschung und einen verspäteten Rückzug bereiten dürfte. Es ist uns außer der Antastung welche Hrn. von Hammer-Purgstall's religiöse Ueberzeugung erfährt, auch noch der Fall bekannt daß einem Manne, der durch und durch katholisch, freilich aber nicht jesuitisch gesinnt ist, in der „Wiener Kirchenzeitung" der schnöde Vorwurf gemacht wurde, er sei ein Leugner des Offenbarungsglaubens, und als der Beschuldigte Dies beweiskräftig ablehnte, der Redacteur des bemerkten Blattes, der Priester Sebastian Brunner, keine Scham trug den Widerruf dieser grundfalschen, von ihm selbst hingeworfenen Beschuldigung in seiner Zeitung zu unterlassen. Solche Vorkommnisse sind deutliche Zeichen der Zeit und in Oestreich, weil sie neu und seit etlichen Jahrhunderten nicht dagewesen sind, ebenso anstößig als tiefgreifend in ihren Wirkungen. Uebrigens gibt die katholische Ultrapartei in ihrem arglistig berechneten Angriffsverfahren nicht selten arge Blößen. So wird z. B. Hrn. von Hammer-Purgstall in dem bezeichneten Artikel im „Volksfreund" vorgerückt: „so wichtige und weitausgehende Fragen wie die Jesuitenfrage im «Khlesl» mit längst verkümmerten Schlagwörtern abgethan zu haben", während Hammer-Purgstall im ersten Bande dieses Werks (S. 123) folgendes Schreiben des Tobias Fischer, Bevollmächtigten der Erzherzogin Maria, Gemahlin Karl's II. von Steiermark am Hofe König Rudolf's II. in Prag, aus dem kaiserlichen Hof-

und Staatsarchiv genommen, wörtlich anführt. Es ist von Fischer an die Erzherzogin selbst gerichtet und lautet: „Euere fürstliche Durchleücht lassen sich die (von den) Patres Jesuiten dermassen einnehmen, daß ohne ir vorwissen vnd willen weder die geheimen noch andere Räth das wenigste schließen, vill weniger die Secretarj ohne ir angeben einiges Concept nit stellen dürfen. Etliche von ihnen hätten Hauptschlüssel, damit sie durch all Eure Durchleücht gemach khumen u. s. w.“ Dies Schreiben drückt so ziemlich Hammer-Purgstall's Auffassung der Jesuitenfrage aus und mag zugleich einen Beleg zur Jesuitenwirthschaft am grazer Hofe abgeben, deren eifrigen Lobredner Hurter, der Bannerträger dieser Partei, in seinem „Ferdinand II.“ gemacht hat. Daß dieses hier blos bruchstückweise angeführte Schreiben noch etwas Anderes als „verkümmerte Schlagwörter“ enthalte, ist klar, während Hr. von Hammer-Purgstall wohl daran that, eine Erörterung in der „hochwichtigen Jesuitenfrage“ von seinem Werke auszuschließen, das nicht den Titel „Geschichte des Jesuitenordens“ führt. Ebenso ungeschickt hat der pseudonyme Verfasser des benannten Artikels im „Volksfreund“ auf Herabwürdigung der philologischen Kenntnisse des größten orientalischen Philologen speculirt, den Oestreich besitzt, indem er ihm vorwarf, das Wort Hofschranze vom Namen Schranz abgeleitet zu haben. Damit verhält es sich einfach so. Wolfgang Schranz war Hofkanzler Karl's II., Herrn von Steiermark, Vaters Kaiser Ferdinand's II. Karl's II. maßlose Vorliebe für die Jesuiten und seine willenlose Hingabe an den bairischen Hof, dem er geradezu eine Mitregierung in seinen Ländern gestattete, trugen wesentlich zur Vergrößerung der Religionswirren in Inneröstreich bei. Sein Kanzler, Wolfgang Schranz, dessen gemeine Schuldigkeit die Beseitigung des unerhörten, in Oestreich nie dagewesenen Einflusses einer fremden Macht auf die Landesangelegenheiten gewesen wäre, huldigte nicht blos diesem Einflusse, sondern diente ihm und den Jesuiten geradezu zum Werkzeuge. Diese schmuggelte er, der Premier, sogar selbst in der Verkleidung bairischer Rittersleute in Gratz ein, verbarg sie in seinem Hause und führte sie durch einen noch bestehenden, nach der Hofburg führenden unterirdischen Gang Karl II. zu. Der gelehrte steirisch-ständische Archivar Wartinger warf in seiner „Geschichte Steiermarks“ offenbar scherzweise die Frage auf: ob wol das Wort Hofschranze vom Namen des Hofkanzlers Schranz abzuleiten sei, fügte aber bei daß Adelung freilich eine andere Ursprungsquelle für dies Wort anführe. Hr. von Hammer-Purgstall nahm diese Bemerkung in seinen „Khlesl“, jedoch in veränderter Fassung auf, wodurch allerdings die Ungewißheit entstand ob diese Bemerkung im Scherz oder im Ernst gemeint sei. Diese Flüchtigkeit im Schreiben benutzte der verkappte ultramontane Söldling im „Volksfreund“ zu der unverschämtesten Herabwürdigung Hammer-Purgstall's, übersah aber dabei daß er trotz der Vermummung und des falschen Namens Severinus Sincerus sehr wohl gekannt ist, folglich jeder wahre Oestreicher sich in Zukunft von einem Manne abwenden wird der Hrn. von Hammer-Purgstall, den würdigen Greis und Veteran der östreichischen Wissenschaftspflege, in den Staub ziehen und mit Koth bewerfen konnte. Mit alle Dem dürfte es aber noch gar nicht abgethan sein, denn die genannte Partei treibt Verfolgung wie überhaupt planmäßig und rastlos, so besonders die gegen misliebige Schriftsteller. Wir wollen aber doch hoffen daß das Ehrgefühl der Oestreicher von Fortsetzung dieser Parteistreiche zuletzt werde wachgerufen werden, denn duldeten sie immerfort solche Unbilden wie sie an Hrn. von Hammer-Purgstall wegen Khlesl's Biographie sowol in dem obscuren wiener Blatte als auch in den „Münchener gelehrten Anzeigen“ — die ultrakatholischen Zunftgenossen reichen sich überall die Hände — verübt worden sind, so müßten sie verzichten Repräsentanten der Wissenschaft in ihrem Vaterlande zu besitzen.

M. Koch.

Die neuesten Erscheinungen in der französischen Literatur.

Die den Dichter wie den Politiker in Lamartine hartnäckig verfolgende „Revue des deux mondes“ macht ihm nicht ohne hervorschimmernde Absichtlichkeit den Vorwurf in seiner „Histoire de la Restauration“ Napoleon mit schreiender Ungerechtigkeit zu behandeln. „Einer der charakteristischen Züge dieser ersten Schilderungen“, heißt es in einem der jüngsten Hefte der erwähnten Zeitschrift, „ist ein eingefleischter unwiderstehlicher Haß welcher überall gegen Napoleon vorbricht. Lamartine hat in seinen Geschichtswerken vielen Ungeheuern verziehen, sogar zuweilen sie mit dem Glanze seiner Entsühnungen umgossen: dem Kaiser vergibt er nicht, läßt sich hinsichtlich seiner zu wahren Kleinlichkeiten beleidigender Ausmalerei hinreißen und verwebt seine Beredtsamkeit mit den lächerlichsten Klatschereien der Geschichte. Ich habe mich gefragt woher solcher Haß stammen möge: Ist das der Sänger der Restauration, der Verfasser jener Ode an Napoleon, welcher noch jetzt durch den Mund Lamartine's redet? Ist es der noch heiß entflammte Geliebte der Republik? Indem ich es erwäge, erkläre ich mir diese Antipathie durch andere Gründe: es ist der natürliche, einfache Haß des Ideologen, der chimärenvollen Einbildungskraft gegen den Mann welcher die größte Realität des Jahrhunderts in sich zur Erscheinung bringt, falls man nicht in diesen wiederholten Versuchen ein berühmtes Andenken zu schmähen, wie versichert wird, Berechnung erkennen will. Lamartine unternahm in der That kürzlich in seinen täglichen Veröffentlichungen dem Volke zu beweisen daß, indem es sich in den höchsten Kreisen an den einzigen ihm vertrauten, großen Namen hing, es eine Inconsequenz, einen Unsinn begangen: der Geschichtschreiber der Restauration will das französische Volk aufklären und wirft ihm zur Nahrung eine Caricatur seines Idols hin.“

Die „Revue des deux mondes“, welche für Bonaparte, die Bourbons, die Orléans, für Alles Partei ergreift, nur nicht für Lamartine, tadelt seinen neuen Volksroman „Le tailleur de pierres de Saint-Point“ nicht minder lebhaft, indem sie ihn nicht unter die *wahren*, sondern unter die blos *romanesken* Romane reiht und ihn zu seinem Nachtheile mit „Uli, le valet de ferme“, („Uli, der Knecht“) vergleicht, „dem berner Roman, welchen Saint-René Taillandier neuerdings besprach, und der mit so viel Glück übersetzt wurde“.

Während Ponsard soeben seine gesammelten Werke herausgibt, und zwar unter dem grandiosen Titel: „Théâtre complet“, welcher genau besehen nur drei Tragödien umfaßt nebst einer mühsamen Umwandelung der reizendsten und leichtesten Ode des Horaz in ein Lustspiel: beschenkt Arsène Houssaye das Publicum mit einem Bande „Philosophes et comédiennes“. Der Verfasser selbst nennt sein Werk „die durchsichtigen Metempsychosen einer sich selbst verfolgenden Seele“, in welchem er zeigt wie „die Namen der Thorheit und Weisheit, der Trauer und Wollust sich wirbelnd drehen wie in den Spiralen eines tollen Walzers“. Eine Sammlung von verschiedenen Aufsätzen über Frau von Maintenon und Frau von Parabère, Voltaire und Chamfort, Fräulein Gaussin und auch über Platon! Alles muß hier — wie der Verfasser sich ausdrückt — die Sarabande tanzen, und letztere entwickelt sich in ihrem vollen Glanze, wenn Houssaye es versucht, den „göttlichen“ Platon zu erläutern, „Vorläufer von Jesus, Gottes Sohn“, und „die Republikanerin Aspasia“, „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ verkündend, vor Platon und Jesus Christus. Nicht zu vergessen die Unterredung „Dialogue des morts sur les vivants“, wo Marie Antoinette und Saint-Just, Machiavelli und Ninon von Lenclos redend eingeführt werden, das Ganze gekrönt durch Frau von Pompadour, welche Napoleon eine Cigarette anbietet.

Ferner müssen wir verzeichnen: „Scènes et proverbes de M. Octave Feuillet“; Sonette von Boulay-Paty, dessen Oden akademische Lorbern erhielten; „Les offrandes“, von

Alfred de Martonne; „Idylles antiques et élégies", von einem jungen Dichter Deltuff, deren Vorrede die Ueberschrift trägt: „De la mission du poëte"; schließlich von A. Dufai eine Aristophanische Dichtung von beinahe zweifelhaftem Geschmacke, mit angehängten politischen Gedichten und Parodien: „Lélila, ou la femme socialiste, poème en quatre nuits." 31.

Notizen.

Wieder ein Misverständniß.

Bekanntlich ist in Deutschland viel darüber gelacht worden daß die Chinesen sich herausnehmen, die Engländer „rothhaarige Barbaren" zu nennen. Die Engländer selbst, obgleich sie das den Chinesen fühlbar „eingestrichen" haben und deshalb mitlachen könnten, sehen scheel dazu. Lord Napier wollte den Mandarin, welcher ihn so titulirt hatte, peitschen lassen, und in einem Schreiben an Lord Palmerston wurde unter allen Beschwerden gegen die Regierung des Himmlischen Reichs der officielle Gebrauch jenes Schimpfworts ganz besonders hervorgehoben. Alles ein Irrthum und reines Misverständniß! Ein jüngst aus China zurückgekehrter Engländer, Namens Thoms, versichert daß es den Chinesen nicht im Traume einfalle, dadurch von seinen Landsleuten geringschätzend zu denken. Das chinesische Wort, sagt er, welches Gützlaff und Morrison mit Barbar übersetzt haben, heiße in allgemeiner Bedeutung: Mensch, und specieller: Kaufmann aus dem Süden. Roth, fährt er fort, sei die Lieblingsfarbe der Chinesen und deshalb gleichbedeutend mit schön. Sie besingen den Pfirsich wegen seines zarten, durchsichtigen Roth, streichen ihre Häuser roth an und schwärmen in ihren Gemälden für Roth. Mithin wollen sie durch das Beiwort: rothhaarige Menschen die Engländer als schönhaarige Menschen oder Kaufleute aus dem Süden bezeichnen. Ein Freund dieses Retters chinesischer Artigkeit wurde von einem Chinesen Hung-Maow-Kwei, wörtlich rothhaariger Teufel, genannt. Er war außer sich. Sein Freund Thoms beruhigte ihn, denn nachdem er ihm das „rothhaarig" als „schönhaarig" verdollmetscht, sprach er weiter: „Und was das Wort Kwei oder Teufel anbelangt, so ist es Ihre eigene Schuld wenn Sie sich dadurch beleidigt fühlen. Kwei bedeutet allerdings Teufel, aber auch jeden Geist oder Dämon überhaupt, gleichviel ob von guter oder schlechter Sorte. Da indeß der Chinese schönhaarig beigesetzt, so hat er Geist im guten Sinne genommen oder Sie mit anderm Worte den Schöngeist genannt." So läuft Alles auf richtiges Verständniß hinaus. 13.

Zur Literatur der Kochbücher.

In Nürnberg, welches im 17. Jahrhundert ein besonderer Sitz der Kochkunst gewesen zu sein scheint, erschien ein vollständiges Kochbuch unter dem seltsamen Titel: „Der aus dem Parnasso ehemals entlaufenen vortrefflichen Köchin, welche bei denen Göttinnen Ceres, Diana und Pomona viel Jahre gedienet, hinterlassene und bisher bey unterschiedlichen der löblichen Kochkunst beflissenen Frauen zu Nürnberg zerstreuet und in großem Geheim gehalten gewesene Bemerkzettul" (Nürnberg, 1691, 1018 S. in Quart). Voluminös waren die Kochbücher der damaligen Zeit. Das salzburger vom Jahr 1719 besteht aus vier Quartbänden. 7.

Bibliographie.

Bauernfeld, Wiener Einfälle und Ausfälle. Illustrirt von Zampis. 1stes Heft. Wien, Manz. Lex.-8. 12 Ngr.

Bernhardy, G., Grundriss der Griechischen Literatur; mit einem Ueberblick der Römischen. 2te Bearbeitung. 1ster Theil.: Innere Geschichte der Griechischen Litteratur. Halle, Anton. Gr. 8. 3 Thlr.

Beyer, E., Lehr- und Bekenntnißlieder der evangelischen Kirche. Erklärt und mit historischen Einleitungen versehen nebst einem Anhang über Privatbeichte und Kirchenzucht. Berlin, W. Schultze. 8. 15 Ngr.

Erinnerungen an das Elster-Bad bei Adorf im sächsischen Voigtlande. In Briefen an einen im Auslande verweilenden Freund. Eilenburg, Schreiber. 32. 7½ Ngr.

Förster, K. G. J., Sendschreiben Karl Lachmann's an die Philologen und deutschen Sprachforscher, ausgegeben an dessen todestage [den 3. märz], Berlin, Th. Grieben. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Gespenst des Alpes. Blicke in die Traum- und Geisterwelt. Mit 1 Titelkupfer. Leipzig, Schrey. 16. 10 Ngr.

Gödeke, K., Das mittelalter. Darstellung der deutschen literatur des mittelalters in literaturgeschichtlichen übersichten, einleitungen, inhaltsangaben und ausgewählten probestücken. 1ste Lieferung. Hannover, Ehlermann. Lex.-8. 20 Ngr.

Hengstenberg, E. W., Die Opfer der heiligen Schrift. Ein Vortrag, auf Veranlassung des evangelischen Vereins in Berlin gehalten. Berlin, Thome. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jahn, O., Die Ficoronische Cista. Eine archäologische Abhandlung. Leipzig, G. Wigand. Gr. 4. 1 Thlr.

Leibrock's, A., Schriften. 131. und 132. Band. — A. u. d. T.: Die verstoßene Tochter oder die Fügung des Himmels. Eine Geschichte aus der letzten polnischen Revolution. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Mercklin, L., Ueber den Einfluss des Orients auf das griechische Alterthum. Rede, gehalten am 25jährigen Krönungstage Sr. Kais. M. Nikolai Pawlowitsch am 22. August 1851. Dorpat. 1851. Gr. 8. 10 Ngr.

Minckwitz, J., Illustrirtes Taschenwörterbuch der Mythologie. 1ste Lieferung. Leipzig, Arnold. 16. 4 Ngr.

Nees v. Esenbeck, C. G., Die Offenbarung der Vernunft im Christenthum des Verstandes und ihre Verfolgung. Mit Beiträgen von T. Hofferichter. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Nitzsch, K. J., Die Wirkung des evangelischen Christenthums auf kulturlose Völker. Nach Thatsachen aus der Missionsgeschichte des jüngsten Halbjahrhunderts. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 23 Februar 1852 gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Doulon, Rede am Grabe des verstorbenen Herrn C. D. Seemann, am 8. März 1852. Nebst den Reden bei der Feier des 8. März gehalten: A. Im Bürgerverein. B. Im demokratischen Verein. Bremen. Gr. 8. 1½ Ngr.

Fort mit den Geschwornen. Ein freies und offenes Wort über die Mängel der Geschwornengerichte von einem Preußischen Juristen. Berlin, Hayn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Göschel, C. F., Der Dualismus evangelischer Kirchen-Verfassung. Stettin, Weiß. 8. 5 Ngr.

Das stehende Herr und seine Bestimmnug. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hopf, A., Brennecke als Flüchtling in Californien. Nach authentischen Quellen dramatisch bearbeitet, und der allgemeinen Heiterkeit zum Besten gegeben. Cöslin, Volger. 8. 2½ Ngr.

Die Kehrseite des Schleswig-Holsteinischen Krieges. Kiel, Schwers. Gr. 8. 10 Ngr.

Nostiz u. Jänckendorf, E. G., Vortrag über Rettungsanstalten für arme verwahrloste Kinder insbesondere auf dem Lande, gehalten in einer Versammlung des Vereins von Gemeinde-Vertretern und andern Freunden des Gemeinwohls zu Neu-Oppach. 2te Auflage mit einem zweiten Vorwort, als erster Bericht über den Fortgang des Unternehmens. Neusalza, Donath. Gr. 8. 7½ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Achtundsiebzigstes und neunundsiebzigstes Heft.

Inhalt: **Die deutsche Nationalversammlung.** Zweiter Abschnitt. Von der Erwählung des Reichsverwesers bis zum frankfurter Septemberaufstande. (Schluß.) — **Die Geologie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte.** — **Das russische Staatsleben.** Zweiter Abschnitt. Rußlands äußere Politik. — **Die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte.**

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im April 1852.

F. A. Brockhaus.

Neu erschien und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Rehbinder, N. Graf, Ein Ring. Trauerspiel in vier Aufzügen. 8. Eleg. geh. Preis 15 Ngr.

Gust. Ad. Reyher'sche Verlagsbuchhandlung in **Mitau** und Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

März. Nr. 479—482.

Inhalt: Die Befreiung Kaspar Peucer's aus der Pleißenburg zu Leipzig. — Englische Schuldisciplin. — Das neue Parlamentsgebäude zu London. — * Veitstanz. — Die Wunder des Aetna. — * Elihu Burritt, der Stifter des Friedensbundes. — Der Johannisbrotbaum. — Eine Jagdpartie in den asiatischen Steppen. — Der Josephspalast zu Kairo. — Ein Besuch in einer Baumwollenspinnerei in Hulm bei Manchester. — Die freien Fechter von der Feder. — * Die Notredamekirche in Paris. — Das große Ringelrennen in Granada. Ein historisches Bild aus der Maurenzeit. — Das Monument Walter Scott's. — * Das Eis des Meers. — Ein Negeraufruhr. — Vorbedeutend. — Der Blick nach Osten war den Israeliten verboten. — * Das Grabmal König Kasimir's des Großen in Krakau. — * Ein Kopf des Jupiter Ammon. — Der fruchtbare französische Theaterdichter Alexander Hardy. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im April 1852.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ninon de Lenclos. Schauspiel in fünf Acten von **Henrik Hertz.** Uebertragen von **Harald Thaulow.** 8. Geh. 24 Ngr.

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben das

dreißigste bis zweiunddreißigste Heft,
Bogen 31—50 (Schluß) des vierten Bandes.
Crocus — Deutschland.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im April 1852. **F. A. Brockhaus.**

In der **G. A. Reyher**'schen Verlagsbuchhandlung in **Mitau** und **Leipzig** erschien neu:

***Meyer*, Dr. *Cl. Fr.*, Historische Studien.** Erster Theil: Studien über deutsche Geschichte, Art und Kunst. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 9 Ngr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Benfey (Theodor),
Handbuch der
Sanskritsprache.
Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Erste Abtheilung.

Auch unter dem Titel:
Vollständige Grammatik der Sanskritsprache.
8. Geh. 5 Thlr.

Das immer mehr an Bedeutung gewinnende Studium der **Sanskritliteratur** machte ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen dieser Sprache seit längerer Zeit sehr wünschenswerth. Der Verfasser hilft diesem Bedürfniss durch das vorliegende Werk ab, dessen *erste Abtheilung* die **Grammatik** enthält, die in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen wird. Die gesammte Masse des grammatischen Stoffs, der in den einheimischen Grammatikern aufgehäuft liegt, ist hier zum ersten mal in systematischer Form zusammengestellt und durch eine ausgedehnte Lecture, namentlich in den ältesten Denkmälern der indischen Literatur, noch bedeutend bereichert worden, sodass das Werk für den Lernenden wie für den Kenner gleichmässig einen unentbehrlichen Begleiter in seinen Studien bildet. Ein Vorzug, den die vorliegende Grammatik allein bisjetzt für sich in Anspruch nehmen kann, ist die consequent durchgeführte Accentuation der sanskritischen Wörter und grammatischen Formen. Hauptsächlich zwar für akademische Vorlesungen bestimmt, ist durch zweckmässigen Druck, durch Hervorhebung des für den Anfang des Erlernens der Sprache Wichtigsten auch die Leichtigkeit gegeben, diese Grammatik zum Selbststudium zu gebrauchen. Die *zweite Abtheilung* dieses „Handbuchs der Sanskritsprache" — eine **Chrestomathie**, die alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmässig ausgewählte Fragmente kennen lehrt, nebst **Glossar** — ist schon im Drucke weit vorgerückt, sodass das Werk in kurzem vollständig in den Händen des Publicums sein wird.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die Hymnen des Sama-Veda. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von ***T. Benfey.*** 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.
Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. 8. 1844. 2 Thlr.
Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzungen und Glossar. 8. 1847. 1 Thlr. 5 Ngr.

Im Verlage der Hofbuchhandlung von **Ed. Leibrock** in **Braunschweig** ist erschienen:

Thomas Babington Macaulay's
Geschichte von England.
Uebersetzt von L. G. Lemcke.
Gr. 8. Velinpapier. Erste und zweite Lieferung.
à 7½ Ngr.

Eine in allen Buchhandlungen zu findende ausführliche Ankündigung enthält Näheres über diese neue deutsche Ausgabe des berühmten englischen Geschichtswerks, deren innere Gediegenheit bei Sachkennern überall ausgezeichnete Anerkennung findet. Sie unterscheidet sich streng von den sogenannten freien Uebertragungen desselben, deren Verstümmelungen oft aus Unkunde geradezu Fälschungen des Textes herbeiführen. Es ist vielmehr ihre Aufgabe sich mit gewissenhafter Treue im Geiste und Wortlaut dem Originale anzuschmiegen und alle Schönheiten desselben wiederzugeben. Die Herausgabe geschieht in drei Bänden (à 1 Thlr.), wovon jeder Band auch in vier Lieferungen à 7½ Sgr. ausgegeben wird. Das Portrait des Verfassers wird dem zweiten Bande in ausgezeichnetem Stahlstich beigegeben. Alle Buchhandlungen nehmen fortwährend Bestellungen an.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 16. —— 17. April 1852.

Inhalt.

Zur spanischen Literatur.

1. Romancero general, ó Coleccion de romances castellanos anteriores al siglo XVIII, recogidos, ordenados, clasificados y anotados por Don *Agustin Duran*. Zwei Bände. Madrid 1849—51. Gr. 8.
2. Romanze storiche e moresche e poesie scelte spagnuole tradotte in versi italiani da *Pietro Monti*. Con prefazioni e note. Mailand 1850. Gr. 8.

Daß der Geist der Zeit, der die Weltbühne erfüllt und beherrscht, auch das Feld der Literatur bewege und selbst in die Stube des Gelehrten dringe, ist eine banale Bemerkung; und doch dringt sie sich in einem Falle wie dem vorliegenden von selbst auf. In den letzten Jahrzehnden wurden zwei der mächtigsten Bewegungselemente: Nationalgefühl und Volksthümlichkeit; die letzten Jahrzehnde haben aber auch recht eigentlich erst den Begriff der Nationalliteraturen festgestellt und genetisch entwickelt, der Volkssage und Volkspoesie vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit zugewandt und sie sogar der wissenschaftlichen Würdigung werth gehalten. Selbst solche Nationen, die Jahrhunderte lang über der classischen die volksthümliche Literatur vornehm verachtet, ja ihrer eigenen Glanzperiode, weil sie sich erkühnt eine eigenthümliche zu sein, sich fast geschämt haben, kehren, wie die Spanier, nun mit Stolz zu ihr zurück, oder suchen, wie die Italiener, Das was ihnen selbst fast gänzlich fehlt, doch an Verwandten achten zu lehren und nachzuahmen. Gelehrte wie Duran und Monti machen es zur Lebensaufgabe, zu sammeln, herauszugeben, zu übertragen und zu erklären: die Soldatenlieder der castilischen Vorkämpfer, die Liebeslieder der andalusischen Majos, selbst die Straßenlieder der Blinden, kurz die naturwüchsige Volkspoesie der Spanier, als wären es Ueberreste von Homer, Anakreon und Theokrit!

Ja wir können, uns ganz streng an den Gegenstand nur haltend, in den Schicksalen von Duran's vorliegendem Werk den Entwickelungsgang des Zeitgeistes im Kleinen sehen, und indem wir die fata libelli erzählen, entrollt sich uns ein Stück Weltgeschichte.

Es war im Jahre 1828 daß Duran den ersten schüchternen Versuch wagte, die alten Nationallieder, die Romanzen, wieder in die sogenannten gebildeten Kreise der Gesellschaft, in das classisch abgegrenzte Gebiet der „schönen Literatur" einzuführen. Denn durch mehr als anderthalb Jahrhunderte, seit dem Verfall der spanischen Monarchie unter dem letzten Philipp bis zum Unabhängigkeitskrieg unter dem letzten Karl, waren mit dem niedergedrückten Nationalbewußtsein, mit der immer schärfern Trennung der Gebildeten vom Volk auch die alten Nationallieder immer mehr in Vergessenheit gekommen, immer mehr in niedrigere Kreise herabgesunken, ja man schämte sich sogar der „gemeinen Formen", und aus dem Salon und der Literatur verbannt wurden sie mit Verachtung dem „lauten Markt" und den Blinden an den Straßenecken überlassen. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als in der Kunstpoesie die ersten Spuren einer nationalen Reaction sich zeigten, als die Schule von Salamanca, besonders Melendez und seine Nachfolger, auch wieder vaterländische Classiker zu Vorbildern nahmen und sogar die volksmäßigen Nationalformen wenigstens in den leichtern Stilgattungen, wie in der tändelnden Schäferpoesie und der burlesken Satire, anzuwenden sich erlaubten, wurde in einer Sammlung altspanischer Poesien, der unter dem Namen des Don Ramon Fernandez bekannten, von Quintana (1796) auch den Romanzen ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt, aber ja nur einer vom literarisch-ästhetischen Standpunkt aus ängstlich gemachten Auswahl von technisch vollendeten Romanzen späterer Kunstdichter, und dabei hielt es der Herausgeber noch für nöthig sich wegen der Aufnahme dieser „von Niemandem mehr gelesenen" (que casi nadie leia ya) Dichtungsgattung zu entschuldigen, sie als dennoch beachtungswerth der „Vergessenheit" ent-

rissen (que no debian quedar olvidadas) zu haben; um aber ja nicht durch solches Wagniß allzu sehr gegen die vorgeschrittene Bildung und den Zeitgeschmack anzustoßen, bemerkt er ausdrücklich daß er es für seine Pflicht gehalten habe sie von „den zahllosen Flecken zu reinigen und die ihr anklebenden Spuren eines verdorbenen Geschmacks auszutilgen" (limpiarlas de las infinitas mentiras en que abundaban, y corregirlas á veces de los lunares que el mal gusto del siglo imprimia en ellas, tal ha sido el trabajo que los editores han hecho!). Eine Quintessenz dieser Auswahl von Romanzen nahm dann Quintana in seine 1808 zuerst erschienenen „Poesías selectas castellanas" (zweite Originalausgabe, Madrid 1830) auf. In demselben Jahre 1808 war zwar mit dem Ausbruch des Kampfes für die nationale Unabhängigkeit, mit dem durch die Usurpation geweckten und bis zum Enthusiasmus gesteigerten Gefühle für diese auch das für die Nationaleigenthümlichkeit wieder lebendiger geworden; wie der schlagende Stahl selbst dem Steine, wenn er nur ein Feuerstein, Funken entlockt, so wurde durch die französischen Waffen das im Gallicismus erstarrte Nationalbewußtsein in allen Kreisen der Gesellschaft zur patriotischen Flamme entzündet, die die künstlich errichteten conventionellen Schranken niederbrannte, und die Spanier aller Classen fühlten sich in der gemeinsamen Gefahr wieder als Ein Volk, das durch das Andenken an eine große Vergangenheit, an die hundertjährigen Vernichtungskämpfe mit Römern und Arabern, an die Vertheidigung Numantias, an die Siege von Las Navas und am Salado zum Ausharren im sechsjährigen Kampfe mit dem Bezwinger der Welt um seine Selbständigkeit, zur Vertheidigung Zaragozas, zum Siege von Bailen begeistert wurde; zwar erstarkte von da an das Nationalbewußtsein immer mehr, und es widerstand selbst dem ihm mit Undank lohnenden Unterdrückungsversuche des durch seine Kraft wieder auf den Thron gehobenen „natürlichen Herrn" und den dadurch hervorgerufenen Parteiungen und Bürgerkriegen: aber um auch die langgewohnten geistigen Fesseln zu brechen, auch auf dem Felde der Literatur die französisch-classische Usurpation zu besiegen, auch hier die Macht und die Rechte des Volksthümlichen, des Volksmäßig-Nationalen anzuerkennen, dazu brauchte es noch lange Zeit, brauchte es selbst der Nachhülfe aus der Fremde. Mit Stolz dürfen wir Deutsche uns rühmen dazu wesentlich beigetragen zu haben. Denn durch uns — die wir ja auch durch den Fremdendruck zum Selbstbewußtsein aufgerüttelt worden waren und erst nach der Schlacht bei Leipzig uns nicht scheuten die „Nibelungen" den Homerischen Epen an die Seite zu stellen und über die „Henriade" zu erheben — mußte erst der französische Classicismus in seinem eigenen Lande entthront werden, durch uns erst den durch die classische Formvollendung geblendeten Nationen der Blick wieder geklärt werden, um in ihren ursprünglichen Volksliedern sich auch poetisch zu verjüngen, gerade darin ihr eigenthümlichstes Wesen und ihre unmittelbarste poetische Zeugungskraft zu erkennen; durch uns mußten namentlich auch die Spanier auf den unverwüstlichen Reiz ihrer alten echten Volksromanzen wieder aufmerksam gemacht und ihnen gezeigt werden daß eben diese selbst unnachahmlichen Kinder der Natur an dichterischem Vollgehalt alle Erzeugnisse der nachahmenden Kunst beiweitem übertreffen und daher vor allen des Sammelns und Wiederabdrucks werth seien. So zeigten die Romanzensammlungen von Grimm (1815) und Depping (1817; neue Auflage 1844) den Spaniern daß ihre duftendsten Blumen nicht in dem „Ziergarten der Galanterie" („Jardin de amadores") und auf dem „Wunderberge der Kunst" („Maravillas del Parnaso"), sondern in den alten heimischen „Wäldern" und „Hainen" („Silvas y Florestas") zu finden seien.*) Diesen gewiß nicht unbedeutenden Einfluß der deutschen Kritik, wenn auch anfangs mehr durch die Franzosen vermittelt, erkennt auch Duran selbst an mit der eines ebenso redlichen als tüchtigen Forschers würdigen Ingenuität in dem Vorwort zur neuen Ausgabe seines „Romancero general".**) Ihm aber gebührt jedenfalls die Ehre, der Erste in Spanien endlich klar erkannt und kühn ausgesprochen zu haben, was Viele mit ihm schon längst dunkel gefühlt und aus Befangenheit und Scheu vor Verketzerung durch die noch immer tonangebenden Afterclassicisten nicht zu bekennen gewagt hatten. Dies deuteten die Vorreden der ersten Ausgabe bescheiden und behutsam an; Dies spricht er nun mit edelm Selbstgefühl, ohne jedoch die Unsicherheit seines ersten Auftretens zu verschweigen, in einer Stelle des eben angezogenen Vorworts der vorliegenden Ausgabe offen aus, die für die Geschichte des Buchs und der spanischen Literatur überhaupt so interessant ist daß wir sie hierhersetzen wollen (S. VI—VII):

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts war es Mode geworden in Europa und am meisten in Spanien, die vaterländische Literatur zu verachten, ohne jedoch die gute unserer Vorfahren gehörig erkannt und studirt zu haben. Mit ruhmsüchtiger Eitelkeit trug man die Bevorzugung des Ausländischen vor dem Heimischen zur Schau und hielt Den für einen Unwissenden und Barbaren der an der Untrüglichkeit dieser Neuerer zweifelte. Dieser Ansteckungsstoff griff um sich und mußte es wol; denn es war leichter das Echo jener angeblichen Kritiker zu sein als das Alte gründlich zu studiren, um danach Neues zu schaffen; denn es war bequemer zu übersetzen als zu erfinden; denn es kostete weniger Fertiges nachzuahmen als das Frühere umzugestalten und es den veränderten Verhältnissen zeitgemäß anzupassen. So kam es daß sich kaum mehr Jemand fand der sich diesen auf Abwege führenden Ansichten entgegensetzte, sei es auch nur um sie in Frage zu stellen. So vom rechten Wege abgekommen, gelangten wir dahin, nur ein schwaches Echo Dessen zu werden was in dem Lande seiner

*) Vergl. die ausführlichere Entwickelung des hier nur Angedeuteten in meinem Aufsatz: „Ueber die Romanzenpoesie der Spanier" (wiener „Jahrbücher der Literatur", CXIV, 1 fg. und CXVII, 54).

**) So sagt er (S. 5): „Los trabajos de los escritores *alemanes* que me precedieron, han influido en los mios . . ."; und (S. 8): „Por eso las primeras antologías de romances regularmente concebidas y bien pensadas se han hecho en *Alemania*. Alemanes son los que mejor han publicado la historia de nuestra literatura y teatro; los que sabia y filosóficamente han reimpreso, comentado y juzgado algunas de nuestras crónicas."

Entstehung wol gut und zukömmlich sein mochte, was aber bei uns weder selbständige Schöpfungen noch belebenden Enthusiasmus hervorbringen konnte. Uns ging es so wie Einem der auf rastrirtem Papiere schreibt, dessen Schrift, wenn auch nett und fleißig ausgeführt, doch immer des Schwungs und der zierlichen Leichtigkeit entbehrt und nie den Charakter der Originalität erreicht.

Auch ich theilte einst diesen allgemein verbreiteten Irrthum; auch ich opferte auf dem Altar der Mode der Furcht für unwissend und lächerlich gehalten zu werden; auch ich hatte die Anmaßung zu verwerfen was ich nicht hinlänglich erkannt hatte, und öffentlich zu verachten was ich im Geheimen bewunderte. Aber es kam die Zeit der Reife und Ueberlegung, und ich erkannte daß das Netz welches den Genius der Nation umschloß ein sehr knappes war, und daß die Erde schmachtete, den Samen richtiger und vorurtheilsfreier Lehren in ihrem Schoose zu empfangen, um wieder in üppiger Fülle fruchtbar zu werden. Mein einziges Verdienst dabei war die Erkenntniß daß die Stunde der literarischen Emancipation gekommen sei; die Kühnheit, die erste Masche des Netzes zu zerreißen, welches sie hinderte, und endlich die Aussaat des Samens, der treiben sollte in dem dafür empfänglich gewordenen Boden. Kaum fand sich ja damals noch ein anderer Kritiker unter uns, der es gewagt hätte, unsere alte Nationalliteratur zu vertheidigen sowol um ihrer selbst willen, wie auch als nothwendiges Mittel um die verlorene Originalität und Unabhängigkeit wieder zu erlangen, die nur aus der Verbindung der Vergangenheit mit der Gegenwart entstehen konnten; kaum einer der daran gedacht hätte, sie auch wissenschaftlich so aufzufassen daß daraus die Einheit ihres Princips hervorgegangen wäre (apenas uno que pensase en deducir de ella una teoria racional que la diese unidad filosófica); kaum einer der es hätte unternehmen wollen, sie unter dem Gesichtspunkt ihrer naturwüchsigen Schönheit darzustellen, die sie charakterisirt. Der Verwegenste war nicht kühn genug, um sie auf ihrem eigenen Gebiete zu vertheidigen, und begnügte sich sie in das Prokrustesbett zu zwängen und unter zaghaften Verwahrungen und unnöthigen Zugeständnissen es zu versuchen, sie einem Maße anzupassen, zu winzig und unfähig die edeln und großartigen Dimensionen des echten spanischen Genius und seiner Nationalität insichzufassen. Mit dem Wunsche solch falsche Vertheidigungsmittel überflüssig zu machen und sie durch wahre, in überblickenden und umfassenden philosophischen Ansichten begründete zu ersetzen, und mit dem Bestreben die groben Verirrungen zu sühnen, in die ich selbst verfallen war, um einer thörichten (incalificable) Mode zu gehorchen, veröffentlichte ich ein Werkchen über das altspanische Drama *), mehre kritische Artikel in demselben Sinne geschrieben, und die Einleitung (discurso preliminar) zu dem „Romancero de caballerescos é históricos", welche Versuche, schlecht und recht wie sie sind, der Kritik eine neue Richtung gaben und sie von dem schmalen Pfade der Empirie ablenkten, den sie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eingeschlagen hatte.

Aber auch Duran fand es noch nicht gerathen im Jahre 1828 sachgemäß die Ausgabe seiner Romanzensammlung mit den ursprünglichsten und volksmäßigsten, den alten historischen und Ritterromanzen zu beginnen; denn die naive Einfachheit und Frische derselben hätte der französirte Geschmack der Spanier damals noch für Trivialität und Roheit gehalten. Auch er begann im Gegentheil und mit Klugheit mit den diesem Geschmacke noch am nächsten stehenden, den technisch vollendetsten, coquet-eleganten Kunstromanzen, die unter maurischer Maske die Intriguen der Galane und Damen am Hofe der drei Philippe besangen, den sogenannten morisken. Auf diese ließ er im Jahre 1829 noch zwei Theile mit lyrischen, ebenfalls großentheils kunstmäßigen Romanzen, mit andern Gedichten derselben Art (coplas y canciones de arte menor, letras, letrillas etc.) vermischt, folgen, und erst 1832 schloß er seine Sammlung mit den beiden Theilen der episch-historischen Romanzen (caballerescos é históricos), die neben noch so manchen kunstmäßigen doch auch die alten Volksromanzen und zwar in ihrer schmucklosen Reinheit ohne alle Schönpflästerchen der modernen Retouche, ohne ästhetische Appretur enthielten, und in der erwähnten Einleitung dazu sprach er zuerst unumwundener seine Ansichten von den Vorzügen der altspanischen Nationalliteratur und von den unnachahmlichen Reizen der Volkspoesie aus. In dieser Einleitung (die auch der neuen Ausgabe mit einigen berichtigenden Anmerkungen und Zusätzen wieder vorgedruckt ist) gab er klar seinen Ausgangspunkt an und enthüllte nun — da er für den Gegenstand und das Ziel seiner Unternehmung ein theilnehmendes Publicum gewonnen hatte — ohne Hehl die Beweggründe, warum er dabei einen Weg eingeschlagen habe, den er selbst als den dem sachgemäßen entgegengesetzten bezeichnet, indem er sagt:

Da ich es mit einer Generation zu thun hatte, die durch die Kritik und Philosophie des 18. Jahrhunderts erzogen und geschult war, so wollte ich mein Werk nicht vom strengwissenschaftlichen Standpunkt aus unternehmen, und eben darum begann ich es mit dem Prunke der morisken Romanzen statt mit den einfachen kunstlosen Erzählungen der Ritter- und historischen Romanzen, die ich nun herausgebe.... Wenn ich daher mein Unternehmen damit schließe womit ich es hätte beginnen sollen, so geschah es nur in der Absicht, es so erscheinen zu lassen daß es der Einbildungskraft der Leser schmeichle, daß es die Theilnahme des Publicums errege, und daß es, die Rosen vor den Dornen bringend, nicht die Gemüther abwende und von der Lecture abschrecke.

Und in der That, dies war auch der klügste Weg; so hat sich Duran das große Verdienst erworben, eine unbefangenere Würdigung der alten Nationalliteratur herbeizuführen, die Liebe zur Volkspoesie wieder zu wecken und die Romanzen wieder zu Ehren gebracht zu haben. Denn seine Sammlung wurde nicht nur im In- und Ausland gelesen und geschätzt, wie die Nachdrücke derselben (unter dem Titel „Tesoro de los romanceros y cancioneros españoles", von Ochoa besorgt) zu Paris (1838) und Barcelona (1840) beweisen, sondern auch die ausgezeichnetsten unter den neuesten Kunstdichtern, wie Lista, der Herzog von Rivas, Roca de Togores, Romero y Larrañaga, Zorilla, Serafin Calderon u. A. cultivirten wieder mit mehr oder weniger Glück, aber mit wachsendem Beifall des Publicums diese langverschmähte Form und sangen wieder wie einst Góngora

*) „Discurso sobre el influjo que ha tenido la crítica moderna en la decadencia del Teatro antiguo español, y sobre el modo con que debe ser considerado para juzgar convenientemente de su mérito peculiar. Por Don *Agustin Duran*" (Madrid 1828). Bedeutend hat nebst Duran zu dieser heilsamen Reaction auch unser Landsmann Böhl de Faber in Spanien selbst beigetragen. Vergl. über den ganzen Entwickelungsgang der neuern spanischen Literatur und Kritik die Einleitung zu meiner „Floresta de rimas modernas castellanas" (Paris 1837); besonders über Duran's Antheil, I, 24.

und Lope de Vega mit den Blinden um die Wette Nationalsagen und sogar die Großthaten der vaterländischen Geschichte im alten Romanzentone, welche sie vor nicht gar langer Zeit nur in langäthmigen Epopöen und in den schulgerechten Ottave rime zu behandeln gewagt hätten. Ja der berühmte dramatische Dichter Hartzenbusch gab eine illustrirte Prachtausgabe der besten alten Volkromanzen heraus.*)

Nur infolge einer solchen Umwälzung in der Geschmacksrichtung der Spanier konnte ein unternehmender Buchhändler, Rivadeneyra in Madrid, es wagen, ein so weitaussehendes und kostspieliges Nationalwerk wie die „Biblioteca de autores españoles" (bisjetzt 17 Bände) erscheinen zu lassen**) und darin zwei ganze Bände der neuen Auflage von Duran's „Romancero" einzuräumen.

Wenn wir sagen „neue Auflage", so begehen wir eigentlich ein schweres Unrecht an dem Herausgeber, wenn er auch selbst mit dieser bescheidenen Bezeichnung seinen neuen „Prolog" eröffnet; denn es ist ein neues Werk, die reiche Frucht fortgesetzter Studien und vom Glücke begünstigter Sammlung, wozu das alte nur den Keim bildet, mit diesem nicht mehr zu vergleichen in der Anlage, Ausführung, in den Dimensionen (der erste Band, im größten Lexikonoctav und zweispaltig, hat XCVI und 600 Seiten, der zweite XII und 736) und in der Vollständigkeit (die alte Ausgabe enthält in allen fünf Theilen 1150 Stücke, darunter viele nicht einmal der Form nach den Romanzen angehörige; die neue Ausgabe gibt 1901 Romanzen).

Wir glauben daher im Interesse der Wissenschaft und der Freunde dieser Dichtungsgattung vorzugehen, wenn wir die charakteristischen Vorzüge dieses „Romancero general" und sein Verhältniß zu den neuern Sammlungen der Art näher angeben. Vor allen verdient dieser „Romancero" den Beisatz „general", denn er ist unter allen bisjetzt erschienenen Sammlungen die vollständigste der in irgend einer Beziehung merkwürdigen Romanzen bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts. Daher unterscheidet er sich auch von allen übrigen durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Quellen; denn es wurden dazu nicht nur fast alle alten gedruckten Sammlungen***), wovon bekanntlich die meisten zu den seltensten Büchern der spanischen Literatur gehören, nicht nur handschriftliche Sammlungen auf den öffentlichen und Privatbibliotheken Spaniens, sondern auch die mündliche Tradition und zuerst in solcher Ausdehnung die fliegenden Blätter, diese ältesten und echtesten Quellen der Romanzen, benutzt. Diese Quellen sind in den Einleitungen und Anhängen bibliographisch genau verzeichnet, sodaß man dadurch auch die vollständigste und verlaßlichste Bibliographie der Romanzen erhält, und werden, was eine Hauptsache für den wissenschaftlichen Gebrauch ist, bei jeder einzelnen Romanze gewissenhaft angegeben. Denn das ist eben der zweite Hauptvorzug dieses „Romancero" daß er nicht blos ästhetische Interessen, sondern hauptsächlich das wissenschaftliche im Auge hat, daß er den literarhistorischen Zwecken vollkommen genügt und aus ihm allein sich eine genetisch-pragmatische Geschichte dieser Dichtungsgattung bis zum Ende des 17. Jahrhunderts herstellen läßt. Zwar könnte man wünschen — wollte man diese Zwecke ausschließlich berücksichtigt und möglichst erleichtert sehen — daß auch die Anordnung und Gruppirung der Romanzen im Ganzen und Einzelnen nur durch wissenschaftliche Kriterien bestimmt worden wäre*), während auch in dieser neuen Ausgabe großentheils nur stoffliche Eintheilungs- und Gliederungsgründe vorgewaltet haben; allein theils hätte eine strengwissenschaftliche Classification für das größere Publicum, das doch auch dabei berücksichtigt werden mußte, große Unbequemlichkeiten gehabt, theils ist nicht nur diese Classification in einem eigenen Anhang**) des neuen Prologs systematisch aufgestellt und entwickelt, sondern auch alle einzelnen Romanzen sind in einer am Ende des zweiten Bandes beigegebenen besondern „Nachweisung"***) nach den im Systeme aufgestellten acht Classen zusammengeordnet worden, sodaß auch der an dergleichen Mühen mehr gewöhnte wissenschaftliche Forscher sich daraus eine seinen Zwecken entsprechende Uebersicht und Anordnung verschaffen kann und großentheils befriedigt wird. Ja diese Classification, in einem solchen Umfange durchgeführt, halten wir, was man auch im Einzelnen dagegen einwenden mag, für das größte und eigenthümlichste Verdienst dieser Sammlung; dadurch hat sie sich den Anspruch auf den Namen der ersten wissenschaftlichen gesichert und muß allen nachfolgenden zur Grundlage dienen. Da wir aber diese Seite des Werks an einem

*) „Romancero pintoresco, ó Coleccion de nuestros mejores romances antiguos" (Madrid 1848), mit Illustrationen nach denen der bekannten englischen Uebersetzung Lockhart's.

**) Vergl. meine Anzeige der ersten drei Bände derselben in den wiener „Jahrbüchern der Literatur", Bd. CXXII.

***) Nur die älteste und seltenste von allen, die „Silva de varios romances" (2 Bde., Saragossa 1550), ist auch Duran unzugänglich geblieben, woraus zu schließen daß in Spanien selbst kein Exemplar mehr davon existirt. Ich habe sie nach dem wahrscheinlich einzigen Exemplare im British museum ausführlich beschrieben und daraus die ihr eigenthümlichen, in keiner andern Sammlung wieder abgedruckten Romanzen (13 an der Zahl) mitgetheilt im Anhang zu meiner Abhandlung: „Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf der Universitätsbibliothek zu Prag" (Wien 1850). Auch von Timoneda's „Rosas" hat Duran kein Exemplar in Spanien aufgefunden und daher meine Auswahl (Leipzig 1846) nach dem einzigen bekannten Exemplar in der wiener Hofbibliothek an den betreffenden Stellen seiner Sammlung ganz einverleibt.

*) Vergl. „Ueber die Romanzenpoesie" a. a. O. CXIV, 61.

**) *Apendice* sobre la clasificacion de los romances considerados relativamente á las épocas á que se atribuye su composicion, y al enlace que forman entre sí las diversas modificaciones que experimentaron en la tradicional y en la artística.

***) *Indicacion* por números de los romances ordenados segun las ocho clases caracteristicas en que se han intetado establecer. Ueberdies wird in den alphabetischen Tafeln der Romanzenanfänge jede Romanze durch die beigesetzte Classennummer charakterisirt und auch hier eine genaue Angabe ihrer Quellen beigefügt, sodaß diese Tafeln allein schon einen trefflichen Wegweiser für den wissenschaftlichen Forscher abgeben.

andern Orte (in dem Anhange „Ueber die Romanzendichtung der Spanier", zu der deutschen Uebersetzung von Ticknor's „Geschichte der spanischen Literatur", Leipzig 1852) schon ausführlicher dargestellt und gewürdigt haben, so genügt es hier darauf hinzuweisen.

Im Werke selbst ist wie gesagt die An- und Zusammenordnung der Romanzen im Ganzen ungefähr dieselbe geblieben wie in der frühern Ausgabe, nämlich vorzugsweise nach dem Inhalt und der stofflichen Behandlung und nur nebenbei mit Berücksichtigung des Alters, Entstehungsprincips und der formellen Bildung.*) Mit Ausschluß der Romanzen geistlichen Inhalts (composiciones místicas y devotas), die Duran in einem eigenen Werke zu behandeln sich vorgenommen, ordnet er daher den ganzen hier gegebenen reichen Vorrath unter drei Hauptrubriken: die der sagenhaften oder novellenartigen (fabulosos ó novelescos), der historischen (históricos) und die der Romanzen vermischten Inhalts (varios). Man ersieht aber schon aus dieser Hauptabtheilung das Misliche derselben, da z. B. zwischen den sagenhaften und historischen oft kaum ein Scheidungsgrund zu finden ist und die sagenhaft-volksmäßigen historische im höhern Sinne sind als die chronikenartigen, weshalb Duran selbst mit Recht, wenn auch nicht ganz consequent die Romanzen welche historische Personen und Thaten der vaterländischen Geschichte sagenhaft behandeln (wie von den sieben Infanten von Lara, vom Cid u. s. w.) den historischen eingereiht hat. Und die Rubrik der vermischten Romanzen ist in der That eine wahre Verlegenheitsrubrik, in welches Chaos auch er, wie wir sehen werden, nur durch Unterabtheilungen, theils vom Inhalt, theils aber auch vom Ursprung und von der Form entnommen, eine Art von Ordnung und gleichmäßiger Zusammenstellung zu bringen gewußt hat; Verlegenheiten die, hätte er der wissenschaftlichen, genetisch-chronologischen Anordnung gefolgt, weggefallen wären.

Zu der ersten Rubrik (der sagenhaften oder novellenartigen) rechnet er die sogenannten morisken, die Ritterromanzen und einige der vulgairen**); zu der zweiten (der historischen) die aus der thatsächlichen oder sagenhaften Geschichte (los de historia verdadera ó tradicional), und zu der dritten alle übrigen subjectiv-lyrischen Romanzen verliebten, satirischen und burlesken Inhalts (de asuntos amorosos, satíricos y burlescos).

Wir wollen nun, um ein möglichst vollständiges Bild von dem reichhaltigen Inhalt zu geben, die einzelnen Hauptrubriken mit ihren Unterabtheilungen, wie sie in dem Werke folgen, in Verbindung mit den „Bemerkungen" über dieselben in dem neuen „Prologe" vorführen.

Auch noch diese neue Ausgabe beginnt mit den sogenannten morisken Romanzen („Romances moriscos novelescos"); zwar nicht mehr aus demselben Grunde wie die erste, wol aber, weil Duran noch der Meinung ist daß eine strengchronologische Anordnung kaum durchführbar sei, und daß auch unter diesen morisken Romanzen ebenso alte, echte und volksmäßige sich finden wie unter den historischen und Ritterromanzen.*) Denn auch ein so gelehrter und besonnener Kritiker wie Duran hat sich von der fast zum Nationalvorurtheil gewordenen Ansicht noch nicht ganz frei machen können daß in der spanischen Poesie und namentlich in den morisken Romanzen ein orientalisches Element und der Einfluß der arabischen Poesie oder wenigstens maurischer Sitte und

---

*) Duran, der selbst die Vorwürfe, die man gegen dieses Verfahren vom wissenschaftlichen Standpunkte machen könnte, anerkennt, sucht es vom praktischen Standpunkte aus also im neuen „Prolog" zu rechtfertigen: „Bien quisiera ordenar los romances por su antigüedad, pero es casi impracticable, puesto que en general se ignora la fecha de su composicion, y solo puede vagamente conjeturarse observando su lenguaje, sus modismos y el caracter de sus narraciones. Un plan así concebido diera márgen á graves yerros, y excluiria la posibilidad de cualquiera otro método, que por su sencillez, ya que no por su erudicion, fuese claro y practicable. En estas razones me he fundado para clasificar los romances por series de materias y asuntos, en vez de hacerlo sobre otros datos vagos é inciertos. No obstante, á riesgo de mil errores faciles de cometer y difíciles de evitar, en un apéndice que sequirá á este prólogo, adoptaré por via de ensayo un método, que aplicaré á cada romance en el índice de materias, designándole la clase y épocas á que presumo puede pertenecer, atendiendo á su espíritu, carácter, construccion y lenguaje."

**) Wir werden später sehen was er unter „vulgairen" Romanzen versteht, und bemerken hier nur daß er sie abweichend von dieser in der Einleitung aufgestellten Hauptabtheilung im Werke selbst alle in einer besondern Abtheilung zusammengestellt hat.

*) Algunos pensarán que, no por los romances moriscos, sino por los históricos ó caballerescos, deberia haber comenzado este Romancero, suponiendo á estos mas antiguos que los otros. No lo he ejecutado así, porque aunque es cierto que el mayor número de los históricos sea mas de época remota y tradicional, entre los moriscos se hallan algunos de igual clase y época. Así pues, y como cada uno de los romanceros que componen la obra contiene romances viejos de tradicion y genuinamento nacionales, era indiferente, respecto á este punto, el comenzarla con uno ó con otro. Die genetisch-chronologische Anordnung hätte ihn aber überzeugt daß nur sehr wenige der hier den morisken beigeordneten Romanzen wirklich an Alter und Volksmäßigkeit den historischen und Ritterromanzen gleichen Ursprungs gleichgestellt werden können; und daß diese wenigen nicht nur dem Ursprung und der Form, sondern auch dem Geist, Ton und selbst dem Inhalt, kurz ihrem ganzen Charakter nach viel passender jenen historischen oder Ritterromanzen angereiht werden als den sogenannten morisken, von denen sie in jeder Beziehung sich charakteristisch unterscheiden. Für den wissenschaftlichen und selbst den blos ästhetischen Standpunkt ist es aber keineswegs „gleichgültig" daß man aus so heterogenen Elementen hervorgegangene Producte zusammenstellt und die Entwickelungsgeschichte der ganzen Gattung unnöthigerweise dadurch verdunkelt, indem man, statt mit den einfachsten, ältesten und volksmäßigsten zu beginnen, die Classe an die Spitze stellt, welche der Mehrzahl nach aus bis zur Affectation raffinirten, dem der Verfallzeit nahestehenden Culminationspunkt angehörenden reinen Kunstproducten besteht. So sehr wir daher in der ersten Ausgabe dieses Beginnen entschuldigt und, weil klug, gerechtfertigt fanden, so sehr hätten wir bei dieser neuen gewünscht, da jene Motive nun großentheils weggefallen, daß die morisken erst nach den Ritter- und historischen Romanzen eingereiht worden wären, da selbst, die Anordnung blos nach dem Stoffe als praktischer zugegeben, die morisken viel besser verstanden worden wären, wenn ihre fingirte Objectivität in der thatsächlichen der historischen aus den Grenzkriegen mit den Mauren (fronterizos) und ihre ideal-ritterliche Maske in den noch im Geist einer wirklich chevaleresken Zeit erfundenen Ritterromanzen ihren Entstehungsgrund und ihre Erklärung gefunden hätten.

Denkweise sich zeige; ja auch er findet gerade in diesen Romanzen die „eigenthümlich spanische Ritterlichkeit" (caballerismo propiamente español) ausgebildet, hervorgegangen aus der in Jahrhunderte langen Kämpfen vorbereiteten und durch die völlige Unterwerfung der Mauren vollendeten Verschmelzung des orientalischen und spanischen Geistes, und gesteht daher den moriskent Romanzen insofern Objectivität und Volksthümlichkeit zu, als gerade in ihnen dieser nun vollendete Verschmelzungsproceß Ausdruck gesucht und gefunden hat. Ich habe die Uebertreibungen in dieser auch außerhalb Spaniens stereotyp gewordenen Ansicht schon in meinem Aufsatz „Ueber die Romanzenpoesie der Spanier" (a. a. O. CXVII, 157 fg.) auf das rechte Maß zurückzuführen gesucht; ich habe dafür seitdem selbst an einem der gelehrtesten Orientalisten und gründlichsten Kenner spanischer Geschichte und Literatur, Hrn. Dozy („Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen âge", I, 609 fg., Leyden 1849), einen vollwichtigen Gewährsmann gefunden; ja ich brauche, um den trotzdem von Duran noch nicht gehörig ermäßigten Orientalismus der spanischen Poesie und die wenigstens als geistige (nicht blos fingirte) in Schutz genommene Objectivität der morisken Romanzen zu bekämpfen, nur die Waffen aufzunehmen und dagegen zu führen, die er selbst mit der nicht genug zu lobenden Naivetät eines ehrlichen Forschers in seinem neuen „Prolog" geliefert hat. Er selbst gibt zu (S. 22) daß in den ältesten echtesten historischen Volksromanzen keine Spur von Orientalismus, keine Spur von arabischem Einfluß sich zeige („En los históricos primordiales nada de árabe se percibe, nada de oriental, y son puramente castellanos"); daß die morisken Romanzen viel später entstanden seien, die ältesten erst unmittelbar vor und nach der Eroberung von Granada und darunter nur wenige die eine Spur von arabischem Einfluß tragen (S. 10, Note 8: „Con efecto, poco antes de la conquista de Granada, y quizá hasta algunos años despues, se hallan pocos romances moriscos novelescos quetengan vestigios muy señalados de la poesía árabe); daß aus den morisken Romanzen selbst sich als unzweifelhaft ergibt daß erst nach der Vertreibung der Mauren sich jenes orientalische Element aus ihrer in die spanische Poesie verpflanzt und üppiger entwickelt habe (ebendaselbst: „Sin embargo, si nos atenemos á los romances, parece cierto que solo despues de la expulsion de los moros se desarrolló con brio entre nosotros aquella parte de poesía que nos dejaron"); ja daß die morisken Romanzen, welche das Hauptergebniß (resúmen) der arabisch-spanischen Poesie zu enthalten scheinen, nicht nur aus viel späterer Zeit stammen als die französischen Ritterromane und mehre der italienischen Rittergedichte, sondern als die Romanzen deren Stoffe aus jenen entlehnt sind (S. 21). Mit diesen vollkommen richtigen Bemerkungen hat er aber auch selbst zugegeben den gänzlichen Mangel eines nachweisbaren Einflusses der arabischen Poesie auf die ältere, besonders die volksmäßige der Spanier, den geringen Einfluß derselben auf die wenigen echten Volksromanzen die er den morisken beizählt, die viel spätere Entstehung und kunstmäßige Bildung der sogenannten morisken Romanzen im engern Sinne, und auch bei diesen die stoffliche Anlehnung an abendländische Vorbilder; sodaß der so vielfach hervorgehobene und maßlos übertriebene Orientalismus der eigentlichen morisken Romanzen selbst sich auf eine leichte Tünche, auf maurisch sein sollende Costume, Namen und höchstens einige wirklich von den Morisken überkommene Sitten reducirt, womit die spätern Kunstdichter, wenn sie den Volkston der Romanzen nachahmen wollten, die Producte ihrer Phantasie bekleideten und in Mode brachten; das ist ist in der That das wahre Maß des vielgepriesenen Orientalismus der morisken Romanzen, seine thatsächlich nachweisbare Entstehungszeit und Bildungsart! Für die beiden letzten Momente ist die von Duran unter Nr. 1198 aus einem fliegenden Blatt (gedruckt zu Sevilla 1610) mitgetheilte historische Volksromanze: „De cómo y por qué el rey Don Felipe III expelió á los Moriscos de España, y de la pena que les causó este destierro", sehr merkwürdig, welche, unter dem frischen Eindruck der von ihr besungenen folgenreichen Maurenvertreibung entstanden, zeigt daß kurz vorher, also zu derselben Zeit als die morisken Romanzen in Mode gekommen waren, die getauften, in die spanische Gesellschaft aufgenommenen Mauren (Morisken) erst durch ihre Wohlhabenheit, ihren Luxus und Uebermuth sich zu den Löwen des Tages gemacht, dann aber den Neid und den Haß der altchristlichen Bevölkerung so sehr hervorgerufen hatten daß die Regierung nur im Sinne dieser immer allgemeiner werdenden Stimmung handelte als sie ihre Vertreibung decretirte. So, nachdem die Spanier auch den Geist des hundertjährigen National- und Glaubensfeindes völlig gebannt hatten, trieben sie mit seiner Hülle noch eine Weile ein ironisches Spiel. In den morisken Romanzen — großentheils dem Producte dieses Spiels (denn gerade die schönsten rühren bekanntlich erst von Lope de Vega, Góngora und ihren Zeit- und Kunstgenossen her) — kann man daher doch kaum „eine Verschmelzung des arabischen und spanischen Geistes" sehen, so wenig als in ihrem Coquettiren mit chevaleresker Galanterie „die eigenthümlich spanische Ritterlichkeit", die zur Zeit ihrer Entstehung längst dem Hofjunkerthume das Feld geräumt hatte, und die, weil sie eben damals schon sich ausgelebt hatte, bereits von Cervantes mit wehmüthiger Ironie als ein Anachronismus dargestellt und ihr Wiederbelebungsversuch durch den Gegensatz des „gemeinen Lebens" sogar lächerlich gemacht worden war.*)

*) So hat Duran selbst in der Note 11 (S. 12 und 13) den Unterschied zwischen der alten naturwüchsigen echtspanischen Ritterlichkeit und der spätern (seit dem Ende des 16. Jahrhunderts) Caricatur derselben in den Ritterromanen und in den Spielen mit chevaleresken Formen trefflich charakterisirt und genetisch entwickelt, und wie gerade dieser Contrast zwischen Sein und Schein eine so einfach große Natur wie Cervantes zu einem Werke der Indignation begeistern konnte, in welchem er mit dem Instincte des Genies nicht nur eine Modethorheit, sondern das Unwahre in der ganzen damaligen Gesellschaft, ja in der menschlichen Natur überhaupt so meisterhaft

Dieser Widerstreit zwischen besserer Ueberzeugung und einem noch nicht ganz überwundenen Nationalvorurtheil wird sich noch schärfer in Duran's Unterabtheilungen der von ihm unter der Rubrik der „Morisken" zusammengestellten Romanzen und in seinen Bemerkungen über dieselben herausstellen.

Nachdem er mit vollem Recht die Romanzen von den Grenzkriegen mit den Mauren (fronterizos), selbst wenn sie auch sehr sagenhafte Elemente enthalten (histórico-fabulosos), und die nach den italienischen Rittergedichten gemachten aus dieser Rubrik ausgeschieden und die erstern den historischen, die letztern den Ritterromanzen zugewiesen hat, theilt er die morisken ein: 1) in vereinzelt für sich bestehende, d. i. die nicht mit andern eine novellenartige Reihenfolge bilden (sueltos, es decir, que no forman series de historia fabulosas ó novelescas); 2) in solche die sich zu einem novellenartigen Kreise mehr oder weniger vollständig zusammenschließen (que son una sucesion de novelas mas ó menos completas); 3) in die satirischen, scherzhaften und burlesken, und 4) in die Nachahmungen der in den drei vorstehenden Abtheilungen aufgeführten Romanzen.

Unter denen der ersten Abtheilung findet er noch einige, die, wenn sie auch in der auf uns gekommenen Gestalt kaum vor der Mitte des 15. Jahrhunderts abgefaßt sein können, doch den Charakter altüberlieferter (que pertenecen sin duda á la época tradicional) und volksmäßiger (muy populares) tragen, jedoch mit einer durch den langen Verkehr mit den Arabern vermittelten starken orientalischen Färbung (aunque ya impregnados del colorido oriental que los Árabes nos iban lenta y escasamente comunicando). Da diese Abtheilung nur sechs und großentheils sehr bekannte Romanzen begreift, so wird ihre Anführung genügen, um zu entscheiden, ob sie mit Recht zu den morisken gezählt und als eine besondere Abtheilung derselben zusammengestellt worden sind. Es sind die beiden vom Infanten Bobalias; das schöne Bruchstück: „Yo me era mora Moraima"; die von Alfonso Ramos (sämmtlich aus dem „Cancionero de romances"); die von der Infantin Sevilla und Peranzules und die vom König Bucar [die beiden letztern aus den „Rosas" des Timoneda; in meiner „Rosa de romances", S. 81 u. 110 *)]. Alle diese Romanzen aber — wovon die erste von Bobalias [„Durmiendo está el rey Almanzor" **)], das Bruchstück von Moraina und die von Alfonso Ramos allerdings noch ganz das Gepräge alter volksmäßiger tragen — wird aber kein Unbefangener anstehen, theils den Ritterromanzen, theils den fronterizos einzureihen, zu welchen sie ihrem Ursprung und ihrer formellen Bildung nach gehören, und nicht mehr orientalische Elemente und Färbung haben als so viele dieser beiden Classen; hingegen unterscheiden sie sich principiell und formell von den eigentlich morisken.

Diese bilden Duran's zweite Abtheilung. ***) Er charakterisirt sie sehr treffend mit folgenden Worten („Prólogo", S. 13):

Die der zweiten Abtheilung repräsentiren eine Epoche der subjectiven Kunstlyrik (una época artística subjetiva y lírica), voll Cultur, aber politisch verdorben; eine reiche, glänzende, ausgebildete Poesie, mit Vorliebe der Novelle sich zuneigend, die aber sehr frühzeitig der Uebertreibung und dem schlechten

schilderte daß es für seine und für alle Zeiten ein Spiegelbild geblieben ist. Treffend sagt davon Duran: „Entonces fué cuando el inmortal Cervantes, admirador de los antiguos héroes, hirió de muerte á los nuevos, y á guisa de destruir los libros caballerescos, encarnó el puñal de la sátira, ya seria, ya festiva, en el corazon corruptor y corrompido del siglo XVI. El instinto, si acaso no la razon filosófica, obrando sobre el ingenio divino del poeta, le hicieron adivinar los resultados que tendrian los increibles pero mal empleados esfuerzos de sus compatricios. Cervantes caricaturó en su obra el espíritu ridiculamente, exagerado de las altas clases, contraponiéndole el sesudo y razonable de las medias, y el prosáico de la gente vulgar, cuyo carácter tímido, receloso, desconfiado y egoista se formó bajo el despotismo y la inquisicion. Don Quixote, el cura y Sancho Panza forman la unidad complexa de la sociedad española en aquel tiempo: todos los demas incidentes son el desarrollo y las combinaciones y graduaciones de los tres principales tipos."

*) Ich habe mich bereits in meinem Aufsatz: „Ueber die Romanzenpoesie" a. a. O. CXIV, 50 entschuldigt, diese und andere Romanzen aus Timoneda unter der Rubrik: „Romances moriscos" zusammengestellt zu haben, was, wenn es auch dort zu keiner Verwechselung mit den eigentlich morisken Anlaß geben konnte, immer doch ein Mißgriff bleibt.

**) J. Grimm hat nicht mit Unrecht diese Romanze in seiner „Silva" unter die von den „Doce Pares" eingereiht, und sie scheint mit der vom Sultan von Babylon und dem Grafen von Narbonne: „Del Soldan de Babilonia" (ebenfalls im „Cancionero de romances"), zu Einem Sagenkreis zu gehören, dessen Held der Conde Almenique, d. i. Aimeri de Narbonne ist. (Vergl. „Ueber die Romanzenpoesie" a. a. O. CXVII, 150.) Auch Duran hat (I, 157) die letztere dieser Romanzen unter die Rubrik der „Romances *caballerescos* sueltos" gestellt und dazu bemerkt: „Parece de origen *provenzal* y de asunto contemporáneo á las Cruzadas." Denselben provençalischen Ursprung sieht auch Duran in der Romanze vom König Bucar; doch ist diese wie die zweite von Babalias, eine viel spätere kunstmäßige Ueberarbeitung, wenn auch noch bedeutend älter als die eigentlich morisken.

***) Duran eröffnet diese Abtheilung mit den bekannten Romanzen aus dem Sagenkreis von Moriana und Galvan; sie gehören aber — mit Ausnahme einer (eigentlich nur einer Glosse aus dem „Romancero general"; die übrigen sind aus der „Silva", dem „Cancionero de romances" und den „Rosas" des Timoneda) — alle ihrem Ursprung und ihrer Form nach zu den alten volksmäßigen, dem Inhalt, Ton und der Färbung nach zu den Ritterromanzen (wie denn Duran die bekannte Ritterromanze „Arriba, canes, arriba" mit willkürlicher Veränderung des urkundlichen „Julianesa" in „Moriana" ihnen beigesellt hat), unter denen sie daher, selbst den Inhalt als Hauptkriterium angenommen, viel richtiger ihre Stelle gefunden hätten als unter den morisken, unter welchen sie in jeder Beziehung so vereinzelt und heterogen stehen daß Duran selbst zur ersten bemerkt hat: „Asi este como los demas de Moriana tienen un *carácter caballeresco muy marcado y particular que los distingue*, con algunos otros de esta seccion, de los demas romances moriscos." Doch gebührt ihm das Verdienst, sie nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts vollständiger als sie in den gedruckten Quellen sich finden gegeben zu haben. Daß noch andere bisjetzt noch nicht aufgefundene Romanzen von dieser Sage existirt haben, zeigen die in keiner der bekannten vorkommenden Verse in der aus der prager Sammlung von mir mitgetheilten „Ensalada" (a. a. O. S. 17):

¿ Qué me distes, Moriana,
qué me distes en el vino. ?

Geschmack sich hingab. Es findet sich darunter eine Menge von begeisterten Schöpfungen, in einer reinen, correcten, kräftigen Sprache, voll Harmonie und geeignet jede Classe von Gedanken auszudrücken und mit den lebendigsten Farben alle physischen und moralischen Gegenstände zu beschreiben, welche im Leben (naturaleza) vorkommen können. Die Romanzen dieser Abtheilung sind die vollständige Idealisirung der sagenhaft-historischen (histórico-fabulosos), nämlich jener, die von den den Vargas, Pulgares, Garcilasos u. A. zugeschriebenen Unternehmungen und Heldenthaten handeln. Der Modegeist trug viel dazu bei zu der Verbreitung die sie erhielten, und zu der ermüdenden Monotonie die Vielen die Nothwendigkeit aufdrang sie zu wiederholen, um sich dem künstlich gemachten (facticio) Geschmack des Publicums dieser Epoche zu fügen. So wird man bemerken daß es unter den novellenartigen morisken Romanzen viele gibt die dies nur der äußern Form nach sind, während sie ihrer Wesenheit nach blos durch Veränderung der Namen der Protagonisten einer andern Gattung, der erotischen oder beschreibenden zugetheilt werden können.

Bis hierher wird man mit ihrer Charakteristik vollkommen einverstanden sein, aber eben weil man es ist, wird man umsomehr überrascht, wenn der Verfasser unmittelbar fortfährt:

Dies hindert aber nicht daß die echten (?) morisken Romanzen (los genuinamente moriscos) nicht Abkömmlinge seien und noch alle Spuren enthalten von dem arabischen Orientalismus (del orientalismo árabe!) der sie charakterisirt (!!). Die Gemälde welche die novellesken morisken Romanzen bilden sind sicherlich nicht lautere arabische Poesie, noch ursprüngliche castilische, sondern die Verschmelzung (fusion) beider in den neuen Formen welche die Civilisation durch den Verkehr und Umgang beider Völker erhalten hatte. Von den Grenzromanzen (fronterizos) zu den sagenhaft-historischen und von diesen zu den novellesken morisken läßt sich eine fortschreitende Steigerung (graduacion continua) wahrnehmen, die ihre Verwandelungen aufzeigt und nachweist wie der sie beseelende Geist auf sie einwirkte, und wie die Mode die sie überkam und verdarb. Diese Classe von Romanzen und die der beiden folgenden Abtheilungen geben ein Bild von der Epoche, in welcher das Volk, gänzlich ausgeschlossen von den öffentlichen Angelegenheiten, niedergedrückt und ohne ein lebendiges, heroisches Interesse, das es begeistern konnte, den Kunstdichtern (poetas) die Sorge überließ es zu unterhalten, da es doch nichts Anderes selbst thun konnte noch daran dachte.

Hier ist doch das sonst so scharfsichtige Auge des Verfassers von den optischen Täuschungen freilich mit der Muttermilch eingesogener Nationalvorurtheile und des äußern Scheins so geblendet worden daß er Decorationen für Natur ansieht und gegen sein eigenes besseres Gefühl bei der Täuschung beharrt. Denn angenommen, die morisken Romanzen — worunter aber dann eben nur diese in Mode gekommene Gattung von Kunstromanzen verstanden werden darf — seien nur eine „Steigerung" der grenz- und sagenhaft-historischen Romanzen aus den Maurenkriegen, insofern nämlich die Kunstpoesie manchmal Gegenstand, Ton und Färbung der Volkspoesie entlehnt und nachzuahmen sucht, so konnte doch die künstliche Nachahmung nicht in erhöhtem Grade reproduciren was in ihrem Vorbild, dem spontanen Naturproduct, gar nicht enthalten war. Denn Duran hat selbst, wie wir früher mit seinen Worten angeführt, zugegeben daß die alten volksmäßigen, noch während des Kampfes entstandenen Grenzromanzen ebenso wenig Spuren von dem Einflusse orientalischen Geistes und arabischer Poesie enthalten als die übrigen historischen Romanzen, und in der That nicht enthalten können, weil sie eben der unmittelbare Ausdruck des feindlichen Gegensatzes sind, und ein Volk das für seine Existenz und für seinen Glauben mit einem andern einen Jahrhunderte langen Vernichtungskrieg kämpft, sich gewiß auch ebenso gegen den geistigen Einfluß desselben wehrt und sein innnerstes Heiligthum, die Poesie, davon freihält, vielmehr mit dem Hasse gegen das feindliche Element durchglüht. Die sagenhaft-historischen, unmittelbar vor, bei und nach der Eroberung von Granada entstanden, enthalten wol eine Steigerung dieses Hasses bis zum Wunderglauben, der eben das sagenhafte Element derselben ist, aber keineswegs einen höhern Grad von „Verschmelzung" mit dem Geiste des Erbfeindes. Es bedurfte noch fast eines Jahrhunderts bis nach dessen völliger Unterwerfung, bis die Mauren als selbständiges Volk aufgehört und als Morisken, d. i. wenn auch nur dem äußern Scheine nach hispanisirte und christianisirte Abkömmlinge von Mauren, in der Gesellschaft der Spanier blauen Blutes und alten Glaubens Aufnahme und Duldung gefunden hatten, daß die morisken Romanzen im angegebenen Sinne entstanden und entstehen konnten, die, wie wir gezeigt, die äußere Form von jenen Volksromanzen, das Costume von den Mauren borgten; aber, wie Duran selbst sie charakterisirt, Producte der „subjectiven Kunstlyrik" mit fingirter Objectivität waren, bodenlose, „künstlich-gemachte" Spiele der Phantasie, eingegeben und getragen von dem „Modegeist" und so willkürlich erfunden daß „blos durch Veränderung der Namen der Protagonisten sie einer andern Gattung, der erotischen oder beschreibenden zugetheilt werden können". Und in solchen Producten soll die „Verschmelzung des spanischen und arabischen Geistes vollendet" worden sein? Sie sollen „noch alle Spuren von dem arabischen Orientalismus" enthalten, ihnen mehr „Echtheit" zukommen als den bald nach ihnen in Mode gekommenen Schäfer- und Gaunerromanzen. Und doch haben oft noch dieselben Dichter ihre Liebesabenteuer bald als Mauren, bald als Schäfer besungen in Romanzen, die ebenso wenig vom Geiste des Orientalismus wie von dem der Idylle eingegeben waren! Sie waren eben Nichts als vom „Geist der Mode"*) eingegebene und mit ihr wechselnde Masken; und wollte man sie „Idealisirungen" nennen, in dem Sinne von

*) Ich habe schon früher („Ueber die Romanzenpoesie", a. a. O. CXIV, 28 fg.) gezeigt wie viel Ginés Perez de Hita's so beliebt gewordener historischer Roman von den bürgerlichen Kriegen von Granada dazu beitrug diese morisken Romanzen in die Mode zu bringen, und in welchem Verhältniß er zu denselben stand, sodaß man danach mit annähernder Wahrscheinlichkeit das Aufkommen dieser Mode zwischen 1575 und 1585 setzen kann; nach dem Erscheinen des Romans aber nahm sie so bedeutend zu bis ungefähr zur gänzlichen Vertreibung der Morisken (1610), daß man damals moriske Romanzen à la Hita in die Wette schrieb, wie in unsern Tagen Romane à la Walter Scott, in den erstern aber der Orientalismus ebenso wie in den letztern der historische Pragmatismus blos eine romantische Folie oder ein plausibles Costume für die reinsubjectiven Erfindungen war.

ideell potenzirten Scheinbildern einer durch die subjective Phantasie willkürlich verflüchtigten Objectivität, so mag es darum sein; aber es ist wesentlich diese Einfälle der Künstlerlaune, und seien sie auch noch so genial und reizend, mit den einfach-naiven Naturlauten der im festen Boden der Wirklichkeit wurzelnden Volkspoesie nicht in einen innern Zusammenhang zu bringen, sie als blos quantitativ verschieden darzustellen, vielmehr muß man in Sammlungen die beide Gattungen, wenn auch, wie von Duran mit wenigen Ausnahmen geschehen, in getrennten Gruppen umfassen, auch theoretisch nur um so schärfer ihre qualitative Divergenz, ihre genetische und principielle Verschiedenheit hervorheben; dann wird sich klar herausstellen daß zwischen den Grenz-, sagenhaft-historischen und den morisken Romanzen ein blos äußerlicher, mehr zufälliger Zusammenhang stattfand und stattfinden konnte, dann wird sich zeigen daß von jenem vielgepriesenen Orientalismus in den erstern nur der Gegensatz sich aussprechen mußte und er daher in den letztern nicht viel mehr als Maske sein konnte.

Daher entstand auch eine eigene Classe von Romanzen, die dritte Unterabtheilung dieser Rubrik, die satirischen, scherzhaften und burlesken, die Duran charakterisirt „als Parodien der morisken Romanzen, Satiren gegen die Mode solche zu fabriciren, und Uebertreibungen, um ihre Formen und Einfälle lächerlich zu machen“. Denn hätte man das damals gethan, wenn sie mehr als Mode gewesen wären, wenn sie wahre Objectivität und Volksthümlichkeit gehabt hätten? Gewiß so wenig als man die alten volksmäßigen historischen und echten Grenzromanzen aus den Maurenkriegen parodirt und lächerlich gemacht hat!

Für die fingirte Objectivität der morisken Romanzen zeugt endlich auch die vierte Unterabtheilung, welche die in der That blos „durch Veränderung der Namen der Protagonisten“ und des Costumes gebildeten Nachahmungen derselben enthält. Denn als man der Gazul und Muza müde zu werden anfing, nahm man die Dragut, Ochali und Arnaute Mahami zu Protagonisten, besang zur Abwechselung statt der endlosen Kämpfe um Granada und der Festspiele auf der Vivarambla einmal die Raubzüge der Berberisken, die Leiden und den Heldenmuth der entführten Christen („Romances de cautivos y forzados“); ja diese Romanzen haben trotz des Gemachten und Manierirten sogar noch mehr wahre Objectivität und treueres Costume, weil sie wenigstens durch gleichzeitige oder näherliegende Begebenheiten und Gefühle veranlaßt wurden. *)

Wenn daher aus dem bisher Gesagten sich wol für jeden Unbefangenen ergibt daß man von Orientalismus und von Einfluß der arabischen Poesie bei den eigentlichen Volksromanzen im wissenschaftlichen Ernste kaum mehr sprechen kann, wenn man kaum in Abrede wird stellen können daß dasselbe, etwa mit Ausnahme einiger Tanzlieder, auch von der Volkspoesie der Spanier überhaupt gelte **), so bliebe zur Begründung der nicht blos in schöngeistigen Schriften, sondern selbst in wissenschaftlichen Werken bis auf die neueste Zeit stehend gebliebenen Phrase von diesem Einfluß der arabischen Poesie und der dadurch bewirkten orientalischen Färbung der spanischen doch noch die Möglichkeit der Nachweisung derselben an der Kunstpoesie übrig. Mit welcher Beschränkung dies von den morisken Kunstromanzen gilt, glauben wir ebenfalls hinlänglich gezeigt zu haben, womit zugleich der richtige Maßstab für die Geltung obiger Phrase in Hinsicht auf die spätere, besonders dramatische Literatur der Spanier gegeben ist, da sich die vielgepriesene orientalische Färbung derselben eben nur auf eine Nachwirkung des in den morisken Romanzen angeschlagenen Tones reducirt. Es bleibt daher für die hartnäckigsten Vertheidiger dieses Orientalismus nur noch als letzte Schutzwehr die Behauptung: daß schon die ältere Kunstpoesie der Spanier, die vor dem Einschlagen der neuen Richtung im 16. Jahrhundert gebildete, bedeutende orientalische Elemente durch den Einfluß der arabischen Kunstpoesie in sich aufgenommen und mit ihren autochthonischen so verschmolzen habe daß sie dadurch eine eigenthümliche und bleibende orientalische Färbung erhalten hat. Für die gänzliche Unhaltbarkeit dieser Behauptung hat aber Duran selbst so sprechende Thatsachen beigebracht (S. 21, Note 16), wie daß trotz des langen Verkehrs der Spanier mit den Arabern und trotz der

*) Duran hat aber auch in diese Abtheilung eine alte volksmäßige Romanze gesetzt, die bekannte aus dem „Cancionero de romances“ und den „Rosas“ des Timoneda: „Preguntando está Florida“, oder „Mi padre era de Ronda“, die offenbar noch zu den echten traditionnellen gehört, wie schon die verschiedenen Versionen zeigen, und entweder den fronterizos oder wenigstens den volksmäßigen Ritterromanzen hätte zugesellt werden sollen. Solche Versetzungen werden aber sehr leicht begangen in einer blos nach dem Inhalt und dem äußern Anschein gemachten Zusammenordnung, sind aber kaum möglich, wenn die innern Kriterien, Ursprung und Bildung, zu Eintheilungsgründen genommen werden. So hat auch Duran diese Romanze im Index der fünften Classe den „Romances antiguos popularizados“ zugewiesen.

*) Es genüge dafür Duran's eigene Worte („Prólogo“, S. 21, Note 16) anzuführen: „Difícil, si no imposible, será explicar cómo habiéndonos visto en contacto inmediato con los árabes mucho tiempo ántes y algunos siglos despues que las otras naciones; cómo habiendo vivido entre ellos la inmensa mayoría de la antigua nacion; cómo habiendo esta aceptado la lengua de sus conquistadores, asistido á sus escuelas, estudiado sus libros y participado de sus costumbres, solo tal vez en los palacios de los reyes cristianos, y *no en la poesía popular*, se hallan algunos vestigios de la ciencia que los moros cultiviban. Sin embargo, *esta es la verdad*, si documentos perdidos para nosotros no aparecen para desmentirla ... Aunque extraño, no es menos cierto que *hasta muchos años despues que comenzó el siglo XV, no se hallan en nuestra literatura popular profundos vestigios* de aquella poesía tan brillante en color etc.“ (nämlich der orientalischen). Wir erklären uns diese allerdings auf den ersten Blick auffallende und wunderbare Erscheinung von dem viel geringern Einfluß der orientalischen Poesie auf die spanische als auf manche andere europäische, z. B. die französische, gerade durch die aus dem feindlichen Gegensatz zu den Arabern hervorgegangene Volkspoesie der Spanier, deren Grundzug eben dieser Geist des Contrastes war, das Abstoßen feindlicher Elemente; und da auch die ältere Kunstpoesie hauptsächlich auf dieser Basis sich bildete, so konnte auch auf diese der Einfluß der arabischen Literatur nie bedeutend werden.

so nahegelegenen Einwirkung der wissenschaftlichen Literatur und der Kunstpoesie der Araber auf die der Spanier diese vor dem 16. Jahrhundert fast gar keine Spuren unmittelbaren Einflusses der erstern trage; daß sogar die im Mittelalter über den ganzen Occident verbreiteten Traditionen des Orients bei den Spaniern weniger Aufnahme fanden als bei andern den Arabern ferner stehenden Nationen Europas, und daß von den wenigen von den Spaniern aufgenommenen Mythen und Apologen des Orients sie nachweisbar die Mehrzahl nicht unmittelbar von den Arabern, sondern erst durch die Vermittelung der Südfranzosen und Italiener überkommen haben: — daß er seine Verwunderung über diese Erscheinung nicht verhehlt und gesteht, kaum in dem eingewurzelten Nationalhaß und dem religiösen Fanatismus einen hinlänglichen Erklärungsgrund dafür finden zu können. (Vergl. unten die vorstehende Anmerkung.)

Wir glaubten diesen Gegenstand hier ausführlicher besprechen und eine solche Autorität wie Duran durch sich selbst sich berichtigen lassen zu müssen, damit sie von den hartnäckigen Nachbetern obiger Phrase nicht blos in ihrem Sinne ausgebeutet und endlich einmal der Spuk des Pseudoorientalismus aus der spanischen Literatur gebannt werde, deren eigenthümlicher Geist in der That keines falschen Scheins bedarf.

Noch ist zu bemerken daß diese Rubrik der morisken Romanzen diese Gattung vollständig aus allen bisjetzt bekanntgewordenen Quellen (etwa mit Ausnahme des „Jardin de amadores") gibt (Nr. 54 auch eine moderne andalusische, als Probe wie die ältern noch im Munde des Volks fortleben).

Die zweite Hauptabtheilung der ersten Rubrik begreift die Ritterromanzen. Duran hatte schon in dem auch hier wiederabgedruckten „Discurso preliminar" der ersten Ausgabe seine Ansichten über diese und die historischen Romanzen entwickelt, die er nun im „Prólogo" der vorliegenden nach fortgesetzten Studien modificirt, ergänzt und von neu gewonnenen Standpunkten aus beleuchtet.

Drei Punkte sind es hauptsächlich die er hier von neuem untersucht: 1) die Quellen der Ritterromanzen; 2) die Ursachen des eigenthümlichen Charakters der Ritterpoesie, und 3) ihrer verhältnißmäßig geringern Ausbildung in Spanien.

Er gibt darüber die Resultate seiner gewissenhaften Studien mit der Bescheidenheit eines wahren Gelehrten großentheils nur als Conjecturen; wenn ich mir daher in Manchem davon abweichende Ansichten dagegen vorzubringen erlaube, so bin ich weit davon entfernt den Verfasser zurechtweisen oder es besser wissen zu wollen: diese Bemerkungen machen keine weitern Ansprüche als Beiträge zur Lösung dieser noch vielfach dunkelen Probleme zu sein, und eben nur als Ansichten zu gelten.

Für die Quellen der Ritterromanzen hält Duran ausschließlich oder doch hauptsächlich die Ritterepen und Ritterromane (libros y novelas de su género) des feudalen Mittelalters, oder halb historische, halb romantisch-ritterliche Chroniken (crónicas caballerescas escritas, ya en verso, ya en prosa), kurz geschriebene Werke und die literarische Ueberlieferung, und zwar sind ihm diese Quellen meist fremden (französischen) Ursprungs, die in Spanien während des frühern Mittelalters nur bruchstückweise, eben in diesen wenigen Romanzen, aber entkleidet von ihrer brillanten orientalischen Färbung, von dem piquanten epigrammatischen französischen Beigeschmack (por unos pocos romances, y eso privados de las brillantes bellezas orientales, y del picante epigrámatico y sabroso francesismo que les era propio), bekannt, und von denen nur einige erst seit dem 15. Jahrhundert vollständig ins Spanische übertragen wurden. Denn die Amadis-Romane, denen nur ein paar Romanzen entnommen sind, waren zwar allerdings (wenigstens vom vierten Buche an) auf spanischem Boden entstanden, aber erst im 16. Jahrhundert, als längst der echte feudale Rittergeist sich ausgelebt hatte, daher ohne alle historische und volksthümliche Grundlage, ganz fabelhafte Nachbildungen der ältern Ritterromane, reine Producte eines künstlich gemachten und verfälschten Feudalgeistes (producto de un espíritu feudal facticio y falso), daher sie weder im spanischen Volke Wurzel schlagen noch sich halten konnten.

Dies führt Duran zur Untersuchung der zweiten Frage: warum das „feudale Ritterthum" in Spanien nie recht heimisch wurde, warum sich hier ein eigenthümliches spanisches (caballerismo español) gebildet habe? Er entwickelt nun vortrefflich, wie das eigentlich feudale Ritterthum mit exclusivem Aristokratismus in Spanien nie recht Wurzel fassen, nie sich viel weiter als in den von französischen Dynastien beherrschten oder an Frankreich grenzenden Theilen der Halbinsel ausbreiten konnte. Denn als nach der Eroberung des Landes durch die Araber das kleine Häuflein freier Christen es von den Gebirgen Asturiens aus wieder Schritt für Schritt zurückerkämpfen mußte, da mußte Jeder bewaffnet werden, Jeder am Kampfe theilnehmen, die gleiche Gefahr machte Alle zu Genossen und nur größere Tapferkeit gab auch höheres Ansehen und die Wahl bestimmte die Führer und später selbst die Könige. Wennschon dadurch in die neue spanische Gesellschaft ein vorherrschend demokratisches Element kam, so wurde dies noch mehr begünstigt durch die Art wie das Wiedereroberte geschützt und gewahrt werden mußte; denn um die hier und dort dem Feinde abgerungenen und in noch sehr losem Zusammenhang stehenden Striche und Oerter zu wahren, um sie gegen seine unablässigen und plötzlichen Wiedereinfälle zu vertheidigen, konnte man sich nicht in vereinzelten Burgen halten, sondern man mußte sich in befestigten Städten zusammendrängen, die häufig nur ihrer eigenen Wehrkraft überlassen blieben. Diese Städte wurden wahre Gemeinwesen, kleine Republiken, die theils aus Noth in ihrer isolirten Lage, rings von Feinden umgeben, sich selbst rathen und regieren, theils um Lust und Muth zur Ansiedelung und Vertheidigung in solchen Gefahren ausgesetzten Oertern zu geben, mit besondern

und sehr freisinnigen Vorrechten (fueros) ausgestattet werden mußten. Die Herrenrechte, die in andern von glücklichen Eroberern im Angriffskriege gegründeten Reichen die Geleitsmänner und Gefolgsgenossen der Heerführer erworben, wodurch einerseits die Eroberer zum herrschenden Lehensadel, andererseits die Besiegten und Alle die nicht zu diesen privilegirten Waffenfähigen zählten zu deren Hörigen wurden, waren in Spanien durch jene eigenthümlichen Verhältnisse auf jene Städtegemeinden selbst übergegangen und ihnen durch Jahrhunderte geblieben. Dadurch konnte in Spanien, besonders in Castilien, keine solche Ungleichheit der Rechte und Stände, kein solch exclusives Ritterthum aufkommen wie in den eigentlichen Feudalstaaten. Dadurch ward in der Regel jeder Spanier, weil zum Waffendienst gezwungen, auch waffen- und ritterfähig; in Asturien hielt sich Jeder für einen Hidalgo, und jeder Bürger der castilischen Städte, der den Reiterdienst leisten und Ritterrüstung sich anschaffen konnte, galt auch für einen Ritter, wie umgekehrt viele ritterbürtige Geschlechter sich als Bürger in die Städtegemeinden aufnehmen ließen und um Municipalämter bewarben. So ward einerseits in Spanien der ritterliche Geist viel allgemeiner verbreitet, das ritterliche Vorrecht nicht kastenmäßig abgegrenzt und Ritter- und Bürgerthum inniger verschmolzen; andererseits, weil eben die Anmaßung und der Druck der Feudalherrschaft hier minder möglich und fühlbar war, bedurfte es auch nicht zu deren Milderung der conventionnellen Protection Schutzloser und der sich nur aus Edelmuth selbst beschränkenden feudalen Chevalerie durch ordensmäßige Statuten und Gelübde. Diese Chevalerie hat aber ihre Großmuth und ihre Gesetze, ihre abenteuersuchenden Kämpfe und ihren Wunderglauben eben in den Ritterepen und Ritterromanen selbst zu verherrlichen gesucht.

Dadurch glaubt Duran auch die dritte Frage gelöst: warum solche Ritterepen und Ritterromane im Mittelalter auf spanischem Boden nicht wol naturwüchsig entstehen und gedeihen konnten; dort bis zum 16. Jahrhundert großentheils nach fremden Quellen, bruchstückweise und bedeutend modificirt nur in eben nicht zahlreichen Romanzen Eingang fanden, in welchen die Sagen des karolingischen Kreises, weil am nächsten mit den Glaubenskämpfen der Spanier verwandt und zum Theil auf spanisches Gebiet verpflanzt, noch am meisten bearbeitet wurden. Darum sind ihm auch die Amadis-Romane nur nachgeahmte Kunstproducte ohne Wurzel im spanischen Charakter und Volke, eine vorübergehende Hofmode, ohne Dauer, ohne einen ausgezeichneten Dichter, und sobald ein solcher, wie Cervantes, ihre Bodenlosigkeit aufdeckte, auch schnell untergegangen, sodaß sie außerhalb Spaniens, besonders in den aus dem Feudalismus hervorgegangenen Staaten, mehr verbreitet wurden und sich länger erhielten.*) Hierin sieht auch Duran die Ursache, warum das Abenteuerlich-Wunderbare, das er durchwegs dem Orient entstammen läßt, und daher nach ihm der „Orientalismus" sich in der feudalen Ritterpoesie viel früher und allgemeiner eingebürgert hat als in der spanischen, die vor deren Nachahmung sich trotz des Verkehrs mit den Arabern (s. oben die Anmerkung) ganz frei davon hielt, weil sie eben ein eigenthümlich nationales, sozusagen bürgerliches Ritterthum repräsentirte, das in realem Boden wurzelte und dessen vorzüglichster Träger der Nationalheld, der Cid war.

So viel Wahres und Scharfsinniges auch in diesen Ansichten ist, so möchte ich mir doch erlauben einige Bedenken oder wenigstens Beschränkungen dagegen vorzubringen. So scheint mir die Annahme: daß die Ritterromanzen fast ausschließend aus fremden Quellen durch literarische Ueberlieferung geschöpft seien, doch einer Ermäßigung zu bedürfen, und zwar auch hier ihrer principiellen und formellen Bildung gemäß, die überall das sicherste Kriterium gibt. Duran hat unbezweifelt Recht in Rücksicht der aus dem Kunstprincip hervorgegangenen und kunstmäßig gebildeten; den Juglarromanzen, die großentheils Sagen des karolingischen Kreises behandeln, liegen zwar auch fremde literarische Vorbilder, die französischen Chansons de geste, unverkennbar zugrunde, ja diese haben, wie ich an einem andern Orte („Ueber die Romanzenpoesie", a. a. O. CXVII, 100 fg., und Zusätze zur deutschen Uebersetzung Ticknor's) gezeigt habe, wesentlichen Einfluß auf die Bildung der gegenwärtigen Romanzenform überhaupt gehabt; doch ist es ebenso unverkennbar daß mehre derselben durch mündliche Ueberlieferung, eben durch die wandernden französischen Jongleurs nach Spanien verpflanzt und dort mit analogen heimischen Sagen (z. B. von Bernardo del Carpio, von Galferos u. s. w.) verbunden wurden; daß endlich unter den Ritterromanzen, die vereinzelte ritterliche Liebesabenteuer besingen, noch einige sind (vergl. die Beispiele in „Ueber die Romanzenpoesie", a. a. O. CXVII, 155), die noch ganz das Gepräge der Ueberlieferung durch den Volksmund und der Entstehung auf spanischem

*) Da diese Charakteristik der Amadis-Romane nicht nur an und für sich ganz vortrefflich, sondern für Viele neu und geeignet ist langjährige und tiefeingewurzelte Vorurtheile für immer zu verscheuchen, die selbst noch einen so gelehrten Kritiker wie Ticknor vermochten diese Dichtungsgattung als einen Zweig der „volksmäßigen" aufzuführen und dadurch in ein ganz schiefes Licht zu stellen, so will ich einige der schlagendsten Stellen im Original hersetzen (S. 20): „... fué *facticio* el furor con que en el siglo XVI se lanzaron nuestros poetas y narradores á la imitacion y propagacion de los libros de caballería, cuyo tipo fué el Amadis de Gaula ... y en efecto, ¿qué épocas, que circunstancias de nuestra verdadera civilizacion retrataban los Amadises? ¿Qué tipo necesario y popular de ellos existió entre nosotros? ¿Cómo, sin él, pudieran dar mas resultados que serviles y disparatadas imitaciones? El caballerismo exagerado é inútil de los Amadises solo pudo representar á los *hombres de corte* cuya caricatura fué Don Quixote. Ademas, en prueba de que las expresadas fábulas *no tenian el sello* de nuestra verdadera y arraigada civilizacion, de que *no salian* de nuestras entrañas, basta considerar que, aun siendo nosotros los autores de ellas, *obtuvieron mas boga y celebridad en los paises extraños.*" Vergl. auch meine Anzeige der spanischen Uebersetzung Bouterwek's in den wiener „Jahrbüchern der Literatur", LIX, 39.

Boden tragen, wird kaum in Abrede zu stellen sein und liegt in der Natur der Sache, was auch, wie wir sehen werden, Duran im Widerspruch mit seiner allgemeinen Charakteristik in der speciellen dieser Art vollkommen anerkannt hat.

Daß aber in Spanien die Rittersagen nicht über die rhapsodische Bildung in Romanzen hinauskamen, nicht wie z. B. in Frankreich sich zu encyklischen Ganzen, zu volksmäßigen Epen zusammenschlossen, daß selbst die Romanzen viel freier vom Mythisch-Wunderbaren geblieben sind, das Duran durchweg als „Orientalismus“ bezeichnet, davon ausschließend die Ursache in dem speciell-spanischen antifeudalen Ritterthum zu suchen, scheint mir abermals einer Modification zu bedürfen, so treffend ich auch Duran's Entwickelung und Charakteristik desselben finde und dessen Einfluß auf die volksmäßige spanische Ritterpoesie nicht leugne. Davon lag meines Erachtens die Hauptursache in dem Mangel der Grundbedingungen der reinen ursprünglichen, der wahrhaft volksmäßigen Epik überhaupt in Spanien, jener Continuität eines mythischen Heroenthums und vorchristlichen Volksglaubens, in dem Mangel an einer höhern epischen Einheit (un pensamiento de unidad trascendente, propia del poema épico, wie auch Duran zugibt). Darum konnten und mußten sich nicht nur die ritterlichen, sondern selbst die historischen Sagen bei den Spaniern gleich von vornherein in der episch-lyrischen Form des Volksliedes, der Romanzen gestalten und dabei stehen bleiben; darum haben sie die mythischen Elemente (keineswegs blos „orientalischen“, sondern auch celtischen und germanischen Ursprungs) nicht nur als aus der Fremde stammende, sondern als ihrer ganzen Anschauungs- und Denkweise fremdartige ferne gehalten, sodaß sich aus eben diesen Ursachen bei den Spaniern vielleicht unter allen Völkern Europas die wenigsten eigenthümlichen Volksmärchen finden, wie auch Duran bemerkt hat (S. 22) *); darum haben erst die seit dem 16. Jahrhundert nach fremden Ritterbüchern oder einheimischen Nachahmungen derselben (Amadise u. s. w.) gemachten Romanzen erst den ganzen Apparat von Feen, Zauberern, Riesen u. s. w. aufgenommen und sind, wie ihre Quellen, in Spanien doch nie eigentlich volksthümlich geworden. Einem Volke das so gänzlich mit seinen Urzuständen gebrochen hatte, mit seiner Neugestaltung in der abenteuervollen Wirklichkeit so rastlos beschäftigt war und kaum daß es wieder größere Theile des Vaterlandes zurückerobert, in mehre Staaten mit Sonderinteressen sich gespalten hatte, dem fehlte es zu sehr an mythischen Ueberlieferungen, an epischer Ruhe und Rückschau und selbst an einem politischen Mittelpunkt, um naturwüchsige Epen encyklisch gestalten oder selbst aus solchen Elementen hervorgegangene fremdländische im Ganzen aufnehmen zu können; ein solches Volk hatte nur Zeit und Ruhe und Sammlungsgeist genug, um die eigenen Großthaten im kurzen Liede festzuhalten oder aus fremden, aber verwandten Sagen die homogensten bruchstückweise aufzunehmen; es konnte nur in den allen Stämmen gemeinsamen Grundzügen des Nationalcharakters und in idealisirten Repräsentanten dieses Bewußtseins wie in Bernardo del Carpio oder im Cid sich eine Art von Einheit schaffen, um die sich die poetischen Ausbrüche jenes Nationalgefühls in Liederreihen concentrirten, wol mit objectiver Naivetät und epischer Grundlage, aber in lyrischer Form und Färbung, d. i. eben in sagenhaft idealisirten, aber im Boden der Wirklichkeit wurzelnden und dem Nationalbewußtsein homogen gebildeten Romanzen (vergl. die ausführlichere Entwickelung des hier Angedeuteten in: „Ueber die Romanzenpoesie“, a. a. O. CXVII, 87 fg. und 148 fg.).

Duran hat die Ritterromanzen gegliedert: 1) in die von vereinzelten ritterlichen Liebesabenteuern (caballerescos sueltos y varios). Er charakterisirt diese Art also:

Sie ist die interessanteste, weil sie fast lauter Romanzen traditionnellen Ursprungs (de época tradicional) enthält, weil sie sich noch am meisten dem Orientalismus nähert den wir unmittelbar von den Arabern empfingen, weil sie trotz dem frei ist von literarischen Ansprüchen (porque aun asi carece de pretensiones literarias), weil sie schlicht und recht die intimsten Gefühle und den Glauben des Volks ausdrückt (porque enpresa bien y sencillamente las pasiones íntimas y las creencias populares), weil sie sich rein erhalten hat von Uebertreibung und gesuchtem Ausmalen (de amplificaciones estudiadas), weil sie dramatischer ist als die übrigen, und endlich weil sie einige jener Ueberlieferungen von orientalischen Mythen erhalten hat (porque conserva ciertas tradiciones de creencias orientales), den Ausflüssen oder Quellen jener Märchen (cuentos maravillosos), womit sich unsere Vorfahren die langen Winterabende vertrieben. Einige Romanzen dieser Art sind vielleicht die einzigen Ueberreste in welchen sich noch am reinsten und am wenigsten modificirt jene Märchenlust (espíritu narrador) ausspricht, jene Nothwendigkeit, so unwiderstehlich bei den Völkern des Orients, die kein Theater haben, sich die langweiligen Stunden des Lebens durch das Anhören poetischer Erzählungen erträglicher zu machen. Der größere Theil derselben scheinen Bruchstücke ausführlicher kleiner Geschichten (de largas historietas) zu sein, die nicht ganz auf uns gekommen sind, es sei denn in jenen mündlich fortgepflanzten Märchen, welche alte Weiber den Kindern und dem leichtgläubigen Volke zu erzählen pflegen, Märchen, in Wesenheit und Form ganz jenen Wundererzählungen ähnlich welche die Araber uns so überliefert haben wie sie sie von andern noch ältern Völkern Asiens überkommen hatten.

In dieser Charakteristik ist neben viel Treffendem und Wahrem doch auch manches gar zu einseitig Aufgefaßtes und daher zu Misverständniß Veranlassendes. Vorallem hat auch hier Befangenheit in Nationalvorurtheilen und mindere Bekanntschaft mit keltischer und germanischer Mythologie den sonst so scharfsinnigen und gelehrten Verfasser verleitet, Alles was nur entfernt an Feen- und

*) Ueber diesen Mangel an eigenthümlich spanischen Märchen klagt W. J. Thoms („Lays and legends of Spain“, London 1834) und beruft sich auf den Ausspruch eines „distinguished writer in the «Quarterly Review»“, der mit der Oberflächlichkeit eines Reviewers und der Bornirtheit eines Engländers der „Inquisition“ allein Schuld gibt das Aufkommen der Märchen in Spanien unterdrückt zu haben! Auch W. Grimm glaubt noch in der lehrreichen Einleitung zur neuesten Ausgabe der „Kinder- und Hausmärchen“ (Göttingen 1856), I, 54, daß die Hauptschuld dieses Mangels nur in der Sorglosigkeit der Spanier im Sammeln und in den dazu ungünstigen Zeitverhältnissen zu suchen sei.

Zauberglauben streift für „orientalischen" Ursprungs durch arabische Vermittelung zu halten; dann scheint er unter den Romanzen so verschiedenartigen Ursprungs, die, wie wir sehen werden, in dieser Unterabtheilung begriffen sind, nicht strenge genug unterschieden, fast möchte ich sagen willkürlich gerade die Merkmale welche die Heterogenität in Ursprung und Form charakterisiren vermengt und, was höchstens von einigen spätern oder ganz kunstmäßigen gilt, auch auf die alten, echt volksmäßigen übertragen, ja als die Grundmerkmale der ganzen Art dargestellt zu haben. Denn es ist allerdings wahr und liegt in der Natur der Sache daß gerade unter den Romanzen dieser Art einige der „interessantesten", weil der echtesten und volksmäßigsten sind; aber in diesen wird kein unbefangener Kenner eine Spur von dem sogenannten „Orientalismus", kaum von Märchenhaftem überhaupt entdecken können, weil sie „der schlichte und rechte Ausdruck des intimsten Nationalgefühls und des Volksglaubens" sind, so eigenthümlich und so abweichend von den Gefühlen und dem Glauben der nächsten Nachbarvölker (Franzosen und Araber), daß Duran selbst, wie wir gezeigt haben, zur Aufstellung eines „eigenthümlich spanischen Ritterthums" (caballerismo español) im Gegensatz zum feudalen und zu dessen Cultus des Mythisch-Wunderbaren, nach ihm „Orientalismus", seine Zuflucht genommen hat, um das Augenfällige dieser Erscheinung zu erklären. Spuren von Feen- und Zauberglauben finden sich nur in ein paar wol noch ältern volksmäßigen Ritterromanzen, aber offenbar französischen Ursprungs (vgl. „Ueber die Romanzenpoesie", a. a. O. CXVII, 151), in einigen schon nach den im 16. Jahrhundert gedruckten Ritterromanen gemachten Juglarromanzen (wie z. B. von Floriseo, wozu ich die Duran entgangene gedruckte Quelle in der Abhandlung über die prager Sammlung nachgewiesen habe) oder ganz kunstmäßigen (wie in den schwülstigen Romanzen des Lucas Rodriguez von Albanio y Felisarda). Märchenhafte Elemente finden sich wol in den wenigen hier zuerst von Duran nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilten oder von ihm selbst nach traditionnellen Bruchstücken bearbeiteten Romanzen, aber sie sind ebenso offenbar wie die in einigen der später zu besprechenden Vulgairromanzen enthaltenen erst aus den in neuerer Zeit auch nach Spanien verbreiteten allgemein europäischen Volksmärchen entnommen.*) So hat z. B. die aus mündlicher Ueberlieferung (in Andalusien, im Bezirk von Ronda) mitgetheilte Romanze „El conde Sol" (Nr. 327) Züge die an das allbekannte Märchen vom gestiefelten Kater und noch mehr an das vom Könige Drosselbart oder Bröselbart erinnern. Ist hier das letztere Märchen nur noch in einigen Zügen zu erkennen, so findet es sich seinem wesentlichen Inhalte nach ganz und noch überdies mit einigen andern Märchen entnommenen Nebenzügen ausgeschmückt in den von Duran selbst bearbeiteten Romanzen Nr. 308—316, deren Originale er in seiner Jugend in einer nun verlorengegangenen Handschrift des 15. Jahrhunderts (?) gelesen haben will, die ihm aber noch viel früher verfaßt zu sein schienen und die er nun aus dem Gedächtniß so treu als möglich wiederzugeben gesucht, was er auch mit vielem Geschick gethan hat. Aber doch möchte ich sehr bezweifeln daß die Originale, wenn die Handschrift wirklich so alt war, auch in der Romanzenform aufgezeichnet waren, denn damals hätte man noch kaum Romanzen der Aufzeichnung werth gehalten*); vielmehr dürften sie „Romances" (wenn sie wirklich diesen Titel führten) in der frühern Bedeutung dieses Worts (vergl. „Ueber die Romanzenpoesie" a. a. O. CXVII, 83), d. i. kunstmäßige Rittergedichte nach Art des „Libre d'Appolonio", der erst erwähnten „Historia del rey d'Ungria" u. s. w., und ebenfalls nach französischen Vorbildern verfaßt gewesen sein, wie denn auch Duran französische Ueberlieferung für die unmittelbare Quelle seiner hier mitgetheilten märchenhaften Romanzen hält und aus derselben Quelle die damit zusammenstimmende bekannte Novelle Alamanni's stammen läßt.**)

---

*) Trotz der noch dem Mittelalter angehörigen bekannten Apologensammlungen des spanischen Juden Petrus Alfonsi, des Infanten Don Juan Manuel und des Juan Ruiz, Erzpriesters von Hita, und der catalanischen Bearbeitung einer französischen Märchensage von dem „Mädchen ohne Hände" (Historia del rey d'Ungria; vergl. darüber „Biblioteca de autores españoles", III, 9, und meine Anzeige des „Pentamerone" in den wiener „Jahrbüchern der Literatur", CXIX, 241, haben sich davon keine Spuren in ältern Volksromanzen erhalten, und wol erst seit dem 16. Jahrhundert sind die Spanier durch die Franzosen und Italiener mit den Märchen der andern Nationen bekannter geworden, und diese sind auch bei ihnen dann mehr in das Volk gedrungen.

*) Duran sagt selbst von dieser Handschrift: „De todas maneras, la pérdida del códice que contenia el original de este y mas de otros cuarenta romances (?), á lo que recuerdo (!), es irreparable; pues si segun *presumo* era de la primera mitad del siglo XV, sería el *unico* documento que *contra la regla general* acreditase la existencia de una coleccion manuscrita de romances viejos y populares *anterior al siglo XVI*, de los cuales romances alguno tomaba su asunto de las fábulas de origen sanscrito (?)."

**) Vergl. über das auch im „Pentamerone" (IV, 10: „La soperbia castecata") vorkommende Märchen meine Anzeige desselben (a. a. O. S. 243). Daß eine französische Bearbeitung existirt habe, läßt der von Roquefort („Glossaire", II, 779) angeführte „Roman de la *poire*" vermuthen, wovon dem Titel und der Anlage nach zu schließen die Erzählung Konrad's von Würzburg: „Die halbe Birn", eine Uebertragung ist; dieser wenigstens liegt offenbar unser Märchen zugrunde, was dem neuesten Herausgeber (v. d. Hagen, „Gesammt-Abenteuer") entgangen ist. Noch anderer auch nach Spanien gekommener Märchen gedenkt Duran („Prólogo", S. 22) aus mündlicher Ueberlieferung; wie z. B. „el cuento de la reina convertida en *paloma*" (wahrscheinlich das gleichnamige Märchen im „Pentamerone", II, 7), und ... „del negro *Gafitas de la Luz*, cuya amada, perseguida por sus padres y sometida á *trabajos imposibles*, llamaba á las *aves*, que con sus lágrimas lavaban y con sus picos planchaban la ropa que la jóven debia preparar" (wol aus einem Märchen ähnlich dem von „Der goldenen Wurzel" im „Pentamerone", V, 4 und dem schwedischen „Wattuman"?). Duran hält diese Märchen wol für orientalischen Ursprungs, kann sich aber nicht genug verwundern daß sich davon weder arabische Originale noch spanische Aufzeichnungen in Spanien finden und er sie nur aus mündlicher Ueberlieferung kennengelernt habe: „Yo me acuerdo que en mi niñez, en mi edad adulta, y aun *ahora* en mis viejos años,

Uebrigens finden wir in dieser Abtheilung wie gesagt und wie natürlich die größte Mannichfaltigkeit, Romanzen aus fast allen Classen, von den weniger kostbaren Ueberresten alter Volkspoesie an bis zu den geistreich-coquetten Kunstromanzen des Góngora und den affectirt-schwülstigen eines Lucas Rodriguez, und dazwischen aus den Uebergangsperioden der ältern Juglarromanzen, jener der Kunstdichter des 15. Jahrhunderts, der überarbeiteten in der Manier des Sepulveda und Timoneda, und der Bänkelsängerromanzen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, ja Romanzen aus mündlicher Ueberlieferung der Gegenwart. Darunter machen wir auf einige aufmerksam die sich in keiner der bekannten Sammlungen finden; wie Nr. 285, eigentlich nur Verschmelzung von den zwei bekannten Nr. 284 und 295, die beiden von Gerineldo, Nr. 320 und 321, wozu Duran ein auf denselben Gegenstand sich beziehendes Romanzenfragment gibt, wie deren noch jetzt vom Volke in Andalusien gesungen werden und Corrio, Corrido oder Carrerilla heißen; Nr. 322 von Melisenda und dem Grafen Ayruelo, aus einer Glosse (ich hatte dieselbe mit geringen Abweichungen aus der prager Sammlung gegeben), und dazu im Nachtrag Nr. 1889 (gehört wol zu Nr. 328?), sämmtlich nach fliegenden Blättern.

Die zweite Unterabtheilung enthält die Romanzen, die nach den spanischen Ritterromanen gemacht sind, und die Duran „Romances caballerescos de las crónicas *galesas*" überschreibt, weil sie wie ihre Quellen auf reinen Fictionen eines welschen oder griechischen Ursprungs (fábulas galo-grecas) beruhen. Es sind vier Romanzen (eine im Nachtrag, Nr. 1890) nach dem „Amadis de Gaula" (eine fünfte Duran unbekannt gebliebene habe ich aus der prager Sammlung gegeben) und 13 Romanzen von Lucas Rodriguez, die nach dem „Espejo de principes y caballeros" die Abenteuer des Sonnenritters (Caballero del febo) erzählen. Die Amadis-Romanzen hält Duran noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts abgefaßt und verwundert sich über ihre geringe Anzahl bei der großen Verbreitung dieses Romans; Dies ist aber nur ein neuer Beweis von dessen Bodenlosigkeit und seinem Mangel an wahrer Volksthümlichkeit, wodurch er eben nur als Modelectüre auf die galant-höfischen Kreise eingeschränkt blieb. Die Romanzen des Lucas Rodriguez sind bloße literarhistorische Curiositäten. Ich möchte zu dieser Abtheilung noch ein paar von Duran in die erste aufgenommene Ritterromanzen rechnen, wie die des Gil Vicente von „Don Duardos y Flérida" (Nr. 288) aus dem Roman vom „Palmerin de Inglaterra", und die erwähnte, ebenfalls nach einem gedruckten Romane dieses Schlags gemachte von „Floriseo y la reina de Bohemia" des Andres Ortiz (Nr. 287).

Die dritte Unterabtheilung: „Romances caballerescos de las *crónicas bretonas*" gibt auch hier nur die drei aus dem „Cancionero de romances" bekannten von Lancelot (zwei) und von Tristan (zu letzterer im Nachtrage Nr. 1891 die auch von Geibel und mir gegebene Variante; s. prager Sammlung, S. 99). Duran hält diese Romanzen mit Recht nicht vor dem 15. Jahrhundert abgefaßt. Aber auch hier setzt es ihn in Verwunderung daß trotz der Bekanntschaft der spanischen Kunstdichter des Mittelalters mit den bretonischen Sagen, wie ihre häufigen Anspielungen beweisen (besonders im „Cancionero de Baena"), trotzdem daß ein paar Prosaromane dieses Kreises („Lanzarote", „Tristan", „Baladro de Merlin" und „Jufre") schon zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts ganz ins Spanische übertragen und gedruckt waren, doch nur so wenige Romanzen davon existiren und diese Sagen überhaupt nur so geringen Anklang bei dem spanischen Volke gefunden zu haben scheinen. Ich hatte schon früher („Ueber die Romanzenpoesie", a. a. O. CXVII, 153) dieselbe Bemerkung gemacht und wiederhole den dort gegebenen Erklärungsversuch dieser Erscheinung, da auch Duran ungefähr damit zusammenstimmt, nämlich: weil diese Sagen für das spanische Volk, für welches doch zunächst die Romanzen bestimmt waren, weder ein nationales noch ein religiöses Interesse hatten und ihm überhaupt durch ihren mythischen und mystischen Charakter zu heterogen waren, und, möchte ich nun hinzusetzen, weil sie eben vorzugsweise zur Verherrlichung der Chevalerie dienten, die Duran die „feudale" nennt und von der er gezeigt hat daß sie in Spanien nie so volksthümlich geworden ist wie in andern Ländern.

Ferdinand Wolf.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Wissenschaft, Industrie und Kunst. Vorschläge zur Anregung nationalen Kunstgefühls. Bei dem Schlusse der londoner Industrieausstellung, von Gottfried Semper. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1852. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser der genannten, sehr beachtenswerthen Schrift gehört keineswegs zu den kritiklosen Bewunderern, zu den Optimisten, die nicht genug rühmen können, wie herrlich weit es die Menschheit in der Industrie gebracht. Vielmehr hat er es auf der londoner Industrieausstellung verstanden zwischen den Zeilen zu lesen, d. h. in dem Ausgestellten Das zu sehen was

---

cia y oigo en *boca de las ancianas rudas* una multitud de estas narraciones, con un inmenso placer, y que aun excitan mi anhelosa curiosidad. Pero ¿en qué tiempo nacieron? ¿cuàndo se popularizaron? ¿por qué *no se convirtieron en romances*, ni se han escrito?" Ich sollte glauben, weil diese Märchen eben erst seit dem 16. Jahrhundert großentheils aus Frankreich und Italien (besonders mag der „Pentamerone" viel dazu geliefert haben) nach Spanien eingewandert und noch viel später erst unter das Volk gekommen sind, dann aber auch wirklich in den Vulgairromanzen des 17. und 18. Jahrhunderts sich mehre davon bearbeitet finden. Trotzdem wäre es sehr zu wünschen daß Duran sich von der Besorgniß, nicht den rechten Ton der Wiedererzählung zu treffen, nicht abhalten lasse die ihm aus mündlicher Ueberlieferung bekanntgewordenen Märchen mitzutheilen; denn sollten wir auch kaum unsern Märchenschatz an neuem Stoff dadurch vermehrt sehen, so ist es doch höchst interessant die Art und Weise der spanischen Versionen näher kennenzulernen. Duran wäre ganz der rechte Mann dazu, und brauchte er noch ein Vorbild, so fände er es ja in der Brüder Grimm „Kinder- und Hausmärchen" ganz nach Wunsche vor!

nicht mit ausgestellt war, aber doch darin lag, und so hat er denn auch Grund darin gefunden zu manchen Ausstellungen, die gar nicht unerheblicher Art sind.

Es steht Einem frei, sagt der Verfasser am Anfange seiner Schrift, die Sage von der babylonischen Sprachverwirrung als das mythische Gewand der Geschichte einer eingetretenen frühen Erkenntniß internationaler Rechte, die Unordnung von der sie erzählt als den Anfang einer natürlichen Ordnung zu betrachten. So wird auch der Bau von 1851, zu dem die Völker den Stoff zusammentrugen, eine Art von Babel herbeiführen. Diese scheinbare Verwirrung ist aber nichts weiter als das Hervortreten gewisser Anomalien in den bestehenden Verhältnissen der Gesellschaft, die bisher nicht so allgemein und deutlich von aller Welt in ihren Ursachen und Wirkungen erkannt werden konnten. Hierin gerade wird die gewichtigste Bedeutung des Werks bestehen.

Diese Anomalien deckt der Verfasser auf, wie nicht mehr die Erfindungen sich als Mittel verhalten zur Noth und zum Genusse, sondern die Noth und der Genuß Absatzmittel für die Erfindungen geworden sind. „Die Ordnung der Dinge hat sich umgekehrt."

Der Verfasser findet die Verhältnisse der Gegenwart für die Kunstindustrie gefährlich und für die traditionnelle höhere Kunstindustrie gefährlich und für die traditionnelle höhere Kunst entschieden verderblich. „Der Ueberfluß an Mitteln ist die erste große Gefahr mit welcher die Kunst zu ringen hat. Dieser Ausdruck ist zwar unlogisch (es gibt keinen Ueberfluß an Mitteln, wol aber einen Mangel an Vermögen ihrer sich zu bemeistern), er rechtfertigt sich aber, insofern er das Verkehrte unserer Verhältnisse richtig bezeichnet."

Mit Recht legt der Verfasser ein großes Gewicht auf den Stil in der Kunst und ist darum denjenigen Producten der Kunstindustrie nicht hold, die eine Stillosigkeit verrathen, die verworrenes Formengemisch oder kindische Tändelei zeigen. Nur hätten wir gewünscht daß er eine etwas klarere Definition vom Stil gegeben. „Stil", sagt er „ist das zu künstlerischer Bedeutung erhobene Hervortreten der Grundidee und aller innern und äußern Coefficienten, die bei der Verkörperung derselben in einem Kunstwerke modificirend einwirkten. Stillosigkeit ist dann nach dieser Definition der Ausdruck für die Mängel eines Werks, welche aus Nichtberücksichtigung der ihm zugehörigen Grundidee und aus der Unbeholfenheit in ästhetischer Verwerthung der gebotenen Mittel zu seiner Vollendung entstehen." (S. 15.) Wozu so viele abstracte Worte? Uns dünkt daß der Stil sich weit einfacher bezeichnen lasse als die charakteristische Ausdrucksweise. Stillosigkeit wäre alsdann Mangel an Charakter. Was Stil sei, lehrt uns am besten die Natur. In den Werken der Natur ist Stil, ist Charakter, da passen die Theile zueinander; denn sie sind aus einem Gusse entsprungen, und folglich läßt sich bei ihnen aus der Erscheinung das Wesen, „das Urmotiv", wie es unser Verfasser nennt, erkennen, während die stillosen Werke den Eindruck von Erscheinungen ohne Wesen, von Schalen ohne Kern machen. Der Verfasser stellt selbst diese Vergleichung mit der Natur an, indem er sagt: „Wie die Natur bei ihrer Mannichfaltigkeit in ihren Motiven doch nur einfach und sparsam ist, wie sich in ihr eine stete Wiedererneuerung derselben Formen zeigt, die nach dem Stufengange der Ausbildung und nach den verschiedenen Daseinsbedingungen der Geschöpfe tausendfältig modificirt, in Theilen anders ausgebildet, in Theilen verkürzt und verlängert erscheinen, ebenso liegen auch den technischen Künsten gewisse Urformen zum Grunde, die, durch eine ursprüngliche Idee bedungen (der Verfasser schreibt bedungen statt bedingt), in steter Wiedererscheinung doch eine durch näher bestimmende Umstände bedungene unendliche Mannichfaltigkeit gestatten."

Die Stillehre zerfällt nach dem Verfasser in drei Theile. Die Lehre von den Urmotiven bildet den ersten kunstgeschichtlichen Theil der Stillehre; den zweiten Theil bildet die Lehre, „Wie mit unsern Mitteln sich die Formen aus den Motiven anders zu gestalten haben, und wie das Stoffliche bei unserer fortgeschrittenen Technik nach Stilgrundsätzen zu behandeln sei", und der dritte Theil betrifft die außer dem Kunstwerke liegenden örtlichen, zeitlichen und persönlichen Einflüsse auf Gestaltung desselben.

Der Verfasser gibt von dieser seiner Stillehre in der vorliegenden Schrift, deren Zweck mehr ein praktischer als theoretischer ist, nur einzelne aphoristische Andeutungen, wie denn überhaupt seine ganze Schrift mehr aphoristisch anregend als systematisch unterrichtend ist: aber wie wahr und fruchtbar sein Grundgedanke von der Nothwendigkeit des Stils in den Kunstwerken sei, geht aus der Anwendung hervor die er von demselben auf die Beurtheilung der industriellen Erscheinungen der Gegenwart macht und mit interessanten Beispielen belegt. Er zeigt, welchen ungünstigen Einfluß die von dem großen Capitale getragene und von der Wissenschaft geleitete Speculation auf die Kunstindustrie übt, wie Alles nur auf den Markt berechnet und zugeschnitten ist, und wie daher daß eine Marktwaare möglichst allgemeine Anwendung gestatten muß, alle charakteristische und locale Färbung verloren geht. Doch der Verfasser betrachtet diese principienlose Wirthschaft in der für den Markt berechneten Industrie nur für einen Durchgangspunkt zu etwas Besserm. „Diesen Proceß der Zersetzung der vorhandenen Kunsttypen muß die Industrie, die Speculation und die auf das Leben angewendete Wissenschaft vorher vollenden, ehe etwas Gutes und Neues erfolgen kann."

Der Verfasser beklagt es daß den Bestrebungen der hohen Kunst, abwärts auf die Industrie zu wirken, der praktische Boden fehle. Er ist gegen die Trennung der ideellen Kunst von der gewerblichen, die sich in dem Dualismus der nebeneinander bestehenden Anstalten (Kunstakademien und Industrieschulen) ausspricht. „Im Grunde sind jene hohen Kunstakademien wenig mehr als Versorgungsanstalten für Professoren, deren Zunft noch lange Zeit gebrauchen wird, ehe sie ihre isolirte Stellung dem Volke gegenüber erkennt.... Das Alles wird die Zukunft regeln.... Das brüderliche Verhältniß des Meisters zu seinen Gesellen und Lehrlingen wird dann die Akademien und Industrieschulen, wenigstens nach ihrer bestehenden Einrichtung, in Wegfall bringen."

Von diesem Gesichtspunkt aus findet der Verfasser die Unterrichtsmethode der Franzosen sehr im Vortheil. Die französischen Kunstakademien und Kunstschulen sind nicht viel mehr als Depots für alle möglichen Lehrmittel. Sie enthalten Sammlungen und Bibliotheken, Räume für die Uebungen der jungen Künstler nach dem Act und den Gypsmodellen und einige Hörsäle, in denen einzelne Vorlesungen über Kunstgeschichte, Archäologie, Construction, Perspective u. s. w. gehalten werden. Diese Vorträge und Uebungen geschehen Abends bei Licht; den Tag bringt der Schüler bei dem Meister zu, den er sich zum Patron erwählte. So ist für praktische Ausbildung und zugleich für Mittel des Unterrichts gesorgt, die der Patron in seinem Atelier nicht stets herbeischaffen kann.

Als ein Beispiel, wie viele geschickte Männer aus dem Handwerker- und Industriestande ganz von unten herauf hervorgegangen, indem sie als Laufburschen mit den niedrigsten Atelierdiensten anfingen, führt der Verfasser den jetzigen Director der artistischen Departements der Porzellanmanufactur zu Sèvres, Jules Dieterle, an, der seit der letzten Revolution diese Stelle versieht und in der Zeit von drei Jahren schon eine gänzliche Umwandelung der Geschmacksrichtung in der Keranik herbeigeführt hat. Aber sein Talent beschränkt sich nicht auf dieses Fach allein, sondern nach seinen schönen Zeichnungen werden Bronze- und Silberarbeiten, Meubles, Teppiche und so weiter ausgeführt. Er ist der Sohn eines deutschen Arbeiters und fing als Lehrbursche in einer Tapetenma-

nufactur seine Laufbahn an. Hernach arbeitete er unter dem Decorationsmaler Ciceri für die Oper. Später verband er sich mit drei Freunden zu eigener Thätigkeit in diesem Fache u. s. w.

Die Schilderungen die der Verfasser von einzelnen Abtheilungen der londoner Ausstellung macht muß man in dem Buche selbst lesen. Hier war nur auf den ästhetischen und praktischen Standpunkt aufmerksamzumachen, von dem aus der Verfasser Alles beurtheilt. Der Verfasser fodert ein Herabsteigen der höhern, ideellen Kunst zur Industrie, oder eine Erhebung der Industrie zur höhern Kunst, damit die stillose, richtungslose Wirthschaft in der Industrie ein Ende nehme. Die Trennung der Kunstakademien von den Industrieschulen soll daher aufhören und das Volk soll nicht mehr die Kunsterzeugnisse nach Autoritäten beurtheilen, sondern zu eigenem selbständigem Geschmacksurtheil gebildet werden. Was diesen letztern Punkt betrifft, so preist der Verfasser die Selbstregierung der Engländer. „Der Engländer ist ein freier Mann, an Selbstregierung von unten auf gewöhnt, er haßt jede Bevormundung. Er läßt sich das letzte Urtheil über Dasjenige was er bezahlt nicht rauben. Das Volk ist erster und einziger Kunstrichter in England. Noch hat keine Zunft sich das Monopol des Geschmacks erworben, und kein Einfluß ist stark genug um dem Volke hierin, so wenig wie sonst, Vorschriften machen zu können." Der Verfasser zeigt die Nachtheile der Autoritätsherrschaft für die Kunst und nennt das Recht der Selbstentscheidung in Geschmackssachen unveräußerlich und das Palladium der zukünftigen Kunst. „Daher Nichts von Vorschlägen welche einen künftigen Künstlerareopag und Vormundschaftsanstalten des Volksgeschmacks in Aussicht stellen, Nichts von dualistischem Trennen der hohen und der industriellen Kunst, fort mit ästhetischer Polizei und geheimer Oberbaubehörde! Für die Hebung des Volksgeschmacks muß gewirkt werden, oder vielmehr das Volk muß selbst dafür wirken. Besser, es treibt noch eine zeitlang Unsinn, als daß es sich einen Geschmack vorschreiben läßt."

Zum Schluß macht der Verfasser Vorschläge zur Reform der jetzigen Zustände. Sie muß nach ihm durch einen zweckmäßigen und möglichst allgemeinen Volksunterricht des Geschmacks geschehen, bei welchem das Beispiel und die praktische Unterweisung das Wesentliche, die mündliche Lehre das Secundaire bleibt. Daher sollen vorallem Sammlungen und Ateliers in diesem Sinne angelegt werden. „Die Sammlungen und die öffentlichen Monumente sind die wahren Lehrer eines freien Volks. Sie sind nicht blos Lehrer der praktischen Ausübung, sondern, worauf es besonders ankommt, Schüler des allgemeinen Volksgeschmacks." Mit den bisherigen gelehrten Kunstsammlungen ist der Verfasser unzufrieden, weil das Volk auf seinem jetzigen Standpunkte der Kunstbildung sie gar nicht verstehen kann und ihr Inhalt auch den Kunstkennern oft unverständlich bleibt, da er zum Theil aus Bruchstücken besteht, die aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange herausgerissen wurden. Er macht nähere Vorschläge über die Art der anzulegenden, auf die Bildung des Volksgeschmacks berechneten Sammlungen. Was zweitens die Vorträge über Kunst und Industrie betrifft, so sollen diese gewissermaßen die Erläuterungen der erstgenannten Sammlungen sein und in den Localen derselben gehalten werden. Als eines der wichtigsten Themen für diese Vorträge stellt der Verfasser die bisher nur zu sehr vernachlässigte Lehre von den Stilerfodernissen hin. Auch über die Einrichtung der Werkstätten und die Vertheilung der Prämien theilt der Verfasser seine Ansichten mit und spricht sich dabei nochmals gegen das falsche Trennen des Theoretischen vom Praktischen und gegen die Unterjochung des Geschmacks durch Zunfthierarchien aus. „Besser ist es, nochmals wage ich Dies zu behaupten, das öffentliche Urtheil fahre einstweilen fort falsch zu greifen, wie es in vielen wichtigen Fällen leider bisher geschehen ist, als daß es seine Souverainetät in die Hände eines Collegiums von akademischen Künstlern abgebe, das, einmal sanctionnirt, stets Mittel finden wird sich in sich selbst zu ergänzen." 41.

Meine Pilgerreise über Rom, Griechenland und Aegypten durch die Wüste nach Jerusalem und zurück vom 4. October 1847 bis 25. September 1848. Von Maria Schuber. Gratz, Ferstl. 1850. Lex.-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Den ruhig denkenden Menschenfreund beschleicht jedesmal ein überaus trauriges Gefühl, wenn er eine gute, ehrliche Seele, welche durch verkehrte Erziehung oder sonstigen schlimmen Einfluß irregeleitet worden ist, sich der wahren Frömmigkeit entfremden und in unsinnigen Aberglauben verstricken sieht; dieses Gefühl wird aber zum innigsten Bedauern, wenn er erfährt daß körperliches Leiden zum Theil diese Verirrung bedingt, und zugleich zum Unwillen, wenn er bemerkt daß ein Arzt seine Aufgabe verkennend das Seinige zur Umdüsterung des Geistes beiträgt, statt denselben durch zweckmäßige Behandlung des Körpers dem Lichte wieder zugänglich zu machen. Eine dieser guten Seelen ist unstreitig unsere Pilgerin, welche sich selbst als eine eifrige Lehrerin zu erkennen gibt, deren empfindliches Nervensystem durch fünfundzwanzigjähriges Sitzen am Schultische über Gebühr gereizt worden ist. Sie fängt an zu kränkeln und wird immer „empfänglicher für geistiges Wahrnehmen im Bereiche des physischen Lebens"; ihre Kräfte schwinden und sie würde alsbald in das Grab gesunken sein, wenn nicht, wie sie sagt, wie ein leuchtender Strahl der Sonne, der zugleich erwärmt, die Idee einer Pilgerreise nach Palästina in ihre Seele gedrungen wäre. In dieser Idee durch ihre Umgebung bestärkt, trifft sie rasch ihre Vorbereitungen und bricht am 4. October 1847 von Gratz auf. Und der eigentliche Zweck der Wallfahrt? wird man fragen; nach ihren eigenen Worten kein anderer und geringerer als dadurch zu wirken „für der Länder Wohl, für der Menschheit Glück in Einheit des Glaubens", „dem unstäten Wogen eines herannahenden Umsturzes, dem gegenwärtigen Weltende, das zum fürchterlichen Ausbruche zu kommen scheint, einen Damm aufbauen zu helfen".

Fest entschlossen „als Arme im Geiste zu reisen und mit dem Mindesten und Letzten was ihr vorkomme vorliebzunehmen", tritt die schwärmerische Pilgerin mit einer kaum für die nöthigsten Bedürfnisse hinreichenden Barschaft, in einen langen Schleier gehüllt, mit einem Tornister auf dem Rücken, einer schwarzledernen Reisetasche in der linken und einem Paraplue als Reisestock in der rechten Hand ihren weiten Weg an und zwar trotz ihrer angeborenen Schüchternheit mit muthiger Zuversicht, da ihr, wie sie fest überzeugt ist, zur Rechten Gott der Herr, zur Linken der heilige Schutzengel geht; ihr nicht mehr sehr jugendliches Alter, das doch wol auch als ein nicht ganz zu übersehendes Bollwerk gegen mancherlei Anfeindungen zu betrachten sein dürfte, scheint sie gar nicht in Anschlag zu bringen. Am wenigsten dürften die Gastwirthe mit der Pilgerin zufrieden gewesen sein, da sie „sich nicht selten mit Nüchternbleiben bis 6 Uhr Abends befaßt und bei 14 Tage weder Fleisch noch Suppe ißt". Freilich nimmt sie es auch nicht sehr genau mit der Bedienung, und behagen ihr die Betten oder sonstige Dinge nicht, so „macht sie das heilige Kreuzzeichen darüber und denkt: In Gottes Namen!" Auch auf der Landstraße bringt sie nicht leicht irgend ein Ungemach außer Fassung, und zieht sich ein Gewitter über ihrem Haupte zusammen, so ruft sie aus: „Ach lieber himmlischer Vater, vergiß doch nicht daß ich hier auf offener Straße bin!" und „der Regen zuckt auf, die Wolken reißen entzwei, der Wind legt und das Gewölk verliert sich"; und Dies geschieht auf ihrer Reise nicht ein mal, sondern öfter und unter auffallenden Nebenumständen. Nichts fürchtet sie mehr als die Seekrankheit und mit Bangigkeit sieht sie schon auf der Ueberfahrt von Triest nach Venedig dem Ausbruche derselben entgegen, aber

da kam im Traume ein Knabe zu ihr und reichte ihr „ein mattgelbes Getränk, welches einen milden, öligen Geschmack hatte und im Halse ein angenehm stärkendes Etwas hinterließ"; sie trank trotz ihres Widerwillens gegen Arzneien und von nun an verspürte sie nie mehr einen Anfall von Uebelkeit.

Die italienischen Städte welche sie durchwandert haben für sie nichts Merkwürdiges als die Kirchen, von denen sie nicht leicht eine unbesucht läßt, „um das Ablaßgebet zu verrichten", „einen Rosenkranz zu Ehren der Jungfrau abzubeten", oder Reliquien zu betrachten, deren größere oder geringere Anzahl ihr den Maßstab zur Beurtheilung der Kirchen und sogar der Städte gibt. Die brennenden Kerzen auf den Altären erregen in ihr ein wonniges Gefühl und in der Dominicanerkirche zu Florenz ist sie vor Freude über eine 120 Pfund schwere Osterkerze fast außer sich. Auch die Orgeln tönen in dieser Kirche überaus herrlich und machen ihr begreiflich „wie die Engel sich in die Chormusik hier auf Erden einmengen und ihre holden Stimmen uns manchmal vernehmbar machen". Zu Siena sieht sie die Schlafstelle, die Laterne und den Stock der heiligen Katharina, ist aber mit der Gleichgültigkeit womit man hier diese kostbare Gegenstände behandelt gar nicht zufrieden; „die Siener", meint sie, „könnten sich durch mehr Erkenntniß und Dankbarkeit, das will sagen, durch eifrigere Verehrung ihrer Katharina, nicht nur vor Uebeln bewahren, sondern sich Glanz und Werth verschaffen". Die unklugen Siener! Da wissen doch die Römer ihre Heiligen, Reliquien und Bilder besser zu schätzen. Nahm doch einmal eine fromme Frau das Christkindlein in der Kirche Ara coeli heimlich mit nach Hause und sperrte es in einen Kasten, um es für sich allein zu haben; aber siehe da, am andern Morgen befand es sich, wie die gläubige Pilgerin mit großer Freude erzählt, wieder an seiner Stelle und wird seit dieser Zeit um so eifriger verehrt, aber jeden Abend in einen Behälter eingeschlossen, damit es nicht zum zweiten male auswärts übernachten muß. Eine andere Merkwürdigkeit befindet sich in der Jesuitenkirche, nämlich die Hand des heiligen Franz von Xaver, „unverwesen in einem Glaskasten eingeschlossen. Einmal winkte sie einem Protestanten, der sie aufmerksam betrachtete und neugierig den zweiten und dritten Tag wieder kam, bis er zum Glaubensbekenntnisse an die katholische Kirche bewegt wurde." So hat jede Kirche in Rom ihre Reliquienzierde; in der einen betrachtet die Pilgerin den hölzernen Stuhl des heiligen Petrus, in der andern ein Christusbild, in dessen Augen sich Thränen bewegen, in der dritten den Stein welcher dem heiligen Petrus im Gefängnisse als Kopfkissen diente und worin seine Gesichtszüge eingedrückt sind; zuletzt küßt sie noch, da sie zum Fußkusse nicht zugelassen wird, einen Pantoffel des Heiligen Vaters, „um wenigstens dieses Ablasses theilhaftig zu werden und sagen zu können: Ich habe den Schuh der Nachfolger auf Petri Stuhl geküßt." Ehe wir mit der Pilgerin Rom verlassen, wollen wir nur noch auf einige Reliquien aufmerksammachen, welche sie sah, verehrte und beschreibt und deren Vorhandensein wol Mancher nicht ahnt; wir meinen unter andern die Krippe von Bethlehem, die Lanze welche die Seite des Herrn durchstach, die steinerne Stiege aus dem Hause des Pontius Pilatus, welche Jesus sechs mal auf- und abstieg, den Rand des Brunnens, an welchem er mit der Samaritanerin sprach, und endlich die Tafel an welcher er mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl hielt und deren eine Ecke, wo Judas saß, abgefault ist. Mit allen diesen wunderbaren Dingen noch nicht zufrieden, besucht die Reisende auch Assisi und Loretto und findet sich für die Mühseligkeiten die sie auf dem Wege erdulden muß hinlänglich entschädigt, denn zu Assisi sieht sie „den Rosenstrauch ohne Dornen, einen Abkömmling des Originaldornbusches, der zur Rose heranblühte und seine Dornen verlor, nachdem sich der heilige Franciscus hineinwarf um die Dornen der Versuchung darinnen abzustoßen"; in Loretto betrat sie das von den Engeln dahin getragene Häuschen der Mutter Gottes, küßte die Schale aus welcher der kleine Jesus speiste, und beschaute den Kamin worin die Heilige Jungfau ihre Mahlzeit kochte, Dinge „um welche sie gern den Anblick des Vesuvs verschmerzte".

Die Seefahrt nach Alexandrien bietet nichts Merkwürdiges, mehr die Reise durch Aegypten, wo der Baum unter welchem Maria auf ihrer Flucht ausruhte, und die Grotte worin sie einige Zeit lebte in Augenschein genommen werden, die meisten Anziehungspunkte aber, wie man nicht anders erwarten kann, bieten Jerusalem und Bethlehem. Die Heiligthümer dieser Orte sind schon so oft beschrieben daß eine nähere Erwähnung überflüssig erscheint; Manches sah jedoch die Pilgerin auch hier was Andere nicht sahen; so zu Hakeldama auf dem sogenannten Blutacker „die lehmig röthliche Töpfererde welche dem ersten Menschen das Dasein gab", am Oelberge dieselben Olivenbäume unter denen die Apostel lagen, und eine wohlerhaltene Hand von den Kindlein welche Herodes morden ließ. „Die Echtheit dieser Denkmäler", klagt die Verfasserin, „wird häufig sehr bestritten. Warum? Um selbst den geschichtlichen Glauben durch Zweifel an der Echtheit des Bestehenden zu schütteln. Nur Schade daß diese Arbeit fruchtlos ist, besonders wenn die forschenden Zweifel nichts Bestimmteres als ihre Hypothesen aufzuführen haben." Warum also nicht statt dieser gottlosen Hypothesen lieber in gläubiger Einfalt überall Wunder annehmen, denn, wie die Verfasserin weiter bemerkt, „ein Wunder ist ja nichts Anderes als eine aufgelöste oder zusammengezogene Kraft, denn eine Kraft ist Alles was besteht".

Wir wollen uns mit dieser Erklärung zufriedengeben und die Pilgerin, welche wohlbehalten wieder ihre Heimat erreichte, verlassen; unsere sogleich von vornherein angedeutete Ansicht über den Reisebericht, der außer der religiösen Schwärmerei der Beurtheilung keine andere Seite darbietet, glauben wir durch die mitgetheilten Bemerkungen hinlänglich begründet zu haben. 54.

Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauch auf Gymnasien entworfen von August Koberstein. Vierte durchgängig verbesserte und zum großen Theil völlig umgearbeitete Auflage. Zweiter Abtheilung zweite Hälfte. Erste Lieferung. Leipzig, Vogel. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Seit ich vor fast vier Jahren (in Nr. 183—186 d. Bl. f. 1848) die erste Abtheilung und die erste Hälfte der zweiten Abtheilung von Koberstein's ausgezeichnetem Werke anzeigte, ist die Erwartung der Fortsetzung solange unbefriedigt geblieben daß selbst das Andenken an das bisher Erschienene leicht hier und da in den Hintergrund getreten sein dürfte. Umsomehr halte ich es für Pflicht an dieser Stelle auf die endlich erschienene neue Lieferung aufmerksamzumachen, wenngleich auch diese das Werk noch nicht abschließt, sondern mit dem siebenundsiebzigsten Bogen des Ganzen mitten in einem Satze abbricht. Vor vier Jahren hatte Koberstein seine Arbeit bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts geführt; hier schließt sich in dem neuen Hefte die sechste Periode an, welche bis zu Goethe's Tode reicht. Von der Darstellung derselben, welche den Höhepunkt deutscher Dichtung und die Grundlage eines schwächern Epigonengeschlechts umfaßt, enthält das vorliegende Heft auf fast 400 Seiten drei vollständige Abschnitte: „Allgemeinstes Verhältniß der deutschen Literatur und des deutschen Lebens zueinander", sodann „Aenderungen in den örtlichen Verhältnissen der Literatur; ihre Hauptstätten; Dichterkreise und andere Einigungspunkte literarischer Bestrebungen. Ausbreitung des Interesses an dem Literaturleben, durch Zeitschriften vermittelt. Verhältniß der Schriftsteller und des Publicums zueinander", endlich „Sprache. Verskunst." Von dem vierten Abschnitt: „Ueberficht über den Entwickelungsgang der Literatur

überhaupt", erhalten wir vor der Hand nur einen Anfang, der unter Anderm durch seine meisterhafte, erschöpfende und doch übersichtliche Darstellung des Kampfes zwischen Gottsched und den Schweizern und seiner culturhistorischen Bedeutung den lebhaftesten Wunsch erregt auf die weitere Fortsetzung nicht wieder Jahre warten zu müssen. Auf eine eingehende Besprechung der drei vollendeten Abschnitte für jetzt verzichtend bemerke ich nur im Allgemeinen, daß die Anlage des ganzen Werks unverändert wie in den ersten Abtheilungen geblieben ist: an einen knapp zusammengedrängten Text, in dem fast jedes einzelne Wort abgewogen ist, schließen sich die reichhaltigsten und umfangreichsten Anmerkungen, die eine Fülle der gründlichsten Forschung enthalten. Eine besondere Hervorhebung verdienen die in den Anmerkungen zum zweiten Abschnitt niedergelegten Biographien der bedeutendsten Dichter dieses Zeitraums, welche wahre Meisterstücke von kurz zusammengedrängten, stofflich vollständigen und künstlerisch abgerundeten Darstellungen dieser Art sind. Ich erwähne außerdem wie mit dem sorgsamsten Fleiß keine Quelle unausgebeutet geblieben, wie der Geschichte des Journalismus hier zuerst die ihm gebührende Stelle angewiesen, wie mit feinster Beobachtung auf die Ursachen hingedeutet ist welche seit dem zweiten Decennium unsers Jahrhunderts das Sinken der deutschen Dichtung herbeiführten. Vielleicht noch lehrreicher, weil so noch nirgend vorhanden, ist der Abschnitt über Sprache und Verskunst, der die Geschichte fast jedes einzelnen Versmaßes bis in das Einzelnste hinein mit vollständigen Belegen bietet. So ist es gewiß nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte daß trotz mancher werthvollen Arbeit die deutsche Literaturgeschichte seit Jahren keine so gediegene und lehrreiche Bereicherung erfahren hat als das neue Heft von Koberstein's „Grundriß". Gehört derselbe seiner ganzen Einrichtung nachgerade nicht zu den Büchern, deren ganzen, reichen Inhalt man sich ohne einige eigene Arbeit aneignet, so wird doch diese Mühe sich Jedem reichlich lohnen dem es ernstlich um ernste Bildung zu thun ist.

Außer dem lebhaftesten Wunsche daß die weitere Fortsetzung nicht wieder solange ausbleiben möchte als die letzte, kann ich nicht unterlassen auch noch den hinzuzufügen daß Koberstein nicht mit seiner sechsten Periode bei Goethe's Tode abschließen, sondern auch den neuesten Zeiten sein Licht leuchten lassen möge, und daß er, mehr der Wahrheit als der Bescheidenheit die Ehre gebend, den Titel „Grundriß zum Gebrauch auf Gymnasien" auf eine Weise ändern möge welche die vollberechtigten, ungleich größern Ansprüche des Buchs schon auf dem ersten Blatte geltendmacht.

W. A. Passow.

Der Philosoph in der Dachstube. Tagebuch eines Glücklichen, herausgegeben von Emile Souvestre. Deutsch von A. Diezmann. Von der Akademie der Wissenschaften zu Paris gekrönte Preisschrift. Zweite nach Ertheilung des Preises veranstaltete Ausgabe. Leipzig, Costenoble und Remmelmann. 1851. 8. 15 Ngr.

Unter der großen Zahl von Schriften die uns die französische Literatur bringt, scheint keine größeres Recht auf allgemeine Verbreitung auch in Deutschland zu haben als die obige treffliche Schrift der die pariser Akademie der Wissenschaften eine goldene Medaille im Werthe von 1500 Francs zuerkannte. Der Philosoph in der Dachstube ist nicht der Engel'sche Philosoph für die Welt, dessen Philosophie nichts Höheres als eine sogenannte behagliche Existenz in der Welt erstrebt, der sich mäßigt in seinen Leidenschaften, weil sein äußeres Lebensglück dadurch gefährdet wird, der wohlthätig ist gegen die Armen, aufmunternd und belehrend für seine Freunde, durch dessen Philosophenmantel aber der Stolz des Antisthenes durchblickt, der Typus der Philisterhaftigkeit, der den höhern Interessen der Menschheit ewig fremd bleiben wird. Der Philosoph in der Dachstube dagegen ist der wahre Philosoph, der Mensch des Terenz, der sich nichts Menschlichem fremd glaubt; alle Gegenstände der Außenwelt spiegeln sich in ihm ab, sie verwirren ihn aber nicht, mitten in dem heftigen Verlangen der Welt nach Veränderung und Befriedigung der Leidenschaften ist er bei seiner kleinen Rolle geblieben; er hat sich die Dinge unterworfen und beherrscht sie, daß von ihm mit Recht das Wort Nathan's gelten kann: „Der wahre Bettler ist allein der wahre König." Indem er die Welt betrachtet mit der Geduld des Einsamen und seine Empfindungen niederschreibt, gibt er uns eine treffliche Lehre wie wir die Welt zu betrachten haben um zur Ruhe mit uns zu kommen, wie wir uns fern zu halten haben von dem Streben nach Befriedigung der Habsucht, des Ehrgeizes, des Neides, des Hasses, wodurch das größte Unglück in die Welt kommt, wie die Freundschaft, die Liebe, die Aufopferung für die Familie, für das Vaterland beglücken, wie wir die Menschen hinweisen sollen auf den alleinigen Weg dauernden Glücks, wie wir in allem Ungemach was uns trifft, in allen Widerwärtigkeiten in den Erscheinungen des Lebens niemals den Glauben an Gott, an die Menschheit aufgeben dürfen, überall endlich die göttliche Natur des Menschen sich uns offenbaren wird, wofern wir nicht kalt Auge und Herz verschließen.

Nicht in abstracten Formeln wird diese wahre Weisheit uns gepredigt. Der Philosoph betrachtet von seiner Dachstube die Dächer, die Häuser, die Straßen, die Blumen, die Vögel, er verkehrt mit seinen Hausgenossen, er wandert durch die Straßen, vor das Thor. Mit gesunden Sinnen beobachtet er, an die Erscheinungen knüpfen sich kleine Begebenheiten, Erzählungen; aus ihnen drängt sich ihm jeden Abend die Lebensregel auf. Er trägt sie in sein Tagebuch ein und recapitulirt monatlich die Aufzeichnungen, sodaß das Tagebuch wie ein Kalender seiner Empfindungen erscheint.

Die Schrift Souvestre's steht, so können wir ihre Absicht bezeichnen, im Dienste der Innern Mission. Sie hält sich jedoch fern von dem Standpunkte einer Partei, sie predigt nicht wie manche Fanatiker unserer Zeit Haß gegen die Cultur, gegen die Wissenschaft; wie ihr Charakter ein versöhnender ist, so will sie gerade mit der Wissenschaft, mit der Cultur versöhnen, sie weist entschieden auf die Segnungen hin welche uns durch sie geworden; sie ist unendlich fern von den Theorien des Socialismus, sie preist die Heiligkeit der Familie, des Vaterlandes, sie lehrt diese mit dem ganzen Herzen erfaßte Heiligkeit auf alle Verhältnisse übertragen; kurz sie predigt ein lebendiggewordenes Christenthum, ohne mit dem Dogmatismus zu coquettiren.

Wie einfach die Darstellung ist möge man aus einzelnen Stellen ersehen, die zugleich die Trefflichkeit der Lehren zeigen. So heißt es von der Beschränkung in Zerstreuungen:

„Die Seltenheit der Zerstreuungen gibt dem geringsten Vergnügen eine ungekannte Schmackhaftigkeit. Der Genuß besteht nur in Dem was man fühlt, und die blasirten Menschen fühlen Nichts mehr; die Uebersättigung hat ihrer Seele das Verlangen genommen, während die Entbehrung dieses erste der menschlichen Geschenke erhält, die Leichtigkeit des Glücks. Ach, sie wollte ich Allen anrathen, den Reichen daß sie nicht Misbrauch treiben, den Armen daß sie Geduld haben. Ist die Freude das seltenste Gut, so liegt der Grund darin daß Empfänglichkeit die seltenste Tugend ist."

Und mit diesen Worten vertheidigt der Verfasser die Civilisation gegen ihre Ankläger, gegen den Vorwurf daß der Mensch im Zustande der Civilisation verschmachte, gegen das Lob des Naturzustandes:

„Während der Bauer an seine Scholle gebunden für Jeden das tägliche Brot bereitet, webt fern von da der Arbeiter der Städte das Zeug in welchem er sich bekleiden wird; der Bergmann sucht in den unterirdischen Gängen das Eisen seines Pflugs; der Soldat vertheidigt ihn gegen den Fremden; der

Richter wacht darüber daß das Gesetz seinen Acker schütze; der Verwaltungsmann regelt die Beziehungen seiner Sonderinteressen mit den allgemeinen; der Kaufmann beschäftigt sich damit seine Erzeugnisse gegen die ferner Länder auszutauschen; die Gelehrten und Künstler fügen an jedem Tage einige Rosse dem idealen Gespann bei welches die sinnliche Welt fortzieht, wie der Dampf die riesigen Flotten unserer Eisenbahnen fortreißt! So verbündet sich, so unterstützt sich gegenseitig Alles; die Arbeit eines Jeden bringt ihm und Allen Gewinn; eine stillschweigende Uebereinkunft hat das Werk unter die verschiedenen Glieder der ganzen Gesellschaft vertheilt. Sind bei dieser Vertheilung Irrthümer geschehen, haben gewisse Fähigkeiten nicht die beste Anwendung, so verschwindet die Mangelhaftigkeit des Einzelnen in diesem erhabenen Begriffe des Ganzen. Der ärmste in dieser Verbrüderung Betheiligte hat seine Rolle, seine Arbeit, seinen Grund zu sein; Jeder ist Etwas im Ganzen. Nichts ist für den Menschen im Zustande der Natur Dem gleich. Er steht allein, auf sich selbst gewiesen und muß Allem gewachsen sein. Die Schöpfung ist sein Eigenthum; aber er findet in ihr ebenso oft ein Hinderniß als neue Hülfe. Er muß diesen Widerstand allein mit den Kräften welche ihm Gott gegeben hat brechen; er darf auf keine andere Unterstützung rechnen als auf die welche ihm Gelegenheit oder Zufall gewähren. Keiner erntet, verfertigt, kämpft, denkt für ihn, er ist für Niemand Etwas! Er ist eine Einheit, durch die Ziffer seiner alleinigen Kräfte vervielfältigt, während der civilisirte Mensch eine durch die Kräfte der ganzen Gesellschaft vervielfältigte Einheit ist."

Eine der herrlichsten Stellen ist die Ermahnung eines alten Soldaten an seinen funfzehnjährigen Neffen, als Frankreich von den fremden Heeren bedroht wurde. „Du hast vielleicht nie daran gedacht was das Vaterland ist", sprach der Alte und legte die Hand auf meine Schulter. „Es ist Alles was dich umgibt, was dich erzogen und ernährt hat, Alles was du geliebt hast! Das Gefilde welches du siehst, diese Häuser und Bäume, diese jungen Mädchen die da lachend vorbeigehen, Das ist das Vaterland! Die Gesetze welche dich beschützen, das Brot welches deine Arbeit lohnt, die Worte die du redest, die Freude und die Trauer welche dir von Menschen und Dingen kommen, unter welchen du lebst, Das ist das Vaterland! Das kleine Zimmer wo du einst deine Mutter gesehen hast, die Andenken welche sie dir zurückgelassen, die Erde in der sie ruht, Das ist das Vaterland! Du siehst, du athmest es überall ein! Stelle dir, mein Sohn, deine Rechte und Pflichten, deine Neigungen und Bedürfnisse, deine Erinnerungen und deine Dankbarkeit, das Alles unter einem einzigen Namen vor, und dieser Name wird Vaterland heißen!" Und weiter heißt es: „Ach, ich verstehe! es ist die Familie im Großen; es ist das Stück Welt woran Gott unsern Leib und unsere Seele gekettet hat." „Recht, Jerome, auch begreifst du was wir ihm schuldig sind, nicht wahr?" „Wahrhaftig, wir verdanken ihm Alles was wir sind; es ist eine Herzenssache." „Und was muß man thun um ein guter Bürger zu werden?" „Was man für seinen Vater und seine Mutter thun würde."

Diese kurzen Mittheilungen werden genügen zum Beweis der ansprechenden Darstellung. Allen Denen die es mit sich und der Welt wohl meinen, sei die treffliche Schrift warm empfohlen! 5.

Pariser Theaterschau.

VII.*)

„Mademoiselle de la Seiglière", von Jules Sandeau.

Der dramatische Erfolg den Jules Sandeau mit „Mademoiselle de la Seiglière" auf dem pariser Theater erhalten hat, wird in der französischen Kritik einstimmig als ein vollständiger bezeichnet. Das Stück ist schon im Jahre 1844 in den Lieferungen vom September, October, November und December der „Revue des deux mondes" abgedruckt, aber erst jetzt aufgeführt worden. Die Charaktere in ihm sind wahr, die Fabel ist einfach und klar construirt, der Dialog gewandt und ohne Längen. Der Marquis de la Seiglière, der eigentlich die Hauptperson, ist das treue, vollständige Abbild eines Charakters der in Frankreich gar nicht ungewöhnlich ist und doch noch nie auf das Theater gebracht worden war. Sandeau hat den glücklichen Gedanken gehabt ihn in seiner ganzen Lächerlichkeit darzustellen, und das pariser Publicum hat durch seinen Beifall die frappante Aehnlichkeit desselben mit den Originalen documentirt.

Der Marquis de la Seiglière ist eigentlich ein politischer Epimenides. Alles was in Frankreich und Europa von der Emigration an bis zur Restauration vorgefallen ist, ist für ihn nicht geschehen. Die Republik und das Kaiserreich haben niemals existirt, er glaubt an solche „Sagen" nicht. Möglich daß ein gewisser General Bonaparte für Seine Majestät den König Ludwig XVIII. einmal glückliche Kriege geführt hat, aber nur Neulinge können an einen Ersten Consul und an einen Kaiser glauben. Die neue Gesetzgebung, die Confiscation der Güter der Emigrirten, die Abschaffung der Privilegien, die Gleichheit vor dem Gesetz sind bloße Kindermärchen. Marengo und Austerlitz sind sehr problematische Schlachten; Frankreich und Europa sind noch die alten, und alle Gründe für das Gegentheil erwecken nur ein ungläubiges Lächeln auf den Lippen des Marquis. Es ist ein Kind mit weißen Haaren, und Kinder in diesem Alter sind die ungelehrigsten. Fest entschlossen in der Unwissenheit alles Dessen zu leben was sie nicht gesehen haben, behandeln sie alle Die als Träumer welche nicht ihre unveränderliche Ansicht von den alten Institutionen behalten.

Fräulein de la Seiglière ist ernst und würdig, gereift vor dem Alter, verständig geworden durch die Lehren des Exils und dabei mit einer Anmuth und Frische geschildert die nichts Gekünsteltes an sich hat. Die ganze Figur scheint nach dem Leben gezeichnet und schwerlich blos ein Product der Einbildungskraft zu sein. Dies thut indeß Nichts; copirt oder erfunden, die Figur bleibt dennoch wahr.

Fräulein de la Seiglière kennt trotz ihrer Jugend den wirklichen Zustand Frankreichs recht gut. Sie täuscht sich nicht über die Natur der Einrichtungen die es regieren. Sie glaubt nicht wie ihr Vater daß die Legitimität die Vergangenheit wieder herbeibringen kann. Ohne gerade bestimmt das Recht Stamply's auf die Besitzung von Seiglière zu kennen, ahnt sie doch daß der alte Pächter Das was er gethan hat auch hätte unterlassen können. Sie weiß nicht ob er das Schloß geschenkt oder blos zurückgegeben hat, aber ein Etwas läßt sie merken daß sie ihm Dank schuldig ist. Es ist ein inneres Gefühl des Herzens, das hier stärker ist als der Verstand. So begreift Fräulein von Seiglière, die gewiß den Code civil nie gelesen hat und die Art und Weise wie Immobiliareigenthum transferirt und erworben wird nicht kennt, daß ihr Vater dem alten Stamply verpflichtet ist.

Frau von Vaubert, egoistisch und schlau, schmeichelt sich stolz den Pächter des Marquis bestimmt zu haben, zu dessen Gunsten seine Rechte aufzugeben. Sie sieht schon ihren Sohn Raoul Besitz vom Schlosse nehmen und sein Wappen mit dem des Marquis vereinigen. Helene wird die Gemahlin Raoul's, die Zukunft erscheint ihr in den lachendsten Farben; allein die Baronin von Vaubert hat ohne Destournelles gerechnet, der trotz seines bürgerlichen Standes es gewagt hat sein Auge zu ihr zu erheben, und von ihr verschmäht wurde. Wenn sich nur eine Gelegenheit zur Rache ihm zeigen sollte, so wird er sie ergreifen. Bernhard Stamply, der Sohn des alten Pächters, den alle Welt in den Schneefeldern Rußlands begraben wähnte, kehrt nach Frankreich zurück und geht gerade auf das Schloß Seiglière zu, denn er weiß von dem Tode seines Va-

*) Vergl. I, II, III und IV in Nr. 110, 111, 113 und 114 d. Bl. f. 1861; V und VI in Nr. 3 und 6 f. 1862. D. Red.

ters Nichts und will ihn dort umarmen. Destournelles, der ihn empfängt, entdeckt bald daß er in ihm das Mittel zu seiner Rache in den Händen hat, und wirklich ist Bernhard zu allen Planen Destournelles' bereit. Solange er Helene nicht gesehen, folgt er gelehrig allen Rathschlägen des Gesetzesmanns, und als die reine und innigste Liebe ihn dazu bewegt dem Beispiel seines Vaters zu folgen und die Schenkung des alten Stamply zu ratihabiren, ist es zu spät, und Destournelles hat über die Baronin, den Marquis und Bernhard gewonnen.

Die Figur Destournelles' ist nicht weniger geschickt gezeichnet als die des Marquis. Destournelles ist ein Mann des Gesetzes in seiner ganzen Hartnäckigkeit, entschlossen das Ziel zu erlangen, ohne auf die Folgen zu achten. Der Gedanke sich um jeden Preis zu rächen, ist der Schlüssel seines Benehmens. Alles Andere ist ihm Nichts. Die Baronin hat in ihm einen ihrer würdigen Gegner gefunden, denn Frau von Vaubert ist eine treffliche Intriguantin. Raoul ist ein Kind ohne Ahnung, ohne Willen und Voraussicht, das von seiner Mutter beliebig geleitet wird und das sich nur widersetzt, als es bemerkt daß seine Ehre auf dem Spiele steht. Bernhard ist der Typus der Offenheit und Rechtlichkeit, der von seinem ersten Auftreten an die Zuneignung des Zuschauers erwirbt. Zwischen Frau von Vaubert, die in seiner Rückkehr den Ruin Raoul's erblickt, und Destournelles, der ihn als Werkzeug seiner Rache gebrauchen will, verzichtet er sofort auf die Wiedergeltendmachung seiner Rechte in dem Augenblicke wo ihm das Gesetz als der Ruin Helene's erscheint.

Mit diesen Personen hat Sandeau sein reizendes Lustspiel geschaffen. Der Marquis hat den Vorzug jede Stirn zu erheitern. In dem alten Kinde dem die Verbannung Nichts gelehrt hat, liegt eine Mischung von Unverschämtheit und Thorheit, gegen die der mürrischste Mensch nicht aushält. Als er von Destournelles das Klaglibell erhält, entfaltet sich sein Erstaunen in der freiesten Komik. Er verlangt von Jasmin die Handschuh um das behexte Buch anzugreifen. ... Ohne Wohnung! Nur „factischer" Besitzer von Seiglière! Stempelpapier in seinem Schlosse; ein Huissier hat es gewagt die Schwelle seines Schlosses zu betreten!! Ueber diese Schmach ergrimmt verlangt er nach seinem Degen. Der Marquis de la Seiglière, der die neuen Gesetze nicht kennt und gar nicht kennen will, wird die Schmach die man seinem Wappen angethan schon rächen!

Die gegenseitige Liebe Bernhard's und Helene's ist mit einer seltenen Frische geschildert. Die Aufrichtigkeit des jungen Mädchens, die wider Wissen und Willen den Planen der Baronin dient, die Unvorsichtigkeit Bernhard's, der gesenkten Haupts in die Falle geht die ihm von einer unschuldigen Hand gelegt worden ist, zeigen von einer Gewandtheit wie sie bei dem Erstlingsproduct eines angehenden Dramatikers überrascht.

Die Befürchtung daß Sandeau, der daran gewöhnt ist seinen Gedanken langsam auszuspinnen, die Form des Dialogs seiner Personen im Roman auf das Drama übertragen könnte, ist glücklicherweise unbegründet: der geschickte Roman- und Fabeldichter hat die dramatische Sprache vollkommen getroffen. Der lebendige, schnelle, scharfabgeschnittene Dialog würde einem erfahrenen Dramatiker Ehre machen. Die Sprache ist rein, fließend und nicht von der gewöhnlichen Art der Lustspielfabrikanten; sie ist elegant und leicht wie die frühern Schriften, ohne Schwulst und schleppende Tiraden. Namentlich hat er sich von allen überflüssigen Bildern ferngehalten und hierin einen scharfen Blick bewiesen.

Die glückliche Lösung des Lustspiels ist, obwol sie einem geübten Auge gleich anfangs nicht entgehen konnte, doch keineswegs ohne zahlreiche plötzliche und unerwartete Entwickelungen. Der Kampf der sich zwischen Destournelles und Frau von Vaubert entspinnt fesselt die Aufmerksamkeit, und mit Unruhe wird das große Publicum dem Schicksale Helene's und Bernhard's folgen. Die Scene des gegenseitigen Bekenntnisses ihrer Liebe ist eine der reizendsten; in dem leidenschaftlichen Dialoge liegt ein berauschender Duft von Jugendlichkeit. So sehr der Marquis de la Seiglière durch seine kindischen Thorheiten ergötzt, so sehr rühren uns Helene und Bernhard.

Gerade dieser glücklichen Mischung von Lächerlichkeit und Leidenschaft ist der Erfolg des neuen Lustspiels zuzuschreiben. Es herrscht eine gemilderte Heiterkeit in demselben, wie Sandeau sie allein zu verbreiten versteht. Deshalb dürfte auch sein Erfolg wol gerechtfertigt sein, und man kann nur wünschen daß die Aufnahme der „Mademoiselle de la Seiglière" den Verfasser ermuthige den einmal betretenen Weg nicht wieder zu verlassen. 16.

Leopoldo Cicognara.

Neulich starb in Florenz des Grafen Leopoldo Cicognara einziger Sohn, Francesco, in nicht mehr jungen Jahren. Von ihm ist Nichts zu melden: aber bei seinem Tode, wie bei dem vor etwa anderthalb Jahren erfolgten seiner Stiefmutter wurde die Erinnerung an den Vater wieder lebendig, der in seiner ganzen Erscheinung das Muster eines echten Cavaliers der alten Schule, von edler und schöner Gesichtsbildung, hochgewachsen und voll Anmuth des Benehmens, in vorgerücktem Alter noch alle Blicke auf sich ziehend durch seine Haltung die ein Gemisch von Gemessenheit und Courtoisie war. Leopoldo Cicognara hatte die letzten Zeiten der venetianischen Republik erlebt; er hatte in mehrfach wechselnden Stellungen, bald in der Gunst, öfter in der Ungunst der Gewalthaber, namentlich Napoleon's, die Epoche der ephemeren Republiken, dann des Königreichs Italien durchgemacht; er hatte mehre Jahre lang die venetianische Kunstakademie geleitet und wegen mangelnder Uebereinstimmung mit den Regierenden die Direction niedergelegt; er hatte endlich die letzte Zeit seines Lebens in völliger Unabhängigkeit zugebracht, bald hier, bald dort weilend in einer der italienischen Hauptstädte. Der Geburt nach Ferrara angehörend, war er durch seine mächtigsten Lebensinteressen wie durch seine Lieblingsstellung vorzugsweise Venetianer geworden. Nachdem er sein eigenes Vermögen durch splendide Lebensweise und kostspielige Werke bedeutend geschmälert und unter Anderm seine außerordentlich reiche kunsthistorische und ästhetische Büchersammlung dem Papste Leo XII. zu verkaufen sich veranlaßt gesehen hatte, der sie der Vaticanischen Bibliothek einverleibte, stellte er durch eine zweite ziemlich späte Heirath mit der reichen Witwe eines Foscarini das gestörte Gleichgewicht wieder her.

Als Kunsthistoriker hat er im Laufe der Zeit nicht den Ruf bewahrt den er sich durch seine in der Napoleon'schen Zeit ausgearbeitete „Storia della scultura" bei ihrem Erscheinen erwarb. Das Buch hat viel Verdienstliches: es hat von vornherein dadurch viele Leser gewonnen daß es einen gebildeten Stil und angenehme Darstellung verbindet und einen Ueberblick des ganzen Gebiets der Sculptur gewährt. Aber die Forschung, so weit sie sich auf das Mittelalter bezieht, ist höchst mangelhaft, und es läßt sich nicht leugnen daß der Autor für diesen Theil seiner Aufgabe gerade ein sehr lebendiges Interesse mitbringt. In dieser Beziehung sind neuere Arbeiten unendlich weit über Cicognara hinausgegangen: selbst toscanische und mailändische Localschriftsteller haben Eindringlicheres geliefert. Für die zweite Hälfte des Quattrocento und des Cinquecento ist das Buch brauchbarer, wenngleich der Verfasser zu lange bei den Nachtretern des Buonarroti verweilt, über welche schon Vasari uns viel zu viel auftischt, was man indeß ihm, der seine Erzählung mit so manchen Incidenzfällen und örtlichen Reminiscenzen verbrämt, leichter nachsieht als einem Modernen, bei dem das Interesse an den Personen selbst wegfällt. Was endlich Cicognara's ganze Kunstrichtung anbelangt, so zeigt schon der Umstand daß Canova ihm der Zenith aller Sculptur war zur Genüge, wie wenig man sich auf sein Urtheil namentlich

über die ältern Meister verlassen darf. Mit Canova persönlich sehr befreundet widmete er der Betrachtung seiner Werke den ganzen letzten Theil seiner Geschichte in der zweiten Bearbeitung, mit Missirini und Isabelle Teotochi Albrizzi in der Bewunderung wetteifernd. Bei allen Mängeln aber nimmt die „Storia della scultura" dennoch einen hervorragenden Platz in der italienischen kunstgeschichtlichen Literatur ein und ist eingestandenermaßen das Vorbild für Rosini's „Storia della pittura italiana" gewesen, welche sich indeß nicht so vielen Beifalls zu erfreuen gehabt hat wie Cicognara's Werk. An fleißiger Forschung übertrifft sie dasselbe, aber Cicognara hatte nicht so viele Vorgänger wie der pisaner Professor und gefiel sich weniger in absonderlichen Meinungen.

Außer der Geschichte der Bildhauerkunst gab der Graf Cicognara mit Diedo ein großes Kupferwerk über Venedigs berühmte Bauten, das raisonnirende Verzeichniß seiner schon genannten Büchersammlung und nicht lange vor seinem Tode (1834) eine Reihe von Aufsätzen zur Geschichte der Chalkographie heraus. In letztern sind namentlich die Untersuchungen über die Nielle und den Ursprung des Metallplattendrucks von Werth. Sein Stil ist fließend und im Ganzen angenehm, obgleich nicht frei von Pomp, was mit seinem ganzen Wesen zusammenhing. Er wollte glänzen als Schriftsteller wie in der Gesellschaft. Besonders aber wollte er den Gentleman nicht über dem Schriftsteller vergessen lassen. Auch dann nicht als ich ihn zuletzt, im Jahr 1833, am florentiner Lung' Arno sah, wo er schon krank und zusammensinkend, aber mit seinen schöngeschnittenen Zügen, seinem weißen Haar und seinen feinen Manieren immer noch eine sehr edle Erscheinung war. 26.

Theologische Zeitengen.

Das Charakterbild Christian Märklin's von Strauß (1851) stellt recht klar vor Augen, wie jene Klosterschulen und Seminarien Würtembergs, die früher mit Bengel'scher und Storr'scher Orthodoxie nicht übel daran waren und tapfere Theologen bildeten, in der neuern Zeit durch Schelling'sche Philosophie, Schleiermacher'sche Theologie und Hegel'sche Dialektik ganz etwas Anderes hervorbringen, nämlich Leute welche misliebig gegen das herkömmliche Christenthum gesinnt sind und mit seiner Geschichte auch seinen Theismus verwerfen, gleich Strauß selber. Wahrlich das heranwachsende Geschlecht deutscher Geistlichen ist zu beklagen! Auf der einen Seite Gemeinden welche zum Theil bedeutend im Glauben wanken, aber ihn gestärkt haben wollen, und mit ihnen Consistorien sammt deren begünstigten Orthodoxen, welche frisch das Neue ablehnen; auf der andern Seite eben dieses Neue mit seiner nicht geringen Schärfe und philosophischen Rüstung, welches die Lehre von einem persönlichen Gott, Göttlichkeit Christi und Unsterblichkeit befehdet und die Nachsinnenden in Zwiespalt bringt mit sich selbst und ihrer Lebensaufgabe, worüber sie doch in irgend einer Weise abschließen müssen. So geräth denn Märklin, ein nicht vorragend begabter, doch für Gutes und Geistesbildung hinreichend empfänglicher und ausgerüsteter Mann, schon mit seiner Vorbildung in die verdrießlichsten Engen, hilft sich gleich Andern unserer Zeit durch Philosophie und steht bei dem Antritt des geistlichen Amts mit dessen Foderungen und seiner gemäß denselben wirkenden Amtsbrüder, besonders der Pietisten, in unerquicklichen Gegensatz, glaubt mit ihnen auf dem Grunde des Schleiermacher'schen Standpunkts verkehren zu können, welches mislingt, weswegen er sich lieber an Nichttheologen hält und zu folgenden Aeußerungen veranlaßt wird (S. 98 fg.): „Die Theologen, namentlich Geistliche, haben doch alle ein eigenes Geschmäckchen, ich verhandle nicht gerne mit ihnen, die wenigsten haben einen freien Blick und Geist. Die Theologen sind das allerschlimmste Volk, hinter dem harmlosesten steckt doch oft der Pfaffe und Fanatiker. Es ist billig den Pfarrer und Menschen zu unterscheiden; der Mensch ist oft gut, wenn man Alles absondert was Theologie und Amt an ihn gehängt haben; wer nun mehr Geistlicher geworden ist als Mensch geblieben, der ist verloren; wer mehr Mensch, mit dem ist noch Etwas anzufangen, die Meisten schwanken hin und her. Wer ex professo sittlich sein soll, wie der Geistliche, steht eben dadurch in Gefahr unsittlich zu werden." Weil Märklin auch in Druckschriften sich gegen den Pietismus erklärte, war es für ihn wahrer Segen zu Heilbronn als Schulmann angestellt zu werden. Ihn erreicht in dieser Lage die politische Märzbewegung von 1848, und er nimmt daran lebhaften Antheil als gemäßigter Liberaler, wird aber bald von den Radicaleifernden überflügelt und zur Seite geschoben. Der Tod ereilt ihn im October des Jahres, zerfallen mit Theologie und Politik. 36.

Notizen.

Verloren gegangenes Gemälde von Tintoretto.

Man kennt auch in Deutschland den fruchtbaren und feurigen venetianischen Maler Tintoretto und namentlich ist er Denen bekannt die Venedig und den Dogenpalast daselbst aus eigener Anschauung kennen. Die Italiener selbst nennen ihn wegen seiner zahlreichen großen, besonders mit Figuren so verschwenderisch ausgestatteten Gemälde „il furioso di pennello." Von ihm ward dem deutschen Reisenden Kohl, da er im Jahre 1850 in Pirano in Istrien war, daselbst Folgendes erzählt, was er in seinem Werke „Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro" (1851, II, 443) bei der Gelegenheit mittheilt, da er der im 12. Jahrhundert in den Gewässern der Rada di Pirano zwischen den Venetianern und dem mit den Genuesen verbündeten deutschen Kaiser Barbarossa stattgefundenen Schlacht gedenkt, in welcher die kaiserliche Flotte geschlagen und vernichtet und der deutsche Prinz Otto von den Venetianern gefangen genommen wurde. Der venetianische Senat habe nämlich diese Schlacht von Tintoretto auf einem großen Bilde darstellen lassen und dann dasselbe an die Stadt Pirano geschenkt, in der es lange als ein den Bürgern theures Ruhmeszeichen aufbewahrt worden sei. In neuester Zeit aber, als ganz Istrien östreichisch geworden, habe Kaiser Franz bei einem Besuche in Pirano jenes Bild gesehen, interessant gefunden und es von der Stadt zum Geschenk erhalten, dafür aber derselben mit seinem eigenen Portrait eine Art Gegengeschenk gemacht. Das Bild von Tintoretto sei darauf nach Wien geschafft und in der kaiserlichen Galerie des Belvedere aufgehängt worden. „Ich war natürlich begierig", fährt Kohl fort, „dieses Gemälde zu sehen, und als ich später nach Wien kam, gab ich mir Mühe es dort aufzusuchen. Allein es gelang weder mir noch den Vorstehern der kaiserlichen Sammlung. Das Bild von Tintoretto war weder in der Galerie noch in den Katalogen, noch auch unter den zahlreichen Reservegemälden, die dort noch unaufgestellt in den Vorrathskammern jenes Museums liegen, zu finden. Man wußte dort überhaupt Nichts von dem Bilde und war geneigt, die ganze Existenz desselben in Zweifel zu ziehen, und doch hatte ich meine Nachricht von einer sehr guten piranischen Autorität." Es fragt sich nun wohin es gekommen sein mag. Die Beantwortung dieser Frage lohnt sich bei dem künstlerischen und historischen Interesse des Gemäldes wol der Mühe. Vielleicht vernimmt sie auch hier Jemand und weiß eine Antwort darauf.

Ragusa und seine gelehrten Männer.

In der Republik Ragusa zeigt sich die eigenthümliche Erscheinung daß, während z. B. in Florenz, in Mailand und andern italienischen Städten die Blüte der Künste und Wissenschaften erst dann sich zu entfalten begann, nachdem dort die Republiken umgestürzt waren und fürstliche Erbgeschlechter auf den begründeten Thronen als Mäcenaten der Musen sich nie-

dergelassen hatten, in Ragusa, wo nie ein Hof bestanden und Fürsten nie residirt haben, die Wissenschaften, wenn auch gerade nicht die Künste, ohne besondere Pflege und ohne Protectoren aus freien Stücken und aus eigenem Antriebe geblüht und schöne Früchte gezeitigt haben. Der ragusanische Gelehrte Appendini, der zwar nicht selbst in Ragusa geboren war, aber dort lange in einem Piaristenkloster gelebt hatte, hat ein bekanntes Werk über Ragusa in einem Quartbande geschrieben, das in der einen Hälfte die Geschichte, die Politik und die Alterthümer der Republik, in der andern auf 400 enggedruckten Seiten die Literatur von Ragusa behandelt. Nach einer Notiz aus dem Jahre 1851 wurde damals ein Werk in Ragusa gedruckt, in welchem alle Portraits und Lebensbeschreibungen der ausgezeichneten Mathematiker, Astronomen, Historiker, Dichter, Kritiker und Politiker, welche in Ragusa gelebt haben, gesammelt werden. Es hat mehre Bände enthalten sollen, obgleich man darin nur die ausgezeichnetsten und auch im Auslande verehrten Männer hat aufnehmen wollen. 8.

Mirabeau's Sterbelager.

Carlyle schildert uns („The French revolution: a history") den Tod Mirabeau's wie folgt: „Sonnabend den 2. April fühlte Mirabeau daß der letzte der Tage für ihn anbrach; daß er an diesem Tage scheiden müsse und aufhören zu sein. Sein Tod ist titanenhaft wie sein Leben es war. Zum letzten male erregt, im Schimmer naher Auflösung, ist das Gemüth des Mannes ganz glühend und flammend, ergießt sich in Worte, derer die Menschen lange gedenken. Er sehnt sich zu leben, fügt sich aber doch in das Sterben, rechtet nicht mit dem Unabwendbaren. Seine Rede ist wild und wundersam. Unirdische Phantasmagorien tanzen jetzt ihren Fackelreigen um seine Seele. Sie selbst schaut feuerblitzend, regungslos aus, umgürtet für diese große Stunde! Zuweilen kommt ein Lichtstrahl von ihm über die Welt, die er im Begriffe ist zu verlassen. «Ich trage in meinem Herzen das Grablied der französischen Monarchie; ihre todten Reste werden nun die Beute der Factionen.» .. Oder auch, was ebenfalls charakteristisch ist, wenn er Kanonenschüsse hört: «Haben wir schon die Leichenfeier des Achilles?» Ferner, während ein Freund ihn stützt und hält: «Ja stütze dies Haupt. Wollte, ich könnte es dir vermachen!» Denn der Mann stirbt wie er gelebt hat; selbstbewußt, einer auf ihn blickenden Welt bewußt. Er sieht hinaus in den jungen Frühling, der ihm niemals Sommer wird. Die Sonne ist aufgegangen; er sagt: «Si ce n'est pas là Dieu, c'est du moins son cousin germain.» Der Tod hat die Außenwerke bewältigt; die Kraft zum Sprechen schwand; die Citadelle des Herzens hält allein noch aus: der sterbende Riese begehrt leidenschaftlich durch Zeichen Papier und Feder, schreibt sein heftiges Verlangen nach Opium, um diese Agonie zu enden, nieder. Der sorgenvolle Arzt schüttelt das Haupt: «Dormir», schreibt der Andere, leidenschaftlich darauf deutend. So stirbt ein gigantischer Heide und Titan; blind, ungebeugt hinabsinkend zu seiner Ruhe. Um halb neun Uhr Morgens sagt der zu des Bettes Füßen stehende Doctor Petit: «Il ne souffre plus». Sein Dulden und Wirken ist nun zu Ende." 12.

Bibliographie.

Alexis, W., Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder vor fünfzig Jahren. Vaterländischer Roman. 1ster und 2ter Band. Berlin, Barthol. 8. 3 Thlr.

Baur, F. C., Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Benedix, R., Die Lehre vom mündlichen Vortrage. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bildung einer deutschen Landwehr. Von Px. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 9 Ngr.

Bormann, K., Die Tage des Herrn. Berlin, Hertz. 8. 15 Ngr.

Busch, Beobachtungen und Wahrnehmungen, welche bei der totalen Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851 gemacht worden sind. Ein Vortrag in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg am 12. Novbr. 1851 gehalten, mit Zusätzen und 2 Zeichnungen in Farbendruck vervollständigt. Königsberg, Voigt. 8. 10 Ngr.

Collmann, C., Bayard der Ritter ohne Furcht und Tadel. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 27 Ngr.

Delius, N., Shakspere-Lexikon. Ein Handbuch zum Studium der Shaksperischen Schauspiele. Bonn, König. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Filangeri's Ansichten über Familien-Fideicommisse und Lehen. Insterburg, Wilhelmi. Gr. 8. 5 Ngr.

Gärtner, W., Die Welt angeschau't in ihren Gegensätzen: Geist und Natur. Zugleich eine kritische Entgegnung auf die modernen Theorien vom „Geiste in der Natur". Ein Beitrag zur katholischen Wissenschaft. 2te Auflage. Wien, Gerold. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Horn, W. O. v., Des alten Schmiedjacob's Geschichten. Mit vielen neuen Illustrationen von L. Richter. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr.

Huber, V. A., Ueber die cooperativen Arbeiterassociationen in England. Ein Vortrag, veranstaltet von dem Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen, gehalten am 23. Febr. 1852. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Julius von der Traun, Die Geschichte vom Scharfrichter Rosenfeld und seinem Pathen. Wien, Gerold. 8. 10 Ngr.

Otto, F., Diesseits und Jenseits des Oceans. Schwerin, Oertzen u. Schloepke. 12. 15 Ngr.

Planck, K. C., Katechismus des Rechts, oder Grundzüge einer Neubildung der Gesellschaft und des Staats. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr.

Rocholl, R., Elias. Skizzen aus einem heiligen Texte. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 18 Ngr.

Roscher, W., Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre. Nachträge. Leipzig, Weidmann. Hoch 4. 8 Ngr.

Schönhuth, O. F. H., Ludwig Napoleon Bonaparte, Erster Präsident der französischen Republik, wie er war und wie er ist. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 6 Ngr.

Söltl, Demosthenes der Staatsmann und Redner. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wie fängt man einen Sonnenstrahl? Aus dem Englischen. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Widersprüche, oder: Wie sieht's mit der Bibel aus? Beantwortung der Frage: Ist die Bibel auf übernatürliche Weise durch göttliche Eingebung entstanden, oder haben sie irrthumsvolle Menschen verfaßt? 3te umgearbeitete Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger. Gr. 8. 3 Ngr.

Wehl, F., Hölderlin's Liebe. Ein dramatisches Gedicht nebst einem lyrischen Anhange. Hamburg, Berendsohn. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Durch! Antwort auf: Wohin? Eine Denkschrift aus dem Jahre 1844. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Gebt Acht! oder die zweite Theilung Teutschlands. Von German. Nürnberg, Schiefer. 8. 4 Ngr.

Hall, Newman, Ich bin es! oder des Herrn Stimme im Sturm. Aus dem Englischen übersetzt von L. v. G. Frankfurt a. M., Brönner. 32. 4 Ngr.

Der Septembervertrag und die gegenwärtige Situation in Hannover. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XVI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1851 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. XIV.)

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ausweise über den Handel von Oesterreich im Verkehr mit dem Auslande und über den Zwischenverkehr von Ungarn sammt der serbischen Woiwodschaft und dem Temeser Banate, dann von Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen und der Militairgränze mit den andern österreichischen Kronländern, in den Jahren 1831—49. Zusammengestellt von der Direction der administrativen Statistik im k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Erster bis zehnter Band. Folio. (Wien.) 1843—51. Geh. Preis des Bandes 2 Thlr. 15 Ngr.

Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie für die Jahre 1842—46. Zusammengestellt von der Direction der administrativen Statistik im k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Erster bis vierter Band. Folio. (Wien.) 1846—50. Geh. Preis des Bandes 2 Thlr. 15 Ngr.

Normand der Aeltere und **Lemonnier de la Croix, Das neue Paris**, oder Auswahl von Gebäuden in den neuen Quartieren dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen. Dritter Theil, enthaltend die Hauptpläne von Landhäusern, sowie von Gärten verschiedener Art u. s. w. 160 Tafeln. 4. 12 Thlr. 24 Ngr.

Dieser Band ist auch in 32 Lieferungen zu 12 Ngr. zu beziehen. Die ersten beiden Bände enthalten nur Gebäude, welche sich in Paris befinden, und kosten ebenfalls jeder 12 Thlr. 24 Ngr.

Erste Preise der Architektur. Architektonische Entwürfe gekrönt durch die Königliche Akademie der schönen Künste von Frankreich. Herausgegeben von **D. Avanzo & Comp.** in Lüttich. 141 Tafeln. Folio. Lüttich. 32 Thlr.

Prospecte und Probelieferungen sind auf Verlangen zu haben.

Émy (A. R.), Cours élémentaire de fortification fait à l'école spéciale militaire. 3 parties. In-8., avec atlas in-folio. Liége. 8 Thlr.

Le Génie industriel. Revue des inventions françaises et étrangères, annales des progrès de l'industrie agricole et manufacturière, technologie, mécanique, etc. par **Armengaud frères.** 1851. 12 Nos. In-8. Paris. 6 Thlr. 20 Ngr.

Humboldt (Alexandre de), Cosmos. Essai d'une description physique du monde. Traduit par **H. Faye.** T. I—III. 1re partie. In-8. Paris. 9 Thlr. 8 Ngr.

——————, Tableaux de la nature. Edition nouvelle, traduite par **Ch. Galusky.** Avec cartes. 2 vol. In-12. Paris. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jablonowski (Comte), Appel aux Conservateurs, ou la démagogie à la solde de l'étranger. In-8. Paris. 8 Ngr.

Lamartine (A. de), Histoire de la Restauration. T. I—IV. In-12. Paris. Preis des Bandes 1 Thlr.

Letarouilly, Edifices de Rome moderne, ou Recueil des palais, maisons, églises, couvents et d'autres monuments publics et particuliers les plus remarquables de la ville de Rome. Livraisons 1—28. In-folio. Liége. Preis der Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Prospecte und Probelieferungen sind auf Verlangen zu erhalten.

Minard (M.), Cours de construction des ouvrages qui établissent la navigation des rivières et des canaux, professé à l'école des ponts et chaussées de 1832 à 1841. In-4., accompagné d'un atlas in-folio. Liége. 8 Thlr. 24 Ngr.

——————, Cours de construction des ouvrages hydrauliques des ports de mer, professé à l'école des ponts et chaussées. In-4., accompagné d'un atlas in folio. Liége. 6 Thlr. 20 Ngr.

Muséum d'histoire naturelle de Paris. Catalogue méthodique de la collection des reptiles. 1re livraison. Catalogue de la collection entomologique. Classe des insectes. Ordre des coléoptères. 1re et 2me livraison. In-8. Paris. Preis der Lieferung 1 Thlr. 22½ Ngr.

Normand, Paris moderne. 3me partie. Choix de maisons de campagne et constructions rurales des environs de Paris, levées et dessinées par **Lemonnier de la Croix** et **Normand aîné.** 160 planches. In-4. Liége. 12 Thlr. 24 Ngr.

Pardessus (J. M.), Essai historique sur l'organisation judiciaire et l'administration de la justice depuis Hugues Capet jusqu'à Louis XII. In-8. Paris. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reynaud (L.), Traité d'architecture, contenant des notions générales sur les principes de la construction et sur l'histoire de l'art. Première partie. Eléments des édifices. Atlas. Livraison 1. In-folio, avec un texte explicatif in-4. Liége. Preis der Lieferung 24 Ngr.

Rondelet (J.), Traité théorique et pratique de l'art de batir. Supplément par **G. A. Blouet.** Atlas. Livraisons 1—20. (Fin.) In-folio, accompagné d'un volume de texte in-4. Liége. Preis der Lieferung 28 Ngr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXII. (1850.) In-8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850. In-Folio. (Roma.) Pränumerations-Preis 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des **Instituts für archäologische Correspondenz in Rom** beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1848 und 1849 werden jeder noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben. Dazu erschien:

Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. In-8. (Roma.) 1848. 4 Thlr.

Biblioteca de autores españoles desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias ordenada por D. **Buenaventura Carlos Aribau.** Tomos I—XVII. Gr. in-8. Madrid. Preis des Bandes 4 Thlr.

I. Obras de *Miguel de Cervantes Saavedra.*
II. Obras de *D. Nicolas* y de *D. Leandro Fernandez de Moratin.*
III. Novelistas anteriores á Cervantes.
IV. Elegías de Varones ilustres de Indias por *Juan de Castellanos.*
V. Comedias escogidas de *Fray Gabriel Tellez* (el maestro *Tirso de Molina.*)
VI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. I.
VII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. I.
VIII. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. II.
IX. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. II.
X. Romancero general, ó Coleccion de romances castellanos, recogidos por *D. Agustin Duran.* T. I.
XI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. III.
XII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. III.
XIII. Epistolario español. Coleccion de cartas de españoles ilustres antiguos y modernos por *Don Eugenio de Ochoa.* T. I.
XIV. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. IV.
XV. Obras escogidas del Padre *José Francisca de Isla.*
XVI. Romancero general, ó Coleccion de romances castellanos anteriores al siglo XVIII, recogidos por *D. Agustin Duran.* T. II.
XVII. Poemas epicos. Coleccion dispuesta y revisada, con notas biograficas y una advertencia preliminar por *D. Cayetano Rosell.* T. I.

Prospecte dieser Sammlung sind auf Verlangen gratis zu haben.

Ticknor, Historia de la literatura española, traducida al castellano, con adiciones y notas críticas por **D. Pascual de Gayangos** y **D. Enrique de Vedia.** Tomo I. En-8. Madrid. 3 Thlr.

Dzieje starego i nowego testamentu na wzór niemieckich Kabata na nowo ułożoné przez **X. A. R.** Drugie wydanie. 16. Poznań. Geh. 10 Ngr.

Poplinski (A.), Geografia podług Seltena. Kurs pierwszy dla szkól początkowych. Edycya III, całkiem przerobiona. 8. Poznań. 15 Ngr.

Popliński Przykłady do tłomaczenia z łacińskiego na polskie i z polskiego na łacińskie. Część II. na Quintę. Edycya druga. 8. Poznań. Geh. 12½ Ngr.

Treść religii to jest Dzieje starego i nowego Testamentu oraz Katechizm rzymska-katolicki przez **X. A. R.** Wydanie drugie. 8. Poznań. 10 Ngr.

Weclewski (Zygmunt), Słownik łacinsko-polski do autorow klassycznych zwykle po Gimnazyach czytywanych. 4. Poznań. 2 Thlr.

ספר עקידת יצחק על חמשה חומשי תורה ועל חמש מגלות
מהחוקר ר' יצחק בן עראמה וספר חזות קשה מהמחבר. ועוד
הוספנו פירוש מקור חיים הכולל ביאור תוכן כל שער, ומקומות
הסתומים בדברי רבינו, הן בחמשה חומשי תורה והן בחמש מגלות,
ובספר חזות קשה. ובראש הספר תולדת הב"ע ז"ל מאת חיים יוסף
פאללאק.

Akedat Jizchak, oder philosophische Abhandlungen über den Pentateuch, mit Bezug auf die jüdische Religionsphilosophie, nebst einer Polemik gegen den Aristotelismus. In 105 Abschnitten dargestellt von **Isaak Arama** aus Zamora in Spanien. Zum achten male abgedruckt, mit Glossar und leichten Commentationen. 5 Bände. 8. Preßburg. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Finnische Literatur.

Alfthan (J.), Italine. Lyriska Skaldeförsök. 8. Wiborg 1850. 20 Ngr.

Cygnaeus (F.), Skaldestycken. 1. Delen. 8. Helsingfors. 1851. 1 Thlr. 13 Ngr.

Kullervo, öfversatt af **C. G. Borg.** 8. Helsingfors. 1851. 13 Ngr.

Historisk Öfversigt af Kejsar Nicolai I[s] regering. Öfversättning från Ryskan. 8. Helsingfors. 1850. 20 Ngr.

Runeberg (J. L.), Dikter. 2 Delar. 8. Helsingfors. 1851. 2 Thlr.

————, Elgskyttarne, nio sånger. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr.

————, Julqvällen. En Dikt i tre sånger. 8. Helsingfors. 1851. 15 Ngr.

————, Nadeschda, nio sånger. 8. Helsingfors. 1850. 25 Ngr.

Stenbäck (L.), Dikter. I, II. Andra tillökta och förbättrade Upplagan. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr.

Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. IX, X. Argången. Utgifen på Finska Litteratur-Sellkapets förlag. 8. Helsingfors. 1850, 51. Preis des Bandes 1 Thlr. 10 Ngr.

Topelius (Z.), Ljungblommor. 2 Samlingar. 8. Helsingfors. 1845—50. 1 Thlr. 15 Ngr.

Analecta clinica iconibus illustrata, quae ediderunt **J. Ilmoni** et **L. A. Törnroth.** Tomus I. Fasciculus I. Folio. Helsingfors. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pharmacopoea Fennica. Editio II. 8. Helsingfors. 1850. 1 Thlr. 15 Ngr.

———— Supplementum. Editio II. 8. Helsingfors. 1851. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sahlberg (R. F.), In faunam insectorum rossicam symbola, novas ad ochotsk lectas carabicorum species continens. 8. Helsingfors. 1844. 13 Ngr.

Ilmoni (J.), Rede bei der akademischen Erinnerungsfeier, den 11. Januar 1851. 8. Helsingfors. 1851. 8 Ngr.

Nordenskiöld (N.), Ueber das atomistisch-chemische Mineralsystem und das Examinationssystem der Mineralien. Mit Tabellen. 4. Helsingfors. 1849. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind **gratis** zu erhalten:

1. Verlagskatalog von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.
2. Ausländische Commissionsartikel von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.
3. Verlagskatalog von **August Campe** in Hamburg. Diese Kataloge sind bis 1851 fortgeführt.
4. Notice de livres anciens de Théologie qui se trouvent chez ***F. A. Brockhaus*** à Leipzig.
5. Catalogue de livres au rabais qui se trouvent chez ***F. A. Brockhaus*** à Leipzig.
6. Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen, welche von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen sind. Nr. 1—6.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 17. —— 24. April 1852.

Inhalt.

L'Allemagne et les Allemands, par *Hermann Ewerbeck*. Paris 1851.

Der Verfasser dieser Schrift, von Geburt, wie auch sein Name verräth, ein Deutscher, seinem Bürgerrecht nach Franzose, nach seinen Gesinnungen endlich — er ist socialistischer Demokrat — Weltbürger und entschiedener Anhänger der Lehre von der allgemeinen Verbrüderung und Solidarität aller freien oder nach Freiheit strebenden Völker, hat auch hier den letztgenannten Gesichtspunkt vorzugsweise ins Auge gefaßt. Er will das französische Volk mit den Zuständen Deutschlands bekanntmachen, über welche es im Dunkel erhalten worden sei von Denen welche zitterten bei dem Gedanken an eine wahre, innige Freundschaft dieser beiden Nationen. Er will die Vorurtheile welche dieselben noch trennen zerstreuen, damit beide sich gegenseitig achten und lieben. Der schroffe Gegensatz welcher zwischen beiden Völkern hinsichtlich ihrer geschichtlichen Entwickelung, ihrer staatlichen Gestaltung, ihres Charakters und ihres Temperaments bestehe, enthalte, meint der Verfasser, eine um so dringendere Auffoderung für sie sich zu verständigen und gemeinsam zu handeln, ihre beiderseitigen Fehler würden sich durch den Contrast selbst verwischen, ihre guten Eigenschaften würden sich gegenseitig ergänzen und steigern. Frankreich repräsentire das romanische, Deutschland das germanische Element; nur durch vereinigtes Vorangehen dieser beiden Racen könne Europa gerettet werden, wie aber sei eine solche Vereinigung denkbar, solange die Hauptvertreter derselben getrennt blieben?

Sei erst diese mächtige und erhabene Einigung der romanischen und der germanischen Race in sittlicher, geistiger und materieller Beziehung erfolgt, so würden auch die Polen als Repräsentanten der slawischen und die Ungarn als Repräsentanten der vierten tatarischen Race sich ihr anschließen.

Denen welche das deutsche Volk verachteten, weil es trotz seiner wissenschaftlichen Größe in der Politik sich unfruchtbar und schwach gezeigt, ruft er zu:

Unterscheiden wir wohl! Das heutige Deutschland seufzt unter der Last der Sünden seiner Väter, seine Kaiser haben versäumt ihm die Einheit zu geben; verblendet und von engem Geiste ahmten sie nicht das Beispiel der französischen Könige nach. In Frankreich strebte man nach Einförmigkeit, in Deutschland nach Mannichfaltigkeit; auf jedem dieser beiden Wege liegen Uebelstände, nur sind die der Centralisation einfacher; das Eine führt zum Despotismus eines Einzigen, das Andere zu einer regellosen Vielherrschaft. So war es in der Vergangenheit. Künftig werden es nicht die deutschen Fürsten sein denen das Volk die Sorge für die Einigung Deutschlands anvertraut. Das deutsche Volk wird selbst diese Einigung herstellen.

Dieses demokratische Deutschland wird eine große moralische Schuld zu sühnen haben die auf dem deutschen Namen lastet: ihm liegt die heilige Pflicht ob, die Nachbarstaaten Italien, Ungarn, Polen wiederherzustellen, auf welche das monarchische und diplomatische Deutschland einen so verderblichen Druck geübt hat.

Dem Deutschland von 1848 ist so wenig als der französischen Republik der Vorwurf zu machen daß es Italien und Polen verrathen habe. Das Princip der Brüderlichkeit und gegenseitigen Gerechtigkeit unter den Völkern, obschon im Jahre 1848 laut verkündigt, war doch damals noch zu neu, zu wenig in die Herzen der durch den langen Druck der Heiligen Allianz entarteten Völker eingedrungen. So kam es daß das deutsche Parlament die Polen in Posen niedermetzeln ließ und den Italienern das nachgesuchte (?) Bündniß verweigerte; so kam es daß die Nationalversammlung Frankreichs die junge Freiheit Italiens den Oestreichern preisgab.

Franzosen, Deutsche, Italiener, Magyaren, Polen, verständigt euch endlich! reicht euch die Bruderhand! Dann wird die Bestimmung des Menschengeschlechts in Erfüllung gehen.

Wir haben es hier nicht mit dieser Theorie des Verfassers von der Solidarität der Völker, sondern mit seiner Geschichtsdarstellung Deutschlands und der Deutschen zu thun. Wir Deutschen sind nicht eben verwöhnt durch

die französischen Schriftsteller was Genauigkeit und Treue in der Schilderung und Beurtheilung unserer Zustände betrifft. Zu dem Verfasser des vorliegenden Werks freilich hatten wir uns wol seines deutschen Ursprungs wegen einer gründlichern Kenntniß deutscher Verhältnisse zu versehen. Auch ist in der That eine nähere geistige Verwandtschaft des Darstellenden zu dem dargestellten Stoffe in dieser Geschichte des deutschen Volks nicht zu verkennen. Ja wir möchten glauben daß bisweilen der deutsche Ursprung des Verfassers in Auffassung und Behandlung der Thatsachen und selbst im Ausdruck fast zu sehr zum Vorschein komme, um nicht dem Zwecke des Buchs, gerade ein französisches Publicum über deutsche Zustände zu belehren und dafür zu interessiren, vielleicht Abbruch zu thun.

Der Standpunkt des Verfassers als Demokrat und Socialist tritt zwar offen und namentlich bei der Darstellung der Gegenwart nicht selten zu einseitiger Auffassung verführend hervor; doch hat der Verfasser sich von jener Verschwommenheit in vagen Allgemeinheiten, durch welche manche Schriftsteller dieser Schule den Mangel eines sorgfältigen Details zu ersetzen suchen, wenigstens in vielen Partien seiner Darstellung freizuhalten gewußt. Als ein Verdienst rechnen wir es ferner dem Verfasser an daß er den Franzosen nicht blos das Deutschland wie es gegenwärtig ist, sondern auch wie es geworden vorzuführen, daß er in einer raschen und gedrängten Uebersicht nicht blos die politische, sondern auch die Culturgeschichte des deutschen Volks zu entwickeln versucht hat.

Aber mit diesen Zugeständnissen sind wir auch am Ende unserer anerkennenden Beurtheilung der Arbeit Ewerbeck's.

Ein Werk welches ausdrücklich den Zweck an der Stirn trägt, die Franzosen über Deutschland und die Deutschen zu belehren, Vorurtheile zu beseitigen, richtigere Ansichten über Das was man diesseit des Rheins will, thut, erstrebt, zu verbreiten, ein solches Werk müßte, sollten wir meinen, vorallem sich die Aufgabe stellen, ein möglichst getreues, vollständiges und unparteiisches Bild von den gegenwärtigen Zuständen des deutschen Volks und Landes, den hier bestehenden politischen und religiösen Parteien und ihren Bestrebungen, den hervorragenden Männern Deutschlands, ihren Charakteren und Leistungen, von seiner Gesetzgebung, seiner Verfassung, seinen volkswirthschaftlichen und finanziellen Zuständen zu geben. In allen diesen Beziehungen jedoch enthält das Ewerbeck'sche Werk große Lücken und Mängel. Wir möchten sagen daß der Verfasser sich fast mehr heimisch zeige in der Vergangenheit als in der Gegenwart Deutschlands, daß er Zustände und Menschen früherer Jahrhunderte besser zu kennen scheine als solche welche der Tagesgeschichte angehören, daß er dort weniger als hier mit allgemeinen Phrasen und Parteischlagwörtern sich behelfe, weniger leichtfertig mit den Thatsachen umspringe, sorgfältiger schildere und unbefangener urtheile.

Zu einem Bilde des gegenwärtigen Zustandes von Deutschland gehört denn doch Etwas mehr als die Wiederholung einiger trivialer Spottreden auf den Bundestag, das vage Gerede von „ungeheuern Vorrechten und Reichthümern" des hohen Adels und das ebenso allgemeine Anführen daß dessen Mitglieder sämmtlich „leidenschaftliche Jäger, Spieler, Lüstlinge, Generale und Obersten in den königlichen und herzoglichen Garderegimentern" seien. Um das gedrückte Loos der Bevölkerungen auf den standesherrlichen Besitzungen und einem Theile der Güter des niedern Adels in Deutschland und die Erniedrigung der ganzen Nation durch das herrschende politische System wirksam und anschaulich zu zeichnen, hätte der Verfasser besser gethan, wenn er statt jener banalen Redensarten, welche durch allzu häufigen Gebrauch abgenutzt sind, die in Deutschland bestehenden oder erst seit kurzem abgeschafften feudalen Lasten, die mannichfachen Vorrechte und Befreiungen einer privilegirten Classe, den weitreichenden und verderblichen Einfluß derselben auf die deutschen Regierungen, ihre Bestrebungen für gänzliche Wiederunterdrückung der übrigen Classen in einigen raschen, scharfen Zügen geschildert hätte. Neben dieser Bloslegung der in Deutschland noch herrschenden Unfreiheit, Ungleichheit und nationalen Zerrissenheit durfte aber auch in einem Werke welches bestimmt ist die Gegensätze zwischen deutschem und französischem Wesen auszugleichen und die Eigenthümlichkeiten der diesseitigen Zustände den Franzosen anschaulich zu machen, es durfte, sagen wir, darin eine wenn auch kurze Charakteristik der Vorzüge des deutschen Staatswesens, z. B. des fast allerwärts ziemlich regen und kräftigen Gemeindelebens mit dem ihm zugrundeliegenden Princip der Selbstregierung, nicht fehlen. Bei Erwähnung der Wiedererhebung Preußens nach dem Unglück von 1806 und 1807 mußte der vielen und bedeutenden Reformen im Innern dieses Staats gedacht werden, und es genügte nicht hier nur die Landwehr und die neuerrichteten Universitäten namhaftzumachen. Wenn ferner der Verfasser es einmal unternehmen wollte, neben der politischen auch die geistige und literarische Entwickelung Deutschlands darzustellen, so war von Goethe und Schiller, von Kant, Fichte und Hegel Mehr und Zutreffenderes zu sagen als hier gesagt ist. Oder ist etwa die philosophische Bedeutung Hegel's charakterisirt, wenn von demselben, nachdem er zuvor der deutsche Aristoteles genannt und mit Luther verglichen worden ist, als sein höchstes, „unsterbliches" Verdienst gerühmt wird: er habe seine Zuhörer dazu angeleitet die alten gewohnten Begriffe, z. B. der Größe, der Quantität, Qualität u. s. w., zu berichtigen; gibt es von seinem politischen Systeme eine richtige Anschauung wenn ihm vorgeworfen wird: „er habe sich nicht über den englischen Constitutionalismus erhoben", er der über die ständische Monarchie und den königlich preußischen „aufgeklärten Despotismus" niemals recht hinauskam.

Und welche Meinung von der Zuverläßigkeit eines Geschichtschreibers deutscher Zustände kann es erwecken, wenn derselbe den allbekannten Nationalökonomen List als einer

Apostel des „Freihandels“ und als den Begründer der „officiellen Staatswirthschaft“ in Deutschland darstellt, wenn er die dresdener Mairevolution in einen „großartigen Aufstand der Fabrikarbeiter und Bergleute“, gleichsam eine socialistische Emeute, verwandelt, wenn er das Parlament zu Frankfurt „die Hand der insurgirten Italiener zurückstoßen“ läßt, da doch eine solche Hand von dieser Seite dem Parlament nie geboten wurde, sondern nur von Seiten der ungarischen Freiheitskämpfer. Oder was soll man von seiner kritischen Unbefangenheit in der Würdigung von Personen denken, wenn man Urtheile liest wie das folgende über den socialistischen Schriftsteller Karl Marx:

> Marx ist ohne Widerrede ein mindestens ebenso bedeutendes kritisches Genie wie G. E. Lessing.

Daß von solchem Standpunkte aus die Bewegung Deutschlands im Jahre 1848, ihre Strebziele und die in ihr wirkenden Parteien weder einer gerechten noch auch nur einer erschöpfenden und mit thatsächlichem Detail unterstützten Beurtheilung unterworfen werden, begreift sich leicht. Es kann daher nicht Wunder nehmen wenn in der Schilderung dieser Ereignisse offenbare Unrichtigkeiten vorkommen, wie z. B. daß schon in der Vorbesprechung der nationalen Partei zu Heidelberg am 5. März 1848 Gustav Struve seinen Plan einer föderativen deutschen Republik entwickelt und der Gagern'schen Idee eines monarchischen Bundesstaats unter preußischer Hoheit entgegengestellt habe, daß beim Vorparlament die ausgetretene republikanische Minorität auf die Bitten des Präsidenten Mittermaier in die Versammlung zurückgekehrt sei, oder wie die Erzählung von dem Vorfall bei Kandern, wo nach des Verfassers Bericht der General Gagern durch ein „brutales und unverständiges Benehmen“ und durch „beleidigende Aeußerungen“ die Gegner noch mehr gereizt, zuletzt aber Feuer! commandirt hätte und darauf von einer Kugel getroffen worden wäre. Natürlich ist das Ministerium Bekk dem Verfasser ein „in dem Netze der großherzoglichen und jesuitischen Reaction befangenes“. Uebrigens muß Bekk diesen Vorwurf mit einem Manne theilen, mit welchem auf gleiche Linie sich gestellt zu sehen er sich billig verwundern wird, mit Brentano. Denn auch von diesem behauptet der Verfasser, „der Großherzog Leopold habe nach seiner Flucht aus Baden (im Mai 1849) von Frankfurt aus fortwährend in geheimen, aber um so vertrautern Beziehungen zu Brentano und seiner Clique gestanden“. Brentano's „machiavellistische Politik“ war es, nach des Verfassers Ansicht, was die entschiedenen Demokraten Schlöffel, Gögg, Fickler u. A. nicht zum rechten Handeln kommen ließ. Beweise für diesen angeblichen Verrath Brentano's sind freilich ebenso wenig wie für jene Anschuldigung gegen Bekk vorgebracht.

Neben solchen, theils thatsächlich falschen, theils unerwiesenen Behauptungen von materieller Wichtigkeit für das geschichtliche Urtheil sind Unrichtigkeiten wie die: daß schon nach dem 10. December 1848 Gagern einem vom Reichsverweser ernannten ultrareactionnairen Ministerium den Platz habe räumen müssen, von untergeordnetem Belang. Bekanntlich war es gerade nach dem 10. December daß Gagern ins Ministerium trat.

Gewiß verdient der Gedanke des Verfassers, unsern Nachbarn jenseit des Rheins ein besseres Verständniß unserer Zustände, unserer Bestrebungen, unsers Nationalcharakters zu erschließen als sie bisher besaßen, alle Beachtung. Zur Ausführung dieses Gedankens kann Niemand geeigneter sein als ein Deutscher der sein Vaterland genau kennt, aber auch lange genug unter Franzosen gelebt hat, um zu wissen welche Seiten des deutschen Wesens vorzugsweise diesen unbekannt oder unverstanden sind, der zugleich die Fertigkeit besitzt den Franzosen das Studium der deutschen Verhältnisse durch eine lebendige, anschauliche und geschmackvolle Anschauungsweise, wie man sie von jener Seite her verlangt, zu erleichtern und angenehm zu machen. Und wenn eine solche Arbeit vom demokratischen, ja vom socialistischen Standpunkte unternommen würde, so wäre dawider Nichts zu sagen, vorausgesetzt nur daß dieser Standpunkt den Verfasser nicht verhinderte die Thatsachen so zu schildern wie sie wirklich sind, die Personen der eigenen und der gegnerischen Partei nicht mit Maßstäben zu messen, deren Ungenauigkeit zu sehr in die Augen springt, um nicht auf die ganze Darstellung einen Schatten des Mistrauens zu werfen, endlich sich von jenen vagen Allgemeinheiten und jenen banalen Parteischlagwörtern fernzuhalten, welche eine klare Anschauung der eigentlichen Sachlage nicht fördern, sondern nur erschweren. Wir bedauern daß das vorliegende Werk diesen Voraussetzungen nicht überall entspricht und daher den von dem Verfasser selbst ihm vorgesteckten Zweck schwerlich erreichen wird. 52.

Zur spanischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 16.)

Desto reichhaltiger ist die vierte Unterabtheilung, die der „Romances de las crónicas caballerescas de *Carlo Magno y los doce Pares de Francia*“, wie Duran sie überschreibt, da er in der That nur literarische Ueberlieferung, wie Turpin's Chronik, die „Reali di Francia“, die französischen Romane von den Haimonskindern, Reinhold von Montalban und Malagis, für die Quellen derselben hält; ich aber würde sie lieber „Romanzen des Karolingischen Sagenkreises“ nennen, weil ich, wie oben bemerkt, Spuren von auch mündlicher Ueberlieferung und eigenthümlich-spanischer Sagengestaltung in ihnen zu finden glaube. *) Daß man auch

*) Für meine Ansicht spricht auch das, wie Duran selbst bemerkt, sich keine ältern Romanzen finden von Sagen dieses Kreises, trotzdem daß die sie enthaltenden Prosaromane ins Spanische übertragen, in Spanien gedruckt und später auch in Volksbüchern dort verbreitet waren, wie „Flores y Blanca Flor“, „Clamades y Claremunda“ u. s. w.; ja sogar von der so bekannten Sage vom Fierabras aus dem so verbreiteten Volksbuche von Carlo Magno gibt es nur Vulgairromanzen aus später Zeit; während zu den meisten und gerade den ältesten Juglar-Romanzen, wie vom Conde d'Irlos, von Gaiferos, Guarinos, Grimaltos, Montesinos, Claros de Montalban, Ca-

unter diesen Romanzen zwei dem Ursprung und der formellen Bildung nach charakteristisch verschiedene Classen, die der ältern Juglarromanzen und die der spätern von Kunstdichtern überarbeiteten oder von vornherein nach Ritterromanen gemachten unterscheiden müsse, habe ich schon früher ausführlicher nachgewiesen („Ueber die Romanzenpoesie" a. a. O., CXVII, 151—152). Duran hält mit Recht auch die ältesten der Juglarromanzen („Romances viejos hechos por los juglares") in der auf uns gekommenen Gestalt (en su actual redaccion) nicht für viel früher als in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts abgefaßt; jedenfalls aber finden sich gerade unter diesen die der Form und Sprache nach überhaupt ältesten aufgezeichneten, weil eben sie schon ihrer Länge wegen zuerst aufgezeichnet wurden.

Außer den allbekannten Romanzen dieses Kreises enthält Duran's Sammlung einige ihr eigenthümliche, wie Nr. 363, eine von der bekannten abweichende Version vom Conde Claros, von einem Juglar, Antonio Pansac, der nach Art der spätern Volkssänger mit dieser Sage Züge aus andern, wie hier aus dem Herz-Märe, vermischt hat [vergl. darüber meine Abhandlung über die prager Sammlung, S. 181 *)], aus einem fliegenden Blatte, Nr. 372, „Roldan y el trovador", aus mündlicher Ueberlieferung in Andalusien, mit wechselnder Assonanz, und Bruchstücke alter Romanzen, wie der „Por el mes era de mayo", enthaltend; zu Nr. 389 und 390, von Durandarte, im Anhang Nr. 1893, dieselbe Variante aus demselben fliegenden Blatt, die ich aus der prager Sammlung S. 87 mitgetheilt hatte.

Mit Recht hat Duran in einer besondern, der fünften Unterabtheilung die „Romances caballerescos cuyos asuntos estan de *novelas ó de poemas italianos*" zusammengestellt, obwol sie auch dem Karolingischen Sagenkreise sich anschließende, aber nur äußerlich und aller traditionnellen Grundlage entbehrende reine Erdichtungen oder parodische Umgestaltungen, nach den italienischen Kunstepen und Ritterromanen (besonders nach Ariosto's „Orlando furioso") ebenfalls nur von Kunstdichtern des 16. und 17. Jahrhunderts gemacht, enthalten. Bemerkenswerth und den tiefern Sinn der Spanier für das Sagenhafte beurkundend aber ist es daß sie selbst in diesen aus so unlautern Quellen geschöpften Romanzen nur die ernst gehaltenen Partien mit Ausschluß aller parodischen Elemente aufgenommen und sogar die ihnen so nahe gelegte ironische Färbung vermieden haben. Darunter befinden sich auch ein paar in frühern Sammlungen nicht vorkommende, wie Nr. 413, aus einer Handschrift des 16. Jahrhunderts, und im Nachtrag Nr. 1892, aus einem fliegenden Blatt.

Solche von den Kunstdichtern, wenn auch im Ernste carikirte und durch falsches Pathos entstellte Romanzen von einer hohlen aufgedunsenen Ritterlichkeit riefen aus derselben Ursache wie bei den morisken die satirischen von selbst hervor, welche die sechste Unterabtheilung: „Romances caballerescos doctrinales, satíricos y de burlas", hier bilden. Es sind deren aber nur drei, zwei auf die besonders von den Kunstdichtern ausgebeutete Sage von Durandarte und Belerma (wovon eine sehr ausgelassene, aber sehr witzige von Góngora), und eine Beltran's weise Rathschläge enthaltend, die er dem neuvermählten Roldan ertheilt (die beiden anonymen aus dem „Romancero general").

Die zweite Hauptrubrik ist die in jeder Beziehung reichste und merkwürdigste der historischen Romanzen: „*Romances históricos*". In der allgemeinen Charakteristik derselben unterscheidet auch Duran zwei Gruppen oder Classen, wesentlich verschieden durch Ursprung und Form. Die eine: aus der Tradition hervorgegangen, im Munde des Volks und seiner Sänger fortlebend, seit dem 16. Jahrhundert zwar erst aufgezeichnet und in den erhaltenen Formen kaum über die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zurückreichend *), aber trotz aller Verwilderung im Volksmund einerseits und der Modernisirung und Verfeinerung durch den Einfluß der Kunstpoesie andererseits doch noch die charakteristischen Merkmale hohen Alterthums, volksthümlichen Ursprungs und volksmäßiger Formen bewahrend. Spuren von den Prototypen dieser Classe historischer Romanzen haben sich in Bruchstücken der ältesten Chroniken (der Crónica general, del Cid, del rey Rodrigo u. s. w., vergl. Ticknor, deutsche Uebersetzung, I, 106, 116, 136, 140, 142 u. s. w.) erhalten, die oft nur in Prosa umgeschriebene Stellen derselben sind und mit auf uns gekommenen fast wörtlich zusammenstimmen. Hingegen ist die andere Classe der historischen Romanzen erst nach den Chroni-

lainos, weder spanische Bearbeitungen noch selbst die französischen Originale bisjetzt aufgefunden worden sind. Wenn aber Duran sich wundert daß von einer Rittersage die er für genuin spanisch hält, nämlich dem Ritterromane von „Tirante el Blanco", sich keine Romanzen finden, so dürfte davon doch Dasselbe gelten was von den Amadis-Romanen bemerkt wurde; denn Ticknor hat trotz der Einsprache seiner spanischen Uebersetzer ganz Recht wenn er den „Tirante" ebenso gut für eine reine Fiction portugiesischen Ursprungs hält wie den „Amadis de Gaula"; worüber Pritson's gelehrte Ausführung in der langen Note zu dem Artikel „Tirant" in der „Bibliotheca Grenvilliana" aus dessen handschriftlichem Katalog der „Romances now in the British Museum" zu vergleichen.

*) Dazu bemerke ich noch daß in dem einzigen auf der k. k. Hofbibliothek befindlichen Exemplar der „Segunda parte del cancionero general" (1552, S. 84) in der „Disparates glosando muchas maneras de romances" der Anfang von Pansac's Version schon angeführt wird, und daß noch eine andere Version in der „Bibliotheca Grenvilliana", II, 616, verzeichnet steht: „Otro romance del conde Claros *nuevamente* trobado por *otra manera*, fecho por *Juan de Burgos*." 2 Bll.

*) Die urkundlich älteste Romanze ist erst nach dem Erscheinen von Duran's Sammlung von dem spanischen Uebersetzer Ticknor's aus dem sogenannten „Cancionero de Lope de Stúñiga" von 1448 bekanntgemacht worden, und ich habe sie im Anhang zur deutschen Uebersetzung mitgetheilt. Das ist aber auch die einzige die man bisher in Handschriften vor dem 16. Jahrhundert aufgefunden; und die ältesten gedruckten Versionen finden sich bekanntlich im „Cancionero general" des Fernandez de Constantina (gedruckt zu Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts) und Fernando del Castillo (1511) in fliegenden Blättern, in der „Silva de romances varios" (Saragossa 1550) und dem „Cancionero de romances" (1550).

ken gemacht worden, ein Product der gelehrten Nachahmung der alten volksmäßigen, in die Mode gekommen ungefähr seit der Mitte des 16. Jahrhunderts (wie durch Sepúlveda, Timoneda, Alonso de Fuentes u. A.), eben infolge der mit dem stärker wiedererwachten Nationalgefühl auch größern Beachtung der Volkspoesie; diese Classe, die chronikenartige, hat noch oft traditionnelle Grundlagen und selbst volksmäßige Formen, wenn solche ihre Quellen, die Chroniken, bewahrt hatten, hat aber im Ganzen doch schon das Gepräge des Gemachten, gesuchter Einfachheit und alterthümlicher Roheit, und ist, da ihre Aufzeichnung gleichzeitig mit ihrer Entstehung, keinen bedeutendern Veränderungen des Textes unterworfen gewesen. Die Romanzen dieser Classe verhalten sich zu jenen der ersten wie die getrockneten duft- und farblosen Pflanzen eines Herbariums zu den mit jedem Frühling frisch blühenden Blumen des Waldes.

Wenn auch Duran nur diese beiden Classen historischer Romanzen besonders hervorhebt, so möchte ich doch noch zweier Schattirungen derselben ausdrücklich erwähnen, deren er nur beiläufig gedenkt, nämlich der ungefähr seit der Mitte des 16. Jahrhunderts entstandenen volksmäßigen (wie z. B. der von Karl V., Philipp II., Don Juan d'Austria u. s. w.), die mit den ältern wol gleiches Princip haben, sich aber von ihnen durch die größere Entfernung von ursprünglichen Zuständen, die Veränderung des Begriffs „Volk" selbst und den Einfluß der Kunstpoesie bedeutend unterscheiden und theils mehr den gleichzeitigen chronikenartigen, theils den spätern Vulgairromanzen anschließen; und der von Kunstdichtern, nicht Gelehrten, überarbeiteten oder nachgeahmten (wie der im „Romancero general", „Jardin de amadores" u. s. w.), die also aus einem wesentlich verschiedenen Principe, dem der Kunstpoesie hervorgegangen waren und mehr oder minder schon alle charakteristischen Merkmale der subjectiven Auffassung, einer bestimmten Tendenz und des Strebens nach technischer Vollendung tragen, meist kenntlich durch Manier und sogar schon durch Affectation.

Ebenso treffend als schön schließt Duran die allgemeine Charakteristik der historischen Romanzen (S. 26):

Diese alten Volksromanzen und volksmäßigen Nachahmungen derselben wären die Elemente zu unserer Nationalepopöe gewesen, hätte es überhaupt für uns eine Möglichkeit gegeben eine solche zu erlangen; denn sie enthielten das ganze Wissen, Glauben, die Sitten und Gewohnheiten des Vaterlandes, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich gebildet und in den Herzen festgewurzelt hatten; denn in ihnen sah sich das Volk durch sich selbst geschildert und seine Gefühle und seinen Ruhm in Thaten dargestellt; denn in ihnen zeigte sich ihm seine Civilisation; sie waren ja das einzige Mittel das es hatte, in einer Sprache und in Formen seiner Fassungskraft angemessen jene Großthaten und Tugenden, deren Andenken es zu bewahren liebte, und jene Laster die es zu beschränken oder zu züchtigen wünschte im Gedächtniß zu erhalten. Diese Elemente eines großen Gedichts, denen analoge in andern Ländern und Nationen zur Bildung eines solchen führten, begannen schon seit den ersten Zeiten der asturischen Halbmonarchie (de la semimonarquia asturiana) zu keimen und entfalteten sich zu voller Blüte (se completaron) in dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, in welcher Epoche sie aber statt einer Epopöe das Nationaldrama erzeugten, das Lope de Vega im Keime errieth und verwirklichte (adivinó y realizó) durch das Volk und für das Volk. Der Instinct und das Genie dieses großen Dichters machten die Bahn wieder frei, welche die Gelehrten und die Kunstdichter (Trovadores) durch die Nachahmung einer Literatur ausländischen Ursprungs verdeckt hatten; und die volksthümliche Begeisterung (la inspiracion popular) bemächtigte sich der Kunst, des Reichthums der Sprache, des poetischen Colorits und all der Fortschritte und Modificationen die wir in unserer Gesellschaft erlangt und erfahren hatten. Seitdem haben die Romanzen ihren charakteristischen Typus zurückerobert und sich in das Drama umgestaltet, wie die Rhapsodien der Griechen sich zu Epopöen ausbildeten; seitdem verwandelten sich die Juglares und Volkssänger in Schauspieler und durchzogen die Städte, Märkte, Dörfer und Weiler, nun Farcen und Dramen darstellend, wie sie früher die Romanzen gesagt und gesungen hatten.

Duran hat auch den reichen Vorrath der historischen Romanzen ihren Stoffen nach in Unterabtheilungen und einige derselben wieder nach Epochen folgendermaßen gegliedert und zusammengestellt:

In die erste Unterabtheilung die Romanzen welche Stoffe der heiligen Geschichte behandeln (die biblischen); unter diesen ist die Zahl der alten traditionnellen sehr gering.

In die zweite Unterabtheilung die mythologischen Romanzen, und zwar wieder geschieden nach der griechischen und der römischen Epoche. Fast alle Romanzen dieser Art gehören dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts und der Kunstpoesie an. *)

Die dritte Unterabtheilung enthält die Romanzen welche Stoffe aus der Geschichte Asiens und der beiden Griechenlande behandeln, und die welche die Sprüche und Thaten der alten Philosophen zum Gegenstande haben. Sie gehören derselben Zeit und demselben Principe an wie die der zweiten Abtheilung.

Die vierte umfaßt die Romanzen deren Stoffe der römischen Geschichte entnommen sind und gliedert sie nach den Epochen derselben in die von den Königen Roms, von der Republik bis zu den Punischen Kriegen, von da an bis zur Zerstörung Numantias, von den Bürgerkriegen bis zu deren Ende und vom römischen Kaiserreich. In dieser und den beiden vorhergehenden Abtheilungen sind die wenigsten traditionnellen Romanzen (etwa mit Ausnahme von ein paar auf die Katastrophe Numantias bezüglichen) zu finden, wie es in der Natur der Sache liegt; sie sind großentheils pedantisch-trockene oder schwülstige Producte der Gelehrten und Kunstdichter aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und auch Duran findet nur darin eine Entschuldigung sie in so großer Anzahl aufgenommen zu haben, daß sie theils doch hin und wieder noch einige sagenhafte Züge enthalten, theils daß es die Aufgabe der Geschichte der Dichtungsgattung überhaupt ist sie auch von ihrer

---

*) Doch finden sich unter den mythologischen einige traditionnelle, wie z. B. die bekannte „Del infante Troco", die Duran aber den Ritterromanzen eingereiht hat. Denn römische Mythen sind in Spanien wirklich volksmäßig geworden.

Schattenseite zu charakterisiren, theils endlich daß die Bücher die sie enthalten schon selten gworden sind. *)

Mit der fünften Abtheilung beginnt eigentlich die der historischen im strengern Sinne, der Romanzen aus der Geschichte Spaniens von der Zeit der Gothen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts und nach den Regenten gegliedert. Doch enthält diese Abtheilung nur die Romanzen aus der ältern allgemeinen Geschichte Spaniens, aus der Geschichte Asturiens, Leons und Castiliens und der spätern spanischen Universalmonarchie. Darunter sind natürlich die merkwürdigsten, die ältesten und echtesten Volksromanzen, die sagenhaften vom Cid, von den sieben Infanten von Lara u. s. w., die am reinsten erhaltenen aus den Grenzkriegen mit den Mauren vor, bei und nach der Eroberung Granadas (los fronterizos), die chevaleresken Legenden von den Pulgares, Vegas, den Meistern von Santiago und Calatrava, die novellenartigen von Abindarraez und Narvaez u. s. w. Dazu gehören auch die zwar ebenfalls noch volksmäßigen, aber unter einem Volke viel niederer Stufe gangbaren Romanzen aus der Zeit Karl's V. und der drei Philippe, von dem Aufstande der Morisken in den Alpujarras, von den Zügen gegen die Berberesken, von der heiligen Liga und der Schlacht bei Lepanto u. s. w. **), die freilich schon gewaltig abstechen von den fronterizos, jenen noch so hochpoetischen Inspirationen eines noch durchaus ritterlichen Volks, großentheils noch von den kämpfenden Helden selbst herrührend und im Munde der Sänger dieses Volks fortlebend!

In die sechste Abtheilung wurden die Romanzen verwiesen, die sich zwar auf die Geschichte von Castilien und Leon beziehen, deren historische Grundlage sich aber so verdunkelt hat daß sie keiner bestimmten Epoche eingereiht werden konnten. Natürlich gehören gerade diese zu den ursprünglichsten oder nur wenig überarbeiteten alten Romanzen. *)

Die siebente, achte und neunte Abtheilung sind für die Geschichten der Dynastien von Navarra, Aragon und Catalonien bestimmt und sehr zahlreich an alten Romanzen.

Die zehnte Abtheilung endlich gibt die Romanzen, deren Stoffe der Geschichte des Auslandes, z. B. Portugals, Italiens u. s. w., entlehnt sind, unter welchen sich aber auch noch einige alte und merkwürdige befinden. Duran schließt seine Uebersicht dieser Rubrik:

Im Unterschiede von den blos auf spanischen Boden verpflanzten (españolizados) Ritterromanzen sehe ich in den alten Romanzen von der Geschichte Spaniens im Mittelalter die einzigen ganz originellen und freien von jeder Nachahmung des Fremden, die des Maurischen nicht ausgenommen. Höchstens könnte man die letztere in einigen wenigen novellenartigen oder halbhistorischen finden, die sich auf die Kriege mit den Mauren von Granada beziehen. Dieses Vorzugs vollkommener Naticnalität sind auch noch jene Romanzen theihaftig, welche vom Beginn bis zum Schluß des zweiten Drittels des 16. Jahrhunderts jenen alten nachgebildet wurden (remedaron á los antiguos); denn ihre Nachahmung beschränkte sich auf Das was uns eigenthümlich war und schloß alles Fremdartige aus.

Auch in dieser Rubrik hat Duran mehre Romanzen gegeben die in keiner frühern Sammlung sich finden; wie Nr. 579 vom König Wamba, aus einer Handschrift des 16. Jahrhunderts; die Cid-Romanzen Nr. 750, ebenfalls aus einer Handschrift des 16. Jahrhunderts **); und im Nachtrag Nr. 1895—98, aus fliegenden Blättern ***); Nr. 954 und 956 von Guzman el Bueno, nach einer Handschrift; Nr. 965, von der Königin Blanca von Bourbon, aus einer Handschrift des 17. Jahrhunderts †); unter den Fronterizos, die von Nr. 1037—1139 beisammen stehen, ist Nr. 1129, von Ponce de Leon, aus einem fliegenden Blatt, ebenfalls dieser Sammlung eigenthümlich, sowie die meisten spätern, aus fliegenden Blättern wiederabgedruckten von Karl V. und den drei Philippen. Dasselbe gilt von den übrigen im Nachtrag gegebenen historischen Romanzen, nämlich Nr. 1894, von dem „Señor de Linares", angeblich nach einer alten In-

*) Ich bin in dieser Beziehung mit Duran ganz einverstanden; nur hätte es mir passender geschienen, auch nach blos stofflicher Anordnung die Romanzen dieser vier Abtheilungen gar nicht zu den historischen zu zählen, sondern sie, etwa als Anhang, den Ritterromanzen anzureihen, da in ihnen wie in den Bildern des Mittelalters Manier und Costume beiweitem die am meisten charakteristischen Merkmale sind und durch ihre Färbung selbst die Natur der Stoffe modificirt worden ist, wie denn auch Duran wol dadurch bestimmt worden ist, die in der vorhergehenden Anmerkung angeführte mythologische Romanze eben den Ritterromanzen einzureihen.

**) Daß auch unter diesen, neben vielen ganz prosaischen chronikenartigen oder bänkelsängerischen auch noch einige sind die wenigstens echt volksmäßigen Ursprung haben, beweisen z. B. die Romanzen von der Eroberung der Stadt Afrika durch Karl V. (bei Duran Nr. 1154). aus dem „Romancero" des Sepulveda (Ausgabe von 1580), wovon sich nach der mir gefälligst mitgetheilten Nachricht Konrad Hofmann's auf der münchener Staats- und Hofbibliothek ein bisher unbekannt gebliebener Einzeldruck in einem fliegenden Blatt mit folgendem Titel befindet: „Romance y relacion verdadera de lo que pasuó en la conquista de la fortissima e inexpugnable ciudad de Africa en Berueria ganada por fuerça de armas por los soldados españoles del emperador y rey nuestro señor en el añno 1550. *Fué embiado por un soldado que se halló en la conquista á otro amigo suyo que reside en Italia.*" (23 Bll. 4.) So waren diese Romanzen für ihre Zeit, was jene alten Volksromanzen für frühere Jahrhunderte; es war eben nur zu ihrer Zeit an die Stelle eines Volks von freien Rittern bereits ein Volk von gehorchenden Soldaten gekommen.

*) In dem Werke selbst ist die hier als sechste angeführte Abtheilung allerdings passender erst nach den drei folgenden eingereiht worden und enthält nur zwei Romanzen, Nr. 1232 und 1233, wovon die erstere irrig noch der vorhergehenden Abtheilung beigedruckt wurde. Diese beiden Romanzen sind die bekannten aus dem „Cancionero de romances": „Ya se asienta el rey Ramiro" und „Atalanda Don Garcia".

**) Diese Romanze aus einer Glosse hergestellt hält Duran für eine der ältesten vom Cid und für das Original der von Timoneda überarbeiteten und ebenso beginnenden: „Por el val se las Estacas", die er unter Nr. 752 mitgetheilt hat.

***) Nr. 1895 ist fast ganz gleichlautend mit der von mir aus der „Silva" von 1550 in dem Anhange zur prager Sammlung (S. 163) mitgetheilten; von der ebendaselbst (S. 40) abgedruckten, denselben Gegenstand behandelnden und ebenso beginnenden Romanze hat Duran unter Nr. 776 nur ein Bruchstück aus einer Glosse gegeben.

†) Diese Romanze beginnt zwar ebenso wie die von mir aus der „Silva" von 1550 mitgetheilte (a. a. O. S. 168), bietet aber im Verfolg eine bedeutend abweichende Version sowol von der der „Silva" als auch von der von Ortiz y Zuñiga angeführten, was nur umsomehr die Volksthümlichkeit dieser Sage beweist.

schrift, aber offenbar späteres Machwerk; Nr. 1899, von dem Infanten Don Henrique, aus einem fliegenden Blatt*); Nr. 1900, von Blanca von Bourbon, ebenfalls aus einem fliegenden Blatt, aber eine manierirte Kunstromanze aus ganz später Zeit, wie die unter Nr. 1901 aus dem „Cancionero" des Fray Ambrosio de Montesino abgedruckte von dem Tode Alfonso's von Portugal, des Gemahls Isabellens, der erstgeborenen Tochter der katholischen Könige.

Nach dem oben gegebenen Grundschema der Anordnung in dieser neuen Ausgabe sollte Duran auf diese zweite unmittelbar seine dritte Hauptrubrik, die der vermischten Romanzen haben folgen lassen. Allein auch hier ist die theoretische Consequenz des Systems der Uebermacht der praktischen Ausführbarkeit unterlegen, und Duran, untreu seinen blos stofflichen Eintheilungsgründen, hat, wie bemerkt, die von ihm sogenannten vulgairen Romanzen nicht in den andern Rubriken untergebracht, sondern sie in einer eigenen Hauptrubrik zusammengestellt, die er zwischen die der historischen und die der vermischten Romanzen eingereiht hat. Wir machen aber Duran diese Untreue keineswegs zum Vorwurf, sondern sind vielmehr erfreut daß nicht starre Systematik ihn abgehalten hat, dieses Zugeständniß der nicht nur möglichen, sondern in manchen Fällen sogar als nothwendig sich aufdringenden Anordnung der Romanzen nach den viel sicherern Eintheilungsgründen, den genetisch-principiellen und chronologisch-formellen, gemacht zu haben. Denn die vulgairen Romanzen bilden eben eine der von Duran selbst nach diesen Kriterien aufgestellten Classen (im erwähnten Anhang), nämlich die sechste der „Romances nuevos vulgares que cantan los ciegos", d. i. der spätern volksmäßigen Romanzen, die ungefähr seit der Mitte des 17. Jahrhunderts im Munde des Volks entstanden oder für das Volk von seinen Sängern, den Blinden, verfaßt worden sind. Mit Recht nennt sie aber Duran „neue vulgaire" im Unterschiede von jenen alten Volksromanzen (viejos populares), mit denen sie wol noch das volksthümliche Princip und die Volksmäßigkeit der Formen gemeinsam haben und daher zu demselben Geschlechte gehören; aber sie sind so sehr eine Entartung von diesem Geschlechte wie das spanische Volk des 17. von jenem des 15. Jahrhunderts, das im Laufe eines Jahrhunderts, besonders seit der völligen Trennung des Adels vom Volke und seinem Sichaufgeben als politischen Standes, aus einem an der Regierung und dem öffentlichen Leben antheilnehmenden Volke von Caballeros und Hidalgos immer mehr zu einem blos passiven von Pecheros geworden war, das, seit auch die Aristokratie der Intelligenz und Bildung sich davon absonderte und andere Interessen verfolgte, ganz zum „gemeinen Volke", vulgus, herabsank.*) Einem solchen Volke gemäß mußten auch seine Lieder, die vulgairen Romanzen werden. Duran sagt sehr treffend:

> Weil abergläubisch, beeiferte es sich die falschen Wunder zu besingen; weil unfrei im Denken, glaubte es Alles ohne Prüfung; zwar noch immer tapfer, aber nicht mehr theilnehmend am echten Heldenthume und seinem Preise, pries es die Uebelthäter und die Banditen, die der menschlichen Gerechtigkeit spotteten. Das waren nur die instinctmäßigen Nachtriebe des stolzen castilischen Charakters gegen die Tyrannei.... Aus diesem Sumpfe von Verderbtheit, falschem Wissen und irregeleitetem Glauben schöpften die Romanzen ihre Stoffe, welche die Blinden seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zu verbreiten begannen, und welche dem verblendeten Haufen (vulgo alucinado) so zusagten daß sie seinen Katechismus, seinen Zauber, seine Lust und man kann sagen sein einziges ideales Muster und wahres Ebenbild ausmachten. Diese Romanzen hatten seinen ganzen Beifall, denn sie zeigten ihm die Furchtlosigkeit in einem Contrebandisten als Sieger über ein Regiment, und wie er der Autoritäten spottet, die zwar das Verbrechen verfolgten, aber es unter den verhaßten Formen des Despotismus thaten; jene schlüpfrigen Gemälde nahmen sein Interesse in Anspruch, in welchen ein entschlossenes Mädchen ihre Familie verläßt und die väterliche Autorität misachtet, um einem ruchlosen Eisenfresser (valenton rufian) zu folgen, dessen Raub es unterbringen hilft und dessen Meuchelmorde es begünstigt; dieses Volk klatschte vor Freude in die Hände, wenn ihm ein Rudel von Häschern dargestellt wurde, in die Flucht geschlagen von einem außergewöhnlichen Verbrecher, der sich wie ein tapferer Degen gerirte (con visos de valiente); es enthusiasmirte sich für einen Räuber der die Armen von der den Reichen abgenommenen Beute unterstützte; es gefiel ihm, wenn es ihn muthig das Schaffot besteigen sah, von wo er nach abgelegter Beichte einen rührenden Sermon an die Zuschauer richtete und starb, ebenso wie sie überzeugt, nun schnurgrade in den Himmel

*) Demselben aus dem auch ich diese Romanze (a. a. O. S. 46) wieder abgedruckt habe. Eine andere von Duran, Nr. 1881, und von mir (a. a. O. S. 63) nach einem und demselben fliegenden Blatte gegebene Romanze hat der Erstere irrig, wie sich aus meinen Nachweisungen klar ergibt, der Zeit Johann's II. von Castilien zugewiesen, während sie von Johann d'Albret, König von Navarra, handelt.

*) In allen unsern sogenannten historischen Lehrbüchern findet sich als stehende Phrase über diesen Wendepunkt der spanischen Geschichte: „Das spanische Volk mußte durch den Absolutismus und die Inquisition politisch und geistig zugrundegerichtet werden u. s. w."; man lese dagegen Duran's Ansicht (S. 29, Note 20) über diese Katastrophe, worin er, der bekanntlich der liberalen Partei angehört, mit wahrhaft philosophischem Geiste und der Beredtsamkeit eines Jovellanos entwickelt, wie die Ursachen davon nicht blos in dem geistlichen und weltlichen Despotismus zu suchen seien, sondern theils in der damaligen Weltlage und dem Culturgange überhaupt, wie der gleichzeitigen Bildung der spanischen Monarchie und des europäischen Staatensystems, Spaniens Stellung zur Reformation u. s. w., theils in der innern Umgestaltung der spanischen Gesellschaft durch ihre eigene Schuld, wie durch die immer tiefer einreißenden Spaltungen zwischen den Communen und der Aristokratie, den unversöhnlichen Haß zwischen Alt- und Neugläubigen u. s. w.; infolge dessen die königliche und die geistliche Macht immer absoluter und despotischer werden mußten, ja nur das Product des Volkswillens und der Ausdruck der öffentlichen Meinung waren. Wie schön und wahr äußert sich Duran z. B. über die Stichwörter unserer Zeit: Freiheit und Revolution: ¿Donde hay un pueblo que mas tarde ó mas temprano huyendo de un escollo no se estrelle en otro? ¿Que cansado de anarquía, no camine al despotismo, ó del despotismo á revoluciones que, para dejar de ser anarquía, han de ser *dictaduras*, *ya cuando comienzan*, *ya cuando continúan*, *ya cuando acaban*? Hombres libres, *verdaderamente libres*, *no han existido nunca reunidos*, si no se llama *libertad á la obediencia pasiva y á la abnegacion de toda voluntad individual*, comenzadas por la fuerza y continuadas por el hábito. La doctrina del derecho de las mayorías numéricas, aun suponiendo que no sea una fantasma en la práctica, no es otra cosa que la supresion de la libertad absoluta y activa de las minorías.

aufzufahren wie ein Heiliger; und endlich ward es entzückt in diesen Romanzen eine Sündflut von Wundern, Hexereien und Verzauberungen zu finden, eine Zeitung von Erdbeben und Unwettern, Feuersbrünsten, Pestseuchen und andern außerordentlichen Strafgerichten der Vorsehung, über einzelne Personen und ganze Völker verhängt, besonders wenn dies Juden, Mauren oder Ketzer waren. *)

Trotzdem daß daher diese Romanzen vom blos ästhetischen Standpunkt aus verwerflich und in Hinsicht auf poetischen Gehalt mit jenen alten Volksromanzen gar nicht zu vergleichen sind, haben sie doch für die Literatur- und Sittengeschichte großes Interesse; denn sie sind denn doch für ihre Zeit Das was jene alten für die ihrige waren, sie sind sogar nicht ohne Einfluß auf die Kunstpoesie ihrer Zeit, besonders die dramatische geblieben, wie sie ihrerseits schon die deutlichsten Spuren von dem Einflusse der Kunstpoesie tragen und selbst mit pedantischer Gelehrsamkeit coquettiren **); auch finden sich in ihnen, wie wir zeigen werden, noch sagenhafte Elemente und Beispiele der Einwanderung von Märchen.

Es ist daher ein eigenthümliches Verdienst der vorliegenden Sammlung daß sie allein unter allen neuern auch diese Classe von Romanzen berücksichtigt und eine reiche Auswahl davon gegeben hat, um so dankenswerther als sie großentheils nur in fliegenden Blättern sich erhalten haben. Duran hat sie in 11 Gruppen zusammengestellt. *)

1) Die nach den Ritterromanen gemachten (caballerescos); denn auch noch unter diesem Volke lebten die alten Rittersagen fort, freilich nur die Vermittelung der Prosaromane und prosaischen Volksbücher. So hat uns hier z. B. Duran eine Bearbeitung der Sage von Fierabras nach dem Volksbuche „Historia de Carlo Magno" in acht Romanzen (Nr. 1253—1260) von Juan José Lopez gegeben.

2) Die novellen- und märchenartigen (novelescos y fabulosos); die beiweitem interessantesten, da wir darunter auf Bearbeitungen von alten Sagen und sogar von allbekannten Märchen treffen, die endlich auch nach Spanien eingewandert sind. So sind z. B. gleich die ersten drei Romanzen in dieser Gruppe, Nr. 1263—1265, hispanisirte Märchen, nämlich die beiden ersten: „Las princesas encantadas", von Alonso Morales, stimmen in den Hauptzügen mit den deutschen Märchen „Vom Lebenswasser", „Vom goldenen Vogel" (Grimm's „Kinder- und Hausmärchen") und noch näher mit „Die Königstochter im Berge Muntserrat" (Wolf's „Deutsche Hausmärchen", Göttingen 1851); und die dritte Romanze „El violin encantado" ist selbst im Einzelnen ganz übereinstimmend mit unserm Märchen „Der Jude im Dorn" (Grimm, a. a. O.). Von alten Sagen finden wir hier in modernisirter Gestalt z. B. die von Rosimunda (Nr. 1266); von Crescentia (Nr. 1269—1270); von Griseldis (Nr. 1273—1275); von Valentin und Urson (Nr. 1281—1282); Nr. 1271—1272: El estudiante de Córdoba, der von der Verführung einer Nonne dadurch abgehalten wird daß er sich selbst ermordet und begraben sieht, scheint eine eigenthümlich spanische Sage zu sein (sie findet sich in Torquemada's „Jardin de flores curiosas", und danach in Thoms' „Lays and legends of Spain", S. 63: „The Hell-hounds", und als Novelle in Gaspar Lozano Montesinos' „Soledades de la vida y desengaños del mundo").

3) Die von gefangenen Christen und Renegaten (de cautivos y renegados). Wiewol diese ziemlich zahlreiche Gruppe einen localen Entstehungsgrund in der feindlichen Nachbarschaft der Berberesken hat, so findet sich doch auch darunter noch manche alte Sage eben nur localisirt; so z. B. in Nr. 1291—1292 „La princesa cautiva", die bekannte bei mehren Nationen vorkommende Sage von dem unbegrabenen oder schimpflich verscharrten Todten, dessen sich Einer erbarmt und ihm ein christliches Begräbniß verschafft, wofür sich der nun beruhigte Geist ihm dankbar und hülfreich in gefährlichen Abenteuern und zur Gewinnung einer reichen Braut

*) Auf welches Volk diese Romanzen berechnet waren, ersieht man schon aus den Eingängen mehrer derselben, in welchen die Bänkelsänger sich ein Auditorium zu gewinnen suchen; besonders charakteristisch ist z. B. folgender Eingang der Romanze Nr. 1265:

Todo el mundo me esté atento,
Alargando las orejas,
De manera que los hombres
Mulos manchegos parezcan;
Dejen de mentir los sastres,
De presumir las mozuelas,
De hilar y arrojar gargajos
Las dos comunales viejas;
No escupan los fumadores,
Y los borrachos con flema
Estén con el vaso en mano
Hasta caer en la tierra;
Cesen de hablar los soldados
Refiriendo en las tabernas
Las batallas y combates
Que ellos á su salvo inventan;
Los jugadores de naipes
Dejen las barajas quietas,
No sacando vaticinios
De las vanas apariencias;
Los loteros cavilosos
No miren á las estrellas,
Y de ambo y terno se olviden,
Y las cábalas suspendan;
En fin, repito me estén
Todas las almas atentas, etc.

**) In der am Ende des ersten Bandes wiederholten kurzen Charakteristik der Romanzen nach Classen sagt Duran von dieser sechsten, den vulgairen Romanzen: „Sus autores afectan el cultismo que se hallaba inoculado hasta en el vulgo, y dan lugar frecuentemente al elemento subjetivo y lírico que de la poesía artística habia descendido hasta las clases mas ignorantes, y se continuan hasta el dia de hoy con pocas diferencias. Son por lo comun obra de gente lega, pero que presumiendo mas de ciencia y genio que el vulgo, pretende distinguirse de él afectando un lenguaje hinchado y un estilo declamatorio. Su versificacion es incorrecta y llena de ripios.

*) So im Werke selbst; im „Prólogo" hatte er sie nur in sechs Gruppen eingetheilt und anders geordnet; die Ausführung hat auch hier die Theorie verbessert.

beweist (im Englischen bearbeitet in der „Romance of Sir Amadas", der eine französische zugrundeliegt, in Weber's „Metrical romances", III, 241 fg.; im Deutschen die Erzählung „Rittertreue" in Hagen's „Gesammtabenteuer", I, 6; im Spanischen auch dramatisch behandelt in „El mejor amigo el muerto, de tres ingenios", worunter Calderon, und „Don Juan de Castro", von Lope de Vega).

4) Historische Vulgairromanzen. Duran hat hier nur sechs gegeben, und zwar solche die im Munde des Volks fortlebende Nationalsagen zum Gegenstande haben (zwei von der Eroberung Sevillas durch den heiligen Ferdinand; zwei von der Sultanin von Granada; eine von dem Triumphe des Ave Maria und von Garcilaso de la Vega, und eine von der Doña Ines de Castro), um gerade an solch oft besungenen Gegenständen den Unterschied der Auffassung und Behandlung zwischen den alten Volks- und den neuen Vulgairromanzen recht auffallend zu zeigen. Von Vulgairromanzen über neuere gleichzeitige Ereignisse, deren es viele gibt, hatte Duran schon mehre der vorhergehenden Hauptrubrik der historischen angereiht (s. oben).

5) Die legendenartigen von Wundern und Heiligen (de legendas, vidas de santos y de casos milagrosos); natürlich bei einem Volke wie dem spanischen eine der reichsten Gruppen und schon um deshalb interessant, weil sie viele Vergleichungspunkte mit einer eigenen Gattung des Nationaldramas, den Comedias de santos, bietet (man vergleiche z. B. die Romanzen Nr. 1311—1312, „Carlos y Lucinda", d. i. die Legende vom heiligen Julian, mit Lope de Vega's „El animal profeta"; Nr. 1314—1315, „La linda deidad de Francia", die schon von der Nonne von Gandersheim Roswitha bearbeitete Legende „Abraham" mit Mira de Mescua's „El ermitaño galan y mesonera del cielo").

6) Die Räuber- und Mordgeschichten (de valentías, guapezas y desafueros); nicht minder zahlreich vertreten als die vorhergehende Gruppe, wie schon aus der oben gegebenen allgemeinen Charakteristik erklärlich, und bei aller Roheit und Einförmigkeit doch auch wegen des Zusammenhangs mit den Comedias de bandoleros merkwürdig, wie man denn überhaupt aus diesen Vulgairromanzen sieht daß das Nationaldrama immer in enger Verbindung mit ihnen und den Volksneigungen gegangen ist; besonders charakteristisch ist der Zug daß entartete Frauen so häufig die Heldinnen dieser Romanzen sind, und daß Mitglieder der Aristokratie, selbst der höchsten, als Beschützer der Uebelthäter gegen die verfolgende Gerechtigkeit erscheinen und dadurch zu jener Genossen werden (man vergl. darüber die treffenden Bemerkungen Duran's, II, 383 und 389).

7) Die von außerordentlichen und wunderbaren Naturerscheinungen (de casos y fenómenos raros y maravillosos). *)

8) Die von Phantasiegebilden (de asuntos imaginarios); hier nur Eine Romanze, die bekannte vom Schlaraffenlande (La isla de Jauja).

9) Die von witzigen oder ingeniosen Streitfragen (de controversia, agudeza é ingeniosidad). Duran bemerkt dazu mit Recht daß diese Romanzen noch ein merkwürdiger Nachhall von jenen im ganzen Mittelalter so beliebten Streitgedichten (Débats, Batailles etc.) sind, hervorgegangen theils aus den Tenzonen der Provençalen, theils aus den scholastischen Disputationen; und es wird genügen um sie zu charakterisiren, die Titel der hier gegebenen anzuführen: „La riqueza y la pobreza"; „Contienda y argumento entre un pobre y un rico" (dieser Streit, der jetzt zur Weltfrage geworden ist, gibt auch Duran Veranlassung sich S. 399 über die Theorien der Communisten auszusprechen); „El trigo y el dinero"; „Las virtudes del dia"; „Las virtudes de la noche".

10) Scherzhafte, satirische und burleske Vulgairromanzen (Romances vulgares jocosos, satíricos y burlescos); nur Eine, aber sehr charakteristische: „Los nombres, costumbres y propiedades de las señoras mujeres" (schon der Eingang, eine launige Apostrophe des Bänkelsängers an seine Zuhörerinnen, ist sehr dramatisch).

11) Volksschwänke in Romanzenform (Cuentos vulgares hechos en romances). Leider gibt Duran von dieser sehr merkwürdigen, mit den Fabliaux der Franzosen verwandten und sie noch oft zugrundelegenden Gattung nur zwei Beispiele: „El molinero de Arcos", ein Gegenstück zu dem Fabliau „Le meunier d'Arleux" (an das sich aber eine ältere spanische Bearbeitung in Redondillas, die „Novela" im „Jardin de amadores" [Saragossa 1611] noch näher anschließt); und: „El fraile fingido", aber nicht nach dem bekannten Fabliau: „Du mari qui confessa sa femme", wie man nach dem Titel vermuthen könnte, und überhaupt kaum nach einer französischen Quelle, da die Grundzüge der Fabel echt spanisch sind. *)

*) Darunter auch die von mir („Rosa de romances", S. 74) aus Timoneda's „Rosa gentil" gegebene, hier Nr. 1346: „De una muger que parió trescientos hijos de un parto", wozu J. Z(acher) in der Anzeige meines Buchs im „Magazin für die Literatur des Auslands" (1846, Nr. 95) bemerkt hat: „Die hier behandelte Sage gehört nach Holland; ich habe sie dort selbst mündlich gehört und J. W. Wolf erzählt sie in seinen «Niederländischen Sagen» (S. 75) mit Angabe seiner gedruckten Quellen. Das silberne Taufbecken, welches nach der Romanze dem Kaiser Karl gezeigt worden ist, soll sich, wenn ich mich recht erinnere, in der Kirche zu Loosduinen, nahe beim Haag, befinden. Vielleicht darf man auf diesen Grund hin das «Irlanda» der Romanze in «Holanda» verändern."

*) Hier wird nämlich ein Mädchen von ihren Aeltern gezwungen ihren armen Geliebten aufzugeben und einen reichen Kaufmann zu heirathen. Sie tröstet aber ihren Geliebten, indem sie ihm verspricht, sobald sie verheirathet, ihn und sich für diesen Zwang zu entschädigen (á ser manjar de dos mesas); ein Versprechen das sie treuer hält als das am Altar gethane. Der Mann aber schöpft Verdacht, gibt eine Reise vor, kehrt heimlich zurück und überzeugt sich nur zu sehr daß ein anderer seine Stelle eingenommen; er beschließt zwar als ein echter Spanier, seine Ehre durch das Blut der Treulosen zu sühnen, aber ihr Seelenheil will er doch retten und sendet daher, bevor er sie mordet, seinen Sklaven nach einem Beichtiger, was wieder ein ganz nationaler Zug ist. Dieser Sklave wird von der Base

Daß nicht blos die Gattung der Vulgairromanzen, sondern auch dieselben Arten, etwa mit einigen neuen vermehrt, selbst die einzelnen Versionen mit geringen Veränderungen sich bis auf unsere Tage forterhalten haben, kann man aus der von mir („Ueber die Romanzenpoesie", a. a. O. CXIV, 66 fg.) gegebenen Beschreibung einer Sammmlung solcher Romanzen aus den ersten Jahrzehnden dieses Jahrhunderts ersehen, und die dort gemachten Bemerkungen über ihre formelle Bildung, ihre Verfasser und deren Vortragsweise gelten auch von diesen ältern.

Wenn uns daher die Romanzen dieser Rubrik, weil nach streng wissenschaftlichen, d. i. genetisch-principiellen und chronologisch-formellen Kriterien zusammengestellt, auch ein scharf markirtes Bild einer bestimmten homogenen Classe in einer bestimmten Entwickelungsperiode und dadurch zugleich einen wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte geben, so ist die folgende und letzte Hauptrubrik von Duran's Sammlung: die der vermischten Romanzen (Romances varios), eine um so bunter zusammengewürfelte, aus Romanzen des verschiedenartigsten Ursprungs, der mannichfachsten Formen und weit auseinanderliegender Zeiten bestehende, in die er zwar durch Auflösung in viele kleine Gruppen eine Art von Gliederung und Uebersichtlichkeit zu bringen gesucht hat, die aber weder scharf articulirt noch deutlich gekennzeichnet werden konnten, da er hierbei die blos äußerlichen, zufälligen Merkmale des Stoffes und der Tendenz zu Eintheilungsgründen genommen hat. Und doch sollte ich glauben, ließe sich auch in dieses Chaos mehr Licht bringen, wenn man vorallem die Volks- und die Kunstromanzen so streng als möglich voneinander schiede und dann jede dieser beiden Gattungen periodisch und synchronistisch gliederte, wodurch selbst die mehr oder minder häufige Behandlung gewisser Stoffe und das Vor- oder Rücktreten von Tendenzen in bestimmten Perioden eine tiefere Bedeutung gewönne, die aus diesem Zusammenhang gerissen eben nur äußerlich und zufällig erscheinen.

Auch Duran hat nur die in den Romanzen dieser Rubrik sich mehr oder minder aussprechenden subjectiv-lyrischen Elemente als ein gemeinsames charakteristisches Merkmal hervorzuheben gewußt. Es liegt daher in der Natur der Sache daß sie, als Producte vorwaltend subjectiver Anschauungen, Gefühle, Stimmungen und Launen, die zahlreichste, aber nicht die gehaltreichste Rubrik ausmachen, abgesehen davon daß diese auch als wahre Verlegenheitsrubrik zur Unterbringung aller jener Romanzen dienen mußte, die in keine der vorhergehenden recht passen wollten, und es war in der That keine leichte Aufgabe in der Auswahl aus einer solchen Masse das rechte Maß zu treffen, umsomehr als Duran sich hierbei mit vollem Recht nicht blos durch ästhetische, sondern vorzugsweise durch literarhistorische Bestimmungsgründe leiten ließ und also im Interesse der Wissenschaft auch der Mittelmäßigkeit, ja dem vom reinästhetischen Standpunkt aus entschieden Verwerflichen einen Platz einräumen mußte, entsprechend dem welchen sie thatsächlich in der Entwickelungsgeschichte der Romanzendichtung eingenommen haben. Da hier an dem zu Wenig oder zu Viel zu mäkeln eine oberflächliche oder unbillige Kritik wohlfeiles Spiel hat, so sah sich auch Duran genöthigt gegen derlei Vorwürfe sich ausdrücklich zu verwahren, ja den scheinbaren Ueberfluß seiner Auswahl zu entschuldigen; nach meiner Ueberzeugung aber ist er auch hierbei mit solcher Umsicht vorgegangen daß alle mit der Schwierigkeit dieser Aufgabe Vertrauten ihm dafür nur dankbare Anerkennung zollen können.*) Er gibt nicht nur Muster von allen Stilgattungen der lyrischen Romanzenpoesie, sondern auch viele Stücke aus Handschriften, fliegenden Blättern und seltenen Druckwerken, die in keiner andern neuern Sammlung zu finden sind.

Er hat die schwer zu ordnende Masse in drei Hauptgruppen getheilt: 1) Romanzen mit didaktischer Tendenz (doctrinales); 2) erotische Romanzen (eróticos ó amatorios), und 3) scherzhafte und satirische Romanzen (jocosos, satíricos y burlescos). Den didaktischen Romanzen sind ein paar Muster von beschreibenden und heroischen **) in einer eigenen Abtheilung (heróicos y descriptivos) angehängt. Diese Gruppe enthält nur Kunstromanzen, meist von genannten Dichtern.

---

seiner Herrin erkannt, ausgeforscht und gewonnen; sie sendet ihn zu einem ihr wohlbekannten Mönche mit der Bitte ihr ein Mönchsgewand sogleich zu überschicken, da sie dessen dringend bedürfe. So als Mönch verkleidet eilt sie die Bedrängte zu retten, wird als vermeintlicher Beichtiger von dem Manne selbst in das entweihte Schlafgemach geführt um den Schuldigen den Tod zu verkünden und sie mit dem Himmel zu versöhnen. Sie hat aber nichts Eiligeres zu thun als den Buhlen zu wecken, ihn in das Mönchsgewand zu hüllen und seine Stelle im Bette einzunehmen. Der also Gerettete kehrt als Mönch zum Ehemanne zurück, sagt ihm daß sein Verdacht ungegründet und er vom Scheine sich habe täuschen und hinreißen lassen, seine treue Frau eines Verbrechens zu zeihen, indem sie eben zum Schutze ihrer Treue ihre Base als Bettgenossin zu sich beschieden habe, wovon er sich überzeugen könne; kurz, hält ihm noch eine lange Strafpredigt über seinen Argwohn und seine Unbesonnenheit und macht ihn so für die Zukunft sicher, um mit aller Ruhe den Umgang mit seiner Frau fortsetzen zu können.

*) So sagt er namentlich in Bezug auf den „Romancero general", der bei Jenen, die ihre Kenntniß der spanischen Literatur blos aus Bouterwek schöpfen, noch immer für die Hauptquelle der Romanzendichtung gilt: „Por tales causas he *omitido* gran número de los del «Romancero general» de 1614, del de Madrigal y de otros menos interesantes. Pero en desquite incluiré algunos *mejores* y de *mayor mérito* literario ó bibliográfico, que se contienen en libros raros y preciosos." Selbst noch der gelehrte Ticknor hat den Werth der „Flores" und des „Romancero general" überschätzt; diese Sammlungen enthalten eben nur die zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Mode gekommenen Romanzengattungen und leiden an großer Einförmigkeit. Die alten echten Volksromanzen muß man vorallem in fliegenden Blättern und dann in der „Silva" und im „Cancionero de romances" suchen.

**) Heroische hier aber nur in Bezug auf den Inhalt, wie z. B. Nr. 1870, die berühmte Romanze von Lope de Vega: „Lisardo y Alcida"; denn von den viel spätern nach dem Versmaß, den elfsilbigen Versen, sogenannten heroischen Romanzen ist hier keine aufgenommen, und mit Recht, da diese reinen Kunstproducte, fremdländischen Mustern nachgebildet, gar nicht den nationalen Namen der Romanzen verdienen.

Die reichste und mannichfaltigste Gruppe ist natürlich die zweite, die der erotischen Romanzen; denn „die Liebe", sagt ein Spanier (Hr. Maury, in der Einleitung zu seiner „Espagne poétique") selbst, „ist in Spanien für Alt und Jung die wichtigste und allgemeinste Angelegenheit; wenn, nach dem Cid, die Tapferkeit sich nicht an die Zahl der Jahre kehrt, so kann man sagen daß die Liebe sie gar nicht zähle." Hier treffen wir in der That den „Liebhaber in allen Gestalten"; im mythologischen und anakreontischen Costume, als spitzfindig tändelnden Trobador, als arkadischen Schäfer und neben all diesem kunstmäßigen Maskenprunk in der echtesten und wahrsten Gestalt des naiven Sängers aus dem Volke. Es war daher nöthig diese so üppige und verschiedengestaltige Gruppe in mehre kleinere aufzulösen, um das Gleichartige doch übersichtlicher hervortreten zu lassen. Duran hat daher die erotischen Romanzen in folgenden Unterabtheilungen gruppirt: 1) alegoricos de amor; 2) anacreónticos; 3) urbanos, d. i. höfische oder städtische; aber gerade unter diesen kommen neben den höfischen Minneliedern der Trobadores und den städtischen der spätern Kunstdichter auch einige der ältesten und echtesten Volksromanzen vor (wie „Fonte frida"; „Rosa fresca"; „Por el mes era de mayo"; „Yo me adamé una amiga"; „La bella mal maridada"; „Mañanica era, mañana"); 4) pastoriles; 5) piscatorios; 6) venatorios; 7) villanescos y festivos (hierunter einige der anmuthigsten von Alcaudete, Encina, Lope de Vega, Góngora u. A.).

Diese letztern bilden den Uebergang zu der dritten Hauptgruppe, den scherzhaften, satirischen und burlesken Romanzen (Romances varios jocosos, satíricos y burlescos). Unter diesen sind besonders merkwürdig die ebenso witzigen als oft ausgelassenen Spottromanzen von Góngora und Quevedo (insbesondere machen wir auf die Romanze von Quevedo, Nr. 1646: „Defensa jocosa de Neron y del rey don Pedro de Castilla", aufmerksam), und für diese Classe von Romanzen liefert der „Romancero general" allerdings das reichste und trefflichste Material. Eine eigene Abtheilung bilden die Schelmenromanzen (picarescos), ein Auswuchs des den Spaniern eigenthümlichen Schelmenromans, und nach zwei Seiten ironisch parodirend, nach der politischen die schlechte Gerechtigkeitspflege, nach der socialen die Folge davon, das überwuchernde Gaunerwesen und das Feiern der Helden dieser Zunft in den Vulgairromanzen. Eine Unterabtheilung davon sind die in der Gaunersprache geschriebenen Romanzen („Jácaras ó romances de Jaques, escritos en lenguaje de germanía ó rufianesco"), aber ebenfalls parodistische Kunstproducte (wie von Hidalgo, Quevedo u. A.), und daher wie die morisken und Schäferromanzen hauptsächlich nur als Beweise der Rückwirkung der Kunst- auf die Romanzenpoesie beachtenswerth. *) Uebrigens wurden solche Jácaras mit ihren Bailes auch in den Zwischenacten (Entremeses) der Komödien gesungen. *) Endlich sind dieser Gruppe noch einige Schwänke (Cuentos) in Romanzen beigegeben, und auch unter diesen noch ist ein mit mittelalterlichen Sagen verwandter (Nr. 1772: „Un lencero portugues"; gehört zu den Sagen von der Frau die im Einverständniß mit ihrem Manne ihre Liebhaber bestellt, um sie zu brandschatzen und zu züchtigen; vergl. v. d. Hagen's Nachweisungen zu dem deutschen Schwank „Die drei Mönche von Kolmar", in „Gesammtabenteuer", III, 35).

Noch hat Duran vier Anhänge seiner Romanzensammlung beigegeben. Die ersten drei enthalten in einer von der gewöhnlichen abweichenden Form construirte Romanzen; er ist also durch diese Zusammenstellung abermals von seinen blos stofflichen Eintheilungsgründen abgegangen und hat sich genöthigt gesehen der überwiegenden Wichtigkeit der formellen Bildung eine Concession zu machen.

Der erste Anhang enthält nämlich Romanzen in anakreontischen oder siebensilbigen Versen (en versos anacreónticos, ó sea de siete sílabas), Spiele der Kunstpoesie, auf welche schon die Einführung der italienischen Versmaße (des italiano quebrado) Einfluß gehabt hat.

Auch im zweiten Anhang ist eine Art sogenannter kürzerer Romanzen (Romances cortos, Romancillos) zusammengestellt, die in den sechs- oder siebensilbigen Versen der Endechas abgefaßt sind (hechos en versos cortos de endechas) und deshalb manchmal auch Endechas **) genannt werden, vorzüglich wenn sie wie diese

*) So bemerkt auch Duran zu der Gaunerromanze, Nr. 1759, S. 589: „Así como hubo tiempo en que los caballeros y poetas se *disfrazaron* para cantar *sus* amores y hazoñas etc., con las costumbres y hábitos moriscos y pastoriles, este romance prueba que llevaron su manía hasta el punto de tomar por *modelo de imitacion* á los jaques y rufianes."

*) Vergl. die deutsche Uebersetzung von Ticknor, II, 88.

**) Der neueste und gelehrteste Geschichtschreiber der spanischen Literatur, Ticknor, verwirft zwar mit Recht (deutsche Uebersetzung, II, 176) die früher versuchten Ableitungen des für diese Dichtungsgattung gebrauchten Namens „Endecha" als „unsinnig"; aber auch seine freilich auch nur als Vermuthung gegebene Etymologie von ἔνδεκα ist kaum stichhaltiger; denn abgesehen von ihrem gänzlichen Mangel einer wissenschaftlich-philologischen Begründung fällt auch der blos plausible Grund: weil in einer Art von Endechas, den sogenannten reales, die Strophen mit elfsilbigen Versen schlossen (oder richtiger die siebensilbigen mit solchen Hendekasyllaben untermischt waren (vergl. Rengifo, „Arte poetica española", Barcelona 1703, Cap. LI, S. 68), durch die Thatsache daß diese elfsilbigen oder italienischen (italianos enteros) Verse und alle damit gebildeten Dichtarten erst seit dem 16. Jahrhundert in Spanien sich nationalisirt hatten, während der Name Endecha für eine Dichtungsart schon bei einem Trobador des 15. Jahrhunderts, Fernan Perez de Guzman, im „Cancionero de Baena" (madrider Ausgabe 1851, S. 618, Nr. 553, Strophe 2: „Mas triste dixo que *endecha* — Es tu *cantar* desdonado") vorkommt. Es dürfte daher nicht überflüssig sein endlich einmal eine Ableitung nach den Gesetzen der wissenschaftlichen Sprachforschung zu versuchen. Wir finden nämlich schon im Provençalischen *Endec* als verstärkte Form von *Dec*, *Dég*, *Decha*, *Deca* und damit in der gleichen Bedeutung von Mangel, Abgang, Verlust (tare, défaut; Raynouard, „Lexique roman", III, 19—20), und letzteres wol von *defectus* (synkopirte Form im Provençalischen; vergl. Diez, „Grammatik der romanischen Sprachen", I, 188, 205; II, 178;

einen klagenden oder sehnsüchtigen Ton anschlagen (wie hier z. B. die Nr. 1781—1784, die unter dem Namen „La barquilla“ berühmten Klaggedichte in Lope de Vega's „Dorotea“, auf den Tod seiner Gemahlin), manchmal aber, wenn sie mit Refrains (Estribillos) verbunden sind und einen leichten tändelnden Ton haben, in Namen und Form mit den Letras, Villancicos und Letrillas zusammenfallen und nur in der durchgehenden Assonanz das charakteristische Merkmal der romanzenartigen Bildung bewahrt haben und deshalb auch zu den Romanzen gezählt werden. Auch hierfür ist der „Romancero general“ die reichste Quelle; denn die meisten dieser Producte rühren von den Kunstdichtern des 16. und 17. Jahrhunderts her, (viele darunter von genannten, wie von Góngora, Quevedo, Alcázar u. A.); doch finden sich unter den scherzhaften auch ein paar volksmäßige, von welchen besonders Nr. 1846: „Romancillo en lengua de germanía en que un rufian da consejos á unas niñas andariegas“, schon um deshalb merkwürdig ist, weil es fast ganz in kurzen (sechssilbigen) Reimpaaren (en rimas pareadas) abgefaßt und wol ein neuer Beweis ist daß diese von mir („Ueber die Romanzenpoesie“, a. a. O. CXVII, 104 fg.) für die ursprüngliche gehaltene Reimweise der Romanzenform wenigstens im Munde des Volks sich noch lange forterhalten hat.

Aber auch die Kunstdichter, besonders die ältern, haben diese Reimweise in der Romanzenform noch so häufig angewendet daß Duran die Romanzen der Art in dem dritten Anhang („Romances de varias clases, hechos en *versos pareados*, anacreónticos ó de ocho sílabas) besonders zusammenzustellen sich veranlaßt sah (man vergl. auch über die pareados, ó parejas, en versos de redondilla mayor, Rengifo, a. a. O. Cap. 22, S. 28). Unter diesen sind besonders beachtenswerth Nr. 1874—1875: „La pya-ha nuevamente compuesta“, ein Tanzlied zu dem gleichnamigen Tanze, aus einem fliegenden Blatt; die sogenannten, meist in dieser Reimweise verfaßten „Perque de amores“ (wie Nr. 1879, von Encina; Nr. 1880, von Nuñez de Reinoso; Nr. 1883 und 1885, von Quiros), und Nr. 1886: „Las maldiciones de Salaya“, von Diego García, hier aus einem fliegenden Blatt, die sich aber auch schon in der „Segunda parte del cancionero general“ (Saragossa 1552) (vergl. „Ueber die Romanzenpoesie“, a. a. O. CXIV, 8—9, und meine Abhandlung über die Liederbücher der Spanier, in der vierten Beilage des Anhangs zur deutschen Uebersetzung Ticknor's) finden.

Endlich hat Duran in dem vierten Anhang einen Wiederabdruck von der zuerst von Hrn. Prof. Michel (im Anhang zu meinem Aufsatz „Ueber die Romanzenpoesie“, a. a. O. CXVI, Anzeigeblatt, und nicht, wie Duran hier irrig angibt, zuerst zu Paris) herausgegebenen „Crónica rimada de las cosas de España ... y mas particularmente de las aventuras del Cid“ gegeben, mit einer sehr schätzbaren Einleitung und mit kritischen Anmerkungen, worin er zum Theil Dozy's Ansichten, besonders in Rücksicht auf den historischen und den poetischen Charakter des Cid, zu widerlegen oder doch zu berichtigen sucht, deren nähere Besprechung und Würdigung aber einen größern Raum erfodern würde als uns hier noch vergönnt ist, und die wir uns daher begnügen müssen den Freunden der spanischen Literatur dringend zu empfehlen.

Aus demselben Grund sind wir auch genöthigt, nur noch mit wenigen Worten der Uebersetzungen Monti's zu gedenken. Monti ist in Italien der eifrigste Freund und tüchtigste Kenner der spanischen Literatur; er hat sich um dieselbe schon durch eine Reihe von Uebersetzungen verdient gemacht und dazu mit richtigem Takt die Partien gewählt welche die eigenthümlichsten und stärksten der spanischen und die schwächsten der italienischen Literatur sind, die dramatische und die Volkspoesie. Schon rühmlich auf diesem Felde bekannt durch seine Uebersetzungen von Dramen Lope de Vega's und Calderon's und der Cid-Romanzen, hat er nun in der neuen Auflage dieser letzten sie nicht nur verbessert und bedeutend vermehrt, sondern auch durch die Zugabe von hier zum ersten mal erscheinenden Uebertragungen der bekanntesten Romanzen von Bernardo del Carpio, den sieben Infanten von Lara, Peter dem Grausamen, dem Grafen Fernan Gonzalez, dem König Roderich, von Wamba, Alvaro de Luna, Ramiro II., dem Herzog von Braganza, von historischen Romanzen aus den Grenzkriegen mit den Mauren und von morisken, nebst einer Auswahl von lyrischen Poesien älterer und neuester Kunstdichter, in der That ein neues Werk geliefert. Dessen Werth ist noch erhöht worden durch die vorgesetzten historisch-kritischen Einleitungen, die beigefügten Anmerkungen und den biographischen Anhang. Wir bedauern nur daß Monti, der mit einer in Italien nicht gewöhnlichen Umsicht die Forschungen seiner Vorgänger benutzt und keine Mühe gespart hat sich neues Material zu verschaffen, noch nicht von dem vorstehenden, alle frühern so weit übertreffenden Werke Duran's Gebrauch machen konnte, und hoffen daß ihn dies veranlassen wird, seine Landsleute mit einer reichen Nachlese auf diesem Felde zu beschenken, wobei wir ihm insbesondere die von ihm noch nicht bearbeiteten Ritter- und selbst die Vulgairromanzen ans Herz legen möchten, damit die Italiener aus erstern erfähen welch ein Unterschied zwischen einer echt epischen und einer parodischen Auffassung ist, und durch letztern angeeifert würden, den noch fortlebenden Resten ihrer eigenen Volkspoesie, sei sie auch nur mehr eine vulgaire, größere Beachtung zuzuwenden. Die Uebersetzung ist mit Treue und Gewandtheit gemacht, und zwar die der Romanzen großentheils in reimlosen Hendekasyllaben (endecassillabi sciolti), da Monti, mit besonderer Beziehung auf

im Spanischen noch deutlicher: dehecho, decho); daneben *endechat*, taré, vicieux; es scheint daher nicht zu gewagt, Gedichte welche wenigstens ursprünglich (Rengifo, a. a. O. S. 67) die Klage um einen Verlust zum Gegenstande hatten, ihren Namen davon herleiten zu lassen.

die Cid-Romanzen, die er als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet wissen wollte, der Meinung ist: „Una traduzione d'un lungo poema eroico quale è il *Romancero* (?), in ottosillabi divisi per quadernarj sarebbe riuscita insopportabile all' orecchio italiano"; doch hat schon Berchet in seinen Uebersetzungen spanischer Romanzen den Beweis geliefert daß die Redondillos sich auch im Italienischen recht „hörbar" nachahmen lassen, und noch mehr Monti selbst in mehren dieses Versmaß und sogar den durchgängigen Reim der Romanzen beibehaltenden Uebertragungen (z. B. S. 160 fg.), die nach unserm Gefühle zu den gelungensten gehören und beiweitem jenen in versi sciolti vorzuziehen sind, durch welche nicht nur das Charakteristische in Ton und Färbung der Originale ganz verloren geht, sondern selbst ihr Princip dadurch so verdunkelt wird daß sie mehr den Anschein ursprünglich kunstmäßiger Producte erhalten.

Ferdinand Wolf.

Helvetia und Italia von Schücking.

1. Helvetia. Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung. Herausgegeben von L. Schücking. Frankfurt a. M., Jügel. 1851. Gr. 12. 2 Thlr. 5 Ngr.

Ja, wir Deutschen sind das geborene Volk der Resignation. Die Größe der Schweiz und ihre Geschichte ist die Geschichte ihres Losreißens von Deutschland, und doch feiern wir Deutschen sie wie keine andere Nation sie feiert. Wer wollte es ihnen auch von unserer Seite als ein Verbrechen anrechnen oder auch nur verargen daß die freigewordenen Cantone sich vom Deutschen Reiche losrissen, das ihnen ihre Freiheit nicht gönnte; aber es war vielleicht der schmerzlichste Verlust den das Deutsche Reich unter allen erfahren, daß die Brüder auf und an den Alpen, die seine alten Sitten und Gebräuche solange rein erhielten, die Ersten waren die sich von der Gemeinschaft lossagten, und da würde das gewöhnliche Gefühl anderer Nationen wenn nicht Schmerzenslieder singen wie das „Wehe mir, Alhama!" doch schicklicher schweigen als Loblieder anstimmen. Aber wir haben sie angestimmt von Anbeginn, und unser großer Dichter hat eines seiner größten und schönsten Gedichte dem Preise jenes Losreißungsactes gewidmet, und wir Alle loben und bewundern es heute wie damals. Und es ist nichts Auffälliges für irgend Jemand darin, es ist ganz deutsch gedacht. Wir begeistern uns für die Idee, sei es Freiheit, Wahrheit, Schönheit, wie sie auftaucht, und wenn wir uns auch darüber tief ins eigene Fleisch schneiden.

Und danken es uns die Schweizer? Nichts weniger als Das. Sie finden es natürlich und schmähen auf die Deutschen, nicht heute erst, sondern von je. Wir finden Entschuldigung für unsere Handlungsweise erstens in unserer universellen philanthropischen Natur, dann in dem Umstande daß wir ja meinen können, wie wir uns in den Schweizern nur selbst lobten, unsere nationalen Urzustände, aus denen uns Verbildung, Feudalismus und Despotismus gerissen. Dort sei also das Urbild nach dem wir uns immer wieder umschauen müssen, um Trost zu haben für die Zukunft. Aber auch Das danken und danken uns nicht die Schweizer. Sie wollen keine Deutschen sein; sie möchten sich sogar einen andern Ursprung fabeln. Lesen wir heute ihre Zeitungen und was sie vor einem halben Jahrhundert und darüber schon von der deutschen Nation dachten und schrieben! Da existirt ein Brief worin ein bekannter Schweizer seinem Unmuth gegen die Deutschen so weit Zaum und Bügel schießen läßt daß er sogar Arminius als einen heuchlerischen Verräther denuncirt. Aber alles Das konnte uns nicht irren, wir sangen und sagten und singen und sagen das Lob der Schweiz, und es sind deutsche Dichter welche ihr das Testimonium ihres Werths in Geschichte und Natur ausgestellt haben.

Beweis ist das vorliegende Buch. Lese man im Register alle die Namen unserer ersten Dichter, die nicht Worte und Begeisterung genug fanden die Alpen und ihre Natur, das Volk und seine Thaten zu erheben! Zschokke (der freilich selbst ein Schweizer ward), Hölderlin, Lenau, Schwab, Herder, Schiller, Simrock, Platen, Follen, Stolberg, Zedlitz, Uhland, Goethe, Seume, Anastasius Grün, Matthisson, Freiligrath, Herwegh. Die paar eingeborenen Schweizerdichter darunter verschwinden. Jene sind es die in Deutschland gelesen werden und Scharen von Sehnsüchtigen jahraus jahrein nach dem Gelobten Lande unter dem ewigen Schnee treiben. Und nun kommt noch ein Dichter hinzu der alle diese Zeugnisse geschickt zusammenfaßt und dem Testimonium unsererseits den Beglaubigungsstempel aufdrückt. Die Schweizer müßten Hrn. Schücking für seine verdienstvolle Arbeit wenigstens ihr Bürgerrecht schenken.

Die Mehrzahl der aufgenommenen Gedichte ist den Lesern bekannt, sie bedürfen daher im Einzelnen keiner neuen Würdigung. Die reinigende Bergluft weht durch die meisten, sie haben einen schönen, frischen Klang, was namentlich von den Herwegh'schen gilt. Die Erklärung dafür findet sich in dem schönen Mottogedicht von A. Meißner: „Das Land der Alpen", worin es heißt:

> O Himmelsnähe, freier Winde Wehen,
> Stimme der Wasser in der Einsamkeit,
> Säuseln der Tannen auf den eisigen Höhen,
> Du schwellst die Brust und machst sie fromm und weit,
> Und durch die stille Seele des Poeten
> Geht, lange nicht gekannt, ein heimlich Beten.

Wie anders dies Säuseln des Poeten welches die ganze Alpennatur in unserer Seele aufweckt, als das lange Bild seiner Alpen, welches vor 125 Jahren ein eingeborener Dichter von der ewigen Natur in Alexandriner zwängte. Wenn Beides Poesie ist, jene Meißner'schen Verse und die nachfolgenden in Haller's „Alpen", was ist dann Poesie, möchte man fragen:

> Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
> Allein der Pflug geht durch, und deine Saat errinnt;
> Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
> Weil sich die Menschen selbst die größten Plagen sind;
> Dein Trank ist reine Flut und Milch die meisten Speisen,
> Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
> Der Berge tiefer Schacht gibt dir nur schwirrend Eisen,
> Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu sein wie du!
> Denn wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,
> Die Felsen selbst beblümt, und Boreas gelinder.

Uebrigens hat die Schweiz auch neuere Dichter, und die Sammlung sie aufgenommen, deren Dichtungen Dem entsprechen was wir heute in Deutschland Poesie nennen.

Die Naturklänge in den hier gesammelten Gedichten werden für alle Zeiten ansprechen. Ebendesgleichen in mehr und minderm Maße die epischen Erzählungen, Balladen und Sagen. Sie sind nach der Oertlichkeit getheilt in Gedichte 1) den Alpen und dem Schweizervolke im Allgemeinen geweiht; 2) in solche welche den Bodensee, Konstanz, St.-Gallen, Appenzell und das obere Rheinthal, 3) Basel, Aargau, Schaffhausen, 4) Zürich und Glarus, 5) die Urschweiz, 6) Bern und sein Oberland, 7) Freiburg, den Genfersee, Wallis und das Chamounythal (hier ein schönes Gedicht von Gutzkow) und 8) Neuenburg, den Bielersee und Solothurn zum Gegenstand haben.

Die besungene Schweiz kann es nicht sein ohne politische Lieder. Wie viele Phasen sind da aufeinander gefolgt! Die Sammlung hat Proben aus allen aufgenommen. Wenn Karl Ohly sein „O Schweiz, du Silberschild der Freiheit" mit den Versen schließt:

Und wenn der große Kampf geschlagen,
Der Himmel wieder blau und klar,
Dann stehst du in der Völker Mitte,
Der Freiheit ew'ger Hochaltar,

eine Vision ist die wir dem Patriotismus des Schweizers nicht verargen, so weckt gerade in diesem Augenblick Gottfried Keller's Sonett: „Das Eidgenossenvolk" ernstere Bedenken:

Wie ist denn wol ein Diamant entstanden,
Zu unvergänglich alldurchdrung'ner Einheit,
Zu ungetrübter, strahlenreicher Reinheit,
Gefestiget von unsichtbaren Banden?

Wenn aus der Völker Schwellen und Versanden
Ein Neues sich zu einem Ganzen einreiht,
Wenn Freiheitslieb' es dann zum Volke einweiht,
Wo Gleichgesinnte ihre Heimat fanden:

Wer will denn dann noch rütteln dran und feilen?
Zu spät, zu spät! Schon ist's ein Diamant,
Der nicht mehr ist zu trüben und zu theilen.

Und wenn, wie man im Edelstein erkannt,
Darin noch kleine, dunkle Körper weilen,
So sind sie fest gegossen und gebannt.

so wünschen wir, obgleich Deutsche, daß der Dichter richtig gesehen und daß die Schweiz jetzt wieder ein fester Diamant dastehe wie im Herbst 1847. An Denen aber fehlt es nicht die daran rütteln und feilen wollen, und einer Strömung, die ganz Europa fieberartig erfaßt, würde auch das Alpenvolk der Schweiz nicht widerstehen. Gott verhüte es.

2. Italia. Deutsche Dichter als Führer jenseit der Alpen. Gewählt und herausgegeben von L. Schücking. Frankfurt a. M., Jügel. 1851. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Weit schwieriger war die Aufgabe des sammelnden Dichters, um Italien in deutscher Dichterstimmung illustrirt wiederzugeben als die Schweiz. Es galt hier weniger sammeln als sichten. Welcher deutsche Dichter, der Italien gesehen oder nur geahnt, hat nicht ein mal wenigstens es angesungen oder von ihm gesungen! Es war gleich unmöglich Alles aufzunehmen was gedichtet ist um seine dreifache Geschichte und Sage herzustellen, als Das was elegisch oder in dithyrambischem Jubel seine Natur-, Kunst- und Ruinschönheit besingt, der Sammler mußte sich hier seinem Takt, seinem Gefühl überlassen, und wir glauben es hat ihn gut geführt.

Byron's unübersetzbares:

Yet, Italy! through every other land
Thy wrongs should ring, and shall, from side to side;
Mother of arts! as once of arms; thy hand
Was then our guardian, and is still our guide;
Parent of our religion! whom the wide
Nations have knelt to for the keys of heaven!
Europe, repentant of her parricide,
Shall yet redeem thee, and, all backward driven,
Roll the barbarian tide, and sue to be forgiven.

ist ein gutes Motto und der beste Introitus Goethe's ewiges Mignonlied, eine Musik die den Deutschen, solange eine Natur, Kunst und Ruinen in Italien sind, dahin ziehen wird. Wenn die Schweiz von den meisten deutschen Dichtern besungen ist, so sagt uns das Register der hier aufgenommenen Gedichte daß Italien dies Glück von allen hatte. Und sie gaben oft ihr Bestes, die Goethe, Rückert, Grillparzer, Geibel, Anastasius Grün, Friedrich Halm, Eichendorff, Hebbel, Platen, Stieglitz, Smets, Beer, Schefer, C. O. Sternau, Strachwitz, Kinkel, Tieck, Gaudy, A. W. von Schlegel, Auffenberg, Kopisch, Simrock, Uhland, Görres, König Ludwig von Baiern, Streckfuß, Beck, Vogl, Ida Hahn-Hahn, Wessenberg, Chamisso, Heine, Nikolaus Lenau, L. Robert, Herder, W. von Humboldt, Sallet, Waiblinger, Freiligrath, Körner, Lepel, Pfizer, Zedlitz, Gryphius, Hoffmann von Fallersleben, Matthisson, Immermann, Schiller, Wilhelm Müller — oder fehlen da viel deutsche Dichter?

Was läßt sich in weniger Zeilen Raum von allen Liedern dieser Dichter sagen, als daß die meisten aus voller Begeisterung sangen und ihre Begeisterung aus voller Anschauung empfingen! Ludwig Tieck's Dithyramben aus Italien ließen uns in seinen gesammelten Gedichten gerade nicht kalt, aber man geht darüber hin wie über den abgeblaßten Ab- und Ausdruck von Etwas, wofür wir lebendigere, wärmere Farben wünschten. Hier, wo es an diesen nicht fehlt, macht die contemplative Ruhe, die elegische Weihe, der tiefe Sinn, die Kenntniß, Weisheit des Sängers einen ungemeinen Eindruck. Nirgend vertieft er sich in der Schilderung, er streift über die Gegenstände wie eine Abendwolke, angefärbt von der Sonne, über schöne Gegenden. Er beschreibt weder noch lehrt er, aber wenn man die Gegenstände selbst kennt, gibt es keinen Führer der uns geistiger erquickend über die großen Momente der Natur und Kunst, der Vergangenheit und Gegenwart hinführt. Plastischer sind Goethe's römische Elegien, intensivere, wahrhaftige Elegien diese.

Mit besonderm Interesse verfolgten wir die ersten Entzückungen unserer Dichter beim Eintritt in das Land der Sehnsucht. Vielleicht wußte keiner vom andern, und doch strömt es einem wie dem andern aus der erwärmten Brust. Als Prototyp der Anfang von Leopold Schefer's „Eintritt in das geweihte Land":

Italia! Italia!
Ich bin am Ziel, ich bin nun da,
Ich bin ja wach, es ist kein Traum
Da steht im Frei'n der Orangenbaum!

Wie schlägt das Herz, wie bebt der Fuß,
Wie schwelgt das Aug' in Wonnegenuß!
Gegrüßt ihr Flüsse, die hier geh'n,
Gegrüßt du Sonne in reinen Höh'n!

Friedrich Halm reflectirt viel über Dorn und Blüte, Himmel und Hölle, die in Italien zusammen sich treffen, aber auch er bricht in denselben Enthusiasmus aus:

Italien, ich hab' dich gesehen!
Dein Athem umflüsterte,
Dein Lorber umrauschte mein Haupt!
Eherne Banden hielten den Leib,
Aber die ahnende Seele
Trug Adlerflug der Begeisterung
Auf des Traumes silbernem Fittig
In der Orangen duftendes Land!
Italien, ich hab' dich gesehen.

und Geibel, der loyale Dichter, spricht gar davon, wie es ihn gemahne daß Vesuv und Aetna als lodernde Fackeln dahin gestellt worden am Sterbelager einer Königin der Welt.

Aber nein! Noch lebt die Hoffnung, ob auch tiefversteckt im Weh,
Kennst du nicht das Lied vom herben Kummer der Penelope?

— — — — — — — — — — — —

Kennst du jenes Lied, Italien? Hör's und harre muthig aus;
Wie sich auch die Freierschwärme drängen in dein ad'lig Haus,
Deine Söhne zieh' zu Männern unter Thränen früh und spat,
Wein' und hoff'! Es kommt die Stunde, wo auch dein Odysseus naht.

Wann hat Geibel das Lied gedichtet? Die Stunde schien wol gekommen, sie ist aber wieder verstrichen; der Odysseus hatte sich aber auch damals nicht gezeigt.

Minder bekannt und interessant wird es unsern Lesern sein, wie der alte Andreas Gryphius vor 200 Jahren (1650) „aus Rom geschieden":

Ade! Begriff der Welt! Stadt, der Nichts gleich gewesen,
Vnd Nichts zu gleichen ist, in der man Alles sieht,
Was zwischen Ost vnd West vnd Nord vnd Süden blüht,
Was die Natur erdacht, was je ein Mensch gelesen.

Du, deren Aschen man, nur nicht rorhin mit Bäsen,
Auff einen Haufen kährt, in der man sich bemüht
Zu suchen wo dein Grauß (flibt trübe Jahre! flibt!)
Ist nach dem Fall erhöht, nach langem Ach genäsen.

Ihr Wunder der gemäld, ihr prächtigen Palläst,
Ob den die Kunst erstarrt, du starck bewehrte Vest,
Du herrlich's Vatican, dem man Nichts gleich kann bawen;

Ihr Bächer, Gärten, Grüfft'; ihr Bilder, Nadeln, Stein,
Ihr, die diß vnd noch mehr schlißt in die Sinnen eyn,
Ade! Man kann euch nicht satt mit zwey Augen schawen.

18.

Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich, von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. Zweiundzwanzig Vorlesungen gehalten zu Leipzig im Jahre 1850 von Franz Brendel. Leipzig, Hinze. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Vor etwa acht Jahren hielt der Verfasser des vorliegenden Buchs die Vorlesungen über Geschichte der Musik, welche er jetzt dem größern Publicum darbietet, mit einiger stofflicher und räumlicher Beschränkung auch in Dresden. Die Anfoderungen die man an derartige populair-wissenschaftliche Vorträge zu stellen pflegt müssen sich unbedingt sehr bedeutend steigern, wenn der Stoff derselben als ein selbständiges Werk auf dem literarischen Markte erscheint und sonach Anspruch auf einen tiefern wissenschaftlichen Werth erhebt, müssen sich um so höher steigern, wenn der Verfasser als Lehrer an einem Conservatorium der Musik (in Leipzig) eine in vielfacher Beziehung einflußreiche Stellung auf die Bildung junger musikalischer Talente einnimmt und als Redacteur einer musikalischen Zeitschrift selbst den Anspruch einer kritischen Unfehlbarkeit nicht selten erhebt und der musikalische Geschmacks- und Urtheilslenker eines größern Publicums sein will. Alle diese Umstände treffen hier zusammen und sind wenig geeignet, zur Anlegung eines niedrigen Maßstabs an das Werk in Rede zu veranlassen, wodurch auch der Verfasser selbst leicht verletzt sich fühlen würde, da er auf seine Arbeit selbst trotz der herkömmlichen Bescheidenheitsphrasen einen sehr bedeutenden Werth zu legen scheint. Leider finden wir uns außer Stande, in diesem Punkte mit ihm übereinzustimmen, obwol wir mit ihm die Schwierigkeiten eines derartigen Werks gerade auf diesem Gebiete am allerwenigsten verkennen und ihm gern glauben wollen daß er dasselbe nur als „Vorarbeit", als einen Versuch angesehen wissen wolle. Allein wer auch nur derartige Vorarbeiten liefern, derartige Versuche darbieten will, muß dazu eine genügende Befähigung, eine gründliche und umfassende Kenntniß seines Gegenstandes mitbringen, wie dies z. B. auf ähnlichem Gebiete Prutz in seinen „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters", Eduard Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" u. s. w. andentaggelegt haben. Daran etwa hätte unser Verfasser sich ein Beispiel nehmen sollen, und fühlte er wirklich daß er solchen Versuchen nicht nahe kommen könne, so hätte er den seinigen lieber unterlassen sollen. Nirgend mehr als gerade in der Musik überschreitet der Dielttantismus nach der theoretischen wie nach der praktischen Seite hin die ihm von rechtswegen gezogenen Grenzen; nirgend mehr, selbst nicht in Bezug auf die Bühnenkunst, sucht er durch hohle Phrasenmacherei den Schein eines Verständnisses zu affectiren, für das ihm die Kenntniß, ja selbst der Sinn abgeht; nirgend aber auch hat er für die Kunst selbst schon nachtheiligere Folgen gehabt als eben in der Musik. Nirgend also muß ihm auch entschiedener entgegengetreten werden als gerade auf diesem Gebiete, und was man — in Bezug auf den vorliegenden speciellen Fall — dem privatisirenden Lector nicht hoch anrechnen, ja vielleicht in gewisser Beziehung (indem er mit Opfern an Mühe, Zeit und Geld durch seine Vorträge gerade für ihren Gegenstand Sinn und Theilnahme zu wecken suchte) ihm als ein Verdienst gutschreiben durfte, das fällt bei dem Lehrer des Conservatoriums, dem Musikzeitungsredacteur umsomehr und ohne Schonung der strengen Zurückweisung anheim, als es die Pflicht eines solchen ist dem Dilettantenunwesen möglichst zu steuern und nicht gar noch durch eigenen Dilettantismus jene selbstgefällige Oberflächlichkeit zu fördern.

Es war die ausgesprochene Absicht des Verfassers die Geschichte der Musik dem größern, gebildeten Publicum, und nicht blos den Dilettanten, sondern auch dem nichtmusikalischen Theile desselben, daneben aber auch den Künstlern zugänglich zu machen, für welche „die vorhandenen umfassenden, ausgezeichneten Werke etwas Abschreckendes haben": so sagt der Verfasser selbst und die „Künstler" mögen für dies Compliment bei ihm sich bedanken! Dazu war aber unbedingt erfoderlich daß der Verfasser selbst seinen Stoff materiell vollkommen beherrsche, daß er auf dem Felde, dessen Früchte er zum Genusse darbieten will, vollkommen zu Hause sei, daß er das ganze weite Gebiet gleichsam als ein großes, bis in die kleinsten Details hinein scharf ausgeprägtes, doch wohlbegrenztes Bild klar überschaue, Uebersicht genug habe die Hauptpartien von dem Beiwerke zu sondern und stets nur das Nothwendige in angemessenster, ansprechender Form darzubieten, daß er einen kritisch geläuterten Geschmack documentire und ein kunstphilosophisch gebildetes Urtheil besitze, um von dem unwandelbaren, echt künstlerischen Standpunkte aus zu einer richtigen Würdigung der einzelnen Erscheinungen sich zu erheben und dadurch die Objectivität auch der Darstellung zu erlangen, welche mit siegender Gewalt der Wahrheit in die Gemüther dringt. In der Kunst und ihrer Geschichte so wenig als in den wissenschaftlichen Disciplinen gilt die subjective Ansicht; wir fodern mit Recht überall die objective Wahrheit, soweit sie zu erkennen und darzustellen menschlicher Forschung möglich ist. Daß Dies gerade in der Musikgeschichte um so schwieriger ist als es — einige vereinzelt dastehende und meist auf einzelne Epochen sich beschränkende Versuche der letzten drei Lustren etwa abgerechnet — fast noch an allen derartigen umfassenden Bearbeitungen fehlt, verkennen wir keineswegs und würden uns deshalb schon vorläufig befriedigt erklären können, wenn der Verfasser nur das ernste Streben nach diesem höchsten Ziele andentaggelegt hätte. Allein Demjenigen der nur halbwegs die Geschichte der Musik kennt zeigt sich überall daß hier an irgend welche historische Forschung gar nicht zu denken, ja daß des Verfassers Kenntniß sich, wie schon anderwärts bemerkt, nicht einmal auf den allgemein zugänglichen und bekannten Kreis von Musikalien und musikalischen Schriften ausdehnt, und daß er das Benutzte nicht selten sogar ohne jede tiefer eingehende und selbständige Kritik benutzt habe. Wollten wir aber — und das scheint allerdings nothwendig — das Werk nur als eine Compilation betrachten, so ist auch dieser nicht einmal der Vorzug der Vollständigkeit, der tüchtigen Uebersichtlichkeit und der Klarheit und Festigkeit des Princips zuzugestehen, da sie bald hier bald dort entnimmt was für den Augenblick passend erscheinen konnte, und die musikalische und ästhetische Bildung des Verfassers nicht gründlich genug erscheint, um ein solches Princip zu gewinnen, er vielmehr durch eine Flut von überflüssigen, viel nichtssagenden, obwol vielleicht schönklingenden Phrasen, durch einen gewissen Glanz der Darstellung den Mangel an Tiefe und Gründlichkeit zu verdecken sucht. Schriften über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand die für das größere Publicum berechnet sind fodern zwar eine allgemein verständliche Behandlung, und bei historischen insbesondere perhorrescirt der größte Theil der Leser alle tiefern, kritischen Untersuchungen, deren Resultat er nur als ein Fertiges empfangen und bona fide hinnehmen will: nichtsdestoweniger aber heischt er doch mit Recht für Anordnung und Ausführung eine gewisse wissenschaftliche Färbung. Ob nun diese mit ihrem nothwendigen Anspruch an Einheit und Selbständigkeit der Darstellung bestehen kann, wenn

wir fast auf jedem Bogen auf mehre Seiten lange Citate (aus den Schriften von Rochlitz, Heinse, Winterfeld, K. F. Becker, Hegel, Kiesewetter, Dulibicheff u. a. vom Verfasser Genannten oder nicht Genannten) stoßen; wenn uns, anderer ähnlicher Dinge zu geschweigen, die Biographien der namhaftesten Tonsetzer in einer so magern, rein äußerlichen Weise geboten werden, wie sie jedes Conversations-Lexikon reicher und zusammenhängender bietet, während die sogenannten Charakteristiken Nichts als ewige' geistreichthuende Antithesen und Parallelen sind, wie man sie schon in vielen andern ästhetisirenden Werken bis zum Ueberdruß gelesen, und wie sie „als das bequemste Mittel sich darbieten, mit Esprit und Pathos um sich zu werfen, ohne irgend eine Einsicht in die Sache, ohne irgend einen Werth für deren Förderung" zu besitzen: Das mag dem Urtheile jedes Lesers überlassen bleiben.

Mit persönlichem Meinen und Dafürhalten, mit subjectiven Ansichten und Urtheilen wird in der Geschichte nun einmal Nichts geleistet; eine bloße Aneinanderreihung einzelner Facta, eine rein äußerliche Darstellung historischer Begebenheiten und Charaktere, selbst wenn sie von einer ästhetischen Phrasenwolke umhüllt ist, hat keinen Werth. Wer nicht vermag sich auf die Höhe zu schwingen, von welcher aus eine objective Anschauung und Darstellung der Facta ohne jenes gesuchte, gespreizte, coquett geistreichthuende Wesen, wie es vielen unserer Schriftsteller, namentlich sogenannten Hegelianern anklebt, möglich ist — wer nicht vermag in die Tiefen des Geistes, in die Geheimnisse der intellectuellen und künstlerischen Entwickelung der vorzuführenden Charaktere einzudringen und den lebensvollen geistigen Proceß des innern Werdens, den allmäligen Entwickelungsgang der Personen und Zustände in anschaulicher Klarheit darzulegen: dem wäre es besser, er hielte sich fern von der Abfassung geschichtlicher Werke, die scheinbar die leichtesten, doch von allen die schwierigsten sind. Der gute Wille allein, an welchem wir bei dem Verfasser nicht zweifeln dürfen, reicht da beiweitem nicht aus, am allerwenigsten wenn man mit der Prätension auftritt, hier zum ersten male das reiche „wohlgeordnete und kritisch gesichtete Material unter kunstphilosophischen Gesichtspunkten zusammenzustellen", und dann zuletzt diese Kunstphilosophie in ein willkürliches, vages Aesthetisiren, und in eine das liebe Ich überall hervorschiebende Ostentation sich auflöst, die man selbst bei einer als gewichtig längst anerkannten Autorität unangenehm findet! Ob der Verfasser alle Klavierspieler der Welt z. B. gehört hat, kann dem Leser ebenso gleichgültig sein als daß er dem Directorium der leipziger Euterpeconcerte angehört, was zu einem Excurs über Concertarrangements (in einer allgemeinen „Geschichte der Musik"!) Veranlassung. Der Verfasser hatte nur durch seine Urtheile zu documentiren daß er, was nöthig und möglich, mit feinem Sinn, mit Verständniß und Geschmack studirt und gehört und für sich und Andere fruchtbar zu machen verstanden. Dabei konnte das liebe Ich gänzlich verschwinden. Mag auch der Verfasser sehr bescheiden seinen „Standpunkt als den der Philosophie der Geschichte" bezeichnen und von diesem aus eine ganz neue „Kunst der Zukunft" prophezeien und selbst anbahnen wollen, uns dünkt daß auch ihm „der natürliche Halt fehlt und ein bewußter, geistiger noch nicht gewonnen" ist, wie er das von der Kunst auf ihrem jetzigen Standpunkte behauptet. Er sympathisirt in dieser Beziehung mit R. Wagner — nur wahrt er sich ausdrücklich eine höhere (Hegel'sche?) Ansicht vom Christenthum —, den er in jeder Beziehung als den „Mann der Zukunft" betrachtet, eine Ansicht, über deren Begründung wir uns hier nicht weiter verbreiten können. Daß der Verfasser bei der Herausgabe des vorliegenden Werks sich nicht die Mühe genommen, die Form der Vorlesung, die nothwendig so manche bei der Lecture störende und weitschweifige Wiederholung bedingt (selbst die Anrede: „Geehrte Versammlung" wird dem Leser bei keiner der 22 Vorlesungen erspart), in die des zusammenhängenden Vortrags umzuarbeiten, beklagen wir. Es wäre dadurch so manches Ueberflüssige weggefallen und mehr systematische Ordnung in das Ganze gekommen, was dem Gesammteindruck nur vortheilhaft hätte sein können, wenn immer dadurch auch dem Werke der Charakter einer ziemlich flachen, dilettantischen Compilation noch nicht abgestreift worden wäre. Diesem weitern Umsichgreifen eines so prätentiösen Dilettantismus, der der Kunst nur Nachtheil bringen kann, entschieden entgegenzutreten und ihn in seine Schranken zurückzuweisen — modern renommirende Selbstgefälligkeit kehrt sich freilich nicht daran, denn „nur die Lumpe sind bescheiden" — ist heutzutage mehr als je die ernste Aufgabe aller Derer die es mit der Kunst und Literatur und ihrer Förderung treu und aufrichtig meinen, und damit mag denn auch die weitläufigere Betrachtung eines Werks entschuldigt sein, das eigentlich in wenigen Zeilen sich hätte abthun lassen. 4.

Ueber Alexander Dumas' „Ange Pitou".

„Ange Pitou" bildet die Fortsetzung der „Mémoires d'un médecin" und des „Le collier de la reine". Wir haben über diese beiden Romane bereits in Nr. 147 d. Bl. f. 1849 und Nr. 103 f. 1851 berichtet und wollen nun auch getreu dem gegebenen Versprechen unsern Lesern von diesem „Ange Pitou" erzählen und damit die Kritik über Alexander Dumas vorläufig schließen. Vielleicht geben uns seine jetzt erwarteten Memoiren oder irgend ein neues hervorragendes Werk von ihm später einmal Gelegenheit auf ihn und seine Thätigkeit zurückzukommen. Vorläufig aber machen wir uns von diesen Memoiren nicht viel Erwartungen, denn Alexander Dumas hat wol viel geschrieben, aber wenig erlebt, und was er erlebt das hat er auch schon reichlich benutzt. Vielleicht erzählt er uns einmal von den Bällen die der verstorbene Herzog von Orléans gegeben, zu denen er öfters eingeladen wurde, oder von seinen verfehlten Speculationen, oder auch von den Reisen die er nicht gemacht, von den Frauen die er nicht gekannt. Beim lieben Gott und bei Alexander Dumas ist kein Ding unmöglich. Schade nur daß er nicht einmal ein paar Jahre ruht, damit er wieder etwas Besseres zu schaffen Kraft und Ruhe gewinne. Muß doch der Erdboden ausruhen, warum nicht auch der Dichter!

Wir haben dieses mal wieder sechs Bände vor uns! Dieser Ange Pitou muß also ein gewaltiger Mann sein daß Alexander Dumas sechs Bände aus ihm macht, er muß Vieles und Großes gethan haben daß seine Thaten sechs Bände füllen! Aber nein! Das ist Täuschung! Dieser „Ange Pitou" ist ein sechsbändiges testimonium paupertatis das sich Alexander Dumas ausgestellt, und zwar so klar und deutlich wie er es noch niemals gethan. Wer ist Ange Pitou? Ange Pitou ist ganz einfach und kurz ein dummer Junge, mit dem freilich der Roman so ausführlich wie nur möglich beginnt und auch schließt, der aber im ganzen Buche eine so untergeordnete Rolle spielt und eine so wenig hervorragende Größe ist daß er am allerwenigsten die Ehre verdiente auf dem Titel des Buchs zu stehen. Wir wollen unsern Lesern vollständig Rechenschaft ablegen über den Helden dieses Buchs, dann sind wir mit ihm gleich fertig und werden kaum nöthig haben noch ein mal auf ihn zurückzukommen.

Wie gesagt, Ange Pitou ist ein dummer Junge. Wir nehmen das Wort nicht zurück, und Alexander Dumas kann uns keinen Vorwurf daraus machen daß wir den Helden seines Buchs so geringschätzend behandeln. Es ist wahrlich nicht unsere Schuld. Ange Pitou will in der Schule Nichts lernen und wird deshalb fortgeschickt. Der Abbé Fortier will nun einmal dumme und faule Schüler nicht haben. Zum Glück nimmt ihn seine Tante bei sich auf, weil Gilbert für ihn bezahlt. Von Gilbert sprechen wir später. Bei der Tante thut Ange Pitou auch nicht gut, und an der Tante ist auch nicht viel Gutes. Solange Ange Pitou für die geizige Tante Kaninchen stiehlt, geht die Sache; als aber die Kaninchen aufhören,

wird Ange Pitou von der Tante zum Hause hinausgeworfen, und es ist ein ganz besonderes Glück für ihn daß er bei dem Pachter Billot Aufnahme findet. Hier verliebt sich unser Held in des Pachters Tochter, Catherine, die aber nicht weiß ob sie ihn wieder lieben soll oder nicht. Pachter Billot reist nach Paris und nimmt Ange Pitou mit; Pachter Billot wird in die Revolution geworfen, und Ange Pitou macht mit ihm Revolution, aber ganz ohne Bewußtsein, eben nur weil er seinem Herrn folgt. Er ist freilich dabei als die Bastille erobert wurde, als das Volk Foulon, Berthier mordete, er hat sogar einmal neben Lafayette gestanden: aber er ist immer die alleruntergeordnetste Größe geblieben: und als er nach drei Wochen ins Dorf zurückkehrt, wird er eben nur als ein dummer Junge behandelt.

Und was thut Ange Pitou im Dorfe? Er ärgert sich daß des Pachters Tochter einen jungen Mann von Adel liebt, und aus Langeweile errichtet er aus seinen Freunden, die jetzt erst auftreten, eine Nationalgarde. Er hat freilich in seinem Leben nicht exercirt und nur aus Dummheit einen Säbel angeschnallt und einen Czako aufgesetzt, deshalb aber ist seine Mannschaft ganz vorzüglich. Und was thut Ange Pitou, was thut seine Mannschaft? Nichts, gar Nichts!! Aber, werden meine Leser fragen, wie endet auf diese Weise der Held, wie endet das Buch? Die Frage ist in der Ordnung, ich selbst stand noch bei der Frage als ich schon das Buch bis auf zwei Seiten beendet hatte, und so will ich es denn machen wie Alexander Dumas es macht, ich will das Ende auch bis zuletzt lassen. Das letzte Capitel heißt: „Dénouement imprévu." Die freundlichen Leser wollen gestatten daß ich mir dieses dénouement bis zuletzt aufspare, ich will hier nur sagen daß es in der That überallemaßen imprévu ist.

Diese sechs Bände handeln aber von Ludwig XVI., von Marie Antoinette, von der Revolution, von Lafayette, von Gilbert, André, Billot und vielen, vielen andern Personen; weshalb ward gerade diesem unbedeutenden Ange Pitou die Ehre zutheil zum Helden des Buchs ernannt zu werden? Die einzige Antwort welche wir auf diese Frage geben können ist die: das Buch hat ebenso wenig einen Helden als es irgend einen hervorragenden Charakter hat, wenngleich so viele Größen darin vorkommen; das Buch ist ebenso wenig ein Roman als es ein Geschichtswerk ist, vielmehr ist es lediglich eine leichte Zusammenstellung von Scenen aus der Revolution, in denen das intimere Familienleben des Königs eine ganz besondere Berücksichtigung gefunden, und es trägt so sichtbarlich das Gepräge einer leichtfertigen Arbeit daß es nicht einmal unterhaltend ist, ein Vorzug den man doch sonst den Dumas'schen Romanen nicht absprechen kann.

Es scheint uns beinahe als ob Alexander Dumas mit seinem Stoff gar zu haushälterisch umgeht, vielleicht weil er in seiner Unersättlichkeit nicht genug Bände fertig machen kann, vielleicht auch weil er fürchtet daß ihm der Stoff ausgehen würde. Wenigstens muß es uns auffallen daß er neben diesem „Ange Pitou" noch ein besonderes mehrbändiges Werk über Ludwig XVI. und die Revolution erscheinen ließ: da mußte er den Stoff theilen, und aus dieser Theilung ist diese Armuth entstanden.

Wenn man lernen will wie aus Wenigem recht Viel zu machen ist, muß man diesen „Ange Pitou" studiren, es ist wahrlich ein Studium.

Als Alexander Dumas die sechs Bände „Le collier de la reine" beendet hatte, fiel ihm ein daß derselbe Stoff noch zu benutzen sei, besonders weil die Geschichte der Revolution sehr gut zum Ausfüllen paßt, und so entstand „Ange Pitou" aus Ueberbleibseln und neuen Zuthaten; nur wurden ihm die neuen Zuthaten sehr karg zugemessen, denn einige Bände „Louis XVI" wurden aus denselben Zuthaten gemacht. Was Wunder also daß „Ange Pitou" eben weiter Nichts als ein Flickwerk ist!

„Les mémoires d'un médecin" ist ein recht interessanter Roman, wenn er auch die Blütezeit Alexander Dumas' nicht erreicht; „Le collier de la reine" enthält noch recht viel Ansprechendes, aber „Ange Pitou" ist ein recht armseliges Werk.

Wir halten uns verpflichtet die Wahrheit ohne alle Schminke zu geben und unser Urtheil ganz ohne Rücksicht und Schonung auszusprechen, weil in Deutschland die eigene Literatur immer so niedrig, die französische aber so hochgestellt wird, und weil wir glauben daß diese rücksichtslose, aber gewiß sehr gerechte Beurtheilung Etwas beitragen kann das gehörige Gleichmaß wiederherzustellen.

Wir wollen aber unser Urtheil näher begründen; wir muthen Niemand zu unsern Ausspruch auf Treu und Glauben hinzunehmen, und deshalb werden wir zuvörderst von den hervorragendsten Personen des Werks sprechen.

Gilbert soll den Reigen beginnen. Er ist eine interessante Persönlichkeit, und wir sind ein klein wenig stolz auf ihn, weil er so gütig gewesen unsere Prophezeiung nicht zuschandenzumachen. In Nr. 103 d. Bl. f. 1851, als wir von „Le collier de la reine" sprachen, sagten wir nämlich: „und es wird uns kaum wundern, wenn wir in «Ange Pitou» denselben Gilbert wieder am Leben finden, den wir in «Les mémoires d'un médecin» haben ums Leben kommen sehen, denn Dumas ist ein Mann der tödtet und belebt." Und siehe da, Gilbert ist vom Tode auferstanden, er lebt in voller Gesundheit und ist ein gar gewaltiger Mann! Man muß es uns daher schon zugutehalten daß wir auf unsere Prophetengabe ein klein wenig eitel sind. Aber gewiß nicht deshalb, sondern weil er auf eine sehr interessante Weise im Roman auftritt, gewiß nur deshalb beschäftigen wir uns etwas ausführlicher mit ihm.

Gilbert hatte an der von Balsamo in magnetischen Schlaf versenkten André ein scheußliches Attentat begangen; er hatte André's Kind, das sein Kind war, geraubt und war entflohen. Auf einer der Azorischen Inseln war Gilbert von André's Bruder erschossen worden.

Seitdem sind 15 Jahre vergangen, und jetzt tritt Gilbert wieder auf als Dr. Gilbert, ein Jünger Balsamo's, ein Weltbeglücker! Woher diese Umwandelung geschehen, wo Gilbert während dieser Zeit gewesen, darüber gibt uns Dumas keine Aufklärung. Aber das Kind von dem eben die Rede gewesen tritt auf die Scene. Sebastian Gilbert ist 15 Jahre alt und befindet sich in einem Collége in Paris. Er hat sehr wenig, fast gar Nichts mit der Geschichte zu thun und ist so eigentlich eine ganz überflüssige Person. Aber wie er auf wunderbare Weise gezeugt, so ist auch sein Wesen ein wunderbares; er hat niemals seine Mutter gesehen, er kennt sie nicht und dennoch sieht er sie ganz deutlich in seinen Träumen; er sehnt sich nach ihr, er liebt sie, er wird schwermüthig, und sein Vater betrübt sich darüber. Weshalb aber überhaupt von diesem Kinde die Rede ist, haben wir nicht begreifen können.

Desto wunderbarer ist Gilbert's Geschick. Wir erfahren am Anfange des Buchs daß er ein reicher Mann ist, in Amerika lebt, dort mit Lafayette Freundschaft geschlossen und also ein Anhänger der Freiheit ist. Er war nach Frankreich gekommen um seinen Sohn in ein Collége zu bringen, und wieder nach Amerika zurückgekehrt. Auch für Ange Pitou hatte er gesorgt, weil sein Sohn dessen Mitschüler gewesen. Billot ist sein Pachter.

Jetzt kommt das Wunderbare, und wir bitten unsere Leser um Entschuldigung wenn wir hier etwas ausführlicher sein werden. Gilbert schickt seinem Pachter Baillot ein Buch über die Freiheit. Billot kann nicht lesen, Ange Pitou muß es vorlesen. Dieser versteht freilich vom Inhalte gar Nichts, aber er kann doch lesen. Da kommen Polizeiagenten aus Paris und durchsuchen Billot's Haus. Das verbotene Buch finden sie bei Ange Pitou. Dieser entflieht. In Billot's Leinenschrank finden sie ein Kästchen das sie mitnehmen. Dieses Kästchen gehört dem Dr. Gilbert, er hat es Billot als einen großen Schatz aufzubewahren gegeben. Billot eilt nach Paris dem

Dr. Gilbert Nachricht von dem Verluste des Kästchens zu geben, aber er weiß nicht wo er ihn finden soll. Unterwegs begegnet er dem fliehenden Ange Pitou und nimmt ihn mit nach Paris.

Gilbert aber ist in der Bastille. André hat durch Mesmerismus — die Wunder häufen sich — erfahren daß Gilbert von Amerika zurückgekommen und daß das Kästchen welches wichtige Papiere enthält sich bei Billot findet. Sie hat durch die Königin einen Verhaftsbefehl ausgewirkt, und Gilbert wurde in die Bastille gesetzt und Billot's Haus durchsucht und das Kästchen nach Paris gebracht.

Billot weiß nicht wo er den Dr. Gilbert finden soll. Er eilt zu seinem Sohn ins Collége, und zum Glück hat dieser auf wunderbare Weise erfahren daß sein Vater sich in der Bastille befindet.

Billot der Pachter wird jetzt ein sehr einflußreicher Mann. Er trifft mit einem Haufen Volk zusammen der eben im Begriff ist die Revolution zu beginnen. Mit diesem Volke eilt er zu Flesselles nach dem Hôtel de Ville und verlangt Dr. Gilbert's Befreiung. Sie wird ihm verweigert. Da sagt Billot: „Nun, so müssen wir die Bastille mit Sturm nehmen." Billot ist es der das Volk nach der Bastille führt, der mit de Launay unterhandelt, der endlich die Bastille mit Sturm nehmen läßt. Die Bastille ist eingenommen, weil der Pachter den Dr. Gilbert befreien wollte, weil er diesem sagen mußte daß die Polizeiagenten ihm das Kästchen gestohlen.

So schreibt Alexander Dumas Geschichte.

Dr. Gilbert ist frei. Er besucht seinen Sohn, und dann eilt er nach Necker's Landhaus. Er muß Necker sprechen. Necker aber ist nach Brüssel entflohen. Die Tochter, die bekannte Frau von Staël, empfängt ihn, führt ihn in ihr Zimmee; da drehen sich die Wände durch einen geheimen Machinismus und Necker tritt hervor. Für Dr. Gilbert ist Necker nicht in Brüssel, ist er in Paris. Hier erfährt Gilbert daß er auf Veranlassung der Königin und Frau von Charny in die Bastille gesetzt wurde. Gilbert weiß nicht daß André jetzt Frau von Charny ist. Ihm, dem Allwissenden, ist solche Kleinigkeit unbekannt geblieben! Necker gibt ihm eine Empfehlung an den König, und Gilbert eilt nach Versailles.

Hier treten wir auf den Hauptschauplatz der sechs Bände. Der König empfängt Gilbert wie einen Freund. Er läßt Frau von Charny kommen, damit sie sich wegen Gilbert's Gefangennehmung rechtfertige. Gilbert erkennt André. Es gibt eine fürchterliche Scene. Gilbert bringt André in des Königs Gegenwart in magnetischen Schlaf, und diese muß gestehen wo das Kästchen ist, welches denn auch gleich geholt wird.

Aber von diesem so wichtigen Kästchen und von seinem Inhalte erfahren wir Nichts wieder! Welche Enttäuschung! Man glaubte Wunder was dahinter stecken und daraus folgen würde, und steht nun schon am Ende.

Was von jetzt an Gilbert thut, ist eigentlich nicht wohl zu begreifen. Er gibt dem Könige Rathschläge, er spielt den Propheten, den großen Politiker, er hat mit der Königin lange Unterredungen, in welchen er als Wundermann auftritt, er begleitet den König nach Versailles, er ist immer neben Lafayette, er ist überall dabei wo Etwas geschieht, er ist von der Königin und André gefürchtet, er beherrscht das Volk, er beherrscht Billot, aber von einem Ende wissen wir Nichts. Was aus ihm geworden, wissen wir ebenso wenig zu sagen als was er eigentlich sollte und wollte. Und ebenso geht es uns mit Billot, der bei Gilbert bleibt, überall dabei ist, als Bastillenstürmer ein Mann des Volks geworden, aber plötzlich ein Ende nimmt, man weiß nicht wie und weshalb. Wenn das ganze Werk nicht gar zu dürr wäre, könnte man glauben daß uns Dumas noch ein mal mit sechs solchen Bänden aus demselben Teig geknetet heimsuchen wird.

Wir haben schon oben angedeutet daß die einzelnen Scenen aus der Revolution und namentlich die welche in Versailles stattfinden die interessantesten Theile des Buchs sind; nur Schade daß man ihnen keinen Glauben schenken kann, denn wie Alexander Dumas Geschichte schreibt haben wir schon gesehen. Von einem Zusammenhange, von einer Entwickelung, oder überhaupt von irgend Etwas das an einen Roman erinnert ist fast keine Spur. Von dem kindischen, ganz untergeordneten Verhältnisse zwischen Ange Pitou und Billot's Tochter haben wir bereits erzählt; am Hofe erleben wir abermals das schon in den frühern Romanen zur Genüge erschöpfte Thema der Liebe der Königin zu Charny, die sich in den meisten Fällen in Eifersucht zeigt und nur die Variation annimmt daß Charny anfängt André, seine Frau, zu lieben. Aber alles Dies ist nur in einzelnen Scenen gegeben die sich kaum aneinanderreihen, aber durchaus keinen innern Zusammenhang haben. Und so wird die Geschichte fortgeführt bis zu der Nacht in welcher die königliche Familie gezwungen wird nach Paris zu reisen, bei welcher Gelegenheit Charny, André und Gilbert als ihre wichtigsten Schutzgeister auftreten, wenngleich Gilbert von der Königin sowol wie von André stets gefürchtet wird. Aber zwischen Gilbert und André findet weiter keine Annäherung statt, obwol sie täglich zusammentreffen. So finden wir auf unerklärliche Weise gerade den Theil des Inhalts der vielleicht eine interessantere Unterhaltung geboten hätte durchaus unberücksichtigt.

Wenn wir wüßten wie weit wir den Mittheilungen von Alexander Dumas Glauben schenken dürfen, würden die Scenen, welche in der königlichen Familie statthatten, nicht ohne Interesse sein, aber es läßt sich schwer bestimmen wie viel Wahrheit und wie viel Dichtung ist. Es ist sehr gewagt Gilbert und Charny als so einflußreich auf die Entschlüsse des Königs und der Königin auftreten zu lassen, wenn die Geschichte eigentlich von ihnen Nichts weiß. Im Allgemeinen scheint Dumas weit mehr für den König als für die Königin eingenommen zu sein; er schildert Marie Antoinette hart, launig, ohne alle Liebe für das Volk, und namentlich erscheint sie uns in ihrer leidenschaftlichen Neigung zu Charny und ihrer Eifersucht gegen André in einem sehr ungünstigen Lichte; dennoch zeigt sich mitunter ihr Charakter etwas vortheilhafter, so in ihrer Angst um den König, in der augenblicklichen Anerkennung welche sie für Charny's und André's Aufopferung mehr fühlt als ausspricht.

Der König hingegen ist viel phlegmatischer geschildert als er wirklich war, auch ist es nicht recht glaublich daß jeder Unbekannte, wie Gilbert, so leicht einen so bedeutenden Einfluß auf ihn gewinnen konnte. Dagegen sind einige Revolutionsscenen mit so vieler Detailmalerei gezeichnet daß wir Dumas' Talent hierin wiedererkannten; ganz besonders wenn die Ermordung de Launay's, Flesselles', Foulon's und Berthier's erzählt wird. Von den Personen selbst wird aber wenig gesagt; und solche Personen die in dem Buche vom Anfang bis zum Ende einen Einfluß ausübten, oder zwischen denen ein Zusammenhang bestände, kommen darin gar nicht vor. Jede Person bildet für sich ein abgeschlossenes Ganzes, jedes Capitel besteht für sich, und so haben wir in diesem Werke nur eine Reihe von Bildern die nebeneinandergestellt sind, und von denen nur einzelne als gelungen bezeichnet werden können.

Dagegen muß es unwillkürlich auffallen daß der Stoff fast im ganzen Buche oft widerlich breitgetreten wird. Es bleibt dem Leser auch gar Nichts zu denken übrig, denn mit Dem was man sich hier oder dort denken könnte füllt Dumas ganze Capitel. Höchstens denkt man wie wunderbar flach, wie unzusammenhängend, wie ganz ohne Interesse dieses Buch ist, und eigentlich ist es nicht zu begreifen warum wir von sämmtlichen Personen die am Leben geblieben sind nicht das Geringste erfahren, und weshalb nicht eine einzige der einzelnen Handlungen abgeschlossen ist.

Wie gesagt, eine schwächere Production ist uns seit langer Zeit nicht bekanntgeworden, und wir gestehen daß wir selbst von Dumas in seiner schwächsten Zeit doch noch Besseres erwartet hatten. Wir konnten nicht denken daß er sich so völlig aus-

geschrieben hat, daß er überhaupt so schlechte Bücher unter seinem Namen erscheinen läßt.

Doch wir sind unsern Lesern noch das Ende schuldig. Die beiden unwichtigsten Personen des ganzen Buchs sind ohne Zweifel Catherine und Ange Pitou. Aber sie stehen am Anfange und am Ende. Darum sind sie auch wol die Helden desselben. Catherine's Geliebter muß nach Paris und nimmt Abschied. Darüber stirbt Catherine auf der Heerstraße und Ange Pitou kommt dazu und sieht sie todt liegen. Das ist das Ende; Das ist das dénouement imprévu. Wie gesagt, sie stirbt am Abschiednehmen! Aber von einer großen Leidenschaft haben wir vorher kein Wort gewußt. Wahrscheinlich aber ist den Besitzern des „Siècle", in welchem „Ange Pitou" zuerst erschienen, dieses Dumas'sche Machwerk doch zu schlecht gewesen, sie verlangten den Schluß, und da hat Dumas den Roman plötzlich geschlossen. Sehr ehrgeizig scheint er nicht zu sein; er würde seinen literarischen Ruf sonst besser zu wahren wissen. 20.

Pariser Theaterschau.

VIII. *)

„Mercadet", von Balzac.

Es gibt Männer welche durch ihr ganzes Leben von dem Ruhme des Theaters träumen ohne ihn doch jemals vollständig erreichen zu können. Der verstorbene Balzac gehört zu ihnen. Was fehlte ihm, um auf der Bühne einen gleichen Erfolg zu erreichen wie im Roman? Originell wie er war, dazu seit langer Zeit an das Studium jeder Verkehrtheit, an die Analyse jedes Lasters gewöhnt, konnte er doch die Frucht dieser Beobachtungen nicht auch auf dem Theater mit ganzem Erfolge vorführen. Das Stück welches vor kurzem auf dem Gymnase über die Breter ging enthält, ohne allen Bedingungen der dramatischen Kunst zu genügen, doch vieles Interessante; es sind Züge darin die der Natur abgelauscht sind und des größten Dichters würdig wären. Allein Das was diesen Elementen fehlt, um ein wirkliches Lustspiel daraus zu machen, ist die Oekonomie. Wer Balzac kennt, kennt auch sein großes Talent und wie man es betrachten muß; es kann daher nicht in Erstaunen setzen, wenn man behauptet daß „Mercadet" viel in der Composition zu wünschen übrigläßt. Mit Ausnahme von „Eugénie Grandet" und der „Recherche de l'absolu" tragen Balzac's Werke alle denselben Charakter an sich. Verschwenderisch in seinen Schilderungen, weiß Bazac doch nirgend Maß zu halten, er gibt seine Erinnerungen ohne sie zu sichten; er gefällt sich in Details und versteht es nicht die Hälfte der von ihm gesammelten Züge zu opfern, um die andere Hälfte in helleres Licht zu setzen. „Mercadet" bietet den Stoff zu einem trefflichen Lustspiel, allein ein Lustspiel ist es nicht.

Das Sujet an sich kann vom Moralisten nicht gelobt werden. Die Hauptperson, um nicht zu sagen die einzige Person des Stücks, scheint keine deutlichen Begriffe von Mein und Dein, Recht und Unrecht zu haben. Indeß kann man um deswillen noch nicht den Stab über das Stück brechen; Plautus und Molière haben oft genug einen gleichen Tadel verschuldet, denn ihre Helden verdienten mehr als ein mal die Galeere. Ebenso würde man gegen Regnard und Lesage verfahren müssen. Das Lustspiel straft im Lachen (ridendo), sagt ein altes Sprüchwort, und Balzac zeigt uns den Speculanten bei der Arbeit, am Ende seiner Hülfsmittel. Die Vorstellung des „Mercadet" wird schwerlich mehr Schurken in der Welt machen, sie wird vielmehr Haß und Verachtung gegen die „faiseurs" erregen, gegen jene Classe von Menschen ohne Treu und Glauben, die nur an den Erfolg denken und ihren Träumen von Reichthum jede Neigung, jede Pflicht welche die Menge zu achten gewohnt ist opfern. Wenn dieses Gemälde nicht vollendet ist, so haben wir mindestens die Mittel, die Vorarbeiten darin, es vollständig auszuführen; der Maler der sich daran machen wollte, würde in „Mercadet" alle nöthigen Farben finden und brauchte sie nur zu wählen und zu ordnen.

Mercadet ist ein unverblümter Schuft, aber ein Schuft voll Geist und Lustigkeit. Wenn er die Hälfte des Geistes den er für das Schlechte aufwendet zum Guten anwendete, so würde er zu den trefflichsten und nützlichsten Menschen gehören. Seinen Gläubigern gegenüber, die nicht besser sind als er und die auf seine Laster speculiren wie er auf ihre Leichtgläubigkeit, entwickelt er, um sie zu bekämpfen und zu übervortheilen, sie in Zaum zu halten und sie einzuschläfern, eine Erfindungsgabe, eine Mannichfaltigkeit von Hülfsmitteln, die abwechselnd unser Staunen und unsere Heiterkeit erregen. Seit Figaro glücklichen Andenkens ist keine Figur auf dem Theater wieder erschienen, welche mit solcher Geschmeidigkeit begabt gewesen wäre, so geschickt die Listen seiner Gegner zu vereiteln gewußt hätte, so bereit zur Abwehr, so schnell in ihren Entschlüssen, so geschickt in der Entwirrung unvorhergesehener Plane gewesen wäre als Mercadet. Um solch eine Figur zu schaffen muß man unter Wucherern und Discontisten gelebt haben: es ist eine Hölle die Balzac bewunderungswürdig kannte. Die Wucherer und Discontisten lassen ihm daher alle Gerechtigkeit widerfahren; sie bekennen daß er sie gut getroffen hat. Mercadet ist keine blos erfundene Persönlichkeit; Das was er auseinandersetzt und in Maximen bringt, wenn er allein ist, seine Grundsätze, sein System wird von Andern tagtäglich praktisch geübt, wenn sie es auch nicht codificiren. Solange sie Glück haben, ruft ihnen die Welt Beifall zu, sobald sie sinken, werden sie mitleidslos gebrandmarkt. Mercadet ist der Typus des geschickten Mannes; seine gelungenen Streiche müssen unstreitig den Neid seiner reellen Brüder erwecken.

Die Figur Mercadet's ist von Anfang bis zu Ende vollständig ausgeführt. Leider absorbirt dieselbe aber alle andern, oder vielmehr sie ist die einzige Person des Stücks welche diesen Namen verdient; denn die Schauspieler die außer Mercadet noch auf der Bühne sind, sind nur dazu da ihm Widerpart zu halten. Die beste Scene des Stücks ist die, wo der Held des Lustspiels mit seinem künftigen Schwiegersohn, dem Grafen de la Brives, über die Aussteuer seiner Tochter und die Güter spricht welche der Graf zur Gütergemeinschaft mitbekommen soll. Der Zuschauer hört staunend zu; in der Sprache der beiden Redenden liegt eine solche Geschmeidigkeit, ein solcher Reichthum von Hinterlist daß die Scene dem höhern Lustspiel unstreitig angehört. Beide lügen mit solcher Frechheit und sind, als sie das Terrain untersuchen, von solchem Respect erfüllt daß das Publicum gierig auf jedes Wort dieser beiden Hauptspitzbuben achtet.

Trefflich ist auch die Schilderung des bettelnden Gläubigers, der über seine arme Familie weint, die durch seine unbedachte Freigebigkeit dem Todeskampfe hingegeben ist, der indeß zuletzt wie ein unbesonnenes Kind in die Schlinge fällt. In dem Augenblicke wo er durch seine Thränen eine Abschlagszahlung von 60 Francs erlangt hat, vergißt er, verblendet durch die Hoffnung auf einen chimärischen Gewinn, seine Klagen, zieht sein Portefeuille heraus, von dem er eben versichert hat es sei leer, und vertraut seinem Schuldner 6000 Francs an.

Die Handlung ist so gut wie gar keine; dies versteht sich eigentlich von selbst, weil Mercadet alle andern Personen absorbirt. Ohne Kampf, ohne Widerstand gibt es keine dramatische Handlung. Die Liebe Minard's zu Julien, die Substitution La Brive's für Godot, der mit der Kasse Mercadet's nach Indien gegangen ist, die Rückkehr Godot's mit einem kolossalen Vermögen sind gewöhnliche Ereignisse wie sie in der Kindheit der Kunst üblich sind. Es ist einleuchtend daß Balzac nicht die Kunstgriffe des Dramatikers weghat, obwol sehr viele Stücke, die nach den Vorschriften der dramatischen Oekonomie

*) Vergl. I, II, III und IV in Nr. 110, 111, 113 und 114 d. Bl. f. 1851; Nr. V, VI und VII in Nr. 3, 6 und 16 f. 1852. D. Red.

gearbeitet sind, beiweitem nicht ein so großes Interesse bieten. Die Figur Mercadet's stand ihnen täglich vor Augen und sie wagten sich doch nicht an sie. Balzac, so gewiegt in allen Künsten der Erzählung, kannte die Kunstgriffe der Bühne nicht; er suchte nur Wahrheit ohne sich um den Bau des Bühnenstücks zu kümmern. Hätte ihm die Zeit nicht gefehlt, so würde er unstreitig die Nothwendigkeit begriffen haben die Effecte zu schonen. Im Uebrigen ist „Mercadet" trotz der ungeschickten Composition eine interessante Studie. Der Stil erinnert lebhaft an den Stil Beaumarchais'. Allein ungeachtet der großen Vorzüge von „Le mariage de Figaro" hätte Balzac doch ein besseres Vorbild sich nehmen können. Es ist in „Le mariage de Figaro" ein Bestreben, um jeden Preis geistreich zu sein, das die Zuhörer endlich ermüden muß. Der Kammerdiener des Grafen Almaviva ist trotz seines unerschöpflichen Witzes doch nicht immer natürlich. Er erfreut und ergötzt uns umsoweniger, je lieber er sich selbst hört. Dieser Stil gehört weit mehr in die Satire als in das Lustspiel; der Dialog wird in dieser Manier Beaumarchais' zu einem Ballspiel, bei dem die Spieler, mit Schlagnetzen versehen, sich Epigramme zuwerfen, und bei dem das Publicum, wenn es der Gewandtheit ihrer Bewegungen Beifall klatscht, doch immer begreift daß es keine Personen aus dem wirklichen Leben vor sich hat. Ganz anders ist es zum Beispiel in „Le bourgeois gentilhomme", „Le médecin malgré lui" von Molière; bei diesem ist Alles einfach und natürlich, seine Personen sprechen die Sprache die wir alle Tage hören, und wir freuen uns umsomehr, je weniger wir dazu direct aufgefodert werden; der Verfasser verschwindet ganz hinter seinen eigenen Figuren, während bei Beaumarchais gerade im Gegentheil die Figur verschwindet, um den Verfasser allein in seinem Glanze und in dem Stolze seiner Ironie zu zeigen.

Balzac war zu fein um diesen Unterschied nicht zu bemerken und um nicht die Bedingungen des dramatischen Dialogs zu ahnen, aber er erfüllte sie nicht. Der Leser seines Lustspiels kann zwar nachsichtiger für die Gedanken und Empfindungen des Verfassers sein, aber der Zuhörer ist strenger, er will den Verfasser vergessen und verlangt von den Personen auf der Bühne eine leichte, schnelle und ungekünstelte Sprache. Hätte Balzac jüngst das Zaudern und die Abspannung des Publicums bei einer Aufführung des „Mercadet" sehen können, er würde erkannt haben wie der einfache und durchsichtige Stil Molière's von dem gebildeten Publicum dem so hartnäckig geistreichen des Beaumarchais vorgezogen wird. 16.

Friedrich Perthes über Deutschland.

Unter den Schriften die neuerdings erschienen sind und sich mit den politischen Zuständen Deutschlands beschäftigen ist kaum eine, welche in ihrer Vermittelung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem solchen Grade das nationale Interesse der Deutschen gerade in unserer Zeit in Anspruch nimmt als der vor kurzem erschienene zweite Band von „Friedrich Perthes' Leben" (Hamburg 1851). Namentlich muß man um der wahren Interessen Deutschlands willen vorallem wünschen daß unsere Staatsmänner, wenn ihnen das bleibende Wohl Deutschlands, nicht der vorübergehende Glanz der Dynastien oder das abgetrennte Heil einzelner Staaten am Herzen liegt, in diesem Spiegel gewissenhaft sich umschauen möchten, der ihnen hier aus den Jahren 1814 und folgenden vorgehalten wird. Es ist merkwürdig, wie Vieles in dem reinpolitischen Theile jenes zweiten Bandes auf unsere Gegenwart nach oben und nach unten und nach allen Seiten hin paßt, und wie man meinen möchte, mit wenigen außerwesentlichen Aenderungen irgend eine Vorstellung der gegenwärtigen Gefühle und Gedanken eines echten Patrioten über unsere Gegenwart und Zukunft zu lesen. Denn ein echter Patriot, ein wahrer Deutscher war Friedrich Perthes, und als einen solchen lernt man ihn hier kennen und — lieben und achten! Im Sommer des Jahres 1816 machte Perthes eine Reise nach Wien, wobei er auch Frankfurt am Main berührte, das zum Sitze des damals jedoch noch nicht eröffneten Bundestags bestimmt war. Ein sehr hochgestellter östreichischer Staatsmann, den Perthes auch nennt, ließ sich mit ihm über die deutschen Verhältnisse in ein Gespräch ein. „Lange sei es in Wien schmerzlich empfunden", sagte dieser Staatsmann, „daß man von der deutschen Nation übel angesehen sei, und man könne sich nicht sogleich in die jetzt günstig veränderte Stimmung finden. Oestreichs Absicht gehe auf ein gesammtes Deutschland, aber in demselben sollte jeder Stamm, jeder Staat und jede Provinz seine Stimme lautwerden lassen können; deshalb habe Oestreich die östreichischen Stände wieder belebt, sie in Tirol wiederhergestellt und auch das kleine Salzburg mit keiner andern Provinz vereinigt. Aus dieser Vielheit in Oestreich und in den andern deutschen Staaten müsse aber die Einheit für die Deutschen gebidet werden; der Bundestag werde die Einheit nach allen Seiten hin schon ausmitteln" u. s. w. Allerdings wurden auch ähnliche Versprechungen und Hoffnungen in der Eröffnungsrede und in den ersten Sitzungen des Bundestags im November 1816 laut; allein ein giftiger Mehlthau fiel über Nacht in die halbgeöffneten Blütenknospen, und wir wissen, was wir seitdem, nicht ganz unvorbereitet durch gewisse antinationale Stimmen einer engherzigen dynastisch-monarchischen Selbst- und Herrschsucht auf dem Wiener Congresse, erlebt haben. Weiter lesen wir dort: „Perthes mußte zwar die Herstellung von Kaiser und Reich nach der Lage der Dinge für eine Unmöglichkeit halten *), aber er lebte der Ueberzeugung daß der Bundestag politisch verpflichtet sei, die Einheit Deutschlands trotz alles Widerstrebens der einzelnen Regierungen darzustellen und zu verkörpern." „Wir werden künftig", schrieb Perthes, „weder moralisch und historisch, noch politisch ein Vaterland haben, wenn nicht die Idee des Kaisers auf den Bundestag und die Kraft des Kaisers auf das Bundesheer übergeht"; und Graf Friedrich Leopold Stolberg erklärte offen: „Daß Oestreich die Kaiserkrone in dem Augenblick verschmähte, in welchem ganz Europa sozusagen ihm dieselbe anbot, dafür wird es selbst, dafür wird ganz Deutschland, ja ganz Europa büßen." Dagegen schrieb Görres im December 1818 an Perthes über Das was er als „die Herrlichkeiten dieser häßlichen Zeit" erkannt, nämlich: „Fürsten, die in der Unglücksschule studirt, aber gar Nichts begriffen haben, nicht einmal soviel daß sie ihre Würde in Acht zu nehmen wissen; Minister von gutem Willen, aber ohne Kraft, ohne Entschiedenheit und Muth; eine höfische Opposition, schlecht weniger durch Anwesenheit von positiver Bosheit als durch die gänzliche Abwesenheit alles Guten, dumm bis zur Bestialiät, plump wie ein Rhinoceros, feig und erbärmlich und unter aller Kritik von oben bis unten; eine demokratische Partei ohne Einheit und Zusammenwirken, ohne Standpunkt und Basis, unthätig, jeder Illusion nachlaufend, immer hoffend, es werde Alles über Nacht sich von selbst machen, ohne Takt in den Führern, ohne Grundsatz, ohne Weltansicht, hochmüthig, eitel, leichtsinnig, zerstreut und vergeßlich, verworren und ewig ohne Resultat, sich selber widersprechend, zugleich feig und anmaßend, ohne Haltung, Nachdruck und Ruhe." „Ehrlich und redlich", war Perthes' Meinung (und sie ist wol auch heute die eines jeden ehrlichen und redlichen deutschen Patrioten!) „müssen die Regierungen dem allgemeinen Streben nach etwas Gemeinsamem die Hand bieten; es macht sich sonst ohne sie und früher wie sie denken Luft, und — ein kleines Feuer kann den großen Wald in Brand setzen. Es genügt nicht daß jede Regierung nur innerhalb der Grenzen ihres Landes handle, und es ist nicht möglich das gemeinsame Deutsche solange zu verschieben, bis

*) Doch haben damals und später echte Patrioten anders geurtheilt und hierbei weniger eine Unmöglichkeit als Mangel an Patriotismus angenommen, vielmehr Das was geschehen als eine Versündigung an Deutschland und dem deutschen Volke angesehen.

in allen einzelnen Staaten Alles geordnet ist. Wenigstens etwas Gemeinsames muß dem Ganzen zu thun gegeben werden, woran sich die Hoffnung auf ein Mehres halten und die Geduld sich stärken kann, und dieses Etwas muß das Wichtigste wenigstens berühren. Das Wichtigste aber ist daß Deutschland als Deutschland nicht weniger selbständig wie Frankreich (das damals erst besiegte Frankreich) oder England in Europa dastehe" u. s. w. Von einem im Jahre 1819 als eine Art Gespenst umgehenden Project einer „allgemeinen deutschen Republik" meint übrigens Perthes, wie er nicht glauben könne daß man finden werde was man suche, „und", schrieb er, „fände man wirklich solch Vorhaben, so sollte man die Menschen die so etwas wollen ins Narrenhaus sperren, statt sie zu richten. Unsere Deutschen und unsere Verhältnisse in einer Republik!" „Das ganze Streben dieser Zeit", schrieb der obengenannte Graf Stolberg um 1819 an Perthes, „ist bewußt oder unbewußt auf politische und religiöse Zerrüttung gerichtet. Lange waren wir gedemüthigt; da gedachten wir im Kriege an Gott und er erbarmte sich unser; schnell aber vergaßen wir ihn, alles Dichten und Trachten war ohne Gott. Die Verhandlungen der Kammern in München, Stuttgart und Darmstadt tragen alle denselben Charakter und erstreben als höchstes und letztes Ziel eine Verfassung, durch welche Frankreich in Anarchie und Despotie gebracht worden ist. Aus Feigheit lassen die Regierungen diesen Kobold der Zeit walten, und wir werden, fürchte ich, aufs neue ein verzehrendes Läuterungsfeuer bestehen müssen, bevor nach Jahren uns wieder bessere Besinnung kommt. In Frankreich ist der Teufel nur mit schwachen Stricken gebunden; wird, wenn er sich losreißt, Deutschland ihm zujauchzen oder ihn bannen? Die gräßliche Möglichkeit liegt vor daß uns aus der allgemeinen Verwirrung eine vollkommene Barbarei entstehe." Worauf Perthes selbst damals hoffte und vertraute, und worauf auch jetzt der Freund seines Vaterlandes hoffen und vertrauen muß, das ist der deutsche nationale Geist. Dieses Vertrauen spricht sich in dem vorliegenden zweiten Bande seines Lebens oft und zuversichtlich aus. So S. 90: „Deutschland schläft nicht und sein Volk wacht; überall ziehen die Vögel und man achte auf ihren Flug. Die Elemente zu einer großen Zeit sind vorhanden und es fehlt, um sie zu sammeln, nur an einem von Gott begabten Manne, und den wird Gott verleihen." Wird er? und darf man Dies auch noch im Jahre 1852 hoffen? 23.

Bibelerklärung.

Scaliger schrieb in seine Bibel den Vers:

Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque,
Invenit ac pariter dogmata quisque sua.

(Dies ist das Buch, worin ein Jeglicher sucht sein Bekenntniß,
Und sein Bekenntniß auch Jeglicher findet darin.)

Wahrlich, wenn man der unzähligen Auslegungen gedenkt welche das Buch seit Jahrhunderten erfahren und welche noch immer fortwuchern, soll man obigem Pentameter so gut Recht geben als dem Hexameter. Ausgelegt muß werden, und zur Auslegung gehört ein Geist der schon innerlich Gedanken gebildet hat, welche dem äußern Wort sich anschließen, gleichwie ein Dichter nur verstanden wird durch die innere Poesie des Hörers oder Lesers, und ein Philosoph nur durch den Zwillingszustand seines Schülers, in welchen er selbst gerathen und durch seine Philosophie sich geholfen. Ist ja nach Plato alles Lernen nur ein Wiedererinnern Dessen was man schon gewußt, also alles Auslegen ein Echo gewisser Töne die man leise schon anzustimmen versucht. Den Individualitäten der verschiedenen Ausleger wird dadurch großer Einfluß gestattet, und wie es überhaupt ein Streben der Naturkraft ist, in höhern irdischen Bildungen Unterschiede, nicht Gleichheiten hervorzubringen — mithin im geistigen Dasein als dem höchsten die meisten — so gebiert sich eine Unzahl von Meinungen, Lehrsätzen, Erklärungen. Wer sich darin vertieft, findet am Ende nur das Seinige wieder, und wenn auch ein herrschender theologischer Glaube durch Bestimmtheit, Einfachheit oder Anschließung an Kirchenautorität scheinbar eine Ausnahme darstellen könnte, kehrt er doch bei jedem Einzelnen durch Naturhang und Gewohnheit zu seinem Ichsanfange zurück und beharrt meistens auf demselben mit aller Kraft und Gedankenverbindung, wovon die theologischen Kämpfe der Zeitalter Beweise liefern. Die Bibel ist nun hierfür ein Buch so reichen Inhalts daß dessen Zusammenstellung in einem Weltkatechismus nimmermehr gelingt. Spittler bemerkt in seiner Biographie des seligen Koppe, der in Göttingen lehrte („Sämmtliche Werke", XI, 651): „Das exegetische Fach, dem er sich ganz widmete, gehört zu den Theilen der Theologie, welche den gelehrten Fleiß eines Mannes selten eine lange Reihe von Jahren hindurch unschädlich beschäftigen. Der schöne Scharfsinn des Forschers wird allmälig zur kahlen Spitzfindigkeit des Neugierigen; Meinungen die man erst selbst noch als Hypothesen ansah verwandeln sich oft durch lange Beschauung in Axiome, oder gewinnen eine Masse von Umfang, bei der sie in den Augen des unparteiischen Mannes (der mit andern Augen sieht) immer mehr an Wahrheit verlieren, je mehr sie in ihrer Application an Ausdehnung gewannen. Je weniger auch die wahren Data sind die der Exeget vor sich hat, desto leichter ist es ein Meinungsspiel zu treiben, bei dem gewöhnlich wahre Aufklärung und Nutzbarkeit dieser wichtigsten Schriften wenig gewinnt." Dieselbe Bemerkung gilt für Dogmatik und alles Andere. Dennoch bleibt gegen den Gang der Natur und Geschichte das Ziel der gelehrten Forschung und Gedankenentwickelung: eine Auslegung, Dogmatik, Hermeneutik, Systematik hervorzubringen oder irgendwo zu finden, was denn bisher durch kein Grübeln, keinen Scharfsinn, kein Buch zustandekam, so wenig wie eine allgemeine Sprache, Regierungsform, Münze, Sitte — und dieser Glaube erhält sich trotz wiederholter Niederlage des Bestrebens selbst bei sogenannten Ungläubigen. Verwandtschaft und Aehnlichkeit des Verschiedenen wird bleiben, wie unter Völkern und Erdzonen Gleichheit nie ins Dasein treten; Jeder hat nur in sich selbst und seinem Spiegel seine Welt und seinen Gott. 36.

Notizen.

Ein Juwelenstrauß.

In dem mineralogischen Museum in Wien befindet sich ein Juwelenstrauß, der jedoch nicht, wie allgemein angenommen wird, das Eigenthum der Kaiserin Maria Theresia und ein Geschenk ihres Gemahls, sondern im Gegentheil eine Gabe von Ersterer an Letztern war. Die im Bouquet befindlichen Juwelen hatte Franz I., ein großer Liebhaber von Steinen, ungefaßt in Schalen stehen, er hatte aber oft den Wunsch ausgesprochen die Juwelen zu verwenden. Als er nun einmal auf längere Zeit abwesend war, wollte ihn die Kaiserin überraschen. Der Juwelier erhielt den Auftrag die Kleinodien zu einem Strauße zu fassen, mit der Erlaubniß die noch hinzuzunehmen welche das Werk erfodere. Bei der Rückkehr des Kaisers fand er auf seinem Tische unter einem Glaskästchen das Juwelenbouquet. Feenartig strahlt es jetzt in dem Museum in einer eigenen kleinen Nische in einem Krystallglas: in der Mitte der große berühmte Smaragd, daneben die Rose, sämmtliche Blüten mit trefflich gearbeiteten Schmetterlingen und Käfern aus Edelsteinen bedeckt; selbst die Spinne ist nicht vergessen. 8.

Notiz für Autographensammler.

Obengenannten Herren und Frauen ist bekannt daß die Handschrift William Harvey's, des Entdeckers des Blutumlaufs, zu den Seltenheiten gehört. Es kann ihnen daher von Interesse oder von Nutzen sein zu erfahren, daß Harvey's Namenszeichnung unter einem Recepte für Jemand vom Hofstaate König Karl's I.

neulich in einer londoner Auction — bei Putlick und Simpson — für vier Pfund Sterling oder ungefähr 28 Thaler zugeschlagen worden ist. 13.

Bibliographie.

Antigynaekomastix oder Frauen-Anwalt. — A. u. d. T.: Hrn. Heinr. Freders, J. C. gründliche Erörterung der Frage: Ob ein Mann seine Frau zu schlagen berechtigt sei? Welcher beygefüget sind Cornelii Agrippae Curieuse und Lesenswürdige Gedancken von dem Vorzug des Weiblichen vor dem männlichen Geschlechte, und mit einer Vorrede von der Herrschaft des Mannes über die Frau rc. Dem Druck übergeben von M. A. L. M. 2te vermehrte Auflage. Grimma, Bloch's Selbstverlag. 8. 20 Ngr.

Bancroft, G., Geschichte der amerikanischen Revolution. Deutsch von A. Kretzschmar. Erster Band. Vier Lieferungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Berthet, E., Der letzte Irländer. Nach dem Französischen. Erstes Heft. Berlin, Schnitzer. 8. 3¾ Ngr.

Böckh, A., Untersuchungen über das kosmische System des Platon, mit Bezug auf Hrn. Gruppe's kosmische Systeme der Griechen. Sendschreiben an Hrn. Alexander von Humboldt. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Duncker, M., Geschichte des Alterthums. Erster Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Ellis, W., Elementar-Grundsätze der Volkswirthschaft. Deutsch bearbeitet nach der zweiten Originalausgabe von B. Miller. Mit einer Einleitung von B. Saint Hilaire. Leipzig, Hübner. 8. 18 Ngr.

Fischer, Rosa, Gedanken über weibliche Erziehung. Mit einleitenden Worten von C. J. Braniß. Breslau, Hirt. 8. 15 Ngr.

Goebel, K., Osterbeute. Ein Büchlein von der Auferstehung und anderen Heilsgütern christlicher Hoffnung. Erlangen, Bläsing. 16. 26 Ngr.

Hoffmann, F., Kalender-Geschichten. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 18 Ngr.

Hopf, Das gemüthliche Berlin. Erstes Heft: Herr Bullrig in Kroll's Wintergarten. Heiteres Lebensbild in vier Abtheilungen. Cöslin, Bolger. 8. 2 Ngr.

Junghuhn, F., Rückreise von Java nach Europa mit der sogenannten englischen Ueberlandpost im September und October 1848. Aus dem Holländischen übertragen von J. K. Hasskarl. Mit 4 Ansichten und 2 Karten. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kämpfe, G. A., Predigten. Mit einem Vorwort von K. H. Sack und C. Liese. Erster Band. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kellner, G., Hessenlieder. 2te Auflage. Kassel, Appel. 16. 10 Ngr.

Matzneff, J. v., Eine Luftreise von Paris nach Spaa in drei Stationen ausgeführt und von ihm selbst beschrieben. Aus der Revue des deux mondes übersetzt von P. Cassel, Hotop. 8. 7½ Ngr.

Munk, S., Philosophie und philosophische Schriftsteller der Juden. Eine historische Skizze. Aus dem Französischen mit erläuternden und ergänzenden Anmerkungen von B. Beer. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 20 Ngr.

Piper, F., Ueber den christlichen Bilderkreis. Ein Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 31. Januar 1852. Mit 1 Tafel in Steindruck. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 15 Ngr.

Renner, F. R., Theater-Geheimnisse. I. Geheimnisse eines Stadttheaters. Roman in zwanglosen Bänden. Leipzig. 8. 15 Ngr.

Rocke, G. M., Saitenspiel dem Herrn. Schlichtes Lied für schlicht Gemüth. Delitzsch, Eißner. 8. 20 Ngr.

Schultz-Schultzenstein, C. H., Die Menschwerdung Gottes im Glauben und Wissen erläutert durch die Gesetze der Verjüngung in der organischen Natur. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 22½ Ngr.

Senden, G. H. van, Das heilige Land oder Mittheilungen aus einer Reise nach dem Morgenlande in den Jahren 1849 und 1850 in Begleitung J. K. Hoh. der Frau Prinzessin Marianne der Niederlande. Aus dem Holländischen von P. W. Quack. Erster Theil. Erste Lieferung. Stuttgart, Rümelin. Gr. 8. 15 Ngr.

Der christliche Staat und die bischöflichen Denkschriften. Mit besonderer Berücksichtigung der Denkschriften des oberrheinischen und des bairischen Episcopats. Heidelberg, akademische Anstalt für Literatur und Kunst. 8. 8 Ngr.

Stamm, E. H., Das Studium der Alten in seinem heilsamen Einflusse auf die Phantasie der Jugend dargestellt. Meisenheim, Krull. 8. 3 Ngr.

Trebisch, L., Die christliche Weltanschauung in ihrer Bedeutung für Wissenschaft und Leben. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Woltersdorf, E. G., Die unschätzbare Predigt von der Vergebung der Sünden, als die allernothwendigste und die allerkräftigste. Im Jahre 1754 der evangelischen Gemeinde zu Bunzlau vorgetragen. Schaffhausen. 1851. 8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Das göttliche Ansehen der Bibel. Ein Vortrag gehalten am jährlichen Bibelfeste zu Straßburg, den 1. November 1851. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Asher, C. W., Der Handelsvertrag zwischen Preussen und Hannover und die deutsche Vierteljahrs-Schrift. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 4½ Ngr.

Beiträge zur Beantwortung der Frage: Wie kann dem allgemeinen Nothstande allein und am zweckmäßigsten abgeholfen werden? Michelstadt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bormann, F. A., Die Ursachen des Verfalls der Leinen- und Baumwollen-Industrie in den deutschen Zollvereins-Staaten, und Vorschläge zu ihrer Hebung. Dem deutschen Zollvereins-Congresse und Allen, welche sich für die Hebung der vaterländischen Industrie interessiren, zur Berücksichtigung vorgelegt. Berlin, Th. Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

Dittenberger, Votum in der theologischen Facultät der Universität Heidelberg über den durch Pastor R. Dulon angeregten Kirchenstreit in Bremen. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Ngr.

Gutachten der theologischen Fakultät der Universität Heidelberg über den durch Pastor R. Dulon angeregten Kirchenstreit in Bremen. Mit einem Vorwort von D. Schenkel. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 16 Ngr.

Hoffmann, C. F., Antritts- und Abschiedspredigt bei seinem Amtswechsel an den Sonntagen Invocavit und Reminiscere zu Freiberg gehalten. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 3 Ngr.

Koch, A., Carnevals Triumph oder die Helden des Jahrhunderts. Carnevals Preisstück, aufgeführt von der Mainzer Carnevals-Gesellschaft. 2te Auflage. Mainz, Wirth Sohn. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Arnim'sche Prozeß in erster Instanz verhandelt vor dem Königlich Preußischen Stadtgerichte zu Berlin am 21. Februar 1852. Mit belegenden Aktenstücken. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Stahl, F. J., Was ist die Revolution? Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 8. März 1852 gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XVII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{4}$ Ngr.

BILDER-ATLAS

zum

Conversations-Lexikon.

Von der neuen Ausgabe in 96 Lieferungen dieses Werks erschien soeben die

siebzehnte bis zwanzigste Lieferung.

Preis einer Lieferung $7\frac{1}{2}$ Ngr. = 6 Ggr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im April 1852. **F. A. Brockhaus.**

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

März. Nr. 10—13.

Inhalt: *Die Kinder artig zu machen. — Soldatenblut. (Schluß.) — Die Ameise und die Biene. — *Die Llaneros in Südamerika. — Olympia und die Olympischen Spiele. — *März. — *Sechste Ferienreise durch die Schweizeralpen. (Fortsetzung.) — Der gerettete Knabe. — Der Esel als Wegweiser. — Unschuld. — *Die Sachsen in Siebenbürgen. — Die Spinnschulen der sächsischen Oberlausitz. — *Der Mond und seine Oberfläche. — Die Lutherstube in Wittenberg. — Punsch des Admiral Russell. — Am Geburtstage der Mutter. (Nebst Composition.) — Blick in den Strom. — Der Stock. — Das kranke Kind. — Kaiser Otto I. und Heinrich von Kempten. — Gute Dienerschaft. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im April 1852. **F. A. Brockhaus.**

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Dr. G. H. von Schubert's

kleine Erzählungen für die Jugend.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 27 Ngr.

Es ist diese Sammlung auf vorläufig drei Bändchen berechnet, deren zweites demnächst ausgegeben werden wird. Jedes Bändchen wird auch einzeln abgegeben.

Erlangen, im April 1852. **Palm & Enke.**

Bei **Ed. Anton** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bernhardy, G., Grundriß der griechischen Litteratur; mit einem vergleichenden Ueberblicke der römischen. Zweite Bearbeitung. Erster Theil: innere Geschichte der griechischen Litteratur enthaltend. Gr. 8. Preis 3 Thlr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italienischer Novellenschatz.

Ausgewählt und übersetzt

von

Prof. Adelbert Keller.

Erster und zweiter Theil.

12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Den Inhalt dieses auf sechs Theile berechneten **Werks** bilden 150 italienische Novellen, von dem rühmlichst bekannten Professor A. Keller in Tübingen übersetzt, als eine chronologische Reihe von charakteristischen Proben der italienischen Erzählungskunst, eine Geschichte der italienischen Novellistik in Beispielen. Diese Blüten der italienischen Literatur, der anerkannten Meisterin auf dem Gebiet der Novelle, liefern die mannichfachsten Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte Italiens und werden dem deutschen Publicum die anziehendste Unterhaltung gewähren. Des größten italienischen Erzählers, Boccaccio's, Novellen hat der Uebersetzer von seinem Plane ausgeschlossen, weil dieselben bereits in der „ausgezeichneten" Uebersetzung Witte's erschienen seien, welche den Titel führt:

Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 12. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1851 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. Zweiundfunfzigster und dreiundfunfzigster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Achtundzwanzigster Theil.

Diese drei Theile enthalten unter Anderm nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Gabella, Gaden, Gades, Gallia, Gallische Kriege, Gand von *Wachter;* Gabii, Gabinius von *Baehr;* Gährung von *Loth;* Gaelische Musik von *Marx;* Gallicanische Kirche von *Scheidler;* Galeere von *Kaltenborn;* Galenus von *Friedländer;* Galicia von *Daniel;* Gall, Galle von *Theile;* St.-Gallen von *Meyer von Knonau;* Galvanismus, Galvanometer und Galvanoskop, Galvanoplastik von *Hankel;* Gant von *Wirk.*

Zweite Section: Jüdische Sekten, Jüdisches Recht von *Jost;* Jüdische Typographie und Jüdischer Buchhandel von *Steinschneider* und *Cassel;* Jüdische Zeitrechnung von *Stern;* Juelfest von *Wachter;* Jugurtha von *Bippart;* Julia gens von *Matthiä;* Julia lex von *Heimbach;* Julian von *Röse;* Jülich von *Stramberg;* Jülich-Clevischer Erbfolgestreit von *Ehrhard;* Julius (Päpste, Herzöge und Fürstbischof dieses Namens) von *Röse*, *Henke* und *Jaeck.*

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

Leipzig, im April 1852.

F. A. Brockhaus.

Preisherabsetzung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Tacitus' sämmtliche Werke

übersetzt von

W. Bötticher.

Vier Bände (Ladenpreis 6½ Thlr.)

für 1 Thlr.

Elegant in engl. Leinwand geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Es ist dies anerkannt die beste Uebersetzung des Tacitus, welche hiermit zu einem überaus wohlfeilen Preis offerirt wird.

Berlin. Th. Chr. Fr. Enslin.

Im **J. C. Hinrichs**'schen Verlage in **Leipzig** erschien soeben Nr. 7 von:

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Zweiter Jahrgang 1852.

24 Hefte. — **Pränumerationspreis vierteljährlich 3 Thlr.**

Nr. 1—7 d. J. enthalten Beiträge von: Bauernfeld, Bock, Bodenstedt, Carriere, Clemens, Gottschall, Gregorovius, Guhrauer, Moritz Hartmann, Hettner, Jerrmann, Koenig, Landesmann, Leubuscher, Wolfg. Müller, Peter, Pröhle, Prutz, Stahr, Stöber u. A.

Das Deutsche Museum darf wohl mit Recht eines der bedeutendsten Journale Deutschlands genannt werden. Es gewinnt immer mehr an Theilnahme und wird nicht allein von Journalcirkeln oder Leseinstituten und öffentlichen Bibliotheken, sondern auch von vielen Privaten, seines bleibenden Werthes wegen, gehalten.

Bei uns erschien neu:

***Meyer** Dr. C. F.*, **Die Statistik des ethischen Volkszustandes.** Ein Beitrag zur Theorie der Staatenkunde. Mit einer graphischen Darstellung. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 7½ Ngr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

G. A. Reyher'sche Verlagsbuchhandlung in **Mitau** und **Leipzig.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

März. Nr. 10—13.

Inhalt: Landes-Thier- und Productenausstellung zu Dresden am 25., 26. und 27. Mai 1852. — Jahresbericht aus dem Herzogthum Altenburg. (Beschluß.) — Jahresbericht über die Wirksamkeit des landwirthschaftlichen Vereins im Fürstenthum Eichsfeld zu Heiligenstadt in der Zeit vom 7. Dec. 1849 bis dahin 1851. (Beschluß.) — Ueber die Vertilgung schädlicher Thiere. — Anfrage, die Branntweinbereitung aus Zuckerrunkelrüben betreffend. — Vorläufige Bekanntmachung betreffs der XV. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Hanover. — Noch einige Worte über die Breite der Ackerbeete. — Entgegnung auf den Artikel in Nr. 4 d. Bl.: „Guano und Streudünger." — Die Fruchtwechselwirthschaft im Verhältniß zur Dreifelderwirthschaft. — Auch ein kleiner Beitrag zur Beantwortung der Anfrage in Nr. 7 d. Bl., die Vertreibung des Maulwurfs betreffend. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 10—13.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 18. —— 1. Mai 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

In Deutschland, sagt der Verfasser, ist der Roman der einzig zuverlässige poetische Ausdruck der geistigen Zustände. Die selbst in ihren Irrthümern und Thorheiten gründliche, grübelnde und mehr beschauliche als handelnde Natur der Deutschen ist recht geeignet für eine Dichtungsart bei deren breiter Form oder vielmehr Unform der Dichter wie auf einem Spaziergange alles nur Erdenkliche, Natur und Menschen, Wolken und Kraut, Palast und Hühnerhof gemüthlich in seinem Gedächtniß einfangen kann. Dieses bequeme Sichgehenlassen mache nun den Roman zu einer wahren Musterkarte aller Gesinnungen und Narrheiten, Abgründe und Untiefen seiner Zeit.

Diese Musterkarte hat der Verfasser, der Dichter Eichendorff, im Jahre 3 der Reaction vor sich hingelegt, um Deutschlands sittliche und religiöse Verwandelungen im vorigen Jahrhundert in kurzen Umrissen nachzuweisen. Wir bezeichnen absichtlich diesen Zeitpunkt der voraussichtlichen Abfassung des merkwürdigen und gewiß interessanten Buchs, denn wenngleich Eichendorff als Mensch durch Geburt, Erziehung und Ueberzeugung immer der katholischen Kirche angehört hat und als Dichter der romantischen Schule, als deren letzter beliebter Nachzügler er gilt, so bezweifeln wir doch daß er vor dem Siegeslaufe der Reaction mit solcher Bestimmtheit und solchem Bewußtsein das Verhältniß der deutschen Literatur und Dichtung zum Christenthum und zur katholischen Kirche sich zurechtgelegt und geordnet hätte, wir sind aber davon überzeugt daß er mit seiner Ueberzeugung vorher nicht in der determinirten und dictatorischen Art öffentlich vorgetreten wäre. Nicht etwa daß wir dem charakterfesten, gemüth- und liebevollen Dichter Mantelträgerei vorwürfen, oder Neigung auf den Wind zu lauschen und der Mode sich zu fügen: aber es ist kein Schriftsteller so stark und so fest daß er nicht von dem Flutsystem seiner Zeit mitbewegt wird. War dies schon vorher Eichendorff's Ansicht, hatte er sie bei sich ausgearbeitet und detaillirt, so würde er unter andern Verhältnissen, z. B. wenn die Strömung von 1848 fortgedauert hätte, sie ruhig für sich behalten haben, oder wenigstens in ganz anderer Art damit vor das Publicum getreten sein. Er würde ironisch, fragweise, epigrammatisch, in Gleichnissen seine Meinung auf den Markt geschickt haben — immer als Meinung, wenn auch aus dem Castell eines noch so vornehmen Hintergrundes. Aber in diesem Buche ist es nicht mehr Meinung eines Einzelnen die er zu beweisen sucht, sondern für ihn apodiktische Wahrheit, die er als unzweifelhaft hinstellt und nur in usum der Schwachen mit starken, witzigen, glänzenden Raisonnements, Bildern und Belegen ausstattet. Wer es außer ihm glauben will, ist ihm gleichgültig, er glaubt es, läßt sich nicht irren im Glauben und weiß daß es unfehlbar so ist. Diese Art der schriftstellerischen Darlegung ist wie gesagt das Product der Zeit. Der Dichter, Kritiker und Historiker fliegt auf den Fittigen welche seine religiöse Partei anscheinend zum Siege tragen.

Es ist nun sehr interessant daß dieses Buch fast um

dieselbe Zeit erscheinen muß, wo Graf Montalembert seinen berühmten Brief publicirt und damit alle Zweifel über das Endziel der Reactionsbestrebungen beseitigt hat. Wie der französische Graf es offen und ehrlich ausspricht, was so viele seiner Gesinnungs- und Kampfgenossen bis dahin zu verstecken und zu bemänteln gesucht oder geradezu in Abrede gestellt haben, daß das Heil der Völker, Staaten und der ganzen Welt nur in der Rückkehr und respective Bekehrung der Menschen zur katholischen Kirche zu suchen sei, so erklärt der Freiherr von Eichendorff durch dieses Werk daß die Poesie und Literatur ihre Wahrheit und Bestimmung erst dann erreichen und erfüllen könnten, wenn sie zu demselben Glauben, derselben Kirche zurückkehrten. Nur wenn die Autorität des Ueberlieferten als fester Grund und Boden dastehe, gewinne der Dichter die Kraft und Freiheit um zu bauen, oder, wenn man will, zu fliegen, wohin und soweit das geflügelte Dichterroß den Sohn des Staubes zu tragen vermag. Alle Geister unserer Nation, die von diesem christlichen Standpunkte im katholischen Sinn abirrten und mit ihrem eigenen Geiste sich Bahn brachen zum Ziel, scheiterten oder geriethen gänzlich vom Ziele ab. Da nun fast alle deutschen Dichter und Romanschreiber, namentlich des 18. Jahrhunderts, diesen Weg eingeschlagen haben, ist Eichendorff's Buch nur die Geschichte einer fortgesetzten Verirrung, und sollen wir das Resultat ziehen, so wäre es daß die Deutschen in ihrer Dichtung ihre Aufgabe ebenso verfehlt haben wie in der Politik, und daß wir strenggenommen so wenig als wir noch ein deutsches Reich, eine deutsche Poesie haben.

Eichendorff ist ein freistehender Mann, in seiner Zurückgezogenheit von keinen Einflüssen abhängig. Er gehört zudem seit früher Jugend einem protestantisch norddeutschen Lande an, dort beamtet, befreundet, mit dessen kritischer Bildung vertraut und in allen Waffen geübt welche die ästhetische Kritik dort zu schwingen weiß, wie auch diese Darstellung verräth. Es ist also kein Verdacht da daß er in ultramontanem Parteiinteresse, um das ästhetische Volk zu belehren, schreibe, vielmehr thut er es aus eigenem Ueberzeugungsdrange. Um so interessanter ist die Coincidenz dieses seines Kreuzzugs gegen die literarische Unchristlichkeit und Unkirchlichkeit mit dem großen allgemeinen politischen Kreuzzuge gegen Alle welche den Geist über die Autorität setzen. Wie der christliche Staat soll auch die christliche Literatur wiederhergestellt werden; Das ist deutlich ausgesprochen, und es fragt sich nur, ob die Mittel, die zu dem erstern gegenwärtig aus den Zeughäusern auf die Straße geschüttet werden, in demselben Maße sich zum letztern Zwecke beschaffen lassen. Dieses bezweifeln wir billig. Weder stehen zugebote Kanonen, Bayonnete, Polizeipräsidenten, Constabler, Disciplinarhöfe, höchstens Preßedicte, Confiscationen, Debitsentziehungen; wir sind aber überzeugt daß auch Eichendorff, wenn er diese Mittel nicht selbst, wie gewiß, verabscheut, sie doch als unzulänglich betrachtet. Hier kann allein der Geist gegen den Geist kämpfen, und Das müssen wir vorausschicken daß der Dichter selbst in diesem Kampfe nur ehrenwerthe Waffen schwingt und trotz der triumphirenden Ueberzeugungssicherheit im Ganzen gerecht und mild zu Felde zieht. Den Gegnern die er niederwirft oder niedergeworfen zu haben glaubt läßt er in der Mehrzahl großmüthig das Leben und erkennt bereitwillig ihre guten Eigenschaften an. Ja als ein ritterlicher Krieger lüftet er respectvoll den Hut und salutirt mit dem Degen, ehe er losschlägt, die echten Größen unter ihnen.

Dichterisch schön ist die Einleitung, selbst eine Dichtung, wie er das Christenthum als Kind in die culturmüde und blasirte Welt treten und den Altklugen zurufen läßt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt iht nicht in das Himmelreich eingehen." Die germanischen Völker verstanden es, und während die alte Welt in ihrer ungeheuern Langweiligkeit, die wie faules, feuchtes Wetter alle Fugen des alten Baus zersetzte, zusammenbrach, eroberten sie das Erdreich, und aus dem Bündniß des altnordischen Geistes mit dem christlichen entstand das Ritterthum, d. i. das durch seinen beständigen Bezug auf die Religion idealisirte Heldenleben und damit — die Poesie, welche die wahre war, und die wir verlassen haben. Die drei Hauptströme der Dichtung des Ritterthums werden verfolgt; aber schon hier muß der Verfasser einräumen daß in diese christlich-gläubigen und mystischen Dichtungen die Nibelungen wie ein zackiges Gebirge aus der altnordischen Titanenwelt hineinragen. So alt also ist die Opposition gegen das allein wahre und echte Element der germanischen Dichtung. Christlich-orthodox und christlich-ritterlich kann man allerdings die „Nibelungen" um deswillen nicht nennen, weil die Kirche einmal in einem Abenteuer mit einem einzigen Verse abgespeist wird: „Gotte zu Ehren man eine Messe sang." Ja diese kurze Abfertigung erscheint fast wie eine Ironie, und doch schreibt sich die Entstehung der „Nibelungen", wie sie vor uns liegen, aus einer Zeit her, der man doch den Blütecharakter des Ritterthums nicht absprechen wird. Aber mit blühenden Farben und deutlichen Zügen entwirft der Dichter ein Bild jener ersten romantischen Poesie, die nicht allein mit Maienwiesen und schöner Frauen Blicken sich zwingen ließ, sondern in gewaltigen Gestaltungen die erscheinende Welt im christlichen Mythos aufgehen ließ; aber das Christenthum ließ die Poesie immer mehr von der äußern Welt nach der innern, vom Realen zu Gemüthszuständen, von Handlungen zu Charakteren, vom plastischen Epos zur idealen Seelenschilderung überführen, Alles Eigenthümlichkeiten des modernen Romans, der mithin wesentlich christlichen Ursprungs ist. Dieser Uebergang gilt ihm als keine Verirrung oder Entartung der Poesie, er hat seine innere Wahrheit. „Nur eine falsche Idealität, in der alles Sinnliche und Objective krankhaft zerfließt, ist überall, weil sie eines der unabweisbaren Elemente aller Kunst vernichtet, der Untergang der Poesie." Bedenklicher erscheint uns die Bemerkung daß zur dichterischen Verarbeitung jener universell gewordenen Mythencyklus des Mittelalters Niemand

berufener gewesen sei als die Geistlichen jener Zeit, weil die Dichtung eine Kunst, die Geistlichen und Mönche die Innehaber der Bildung und häufig vorher Krieger gewesen waren. Nachdem aber die Poesie aus ihrer stillen Werkstatt ins weite Meer des Lebens hinausgefahren, habe der durch alle Menschengeschichte gehende, bald verborgen, bald offen fortarbeitende Kampf des Rationalismus gegen die alte religiöse Gesinnung auch hiergegen angestürmt. Sein größter Vorkämpfer war einer der größten Charaktere jener Zeit, der größte Ghibelline, der geniale und hochgebildete Kaiser Friedrich II., selbst Dichter. Skeptische Luft zerfraß allmälig den mildernden, vermittelnden, versöhnenden, kirchlichen Goldgrund. So ward die Romanliteratur in zwei mehr oder minder feindliche Heereslager getheilt. Aber auch die Altgläubigen verloren an Grund und Boden, je mehr ihn das Ritterthum in der Wirklichkeit verlor und man es daher um so eifriger mit priesterlicher Heiligkeit und unmöglichen Tugenden auszusteifen suchte. Je roher die Poesie in dem andern Lager ward, desto exclusiver, vornehmer, gelehrter ward der forcirt altväterische Roman. Der Roman „des Fortschritts", wesentlich destructiv, schmiegte sich demagogisch allen wechselnden Bewegungen der Zeit an, das Menschliche ward über das Religiöse gesetzt, und immer praktischer ging er von dem träumerischen Gedankenleben auf die Wirklichkeit über und löste Alles in einen geistreichen Mikrokosmus auf. Die Opposition des sich emancipirenden Verstandes siegte gegen den ritterlichen Geist des Mittelalters im Roman, wie im Leben eine nüchterne Scholastik und verstandesmuthiges Hinarbeiten nach einem blos praktischen, vermeintlichen Urchristenthum über die tiefsinnige Mystik und himmelklare Frömmigkeit siegten.

Die Reformation, „wurzelnd in dem uralten Zwiespalt der menschlichen Natur", trat auf, und ihr Einfluß machte sich auch auf die Dichtung in ihren drei charakteristischen Erscheinungen geltend: in der durchgreifenden Subjectivirung der Religion, im Revolutionnairen ihres Verfahrens, in ihrer Hinneigung zum classischen Alterthum. Sie hat „auf die naturgemäße Entwickelung einer wahrhaft nationalen Poesie im Anfang nur verderblich gewirkt". Denn sie spaltete Deutschland fast in zwei verschiedene Völker, deren eines bald kaum die Sprache des andern verstand; so ging der gemeinsame Mittelpunkt verloren. Sie schwächte das gläubige Gefühl im Volke ab und verwies die Religion aus dem heitern Gebiete sinnlicher Erscheinung in eine mehr metaphysische und poetisch unfruchtbare Region. Sie schied die Gegenwart scharf vom Mittelalter und dessen Sagen und volksthümlichen Erinnerungen ab, damit verschnitt sie alle lebendigen Wurzeln, „aus denen allein (?!) die Dichtung ihre gesunden Blüten wieder emportreiben konnte". Ein Glück daß der Verfasser diesen nicht unbegründeten Vorwürfen gegen die Reformation das Wort „im Anfange" zu rechter Zeit eingeschoben hat, sonst könnte man ihn fragen, wer denn, ob Protestanten oder Katholiken, die gespaltene Sprache wieder zu einer allgemeinen erhoben? wer zuerst wieder nach dem allgemeinen Mittelpunkte suchte? wer es war der die vergessenen Schätze des Mittelalters, die Sagen und volksthümlichen Erinnerungen wieder hervorsuchte und zu gangbarer Münze machte?

Sonderbarerweise erhalten wir aus dem Munde des Verfassers gewissermaßen eine Vertheidigung des Dreißigjährigen Kriegs: statt die Verbitterung der Parteien zu verderblichem Einflusse zu steigern, habe er das katholische und protestantische Volk gelehrt, sich einander ins Auge zu sehen, wobei sie denn zu ihrem Erstaunen gefunden daß sie gar nicht so calibanenhaft seien als wüthende Theologen und gelehrte Zänker ihnen eingeredet.

Wir übergehen die geistreiche Charakterisirung der vielen Liebes- und Heldengeschichten, d. h. der bändereichen Romane aus einer geistlosen Zeit, in die heute kaum noch ein Literarhistoriker blickt; für den Leser eine angenehme Uebersicht über einen Wust und Staub der durch ein Jahrhundert als Realität galt. Der Geist des Rationalismus hatte alle diese barocken Erzeugnisse des verirrten Geschmacks durchdrungen; auch die Nichtromantiker werden mit des Verfassers Kritik einverstanden sein. Von Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (1633—1714), dessen Roman „Aramena, die durchlauchtigste Syrerin", 6822 Seiten enthält, erklärt der Verfasser mit Befriedigung daß er besser und größer gewesen als seine Romane, und seinen guten Werken setzte er einen Schluß auf „mit seiner Rückkehr zur Kirche".

Das Gift was jetzt noch an unserer Poesie zehrt kam in dieselbe mit der Aufklärung, nämlich der Aufklärung welche „ihre Waffe der Verneinung nicht mehr als Mittel zu höhern Zwecken betrachtet und welche vergißt daß sie nicht selbst das Licht sei, sondern auf daß sie vom Lichte Zeugniß gebe". Falsche Aufklärung ist also die welche selbst das Licht machen und alles Licht außer sich verneinen will. Zugibt indeß der Verfasser daß sie nicht in der Reformation wurzele, sondern viel älter sei, aber erst im 18. Jahrhundert habe sie sich als förmliche Philosophie des Lebens herausgebildet. In diesem Sinne nun wird die deutsche Literatur von Gottsched und Bodmer an auf die Goldwage gelegt und abgewogen, wer mehr und minder von dem Gegebenen und Geoffenbarten abgewichen und weiter und entschiedener in der Ergründung und Bildung einer Naturreligion fortgeschritten sei. Die französischen Tendenzromane hatten sich schon zu einem gänzlichen Nihilismus conventionnellen Salonwitzes und frivoler Geistreichigkeit verkräuselt. Dazu fehlte es in Deutschland an französischem Leichtsinn, der Deutsche suchte etwas Positives. Da er den Meister aus der großen Werkstatt der Welt hinausgeklügelt, so vergötterte er zuerst die Natur und dann sich selbst. Man suchte also Naturzustände, bis man, unzufrieden mit denen welche man fand, sich selbst deren machte. Trefflich wird hier die Sturm- und Drangperiode der Kraftgenies geschildert, Klinger's Wirken und Streben uns vorgeführt. Mit einiger Befriedigung bemerkt der Verfasser daß der Weltstürmer welcher (in seinem Ein-

far) „die Welt als ein ungeheueres, von Blut triefendes, von Brüllen und Gestöhn erschallendes Schlachthaus ansah, wo ein unersättlicher Dämon herumwüthet und würgt und nur der Dampf der Vernichtung in seine Nase stieg", seine Weltverbesserung damit endete daß er den Despotismus zuletzt sophistisch vertheidigte und „als russischer Exercirmeister mit absoluter Selbstverachtung geendet hat". Aber, setzen wir hinzu, durchaus als Mann den die tiefcorrumpirte Welt um ihn her nicht anrühren durfte.

Klinger, nach seiner herben Natur, stellte nur die Gegensätze auf ohne Versöhnung, Heinse suchte eine Vermittelung, indem er, eine Emancipation des Fleisches predigend, die ursprüngliche Schönheit, die ewig in der Natur wohnt und die Christenthum und Civilisation gebunden haben, frei machte. Wie er die „Schlechtigkeit bürgerlicher Verfassungen" beseitigen wollte, ist aus seinen Romanen dem Publicum bekannt, die eher als die schon mehr verschollenen Klinger'schen noch zu ihm klingen. Zu den sentimentalen Romanen übergehend, nennt er „Werther" im Grunde genommen nur einen edlern und tiefer gehaltenen „Ardinghello". Bei diesem sei es eine Liederlichkeit der Sinne, bei jenem eine Liederlichkeit der Gefühle, bei Beiden liege der Hochmuth zu Grunde, der seine individuelle Leidenschaft für gescheidter und berechtigter hält als die unscheinbaren Tugenden der Andern. Dieselbe Liederlichkeit der Gefühle, dieselbe Vergötterung des Dämonischen im Menschen, nur noch tiefer gefaßt, bilde das Thema der „Wahlverwandtschaften". Alle diese Romane Mauerbrecher gegen die Ehe, dieses die ausführliche Geschichte geistigen Ehebruchs. Uebrigens geht hier die Philippika nicht gegen den Dichter, der nirgend mit seinen Dichtungen zu identificiren sei, sondern über den Leiden und Freuden derselben gestanden, und ebenso wenig ist sie gegen die Sentimentalität selbst gerichtet, die, nur durch ihren Misbrauch berüchtigt, der modernen Poesie unentbehrlich sei. Die sich anschließende Beurtheilung der Siegwart-Miller'schen Richtung und der Lafontaine'schen werden alle Parteien unterzeichnen können.

Diesen destructiven Richtungen in der Romanwelt arbeitete eine conservative entgegen, welche eine Religion der Moral und des Pietismus herstellen wollte. Dahin gehört Gellert, der freilich in seiner „Schwedischen Gräfin" das lecke Fahrzeug naiv und unbewußt durch furchtbare Klippen trieb; Sophie von Laroche, „an der Spitze eines weiblichen Tugendbundes"; Hermes, welcher „dem Christenthum die Nachtmütze der Häuslichkeit aufsetzt". Aber diese moralisirenden Tugendromane suchten mit überzuckerten Hausmittelchen die sieche Welt zu heilen und die herandrohende Krise hinzuhalten. Statt in das Centrum der Dinge zu dringen, tasteten sie rathlos an der Peripherie umher. „Die Sittlichkeit ist keineswegs, wie sie meinen, der Grund, sondern nur die natürliche Folge der Religion, der Grund aller Religion aber ist der lebendige Glaube." Jung-Stilling ist ihm das Bild eines glaubensbedürftigen und glaubensstarken Gemüths, wie es sich „außerhalb der Kirche ausnimmt und jederzeit ausnehmen muß". Der Mann repräsentirt ihm die protestantische Vereinsamung. „Wo die Bibel lediglich der subjectiven Kritik der Einzelnen anheimgegeben ist, werden auch, da nicht Jeder zu lesen versteht, ihre Wahrheiten stets in die verschiedensten Privat- und Winkelreligionen umgedeutet werden." Auch Lavater fehlte nur, weil er seine Lebensaufgabe, die Idee eines leiblich gegenwärtigen Gottes, nicht in der Kirche suchte. Nur Claudius ist ihm der Pietist wie er sein sollte, ohne Affectation, Schwärmerei und dumme Beschränktheit. In Hamann ist der Kampf des Pietismus mit der Faust'schen Natur repräsentirt.

Auf allen diesen Wegen hatten sie den wahren Gott nicht gefunden. Dieser Geisteranarchie vorzubeugen, suchte Lessing nach einer Vernunftreligion. „In Lessing culminirt der Protestantismus, dessen subjective Freiheit er mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit und Consequenz unbedingt und für alle Dinge in Anspruch nimmt." „Er will die volle Wahrheit, keine solchen Kuppler der Wahrheit, überzeugt daß solche schale Köpfe, wenn man sie aufkommen lasse, mit der Zeit mehr tyrannisiren würden als die Orthodoxen." Aber gleich Moses führte er bis dicht vor das Gelobte Land, ohne es selbst betreten zu können, und baute in halber Verzweiflung aus den Trümmern der Götzen, die er titanisch gestürzt, wieder neu den Tempel einer Naturreligion, die einen möglichst würdigen Begriff von Gott zu fassen sucht. Für den Staat vindicirt er die Religion, die am meisten frei sei von allen conventionnellen Zuthaten, die Religion Christi, d. h. die der Stifter selbst geglaubt, nicht die welche von der Kirche daraus gemacht worden. Vor sich hat er die Aussicht auf ein „neues Evangelium" der höchsten Aufklärung. Aber seine rücksichtslose Consequenz war nicht eitele Lust am Verneinen, sondern der vollste Ernst redlicher Forschung. Er gibt sie nicht als unfehlbar, er will nur der Sturmwind sein der die leichte christliche Spreu treffe. „Ich hungere", sagt er, „nach Ueberzeugung, die Inspiration der Evangelien ist der breite Graben über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir Jemand hinüberhelfen, der thue es, ich bitte, ich beschwöre ihn, er verdient einen Gotteslohn an mir." Eine Krisis hatte der titanisch Stürmende bewirkt, aber keine Genesung. Die Krankheit hatte eine bestimmte Richtung genommen, aber Die nach ihm vergaßen seine ehrliche Anstrengung und daß er nur gesucht. Man hielt den Zweifel schon für den Schatz selbst, und Lessing's herculische Arbeit zog Die groß die ihm am verhaßtesten waren, die Rationalisten. Man vergötterte den Menschenverstand, der, weil er sich allein für gesund hielt, alle Welt curiren wollte.

In diesem Sinn wird Nicolai zergliedert, der schon damals „die Lineamente der künftigen Romantik und eines wieder erstarkenden katholischen Bewußtseins leise empordämmern sah". Aber er lockte selbst durch seine Langweiligkeit die Reaction hervor. Darauf folgt eine

interessante Charakteristik Hippel's, der einen deutschen Humor ins Leben rief, „das moderne Bewußtsein des innern Zwiespalts, der mit den Gegensätzen, weil er sie nicht mehr zu versöhnen vermag, in einer Art verzweifelter Lustigkeit spielt, um sie sich erträglich zu machen". Hippel wird mit Vorliebe behandelt, leichter weg Thümmel, wegwerfend Musäus, vernichtend scharf Wieland in seiner Doppelnatur als sittlich-philisterhafter Mensch und als Libertin-Schriftsteller. „Er suchte ängstlich nivellirend das Große klein zu machen, damit das Kleine groß erscheine." Persönlich unbedeutend, war er doch geraume Zeit der Sprecher fast der ganzen gebildeten Welt Deutschlands, und seine Religion war, alle Fragen vor den Richterstuhl der menschlichen Vernunft zu ziehen. In Wieland schlägt der Kritiker nicht nur seine unbedeutenden Nachfolger, sondern eine ganze Zeitepoche der neuen Bildung.

Eine Brücke, eine Aussöhnung zwischen der Religion und der neuen Bildung versuchte Herder, es galt die Religion menschlich, die menschliche Bildung göttlich zu machen. Es galt eine ideale Menschheit schaffen, und man nannte Das Humanität. Aber auch Herder's Religiosität, inniger als die seiner Vorgänger, sei nur Intuition gewesen, das Gefühl eben ist beweglich. Ermattend mit den Jahren sei der lebendige Gott ihm versunken in der lebendigen Natur, Christus zum Lehrer geworden, den man in ein Mysterium eingehüllt. Das Christenthum ward ihm zum vorübergehenden Durchgangsmoment nach der Humanitätsreligion. Er wollte, wie Hippel und Andere, eine unsichtbare Kirche über der christlichen. Herder schreibt der Verfasser den entschiedensten Einfluß auf die folgende Romanliteratur bei. F. H. Jacobi unternahm es nach ihm denselben Humanitätscultus philosophisch zu begründen. Sein Schwanken und sein Kampf mit sich selbst, die Herbeirufung von Kampfrichtern und Zeugen wird lebendig dargestellt. Mächtig nach allen Seiten angezogen, kam er nie zu einer entschiedenen Wahl und schied nicht als Christ und nicht als Heide aus der Welt. Jean Paul ist dem Verfasser der eigentliche Dichter der Humanitätsreligion. Mit unerschütterter Freudigkeit, Hoffnung und Zuversicht auf sein Ziel losgehend, nahm Jean Paul unumwunden seine ideale Stellung außer dem Christenthum. In jedem Busen brannte ihm das Gesetz in gefeierten Zügen. Sein Glaube war felsenfest an die Perfectibilität des Menschengeschlechts; ohne Offenbarung, aus sich selbst könne und solle sie das Höchste erlangen. Im Jugendleben sieht er die göttliche Reinheit, muß aber erkennen daß das Leben selbst eine Krankheit ist, aus der die Seele nach einem bessern Dasein sich hinaussehnt; es gilt dem gefangenen Engel im Menschen die gebundenen Schwingen zu lösen; Dies vermögen aber nur Poesie und Wissenschaft; der Mensch fühlt daß er nicht eitel Asche und Dunst ist, und „dieses Gefühl ist unsere Unsterblichkeit". Der begeisterte Glaube hat aber keine andere Gewähr als eben seine Begeisterung. Die Wünsche welche die Erde überfliegen müssen in einer andern Welt erfüllt werden, denn der Schöpfer habe uns zu den Leiden eines solchen Misverhältnisses nicht schaffen dürfen. Aber die Kritik ist — seine Menschen sind unmögliche Menschen, und das Dogma von seiner „alleinseligmachenden Poesie" (inclusive Wissenschaft) wird dadurch Lügen gestraft. Aber seine „stabil gewordene Juvenilität" bleibt eine erquickliche Erscheinung aus einer Zeit wo die Jugend schon alt geboren war, und nie vergessen darf werden daß er in dasselbe Morgenroth über der Schande und den Trümmern Deutschlands unverzagt das Panier Deutschlands pflanzte. Er rief den Fürsten zu: „Erste Pflicht der deutschen Fürsten ist nun ihren deutschen Völkern zu vertrauen." Wir haben heute keinen Jean Paul der es wieder thut. Die Charakteristik Jean Paul's gehört zu den gelungensten Partien des Buchs; man erkennt den Dichter Eichendorff.

Goethe's exclusive Religion der Gebildeten, seine durch die Natur eingepflanzte Urreligion und seine Ahnung der Schönheit der Welt, wie er in „Wilhelm Meister" einen irdischen Glückseligkeitszustand herstellen will, der zwischen Phantasterei und Philisterhaftigkeit in der Mitte steht, Goethe, der dem Verfasser immer „als ein herrlicher Baum erschienen, welcher, mächtig in der Erde wurzelnd, gar nicht in den Himmel wachsen mag, und doch, weil er eben nichts Anderes kann, mit allen Zweigen und Knospen durstig von dem Lichte trinkt das durch sein kräftiges Laub zittert", überlassen wir unsern Lesern selbst nachzulesen. Ebenso den andern Koryphäen der Humanitätsreligion Schiller, welcher zwischen Kant und Goethe vermittelnd, „die völlige Gleichstellung von Sittlichkeit und Sinnlichkeit als das Ideal vollkommener Menschheit" setzte; welcher den Weg zur Freiheit durch die Schönheit gehen ließ, und den „seine eigene Charakterschönheit" zum Liebling der Nation gemacht hat. Darauf die Erziehungsromane, die ganz Deutschland mit Humanität überschwemmten, die Pestalozzi, Basedow, Campe, Becker, bis man von der hochmüthigen Humanitätslehre sich wieder zu den wirklichen Anschauungsweisen und Begriffen des Volks herabließ und für dasselbe Volksbücher schrieb oder zu schreiben glaubte. Endlich in rhapsodischen Sprüngen Alles was von da ab sich geltendmachte: die Romantiker, die Eichendorff preisgibt, weil sie selbst ihre Aufgabe verfehlten; die Damenromanliteratur; die historischen Romane, die er sehr beiläufig abfertigt, entweder verkennend was sie seit Scott zur Förderung des Volksbewußtseins und der Volkssitte gewirkt, wenigstens erstrebt, oder sie absichtlich ignorirend, weil sie manchen Querstrich in sein System bringen könnten, bis zu den Romanen mit entschieden antichristlicher und destructiver Tendenz, aus deren üppigem Hervorschießen und großer Verbreitung in mannichfacher Gestalt er auf eine vollkommene Auflösung aller religiös-sittlichen Bande in der Nation schließt und Katholiken und Protestanten und Machthaber aller Art auffodert, zu thun was an ihnen um das sittlich Religiöse und Positive wieder festzustellen. Mit Polizeigewalt allenfalls — das scheint er schlimmsten Falls zu-

zugeben, — nur nicht durch Lug und Trug und scheinbares Concediren Dessen was man heimlich wieder fortnimmt.

Kritische Pfeile sind gegen das Buch und seinen Verfasser bereits in großer Zahl abgeschnellt. Das versteht sich von selbst: es ist der große Kampf auf Tod und Leben zwischen den beiden Parteien die um die Weltherrschaft streiten, ein Kampf, der jetzt nicht mehr durch Vermittelung abgethan werden kann. Eine muß siegen; der Verfasser steht auf Seite derjenigen die scheinbar jetzt im Siegen ist, und die Unterliegenden müssen sich wehren. Sie müssen es; es ist das Gesetz der Nothwehr. Aber mit der Kritik ist es nicht gethan; das sind Gegensätze die nicht mehr durch Gründe angefochten, vertheidigt werden. Nur die Schärfe der Schwerter oder die Wucht der Massen entscheidet, ob die Autorität oder der freie Geist das Feld behalte. Wenn eine Kritik zulässig wäre, könnte sie nur von Dem ausgehen der sich auf den Standpunkt des Verfassers stellt und von da aus die Folgerichtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Schlüsse abweist. Wir stehen in dem Kampfe nicht auf seiner Seite, also fehlt uns das Maß um ihn zu messen, und die Anfeindungen gegen seine Ansicht erscheinen uns wie der Kampf zweier Liebhaber über die Schönheit ihrer Geliebten. Wer kann dem Andern beweisen daß seine Braut schöner und liebenswürdiger sei!

Indeß wollen wir uns Mühe geben gerecht zu sein, wie auch er sich Mühe gibt gegen Die gerecht zu sein die er verdammt. Es erinnert uns an jenen strengkatholischen Vater eines spätern deutschen Philosophen, welcher seinem Sohne Milde und Freundlichkeit gegen die Ketzer anempfahl; weil sie ja auf ewig im Höllenpfuhl brennen müßten, sei es menschlich ihnen ihr kurzes irdisches Dasein zu versüßen. Mit diesem Mitleid betrachtet Eichendorff die Verirrungen der großen Dichter, Gelehrten, Philosophen, die uns so lange als leuchtende Sterne galten. Indem er erklärt wie sie dazu gekommen diese Irrwege einzuschlagen, besingt er sie wie etwa der Griechendichter die gefallenen Helden des untergegangenen Troja: er läßt ihnen den Ruhm der Zeitlichkeit. So sind es wunderschöne Dithyramben auf Jean Paul, Herder, Hippel, Lessing; mit thränenden Augen möchte er die schönen verirrten Gestalten ans Herz drücken und ihnen die Seligkeit retten. Und er ist wahr in der Schilderung ihrer Eigenschaften; auch wir Protestirenden gegen seine Schlußfolgerungen können das Conto und die Bilanz unterschreiben.

Aber wie er und die Redlichen unter seiner Partei es bei sich rechtfertigen alle diese Größen des menschlichen Geistes, jene titanisch ringenden Kämpfer für die Freiheit des Gedankens als unorganische Auswüchse einer ursprünglichen Ordnung, als Rebellen wider Gottes Willen aufzufassen, und wie sie darin keine Versündigung gegen den Gott gewahren, der nach der Schrift die Haare auf unserm Haupte gezählt hat und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, Das ist schwerer zu begreifen. Warum ließ er jene Lessing und Herder, jene Friedrich und Joseph zu, warum bekleidete er sie mit allen Gaben welche die Söhne des Staubes groß, glänzend und herrlich machen? Oder wäre dieser ganze gewaltige Strom des Rationalismus, der, bald verborgen, bald offen, überwältigend dahinrauschte, vom Mittelalter ab bis in die Gegenwart, nur von Gott zugelassen, damit die Diener der Autorität im Widerstande dagegen sich selbst stärkten und endlich die Macht des Bösen zerträten und vernichteten — wie er, der Verfasser, das größte und leuchtendste Stück der Menschengeschichte vernichten und auslöschen möchte!

Wir wollen ihm noch gerechter werden, in seinem Sinne Etwas setzen was für uns noch nicht feststeht, und dann nur fragen, ob seine Consequenz, nicht ob sie die richtige, sondern nur die wahrscheinliche, mögliche ist? Wir geben ihm in diesem Sinne zu daß der große Strom des ewigen Protestantismus, der längst vor Luther da war und nach ihm die Kanäle welche Luther grub weit überschwemmt und überspült hat, nichts Festes, kein Eiland im Meere gesetzt, wir wollen sogar zu seinen Gunsten annehmen daß er vieles fruchttragende Erdreich ins Meer, in die Wüste der Negation geschwemmt hat. Es ist keine protestantische Kirche entstanden welche fest wäre wie die auf St.-Peter's Fels gegründete. Auch Joseph's II. Schöpfung ist vollkommen zerstört, und die Friedrich's II. wird jetzt Schritt für Schritt von Denen allgemach aufgelöst und fortgewaschen welche zu ihren Schirmherren und Wächtern bestellt waren. Die freie Forschung, früher das Panier in der übergroßen Hälfte der civilisirten Staaten, wodurch sie siegreich, erobernd, ohne Krieg zu führen, in die andere Hälfte eindrang und sie in Schach hielt, hat nur in den Gesetztiteln noch Geltung, in der Wirklichkeit legt man ihr Hemmschuhe, Fesseln, Stachelhalsbänder an, und man wagt nur noch nicht den stillen Herzenswunsch auszusprechen daß es mit dieser fatalen Forschung, die nur Pandora's Büchse immer weiter öffne, endlich zum Schluß komme. Wir wollen ihm zugeben daß der Geist selbst daran Schuld ist, daß er sich zersplittert hat statt sich zu keilgen, daß die Forschung zu weit, zu schnell der Kraft und den Mitteln vorauseilte, um das Erforschte, die Entdeckungen praktisch zu nutzen und etwas Positives zu setzen. Wir geben damit sehr viel zu, denn wir räumen ein daß der emancipirte Menschengeist das eroberte Terrain, was er nicht zu befestigen und auf die Dauer zur Wohlthat der Völker zu cultiviren verstand, einem Gegner wieder überlassen muß, wenn nicht uns Alle die staatliche Wüstenei Asiens, von wo die Cultur ausging, verschlingt. Wir wollen auch den Einwand ruhen lassen daß dieser Umschlag nur die Wirkung des momentanen Schreckens sei, jener dumpfen conservativen Philisterangst, welche, als das Licht zum Weltbrande ausschlug, alle Besinnung verlor und die Errungenschaft von Jahrhunderten in Flammen warf, nur um sie zu ersticken oder aber-

gläubisch dem Moloch Aeltern, Kinder, Nachbarn, Alles zu opfern, damit sie nur ihr theures Selbst rettete. Denn die Gegner können uns mit Recht antworten: Warum waren die Wächter und Priester des Lichts nicht auf ihrem Posten, um den Brand zu verhindern, ihn zu löschen, das reine Licht zu wahren? Wir geben zu, sie sind schwach gewesen, viele ließen sich im ersten Taumel fortreißen und glaubten in den ersten Flammen nur eine Fortsetzung des Lichts, ein wohlthätiges, reinigendes Feuer zu erblicken. Bald darauf kamen sie zwar zur Besonnenheit, und sie haben mitgelöscht, mit ganzer Anstrengung, wofür sie jetzt verspottet werden, denn sie halfen ihren geborenen Feinden das Licht selbst auslöschen. Aber Factum ist, sie hielten sich für stark und waren schwach, und waren sie wirklich stark, so waren sie nachlässig, bequem und hatten ihre Kräfte nicht concentrirt, wie es ihre Gegner von beiden Seiten gethan. Sie haben also durch ihre Verschuldung die große Schlacht verloren.

Wir wollen ihm noch mehr zugeben: die einzigen Staaten und Völker, wo die Freiheit naturwüchsig sich erhalten hat, wo sie aus der Forschung ins öffentliche Leben und aus diesem in jenes zurückdringt, beide aufs innigste verwachsen, sind diejenigen, wo das Christenthum noch staatlich festwurzelt und in den Bürgern lebendig ist, wo die Bibel das höchste Gesetzbuch ist und die Forschung, die nebenher und darüber hinausgeht, nur als ein Schulexercitium des Geistes betrachtet oder gar vor dem Richter verfolgt wird. So England, die nordamerikanischen Freistaaten, vielleicht Holland, Belgien, Schweden, Norwegen, obwol deren Bestehen mehr auf politischen Concessionen, Oertlichkeit als auf naturwüchsiger Kraft beruht. Und dergestalt sind die andern Staaten, wo gesetzlich das Wort und der Gedanke frei waren, jetzt von dem Rückstrom der Reaction geängstigt, gedrückt, erlahmt, daß trotz ihrer Constitutionen auf dem Papier selbst schon das freie Wort sich nicht von den Lippen zu ringen wagt, was unter der Herrschaft des Absolutismus keine Hindernisse fand. Wir geben nun zu, es ist möglich daß dieser Rückstrom so pressend wird daß der geängstete Geist sich irgendwo nach einem Schutz umsieht, und daß ihm am Ende die Macht gegen die er Jahrhunderte angekämpft noch als die erträglichere erscheint. Unter dem Krummstab ist gut wohnen, hieß es im Mittelalter, und wie Diejenigen welche nicht gerade zu stehen wagten vor der barbarischen Feudalwillkür unter dem milden Regiment Schutz suchten, so wäre es möglich daß die geängsteten Massen vor einem neuen Willkürregiment, welches den Geist ausroden möchte, endlich aus Verzweiflung und Ermattung nach der Herrschaft sich zurücksehnten welche den Geist gelten läßt, ihn aber allein zu bewahren, lenken und deuten zu können glaubt.

Das ist das Aeußerste was wir als möglich in Aussicht stellen — die allgemeine Trostlosigkeit die irgendwo Trost sucht, wo es auch sei. Es ist die große Heerstraße auf welcher die Convertirten in den Schoos der Kirche zurückkehrten, aber es wäre ein unerhörter, noch glauben wir ein unmöglicher Weltbankrott, wenn auch die Völker dahin zurückwanderten. Aber sei es daß die Massen aufbrächen, die Massen haben auch in der großen Völkerwanderung nicht gewußt wohin sie strömten, sie folgten der Drohung, dem Drucke, einzelnen erleuchteten Führern, den Lichtfunken die von einem bessern Dasein in ihre dumpfe nomadische Existenz fielen. Von den goldenen Reichen des Occidents, wo Segen und Reichthum wie ein gehobener Schatz ausgebreitet liegen für Den der ihn nehmen will, war auch in ihre Steppen und Wälder die Kunde gedrungen, und sie machten sich auf den Weg aus Beute- und Eroberungslust. Was soll denn die blasirten Culturvölker jetzt dahin locken? Etwa der äußere Glanz? Das Glockengeläut von St.-Petri Dom, die Weihkessel und Pfauenwedel, die bunte Pracht der Talare und Tiaren? Sie sahen das Alles schon weit glänzender in ihren Opernhäusern. Oder wo gibt es Schätze für die industriellen Geschlechter welche die Erde ausgebeutet, die Elemente sich dienstbar gemacht und das echte Gold bis zum Schaum und Schein breitgeprägt haben! Eine innere Sehnsucht nach der Erlösung, die nicht nach Schätzen fragt, nur nach der Wahrheit? Diese innere Sehnsucht ist immer nur bei Einzelnen da, wir zweifeln nicht an ihrer subjectiven Wahrheit, und ebenso wenig verkennen wir die Strömung, die durch die Politik, Kunst, Dichtung, Wissenschaft, kurz durch die Geschichte geht; aber wir halten sie für eine Strömung die nur aus der gegenwärtigen Lage der Dinge ihre Kraft schöpft, für keine, angethan der Weltgeschichte eine andere Richtung zu geben; für einen Strom, durch Rückstauung erzeugt, der jetzt mit sich fortreißt, aber schon bei einer nächsten Katastrophe in andere Betten geleitet wird. Die besten Führer halten in solchen Katastrophen den Troß nicht zusammen, um was weniger einen Troß der selbst denken gelernt hat, selbst urtheilt und sich zeitweilig nur den Führern übergibt welche ihm Vortheile und sicheres Ziel versprechen.

Und seien sie Alle, momentan oder auf länger, zurückgeführt, die Erinnerung läßt sich nicht auslöschen. Die rettende That eines Gustav Adolf, wie man sie auch deutsch-patriotisch beurtheile (eine Beurtheilung die jetzt am wenigsten Platz greift), Friedrich's Gestirn, Joseph's Humanitätsglorie würden in jene Zukunft, je dunkeler für sie, um so heller leuchten. Läßt sich der Name Luther aus der deutschen Geschichte ausradiren? Können die Gedanken eines Lessing, Herder, Schiller, Fichte ausgetilgt werden? Mit Bann und Interdict belegt, würde ihre Wirkung eine doppelte werden, wie die gepreßte Luft sich endlich in einer Explosion entladet. Aber Eichendorff will gewiß am wenigsten diese Geister durch Polizeigewalt beschwören, die wohlthätige Macht des Positiven, des Ueberlieferten soll die Gemüther von selbst in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückführen. Sie sollen sie finden müssen wie den verlorenen

Sohn, weil sie nichts Anderes gefunden haben. Wir glauben ihm Alles; aber die deutschen Dichter die aus jenem Born getrunken, mittelbar oder unmittelbar, können sie wieder zu Wächtern des Heiligen Graal werden, empfinden wie Titurel und Parcival, im Ansingen der Heiligen Jungfrau ihre heiligsten Seelenaccorde tönen lassen?

Das Gewesene und Begrabene läßt sich nun und nimmer in ein wahrhaftes Leben zurückrufen. Kein Troja ward wieder aufgebaut, trotzdem daß die Griechensänger seine Schönheit mit fast romantischer Inbrunst sangen. Auch das alte Hellas ward nicht wieder erweckt; das neue griechische Reich ist nur eine Caricatur. Zu welchen andern das Scheinleben führt, davon hat Eichendorff selbst in seiner Beurtheilung der romantischen Schule Zeugniß abgelegt. Sie ist untergegangen als ein historisch reponirter Versuch. Oder ist der neueste Versuch im „Amaranth" besser gelungen? Trotz alles Anjubelns der siegenden Partei weht uns Moderduft entgegen. Aber was er will, ist etwas Ewiges, über die Zeitströmungen Erhabenes! Als ob die Tradition nicht auch nur ein Stück wäre aus der mehr tausendjährigen Weltgeschichte. Wann fing sie für die Poesie an? Etwa da als unsere politischen Reactionnaire ihre ewige unantastbare Rechtswahrheit, ihren nicht zu erschütternden Besitzstand anfangen lassen, das ist als die germanischen Völker ihre Beute auf dem romanischen Boden theilten, durch das Lehnsrecht consolidirten und ihr, wie ihre Theoretiker meinen, eine Stabilität gaben, die für die Ewigkeit dauern soll! Nur Schade daß diese Poesie vornan als Bollwerk die „Nibelungen" hat, denen alle geschickte, ritterliche Behandlung den heidnischen Charakter nicht ausmerzen konnte. Und rationalistische Singvögel zwitschern mitten durch die Glorie der herrschenden Tradition.

Aber Eichendorff glaubt auch nicht an die Rückkehr, sie ist bei ihm nur ein frommer Wunsch, eine Vision, die er uns zeigt um uns zu erlösen aus dem Leben ohne Gott. Er glaubt mehr an die Wüstenei vor uns, und diesen schrecklichen Glauben theilen viele akatholische Kritiker. Rückwärts war noch nimmer Rettung solange es eine Weltgeschichte gibt. Die Losung hieß vorwärts und durch! Wohin jetzt, das wissen freilich auch die Weisesten nicht. Aber auch die Kirche, in deren Schoos er uns und die Poesie zurückführen möchte, scheint an sich selbst irre. Denn in die Kirche will uns der Dichter Eichendorff doch nicht einschließen welche aus „der Puritaner dumpfen Predigtstuben" die Ascetik jüngst geborgt hat, welche ihre Missionare ausschickt um gegen alle Weltlust zu predigen, die Kunst zu verdammen, und die in St.-Peter die Engel mit Unterröcken aus Schamhaftigkeit bekleidet. Die alte stolze katholische Kirche kümmerte sich nicht um die Scrupel der Prüden, sie ließ der Kunst und Natur ihr Recht, im Bewußtsein daß ihres unantastbar sei.

W. Klegis.

Kritik der politischen Zeitideen.*)

Der Zeit wäre geholfen, wenn ihr durch die richtigen Ansichten und Einsichten einzelner Denker geholfen werden könnte. Die Wahrheit wäre gefunden, wenn sie durch die Nachweisung des Irrthums gefunden würde. Aber die größte, die sicherste Wahrheit hat nur dann eine weltgestaltende Verbreitung und Herrschaft gefunden, wenn sie Etwas aussprach, für dessen Aufnahme und Anerkennung die Geister und die Verhältnisse in weiten Kreisen vorbereitet waren, und die Geschichte bietet uns nur zu viele Beispiele, wo gleißende Irrthümer sich rascher verbreiteten, mächtiger herrschten, tiefer einwurzelten als sichere, ernste, aber bittere Wahrheiten. Und die Nachweisung daß ein Weg der falsche sei, ist allerdings von Nutzen, zeigt aber noch immer den rechten Weg nicht. Von den verschiedensten Seiten her und mit der verschiedensten Absicht ist auch auf dem politischen Gebiete die Kritik mit Geschick und Erfolg geübt worden. Aber wie wenig hat man doch im eigenen schöpferischen Aufbau in selbständigen Conceptionen geleistet, welche Originalität mit praktischer Tüchtigkeit vereinigt hätten! Ob wir auch dem Werke das uns zu diesen Betrachtungen Anlaß gibt den Vorwurf zu machen haben daß es in der Kritik stärker sei als im eigenen Schaffen, können wir noch nicht ermessen, da der ganze zur Zeit vorliegende Band sich absichtlich, lediglich mit der Kritik beschäftigt, die eigenen Vorschläge des Verfassers aber einem zweiten Bande vorbehalten sind. Das Werk, wie es zur Zeit ist, hat unser Interesse mehrfach angesprochen. Es ist schon an sich eine bemerkenswerthe Erscheinung, sofern es von einem Magyaren ursprünglich in magyarischer Sprache verfaßt und von demselben ins Deutsche übertragen ist. Es trägt keine Spuren der heftigen Bewegungen und Kämpfe welche das Vaterland des Verfassers durchtobt haben, vielmehr überall das Gepräge ruhiger, über die Reibungen und Stürme des Tags erhabener Betrachtung. Einzelne Bemerkungen des Verfassers haben durch Ereignisse welche offenbar jünger sind als seine Abfassung, z. B. durch die Wendung welche die Dinge in Frankreich genommen haben, eine auffallende Bestätigung erhalten. Der Verfasser hat Beruf über Politik zu schreiben. Man findet hier keine aus dem Finger gesaugte Weisheit, auch keine leere Phrasenmacherei und kein sophistisches Sykophantengeschwätz. Der Verfasser ist geschichts- und lebenskundig, hat sehr ernste und umfassende Studien gemacht, hat aber sich nirgend in das Joch der Autoritäten gegeben, sondern sichtbar Alles sehr gründlich geprüft und durchdacht.

Geben wir eine Uebersicht seines Ideenganges. Die große Mehrzahl der Menschen bedarf um sich wohlzubefinden vorallem der Ruhe. Epochen großer Umwälzungen müssen daher immer für viele Einzelne Zeiten des Unglücks sein. Gleichwol bedarf es auch der Stürme,

*) Nach der Schrift: Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat. Von Joseph Freiherrn von Eötvös. Wien, Manz. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

und bei andern Gelegenheiten hat sich, nachdem der Sturm vorüber, Befriedigung kundgegeben, während jetzt Entmuthigung herrscht. Der Kampf um die Staatsgewalt ist so alt wie die Gewalt selbst. Jetzt aber ist es nicht eine gewisse Form der bürgerlichen Gesellschaft, nicht die Regierung gewisser Männer oder Grundsätze, es ist vielmehr das Bestehen einer bürgerlichen Gesellschaft, es ist das Recht irgend einer Regierung überhaupt welches man angreift.

Nach 60 Jahren beinahe ununterbrochener Revolutionen, wo man immer nur darauf bedacht war wie man den Sieg möglichst vollständig mache und seine Gegner vernichte; wo jede Partei mehr die Falschheit der Grundsätze ihrer Widersacher als die Wahrheit der eigenen gesucht, wo jede mehr um den Besitz der Gewalt als darum besorgt war sie vernünftig zu gebrauchen; wo jede Gewalt immer Alles gethan was sie für möglich hielt, ohne zu bedenken daß für die Dauer nur Dasjenige möglich ist was man als Recht erkennen kann, bis die Gewalt, von einer Hand der andern entrissen, zehn mal gebrochen und wieder zusammengeleimt, endlich alle Stärke verloren hat und das Volk, nachdem es im Namen der ewigen Gerechtigkeit Alles was es früher für Recht gehalten mit Füßen getreten sah, endlich den Maßstab mit dem es über die Gerechtigkeit einzelner Handlungen urtheilen soll verloren zu haben scheint, äußert sich der Zweifel immer lauter, ob denn alle diese Anstrengungen nicht nutzlos, ob nicht die Hoffnung, durch die veränderte Staatsverfassung die Menschen zu bessern, ein eiteles Gaukelspiel Derjenigen gewesen sei die sich dadurch den Weg zur Gewalt bahnen wollten, um sie dann zum eigenen Vortheil auszubeuten.

Nicht weil es die Verhältnisse so mit sich brachten, nicht weil es eine unwiderstehliche Wahrheit gebot, ist (1848) das Bestehende in den Staub gesunken. Die wahre Ursache, die einzige, liegt darin daß es Niemand zu vertheidigen wagte. Das Ereigniß ist nicht einer großen That, sondern einer großen Schwäche zuzuschreiben. Zwei Erscheinungen nehmen die Aufmerksamkeit vorallem in Anspruch: erstens die Allgemeinheit jener Verhältnisse im ganzen Westen Europas; zweitens daß alle Mittel die man zur Verbesserung angewandt hat bisjetzt zu keinem befriedigenden Resultate geführt haben. Aus Ersterm folgt daß den Uebeln etwas allen betheiligten Staaten Gemeinsames zugrundeliegen muß; aus dem Zweiten daß der Weg auf dem man den bestehenden Uebeln abzuhelfen versucht hat nicht der richtige sein könne. Weiter verbreitet sich der Verfasser über die Naturwissenschaften und die nach seiner Ansicht im Vergleich zu diesen zurückgebliebenen Staatswissenschaften und will auf letztere die Methode angewendet wissen, durch welche die erstern seit Baco so mächtig gefördert worden. Auch hier sei der einzige sichere Weg des Fortschritts die Erfahrung, das Gebiet aber, wo die Staatswissenschaft ihre Erfahrungen zu suchen habe, die Geschichte. (Nicht auch die Statistik in ihrer weitesten und vollkommensten Bedeutung?)

Der Verfasser meint übrigens: nicht die herrschenden Begriffe selbst seien es welche ihrer Natur nach in Gegensatz zu dem bestehenden Staate träten; der Gegensatz liege vielmehr in der Form in welcher man sie aufgestellt, in den Folgerungen die man daraus gezogen, in der Art in welcher man sie im Leben anzuwenden versuche. Als herrschende Ideen der Zeit bezeichnet er die der Freiheit, der Gleichheit, der Nationalität. Freiheit sei der Zustand in dem der Mensch sowol seine eigenen Kräfte als die der ihn umgebenden Natur in den Grenzen der Möglichkeit zur Erreichung eines selbstgewählten Zwecks gebrauchen könne. Gleichheit sei in Bezug auf den Staat jene Einrichtung des Staatslebens, wobei dem Einzelnen weder irgend eine Bevorzugung eingeräumt noch irgend eine besondere Last werde. Die Idee der Nationalität äußere sich im Streben des einzelnen Volks, sich geltendzumachen und zwischen andern Völkern die Stellung einzunehmen zu der es sich vermöge seiner Vergangenheit, seiner Größe oder seiner besondern Begabung berechtigt glaube. (Wir sollten meinen, die Nationalität äußere sich zunächst auch in dem Streben nach eigenem Recht und eigener Sitte zu leben.) Die französische Revolution ward im Namen der Freiheit begonnen. Aber frühzeitig trat an die Stelle der Freiheitsidee das Princip der Volkssouverainetät, welches vielmehr eine Folge der Gleichheitsidee ist. Seit einem halben Jahrhundert ist in Frankreich (und meist auch anderwärts) der sogenannte Freiheitskampf ein Kampf um die Regierungsgewalt gewesen. Man erfand deshalb die sogenannte politische Freiheit und setzte diese im Wesentlichen darein daß es keine Gewalt im Staate gebe die nicht im Namen des Volks und wenigstens mittelbar durch dasselbe geübt werde. Jede Verfassung ist hiernach freier, je Mehren sie dieses Recht gibt und in je größerm Maße dieses Recht den Einzelnen gewährt wird. Oder mit andern Worten: jede Verfassung ist um so freier, jemehr jeder Einzelne regiert und jemehr er regiert wird.

Nun sucht der Verfasser zuvörderst zu zeigen daß alle drei zugleich als Ziel verfolgten Begriffe mit sich gegenseitig im Widerspruch ständen. Sehr klar ist Das bei den Ideen der Freiheit und Gleichheit. Soll die Idee der Gleichheit, die sich nun einmal in der Natur nicht findet, verwirklicht werden, so ist Dies nur in der bürgerlichen Gesellschaft und nur durch die höchste Beschränkung der Freiheit möglich, indem man der Entwickelung des Einzelnen Schranken setzt um die von der Natur begründete Verschiedenheit der Begabung auszugleichen. Doch selbst wenn man von der äußersten Entwickelung absähe und die Begriffe in dem einen Sinne nähme, in welchem sie für gleichmäßig anwendbar gehalten würden, seien sie, meint der Verfasser, nicht miteinander in Einklang zu bringen. Allerdings in England beständen politische Gleichheit und Freiheit nebeneinander. Aber man verstehe in England unter Freiheit und Gleichheit etwas ganz Anderes als nach Frankreichs Vorgang auf dem Festlande. Nach englischen Begriffen bestehe die Freiheit darin daß es keine absolute Gewalt im Staate gebe. Nach dem französischen Freiheitsideale müsse es eine solche geben, besitze der Staat eine absolute Gewalt über alle die Seinen, und diese bedürften ihm gegenüber keiner Garantie, da die Souverainetät ja dem Volke selbst gehöre und dieses nichts für das Volk

Schädliches wollen könne. Unter der Gleichheit verstehe man in England im Hauptwerke die gleiche individuelle Freiheit, gleichen Schutz des Staats, gleiche rechtliche freie Bewegung, gleiche Behandlung vor dem Gesetze. Der französische Liberalismus verstehe unter der Gleichheit die gleichmäßige Theilnahme jedes einzelnen Bürgers an der absoluten Gewalt die der Gesammtheit zukomme. Wenn nun die Freiheit in der Verwirklichung des Begriffs der Volkssouverainetät bestehe und die Gleichheit in der gleichen Theilnahme Aller an der Staatsgewalt gesucht werde, so müsse der Kreis der Staatsgewalt immer weiter ausgedehnt, um so enger also die Grenzen der individuellen Freiheit gezogen werden. Man könne entweder nicht bei der politischen Gleichberechtigung stehen bleiben, müsse vielmehr bis zur factischen Gleichstellung der Verhältnisse fortschreiten, oder sei gezwungen den Staat dahin einzurichten daß die Staatsgewalt zwar im Namen des Volks, jedoch ohne irgend einen, selbst mittelbaren Einfluß desselben ausgeübt werde. Den ersten Theil dieser Alternative sucht der Verfasser nun näher aus den factischen Ungleichheiten die unter den zeitherigen Verhältnissen neben der theoretischen Gleichheit bei den Wahlrechten stattfinden zu beweisen. Für den zweiten führt er geschichtliche Beispiele an, zu denen jetzt noch der neueste Vorgang in Frankreich gekommen ist. Aber auch die Idee der Nationalität soll nach ihm mit den Begriffen der Freiheit und Gleichheit in Widerspruch stehen. Er behauptet zu dem Ende, die Grundlage aller nationalen Bestrebungen sei das Gefühl höherer Begabung; ihr Zweck sei Herrschaft, was er nun im Einzelnen und nach seinen Consequenzen für jene Begriffe ausführt.

Ein weiteres Beweisthema des Verfassers besteht darin daß die Begriffe der Freiheit und Gleichheit in der Form in der man sie aufgestellt habe nicht realisirt werden könnten ohne alle bestehenden Staaten aufzulösen. Die frühern Entwerfer von Staatsidealen, von Platon bis auf Morus, hätten sich Das auch selbst gesagt und den Sitz ihrer Utopien in erdichtete Länder verlegt. Der nächste Zweck des Staats sei Sicherstellung; das erste Bedürfniß jedes Staats die Kraft zur Erhaltung seiner Selbständigkeit. Die vollständige Realisirung der gangbaren Begriffe von Freiheit und Gleichheit sei aber in größern Staaten nicht möglich. Außer der in diesen unvermeidlichen Ungleichheit der socialen Stellungen sei schon der Raum eine Quelle der Ungleichheit des politischen Einflusses. Was sei denn die gleiche Theilnahme aller Bürger eines Staats an den öffentlichen Angelegenheiten Anderes als die Herrschaft einer Stadt, wie sie in Rom, wie sie in Athen, wie sie in Paris, wie sie immer und überall bestanden, wo man den Begriff der Freiheit mit dem der Souverainetät verwechselt und den Staat so eingerichtet hat daß alle öffentliche Gewalt mit einem Handstreiche in die Hände des glücklichen Verbrechers übergehen kann dem er gelungen ist. Da kämen dann Zustände, wo die Garantie der Gleichheit und Freiheit des Landes in dem Belagerungszustande der Hauptstadt beruhen könne. Und doch müßten Staatseinrichtungen, bei welchen sich die Fälle öfter wiederholen müßten, wo die Freiheit des Ganzen gegen die Eingriffe einzelner Parteien nur durch die physische Macht der Regierung geschützt werden könne, entweder zur Auflösung des Staats oder zur Knechtung desselben führen. Hier kommt eine bemerkenswerthe Stelle:

Wenn die Freiheit darin besteht daß die Gewalt welche im Namen des Volks Gesetze macht und mittelbar durch ihre Majorität regiert eine absolute ist; wenn infolge dieses Grundsatzes der Staat so organisirt ist daß jede auch nur augenblickliche Resistenz der Centralgewalt gegenüber unmöglich wird, weil nur jene Gewalt absolut ist die sich auf Alles erstreckt und der Nichts widerstehen kann; wenn daher Diejenigen die sich die Majorität auf eine Zeit zu erwerben wissen über alle Kräfte des Staats gebieten können, so hat man einen so mächtigen Beweggrund dieses zu versuchen aufgestellt daß der Versuch selbst nicht ausbleiben kann. Entweder muß man sich dieser Möglichkeit unterwerfen, oder man muß ihr durch Beschränkungen der Freiheit zuvorkommen. Im erstern Falle hat man die römische Plebs, im zweiten die Imperatoren, oder um zeitgemäßer zu sprechen, im ersten Falle kann man auf die Allmacht der pariser Sectionen, im zweiten auf Napoleon gefaßt sein. Einen Mittelweg gibt es nicht.

Aber auch der Zweck der nationalen Bestrebungen soll nach dem Verfasser nur durch die Auflösung aller bestehenden Staaten erreicht werden können. Die Verschiedenheit der Nationalitäten sei eine Thatsache, und eben die Verschiedenheit begründe die Nationalität. Jede Nationalität sei wie jeder Einzelne berechtigt ihre Anlagen und Kräfte frei zu entwickeln, insofern Dies mit der freien Entwickelung Anderer verträglich sei. Solange uns ein Volk als ein in sich abgeschlossenes Ganzes entgegenträte, könne über den Kreis dieser Berechtigung kein Zweifel herrschen. Der Gang der Ereignisse habe es aber mitsichgebracht daß wir in Europa kaum ein Volk fänden welches sich als selbständige Individualität erhalten hätte. Verschiedene Völker seien in Einem Staate vereinigt, andere in mehre Staaten vertheilt. Es bestehe kein Staat in Europa welcher seine gegenwärtigen Grenzen behalten könnte, wenn dieselben nach dem Sprachgebiete gezogen werden sollten. Speciell betrachtet der Verfasser das Princip der Nationalität in Deutschland und kommt dabei auf folgende Sätze. Deutschland ist immer als ein großer monarchischer Staat betrachtet worden. Die monarchische Gewalt des Kaiserthums war aber nie eine absolute. Die sogenannten Freiheiten deutscher Nation bestanden nicht in Rechten welche jeder einzelne Staatsangehörige dem Ganzen gegenüber besaß, sondern in der Selbständigkeit welche man den einzelnen Theilen des Reichs als solchen gewährt hatte. Die meisten dieser einzelnen Theile wurden nach absolut monarchischen Grundsätzen regiert. (Von welcher Zeit spricht denn der Verfasser? In der ältern Zeit gab es zwar wenig oder keine subjective Beschränkung der Fürsten, wol aber destomehr objective; später kamen auch subjective, und erst vom 18. Jahrhunderte an erhielt der Satz des Verfassers theilweise Wahrheit.) Mit dem Kaiserthume erhielt sich die Idee der Einheit des Reichs, und von allen Deutschen war wenigstens Einer immer be-

müht dieselbe zu realisiren: der Kaiser selbst. Mit dem Princip der Freiheit mußte sich aber auch das Streben nach Selbständigkeit erhalten, und die Theile constituirten sich unter monarchischer Führung immer mehr zu compacten Körpern. Die Bedingung der Einheit die man in Deutschland anstrebt ist der Kaiser, d. h. die Concentration aller souverainen Gewalt in einem Mittelpunkte. Das Hinderniß ist das Bestehen vollkommen souverainer Gewalten in den einzelnen Theilen; ja dieses Hinderniß ist sowol dadurch daß die Zahl der Theile kleiner und dadurch jeder mächtiger geworden ist, als dadurch noch vergrößert worden daß, nachdem alle einzelnen Theile Deutschlands constitutionnelle Formen erhalten haben, der Begriff der Volkssouverainetät in den einzelnen Theilen Deutschlands dem der Volkssouverainetät des Ganzen nun ebenso schroff entgegensteht, als Dies einstens zwischen der Macht des Kaisers und der der einzelnen Fürsten und Herrscher der Fall war. Folglich ist die Verwirklichung der im Namen der Nationalität angestrebten Einheit nicht denkbar, ohne zu einer vollkommenen Auflösung aller in Deutschland bestehenden staatlichen Verhältnisse zu führen.

Der Verfasser sucht aber auch zu beweisen daß die Principe der Gleichheit und Freiheit, auch wenn die Verwirklichung derselben in dem Sinne in welchem man sie aufgestellt möglich wäre, keine Befriedigung erzeugen können. Der Verfasser zeigt hier, nach einem geistvollen Blicke auf die Verhältnisse des Alterthums und der Uebergangszeit, daß die Grundlage aller Verhältnisse des Einzelnen in der gegenwärtigen Gesellschaft die selbständige Thätigkeit des Individuums ist. Die Grenzen dieser selbständigen Thätigkeit können nicht verrückt werden ohne daß dadurch zugleich alle Verhältnisse jedes Einzelnen verändert, ja zerstört würden. Der Grad der Befriedigung, den die vollständige Anwendung jener Begriffe dem Einzelnen gewähren würde, hängt dem Verfasser zufolge davon ab, inwiefern durch eine Verfassung, in welcher die absolute Volkssouverainetät zur Wahrheit geworden, jene Stetigkeit der Verhältnisse welche die Grundbedingung des Wohlstandes ist erreicht werden kann. Wer über die nothwendigen Folgen jener Principien ruhig nachgedacht habe, könne nicht in Zweifel sein daß Dies nicht zu erwarten sei. Wolle man sich etwa auf die Erfahrung berufen, indem man sage, das Princip der Volkssouverainetät sei schon seit einem halben Jahrhunderte in großen Staaten aufgestellt worden, und doch habe sich die selbständige Thätigkeit der Individuen, also die Grundbedingung jedes Fortschritts unendlich vermehrt? Sei es wirklich wahr daß man in großen Staaten das Princip der Volkssouverainetät nicht blos aufgestellt, sondern auch angewendet habe? In England sei dieses Princip nicht einmal anerkannt. Das englische Parlament, bestehend aus dem König und beiden Häusern, ist souverain, nicht das englische Volk. Selbst in Amerika werde das allgemeine Princip durch die mehrfach abgestuften Wirkungskreise der Communen, Grafschaften, Einzelstaaten und der Union unterbrochen, wozu noch die große moralische Scheu kommt, welche dort wie in England nach altgermanischer Weise die Gesetzgebung vor dem Landrecht und der in diesem wurzelnden individuellen Freiheit und Selbstbestimmung hat. In Frankreich sei das Princip erst seit 1848 in einige Anwendung gekommen, vorher wol proclamirt, aber niemals ausgeführt worden. Diese neueste Erfahrung sei aber zu kurz und zu wenig glänzend. Aber auch jene erfreulichen Resultate des allgemeinen Fortschritts und der sich immer mehr verbreitenden Gesittung seien nicht dem Principe der Volkssouverainetät zu danken, hätten sich vielmehr in jenen Kreisen menschlicher Thätigkeit gezeigt die außer dem Bereiche der absoluten Volksgewalt lägen. Jeder wahre Fortschritt zu allen Zeiten sei nicht dem Princip der Volkssouverainetät, sondern dem der individuellen Freiheit zu danken gewesen. Die unumschränkte Concurrenz, welche den schnellsten Fortschritt vermittelt habe, öffne der natürlichen Verschiedenheit der Fähigkeiten das weiteste Feld, stehe also mit dem Princip der Gleichheit am meisten im Widerspruch. Aber auch von anderer Seite her betrachtet, so habe der Absolutismus der Volksmehrheit alles Das erzeugt was die natürliche Folge jedes Absolutismus sei. Der Einzelne müsse vom Staate vor allen Dingen fodern daß dessen äußere Beziehungen mit der größten Umsicht geleitet würden. Sei Das etwa unter der Herrschaft des absoluten Volkswillens zu erwarten? In Betreff der Gesetzgebung sei es nothwendig daß das Gesetz für den Einzelnen nicht blos eine Schranke, sondern auch eine Schutzwehr sei die selbst der Staat nicht überschreiten dürfe. Auch müsse er vor dem zu schnellen Wechsel der Gesetze bewahrt bleiben. Auch dafür biete das moderne System die geringsten Bürgschaften. In Betreff der Verwaltung beständen die Uebelstände die man der Bureaukratie zur Last lege nicht blos in absolut monarchischen Staaten, sondern seien als Folgen des Absolutismus überhaupt zu betrachten, der seiner Natur nach immer größere Centralisation aller Regierungsgewalten fodern müsse. Die Folgen seien: eine allgemeine Bevormundung jedes Einzelnen, die sich auf Dinge ausdehne welche mit dem Wohle des Staats in keiner unmittelbaren Verbindung ständen; die Sonderstellung eines eigenen Beamtenstandes, dessen Glieder nach unten hin rücksichtslos handeln könnten, dagegen in blinder Abhängigkeit von ihren Obern ständen; bald Stagnation in allen Zweigen der Verwaltung, bald ewiger Wechsel ohne Fortschritt; große Schwierigkeit zu den praktischen Resultaten des Princips der Verantwortlichkeit zu gelangen; endlich bedeutende Vermehrung der Geschäfte, folglich auch des Aufwands. Daß die individuelle Freiheit durch jenes Princip Nichts weniger als gewinne, sei klar. Speciell untersucht er Das auch in Bezug auf die Steuerlast.

Weiter sucht er zu zeigen daß, auch wenn das Streben nach Nationalität das Ziel welches es sich gesetzt erreichen sollte, die europäische Menschheit darin keine Befriedigung finden könne. Alle Ursachen wodurch nationelle Individualitäten aufrechterhalten würden, hätten theils ganz zu wirken aufgehört, theils sähen wir sie im

natürlichen Entwickelungsgang der Welt täglich schwächer werden. Die Verschiedenheit der Racen habe, die Juden ausgenommen, in Europa alle Bedeutung verloren. Seit der Verbreitung des Christenthums könne auch die Religion nicht mehr als Mittel nationeller Sonderung dienen, und dem Einflusse der Verschiedenheit der Confessionen stehe theils Duldsamkeit, theils Indifferentismus entgegen. Die Seltenheit der Berührungen, die früher am meisten zur Erhaltung nationeller Besonderheit beitrug, habe gleichfalls aufgehört. Auch die Sprache sei kein Hinderniß mehr. Die Civilisation habe die Zahl der Völker vermindert, und Dasselbe sei, nur etwas langsamer, mit den Sprachen geschehen. Was endlich das Andenken an die Vorzeit betreffe, werde das Gefühl allein, das sich an diesen Erinnerungen erwärme, fähig sein, eine nationelle Besonderheit zu erhalten, wo so viel praktische Ursachen zu ihrer Vernichtung zusammenwirken? Aber auch die durchgeführten Foderungen der Nationalität könnten keine Befriedigung erzeugen, weil der Gewinn der einen nur auf einen Nachtheil für die andern begründet werden würde. Das Wort das man als Schlachtruf gebrauche werde nimmermehr die Formel des Friedens sein können.

Der Verfasser geht nun zur Prüfung der Mittel über durch welche den bestehenden Uebeln abgeholfen werden soll, läßt aber geflissentlich diejenigen Richtungen beiseite, welche von der Ueberzeugung ausgingen daß den Leiden der Gegenwart nur durch eine vollkommene Umgestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse abgeholfen werden könne. Denn deren Ziel sei doch nur durch eine ganze Reihe gewaltsamer Umwälzungen zu erreichen, und kein Mensch könne voraussehen ob das Ziel der Opfer werth sein werde. Er beschäftigt sich blos mit denjenigen Vorschlägen, nach welchen das Heilmittel der bestehenden Uebel nicht in der Veränderung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, sondern blos in einer zweckmäßigern Einrichtung derselben gesucht werden soll. Er prüft hier zunächst die Ansicht daß die neuern Erschütterungen lediglich darin ihren Grund gehabt daß man bei der Anwendung constitutionneller Formen gewisse Fehler begangen habe, eine Ansicht die er als die Guizot'sche bezeichnet. In einer längern, viel Schönes enthaltenden Besprechung sucht er zu zeigen daß Guizot im Wesentlichen dieselbe Verfassung wolle welche 1848 gestürzt worden, mit einigen Verbesserungen, welche theils nicht so wirksam seien daß man annehmen könne, sie würden hinreichen ähnlichen Stürmen vorzubeugen, theils sich nicht augenblicklich durch Gesetze erzeugen ließen. Weiter erörtert der Verfasser gewisse Grundfragen des Wahlrechts; zuerst das Princip des allgemeinen Wahlrechts mit directen Wahlen. Indem er dabei von allen weitern Zweifeln absieht, fragt er blos ob das allgemeine directe Wahlrecht dem Zwecke den man dadurch erreichen wolle entspreche oder nicht, und verneint diese Frage. Jener Zweck könne nur der sein daß der Staat nach dem Willen der Mehrheit oder wenigstens durch Die die das Vertrauen der Mehrheit dazu bezeichnet habe geleitet werde. Nun finde man aber in allen modernen Verfassungen zwei Grundsätze anerkannt: jeder Vertreter ist nicht als der Repräsentant seiner Wähler, sondern als der des ganzen Volks zu betrachten und kann daher auch nicht durch ein besonderes Mandat gebunden werden; jeder Vertreter wird nicht durch die Majorität des Landes, sondern blos durch die eines einzelnen Wahldistricts gewählt. Von allen Repräsentanten eines Volks sei mithin keiner der sich wirklich als den Erwählten der Majorität betrachten könne; sehr wenige könnten sich mit der Ueberzeugung schmeicheln der Majorität auch nur dem Namen nach bekannt zu sein; wie könne die Majorität einer aus solchen Vertretern bestehenden Kammer als die Repräsentation der Majorität des Landes zu betrachten sein? Man nehme beispielsweise 100 Districte an, jeden mit 4000 Wählern. Man nehme nun an daß in 51 Districten die Deputirten mit einer Majorität von 2500 gegen 1500 gewählt würden, während in 49 Districten die Wahlen mit einer Majorität von 3500 gegen 500 vollzogen würden. In diesem Falle hätten für 51 Deputirte 127,500, für 49 dagegen 171,500 Wähler gestimmt; die Majorität der Kammer repräsentire also eine Minorität des Volks. (Man könnte auch sagen: Einer der mit 500 Stimmen gewählt worden wäre müsse fünf mal mehr gelten als ein Anderer den 100 Wähler durchgebracht hätten.) Sollte das allgemeine Stimmrecht wirklich mehr als eine trügerische Fiction sein, so müßte jeder einzelne Wähler im ganzen Volke an der Wahl jedes einzelnen Deputirten theilnehmen. Wie sei Das zu verwirklichen? Er verwirft aber auch das indirecte Wahlsystem, gegen das er mancherlei specielle Erfahrungsgründe aufführt; ferner den Census sowie das Princip des preußischen Wahlgesetzes, und meint schließlich: auch durch das beste Wahlgesetz könne den der Gesellschaft drohenden Gefahren nicht begegnet werden. Denn erstens hänge bei der gleichzeitigen Wahl einer größern Anzahl von Vertretern, besonders wo in Hinsicht der Wählbarkeit keine Beschränkungen beständen, durchaus nicht Alles von dem Willen der Wähler, sondern sehr Vieles vom Zufall ab. Zweitens könnten die Wähler auch im besten Falle höchstens die Personen aus denen die Legislative bestehen soll, nie aber den Gang den dieselbe befolgen werde bestimmen. Jeder Vertreter repräsentire vorallem sich selbst. Endlich könne jedes Wahlgesetz höchstens auf die Gesetzgebung einen Einfluß üben, und nicht da sei der Hauptsitz der Gefahren. Uebrigens habe die Erfahrung aller Zeiten gelehrt daß repräsentative Versammlungen nie so sehr die Ansichten ihrer Wähler als vielmehr das Medium in welchem sie ihre Wirksamkeit ausüben sollten repräsentirten. Der zweckmäßige Gebrauch des Wahlrechts aber sei nicht die Quelle, sondern das Ergebniß gesunder politischer Verhältnisse.

Der Verfasser wendet sich nun zu Denen welche die republikanische Staatsverfassung für das Mittel halten den der Gesellschaft drohenden Gefahren vorzubeugen, wobei er zunächst an Lamartine anknüpft. Auch diese Frage will er nicht im Allgemeinen entscheiden, sondern

untersucht nur ob ein Staat unter Verhältnissen, wie jene Frankreichs und zum Theil anderer Länder Europas seien, dadurch daß man die monarchische Form in eine republikanische oder diese in jene verändere, von den ihm drohenden Gefahren befreit werden könne; welche Frage er dann verneint. Er sagt hier am Schlusse:

In Manchem wird die Zukunft das Urtheil der Gegenwart über Lamartine vielleicht bestätigen und erkennen daß unter Verhältnissen, wo das Volk nicht durch Gefühle, sondern durch Leidenschaften zu leiten war, in einer Zeit, wo es um den Staat zu regieren nicht großer Gedanken, sondern glücklicher Einfälle bedurfte, Lamartine nicht der Mann war der dieser Aufgabe genügen konnte; der Name Desjenigen der bei einem Ereignisse, wo die Geschichte keine große That eines Einzelnen zu verzeichnen hat, ein edles menschliches Gefühl vertreten und für die Ueberzeugung seines Herzens jeder Gefahr getrotzt hat, wird übrigens meiner Ueberzeugung nach zu allen Zeiten mit Achtung genannt werden, während man in dem daß die Februarrevolution den Erwartungen keiner Partei entsprochen, nicht die Fehler jener die in Frankreich die republikanische Form eingeführt, sondern blos einen neuen Beweis Dessen erkennen wird, daß Gebrechen, wie wir sie in Frankreich finden, durch die veränderte Form welche man der höchsten Staatsgewalt gegeben ebenso wenig zu heben sind als durch ein wenn auch noch so zweckmäßiges Wahlgesetz oder die gesetzliche Bestimmung eines constitutionnellen Mechanismus, zu dem die Elemente die ihn in Bewegung erhalten sollen nicht vorhanden sind. Eine Gesellschaft, wo man um sie in einer gedachten Form neu aufzurichten, allen Kitt welcher die einzelnen Theile zusammenhielt aufgelöst, wo man Alles was zu groß schien verkleinert, und was sich zu fest gezeigt und nicht in jede Lage fügen wollte zerschlagen hat, kann durch die Form allein so wenig Festigkeit gewinnen als eine Masse Schutt, ob man sie nun als Kegel oder Pyramide aufgehäuft, dem Sturme und Regen zu widerstehen vermag. Will man der Februarrevolution auch jeden positiven Nutzen absprechen, ich glaube den: diesen Satz praktisch bewiesen zu haben, wird ihr Niemand ableugnen.

Nun wirft der Verfasser die bedenkliche Frage auf: Welcher Zukunft gehen wir entgegen? Dieselbe löse sich in drei andere auf: Welche Richtung haben alle Staaten der Neuzeit in ihrer Entwickelung befolgt? Welche Richtung befolgen sie jetzt? Welches ist das Ziel zu welchem diese Richtung allen Erfahrungen der Geschichte und der Natur der Dinge nach führen muß? Zuerst die Vergangenheit anlangend, so habe jeder Fortschritt, wozu das Streben nach geregelten Staatseinrichtungen geführt habe, darin bestanden, die Gewalt des Staats weiter auszudehnen und dieselbe zu einer (mehr) absoluten zu machen. Die Richtung in welcher sich alle Staaten der Neuzeit entwickelt sei sich immer gleichgeblieben, sie bestehe in dem Fortschritte von der unbegrenzten Selbständigkeit des Individuums zu einer immer unbedingtern Herrschaft des Staats. Auch in der Gegenwart seien alle jene Grundsätze, aus denen sich der höchste Absolutismus der Staatsgewalt mit logischer Folgerichtigkeit entwickeln müsse, schon anerkannt, und arbeiteten alle Parteien, wie feindlich sie sich auch sonst entgegenständen, mit gleichem Eifer dahin die Gesellschaft diesem Ziele zuzuführen. Nun lehre aber die Erfahrung daß man dem Staate nie eine ganz absolute Gewalt übertragen habe ohne daß dieselbe zur absoluten Herrschaft eines Einzelnen geworden wäre. Es sei mithin die absolute Herrschaft eines Einzelnen in der wir, wenn die Richtung in welcher man bisjetzt fortgeschritten dieselbe bleibe, das nothwendige Resultat aller politischen Anstrengungen unserer Zeit erkennen müßten. Auch der Communismus, über den der Verfasser eine interessante geschichtliche und ethnographische Untersuchung anstellt, könne nicht ohne Absolutismus bestehen. Er ist in der That die äußerste Entwickelung des Staatsabsolutismus. Das Wesentliche im Communismus seien durchaus nicht jene einzelnen Vorschläge, gegen die man mit großem Aufwande von Witz und Gelehrsamkeit zufelde ziehe. Es bestehe vielmehr darin daß nach der Ansicht des Communismus die vollkommene Gleichheit als der Zweck des Staats, die unbedingte Unterordnung des Individuums unter den Staat als Mittel zu diesem Zwecke angenommen werde. Nicht der Sieg communistischer Grundsätze, sondern nur Das sei unmöglich daß diese Grundsätze jemals anders als durch eine ganz despotische Gewalt ins Leben träten. Der Sieg des Communismus müsse daher immer zugleich der der Despotie sein.

Aber auch die Vertheidigung der bestehenden Ordnung führe in der Art wie sie jetzt erfolge zu Begründung einer despotischen Gewalt im Staate. In einer langen, besonders auf die römische und französische Geschichte begründeten Auseinandersetzung, welcher die neuesten französischen Vorgänge, wenn er sie schon gekannt hätte, noch manches Argument geliefert haben würden, sucht der Verfasser zu zeigen daß von dem Augenblicke an wo aus den Trümmern des römischen Reichs neue Staaten entstanden, diese in Begründung einer absoluten Staatsgewalt immer weiter fortgeschritten seien. In der Theorie sei die äußerste Grenze dieser Richtung (durch den Communismus) erreicht. Nur Ein Schritt bleibe zu thun übrig: die praktische Anwendung dieser Grundsätze in all ihren Consequenzen, und wenn wir die bisjetzt befolgte Richtung nicht veränderten, so werde, ja so müsse dieser Schritt gethan werden. Auf der Bahn auf der wir uns befänden sei nur Ein Fortschritt möglich: von der Theorie der Allmacht des Staats zur Praxis der Allmacht eines Einzelnen.

Ein Schlußwort faßt nochmals die ganze Beweisführung des Werks in kurzen, kräftigen Worten zusammen und langt bei den Sätzen an: daß eine Revolution, wodurch die despotische Gewalt eines Einzigen im Staate begründet werde, zugleich die größte sociale Umgestaltung zur Folge haben müsse. Es sei aber klar daß eine vollkommene Umgestaltung aller staatlichen und socialen Verhältnisse, welche unserer ganzen Civilisation als Grundlage gedient, nicht möglich sei ohne diese Civilisation in ihren Grundlagen zu erschüttern; ja daß eine Verwirklichung der aufgestellten Begriffe von Freiheit, Gleichheit und Nationalität in dem (falschen) Sinne in dem man ihnen nachstrebe nicht möglich sei, ohne den Untergang unserer ganzen Civilisation, auf die wir so stolz seien, zur Folge zu haben. Daraus folge allerdings noch nicht daß wir uns an der Schwelle neuer Barbarei befänden, ebenso wenig daß der Untergang unaufhaltsam sei. Nun sagt er:

Wenn es wahr ist daß das Princip der freien Concurrenz (also der individuellen Freiheit), dem wir bisjetzt allen Fortschritt zu danken haben, die Menschheit in Zukunft zu immer größerm Elende führen muß; wenn es wahr ist daß das Bedürfniß nach Gleichheit nur dann befriedigt werden kann wenn man demselben alle Freiheit im Staate zum Opfer gebracht hat; wenn es wahr ist daß das Gefühl der Nächstenliebe die Leiden unserer Mitmenschen zu lindern nicht mehr im Stande ist, sondern daß man die Brüderlichkeit durch polizeiliche Anstalten begründen muß: dann ist der Augenblick da wo die Menschheit nicht nur in Hinsicht ihrer Staatseinrichtungen, sondern auch in Hinsicht ihrer gesellschaftlichen Ordnung ganz neue Bahnen einschlagen muß, und es bleibt uns Nichts übrig als uns der Leitung jener kühnen Geister zu überlassen die uns hierin vorangehen wollen. Ist Dies nicht der Fall, ist der Fortschritt auch auf der Bahn, die wir bisjetzt (?) verfolgt möglich, hat sich unsere gesellschaftliche Ordnung nicht überlebt und das Christenthum seine Macht über das Gemüth der Menschen nicht verloren, so müssen auch dem Staate jene Begriffe als Grundlage gegeben werden die unserer ganzen gesellschaftlichen Ordnung (ursprünglich) als solche gedient. Denn wenn es, wie behauptet wird, das Princip absoluter Gleichheit ist welches unserer gesellschaftlichen Ordnung, ja unserer ganzen Civilisation den Untergang droht, so kann das Mittel gegen diese Gefahr nicht in der absoluten Gewalt eines auf demokratischen Grundlagen erbauten Staats, sondern es muß vielmehr in dem Principe der Freiheit gesucht werden welches unserer gesellschaftlichen Ordnung als Grundlage gedient, und welches man, indem man ihm das Princip der Volkssouverainetät substituirte, bei allen neuern Staatseinrichtungen ganz unberücksichtigt gelassen hat.

Der zweite Theil dieses geistvollen Werks, auf den wir sehr gespannt sind, soll nun hauptsächlich die Fragen beantworten: welche von den beiden Möglichkeiten in denen wir uns befinden die wahrscheinlichere sei; wie die Einrichtungen des Staats den Bedürfnissen unserer gesellschaftlichen Ordnung anzupassen seien; ob namentlich eine Beschränkung der absoluten Gewalt des Staats möglich sei ohne das Bestehen größerer Staaten zu gefährden, und worin diese Beschränkung bestehen solle.

55.

Christian Winther's Novellen. Aus dem Dänischen von H. Zeise. Mit einer biographischen Skizze des Verfassers von P. L. Möller. Zwei Bände. Leipzig, Lorck. 1851. 8. 20 Ngr.

Die Dänen klagen uns bekanntlich seit einiger Zeit einer feindseligen Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit gegen ihre Literatur- und Kunsterzeugnisse unter der Beschuldigung an daß wir in dieser Beziehung politischen Einflüssen einen ungemessenen Raum in der Kritik gestatteten. Diese Beschuldigung ist völlig unbegründet und aus der Luft gegriffen. Zur Zeit der Baggesen und Oehlenschläger besaß die dänische Literatur vollständiges Bürgerrecht in der deutschen Kritik, die Parität der Rechte konnte nicht bezweifelt werden, und wenn unsere Kritik seitdem weniger rücksichtsvoll gegen die dänische Kunst geworden ist, so ist Dies ausschließlich Schuld der letztern. In der That, welche Theilnahme konnten die dänischen Dichter für eine Reihe von Erzeugnissen ihrer Literatur in Deutschland erwarten, die im besten Fall nichts darstellten als Abschattungen und glückliche Wiederholungen deutscher Schulpoesien, hervorgegangen aus denselben Gefühlsregionen und denselben Lebensanschauungen, die unserer Goethe-Schiller'schen oder unserer Tieck-Novalis'schen Schule oder endlich dem Ideenkreise Uhland-Rückert's oder Heine-Platen's angehörten? Sollten wir uns dafür begeistern daß man jenseit der Eider glückliche Anstrengungen machte, diesseit überwundene und beiseitegelegte Standpunkte von neuem zur Geltung zu bringen? Oder sollten wir gar das nordische Heldenthum bewundern, das uns durch Fouqué langweilig und traurig genug dargestellt worden war? Unmöglich! Wo dagegen in der dänischen oder ihrer Schwester, der schwedischen Literatur, eine neue Form, ein eigener Geist, eine frische Kunstrichtung emporkam, mit welcher freudigen Lust der Anerkennung verkündete da die deutsche Kritik nicht ihr Lob, ja wie rückhaltslos jubelte sie einer solchen Erscheinung nicht entgegen! Wir haben daher auf die Anklage der Dänen nur zu antworten daß sie grundlos sei und daß gerade im Gegensatz zu ihr, wofern nur irgend eine namhafte, dem deutschen Literaturgeiste neue und förderliche Richtung in den Erzeugnissen der drei nordischen Reiche auftauchte, die deutsche Kritik stets mit ihrer Anerkennung unaufgefodert bei der Hand war. Hierbei ist denn auch stets zugegeben worden daß das kleine Dänemark an rührigen und rüstigen Geistern in der Poesie ungemein reich sei und quantitativ ein bemerkenswerthes Uebergewicht über uns selbst geltend mache; nur war zugleich zu bemerken daß die dänische Poesie sich im Allgemeinen durch einen zu engen nationalen Standpunkt, der das allgemein Menschliche zu sehr aus dem Auge verliere, und wenigstens eine zeitlang durch eine allzu entschiedene Aneignung Byron'scher Lebensauffassung selbst beschädige. In jüngster Zeit nun sind diese beiden Einreden behoben, und wir haben uns seit etwa einem Lustrum des frischen, neuen, regen Gedankenlebens des jungen dänischen Dichterbundes vielfach aufs innigste erfreuen können.

Dies gilt besonders auch von den Werken Christian Winther's, der 1796 auf der grünen Insel Laaland geboren, früh durch lyrische Ergüsse voll großen naiven Reizes ausgezeichnet, dann durch seine „Holzschnitte", eine Reihe idyllischer Romanzen, berühmt, in neuester Zeit das Feld der Kunstnovelle mit großem Glück anbaute. Seine gesunde, unmittelbare Natur, die ihn besonders an Goethe und Uhland wies, rettete ihn aus den Schlingen der Rhetorik, die Andere, z. B. Hertz, nicht selten umschlingt und hemmt; sie widerstand glücklich den drückendsten Lebensverhältnissen, indem sie diesen nur die Macht ließ seine Dichtungen in die Farbe der Tiefe und des Ernstes zu tauchen, die ihm so gut steht. Als seine Lebenslage sich besserte, als er 1841 zum Lehrer der Kronprinzessin ernannt wurde, ward es ihm daher auch leicht, sich aus der subjectiven Lyrik zu der epischen Gestaltung der Gedanken zu erheben, in kleinen Dichtungen dieser Art, z. B. in der reizenden „Römischen Osterie" (1843), Selbsterlebtes reizvoll darzustellen und endlich in prosaischen Novellen eine Frische der Gefühle und eine malende Kunst der Darstellung zu bewähren, in der er nur von Wenigen erreicht, von Niemand übertroffen wird. Ein einfaches Thema, ohne alle coquette Spannung, naiv in Form und Ausdruck, allein reizvoll in der Situation, still und tiefsinnig in der Composition, ein wenig melancholisch gefärbt, meist tragisch im Ausgange, dabei aber voll des geistreichsten Humors, zwischen Thränen lächelnd, niemals grell abschließend und reich an Gedanken des Lebens, an Versinnlichungen der Ideen der Liebe als einer freien Naturmacht — Dies ist der Grundcharakter seiner bessern Novellen.

Unter diesen geben die vorliegenden zwei Bände einige der ausgezeichnetsten, vor allen aber eine, „Abendscene" betitelt, welche wir geradehin für eines der vollendetsten Musterstücke in dieser Gattung der Poesie halten dürfen. Wir kommen darauf zurück, wollen jedoch gleich hier bemerken daß der Dichter, jung noch in seinem dreiundfunfzigsten Jahre, glücklich verheirathet, in sorgenfreier Lage als Privatmann in Kopenhagen lebt und neuerdings, 1849 und 1851, mit zwei Sammlungen lyrischer Gedichte und einer trefflichen Uebersetzung des „Reineke Fuchs" neuen Ruhm gewonnen hat.

Der erste Band der vorliegenden Novellensammlung ent-

hält drei Erzählungen: „Ein Reiseabenteuer", „Das Räthsel eines Herzens" und „Eine Rache", sehr verschiedenen Werths und Inhalts. Das Reiseabenteuer ist auf eine Ueberraschung für den Leser zugespitzt, die jedoch für den Kundigen von vorn herein keine Ueberraschung ist. Insoweit ist das Kunstziel in ihr verfehlt. Dagegen stellt sie ein liebliches Gemälde bescheidenen Glücks in der Ehe dar und schließt mit einer naturwahren Betrachtung, die zu einem willkommenen Heilmittel gegen alle Schwärmerei zu brauchen ist. Das tragische Ereigniß schließt hier versöhnend und heiter, wie es sonst nicht des Erzählers Art ist. Dieselbe kleine Johanna, welche wir am Todtenbette ihres Geliebten leblos unter der Hand des Schmerzes erblickten, sehen wir am Schluß als blühende Hausfrau, als Mutter. Sie ist nicht hingewelkt wie die Rose auf der Flur, dazu — sagt der Verfasser — war ihre geistige und körperliche Natur zu gesund, ihr junges Herz hatte dazu zu viel Spannkraft, es gab dem Drucke des Schicksals nach; allein es konnte auch wie die grüne Aehre nach dem Sturm sich wieder aufrichten, seine Kraft wieder gewinnen. Diese Worte sind für diesen Dichter durchaus charakteristisch, der Schalk steckt tief in ihnen und man wird ihn gewahr, wenn man sieht daß er die Frauenliebe ganz regelmäßig in eben derselben Weise behandelt; ja er stellt sie durchgehend als eine Art Sinnenrausch, eine Verführung dar, von der sich das weibliche Herz unter Umständen frei machen kann und zwar ohne alle Schuld der Untreue. Es ist Wahrheit und Philosophie in dieser Auffassung, wenngleich sie eine unpoetische ist. Die Liebe des männlichen Herzens tritt dagegen bei Winther regelmäßig als todbringende Leidenschaft auf, von der es keine Genesung gibt, eben weil sie sich gewöhnlich tief im Herzen verbirgt. Dies zeigt gleich die folgende Erzählung: „Das Räthsel eines Herzens." Die tiefe, unsichtbar tief verborgene Liebe im Herzen des Forstmeisters, eines Ehemanns und eines scheinbar glücklichen Ehemanns, ist hier der Hebel eines großen Interesses, ja die Spannung wächst um so höher, als er einer heißen, aber äußerlichen Gegenliebe gegenüber äußerlich kalt bleibt. Diese Erfindung ist neu und ungemein schön; allein die Lösung des Räthsels, der Gang der Geschichte misfällt uns dennoch. Es macht einen bestimmt unangenehmen Eindruck daß die kleine Gräfin, die unbewußt geliebte Tändlerin mit dem Herzen des Forstmeisters, endlich dessen *Sohn* liebt und sich von diesem, auch nach dem Bekenntniß ihrer Schuld an dem Tode des Vaters, nach dem südlichen Frankreich entführen läßt. Hier wäre eine ernste Buße an ihrer Stelle gewesen; allein der Dichter denkt einmal gering von der weiblichen Liebe, vielleicht aus subjectivem Grunde, wie uns wenigstens seine „Lyrik" vielfach andeutet. „Eine Rache" halten wir für ein naturunmögliches und darum mislungenes Bild. Ein junges Mädchen straft einen ungeliebten Werber, der ihre Hand erzwingt, damit daß sie sie endlich freiwillig gibt, nun aber mit der gebietenden Macht geistiger Ueberlegenheit ihre Jungfräulichkeit in langem Ehestande bewahrt und ihren Gatten damit zum Wahnsinn treibt. Mit allem Respect vor der geistigen Macht der jungen Baronesse, die Sache ist unmöglich, und wenn möglich — kein Gegenstand der Kunst; glücklicherweise ist die Erzählung auch nur Fragment geblieben, aber auch als Skizze ist sie häßlich und des Verfassers unwürdig, wenngleich originell.

Im zweiten Bande haben wir zuvörderst eine Novelle: „Der Roßkamm", auf historischer Grundlage aus der Zeit des Schwedenkriegs und der Belagerung von Kopenhagen durch König Karl Gustav, zu beseitigen. Die Erzählung ist an psychologischer Ausbeute nicht sehr einträglich und das Beste, was von ihr zu sagen bleibt, ist daß sie eine angenehme Unterhaltung gewährt. Die Idee der Liebe erfährt auch hier wieder ihre dem Verfasser eigenthümliche schalkhafte Versinnlichung. Die folgende Skizze: „Der Beichtstuhl", verdient strengen Tadel. Obwol sie Zeugniß gibt von einer mächtigen, erschütternden Erfindung, so verletzt sie unser Gefühl doch durch eine raffinirte Grausamkeit, von der Gattung, in welcher Eugen Sue Muster und Vorbild ist. Ein betrogener Ehemann rächt sich, freilich in Sicilien, indem er die Verrätherin mit ihrem Buhlen in ihrer Kammer überrascht, mit ihr ein liebevolles Gespräch eröffnet, sich dabei auf das Lager setzt, in dem ihr Buhle verborgen ist, und diesen durch ein daraufgeworfenes Kissen während der Unterhaltung erstickt! Dann fährt der Marchese mit seiner jungen Gattin zu Hofe und das Volk ruft, Glanz und Schönheit bewundernd: „Welch glückliches Paar!" Wahrlich die Sache wäre schön, wenn sie nicht so bodenlos *abscheulich* wäre. Diese Abscheulichkeit ist eine große Verirrung bei einem Dichter wie Winther, der uns in der nächstfolgenden Erzählung zeigt, wie unübertrefflich zart, wie naturwahr, wie plastisch er zu zeichnen verstehe. Die Novelle „Eine Abendscene" ist es, die wir schon oben als ein Musterstück in ihrer Gattung, ja als ein Stück Poesie von höchstem Werth bezeichneten. Wir müssen dies classische Vorbild einer reizvollen Novelle etwas näher betrachten, denn dieser Typus ist unter uns selten geworden, und es erscheint verdienstlich, seine Grundzüge zur Belehrung für den ganzen Cötus unserer Novellendichter rein hervorzuheben. Wir sehen also zunächst einen Mann in mittlern Jahren, einen Arzt, der etwas hinkt, ämsig zwischen Retorten und Büchern an seinem Arbeitstisch beschäftigt. Sein Costume verkündet einen Funfziger aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Es ist Winter und Abend. Mit dem Schlage sechs springt der Mann freudig auf; er geht zu seiner Verlobten, des Propstes Tochter, Jungfrau Abigael, wo er seine Abendstunde im Gespräch zuzubringen pflegt. Der alte Martin, sein Diener, leuchtet voran. Alles Dies und das folgende Gespräch mit der reizenden jungen Braut ist mit hinreißender Bildlichkeit geschildert. „Ei sieh", ruft ihm die Braut freudig entgegen. „Er läßt lang auf sich warten, mein Herz!" Und er: „Ist es nicht die gewöhnliche Zeit, wo mir erlaubt ist Sie zu besuchen, meine liebe Jungfer?" Form und Stil dieses Gesprächs sind von unnachahmlich lieblichem Charakter; wir sehen ein glückliches bürgerliches Brautpaar von 1700 plastisch vor Augen. „Er ist ein Schmeichler", sagt Abigael; „da muß Er Uebung gehabt haben. Wie! Ist es denn wahr, daß Er draußen in Italien oder sonst wo eine Prinzessin zur Frau hätte haben können, wie mir die Haushälterin erzählt hat?" Der Gelehrte schwieg; allein er muß endlich erzählen. Die Sache ist wahr: er hat im Lande Toscana als Arzt eine schöne Fürstentochter vom Tode gerettet; die Gerettete hat ihn geliebt, er sie, ein glänzendes Loos ist ihm geboten, die Weigerung seinen Glauben abzuschwören hat die Liebenden getrennt. Diese Erzählung *in der* Erzählung ist nicht minder reizvoll, der Stil in ihr aber ein ganz anderer. Das Herz der jungen Prinzessin ist gebrochen. „Sieht Sie, mein süßes Herz", sagte Herr Oluf Borch, der Gelehrte, „das ist die Geschichte von der Prinzessin die ich hätte zur Frau bekommen können." Er schwieg und sah gedankenvoll vor sich hin. Da erblickte er am Boden etwas Dunkeles; er hob es auf: es war eine hochrothe Hahnenfeder; sie bewies ihm daß der alte Martin Recht gehabt, der den Junker Povisk aus dem Hause des Propstes vorüberschleichen gesehen. Er stand auf. „Aber hör' Er", sagt Abigael, „daß Er nicht die schöne reiche Prinzeß genommen hat, das begreife ich doch nicht, das ist beinahe fabelhaft. Nun muß Er schon hier vorlieb nehmen!" Und am Spiegel vorbeischreitend sieht Oluf, wie seine Braut kichernd seinen hinkenden Gang nachahmt. „Herr Gott! Was ist denn geschehen", sagt der alte Martin, als er seinen Herrn erblickt. Der Propst empfing ein Schreiben, und im folgenden Jahre ging Junker Povisk, ein Barett mit hochrothen Federn auf dem Haupte, mit Jungfrau Abigael feierlich zur Kirche. In der Kannikstraße aber ward ein großer Bau für arme Studenten von Herrn Oluf gestiftet, mit der Inschrift errichtet: „Collegium Mediceum!" Die Kunst des Verschweigens und Ahnenlassens, dieser große Hebel des Interesses in der Erzäh-

lung, feiert hier in dieser trefflichen Novelle einen großen Sieg; die deutsche Novellistik macht von diesem Kunstmittel in der Regel lange nicht den Gebrauch der davon zu machen ist. Dabei ist die Erfindung reich und lebensvoll, die poetische Gerechtigkeit fest und sicher herbeigeführt, Stil und Darstellung von meisterhaft ausgeprägtem Charakter, sodaß endlich eine ganz reine künstlerische Wirkung erreicht wird. Nach allem Diesem müssen wir Winther für einen Novellendichter von reichster Begabung erachten; in der Erfindung seiner Stoffe ebenso ausgezeichnet als in ihrer Farbengebung, in Zeichnung und Umriß der Charaktere ursprünglich, stets nur sein eigenes Vorbild. 14.

Zur Literatur der Kinderschriften.

Der Mensch, nach seinem Körper und seinem Geiste dem Kinde gezeichnet von Karl Ramshorn. Leipzig, Arnold. 1852. 8. 10 Ngr.

Eine Art von Anthropologie für Kinder, gegen deren Stoff, wie ihn das Inhaltsverzeichniß angibt, sich durchaus Nichts einwenden läßt, deren Form aber in mehrfacher Hinsicht höchst tadelnswerth ist. Es läßt sich nicht leugnen daß das Kind neben der Naturgeschichte der Thiere auch die des Menschen kennen zu lernen hat. Aber sowie schon ein zoologisches Naturgeschichtsbuch ohne Abbildungen und Illustrationen dem Kinde ungenießbar wird, so noch mehr ein anthropologisches, welches die innern Theile des menschlichen Körpers, die Knochen, Muskeln, das Herz und die Blutgefäße, die Lungen, die Bauchhöhle, das Gehirn, das Rückenmark und die Nerven beschreibt. Der Verfasser sagt zwar auf dem Titel: dem Kinde gezeichnet; aber von Zeichnung ist in dem ganzen Büchlein Nichts zu sehen, sondern Alles mit dürren, abstracten Worten beschrieben. Was kann sich das Kind aber für eine Vorstellung von dem menschlichen Skelett machen, wenn der Verfasser sagt: „Die festen Theile, die eigentliche Grundlage des Körpers, sind die Knochen, und alle Knochen des menschlichen Körpers zusammengenommen, durch deren Verbindung miteinander der ganze Körper zusammengehalten und unterstützt wird, bezeichnet man mit den Ausdrücken: Knochengerüst, Gerippe oder Skelett. Dabei kannst du dir merken, liebes Kind, daß man an einem erwachsenen Menschen etwa 250 Knochen zählt, deren Gestalt natürlich verschieden ist. Theils sind sie röhrenförmig, wie in den Armen und Beinen, theils platt, breit, wie an den Rippen, dem Schulterblatt u. s. w. Verbunden aber sind sie miteinander durch Bänder und Knorpel, und der Ort, wo eine solche Verbindung stattfindet, heißt ein Gelenk." Oder was kann sich das Kind für eine Vorstellung von den Muskeln machen, wenn es liest: „Das ganze Knochengerippe ist mit Fleisch bekleidet, welches in verschieden gestalteten Bündeln, Muskeln genannt, gebildet wird, deren man gegen 238 Paar zählt. Die aus Fasern gebildeten Muskeln sind in der Mitte lockerer, laufen an den Enden in die sogenannten Flechsen oder Sehnen aus und bewerkstelligen durch Zusammenziehen die Bewegung der Glieder." Durch solche Beschreibung ohne Abbildung gewinnt nicht einmal der Erwachsene eine Anschauung von den beschriebenen Theilen, geschweige das Kind. Ja selbst die gelungenste Abbildung würde dem Kinde noch nicht allein aus dem Buche verständlich werden, wenn sie ihm nicht Jemand mündlich erklärte. Sollen die Kinder die innern Theile des Körpers wirklich kennen lernen, so muß man sie ihnen zuerst auf dem anatomischen Museum körperlich vorzeigen, denn alsdann erst können sie die flächenhafte Abbildung verstehen. Die Anatomie des menschlichen Körpers ist ein Unterrichtsgegenstand für Schulen, die gute Präparate haben, aber in ein Lesebuch für Kinder, das nicht einmal mit Zeichnungen versehen ist, gehört sie durchaus nicht.

Was nun aber zweitens denjenigen Theil in dem Buche des Verfassers betrifft, der die geistigen Eigenschaften des Menschen schildert, so ist er theils viel zu abstract, viel zu wenig durch anschauliche Beispiele erläutert, als daß er dem Kinde genießbar sein sollte, theils aber ist er geeignet, die Kinder so altklug zu machen daß zu fürchten ist, nach dieser Lecture werden die Aeltern und Lehrer nicht mehr vor den Zurechtweisungen der Kinder sicher sein. Ein Beispiel von dürrer Abstraction ist die Art, wie der Verfasser unter der Rubrik „Erkenntnißvermögen" von Verstand und Vernunft spricht, die er nur sehr kurz berührt, indem er sagt: „Damit unsere Erkenntniß, die sinnliche wie die übersinnliche, nicht dunkel und verworren bleibe und unsere Vorstellungen wahr werden, ist uns neben der Vernunft auch der Verstand gegeben, oder das Vermögen zu begreifen, zu urtheilen und zu schließen. Beide, Vernunft und Verstand, in unzertrennlicher Verbindung — denn ebenso wenig kann der Verstand die Vernunft und umgekehrt die Vernunft den Verstand entbehren — beide geistige Kräfte setzen uns in den Stand, uns Kenntnisse zu erwerben, und bringen in unser Wissen Ordnung und Zusammenhang." Warum hat der Verfasser diese abstracten Sätze nicht durch Beispiele erläutert, warum hat er nicht Gelegenheit genommen, die Vernunft als das unterscheidende Kennzeichen des Menschen vom Thiere in einigen ihrer wichtigen Operationen, die dem Thiere unmöglich sind, nachzuweisen? Doch der Verfasser hat zu solchen Dingen nicht Zeit, er eilt zum Gedächtniß, um da die Anekdote von Simonides als dem Erfinder der Mnemonik zu erzählen und die Kinder altklug über Mnemonik schwatzen zu lehren: „Der Mann, der in der neuesten Zeit in der Mnemonik oder Gedächtnißkunst das Bedeutendste, ja man kann wol sagen kaum Glaubliches geleistet, sowie überhaupt dieser Kunst eine ganz neue Bahn gebrochen hat, heißt Karl Otto. Er selbst nannte sich jedoch früher, als er zuerst mit seiner neuen Methode hervortrat, nicht Karl Otto, sondern C. O. Reventlow. Dieser Mann hat mehre sehr schätzenswerthe Bücher über Mnemonik geschrieben und darunter auch einen «Leitfaden der Mnemonik für Schulen». Und es unterliegt keinem Zweifel daß es höchst zweckmäßig und heilbringend sein würde, dieser Kunst in den Schulen Eingang zu verschaffen, was aber freilich nicht eher geschehen kann, als bis eine größere Anzahl von Lehrern sich mit der Reventlow'schen Methode vertrauter gemacht hat." Nun, lieben Kindlein, gehet hin und sagt euern Lehrern, sie sollen sich mit der Reventlow'schen Methode vertrauter machen, damit endlich die Mnemotechnik in den Schulen Eingang finde. Sagt ihnen, wie höchst zweckmäßig und heilbringend für euch Das wäre, da ihr alsdann nicht mehr nöthig hättet, euch so furchtbar mit Auswendiglernen zu quälen und überdies noch mit hübschen mnemonischen Kunststückchen prahlen könntet!

Was soll man dazu sagen, wenn der Verfasser weitläufig mit den Kindern darüber discutirt, was besser sei, der Besuch einer öffentlichen oder einer Privatschule, und die Stunde segnet, wo ihm das Glück wurde, in einer öffentlichen Schule Lehrer werden zu dürfen. „Seht, so denke ich, meine lieben Kinder. Denken Andere anders, mir auch recht, ich störe Niemanden in seiner Ansicht. Meine eigenen Kinder aber werde ich immer in eine öffentliche Schule schicken." Dann folgt die Classification der verschiedenen öffentlichen Schulen, die Erzählung von der Stiftung des halleschen Waisenhauses und von der des Rauhen Hauses bei Hamburg. Als ob die Kinder dazu berufen wären, sich mit dem Schulwesen bekannt zu machen und darüber zu Gerichte zu sitzen, welche Art von Schulen die beste sei und in welche die Aeltern sie schicken sollen.

Solche Anleitungen zu altklugem Wissen und Schwatzen kommen aber im Buche noch mehre vor. So sagt der Verfasser S. 87, wo er von der Liebe spricht: „Aber wie oft wird nicht die Liebe, namentlich die Liebe der Aeltern zu den Kindern, zu einer wahren Affenliebe." Nun können also die Ael-

tern bei den Kindern in die Schule gehen, um zu lernen, wie sie lieben sollen. In dem Capitel „Der Jüngling und die Jungfrau" spielt der Verfasser sogar auf die Gefahren an die der Jungfrau drohen, „deren klares Auge jedoch sich nur einmal im gerechten Zorne zu öffnen braucht, um jede Roheit und Gemeinheit für immer von sich fern zu halten". Als ob die Kinder verstehen könnten, welche Roheit und Gemeinheit die Jungfrauen abzuwehren haben!

Der Verfasser gibt mitunter den Kindern ganz nützliche praktische Lehren, verdirbt dieselben aber dann durch angehängte Kritiken über das verkehrte Thun und Treiben der Erwachsenen, wodurch er die Kinder naseweis macht. So z. B. wenn er die Kinder warnt, ihre Augen zu verderben, dann aber über die Großen spottet, die einen „Nasenquetscher, eine hörnerne oder stählerne oder silberne oder goldene Stellage auf die Nase setzen, die vor die Augen zwei Gläser hält". „Wenn Ihr einmal in ein Theater kommt, da könnt ihr viel solcher Narren, ja auch viel solcher Närrinnen sehen, die recht gute Augen haben, aber doch Brillen, Lorgnetten, Fernröhre, Operngucker und dergl. Instrumente gebrauchen. Der Verständige belächelt und bedauert derartige Leute, bei denen es fast scheint, als wollten sie den lieben Gott hofmeistern."

In unserer Zeit sind die Kinder leider meist schon zu altklug und zu naseweis, haben zu wenig Respect vor den Erwachsenen, als daß man noch nöthig hätte sie förmlich zu Kritikern über das Thun und Treiben der Erwachsenen auszubilden. Lehret die Kinder das Wahre und Gute ohne sarkastische Seitenhiebe auf die Fehler und Thorheiten, Schwächen und Gebrechen der Erwachsenen! Die Kritik wird sich später, bei reiferm Verstand, schon von selbst einstellen. Aber im zarten Kindesalter soll man die Pietät vor allen Dingen pflegen. Naseweise, vom Dünkel des Wissens aufgeblähte, über die Erwachsenen sich moquirende Kinder sind widerlich und unausstehlich. Es ist daher Schade daß der Verfasser sein sonst gar nicht übles Buch auf diese Weise verdorben. So, wie es jetzt ist, möchte Referent Keinem rathen, es seinen Kindern in die Hände zu geben. 41.

Jean Baptiste Baison. Ein Lebensbild. Herausgegeben von einem Schauspieler. Hamburg, Meißner und Schirges. 1851. Gr. 8. 24 Ngr.

Bei dem jetzigen fühlbaren Mangel an hervorragenden Darstellungstalenten ist ein Verlust wie der Baison's unersetzlich zu nennen. Baison war der jüngste von den Schauspielergrößen des letzten Decennium, ein Künstler von genialer Bildung, der nicht über seine Rollen oberflächlich hin- und herreflectirte, sondern den Kern ihres Wesens, ihren innersten Quell- und Lebenspunkt zu erfassen suchte. Mit der Tiefe des Verständnisses ging Kraft und Schwung der Darstellung Hand in Hand. Baison war keiner jener naturwüchsigen Bühnenhelden, die vermeinen, mit ihrem angeborenen Genie sei Alles abgethan und sie brauchten blos der Inspiration des Augenblicks zu folgen. Die Inspiration ist freilich ein wesentliches Moment der darstellenden Kunst; aber sie darf nicht wüst und zufällig sein, nicht wie ein Deus ex machina vom Theaterhimmel herunterfahren, sondern sie muß wie eine schöne Blüte aus dem künstlerisch gepflegten Organismus emporwachsen. Erst wenn der Geist des Künstlers die innere Einheit und den Schwerpunkt der Rolle erfaßt, wenn verständige Besonnenheit sie mit allen ihren Nuancen ins Detail ausgeprägt, dann erst ist der Boden gesichert, der Altar, auf welchem der Funke des Talents im Hauch der Begeisterung zu göttlicher Flamme emporlodert. Daß Baison aber nicht blos ein Reflexionsschauspieler war, der nur seine Studien in Scene setzte, das werden Alle bezeugen, die er einmal durch seine lebensvolle, markige Darstellung, durch seine Glut und seinen Schwung zur Bewunderung hingerissen. Sein Posa war nach dieser Seite hin ebenso vollendet wie sein Tell durch die markige Simplicität und charakteristische Auffassung. Die Bedeutung eines Künstlers ist indeß nicht dadurch erschöpft daß er allgemeinen Anfoderungen der Kunst entspricht. Er gehört einer bestimmten Zeit an, und je mehr er den geistigen Gehalt und die charakteristischen Züge dieser Zeit mit dem allgemeinen Ideal zu verschmelzen versteht, um so höher ist sein Werth für Gegenwart und Zukunft. Baison war ein moderner Schauspieler, der verdienstvollste Träger des modernen Drama; ein Drama, in welchem das faustrechtliche Dreinschlagen bärenhäutiger Heroen oder die unbestimmte Sentimentalität abstracter Liebhaber immer mehr verschwindet und der charakteristischen Vertiefung und geistvollen Innerlichkeit Platz macht. Diese Seite der Innerlichkeit erfaßte Baison in genialer Reflexion und wußte das Ringen geistiger Skepsis sowie die tiefsten psychologischen Kämpfe zur dramatischen Anschaulichkeit zu bringen. Wir erinnern nur an seinen Uriel Acosta, eine Meisterleistung auf diesem Gebiet. Weil bei Baison nichts Aeußerliches war, weil Alles aus geistigen Tiefen heraufstieg, deshalb war der Eindruck seiner Darstellung ein so gewaltiger, wie ihn die Speculation auf den Couliseneffect nie hervorzubringen vermag. Ebenso groß wie seine Bedeutung als darstellender Künstler waren seine Verdienste um die jüngere Literatur, der er mit genialer Phantasie und dramatischer Combinationskraft anregend zur Seite stand und ihren Productionen, sobald er ungewöhnliches Talent entdeckte, mit Freuden den Weg auf die Breter eröffnete. Der schöne Bund zwischen der dichtenden und darstellenden Kunst, welcher auf beide nur fördernd wirken kann, wurde von Baison unermüdlich angestrebt, wie seine Allianz und Freundschaft mit zwei dramatischen Dichtern beweist.

Da die Bedeutung Baison's für die deutsche Kunstgeschichte feststeht, so ist jeder Beitrag zur nähern Kenntniß seines Lebens, seiner künstlerischen Entwickelung und seiner Leistungen willkommenzuheißen. Das oben angezeigte Lebensbild gibt eine getreue Schilderung seiner biographischen Verhältnisse, zum Theil aus authentischen Quellen, aus seinen eigenen Briefen und Tagebüchern. Die objective Haltung der Schrift, die nur gegen den Schluß hin einer vielleicht nicht unbegründeten Verstimmung und Gereiztheit gegen einzelne Persönlichkeiten Platz macht, ist lobend anzuerkennen. Interessant ist Baison's bewegtes Jugendleben, das geniale Losreißen von einem ungenügenden Lebensberuf, vorallem der Kampf mit Noth und Entbehrung bei jenen reisenden Truppen, welche mit dem Thespiskarren von Ort zu Ort ziehen und deren zigeunerhafte Existenz der Ruin für die wenigen Talente ist, die in dieser untergeordneten Sphäre von der Pike auf dienen. Tragikomisch sind die drastischen Notizen Baison's über diese Sturm- und Drangepoche des vagabundirenden Kunstjüngers, wobei besonders der pecuniaire Antheil der auf die einzelnen Künstler fiel einen wehmüthigen Eindruck macht, z. B. bei der Kammerhuber'schen Gesellschaft:

„Freitag, den 19. Heute die Räuber auf Maria Culm. Ich fiel gänzlich durch; doch war es gut für Weilheim, und dann bekam ich sehr schlecht soufflirt. Gewitterkeil! 7 Kr. auf den Theil! Dank Ihnen, das ist noch nicht auf einen Zahn!"

„Sonntag, den 28. November. Laufenheim. Theil: 30 Kr. Bei der Theilung kam Hausner und fing Spektakel an. Ziegler warf ihn zur Thür hinaus."

„Mittwoch, den 11. December. Soeben erfahre ich, daß wir nicht spielen dürfen wegen 50 Fl. Schulden. Schöner Credit! O elende Schmiere! Ich werde mich gewiß schieben. — Wir durften spielen; die Wirthin hatte sich erweichen lassen. Die Vorstellung fiel gänzlich durch; auf den Theil 4 Kr.!"

Diese Prorataberechnungen der künstlerischen Association beweisen hinlänglich, mit welchen traurigen Verhältnissen Bai-

son's Genie zu kämpfen hatte, ehe es nur einigermaßen ein geeignetes Terrain fand und sich allmälig Bahn brach. In Magdeburg, Danzig und Hamburg gelang es Baison zuerst, sich einen Namen über das Niveau der Alltagstalente hinaus zu verschaffen und in letzter Stadt bei seinem zweiten Auftreten bereits eine durchgreifende Anerkennung zu erobern. In Frankfurt steigerte sich sein Ruf, der durch ein Gastspiel in Wien, wo er mit Emil Devrient glücklich concurrirte, und in Berlin sich in ganz Deutschland verbreitete. Später finden wir ihn wieder in Hamburg, wo er im März 1847 die Direction des Stadttheaters übernahm, mit dem stolzen Streben, indem er einer künstlerischen Nothwendigkeit und Auffoderung im Interesse deutscher Kunst und Literatur gehorchte, das Schröder'sche Kunstinstitut des großen Vorbilds, der ebenfalls zugleich Director und ausgezeichneter Künstler war, würdig zu leiten. Doch nun beginnt eine neue Aera des Unglücks für Baison: der Kampf zwischen der künstlerischen Begeisterung und den materiellen Anfoderungen, den er einst bei den Winkelbühnen durchgefochten, trat nun bei seiner Directionsführung wieder in großen Verhältnissen hervor, und diese neue Phase seines Lebens, an der er unterging, schien nur eine Wiederholung jenes tiefgreifenden Conflicts in der Lebenstragödie des Künstlers. Die ideale Begeisterung wurde durch tägliches Aergerniß, durch alle Misère der Directionspraxis, durch Cabalen jeder Art in den Staub herabgezogen, sodaß Baison zuletzt der doppelten Aufregung unterliegen mußte. Sein plötzlicher Tod in einem Alter von 37 Jahren rief alle Sympathien der hamburger Bevölkerung wach, die sein künstlerisches Streben, seine hohe Begabung und sein mit einem feindlichen Schicksal ringender Genius ihm verschafft! Möge obiges Buch dazu beitragen, die Sympathien des deutschen Volks dem Namen Baison's dauernd zuzuwenden und die flüchtige Kunst der Mimen, die nur so leicht der Vergessenheit anheimfällt, aus der Sündflut der täglich fabricirten Renommées und Unsterblichkeiten in die Arche der deutschen Kunstgeschichte zu verdientem Nachruhm hinüberzuretten. 57.

Die Dichterinnen Nordamerikas.

The female poets of Amerika, by *Rufus Wilmot Griswold*.

Es ist eine ziemlich weit verbreitete Meinung daß die Amerikaner sich mit weiter Nichts beschäftigten als mit materiellen Interessen, mit Handel und Industrie. Der Band Griswold's ist wohl geeignet uns eines Bessern zu belehren; er zählt fast 400 Seiten, ist ein Quarband und enthält die Namen von 90 der berühmtesten Dichterinnen Nordamerikas. Neunzig Dichterinnen und fast alle noch am Leben! Fügt man hinzu daß diese umfangreiche dichterische Flora nur weibliche Namen enthält und daß der Verfasser von zwei gleich starken Bänden den einen den männlichen Dichtern und den andern den prosaischen Schriftstellern beiderlei Geschlechts gewidmet hat, so hält es schwer, noch an die literarische Unfruchtbarkeit der Vereinigten Staaten zu glauben.

Wie kommt es aber daß von diesen 2—300 Schriftstellern kaum drei bis vier jenseit des Ocean gekannt sind? Weil eine Literatur nicht blos harmonische Träumereien aufzuweisen haben darf, nicht blos zierliche Nachahmungen, hübsche Phantasien. Die Poesie besteht nicht in der Musik des Rhythmus, nicht in dem gewählten Ausdrucke, nicht in der Sprachkenntniß. Die Poesie entspringt wie jede andere Form der Begeisterung und der Idee aus den Tiefen des Lebens; sie ist nichts als der äußere Ausdruck des nationalen Lebens, als die Erzählung der Wünsche, Hoffnungen und Ansichten des Vaterlandes und der Gegenwart. Der Dichter erklärt nur den Charakter seines Landes. Alles Andere ist keine Poesie; der Versemacher, der die Wünsche seines Volks nicht lebhafter in sich arbeiten fühlt, der nicht einsieht daß seine eigene Mission nichts Anderes ist als diese verworrenen und ungeregelten Wünsche in eine harmonische Form zu kleiden, ist kein Dichter.

Wie kommt es daher daß Amerika keine Originalliteratur hat, daß es keine großen Künstler besitzt und daß drei bis vier Prosaiker, Cooper, Emerson, Channing, seine Tendenzen und seine Eigenthümlichkeit noch am besten darstellen? Und doch besitzen die Amerikaner einen Nationalstolz der bis zur Empfindlichkeit geht; ihre Glaubensansichten sind stark und nicht geknechtet; das Leben ist energisch und strömt nach allen Seiten hin aus. Warum tritt also kein Mann von Genie auf, der jene Wunder des Anbaus und der Colonisation, jene industriellen Wagnisse, jene glühenden Aeußerungen der menschlichen Thätigkeit, jenes allgemeine thoroughgoing uns erzählt, der ferner jene abenteuerlichen Helden des Handels und der Industrie und jene überraschende Verbindung des häuslichen Lebens mit dem Nomadengeiste, jene Liebe zum heimatlichen Herde, die unabänderlich inmitten der ewigen Ortsveränderungen wie zu Zeiten der Patriarchen bleibt, uns besingt? Hat dies nicht Alles seine Poesie? Hier stoßen wir auf eine der interessantesten und am wenigsten gekannten Erscheinungen der Literargeschichte.

Soll man Amerika für unglücklich halten, weil es keine wirkliche Literatur hat? Das wäre vielmehr ein Grund, es zu beneiden. Wenn die Poesie bei einem Volke erscheint, so ist dies nicht immer ein prophetisches Zeichen künftiger Größe; oft ist es nur der Wiederschein vergangener Größe; sie zeigt uns keine neuen Geschicke an, sie erzählt uns nur eine Geschichte die schon verschwunden ist oder verschwinden will. So oft ein großer Dichter erscheint, kann man sicher sein daß die Sitten und der Glaube, die er besingt, an ihrem Ende sind. So kam Shakspeare, der treueste Spiegel des Mittelalters und des Feudallebens, mit der Reformation des 16. Jahrhunderts, Calderon mit dem Verfall des spanischen Katholicismus. Wenn Glaube und Volkssitte zur Poesie werden sollen, müssen sie schon ins Reich der Fabeln gehören; um sie zu idealisiren, müssen sie verschwunden sein. Es heißt: glücklich die Völker, die keine Geschichte haben; man möchte fast sagen: glücklich die Völker, die keine großen Dichter haben. Solche Völker liefern den Beweis daß sie die ganze Fülle ihres Lebens genießen, daß sie Nichts zu bereuen haben, daß sie noch in der ganzen ersten Unschuld der ursprünglichen Energie ihres Wesens sind. Es ist übrigens eine interessante Bemerkung, wie viele von den durch einen heroischen Glauben Begeisterten Nichts von der Poesie und dem Idealistischen wissen, was in ihrem Glauben und in ihren Handlungen liegt. In den ersten Puritanern, die sich mittellos auf einem schwachen Fahrzeug nach Amerika begaben, um Glaubensfreiheit zu besitzen, liegt ungemein viel Poesie. Walter Scott hat zahlreiche originelle Figuren aus der Geschichte der Kriege zwischen Cavaliers und Rundköpfen genommen. Aber man frage nach der Literatur dieser vom Geist der Bibel erfüllten Menschen! Man frage nach der Eigenthümlichkeit der ersten poetischen Versuche die in Nordamerika erschienen! Der erste Name in dem Buche Griswold's ist Anna Bradstreet, die mit ihrem puritanischen Vater nach Neuengland gekommen war. Der Titel, unter welchem ihre Gedichte im Jahre 1640 zu Boston gedruckt wurden, lautet: „Einige Gedichte mit einer großen Mannichfaltigkeit an Geist und Kenntniß und voll Anmuth, welche insbesondere eine vollständige Abhandlung und eine Beschreibung der vier Elemente, der verschiedenen Menschenalter, der Jahreszeiten enthalten, mit einem genauen Abriß der drei ersten Monarchien, der assyrischen, persischen und griechischen, dem Beginne des römischen Staats bis zum Tode seines letzten Königs, sowie andere hübsche und ernsthafte Gedichte von einer Dame Neuenglands." Mistreß Anna Bradstreet, welche die Amerikaner „die zehnte Muse" tauften, war sicherlich eine sehr gute Protestantin, sie rief Phöbus an und nahm Dübartas zum Musterbild. Die amerikanischen Emigranten, die eifrigsten unter allen Protestanten, dachten schwerlich an die düstere Poesie, welche in ihrem Protestantenthum lag und die wir jetzt als solche erkennen.

Dasselbe ist heutzutage der Fall. Der Mangel großer und wahrer Poesie ist kein böses Zeichen, sondern im Gegentheil der Beweis von Kraft und Energie.

Was wir von amerikanischen Dichtern verlangen, sind keine Meisterwerke, wir wollen vielmehr die Züge des moralischen Zustandes ihres Landes in ihnen finden, historische Skizzen, eher philosophische Andeutungen als geschickt componirte und glänzend erzählte poetische Fabeln. Die Dichterinnen Nordamerikas rufen zum Beispiel eine Frage hervor, die für uns Europäer interessant ist zu prüfen. Haben alle jene Misses und Mistresses, welche Gedichte, Dramen, Sonette, sogar Journalartikel schreiben, nur irgend eine Aehnlichkeit mit unsern schriftstellernden Frauen, hat Amerika, dessen Sitten als so ungeschlacht geschildert werden, die Laster unsers verderbten gesellschaftlichen Lebens in dem Grade geerbt daß es auch weibliche Ungeheuer hervorbringt, die bei uns Blaustrümpfe heißen? Wir haben sorgfältig gesucht, um in dem dicken Buche eine Aehnlichkeit zwischen unsern schriftstellernden Frauen und den Dichterinnen Nordamerikas zu finden; allein vergeblich. Alle diese Töchter und Frauen der amerikanischen Bürger, Kaufleute, Banquiers, Beamten, Geistlichen schreiben nicht etwa aus bloßer Eitelkeit oder Skandalsucht oder auch (und das passirt bei uns häufig genug) aus Reue über den schon verursachten Skandal. Nein, sie schreiben wie bei uns die jungen Mädchen zeichnen oder singen. Das Dichten ist ihnen eine angenehme Beschäftigung, weiter Nichts.

Uebrigens erklärt sich die große Anzahl der amerikanischen Dichterinnen aus der größern, freiern und literarischern Erziehung welche die Frauen englischen Stammes und protestantischer Religion in Amerika erhalten. Man kann sicherlich bessere Poesien finden als die ihrigen, aber keine, die der Discretion und der Zurückhaltung glichen, welche in ihren Versen herrschen. Wir haben aufmerksam danach gesucht, welches die Gefühle sind die von den amerikanischen Frauen am deutlichsten ausgedrückt wurden, und wir fanden nur ein einziges, welches sich frei und stark äußerte, die Mutterliebe. Alle andern Gefühle, alle andern Tugenden sind sorgsam verhüllt und verschleiert, wie Gegenstände, die zu zart und anstößig sind um sich bei ihnen aufzuhalten. Alle ihre Verse sind voll Rücksichten und das ist ein großer Vorzug. Die Liebe, dieses Gefühl, über welches eine Frau nur ungern sich laut ausdrücken wird, die leidenschaftlichen vertraulichen Mittheilungen, die so leicht zum Spotte reizen, und die fast abstoßen wenn sie aus einem weiblichen Munde kommen, erscheinen hier nicht. Es gibt hier keine stark ausgedrückten individuellen Leidenschaften. Unbestimmte und gegenstandslose Wünsche, kalte Flammen und das wärmelose Licht der Träumereien glänzen allein hier; mitunter entdeckt man ein Bedauern, ein schmerzhaftes Andenken, aber Beides verschwindet wieder in einer allgemeinen, unerfüllten Sehnsucht nach Glück. Wir haben gesucht, ob das Gefühl der ehelichen Liebe nicht beschrieben sei, allein vergebens. Wir Europäer, die mit Romanen gesättigt sind, in denen dieses keusche Gefühl auf eine erbarmungswürdige Weise analysirt und beschrieben wird, wissen nicht welche Zurückhaltung und äußere Kälte diese Liebe einhüllen muß, wenn sie nicht das Zartgefühl und den Anstand verletzen soll. In diesen Gedichten findet sich Nichts das nicht rein, rücksichtsvoll und sittlich wäre; das Talent dieser Damen übt sich nur an erlaubten Gegenständen, statt an verbotenen oder doch kitzlichen Punkten sein Wohlgefallen zu finden, wie Dies bei unsern Dichterinnen so oft der Fall ist.

Diese große Sittsamkeit und Zurückhaltung bringt nothwendigerweise eine Monotonie mit sich; aber das thut Nichts. Wir hätten gar nicht daran gedacht von dem Buche zu sprechen, wenn wir wahre literarische Schönheiten darin hätten entdecken wollen; wir suchen darin vorallem den amerikanischen Charakter. Alle diese Elegien, Träumereien und Lieder dienen nur dazu, die Spuren der Tugenden zu entdecken, welche sie mit ihrem blassen, zu einförmig gefärbten Schleier bedecken. Das Leben aller dieser Frauen hat, wie es uns von ihrem Biographen geschildert wird, nichts Abenteuerliches, Leidenschaftliches oder Excentrisches; es besteht nur aus dreierlei Ereignissen, aus Geburt, Hochzeit und Tod. Was zwischen diesen drei feierlichen Ereignissen liegt, davon sagt der Biograph zumeist gar Nichts, und wir können annehmen daß die Erfüllung aller der Pflichten welche göttliche und menschliche Gesetze den Frauen auferlegen diese Zwischenräume anfüllen. Drei Frauen treten indeß vermöge ihrer Verhältnisse und ihres Talents aus der Einförmigkeit des Buches hervor, und diese sind das einzige Besondere was das Buch darbietet.

Die Gedichte rühren, wie gesagt, alle von den Frauen oder Töchtern der reichen Bürger, der Beamten oder der Geistlichen her; zwei gehören indeß der dienenden Classe an, eine Negerin, Philis Wheatley-Peters, und eine Magd, Maria James. Die Negerin gehört ins Ende des 18. Jahrhunderts und scheint gerade in dem Zeitpunkt geboren zu sein, wo sie den Pamphleten Franklin's über die Sklaverei und den Reclamationen der Philanthropen ihren Beifall zu geben vermochte. Diese Tochter „des schwarzen Senegal", wie einer ihrer Kritiker sie nennt, hat vermöge ihrer Geburt und ihrer Lage eine Art historische Rolle gespielt. In einem Alter von sechs Jahren in Boston auf dem Sklavenmarkt verkauft, wurde sie von Mistreß Wheatley, einer ehrenwerthen Dame, die ihr Erziehung gab und sie später ihren eigenen Namen tragen ließ, gekauft. Diese jetzt ganz unbekannte Negerin hat zu ihrer Zeit doch ihre Geschichte gehabt; sie reiste nach London, wo sie Gegenstand allgemeiner Bewunderung war. George Washington verschmähte es nicht, mit ihr in Correspondenz zu treten; der Abbé Grégoire, der revolutionnaire Königsmörder, erklärte sie in seinem „Essai sur les facultés intellectuelles et morales des Nègres" für eine große Dichterin. Die Feinde der Sklaverei begeisterten sich für ihre Verse. Die Vertheidiger derselben verschrien sie. Die arme Schwarze galt eine zeitlang in der Welt für den höchsten Typus ihrer Race, als Repräsentantin aller ihrer Brüder in der civilisirten Welt; ihre Existenz war ein Ereigniß für die Geschichte und sie übte auf die Revolutionen der Welt gewiß einen Einfluß aus, wenn er auch noch so klein war.

Maria James ihrerseits war eine arme Magd, die Tochter von Auswanderern aus Wales. Ohne wissenschaftliche Bildung schöpfte sie ihre einzige Belehrung aus der Bibel, dem „Pilgrim's progress" und der Miß Hannah More, einer Art Madame Genlis des Puritanismus. Und doch hat dies arme Mädchen das vollkommenste, reinste und auch vom litterarischen Standpunkt aus beste lyrische Gedicht gemacht, welches sich in der Sammlung Griswold's findet; denn im Ganzen sind die lyrischen Gedichte ohne alle Bedeutung, die Gedanken sind unbestimmt, die Bilder verworren und undeutlich und der vorherrschende Grundzug prägt sich nicht deutlich aus.

Die bedeutendste Dichterin ist aber sicherlich Maria Brooks, von den Amerikanern Maria del Occidente benannt, welche im Jahre 1845 starb und Verfasserin eines sonderbaren Gedichts Namens „Zophiel" ist, das Southey bewunderte und von dem Charles Lamb sagte, es sei zu außerordentlich als daß eine Frau es gemacht haben könne. Leider finden wir in dem Buche Griswold's nur eine ziemlich unvollständige Analyse und allzu kurze Fragmente des Gedichts. Gleichwol findet man eine mächtige Begeisterung und eine seltene Phantasie in demselben, man möchte sagen: eine überraschende Vereinigung von Thomas Moore und Shelley. Es ist als bräche der Adler Shelley's durch die Bosquets von „Lalla Rookh" und knickte die Rosen. Die „Oden an Cuba", „An den Schatten ihres Kindes" und überhaupt alle lyrischen Gedichte sind tief empfunden, voll geheimer Unruhe und unerklärlicher Glut, eine seltsame Mischung von Milde und Ungestüm; die kühnen Gedanken sind nur unvollständig wiedergegeben, gleich als scheue sie die Kühnheit ihrer Empfindung. Nur zu oft werden diese Empfindungen jedoch zu fein ausgesponnen, zu metaphysisch und zu abstract.

Die Liebe zu ihrem Kinde hat Maria Brooks vielleicht die schönsten Verse eingeflößt. Die Spiele dieses kleinen Wesens, das sie nicht mehr sehen wird, verbunden mit den Wäldern, den weiten Prärien, den Wasserfällen, geben dieser Liebe die Größe und das Unendliche der amerikanischen Natur zum Hintergrunde. Maria Brooks scheint von allen Frauen der Neuen Welt die zu sein, welche am meisten den sibyllischen Geist und die Phantasie der berühmten Frauen des heutigen Europa besitzt. Gleichwol hat sie Nichts von Byron an sich; weit mehr ähnelt sie Southey, ihrem Bewunderer, Coleridge, John Wilson.

Maria Brooks ist die einzige auffallende Ausnahme in der Sammlung Griswold's. Alle ihre dichterischen Genossinnen erhalten ihre Begeisterung nicht aus ihrer Individualität, sondern von ihrer Erziehung, ihrem Unterricht; da diese Erziehung bei allen fast dieselbe ist, darf man sich über Eintönigkeit nicht beklagen. Es schadet diese Monotonie aber auch gar nicht, denn durch sie können wir mehre Seiten des amerikanischen Charakters weit eher auffassen, als wenn jede Dichterin durch einen originellen Genius angeweht wäre. So ist zum Beispiel dasselbe religiöse Gefühl in allen Dichtungen wiederzufinden. Eben diese Eigenthümlichkeit zeigt sich aber auch bei den amerikanischen Prosaisten: es ist eine Art christlicher Theismus, worin der Protestantismus in Amerika besteht. Der Geist Christi weht allenthalben, aber er selbst erscheint selten; Christus ist wol der Heiland der Welt, allein der gekreuzigte Erlöser ist vergessen. Der Sohn Gottes zeigt sich, wie er sich seinen Schülern zeigte, als er auf dem Berge Tabor mit Moses und Elias im Lichtglanze sprach. Statt der Schüler und der stummen, staunenden Menge denke man sich die am Fuße des Bergs knieende Menschheit und man hat einen Begriff von dem Glauben der mehr und mehr in Amerika umsichgreift. Die Leiden des Todeskampfes, das Kreuz von Golgatha, die ganze Leidensgeschichte des Heilands, wie sie im Mittelalter immer vorherrschend war, ist fast ganz in Vergessenheit gekommen. Es ist Dies das Zeichen einer Krise welche dem Protestantismus bevorsteht. Der Theismus, wie er in den Schriften Channing's, Theodor Parker's erscheint, zeigt sich in allen Versen dieser Sammlung, sobald sie die Religion berühren.

Die Naturschilderungen machen seltsamerweise nicht den Eindruck durch ihre Neuheit den man erwarten sollte. Man hört wol dann und wann von Palmen, Baumwollensträuchen, von dem botanischen Namen einer unbekannten Blume sprechen; aber fast möchte man alle diese exotischen Pflanzen für Pappeln, Eichen und Birken, für die bescheidenen Pflanzen unsers Europa halten. Es ist wenig Originelles in diesen Dichtungen; man glaubt mitten in den fremden Wäldern in einem heimischen Forste zu sein.

Die Empfindung des Schönen, des Idealen ist auf eine abstracte, farblose Art ausgedrückt: man begreift nicht, ob diese Frauen die schönen Künste und besonders die plastischen lieben; vorallem lieben sie nur die Musik. Es ist merkwürdig daß gerade die neuen Völker die Musik so sehr lieben. Der Vorzug derselben vor der Malerei und Bildhauerkunst liegt darin daß jene mehr ihren Gefühlen entspricht; die Musik ist recht eigentlich die Kunst des 19. Jahrhunderts, es ist die Kunst, die am besten seine unglaublichen Bestrebungen ausdrückt, es ist eine wesentlich demokratische Kunst. Die Musik wird von allen lebenden Wesen, auch von den Thieren begriffen, ohne Wissenschaft oder Studium zu erfodern; sie befriedigt Jedermann und deutet Jedem seine Träume. Um Bildhauer, Dichter, Maler hervorzubringen, braucht ein Land lange Jahrhunderte, eine Geschichte, eine lange Reihe von Ueberlieferungen, eingewurzelte Gewohnheiten; neue Völker, besonders die Amerikaner, eilen ihrer Zeit voraus, sie haben keine Zeit auf Geschichte und Tradition zu warten. Daher diese Vorliebe für Musik, die überdies die wohlfeilste Kunst von allen ist. Die Amerikaner neigen sich ihr zu, wie man die Abendunterhaltungen und den Schlummer nach langer Arbeit liebt. Die Musik ist die Kunst der Völker, die keine Zeit zum Nachdenken und zur Ueberlegung haben, sie ist die Kunst der glühenden, fieberhaft arbeitenden Völker, denn um sie zu begreifen, braucht man nur Wünsche und Begehrungen zu haben.

Auch das Gefühl amerikanischen Stolzes der Nationalempfindlichkeit zeigt sich hier und da, obwol zu selten in der besprochenen Sammlung. Die Erinnerung an die ersten Auswanderer, die Beschreibung Amerikas, als es noch von wilden Stämmen bewohnt war, und die Vergleichung der damaligen Barbarei mit den Wundern der Industrie des 19. Jahrhunderts sind nur selten Gegenstand der Dichtung. Fast möchte man lächeln, wenn in einigen derselben die Schatten der alten „Sachem" der Indianer erscheinen, um die neue Cultur zu segnen, die ihren Stamm ausgetilgt, ihre Wälder und ihre Prärien erobert hat. Sonst gibt es in dem Buche wenig historische Dichtungen; einige Blätter zu Ehren Washington's und Napoleon's ist Alles. Das Uebrige besteht aus Träumereien, Phantasien, Elegien, ohne ein wirklich bestimmtes und deutliches Gefühl.

Was will die Schwäche dieser Dichtungen indeß sagen? Man muß sie von einem höhern Gesichtspunkt aus betrachten als vom rein literarischen. Der moralische Charakter und die Tugenden, auf welche diese Dichtungen schließen lassen, sind von größerm Werthe als die Dichtungen selbst. Wer kann das Gute ermessen, was diese unschuldigen und unbestimmten Träumereien geschaffen haben. Man machte die Verse im Schoose der größten Ruhe, am häuslichen Herde, unter Verwandten und Familienfreunden; dies war das eigentliche Publicum, welches sie bewunderte und leicht das Gute und Edle daraus entnahm. Mancher Kaufmann, der von der Arbeit des Tages ermüdet war, konnte, wenn er die Verse seiner Tochter oder seiner Frau las, einen Strahl von idealern Dingen erhalten und von Schönheiten träumen von denen er bisher kaum ein dunkeles Gefühl gehabt hatte. In diesem Lande des blos Nützlichen konnte mancher Keim der Poesie Wurzel schlagen, mancher materielle Geist gemildert werden; was thut es daß in den meisten Liedern keine Originalität ist? Sie haben ihren wohlthätigen Einfluß geäußert, und deshalb wollen wir, statt über sie abzuurtheilen, allen diesen Dichterinnen Dank sagen für die Keime der Frömmigkeit, der Tugend und des Adels, welche sie in ihrem Vaterlande gepflanzt haben. Ohne Aufsehen und Anmaßung haben auch sie sicherlich ihre civilisirende Mission erfüllt. 16.

Neuigkeiten der französischen Literatur.

Von der neuen Serie der literarischen Studien Vinet's, welche seine Freunde unter dem Titel „**Etudes sur la littérature au 19me siècle**" herausgeben, ist jüngst der zweite Band erschienen; er umfaßt die lyrischen und dramatischen Dichter. Das Buch beginnt mit einer Kritik der Werke Pierre Lebrun's und Béranger's und endet mit einer Prüfung der Poesien Reboul's und mit „**Lucrèce**" und „**Agnes de Meranie**" von Ponsard. Lamartine und V. Hugo nehmen allein die Hälfte des Bandes ein.

„**Jeanne d'Arc, ou la Fille du peuple au 15me siècle**" ist ein neues Drama von Renard und besteht aus sieben Tableaux, deren jedes einen bestimmten Abschnitt bildet. Es beginnt in dem Dorfe Domremi mit der Berufung Johanna's und endet mit der Salbung König Karl's VII. in Rheims. Leider findet sich ebenso wenig Composition als Poesie darin.

In seinem neuen Buche „**L'heure suprême, avertissement à tous les peuples**" ist der Verfasser, Le Pelletier, zum Propheten geworden und zwar zum Unglückspropheten. Schon hat er, gleich Jonas, das Haupt mit Asche bedeckt und erwartet daß Gottes Rathschluß über Ninive sich erfülle. Und

dieses Ninive ist nicht blos die Civilisation, sondern die Welt. Der letzte Tag ist erschienen; Alles kündigt ihn an, die alten Prophezeiungen erfüllen sich, die Ungläubigkeit der Geister weissagt ihn. Nur ein einziger Umstand macht Le Pelletier in seinen Berechnungen irre und kann uns Zuversicht einflößen: Jesus Christus hat gesagt daß der Tag des Gerichts von Niemand außer von Gott werde gekannt sein!

„C'est l'union qui fait la force" ist ein Brief an Frère Orban aus der Feder André Lepas' betitelt. Veranlassung zu diesem Werkchen waren einige im Grunde gerechte, aber in der Form etwas dunkele Worte Orban's auf der Tribune der belgischen Repräsentantenkammer. Orban pries sich glücklich, Belgien in zwei feindliche Parteien getheilt zu sehen, die Katholiken und die Liberalen; er behauptete daß dieser Parteienkampf, der Gegensatz der Wahrheit und des Irrthums, das Leben der Nationen ausmache. Lepas bekämpft diese Interpretation der constitutionellen Doctrinen mit vernünftigen, aber in der Form zu scholastischen Gründen. „Mag es eine katholische und liberale Partei geben", sagt er, „jedenfalls ist ihr Zweck nicht der sich zu bekämpfen, sondern die Bedürfnisse der Nation nach jeder Seite hin zu befriedigen; mag es immerhin eine katholische Partei geben, da die Majorität von Belgien katholisch ist, mag es auch eine liberale Partei geben, um die Revolution von 1830 zu repräsentiren; aber zwischen beiden muß als Einigungsmittel eine nationale Partei stehen."

Die „Histoire du prince Rupert" ist von John Coindet nach den Memoiren des Prinzen, die von Eliot Warburton veröffentlicht worden sind, bearbeitet. Prinz Ruprecht war der glänzendste der „Cavaliere" und sein abenteuerliches Leben war mit den wichtigsten Ereignissen seiner Zeit eng verknüpft. Man muß es dem Verfasser Dank wissen daß er nach dem Erscheinen des interessanten Buches Warburton's dieses chevalereske und verführerische Bild so treu restituirte. Es wäre schwer, ohne etwas Wesentliches zu vergessen, die voluminöse Arbeit des gelehrten englischen Herausgebers besser zusammenzufassen.

Die „Voyage pittoresque en Suisse, en Savoie et sur les Alpes" von Bégin, mit Illustrationen von den Gebrüdern Rouargue, ist eine ebenso genaue als anziehende Beschreibung der verschiedenen Schweizercantone mit sehr sorgfältig ausgeführten Stichen, welche die Hauptansichten des Landes und eine malerische Galerie der Nationalcostumes darstellen. Die Natur, die Sitten, die Einrichtungen der Schweiz haben in Bégin einen ebenso wißbegierigen als scharfen Beobachter gefunden. Derselbe ist in den Naturwissenschaften ebenso zu Hause wie in der Localgeschichte, welche letztere für Den ganz unentbehrlich ist der das tiefere Wesen des Lebens in der Schweiz kennen zu lernen wünscht. Neben Bégin hat der Bleistift der geschickten Zeichner die Hauptansichten mit ihrer abwechselnd strengen und reizenden Physiognomie wiedergegeben. Wir sehen nach und nach alle Cantone, alle Landschaften, alle alten Städte in bunter Reihe an uns vorübergehen, vom Mont-Blanc bis zum Grindelwald und von der Vaterstadt Holbein's bis zu der Rousseau's.

Der „Annuaire des deux mondes, histoire générale des divers états pendant l'année 1850" enthält politische Geschichte, internationale Beziehungen, Diplomatie, Verwaltung, Handel, Finanzen, periodische Presse und Literatur, Alles in einem neuen, verständlichen und methodischen Rahmen. Man kann sagen daß er eine ziemlich vollständige Darstellung der politischen und intellectuellen Bewegung der verschiedenen Länder während des Jahres 1850 gibt. Von den europäischen Großmächten bis zu den jungen Nationen der Neuen Welt findet jeder Staat seine genaue Schilderung, und zwar so daß der Leser ein übersichtliches Bild seiner politischen Organisation, seiner Verfassung, seiner finanziellen und commerciellen Quellen, seiner Berühmtheiten ebenso wie der Literatur und der periodischen Presse gewinnt. In gleicher Weise werden die regierenden Familien, die Häupter der Regierungen, die Diplomaten mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Es ist also nicht blos ein vollständiges allgemeines historisches Bild der Welt, sondern auch ein Repertorium der Thatsachen und Documente über den Gang der Ereignisse, der Gedanken und Interessen der Gegenwart.

Der „Traite élémentaire de numismatique générale" von Lefebre ist ein kleines Werk über Numismatik, das nur die Elemente dieses Theils der Alterthumskunde enthält und das angehenden Liebhabern, für die es besonders geschrieben worden ist, empfohlen werden kann.

Unter dem Titel „Histoires d'amour" endlich sind von Elisa de Mirbel in Paris zwei Erzählungen erschienen, denen ein Aufenthalt in Corsica und Italien Veranlassung gegeben zu haben scheint. Wie der Titel schon anzeigt, spielt die Liebe eine große Rolle in den beiden Geschichten, in denen sich neben vielen romanhaften Details ein feines Talent der Beobachtung offenbart, das mitunter die Unerfahrenheit der Verfasserin wieder gut macht. Die gute Dame hält augenscheinlich besonders viel auf große dramatische Effecte und vergißt dabei daß der hastige und athemlose Gang der Erzählungen die Aufmerksamkeit, die mit geringerm Mühaufwande leicht gefesselt werden konnte, allzu früh ermüdet. 11.

Rückblick.

(Aus einem Briefe.)

Die Wiederbringung eines reinen Lutherthums, zu welchem sich manche Theologen unserer Zeit anschicken, rief mir den Briefwechsel zwischen F. H. Jacobi und Hamann ins Gedächtniß, der so eifrig war daß er während einer dreijährigen Dauer (1785—88) einen Großoctavband engen Drucks anfüllt, ungeachtet mancher Auslassungen. Hamann in Königsberg erwartet alle Wochen Briefe von Pempelfort und schreibt fast jeden Posttag dahin. Reich an Mittheilungen und gern gelesen vom Empfänger, sind viele seiner gelehrten Gleichnisse und eigenthümlichen Wendungen in die Darstellung des Letztern übergegangen, ohne doch eine volle Verständigung zu bewirken. Hamann's gläubige Ruhe war eine christliche, „er hat bis zum Ekel und Ueberdruß wiederholt daß es den Philosophen wie den Juden geht, und Beide nicht wissen weder was Vernunft noch Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntniß der Unwissenheit, nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß, und sich nicht ergrübeln noch ererben noch erwerben läßt; er hat ein evangelisches Lutherthum in petto, das Senfkorn seines Glaubens und Gewissens ist ihm heilig, aber er kennt auch den Zweifel und sein Elend; Manichäismus und Atheismus liegen in unserer Natur und in unserm Misverständniß derselben, das Gegengift ist der Geist unsichtbarer und unerkannter Wahrheit, die durch das Christenthum erhöht worden wie die eherne Schlange von dem Gesetzgeber Moses." Diese gläubige Ruhe und Sicherheit, securitas dei im Gegensatz mit imbecillitas hominis erwirbt ihm bei der damals herrschenden Gesinnung den Namen des Magus im Norden.

Annähernd bewegt sich Jacobi's philosophische Glaubenslehre, die bei Spinoza unbefriedigt, durch David Hume zum Theil unterstützt, von Königsberg bedeutsam angeregt, dennoch nicht das Hamann'sche Lutherthum, sondern nur sich selbst findet. Daß alle Pietisten, wie Lavater u. A. selbst hierarchische Katholiken, wie die Fürstin Gallizin u. A., nicht in entschiedenem Gegensatz zu Jacobi stehen, ist natürlich genug, obwol er nicht einer von ihnen wird und später von dem Katholiken Stolberg schneidend sich lossagte. Hamann wirkt stärker als alle, denn er hat zugleich die volle Kenntniß der philosophischen Schärfe und Gewalt des Zweifels, den er mit seinem Glauben überwindet, während den Andern entweder die Kraft jener verborgen bleibt oder durch eine bedenkliche Kirchenautorität gezähmt werden soll. Hamann ist kein Katholik, zeiht sogar

Jacobi eines Katholicismus, weil er dessen Glauben ohne Lutherthum nicht begreift, und seine Stärke mit demselben ist gewiß größer. So finden sich Beide einig und uneinig, angezogen und doch befremdet.

Den Pietisten und Lutheranern der Gegenwart wäre gewiß die Lesung der Hamann'schen Schriften sehr empfehlungswerth. Sie würden gewahren daß Hamann bei allem Schriftglauben dennoch die Vernunft ebenfalls für eine Gottesgabe hält, ihrer sich nicht entschlägt, sondern mit Scharfsinn und Tiefe ihre eigenthümlichsten Aufgaben und Resultate zu finden weiß. Leichter ist freilich die Vernunft als Wurzel des Argen zu schmähen und sich ihrer zu entledigen, wenn sie nur nicht mit beharrlicher Zähigkeit immer wiederum auftauchte. Ist gleich Hamann heftig erzürnt von manchen Philosophen, nennt er gleich den Spinoza „einen Straßenräuber der gesunden Vernunft und Wissenschaft", so liegt doch darin die Ueberzeugung verborgen daß gesunde Vernunft und Wissenschaft zu etwas Anderm komme als zum Spinozismus, und mit der kranken nicht Dasselbe sei, worüber er mit neuesten Philosophen viel zu fechten hätte, die den Spinoza auf allerlei Weise zurichten und indem sie über ihn hinausgehen wollen, vielleicht kränker werden als er selbst. Mir allerdings bleibt ein Räthsel, wie der feurige und scharfe philosophische Magus des Nordens sich mit allen Dogmen absand die zum vollständigen Lutherthum gehören, er müßte sie denn humoristisch auf den Kopf gestellt haben, um sie hernach wieder auf die Beine zu bringen. Unsere Neu-Altlutheraner thun das nicht, sie halten bei ihrem Schriftglauben nicht wie Hamann die Vernunft für eine Gottesgabe, sondern suchen Etwas darin sie herabzusetzen. Sie müssen Hamann doch für einen der Ihrigen erkennen, sollten ihm deswegen in seiner Freiheit des Geistes nachstreben, welche dogmatische Hürden überspringt, verlieren aber dann die Gründe sich absondernd andern Lutheranern und Protestanten gegenüberzustellen. Wunderbar genug ist heutzutage die Liebe zur Absonderung ebenso mächtig als das Suchen nach Einförmigkeit, und wenn Hamann mit seinem Lutherthum und schlagendem Witz gegen Anmaßungen wissenschaftlicher Schulen und kirchlicher Aeußerlichkeiten ins Feld zieht, läßt sich wohl verbürgen daß er nicht katholisch werde, von den Neu-Altlutheranern nicht, sondern ihre Heimat wird vielleicht einst in katholischer Kircheneinzäunung gefunden. 36.

Notizen.

Classische Antworten der Tscherkessen.

„Ergebt euch!" lautete einst des russischen Generals Rosen Aufruf an Hamsad-Bei, den Vorgänger Schamyl's, „ergebt euch! aller Widerstand ist vergeblich; die Heere die ich gegen euch führe sind zahllos wie der Sand am Meere." „Meine Heere aber", entgegnete Hamsad-Bei, „sind wie die Wellen des Meeres die den Sand hinwegspülen werden." Eine ähnliche Antwort gab Schamyl, als ihn der russische Oberbefehlshaber zur Unterwerfung auffodern ließ und ihm drohte im Fall der Weigerung seinen Sohn zu tödten, der sich in den Händen der Russen befand. „Tödtet meinen Sohn", erwiderte Schamyl, „ich habe Weiber genug, einen andern zu zeugen." „Liegt dir", fragten die Russen, „das Schicksal deines Sohnes so wenig am Herzen?" „Weniger", antwortete Schamyl, „als das Schicksal meines Volks!" 8.

Spanische Guitarren.

Man hat sehr wenig gedruckte Musikalien in Spanien, Lieder und Arien werden allgemein im Manuscript verkauft. Zuweilen drückt man für die ganz Unbelesenen die Noten in Zahlenfiguren aus, welche der Zahl der Saiten entsprechen. Die besten Guitarren in der Welt wurden zu Cadiz gefertigt, von der Familie Pajez Vater und Sohn. Natürlich weihte man zu jeder Zeit einem so beliebten Instrumente auf der Halbinsel die größte Sorgfalt. Im 7. Jahrhunderte war die Guitarre von Sevilla gleich der menschlichen Brust gestaltet, weil, wie Erzbischöfe sagten, die Saiten die Pulsirungen des Herzens bedeuteten. Das Instrument der andalusischen Mauren war gemäß dieser vielsagenden Herzenssaiten bezogen; Zaryab wandelte die Guitarre um durch Hinzufügen einer glänzend rothen Saite, um das Blut vorzustellen, da man die dreifache oder erste gelb wählte, die Galle anzuzeigen. 12.

So ist's!

Als Voltaire einst in einer Theaterprobe eines seiner Trauerspiele die Schauspielerin welche die Hauptrolle hatte gewaltig darüber anließ daß sie nicht leidenschaftlich genug spiele, sagte sie zu ihm: „Mais, Monsieur, pour jouer, comme vous le voulez, il faudrait avoir le diable au corps." Voltaire antwortete: „Certainement, Mademoiselle! Voilà justement ce qu'il faut." 7.

Bibliographie.

Boz, Bleakhaus. Aus dem Englischen von J. Seybt. Mit Illustrationen von Hablot K. Browne. Erster Theil. Erste Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 16. 5 Ngr.

Das Buch von den Küssen. — A. u. d. T.: Historisch-philologische Untersuchung von den mancherley Arten und Absichten der Küsse, vormahls in Lateinischer Sprache beschrieben von dem gelehrten Polyhistore, Hrn. Jo. Frid. Hekelio, anjetzo aber wegen der Curiosité ins Teutsche übersetzet und hin und wieder vermehret durch Gotthilff Wernern, M. C. Grimma, Bloch's Selbstverlag. 8. 15 Ngr.

Deimling, O., Der philosophische Unterricht auf der Mittelschule; ein pädagogisches Votum. Mannheim. 1851. 8. 8 Ngr.

Dickens, C., Die Geschichte Englands für Jung und Alt erzählt. Aus dem Englischen. Erster Band: Von den ältesten Zeiten bis zum Tode des Königs Johann. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 12. 27 Ngr.

Goltz, B., Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Joukowsky, Das Märchen von Iwan Zarewitsch und dem grauen Wolf. Mit einem Vorwort von Justinus Kerner. Stuttgart, Hallberger. Br. 8. 27 Ngr.

Kinkel's, G., Lebensgeschichte bis zu seiner Errettung aus dem Gefängniß zu Spandau. Hamburg. 1851. Gr. 16. 15 Ngr.

Der General der Infanterie von Krauseneck. Ein Lebensbild. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 7te Auflage. Berlin, Dümmler. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Erdmann, Wir leben nicht auf der Erde. Vortrag gehalten in Halle am 13. März 1852. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Schultheis, E., Die Rettungshäuser unserer Zeit. Predigt über Lucas 10, 30—37 am Sonntage Sexagesima den 15. Februar 1852 gehalten. 3te Auflage. Neusalza, Donath. Gr. 8. 2½ Ngr.

Winckel, F. W., Dankopfer, dargebracht in erster Predigt nach langer Krankheit über Psalm 116, 16—19, den 15. Februar 1852. Berleburg. Gr. 8. 1½ Ngr.

— — Predigt über Psalm 126, 5. 6. zum Gedächtniß Sr. Durchl. des wail. regierenden Fürsten und Herrn, Fürsten Albr. zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg rc. Gehalten am 29. Februar 1852. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XVIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1852. 4. Der Jahrgang 6 Thlr.; das Halbjahr 3 Thlr.; das Vierteljahr 1 Thlr. 15 Ngr.

   Erscheint mit Ausnahme des Sonntags täglich zwei mal. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1852. 4. 12 Thlr.

   Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **M. J. E. Volbeding.** Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI., VII., VIII. und IX. Jahrgang (1848—51) kosten jeder 2 Thlr.

   Ferner sind zu ermäßigten Preisen zu beziehen:
   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.
   Sonntags-Magazin. Zwei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
   National-Magazin. Ein Band. }

5. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Verantwortlicher Redacteur: **M. J. E. Volbeding.** Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

6. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Siebentes bis elftes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.
   7. **Deutschland**, von **H. A. Daniel.**
   8. **Die Lebensversicherungen**, von **E. S. Unger.**
   9. **Sonne und Mond**, von **J. H. Mädler.**
   10. **Das Slawenthum**, von **M. W. Heffter.**
   11. **Das Gold**, von **R. F. Marchand.**

   Die früher erschienenen Bändchen enthalten:
   1. **Unsterblichkeit**, von **H. Ritter.**
   2. **Der gestirnte Himmel**, von **J. H. Mädler.**
   3. **Das Mikroskop**, von **O. Schmidt.**
   4. **Die Bibel**, von **F. A. D. Tholuck.**
   5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von **A. F. Hohl.**
   6. **Die Geschworenengerichte**, von **R. Köstlin.**

   Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

7. **Benfey (Theodor), Handbuch der Sanskritsprache.** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. 8. Geh. 5 Thlr

   Das immer mehr an Bedeutung gewinnende Studium der Sanskritliteratur machte ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen dieser Sprache seit längerer Zeit sehr wünschenswerth. Der Verfasser hilft diesem Bedürfniß durch das vorliegende Werk ab, dessen erste Abtheilung die **Grammatik** enthält, die in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen wird. Die gesammte Masse des grammatischen Stoffs, der in den einheimischen Grammatikern aufgehäuft liegt, ist hier zum ersten mal in systematischer Form zusammengestellt und durch eine ausgedehnte Lectüre, namentlich in den ältesten Denkmälern der indischen Literatur, noch bedeutend bereichert worden, sodaß das Werk für den Lernenden wie für den Kenner gleichmäßig einen unentbehrlichen Begleiter in seinen Studien bildet. Ein Vorzug, den die vorliegende Grammatik allein bisjetzt für sich in Anspruch nehmen kann, ist die consequent durchgeführte Accentuation der sanskritischen Wörter und grammatischen Formen. Hauptsächlich zwar für akademische Vorlesungen bestimmt, ist durch zweckmäßigen Druck, durch Hervorhebung des für den Anfang des Erlernens der Sprache Wichtigsten, auch die Leichtigkeit gegeben, diese Grammatik zum Selbststudium zu gebrauchen. Die zweite Abtheilung dieses „Handbuch der Sanskritsprache" — eine **Chrestomathie**, die alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmäßig ausgewählte Fragmente kennen lehrt, nebst **Glossar** — ist schon im Drucke weit vorgerückt, sodaß das Werk in kurzem vollständig in den Händen des Publicums sein wird.

   Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
   Die Hymnen des Sama Veda. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von **T. Benfey.** 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.
   Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. 8. 1844. 2 Thlr.
   Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzungen und Glossar. 8. 1847. 1 Thlr. 5 Ngr.

8. **Béranger (J.-P. de), Chansons.** Nouvelle édition. En miniature. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

9. **Biesterfeld (C. W.), Die Mutter im Irrenhause.** Wahrheit. 8. Geh. 8 Ngr.

Die vorstehende Schrift enthält eine Widerlegung der vielbesprochenen Schrift: „Eine Mutter im Irrenhause." Nicht nur, daß sie sich durch Klarheit und gediegenes Urtheil auszeichnet, sondern sie ist auch mit schlagenden Beweisen ausgestattet, sodaß wenn die Erfindungen jener Schrift die Neugierde gereizt haben, diese Schrift durch ihre **Wahrheiten** ebenso sehr wie durch klare und bündige Darlegung der Thatsachen und Mittheilung von 74 Beweisstücken noch mehr befriedigen muß.

10. **Byron (Lord), Der Korsar.** Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann.** Miniatur-Ausgabe. Gebunden 20 Ngr.

Diese Uebersetzung ist gleichsam eine dem deutschen Publicum vorgelegte Probe, deren günstige Aufnahme die Dichterin zu weitern Uebersetzungen Byron'scher Dichtungen ermuthigen würde. Ob sie auf eine solche rechnen darf, mag z. B. folgende Recension der „Grenzboten" (1852, Nr. 8) zeigen: „Die vorliegende Uebersetzung des «Korsar», mit dem der jugendliche Dichter einst die Herzen der Mitwelt im Sturm eroberte, kann unsern besten Uebersetzungen an die Seite gestellt werden. Dies scheint freilich eine gewagte Behauptung, aber man lese sie und vergleiche (Referent hat es von Anfang bis zu Ende gethan) das Original... Die verzehrende Glut, die düstere Melancholie, die zarte Empfindung des Byron'schen Gedichts sind in bewunderungswürdigem Grade wiedergegeben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage der **W. G. Kurtz**'schen Buchhandlung in **Reutlingen** ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Violen.

Ausgewählte Lieder und Epigramme

von

Friedrich Stromberg,

dem Verfasser eines bekannten schwäbischen Volksliedes:

„Drauß ist Alles so prächtig u. s. w."

13¼ Bogen. Taschenformat. Brosch. 15 Ngr., oder 48 Kr. In feinem englischen Einband mit Goldschnitt 24 Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Ein schwäbischer Dichter, dessen Talent schon vor 20 Jahren bei der Veröffentlichung seiner frühesten Jugenderzeugnisse von angesehenen kritischen Blättern ungewöhnliche Anerkennung zu theil geworden ist, bietet unter diesem Namen nach einer so langen Periode der Läuterung dem Publicum die **reifen** Erzeugnisse seiner Lyrik. Nur was probehaltig erschien, wurde in diese Sammlung aufgenommen. Das Fundament der hier gebotenen Dichtung ist ein lebendiger Christenglaube. Wir hoffen, daß das Werkchen, in welchem so Vieles niedergelegt ist, was in unsern Tagen Aller Herzen bewegt, Geist und Gemüth in gleichem Maße entsprechen werde, und haben den Preis bei schöner Ausstattung aufs billigste gestellt.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Darwin's und Hufeland's Anleitung

zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechtes.

Zweite deutsche neu bearbeitete Auflage,

herausgegeben von

Dr. Friedrich August von Ammon.

8. Geh. 1 Thlr.

Diese treffliche, durch Wahrheit, Einfachheit und gesundes Urtheil ausgezeichnete Erziehungsschrift, das gemeinsame Werk zweier hochberühmter Aerzte, eines englischen und eines deutschen, hat schon in ihrer frühern Gestalt die allgemeinste Theilnahme in Deutschland gefunden. Gegenwärtig von dem Geh. Medicinalrath Dr. von Ammon in einer zeitgemäßen Form umgearbeitet, darf sie allen Müttern und Erzieherinnen angelegentlichst empfohlen werden.

Leipzig, im Mai 1852.

F. A. Brockhaus.

Bei **C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn)** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine

Monatsschrift

für Wissenschaft und Literatur.

Herausgegeben von

Joh. Gust. Droysen, Professor in Jena, und *Frerichs. Fr. Harms. G. Karsten. Litzmann. Liliencron. K. Müllenhoff. G. W. Nitzsch. K. W. Nitzsch. J. Olshausen. Pelt. J. W. Planck*, Professoren in Kiel.

Der Jahrgang von 12 Monatsheften 8 Thlr. (14 Fl.)

März und April 1852.

Inhalt zum Märzheft: Zur Runenlehre. Erster Artikel Von R. v. Liliencron in Kiel. — Die philosophischen Preisfragen der preussischen Akademie der Wissenschaften im 18. Jahrhundert. Von G. E. Guhrauer. — Die Sphinx. Von **Forchhammer** in Kiel. — Georg Spalatin's historischer Nachlass und Briefe. Von L. Preller in Weimar. — **Kurze Anzeigen und Notizen.** Konrad Schwenk, Mythologie. Bd. 5. Perser. Von R. Roth. — Desselben Bd. 6. Germanen. Von K. Müllenhoff. — Martin Hertz, K. Lachmann, eine Biographie. Von J. Zacher. — Cl. Fr. Meyer, Historische Studien. I. Von J. Zacher. — Bibliographie. Von J. Zacher. — Literarische Anzeigen.

Inhalt zum Aprilheft: Ueber die Quellen der früheren Papstgeschichte. Zweiter Artikel. Lebensbeschreibungen der Päpste. Von W. Giesebrecht in Berlin. — Der gegenwärtige Stand der Untersuchungen über die Einheit der Ilias. Von C. A. J. Hoffmann in Lüneburg. — Die Resultate der neueren Forschungen über thierische Electricität. (Erste Abtheilung.) Von H. Helmholtz in Königsberg. — Zur Runenlehre. Zweiter Artikel. Von Müllenhoff in Kiel. — Literarische Anzeigen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dichter und Kanzler.

Trauerspiel in vier Aufzügen

von

Franz Poland.

8. Geh. 16 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 19. —— 8. Mai 1852.

Inhalt.

Ungarns Redner und Staatsmänner. Herausgegeben von Anton Csengery. Zwei Bände. Wien, Manz. 1852. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Das vorliegende Werk gehört unstreitig zu den besten und bedeutsamsten Werken die seit einem Jahrzehnd über Ungarn erschienen. Die Gründlichkeit der Sach- und Personenkenntniß wie die klare und richtige Auffassung der dargestellten Verhältnisse machen es zu einem würdigen Seitenstück von Gerando's köstlichem Buche: „Ueber den öffentlichen Geist in Ungarn" (Leipzig 1848), dessen zweite ergänzende Hälfte es gewissermaßen bildet. Denn während uns Gerando in allgemeinen großen Umrissen die Entwickelungsgeschichte der Neuzeit Ungarns vorführt, werden wir hier mit den Einzelheiten, mit dem innern Getriebe, mit den geheimen Hebeln und Triebfedern dieser Bewegung bekanntgemacht, indem das Leben und Wirken der Haupttheilnehmer an dieser Bewegung ausführlich und offen dargelegt wird. Auch werden uns hier in ihren hervorragendsten Führern alle Parteien welche im Vormärz die politische Arena Ungarns betreten vorgeführt, während Gerando eigentlich nur die Geschichte der Opposition gibt und der andern Parteien und Parteinuancirungen nur insoweit gedenkt als Dies zum Verständniß seiner Darstellung unumgänglich nöthig ist.

Die Aufgabe des Werks ist: in ausführlichen Lebens- und Charakterskizzen der hervorragendsten Häupter der ungarischen Bewegung eine Geschichte dieser Bewegung selbst zu geben oder, wie das Vorwort sagt, „Daten zu liefern zur Geschichte Ungarns, namentlich aber beizutragen zur genauern Kenntniß jener Bewegungen die der jüngsten Revolution in unserm Vaterlande vorausgegangen sind". Der Zeitraum den die Mittheilungen umfassen ist ein ziemlich weiter, da sie, wie in der Charakteristik Paul Nagy's (I, 1—30), bis in das erste Jahrzehnd des gegenwärtigen Jahrhunderts und zuweilen, wie z. B. in der Charakteristik des ältern Wesselényi, bis in das letzte Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts zurückgreifen. Dagegen reichen sie nicht bis unmittelbar an die Gegenwart heran. Die Berührung des letzten, bedeutsamsten Ereignisses der ungarischen Geschichte wird vielmehr mit ängstlicher Absichtlichkeit vermieden. Wir erhalten eine Genesis, aber keine Geschichte der ungarischen Revolution. Deshalb werden uns auch nur jene „Redner und Staatsmänner" vorgeführt die durch Wort oder That vor dem März 1848 entscheidenden Einfluß auf die Geschicke ihres Vaterlandes geübt; und wo etwa die Wirksamkeit dieser Helden des Vormärz zum Theil auch in den Nachmärz hinüberreicht, da wird dieser letzte Theil ihres Wirkens mit größter Zurückhaltung mehr andeutend als erzählend dargestellt.

Diese Zurückhaltung war wol durch innere und äußere Gründe bedingt. Wir stehen jenem großen erschütternden Ereigniß das mit Einem Schlage die tausendjährige Geschichte und Verfassung Ungarns über den Haufen warf noch viel zu nahe, wir sind von den schmerzlichen Folgen desselben noch zu unmittelbar berührt, als daß eine Aufhellung aller Einzelheiten und eine pragmatische Geschichtsdarstellung desselben heute schon möglich wäre. Andererseits wurde das Buch in Pesth geschrieben und in Wien gedruckt; und unter dem „Schatten der Kanonen" ist es gefährlich Licht und Wahrheit über jene Bewegung und jene Männer zu verbreiten welche eben durch diese eisernen Schlünde niedergeschmettert wurden. Hingegen haben Herausgeber und Verfasser den Vormärz als bereits vollkommen der Geschichte anheimgefallen betrachtet. Und Dies mit vollem

Rechte. Denn wie immer sich auch die nächste Zukunft für Ungarn gestalten möge, in jedem Falle haben die ereignißschweren Jahre 1848 und 1849 die alten Adels- und Feudalinstitutionen weggefegt und hierdurch auch den vormärzlichen hartnäckigen Kämpfen um Aufrechthaltung, Umgestaltung oder Beseitigung dieser Institutionen jede unmittelbare Bedeutung für Ungarns Gegenwart und Zukunft genommen und sie aus dem Bereich des Lebens in das der Geschichte verwiesen.

In diesem Sinne haben Herausgeber und Verfasser den Vormärz aufgefaßt und nach Kräften die gegenständliche Ruhe und die leidenschaftslose Unparteilichkeit des Geschichtschreibers einer fernliegenden Epoche angestrebt. Ein Streben das um so verdienstlicher, wenn man weiß daß sie nicht blos außenstehende Zuschauer waren, sondern selbst eine bedeutende Rolle in dem lebensvollen Geschichtsdrama spielten, dessen Hauptpersonen sie heute zu zeichnen versuchen. Der Herausgeber Anton Csengery, von dem wir die Lebens- und Charakterskizzen von Aurel Dessewffy (I, 211—294), Eugen Beöthi (I, 320—333), Moritz Szentkirályi (I, 333—336), Joseph Eötvös (II, 274—322) und Ladislaus Szalay (II, 322—415) lesen, war von 1845 bis Ende 1848 Redacteur des am 1. Januar 1847 von Kossuth gegründeten und von ihm bis Mitte 1849 geleiteten „Pesti Hirlap", jenes Oppositionsorgans das während seines achtjährigen Bestehens einen so mächtigen und tiefeingreifenden Einfluß, wie ihn unter ähnlichen friedlichen Verhältnissen vielleicht kein anderes europäisches Journal je erreicht, auf die Entwickelung der ungarischen Neuzeit geübt. Baron Sigmund Kemény, aus dessen Feder „Die beiden Wesselényi" (I, 30—211) und das Bild Stephan Széchenyi's (II, 1—274) geflossen, war im Vormärz einer der fleißigsten Mitarbeiter, im Nachmärz Mitredacteur des „Hirlap" und hatte außerdem seit einem Jahrzehnd als ungarischer und siebenbürgischer Magnat in den beiden „Schwesterländern" die Bestrebungen der liberalen Partei durch Wort und That eifrig gefördert. Lorenz Tóth, von dem wir die kurzen, aber gelungenen Charakterbilder Franz Deák's (I, 294—320) und der beiden Dionys Pázmándy (I, 366—394) erhalten, wirkte als Mitarbeiter und später als Redacteur des „Hetilap" Jahre hindurch mit unermüdlichem Eifer für die geistige und materielle Entwickelung seines Vaterlandes und nahm auch in der Repräsentantenkammer eine ehrenvolle Stellung unter den liberalen Deputirten ein. Und wer kennt endlich nicht den liebenswürdigen Deputirten von Tolna, den „Reichsphilanthropen par excellence", wie er von Freunden und Feinden genannt wurde, den gemüthsinnigen Stephan Bezerédj, der stets so warm für die Hebung der untern Volksclassen kämpfte, durch sein Beispiel Hunderte seiner adeligen Mitbürger zur freiwilligen Selbstbesteuerung vermochte, und der uns hier das Wirken des ältesten ungarischen Reformers, Paul Nagy's, schildert, mit dem er schon auf dem Reichstag 1832—36 gemeinschaftlich für die Befreiung des Bauers gekämpft?

Der Leser wird aus diesem kurzen Namensverzeichniß der Portraitirten und der Portraitmaler leicht auf die Reichhaltigkeit und Werthfülle der uns vorliegenden gedruckten Galerie ungarischer Notabilitäten schließen können. Es sind in derselben fast alle Richtungen und Parteien vertreten die während der letzten funfzig Jahre in Ungarn und Siebenbürgen ihre Geltendmachung anstrebten, und wir können hier ziemlich genau alle Phasen der Entwickelungsgeschichte der ungarischen Neuzeit verfolgen: vom Reichstag 1791 an, wo der junge Concipist A. Rozcsa sich den höchsten Zorn der siebenbürgischen Stände zuzog, weil er ein Tagebuch über deren Verhandlungen zu führen wagte, und er nur durch die Intervention des ältern Wesselényi gerettet wurde, bis zu den dreißiger Jahren, wo derselbe inzwischen zum Kanzler erhobene Rozcsa dem jüngern Wesselényi wegen Veröffentlichung eines lithographirten Reichstagsprotokolls den Proceß machte; vom Reichstag 1825 an, wo die gegen Oestreichs absolutistische Uebergriffe ankämpfenden ungarischen Stände ihren Führer Paul Nagy, als er von Hebung der untern Volksclassen zu sprechen anfing, einstimmig niederdonnerten, bis zu den Märztagen von 1848, wo in den presburger Reichstagshallen der Adel in wenig Stunden all seinen tausendjährigen Vorrechten entsagte. Und wenn die hervorragendsten Männer dieser wechsel- und bedeutungsvollen Epoche von Jenen geschildert werden welche an diesen Bewegungen selbst unmittelbaren Antheil genommen und dadurch in den Stand gesetzt waren ihre Gesinnungsgenossen wie ihre Gegner näher kennenzulernen, so kann man mit Recht etwas mehr als gewöhnliche Eintagspamphlete erwarten. Wir stimmen dem Herausgeber von Herzen bei daß er und seine Mitarbeiter, wie es im Vorwort heißt, „Mehr und Besseres lieferten als jene mehr witzigen als gründlichen, größtentheils aber oberflächlichen Charakterschilderungen zu liefern im Stande waren, die bisjetzt in Bezug auf die ungarischen Staatsmänner im In- und Auslande erschienen", und daß ihre Arbeiten „das Resultat größerer Studien des Wirkens jener Persönlichkeiten und der nähern Berührungen mit denselben" sind.

Aber indem wir der gründlichen Sach- und Personenkenntniß der Verfasser und ihrem lobenswerthen Streben nach Unparteilichkeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, müssen wir es auch aussprechen daß vielleicht ihnen selbst unbewußt eben die hervorragende Stellung welche sie selbst in jenen Bewegungen eingenommen, und die Parteirichtung welcher sie angehört, außerdem aber auch die schweren Ereignisse welche seitdem über Ungarn dahingegangen, und die gegenwärtigen traurigen Landesverhältnisse ihr Urtheil über Zustände und Personen des Vormärz in hohem Grade und zwar eben nicht zum Vortheil der geschichtlichen Wahrheit beeinflußt haben. Es würde die Grenzen einer Recension überhaupt, und namentlich des engen Raums der uns in d. Bl. zugewiesen ist, weit überschreiten, wollten wir uns in eine Kritik jedes einzelnen Charakterbildes einlassen. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken im Allgemeinen

auf die Richtung und politische Farbe des Buchs hinzuweisen und an einigen Beispielen die Mängel dieser Richtung und das Falsche dieser Färbung anzudeuten.

Wer im Vormärz den ungarischen Vorgängen auch nur eine geringe Aufmerksamkeit zugewendet, kennt die bedeutsame Spaltung welche sich 1841 zwischen Graf Stephan Széchenyi, dem jetzt zum Haupt der Mittelpartei umgewandelten alten, und L. Kossuth, dem neuen Führer der Opposition, erhob, wie auch die Hartnäckigkeit und täglich steigende Erbitterung mit welcher dieser Kampf bis zu den Märztagen 1848 in der Journalistik, in der Presse überhaupt, in den pesther Comitatshallen wie in den presburger Reichstagssälen fortgeführt wurde. Dem Fernerstehenden minderbekannt ist es daß seit 1844 in den Reihen der Opposition selbst eine neue, wenn auch weniger offene, aber doch immerhin bedeutsame Spaltung vorsichging, indem der größere Theil der Opposition unter Kossuth's unmittelbarer Leitung für die Aufrechthaltung der Municipalinstitutionen und sogar für möglichste Erweiterung der Machtbefugnisse des Comitats, also für die ausgedehnteste Decentralisation kämpfte, während ein kleines Häuflein, dessen bedeutsamste Vertreter Anton Csengery, L. Szalay und Baron J. Eötvös waren, die Centralisation im Geiste der französischen Institutionen anstrebte und die Wohlthaten der alten Municipalfreiheit durch Ausdehnung des Wirkungskreises der Reichstage und Einführung der parlamentarischen verantwortlichen Regierungsform zu ersetzen suchte.

Der erste der ebenerwähnten Kämpfe mußte in der Biographie Széchenyi's unausbleiblich zur Sprache kommen, da von der richtigen Würdigung dieses Kampfs die Beurtheilung des ganzen öffentlichen Lebens des Grafen abhängt. Kemény behandelt auch wirklich diese Partie mit einer oft zu breiten Ausführlichkeit, durch welche seine Arbeit zuweilen aus dem Gebiet der biographischen Charakterskizze in das der historischen Dissertation hinüberschweift. Bei der Wärme welche fast jeder Biograph unwillkürlich für den Gegenstand seiner Arbeit gewinnt, würden wir einen gewissen Grad von Parteilichkeit in der Beurtheilung jenes Kampfs erklärlich und verzeihlich finden; ja wir würden selbst — wiewol acht Jahre hindurch die gesammte Nation hinter Kossuth stand, während Széchenyi allein und verlassen blieb — Kemény's entschiedener Heiligsprechung des Grafen und der erbarmungsloser Verdammung seines Gegners beistimmen, wenn dieses der ungetheilten öffentlichen Meinung einer ganzen Nation widersprechende Urtheil irgendwie auf Gründe gestützt wäre. Diese aber fehlen ganz, und nur der Erfolg ist es auf den Kemény sich beruft. Széchenyi hat seit Kossuth's Auftreten der Nation immer zugerufen daß ihr angebeteter Führer sie dem Verderben zuführe; und da Ungarn heute wirklich unglücklicher als es im Jahre 1840 gewesen, so wird daraus gefolgert daß Széchenyi von vornherein im Rechte und sein Gegner im Unrechte gewesen. Diese Schlußfolgerung wäre jedoch nur dann stichhaltig, wenn bewiesen würde daß der unglückliche Ausgang der Kossuth'schen Agitation eine innere unausbleibliche Nothwendigkeit derselben war und die Revolution gar nicht anders enden konnte als sie wirklich geendet. Das aber hat noch kein vernünftiger Beurtheiler behauptet, Das wagt auch Kemény nicht zu sagen, und Das wird die Geschichte nie bestätigen. Vielmehr weiß Jeder der die europäischen und ungarischen Vorgänge in den Jahren 1848 und 1849 mit Aufmerksamkeit begleitet, daß ohne den französischen Juniaufstand und den mislungenen deutschen „Putschen", welche ein Wiedererstarken der Reaction herbeiführten, Ungarn nicht unterlegen wäre; daß selbst trotz dieser ungünstigen europäischen Verhältnisse doch ohne einige Fehler, die leicht zu vermeiden gewesen wären, und namentlich ohne Görgei's Verrath der ungarische Kampf nicht mit der világoser Katastrophe geendet und das heute so unglückliche Land wahrscheinlich ebenso gut wie vor wenigen Jahrzehnden Griechenland und Belgien seine Unabhängigkeit allgemein anerkannt gesehen hätte. Wären dann nicht Csengery und Kemény die Ersten, um Széchenyi's trübe Prophezeiungen als leeres Hirngespinnst zu verlachen und Kossuth allein als den wahren Mann des Vaterlandes zu betrachten? Sie würden gewiß mit diesem Urtheile keinen Augenblick säumen! Waren sie es doch welche nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849, aber freilich vor dem „Sieg" der austrorussischen Bayonnete, als Redacteure der Szemere'schen „Respublica" für die Unabhängigkeit Ungarns und für die Proclamirung der Republik, also für die äußersten Consequenzen der von Széchenyi verdammten Kossuth'schen Politik am lautesten das Wort führten. Wenn sie nun heute, weil eine Verkettung äußerer Unglücksfälle, nicht aber innere Nothwendigkeit Kossuth's System zum Fall gebracht, rasch rechtsum machen, dem Lande ein „Kreuzigt ihn!" zurufen, während sie seinen Gegner mit Hosiannas bejubeln, so ist Dies eine Taktik die wol des belagerungszuständigen Pamphletisten würdig, die aber die Geschichtschreibung mit Entrüstung vonsichweisen muß! ...

Und ein Schriftsteller der solche „Flankenbewegungen" macht, eine von ihm einst gefeierte nationale Erhebung jetzt ihres schlimmen Ausgangs wegen zum „Krawall" (I, 203) herabdrückt, und einen Mann dessen Politik er einst bis zu ihren äußersten Consequenzen vertreten jetzt zum Verderber der Nation stempelt, der sollte wenigstens nicht so oft, wie Dies von Kemény geschieht, auf die Falschheit des Volksurtheils hinweisen und nicht so laut auf seine Unparteilichkeit pochen! Es ist sehr verdienstlich und lobenswerth wenn der Geschichtschreiber so viel Selbstverleugnung zeigt, der neugewonnenen richtigern Erkenntniß zuliebe seine eigenen frühern Ansichten für irrig zu erklären und sein eigenes Wirken indirect zu verdammen. Aber das Opfer wäre nur dann unbestreitbar verdienstlich, wenn es außer allem Zweifel stände daß es nur der historischen Wahrheit gebracht, d. h. wenn Kemény's Skizze unter der siegreichen Revolution, aber nicht unter den Bayonneten ihrer Besieger geschrieben worden. Erinnern wir uns aber daß Kemény in den

letzten Jahren des Vormärz zu den Anhängern Széchenyi's zählte und trotzdem im Nachmärz der siegreichen Revolution als Mitredacteur des „Pesti Hirlap" eifrig diente; daß er im Sommer 1849 als Redacteur der „Respublica" und als Rath in Szemere's Ministerium für die Republik wirkte, und hinterher, kaum daß die Honveds bei Világos ihre Waffen gestreckt, in einem dickleibigen, sehr charakteristisch „Forrodalom után" („Nach der Revolution") benannten Pamphlete (Pesth 1850) den Unsinn und die Unmöglichkeit eines selbständigen Ungarns zu beweisen suchte: so müssen allerdings gegründete Zweifel aufsteigen, ob nicht auch sein neues Urtheil über den Kossuth-Széchenyi'schen Kampf mehr von der Furcht vor dem östreichischen Standgericht als von der Liebe zur historischen Wahrheit dictirt war.

Wir gestehen aufrichtig daß wir diesen Punkt nur ungern berührten. Wir haben Kemény's schriftstellerisches Talent stets mit Freuden anerkannt und bedauern umsomehr den Misbrauch desselben, als sich dieser Misbrauch auch materiell als nutzlos erwiesen. Kemény hatte nächst vielen andern Theilnehmern an der Revolution von dem östreichischen Kriegsgericht die Erlaubniß erhalten sich auf freiem Fuß zu vertheidigen. Der Monstreproceß dauerte zwei bis drei Jahre, und der Baron wollte diese Frist dazu benutzen um durch neue antirevolutionnaire seine frühere revolutionnaire Thätigkeit in den Hintergrund zu drängen. Dieses Manoeuvre blieb aber erfolglos: Kemény wurde vor einiger Zeit mit Nyáry und vielen Andern zu mehrjähriger Haft verurtheilt. Wir zweifeln nicht daß er jetzt seine „nachrevolutionnaire" literarische Thätigkeit bereut und von seiner historischen „Unparteilichkeit" bereits zurückgekommen ist; und auch wir hätten deshalb gern den Schleier der Vergessenheit über diese Verirrung gedeckt. Aber der hohe Werth den wir dem Csengery'schen Werke überhaupt beilegen ließ uns mit Recht fürchten daß der mit den Verhältnissen nicht näher bekannte deutsche Leser, durch die anderweitigen unbestreitbaren Vorzüge des Buchs bestochen, alle in demselben niedergelegten Ansichten und Urtheile auf Treu und Glauben hinnehmen könnte, weshalb wir jene Bemerkung und Verwahrung als unabweisbare Recensentenpflicht erkannten.

Aus demselben Grunde können wir auch einige andere Urtheile des vorliegenden Werks nicht mit Stillschweigen übergehen. Wenn östreichische reactionnaire Schriftsteller jede im Laufe der ungarischen Revolution vorgekommene Desertion als eine natürliche Wirkung der im Herzen des revolutionnairen Sünders wiedererwachten Loyalität bezeichnen und deshalb noch mehr als entschuldigen, so finden wir Dies von ihrem Standpunkte aus sehr begreiflich. Wer aber, wie außer Kemény alle Verfasser der vorliegenden Skizzen, die Revolution an sich nicht nur nicht verdammt, sondern selbst Jene lobt und preist die durch ihr liberales Wirken zu ihrem Entstehen und Erstarken beigetragen, der muß sich consequent bleiben und den spätern Abfall beim rechten Namen nennen. Keine Kunst der Rhetorik oder Dialektik wird ausreichen um vor dem Richterstuhl der Geschichte das Verfahren eines Mannes zu entschuldigen, der wie D. Pázmándy der Jüngere als Präsident der Nationalversammlung eine der hervorragendsten Stellen im Revolutionskampfe einnahm und die von ihm geleitete Sache in dem Momente (Anfang 1849), als sie durch Windischgrätz' Einzug in die Hauptstadt (5. Januar) zu unterliegen schien, feige verließ! Und wenn L. Tóth meint daß es „unter den Stürmen der Revolution" dem Pázmándy „nicht möglich" war Präsident zu bleiben, und daß Dies überhaupt „in solcher Zeit eine viel schwerere Aufgabe ist als daß man sie von irgend Jemandem fodern könnte" (I, 393), so müssen wir Dies geradezu für Unsinn erklären. Denn wir haben uns mit eigenen Augen überzeugt daß nach Pázmándy's Flucht der greise Alterspräsident L. Palóczy und der junge Vicepräsident Paul Almásy in Debreczin diese „nicht mögliche" Aufgabe glänzend lösten, wiewol sie Beide an Talent dem frühern Präsidenten, den sie allerdings an Charakterfestigkeit übertrafen, bedeutend nachstanden. Uebrigens hätte Tóth seine Leser gewiß zum Dank verpflichtet, wenn er mit Thatsachen bewiesen hätte, inwiefern Pázmándy „durch die Leiden mehr gekräftigt als niedergeschlagen" und durch sie „wie der Stahl im Feuer gereinigt und gestärkt wurde" (I, 394). Wir wissen nur soviel daß Pázmándy sich erst vor den Kaiserlichen, später wieder vor den siegreichen Ungarn und dann zum dritten mal vor Haynau mit seiner „angebornen Feigheit" entschuldigte, die ihn immer zur Unterwerfung unter die eben herrschende Partei nöthigte. Wenn Das „Freiheit" und „Stärke" bei einem öffentlichen Charakter genannt wird, so weiß ich wahrlich nicht mehr was die Worte Schwäche und Charakterlosigkeit bedeuten!

Ebenso wenig wird man Baron Eötvös' Verhalten in der Revolution je vollkommen rechtfertigen können, wiewol sein Vergehen insofern geringer als das Pázmándy's, weil er als Cultusminister keinen so bedeutsamen Posten als der Kammerpräsident einnahm und daher auch das Land durch seine heimliche Flucht nicht in so große Verlegenheit als jener versetzte. Ob nun Eötvös ebenfalls durch „angeborene Feigheit", wie seine Feinde sagten, oder wie er selbst behauptete, durch die Erinnerung an eine alte Prophezeiung der Lenormand: daß er keines natürlichen Todes sterben werde, von dem galgenschwangern Pfade der Revolution zurückgeschreckt wurde: jedenfalls wird sein unthätiges Verweilen in München, während sein Vaterland im Kampf auf Tod und Leben verblutete, stets einen häßlichen Flecken auf seinem Bilde zurücklassen. Csengery's Frage aber: ob die dem Staatsmanne Eötvös vorgeworfenen Fehler nicht „größtentheils solche sind die im Privatmenschen als Tugenden verehrt zu werden pflegen" (II, 312), können wir nur mit entschiedenem Nein beantworten. Denn wie achtenswerth auch bei Jedermann die Elihu Burritt'sche Friedensliebe und Blutscheu sein mag, so werden wir doch auch den „Privatmenschen", der etwa einen Freund oder eine Sache, die er jahrelang

geliebt und vertheidigt, in dem Augenblicke wo es gilt die Worte durch Thaten einzulösen feige verläßt, gewiß nicht unserer tiefsten Hochachtung würdigen, wenn er auch als Grund dieser Flucht seine evangelische Friedensliebe und seine philanthropische Blutscheu anführt.

Neben der auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit zuweitgetriebenen Pietät für die Persönlichkeiten begegnen wir in dem vorliegenden Werke zuweilen einer ebenso unbegründeten Geringschätzung der Zustände des Vormärz. Wir wollen hier keineswegs deren Lobredner machen, da wir nur zu gut wissen wieviel sie zu wünschen übrigließen. Aber, so glauben wir, je verrotteter sie waren, destomehr Lob und Anerkennung verdienen die Bemühungen und Kämpfe welche zu deren Umgestaltung versucht worden. Die unmittelbaren Resultate dieser Bestrebungen waren allerdings gering; gering namentlich, wenn wir sie mit den Fortschritten welche die uns umgebenden europäischen Nationen bereits gemacht hatten, und mit den großartigen Umwälzungen und Reformen welche im Jahre 1848 überall in wenig Tagen oder Stunden vollbracht wurden, vergleichen wollen. Erinnern wir uns jedoch daß der ungarische Bauer sich 1825 beim Beginne der ungarischen Neuzeit noch ganz in jenem elenden sklavenähnlichen Zustande befunden in den er 1516 zur Strafe für den Dózsa'schen Bauernaufstand versetzt worden, daß aber schon vor den Märztagen sein Loos bedeutend erleichtert und seine völlige Befreiung angebahnt war; daß 1825 die „jungfräulichen Adelsschultern" noch jeden Gedanken an ihre Belastung mit Steuern entrüstet zurückwiesen, während 1847 selbst die äußerste Rechte in ihrem Programm bereits von einer Theilnahme des Adels an den öffentlichen Lasten sprechen mußte; daß noch 1832—36 in den Reichstagshallen die lateinische Sprache vorwaltete, während 1847 die magyarische bereits allein herrschend war und in den Gesetzgebungssälen wie in der Literatur und im Leben Riesenfortschritte gemacht hatte; daß noch 1830 die große Masse des Nichtadels sich um die politischen Vorgänge im eigenen Lande kaum irgendwie kümmerte, während sie beim Eintritt der Märztage schon allgemein zu nationalem und politischem Bewußtsein erwacht war; erwägen wir alle diese Veränderungen, welche, was Niemand leugnen wird, dem energischen und patriotischen Wirken der Reichstage von 1825—47 zu danken waren: so werden wir gestehen müssen daß das herabwürdigende Bild welches L. Tóth von den „kraftlosen presburger Reichstagen" entwirft (I, 370 fg.) mehr Caricatur als Portrait ist, und daß „diese in einen kolossalen constitutionnellen Ueberwurf gekleideten Kinderspiele" manche ernste und tiefeingreifende Wirkung auf Entwickelung des nationalen Charakters und der Landesverhältnisse geübt. Daß diese Einwirkung durch die világoser Katastrophe mit Einem Schlage vernichtet worden, kann vor dem Richterstuhl der Geschichte deren innern Werth nicht schmälern. Der passive Widerstand, dem Oestreich noch heute in allen Theilen Ungarns begegnet, zeigt übrigens zur Genüge daß das eben durch die vormärzlichen Reichstage geweckte nationale und politische Bewußtsein selbst die furchtbaren Stürme der Revolution und die grausenvollen Tage von Arad und Pesth überlebt hat.

Wir haben früher eine zweite Spaltung erwähnt die nach der Széchenyi-Kossuth'schen im Lager der Liberalen entstand, indem dieselben sich in Municipalisten und Centralisten theilten, und daß Csengery, Szalay und Eötvös die Hauptrepräsentanten der zweiten Richtung waren. In den uns hier vorliegenden Charakterskizzen der zwei Letztgenannten konnte dieser Kampf nicht unberührt bleiben, und es ist begreiflich daß Csengery, der uns denselben vorführt, hier den Parteimann nicht ganz zu Gunsten des Geschichtschreibers vergessen kann. Er sucht namentlich in dem mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit gezeichneten Bilde Szalay's, des „Meisters" dieser „doctrinairen" Schule, eine Apologie derselben zu liefern. Wir können jedoch, da unsere Besprechung schon einen zu großen Umfang gewonnen, hier nicht näher darauf eingehen, und wollen nur in Betreff des „Plagiats", welches Kossuth an Szalay dadurch begangen haben soll daß er in die Märzverfassung die von ihm selbst solange bekämpfte Centralisationsidee aufnahm (II, 382), das Eine bemerken daß Kossuth gegen die Centralisation vorzüglich deshalb ankämpfte weil er in der Municipalautonomie die kräftigste Schutzwehr gegen die absolutistischen Gelüste der wiener Hofkanzlei sah, daß es aber einem „unabhängigen ungarischen Ministerium" gegenüber, wie wir es in den Märztagen erhielten, dieser Schutzwehr wol nicht mehr bedurfte.

Die Haltung des Buchs ist durchgehends eine ruhige, ernste und leidenschaftslose, wie sie des Geschichtschreibers vollkommen würdig. In der Darstellung strebten die Verfasser jene von Lamartine in der „Geschichte der Girondisten" eingeführte Manier an, welche das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und das Belehrende in das reizvolle Kleid des Unterhaltenden zu hüllen sucht. Namentlich ist dieses Streben bei Kemény's Arbeiten sichtbar, während Csengery sich mehr der weniger geschmückten, aber nicht weniger klaren Darstellungsweise eines Guizot oder Macaulay befleißigt. Sein Stil ist deshalb auch der einfachste und ansprechendste, während wir bei Kemény und Tóth Phrasen und Wendungen begegnen die weder die Schönheit der Sprache noch das Verständniß des Inhalts sonderlich fördern. Auch an Hungarismen ist das ursprünglich ungarisch geschriebene Werk ziemlich reich, deren manche dem deutschen Leser, der sich dieselben nicht ins Ungarische zurückübersetzen kann, unverständlich sein werden.

Schließlich möchten wir noch eine kleine Redactionssünde rügen, die darin besteht daß Csengery vom redactionnellen Rothstift zu wenig Gebrauch gemacht. Es sind dadurch viele Wiederholungen entstanden, die beim Abfassen der Artikel, da die Verfasser unabhängig voneinander schrieben und sich doch alle auf demselben Geschichtsfelde bewegten, unvermeidlich waren, deren Weglassung im Drucke aber den Werth des Buchs eher erhöht als beeinträchtigt hätte. Dagegen wäre es sehr zweckmäßig

gewesen dem Werke eine gedrängte Skizze der Geschichte jener 50 Jahre, in welchen die vorgeführten Männer lebten und wirkten, als Einleitung vorauszuschicken, da in dem Buche selbst auf viele bedeutende Vorgänge nur hingedeutet wird, die allerdings in Ungarn allgemein, in Deutschland aber auch dem Gebildeten nicht immer bekannt sind. Auch können wir unser Bedauern darüber nicht unterdrücken daß in der deutschen Ausgabe das biographische Charakterbild Franz Kölcsey's wegblieb. Einerseits ist es eines der gelungensten der ungarischen Ausgabe; andererseits wäre das deutsche Publicum hier mit einem unserer liebenswürdigsten und genialsten und doch im Auslande ganz unbekannten Dichter und Staatsmanne — Kölcsey starb schon im Jahre 1838 zu einer Zeit wo sich das Ausland um uns noch sehr wenig bekümmerte — bekanntgeworden. Auch Bezerédj's Bild wäre eine werthvolle Bereicherung der Sammlung gewesen. Hingegen glauben wir Csengery im Namen des deutschen Publicums den vollen Dank dafür aussprechen zu können daß er uns die Uebersetzung der Charakteristik Szemere's vorenthalten, welche unstreitig die schwächste Partie des ungarischen Originals bildet.

Wir wiederholen hier noch ein mal daß das vorliegende Werk trotz der mannichfachen Mängel die wir an demselben gerügt doch eine der werthvollsten Erscheinungen der deutsch-ungarischen Literatur und einen schätzbaren Beitrag zur neuern Geschichte Ungarns bildet. Nur darf der Leser durch die gründliche Kenntniß der Personen und Verhältnisse welcher er in demselben begegnet, wie durch die ruhige und leidenschaftslose Sprache sich nicht verleiten lassen das Buch selbst schon als ein unparteiisches Geschichtswerk zu betrachten und alle in demselben niedergelegten Ansichten und Urtheile auf Treu und Glauben hinzunehmen. **K. E. Horn.**

Luther.

Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreit 1483—1517. Von Karl Jürgens. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1846—47. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Referent beklagt ebenso aufrichtig daß es ihm erst jetzt vergönnt ist über dieses gehaltreiche Werk, das ihm schon längst empfohlen war, sich auszusprechen, wie daß Dies nur in den engern Schranken geschehen kann, welche das Gesetz d. Bl., die ein weites Gebiet der Literatur umfassen, ihm unübersteiglich anweist. Aber kommen wir mit unserer Anzeige erst im vierten Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, also sehr verspätet nach, und ist indeß dem Bedürfniß der gelehrten Welt durch tiefeingehende und gründliche Kritiken, welche der Leistung des Verfassers die gerechte Anerkennung nicht versagten, vollständig genügt, so dürfen wir hier für die Ansprüche unserer Leser uns unbedenklich darauf beschränken, den Gehalt des Buchs zu veranschaulichen.

Wenn dem umsichtigen und beharrlichen Eifer, dem deutschen Fleiße, welcher in diesem Werke sich trefflich bewährt, gleicher oder doch ähnlicher Fleiß in der lesenden und bildungsbeflissenen Welt entspräche, so würde die allgemeinste ehrende Anerkennung den Verfasser für vieljährige Mühe und Arbeit belohnen. Im Vergleich mit dieser Mühe und Arbeit ist freilich die Aufmerksamkeit und Ausdauer welche das Lesen und Erwägen in Anspruch nimmt eine sehr geringe Anstrengung; aber Beharrlichkeit gehört allerdings dazu, durch diese drei starken, aus 136 Bogen bestehenden Bände sich durchzuarbeiten, wie reiche Ausbeute und wirklich anziehender Genuß auch damit verbunden ist. Und wir haben hier vor uns nur die erste Abtheilung eines größern Werks, welches, wenn dasselbe vollendet wird, eine vollständige Geschichte des Lebens Luther's, ein Schatz und eine Zierde der deutschen Geschichtsliteratur sein wird, — Luther's Leben von seiner Geburt bis zum öffentlichen Beginn seines großen Tagewerks, der deutschen Reformation.

Es ist auf ein weites, gebildetes, für Ergebnisse tieferer Forschung, nicht allein für bequeme Unterhaltung empfängliches Publicum berechnet, wie der Verfasser vorausverkündigt, „nicht auf die untern Schichten und nicht auf die Gelehrten oder insbesondere die Theologen, sondern auf die dazwischenliegenden Kreise". Es werden aber auch Gelehrte, namentlich Theologen, noch gar Manches daraus lernen können, und sie werden der Arbeit des Verfassers dankbar sein, wenn vielleicht der beträchtliche Umfang des Werks eine allgemeinere Anerkennung seines Werths in den sogenannten gebildeten Kreisen verhindern sollte. Die Grundsätze, welche im Vorwort sorgfältig erörtert und im ganzen Werke treu befolgt sind, zeigen daß der Verfasser seine Aufgabe tief und klar auffaßte, und umsoweniger es für überflüssig halten noch sonst Bedenken tragen konnte die große Menge der Lebensbeschreibungen Luther's durch eine neue zu vermehren. Weder die Theologen, denen die Grundsätze historischer und philosophischer Politik fremd waren, noch die Politiker, die des kirchlichen Bewußtseins und der theologischen Penetration entbehrten, waren im Stande den genialen Reformator in seiner Totalität genügend aufzufassen. Am wenigsten ist der ausschließlich confessionnelle Standpunkt hinreichend geeignet eine solche welthistorische und gottbegeisterte Gestalt unbefangen und gerecht zu würdigen. Unser Verfasser ist Theolog und Politiker, und es ist ihm ernstlich darum zu thun gewesen seine Darstellung möglichst objectiv zu halten. Eine von aller Subjectivität entkleidete oder angeblich über dieselbe erhabene Objectivität des Historikers ist eine Unmöglichkeit oder Thorheit. Wer in der Anschauung und Darstellung des Kirchenreformators und des deutschen Mannes den kirchlichen und nationalen Standpunkt ganz verlassen wollte, würde nur Grau in Grau, nicht einmal richtige Contouren zeichnen und in der Farblosigkeit am wenigsten ein lebensvolles Bild des fest entschiedenen Mannes malen. So verleugnet auch Jürgens weder seinen theologischen und kirchlichen noch seinen politischen Standpunkt, also auch nicht seine Subjectivität; aber seine Darstellung entbehrt doch der Objectivität nicht, nicht jener historischen Gerechtigkeit, die weder in Lob noch Tadel sich überstürzt. Diese Anerkennung

ist um so unbefangener, da Referent mit dem Verfasser keineswegs auf gleichem theologischen, kirchlichen und politischen Standpunkte steht und nur im nationalen sich mit ihm einverstanden weiß. Obwol auch die Kritik sich der Subjectivität nicht ganz zu entkleiden und zu den idealen Höhen einer reinen Objectivität sich aufzuschwingen vermag, so ist sie doch nur dann echt wenn sie gerecht ist. Ob Jürgens ein Löwenherz hat das, wie Luther sagte, zur Geschichtschreibung gehört, das können wir dahingestellt sein lassen; daß er aber den ernsten Willen, den Muth und die Kraft hat, unerschrocken die Wahrheit zu sagen, das bezeugt sein Buch in jedem Capitel.

Wir haben hier allerdings nur die Bruchstücke einer Lutherbiographie vor uns; aber es ist kein Torso, kein Anfang ohne Ende. Es ist ein organisches Ganzes, wie ein Jüngling ein ganzer Mensch ist, wenn wir auch noch nicht sein Mannesalter anschauen. So angelegentlich wir wünschen daß Gesundheit und amtliche wie persönliche Verhältnisse, daß auch die unruhigen Bewegungen unserer Zeit dem Verfasser vergönnen mögen die ganze Aufgabe die er sich gestellt zu lösen, so würden wir doch, wenn der Schluß des dritten Bandes das ganze Werk beschlösse, ihm um so dankbarer sein daß er gerade den Theil des Lebens Luther's, der noch am wenigsten gründlich und umfassend dargestellt ward, und in welchem doch sein späteres, mehr öffentliches Leben sich begründete und allein das rechte Verständniß gewinnt, in einem treuen, anschaulichen Bilde uns vor Augen stellt. Was Luther war, das wird um so gerechter gewürdigt werden, wenn man nun klarer und tiefer erkennt wie er es ward.

Es gehört zu den anerkennenswerthesten Vorzügen dieses Werks daß der Verfasser sich es besonders angelegen sein ließ, die Zeit in der Luther hervortrat und den Boden auf welchem sein Wirkungskreis sich gestaltete in klar erkannter Eigenthümlichkeit ihres Wesens zu lebendiger Anschauung zu bringen. So ist auch die beachtenswerthe Persönlichkeit des Vaters und der Mutter Luther's sorgfältig, fast zu ausführlich geschildert. Ueberhaupt können wir nicht bergen daß die Darstellung oft zu sehr, fast peinlich ins Breite geht, wodurch die Anschaulichkeit mehr gehindert als gefördert wird. Fodern wir auch nicht die starre Gedrängtheit eines Tacitus, so ist doch energische Concinnität eine wesentliche Bedingung des echthistorischen Stils, durch welchen denn auch das Volumen des vorliegenden Werks, dem wir übrigens seine Berechtigung zu einem inhaltreichen Umfange keineswegs bestreiten, nicht unbeträchtlich sich vermindert hätte. Sparsamer hätte der Verfasser auch in Dem sein mögen was er oft ohne einleuchtenden Zweck aus der spätern Lebensgeschichte seines Helden, wenn auch nur andeutend, vorausgenommen hat. Es ist dies in manchen Fällen zweckdienlich und bedeutungsvoll; es greift aber anderwärts fast störend ein und erhellt nicht, sondern verdunkelt die reine Auffassung des frühern Zustandes. So überrascht es fast wunderlich daß gleich von vornherein, da von Tag und Ort der Geburt Luther's die Rede ist, nicht nur Eisleben als Geburts- und Sterbeort bezeichnet, sondern auch die Veranlassung seiner letzten Reise dahin hervorgehoben wird. Weist auch die Wiege schon auf das Grab hin, so war es doch sehr überflüssig, da wo das Kind hervortreten soll, schon die Arbeit des sterbenden Mannes anticipirend vortreten zu lassen. Wir wollten dies nur als Ein Beispiel statt mehrer für obige Bemerkung anführen und hinzusetzen daß der Verfasser auch zahlreiche eingewebte Raisonnements sich und den Lesern ersparen und es Letztern unbedenklich überlassen konnte, an die Anschauung des geschichtlichen Bildes ihre Betrachtungen nach Neigung und Bedürfniß anzuschließen. Es ist ein Fehler in der historischen Darstellung, wenn in ihr viel reflectirt, dem Leser vorgedacht und vorbehauptet wird, was dem echten Pragmatismus fremd ist.

So ist es auch kaum zu billigen oder zu rechtfertigen daß in die Geschichte der Kindheit Luther's auch schon eine umständliche Charakteristik des Mannes, zum Theil mit Auszügen aus seinen Schriften eingewebt ward. So bedeutsam für seinen Bildungsgang die eigenthümliche Gestalt der damaligen deutschen Staatsverhältnisse, seine Entwickelung im thüringer Lande und in den nächsten Umgebungen, und so folgenreich diese Verhältnisse auf seine deutsche Gesinnung einwirkten, so ist es doch eine sehr unzeitige Anticipation, wenn durch die umständliche Schilderung des deutschen Mannes und seiner durchaus deutschen Denkungsart und Gesinnung das Kind, dessen Bild eben gezeichnet werden soll, zurückgedrängt wird. So schätzbar dann auch die gehaltvolle und treue Darstellung des damaligen Schulwesens und so nothwendig eine klare Anschauung desselben für Jeden ist, welcher klar erkennen will wie Luther ward was er war, so dürfen doch solche Zeugnisse und allgemeine Betrachtungen nicht den Helden selbst durch mehre Bogen in den Hintergrund drängen. Der Verfasser hat in solchen Zugaben unleugbar des Guten allzu viel gethan und aus seinem überreichen Vorrath zu wenig das Zweckdienlichste und Nothwendigste ausgewählt. Wenn wir nicht in Abrede stellen daß sein ausgezeichnetes Werk durch solchen Ueberfluß um so lehrreicher geworden ist, recht eine Fundgrube für vieles edele Metall, so dürfen wir doch auch nicht bergen daß ihm in dieser Weise nicht nur eine bisweilen lästige Breite, sondern auch eine Schwerfälligkeit welche seinen Gang nicht selten lähmt aufgenöthigt ward. Das Schiff ist mit zu vielem, allerdings sehr nutzbarem, reichhaltigem, aber die Hauptladung beengendem Ballast beschwert, als daß es leicht und frei und anmuthig sich fortbewegen und im Vorüberfahren durch die sichere Herrschaft über die Elemente den Beschauer ergötzen könnte. Ein Geschichtsbuch bewährt sich als ein Kunstwerk und als ein echtes Meisterwerk vornehmlich auch durch die gewandte Beherrschung des Stoffs und durch die strenge Auswahl Dessen was zur anschaulichen Ausführung des historischen Gemäldes in der Gruppirung, in den Contouren und im Colorit durchaus

nothwendig, unentbehrlich ist. Es werden aber wol Manche unserm Verfasser dafür dankbar sein daß er Mehres was man in solchem Umfange hier nicht erwartete mit in den Kauf gegeben hat; Referent ist insonderheit dem Verfasser persönlich dankbar für manche solche Zugabe: aber die Kritik darf die Rüge des Uebermaßes nicht zurückhalten, zumal bei einem Buche das ein deutsches Nationalwerk werden soll, dessen Fortsetzung und Vollendung angelegentlich zu wünschen ist. Die Gesinnungsgenossen des Verfassers werden noch weit mehr für manches Zuviel ihm dankbar sein. Sein politischer Standpunkt tritt gerade in solchem Zuviel mehrmals schärfer hervor; er hat demselben zuliebe Manches breiter ausgebaut als eben nothwendig war. Nirgend wird man darin, auch in der Reflexion, die Wärme der deutschen Gesinnung verkennen die im ganzen Werke sich abspiegelt. So hat auch der theologische Standpunkt des Verfassers, wie auf den Grundton des Werks, auf manche Breiten desselben eingewirkt; wie ernstlich er aber in der Geschichtsauffassung sich unbefangen und gerecht zu erhalten bemüht war, das bezeugt auch seine Schilderung und Beurtheilung der damaligen kirchlichen Zustände und die geistreiche Würdigung der römischen Kirche, die denn doch auch in ihrem Verfall noch nicht ein solcher Pfuhl von Unwissenheit und Aberglauben, von Bigoterie und Fetischismus war, wie manche überprotestantische Geschichtschreiber sie darzustellen kein Bedenken trugen.

In welchem Umfange und mit welcher Gründlichkeit der Verfasser alle Bedingungen und Verhältnisse auffaßte, unter welchen Luther's Eigenthümlichkeit sich entwickelte, das beurkunden insonderheit nach den Abschnitten über deutsche und thüringische Zustände die über Niedrigkeit der Herkunft und Aufwachsen im Bürgerstande. Nachdem das erste Hauptstück des ersten Buchs den ganzen Bau auf der breitesten Grundlage tief angelegt hat, werden im zweiten Hauptstück die „Erste Kindheit und die Schuljahre in Mansfeld", im dritten die „Schuljahre in Magdeburg und Eisenach", im vierten die „Erfurter Studienjahre" (bis 1505) mit musterhafter Treue und tiefem Eingehen in die Entwickelungsmomente des Helden geschildert. Wir machen besonders aufmerksam auf die Abschnitte: „Stimmung Luther's" (beim Eintritt ins Kloster); „Erfurt" (die Stadt, freiere Denkart); „Kirchliche Gesinnung, kirchliche Zustände", eingeschlossen reichhaltige Bemerkungen über damalige Volksschriften und den im Jahre 1502 in Erfurt als päpstlicher Ablaßverkündiger auftretenden Cardinallegaten Raymund von Paraldo und dessen Wirksamkeit, dann als Gegenwirkung die Zeugnisse freisinnigerer Zeitgenossen. Von besonderer Gründlichkeit, wenn auch nicht durchaus unbefangen und gerecht, aber sehr belehrend ist der Abschnitt „Die Scholastik", in ihrer Aufgabe, die Speculation mit der Offenbarung zu versöhnen, als Realismus und Nominalismus sich entzweiend und verzweigend, der Realismus die strenger orthodoxe, der Nominalismus die freiere Richtung der damaligen Theologie vertretend, wie denn auch die neuerwachenden humanistischen Studien sich mehr an diesen anschlossen, sich gegenseitig anregend. Besonders anziehend ist die Schilderung, wie der Jüngling Luther, erfüllt von der scholastischen Kunst, sich nach der Bibel sehnte und entzückt war, als er endlich in der Universitätsbibliothek ein Exemplar fand. Wenn der Verfasser Luther's Rechtsstudien ohne wesentlichen Nachtheil für das Verständniß seines Entwickelungsganges kürzer behandeln konnte, so muß man hingegen ihm Dank wissen für die umständliche Motivirung seines Eintritts ins Kloster.

Das zweite Buch umfaßt die „Erfurter Mönchsjahre" (1505—8); in der ersten Abtheilung erstes Hauptstück: „Das Probejahr"; zweites Hauptstück: „Von Ablegung der Mönchsgelübde bis zur Priesterweihe im Mai 1507". Damit schließt der erste Band. Wir machen besonders auf den reichhaltigen Abschnitt „Innere Bedrängnisse, verworrene Seelenzustände" aufmerksam, woran sich trefflich der „Die Bibel" (das Licht, das in die Finsterniß hineinleuchtet) anschließt. Andere Abschnitte bieten ein recht anschauliches Bild des damaligen Klosterlebens und der Seelenpein eines in den Banden mönchischer Auffassung des Christenthums befangenen und doch auf- und fortstrebenden Gemüths. Die Ablegung des Mönchsgelübdes und der Eintritt des Verhältnisses Luther's zu dem ehrwürdigen Staupitz und die Priesterweihe sind höchst anziehend dargestellt.

Der zweite Band enthält das dritte und vierte Hauptstück des zweiten Buchs, bis zum Abgange nach Wittenberg (1508), und das dritte Buch in fünf Hauptstücken bis zum Jahr 1516. Hier rücken wir nun dem folgenreichen Auftreten unsers Helden schon beträchtlich näher, und es wird anschaulicher, wie er geworden ist was er im männlichen Alter war.

Der junge Mönch mit seinem glühenden Eifer, mit dem redlichen Streben ist schon in heiße Kämpfe verstrickt, Kämpfe des vorwärtsschreitenden Geistes mit liebgewonnenen Vorurtheilen, eingewurzeltem Aberglauben, schwer zu überwindenden, weil herrschenden Irrthümern. Der Kampf des Lichts mit der Finsterniß kann in Einer Persönlichkeit kaum irgendwo schärfer hervortreten als in Luther's Klosterleben. Den äußern Druck welchen die Regel und die Observanz ihm auflegte ertrug er willig, obwol der Prior, ungeachtet Staupitz möglichste Schonung des hoffnungsvollen Mönchs ihm dringend empfohlen hatte, ihm gleich den Geringsten die unbequemsten Dienste auflegte, sodaß er auch terminiren, „nach Käse ausgehen mußte", wobei er denn auf den Dörfern seinem Eifer im Messelesen genügen konnte. Aber dem tiefern Sehnen seiner Seele genügte er damit nicht; wie gerecht und heilig er sich auch fühlte in seiner mönchischen Frömmigkeit und Selbstgerechtigkeit, sein Herz konnte er damit nicht stillen. Wie wohlthätig und heilsam auf diese Seelenkämpfe Luther's und auf seinen ganzen Bildungsgang die traulichen Mittheilungen des ehrwürdigen Generalvicar des Augustinerordens, des Dr. Staupitz, einwirkten, ohne die selbständige Verarbeitung

der empfangenen Belehrungen und Winke zu hemmen, wie mächtig dann aber die eifrigen Studien der Scholastik ebenso sehr jener Einwirkung wie der geistigen Befreiung Luther's entgegenwirkten, Das ist im dritten Capitel anschaulich und tiefeingehend dargestellt. Es wird hier recht einleuchtend, wie schwer es war zwischen der mit den evangelischen Hinweisungen des Dr. Staupitz auf die Gnade Gottes in Christo und der auf Werkheiligkeit hinweisenden Gesetzesschärfe der Scholastiker sich durchzuarbeiten, und wie heiß der Kampf in Luther's von den widerstreitendsten Ansichten angefochtener Seele sein mußte. Der mystischen Auffassungsweise, zu der Staupitz sich neigte, war Luther nicht abgeneigt; aber sein scharfer Verstand rang nach einer Klarheit welche er in jener nicht finden konnte.

Im vierten Hauptstück dauern die innern Kämpfe noch fort; doch wird der Blick klarer, das Herz freier. Fasten, Nachtwachen, strenge Uebungen und Kasteiungen konnten ihm keine Ruhe bringen, wie anhaltend er sich auch ihnen hingab. Sein Sündenbewußtsein und Schuldgefühl überwog jetzt noch seinen Glauben. Aber das Licht das Staupitz ihm angezündet gewann neue Nahrung durch erleuchtete Klosterbrüder, welche besonders im Beichtstuhl ihn kräftig trösteten, vornehmlich durch die Hinweisung auf das apostolische Bekenntniß des Glaubens an die Vergebung der Sünden. Aber was kein Beichtvater, kein anderer Meister, kein Freund ihm mittheilen konnte, was er mit Hülfe des Geistes der Wahrheit sich selbst erringen mußte, das fand er je mehr und mehr in ämsigen und anhaltenden Studien der Heiligen Schrift, obwol er sie jetzt fast nur aus der lateinischen Vulgata kennen lernte. Die Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben, daß „der Gerechte seines Glaubens lebe", brach nun als ein heller, erleuchtender und erwärmender Lichtstrahl in seine Seele. Aber es währte noch lange, bis sein fort- und aufstrebender Geist zu voller Klarheit und entschiedener Gewißheit gelangte; das Licht das ihm aufgegangen war mußte noch lange gegen die Nebel und Wolken ankämpfen, welche sein Auge und seinen Gesichtskreis noch umhüllten. Die nun allmälig eintretende genauere Bekanntschaft mit den Schriften Augustin's trug wesentlich dazu bei, die Richtung seines Glaubenslebens zu entscheiden, ohne seine Eigenthümlichkeit und die Selbständigkeit seiner Entwickelung zu beschränken, wie denn auch das tiefere Eindringen in Augustin's Lehre und die vertrautere Bekanntschaft mit dessen ihm verwandtem Geiste seine Unruhe nicht ganz zu stillen, sein Suchen und Forschen nicht ganz zu befriedigen, sein langes Schwanken zwischen alter und neuer Lehre nicht aufzuheben vermochte. Es beschränkte sich sein unermüdliches Studium nicht auf Augustinus; auch andern erleuchteten Kirchenvätern widmete er die Stunden seiner klösterlichen Muße, und die Früchte dieser Forschungen entfalteten sich immer reicher in dem Gange seines Geistes. Als das fleißige Lesen der Schriften Gerson's sich dazugesellte, wirkten diese mächtig zur Beruhigung seines Gemüths, ohne auf seine theologische Richtung einen bedeutenden Einfluß zu gewinnen.

Dieses vierte Hauptstück des zweiten Buchs zieht durch die Gründlichkeit und Klarheit der Darstellung wie durch die unbefangene Auffassung der Entwickelung Luther's und der dazu sich darbietenden Hülfsmittel ganz besonders an und befriedigt in hohem Grade. Was Luther war als er auf Staupitz' Veranstaltung und Antrieb an die aufblühende Universität Wittenberg berufen ward, wie weit er sich durchgekämpft, was er errungen hatte und was ihm noch fehlte, Das hat bis hierher sein Biograph in gediegener Objectivität und lebendiger Anschaulichkeit enthüllt.

Das dritte Buch führt in fünf Capiteln die Geschichte von Luther's Anfängen und Fortschritten in Wittenberg bis zu den Ursprüngen des Ablaßstreits (1508—16) fort. Im ersten Capitel werden die damaligen Zustände in Wittenberg und Luther's Auftreten höchst anziehend abgebildet. Kurfürst Friedrich der Weise, seine Denkart und Frömmigkeit, sein Leben und Wirken wird mit tiefem Eindringen in seine Eigenthümlichkeit, scharfsinnig und gerecht, doch vielleicht nicht ganz billig gewürdigt. Neben ihm nimmt sein Hauptbauwerk, die von ihm mit Reliquien, Kleinodien, Ornaten reich ausgestattete Stiftskirche, deren geistliches Personal er von 20 bis auf 80 vermehrte, mit der Ueberfülle ihrer Ablässe den ihr gebührenden Platz in Luther's Biographie ein. Die kirchlichen Zustände, die reformatorische Gesinnung und die entsprechenden Strebungen in Sachsen, die Veranlassung, der Plan, die Gründung und die ersten Einrichtungen der neuen Universität, ihre frühesten Lehrer und Lebenszeichen und zur Veranschaulichung ihres aufblühenden Sitzes eine anziehende Schilderung der Stadt Wittenberg leiten den Hergang der Berufung Luther's ein. Damit der Zeitpunkt seines Auftretens in Wittenberg klar aufgefaßt werde, sind die bedeutenden Veränderungen welche bereits in der Denkart und Empfindungsweise der deutschen Nation, vornehmlich der Gelehrten und Gebildeten, die freimüthigen Aeußerungen welche gegen die Hierarchie und den entarteten geistlichen und Mönchsstand sich erhoben, die Aergernisse welche die Päpste, zunächst Julius II. und seine Schergen anrichteten, sowie der Streit der Dominicaner gegen Reuchlin und die Humanisten in scharfen Umrissen abgebildet. Weiter vergegenwärtigt sich die Richtung und Stimmung in welcher Luther sein Wirken in Wittenberg begann, die Unlust mit der er Aristotelische Vorlesungen hielt, die vermehrte Verpflichtung welche das theologische Baccalaureat ihm auflegte, die Bangigkeit und Furcht die ihn bei den ersten Predigten erfüllte, die angestrengteste Thätigkeit, indem er allen seinen Obliegenheiten bei der Universität und im Kloster zu genügen suchte, sein noch fortdauernder mönchischer Eifer, bei allmälig gewonnenen hellern Einsichten, und der günstige Eindruck, durch welchen seine Vorlesungen und Predigten schon damals zu großen Erwartungen von seinen künftigen Leistungen einsichtsvolle Männer berechtigten. Sollten

wir aus der inhaltreichen Fülle dieses Bandes einen besonders anziehenden Abschnitt bezeichnen (die Auswahl ist in der That sehr schwer), so würden wir auf das zweite Capitel „Die Romfahrt" (1510) hinweisen. Die Zeit, die Zeitverhältnisse, Zustände und Stimmung, die Veranlassung und Beweggründe dieser Reise, die Bedeutung, welche Rom damals für die Christenheit, für die Menge der Gläubigen und Pilger noch hatte, die „Mirabilia Romae", Luther's Eintritt in die ewige Stadt, sein Amtseifer, seine Geschäftsausrichtung, der Eindruck, welchen die Beschauung der Merkwürdigkeiten Roms und insonderheit des Papstthums in unmittelbarer Nähe auf ihn machte, die römischen und italienischen Zustände, seine mannichfachen Erlebnisse und seine schmerzliche Enttäuschung, dazu mannichfache Reisebemerkungen, das Alles bildet ein Gemälde welches anzieht und festhält. Das Ergebniß der Wallfahrt Luther's nach Rom konnte hier nur angedeutet werden, wie es erst im spätern Leben und Wirken sich weiter entwickelnd hervortrat. Es gehört aber diese Romfahrt Luther's unverkennbar zu den besondern göttlichen Führungen, durch welche er auf seinen großen Beruf vorbereitet und gerüstet ward. Wol hatten seine Beobachtungen und Erfahrungen in Rom seine Ehrfurcht vor der römischen Kirche noch nicht vernichtet, aber doch aufs tiefste erschüttert.

Das dritte Hauptstück umfaßt die Geschichten der Jahre 1511—14, einen Zeitraum in welchem Luther unter viel Mühe und Arbeit noch in glücklicher Verborgenheit reifte für seinen hohen Beruf. Die Kirchenversammlungen zu Pisa und im Lateran 1511 und 1512 hatten aufs neue bewiesen daß, wie manches freimüthige, auch scharfe Wort über und wider den Papst und die römischen Gewaltmaßregeln gesprochen ward, doch eine gründliche Reformation der Kirche auf diesem Wege nicht zu hoffen sei, und das Verhalten der deutschen Reichsfürsten zu der nur noch schonungsloser sich äußernden Tyrannei des römischen Stuhls war ein trauriger Beweis wie wenig auch von dieser Seite eine kräftige Heilung des alten Schadens erwartet werden dürfe. Luther's Reden und Wirken in Wittenberg nach seiner Heimkehr aus Rom ließen auch noch nicht im mindesten ahnen was in der verborgenen Tiefe seiner Seele sich entfalte und ihn rüste die große Aufgabe der Zeit zu lösen. Nur das unabweisbare Bedürfniß einer Reformation mochte ihm immer klarer werden, zugleich die Erkenntniß daß man auf den römischen Stuhl nicht rechnen dürfe. Mehr versprach er sich von einem rechtberufenen Concil auch nicht, und das Papstthum stand in seiner Minung noch so hoch daß ein Angriff auf dasselbe ihm als Vermessenheit erscheinen mußte. Im Jahre 1512 ward die Erlangung der theologischen Doctorwürde ihm eine neue Auffoderung in das Verständniß der Heiligen Schrift tiefer einzudringen. So demüthig, ja schüchtern und verzagt er die neue Würde annahm, so erhöhte sie doch seinen Eifer, aber auch seinen Muth. Je mehr ihm darauf ankam den wahren Schriftsinn zu erforschen, desto eifriger setzte er auch das Studium der hebräischen und griechischen Sprache fort, und seine Vorlesungen über den Römerbrief im Jahre 1513, die Auslegung der Psalmen, die 1514 vorgetragen und 1516 gedruckt wurde, bezeugten schon einen kräftigen Fortschritt im Schriftverständniß, obwol auch noch Befangenheit in hergebrachten Ansichten, während er schon zu tiefern und freiern sich erhoben hatte. Es konnte nicht fehlen daß seine freiern Ansichten und seine einflußreiche Wirksamkeit Widerspruch und Streit erregten, und in Wittenberg sowie von Erfurt aus erfuhr er Angriffe gegen die er sich vertheidigen mußte — ein Vorspiel und eine Waffenübung für die spätern größern Kämpfe. Die Fehde Reuchlin's und der Gleichgesinnten mit den kölner Dominicanern, wie der Streit des aufblühenden Humanismus mit dem absterbenden Scholasticismus erregten seine lebhafte, wenn auch zunächst nur in brieflichen Aeußerungen hervortretende Theilnahme. Am Schlusse dieses Abschnitts ist in wenigen, aber treffenden und klarentworfenen Zügen ein Bild der Persönlichkeit des heranreifenden Reformators, nicht ganz am unrechten Orte, aufgestellt.

Im vierten Hauptstück ist eine Lücke welche sich in den Quellen über Luther's fortgesetzte Thätigkeit im Jahre 1515 vorfindet zwar nicht ausgefüllt, aber doch genügend ergänzt. Eine kurze, aber für den vorliegenden Zweck hinreichende und sehr befriedigende Geschichte des Predigtwesens bis ins 16. Jahrhundert leitet den Abschnitt „Luther als Prediger" gut ein und weist darauf hin was er dem Studium der Kirchenväter und alten Homileten, sowie der Scholastiker und Mystiker, auch Tauler's in seiner geistlichen Beredtsamkeit verdankt. An Musterpredigern seiner Zeit konnte er so wenig wie aus vorhandenen Lehrbüchern der geistlichen Beredtsamkeit sich zum Prediger bilden; er ward selbst Muster und Vorbild durch eigenes Streben und durch den Geist der ihn antrieb. Der Biograph hat schon hier eine eindringende Würdigung der Predigtgaben und Leistungen Luther's eingewebt, ohne der spätern Entwickelung vorzugreifen, zunächst auf die frühesten noch vorhandenen Predigten sein Urtheil beschränkend. Wie nun Luther im Jahre 1516 schon entschlossener, kampfesmuthiger und sicherer zum Kampf sich rüstete, gegen die herrschende Aristotelische und scholastische Philosophie die Waffen schärfte, den fortdauernden Streit Reuchlin's mit den kölner Dominicanern theilnehmend beobachtete, aber auf ein anderes Gebiet verpflanzte und mit andern Waffen fortsetzte; wie das neue päpstliche Concil allen Foderungen und Erwartungen Hohn sprechend Viele enttäuschte und eine gereiztere Stimmung in Deutschland hervorbrachte; wie heilsam Luther auf seine Ordensbrüder einwirkte und durch Uebernahme des ihm durch Staupitz anvertrauten Ordensvicariats und der damit verbundenen Visitationen an Umsicht und Einfluß gewann, bei seinem Verweilen in Grimma durch die Frechheit Tezel's, der sein Wesen in Wurzen trieb, schon zu der Aeußerung gedrängt ward: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen, so Gott will!" Das bildet den Uebergang zum

fünften Hauptstück, welches nun tiefer in das Ablaßunwesen einführt. Hier tritt uns Luther's alte Abneigung gegen den schmählichen Handel, eine Schilderung des päpstlichen Ablasses und die scholastische Theorie desselben, und insonderheit der Ablaßverkehr in Kursachsen anschaulich entgegen, und dazwischen die Menge der Bedenklichkeiten gegen einen öffentlichen Angriff auf den Ablaß, Luther's Geneigtheit zum entschlossenen Kampf und sein besonnenes Erwägen der Verhältnisse, seine scheue Zurückhaltung, sein Seelenkampf, in welchem ebenso sehr seine aufrichtige Demuth wie sein heiliger Eifer sich bewährte, aber auch die fromme und deutsche Pietät gegen seinen Landesherrn, den ein Angriff auf den Ablaß um so wahrscheinlicher persönlich verletzen mußte, da er selbst für seine Schloßkirche eine Menge Ablässe erworben hatte und immer wieder andere zu Gunsten seiner Bauunternehmungen nachsuchte.

Der dritte Band endlich enthält in acht Hauptstücken die Geschichte Luther's vom April 1516 bis October 1517, also nur 18 Monate, aber eine große Rüstzeit für eine größere Zukunft. Daß ein ganzer starker Band diesem kurzen Zeitabschnitt gewidmet ist, das wird Den welcher den reichen Inhalt zu würdigen weiß nicht befremden. Es ist Das viel weniger ein Zeichen deutsch-pedantischer Schwerfälligkeit als deutsch-gewissenhafter Gründlichkeit und eines unermüdlichen Eifers für die allseitige Erforschung des warmaufgefaßten Gegenstandes. Wer irgend in denselben tiefer einzugehen geneigt und fähig ist, der wird am wenigsten im Lesen dieses mit besonderer Liebe und erhöhter Begeisterung ausgearbeiteten Bandes ermüden. Referent, der mit der Geschichte Luther's und der Reformation Jahre lang bis ins spätere Alter sich beschäftigte und mit derselben recht vertraut zu sein meinte, gesteht hier nicht nur neue Ansichten und Einsichten, sondern auch eine klarere Anschauung der eigenthümlichen Verhältnisse, unter welchen Luther sein Werk begann, und seiner entscheidenden That gewonnen zu haben. Nur auf Andeutungen des reichen Inhalts beschränkt, müssen wir selbst diese noch enger zusammendrängen, um nicht zu viel Raum in Anspruch zu nehmen.

Die Führung des Ordensvicariats, welche im ersten Capitel geschildert wird, schließt schon tiefere Blicke in Luther's Denkart, Stimmung und errungenem Standpunkt auf. Seine Visitationsreisen, seine andern Vicariatsgeschäfte, seine Strenge und Milde in der Ordensverwaltung, seine Geschäftsüberhäufung, dann sein Verhalten bei der in Wittenberg herrschenden Pest, sein Gutachten über die vom Kurfürsten eingeleitete Erhebung des edeln Staupitz zur Bischofswürde, seine Rede welche er für den sächsischen Abgeordneten zum lateranеischen Concil auszuarbeiten veranlaßt war, beurkunden schon seinen hohen Beruf zum Reformator, und die Darstellung seiner reformatorischen Grundansicht und seiner Grundsätze über das Ansehen der Heiligen Schrift bezeugt seine bereits errungene Berufstüchtigkeit, aber auch die scheue Zurückhaltung und die Nothwendigkeit eines besondern Antriebs zum entschlossenen Hervortreten.

Luther's volksmäßige Wirksamkeit 1516 bis in das Jahr 1517 ist der Inhalt des zweiten Capitels. Seine Berufung zum Pfarramt an der Stadtkirche führte ihn in seine einflußreiche Wirksamkeit als Volksredner im edelsten Sinne des Worts tiefer hinein. Seine Grundsätze über volksmäßiges Predigen, die hervorragendsten Predigten aus dieser Zeit, seine Predigtweise und seine kirchliche Denkart und Gesinnung werden hier tiefeingehend gewürdigt. Das dritte Capitel enthält die Fortsetzung dieser Erörterungen mit besonderer Berücksichtigung der dem Volke zu Wittenberg gehaltenen Predigten über die zehn Gebote.

Das vierte Capitel schildert Luther's Gelehrtenthätigkeit in demselben Zeitabschnitt. Seine Vorlesungen, seine theologischen Studien und Fortschritte, seine Disputation über die Unfreiheit des Willens, das Uebergewicht welches seine Richtung endlich bei der Universität gewann, seine angelegentliche Beschäftigung mit der Mystik (Tauler und die deutsche Theologie), seine Auslegung der sieben Bußpsalmen, die Anfänge der Bibelübersetzung und seiner Wirksamkeit für die vaterländische Sprache, endlich seine Auslegung des Vaterunsers nehmen hier die lebhafteste Theilnahme in Anspruch. Daran schließt sich höchst anziehend die abermalige Bestreitung des Ablasses gegen Ostern 1517, seine Reise nach Dresden im Sommer und die Disputation für den Augustinismus gegen den Scholasticismus im September dieses verhängnißvollen Jahres.

Im fünften Capitel werden die Persönlichkeit, die Verhältnisse und Beziehungen Luther's anschaulich gemacht. Die Ueberschriften der sechs Abschnitte: „Stimmung"; „Die befreundete Genossenschaft, Freunde nah und fern, vielfache Verbindungen, Lebensweise"; „Gewinnende Eigenheiten"; „Verhältniß zum Kurfürsten"; „Beziehungen zu Erasmus"; „Verhältniß zur Reuchlinistenfehde, den Humanisten", sind ebenso geeignet, zu längerm Verweilen bei dem reichen Inhalt aufzufodern als in den nachfolgenden Kampf einzuleiten. Die „Aussichten", mit denen dieses Hauptstück schließt, machen noch ein mal auf den großen Unterschied der Reformation welche von den Humanisten ausgehen konnte und der zu welcher Luther berufen und ausgerüstet war aufmerksam, und weisen darauf hin „wie er dazu kam, zu geschweigen wie es zuging daß der an und für sich und für den Augenblick freilich sehr starke Schlag so unermeßliche, doch unerwartete und scheinbar unverhältnißmäßige Folgen nach sich zog".

Das sechste Hauptstück führt uns nun in die Verwickelung und Entscheidung, in den Gewaltangriff auf den Ablaßunfug ein. Der erste Abschnitt: „Die öffentlichen Zustände im Jahre 1517", entwirft ein trübes, aber nur zu wahres Bild des tiefverfallenen, von außen und im Innern gemishandelten Deutschen Reichs. Der alte und noch in der neuesten Zeit vielfach wiederholte Vorwurf daß die Reformation Deutschland zertrennt, den Reichsverband aufgelöst habe, wird hier gründlich

und überzeugend zurückgewiesen. Zertrennt, zerrissen, in einem Zustande zunehmender Auflösung war das alternde Reich schon mit dem Sturze der Hohenstaufen und am meisten durch die Schuld des Papstthums, welches geflissentlich dahin wirkte Deutschland mit sich selbst zu entzweien, in seinem Haupt und seinen Gliedern zu erniedrigen, vampyrartig auszusaugen und zu entkräften. Daß eine stürmische Bewegung, wie sie in der Reformation sich entfaltete, eintreten, auch das Leben des Staats wie der herrschenden Kirche tief erschüttern mußte, das konnte ein geübter Seherblick aus den öffentlichen Zuständen dieser Zeit prophezeien, wenn auch Niemand ahnte auf welche Weise dies Alles geschehen solle.

Der „Fortgang des Ablasses 1517" macht, wie der „Anfang der Verwickelung", so die unabweisbare Nothwendigkeit eines kräftigen Angriffs auf den empörenden, mit der schamlosesten Frechheit getriebenen Ablaßhandel anschaulich. Als Tezel mit seinen marktschreierischen Predigten und seinen feilen Ablaßzetteln Wittenberg, wo wie er wußte sein Handel einflußreiche Gegner hatte, sich näherte, als er auch Wittenberger nach Jüterbogk lockte, da begann die eigentliche Verwickelung. Der Verfasser hat hier an geeigneter Stelle die theologische Entwickelung Luther's und seinen Begriff der Buße kurz, aber genügend und durchaus richtig dargestellt, wodurch es noch offenbarer wird daß Luther, durch den Ablaßkram aufs tiefste empört, endlich das Schwert des Geistes dawider zu ergreifen sich gedrungen fühlen mußte.

Seit es ihm klar geworden daß die Buße als nothwendige Bedingung der Sündenvergebung ursprünglich eine gründliche Sinnesänderung bedeute, nicht eine Genugthuung durch Werke, mußte der Ablaß welcher die wahre Buße gänzlich verdrängte ihn noch entschiedener zum Widerspruch reizen.

Tezel's Treiben in Jüterbogk war auch ganz geeignet zu einem kühnen Kampf herauszufodern; Luther, durch das Unwesen in tiefster Seele empört, hielt gleichwol auch jetzt noch an sich und suchte zunächst durch Auffoderungen, Ermahnungen, Warnungen den Erzbischof Albrecht von Magdeburg, der am meisten bei der Sache betheiligt war, sowie die Bischöfe von Brandenburg, Meißen, Merseburg und Naumburg zu einem kräftigen Einschreiten zu bewegen, noch immer mit großer Mäßigung, Rücksicht und Schonung, aber doch nachdrücklich und mit gewaltiger Beredtsamkeit. Da von diesen kirchlichen Würdenträgern keine Hülfe kam, mußte er endlich selbst Hand an das Werk legen, wohl wissend und immer klarer erkennend wie große Gefahr damit verbunden war, obwol er noch nicht ahnte wie weit der erste Schritt ihn noch führen würde. Tezel selbst trieb ihn erst zur Selbstvertheidigung, dann zum Angriff. Die Kunde von den gräulichen Ablaßpredigten in Jüterbogk, die in Unvernunft und Schamlosigkeit sich selbst überboten und bis zu den frechsten Gotteslästerungen sich steigerten, trieb Luther an dagegen zu predigen, um wenigstens seine Gemeinde vor dem feilgebotenen Gift zu verwahren, und da Tezel ihn darauf verketzerte, seine Wirksamkeit als Prediger und Beichtvater untergrub, viele seiner Beichtkinder der wahren Buße entfremdete und zum Trotzen auf den erkauften Ablaß verleitete, wenn ihnen als unbußfertigen Sündern die Absolution versagt werden mußte, so trieb der Geist ihn immer mächtiger endlich den entscheidenden Schlag zu thun. „Wunderbar vereinigten sich in Dem was er that Leidenschaft, Feuer, Ungestüm und kluge Vorsicht besonnene Ruhe, maßvolles Ansichhalten."

Der Tag „Allerheiligen" nahte, an welchem ein großer Zulauf zu der mit Ablässen überreich ausgestatteten Schloßkirche in Wittenberg stattfand. Viele sahen auf unsern Helden, fragten ihn, erwarteten irgend eine That oder doch ein starkes Wort von ihm. Es bedurfte nicht mehr äußerer Auffoderungen; ergrimmt im Geist mußte er handeln. Er wählte den mildesten Weg. In Disputationen durfte man kühne Sätze aufstellen und vertheidigen ohne mit der Kirche entzweit zu werden, wenn man nur ihrer Autorität die Entscheidung anheimstellte. Am Vorabend des Allerheiligenfestes, Sonnabend am 31. October 1517, schlug er an das Hauptportal der Schloßkirche zu Wittenberg die 95 Streitsätze an. „Der Auftritt hat eine Aehnlichkeit mit dem 700 Jahre frühern, da Bonifacius die Axt an die heilige Eiche der Friesen legte."

Das siebente Hauptstück stellt die Ablaßdisputation selbst und die begleitenden Schritte dar. Wir versagen uns nicht die Worte abzuschreiben mit welchen der beredte Verfasser die Betrachtung der Luther'schen Ablaßthesen einleitet, eine Probe der gediegenern Stellen seiner Schreibart:

Man nennt diese 95 Streitsätze mit vollem Recht weltgeschichtlich; der unermeßliche Eindruck welchen sie hervorbrachten ist eine bekannte Thatsache. Welche noch kaum geahnten, noch lange unberechneten Folgen knüpften sich an sie an! Sie waren das Sturmzeichen der von nun an folgenden Erschütterungen, die Spitze in welche die Entwickelung der abendländischen Kirche seit den mittlern Jahrhunderten der germanischen Nationen kann man sagen, zumal der deutschen auslief, und worin sie sich gewissermaßen vollendete und abschloß, um fortan ganz neue Läufe zu beginnen; der Punkt bei welchem das gesammte religiöse, wissenschaftliche, staatliche und Culturleben der Neuzeit beginnt, gleichsam der letztern aufgehendes Tagsgestirn, wie sie vielen Erwachten und Erwachenden erschienen, aufgehend in doppeldeutigem Morgenroth. Gleich zuckenden Blitzen, in welchen ein gewitterschwangeres Gewölk den langangesammelten Stoff entladet, dasselbe auf Augenblicke erhellend, öffnen sie Luther's ganzes Innere wie es war in dieser Zeit, mit Allem was darin gährte und stürmte, schwankte und feststand, mit seinen Schmerzen und seinem jubelnden Empfinden, seinem Zorn und seiner Liebe, seinen Zweifeln und Aengsten, seinem Glauben und Himmelsfrieden, seiner Siegesfreudigkeit, seinem Siegsbewußtsein. Es ist gewiß der Mühe werth zu schauen was einen Solchen wie ihn und mit ihm viele andere Wackere und Bedeutende in einem solchen Augenblicke in der Tiefe bewegte, in den Mittelpunkt der wichtigsten Fragen jener großen Zeitenwende einzudringen. Es ist unerlaßlich, man muß diese Streitsätze verstehen, wenn man Luther und seine That ihrer Veröffentlichung, den frühern und spätern Luther, wie er wurde bis hierher und von jetzt an, und das von ihm Ausgehende, die Reformationsepoche, ihre Erscheinungen und Folgen verstehen will. Sie sind leicht zugän-

zig und leicht durchgelesen, aber ein wahres Verständniß ist dadurch noch nicht gewonnen. Viele, auch Gebildete, lesen und haben sie gelesen ohne zu einem solchen zu gelangen oder gelangt zu sein. Zu einem Zeichen wie ursprünglich sie waren und wie selbständig ihr Urheber neben der vermeint höchsten Bildung der Zeit herangereift war, erschienen sie als erfüllt von einem Inhalt unter der Höhe der Zeit, ein eiteles, theologisches Schulgezänk anhebend, der Mehrzahl der Häupter, der Weisen der Zeit, Papst Leo, seinem Hofe, vielen der deutschen Aufgeklärten, einem Mosellan, ja den ersten unter den vorragenden und vordringenden Geistern der Nation, Erasmus, Hutten. Zu deutlich steht ihr Erfolg uns vor den Augen als daß wir sie so niedrig ansehen könnten. Allein der Zusammenhang ihres Inhalts und ihrer Wirkungen bleibt den Meisten mehr oder minder dunkel. Es wäre so viel daran gelegen daß wir eine echte Kunde unserer Geschichte gewönnen, und sie, in denen einer der wichtigsten und nöthigsten Schlüssel zur Erkenntniß der Reformationsepoche liegt, bleiben mehr oder weniger unverstanden, ungewürdigt von den Geschichtlesern, ja selbst von Geschichtschreibern.

Bekanntlich folgte Niemand der Einladung Luther's zu der Disputation. Es war in jedem Fall gefährlich sich auf die Sache mit ihm einzulassen. Weder für noch gegen ihn mochte Jemand auftreten, obwol Viele im Herzen ihm beistimmten, Viele ihm zürnten. Er aber wollte die Sache zur Entscheidung bringen. Darum schrieb er alsbald unter dem üblichen Titel „Resolutionen" Erläuterungen und Beweise zu den Thesen, worin er diese aber so begründete und ausführte, wie er es beim mündlichen Disputiren gethan haben würde. Sie erschienen zwar erst im nächsten Jahre gedruckt; er sendete aber unverzüglich Abschriften an den Bischof von Brandenburg, an Staupitz, selbst an Papst Leo X., sowie an Näherstehende. Frei öffentlich, nicht furchtsam im Verborgenen wollte er seinen Kampf kämpfen.

Eine reiche Ausbeute zur gerechten Würdigung Luther's und seines damaligen Standpunkts enthält der folgende Abschnitt, in welchem die 95 Thesen mit den Erläuterungen nach ihrem ganzen Inhalt gründlich erläutert und kritisch gewürdigt werden. Wir dürfen Einzelnes daraus nicht hervorheben; es ist ein geschlossenes Ganzes.

Die bessere Erkenntniß auch über den Kreis seines wittenberger Predigtamts hinaus zu verbreiten, ließ er noch im November, wahrscheinlich gleich nach dem Erscheinen der Thesen, den „Sermon von Ablaß und Gnade" drucken, 20 Sätze, den Inhalt der Thesen zusammenfassend, aber fast noch entschiedener und schon weitergehend.

Zwei Tage vor und zwei Tage nach dem Allerheiligenfest wurden den Besuchern der Stiftskirche die reichsten Ablässe zutheil. Da, unter dem Zulauf der Menge, am 31. October, hielt Luther die gewaltige Predigt vom Ablaß, in welcher er den Inhalt der Thesen für das Volk mit großer Kraft und Klarheit verarbeitete, nicht mit ungestümem Eifern, sondern in gelassenem Ton, mehr wehmüthig die Verblendung des armen betrogenen Volks beklagend als die theils blinden, theils boshaften Leiter der Blinden strafend.

Das achte Hauptstück bringt den Schluß des Ganzen und einen würdigen Schluß; er krönt das tüchtige Werk des Biographen. Der „Rückblick auf die 95 Streitsätze über den Ablaß" gibt ein nicht überflüssiges Resumé der vorangegangenen Zeugnisse und stellt noch ein mal Luther's Bild in wesentlichen Umrissen vor Augen. Die Entwickelung seiner Grundsätze über Gehorsam und Widerstand ist scharfsinnig und gründlich, auch nicht ungerecht, aber auch nicht ganz unbefangen; es lag dem Verfasser daran den Grundsatz eines „gerechten Widerstands" den strengen Grundsätzen Luther's über Gehorsam und Gesetzlichkeit gegenüber zur Anerkennung zu bringen. Dieser Abschnitt, in dem verhängnißvollen Jahr 1847 geschrieben, faßt den Helden des 16. Jahrhunderts, seinen Glauben und seine Ueberzeugung zu merklich aus dem Standpunkte der heutigen Theologie und Politik auf und stellt die unwandelbaren, von Zeitbegriffen und Meinungen unabhängigen Grundsätze des Rechts und der gesetzlichen Ordnung nicht in ihr volles Licht. Es werden aber Viele gerade diesen Abschnitt mit der lebhaftesten Theilnahme und mit ungetheiltem Beifall lesen, und er verdient gelesen und geprüft zu werden.

Sorgfältig hat der Verfasser „Spätere Aeußerungen, Selbstbekenntnisse und Urtheile Luther's" gesammelt und angemessen zusammengestellt. Wenn Dies als eine unzeitige Anticipation erscheint, so wird der aufmerksame Leser doch bald sich überzeugen wie geeignet diese spätern Zeugnisse Luther's sind, die entschlossene That des Jahres 1517, seine damalige Stimmung und Erkenntnißstufe, seine Antriebe und Beweggründe, seinen Kampf mit sich selbst und seinen Entschluß sowie seine Stellung in der Zeit ins rechte Licht zu stellen.

Auch die „Beweggründe, Absichten und Erwartungen Luther's", wie der folgende Abschnitt sie zusammenfaßt, sind recht aus den Quellen, wahrheitstreu und mit klarer Anschauung dargestellt. So wahr wie schön sagt der Verfasser:

> Vollkommen, offen und unzweideutig liegen seine Beweggründe vor Augen: religiöse Begeisterung und sittliche Entrüstung, Eifer für die Kirche und Sorge um die Seelen, erbarmendes Gefühl für das arme geplagte Volk und patriotische Erzürnung gegen den Uebermuth und den „Geiz" der Welschen, in Verbindung mit jener aus der Verknüpfung der Umstände des Augenblicks hervorgehenden Nöthigung. Nur auf einen seiner vornehmsten Antriebe mag noch ausdrücklich hingewiesen werden. Er steht im Vordergrunde. Die Aufschrift der Thesen spricht ihn aus: „Aus Liebe und rechtem Fleiß die Wahrheit andentagzubringen, im Namen unsers Herrn Jesu Christi."

Es wird dann noch in einem besondern Abschnitt das Sendschreiben Luther's an den Erzbischof Albrecht vom 31. October nach seinem Inhalt und seiner Bedeutung erörtert, und im letzten Abschnitt „die mehrfache Bedeutsamkeit des Angriffs" so anschaulich gemacht daß daraus eine treffliche Würdigung Luther's hervortritt, beleuchtet auch durch die Hinweisung auf sein „Alleinstehen", da er wie ein einsam aus dem Meer hervorragender Fels der Brandung der Sturmfluten sich preisgab, auf keinen Menschen sich verlassen, auf keine menschliche Hülfe hoffen, allein auf Gott und die Kraft der Wahrheit bauen durfte.

Es ist ein gutes Zeugniß für die mühsame und treue Arbeit des Verfassers daß das Interesse für sein Werk im Fortgange desselben durch die drei starken Bände hindurch sich nicht mindert, sondern steigert. Wol ist die Exposition oft allzu breit, die Schreibart öfter etwas schwerfällig; das Werk würde durch eine prägnante Kürze viel gewonnen haben. Aber es ist nicht nur nirgend langweilig, die Theinahme erkältend, sondern auch immer von neuem durch anziehende Zusammenstellungen, fruchtbare Aufschlüsse festhaltend und befriedigend. So reichhaltig sind die Quellen zu dieser Lebensgeschichte daß wol ungeachtet der rühmlichst erstrebten Vollständigkeit noch einige Nachträge darzubieten wären; aber etwas Wesentliches haben wir nirgend vermißt. An Umsicht, Belesenheit, Forschungsfleiß, an lebhaftem Eifer für seinen ehrwürdigen, hochherzigen Helden, an dem redlichsten Willen, ihn unbefangen und gerecht zu würdigen, wird nicht leicht Jemand den Verfasser übertreffen. Und so scheiden wir mit hoher Achtung von ihm und seinem gediegenen Werke, welches wir den Gebildeten unsers Volks um so angelegentlicher empfehlen, je lebhafter wir wünschen daß Verfasser und Verleger zur ununterbrochenen raschen Fortsetzung ermuthigt werden möchten.

F. A. Koethe.*)

Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme aus der Zeit der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun. Nach den Quellen erzählt von O. Klopp. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann. 1851. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die vorstehend genannte Arbeit Klopp's liefert einen neuen Beweis von dem engen Zusammenhang der zwischen der politischen und der Literaturgeschichte stattfindet; aus der letztern, als deren gründlichen Kenner sich der Verfasser durch eine höchst werthvolle Abhandlung über „Andreas Gryphius als Dramatiker" (Osnabrück 1851) bewährt hat, insbesondere aus einer Stelle bei Gervinus leitet Klopp selbst die Entstehung seines Buchs her, indem dort eine zweckmäßige Bearbeitung der longobardischen Sagen für die Jugend gewünscht wird. Klopp hätte wol in doppelter Weise noch andere Grundlagen für sein Buch hervorheben können, denn einerseits ist die Ausführung desselben nur durch die großartigen Quellenforschungen über deutsche Geschichte möglich geworden, deren Anregung nicht zu den geringsten Verdiensten des edeln Freiherrn von Stein gehört, unter deren Förderern vor Allen Stein's Lebensbeschreiber Pertz und Waitz zu nennen sind. Daß man aber mehrseitig anfängt die gelehrten Ergebnisse dieser Forschungen weitern Kreisen und namentlich der deutschen Jugend zugänglich zu machen, das hängt unverkennbar mit den Ansichten über den Geschichtsunterricht zusammen, welche die ausführlichste Darstellung in Karl Peter's bekannter Schrift: „Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien" (Halle 1849), gefunden haben, mit der Foderung daß auch die Geschichte der Jugend veranschaulicht und belebt werde, indem man ihr wo irgend möglich die Aufzeichnungen von Augenzeugen und mithandelnden Personen unmittelbar in die Hand gebe und so die abstracte Unterrichtsweise ergänze und erfrische: eine Foderung, deren Berechtigung gewiß Niemand bestreiten wird, wenn man auch über die Grenzen die ihr zu stecken sind, und über die Art der Ausführung noch verschiedener Meinung sein kann. Hiermit ist denn auch für Klopp's Arbeit das Recht des Vorhandenseins und ihr Nutzen schon vollkommen anerkannt, und muß Beides um so mehr geschehen, je spärlicher derartige Hülfsmittel bis jetzt geboten sind. Es handelt sich also nur noch darum, ob die an sich entschieden zweckmäßige Arbeit auch ebenso zweckmäßig angelegt und durchgeführt ist.

Die Beantwortung dieser Frage führt unwillkürlich zur Vergleichung mit ähnlichen Werken, namentlich mit dem „Historischen Lesebuch" von Lang und den „Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung". Ersteres Buch umfaßt in seinem zweiten mäßig starken Bande das ganze Mittelalter; es ergibt sich daraus von selbst daß es kein geschlossenes und abgerundetes Ganzes, sondern nur vereinzelte Scenen vorführen kann, die durch ihre geschickte Auswahl und treffliche Bearbeitung wol den Sinn für geschichtliches Quellenstudium anregen, aber nicht befriedigen können. Ganz im Gegentheil bietet die zweite umfassende Sammlung unendlich mehr als die Jugend sich aneignen kann, wenn es auch zweckmäßig wäre, jene Geschichtschreiber unverkürzt und unbearbeitet unter die jugendliche Lecture aufzunehmen; doch kann dies höchstens von wenigen einzelnen derselben gelten und ist durchaus nicht der nächste Zweck des ganzen rühmlichen Unternehmens. Hier tritt also Klopp gerade in die Mitte; er gibt nach einer kurzen Einleitung über die deutschen Urzustände eine quellenmäßige Darstellung der Geschichte aller einzelnen deutschen Volksstämme welche vom Beginn der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun zu geschichtlicher Bedeutung gelangt sind. Er gibt also etwas Ganzes, Vollständiges, dieses aber nirgend ganz unverändert in der Form alter Ueberlieferung, sondern in einer Ueberarbeitung, die aus ihren Quellen den Ton der unmittelbaren Anschauung und somit voller, wenigstens subjectiver Wahrheit geschickt erhalten, alles Ungeeignete dagegen mit leichter Hand entfernt hat. Es kann sonach keine Frage sein daß die Arbeit Klopp's im Ganzen als eine höchst dankenswerthe und werthvolle bezeichnet werden muß, der eine recht weite Verbreitung namentlich durch alle deutsche Gymnasien zu wünschen ist.

Der sehr günstige Eindruck welchen Klopp's Buch auf den Unterzeichneten gemacht hat, kann ihn jedoch nicht abhalten hier noch Einzelnes anzugeben was ihm mangelhaft erschienen ist und er deshalb bei einer neuen Auflage oder weitern Arbeiten auf demselben Gebiete vermieden zu sehen wünschte.

Ich rechne hierher gleich das am Schlusse der Vorrede ausgesprochene „Bestreben" des Verfassers „die strenge Wissenschaft zu popularisiren". Allerdings handelt es sich hier nur um den Ausdruck, aber eben dieser scheint mir sehr unglücklich gewählt, weil er gar zu viel- und misdeutig ist. Gewiß ist es eine der schönsten und edelsten Bestrebungen unserer Zeit, die Erkenntniß der Wahrheit auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit nicht länger das Monopol und Privilegium einer bevorzugten Kaste bleiben zu lassen, wie alle andern Standesvorrechte so auch das der Bildung zu brechen; aber es geschieht nur zu oft daß man die Wissenschaft zum Gemeingut zu machen glaubt oder vorgibt, indem man sie gemein macht; daß man nicht die weitesten Kreise des Volks zu wahrer Bildung emporzuheben, sondern die Bildung so herabzudrücken sucht daß sie Jedermann mundgerecht wird; und gerade das unglückselige Wort „popularisiren", dem schon seine fremdländische Abstammung einen übeln Beigeschmack gibt, muß nur zu oft zur beschönigenden Bezeichnung jenes unwürdigen, ja unsittlichen Verfahrens dienen. Ich weiß sehr wohl, und das ganze Buch legt lautes Zeugniß dafür ab, daß Klopp von dieser Art des Popularisirens himmelweit entfernt ist, aber ich hätte doch gewünscht daß er sich eines Ausdrucks enthalten hätte, der bei den Einen gegen sein Buch einnehmen, bei Andern ungerechtfertigte Erwartungen von demselben erregen kann.

*) Wir lieferten in Vorstehendem den letzten Beitrag eines langjährigen treuen Freundes und Mitarbeiters unserer Zeitschrift. Koethe starb am 23. October 1850. Vgl. Nr. 13 d. Bl. D. Red.

Mehr zur Sache selbst gehört es daß Klopp nicht durchweg nach alten Quellen gearbeitet hat. So sind die Werke von Gibbon, Mascov, Leibniz, J. Grimm, Aschbach und Lappenberg an sich ganz vortrefflich, aber in diesem Buche war es meines Erachtens nicht an der Stelle aus ihnen zu schöpfen, wie dies im Inhaltsverzeichniß mit großer Gewissenhaftigkeit angegeben ist; es wird dadurch der Grundcharakter des Buchs beeinträchtigt, welcher in treuer Wiedergabe gleichzeitiger Quellen besteht. Wo diese nicht hinreichten, hätte ich lieber Einzelnes, wie die Abschnitte über die altsächsische Evangelienharmonie, über Wilfried, den Apostel der Friesen, oder über Egbert von Westfer, weggelassen, da es ja hier durchaus nicht auf die Vollständigkeit eines geschichtlichen Compendiums ankommen kann. Hiermit ist es nahe zusammenhängend daß Klopp einzelne, wenn auch kurze Abschnitte eingefügt hat, die ganz von seiner eigenen Hand gearbeitet nothwendig den Charakter moderner, reflectirender Geschichtschreibung ansichtragen müssen, so I, 202 fg., 318 fg.; II, 179—185. Ebenso finde ich es zu dem Tone des Buchs nicht ganz passend daß der Verfasser hier und da sich nicht hat enthalten können vergleichende Hinblicke auf spätere Zeiten, ja auf die Gegenwart zu werfen oder doch anzudeuten; er schwächt dadurch selbst den Eindruck den die einfache Darstellung macht, indem sie den Leser gleichsam in die Zeit jener Ereignisse versetzt und sie ihn mit durchleben läßt, aus welcher Illusion er dann plötzlich herausgerissen und inne wird daß er doch nur von einem spätern Darsteller geschickt geleitet worden ist. So macht es namentlich einen störenden Eindruck, wenn sich mitten in die Erzählung kritische Vermuthungen mischen, z. B. II, 25, 43, 116, 149. Statt dessen wäre vielleicht noch hier und da eine Erklärung angebracht gewesen, namentlich in Betreff der Zeitrechnung, der Geographie, bei den Frankenkönigen auch wol in Betreff der verwickelten genealogischen Verhältnisse.

Die Auswahl des Stoffs, die Klopp getroffen, kann man im Ganzen nur billigen. Vielleicht ist aus Gregor von Tours etwas zu Viel aufgenommen, da seine Verherrlichung einer einseitigen religiösen Anschauung selbst in diesen Auszügen merklich hervortritt; ebenso hätte die Geschichte der Vandalen wol ohne Schaden etwas verkürzt werden können. Doch kommt in solchen Dingen zu viel auf subjective Ansichten, ja selbst auf zufällige Umstände an, als daß man darüber dem Verfasser einen Vorwurf machen könnte.

Was endlich die Art der Ausführung betrifft, so hat Klopp, wie schon erwähnt, den rechten Ton für die Wiedergabe alter Quellen in moderner Form im Ganzen sehr glücklich getroffen. Von kleinen Irrthümern im Ausdruck ist wol höchstens ein einziger II, 314: „einer der Gothen foderte sich einen der Gothen heraus", zu erwähnen. Weniger billigen kann ich es daß der Verfasser seine Darstellung in so viele kleine Abschnitte mit gesonderten Ueberschriften — es sind ihrer im Ganzen 240 — zerlegt hat. Eine solche äußere Zerstückelung erregt namentlich bei den jüngern Lesern, für die das Buch bestimmt ist, gar zu leicht auch den Eindruck innerer Zusammenhangslosigkeit, und doch unterscheidet sich dies Buch von vielen andern gerade dadurch daß es ein in sich zusammengehörendes Ganzes darstellt, was denn wol auch in der Form mehr hätte hervorgehoben werden sollen.

Einmal zur Kritik aufgefodert konnte ich die vorstehenden Ausstellungen nicht unterdrücken; wol aber muß ich hinzufügen daß sie den mannichfachen Vorzügen des ganzen Buchs durchaus keinen wesentlichen Abbruch thun, und unter diesen Vorzügen ist namentlich einer, der gerade in der Gegenwart die vollste Anerkennung verdient: man merkt es dem ganzen Buche an daß Klopp nicht sowol in seiner Eigenschaft als Gelehrter geschrieben hat, sondern daß eine warme vaterländische Gesinnung den beiweitem größern Antheil an seiner Arbeit gehabt hat, und diese in Verbindung mit dem wissenschaftlichen Ernst und der gediegenen Sorgfalt, welche unverkennbar das ganze Buch durchdringen, machen es zu einer höchst empfehlenswerthen Erscheinung.

W. A. Passow.

Neue Romane.

1. Gegen den Strom. Roman von Luise Gall. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 2 Thlr.

Wir freuen uns das Lesepublicum auf einen guten Roman aufmerksammachen zu können. Der Mittelpunkt desselben, aus dem die einzelnen Fäden entspringen und sich mit und gegen den Strom entwickeln, ist das Fürstenhaus Waldheim, bestehend in dem Vater, der das Vermögen der Familie vergeudet hat und in gezwungener Einschränkung auf den unter Sequester stehenden Gütern in der Etiquette und mit den Vorurtheilen seines Standes lebt. Die Mutter, eine milde, echtweibliche Erscheinung, fröhnt diesen Vorurtheilen aus Liebe zum Gatten und wird wegen ihrer Nachgiebigkeit nur äußerlich mit Rücksichten von dem Gemahl behandelt. Der Erbprinz Albert liebt Agnes von Stein. Das Verhältniß, welchem anfangs nur eine gesellige Huldigung zugrundelag, von seiner Seite ein gewissenloses Sichgehenlassen in seinem Wohlgefallen, von ihrer Seite ein coquettes Spiel, wird bald ein wahres tiefes Gefühl, das Beide zu bekämpfen suchen. Agnes ist siegreich und hält sich dem Prinzen fern, indem sie ihm Gleichgültigkeit heuchelt und sich selbst alle Martern eines entsagenden weiblichen Herzens auferlegt, wodurch sie sein Gefühl zu den ernstesten Absichten emporstachelt, sodaß er meint nur an ihrer Seite Glück zu finden und den Vater um seine Einwilligung in die Mesalliance bittet. Da der Vater dieselbe versagt, so geht der Erbprinz in östreichischen Militairdienst, um dort in angestrengter Pflichterfüllung zu vergessen.

Eine zweite Romangestaltung bildet sich um die Prinzessin Rosalie, die Schwester des regierenden Fürsten, welche durch naturhistorische Studien ihrem jungfräulichen Leben ein Interesse zu geben versucht. Sie hat ihr Herz mit mütterlicher Liebe einem jungen Arzt zugewendet, mit dessen verstorbenen Aeltern sie befreundet gewesen war; sie hat seine Erziehung und seine Studien geleitet, ihm die Anstellung als Hausarzt in ihres Bruders Familie verschafft; er ist ihr Freund, Vertrauter und der Gefährte ihrer Studien. Kränklich, häßlich, nicht mehr jung, macht sie keine Ansprüche an ein anderes Gefühl als an seine Dankbarkeit, erkennt sie auch in ihrem Herzen kein anderes an als mütterliche Theilnahme und freundschaftliches Interesse, aber dennoch durchzuckt sie ein herber Schmerz, als sie zwischen ihrem Freund Wilhelm Rose und ihrer Nichte Prinzessin Ludmilla ein Liebesverhältniß entdeckt. Prinzessin Ludmilla ist abermals ein Wesen welches gegen den Strom schießt, indem sie die Liebe des nicht ebenbürtigen Mannes erregt und sich ihrer freut, ohne sie zu theilen. Ludmilla ist eine kalte Coquette, die in der ländlichen Einsamkeit des fürstlichen Schlosses eines Spiels bedarf und sich dazu ein Herz wählt, ein von Eitelkeit zwar erfülltes Herz, welches jedoch zu lieben versteht. Sie täuscht dieses Herz, sie willigt in die von Rose ihr vorgeschlagene Flucht nach Amerika, und als der Geliebte im Rendezvous erscheint, spiegelt sie ihm in einem Billet vor daß ihr Entführungsplan verrathen und sie bewacht sei. Sie hofft auf diese Weise Rose auf immer zu entfernen und von dem Verhältniß, welches sie beängstigt und ihr lästig ist, loszukommen. Er aber flieht nicht, sondern erscheint muthig in dem fürstlichen Kreis, wo er auf den ersten Blick das Lügengewebe der sechzehnjährigen Prinzessin entdeckt. Er entlarvt sie vor der Familie durch Vorzeigen ihrer Briefe und sie wird zur Strafe aus dem älterlichen Hause zu einer sehr strengen Schwester gebracht. Rose sucht in seiner Verzweiflung Trost bei der Prinzessin Rosalie; sie spricht ihm so warm und innig zum Herzen daß er selbst von dieser ihrer unegoistischen Liebe erwärmt wird und ihr seine Hand und die Existenz in einem andern Welttheil bietet! Sie

schlägt aber das ihr angetragene Glück aus. „Ludmilla wollte nicht die Deine werden", sagt sie, „weil sie dich nicht liebte, ich nicht, weil ich dich überallemaßen liebe, so wie ich nie Jemand geliebt und nie Jemand lieben werde. Du willst jetzt dein Schicksal an das meine ketten, weil Ludmilla's Falschheit dich für Schönheit und Jugendreiz augenblicklich unempfindlich gemacht hat. Aber Schönheit und Jugend werden wieder ihre Rechte bei dir geltendmachen und dann sollst du frei sein. Mich macht es glücklich daß du mich so hoch gestellt daß meine Mängel dir unsichtbar geworden, mich macht es glücklich daß es in meine Hand gegeben ist, dein Schicksal zu lenken." Lächelnd wies sie ihn von sich, sie war so ruhig, so würdevoll, daß Wilhelm des Glaubens wurde, sie habe nie eine wirkliche Leidenschaft für ihn empfunden. Er sah nicht ihre Thränen, wenn sie allein war, er ahnte nicht, wie groß ihr Edelmuth und ihre aufopfernde Liebe für ihn gewesen. An ihre fürstliche Geburt hatte sie ihrem Liebling gegenüber nicht einen Augenblick gedacht, obgleich es der einzige äußerliche Vorzug war den ihr das Schicksal verliehen hatte. Rosaliens Charakter ist einer der Lichtpunkte des Romans, und die von ihr gegebenen Schilderungen erregen das Interesse des Lesers, sodaß er ihr jedesmaliges Erscheinen im Laufe der Begebenheiten freudig willkommen heißt. „Rosalie war, was man im gewöhnlichen Leben, wenn man Jemand liebt, originell nennt, wenn man haßt, aber launig schilt. Ihr ganzes Leben war in einem fortwährenden Umschwung begriffen, und ihre geistige Productivität so groß daß ein und derselbe Gedanke ein paar mal hintereinander bei ihr Raum fassen konnte. Sie war immer neu, immer geistreich, immer empfänglich für das Schöne und Gute, aber sie war in ihrem Benehmen, ihren Freundschaften, ihren Liebhabereien, ihren Gesinnungen, ihren Ansichten immer dieselbe, nur ihre Phantasie war der ewig wechselnde Blütenflor auf dem festen Stamme ihres treuen Charakters." Agnes von Stein hat als Charakter ebenfalls Ansprüche auf die vollkommene Achtung der Lesewelt. Sie hat ihre Neigung zum Erbprinzen bekämpft und ist nicht unglücklich. Ihr Vater hat die hohe Stellung im Staatsdienst und die bedeutende Einnahme verloren, indem er ebenfalls gegen den Strom die unrechtliche Regierung, die er vertreten sollte, nicht vertrat. Agnes zieht mit dem Vater nach Ungarn, um für ihr eigenes unbedeutendes Vermögen sich dort anzukaufen. Dort begegnet sie Wilhelm Rose, welcher bei einer ungarischen Familie als Arzt angestellt ist. Als Vertrauter des Erbprinzen ist er auf Agnes aufmerksam geworden und fühlt ein lebhaftes Interesse für sie, eine stille Eifersucht auf den Prinzen, der von ihr geliebt ward. Im Gefühl dieses Neides versucht er nicht die Verleumdungen zu widerlegen, die dem Erbprinzen in Wien über Agnes zugeflüstert worden sind; er läßt ihn bei dem Glauben daß Agnes die Liebe eines Unwürdigen erwidert und dieselbe erhören wird. Agnes' Vater stirbt und in dem fremden Lande ist Wilhelm Rose ihr einziger Freund, ihr einziger Trost. Sie heirathet ihn und ist nicht glücklich. Rose's eiteler, egoistischer, verschlossener Charakter wird im Familienverhältniß noch schroffer und härter. Durch die Intriguen mit Ludmilla hat er die Achtung für und den Glauben an alle Frauen verloren, die Eifersucht wegen des Prinzen, der für seine Frau der geliebtere und beglückendere Mann gewesen wäre, macht ihn noch weniger umgänglich für Agnes, welche blos in ihren Kindern Glück findet. Ludmilla erscheint wieder als die Gattin eines alten verachtungswürdigen Grafen. Sie ist todtkrank am Typhus und in ihren Phantasien erkennt sie reuevoll in dem Arzt ihren einstigen Geliebten. Dieser flieht und weigert der Sterbenden die Vergebung, wonach ihre Seele seufzt. Alles Zureden des alten Arztes, alle Bitten von Agnes, die erst jetzt von der Jugendneigung ihres Mannes erfährt, vermögen nicht den harten Mann zu beugen. Auch Prinzessin Rosalie eilt herbei und sucht ihren mütterlichen Einfluß, dem er sich solange entzogen hat, vergebens geltendzumachen.

Der letzte Theil der Erzählung spielt während der ungarischen Revolution; Rosalie bringt nach Pesth die Nachricht vom ausgebrochenen Aufruhr in Wien und von Latour's Hinrichtung. Das Volk stürmt den Palast, in welchem die todtkranke Ludmilla sich mit Agnes und Rosalie befindet. Ihr Gemahl nebst Dienerschaft sind entflohen, und Rose rettet die drei Frauen. Er sieht sich genöthigt Ludmilla in seinem Hause aufzunehmen, bis sie wiederhergestellt mit Rosalie auf einen Paß, den Agnes für sich erhalten, nach Venedig fliehen kann. Da Rose später dem rückkehrenden Grafen nicht Ludmilla's Aufenthalt verrathen will, wird er ins Gefängniß gebracht, während Agnes mit ihren Kindern nach einer nahen Pußta fährt, um eine befreundete Ungarin, Elisabeth, zu retten, welche in die Hände der Oestreicher gefallen ist. Fürst Waldheim wird ihr als Derjenige genannt, der die Befreiung ihrer Freundin zu gestatten hat. Trotz ihres Gatten Eifersucht, trotz dessen drohendem Verbot den Fürsten zu sehen fährt sie zu demselben und findet ihn auf dem Sterbebett, an einer Kopfwunde darniederliegend, die er erhalten hat im Duell mit dem Offizier, dessen Roheit Elisabeth zum Selbstmord getrieben hat. Nachdem Agnes mit banger Sorge (denn erst an Waldheim's Sterbebett erfährt sie ihres Mannes Verhaftung) dem Freund ihrer Jugend die Augen zugedrückt hat, thut sie alle möglichen Schritte zur Befreiung des Gatten; sie scheut selbst nicht den Besuch beim gefürchteten Haynau, und ihr Unternehmen gelingt. Wilhelm Rose ist frei und verläßt mit Agnes Ungarn, jenes arme unglückliche Land, dem ihres Herzens beste Theilnahme gehört. Agnes nimmt einen reichen Schatz mit, auf den sie nicht gehofft und der ihr das Glück ihres Lebens sichert. Was sechsjährige treue Liebe, Hingebung und Duldung nicht vermocht, vollbrachte eine kühne That; sie gewann ihr Dasjenige, dessen Mangel ihr Unglück gewesen, die Achtung ihres Gatten. Obgleich wir nun nicht an ein Glück glauben können, das auf einen Charakter wie der des Doctor Rose gegründet ist, und die Befriedigung eines liebebedürftigen Herzens keineswegs von einem so kaltberechnenden, egoistischen, eitelen, verschlossenen Menschen erwarten, so zollen wir doch dem vorliegenden Roman unsern Beifall.

Wir sind demselben mit immer neuem Interesse gefolgt, sowol in den gekannten Salonzuständen der deutschen Stadt, als auch in den ungarischen Umgebungen, Verhältnissen und Beziehungen. Sitten und Gebräuche jenes Landes werden ohne die Pedanterie der Belehrung geschildert, ungarische Charaktere gleichsam absichtslos eingeflochten, der Verlauf der Revolution wird von Zeit zu Zeit angedeutet, blos damit man ein Herzpochen verstehen, die Nationalbegeisterung mancher Frauen und Männer kennen lerne. Sehr gelungen ist die Schilderung der sechzigjährigen Frau von Horvath, welche, nachdem sie ihren dritten Sohn zur Armee entlassen hatte, nun meinte selbst handeln zu müssen. Diese heldenmüthige Frau hielt in Pesth patriotische Späher, die ihr jedesmal den Abgang eines Boten mit wichtigen Depeschen nach dem Süden meldeten. In Männerkleidung, bis an die Zähne bewaffnet und gut beritten lauerte ihnen die heldenmüthige Frau auf und nahm ihnen die Depeschen ab; 18 solcher wichtigen Depeschen hatte sie in Kossuth's Hände gespielt, die Träger derselben, die zum Theil verwundet waren, zum Theil aber auch sich gutmüthig ergeben hatten, in den Kellern ihrer Pußta verborgen, bis sie endlich ihr Leben bei einem solchen Streifzug verlor.

2. Fürst und Bergmann. Historische Erzählung von Friedrich Adami. Berlin, Schnitzer. 1851. 8. 1 Thlr.

Der vorliegende Roman enthält eine Episode der schwedisch-dänischen Geschichte: Gustav Wasa's Verfolgung, Dalekarliens Erhebung und Gustav Wasa's Sieg. Das von der Geschichte Gegebene ist gut benutzt und lebendig dargestellt. Gustav Wasa erscheint nur flüchtig, doch erhält man genügende Andeutung seiner Persönlichkeit sowie seines Charakters. Viel mehr Zeit und Raum werden den Nebenfiguren zugewendet. Diese sind theils geschichtliche, theils von der Phan-

taste erschaffene. Der Charakter des dänischen Reiters Thorkel ist in äußerst lebendig geschilderten Trink- und andern Scenen dargethan; die gemeine, verschmitzte, genußsüchtige Natur desselben tritt aus der Handlung hervor. Er wird häufig zum Berichterstatter der geschichtlichen Ereignisse gewählt, welche überhaupt dem Leser mehr durch Erzählung als durch Handlung vergegenwärtigt werden. Die verschiedenen Charaktere sind mit kräftiger Hand gezeichnet, die Gespräche lebendig und feurig durchgeführt; man meint sie zu hören, die Sprechenden zu sehen. Der Geist jener Zeit wird in mancherlei Scenen heraufbeschworen, und der Verfasser bekundet ein großes Talent der Darstellung und versteht sich sehr gut darauf, einen Zeitraum der Geschichte herauszuheben und in den engen Rahmen der Novelle zusammenzudrängen.

Der zweiten Novelle dieses Bändchens: „Auch ein Jesuit", müssen wir dagegen jeden Werth absprechen. Die Verzerrungen in der Darstellung von Menschen und Ereignissen berühren unangenehm. Daß der Bösewicht, der des Freundes Weib mit Gewalt entführt, ihn seiner Reichthümer beraubt, überall Uebeles anrichten will und auch anrichtet, daß dieses verächtliche Wesen ein Jesuit ist, erscheint als ein unglücklicher Zufall und es liegt durchaus keine andere Nothwendigkeit dazu vor, sodaß man auf die Absicht schließt, das Interesse des Publicums mehr anzuregen, indem man dessen Jesuitenhaß kitzelt. Ebenso gut hätte der Bösewicht ein Jude, ein Baron sein können oder zu irgend einer andern dem Vorurtheil des Publicums preisgegebenen Kaste gehören. Der ganze Verlauf der Novelle ist noch überdies voll Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen.

3. Die eiserne Maske. Historische Erzählung von Friedrich Adami. Berlin, Schnitzer. 1851. 8. 1 Thlr.

Man erwartet vielleicht in dem vorliegenden Roman eine neue Bearbeitung des schon so vielfach bearbeiteten Stoffs, und bereitet sich vor auf das Gefühl des Mitleids mit dem unglücklichen Opfer, auf das Herzklopfen welches vereitelte Flucht- und Rettungsversuche herbeiführen. Der Leser wird indeß getäuscht, indem erst am Schluß der Erzählung die Eiserne Maske auftritt und der ewigen Gefangenschaft übergeben wird. Der Verfasser sucht nämlich hinter der Eisernen Maske nicht des Königs Zwillingsbruder, wie das so oft geschieht, sondern den Herzog von Monmouth, den Neffen Karl's II. von England, den man aus Rücksicht für das königliche Blut in seinen Adern insgeheim vom Schaffot gerettet hat, um ihn in Frankreich lebenslänglich einkerkern zu lassen. Obgleich diese Sage mit der offenkundigen Thatsache der Enthauptung des Herzogs von Monmouth in London in Widerspruch steht, so hatte doch Hume, der berühmte Geschichtschreiber des Hauses Stuart, die Entdeckung gemacht daß der Herzog von Monmouth nicht hingerichtet worden sei, sondern an seiner Stelle ein Anderer, der sich angeboten hatte anstatt des Prinzen zu sterben; dieser sei dann dem Henker als Delinquent untergeschoben worden. Diesen Stellvertreter stellt nun der Verfasser als Monmouth's natürlichen Sohn dar und stattet ihn mit den schönsten Eigenschaften des Gemüthes und Geistes aus. Die Erzählung enthält dessen Familienverhältnisse und läßt ihn die Mutter finden, die wahnsinnig geworden ist aus Reue über den Ehebruch mit dem Fürsten. Er findet sie in tiefster Armuth und den Bruder, der sich ums Leben bringen will, weil er sie nicht ernähren kann, und sie durch seinen Tod der Fürsorge der Armenkasse verfällt. Der Verlauf der Begebenheiten enthüllt die damalige Zeit in ihrer ganzen Barbarei, die Machthaber in ihrer Grausamkeit, sowie auch den Verfall der Sitten. Der Verfasser hat ein gewisses Talent die Nebenpersonen des Romans auszustatten und manche Persönlichkeiten des Volks redend und handelnd einzuführen. Dieses Talent wird ihm indeß zuweilen zur Klippe woran das Interesse scheitert, denn die verschiedenen Gespräche, welche theils berechnet sind vergangene Begebenheiten zu berichten, theils Personen zu charakterisiren, werden oft so lang daß der Leser die Geduld verlieren kann.

Die zweite Novelle dieses Bändchens: „Der Sohn des Notars", ist unbedeutend und rechtfertigt nicht eine längere Besprechung; sie leidet an denselben Gebrechen, wie ihre Vorgängerin, ohne deren Interesse zu bieten.

Die hinzugefügten Gedichte sind voll Anmuth und Poesie; sie sprechen an ohne anspruchsvoll zu sein.

4. Aus den Bergen. Von Ida Frick. Leipzig, Wienbrack. 1851. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieser Band enthält drei geschichtliche Erzählungen, deren Schauplatz Berggegenden sind, daher der Name. Die erste: „Der Ustan, eine historisch-romantische Erzählung aus Serbiens neuester Geschichte", schildert den Kampf der Serbier für ihre Constitution und die Vertreibung des Fürsten Milosch nebst seiner Familie. Die dabei handelnden Personen, Sitten und Gebräuche des Volks, sowie auch die verschiedenen Parteiansichten sind treu geschildert und beweisen eine gründliche Kenntniß des Gegenstandes, genaues Studium der serbischen Verhältnisse, sowie auch der jener Revolution vorausgehenden Ereignisse.

Die zweite Erzählung: „Ein Legitimitätsopfer", ist die biographische Skizze der Tochter eines Herzogs von Kärnten, Grafen von Tirol und entthronten Königs von Böhmen; sie heißt Margarethe und erhielt den Spitznamen Maultasch, wegen der Verunstaltung ihres Gesichts. Wir lernen dieselbe kennen als Kind, wie sie, die achtjährige Prinzessin, dem zweijährigen Prinzen Johann, dem Sohne des Königs von Böhmen, verlobt wird; als jungfräuliche Gattin dieses Prinzen, den sie erzieht und von dem sie sich später scheidet; als Gemahlin Ludwig's von Brandenburg, als Mutter und Fürstin, zuletzt als Witwe, Mutter und Regentin. Wir sehen sie erbittert über ihre Häßlichkeit, im Groll unerhörten Liebessehnens, mit ungeheuerm Ehrgeiz. Der Charakter der Margarethe Maultasch tritt uns als höchst unliebenswürdig, weder für sich selbst noch für Andere beglückend entgegen. Erst in ihrem durch Leidenschaften und Täuschungen frühzeitig herbeigeführten Alter erweicht ihr Gemüth durch die Liebe der sechzehnjährigen Witwe ihres Sohnes, welche sich in treuer Ergebenheit der unglücklichen Schwiegermutter weiht. Margarethe war bis dahin nie geliebt worden und das ihr so spät zutheilwerdende Glück schmolz ihren herben Sinn und gab ihrem Charakter die Wärme und Ergebung, deren er in der Jugend entbehrt hatte.

Die dritte Erzählung: „Am Kaukasus", ist nach einer tscherkessischen Ueberlieferung bearbeitet und so frisch und kräftig wie das Volk von dem er handelt.

Die drei vorliegenden Erzählungen bringen historisch-biographische Skizzen im engen Rahmen zusammengedrängt; sie sind unterhaltend und belehrend.

5. Victor und Thora. Von Karoline von Göhren. Leipzig, Wienbrack. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine lang und breit erzählte Liebesgeschichte, welche in der Kinderstube zwischen Vetter und Cousine beginnt und gegen des Vaters Wunsch nach mancherlei Trennung mit rührendem Abschied, nach mancherlei Wiedersehen mit jubelnder Freude das Ziel erreicht und mit dem Segen der Aeltern bis zur Verlobung gelangt. Der junge Mann kämpft in der schleswig-holsteinischen Sache, sein rechter Arm wird gelähmt, seine Augen durch einen Streifschuß geblindet; er fürchtet, seine schöne Braut möchte nun einen andern Freier wählen. Diese ist indeß von den natürlichen Blattern befallen und ihrer Schönheit verlustig worden; freudig eilt sie in die Arme des blinden Mannes, der ihrer Pflege bedarf und für den sie noch immer schön ist. Sie trägt beständig einen dichten blauen Schleier, damit das Geheimniß ihrer Entstellung ihm nicht zu Ohren komme. Dadurch reizt sie indeß die Neugierde einer Badegesellschaft in Teplitz, und diese Neugierde veranlaßt die lange

Erzählung der vorliegenden Geschichte, die an verschiedenen Abenden von einem dem Paar befreundeten Professor vorgetragen wird.

6. Die Familie Sternberg. Eine Erzählung von Wilhelmine Schmidt. Leipzig, Jackowitz. 1851. 8. 24 Ngr.

Eine anspruchslose Vorrede bezeichnet das allerdings zu geringen Ansprüchen berechtigte Büchlein als den Zeitvertreib einer stilllebenden Frau. Wahrheitsvolle Schilderungen von Familienverhältnissen, lebendige Charakterskizzen, anmuthige Naturbeschreibungen, Herzen die sich suchen und finden, bilden den vorliegenden Roman, welcher sich recht gut lesen und dann wieder vergessen läßt, und man kann die harmlose erfreuliche Lecture dankbar hinnehmen. 40.

Geschichte und Bibliographie der anatomischen Abbildung nach ihrer Beziehung zur anatomischen Wissenschaft und bildenden Kunst von Ludwig Choulant. Nebst einer Auswahl von Illustrationen nach berühmten Künstlern, Hans Holbein, Leonardo da Vinci, Rafael und A. Herausgegeben von Rudolf Weigel. In 43 Holzschnitten und 3 Chromolithographien. Leipzig, R. Weigel. 1852. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Der allgemein rühmlichst bekannte und hochgeehrte Verfasser dieses Werks, welcher nächst dem reichen Schatz seiner Kenntnisse als Arzt und Lehrer der höhern Klinik schon Manches und Vieles mittheilte, was außer seinem eigentlichen Wirkungs- und Berufskreis dem Gebiete der Aesthetik und den schönen Künsten angehört, hat auch bei Herausgabe obengenannten neuen Werks sich ein vielfach großes Verdienst erworben. Die Bibliographie der vielen Werke über die Anatomie des Menschen und deren Abbildungen aus den verschiedensten Zeiträumen ist hier derartig zusammengestellt worden daß sie sowol für Aerzte als auch besonders für Künstler ein vollständiges Repertoire und Abbild des Vielen gibt was darüber erschienen und wovon im Allgemeinen nicht soviel Einzelnes bekannt war.

Namentlich dürfte es die Künstler angehen, welche entweder das Studium der Anatomie nur akademisch (soviel ihnen nur oberflächlich nöthig) aufnahmen und oft die wahre Kenntniß derselben aus den Hörsälen einer anatomischen Anstalt nicht ganz zu ihrem wissenschaftlichen Eigenthume machten oder zugleich in der Erfassung der anatomischen Zeichnung einen Charakter oder Formenstil bei ihren Schöpfungen darlegten, welcher mit dem Wahren nicht übereinstimmt.

Dieses zu beleuchten gibt Choulant's Werk sehr ausreichenden Stoff, da man bei Vergleichung der Abbildungen über anatomische Figuren aus den verschiedenen Zeitperioden, welche als Illustrationen dem Werke beigegeben worden, deutlich ersehen kann, wie oft auf einem breiten oder auch beengten Wege die Formen durch die Methode der innern oder äußern Muskelzeichnung einer mannichfachen Abänderung unterliegen.

Ein treffliches und sehr richtiges, gewichtiges Urtheil fällt der Verfasser in der historischen Einleitung seines Werks (S. IV) über die Kunstanatomie oder über die der bildenden Kunst zugewendete Kenntniß der Menschenkörper.

Mit unendlich ausdauerndem Fleiß in den literarischen als auch artistischen Forschungen und mit reiner glühender Liebe für Wissenschaft und Kunst gönnte sich der Verfasser, wie er auch selbst sagt, „diese Arbeit als eine Erholung", bei seinem vielfach in Anspruch genommenen Dienst als Director und Lehrer des klinischen Instituts zu Dresden.

Wir finden unter der reichen Zahl der erläuternden Artikel eine große Reihenfolge anatomischer Werke und Meister der Kunst citirt welche das höchste Interesse erregen, wobei zugleich die äußerst treuen Nachbildungen der seltensten Originalblätter Choulant's Werk begleiten und einen wahren überzeugenden Beleg über die verschiedenen Charaktere anatomischer Zeichnung in ihrer Auffassung geben.

Diese Erläuterungen folgen nach der historischen Einleitung, welche in ihrer Darstellung 18 Seiten einnimmt, und beginnen S. 2 mit den Andeutungen über das kostbare und herrliche Manuscript der k. Bibliothek zu Dresden: „Galeni opera varia latine interprete Nicolao de Regio etc.", welches Exemplar wahrscheinlich zu Brüssel im 15. Jahrhundert geschrieben und mit den trefflichsten Miniaturen, welche die Initialen umgeben und welche im Stil der van Eyck'schen Schule sich darstellen, geschmückt ist. Drei Chromolithographien als höchst genaue Nachbildungen der gemalten Initialen und einige Zeilen der ganz treu nachgeahmten Handschrift jenes kostbaren Exemplars begleiten jene Erläuterungen.

S. 6 gedenkt der Verfasser des großen Leonardo da Vinci als Zeichners anatomischer Körper für den damaligen berühmten Arzt Marc Antonio della Torre, und führt bei dieser Gelegenheit die verschiedenen Werke des Meisters mit Facsimiles von da Vinci's Zeichnungen an, sowie auch diesem Artikel ein vortrefflich gelungener Holzschnitt von berühmten Zeichnungen aus Chamberlaine's Werk nach Bartolozzi's Kupferblatt beigegeben ist.

S. 10 begegnen wir Michel Angelo Buonarotti als tüchtigem anatomischem Zeichner mit Hindeutung auf mehre von diesem großen Meister vollendete anatomische Zeichnungen.

Der Verfasser gibt eine Mittheilung über die in Agincourt's „Histoire de l'art" abgebildete seltene Zeichnung M. Angelo's, einen auf einen Tisch ausgestreckten Leichnam darstellend, in dessen Brust ein eingestecktes Licht in schauerlicher Dämmerung sowol den entseelten Körper als auch die umherstehenden Figuren beleuchtet.

Außer dieser Beschreibung ist ein Facsimile einer Zeichnung des großen Meisters, jedoch im verkleinerten Maßstab beigegeben, eine stehende männliche Figur mit Muskelandeutungen und Proportionen darstellend.*) Zur merkwürdigen Vergleichung folgt S. 13 die sehr interessante Mittheilung über Rafael Sanzio de Urbino und wie derselbe sich als anatomischer Zeichner darstellt.

Dieser Artikel gehört in artistischer Hinsicht zu den Merkwürdigkeiten, indem neben dem beigefügten verkleinerten Facsimile einer Skelettzeichnung von Rafael's Hand es leicht wird einen Vergleich zwischen Rafael und M. Angelo betreffs der Zeichnungen anatomischer Körper anzustellen.

Jene Originalzeichnung Rafael's, in der frühesten Zeit dem Marchese Antaldi, dann Thomas Lawrence, später in des Königs von Holland Cabinet und jetzt Herrn Leembrugge zu Amsterdam gehörend, stellt die ohnmächtige Maria in den Armen einer heiligen Frau dar, und Rafael hatte bei seinem wahrscheinlich ersten Entwurf die Idee gehabt, entweder sich von der Form des Knochenbaus in der Stellung eine richtige Anwendung zu verschaffen, um danach die über die Körperglieder zu legenden Drapirungen der Form anpassend zu ordnen, oder der große Meister berieth sich aus höherer Kunstansicht selbst, wie das Skelett einer in solcher Stellung befindlichen Figur sich anatomisch genommen darstellen würde.

Beides betrachtet ist es höchst merkwürdig, in Rafael's Zügen den geistigen zarten Strich des Meisters zu erkennen, dessen hoher Geist in der Empfindung für das Edle, weniger jedoch die Sicherheit in der Bestimmung der anatomischen Form, wie wir sie in dem vorhergehenden Blatt des Michel Angelo in dessen Kühnheit der gezeichneten Formen finden, sich beurkundet.

Anders merkwürdig ist bei diesem Gegenstande die aus Vasari citirte Stelle über Rafael's Kenntniß der Anatomie, wo jener alte Kunsthistoriograph mit einer gewissen Zartheit

*) Die Originalzeichnung ist wahrscheinlich mit andern Kunstwerken ans Warschau nach Petersburg gekommen.

im Urtheil über Rafael im Vergleich zu M. Angelo sich ausspricht, ohne dem Verdienste des Erstern für jenen Zweig des Wissens schaden zu wollen.

S. 16 finden wir in Choulant's Werk den Florentiner Rosso Rossi, den Mitgründer der Schule von Fontainebleau, von welchem der Verfasser die Schilderung] gibt, wie der Meister ein anatomisches Werk für König Franz I. herauszugeben beabsichtigte. Zu diesem Gegenstand gehört eine verkleinerte Abbildung des von Domenico Fiorentino radirten seltenen Blattes mit vier Skelett- und Anatomiefiguren.

Von hier geht der Verfasser zu den seltenen, in verschiedenen Ausgaben gedruckten Werken des Arztes Johannes de Ketham über, welche in den Jahren 1491, 1493, 1495 bis 1522 erschienen, und welchem Artikel hier ein Holzschnitt, die Leichenöffnung in Gegenwart des Docirenden, in treuer Copie beigegeben.

Dem Artikel über Magnus Hundt, Professor in Leipzig (gest. in Meißen 1519) (S. 24) folgt ein sehr derb gezeichneter männlicher Körper mit den Eingeweiden.

Merkwürdig ist (S. 26) die Nachbildung bei Erklärung der Werke des Laurentius Phryesen (Friesen von Colmar): „Spiegel der Artzney", gedruckt zu Strasburg 1518, wo jene Nachbildung einen geöffneten männlichen Körper, den Kopf in verkürzter Lage darstellt. Bei dieser Gelegenheit wird die Ansicht Blumenbach's mitgetheilt, welcher für den Holzschnitt der in jenem Werk vorkommenden Blätter den Johann Waechtlin nennt [gewöhnlich geschrieben Buechtelin, ein Schüler H. Holbein's*)] und mit dem berühmten altdeutschen Künstler Johann Ulrich Pilgrim (bekannt durch die höchst seltenen Clairobscurs) ein und dieselbe Person sein soll, obwol auch jenes angezogene Blatt viel von H. Baldung Grün's Charakter insichträgt.

Nicht übersehen darf man daß bei den Notizen über Jacopo Berengario da Carpi (S. 28) zugleich erzählt wird daß jener Anatom und Arzt Besitzer des kostbaren Rafael'schen Gemäldes Johannes der Täufer (jetzt in der Tribune zu Florenz) war. Auch bei dieser Darstellung beurkundet sich Choulant's unermüdeter Fleiß in der Schöpfung seines Werks beim Einsammeln aller aufs Ganze sich beziehenden Notizen.

Die mit kleinen Figuren gegebene Darstellung einer Section aus Carpi's Werk von 1535 ist von sehr netter Zeichnung.

Aus Charles Etienne's Werk „De doctrina partium corporis humani etc." (Paris 1535) sind zwei Nachbildungen der trefflichen Originalblätter, ein männlicher Körper, dessen Haupt durchschnitten, und ein weiblicher Körper mit geöffnetem Unterleib, wovon die Zeichnung Rosso Rossi oder auch Jean Cousin zugeschrieben wird. Doch könnte selbige eher Giulio Romano zugeeignet werden, da eine ähnliche, jedoch nicht anatomische weibliche Figur in derselben Stellung von einem Kupferstecher der Schule des Marc Antonio in Kupfer gestochen, auch vielleicht Francesco Salviati der Zeichner sein könnte.

Da Choulant alles für sein Werk Beziehendes aufnahm, unterließ er nicht auch die in jener ältern Zeitperiode erschienenen fliegenden Blätter mit anatomischen Darstellungen aufzuführen; der umsichtige Verfasser gibt darüber manchen belehrenden Ausweis und citirt eine größere Zahl Merkwürdigkeiten, wohin z. B. die beiden von Guldenmundt und Weigel zu Nürnberg publicirten Darstellungen von eines Mannes und eines Weibes Leib zu zählen.

Den Schluß dieser der Vor-Vesal'schen Anatomie zugehörenden Erläuterungen begleitet ein zusammengestelltes Bild mit Darstellung eines Schädels und verschiedener einzelner Knochentheile. Dieses die Kreidemanier nachgeahmte, in Holz geschnittene und rothgedruckte Blatt ist als etwas Unübertreffliches in der Vollendung der Technik zu nennen, wo der geschickte Künstler (Kretschmar in Leipzig) sich das größte Verdienst erworben und in dieser Gattung der Xylographie bisher wol kaum etwas Vollendeteres geschaffen worden.

*) Der Holzschnittkünstler Loedel in Göttingen wird in einiger Zeit nähere Mittheilungen über jene alten Meister in Verbindung artistischer Belege geben.

Den reichsten Theil von Choulant's Werk bilden die Mittheilungen über den großen Andreas Vesalio oder Vesal, welcher als der Begründer der neuern anatomischen Forschungen zu betrachten, da derselbe sich die Herstellung der Anatomie des Menschen im Vergleich gegen die damals herrschenden und fest angenommenen Lehren Galen's zur Aufgabe gemacht hatte, und alle Abbildungen der Anatomie, welche die damaligen Künstler zu Vesal's Werken lieferten, durch ihn einer außerordentlichen Genauigkeit in der Vollendung unterworfen waren.

Hinsichtlich der früher gefaßten Ansichten und der verschiedenen künstlerischen Leistungen welche die Werke des großen Anatomen begleiten, als wären die Zeichnungen damals von Tizian Vecelli oder von Coriolano ?? dazu geschaffen worden, theilt der Verfasser nach seinen Forschungen und völlig geprüfter Ueberzeugung mit, wie aus der Dedicationsschrift und andern Stellen der 1538 erschienenen Vesal'schen Tafeln hervorgeht, daß Johann Stephan von Calcar aus den Niederlanden (gest. 1546 und Tizian's Schüler) der Zeichner gewesen.

Ob die so malerisch behandelten Holzschnitte von Calcar selbst geschnitten, dieser Gegenstand knüpft sich an die oft und schon mehrfach bestrittene und schwankende Ansicht im Gesammtwesen der alten Holzschneidekunst, und auch hier dürfte mehr als gewiß sich herausstellen daß die vom Meister Calcar rein künstlerisch auf den Holzstock gezeichneten Figuren von dem geschickten Holzschnittkünstler genau und im Geist der Originalzeichnung nachgeschnitten, wie es jetzt noch in den verschiedenen Ateliers vorkommt.

Einige Abbildungen aus Vesal's Werken, sowie ein von E. Hamman componirtes Gemälde, worin Vesal in seinem Arbeitszimmer dargestellt ist, begleiten die 27 aufgeführten Ausgaben der Werke des berühmten Anatomen, worin sich die genaueste Kritik und Vergleichung der Einzelheiten ausspricht.

Eine große Zahl anderer anatomischer seltener Werke von Aerzten verschiedener Reiche und Länder, worunter mehre spanische, wie z. B. von Juan Valverde dei Hamusco, dann von Juan de Arphe y Villafane und später Ch. Martinez, folgen in chronologischer Ordnung mit trefflichen Nachbildungen ihrer Illustrationen, wobei die Proportionsanatomie von Martinez, dann besonders die (S. 78 u. 79) gegebenen Darstellungen nach den Kupfern der Anatomie Julio Casserio's zu nennen, endlich bei der Anatomie J. v. d. Gracht's eine verkleinerte Nachbildung des berühmten Rembrandt'schen Bildes Nicolas Tulpius im haager Museum als Verzierungsvignette beigegeben.

Aus jenem in reicher Zahl geschmückten Kranz der citirten und sehr fleißig beschriebenen Werke geht der Autor zu den spätern Erscheinungen bis Sömmerring, dann dem großen Werk von Mascagni, zu Fischer, Loder, Bossi und allen den Neuern über, bei welchen dann auch Seiler's Anatomie für Künstler gedacht ist, übrigens bei meheren einzelne schöne Holzschnittnachbildungen vorkommen.

Als Schluß folgen die Verzeichnisse über Kunstanatomie und die besondern Erklärungen der im Werke vorkommenden Abbildungen, welche mit ebenso viel Sachkenntniß und mit zartem Eingehen in das Artistische als auch mit der größten Genauigkeit, die überhaupt das ganze Werk ziert, aufgefaßt sind.

Die Ausstattung des Werks ist vortrefflich zu nennen. Sowol die Eleganz der Typographie aus Hirschfeld's Officin in Leipzig, als auch die artistischen Leistungen durch die Holzschnitte von Bürckner, Flegel, Kretschmar, Krüger, Reusch und Andern, sowie die drei in der Meinhold'schen Officin in Dresden trefflich und treu vollendeten Chromolithographien, nach den von Frenzel dem Jüngern aus dem oben genannten Manuscript Galen's genau copirten Initialen mit in Miniatur gemalten Figuren, geben für alle Theile der technischen Vollendung zu erkennen daß diese neue Gabe für bildende Kunst und Wissenschaft eine erfreuliche deutsche Erscheinung ist.

Rudolf Weigel hat sich zugleich durch seine Thätigkeit und

Kenntniß in der Auswahl der artistischen Blätter und in der Leitung und Verwendung der technischen Kräfte, selbst mit den nicht unbedeutenden Kosten derselben als Verleger des Werks ein bleibendes Verdienst erworben, da das Werk jederzeit als Zierde einer Bibliothek dienen wird.

J. G. A. Frenzel.

Guizot's „Histoire des origines du gouvernement représentatif".

Niemand hatte sicherlich vermöge seines Talents und seines Charakters mehr Recht als Guizot, für die sogenannten modernen Ideen aufzutreten und sie in ihren Licht- und Schattenseiten darzustellen. Guizot hat diese Ideen adoptirt und praktisch geübt; er brachte sie auf den Lehrstuhl und in die Regierung; sein Schicksal knüpft sich an das ihre bis zur letzten Stunde, wo er die traurige Ehre hatte, sie in seinem Sturze zu personificiren. Die Veröffentlichung eines Buchs, welches zu einer andern Zeit gereift und verabfaßt wurde, gerade in dem jetzigen Augenblicke beweist, mit welcher Festigkeit er das Symbol des liberalen und constitutionnellen Glaubensbekenntnisses sich vorzeichnete.

Die „Histoire des origines du gouvernement représentatif" versetzt uns in die schönsten Zeiten des Kampfs des Liberalismus, in eine Epoche, wo Guizot die Zukunft, die Popularität, die instinctartige Gunst der Massen, die Begeisterung der Jugend, den überlegten Beifall der ausgezeichnetsten Köpfe für sich hatte. Zwischen 1820, wo Guizot, einer der Helden dieser Bewegung, Vorlesungen über die Repräsentativregierung hielt, und der Jetztzeit, wo er sie veröffentlicht, haben die liberalen Ideen Zeit gehabt, ihre Macht zu zeigen, sich in Institutionen umzuwandeln und wiederum besiegt zu werden. Diese 30 Jahre haben die schreckenerregendste Consumtion von Systemen und Theorien mit angesehen, die alle mehr oder minder dem Liberalismus angehörten, schwache Stützen, auf denen sich das französische Staatsgebäude vergeblich zu befestigen suchte. Eine der verführerischsten dieser Theorien ist die welche besonders die Schule Guizot's verbreitet und die in der „Histoire du gouvernement représentatif" dargestellt wird: es ist die Lehre welche die Quelle der Souverainetät und des Rechts in der menschlichen Vernunft, der Intelligenz sucht.

Die Doctrin der souverainen Intelligenz hat an sich nichts Außerordentliches, wenn wirklich auch die Fähigsten, die Intelligentesten an die Spitze gerufen werden. Allein es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt daß die Intelligenz allein die Einheit, das Leben und die Macht einer Gesellschaft ausmacht und nicht vielmehr der Glaube an die religiösen und socialen Wahrheiten. Ein gleich großer Irrthum ist es, wenn man meint, die Intelligenz allein könne fern von Allem was sie reinigt und befruchtet alle andern moralischen Kräfte, wenn sie im Menschen erloschen sind, ersetzen. Daraus sind viele Täuschungen, viel Unglück entstanden. Ihrer eigenen Bewegung überlassen, berauscht von dem Gedanken ihrer Souverainetät, ist die Intelligenz von solcher Selbstliebe ergriffen daß sie stets ihre Gedanken und Ansichten der traditionnellen Wirklichkeit aufdringen will. Deshalb strebt auch Jeder nur nach ihr; die Erziehung richtet sich nicht mehr dahin, den Menschen besser zu machen, sondern seinen Geist künstlich zu cultiviren, „Capacitäten" zu schaffen, Redner, Agitatoren, Prätendenten auf Aemter und Reformatoren jeder Regierungsform. Dies ist der Fehler der modernen Erziehung, und unter der Herrschaft jener Doctrin hat sie diese falsche Richtung genommen. Das Talent ist der Maßstab für Alles, ist das accreditirte Zeichen des socialen Werths geworden, und seitdem hat sich eine seltsame Wuth entwickelt, diese Stufe zu erreichen, um dann über Alles urtheilen, streiten und Entwürfe machen zu können. Aus den gährenden Schichten der Gesellschaft ist eine Wolke von Talenten und Halbtalenten — verkehrten Utopisten, kleinlichen und unklaren Köpfen, lasterhaften Speculanten — entstanden, welche ihren Theil an der souverainen Initiative vindiciren und der Gesellschaft ihre chimärischen Streitigkeiten, ihre müßigen Plane einimpfen wollen. Man bemerkt es nicht daß es merkwürdig cultivirte und corrumpirte Jahrhunderte geben kann, wo die Intelligenz blendet oder verbrennt, ohne doch zu erhellen, und ein Mittel für moralische Entnervung und Verfall ist, statt ein Mittel für den Fortschritt zu sein. Es sind die Jahrhunderte, wo der strenge Cultus der Wahrheit um der Vergötterung des Geistes willen verlassen wird, wo nach den Sophismen die Revolutionen und nach den Sophisten der Henker oder der Barbar kommt, um den Knoten zu durchhauen.

Man könnte in Guizot's Werk zwei wesentliche Theile unterscheiden, die sich auf eine gemeinsame Entwickelung gründen und beide eines tiefern Studiums gleich werth sind. Die eine ist die philosophische Untersuchung der Principien, der Bedingungen der repräsentativen Regierung, der andere ist die reinhistorische Seite, wo der Verfasser durch die Schilderung der Entstehung einzelner europäischer Civilisationen das Hinneigen jedes Fortschritts zur freien Regierung darstellt. Guizot hat seine Aufgabe nur für England durchgeführt. Er hatte dabei jedenfalls einen politischen Zweck, als er in der Geschichte die Wurzeln der Repräsentativverfassung fand, unterschied sich dabei aber wesentlich von den Propagandisten revolutionnairer Abstractionen. Indem er die Gegenwart an die Vergangenheit anknüpfte und durch die politische Geschichte Englands zeigte, wie ein Volk sich entwickelt, durch welche langsame und geheimnißvolle Anstrengung es dahin kommt, sich eine mannhafte Organisation zu geben, widersprach Guizot auf das beredteste Denjenigen welche die Gesellschaft a priori reconstituiren und das Volk nach den abstracten Principien, die sie geschmiedet haben, und den Erleuchtungen die ihre Köpfe erhitzen modeln wollen.

Man kann in Guizot's Arbeit sogar die Widerlegung für ihn selbst und für seine Doctrin finden; denn auch er und seine Freunde wollen eine künstliche Naturalisation englischer Einrichtungen auf französischem Boden, und das glückliche, freie England, dessen Geschichte sie als Beispiel citiren, hat seine politische Größe doch nur durch seine eigene Bewegung erlangt, durch das innere Gesetz seiner nationalen Entwickelung, durch die freiwillige und ursprüngliche Regung seines Genius und seiner Gewohnheit, durch eine hartnäckige, heroische Anstrengung. Frankreich hat von England den äußern Schein seiner Einrichtungen genommen und sie verbessern wollen; es hat seine Revolutionen und seine Dynastieveränderungen durchgemacht, aber seinen Genius, jenen nationalen Charakter, der sich in den Kämpfen seiner Geschichte zeigt und der in seinen Einrichtungen fortlebt, hat Frankreich sich nicht mit aneignen können und wird es auch nie vermögen. Deshalb sagt auch Guizot, das Repräsentativsystem könne nicht nach demselben Zuschnitt gehandhabt werden, sondern müsse sich nach der Entstehung und der Geschichte jedes Landes richten. Leider ist Frankreich in dieser künstlichen Vervollkommnung der staatlichen Einrichtung noch weit vom Ziel entfernt, und statt den wirklichen Feind derselben, den Geist der Revolution, mannhaft zu bekämpfen, hat es sich begnügt ihn mit Fictionen zu widerlegen. Die Februarrevolution sollte aber gezeigt haben daß man ihn mit mehr als Fictionen und gelehrten Mechanismen zu bewältigen hat; selbst allgemeine Versöhnungen aller von Frankreich vertriebenen Dynastien konnten nicht genügen.

Die Februarrevolution hat Frankreich die Lehre gegeben daß man gegenüber so vielen großen Problemen des menschlichen Lebens bessere Lösungen suchen müsse; sie hat ihm offenbart was es nicht zu wissen schien, daß ein Volk nicht ungestraft jeden Widerspruch gegen die einfachsten Pflichten in sich aufnehmen darf. Es ist jetzt einleuchtend daß Das was man dem Ansehen, der Autorität an Kraft nimmt nicht nothwendig immer der Freiheit zugutekommt, daß Das was man dem gött-

lichen Gesetze an Ehrfurcht entzieht nicht immer zu Gunsten der Unabhängigkeit des menschlichen Gedankens ausschlägt, daß jede Revolution eine Strafe ist, nicht eine mannhafte That der Emancipation. 16.

Der wahre und der falsche Socialismus.

Besondere Beachtung verdient folgendes in Paris erschienene Buch: „Le vrai et le faux socialisme, par *Alphonse Grün*." Man findet darin gesunde Ideen, einen verständigen Geist, eine wahre Liebe des Guten und eine weise Mäßigung. Herr Grün weiß den Leidenschaften der Parteien fremd zu bleiben und sich vor den absoluten Systemen zu hüten, deren Ergebniß es fast immer ist, mögliche Verbesserungen dem eiteln Streben nach einem ganz chimärischen Zwecke zu opfern. Vertheidiger der Grundsätze auf denen die gesellschaftliche Ordnung ruht, bekämpft er kräftig die umwälzerischen Ideen, die ungereimten Theorien, welche darauf zielen eine neue Gesellschaft zu gründen, ohne den Grundbestandtheilen der menschlichen Natur Rechnung zu tragen. Aber er untersucht mit Ruhe und Wohlwollen, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden sich bemühend und Das was die Beweisführung seiner Gegner Gutes haben mag nicht verwerfend. Die Leiden der ärmern Classe, die durch den industriellen Aufschwung verursachten Uebel finden in ihm einen gerechten Beurtheiler, der sich bemüht denselben durch praktische, mit den gegenwärtigen socialen Zuständen in Harmonie stehende Mittel abzuhelfen. Wenn er die Organisation der Arbeit als verderblich verwirft, so nimmt er jedoch an daß die Regierung innerhalb gewisser Grenzen sich ins Mittel schlagen kann und soll, indem sie alle geeigneten Maßregeln ergreift, um Privatvereine zu begünstigen, ihnen eine große Freiheit ihrer Thätigkeit zu verbürgen und die Arbeiter gegen die Misbräuche des Monopols oder die Ausschreitungen einer unerbittlichen Concurrenz zu schützen. Es ist ein schwerer Gegenstand, der um auf eine vollständige Weise behandelt zu werden, eine größere Entwickelung erfodern würde. Unser Verfasser beschränkt sich aber darauf, die vornehmsten gesetzgeberischen Verbesserungen, welche ihm dieses Ziel erreichen zu müssen scheinen, sowie die verschiedenen Associationen, von denen man heilsame Resultate erwarten kann, zu bezeichnen. Er vergißt auch nicht den Arbeitern ihren Theil zu geben, und sagt ihnen offenherzig die Wahrheit über die Folgen die aus ihrem eigenen Betragen fließen und deren Ursache es von ihnen allein abhängt zu zerstören. Um die Wirksamkeit der Reformen die er vorschlägt besser hervorzuheben, stellt er sie in Gegensatz zu der Ohnmacht des Communismus, dessen Geschichte er nach Sudre's trefflichem Buche kurz skizzirt. In der Zahl dieser Reformen figurirt unter Anderm das Gesündermachen der der arbeitenden Classe bestimmten Wohnungen. Es ist ein Gegenstand, der wichtig genug ist, um den Verfasser zu bewegen, ihm einen speciellen Artikel zu widmen, welcher kostbare Data enthält sowol über den Stand dieser Frage in Frankreich als über die in verschiedenen andern Ländern gemachten Versuche dieselbe zu lösen. Man begreift in der That, welchen Einfluß die Möglichkeit, sich zu einem sehr mäßigen Preis gesunde, gehörig gelüftete, erwärmte und erleuchtete Wohnungen zu verschaffen, auf das Schicksal des Armen ausüben muß, worin er wenigstens das wesentlichste Wohlsein genießt und sich an eine Reinlichkeit gewöhnt, die sowol auf sein moralisches als auf sein physisches Wesen wohlthätig wirkt. Hier ist das Sichinsmittelschlagen der Regierung unerlaßlich, und dessen Nutzen kann nicht bestritten werden. Gefährliche Gebäude sind immer den Gesetzen oder den Vorschriften der Polizei unterworfen gewesen, wohlan, warum sollte man nicht diese heilsame Aufsicht auch auf diejenigen Gebäude, welche der Gesundheit der Menschen schädlich sein können, erstrecken? Offenbar ist es in der Gesetzgebung eine Lücke die man ausfüllen muß, und es ist sogar eine Pflicht zur Erbauung neuer Häuser, die alle Bedingungen der Gesundheit, welche den der arbeitenden Classe bestimmten Wohnungen heutzutage fehlen, darbieten, soweit möglich aufzumuntern. England gibt uns in dieser Hinsicht nachahmungswürdige Beispiele. Die 1844 gegründete Gesellschaft zur Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Classen hat drei Fonds geschaffen, von denen einer bestimmt ist zur Erbauung von Musterhäusern, welche an die Stelle der schrecklichen Schlupfwinkel des Elends und der Laster treten sollen, wo oft ein einziges Zimmer 20, 30 und mehr während der Nacht vereinigte Personen enthält. Nach dem von ihrem Präsidenten, Lord Ashley, 1848 gemachten Bericht hat die Gesellschaft 23 solche Häuser gebaut, worin sie wöchentlich Wohnungen von drei Gemächern vermiethet. Sie hat ein Haus gebaut, welches 30 Zimmer enthält, die an arme Witwen billig vermiethet werden; dann ein anderes Haus, um darin des Nachts zu schlafen, welches 80 Personen bequem enthalten kann. Man kann darin ein Bad nehmen und sich selbst seine Speisen kochen. Die Gesellschaft sorgt für Leinentuch und Seife. Diese Häuser erhalten sich und bringen trotz des billigen Miethgelds sogar Gewinn. Seit der Zeit sind solche Häuser zu Edinburg, Glasgow und in vielen andern Städten Englands eröffnet worden. In dem Musterhause hat jeder Arbeiter der darin über Nacht schläft und dafür bezahlt sein Bett; er hat überdies den unentgeltlichen Zutritt zu einer Bibliothek von 500 Bänden. Ganz gewiß sind das Reformen von der höchsten Wichtigkeit, die reelle und nützlichere Resultate als alle Träume des Socialismus hervorbringen müssen. Man kann Grün's Bemühungen die Aufmerksamkeit der Franzosen nach dieser Seite hin zu richten nur Beifall schenken. 32.

Notizen.

Die australischen Goldgruben.

Ein schwaches Bändchen, betitelt: „A short account of the late discoveries of gold in Australia; by Captain *John E. Erskine* (London 1852), stellt in gedrängter Kürze Alles zusammen was namentlich die Sidney-Zeitungen in fraglicher Beziehung berichtet haben: erst die Veranlassung zur Entdeckung der Goldlager; dann die Wirkungen, welche jene Entdeckung in Neusüdwales hervorgebracht; endlich den gegenwärtigen Zustand der Nachgrabungen in den Bathurst- und andern Districten. Der Verfasser war zufällig in Sidney, als die hochwichtige Nachricht ankam, besuchte später die sogenannten Goldgruben, die eigentlich nur Aufwühlungen sind, und schreibt daher als Augenzeuge. Deshalb überrascht es ebenso sehr als es zugleich freuen muß, daß seine Mittheilungen den Zeitungsberichten allenthalben beitreten, letztere sich jeder Uebertreibung enthalten haben; ein Beweis daß selbst in einer Strafcolonie bei den Gegenfüßlern die Engländer so ruhig auf den Füßen stehen wie in Europa, sich dort so wenig überschlagen wie hier, hier wie dort kalte, bedachtsame Geschäftsmenschen sind. Neben dem Werthe des Buchs daß es die zum Theil in deutsche Blätter übergegangenen Zeitungsnachrichten bestätigt, verdient eine beigegebene Karte der Goldlager Erwähnung.

Englands Krieg mit den Kaffern.

Von einer Beschreibung dieses 1850 begonnenen, 1851 fortgesetzten und 1852 noch unbeendeten Kriegs ist unter dem Titel: „A narrative of the Kaffir war of 1850—51, by *R. Godlonton* and *Edward Irving*" (London 1851), ein erstes und zweites Heft erschienen, welche alle bis dahin vorgefallenen Begebenheiten nach den glaubwürdigsten Mittheilungen ausführlich erzählen. Die Beschreibung soll in gleicher Weise für die Dauer des Kriegs in vierteljährigen Heften fortgeführt werden. 13.

Französische Briefformeln.

Ludwig Philipp bediente sich, wenn er an Guizot schrieb, des herkömmlichen „Votre affectionné“. Vielleicht that Guizot das Nämliche wenn er an den königlichen Verbannten schrieb, und weder der Eine noch der Andere täuschte sich damit, für Beide war diese Formel ausnahmsweise Wahrheit. „Vale; si vales, bene est, ego quidem valeo“ schloß Cicero seine glänzenden Missiven. Die Sommitäten der pariser Universität und Seminarien, die Geistlichen, die Pädagogen von Profession, Alle machen stolz maßlosen Gebrauch von der alten lateinischen Phrase. Der große Schauspieler Lekain endigte seine Briefe gleich Heinrich II. und Franz I.: „Que Dieu vous garde.“ Talma ergoß in seine Episteln was sein edles Herz ihm eingab: er unterzeichnete schlicht und fügte sich nicht in den üblichen Abschiedsgruß. Mademoiselle Clairon endete oft ihre ambraduftenden Billets mit „Aimez-moi longtemps“. Mademoiselle Mars hat in ihrer letzten Zeit drei Worte angenommen: „Adieu, joie et santé.“ Alexandre Dumas schließt seine Freundschaftszeilen: „A toi, cher“, oder „A vous, cher“. Victor Hugo, sagt man, gebrauche verschwenderisch das „Tibi toto corde“. Aber wer fühlte sich nicht stolz einen solchen Autographen von ihm zu empfangen? 12.

Bibliographie.

Alberti, F. v., Halurgische Geologie. Mit 65 Holzschnitten. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Balmes, J., Lehrbuch der Elemente der Philosophie. Aus dem Spanischen übersetzt von F. Lorinser. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Lehrbuch der Logik. Regensburg, Manz. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Barth, H., Schiller's Todtenfahrt. Gedicht. Freiberg, Frotscher u. Wolf. Gr. 16. 6 Ngr.

Chmel, J., Bericht über zwei literarische Reisen, eine kleine im Inlande, eine grosse im Auslande. Wien. Gr. 8. 5 Ngr.

Dittmann, A. F., Unsere Zeit und die Naturwissenschaft. Zur Vorbereitung eines wissenschaftlichen Unternehmens. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 15 Ngr.

Düntzer, H., Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. Studien zum Leben des Dichters. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Griepenkerl, R., Dramatische Werke. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Girondisten. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr.

Longfellow, J., Der Mond. Seine Beschaffenheit, Zustände, menschliche und thierische Bevölkerung, Einfluß auf die Erde und Beziehungen der Mondbewohner zu denen unserer Erde, nach Offenbarungen und wissenschaftlichen Forschungen übereinstimmend dargestellt. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Loewe, P., Die Prostitution aller Zeiten und Völker mit besonderer Berücksichtigung von Berlin. Ein Beitrag zu der obschwebenden Bordellfrage. Berlin, Logier. 8. 1 Thlr.

Nationallieder der Magyaren. Uebersetzt von Bassi und Benkö. Braunschweig, Zeger. 16. 2 Thlr.

Nowák, A. F. P., Der Ocean oder Prüfung der bisherigen Ansichten über das Niveau, die Tiefe, die Farbe, das Leuchten, den Salzgehalt, die Temperatur, die Strömungen, die Ebbe und Fluth und die sonstigen Bewegungen des Meeres, nebst der Erklärung eben dieser Phänomene vom Standpunkte eines neuen gemeinschaftlichen Princips. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Das Räthsel unserer Quellen oder Kritik aller wichtigeren bisher aufgestellten Theorieen über den Ursprung, die Temperatur, die Periodicität rc. der Quellen unserer Erde, und Versuch einer ausführlich begründeten Lösung dieser Fragen rc. nebst einem Anhang über die räthselhaften Erscheinungen der artesischen Brunnen, der Flüsse und Binnenseen. Nebst 1 lithographirten Tafel. 2te, mit Zusätzen und Verbesserungen vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Pechlin, F. v., Gedichte. Kopenhagen, Schwartz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Plötz, J. v., Vaterland über Alles! oder: Der Entsatz von Leyden. Schauspiel in vier Aufzügen, nach einer Erzählung Wachsmann's zum Drama umgeschrieben. München, Franz. 8. 14 Ngr.

Sander, J. F. E., Bileam, der Sohn Beor's. Vier Predigten. Elberfeld, Bädeker. 1851. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Israel in der Wüste. Zwölf Predigten. Ebendaselbst. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwab, C. T., Arkadien. Seine Natur, seine Geschichte, seine Einwohner, seine Alterthümer. Eine Abhandlung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 12 Ngr.

Stein, L., System der Staatswissenschaft. 1ster Br — A. u. d. T.: System der Statistik, der Populationisti' der Volkswirthschaftslehre. Stuttgart, Cotta. Gr. 8.

Vorlesungen über Kriegsgeschichte, bezweckend e' führung in die gesammte Kriegswissenschaft an der Kriegsgeschichte, unter Zugrundelegung der „Gru Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte rc.' Figuren, Holzschnitten, Planen und Karten. herausgegeben von J. v. H. 1ster Theil. 1ste . Stuttgart, F. Köhler. 1851. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wagner, R., Zwei Briefe. I. Brief an den Redac... der Neuen Zeitschrift für Musik. II. Brief an Frz. Liszt. Leipzig, Hinze. Gr. 8. 10 Ngr.

Weißenborn, W., Die betrogene Welt oder drei Erzschelme. Posse in einem Acte. 2te vermehrte Auflage. Weimar, Goullon. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Keine Pairskammer in Preußen! Sendschreiben an den Prof. Dr. Gaupp in Breslau von E. G. D. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Landmann, G., Hirten-Predigt gehalten vor seinen Amtsbrüdern bei dem öffentlichen Conferenz-Gottesdienste der Dekanats-Visitation zu Lauterbach am 19. Mai 1851. Lauterbach. 8. 3¾ Ngr.

Die bürgerlichen Rechte der Juden und Dissidenten vor dem Forum der Ersten Kammer. Nach den Druckschriften der Kammer und dem stenographischen Bericht. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schenkel, D., Die Schutzpflicht des Staates gegen die evangelische Kirche. Zur Erläuterung des Heidelberger Facultätsgutachtens in der Dulon'schen Angelegenheit und zur Berichtigung des in derselben von Hrn. Dr. Dittenberger abgegebenen Votums. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 3 Ngr.

Schneider, J., Das höchst merkwürdige, aber auch ebenso unglückliche Jahr 1850. Programm zur 50jährigen Dienst-Jubiläums-Feier. Fulda. Gr. 4. 15 Ngr.

Schreiber, F. W. H., Der protestantische Bund, gestiftet bei Gelegenheit des 4ten deutschen evangelischen Kirchentags in Elberfeld. Düsseldorf, Kampmann. 12. 3¾ Ngr.

Die studentischen Verbindungen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 10 Ngr.

Vor der zwölften Stunde. I. Handelsbund oder Zollverein? Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Wie haben wir als Christen und Priester das Verhältniß aufzufassen, in welchem Offenbarung und Kirche zu Kunst und Wissenschaft stehen? Beantwortet von dem Verfasser des Schriftchens: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!“ Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XIX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar**, **Februar** und **März** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. XVIII.)

11. **Codex Claromontanus** sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit **Constantinus Tischendorf.** 4. Cartonnirt. 24 Thlr.

Für den Originaltext der Paulinischen Briefe sind nur drei Documente, die dem **Codex Claromontanus** an Alter und Bedeutung nahe stehen, auf unsere Zeit gekommen; für den altlateinischen Text ist nur eins, aber um drei Jahrhunderte jüngeres, mit ihm vergleichbar. Karl Lachmann stellte die Wichtigkeit dieser Handschrift so hoch, daß er im voraus eine Herausgabe derselben als ein „unsterbliches Verdienst um die Kritik des Neuen Testaments" bezeichnete, und erklärte, daß ihr Vorhandensein dem Texte der Paulinischen Briefe eine größere Sicherheit gewähre als sie irgend ein anderer Theil des neutestamentlichen Textes besitze. Die Arbeiten Wetstein's und Sabatier's, auf denen hundert Jahre lang die neutestamentliche Kritik basirt war, hat der Herausgeber als höchst unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen.

Bei der besondern Wichtigkeit des Werkes für die christliche Kirche und die philologische Wissenschaft hat die Verlagshandlung die Kosten nicht gescheut, dasselbe als eins der ersten wissenschaftlichen Prachtwerke Deutschlands auszustatten. Die als Subscribenten dem Werke vorgedruckten Namen vieler Fürsten, der meisten Universitäts- und Staatsbibliotheken des In- und Auslandes, mehrer Bischöfe Englands, sowie anderer Gönner und Kenner der biblischen Wissenschaften lassen zuversichtlich erwarten daß das Werk eine allgemeine Theilnahme in der gelehrten Welt finden wird.

Von dem Herausgeber erschien früher ebendaselbst:

Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit **Constantinus Tischendorf.** 2 Tomi. 1850. 8. 4 Thlr.

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Constantinus Tischendorf.** 1847. 4. 18 Thlr.

12. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Fünfundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Heft, oder vierter Band. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr., in einer Prachtausgabe 3 Thlr.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

13. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Ausgabe in 96 Lieferungen. Elfte bis achtzehnte Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Monatlich erscheinen in der Regel zwei bis vier Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text und Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

14. **Cussy (F. de), Réglements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. Broché. 2 Thlr. 8 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou manuel-lexique du diplomate et du consul. In-12. 1846. 3 Thlr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Ch. de Martens** et le baron **F. de Cussy.** 5 vol. In-8. 1846—49. 14 Thlr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.

15. **Darwin's und Hufeland's Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts.** Zweite deutsche neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. **Friedrich August von Ammon.** 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 28 Ngr.

Diese treffliche, durch Wahrheit, Einfachheit und gesundes Urtheil ausgezeichnete Erziehungsschrift, das gemeinsame Werk zweier hochberühmter Aerzte, eines englischen und eines deutschen, hat schon in ihrer frü-

hern Gestalt die allgemeinste Theilnahme in Deutschland gefunden. Gegenwärtig von dem Geh. Medicinalrath Dr. von Ammon in einer zeitgemäßen Form umgearbeitet, darf sie allen Müttern und Erzieherinnen angelegentlichst empfohlen werden.

16. **Fischer (C.), Der Schutzzoll und der Ackerbau.** Erste und zweite Auflage. 8. Geh. 4 Ngr.

Diese kleine, aber inhaltsreiche Schrift eines praktischen Landwirths, von der schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen eine zweite unveränderte Auflage nöthig geworden, weist an einfachen Zahlen auf das überzeugendste nach, welch nachtheiligen Einfluß der Schutzzoll auf den Ackerbau ausübe, von dessen Blüte doch wiederum der gesammte Nationalwohlstand, die Blüte des Handels und der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft bedingt sei. Sie ist deshalb der Aufmerksamkeit nicht nur des landwirthschaftlichen Publicums, sondern aller Derer, die bei Entscheidung der Zoll- und Handelsfragen Deutschlands interessirt sind, also des gesammten Volks, dringend zu empfehlen.

17. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Sechsundsiebzigstes bis neunundsiebzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis sechste Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

18. **Goltz (Bogumil), Ein Jugendleben.** Biographisches Idyll aus Westpreußen. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der noch nicht nach Verdienst geschätzte Verfasser des „**Buch der Kindheit**" (1847) und des „**Menschen-Dasein**" (1850), welches erstere Rosenkranz eine „Fundgrube für alle Zeiten" und Diesterweg ein „unschätzbares Kleinod" genannt hat, tritt hier mit einem Werke auf, in welchem er das Landleben in einer Wahrheit und Plastik, mit so quellfrischen Empfindungen schildert daß sich der Leser mit fortgerissen und zum Mitdichten aufgelegt fühlt. Was aber mehr wie die Poesie, die Lebensweisheit, der Humor und der überall schlagende Verstand des Buchs sagen will, das ist die lebendigste Schilderung, die herzigste Würdigung des Landvolks. Das Werk ist in dieser Hinsicht dem Besten an die Seite zu stellen, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiet geleistet hat.

19. **Gräfe (H.), Allgemeine Sammlung** von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechenkunst für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Landwirthschaftsschulen und andere technische Lehranstalten. Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben. 8. Geh. 22½ Ngr.

20. ——————, **Resultate und Ausrechnungen** zu der Allgemeinen Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechenkunst ꝛc. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:
Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Zwei Theile. 8. 1845. 4 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage der **Decker**'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei in **Berlin** ist erschienen und daselbst, wie auch in allen Buchhandlungen zu haben:

Römische Studien

von

A. Kestner, Ph. D.,

Königlich Hannoverschem Legationsrath, Vice-Präsidenten des Archäologischen Instituts in Rom, Mitglied gelehrter Gesellschaften in Rom, Neapel, Göttingen, London, Stockholm u. s. w.

Mit einem Titelkupfer. 13 Bogen gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: I. Die Stanzen des Raphael, betrachtet als eine Epopöe in vier Gesängen. II. Archimedes und seine vier Schüler, Gruppe in der Schule von Athen. III. Michel Angelo's Erschaffung des ersten Menschen. IV. Mode und Ballet. V. Catalani, die Sängerin. VI. Paganini, der Violinspieler. VII. Rossini, der Operncomponist. VIII. Thorwaldsen. IX. Vittoria, die schöne Winzerin von Albano (Titelkupfer). X. Koch, der Landschafts- und Geschichtsmaler. XI. Gebrüder Riepenhausen. XII. Cornelius und Overbeck.

Im Verlage von **C. A. Schwetschke** und **Sohn (M. Bruhn)** in **Halle** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen

nach

Kos, Halikarnassos, Rhodos und der Insel Cypern

von **Ludwig Ross.**

Auch als vierter Band der

Reisen auf den griechischen Inseln.

Mit Lithographien und Holzschnitten.

14 Bogen gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Sgr.

Soeben ist erschienen die zweite und dritte Abtheilung (Schluss) des III. Bandes von

Dr. F. Graevell's

Notizen für praktische Aerzte

über die

neuesten Beobachtungen in der Medicin

mit besonderer Berücksichtigung

der Krankheits-Behandlung.

Royal-8. Preis des vollständigen Bandes 5⅓ Thlr.

Der Druck des IV. Bandes (Notizen für 1851) hat bereits begonnen, und wird die erste Abtheilung im Juli ausgegeben werden.

Berlin. August Hirschwald.

In meinem Verlag ist soeben erschienen:

Mein Leben und Wirken

in

Ungarn

in den Jahren 1848 und 1849.

Von

Arthur Görgei.

Zwei Bände.

Grösstes Lexikon-Octav. Elegant Geheftet.

Preis 6 Thlr.

Dieses Werk, dessen Erscheinen man seit längerer Zeit allgemein mit ausserordentlicher Spannung entgegensah, gehört der Geschichte an. Ohne diese Memoiren Görgei's sind alle bisherigen Werke über die neueste Geschichte Ungarns nur Bruchstücke.

Leipzig, im Mai 1851.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 20. —— 15. Mai 1852.

Inhalt.

Zur preußischen Geschichte.

1. Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Von G. H. Pertz. Vierter Band. 1814 und 1815. Berlin, G. Reimer. 1851. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Leben Karl August's, Fürsten von Hardenberg, königlich preußischen Staatskanzlers, von Karl Ludwig Klose. Nebst einem Bildnisse des Fürsten und einem Facsimile. Halle, Anton. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Indem wir den vierten Band des in der historischen Literatur unsers Vaterlandes so bedeutenden Werks von Pertz anzeigen (vergl. Nr. 144 d. Bl. f. 1850 und Nr. 112 f. 1851), müssen wir zunächst unser höchstes Bedauern aussprechen, wenn es sich bestätigen sollte was das Gerücht sagt: daß nämlich die Arbeit sich wahrscheinlich ganz, gewiß aber vorerst damit schließen würde. Stein in der Ruhe seines Land- und Familienlebens kennenzulernen, ihn selbst noch ein mal, nicht erregt vom Augenblick der Bewegung, sich über die erlebte Zeit aussprechen zu hören, wäre nicht nur von höchstem Interesse, sondern mehr noch von höchster Belehrung. Sehr schlimm, wenn rücksichtsvolle Bedenken oder erwägungswürdige Rücksichten uns diesen Genuß entziehen sollten! Machen wir uns darum wenigstens die Sache auf andere Art interessant, indem wir die gedachten beiden Werke gleichzeitig besprechen. Zwei Männer von höchster Bedeutung für Deutschland, noch mehr für Preußen, dessen Steuerruder in ihrer Hand war als es sich um Sein und Nichtsein handelte; die sich in ihren Ansichten oft schroff entgegenstanden; die sich darum auch wol im Innern feindlicher gesinnt waren als die äußerlich beobachtete Etiquette es Dritten ahnen ließ; die Beide ihren Freundeskreis fanden, der dem Andern wieder zum feindlichen Lager ward: — solche zwei Männer finden ihre Biographen, deren Darstellung, wenn auch nicht gerade panegyrisch, doch immer rechtfertigend und gutheißend für den eigenen Helden ist. Man kann nicht sagen daß die Wahrheit hier oft in der Mitte liegt; die Wahrheit ist nicht wie ein chemischer Stoff, der nach langem Zusammenthun und Verarbeiten wie ein Niederschlag zu Boden fällt. Jeder kann aus innigster Herzensüberzeugung Recht haben, es kommt nur darauf an welche Ansicht die verschiedenen Individualitäten über die Thaten, um deren Beschreibung es sich handelt, hatten. Wir werden darauf noch ein mal zurückkommen müssen. Referiren wir vorerst über den Inhalt der Werke.

Wir lernten Stein zuletzt als Präsident der sogenannten Centralcommission kennen, wo er die Verwaltung der eroberten Länder und die Oberaufsicht auf die Erfüllung der Verbindlichkeiten der deutschen Fürsten, namentlich derer welche früher zum Rheinbunde gehört hatten, besorgen mußte. Als im Jahre 1814 die Entscheidung des großen Kriegs gegen Napoleon in der Hauptstadt Frankreichs selbst fiel, da fehlte Stein auch hier nicht unter der Zahl der Diplomaten, um seine Stimme hören zu lassen. Sein Wort galt zwar viel; leider aber saß er nicht förmlich in der Reihe der ersten Staatenbevollmächtigten, und die ganze Lebensgeschichte des großen Mannes von hier an ist ein lebender Beweis, wie im diplomatischen Verkehr oft die äußere Form viel mehr vermag als der innere Gehalt. Der Inhalt des ersten Pariser Friedens ist bekannt, sowie auch daß ein großer Congreß zu Wien angesetzt wurde, um das nur vorläufig Bestimmte noch näher zu ordnen. Nur Eins sei noch angeführt. Jeder der siegenden Staaten hatte Foderungen, welche sie sich, um sie realisirt zu sehen, gegenseitig gewähren mußten. Alle, so berichtet Stein durch den Mund seines Geschichtschreibers, waren so klug sich hierin vorzusehen und die vorläufige Gewährung ihrer Foderung sich schon in Paris geben zu lassen, um diese Anlegenheit dann in Wien als eine schon abgemachte vorlegen zu können. Preußen hatte von Anfang an sein Augenmerk auf Sachsen gerichtet; es wird uns geradezu gesagt daß es in Paris ein Leichtes gewe-

sen, dieserhalb eine Zusage zu bekommen. Allein der Kanzler Hardenberg soll von Paris abgereist sein und die Foderungen anderer Mächte unterzeichnet haben, ohne die Preußens vorher zu ordnen. So ward Alles nach Wien verwiesen, wo es in Verwirrung und Stocken gerieth! Das wäre allerdings stark!

Nach Erledigung der Arbeiten in Paris sehnte sich Stein vorerst nach dem langentbehrten Genuß der Häuslichkeit und reiste über Meaux, Luxemburg und Koblenz nach Nassau und Frankfurt, wo er bis zum 8. September blieb. Aber den Geschäften entzog er sich doch nicht ganz. So hatte er mit dem aus England zurückgekehrten Kanzler von Hardenberg und dem Grafen von Solms-Laubach Conferenzen über eine künftige deutsche Verfassung. Stein hielt im Allgemeinen an seinem frühern chaumonter Vorschlag (Stein, „Denkschriften etc.", herausgegeben von Pertz) fest, wogegen Hardenberg einen andern Vorschlag machte, wonach Deutschland in Kreise getheilt und zunächst unter Kreisobersten gestellt werden sollte; ein Fürstenrath, worin auch den Mediatisirten Curiatstimmen zugedacht waren, sollte das Ganze überwachen. Stein gab seine Anmerkungen zu diesem Entwurf, der ohne Zweifel die Grundlage des schon beim Beginn des Congresses vorgelegten Verfassungsplans in zwölf Paragraphen, sowie auch des von W. von Humboldt weiter verarbeiteten spätern Projects wurde, was man am 13. September in Baden bei Wien Metternich mittheilte. Leider gibt uns Pertz gar keine Erklärung über den Grund der politischen Meinungsverschiedenheit oder Meinungsänderung Stein's, vermöge der er in Chaumont und auch in Frankfurt noch gar nicht an einen deutschen Kaiser dachte, den er später mit dem ganzen Feuer seines sanguinischen Temperaments als das einzige Heil foderte.

Unter andern Geschäften und Arbeiten mag einer ungeheuern Correspondenz, Theilnahme an der Feststellung des künftigen Geschicks Sachsens und des Abschlusses der Centralcommission gedacht werden. Nach Erledigung derselben reiste Stein in der Mitte des September nach Wien zu dem großen europäischen Congresse.

Die Entwickelung der allgemeinen politischen Angelegenheiten hier ist bekannt, namentlich ist auch noch kürzlich den deutschen besonders eine weitläufigere Monographie gewidmet („Historisches Taschenbuch", dritte Folge, erster Jahrgang, 1850); wir können uns daher da kürzer fassen, wo Bekanntes wiederholt wird, und weitläufiger auf das Verdienst eingehen was dem vierten Band der vorliegenden Lebensbeschreibung ausschließlich zukommt. Das besteht ganz besonders darin daß wir endlich einmal über die Stellung aufgeklärt werden welche Stein bei den Verhandlungen einnahm, und worüber bei vielfacher Meinungsverschiedenheit eigentlich doch entschiedenes Dunkel herrschte.

Stein befand sich in der That auf dem Congreß in eigener Stellung. Als Vorsteher der Centralgewalt hatte er die ausgebreitetste Kenntniß über die Kräfte und die Bedeutung einer Menge von Ländern und Provinzen, die in den verschiedensten Beziehungen in Frage kamen, und er war daher unentbehrlich, um Auskunft zu ertheilen, die oft nirgend anders zu erhalten war. Aber er saß nicht mit in dem Rathe der zur Unterhandlung selbst auserfehenen Bevollmächtigten und hatte daher — etwa wie wir zu sagen pflegen — nur ein consultatives, kein decisives Votum. Dazu hatte Stein eigentlich gar keine Anstellung. Er war weder preußischer noch russischer Minister. Wollte er daher gegen eine andere Ansicht die seinige durchsetzen, so mußte er von anderwärts her Stützen für seinen Einfluß nehmen. Und das konnte er zwar wieder leicht. Alexander hatte ihn ganz besonders nach Wien beschieden, um an ihm einen vertrauten Rathgeber in der die deutschen Angelegenheiten betreffenden Politik zu haben. Wenn man weiß, wie viel damals der Kaiser von Rußland auf dem Congreß zu Wien galt, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie schwer ein Wort Stein's wog, wenn es von Alexander als zu dem seinigen gemacht ausgesprochen wurde. In der That war dies auch der eine Weg, nämlich daß Stein Alexander trieb, auf dem er die deutsche Verfassungsangelegenheit zu fördern hoffte, aber nicht der einzige. Er wünschte noch Manches was Rußland wol nicht angenehm war und wofür er dessen Vermittelung nicht nachsuchen konnte. Hier trieb er die kleinen Staaten, welche nicht zu dem Fünferausschuß, der die deutsche Frage leitete, gehörten, Gesuche um Erledigung derselben in seinem Geiste einzureichen. Die thätigste Mittelsperson dabei war der nassauische Minister von Marschall, der von Stein alle Protokolle mitgetheilt erhielt — mit der besondern Bestimmung sie Gagern nicht zu zeigen —, um demgemäß weitere Eingaben und Verhandlungen einzuleiten. Auf beiden Wegen suchte dann aber Stein auch ganz vorzüglich für sein geliebtes Preußen zu wirken, und zwar so eifrig daß ihn Mancher für einen heimlichen preußischen Minister hielt. Um sich aber hier wieder nicht Alexander's Hülfe zu entziehen, durfte er auf der andern Seite wieder das romantische Project höchstens privatim begutachten, nie aber öffentlich bekämpfen, was der Selbstherrscher aller Reußen sich in Beziehung auf Polen ausgedacht, und was mit ihm Niemand theilte, selbst Stein nicht in seinem Innern.

Diese unnatürliche verschobene Stellung, die auf indirecte Wege angewiesen war, positive Zugeständnisse mit unwillkommener, nicht von Herzen gehender Politik erkaufen mußte, und Deutschland nur durch Rußland glücklich machen konnte, gibt gleich auf den ersten Blick den natürlichen Grund, warum Stein's Wirksamkeit in Wien nothwendig ohne Erfolg sein mußte. Sie ist aber wiederum im Kleinen ein Bild des allgemeinen großen politischen Treibens daselbst, wundere man sich daher nicht daß auch hier durchgreifende Resultate ausblieben!

Gehen wir etwas näher auf Stein's Thätigkeit, die er zu Wien in Conferenzen und Memoires entwickelte, ein. Zunächst suchte er den siegenden Mächten die

Ueberzeugung beizubringen daß es Hauptsache sei Frankreich in keiner Weise zu den Verhandlungen als mitpaciscirende gleichberechtigte Macht zuzulassen, weder bei der allgemeinen europäischen Entschädigungsfrage noch bei den festzustellenden innern Landesangelegenheiten der einzelnen Staaten. Er wies besonders auf den schädlichen Einfluß hin, den seit 500 Jahren die Vernachlässigung dieser Klugheitsregel gehabt habe. Fast wäre ihm dies auch gelungen, allein seit dem 24. September arbeitete ihm Talleyrand und die erscheinende französische Gesandtschaft siegend entgegen. Daß dabei Bestechungen vorgekommen seien, wird ausdrücklich behauptet.

Nachdem der Congreß die deutschen Bundesangelegenheiten von den allgemeinen Landesangelegenheiten gesondert, wußte Stein auch die allgemeine deutsche Verfassungsfrage bald zur Aufnahme zu bringen. Leider konnte er ihr aber nicht bei den eigentlichen Unterhändlern die gleiche stehende Theilnahme erhalten. Die Frage blieb lange Zeit liegen. Der Grund lag in den widersprechenden Wünschen und Hoffnungen der Einzelnen, deren Ausgleichung unmöglich war, theils aber auch insofern mit an Stein selbst, als er gerade in der deutschen Sache mit unzugänglicher Heftigkeit und Strenge Dinge wollte welche ganz entschieden die Majorität nicht wollte — das ungetheilte Sachsen für Preußen und ein preußisches Kaiserthum. In Beziehung auf letzteres wird uns freilich gesagt, Stein habe zunächst dem Kaiser von Oestreich die Würde eines deutschen Kaisers zugedacht und sie nur für den Fall der Weigerung für Preußen gewollt. Allein die Sache ist entschieden zu günstig dargestellt. Ein diplomatisches Wort wie zum Schein in diesem Sinn mag dem Reichsfreiherrn wol entfallen sein; allein schon sein Vortrag im Februar an Alexander über die Kaiserwürde (S. 329 fg.), sowie seine Correspondenz mit Münster über diesen Gegenstand, der weniger gedacht ist, der aber schlagende Beweisstücke hätten entnommen werden können, überhaupt sein gleich feindlich auftretender Eifer gegen Jeden der seine preußischen Ideen nicht theilte, geben am besten Rechenschaft über seine eigentliche innere Herzensmeinung. Für einen östreichischen Kaiser hätte Stein an den Mediatisirten Verbündete gehabt, welche bekanntlich, die Fürstin Fürstenberg an der Spitze, in einer Deputation darum baten. Allein der Historiograph hat vergessen diesen Umstand insoweit zu erläutern daß bei jenen Mediatisirten nicht deutscher Patriotismus das Gesuch eingegeben, sondern die Aussicht des politischen Vortheils: sie würden dann wieder mehr unter dem Kaiser, einem entfernten Herrn, und nicht unter dem Landesherrn als directem näherm Herrn stehen! Stein also stand mit seinem preußischen Kaiserthum ziemlich allein und konnte es daher nicht gegen dessen Gegner durchsetzen.

Am heftigsten und leidenschaftlichsten jedoch zeigte er sich in der sächsischen Frage. Er wollte durchaus, um das ganze Land für Preußen zu gewinnen, den Standpunkt der Eroberung und des daraus fließenden Rechts in Anspruch nehmen. Dafür mögen sich immer, wie auch Stein that, wenn man die Frage aus allem Zusammenhang herausreißt, einige Paragraphen aus Grotius, Leibniz oder Vatel u. A. citiren lassen: die Ungerechtigkeit für Sachsen bei dieser Verfahrungsart liegt darin daß man bei ihm ein anderes Recht wollte wie man bei andern Staaten anwandte, die doch ganz in gleicher politischer Lage mit ihm waren. Wir verdammen nicht die Absicht und die Lust der preußischen Staatsmänner Sachsen gern besitzen zu mögen, dafür kann am Ende Niemand; aber wohl die parteiliche Auslegung des Rechts und der entschieden allein richtigen Politik unter Brüdern, um daraus rechtfertigende Motive für solche Gelüste herzuleiten. Stein setzte sich, um sein Project durchzusetzen, nicht nur mit den preußischen Staatsmännern in Verbindung und lieferte der polemischen Literatur den Stoff, sondern war auch vorzüglich thätig, bei Alexander die Ansicht von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der preußischen Ansprüche festzustellen und ihn zum unwandelbaren Bundesgenossen bei deren Durchkämpfung zu erhalten. Er war es ferner der, um nur erst nach einer bekannten Rechtsregel den Besitz zu erlangen, beim Kaiser von Rußland den Befehl an den Fürsten Repnin auswirkte, das besetzte Land den Preußen vorerst zu übergeben; der jeden Vergleich über Abtretung eines Theils von Sachsen von der Hand zu weisen rieth und höchstens zuletzt dem Könige eine Entschädigung von 350,000 Seelen im Münsterschen, später von 700,000 im Trierschen zugestanden wissen wollte. Die Entscheidung dieser Frage ist bekannt, sowie auch daß nicht ein gutwilliger, von Herzen kommender Vergleich, sondern Furcht vor größerer Gefahr durch gewaltsame Zerhauung des Knotens endlich die Vereinigung zuwegebrachte.

Segensreicher vermochte Stein in seiner Stellung auf die Entwickelung mancher innern Verhältnisse in den einzelnen deutschen Staaten durch seinen Einfluß einzuwirken, namentlich in solchen Punkten, wo es den Sturz der alten unumschränkten Verfassungsformen und die Brechung der sultanistischen Willkür der kleinen Regenten galt. Am entschiedensten zeigt sich dies außer Würtemberg bei Baden, wo der Großherzog Karl Ludwig, despotisch, nachlässig und mistrauisch („Ce prince est indécrotissable“, hatte Napoleon gesagt), durch in Wien ausgewirkte Befehle bewogen wurde, Landstände und einen vernünftig gestellten, schnell vollziehenden Minister einzuführen. Dagegen sehen wir Stein in der innern deutschen Politik mit großer Erbitterung allenthalben Baiern gegenübertreten. Er sah darin den natürlichen östreichischen Verbündeten und daher auch jedes Zugeständniß eigentlich an Oestreich selbst gemacht. Die Aeußerungen dieserhalb, sowie über den Fürsten Wrede klingen oft ebenso feindselig wie die über Napoleon und die Franzosen. Auf der andern Seite läßt sich nicht eine große Bevorzugung verkennen, welche Stein solchen deutschen Fürsten und Fürstinnen angedeihen ließ die mit Alexander nahe verwandt waren, oder zu welchen Neigung des Herzens diesen gezogen hatte.

Auch den schweizerischen Angelegenheiten widmete Stein seine besondere Aufmerksamkeit.

Mit seltener Vollständigkeit sind die polnischen Angelegenheiten und ihr Gang von Anfang an behandelt. Stein sprach sich in dem Kaiser Alexander übergebenen Memoires zwar auch gegen dessen Absicht aus, Polen eine selbständige, freisinnige constitutionnelle Verfassung zu geben, wodurch er zum Theil das diesem Lande von seinen Vorfahren geschehene Unrecht wiedergutzumachen gedachte. Seine Hauptargumente waren: diese den Besiegten gewährte Gunst vertrage sich nicht mit der Zurücksetzung welche der Sieger gleichsam wie eine Strafe dadurch erfahre; sowie das wichtigere Argument: Polen sei wegen gänzlichem Mangel eines zahlreichen dritten Standes gar nicht reif für eine constitutionnelle freisinnige Verfassungsform. Pozzo di Borgo und Kapodistrias, welche sich ebenso aussprachen, standen dabei ganz auf Stein's Seite. Dabei darf man nicht vergessen daß diese polnische Constitutionsfrage genau mit der über die Grenzen zusammenhing, innerhalb deren sie zur Ausführung kommen sollte. Und hier, indem Alexander diese so weit als möglich für die Polen wünschte, sehen viele Staatsmänner nicht mit Unrecht einen russischen Vergrößerungsplan unter anderm Gewande. Der General von Knesebeck ließ Stein ein Memoire zukommen über die Grenzen gegen das übrige westliche Europa, über welche Rußland nicht hinausgehen dürfe. Dieser letzte Punkt, die russische Ausdehnung gegen Westen, namentlich gegen Deutschland, ist es, den Stein eben wegen seiner eigenthümlichen Stellung gegen Alexander nicht mit dem an ihm gewohnten Eifer und Feuer erörtert hat, und statt Gefahr von Rußland zu sehen, bemerken wir allenthalben eher das Bestreben und die Ansicht: die deutschen innern Zustände seien durch russischen Einfluß und russische Vermittelung vorwärts zu bringen!

Wie die polnische und sächsische Frage zu dem bekannten Bündniß vom 3. Januar 1815 führten; wie dieses fast einen europäischen Krieg veranlaßte; wie endlich vorzüglich durch Castlereagh's Vermittelung (der seinem Nachfolger Wellington das Feld nicht räumen wollte ohne wenigstens Etwas gethan zu haben) ein friedliches Abkommen sowol in Beziehung auf Polen als noch mehr auf Sachsen getroffen wurde, ist zwar Alles bekannt, doch wird man auch diese Gegenstände nicht ohne mancherlei Bereicherung des Materials hier wieder lesen.

Erwähnt mag noch werden daß Kapodistrias und Ypsilantis in Wien die Hetairie und den Bund der Philomusen stifteten, weil Alexander sich damals scheute direct für seine Glaubensgenossen aufzutreten. Wir lernen daß eine logenartige Einrichtung dabei geherrscht haben soll, in der Art daß nur die höhern Grade um den letzten Zweck, Befreiung Griechenlands von türkischer Herrschaft, wußten. Es wird uns ferner erzählt daß Alexander, die Kronprinzen von Baiern und Würtemberg sowie eine Menge anderer hoher und intelligenter Personen zur Verbindung gehört hätten.

Als der Congreß durch die von Napoleon herbeigeführte Episode gezwungen war ein Ende zu machen, und die schnell vermittelten Resultate so sich herausstellten daß Niemand ganz Das erhielt was er anfänglich wollte, da sprach sich begreiflicherweise allgemeine Unzufriedenheit aus. Stein blieb natürlich mit seiner Stimme, namentlich was die deutschen Angelegenheiten angeht (Note vom 24. Juni an Rußland gerichtet), auch nicht zurück. Er wollte nicht länger in dem bisherigen Verhältniß zu Alexander bleiben; gewiß kam er, leider zu spät, zur Einsicht darüber daß es ein ganz verschobenes sei. Denn das bekannte Factum, was uns auch diesmal der Geschichtschreiber nicht verhehlt, daß Stein sich beim Schlusse des Congresses fast mit allen in Wien thätig handelnden Persönlichkeiten bis aufs äußerste verfeindet habe, mag immer zum Theil aus seiner heftigen Persönlichkeit und leidenschaftlichen Gemüthsart abgeleitet werden; der wahre, tiefere Grund der sich nach allen Seiten aussprechenden bittern Verstimmung lag gewiß mit in dem Gefühle, auf einem Standpunkt zu stehen, von dem aus nur ein indirectes Wirken durch Andere möglich, und bei dem er selbst daher einer gleichsam höhern Autorität in die Hände gegeben war.

Uebrigens verkannte man zur Zeit nicht wie die großen Verdienste Stein's auch eine sichtbare Anerkennung verdienten. Es soll ihm einmal der Johannisberg zugedacht gewesen sein, den auch Gneisenau sich auser sehen hatte, ohne daß beide Männer von ihren Absichten wußten, was zu einer eigenthümlichen, bittern Correspondenz führte. Auch hier wird Hardenberg, sei es aus dem Motive des Neids, sei es aus dem der Nachlässigkeit, der Schuld eines Versehens bei der Stein'schen Dotation bezüchtigt. Stein reiste am 28. Mai, zuvor noch mit dem Stephansorden geschmückt, in seine Heimat ab und dachte sich nicht weiter in die abermals auf gefährlicher Schwebe stehenden europäischen Angelegenheiten zu mischen.

Mittlerweile begann der ewig denkwürdige Feldzug in den Niederlanden von 1815, und mit dem Siege von Waterloo ward eigentlich erst den wiener Verhandlungen das Siegel aufgedrückt um sie rechtsbeständig zu machen. Die Verbündeten marschirten sofort vor Paris um es zum zweiten male einzunehmen. Warum nur nicht des interessanten Umstandes gedacht ist, der aus den Müffling'schen Memoiren erst seit kurzem bekannt ist, daß nämlich Blücher und Gneisenau die Instruction gegeben, die Capitulation auf Uebergabe von Paris nur unter der Bedingung abzuschließen, Napoleon todt oder lebendig auszuliefern, um ihn im letztern Falle an derselben Stelle wo der Herzog von Enghien sein Leben gelassen selbst erschießen zu lassen? Wellington zeigte sich bei Hintertreibung dieses Skandals wirklich von einer nobeln, großartigen Seite.

Nach wirklicher Einnahme der Hauptstadt Frankreichs rief ein Brief Hardenberg's Stein sofort ebendahin, um an den Verhandlungen theilzunehmen die zu dem zweiten Pariser Frieden führten. Diese werden uns abermals ziemlich vollständig mitgetheilt, und einzelne Haupt-

actenstücke, welche schon früher von Gagern, Schaumann u. A. veröffentlicht waren, erhalten öfter in den Lesarten Berichtigungen. Der Herausgeber hat aber noch eine Quelle für solche Actenstücke übersehen; es sind dies Memoiren über das Leben Caulaincourt's, Herzogs von Vicenza, von Charlotte von Sorr, wo sich sogar Manches zum ersten male gedruckt findet. Der Gang der Unterhandlungen selbst ist aus den beiden Monographien von Gagern und Schaumann hinlänglich bekannt; es sei darum hier in Beziehung auf Stein selbst nur noch Folgendes bemerkt:

Als er am 14. August in Paris anlangte, war eigentlich Alles schon insoweit arrangirt daß Rußland, England und Frankreich sich bereits näher aneinander geschlossen hatten, um Deutschland oder vielmehr Oestreich und Preußen keinerlei ausschließliche Vortheile, namentlich keine Landabtretungen auf Kosten Frankreichs zu gewähren. Alexander, der Stein mit großer Freundlichkeit empfing, suchte auch diesen Staatsmann für Gutheißung solcher Absichten zu gewinnen. Stein reichte, nachdem ihm alle bisher gewechselten Noten und erlassenen Actenstücke mitgetheilt waren, bereits am 18. August eine Denkschrift ein, in welcher er seinen echten deutschen Sinn ganz besonders einmal wieder bewährte. Er foderte Abtretungen von der obern Maas nach dem obern Rhein hin, welche an Belgien und Deutschland kommen sollten. Allein es war vergeblich, Alexander von der Nothwendigkeit derselben zu überzeugen und ihn von seinen schon eingegangenen Verbindungen und den daraus entstandenen politischen Ideen abzubringen. Dazu hatte seine zu hohem Einflusse auf Alles was er that gelangte geistige Freundin, die Frau von Krüdener, bereits sich vom französischen Minister Richelieu gewinnen lassen, die Advocatin für Frankreich beim Zaren zu machen und auch aus der Religion geschöpfte entscheidende Proceßgründe vorzutragen. Man weiß wie aus solchen Anregungen auch das Project der Heiligen Allianz entstand; auch hierüber erfolgen höchst vollständige Mittheilungen. So sah Stein auch bald in Paris abermals ein Feld vor sich auf welchem kein Erfolg zu erringen war, und reiste daher schon im September über Brüssel nach Hause, zur Zeit als die Mächte sich sämmtlich zum günstigen Bescheide für Frankreich bereit erklärten.

Damit schließt das eigentliche öffentliche politische Leben Stein's im Großen. Wäre sein früher geäußerter Wunsch, Preußens Abgeordneter beim Bundestag zu werden, in Erfüllung gegangen, so würden wir für Entwickelung der innern deutschen Zustände Folgen davon erlebt haben, deren Wichtigkeit und Bedeutung wir kaum zu ahnen wagen. Es sollte nicht sein!

Was den Fleiß der Ausführung und Darstellung angeht, so bemerken wir nur daß das bekannte Talent des Herausgebers sich auch diesmal nicht verleugnet, sowie daß es jeder kurzen Relation unmöglich sein wird, eine Idee von dem Reichthum des Stoffs zu geben der gleich den vorigen Bänden auch in diesem vierten Bande wieder zusammengetragen ist.

Wir wenden uns zu Nr. 2. Die Geschichte erwartet mit Recht Großes von den Hardenberg'schen Denkwürdigkeiten; denn zu viele der gewaltigen Ereignisse und Bewegungen der Neuzeit knüpfen sich an die Wirksamkeit dieses Mannes. Der beste Beweis dafür ist die Aufnahme des Werks des Grafen Allonville: „Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines vornehmen Staatsbeamten rc.", solange es für von Hardenberg selbst verfaßte Memoiren galt! Allerdings hatte dieser eigene Aufzeichnungen hinterlassen, aber sie gingen eigentlich nur bis zum Baseler Frieden und enthielten bis 1806 noch einiges Fragmentarische. Später hatte dazu auch Schöll auf Veranlassung des Fürsten Mancherlei gesammelt und verarbeitet; aber Alles zusammen liegt im preußischen Staatsarchive unter Siegel, was sich erst im Jahre 1873 lösen darf! Bei diesem Verhältnisse ist es allerdings für den Dritten eine eigene Sache, ein Leben Hardenberg's schon jetzt zu schreiben. Denn Niemand wird sich gern einem möglichen Conflict der gefundenen Resultate mit Dem aussetzen was der Autobiograph selbst, der die Sache am besten wissen kann, darüber berichtet! Dies Bedenken hat auch schon Manchen der beabsichtigte sich an eine Lebensbeschreibung Hardenberg's zu wagen veranlaßt von seinem Vorhaben wieder abzustehen, so z. B. Varnhagen von Ense, den Präsidenten von Hippel und Jacob. Obwol dem Verfasser des vorliegenden Werks Manches von diesen Vorgängern Verarbeitete zugutegekommen ist, so könnte immer noch die Frage aufgeworfen werden: Ist die Zeit und der Mann für das Unternehmen da? Wenn man die vorliegende Arbeit wie eine aufmerksammachende Einleitung auf Späteres ansieht, so ist sie immer eine dankenswerthe, zumal gerade beim Erscheinen der Stein'schen Biographie, wo Hardenberg's so oft gedacht wird. Die historische Gerechtigkeit wird wenigstens zu dem Resultat kommen daß das Urtheil über manche politische Handlungsweise Hardenberg's anders ausfallen muß, wenn man von andern Voraussetzungen wie Stein ausgeht. Wenn freilich diese bei Stein immer die allein richtigen sind, dann sieht es schlimm mit der Vertheidigung Hardenberg's aus. Und von diesem Standpunkt aus wird man ganz vorzüglich die vorliegende biographische Arbeit anzusehen haben, und wir sind auch gern geneigt ihr in dieser Hinsicht einen wirklichen, wenigstens einen viel größern Werth beizulegen als in reinhistorischer. In letzterer steht sie in Beziehung auf das Material was man erwarten müßte, wenn sie mit der Arbeit von Pertz über Stein glücklich concurriren sollte (und was doch gewiß vorhanden ist), zu sehr zurück. Sie wiederholt daher zu oft nur das gewöhnliche Bekannte. Zwar scheint der Verfasser außer vielen Notizen, die sich in Preußen vielfach über den ehemaligen Staatskanzler erlangen lassen mußten, auch noch Vieles Privatmittheilungen Varnhagen's von Ense zu verdanken. Allein Das allein genügt nicht, auch wenn letztere nicht mit derjenigen blickentziehenden, wortumwundenen Discretion ertheilt sind, welche bei den wichtigsten und schwierigsten Fragen so oft von ihm meisterhaft ausge-

übt ist, und die dem Diplomaten so wohl steht, den Historiker aber oft in den Hintergrund treten und den Leser gerade da am meisten etwas vermissen läßt, wo er am liebsten sich Aufklärung und Belehrung gewünscht hätte!

Wir übergehen die frühere Geschichte Hardenberg's kurz. Geboren aus einer der ältesten und angesehenen Adelsfamilien in Hanover hätte schon dieser Umstand hingereicht ihm in seinem Vaterlande eine ausgezeichnete Carrière zu versichern. Noch gewisser wäre ihm dies gewesen des ausgezeichneten Talents wegen, was von Anfang seiner amtlichen Thätigkeit an gleich so entschieden hervortrat daß es seinen Vorgesetzten nicht verborgen bleiben konnte. Aber wie bei allen Genies trat auch das Leichte, Glänzende in seinen äußern Verhältnissen bald gern hervor; das Ernste, Schwerfällige ist mehr für andere Naturen. Vermählt mit der Erbtochter einer gräflich Reventlow'schen Linie fand er in einem splendiden Gesellschaftskreise, der frei und freigebig über die allzu strengen Fesseln der grübelnden Moral und der niederdrückenden Berechnung sich hinwegsetzte, seine liebste Erheiterung und Unterhaltung, und namentlich zog den heitern Weltmann, dem wirklich die Welt offen stand, das bewegliche weibliche Geschlecht an. Er huldigte ihm gern, aber auch ebenso gern wurden seine Huldigungen angenommen. Ein solches Leben kann tausend angenehme Blumen dem klugen Finder zum Brechen liefern, nur eine nicht! Häuslichkeit und Glück in der Stille desselben. Auch Hardenberg sollte es bald empfinden. Bei einer Gesandtschaftsreise nach London huldigte der schöne Kronprinz ebenso der Gemahlin des Gesandten, wie dieser andern Frauen gehuldigt hatte; die Sache machte Eclat — das Schlimmste was in der großen Welt entstehen kann — und veranlaßte sogar außer der Störung des Familienglücks Hardenberg's für alle Zeiten seinen Austritt aus hanoverischem und seinen Eintritt in braunschweigischen Staatsdienst. Auch hier that er vermöge seiner geistigen Regsamkeit unendlich viel und genoß ganz das Vertrauen seines Fürsten. Nach dem Tode Friedrich's II. ward Hardenberg dazu ausersehen, ein Testament des verstorbenen Königs nach Berlin zu überbringen, was dieser einst beim Herzog von Braunschweig deponirt hatte, und was man noch immer für das einzige hielt, indem man nicht wußte daß ein später abgefaßtes und in Berlin hinterlegtes das frühere unwirksam machte. War somit seine Sendung eine ganz vergebliche und folgenlose, so wußte er doch durch seine Persönlichkeit und seine hervorstechenden Eigenschaften Alles so für sich einzunehmen daß ihm das Anerbieten gemacht wurde in preußischen Staatsdienst zu treten. Mit Herzberg ward bald diese Angelegenheit ins Reine gebracht, und Hardenberg's erste Wirksamkeit betraf die Markgrafenthümer Ansbach und Baireuth, deren Anfall an Preußen zur Zeit gerade eintrat und deren Verwaltung dem neuerworbenen Minister untergeben wurde. Von hier ab war der Pfad angebahnt, auf dem sich seine Bedeutsamkeit von Jahr zu Jahr immer mehr entwickelte.

Von Stunde an wußte er sich mit seiner gewinnenden Persönlichkeit die Liebe der Unterthanen zu erwerben. Man feierte ihn gleich einem Regenten, und seine Haushaltung war ein förmlicher Hof im Kleinen. Verleugnete er auch nie den Ernst in Geschäften und im Repräsentiren, so trat dagegen auch in Privat- und Familienverhältnissen das leichte rücksichtslose Weltkind nicht minder hervor, denn Hardenberg schien wirklich zwei Naturen zu haben. Von seiner ersten Gemahlin nach den Ereignissen in England geschieden, hatte er in zweiter Ehe sich mit einer ihm schon früher bekanntgewordenen Frau von Lenthe verbunden. Aber schon nach zwei Jahren mußte diese abermals ganz unhaltbar gewordene eheliche Vereinigung gerichtlich getrennt werden!

Bei der Verwaltung der Markgrafenthümer nahm der Minister weise auf die Eigenthümlichkeiten der Provinzen selbst Rücksicht, beförderte die Verarbeitung der einheimischen Producte durch Herrufung entsprechender Fabriken und Begünstigung des Handels. Namentlich geschah viel für den Bergbau, für welchen Hardenberg einen Mann aufzufinden und zu verwenden wußte, der später der Ruhm des ganzen deutschen Vaterlandes geworden ist, Alexander von Humboldt. Neben so manchem Lobenswerthen darf aber auch nicht verschwiegen werden daß gegen 1794 unter Hardenberg's Auspicien jene schmählichen preußischen Reunionskammern unter Kretschmann, Wipprecht und Lang eingerichtet wurden, die unter allerhand hervorgesuchten, meist ganz unbegründeten Rechtsvorwänden zu den fränkischen Markgrafenthümern andere Territorien und Städte herbeiziehen wollten, die niemals dazu gehört hatten. Hätte man den Rechtsweg bei den Reichsgerichten eingeschlagen, so hätte Niemand etwas darin finden können. Aber Preußen stellte sich meist so daß es nach der Regel: beatus possessor mit Gewalt zugriff und dann seine Gegner auf den Rechtsweg drängte. Wir vermissen ungern eine Nachweisung, ob Hardenberg in der ganzen Sache eine eigene von ihm selbst angegebene Idee verfolgte, oder ob er etwas ihm von Berlin aus Anbefohlenes nur als Maschine ausführte.

Die Verwaltung ganz abgesonderter Provinzen hat bei der Annehmlichkeit großer Selbständigkeit des Dirigenten aber auch stets den Nachtheil daß er der Leitung des eigentlichen Steuerruders eines Staats fern bleibt. Ehrgeiz und Selbstgefühl mochten daher wol für Hardenberg einen größern Wirkungskreis wünschenswerth machen. Darum reiste er auf eigene Hand im Juni 1794 nach Frankfurt, wo damals das leitende Hauptquartier für den Krieg gegen Frankreich seinen Sitz hatte, um es vielleicht hier möglich zu machen, zu dem Kreise der Diplomaten Zutritt zu erlangen, welchen die großen Fragen der europäischen Politik zur Erörterung angewiesen waren. Anfänglich hier nicht ganz wohl aufgenommen, gewann er doch täglich bei Leitung der Angelegenheiten in den Conferenzen mehr Einfluß. Sofort rieth er zur Versöhnung und zum Frieden mit Frankreich, und wieder die Vorstellungen des englischen Gesandten Lord

Malmesbury, der wegen der empfangenen Subsidien die preußischen Soldaten als englische Söldlinge angesehen wissen wollte, noch die dringenden Bitten Oestreichs und Hollands als treuer Verbündeter in dem gemeinschaftlich begonnenen Kriege gegen Frankreich auch gemeinschaftlich auszuharren, konnten einen Einfluß auf die preußische Politik ausüben. Schon seit dem Januar 1795 war zwischen dem Grafen Golz und Barthélemy das Friedens- und Aussöhnungswerk mit Frankreich berathen; nach dem Tode des Erstern ging die Vollendung dieser Arbeit in Hardenberg's Hände, und am 5. April war der Friede von Basel und die Verabredung der Deutschland geradezu in zwei feindliche Hälften trennenden Demarcationslinie geschlossen.

Der Verfasser der vorliegenden Biographie hält sich zu der Versicherung berechtigt daß die eigentliche Idee dieses schmählichsten aller Friedensschlüsse nicht von Hardenberg ausgegangen sei, sondern daß dieser auch in dieser Angelegenheit nur höhere Befehle ausgeführt habe. Allerdings wissen wir von vielen Seiten her, auch aus den Memoiren und Briefen Malmesbury's, daß der damals allmächtige Haugwitz und der Prinz Heinrich einer Verbindung mit Frankreich immer das Wort redeten und darauf hinarbeiteten. Dahin trieb auch schon die alte Feindschaft gegen Oestreich und das Verlangen diesem zu schaden, sowie auf seine Kosten ein eigenes vortheilhaftes Principat in Deutschland zu gründen. Aus dieser national-preußischen Politik, die seit anderthalb Jahrhunderten bis zu den neuesten Unionsbestrebungen dieselbe geblieben ist, folgte zunächst gewiß ein Frieden der Oestreich in einen fernern verderblichen Krieg mit Frankreich verwickelte und alle kleinen norddeutschen Staaten, wenn sie nicht einen für sie unmöglichen Krieg wollten, auf der Stelle zu abhängigen Clienten Preußens stempelte. Aber Hardenberg sprach doch auch schon in Frankfurt für den Frieden! Der geringste Vorwurf der ihn trifft wäre doch wenigstens der daß der geschmeidige Staatsmann sich gleich auf der Stelle dazu hergegeben, Aufträge auszuführen, die nicht von der Ehre, sondern der kleinlichen Politik der Eifersucht eingegeben, sehr bald nicht zum Vortheil, sondern zum Verderben Preußens ausschlagen mußten! Oder sollte Hardenberg nichts Derartiges geahnt oder vorausgesehen haben? Sollte er wirklich im Herzen von der Vorzüglichkeit des Baseler Friedens überzeugt gewesen sein und ihn ganz bona fide abgeschlossen haben? Wie man die Sache auch drehen will, nie kann dieser Tractat zum Ruhme eines Diplomaten gereichen.

Geschmückt mit dem Schwarzen Adlerorden kehrte darauf der in seiner Bedeutung um Vieles gestiegene Minister in die Markgrafenthümer zurück. Er ließ es sich von nun an ganz besonders angelegen sein, sie in jeder Beziehung, sowol in Beziehung auf die Verwaltung als auf die Gesetzgebung überhaupt, mit den übrigen preußischen Provinzen auf gleichen Fuß zu stellen. Die Einführung des Preußischen Landrechts an die Stelle verschiedener Particularrechte war ein großer Schritt zu diesem Ziele, der mit vieler Rücksicht und mit gewinnender Leutseligkeit geschah. Auch hob des Ministers Popularität noch besonders der Umstand daß bei Besetzung aller Stellen ganz vorzüglich auf Einheimische Rücksicht genommen und daß nur dann und wann eine Ausnahme von diesem Principe gemacht wurde, wenn es galt einen ganz besondern Namen zu gewinnen. Manche der später so berühmten preußischen Staatsmänner haben ihre Laufbahn in Ansbach oder Baireuth begonnen. Selbst die satirische Feder des Hern von Lang weiß in obiger Hinsicht nur Lobenswerthes von Hardenberg zu berichten.

Die Folgen des Baseler Friedens zögerten nicht sich bald zu zeigen. Oestreich schloß seinen Frieden von Campo-Formio, trat die Deutschland schützende Vormauer der Niederlande ab und machte Preußen zum unmittelbaren Nachbar des nach der Rheingrenze lechzenden Frankreichs. Damit war ein Krieg schon unvermeidlich, und alle kleinen Tauschereien und Schächereien die angestellt wurden um ihn hinzuhalten oder zu vermeiden, dienten am Ende nur dazu ihn verwickelter und verderblicher zu machen. Der bekannte Congreß zu Rastadt, eröffnet seit dem 9. December 1798, bildete die Fortsetzung zu den Deutschland so erniedrigenden Unterhandlungen und Beschlüssen. Hardenberg als Dirigent der Markgrafenthümer durfte ihn nicht besuchen; es war ihm nur gestattet aus seiner Kanzlei einige Beamte dorthin zu senden zur Wahrung der örtlichen Interessen. Unter diesen war der eben gedachte Herr von Lang, und das beste Ergebniß seiner Sendung ist die köstliche, unvergleichliche Beschreibung der dort wirkenden Persönlichkeiten und Dessen was von ihnen zum Heile Deutschlands geleistet worden ist! Bei aller beigemischten Boshaftigkeit ist sie leider nur zu wahr und gewährt einen tiefen Blick in die Verhältnisse und den Geist der damaligen Zeit.

Nicht sehr lange nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen hörte die alte Wirksamkeit Hardenberg's auf. Er ward von dem neuen König nach Berlin berufen, um unter Denen zu sein welche vom Mittelpunkt der Hauptstadt aus das ganze politische Leben des preußischen Staats leiteten. Die gewandte Geschäftsthätigkeit des Berufenen war immer mehr zutagegetreten, und so kam auch bald ein wichtiges Departement nach dem andern in seine Hände. Aber wiederum in dieser neuen Stellung bei steigender Gunst und steigender politischer Bedeutsamkeit in gleichem Verhältniß auch gänzliches Zerfallen aller häuslichen und Familienverhältnisse! Eine Schauspielerin untergeordneten Ranges, ihm dazu an Geist keineswegs ebenbürtig, ward die in seinem Hause nur zu einflußreiche Genossin. Mit dem ehelichen Glück war dazu jene ernste imponirende Sittlichkeit dahin, die in vielen Lagen des Lebens nicht allein einen festen Halt gibt, sondern auch mehr wie alles Andere ein stets anerkanntes Uebergewicht über eine leichtfertige Generation sichert. Der ewige Wechsel und die Ungebundenheit in solchen Verhältnissen sind nicht ohne Einfluß auf die Handlungsweise eines Man-

nes in andern Dingen, welche in gar keiner directen Verbindung damit zu stehen scheinen. Dieser Umstand will bei der richtigen Erkenntniß von Hardenberg's Charakter wohl berücksichtigt sein.

Bald ward er Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Welch eine Periode für Preußens Geschichte in diese Wirksamkeit fällt, daran braucht nur erinnert zu werden, ohne daß es nöthig wäre in die Einzelheiten einzugehen. Der Friede von Luneville und der Reichsdeputationshauptschluß gaben Preußen durch die beraubungsweise decretirten Entschädigungen eine ganz andere Gestalt. Aber Etwas zeigte sich den übrigen europäischen Staaten auch klar. Trotz des Baseler Friedens und der Demarcationslinie konnte Preußen keine Neutralität behaupten und sich nicht den europäischen Krisen entziehen: und dann war der Friede falsch calculirt; oder jene Neutralität war ein Vorgeben, um unter ihrem Namen Vergrößerung des Staats zu erzielen: und dann war ein Vertrag darüber nicht rechtlich. Es begann die Zeit wo Preußen von der hohen Meinung die man von ihm seit Friedrich dem Großen hatte immer mehr herabgedrängt wurde. In diesem Sinne sprechen allerdings die beiden zuletzt genannten Verträge nicht sehr für Hardenberg; allein man hatte die Bahn der Fehler vor ihm betreten; er war hineingedrängt und mußte sie wenigstens vorerst weiter wandeln. Dazu war neben ihm noch eine lange Zeit Haugwitz beim Könige in solcher Gunst daß der Letztere wieder die Ideen dieses Günstlings, der immer einem nahen Anschließen an Frankreich das Wort redete, den ausführenden Ministern geradezu als seine eigenen Befehle verkündete. Noch war also die Zeit der unbeschränkten Selbständigkeit für Hardenberg nicht gekommen. Als Haugwitz äußerlich bald nachher von den Geschäften ganz entfernt wurde, geschah es also daß der König jenem als dessen Nachfolger eindringlich zuredete: er hoffe daß von ihm durchaus die Politik fortgesetzt werde welcher der abgehende Minister mit so viel Consequenz gehuldigt habe. Somit mag unser Verfasser ganz Recht haben, wenn er behauptet die politischen Verhältnisse hätten Hardenberg gezwungen, bis 1805 sich eifrig um ein enges Bündniß mit Napoleon zu bemühen, indem eine Wahl oder gar eine Freiheit im Handeln gar nicht existirt habe. Aber jeder Zustand hat seine Krisis, und so führte diese Politik bald zu den bekannten Zerwürfnissen Preußens im Innern und durch die Besetzung Hanovers auch zu denen mit fast allen übrigen europäischen Staaten. Gerade zur Zeit der höchsten Verwirrung zwang man Hardenberg zum Niederlegen seines Portefeuille, und indem man durch einen unzeitigen und noch dazu schlecht vorbereiteten Krieg alle Fehler wiedergutzumachen gedachte die seit zwölf Jahren begangen waren, erreichte eine kleine romantische, sich blind überschätzende Partei weiter Nichts als Beschleunigung der Bildung des Rheinbundes, den Octoberfeldzug von 1806 und die Schlacht von Jena!

Der unglückliche gebeugte König hatte die Absicht gleich nach dieser Katastrophe das Ruder des Staats ganz in die Hände des Freiherrn vom Stein zu legen. Aber dieser trug Bedenken anzunehmen und empfahl in einem Briefe an General Rüchel Hardenberg als den tüchtigsten Mann aufs wärmste, ein Zeugniß was wie ein Wechsel der besten Firma gewiß von Jedem als vollgültig angenommen werden wird. Sogleich trat dieser auch wieder in Thätigkeit und suchte vor allen Dingen dem ganz preisgegebenen Preußen durch ein festes Bündniß mit Rußland neue Widerstandskräfte zu gewinnen. Aber das war Napoleon nicht recht; der Leidenskelch des Jahres 1807 sollte bis auf den Grund geleert werden. Der König mußte nachgeben als Napoleon Hardenberg's Entfernung aus dem Hauptquartier, d. h. dessen Entlassung verlangte. Scheidend gab dieser noch den Rath, Stein zum Minister zu nehmen und Alles ohne ängstlichen Rückhalt in dessen Hände zu legen. Diese wechselseitige Anerkennung zweier Männer in einer solchen Zeit ist der beste Beweis ihrer Größe und ihres Werths. Spätere heruntersetzende Aeußerungen sind daher wol eher von kleinlichen Leidenschaften als von der Gewißheit eingegeben: man habe sich 1806 und 1807 geirrt!

Kaum hatte Hardenberg, der sich in ein freiwilliges Exil nach Riga begab, die russische Grenze überschritten, so erhielt er die Nachricht von dem zu Tilsit am 8. und 9. Juli 1807 abgeschlossenen Frieden, welcher Preußen die Hälfte seiner Länder kostete. Eilig sandte er noch seinem Könige eine 85 Folioseiten füllende Denkschrift zu über die Reorganisation des preußischen Staats, deren Inhalt das Ergebniß seiner langen Erfahrung war. Es werden uns einige Auszüge aus derselben mitgetheilt, das Wichtigste mit im ganzen Buche. Sie sind höchst interessant und besonders dazu geeignet der Beurtheilung der politischen Fähigkeit Hardenberg's einen gerechten Grund zu geben. Noch interessanter werden sie durch eine eigene Aeußerung von ihm selbst darüber, die wir in einem dem Buche beigegebenen facsimilirten Briefe finden und die so lautet:

> Ich bin weit entfernt, Herrn vom Stein irgend ein Verdienst streitig zu machen; nur ist es billig daß ihm nicht, wie fast allgemein geschehen, zugeschrieben werde was mir gebührt. Der anliegende Aufsatz den ich dem Könige aus Riga schickte, ehe Herr vom Stein angefangen hatte zu wirken, dient zum Beweise.

Allerdings stimmen die wenigen Fragmente aus jenem Memoire — mehr stand dem Verfasser nicht zu Gebote — ganz mit den Grundsätzen zusammen die Stein in seiner glänzenden Ministerperiode praktisch ausführte und die wir aus seinem Leben erst kürzlich so vollständig kennengelernt haben. Mag Letzterer nun dieselben auch nicht erst aus der Hardenberg'schen Denkschrift sich abstrahirt, sondern sie aus eigener Inspiration gefaßt haben, so läßt doch diese Sympathie jener beiden Männer in alle Dem was als Hauptsache dem preußischen Staate noththat, umsomehr ihre spätere Trennung, durch unglückselige kleinliche Rücksichten herbeigeführt, beklagen. In dieser Feindschaft war dann wenigstens das äußere Verhalten Hardenberg's delicater als das seines Gegners.

Wir können über längst Bekanntes schneller hingehen.

Hardenberg lebte eine zeitlang ganz von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen. Stein's Wirksamkeit mußte auch auf Napoleon's Willen wegen der bekannten Veranlassung bald aufhören, und Letzterer hatte selbst zu verstehen gegeben daß ihm eine Berufung Hardenberg's nicht unangenehm sein würde. Aber die nähern beschleunigenden Motive lernen wir erst genauer aus dem vorliegenden Werke. Die unglückseligen Lasten welche Preußen von den Franzosen durch den Frieden von Tilsit und dessen ungerechte Interpretation auferlegt waren schienen seit dem Jahre 1808 sich auf eine unerschwingliche Höhe zu steigern. Der Finanzminister von Altenstein erklärte geradezu, es sei Preußen auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu helfen, und hatte einen anscheinend arglos hingeworfenen französischen Vorschlag aufgegriffen, den: durch eine neue Landabtretung Erlaß der französischen Contribution zu erkaufen. In einer weitläufigen Denkschrift war dieser Vorschlag dem Könige als der einzig rathsame anempfohlen worden, und die Freunde des Ministers, Nagler und Niebuhr, hatten in ebenso weitläufigen Gutachten dies Project unterstützt. Der Fürst Witgenstein hatte jedoch seinerseits dem König einen andern Plan vorgelegt, und rein aus Patriotismus und bei dem schon an Areal so verkleinerten Staate jede Landabtretung widerrathen. Darüber entstand nun im Cabinet ein vielbesprochener politischer Zwist, dessen Entscheidung Hardenberg's erste Beschäftigung seit 1807 wurde. Er trat ganz den vom Fürsten Witgenstein entwickelten Principien bei und wußte außerdem aufs klarste darzulegen daß bei ernstem Willen und fester Consequenz längst noch nicht Alles verloren sei. Der König hörte gern darauf und entschied auch in diesem Geiste. Von da ab ist Niebuhr immer Feind Hardenberg's geblieben, und es ist mit dem obigen Factum Das zusammenzustellen was der Verfasser (S. 265) über das allgemeine Verhältniß der gedachten beiden Männer gesagt hat. Sicher steht Niebuhr hier im Nachtheil, und die Enthusiasten für unsern sonst mit Recht so berühmten Landsmann werden mit Bedauern sehen daß auch bei dem Gelehrtesten und sonst Bewährtesten gekränkte Eitelkeit oft bis zur heimlichen Angeberei führen kann. Der bittere Haß Niebuhr's gegen den Kanzler pflanzte sich bis zu den letzten Tagen Beider fort, wie wir aus den Briefen des Erstern schon lange wissen, wo namentlich in der Concordatsfrage derselbe noch ein mal so heftig und rücksichtslos hervortrat!

Gleich darauf ward Hardenberg wiederum als Staatskanzler an die Spitze der Geschäfte gestellt, und zwar mit einer solchen ausgebreiteten Macht wie sie vor ihm wol kaum ein preußischer Minister gehabt hat. Nicht allein daß die auswärtigen Angelegenheiten und die Staatseinkünfte direct von ihm abhängig waren: er war dazu noch Minister des königlichen Hauses, Präsident des Staatsraths, leitete den Verkehr der Regierung mit den Ständen und ließ alle Berichte der übrigen Minister nur durch seine Vermittelung zu dem Könige gelangen.

Was er nun in dieser Stellung Alles für den preußischen Staat that, damit er im Stillen Kräfte für eine künftige Erhebung gewinne, das ist so ziemlich bekannt, wenigstens von unserm Verfasser nicht mit unbekannten Daten vermehrt wiedergegeben. Es mußte Vieles ganz heimlich und anscheinend zu ganz andern Zwecken geschehen, sonst hätte man gleich von französischer Seite ein Veto eingelegt. Der beste Beweis für die Fähigkeit des Kanzlers ist daß Napoleon recht gut wußte was und zu welchem Ende es geschah, und doch keine Gelegenheit finden konnte einzuschreiten, so sehr ihn auch die Thätigkeit des neuen Ministers beunruhigte. Er sagte selbst: „Man sieht daß in Preußen ein Mann von Geist an der Spitze der Geschäfte steht; ich weiß wohl daß Herr von Hardenberg mich nicht liebt, aber er weiß was der Vortheil seines Vaterlandes verlangt." Dazu war er so ängstlich daß ihm eine genaue Ueberwachung jedes Schritts der preußischen Regierung durch seinen eigenen Gesandten St.-Marsan noch nicht genügte; er ließ diesen wieder von dem westfälischen Gesandten von Linden beobachten und sich von Letzterm abermalige directe Berichte einschicken. Ein solches Zeugniß wiegt allerdings hundert andere Daten auf und gilt namentlich mehr als die Denunciationen und Verleumdungen von Gegnern, die gekränkte Eitelkeit oder Eifersucht in Bewegung gesetzt hat.

Je mehr Preußen aber Napoleon verdächtiger wurde, desto mehr verlangte er unbedingtes Bündniß oder gesteigerte Lasten und andere Garantien. Die Lage des Staats am Schlusse des Jahres 1811 wird am klarsten aus einer vom Kanzler am 2. November überreichten Denkschrift: „Ueber die Nothwendigkeit und über die Gefahren eines Offensiv- und Defensivbündnisses mit Frankreich." Das Resultat war: Vertrag mit Frankreich ist so gut wie willenlose Unterwerfung. Schon früher waren daher im entgegengesetzten Geiste Verbindungen mit Rußland eingeleitet, die man sorgfältig unter nach Paris gegangenen Gesuchen sich näher an Napoleon anschließen zu wollen verstecken mußte. So durfte man vorerst auch nicht zögern, zu dem russischen Heerzuge ein Hülfscorps unter York zu stellen; der König von Preußen mußte dem zum Heere eilenden Kaiser in Dresden die Aufwartung machen; aber fest entschieden war schon damals, nach den Versicherungen des Verfassers, im ersten günstigen Augenblick sich Frankreich feindlich gegenüberzustellen.

Es folgte der russische Krieg, die Niederlage Napoleon's und mit der Capitulation York's, von der die Regierung eine zeitlang nicht wußte, ob sie sie anerkennen oder desavouiren sollte, die Anticipation des längst vorbereiteten Werks. Aber bald ward die öffentliche Verbindung Alexander's und Friedrich Wilhelm's III. zum Zweck der Befreiung Europas, sowie die Abreise desselben nach Breslau bekannt, wohin ihm alsbald Hardenberg folgte. Von jetzt an beginnt eigentlich erst die ungeheuere europäische Bedeutsamkeit dieses Staatsmannes. Leider ist der der nun folgenden Zeit gewidmete Abschnitt des

Werks nur sehr kurz und übersichtlich behandelt, und über manche große politische Resultate des Kanzlers wird nur andeutungsweise hinweggegangen. Von nun an tritt der Verfasser mit seiner Arbeit gegen das Leben Stein's mit dessen Ueberfluß von Mittheilungen, eine noch wichtiger und interessanter wie die andere, zu sehr in den Hintergrund, und wenn man bedenkt daß von Hardenberg zu jener Zeit an Memoires, Briefen, Noten u. s. w. viel mehr ausgegangen sein muß wie von Stein, so sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet: Jemand, dem Nichts davon zugebotestand, hätte eine Lebensbeschreibung des Kanzlers gar nicht unternehmen sollen.

Nach den Siegen von 1813 war dieser übereinstimmend mit den preußischen Heerführern für energische Fortführung des Kriegs auf französischem Boden. Der Erfolg bewährte sich glänzend. Der Verfasser stimmt sodann, was die Friedensverhandlungen zu Paris angeht, auch mit dem längst bekannten Resultate überein daß Alexander auf alle einzelnen Bestimmungen einen überwiegenden Einfluß ausübte, dem sich der preußische Minister da nicht entziehen konnte, wo sein König ihn anerkannte. Dagegen weiß er Nichts von der Versäumniß welche nach Stein auf Hardenberg fällt: sich nicht, wie andere Mächte thaten, die gehörigen Zusagen für die auf Wien verschobenen Unterhandlungen schon in Paris haben geben zu lassen.

In Beziehung auf den Wiener Congreß — dem der neuerfundene Name „Hochrath" sehr unzweckmäßig beigelegt wird — findet man die ausführlichsten Mittheilungen bei den preußischen Ansprüchen auf Sachsen. Jedoch bieten sie nichts Unbekanntes und keine neuen Gesichtspunkte aus denen man die Verhandlungen aufzufassen hätte. Nur bei manchen Einzelheiten derselben, wo man nach dem Leben Stein's die erste Idee diesem Staatsmann zuzuschreiben geneigt sein möchte, wird hier die Sache so aufgefaßt als wenn deren Ausgehen von Hardenberg eine sich ganz von selbst verstehende Sache wäre. Der Verfasser mag darin ganz Recht haben, nur würde man ihm für eine bessere Begründung solcher Behauptungen noch mehr zum Dank verpflichtet sein. Was die Behandlung der Tractaten über deutsche Verfassungsangelegenheiten angeht, so wird gleichfalls nur das Gewöhnliche wiederholt und auf das vielbesprochene intendirte Kaiserthum nur wie im Vorbeigehen Bezug genommen.

Auch das Jahr 1815 mit Napoleon's Invasion, dem Kriege in Belgien und dem zweiten Pariser Frieden ist ebenso kurz behandelt. Alle Vorwürfe welche man dem Kanzler wegen der ungenügenden Resultate desselben machte werden gleichfalls zurückgewiesen, und angeführt daß er vielmehr stets auf von Frankreich zu fodernde Landabtretungen gedrungen habe und davon nur auf speciellen Befehl seines Königs abgestanden sei, der auch hier wiederum ganz unter Alexander's persönlichem Einfluß gelebt und gewirkt haben soll. So soll auch die Urkunde der Heiligen Allianz von Friedrich Wilhelm unterschrieben worden sein, ohne daß dieser zuvor nur Rücksprache darüber mit seinem Kanzler genommen hätte. Das mag immer bei diesem Document glaublich sein, was aus der persönlichen religiösen Stimmung Alexander's hervorging und auch bei seiner Entstehung gar kein politisches war. Im Uebrigen aber hält es schwer zu glauben daß der König von Preußen so selbständig war seinem Kanzler eine Politik zu dictiren; das umgekehrte Verhältniß fand wol öfter statt. Gerade bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens lag ein großes urkundliches Material vor, was der Verfasser besser zur Charakteristik seines Helden hätte verwenden sollen.

Der letzte Abschnitt ist ganz der Thätigkeit Hardenberg's gewidmet, die er entwickelte als erster Minister in dem wieder neu entstandenen preußischen Staate. Wie sich in den neuen Verhältnissen Nichts zurechtfinden konnte, der unendlich vielen Gährungsstoffe, des großen Streits zwischen zurückzwängender Stabilität und fortstrebendem Liberalismus: aller dieser und vieler andern Dinge ist schon zu hundert und tausend malen nach ziemlich gleichem Schema gedacht worden. Recht gut aber ist die Ausführung wie in dem Streite der Parteien und Verhältnisse der hohe Ruhm und das unbegrenzte Ansehen des Kanzlers zugrundeging. Auf der einen Seite wirkte die Partei der Adelskette unter dem Fürsten Witgenstein, welche für ihre Plane das Ohr des Königs und Zusagen von ihm gewann, die dann geradezu die Absichten des Ministers durchkreuzten, ja sie unmöglich machten. Im Allgemeinen soll dieser der Partei des vernünftigen liberalen Fortschritts zugethan gewesen sein, aber er fand wieder an ihr keinen Halt gegen andere. Denn der Liberalismus als eine ganz neue Sache, der unter Kampf und Streit noch keine Zeit gehabt hatte sich zu besinnen und zur Erkenntniß seiner selbst zu kommen, hatte sich nach den Ansichten seiner Anhänger wieder in unendlich viele Parteien zerspalten, die sich förmlich befeindeten und entgegenarbeiteten. Hardenberg, der über diesen Parteien stehen und mit Gesetzgebungsresultaten vermitteln und vereinigen wollte, machte es natürlich keiner derselben recht; alle feindeten ihn an und haßten ihn, weil er nicht ihre Grundsätze zur praktischen Ausführung brachte, und so erscholl mit einem male von Liberalen und Stabilen das übereinstimmende Geschrei der absoluten Unfähigkeit des Mannes, der eben noch ohne allen Widerspruch als der Retter der preußischen Monarchie in ihren höchsten Nöthen gepriesen worden war. Sollte man sich wirklich so lange und unter solchen Zeitereignissen, wie die von 1812—15 waren, in Hardenberg haben irren können? Ich glaube nicht.

Der bedeutende Vorwurf den man ihm macht, Schuld zu sein an der Nichterfüllung des Versprechens der Constitution für Preußen, erledigt sich in obigem Sinne. Als der oberste Leiter der innern Politik sah er das totale Auseinandergehen der Meinungen und die Unvereinbarkeit der Anfoderungen. Beides spricht sich nicht besser

aus als in den Schmalz'schen Denunciationen und in den Aufsätzen im Görres'schen „Mercur“ und in dessen späterer Schrift: „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit.“ Unter solchen Umständen war allerdings eine einige Constitution für Preußen eine Unmöglichkeit. Sie hätte nicht abgeschliffen, sondern jede Partei noch mehr gereizt. Es war klug von Hardenberg zu warten, bis im Kampfe der Meinungen das Aeußerste sich selbst aufgerieben hatte. Dann wäre eine Constitution wol eine allgemeine Friedensurkunde geworden, während sie gleich 1815 erlassen leicht die Heerfackel eines innern Aufstandes hätte werden können.

Wäre Hardenberg 1816 aus den Geschäften geschieden, so wäre seines Ruhms kein Ende gewesen. Er that es nicht, und von nun an brachte seine Laufbahn, in der er von den Ultras ein Demokrat und von diesen und den Romantikern ein Ultra gescholten wurde, nur Unerfreuliches. Der neu errichtete Staatsrath und die Generalcontrole der Finanzen, so wohlthätig auch die Wirksamkeit dieser Behörden war, gab keinen Ersatz für die nicht erschienene Constitution, obwol der König und der Kanzler erklärten: sie selbst sei außer Zweifel und es handele sich nur um die zweckmäßige Zeit der Einführung. Eine ganz gleiche Erklärung gab Preußen beim Bundestage. Ueber diese und ähnliche Fragen verfeindete sich Hardenberg auch mit W. von Humboldt, mit dem er in seltener Harmonie und steter Uebereinstimmung der Meinungen die viel bedeutendern Fragen der europäischen Politik bis dahin erörtert und entschieden hatte, sodaß es nöthig wurde Letztern erst als Gesandten aus Berlin, nachher durch Pensionnirung ganz aus dem Staatsdienste zu entfernen. Ein Gleiches geschah mit Boyen und Beyme, und Gneisenau, als nicht mehr angenehm, ward, soviel es sich mit den Rücksichten die man auf das Heer zu nehmen hatte vereinigen wollte, vielfach zurückgesetzt. Diese Ereignisse, sodann die traurigen Erscheinungen der Jahre 1817 und 1818, dann die mit Aachen sich eröffnenden Congresse mit ihren Resultaten mögen Hardenberg, um nur einen Halt zu gewinnen, wol nach und nach mehr auf die Seite der Witgenstein'schen Partei gedrängt haben, als er es sich nach seiner persönlichen Ueberzeugung und seinen ursprünglichen Absichten für möglich gedacht hatte. Aber das eigentliche Abgehen von ursprünglicher Gesinnung konnte nur zu innerer Zerfallenheit führen; diese, dann das Gefühl der wenigen Anerkennung, die Folgen einer sehr weltlichen Lebensart und die ungeheuern Anstrengungen des Alters beugten die sonst eiserne Gesundheit des Mannes. Er starb am 26. November 1822 zu Genua.

Wenden wir uns noch ein mal kurz zu dem Werke im Ganzen. Wir sagten schon, die Haupttendenz sei Vertheidigung des Kanzlers ganz besonders gegen Angriffe und Situationen, welche neuerdings durch das Leben Stein's wieder der Nachwelt vor Augen geführt sind. Wir haben gesehen wie Letzterer trotz der Sympathie mit Hardenberg in Hauptsachen von einem alten Sünder spricht, dessen größte Kunstfertigkeit nur darin gelegen haben soll, geistreiche Nebenbuhler aus den Geschäften auszumärzen; der in seiner Politik die wichtigsten Hauptsachen übersehen haben soll, sodaß Preußen gerade solchen Fehlern seine schlechte Stellung nach außen zu verdanken habe; der Einrichtungen einführte die fehlerhaft im Principe und fehlerhaft in der Ausführung gewesen sein sollten u. s. w.

Jeder dieser Vorwürfe in Stein's Munde hat natürlich die verschwiegene Schlußfolge: ich würde es besser gemacht haben, und alle Verehrer Stein's stimmen damit überein.

So kommt man wie von selbst zu der Frage: wer von beiden Männern war der bedeutendste, eine Frage die nicht allein die unparteiisch richtende Nachwelt nur aufwirft, sondern die schon bei Lebzeiten in den Kreisen vielfach erörtert worden ist, die sich um jene Koryphäen sammelten. Die beklagenswerthe spätere Entfremdung dieser beiden Männer, die sich einst näher standen und sich gegenseitig öffentlich anerkannten und wohl zu würdigen wußten, ist neben der auftauchenden Eifersucht hauptsächlich durch die Parteinahme von Freunden in obigem Sinne entstanden.

Wenn die Geschichte Hardenberg's und Stein's erwähnt, so wird sie die Größe Beider im voraus als Etwas anerkennen worüber kein Wort verloren zu werden braucht, und sie begnügt sich mit diesem Zeugniß das Beide zu dem ersten Range außergewöhnlicher Menschen erhebt. Aber die große Menge kann diesen allgemeinen Begriff nicht fassen; sie fängt wieder an Einzelheiten mikroskopisch zu durchmustern, legt diese dann zusammen, vergleicht und will so von innen heraus nach einem angenommenen Maßstabe den Begriff von Größe relativ construiren, während er doch mehr von außen her uns entgegentreten muß. Das hat denn die Ungerechtigkeit daß der Mensch seine von ihm selbst zusammengesuchten Größen nach den Sympathien zusammenlegt die er selbst hegt; daß er Das was ihnen entgegensteht übersieht oder gar absichtlich beiseitelegt. Das zeigt sich deutlich in den beiden besprochenen Werken. Für deren Leser daher noch ein paar Bemerkungen.

Zwei Umstände sind es welche die Persönlichkeit Stein's, verglichen mit der Hardenberg's, in den Augen der Nachwelt so ungeheuer heben und die Letzterm stets bei der Beurtheilung den zweiten Rang anweisen werden.

Die eine ist unbestreitbar. Während Stein ehrwürdig dadurch wurde daß er stets auf der Höhe der reinsten Sittlichkeit stand, die den Menschen in jeder Lage des Lebens hebt und hält, trieb sich das Weltkind Hardenberg in den flüchtigen Kreisen der Leichtfertigkeit umher, wo er höchstens die unbegreiflichen, der Mode unterworfenen Gesetze der Etiquette beobachten mochte, keineswegs aber den höhern ethischen Anfoderungen genugthat. Je höher der Mann steht, desto mehr wird er beachtet, und desto mehr wird ein Beispiel gefodert. Die Anerkennung der Nachwelt ist der Lohn.

Der andere Stein hebende Umstand hat nicht denselben festen, mit dem Verstande nachzuweisenden Boden,

er wurzelt üppig im Gefühle der Menschen. Hat dieses aber einmal etwas ergriffen, so läßt es dies auch nicht wieder los und sollte es Leben und Alles kosten. Es gab in Deutschland nach 1815 Wünsche und Hoffnungen nach deren Erfüllung man sich umsomehr sehnte, weil man sie wie die Grundlage eines neuen Lebens ansah. Sie sollten in Preußen, während Hardenberg das Ruder führte, nicht zur Erfüllung kommen. Statt hierin das Herrschen eines höhern Geschicks, was immer über den Thaten der Menschen steht, zu erkennen, oder das Herrschen von Umständen zu erblicken denen sich ein einzelnes Volk nicht entziehen kann, ward unwillkürlich argumentirt: Hardenberg hat das Ersehnte verhindert, Stein würde es durchgesetzt haben daß es gegeben worden wäre, denn er vertrat es ja beständig. Man vergißt unwillkürlich daß eben in dem Umstande, daß Stein dafür kämpfte und er es doch nicht durchsetzte, nur ein höherer Beweis der Unmöglichkeit der Erreichbarkeit liegt. Unwillkürlich baut die Nachwelt die Höhe auf die es Stein stellt mit aus dem Eingebildeten auf: was Stein ohne Zweifel würde gethan und durchgesetzt haben, und kümmert sich nicht um den unmöglichen Beweis: ob er nicht ebenso gut völlig besiegt sich den Umständen hätte fügen müssen wie Hardenberg. Der Letztere hat den Nachtheil, in unglücklichen Zeiten bis zum letzten Hauche auf seinem Posten ausgeharrt zu haben; der Erstere den Vortheil, zur Zeit seines höchsten Ruhms hinter die Coulissen getreten zu sein, ohne das Erworbene wie sein Nebenbuhler aufs Spiel setzen zu müssen, und dabei noch den Nebengewinn: durch seine Zurückschiebung die Krone des Märtyrerthums verdient zu haben. Das soll die Nachwelt in gerechter Erwägung wohl bedenken, umsomehr, da wir gerade aus dem Pertz'schen Werke gründlich gelernt haben daß Stein mit allen seinen Planen welche die Popularität für sich hatten wohl gehört ist, und daß es ihm an Einfluß und Fürsprechern nie gefehlt hat, während man früher allgemein glaubte, es habe nur böser Wille ihn gar nicht zu Worte kommen zu lassen geherrscht. Seine deutschthümlichen Plane waren damals so gut eine Unmöglichkeit wie die ähnlichen von 1848; statt das Geschehene als ein Urtheil der Geschichte oder des Weltgerichts in dieser Sache zu nehmen, und zu erkennen daß man sich in der Zeit geirrt habe, blieben Stein und seine schwächlichern Epigonen aber lieber bei dem Glauben: in ihrem Traume habe sich ihnen eine höhere Weisheit offenbart, sie allein seien die Bevorzugten, daher die Großen; Das was ihnen entgegenstände sei wenn auch gerade nicht das Böse, doch die träge Masse, starr und unerleuchtet vom Geiste. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, Stein würde als erster preußischer Minister von 1814 an Nichts mehr ausgerichtet haben wie Hardenberg, und die Zeit hätte ihn gerade so aufgerieben wie jenen, und wie sie von 1848 an ganz verwandte Geister in fabelhaft kurzen Terminen aufgerieben hat!

Neben der Wirksamkeit beider Männer waren ihre innern Naturen ebenso verschieden; was dabei im bürgerlichen Leben leicht als Fehler des Einen oder Andern erscheinen konnte, war eine Wohlthat für Preußen als Staat.

Als dieses ganz isolirt und ohne alle Verbindung mit irgend einem europäischen Staat — denn die gänzliche Abhängigkeit von Frankreich nenne ich keine Verbindung — aus dem Frieden von Tilsit hervorging, ward Stein Minister mit einem Wirkungskreise der ganz vorzüglich die innern Einrichtungen Preußens betraf. Ohne alle Concurrenz und ohne Veranlassung anzustoßen war dieser rücksichtslos, ja eigensinnig consequente Mann an seiner wahren Stelle. Er gebot in einem Wirkungskreise wo Alles sich fügen mußte, und so entstanden willig die Schöpfungen seiner großen Gedanken. Aber die Lage änderte sich bald. Preußen trat im Stillen in Verbindung mit andern Mächten, und die wechselseitigen Beziehungen bei allenthalben verschiedenen Ansprüchen auszugleichen war nun eine ebenso wichtige Aufgabe als die Sorge für die innern Einrichtungen, denn Preußen konnte nur aus dem Verein mit fremden Kräften Etwas hoffen. Nie würde Stein bei seinem schroffen Eigensinn und bei seiner Unmöglichkeit nachzugeben hier Das gewirkt haben was der geschmeidige, in seinem Auftreten schon für sich einnehmende Hardenberg wirkte. Und mit dem Vorwurfe den man ihm macht, bei seiner Bereitwilligkeit nachzugeben habe er den preußischen Staat in Verlegenheit und Schaden gestürzt, ist es auch eine eigene Sache. Dieser besaß beim Beginn der Kriege und Unterhandlungen 1813 an nachhaltiger Macht noch nicht ein Drittel von der seinen Verbündeten zustehenden; nur außerordentliche Anstrengungen, die aber auf die Dauer nicht durchzuführen gewesen wären, glichen augenblicklich dies Verhältniß aus und ließen Preußen als gleiche Macht erscheinen. Wäre es Klugheit oder Patriotismus gewesen Dies zu verkennen, und hätte ein preußischer Minister da wo preußische Ansprüche mit andern entgegengesetzten collidirten den Anspruch hartnäckig bis zum Aeußersten, Zerfallen und Krieg mit den Bundesgenossen, treiben sollen? Stein verlangte Dies; Hardenberg, jedenfalls klüger, ging bei solchen Dingen en grand Seigneur anscheinend großmüthig und leichtfertig darüber hin, gab nicht zu Erreichendes und Vertheidigendes auf, erwarb so für Preußen die Zuneigung seiner Verbündeten, ersparte dem kleinen Staate eine Reihe von diplomatischen Niederlagen die es entweder von neuem isolirt oder in einen Mittelrang zwischen ersten und zweiten Rang der Staaten gedrängt hätten — wenn wir die Aussichten nicht einmal bis zum Kriege erweitern wollen! In welche Verlegenheiten Stein Preußen als dirigirender Minister 1813—15 gestürzt haben würde, das ist aus der totalen Verfeindung leicht zu ersehen, in die er mit allen Staatsmännern ohne Ausnahme gerieth, sowie er nur auf einem Unterhandlungsplatz mit mehren zusammentraf. Sie schadeten nicht, weil Stein glücklicherweise keine officielle Stellung hatte; aber annehmen wollen daß sie Preußen genützt haben sollten, hätte Alles in seiner Hand gelegen, das kann auch nur behauptet werden, wenn man den Verstand schweigen heißt und

das Gefühl für den von der Popularität einmal zum Liebling Erkorenen reden läßt.

Gewiß, Stein hatte seine großen Fehler, von denen Hardenberg entweder frei war oder die er nur mit jenem theilte. Der ehemalige Reichsfreiherr war viel zu herrisch und eigensinnig, viel zu sehr an seinen Ansichten hängend und besserer Belehrung unzugänglich, um immer gerecht sein zu können. Neigung zum Zorn und Aufbrausen ließen ihn Versehen begehen, die sich nicht immer wiedergutmachen ließen. Was soll man zu der bittern kleinlichen Feindschaft sagen, mit welcher er die besten Männer der Nation verfolgte, einen W. von Humboldt und Gagern den Aeltern? Was zu seiner Unduldsamkeit die gleich bis zum lauten Tadel ging? Kann man Stein noch immer den deutschen Patrioten nennen, wenn er, wie wir jetzt wissen, es als großen Lebensplan verfolgte, allenthalben Rußland Einfluß auf deutsche Angelegenheiten zu verschaffen, um Deutschland dadurch nach außen zu heben und es durch russische Hülfe durch innere Einrichtungen und Constitutionen zu beglücken? Müssen wir nicht der Vorsehung auf den Knien danken, daß es einen Hardenberg gab der diesem mit entgegenarbeitete? Immer mehr sieht man wie richtig W. von Humboldt's schon vor 38 Jahren ausgesprochenes Urtheil über Stein ist:

Er war unvergleichlichen Werths für Männer welche verwickelte Angelegenheiten in Ordnung zu bringen hatten, denn sein Umgang und seine geistreichen Ideen hielten stets auf einer gewissen Höhe und verhinderten das Herabsinken in den Sumpf der Gewöhnlichkeit. Aber selbst Verwickeltes zu entwirren, dazu fehlte ihm Geduld und Duldsamkeit.

Gebe man daher Vergleiche zwischen Hardenberg und Stein auf, wenn nur Fragen: wer war der Größte, der am meisten Wirkende, das Resultat sind. Beide thaten in ihren Stellungen und ihrer Natur nach ihre Schuldigkeit; Beide erlebten eine Zeit wo sie die Größe und den Ruhm ihres Vaterlandes fördern konnten. Das ist genug um ihnen auch ein ehrendes Andenken bei den spätern Generationen zu bewahren. 58.

Tagebuch aus Italien. 1849. Von Gustav von Hoffstetter. Mit zwei Uebersichtskarten von Rom und den römischen Staaten und fünf Tafeln mit Planen und Croquis. Zürich, Schultheß. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem Titel nach sollte man in diesem Werke eines der häufigsten Bücher suchen, nämlich eine Reiseschilderung aus Italien, da es doch eines der seltensten ist, nämlich die Geschichte eines tapfern Kampfes von Italienern für ihre eigene Sache gegen fremde Uebermacht, wie ihn das Land seit langen Jahren nicht gesehen. So sehr hatte die Februarrevolution alle bisher gültigen Annahmen umgeworfen daß die längst nur als malerisches Alterthum betrachteten Befestigungen Roms wirkliche Dienste leisten mußten, und zwar nicht gegen Oestreicher, sondern gegen republikanische Franzosen, welche die Tradition schon unter ihrem Könige als die geborenen Vertheidiger der italienischen Freiheit und Unabhängigkeit gegen die Oestreicher zu betrachten gelehrt hatte. Der Verfasser war ursprünglich in hohenzollernschen Diensten, hielt dann in Zürich und Winterthur Vorlesungen über Taktik, wurde im Sonderbundskrieg (Spätjahr 1847) Adjutant der eidgenössischen Brigaden Kurz und Egloff und machte als solcher das Treffen bei Gislikon (November 1847) mit Auszeichnung mit. In dem römischen Heere bekleidete er die Stelle eines Adjutanten beim Generalstabe der ersten Division und wurde nach Manara's Tode diesem Generalstabe selbst vorgesetzt. Es bedarf demnach keiner weitern Bemerkung daß der Verfasser als Sachkenner und Augenzeuge spricht; wir können hinzufügen daß seine Darstellung den Stempel der Wahrheit trägt. Auf die militairischen Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort; wir können nach einer allgemeinen Angabe des Inhalts nur die Züge hervorheben welche das Verfahren der beiden Gegner bezeichnen und diesem Kampfe, der trotz seines unglücklichen Ausgangs das Selbstgefühl der Italiener gehoben hat, eine hohe Bedeutung geben.

Das Werk zerfällt in drei Abschnitte. Der erste enthält die Geschichtserzählung von der Landung des Verfassers bis zum Anfang der eigentlichen Belagerung, der zweite die Belagerung selbst bis zum Einzug der Franzosen, der dritte das romantische Nachspiel: den Rückzug Garibaldi's und seine Kämpfe mit den Oestreichern. Der Verfasser bestieg zu Ende April 1849, gerade einen Tag nach dem Auslaufen der französischen Flotte, zu Marseille ein nach Civitavecchia bestimmtes Dampfboot; in Rom langte er zu dem Zeitraum an, als zwischen beiden Republiken noch ein fauler Friede herrschte und die französische Regierung noch durch Unterhandlungen oder gelegentliche Handstreiche ein ihr selbst nicht klares Ziel erreichen wollte, ehe sie zur Gewalt gegen den sehr unterschätzten Feind schritt. Der am 30. April gewagte Handstreich gegen den Janiculus wurde aber durch Garibaldi mit großem Verlust der Franzosen zurückgeschlagen, und rasch wurde Garibaldi zum volksthümlichen Helden, zum Blücher oder Bem dieses Kriegs. Ueber dieses merkwürdigen Mannes frühere Geschichte ist wenig bekannt. Seinem deutschen Namen nach („der Speerkühne"), welchem er keine Unehre macht, ist er als lombardischen Ursprungs anzunehmen; gebürtig ist er von der genuesischen Küste. Seine ersten Kriegsdienste leistete er in der Escadre von Montevideo, wo sein Name in den Kämpfen gegen Rosas ehrenvoll genannt wurde. Später diente er zu Lande als Führer in der Italienischen Legion, wo er bald größere, bald kleinere Abtheilungen Fußvolk und Reiterei führte in einem Kampfe welchem kein europäischer gleichzustellen ist in Bezug auf die zu ertragenden Beschwerden und die nöthige Wachsamkeit. Im Jahre 1848 nach seinem Vaterlande zurückgekehrt betheiligte er sich beim Einfall der Lombarden in Welschtirol. Gegenwärtig ist sein Name bereits der Sage anheimgefallen. Obgleich er bekanntlich wieder in Amerika weilt, erzählte dem Schreiber dieses neulich ein von der algierischen Fremdenlegion zurückgekehrter deutscher Soldat, die letzten unglücklichen Kämpfe gegen die Kabylen hätten allgemein die Meinung bei den französischen Truppen in Afrika verbreitet, der geschickte Führer ihrer Feinde sei Garibaldi, der den Franzosen ewige Rache geschworen!

Garibaldi's abenteuerliche Erscheinung schildert unser Verfasser folgendermaßen: „Es ist ein etwas kleiner Mann mit sonnverbranntem Gesicht und vollständig antiken Zügen. Ruhig und fest sitzt er zu Pferde, als wäre er darauf geboren. Unter einem spitzen Hut mit schmaler Krempe und schwarzer voller Straußfeder drängt sich das tiefbraune Haar hervor. Der röthliche Bart bedeckt zur Hälfte das Gesicht. Ueber der rothen Bluse flattert der kurze weiße amerikanische Mantel. Sein Stab trägt ebenfalls den rothen Kittel und später wurde sogar die ganze italienische Legion in diese Farbe gekleidet. Unmittelbar hinter ihm ritt sein Stallmeister, ein Mohr von ungeheuern Dimensionen, der ihm von Amerika gefolgt war, in schwarzem Mantel und mit einer langen Lanze mit rothem Fähnchen. Alle seine Leute trugen die Pistolen und prächtigen Dolche im Gürtel, Keinem fehlte die große amerikanische Reitpeitsche von Büffelleder." Hoffstetter wurde nach dem 30. April nicht ohne Mühe von der „Barrikadencommission", der er zuerst

Ugo Baſi, Hoffſtetter und etwa 200 Mann, davon die Hälfte beritten, meiſt Offiziere, verließen Nachts S.-Marino, aber ſchon nach wenigen Stunden verlor Hoffſtetter mit einigen Gefährten in der Dunkelheit ſeinen verehrten General und gelangte unerkannt nach unzähligen Gefahren durch die Lombardei nach der Schweiz zurück. Auf der Rückreiſe ſah er Manara's Witwe und Moroſini's Mutter.

Schon aus unſerer oberflächlichen Ueberſicht wird erhellen, wie reich an wichtigen Thatſachen zur Geſchichte dieſes denkwürdigen Kampfs das vorliegende Buch iſt, wie beſonders auch der dritte Abſchnitt für den nichtmilitairiſchen Leſer viel Anziehendes enthält. 59.

Die geiſtliche Beredtſamkeit des modernen römiſchen Katholicismus.

Miſſionsvorträge der hochwürdigen Väter Roder, Schloſſer und Werdenberg, mit Sorgfalt geſammelt und aufgezeichnet von einem Freunde der Miſſion. Stuttgart, Beck und Fränkel. 1852. 8. 15 Ngr.

Man erinnert ſich noch aus den Zeitungen der Berichte über die Miſſionen welche die genannten hochwürdigen Väter aus der Geſellſchaft Jeſu abgehalten haben. Der Herausgeber ihrer Vorträge glaubt nun dem Wunſche aller Derjenigen zu entſprechen welche gleich ihm in der Miſſion Belehrung, Troſt und Erbauung geſucht und gefunden haben, wenn er ihnen durch ſeine Sammlung Gelegenheit gibt, jene Tage des Heils wenigſtens geiſtigerweiſe noch ein mal durchzuleben. Insbeſondere aber glaubt er Denen einen Dienſt zu erweiſen welche der Miſſion ihrer Gegend nicht vollſtändig anwohnen, ſondern nur einzelne Vorträge hören konnten. Er verſichert daß er die Vorträge ſowol dem Inhalt als der Form nach treu und vollſtändig wiedergegeben, wenngleich dieſelben auf buchſtäbliche Treue keinen Anſpruch machen dürfen.

Inwieweit er nun das Original getroffen habe, das kann Referent, der den Miſſionen nicht beigewohnt, freilich nicht ſagen. Aber die hier mitgetheilten Predigten tragen ſo ſehr das Gepräge der Echtheit daß man gern auf die buchſtäbliche Treue verzichten mag. Kommt es doch überhaupt nicht auf den Buchſtaben, ſondern auf den Geiſt einer Rede an. Der Geiſt der hier mitgetheilten Reden aber iſt der echte römiſch-katholiſche, wie er von den Vätern der Geſellſchaft Jeſu zu erwarten iſt.

Der erſte Vortrag handelt von dem Weſen, der Nothwendigkeit und der Wirkſamkeit der Miſſion, geſtützt auf den Spruch: „Gehet hin und lehret alle Völker", Matth. 28, 19, gehalten von Pater Roder. Die Einwendung gegen die Miſſionen daß ja jede Gemeinde ſchon an ihrem Seelſorger ihren Miſſionar habe, beſondere, außerordentliche Miſſionen alſo überflüſſig ſeien, wird damit widerlegt daß es, wenngleich die Gemeinden an ihren Seelſorgern die Miſſionare haben die ſie auf den Weg des Heils hinweiſen, doch heutzutage mit dem katholiſchen Chriſtenthume ſehr ſchlecht ſteht. „Haben nicht Viele am Glauben Schiffbruch gelitten, die nun als Gehülfen des Satans durch Wort und Schrift auch Andere von der Wahrheit abzubringen und mit ſich ins Verderben zu ſtürzen ſuchen? Gibt es nicht viele Andere, die ſich zwar katholiſche Chriſten nennen, aber von der katholiſchen Lehre verwerfen was ihnen nicht zuſagt, als ob man katholiſch ſein könnte ohne den katholiſchen Glauben? .... Bemerken wir nicht eine beunruhigende Zerfahrenheit faſt aller Verhältniſſe des Lebens? Drückt uns nicht eine unheimliche Schwüle, die uns jeden Augenblick empfinden läßt daß es anders werden müſſe?" Dieſem Uebel ſollen alſo die beſondern Miſſionen abhelfen, ſie ſollen eine Erneuerung des Glaubens, eine Erneuerung des ſittlichen Lebens bewirken.

Prüfen wir ſie nun von dieſem Geſichtspunkte, ſo müſſen wir bekennen daß wer nicht ſchon gläubig iſt, und zwar ganz dumm- und blindgläubig, durch dieſe Predigten eher ungläubig als gläubig gemacht werden wird, ſo ſehr widerſtrebt die ihnen zugrundeliegende Weltanſchauung aller geſunden Vernunft und der durch die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften und der Philoſophie in den Köpfen der Menſchen bewirkten Aufklärung. Ferner, wer wirklich ſchon ſittlich ſo verſunken iſt daß er ſolcher Schreckniſſe der Hölle und der ewigen Verdammniß bedarf, wie ſie die hochwürdigen Väter zur Rettung der Seelen anwenden, der wird ſchwerlich durch ſie gebeſſert werden; denn wovor man zittern ſoll, daran muß man glauben. Der Glaube aber den die hochwürdigen Väter den Sündern dieſer Welt zumuthen iſt ſo abſurd daß er höchſtens Kindern Furcht einflößen kann, oder gutmüthigen Schafsköpfen, nicht aber ungläubigen ſchlauen Verbrechern und Böſewichtern. Der neuteſtamentliche Gott der Liebe wird in dieſen Predigten wieder von dem altteſtamentlichen der Gerechtigkeit verdrängt, aber welch einer Gerechtigkeit? Einer harten, barbariſchen, unerbittlichen, grauſamen, ja einer empörenden.

Eine Rede, eine geiſtliche ſo gut wie eine weltliche, kann auf das Gemüth und den Willen nur durch die Ueberzeugung wirken. Was nicht überzeugt, kann auch nicht erſchüttern. Es kann höchſtens einen flüchtigen Eindruck machen. Fängt man alsdann aber an die Sache genauer zu unterſuchen, ſo löſt ſich der Schreck in ein Lachen auf, wie wenn man Abends vor einer weißen Geſpenſtergeſtalt ſich fürchtet und dann entdeckt daß es ein weißes Laken iſt. Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Die Sache hat aber auch ihre ernſte Seite. Schwache Seelen können leicht ſo geſchreckt werden daß ſie den Verſtand verlieren, und wir zweifeln daher nicht daß die in Rede ſtehenden Predigten bei Manchem den religiöſen Wahnſinn werden befördert haben. Iſt ſich doch Pater Roder ſogar bewußt daß die Miſſionen dieſe Wirkung haben können, indem er in der Predigt von der Gewiſſensforſchung, die über den Umfang und die Art und Weiſe der Gewiſſensforſchung handelt, ſagt: „Die Generalbeichten ſind ſchädlich Denen die ſchon mehrmals ſolche abgelegt haben und gleichwol immer unruhig bleiben, den zu ängſtlichen Gemüthern, den ſchwachköpfigen und verwirrten Menſchen welche bei aller Mühe die ſie ſich geben, recht zu beichten, doch nie ruhig und zufrieden werden. Solche Seelen werden immer zaghafter, muthloſer und verwirrter, und laſſen am Ende gar Alles gehen. Solche Menſchen wohnen überhaupt auch den Miſſionen nicht mit Nutzen an, indem ſie das Gewicht der ſchnell hintereinander gehörten Wahrheiten nicht ertragen können; ſie würden beſſer thun, wegzubleiben und ſich der unbedingten Führung ihres Beichtvaters zu überlaſſen; ſolche Leute ſind es auch, durch welche das Vorurtheil entſtanden iſt, die Miſſionen machen die Leute zu Narren." (S. 32 fg.)

Das iſt kein Vorurtheil, ſondern ſolche ſchwachköpfige Leute müſſen wirklich durch die Miſſionen zu religiöſen Narren werden. „Du biſt keine Stunde ſicher", ſagt Pater Werdenberg in der Predigt von der Beſtimmung des Menſchen, „wann du von dieſer Erde abberufen wirſt. Dein Leben ſchwebt an einem Faden, über dir ſtrahlt der Himmel in unvergleichlicher Schönheit, unter dir öffnet ſich der ſchaudervolle Abgrund der Hölle. Wenn dein Lebensfaden in dieſem Augenblick zerriſſe, was würde dein Loos ſein? Hätteſt du zwei Seelen, ſo könnteſt du allenfalls einen Verſuch machen; wenn du auch die eine verlöreſt, ſo bliebe dir immer noch die andere. Du haſt aber nur eine einzige Seele; verlierſt du alſo dieſe, ſo haſt du Alles — Alles verloren. Und iſt dieſe Seele ein mal verloren, ſo iſt ſie, ach! für alle Ewigkeit verloren. Würdeſt du ſie nur für eine Reihe von Jahren verlieren, und wären es auch ſo viele als Sterne am Firmamente oder Tropfen im Meere ſind, ſo wäre doch immer noch einige Hoffnung ſie wieder zu erhalten, allein die Ewigkeit läßt dir durchaus keine Hoffnung mehr. Auf der Erde kannſt du Alles noch ändern, aber in der Ewigkeit kannſt du dein Loos nimmer ändern. Möchteſt du das ganze Gewicht dieſer furchtbaren Wahrheit fühlen." (S. 18.)

In der Predigt von der Sünde und der göttlichen Gerechtigkeit sagt Pater Schlosser: „Was auch immer der Unglaube sagen mag, es gibt einen Ort der ewigen Verdammung; so fodert es Gottes Gerechtigkeit, so seine Heiligkeit, und die Schrift sagt es in den klarsten Ausdrücken .... Zittere, o Sünder, bei dem Gedanken an die furchtbare Gerechtigkeit Gottes! Eine einzige Todsünde genügt, um dich der Gnade Gottes zu berauben und in den Flammenpfuhl der Hölle zu stürzen. Wie viele Todsünden hast du aber nicht schon begangen! Wie vielmal hast du also nicht schon die Hölle verdient! Müßte dich der gerechte Gott nicht in den Abgrund derselben hinabdonnern, wenn er dich in diesem Augenblicke vor seinen Richterstuhl fodern würde? Wer sagt dir aber daß er dir noch lange Zeit schenken werde dich zu bekehren? Benutze darum ungesäumt die Zeit der Gnade und Barmherzigkeit! Ach! Tausende mögen in der Hölle brennen, die ihre Bekehrung von einem Tage auf den andern verschoben haben und am Ende ohne wahre Buße gestorben sind." (S. 23 fg.)

Die Hölle, auf die hier in dieser Weise präludirt worden, wird nun in einer besondern Predigt von Pater Roder, in der er erstens von der Gewißheit und zweitens von der Beschaffenheit der ewigen Verdammniß spricht, genauer beschrieben. Hu! das ist eine schauerliche Höllenfahrt, von der ich Jedem der sich nicht starken Geistes fühlt rathen möchte lieber wegzubleiben. Pater Roder bereitet seine Zuhörer auf die Schrecknisse derselben folgendermaßen vor: „Es ist euch vielleicht nicht unbekannt daß man von gewissen Seiten uns Missionaren vorwirft, wir erfüllten die Welt mit Höllenpredigten. Seid überzeugt, die Betrachtung über die Hölle zermalmt den Prediger mehr als die Zuhörer. Es wäre freilich gut, die Menschen ließen sich durch die Liebe Gottes bekehren, aber sowie sie nun einmal sind, müssen sie durch die Furcht Gottes, die nach der Schrift der Anfang der Weisheit ist, zur Liebe Gottes vorbereitet werden. Es ist darum durchaus nothwendig daß bei einer Mission eine Betrachtung über die ewige Verdammniß gehalten werde, und wenn auch noch so viele Stimmen sich dagegen erheben sollten. Indessen möchte ich solchen Weichlingen, die immer nur von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu sprechen wissen, entgegnen: Entweder gibt es eine Hölle oder es gibt keine. Gibt es aber eine Hölle, so dürfte ein Engel kommen, er könnte uns die Schrecken und Qualen derselben nicht genug schildern." (S. 160.) Dennoch, trotzdem daß die Schilderung eines Engels zu matt wäre, unternimmt es der hochwürdige Pater, mit seinen schwachen Kräften ein Bild von der Hölle zu entwerfen. „So wie das Erwachen der Lebendigbegrabenen im Grabe, so ungefähr", sagt er, „denke ich mir das Erwachen in der Hölle. Der Todte streckt seine Gebeine. Wo bin ich? In der Hölle. Also in der Verdammniß! Also ist das Evangelium eine Wahrheit! Also hatten die Kirche und ihre Lehrer Recht! Welch furchtbare Enttäuschung! .... Statt im beseligenden Umgange mit Gott erblicken sich die Verdammten in der Gesellschaft der verworfenen Geister, der Teufel. Ihr wißt, wie der Erzfeind des Menschengeschlechts, der ein Mörder von Anfang ist, in den Besessenen wüthet, obgleich diese nicht völlig in seine Gewalt gegeben sind. Wie wird es nun erst Demjenigen ergehen der diesem Unholde ganz und gar, für die ganze Ewigkeit überantwortet ist! Wie wird er ihn verhöhnen und quälen." Damit man nicht glaube, die Schilderungen der Heiligen Schrift von den Qualen der Hölle, „die äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähneklappen ist", der „nagende Wurm, der nimmer stirbt", der „feurige Pfuhl, der mit Schwefel brennt", das „ewige Feuer" und die „ewige Pein" seien uneigentlich und sinnbildlich zu verstehen, sagt der hochwürdige Pater, die Annahme eines höllischen Feuers, in welchem die Verdammten leiden, sei keineswegs so ungereimt als es scheine. Der Leib werde ja mit der Seele vereinigt; die Verdammten werden nicht nur mit der Seele leiden, sondern auch mit dem Leibe, welcher als Mitschuldiger der Seele leidensfähig bleibe und zwar ewig. „Willst du indessen das höllische Feuer durchaus blos im bildlichen Sinne nehmen, was gewinnst du damit? Nichts! Im Gegentheil ist es dann nur um so schlimmer, da ja das Bild immer hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Du schauderst schon bei dem Gedanken an den glühenden Moloch, dem die Heiden ihre Kinder opferten, indem sie ihm dieselben in die Arme legten und bei lebendigem Leibe verbrennen ließen. Du schauderst schon beim Gedanken an dieses gräßliche Schauspiel. Allein siehe! das ist nur ein schwaches Sinnbild der Hölle. Du erschrickst bei dem Anblick einer nächtlichen Feuersbrunst und erbebst, wenn du mitten in den Flammen eine Mutter mit ihrem Kinde die Hände vergebens nach Hülfe ausstrecken siehst. Doch siehe! das ist wieder nur ein schwaches Bild der Hölle. Es muß etwas Schauerliches sein, seinen Leib von Würmern zerfressen zu sehen oder mitten unter giftige Schlangen in eine Grube geworfen zu werden. Doch siehe! auch dies ist nur ein Sinnbild der Hölle. Es ist etwas Fürchterliches Jahre lang in finsterm Kerker zu schmachten und in ohnmächtiger Wuth zu toben und mit den Zähnen zu knirschen. Doch siehe! auch dies ist nur ein schwaches Sinnbild der Hölle. Was gewinnst du also mit deinem Sinnbilde?" (S. 171.)

Möge, wen das Angeführte noch nicht genug schreckt, die Fortsetzung in dem Buche selbst lesen. Es herrscht in dieser Predigt eine wahrhaft höllische Begeisterung für die Hölle. „So lange Gott Gott ist und der Himmel Himmel ist, so lange wird die Hölle dauern. Jede Minute wird nur der neue Anfang der Ewigkeit sein. Es mögen Millionen Qualenjahre dahin geflossen sein, so folgt Nichts als der Anfang neuen Jammers." Zum Schlusse blickt dann der hochwürdige Pater mit einer wahren Befriedigung auf das Gesagte zurück und verlangt, man solle nicht sagen, es sei eben eine Predigt, ein Spiel mit den Schrecken der Ewigkeit. „Wehe mir und euch, wenn ich mit den Schrecken der Ewigkeit ein Kinderspiel getrieben hätte!" Es wird als Muster der heilige Franz Borgia gepriesen, der täglich eine Stunde die Schrecken der Hölle zu betrachten pflegte, und wenn er dann auf der Straße ging, so voll Furcht war daß er jeden Augenblick wähnte, von den Vorübergehenden ergriffen und in die Hölle gestürzt zu werden. Nun wahrlich, ein passenderes Beispiel konnte der hochwürdige Pater nicht wählen, um von den Höllenbetrachtungen abzuschrecken; denn sich jeden Augenblick fürchten daß man von den Vorübergehenden ergriffen und in die Hölle gestürzt werde, das ist wahrlich kein beneidenswerther Zustand. Zu diesem Wahnsinn müßte aber zuletzt Jeder gelangen der sich so in die Hölle verliebte daß er der Betrachtung ihrer Schrecken täglich eine Stunde widmete. In dieser Stunde lieber täglich etwas Gutes gethan, das erspart alle Höllenbetrachtungen! „Die Reue", sagt der hochwürdige Pater in derselben Predigt, in der er die Schrecken der ewigen Verdammniß malt, „muß sich auf die Liebe Gottes gründen; wenn Einer blos aus Furcht vor Strafe Reue empfindet, so ist er nicht wahrhaft gebessert." (S. 165.) Wozu dann aber das Furchtmachen mit der ewigen Strafe? Kann dieses Schrecken, dieses Drohen, dieses Verblüffen eine wahre moralische Wiedergeburt bewirken? Ferner, in welchen Widerspruch geräth diese harte Vorstellung von der göttlichen Strafgerechtigkeit mit der christlichen Lehre von der göttlichen Liebe? Ein liebender Vater straft seine Kinder, um sie zu bessern, nicht aber aus Wiedervergeltung. Kann denn aber der allmächtige Gott nicht seine Geschöpfe bessern, ist bei Gott nicht Alles möglich? „Zur Bekehrung gehört nothwendig Freiheit des Willens, denn eine erzwungene Bekehrung ist keine Bekehrung." Allerdings! Aber kann denn der allmächtige Gott, der nach der Theologie dem Menschen seinen Willen gegeben hat, nicht auch diesem verliehenen Willen eine andere Richtung geben, ihn innerlich umwandeln? Was hat denn die göttliche Gnade noch für einen Sinn, wenn sie nicht diese innere Umwandelung des Willens bewirkt? Und kann der Mensch mittels seines freien Willens noch während dieses irdischen Lebens sich bekehren, warum soll er es nicht

ebenso gut jenseits auch können? Der freie Wille steht ihm ja jederzeit zu Gebote.

Diese und ähnliche Zweifel müssen jedem nur irgendwie Denkenden bei den Predigten einfallen. Eine Predigt aber die so starke Zweifel gegen sich erregt kann nicht mehr erbauen und wirken. Nichts hemmt die Andacht und die Erbauung mehr als die Kritik.

Ueberhaupt was den ganzen Menschen ergreifen soll, muß harmonisch auf alle Geistes- und Gemüthskräfte wirken. Beleidigt der Redner Verstand und Vernunft der Zuhörer und fodert diese zum Widerspruch auf, wie will er alsdann noch das Gemüth und den Willen erobern? Durch die Verschmelzung des jüdischen Theismus mit der christlichen Moral aber, wie sie in den erwähnten Predigten vorliegt, wird das Herz mit dem Kopf in einen solchen Zwiespalt gebracht daß, wenn man nicht ganz kopflos ist, man sich mit Unwillen wegwendet.

Uebrigens aber ist nicht zu leugnen daß die Predigten der Form nach vollendet sind. Der Ausdruck ist biblisch-einfach, populair und kräftig, und die vielen trefflichen Gleichnisse die in alle Predigten eingestreut sind tragen dazu bei den Inhalt noch tiefer einzuprägen. 41.

Die poetische Schweiz.

Kaum hat Levin Schücking in seiner „Helvetia"*) eine äußerlich und innerlich geschmackvolle Sammlung deutscher Lieder veranstaltet welche die Schweiz zum Gegenstande haben, so geht schon länger vorbereitet ein nahe verwandtes Werk aus der Schweiz selbst hervor; der Titel desselben lautet:

Die Schweiz. Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Erste Hälfte. Bern, Dalp. 1852. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der wissenschaftliche Werth welchen frühere ähnliche Arbeiten desselben Herausgebers haben erweckt von vorn herein einen guten Glauben für die vorliegende, und nähere Ansicht kann diesen nur begründen und bestätigen. Auch treten sich die Sammlungen von Schücking und H. Kurz keineswegs gegenseitig in den Weg; wenn der Erstere vorzugsweise diejenigen Gedichte zusammengestellt hat, welche die großartigen Schönheiten der schweizerischen Natur feiern, so hat der Letztere das größte Gewicht auf die poetische Verherrlichung der schweizerischen Geschichte gelegt. Das Buch des Erstern wird vorzüglich Dem der selbst die Schweiz bereist hat zu erfreulicher Rückerinnerung dienen; das des Letztern ist ausdrücklich bestimmt „die Herzen der vaterländischen Jugend für die großen und schlichten Tugenden empfänglich zu machen welche in so manchen schönen Gesängen verherrlicht werden", und es wäre deshalb wohl ausführbar, ja wünschenswerth, daß es in der Schweiz als Schulbuch benutzt würde.

Liegt auch bisjetzt nur die erste Hälfte der Sammlung fertig vor, so ist doch eine Beurtheilung des Ganzen dadurch möglich daß eine vollständige Inhaltsanzeige auch für die zweite Hälfte vorgedruckt ist. Es liegt in der Natur derartiger Werke, und ist in der Vorrede ausdrücklich zugestanden, daß auch manches schwächere Gedicht aufgenommen werden mußte. Ich finde dabei auch nicht das mindeste Bedenken, da unbedingte dichterische Mustergültigkeit dem Zwecke des Buchs gemäß nicht als leitender Grundsatz gelten durfte; vielmehr kam es hier auf Erreichung einer wenigstens relativen Vollständigkeit an, welche nur das schlechthin Verwerfliche und Unpoetische auszuschließen zwang. Das ganze Werk wird nahe an 400 Gedichte umfassen; davon fallen 120 unter die Abtheilung „Land" und sind nach den einzelnen Cantonen geordnet. Ich halte es hier für einen Uebelstand daß Kurz aus Haller's „Alpen" nur vereinzelte, sehr kurze Bruchstücke aufgenommen hat; die Pietät hätte doch wol verlangt der schweizerischen Jugend zu zeigen, welch umfassendes Werk ihr großer Landsmann zum Lobe der Heimat unternommen, was leicht dadurch zu erreichen gewesen wäre, wenn der Herausgeber einen größern Abschnitt unter die einleitenden Gedichte aufgenommen hätte. Als zweiter Abschnitt „Volk und Staat" folgen 45 Gedichte; endlich bilden 230 in chronologischer Reihenfolge der Begebenheiten den Abschnitt „Geschichte". Daß dergleichen Anordnungen schwer ganz rein durchzuführen sind, zeigt sich auch hier wieder darin daß die Erzählung von der Thurbrücke bei Bischoffszell ein mal in Schwab's Bearbeitung dem ersten, dann wieder in zwei andern Bearbeitungen dem dritten Theile einverleibt ist. Nicht ganz klar ist es mir geworden, wenn der Herausgeber in der Vorrede bedauert, die „historischen Sagen" aus Mangel an Raum nicht aufnehmen gekonnt zu haben; wenn ich es ihm auch durchaus nicht verdenke daß er den Tell nicht unter die historischen Sagen wirft, so gehören doch Dichtungen wie die von des frommen Menrad Raben und dem ältern Winkelried dem Drachentödter gewiß zu den historischen Sagen. Immer aber wird es verdienstlich bleiben, wenn Kurz seinen Vorsatz ausführt, die hier nicht aufgenommenen Gedichte dieser Art in einem besondern Bande nachzutragen. Ein ganz besonderes, gar nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst ist es daß mit großer Sorgfalt und vollster Treue alle alten Lieder hier abgedruckt sind, die von dem 13. Jahrhundert an alle Hauptpunkte der Schweizergeschichte begleiten. Auch darin sehe ich ein Verdienst daß H. Kurz nicht aus falschem Patriotismus die wunden Flecke seiner Heimat verdeckt, sondern namentlich über den Jammer der „Heimatlosen" mehr als einen wahrhaft poetischen Weheruf aufgenommen hat; während ich es dagegen nur billigen kann, daß er nicht durch poetische Illustrationen des Sonderbundskriegs „die kaum vernarbten Wunden wieder aufreißen" wollte. Aufgefallen ist mir die Uebergehung eines Gedichts, des „Zürchersees" von Klopstock; ist dasselbe auch nicht vorzugsweise für ein frühes Alter geeignet, so enthält es doch nichts geradezu Hinderndes und ist gewiß von wesentlich schweizerischer Bedeutung, weit mehr als z. B. die hier aufgenommenen Gedichte „Lied eines Landmanns in der Fremde", „Fischerlied" von Salis und „Bauernstand" von Schenkendorf, denen jede unmittelbare Beziehung auf die Schweiz abgeht. Ferner könnte noch nachgetragen werden aus Goethe das Epigramm „Schweizeralpe" (Werke, I, 220, Ausgabe von 1840).

Es ist wol kaum zu erwarten, daß die Sammlung von H. Kurz in Deutschland eine große Verbreitung finden werde, aber auf das dringendste möchte ich eine sorgfältige Beachtung derselben wenigstens allen Denen empfehlen, welche Sinn und Gefühl haben für das unsichtbare geistige Band welches zwischen einem Lande, einem Volke und seiner Geschichte einerseits und dem Erblühen der Dichtung andererseits besteht. Allerdings haben deutsche Dichter aus allen Theilen des Vaterlandes wol ebenso viel zu diesem Bande beigesteuert als einheimisch-schweizerische Dichter: ein Zeichen mehr daß zweihundertjährige diplomatische Sünden das uralte Band gemeinsamer Sprache, Sitte und Volksthümlichkeit nicht haben vernichten können. In der Schweiz selbst aber muß man hoffen daß es bald kein Haus mehr geben werde, wo die besprochene Sammlung nicht als ein werthes Eigenthum behandelt würde und von Tage zu Tage mehr in Fleisch und Blut und Gesinnung des Volks überginge. 60.

*) Vergl. hierüber Nr. 17 d. Bl. D. Red.

Denkmale der provençalischen Literatur.

Seit den gelehrten Forschungen Raynouard's hat die romantische Sprache und Literatur allmälig von dem Dunkel welches sie umgab verloren. Diese Sprache und Literatur, welche nach dem Untergange des römischen Reichs sich zuerst bildete und die Grundlage für die Sprache und Literatur Ita-

liens, Spaniens und Frankreichs ward, ist durch die „Littérature du midi de l'Europe" Sismondi's und durch das treffliche „Tableau de la littérature au moyen-âge" Villemain's bekannt geworden. Bertrand de Born, die Gräfin de Die, Arnauld de Marveilh, Geoffroy Rudel verdanken diesen Werken ihren Ruhm. Im Jahre 1837 veröffentlichte Fauriel in seiner Sammlung der „Documents inédits de l'histoire de France" das große Gedicht über den Albigenserkrieg, welches fast 10,000 Verse enthält und Guillaume de Tudela zugeschrieben wird.

Die von Raynouard herausgegebenen Stücke gehören dem 11., 12. und 13. Jahrhundert, dem Höhepunkt der romanischen oder provençalischen Literatur, an. Der Albigenserkrieg gehört in die Jahre 1215—20. Mit dem Untergange der Albigenser war auch die Selbständigkeit des mittlern Frankreich und mit dieser die literarische Entwickelung desselben zu Ende. Diesem Verfalle vorzubeugen wurde in Toulouse das Collége des Jeux floraux (Blumenspiele) errichtet. Bis in das 16. Jahrhundert, wo die französische Sprache endlich übermächtig und die provençalische zu einem bloßen Patois ward, wurden alle Gedichte an das Collége eingeschickt, um von ihm abgeurtheilt zu werden. Die von ihm besessenen Manuscripte sind zu einem Theil vor drei Jahren herausgegeben worden; ein anderer Theil ist jetzt gefolgt. Beide lassen einen vollkommenen Blick auf den Stand der romanischen Sprache und Poesie von 1324—1496 zu.

Das wichtigste Document in dieser Hinsicht ist eine vollständige Abhandlung über die provençalische Grammatik, Rhetorik und Prosa unter dem Titel: „Las flors del gay sabér, éstier dichas las leys d'amors" („Les fleurs du gai savoir, autrement dites les lois d'amour"). Dies Buch entstand auf folgende Weise. Im Jahre 1324 gab es in Toulouse eine literarische Gesellschaft, genannt du gai savoir, welche aus sieben Dichtern bestand und unter einer jungen Ulme ihre Sitzungen hielt. Um dem Verfall der romanischen Sprache vorzubeugen, trug sie ihrem Kanzler, Guillaume Molinier, auf, die Regeln derselben aufzuzeichnen. Unter der Beihülfe der geschicktesten und erfahrensten Männer entstand endlich 1356 das genannte Werk. Man copirte es vielfach, allein die Urschrift, aus 154 Pergamentblättern bestehend, auf zwei Colonnen mit gemalten Buchstaben geschrieben, in einem Einbande von grünem Sammt mit kupfernen Beschlägen, blieb in Toulouse; gegenwärtig ist dieses Werk dem Drucke übergeben worden. Im Jahre 1694 erhob Ludwig XIV. das Collége zu einer Akademie mit einer Mitgliederzahl von 42 Stimmführern. Durch die Revolution in ihrer Thätigkeit unterbrochen, begann sie dieselbe 1806 wieder und besteht noch heute.

Die „Lois d'amour" zerfallen in vier Theile: der erste handelt von dem Ton der Buchstaben in der romanischen Sprache, der zweite enthält die Regeln für die romanischen Verse, der dritte ist eine Grammatik und der vierte eine Rhetorik. Es muß Wunder nehmen daß eine solche Arbeit zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Frankreichs entstand. Es war nach der Schlacht bei Poitiers und nach der Gefangennahme König Johann's. Von der Sorgfalt und großen Genauigkeit, mit der Molinier zuwerkeging, möge als Beispiel dienen wie er die Wortfiguren eintheilt. Zuerst kommt der Barbarismus, der von seiner Frau Metaplasmus 14 Töchter hat, die Prothese, Epenthese, Synkope, Ellipse u. s. w.; der Solöcismus hat von seiner Frau Schema 22 Töchter, die Prolepsis, Syllepsis, Hypallage u. s. w.; dann kommen die 13 Töchter der Trope, als Metapher, Katachrese, Metonymie u. s. w. Sehr ausführlich läßt sich Molinier über den Versbau, den Reim, den Hiatus u. s. w. aus. Leider half dies Alles Nichts, der Untergang der romanischen Sprache und Poesie kam immer näher, wie die Gedichte der spätern Zeit zeigen.

Die sieben Dichter des „Collége des Jeux floraux" vertheilten als Preise der Dichtkunst drei goldene Blumen, ein Veilchen, eine wilde Rose und eine Schlüsselblume. Die erwähnte Herausgabe unedirter romanischer Gedichte ist von dem toulousischen Gelehrten Roulet nach Auftrag der Akademie erfolgt, der sie deshalb in Joies (romanisch: joyas) de la violette, de l'églantine et du souci eingetheilt hat. Die Verfasser dieser neuern Gedichte haben mit den alten, welche eine Profession aus dem Dichten machten, nur den Namen Troubadour gemein; es waren meist alle Studenten, Priester, obrigkeitliche Personen, Bürger, Kaufleute, welche die Muse zur Erholung pflegten.

Das erste Stück der Sammlung ist eine Sirvante (eine Art Satire oder verliebtes Gedicht) Arnaud Vidal's de Castelnaudary, der 1424 das Veilchen gewann. Das Gedicht, welches mit der alten Sirvante nur den Namen gemeinsam hat, ist zu Ehren der Heiligen Jungfrau gemacht und ist in Versen geschrieben welche Molinier vers dérivatives nennt; es beginnt z. B. folgendermaßen in der französischen Uebersetzung:

> Mère de Dieu, vierge *pure*,
> Vers vous monte mon coeur *pur*,
> Votre espérance m'*assure*,
> Par vous seule je suis *sur*, etc.

Und so geht es 60 Zeilen weiter immer mit Reimen auf ure: obscure, endure, dur etc. fort. Alles ist der Form geopfert. Bemerkenswerth ist indeß daß das ganze Gedicht in der alten reinen Troubadoursprache geschrieben ist, die sich wie eine Ueberlieferung erhalten haben muß.

Bemerkenswerth ist ferner ein „Vers en l'honneur de notre souverain seigneur le roi de France", der sich durch das französische Bewußtsein, das sich darin ausspricht, auszeichnet. Er ward zur Zeit Karl's VII., als Jeanne d'Arc die Engländer verjagt hatte, gedichtet und enthält eine heftige Auffoderung an diese Frankreich zu verlassen. Verfasser ist Meister Raymond Valade, königlicher Notar zu Toulouse, der am 3. Mai 1451 das goldene Veilchen dafür erhielt. Im Jahre 1466 erhielt es der Bruder Jean Salvet, ein Karmelitermönch, welcher einen „Vers moral" über die Leidensgeschichte Christi geschrieben hatte.

Schließlich ist noch eines Gedichts zu gedenken, dessen Entdeckung allein die Mühe, jene vergessenen Manuscripte gelesen zu haben, aufwiegt. Es ist dies die „Plainte de la chrétienté contre le Grand-Turc" von Meister Bérenger de l'Hopital, Baccalaureus der Rechtswissenschaft, welches 1471 gekrönt wurde. Man kann den Verfasser mit Recht den letzten Troubadour nennen, denn nach ihm, vielleicht noch bei seinen Lebzeiten, kam an die Stelle der romanischen Poesie die französische bei den Jeux floraux zur Beurtheilung. Es ist seltsam wie die provençalische Poesie noch so kurze Zeit vor ihrem Ableben ein solches Werk hervorbringen konnte. Die Christenheit beginnt das Gedicht mit einer Klage, in welche eine belebte und poetische Schilderung der Eroberungen des Türken (Alexandrien, Konstantinopel waren erobert, Negroponte verwüstet) verwebt ist. Sie wendet sich an Jesus Christus und den Heiligen Vater, zuletzt an König Ludwig XI., von dem es sehr naiv heißt: „daß er freilich an andere Dinge zu denken habe" als an einen Kreuzzug. Was die Form anbetrifft, so wird man keinen einzigen prosodischen Schnitzer, keinen einzigen Hiatus finden. Der Verfasser, ein Student, ist für die damalige Zeit sehr vertraut mit Geschichte und Geographie und kennt die neuesten Nachrichten vom Türken. Als Bérenger de l'Hopital bereits alterte, war Clement Marot, der eigentliche Gründer der französischen Poesie, noch ein junger Mann. Die französische Poesie entstand in demselben Augenblicke wo die romanische zu Ende ging. Die „Klage der Christenheit wider den Türken" brachte Bérenger das goldene Veilchen ein; er ist in der gedachten Sammlung Verfasser von noch zwei andern Dichtungen. Die eine, ein „Vers figuré" zu Ehren der edeln Capitouls (so hießen die obrigkeitlichen Personen) in Toulouse, brachte ihm 1459 die goldene Rose und die andere, ein „Vers à la louange de Toulouse", 1467 die Schlüsselblume ein.

Beide Stücke wiegen jedoch die „Klage der Christenheit" beiweitem nicht auf. In dem erstern personificirt Meister Bérenger jeden Capitoul als eine Tugend, der eine ist die Ehrbarkeit, der andere der Fleiß, der dritte die Treue u. s. w. Die Verse entsprechen diesem Gedanken des noch jungen Anfängers. Das zweite vergleicht Toulouse mit Rom, was damals keine bloße Schmeichelei war. Trotz dieses unverkennbaren Talents Bérenger's war die Zeit der provençalischen Poesie unwiderruflich vorbei; auch Meister Bérenger war zur Vergessenheit verdammt, bis ihm neuerdings wieder die gebührende Stelle eingeräumt ward. 16.

Die Denkwürdigkeiten von Mallet Dupan.

Die Denkwürdigkeiten von Mallet Dupan *), deren Erscheinen sich gleichsam jetzt an die Correspondenz zwischen Mirabeau und dem Grafen von Lamark anschließt, beanspruchen mit letzterer neben andern Verdiensten das der Wahrheit, ein Endchen des Schleiers lüftend der gewisse Ereignisse deckte, das Spiel der Parteien, die Unterhandlungen, die Gedanken einiger Hauptpersonen der Revolution. Noch niemals hat man so genaue Berichte über die Emigration, die Coalition, die Bürgerkriege dieser Epoche erhalten als in den erwähnten Denkwürdigkeiten. Die „folies de Coblentz" sind noch nie so nach der Natur geschildert worden: die Eitelkeit, die Fadheit mit all ihren Geberden und verächtlichen Lächeln, das Maßlose und Unvorsichtige der Sprache mit all ihren Tiks der gegenwärtigen Minute. Eine Art chimärischer Geist schwebt über allen diesen Köpfen, gleichwie Aberglaube und Einbildungskraft die Gestalten der Revolution umhüllen, deren entsetzliche Seite aber hier kaum vortritt, in der etwas nüchternen, wenn schon gewandten Darstellungsweise.

Jacques Mallet Dupan ward 1749 im Dörflein Céligny auf dem rechten Ufer des Genfersees geboren. Sein Vater hatte die Tochter des Syndikus Dupan geehelicht, aus einer der ältesten Magistratsfamilien der Gegend. Unser Autor pflegte seiner ersten Studien im Calvinscollegium zu Genf, zu gleicher Zeit mit dem künftigen Girondeminister Clavières, und zählte unter seinen Professoren Saussure, den Neffen und Nachfolger von Charles Bonnet. Kaum 20 Jahre alt, eröffnete Mallet Dupan seine Laufbahn als Publicist durch eine Broschüre: „Défense des bourgeois de Génève par un citoyen natif" (1771), die ihm viele politische Feindseligkeiten zuzog, aber auch Voltaire's Freundschaft erwarb, der sie ihm bis an sein Ende bewahrte. Mallet zeigt sich uns als der Erste der als Vorläufer von Dumont und Sismondi die genfer Doctrinen nach Frankreich gebracht hat. Während seines glänzendsten literarischen Gedeihens, als er den politischen Theil des „Mercure de France" redigirte, dem der gerühmte Panckoucke vorstand, lebte er immer zurückgezogen im Familienkreise und besuchte selten die schimmernden Salons der Hauptstadt. Die Zeit der Emigration brachte er in Armuth hin und gab allen regierenden Höfen nahezu umsonst die von ihm begehrten Rathschläge. Als er, von Arbeit erschöpft, in England starb, wo er den „Mercure de Londres" herausgab, waren seine Freunde, Lally-Tolendal und Malouet an der Spitze, genöthigt die Begräbnißkosten zu bestreiten, und die englische Regierung mußte den Bedürfnissen seiner Familie zu Hülfe kommen.

Wir entnehmen dem Tagebuche von Mallet Dupan folgende Anekdote: „Juni 1787. Als die Königin sich vor acht Tagen in der Oper befand, riefen einige Unverschämte: «Voilà le déficit!» was im ganzen Saale wiederholt wurde." In diesem kleinen Zuge und in dem nächsten liegt schon die ganze Revolution: „In der Sitzung der ersten Verhandlung über das Stempelgeld («timbre»), 11. August 1787, kam es dem Grafen Artois bei, die Engländer anzuführen, welche diese Steuer hätten und deren Moden, Wagen u. s. w. wir nachahmten. «Monseigneur», entgegnete ihm Robert von Saint-Vincent, «wir sind nicht darauf erpicht die Engländer nachzuahmen, und Sie sollten sich erinnern daß jene sieben ihrer Könige entthront und dem achten den Hals abgeschnitten haben.» Als der Graf einige Redensarten ausstieß von «envoyer faire ..... le parlement» etc., sagte Saint-Vincent: «Wenn Monsieur nicht der Bruder des Königs wäre, müßte der Gerichtshof auf der Stelle decretiren und ihn in die Conciergerie hinunterführen, weil er die Achtung gegen die Versammlung verletzte.» Der Graf Artois nannte ihn «Robert den Teufel.»"

Interessant geschildert ist eine Scene, wo Linguet gegen den Herzog von Aiguillon plaidirt. „Noch nie sah man einen ähnlichen Auftritt im Palais. Obschon die Sitzung auf 7 Uhr bestimmt, war der Zudrang noch größer als bei dem Gerichte über den Cardinal (die Halsbandsache). Das große Zimmer, das Parquet, die Zugänge, die Vorzimmer, der große Saal, die Corridore, die große Treppe, der Hof, Alles war voll. Ein junger Pensionnaire von Louis le Grand blieb todt zur Stelle. Es war ein fürchterlicher Anblick, im Laufe der Verhandlung die Leute halb todt, in Schweiß gebadet, ohne Schuhe, ohne Hut, wie aus einer Schlacht aus dem großen Zimmer kommen zu sehen. Nie versammelt man sich irgendwo in Paris ohne Unglücksfall. Es befanden sich jedoch 40 Gardisten da. Man ließ Alles herein: Kellner, Metzger, Schnapphähne, Schreiber und Unterschreiber, sogar Fischweiber. Dieses Auditorium begeisterte Linguet durch seine Epigramme. Beim Hinausgehen klatschte man ihm bis in seinen Wagen Beifall." Das Werk hat aber auch nicht Mangel an Momenten, welche dem Lustspiele gehören: so der alte ungläubige Emigré, dem man von Bonaparte's Siegen spricht, und der keine andere Entgegnung hat, als: „Sehen Sie denn nicht, daß es alte Zeitungen von Ludwig XIV. sind, die sie wieder abdrucken lassen?" Bezeichnend für die Frivolität welche neben dem Terrorismus herging scheint uns ein Brief an Mallet Dupan von einem seiner Correspondenten aus Paris: „Robespierre ausgenommen fühlte sich Jeder glücklich nicht im Gefängnisse zu sein. Nero und Caligula hatten noch keine ähnliche Probe an der menschlichen Gattung gemacht, wie konnte man dergleichen an einer Nation voll Selbstgefühl versuchen, welche Kühnheit und Muth besitzt, und wie fand sich nicht Ein Sohn, der seinen Vater rächte, weder zu Paris noch zu Lyon, während wegen Eines Worte, einer Dirne die Degen aneinanderklirrten? Wir waren so gewöhnt 20, 40 Personen zum Schaffot führen zu sehen, daß man nicht darauf achtete. Man erkundigte sich blos nach dem Namen. Ich habe nicht den Schmerz, die Bestürzung in den Zügen der Pariser gelesen, die jede empfindende Seele ergreifen müßte bei solcher gräulichen Metzelei. ...... Die erste Person welche ich auf dem Karren vorbeikommen sah war Charlotte Corday, und der erste Mann den ich guillotiniren sah war der Herzog von Orléans, und ich bekenne Ihnen daß ein Gefühl von Haß sich meinerseits hineinmischte; er war kalt und gleichgültig, und das Volk sparte ihm Schimpf und Schande nicht. Ich habe mich auch mit den Brissot, Danton, Robespierre regalirt; ebenso führte mich ein Geist der Neugierde zum Palais, um den unglücklichen Linguet heraustreten zu sehen; er war völlig ruhig, ohne alles Zeichen von Kummer oder Niedergeschlagenheit. Der beklagenswerthe Marschall von Mouchy, seine Frau, Victor von Broglie, der Bruder des Herrn von Priest befanden sich gleichfalls dabei ..... Ich muß Sie verlassen, ich werde bei Thomas (ein verabredeter Name) speisen, in dem Hause wo vordem die Rayneval, die Jurien, die Mirabeau, die Rabaut, die Garat aßen; später die Guadet, die Gensonné, die Roland, die Barère, die Prieur de la Marne, und jetzt die Tallien, die Fréron, die Carletti.

---

*) **Mémoires et correspondance de *Mallet Dupan* pour servir à l'histoire de la révolution, recueillis et mis en ordre par *A. Sayous*.** Zwei Bände.

Sie sehen, Bürger, daß unsere Moral sich in Alles findet, und ich glaube, dies ist ihr Untergang." 31.

Wie ein Pascha den großen Roßschweif verdient.

Von dem ehemaligen bevollmächtigten Minister Frankreichs, Hrn. de Marcellus, der sich durch seine „Souvenir de l'Orient" vor zehn Jahren als Schriftsteller bekanntmachte, sind neuerdings zwei Bände „Épisodes littéraires en Orient" erschienen, denen wir den nachstehenden Zug aus der Verwaltung eines türkischen Paschaliks entlehnen, da sich daraus zu gleicher Zeit die Manier des Verfassers erkennen läßt.

Der Gouverneur von Damask, Hussein-Bei, war ein Mann von feinem und leichtem Verstande; er übte sein Metier als Pascha nicht mit Härte und Gewaltthätigkeiten, sondern mit Geschick aus. So hatte er einmal gehört, es sei eine große Karavane in der Nähe; alsbald befahl er einem seiner jungen Tschokadare, sich nach ihr umzuthun. Dieser bestieg sein Paradepferd, begab sich mit einigen Freunden zum Khan und brachte in aller Eile seinem Herrn die Nachricht daß die Karavane nach Konstantinopel ginge. Der Pascha sagte Nichts und schickte einen zweiten etwas ältern Tschokadar ab; dieser zog mit großem Gefolge vondannen und brachte die Nachricht daß die Karavane aus 800 Kameelen bestehe. Der Pascha war wenig von so unzureichenden Berichten zufriedengestellt und erinnerte sich eines alten Tschokadaren seins Vaters; diesen ließ er kommen. „Ali", sagte er zu ihm, „bringe mir Neuigkeiten über die Karavane die da kommt." „Ja Herr, ich habe kein Pferd." „So nimm meines." Also beritten begab sich Ali in seinen Alltagskleidern allein zum Khan, unterrichtete sich geschickt von der Art, dem Werthe der Waaren, von den Handelshäusern für die sie bestimmt sind, wer sie absendet, wie lange die Karavane noch zu reisen hat und merkt bald daß sie große Eile hat, zur Eröffnung des nächsten Beiramfestes nach Konstantinopel zu kommen.

Nunmehr entfaltet der schlaue Tschokadar seine Eigenschaft als Bote des Pascha von Damask, läßt sich zum Besitzer der Kameele führen und erklärt ihm feierlich daß sein Herr ihn auf der Reise mit großem Pomp empfangen und ihn bis zu dem religiösen Feste bei sich behalten wolle, zu welchem er ihm zu gleicher Zeit die directeste und schmeichelhafteste Einladung macht. Der unglückliche Negociant ist in Verzweiflung über so viel Ehre die ihm seinen ganzen Gewinn vereitelt, offenbart Ali seine Verlegenheit und bittet ihn, ihm einen Ausweg zu zeigen. „Ich sehe nur einen", sagte der brave Mann, „bietet dem Pascha 100,000 Piaster, um euch von seiner Einladung zu befreien, und gebt mir 20000, damit ich ihn euch zu Gunsten stimme."

Nach einigem Zaudern wird der Handel abgeschlossen und der alte Tschokadar kehrt zu seinem Herrn zurück, dem er sagt: „Herr, 800 Kameele aus Indien; sie gehen nach Konstantinopel, sind an armenische Sarafs (Banquiers) adressirt und mit Perlen, Shawls und andern kostbaren Stoffen beladen: 200 Börsen (die Börse hat 500 Piaster) für euch und 40 für mich." „Bravo", rief der Pascha, „da sieht man, was ein alter und erfahrener Diener werth ist."

Nachdem er das Paschalik damals auf solche musterhafte Weise verwaltet hatte, erhielt er als Belohnung den großen Roßschweif, eine Ehre über welche keine andere geht. 11.

Notizen.

Dalmatiens Hero und Leander.

Unter den Inseln an der Küste Dalmatiens gibt es eine, Namens S.-Andrea, östlich von Meleda. Sie besteht aus einem kleinen Felsen von einigen hundert Klaftern im Umfang, der hoch und einsam aus dem Meere emporragt. Seine verschiedenen Gipfel sind mit Gebäuden gekrönt, welche Theile eines Mönchsklosters bilden, daher auch die Insel Isola Caliguera (die Mönchsinsel) genannt wird. Dort hörte Kohl auf seiner Reise nach Dalmatien im Jahr 1850, die er im vorigen Jahre beschrieben hat („Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro"), eine Geschichte erzählen die an Hero und Leander erinnert, nur daß hier gewissermaßen die Rollen vertauscht waren. Die dalmatische Hero (Margherita Spoletana soll sie geheißen haben) war ein junges schönes Mädchen von der nahen Insel Mezzo. Ihr Leander dagegen, aus einer edeln Patricierfamilie Ragusas, wohnte als Mönch auf der Insel S.-Andrea, und durfte die Klause seines Klosters nicht verlassen. Sie aber, ein frisches, freies Fischermädchen, kam von Mezzo zum Besuche bei ihrem Geliebten herüber, entweder auf einem Boote oder schwimmend. Er hatte ein Licht in seiner Zelle angezündet, damit sie sich in der Nacht nicht irre, und empfing sie im Klostergarten. Allein hier wurden sie belauscht. Margherita hatte zwei Brüder die ihren Liebeshandel entdeckten und entbrannt von Zorn und Scham über ihre Schwester ihr nach dalmatischen Rechten und Sitten den Untergang schworen. Als einst ihre Schwester in einer stürmischen Nacht wieder der Klosterinsel entgegenruderte, hatten sie eins ihrer Fischerboote bereit und fuhren damit der Schwester voran. An diesen Booten ist ein eiserner Korb hoch angebracht, worin Feuer angezündet wird, um damit bei Nacht die Fische zu locken und zu berücken. Als sie auf hoher See waren, zündeten sie dies Feuer an und hielten, damit weiter rudernd, anfangs die Richtung der Zelle auf S.-Andrea, sodaß die Schwester glauben mußte sie sähe das Licht des Geliebten. Aber bald lenkten sie ab und ruderten nach und nach von S.-Andrea weg und in die hohe See hinaus. Muthig die Wogen bekämpfend, folgte das Mädchen dem stets zögernden, stets weichenden Ziele, bis endlich die rachsüchtigen Brüder, nachdem sie sie weit weg auf das tobende düstere Meer verlockt hatten, das Irrlicht auslöschten und sie plötzlich in der Finsterniß ließen. Man hat nachher von dem Mädchen nie wieder gehört, und die Geschichte läßt es ungewiß auf welche Art sie den Tod in dem Meere gefunden habe. Es liegt in dieser Erzählung ein tragisches Element, das vielleicht noch poetischer ist als in der alten Sage von Hero und Leander, und Kohl beklagt es bei dieser Gelegenheit daß der dalmatische Inselarchipel noch keinen Lord Byron gefunden habe, der von Insel zu Insel pilgernd die tragischen Geschichten die sich an sie knüpfen sammelte und ihren Stoff zu einem Kranze anziehender Dichtungen verwebte. 8.

Ein Augenzeuge über das Innere des Jakobinerclubs.

„Das Schiff der Jakobinerkirche", erzählt uns Toulongeon („Toulongeon" II, 124), „ist in einen weiten Circus verwandelt, dessen Sitze kreisförmig wie ein Amphitheater emporsteigen bis zum gewölbten Dache. Eine hohe Pyramide von schwarzem Marmor, gegen die Mauer gelehnt, einst ein Grabmonument, blieb allein stehen: sie dient nun dem Bureau der Amtirenden als Rückwand. Hier, auf erhöhter Platform, sitzen Präsident und Secretaire, hinter und über ihnen die weißen Büsten von Mirabeau und Franklin und verschiedenen Andern, zuletzt sogar von Marat. Gegenüber befindet sich die Tribune, bis in die Mitte zwischen Estrich und Gebälke des Doms emporragend, sodaß die Stimme des Redners das Centrum hält. Von diesem Punkte aus donnern die Stimmen die ganz Europa erschüttern: tief unten, im Schweigen, werden die Donnerkeile und Blitze geschmiedet. Beim Eintreten in diesen gewaltigen Umkreis, wo Alles maßlos, gigantisch ist, kann die Seele eine Regung von Schreck und Staunen nicht unterdrücken; die Phantasie ruft uns jene grausenhaften Tempel zurück welche die Dichtkunst vor Zeiten den rächenden Gottheiten geweiht hatte." 12.

Bibliographie.

Aus der Blumen-Welt. Ein Märchen-Epos. Dresden, Schaefer. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beetz, W., Ueber Magnetismus. Ein Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein am 13. März 1852. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Bergmann, J., Ueber die Freiherren und Grafen zu Rogendorf, Freiherren auf Mollenburg. Wien. Lex.-8. 16 Ngr.

Bischoff von Widderstein, Des Todtengräbers Tochter oder der Findling von Hoslar. Wahrheit und Dichtung. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Böttger, A., Düstere Sterne. Neue Dichtungen. Leipzig, F. Fleischer. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Braun, T., Ueber das Gebet. Vorträge zu Holzkirchen gehalten. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 18. 10 Ngr.

Brückner, C. A. F., Leben des M. Tullius Cicero. 1ster Theil: Das bürgerliche und Privatleben des Cicero. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 4 Thlr.

Camill, E., Die Doppelringe. Ein romantisches Gedicht in zwölf Gesängen. Prag, Hess. Gr. 8. 15 Ngr.

Castelli, J. F., Orientalische Granaten. Dresden, Schaefer. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Cole, A. W., Das Kap und die Kaffern oder Mittheilungen über meinen fünfjährigen Aufenthalt in Süd-Afrika. Aus dem Englischen übertragen von J. A. Haßkarl. Mit dem Portrait des Kaffernhäuptlings Macomo. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ebeling, F. W., Yatnina. Roman. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ennemoser, J., Anleitung zur Mesmerischen Praxis. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zwei brennende Fragen in Oesterreich. März 1852. Wien, Manz. Gr. 8. 16 Ngr.

Friedländer, L., Ueber den Kunstsinn der Römer in der Kaiserzeit. Königsberg, Samter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gollmick, C., Rosen und Dornen. Eine Sammlung von Novellen und Zeitbildern aus dem Künstlerleben. Darmstadt, Jonghaus. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Görgei, A., Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 6 Thlr.

Gottschalk, F., Preußische Geschichte für Schule und Haus erzählt. Königsberg, Samter. 8. 16 Ngr.

Grundzüge der Erkenntniß der Wahrheit aus Heinrich Schönherr's nachgelassenen philosophischen Blättern mit einigen Ergänzungen aus Schriften Anderer. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 24 Ngr.

Kiesselbach, W., Einleitung in die europäische Handelsgeschichte. Ulm, Adam. Gr. 8. 24 Ngr.

Kremer, A. v., Ueber zwei arabische geographische Werke. Notizen gesammelt auf einem Ausfluge nach Palmyra. Wien. Lex.-8. 10 Ngr.

Oettinger, E. M., Kunst in vier und zwanzig Stunden ein vollendeter Gentleman zu werden. Kurze Briefe an meinen langen Vetter. 2te stark vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 8. 20 Ngr.

Prantl, C., Die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie. Festrede auszugsweise gelesen in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zur Vorfeier ihres 93. Stiftungstages am 27. März 1852. München. Gr. 4. 12 Ngr.

Raupach, E., Der Aberglaube als weltgeschichtliche Macht. Vortrag im wissenschaftlichen Verein am 14. Febr. 1852. Mit dem Bildnisse Raupach's aus frühern Jahren. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 6 Ngr.

Ritter, C., Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie, und Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Französische Romane, herausgegeben von W. Scherffig. 1 und 2. Zwickau, Gebr. Thost. 16. à 10 Ngr.

Schloenbach's dramatische Werke. Dresden, Schaefer. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das deutsche Schulwesen in der gegenwärtigen Zeit und seine Reform. Bamberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Seyffert, M., Das Privatstudium in seiner pädagogischen Bedeutung. Eine Skizze als Beitrag zur Kritik unsrer heutigen Gymnasien. Brandenburg, Müller. Br. gr. 8. 10 Ngr.

Spieker, C. W., Der Harz. Seine Geschichte, Ruinen und Sagen. Zwei Reisen in den Jahren 1800 und 1850. Berlin, Gebauer. 8. 1 Thlr.

Allgemeinfaßliche Thierseelenkunde. Ein Lesebuch für Jedermann. Leipzig, Hebenstreit. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wagner's, J. J., nachgelassene Schriften über Philosophie herausgegeben von P. L. Adam. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Metaphysik oder das Weltgesetz nebst Einleitung in die Philosophie und Abriß der Geschichte der Philosophie. Nach dessen Vorträgen über das „Organon der menschlichen Erkenntniß" und handschriftlichem Nachlaß herausgegeben. Ulm, Adam. Gr. 8. 18 Ngr.

Weismann, K., Ueber Sophokles' Aias. Gymnasialprogramm. Fulda, Müller. Gr. 4. 15 Ngr.

Wenck, W. B., Die Erhebung Arnulfs und der Zerfall des karolingischen Reiches. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bemerkungen zu der Frage: ob in Sachsen auch in der untern Instanz die Justiz von der Verwaltung zu trennen sei? Von einem Staatsbeamten. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 6 Ngr.

Braune, K., Es ist vollbracht! Joh. 19, 30. Abschiedspredigt am Sonntag Judika den 28. März 1852 zu Merseburg gehalten. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Weib, siehe, das ist dein Sohn! Siehe, das ist deine Mutter. Joh. 19, 25—27. Antrittspredigt am Karfreitag den 9. April 1852 gehalten. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erinnerungsblatt an die Vermählungsfeier Sr. K. Hoh. des Erbgroßherzogs Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg mit der Durchl. Prinzessin Elisabeth Pauline Alexandrine von Sachsen-Altenburg und den feierlichen Einzug des hohen Paares in die Residenzstadt Oldenburg. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 15 Ngr.

Fahne, A., Ueber die Pflicht des Staates, die rheinischen Jagdeigenthümer des rechten Rheinufers zu entschädigen. 2te Auflage. Berlin, Simion. Gr. 8. 3 Ngr.

Nachlese und politische Umschau 1852. Münster, Deiters. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Revision der Verfassung des Großherzogthums Oldenburg. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vogt, C., An Se. Hochw. den Hrn. Prof. Dr. Hengstenberg in Berlin. Zur Berichtigung des Urtheils über die kirchlichen Zustände Greifswalds; ein offener Brief. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1½ Ngr.

Wangenheim, U. Freih. v., Die Reserve-Brigade im deutsch-dänischen Kriege 1849 unter dem Commando Sr. Hoh. des Herzogs von Sachsen Coburg-Gotha in besonderm Hinblick auf den 5. April. Hildburghausen, Kesselring. Gr. 8. 3 Ngr.

Zittel, K., Der Bekenntnißstreit in der protestantischen Kirche mit besonderer Berücksichtigung der Schrift des Dr. Hundeshagen: „Die Bekenntnißgrundlage der vereinigten evangelischen Kirche in Baden"; ein Wort zur Abwehr und Verständigung. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. XIX.)

21. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Siebenter Band. Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: **Der Königslieutenant.** Lustspiel in vier Aufzügen. 8. Geh. 25 Ngr.

Die früher erschienenen Bände, deren jeder 1 Thlr. 20 Ngr. kostet, enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

22. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 11 Thlr.

Bei der außerordentlichen Theilnahme und Anerkennung, die Gutzkow's großartiges Zeitgemälde der Gegenwart in allen Theilen und Bildungskreisen Deutschlands gefunden, bedarf es gewiß nur der Hinweisung auf die noch vor Druckvollendung des Werks nöthiggewordene zweite unveränderte Auflage desselben, um auch Diejenigen zur Lecture der „Ritter vom Geiste" zu veranlassen, die sich bisher diesen Genuß noch nicht verschafften.

Von dem Verfasser erschien ferner bei mir:

Vermischte Schriften. Vier Bände. 8. 1842—50. 5 Thlr. 26 Ngr.

Neue Novellen. 1. — A. u. d. T.: **Imagina Unruh.** 12. 1849. 24 Ngr.

Durch mich ist zu beziehen:

Karl Gutzkow's Portrait. Gestochen von Wegener. 4. 6 Ngr.

23. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste Lieferung. (A—Bericht.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

24. **Hellmann (J.), Betrachtungen über das wahre Verdienst des Einzelmenschen und der Völker.** In drei Abtheilungen. 8. Geh. 1 Thlr.

25. **Hertz (H.), Ninon de Lenclos.** Schauspiel in fünf Acten. Uebertragen von **Harald Thaulow.** 8. Geh. 24 Ngr.

26. **Horn (M.), Die Pilgerfahrt der Rose.** Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 16 Ngr. Gebunden 22 Ngr.

Eine anmuthig-zarte, liebliche Märchendichtung eines jungen talentvollen Dichters, zu deren Empfehlung dienen mag, daß dieselbe, wiewol noch in der ursprünglichen Form, die der Dichter jetzt vielfach erweitert und umgestaltet hat, vor kurzem von Robert Schumann in Musik gesetzt wurde.

27. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Erste Lieferung. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Interesse für jeden Gebildeten der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem praktischen Arzte, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem angehenden Mediciner ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Diese mit 31 Kupfertafeln bereicherte zweite vermehrte und verbesserte Auflage wird in Jahresfrist vollständig erschienen sein.

Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

28. **Mickiewicz (A.), Ballady i Romanse.** Miniaturausgabe. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

29. ———, **Farys. Grażyna.** Miniaturausgabe. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

In Miniatur-Ausgaben erschienen früher in demselben Verlage:

Malczeski (A.), Marja, powieść Ukraińska. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

Zaleski (B.), Duch od Stepu. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben das

dreiunddreißigste und vierunddreißigste Heft,

Bogen 1—12 des fünften Bandes.

Deutsch-Altenburg — Don Juan.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Mai 1852.

F. A. Brockhaus.

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

April. Nr. 14—17.

Inhalt: *Frühlingsanfang. — Der erste April. — Der Bauer und die Vögel. — Getroster Muth im tiefsten Elend. — *Amerikas Alterthümer. — *Scenen aus den Kinder- und Knabenjahren Friedrich's des Großen. — Sanct Petrus in Rom. — *April. — *Sechste Ferienreise durch die Schweizeralpen. (Schluß.) — Der fromme Hottentottenknabe. — Das Gefängniß im Meere. — *Die Katze und die Maus. — Wohlthun. — *Die Stenographie. — *Der Hafen von Cherbourg. — Ludwig der Springer. — *Der Ginseng. — Beharrlichkeit. — *Rebhühner und ihnen verwandte Vögel. — Harte Verfolgung. — *Die Insel Elba. — Die Eselswiese bei Querfurt. — Wortverbindungen; ein Spiel. — Beim Aufgange der Sonne. — *Die Vogelspinne. — Geduld. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Mai 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **C. A. Schwetschke** und **Sohn (M. Bruhn)** in **Halle** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Georg Arnold Heise.

(Präsident des Oberappellationsgerichts in Lübeck.)

Mittheilungen

aus dessen Leben,

gesammelt

von

Dr. W. v. Bippen.

21½ Bogen gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

DEUTSCHES WÖRTERBUCH

VON

JACOB GRIMM UND WILHELM GRIMM.

Erste Lieferung.

Bogen 1—15. Preis: 20 Ngr.

Die zweite Lieferung wird im Juli ausgegeben.

Leipzig, 1. Mai 1852.

Weidmann*'sche Buchhandlung.*

Vollständig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Thesaurus literaturae botanicae

omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Curavit ***G. A. Pritzel.***

4. Geh. Auf feinstem Maschinenpapier 14 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 21 Thlr.

Die gewichtigsten Stimmen des In- und Auslandes haben bereits anerkannt, dass dieses Werk, welches seit seinem Beginn das Interesse des botanischen Publicums in hohem Grade erregte, dem immer fühlbarer gewordenen Bedürfnisse einer *gründlichen bibliographischen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur* vollständig abhelfe. Unter Anderm bemerkt z. B. das „Literarische Centralblatt“ (1852, Nr. 1): „Es fehlte noch immer an einer zeitgemässen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur aller Völker vom Anfange der Wissenschaft an bis auf unsere Tage, welche mit Uebersichtlichkeit und Kürze auch die grösstmögliche Genauigkeit verbände, und deren Einrichtung es nicht nur gestattete, ein jedes Buch mit Leichtigkeit aufzufinden, sondern sich auch über die bereits vorhandene Literatur irgend eines Gegenstandes aus dem Gebiete der Gewächskunde zu belehren. Diesen vielfachen Anfoderungen hat Dr. Pritzel in seinem Thesaurus vollkommen entsprochen.“

Leipzig, im Mai 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 21. —— 22. Mai 1852.

Inhalt.

Untersuchungen über Thierstaaten. Von Karl Vogt. Mit drei Abbildungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie der Verfasser in der Einleitung sagt, machen diese „Untersuchungen" keinen Anspruch auf künstlerische oder wissenschaftliche Vollkommenheit. Sie sind die Erzeugnisse eines Gemüths, das aus dem Drange des staatlichen Lebens und aus der Leere des politischen Treibens sich hinausgeflüchtet hat in die freie Natur, um dort dem Summen der Fliegen und dem Brummen der Bienen zu lauschen und aus dem freien Thierleben neuen Muth zu neuen Gedanken zu schöpfen. Und was hat er erlauscht? Daß, was nur der menschliche Verstand ersinnen, die Phantasie erdichten, das Herkommen oder die Gewohnheit erwachsen lassen konnte in staatlicher Hinsicht — Alles eine gewisse höhere, dauernde Ausprägung in der Thierwelt finde. Republiken und Monarchien mit männlicher und weiblicher Erbfolge, Kasten- und Standeseinrichtungen jeder Art, demokratische und aristokratische Socialstaaten, Sklaverei und erbliche Berechtigung zur Faulheit, Wahlreiche und Erbreiche, Bundesstaaten und Staatenbündnisse, Schutz- und Trutzbündnisse, ewige Friedensverträge und nimmer endende Kriegszustände — alles Dieses kreuzt sich in buntem Wechsel und greift wie mit genau gefeilten Rädern zum Fortgang der Thierwelt ineinander ein. Ja daß man auch Unrecht habe zu glauben, die Thierstaaten in ihrer räumlichen Begrenzung seien abgeschlossen und fremd gegeneinander. Nicht nur unter verschiedenen Staaten derselben Art, sondern auch unter verschiedenen Arten herrschen die mannichfaltigsten Beziehungen, und die internationalen Verhältnisse werden in umfassendster Weise gehegt und gepflegt.

Nun ist freilich die Tendenz des Buchs eine politische Satire. Aber es läßt sich doch nicht von der Zinne irgend einer Partei aus mit dem Verfasser rechten; denn, wie er selbst sagt, „sollen die «Untersuchungen» kein Evangelium zu neuem politischem Glauben sein: die Zeit der Evangelisten und Propheten ist vorüber", und sind auch die satirischen Hiebe und Angriffe nach allen Parteistellungen hin gleich vertheilt. Der socialistische, republikanische sowol wie der absolutistisch-monarchische und constitutionnell-doctrinaire Staat werden satirisch mitgenommen, die Revolutionen sowol wie der hartnäckige Hang nach Ruhe um jeden Preis. Und es ist nicht zu leugnen daß nach allen Richtungen hin mancherlei spitze Wahrheiten gesagt werden. Allerdings tritt der Groll des Verfassers gegen die gothaer Partei und gegen professorische Paragraphenstaaten sehr potenzirt hervor, worauf auch schon das Motto des Buchs hinweist:

> Jungen und Alten zum Fromm und Nutz
> Und den Professoren zum Trutz.

Will man jedoch das Ideal des Redners aus der Paulskirche in diesem Buche hervorsuchen, so wird man es außerhalb des Staats liegend finden, indem der Begriff der Gesellschaft dem des Staats entgegengesetzt wird. Es ist derjenige Standpunkt, welcher von der ehemaligen berliner „Abendpost" verfochten wurde. Das Idol des Verfassers ist die Anarchie, d. h. die cultivirte Gesellschaft, die sich von den Banden der Staatsconstruction emancipirt, die individuelle Freiheit unbeschränkt durch das Gesetz der Allgemeinheit walten läßt und keine andere Garantie für das Gesellschaftsleben als das freie selbstbestimmende Gesetz des Gesellschaftstriebs, welcher den Individuen innewohnt, bieten will, aber gerade in dieser unbegrenzten Freiheit der Gesellschaftsglieder, die angeborenen Kräfte individuell und nach der unendlichen Mannichfaltigkeit der Verschiedenheiten

zu entwickeln, nach Vogt's Ansicht den sichersten untrüglichsten Factor hat für die immer gesteigerte Progression an Wohlfahrt der Gesammtheit in allen menschlichen Interessen. Der Verfasser sagt:

Ein Resultat nur erlaube ich mir noch als ein wesentliches und allgemeines hervorzuheben. Wie vollkommen auch der Thierstaat sein mag, den eine specielle Art durch ihre schöpferischen Gedanken herangebildet hat, stets wird man bemerken daß die verwandten Arten, welche in mehr oder minder vollkommener Anarchie leben, auf einer höhern Stufe der Organisation stehen. Es gibt Thierstaaten von verschiedener Vollkommenheit: je tiefer sie stehen, destomehr heben sie das Individuum auf und schmelzen seine Rechte in Pflichten gegen die Allgemeinheit um. Die Verkümmerung der Organisation hält damit gleichen Schritt, die Individuen selbst gehen nach und nach in solchen allzu wohl regierten Staaten zu Grunde, und oft erstreckt sich die Reduction so weit daß die einzelnen Individuen nur noch als Organe der Gesammtheit erscheinen, ohne bestimmten freien Willen, ohne Ortsbewegung, ohne Selbständigkeit in jeder Beziehung.

Ganz die entgegengesetzte Richtung findet bei der allmäligen Ausbildung zur Anarchie statt. Das Individuum wird um so vollkommener, je mehr es sich von dem Staate emancipirt — seine einzelnen Organe und damit auch seine Fähigkeiten nehmen an innerer Energie, an äußerer Schönheit zu; es hebt sich im Ganzen wie im Einzelnen auf eine höhere Stufe der Vollendung. Die Anarchie stählt die Organe, schärft die Sinne, vermehrt die geistige Kraft. Als Einzelnes den Elementen wie seinen Feinden gegenüber übt das Individuum in der Anarchie alle seine Organe und Fähigkeiten, um im Kampfe die Selbständigkeit zu erringen deren es bedarf. Welcher Unterschied zwischen dem Wolfe oder dem Schakal, die in freilich ziemlich losen republikanischen Gesellschaftsverhältnissen leben, und dem schlauen Fuchse, der anarchisch in selbstgebauter Höhle sein Wesen treibt und nur während der kurzen Kinderzeit unter der patriarchalischen Zucht der Aeltern steht!

Aber wie schon angedeutet, ist es uns hier nicht darum zu thun, die „Untersuchungen über die Thierstaaten" vom Gesichtspunkte einer politischen Parteimeinung aus oder der Politik überhaupt zu kritisiren und für oder gegen des Verfassers Staat oder Gesellschaft das Wort zu ergreifen; sondern nur die neue Art, wie hier Politik behandelt wird, indem wir zoologischen Unterricht erhalten, scheint uns wichtig genug, um für diese Schrift die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Mag man Freund oder Feind der politischen Gesinnung des Verfassers sein, die Ursprünglichkeit der Behandlungsweise seines Vorwurfs wird sich ihm schwerlich absprechen lassen, sowol in zoologischer als politischer Rücksicht. Es will uns das Buch als ein ganz neues Genre in der Literatur erscheinen. Daß man sich den Staaten der Thiere, namentlich der Bienen, zugewendet unter vielerlei Formen literarischer Gestaltung, ist freilich nicht neu, ist vielmehr schon recht alt. Doch in dieser Vielseitigkeit, so abgerundet und mit Hineinziehung und geschicktester Verflechtung aller belangreichen Zeitfragen, übergossen von dem fließendsten Humor und geistreichem Witze, ist es noch nicht geschehen. Es werden uns die nützlichsten Kenntnisse aus dem Bereich der Thiere in ansprechendster Weise vorgetragen, wir werden eingeweiht in die Mysterien der zoologischen Staatengetriebe und der Diplomatik der animalischen Machthaber, wir werden andächtig erbaut von dem ergötzlichen Anblicke wunderreicher Naturorganisationen, von allerlei Scenen, Evolutionen und Umwälzungsprocessen in dem Leben, Schaffen und Walten der thierischen Regionen, welche die Erde, das Meer und die Lüfte durchspielen, und plötzlich bespiegeln wir uns in den eigenen Gesellschaftsverhältnissen unserer Gattung, in unsern Kämpfen und Niederlagen, unsern Intriguen und mattherzigen Ergebenheitsadressen, unserer Herrschsucht und Vorrechtsgier, in unserm Sklavensinn und unbeholfenen Anranken an das Mächtigere, aber wiederum in der unverwüstlichen Kraft der Natur, in welcher jedes Atom lechzt und arbeitet nach Vollkommenheit und Freiheit, und schöpfen Muth zur Zuversicht auf uns selbst. Und doch quält uns kein pedantischer Lehrmeister auf den schwindeligen Stelzen der Schule und kein grämlicher Orator, der über unsere verderbten Sitten den Untergang der Welt verkündigte. In dem anmuthigen Gewande satirischen Humors oder humoristischer Satire werden wir bekehrt zugleich und abgestraft. Aus Bienenstöcken, aus Ameisenhaufen, aus dem Schlamm der Gewässer und aus der Tiefe der Meere, aus den Urwäldern und den Savannen werden Geister heraufgezaubert, die vor unserer Anschauung einen amusanten Reigen eröffnen. Und während wir uns weiden an dem flotten Treiben, werden wir gepackt ans innerste Mark unsers Menschenbewußtseins. Wir lächeln darüber; es sieht wie Scherz nur aus. Aber bald müssen wir bekennen daß ein bitterer Ernst hinter diesem Scherze sich schelmisch verborgen hat, der uns neckend den Kern treffender Wahrheiten sagt.

Gehen wir nun etwas näher auf das Buch ein. Die Politik wird wie gesagt zoologisch behandelt, oder vielmehr sie wird gar nicht behandelt, sondern zoologisch satirisirt. Aber auch ohne Erbarmen. Da findet keine Partei, kein Name eines Zeitgenossen, welcher als Träger einer Partei gilt, Gnade vor der allegorischen Satire. Daß die Gothaer, die Constitutionnellen eine ungeheure Dosis von Spottlauge über sich nehmen müssen, ist bei der wohlbekannten Vergangenheit des Verfassers selbstverständlich. Die „Edelsten und Besten", Gagern, Jaup, Beseler u. s. w., sind einmal die Sündenböcke der verunglückten deutschen Erhebung geworden. Aber auch Jakob Venedey, dessen „blondes Ich" Vergebung predigt; die Guizot, die ohne eine Autorität nicht auskommen können, die Lafayette und Thiers, welche stets für neue Dynastien sorgen, wo man der alten verlustig gegangen; der „kleine Mann", Louis Blanc, welcher eine neue Welt mit Nationalwerkstätten erfunden; Karl Heinzen, der „anderthalb Million Mann unterm Arme trägt", und der „fromme Struve, mit der frommen Amalie im Almanache"; die Träumer eines friedlichen Socialismus, des Ikarismus, die Jünger St.-Simon's, Fourier's, Cabet's und Weitling's; die friedensfreundlichen Cobden, die „Oelblätter" Elihu Burritt's und die „Friedenspfeifen" Ka-Ge-Ga-Ho-Bu's dienen sämmtlich zu menschlichen Zielscheiben der tanzenden Spottpfeile aus dem Köcher der Staatsarchive der Bestien. Ja der Ver-

fasser spottet sogar sich selbst aus, indem er bei der Bienenregentin zeigt wie gefährlich das Herrscherrecht für Charakter und Geist des Herrschers sei, daß ihm seine vierzehntägige Nicht-Regierung in der Reichsregentschaft bedeutend angesteckt habe, und verdankt den Bayonneten Miller's und Römer's seine Rettung aus dem innern Zwiespalte, in welchem die negative Anarchie seiner Stellung zu der positiven Anarchie seiner Persönlichkeit sich befand.

In der Einleitung zu den „Untersuchungen über Thierstaaten" erhalten wir auch ein Stück zoologisch-physiologische Politik. Der Verfasser hat nämlich schon seit längerer Zeit an der relativen Vollkommenheit des Menschen gezweifelt. Eine absolute existirt ja überhaupt nicht, „vielleicht selbst nicht einmal in den Hirndestillationen junghegel'scher Philosophen". Nur habe er geglaubt, der Mensch sei das vollkommenste Thierwesen. Aber in Frankfurt, unter den edelsten und besten Blüten indogermanischen Sprachstamms, wo er auf geeignetem Platze war, die Vollkommenheit des Menschen an concreten Körpern zu studiren, habe er seinen Glauben verloren. Vielleicht, meint indeß der Verfasser, habe die veränderte Nahrungsweise seinen Glauben zu verändern beigetragen; da der Glaube nur eine Eigenschaft der Körperatome sei, so hänge die Veränderung des Glaubens mit der Art und Weise der Ersetzung der Atome zusammen, wie überhaupt die Denkart, die Gesinnungstreue und die chamäleonische Umwandelungseigenschaft der Menschen von den Nahrungsstoffen die sie zu sich nehmen genetisch herrühren. „Die teltower Bauern sind so verstockt-stabil, weil sie ihre Körperatome stets wieder durch Steckrüben-Atome ersetzen." Für die „unbegreifliche geistige Ausbildung der uckermärkischen Granden" gebe es keine bessere Erklärung als die daß „Gans-Sauer", jener Abfall der Spickgänse und Gänsebrüste, ihre Hauptnahrung ausmache. Kaffee und Kartoffel sind dem Verfasser gleichsam der Ahriman und der Ormuzd, die im menschlichen Thierwesen physiologisch miteinander ringen. „Das ganze staatliche und gesellschaftliche Leben, ja die ganze Denkweise des Menschen ist in ihren Grundanschauungen durch die Einführung des Kaffees, dieses wühlerischen höllenschwarzen Getränkes, verändert worden. Der Kaffee hat der Menschheit den legitimen Staatsschlaf geraubt und sie in die beunruhigenden Traumphantasien gestürzt, in welchen sie sich schlaflos umherwälzt. Die bürgerlich sittsame, schwer bewegliche, knollig gestaltete Kartoffel hält einzig noch diesem zerstörenden orientalischen Gesellschaftsgift das Gleichgewicht. Die Kartoffelkrankheit war das Signal zu den europäischen Revolutionen. Der Kaffee überwand die Kartoffel in ihrer krankhaften Schwäche." Die beste Thätigkeit für den Treubund wäre Anfeuerung des Kartoffelbaus, wirksamer als königliche Händedrücke und officielle Enthüllungen. Wenn erst die Länder soweit finanziell würden ruinirt sein daß Alles durch Kartoffel sich die Atome ersetzen werde, so wäre der Staat gerettet. Die Natur kommt zu Hülfe. Auf Java ist die

Kaffeeernte mißrathen [illegible] heil, wenn die Königin zu
dorben; so wird dem [illegible] stlerisch einzugreifen.
und die Exilirten können [illegible] s über „Heuschrecken
dern. Also in den [illegible] die Geschichte ei-
jenigen was der Mensch [illegible] aumzweige, der
len und politischen Fragen [illegible] as milchgrüne
ungarische Constitution [illegible] erlei satirisch-
verbunden. Sobald die Ungarn [illegible] ersonen aus
Seefische und Austern essen, [illegible] ann wird
andere sein. Die staatlichen Formen [illegible] fers von
unangetastet, solange die Nahrung der [illegible] rfahren
war; der Austausch der Producte [illegible], die
Wechsel in die staatlichen Formen [illegible] ein-
in der Thierwelt die ermüdende Stabilität [illegible] Ei-
formen. Höchstens ist darin, wie z. B. im [illegible] re
ein legaler Fortschritt und ein Märzminister [illegible]
gleich wieder in das Vormärzliche des bestialischen [illegible]
gleises zurückzukehren, trotzdem daß es an constitutionellen [illegible]
Garantien und an Belagerungszuständen fehlt. Aber [illegible]
Garantie des Fortbestandes ist in der Gleichartigkeit der
Nahrungsstoffe der Staatsangehörigen geboten. Blumenstaub und Honig sind die gleichartigen Erhaltungsmittel der Bienenstaatsglieder. Die antagonistischen Kaffee und Kartoffel sind zwar hier auch in dem Antagonismus zwischen Blumenstaub und Honig anzutreffen mit den entgegengesetzten Nachwirkungen. Frischer Blumenstaub im Sommer reizt das Bienenvolk zum Schwärmen, während es im Winter durch die Honignahrung in den Stock gebannt wird. Aber diese Veränderungen sind eben legal, drehen sich blos in einem Kreise herum, und aus den Schwärmern werden sicher stets wieder ehrsame Unterthanen, wie der Winter mit dem Honig auf den Sommer mit dem Blumenstaub folgt. Noch historischer als die historische Schule selbst sind die monarchisch-constitutionnellen Bienenstaaten, die socialistischen Monster-Phalansterien der Korallen und Polypen, die Idee des Austerstaats, die Quallen-Republik, die Wurm-Raubstaaten u. s. w. Und aus demselben Grunde, daß sie so alt sind, werden sie nie aufhören zu sein. Dagegen stammt die individuelle Anarchie der Ameisen von der Diversität an Nahrung her. Sie wechseln ins Unendliche, lassen sich bald Blumensäfte, bald Blattlausmilch, bald Holzfasern, bald Thierleichen wohlbekommen und erreichen daher die höchste Stufe der Intelligenz im Thierreiche, wie aus der gleichen Ursache die Raben und die ganze Krähenfamilie in einer so hohen parlamentarischen Bildung excelliren und aus der entgegengesetzten Ursache die Hörnerträger durch ihre Stupidität sich glorreich auszeichnen. Man werde gewiß dereinst, meint der Verfasser, in Verfolgung dieser Studien dazu kommen, für besondere Gedankenreihen auch besondere Nahrungsreihen zu finden, welche einander wechselseitig bedingen. Man würde nur durch zweckmäßige Anordnung der Nahrung, sobald die Prämissen einmal genau feststehen, Staatsmänner, Büreaukraten, Theologen, Revolutionnairs, Aristokraten, Socialisten, ja sogar Referendarien je nach Belieben bilden können; und der

unendliche Scharfsinn, der jetzt auf Constitutionen, Gesetze, Verordnungen und dergleichen Staatsgrundlagen verwendet wird, würde sich dann auf die Erfindung gewisser Brühen, Breie und Fleischarten richten, die jedenfalls dem menschlichen Geschlechte besser munden und doch dieselben Resultate haben würden.

Es wird nun die Nahrungstheorie an einigen frankfurter Parlamentsmitgliedern experimentirt, bei denen eine veränderte Gehirnsecretion infolge der frankfurter von ihren heimatlichen verschiedenen Nahrungsatomen eintreten mußte, und daraus der Umschlag in der politischen Denkweise hergeleitet.

Der Bienenstaat gibt dem Verfasser eine reiche Ausbeute zur satirischen Geißelung der constitutionnellen Staatsformen und deren Vertreter im frankfurter Parlament. Die detaillirte Auseinanderlegung des Bienenstaatslebens ist höchst anziehend und regt uns in der That zur Bewunderung des sonderbaren Instincts der „thierischen Intelligenzen" an, wie wir den vergleichenden Ausfällen der witzigen Satiren, abgesehen von dem Parteistandpunkte, zu welchem wir uns durch Kaffee haben hinaufwiegeln oder durch Kartoffel sittsam bürgerlich haben herabstimmen lassen, unser herzlichstes Mitlachen nicht verweigern können. Es wird im Bienenstaate ein Proletariat entdeckt, mit außerordentlicher Hingebung an die Allgemeinheit, unermüdlich in der Arbeit, sorgsam für die Jungen, erzogen in der Ehrfurcht vor dem Gesetze und dem regierenden Haupte, harmlos, gesellig, friedfertig, theilnehmend, unterwürfig, bescheiden in seinen Ansprüchen. Dann wird in den Drohnen eine Adelsclasse nachgewiesen, aus laut brummenden, dickleibigen, großäugigen Individuen bestehend, träg, feig, ohne Talent, mit dem Vorrecht der Nichtverpflichtung zur Arbeit, ohne Fähigkeit die Waffe zu führen, ohne Liebe zu ihren Jungen, zum Staate, zur Allgemeinheit, von egoistischer Rentenverzehrung lebend, oder hofdienerisch, kriechend, artig gegen die Königin, übermüthig stolz und wegwerfend gegen das Proletariat. Endlich wird eine anfangs grausame, herrschsüchtige, später liebenswürdige, duldsame Herrscherin ohne Arbeitsfähigkeit als monarchische Spitze gezeigt, die, in sehr enge Regierungsgrenzen eingeschlossen, verehrt ist, weil sie sich nirgend einmischt, geliebt, weil sie unermüdlich in der Volksvermehrung ist. Die Prärogative und Befugnisse der einzelnen Stände sehen wir mit aller Weisheit abgewogen, die verschiedenen Staatsgewalten gegeneinander abgegrenzt, eine constitutionelle Schöpfung, welche der Ewigkeit trotzen müsse. Der monarchische Sinn steckt so tief in den Bienen daß sie sogar in solchen Fällen, wo die Volkssouverainetät in ihre Rechte eintritt, eine Königin für die beste Republik erklären und sich flugs wieder einen Herrn geben, gleichviel ob er Bourbon, Orléans oder Napoleon heißen mag.

Sehr spaßhaft ist eine Revolution im Bienenstaate während des Spätsommers, wo die Arbeiterbienen von den Feldern und Wiesen wenig heimzubringen haben. Die Drohnen berathen in Versammlungen über den Verfall ihrer Renten.

Sind wir nicht der bevorzugte Stand? ruft eine Drohne übermüthig aus; stehen wir nicht in specieller Gunst unserer hohen Herrscherin? Die Arbeiter sind unsere Leibeigenen, sie sind zur Arbeit verpflichtet; sie haben auch für uns gesammelt! Wir haben ein Recht, ein uns angeborenes Recht auf die Staatsgüter und deren Genuß. Mit tiefer Betrübniß müssen wir sehen daß diese Rechte in Folge von Aufhetzerei des Volks verkannt werden. Die Arbeiter sprechen diese Honigvorräthe als ihr einziges Eigenthum an, weil sie allein gesammelt hätten. Welche Verkehrung aller Rechtsbegriffe! Sind diese Vorräthe nicht Gemeingut des Staats, Domänen zur Bestreitung staatlicher Bedürfnisse? Unsere Erhaltung aber ist ein anerkanntes staatliches Bedürfniß! Wer kann sich einen constitutionnellen Staat ohne bevorzugte Stände, wer einen Bienenstock ohne Drohnen denken? Die Vorräthe gehören uns — uns vor allen Dingen — wir werden gern vom Ueberfluß Etwas für die ärmern Arbeiter abgeben. Kommt, laßt uns unsere Ansprüche bei dem Staatsoberhaupte geltendmachen!

Die Königin gibt ihnen nicht allein gnädige Audienz, sondern auch die allerhöchste Gewährung der Bitte; dann sagt sie:

Ich war immer der Ueberzeugung daß ohne eine erbliche bevorzugte Pairie der Staat nicht bestehen könne, alle moralische und sittliche Grundlage der Gesellschaft zugrundegehen müsse. Ihre Treue, Ihre Anhänglichkeit zu meiner Person, zu dem Throne muß gelohnt werden. Sie haben gerechte Ansprüche auf die vorzügliche Nutznießung der Staatsvorräthe. Mein königliches Wort darauf, Sie sollen mit meiner Zustimmung nicht verkürzt werden. Das Volk kann mich nicht kümmern. Sein Beruf ist, für Andere, für Sie namentlich zu arbeiten, damit Sie, ungestört von Nahrungssorgen, Ihrem hohen Berufe nachleben können. Ich danke Ihnen, meine Herren, für diesen Beweis des Zutrauens zu Ihrer Königin.

Sie macht eine huldvolle Handbewegung und entläßt die Drohnen in Gnaden, welche der constitutionnellen Königin ein Lebehoch aussummen. Aber auch das Volk der Bienen, welches Kunde bekommt von dem adeligen Schritte, hält Versammlungen. Der erste Zorn ruft einen revolutionnairen Geist wach und schon erklingt's: „Zu den Waffen! Schärft eure Stacheln, wetzt eure Kinnladen!" als der Sühneversuch durch eine Petition an die Königinbiene vorgeschlagen wird, und nachdem alle monarchischen Blutstropfen und alle Gefühle für Gesetzlichkeit in die Schranken gefodert, vermögen sie es, die revolutionnaire Wuth zu beschwichtigen. „Gott mit uns und der Bienenstaat über Alles!" ersummt es endlich, sie wollen auf dem Wege des Gesetzes bleiben. Eine Adresse an die Königin sei das Beste. Sie wollen Männer sein, die Bienen, sie wollen den passiven Widerstand und Muth. Mitten zwischen lächelnden lüneburger Haide-Granden empfängt die Königin die Deputation des Volks, der constitutionnellen Bürger. Durch ein „Bedauern" fällt die Majestät der Sprecherin der Deputation in die Rede, daß sich die sonst getreuen Unterthanen von einigen Wühlern haben verleiten lassen, räth der Deputation zu ihren Tagearbeiten zurückzukehren, ertheilt ihr den Auftrag, ihren Schwestern im Namen der Königin ein Gleiches zu rathen, verspricht Vergebung den Irregeführten

für diesesmal, aber die ganze Strenge des Gesetzes im Wiederholungsfalle derartiger Auftritte gegen die angeborenen Gerechtsame der Granden. „Majestät“, ruft die Sprecherin, „wir stehen für Nichts! Das Volk ist ungeheuer aufgeregt.“ Doch, sie sind entlassen, die Deputirten. Da steigt die Aufregung im Volke; die Drohnen verachten die Vorzeichen des nahenden Ungewitters, wagen in die Honigzellen zu spazieren und von den süßen Vorräthen zu naschen. Jetzt bricht die Wuth aus. Das Arbeitervolk der Bienen fällt über die Drohnen her, sticht sie nieder, verfolgt sie, das Flugloch wird besetzt und der racheglühendste Terrorismus geübt. Eine Abtheilung starker Arbeiter läßt auch die Drohnen des Hofs die Wucht der schwielen Hände fühlen und erklärt die Herrscherin in ihrer Zelle gefangen. Während mit kannibalischem Rachewüthen gegen die Drohnen und ihre Brut, die Eier, Würmer, Maden und Puppen gerast wird, hat die Angst der Herrscherin die proletarische Leibwache herzlich gerührt. Das Volk ist großmüthig. Es verzeiht der königlichen Gebieterin. Augenblicklich durchläuft eine telegraphische Flügeldepesche den ganzen Stock: „Das Volk der Arbeiter hat sich großmüthig und edel gegen mich betragen — ich werde dies nie vergessen. Alle Freiheiten die mein Volk verlangt sind gewährt; die Standesvorrechte aufgehoben; die Drohnen abgeschafft.“ Nun allgemeiner Jubel und gründliches Zweckessen von Honig und Blumenstaub über die Errungenschaften. Die Königin wird geliebkost und betoastet, das Volk wird stolz auf seine Allmacht. Der Winter naht heran. Die Bienen versinken in jenen träumerischen Halbschlaf welcher der Entwickelung der Ruhe und Ordnung unter den Unterthanen so lieblich wohlthut. Die Königin aber kann die erlittenen Demüthigungen und den Tod ihrer geliebten Granden nicht verschmerzen. Sie sinnt einen zukunftschwangern Plan aus. Im Frühling legt sie Eier, aus welchen Drohnen keimen. Die Arbeiter, von dem frommen Glauben beseelt, die Drohnen jüngerer Linie werden sich ein Exempel nehmen an dem Endschicksal der Drohnen älterer Linie, füttern die Würmchen, besorgen die Puppen mit älterlicher Zärtlichkeit. Die ausgeschlüpften Drohnen aber gleichen ihren Vorfahren wie ein Ei dem andern. „Sie haben Nichts gelernt, Alles vergessen.“ In seinem geregelten Zustande ist der Bienenstaat ein constitutioneller Musterstaat. „Die Schablonen des Bienenstaats sind so ausgebildet, die Paragraphenzellen so stabil, daß die ganze Staatsmaschine sich gleichsam von selbst regiert.“ Die Bienenkönigin wird von ihren Unterthanen als der Inbegriff, als die verkörperte Spitze des Staats verehrt. Die Persönlichkeit der Königin ist gleichgültig, denn Alles steht ja unterm Gesetze, die Königin vertritt nur das Princip der Monarchie; ob sie ein Ei, ein Wurm, eine Puppe oder ein vollkommenes Insekt, gleichviel, genug daß der Staat nur nicht in Anarchie verfällt. Im Gegentheil ist es für die ungestörte Selbstbewegung des constitutionellen Räderwerks von großem Vortheil, wenn die Königin zu bornirt ist, um je regierungskünstlerisch einzugreifen.

Der zweite Abschnitt des Buchs über „Heuschrecken und verwandtes Gesindel“ erzählt die Geschichte einer Hirschkäferfamilie auf einem Nußbaumzweige, der über das Ufer des Brienzersees in das milchgrüne Wasser hinabhing, wo es wieder von allerlei satirischbeißenden Analogien auf Zustände und Personen aus dem „Thierreich der Menschen“ wimmelt. Dann wird ein Blatt aus der Bibliothek eines Hirschkäfers von einem Vetter aus Cayenne entziffert. Wir erfahren da ganz wundersame Dinge von den Kakerlaken, die stets in schwarzem Rock und schwarzen Beinkleidern einhergehen. Wo es gilt Güter zu haschen, fremdes Eigenthum zu ergattern, da sind die Kakerlaken wahre Communisten. Die Associationen zu gemeinsamer Ausbeutung gewisser Privilegien haben sie lange gekannt und geübt. Das Erbrecht haben sie aufgehoben. Das persönliche Eigenthum ist bei ihnen verboten. Alles was sie erwerben gehört der Gemeinschaft, was sie haben, fällt nach ihrem Tode der Gemeinschaft anheim. Wenn aber andere Insekten solche Einrichtungen bei sich einführen wollen, so rufen sie zum Kreuzzuge, zur Vernichtung der verwegenen Neuerer auf, welche die gesellschaftliche Ordnung im Insektenreiche zerstören wollen.

Wie über die Kakerlaken hören wir aus dem Manuscript des Käfers von Cayenne Seltsamkeiten über die Beter oder die wandelnden Blätter. Die Beter sind ein frommes, andächtiges Geschlecht. Sie leben still und einsam, an Waldrändern, in kurzem Grase und unter trockenem Laube gehen sie gern spazieren und suchen das Aufsehen zu vermeiden. Ihre Kleidung ist der Umgebung angepaßt — die im Grase lebenden sind grün, die an den Waldrändern sich aufhaltenden tragen bräunliche, geaderte Flügeldecken wie dürre Blätter oder gleichen abgebrochenen Stückchen Holz. Sie sind alle dürren, schmächtigen Leibes, langgezogen, hager; ihre Brust ist lang, eckig, vorgestreckt; ihr Kopf fein, zierlich; die Fühlhörner sehr lang, fadenförmig; die Flügel, von geringer Breite und fast durchsichtig, liegen eng an dem gegliederten Leibe an, über den sie hinten hinausstehen wie ein Frack mit langen, rundabgestutzten Schößen; die Beine sind zierlich, fein, dünn; die Waden durch Kasteiung verschwunden. Ihre Arme sind groß, breit, der Vorderarm sensenartig gebogen, wie eine Schere gegen den Oberarm eingeklappt und auf der innern Seite mit Stacheln bewaffnet; das Bruchstück des Leibes an dem sie befestigt sind ist lang und schmal; das Thier trägt es aufgerichtet und die Hände beständig gefaltet und erhoben wie beim Beten. Sie halten viel von Psalmen, werden wegen ihrer Frömmigkeit von den Menschen geschätzt und geliebt; sie erwecken Mitleid durch ihre Magerkeit, ihr duldsames Aussehen und ihre demüthigen Manieren. Bei den Wilden geht die Sage, der große Geist habe die Beter zur Bekehrung der Menschen auf die Welt gesetzt, indem sie das Beispiel leisten, wie

man, ausgemergelt von Hunger, das Auge betend gen Himmel kehren müsse.

Besonders in den heißen Zonen, aber auch in Europa kommt dieses Thier zuweilen vor. In Mähren und Baiern, vorzüglich in Wallis gedeiht es. Franz von Paula Schrank, ein frommer biertrinkender Gelehrter aus München, hat es den Menschen als Muster aufgestellt, sie ermahnt gottesfürchtig zu sein wie das wandelnde Blatt, zu beten und sich zu kasteien wie diese frommen Insekten, die beständig mit flehend zusammengelegten Händen umhergehen und für ihre Sünden um Vergebung beten. Der gute Franz von Paula Schrank! Es gibt kein blutdürstigeres, räuberischeres Insekt unter der Sonne als ein solches wandelndes Blatt. Während es scheinbar in frommen Gedanken versunken sitzt und die gefalteten Hände erhebt, späht es mit mordgierigen Blicken nach allen Seiten herum ob sich ihm etwa eine Beute nähert. Wehe der armen Fliege oder Heuschrecke welche in sein Bereich kommt. Langsam hebt der Beter den Kopf und die Hände; er berechnet den Raum der ihn von dem arglosen Insekte trennt, er späht umher, ob nicht zufällig ein Zeuge seiner Unthat in der Nähe sich finde; ein Sprung, ein Hieb mit der sensenförmigen Klaue — das arme Thier ist gepackt und mit den Zähnen des zusammengeklappten Fußes festgehalten. Nun wird es zerhauen, zerschnitten, aufgezehrt. Kaum ist das Mahl vollendet, die Fühlhörner, die Kiefer und die Klauenfüße geputzt, so setzt sich das hinterlistige Thier aufs neue in betender Stellung hin und erbaut die Vorübergehenden durch seinen Anblick.

Sie haben eine sonderliche Geduld, die Beter, im Lauern, sind raffinirt im Verfolgen und weiden sich ergötzlich an dem langsamen Zucken ihrer Beute. Kurz, es gibt gar gleißnerische Heuchler in der Thierwelt und ebenso viel jungfräulich gestimmte Gemüther, die sich unvorsichtig verstricken und ewig nicht warnen lassen, dabei soviel Heuschrecken-Unschuld, die den aufrichtigen Vetter Hirschkäfer aus Cayenne, welcher die Beter wohlverdienterweise in der öffentlichen Meinung miscreditiren wollte, einen Lästerer oder Verleumder schimpften oder ihm am Ende gar eine atheistische Färbung anmerkten. Die Beter haben auch ihre Verwandten, die in Ordensregeln geeinigt sind, die man Stabschrecken nennt, deren Ordensregel lautet: „Eritis sicut baculus in manu viatoris." Dann gibt es noch eine dritte Art dieser Thiere, die Werren oder Maulwurfsgrillen. Das Manuscript des Käfers in der Fremde erzählt auch recht possirlich von einer Verschwörung für den Absolutismus in Südafrika, angezettelt von einer jener Purpurheuschrecken, deren Scheitel mit einem ausgezackten Kamme geziert ist, und welcher sich die Kakerlaken und Schaben, die Beter und Stabschrecken, die Werren und die zahllosen Schwärme Schnarrschrecken anschlossen. Die Heuschreckenheere unter der Anführung der Purpurschrecke führten mit Glück einen Vertilgungskampf gegen die herrschend gewesene Anarchie in der Thierwelt. Die anarchisch umherschweifenden Kerfgattungen hatten nämlich ebenso frei gelebt wie die Gesellschaften der Ameisen und Termiten, der Bienen und Meliponen. Man hatte sich in der Insektenwelt wohlbefunden, in der gemäßigten Anarchie, unter einem regsamen Streben nach Erringung höherer Cultur, hoffend daß bald die vollständige Anarchie eintreten werde, wo der Instinkt eines jeden Insekts sich so sehr durch verständige Betrachtung der Außenwelt und der Beziehungen zu seinem Nächsten läutern sollte und staatliche Einrichtungen entbehrlich machen werde. Aber die exaltirten Hoffnungen auf utopische Zustände wurden begraben unter den Trümmern ihrer Träumer. Der Heuschreckritter-Fanatismus der Ordnung riß die Anarchie aus ihren Angeln und pflanzte über den Leichen der Unregierten das Banner des Absolutismus auf und setzte an der verwüsteten Stätte des verlorenen Paradieses einen Autokraten ein mit stehenden Heeren und liegenden Unterthanen.

Das dritte Capitel des Buchs behandelt die Blasenträger in ihrem staatlichen Organismus, ihren bourgeoisistischen, proletarischen, finanziellen Eigenschaften und Neigungen, in ihren ökonomischen und politischen, friedliebenden und Winde verfolgenden Inclinationen, in den Appetitsverhältnissen der Schluckmäuler, in der Ersetzbarkeit der staatsmännischen Schwimmblasen, in den Verwesungsprocessen der Staatsbasen und der unverwelkbaren Jugendblüte der Staatsschulden. 29.

Goethe-Literatur.

1. Goethe's Leben. Von Johann Wilhelm Schäfer. Zweiter Band. Bremen, Schünemann. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826. Zum ersten mal herausgegeben durch A. Schöll. Dritter Band. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1851. 8. 2 Thlr.
3. Goethe's Aristokratismus. Ein psychologischer Versuch von A. Clemens. Frankfurt a. M. 1851. 8. 5 Ngr.

Wenn der Leser den zweiten Theil des von uns in Nr. 50 und 51 d. Bl. f. 1851 angezeigten Schäfer'schen Werks mit einer andern Empfindung aus der Hand legt, wenn er sich minder aufgeregt, hingerissen fühlt, so liegt das an dem Stoffe den der letztere zu behandeln hatte. In dem Leben jedes großen Menschen ist, wenn von Darstellung desselben die Rede, die Periode des Strebens die interessanteste. Ist das Ziel wonach er strebte erreicht, dann wollen wir Das was er schuf genießen; eine Aufzählung Dessen was er geschaffen, eine Schilderung seiner Persönlichkeit während des Schaffens oder der Umstände unter denen er schuf, wenn diese nicht etwa eine große Kraft bei Ueberwindung der von ihnen erzeugten Schwierigkeiten nöthigmachten und erzeugten, kann uns nicht so anziehen als „die selige Periode des Werdens". Dazu kommt daß diese, wenn sie mit Liebe beschrieben wird, den Leser mit dem anmuthigen und erquicklichen Gefühl jugendlicher Frische erfüllt, daß ein gewisser romantischer Zauber dieselbe zu durchhauchen scheint. So ist es mit dem ersten Theile des Schäfer'schen Buchs, der mit dem Jahre 1786 schließt.

Wie Goethe in Beziehung auf seine frühern Werke sagen konnte:

> Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,

so kann man auch sagen daß sein Leben bis in die ersten weimarischen Jahre hinein am meisten Anziehendes hatte, indem eine strebende Jugend in ihm einen Genossen, zugleich ein leuchtendes Vorbild findet, dem Al-

ter die reizende Aufgabe gestellt wird, zu forschen und zu entwickeln wie aus diesem Keime ein solcher Baum emporwachsen mußte. Die großen Schöpfungen im Gebiete der Kunst, die Entdeckungen in dem der Natur, die von Goethe seit den achtziger Jahren ausgingen, liegen vor uns; ihr Entstehen, ihren Gehalt und Werth darzulegen, das war Schäfer's Aufgabe nicht. Einzelne Ereignisse in dem spätern Leben des Dichters waren allerdings interessant genug; aber es waren eben nur einzelne; das Gebiet des Wirkens war so weit und von solcher Mannichfaltigkeit — die Jahre von den genannten an bis zu Goethe's Tode konnten kein Gemälde geben, das man mit solchem Interesse, mit solcher Liebe betrachtete wie die Zeit welche der erste Theil darstellt. Kann man doch auf jene die Worte Goethe's anwenden:

Mir kommt die erste Zeit die ich in Weimar verlebte schon als eine mythologische vor. Ich bin froh mein Leben hinter mir zu haben. Was ich geworden und geleistet, mag die Welt wissen; wie es im Einzelnen zugegangen, bleibe mein eigenstes Geheimniß.

Und wenn auch Goethe, wie er denn mit zunehmendem Alter mittheilsamer wurde, gar Manches uns über den Gang namentlich seiner Arbeiten im Gebiet der Natur vertraut hat, so konnte der Biograph dieses doch nur im Auszuge mittheilen, das Zerstreute nur sammeln und aneinanderreihen. Das hat Schäfer mit redlichem Fleiße gethan; daß der zweiten Hälfte seines Werks der Reiz der ersten fehlt war nicht seine Schuld.

Auch war Goethe im Leben, unter den Menschen ein Anderer geworden; die Jahre hatten das Ihrige gethan; er hatte Erfahrungen gemacht; es ist noch zu verwundern daß, während er den Meisten verschlossen, in sich egoistisch zurückgezogen erschien, die Liebe wie ein stilles, wohlthätiges Feuer in seinem Innern fortbrannte, den Nächsten und der Welt zur Erquickung und Erbauung; wir meinen der urtheilsfähigen Welt. In Hinsicht auf ihn lernen wir viel aus den Worten Lavater's, aus denen die er über den jugendlichen Goethe, wie er ihn zuerst kennenlernte, und aus denen die er spricht als er ihn 1786 besucht hatte:

Wer war (als junger Mann) so offen dem Einen, so gepanzert dem Andern! So horchend wie ein Kind, so fragend wie ein Weiser, so entscheidend wie ein Mann, so derb ausführend wie ein Held!

Und später, bei jenem Besuche:

Goethe fand ich älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, politischer.

Zu welchen Aussprüchen Lavater's wir commentirend die Goethe'schen fügen, in den Jahren 1779 und 1786 geschrieben:

Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannichfaltigkeit, Ruhe u. s. w. ist weder in Israel noch unter den Heiden.

So von Zürich aus an Knebel; dann an Frau von Stein:

Er hat bei mir gewohnt. Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein rein Glas Wasser.

Man zürnt Goethe, zumal wenn man daran denkt daß er Jacobi's Freund blieb, da ihre Wege soweit auseinandergingen; aber der Zorn wird gebrochen bei dem Gedanken daß die Wahrheit Goethe die Göttin war der er Alles zum Opfer brachte. Die Worte Lavater's und Goethe's aber könnten getrennt als Mottos vor den einzelnen Theilen des Schäfer'schen Werks stehen.

Wie aber auch die zweite Hälfte der ersten an Interesse nachstehen mag, Niemand wird ihn aus der Hand legen, ohne den lebhaften Eindruck von einer großartigen Erscheinung empfangen zu haben. „Der Tod hat eine reinigende Kraft." Was uns hier und da in den Berichten aus Goethe's späterer Zeit gestört hat, das hat sich, wenn wir ans Ende gekommen sind, Alles aufgelöst in die eine Empfindung: er war ein Mensch, ein großer und guter.

Und Schäfer hat viel gethan, durch ausführlichere Darlegung einzelner Momente in Goethe's Leben diesem Theile, wenn auch hier und da eine bloße Aufzählung des Geschehenen nicht vermieden werden konnte, Lebendigkeit zu geben. So hat die Erzählung von Goethe's Aufenthalt in Italien durch Benutzung einzelner Worte aus den Briefen des in Italien Weilenden einen eigenen Reiz erhalten; aus dieser Erzählung klingt das schöne Wort Goethe's wieder: „Es liegt in meiner Natur das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag vor Tag, Stunde vor Stunde auszubilden ist das seligste aller Gefühle"; und es ist dem Leser angenehm die Quintessenz der italienischen Reise sich durch Schäfer vorlegen zu lassen. Schade daß er den für die Charakteristik Goethe's so wichtigen Brief Tischbein's an Lavater (Rom, 9. December 1786) nicht benutzt hat, wie denn die sittliche Größe Goethe's auf der Rückkehr von Sicilien nach Neapel lebendiger hätte ins Licht gesetzt werden können. So waren die Verbindung mit Schiller, das Dichten von „Hermann und Dorothea", das Leid des Jahres 1806, die Unterhaltung mit Napoleon, die Zeit der leipziger Schlacht und die darauf folgenden Besuche des Rheins, die Jubelfeste des Herzogs und Goethe's, die Liebe zu dem Fräulein von Levezow, endlich das Scheiden des Dichters dem Autor willkommene Momente, um zwischen ihnen Das einzureihen was nicht übergangen werden durfte, was aber nach des Autors Plan nicht kritisch besprochen werden sollte.

Daß der Autor sich diesen Plan machte, das hing von ihm ab; doch das durften wir von ihm erwarten daß er einzelne Werke Goethe's in nähere Beziehung auf dessen Leben gesetzt hätte. Dies hätte der Fall sein sollen bei „Tasso", der allzu kurz abgefertigt ist, da doch die Briefe an Frau von Stein an so vielen Stellen beweisen, wie dieses Gedicht „Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein" war, welchen Einfluß die Hoch-

gefeierte auf dasselbe und den Dichter hatte. Auch der „Feldzug in die Champagne", der nicht die volle Würdigung findet, und die „Wahlverwandtschaften" hätten reichere Quellen für das Leben des Dichters geben können. „Hermann und Dorothea" erhob den Biographen doch wol durch mehr und durch etwas Höheres als das Gefühl „daß mitten im wechselnden Geschick Liebe und häusliches Glück ein Dauerndes und Unzerstörbares zu begründen und den Wogen der Zeit das feste Ufer entgegenzustellen vermögen".

Daß in einer Schrift, die so viele und mannichfaltige Quellen benutzen mußte, einige Versehen und Fehler vorkommen, das ist sehr zu entschuldigen, und nur um zu zeigen daß wir dieselbe mit Aufmerksamkeit gelesen, führen wir folgende an: Es ist ein Irrthum, daß Voß (der Vater) „Goethe's «Iphigenie» kritisch überarbeitet, um die deutschen Jamben den griechischen getreuer nachzubilden", wie S. 98 gesagt wird. Dem jüngern Voß übergab Goethe einmal „Hermann und Dorothea" zur Revision in metrischer Hinsicht, die aber keine Folgen hatte. S. 115 ist nicht genau über die Zurichtung und Ordnung der „Xenien" von Seiten Schiller's für den Musenalmanach gesprochen. Goethe's ursprünglicher, großartiger Plan scheiterte, und nicht „gern" stimmte er dem Wunsche seines Freundes bei. Ebenso ungenau ist Das was über eine Aufführung der Schiller'schen „Jungfrau von Orléans" (S. 146) gesagt wird. Ein Brief des Herzogs Karl August (im „Literarischen Nachlaß" der Frau von Wolzogen) sagt uns, weshalb Schiller von der Aufführung dieses Dramas in Weimar abstand. Daß Herder nicht „von dem hohen Sinn, in welchem die «Natürliche Tochter» gedacht war, ergriffen wurde" (S. 155), daß vielmehr gerade das Gegentheil stattfand, erfahren wir durch die Briefe der Frau Herder in Knebel's „Literarischem Nachlaß". Bei Erwähnung der meteorologischen Beobachtungen scheint Schäfer, dem Register von Musculus folgend, den Apotheker Brandes in Salzuffeln mit dem Professor Brandes in Breslau verwechselt zu haben. Doch das sind Kleinigkeiten, wenn wir diese Versehen gegen die geschickte Benutzung des Vorhandenen und die Mittheilung manches bisher Unbekannten halten.

Der Hauptgewinn aber den dieser zweite Band uns bringt ist der Blick den er uns über Goethe's Thätigkeit, über sein ganzes Sein werfen läßt. „Welche weite Gebiete", heißt es S. 215, „vermochte dieser große Geist nebeneinander mit gleicher Liebe und Tiefe zu umfassen!" Und wenn wir den Band zu Ende gelesen haben, stimmen wir mit dem lebhaftesten Gefühle der Bewunderung in diesen Ausruf ein. Diesen Geist, ein langes Leben hindurch der Wahrheit huldigend und bis zum höchsten Alter, ja bis zum Tode in Erforschung derselben nie ermüdend, die Wahrheit in der Natur findend und für das treue Erforschen derselben durch sie selbst mit der höhern Natur in der Kunst belohnt, mit nie getrübtem Blick auf die mannichfaltigsten Gegenstände schauend, die scheinbar verschiedensten beherrschend, theilnehmend an der Bildung, dem geistigen Fortschritt der Nationen, dabei treu der eigenen, treu den in gleicher Gesinnung strebenden und erprobten Freunden, auch durch Schwächen — denn er war ein Mensch —, nicht beirrt in dem eigenen großartigen Streben — diesen Geist läßt uns das Buch ahnen. Mehr als ahnen würden wir sagen, wenn nicht denselben ahnen zu lassen schon viel gethan wäre, bei diesem Geiste, für den ein ausreichender Biograph wol in das Gebiet des Unerreichbaren gehört.

Wenn der zweite Band des Schäfer'schen Werks uns Goethe anders erscheinen läßt als der erste — es ist in der That mehr Schein als Wahrheit in dieser Unterscheidung —, so haben wir in dem dritten, dem letzten Theile der Briefe an Frau von Stein, beide oben erwähnten Perioden im Leben des Dichters: in der erstern größern Hälfte Goethe bis zu seiner Reise nach Italien, in der zweiten den Heimkehrenden, den mit oder neben der Freundin Fortlebenden bis zum Tode der Letztern im Jahre 1826. Zwischen diesen beiden Hälften ist die Verschiedenheit wirklich groß, unerfreulich, schmerzlich; sie rührt nicht von einem Dritten her, der aus seinem Gesichtspunkte die Personen darstellte, sie liegt in den Personen, in den Verhältnissen selbst. Wir möchten wünschen die nach der italienischen Reise geschriebenen Briefe wären von Schöll nicht mitgetheilt, wenn dem Menschen überhaupt die Wahrheit erspart werden könnte, die Schiller in einer Xenie ausspricht:

Auch das Schöne muß sterben, das Götter und Menschen bewältigt,

die Goethe in dem seiner Liebe zu Frau von Stein recht eigentlich angehörenden „Tasso" wie ahnend empfunden hat:

Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist?

Was sollen wir über die Briefe und Zettelchen der Jahre 1784—86 sagen, was nicht in der Anzeige der ersten beiden Theile (vergl. Nr. 30—33 d. Bl. f. 1849) gesagt oder angedeutet wäre? Sie sind, was den Schreiber betrifft, den frühern gleich, der Ausdruck einer aus Leidenschaft hervorgegangenen, durch Sitte und Vernunft zu einer wohlthuenden, beseelenden und erhebenden Wärme gewordenen Liebe.

Meine Nähe zu dir fühl' ich immer, deine Gegenwart verläßt mich nie; durch dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar; ich gönne Jedem das Seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen.

So Goethe am 17. Juni 1784. Und wenige Tage darauf (28. Juni):

Ja, liebe Lotte, jetzt wird es mir erst deutlich wie du meine eigene Hälfte bist und bleibst; ich bin kein einzelnes selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt.

Dann ein halbes Jahr später (11. Januar 1785):

Jeder sucht seinen Himmel außerwärts; wie glücklich bin ich daß ich meinen so nahe habe!

Nichts geht über die Zartheit mit der Goethe dieses Verhältniß behandelt, sich in ihm benimmt; nur der Dichter konnte einen so mannichfaltigen Ausdruck derselben, den immer einen, erfinden; nur ein Herz wie das seinige konnte eine Empfindung hegen wie sie in diesen ewigen Blättern ausgedrückt ist.

Und doch eine Wahrheit, die Goethe lange erkannt hatte, für die er nach einer langen Reihe von Jahren in seinem „Paria" endlich den gehörigen Ausdruck fand:

So soll ich, die Brahmane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt —

diese Wahrheit sollte sich auch in dem Verhältniß zu Frau von Stein offenbaren. Nach der Rückkehr aus Italien anfangs nur wenige Blätter an die Geliebte, im nächsten Jahr entschuldigende, klagende, dann bis zum Jahr 1796 kein einziges; hierauf der Briefwechsel wieder angeknüpft; aber die Briefe sind nicht mehr an die Geliebte, sind an die Freundin gerichtet; und das störende Element ist, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, eine Materiellgeliebte.

Die frühere Liebe Goethe's war eine ideale, wir möchten sagen, zu groß und gut für diese Welt, wenn nicht in ihr der Mann als der schwächere, das Weib der stärkere Theil erschiene, wie ja jener gesteht „daß er alle seine Schwächen an die Geliebte angelehnt, daß sie seine Lücken ausgefüllt habe". Goethe's Natur war von vorn herein auf die Wirklichkeit gewiesen; er war ein Dichter; was in einem Sophokles, einem Shakspeare glühte, was ein Dante seiner Beatrice im Paradiese abzubitten hatte, das glühte auch in ihm; die Kunst, wenn auch den höhern Regionen angehörig, hat eine Neigung zum Sinnlichen; er kam aus Italien, dem kunstreichen, zur Sinnlichkeit verlockenden; er hing mit ganzer Seele an diesem Italien, dem eine theuere Pflicht ihn entzogen; im Norden, in Deutschland, in Weimar selbst verstand man seine Gefühle nicht; auch die Geliebte konnte sich in sie nicht finden, mit jener völligen Hingebung an das Eine Wesen war es vorbei. Dieses Eine Wesen konnte die Liebe von der es lebte mit einem andern nicht theilen. Der Bruch war da. Goethe mußte fühlen was er ahnungsvoll gesungen:

Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist?

Er weinte auch. Niemand wird ohne Bewegung die Briefe vom 1. und 8. Juni 1789 lesen, Niemand in den spätern spärlichen die treue Anhänglichkeit an die Freundin verkennen, Niemand ungerührt bleiben bei den Worten womit die durch 50 Jahre fortgesetzte Correspondenz schließt.

Wenn Goethe gefehlt hat, so hat er auch gebüßt. Geben wir gern zu daß zum Eingehen in das neue Verhältniß ihn auch der Wunsch trieb, sich es häuslich wohl zu machen, Etwas im Häuslichen zu haben was ihm die Geliebte nicht sein konnte: wahrhaft und in würdiger Weise das Leben wohnlich, anmuthig, erquicklich machen konnte diese Verbindung, konnte die spätere Ehe nicht. Wir erlauben uns kein weiteres Urtheil über Die welcher Goethe nach ihrem Scheiden ein solches Andenken widmete. Nur das fügen wir hinzu: wenn Goethe von Menschen Nutzen zog und sie deshalb an sich fesselte, so vergalt er es ihnen auch; das erfuhren Meyer, Riemer, Eckermann; das erfuhr auch die Geliebte. Und dies noch: der Brief der Frau von Stein der den Goethe'schen vom 1. Juni 1789 beantwortet, mag ein strenger, harter gewesen sein; das an sie gerichtete Wort (8. Juni): „Sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an", konnte sie nicht fassen, wenn auch wir es verstehen und zu würdigen wissen.

An Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gegenstände die zu besprechen waren ist dieser Band den frühern gleich; so werden in ihm bedeutende Persönlichkeiten genannt, öfter mit wenigen Worten scharf charakterisirt. Nur Ein Beispiel (7. Juni 1784):

Zum Schrecken aller Wohlgesinnten geht die Rede als sollen die Mémoires des Voltaire gedruckt werden. Du wirst finden, es ist als wenn ein Gott (etwa Momus), aber eine Canaille von einem Gotte über einen König und über das Hohe der Welt schriebe. Dies ist überhaupt der Charakter aller Voltaire'schen Witzproducte. Kein menschlicher Blutstropfen, kein Funke Mitgefühl und Honnetetät. Dagegen eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken. Ich sage Höhe des Geistes, nicht Hoheit. Man kann ihn einem Luftballon vergleichen der sich durch eine eigene Luftart über Alles wegschwingt und da Flächen unter sich sieht, wo wir Berge sehen.

Wie wahr! wie der Mann vor uns hingestellt in so wenigen Worten! Und wer enthält sich hier eine contrastirende Parallele zu ziehen zwischen Voltaire und unserm Goethe! Auch erfahren wir Manches in Bezug auf Goethe'sche Werke, über „Die Geheimnisse", den „Wilhelm Meister". In Bezug auf den letztern drängt sich eine Bemerkung auf: Während Goethe die Briefe an die Geliebte schrieb, diese von der zartesten, idealsten Liebe durchhauchten, arbeitete er jenen Roman, über den Jacobi und seine vornehme Gesellschaft die Nase rümpften, als wenn der Dichter in der niedrigen Gesellschaft in die er uns führt sich selbst zeichne.

Auch den Freund der Natur, den tiefsinnigen, ausdauernden Forscher in ihrem Gebiete, der auch die Geliebte in dieses einzuführen strebt, finden wir in den Briefen. Er schreibt von Jena aus am 27. März an jene:

Es ist mir ein köstliches Vergnügen geworden; ich habe eine anatomische Entdeckung gemacht die wichtig und schön ist. Ich habe eine solche Freude daß sich mir alle Eingeweide bewegen.

In dem vorliegenden Bande finden wir Goethe auch ein mal einer fremden Sprache sich bedienen, indem er während eines Aufenthalts am braunschweigischen Hofe (1784) und eine zeitlang nachher nach Verabredung mit der Freundin mit dieser französisch correspondirt. Ihm ist diese Sprache nicht bequem; er freut sich wieder deutsch zu schreiben. Und doch wußte er für das

Herz das so lebendig in ihm schlug auch durch die fremden Laute den Ausdruck zu finden.

Daß die Briefe vom Jahr 1790 an nur einen kleinen Theil des Bandes im Vergleich mit den den Jahren 1784—86 angehörigen machen, ist schon oben bemerkt worden. Doch fehlen in jener größern Hälfte die aus Italien geschriebenen bis auf zwei, von Terni (27. October 1786) und Palermo (18. April 1787) an die Freundin gerichtete, die uns schließen lassen daß alle von derselben Zartheit und warmen Anhänglichkeit beseelt waren wie die aus den frühern Jahren. Den, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist, materiellern Theil der Briefe, das Beschreibende, Das was ihn persönlich betrifft, verarbeitete Goethe zu einer Fortsetzung seiner Selbstbiographie; wobei er alle Beziehung auf Frau von Stein wegließ. Bis auf wenige aber sind die Briefe aus Italien, deren Originale im Archiv des Goethe'schen Hauses bewahrt werden, an diese gerichtet.

Schließlich haben wir Schöll zu danken für die sehr sorgfältige und geschickte Redaction, für die Einleitungen in die verschiedenen Jahrgänge der Briefe, für die vielen Anmerkungen die mit jenen die drei Bände der Briefe fast zu einem biographischen, das reiche Leben Goethe's während 50 Jahren umfassenden Werke machen.

Wir legen diesen dritten Band desselben aus der Hand mit einem wehmüthigen Gefühl, welches doch in den letzten, wenige Monate vor dem Hinscheiden der Freundin an diese gerichteten Worten eine Versöhnung findet:

Neigung und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste was dem Menschen gewährt sein kann.

In der Beurtheilung der beiden ersten Bände der Briefe an Frau von Stein legten wir ein Gewicht auf mehre Stellen die ein deutliches und gewichtiges Zeugniß von Goethe's Gesinnung gegen das Volk enthielten, ihn darstellten fern von dem Aristokratismus, dessen man ihn so häufig beschuldigt hat. Diese Beschuldigung, das Albernste was unsere an Albernheiten so reiche Zeit zutagegefördert, bewog Clemens, dem wir schon eine treffliche Schrift über Goethe den Naturforscher verdanken, den 28. August 1851 mit einer kleinen Abhandlung über dessen Aristokratismus zu feiern. Sie sagt Dem der Goethe auch nur einigermaßen kannte nichts Neues; sie ging aber aus dem Wunsche hervor „daß sie Denen die ihn noch nicht kennen oder gar ihn verkennen ein leitender Stern auf der hochgehenden Woge des Lebens werde". Dazu ist sie wegen ihres die eigentliche Noth der Zeit lebendig hervorhebenden Inhalts geeignet; und ganz besonders möchten wir sie der Jugend empfehlen, von der doch eine bessere Zeit ausgehen soll, der (S. 12 fg.) ein ernstes Wort ans Herz gelegt wird; freilich zum Aergerniß unserer Demokraten und Communisten, die etwas ganz Anderes mit der Jugend im Sinne haben als der Mann der ein halbes Jahrhundert hindurch seine seltene Kraft aufbot Menschen menschlich zu bilden. Aber auch unsere Männer werden eine weise und gerechte Mahnung in der Schrift finden, und wenn sie auch nur das eine Wort beherzigen wollten (S. 6):

Die Fähigkeit sich selbst gegen die eigene Neigung einem fremden Willen zu unterwerfen, diese mit Entsagung des eigenen Ichs ausgestattete Ergebung ziemt dem Manne, auch dem festesten und stärksten. Sie schafft großartige Charaktere, die unserer flachen Zeit ganz abgehen, Märtyrer und Helden, Glaubensmuthige und Vaterlandsvertheidiger. Sie ist am Ende die Zuflucht der Besten und Edelsten. Sie macht das Gemüth milder und weicher und, wie widersprechend dies auch erscheinen mag, zugleich stärker, selbständiger und der Freiheit würdiger.

Clemens hat die gewichtigsten sein Thema betreffenden Stellen aus Goethe's Werken gesammelt und dieselben trefflich als Text zu weiterer Ausführung benutzt. Wir hätten gern auch die in unserer Anzeige von den Briefen an Frau von Stein aufgeführten benutzt gesehen, vor allen die im Jahre 1777 von Goslar aus an die Freundin gerichtete. Zwei andere finden wir in dem oben angezeigten zweiten Theile der Schäfer'schen Biographie und in dem dritten jener Briefe. Dort heißt es (S. 176):

Einmal bei Tische, berichtet Oehlenschläger, sprach Goethe mit so vieler Achtung und Kraft für Bürgerrechte und Bürgerwesen gegen einen kalten Hofmann, der über das wackere Betragen eines Bürgers spotten wollte, daß ich nicht lassen konnte ihm um den Hals zu fallen;

und in dem letztgenannten Buche in einem zu Ilmenau am 11. November 1785 geschriebenen Briefe:

Ich habe noch eine köstliche Scene gehabt, die ich wünschte dir wiedergeben zu können. Ich ließ einen Buchbinder kommen um mir das Buch Wilhelm's („Wilhelm Meister") in meiner Gegenwart zu heften. Er erinnerte eine Bitte die er bei der Steuercommission angebracht, und unter der Arbeit erzählte er mir seine Geschichte und sprach über sein Leben. Jedes Wort das er sagte war so schwer wie Gold, und ich verweise dich auf ein Dutzend Lavater'scher Pleonasmen, um dir die Ehrfurcht auszudrücken die ich für den Menschen empfand.

So Der, den ungebildete, als Erneuerer der Welt sich brüstende Männer und eine unreife aufgeblasene Jugend einen Aristokraten schelten. 61.

W. O. von Horn.

1. Friedel. Eine Geschichte aus dem Volksleben von W. O. von Horn. Dritte Auflage. Mit fünf Stahlstichen. Darmstadt, Lange. 1851. Gr. 16. 12⅔ Ngr.
2. Gesammelte Erzählungen von W. O. von Horn. Erster und zweiter Band. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1850. Gr. 12. 2 Thlr.
3. Die Spinnstube, ein Volksbuch für 1851. Sechster Jahrgang. Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. Herausgegeben von W. O. von Horn. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1850. 8. 12½ Ngr.

Inmitten der trostlosen öffentlichen Zustände ist es ein wahrer Genuß diese Schriften von Horn in die Hand zu nehmen; sie führen uns so recht weit aus dem unstäten, leidenschaftlichen und wechselvollen Getriebe des öffentlichen Lebens zurück auf die einfachen, schlichten, ewigen Sitten des Volkslebens; aus den hochgehenden brandenden und trüben Wogen heraus retten sie das müd-

gehetzte Schifflein der Gegenwart in den Hafen eines stillen, friedfertigen Menschendaseins; die Wimpel der Parteien sind von dem Maste genommen, an ihrer Stelle weht die große Friedensflagge einladend zu uns her, und gern rettet sich wol jedes Herz dem der Sinn für Poesie im Parteigetriebe nicht abhanden gekommen ist mit uns in dieses Stillleben am Rheine, an der Mosel und am Hundsrück, und läßt sich Trost und Versöhnung in das Herz flüstern, und fühlt sich heimisch bei diesen einfachen, aber naturwüchsigen Menschen, bei diesen Menschen ohne die Schminke einer überspannten Civilisation, in diesen armen und kleinen Hütten, die aber reich sind an Frieden und an Glauben und an Liebe.

Die Schriften Horn's zeichnen sich aus durch eine ungemeine Einfachheit und Natürlichkeit. Er hascht nicht nach verwickelten Situationen, künstlich verschlungenen Anlagen, sondern geht einfach und gerade der Entfaltung seiner schlichten Charaktere nach; er überstürzt den Leser nicht durch Sprünge und jähe Abbrüche in der Erzählung, aber er ermüdet ihn auch nicht durch zu weit und zu fein gesponnene Fäden der Erzählung. Wie ein klarer Bach im Wiesengrunde an den blühenden Vergißmeinnicht und Schlüsselblumen ruhig und heiter vorüberläuft, so spinnt sich die Erzählung vor uns ab; man kann nicht fragen, ist dies aber auch Alles was da vor unsern Augen sich ereignet wahr, ist es poetisch berechtigt? Ich sage, man kann diese Frage nicht aufwerfen, weil der Leser unmittelbar in seinem Herzen die Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit mitempfindet, er hat die Antwort in sich und es bedarf darum der Frage nicht. Die Darstellung sowie die ganze Weltanschauung Horn's, wie sie in den vorliegenden Schriften ersichtlich ist, ruht wesentlich auf einer religiösen Grundlage, aber nicht jener krankhaften religiösen Schwärmerei, wie wir sie als Ausgeburt unserer Zeit, hervorgetrieben durch ihren Gegensatz, den Atheismus, erblicken, sondern auf dem jedem menschlichen Herzen so naheliegenden Gefühle der Abhängigkeit von einem höhern Wesen und dem beruhigenden Bewußtsein das seinen Anker im Christenthum wirft. Horn eröffnet den Jahrgang seiner „Spinnstube" mit dem Spruche: „Gott zum Gruß und den Herrn Christum zum Troste!" Er meint mit diesem Gruße und Troste das Rechte getroffen zu haben was die kranke Zeit heilen kann. Referent hat nicht die Absicht mit dem Verfasser über seine Ansichten zu streiten, sondern er will blos die Merkmale aufsuchen wodurch die Schriften Horn's sich charakterisiren, denn sonst müßte er hier gleich einen längern Halt machen, weil der Verfasser bei der Ausführung dieses religiösen Gedankens alles Unheil was in der letzten Zeit über Deutschland gekommen ist einseitig dem Volke zuschiebt und dabei mit allzu großer salbungsreicher Predigermiene nach oben, wir meinen nicht den Himmel, schaut, ob Das was er da vorbringt wol recht sei um das Volk in Schranken zu halten. Gerade dieser vorwaltende Gesichtspunkt, diese Bußpredigt gegen das Volk ist ein Umstand der uns namentlich den Genuß an der „Spinnstube" vergällt, umsomehr als diese ganze Anschauung Horn's auf einer Unwahrheit beruht. War denn nicht etwa bei dem größten Theile des Volks das Vertrauen zu den Regierungen vorherrschend, und wie ist es belohnt worden? Doch genug hiervon, gern stimmen wir mit dem Verfasser in sein „Amen" ein, was da wünscht allen Trauernden den rechten Himmelsthau des Trostes, allen Leidenden den der Genesung, allen Wankenden, Unsichern den der Kraft und Belebung, dem öffentlichen Leben den der Ordnung, des Rechts und der Sitte und uns Allen den seines Friedens.

Wodurch sodann weiter die Schriften Horn's charakterisirt sind, ist das volksthümliche Element das seine ganze Darstellung wesentlich durchdringt. Der Verfasser führt uns in Kreise wo das einfache germanische Leben sich rein erhalten hat vor dem überwuchernden Eindrucke der Fremde; die künstliche Verfeinerung ist noch nicht zersetzend in dieses stille Landleben eingedrungen; es sind reine Gefühle des menschlichen Herzens die ohne Scheu und Vermummung andentagtreten; wol nicht ohne Absicht hält uns der Verfasser fern von den höhern Kreisen des gesellschaftlichen Lebens, oder wo er dieses schildert, benutzt er es nur um es dem einfachen Bilde als Gegensatz dienen zu lassen; er führt uns in die Hütten der Armuth, aber nicht in der Absicht, wie Dies die sogenannte sociale Literatur thut, um uns die Noth und das Leiden dieser Menschenclasse zum Bewußtsein zu bringen, sondern uns einfach zu zeigen, wie auch hier ein bescheidenes Glück sich aufbaut, wie das Herz unter dem leinenen Kittel ebenso menschlich fühlt und empfindet als wie unter Sammet und Seide, und wie unter der Strohhütte die Liebe und das Mitgefühl reiner und menschlicher zur Erscheinung kommen als wie vielleicht in den Palästen der vornehmen Welt. Mit Vorliebe nimmt der Verfasser auch die Reste der alten Volksgebräuche und Volkssitten, wie sie sich in den Seitenthälern des Rheins erhalten haben, in seine Erzählung auf, und als heitere Arabeske schlingt er um das Ganze die Schilderung der gesegneten Rheinlande, die eigenthümlichen landschaftlichen Gebilde in den Nebenthälern des Rheins, sodaß Alles von einem warmen, heimatliebenden Gefühle Zeugniß ablegt.

Das erste unter den obenangeführten Büchern „Friedel" ist unstreitig poetisch das bedeutendste, und dennoch ist, wenn man so den ganzen Inhalt der Erzählung überblickt, derselbe so einfach, so klein könnte man sagen, daß man sich billig wundern könnte, woher es denn nur gekommen sei daß man mit solcher Aufmerksamkeit anhaltend dem Gange der Erzählung folgt, vom Anfange bis zum Ende in gleicher Spannung und mit gleichem Interesse. Es ist die Geschichte eines armen Spenglergesellen, der ein Herz voll Liebe in der Brust trug und allein den weiten dornigen Gang durchs Leben machte. Friedel war im Moselthale geboren und hing mit der innigsten Liebe an seiner Heimat; er war ein kräftiger, kerngesunder und daher frischer, lebenslustiger Bube, begabt mit äußerst lebendiger Einbildungskraft; daher war

die Schule für ihn eine Qual. Das Leben in diesem Dörfchen war einsam, zu den bedeutsamsten Momenten wurde es aber in diesem Dörfchen gerechnet wenn der Spengler kam, der allgemein nur der Spenglersteffen hieß und den Leuten die unbrauchbar gewordenen Blech- und Zinngeschirre zusammenflickte. Der Spengler hatte ein Mädchen, Mariane, etwas jünger wie Friedel, die lachte ihm so herzlich zu und war so lieb und so bildschön daß es in seiner Brust laut und deutlich sprach: Das ist deine Mariane. Beim ersten Abschiede meinte er das Herz müsse ihm brechen. Welch ein Jubel für ihn als sie wiederkamen; aber bald trübte sich sein Glück; Vater und Mutter starben, und er stand nun allein da, vertrieben aus den lieben Räumen des Hauses an das sich alle Erinnerungen einer glücklichen Jugend knüpften. Wo sollte er Zuflucht, wo Trost, wo Beistand finden? Am tiefsten schmerzte es ihn wenn er an seinem väterlichen Häuschen vorbeiging, das nach dem Tode seiner Aeltern verkauft worden war, wie blutete ihm da das Herz! Fremde sahen aus den Fenstern, die kein Auge und kein Herz für ihn hatten. Wie oft stand er da, sah das Häuschen an und die Thränen rannen, weil die Bilder der Vergangenheit an seiner Seele vorübergingen, und weil überall die Merkzeichen waren daß das Alles nun für immer vorüber, unwiederbringlich verloren sei. Auf Fürsprache der Köchin wurde Friedel vom Pfarrer seines Orts aufgenommen, aber die Lebensweise behagte ihm nicht und er entschloß sich zur Flucht. Wohin aber? fragte er sich. Seine Herz wußte eine Antwort, nämlich die, zu Marianen, zum Spenglersteffen. Er entfloh und fand freundliche Aufnahme bei einem Kuhhirten und seiner Frau, aber der Spenglersteffen, auf den er immer hoffte, kam nicht. Allmälig zog da ein tiefes Weh in seine Seele ein. Die Töne seines Hirtenhorns, auf dem er vom Berge ins Thal herniederblies, wurden klagender; aber endlich erfüllte sich sein Wunsch; der Spenglersteffen kam, und Mariane, wie war die groß geworden, sie war eine werdende Jungfrau in all dem wundersamen Schmelz einer seltenen Schönheit, schlank wie eine Pappel gewachsen, ihr Auge so groß und feurig, ihre Wangen so rosig, ihr Mund so kußlich, ihr Haar so reich, voll und glänzend, ihre Haut trotz des schwarzen Haars weiß wie blendender Schnee auf den die Strahlen der Morgensonne fallen. So erschien ihm Mariane. Er trennte sich mit schwerem Herzen von seinen Pflegeältern als ihm die Mutter zurief: „Ach, ich dachte wir hätten einen Sohn an dir und du übernähmst einmal später den Dienst. Dann blieben wir beieinander und du drücktest uns einst die Augen zu.“ Friedel zog liebeselig mit Marianen und dem Spenglersteffen fort, wurde ein Spengler, und seine Liebe zu Marianen wuchs ihm immer tiefer zum Herzen hinein. Aber bald änderte sich das harmlose Liebeleben, Friedel stand den Plänen von Marianens Mutter entgegen. Des Schulzen Peter sollte Marianen heirathen. Das trieb das Blut dem leidenschaftlichen Jünglinge zu Kopfe, er überfiel Peter beim Nachhausegehen und verwundete ihn; sein Bleiben war nun nicht länger mehr bei dem Spengler, er ging und hörte noch einen gellenden Schrei und seinen Namen rufen. Wie ein Besessener rannte er weiter, wohin, das wußte er selbst nicht. Er kam zu einem Spengler, wo ihm der Meister sehr gewogen war, aber destomehr sein Mitgeselle ihn beneidete, der ihn endlich nebst einem andern Mitgesellen in die Hände französischer Werber brachte. Friedel fügte sich umsomehr in sein Loos als er hörte daß ihm Mariane treulos geworden sei. Sein Herz war öde und freudeleer, nur die Erinnerung an die schönen Stunden seiner jungen Liebe gossen ihm manchmal noch Balsam in seine Wunden. Er war avancirt zum Unteroffizier als der Befehl für das Regiment Royal-Allemand ankam, in den Krieg nach Flandern auszurücken; es stand damals in Nancy. Beim Ausmarsche blickte Friedel die Häuser gleichgültig an, er blickte absichtslos umher, da siehe — wer malt seinen Schrecken! — da stand Mariane; es lag etwas Ernstes, Trauriges in ihrem Gesichte. Ihr Auge traf das seine. Todesbläße überzog ihr Gesicht. Sie wankte, aber sie breitete die Arme gegen ihn aus als wollte sie sich herabstürzen. „Friedel, Friedel!“ rief sie, das Regiment trabte fort, und als Friedel seinen Blick noch ein mal hinauf wandte, war Mariane verschwunden. Sie kamen vor Mastricht. Friedel wurde gefangen und später Matrose auf einem Schiffe der holländischen Compagnie. Der Frieden war aber nicht in seiner Seele. Woher sollte er auch kommen? Hinter ihm lag das Glück, vor ihm eine unbekannte Zukunft, vielleicht ein Leben voll Leid und Trübsal. Jenes hatte er von sich gestoßen, dieses selbst ergriffen. Da ihm die Arbeiten eines Matrosen zu schwer waren, so wurde er Diener des Capitains, bei dem er immer mehr im Ansehen stieg, besonders als der Capitain durch einen Sturm unfähig geworden war ferner ein Schiff zu führen. Der Capitain kaufte ein Gut in Afrika. 15 Jahre waren hingeflossen, da regte sich das Heimweh bei Beiden, Beide waren Freunde geworden und kehrten auf das Gut des Capitains am Gestade des Zuidersees zurück. Friedel wurde der Haupterbe als nach mehren Jahren der Capitain starb. Er war reich, er besaß mehr als er je zu erringen hoffen durfte, und doch fühlte er jetzt tiefer als je wie wenig Geld und Gut dem Herzen geben können: denn die Liebe ist die Sonne des inwendigen Lebens. Fehlt sie, so ist es dunkel, kalt, still, arm, es ist Nacht.

Friedel besuchte seine Heimat, das Grab seiner Aeltern, das Hirtenhaus und fand seine Pflegemutter wieder. „Der liebe Gott hat mich gesegnet daß ich euch vergelten kann“, sagte er, und nun erfuhr er das Schicksal Marianens. Sie kam als Kindermädchen auf eine Glashütte, ging dann mit nach Frankreich, aber mit Schande wurde sie bald aus dem Hause gejagt; später hing sie sich an einen Werbecorporal, zog als Marketenderin in den Krieg und starb in einem Lazarethe. „Armer Friedel, weine nicht; sie verdiente es nicht daß du Thränen um sie vergießest.“ Friedel beschloß sein Leben in seiner Heimat.

Wir sind absichtlich dem Verfasser in seiner Erzählung Schritt für Schritt gefolgt, um dem Leser d. Bl. zu zeigen, wie wahrhaft einfach und schlicht die Anlage und Entwickelung des ganzen Buchs ist. Wir haben uns freilich hier und da nur auf Andeutungen, auf kurzes Zusammenfassen beschränken können, während gerade ein Hauptvorzug des ganzen Buchs in seinen Einzelheiten liegt; wir erinnern hier beispielshalber nur an die Schilderung im älterlichen Hause, an den humoristisch gehaltenen Aufenthalt im Pfarrhause, wo mit einfachen Zügen in ganz anschaulicher Weise das Leben des „alten Herrchens" skizzirt wird. Friedel sagt:

Wie oft gedachte ich der Lust als ich noch meine guten Aeltern hatte; wie oft der Winterabende und ihrer gemüthlichen Unterhaltung. Wie jammervoll war es im Pfarrhofe! Das alte Herrchen saß im Sessel am Ofen und schnarchte. Die Katze neben ihm spann und schnurrte; die Uhr ging in ihrem gleichmäßigen Tick, Tack, und das Rad der Jungfer Sophie pfiff und krächzte entsetzlich. Es dauerte aber nicht lange, so schlief auch sie ein und schnarchte wie der Alte. Da saß ich denn und las Hülsenfrüchte.

Wem wird durch diese einfache Schilderung das ganze Bild nicht vollständig lebendig, wer fühlt mit dem lebhaften Friedel nicht das Beengende, Trostlose seiner Lage? Dergleichen Schilderungen finden sich noch viele, man fühlt überall den lebendigen, frischen Puls des Lebens klopfen, und das Buch verdient allgemeine Beachtung, die ihm auch schon zutheilgeworden ist dadurch daß bereits die dritte Auflage erschienen ist.

Die gesammelten Erzählungen Horn's enthalten verschiedene Stücke von verschiedenem Werthe; namentlich wollen wir hier gleich vornherein bemerken daß diejenigen Erzählungen welche sich unmittelbar an das Leben anschließen, welche kleinere Stücke in ähnlicher Weise wie „Friedel" behandeln, die besten und werthvollsten der ganzen Sammlung sind, und daß hinter diesen die andern auf historischen Hintergrund verlegten Novellen weit zurückstehen, ja daß man in diesen oft die Frische und naturwüchsige Kraft, wodurch jene ausgezeichnet sind, geradezu vermißt. Der erste Theil der Sammlung enthält: „Das Mailehen. Eine Volksgeschichte aus dem Ahrthale"; „Das Gotteshäuschen und seine Bewohner. Eine Volksgeschichte aus dem Jahre 1689"; „Die Deserteure. Eine hunsrücker Dorfgeschichte"; „Eine rheinische Schmugglergeschichte"; „Aus der Schmiede. Eine rheinische Dorfgeschichte". Der erste Band verdient vor dem zweiten den Vorzug, weil er gerade weniger die historische Novelle als vielmehr die eigentliche Dorfgeschichte vertritt; im zweiten Bande haben „Die Nacht von Bingen"; „Die Meergeusen"; „Soneck", drei Erzählungen welche den Band beinahe füllen, historische Grundlage, und die beiden kleinen Genrebildchen am Schlusse: „Der gespenstische Stollen. Eine hunsrücker Dorfgeschichte", und „Die Zweite. Eine Historie", haben weit mehr poetische Färbung und frischeres Leben.

In dem „Mailehen", unstreitig die beste und schönste Geschichte der ganzen Sammlung, spricht der Verfasser so recht seine innere Ueberzeugung aus, und Referent glaubt nicht irrezugehen wenn er den Schriftsteller mit Entschiedenheit auf das Gebiet nochmals hinweist was Horn mit so großem Glück bebaut hat, wenn er ihm die historische Novelle zu verleiden sucht und ihn auf die Hauptrichtung seiner literarischen Thätigkeit, das Volksleben, zurückzuführen sich bemüht. Horn sagt:

Traulich mit dem Volke verkehren gibt reichen Lohn. O wie viel Tüchtiges und Treffliches umschließt das tiefe Gemüth des Volks! Wie viel Poesie liegt da verborgen! Aber unsere Touristen fürchten sich zu verunehren wenn sie sich mit dem Volke einlassen; sie bespötteln und belächeln den kindlichen Glauben, die naive Anschauungsweise, den derben, frischen Ausdruck, und scheu zieht sich das Innere zurück und die edle Stufe ist verdeckt. Ich pflege es anders zu halten. Ich plaudere offen, herzlich, freundlich mit den Leuten, ich gehe theilnehmend in ihr Weh und ihre Last, in ihre Hoffnungen und Befürchtungen ein; ich leihe ihren Erzählungen gern mein Ohr, und selten gehe ich ohne reichen Lohn von dannen.

Diese Gesinnung und Handlungsweise hat denn auch ihre Früchte getragen, und wir finden das Resultat in seinen Volksgeschichten niedergelegt. „Das Mailehen" beruht auf der Volkssitte, wonach alle mal am letzten April Abends alle Jungen der Orte welche eine Zunft zusammen haben sich versammeln; sie wählen ihren Schultheiß, ihre Schöffen und ihre Schreiber; der Ort der Zusammenkunft ist auf einem Berge oder unter der Dorflinde. Sind sie Alle da, so ruft der Schultheiß, um den die Schöffen und ihre Schreiber sitzen, alle Mädchen der Dörfer die zur Zunft gehören mit Namen auf. Er preist ihre Schönheit und darauf wird jede einzeln versteigert. Wer am meisten bietet, dem ist sie und er darf sie als seinen Schatz ansehen; sie ist sein Mädchen, tanzt nur mit ihm während des Jahres, und nur dann mit einem Andern wenn er es gestattet. Das Geld das bei dieser Versteigerung zusammenkommt wird an der Kirmeß vertanzt und vertrunken. Die Mädchen die übrig bleiben bilden den „Rummel" und werden „im Rummel" an einen Jungen versteigert. Nachher schmücken die Jungen die Wohnungen ihrer Mädchen mit Maien. Die Darstellung ist so einfach und naiv daß sie gewiß jeden Leser anziehen wird. Der Verfasser versteht es ohne viele Mittel mit wenigen Zügen seine Hauptpersonen darzustellen, und dabei ist doch Alles so wahr und tief empfunden daß man unwillkürlich ein Stück wirkliches Leben vor sich zu haben meint.

„Das Gotteshäuschen" spielt zur Zeit der französischen Invasion unter Ludwig XIV. in Bacharach und schildert die Schicksale mehrer im Armenhause zusammenlebender Personen. Die Charakteristik des Einzelnen ist immer gut, aber die Entwickelung selbst ist mehr äußere Geschichte als innere Herzenserschließung; das Ganze ist verwickelter, gesuchter, um zu spannen. Die Rettungen und Zufälligkeiten treten zu sehr in den Vordergrund, darum ist auch die ganze Anlage künstlicher. Wir stellen „Das Gotteshäuschen" und „Die Deserteure" nicht weit auseinander, es gilt für diese was für jenes, nur mit dem Unterschiede daß in jenen noch mehr äußere Handlung als in diesem vorhanden ist. Beim Rückzuge der französischen Armee nach der Schlacht von Leipzig

liefen die Deutschen scharenweise von den französischen Regimentern weg; zwei solcher Deserteure fanden in einem Dorfe des Hunsrück bei einer armen Familie Aufnahme, sie verliebten sich in die Mädchen. Aus Rache für verschmähte Liebe verrieth das Versteck der Deserteure ein Bursche aus dem Dorfe an die Franzosen; die Deserteure werden eingezogen, aber durch die anrückenden Deutschen befreit. Ende wie gewöhnlich: Doppelheirath. An „Das Mailehen" reiht sich rücksichtlich seiner poetischen Bedeutsamkeit die Geschichte „Aus der Schmiede". Hier ist ganz derselbe Ton der Natur wieder angestimmt; besonders trefflich ist die Schilderung und Entwickelung einer einfachen, aber tiefinnigen Leidenschaft. Der Verfasser führt uns von dem ersten Blicke des Wohlgefallens durch alle die Qualen und Freuden zweier jugendlichen Herzen hindurch bis zum feurigen Schwur ewiger Liebe, zur Trennung und bis zum Tode ohne Unterbrechung in so wahrhafter Verbindung daß uns überall der frische, lebendige Hauch der Poesie entgegenweht. Je einfacher die Anlage dieser Geschichten ist, desto gelungener kann man sie nennen; Natur und Leben sind die beiden Angelpunkte in denen diese Erzählungen ihren Schwerpunkt haben und durch welche sie ihre Bedeutung erlangen. „Die Nacht von Bingen", „Die Meergeusen" und „Soneck" sprechen minder an: es sind vergilbte Pergamente gegen die andern grünen, duftenden Frühlingsblätter; die Charaktere haben minder Bedeutsamkeit und sind zum Theil ohne Schärfe, die Verwickelungen sind gewöhnlich; auch als Zeit- und Sittengeschichten fehlt ihnen die bestimmte Färbung, sie sind zu allgemein, nur daß vielleicht hier und da ein einzelnes Kleidungs- oder Waffenstück, eine einzelne Zeitbeziehung oder ein historischer Name uns daran erinnert daß wir auf geschichtlichem Boden stehen; die Streiflichter welche auf die Geschichte der Zeit fallen sind zu matt, und daher kommt es daß der Leser der mehr als gewöhnliche Unterhaltung sucht in diesen Novellen weder so recht eigentlich für die Erzählung noch auch für die Geschichte interessirt wird. Kurz, indem wir die beiden andern Stücke übergehen die beide gut erzählt sind, faßt sich unser Urtheil über Horn dahin zusammen: wo Horn historischen Apparat herbeischafft und verwickelt, da wird seine Darstellung zur gewöhnlichen Novelle, dagegen da wo er aus dem Leben des Volks seine Stoffe entlehnt, wo er nur wenige Personen aufführt, ist seine Erzählung poetisch, ansprechend und natürlich, und wir wünschen dem Verfasser auf diesem Gebiete noch recht oft zu begegnen. *)

J. Gegenbaur.

Lebens- und Reisebilder aus Ost und West von Theodor König. Breslau, Max u. Comp. 1852. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser schreibt „als Einleitung für Splitterrichter" vor sein Buch:

Gar nichts Neues sagt ihr mir!
Unvollkommen war ich ohne Zweifel.
Was ihr an mir tadelt, dumme Teufel,
Ich weiß es besser als ihr!

Die Kritik hat es in der That schlimm! Heinrich Heine wünscht seinen Feinden, das heißt doch Denen die seinen „Romancero" nicht bewundernswerth finden, die Rückenmarksdarre; Theodor König wirft den Splitterrichtern, das heißt doch Denen die die liebenswürdigen Schwächen seines Buchs zu tadeln wagen könnten, „dumme Teufel" an den Hals. Beide verrathen damit ein böses Gewissen; denn nur Der glaubt sich von Feinden umringt, der das Bewußtsein insichträgt daß er es verdient Feinde zu haben; und nur Der wird sich von vornherein den Anschein geben als ob er die Kritik verachte, der es fühlt wie wenig die Kritik an seinem Buche zu loben finden kann. Und doch thut König der Kritik Unrecht! Hat denn nicht die „Schlesische Zeitung" mit hellen, schmetternden Fanfaren den Ruhm seines Buchs verkündigt? Aber gegen das Lob hat er auch nichts einzuwenden, nur der Tadel ist unbequem. Deshalb will er den Splitterrichtern den Tadel ersparen, denn er weiß ja selbst das Alles besser! Die Kritik hat aber nicht, wie König vorauszusetzen scheint, den Zweck, den Schriftsteller zur Selbsterkenntniß zu führen; dieser Zweck ist der untergeordnete und wird selten erreicht, und nie bei solchen Schriftstellern die Alles besser wissen. Aber der Kritiker hat die Pflicht gegen die Leser, daß er ihnen sagt was sie von einem Buche zu erwarten haben, ehe sie es kaufen, und von dieser Pflicht können wir uns nicht dispensiren lassen, sondern wir wollen sie unparteiisch erfüllen, ohne uns durch das Epigramm im voraus gegen den Verfasser einnehmen zu lassen.

Wir möchten auch gern gar nicht persönlich sein, wenn sich nur die Person des Verfassers von seinem Buche trennen ließe; aber leider steht diese immer so im Vordergrunde daß König selbst immer der Hauptgegenstand des Buchs ist und aller übrige Inhalt nur die Folie, die Draperie seines Ichs.

Wir müssen also vom Verfasser sprechen wenn wir von seinem Buche sprechen wollen, und der Verfasser verdient eine Besprechung deshalb, weil er unstreitig trotz seiner Jugend ein geistreicher Mensch ist. Was heißt das aber? Ein geistreicher Mensch ist ein solcher dem der Geist auf der Zungenspitze sitzt. Er verhält sich zum Mann von Geist, wie sich der Improvisator zum Dichter verhält. Ein wirklicher Dichter kann nie Improvisator sein, und nie ist ein Improvisator ein großer Dichter gewesen. Denn ein Dichter, der seinen Beruf so versteht daß er seine Zeitgenossen mit Ideen des Wahren, Guten und Schönen bereichern soll, und dem es darauf ankommt, diese Ideen im schönsten Gewande darzustellen, wird nie seine Gedanken ohne Prüfung, wie sie ihm eben aufstoßen und in der ersten besten Form die sich ihm darbietet, dem Urtheil der Welt preisgeben. Die Ideen müssen im Geiste keimen, blühen und wachsen, ehe sie zu reifen Früchten werden; sie müssen, wie das Kind im Schoose der Mutter, im Geiste ihres Schöpfers ausgetragen sein, ehe sie zum Leben in freier Luft geschickt sind. Uns in der Gegenwart steht aber ein großer Vorrath von Ideen zugebote, von reifen Früchten der Vergangenheit, und der Improvisator, der solche Ideen geschickt zu einem Ganzen, scheinbar Neuen in einer ansprechenden äußern Form verbindet, ist nur der Nutznießer dieser Ideen, nicht ihr Schöpfer. So ist der geistreiche Mensch der welcher einen großen Vorrath solcher reifen Früchte des Denkens und Empfindens gesammelt hat und es versteht, zu rechter Zeit aus diesem Vorrathe das Passende auszuwählen und mitzutheilen, während der Mann von Geist, der Schöpfer solcher Ideen, gewöhnlich in der Gesellschaft von dem nur geistreichen Menschen verdunkelt wird, weil der geistige Proceß des Denkens kein Gegenstand der Unterhaltung am Theetisch sein kann. Man weiß es ja daß Männer die wir als große Geister anstaunen im täglichen Umgang meist als trocken geschildert wer-

*) Seit der Abfassung des vorstehenden Aufsatzes sind zwei neue Bände von Horn's Erzählungen erschienen. D. Red.

den, und daß sie nur dann erregt werden zur Mittheilung wenn die Frucht ihres Denkens reif ist und nach Offenbarung drängt.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs aber, als geistreicher Mann, spricht von Allem was er weiß, und von sehr Vielem was er nicht weiß. Deshalb hat das Buch einen sehr mannichfaltigen Inhalt und springt oft ohne alle Verbindung von einem Gegenstande auf einen andern, sehr fernliegenden. Ein kurzer Ueberblick des Inhalts wird dies zeigen.

Das Buch beginnt mit Bucharest, und auf neun papierverschwenderisch gedruckten Seiten spricht der Verfasser von dem armseligen Blendwerke des walachischen Lebens, vom Klima, von der Erziehung der Jugend, von dem Lehrerstande, vom Adel, von den Sitten oder Unsitten der Frauen, seinem Lieblingscapitel, und in 20 Zeilen handelt er die Geschichte der Moldau und Walachei seit den Zeiten der Römer bis heute ab.

Dann kommt er auf die ungarische Revolution und zeigt sich sehr eingeweiht in die Geheimnisse der hohen Politik. Wir erfahren da daß England Canada und die Hudsonsbailänder mit seinen Reichthumsquellen verlieren wird. „Für den Nationalökonomen ist das unbestreitbar", versichert der Verfasser. Dann wird das allmächtige England schwach werden und die Türken fallen lassen, Rußland wird die Türkei erobern.

Dann springt nach sieben Seiten das Buch auf Serbien, dessen Culturverhältnisse, politische Lage, Feldbau, Viehzucht und Klima mit des Verfassers gewohnter Gründlichkeit in 37 Zeilen abgethan sind. Dann folgt die Geschichte des Fürsten Milosch Obrenowitsch, gewürzt mit einigen Anekdoten von seiner Unwissenheit, Prunksucht und der Eifersucht seiner Gemahlin.

Hierauf kehrt er nach der Walachei zurück, schildert die walachischen Rendezvous, die Ueppigkeit und Coquetterie der Frauen und seine eigenen Abenteuer in dieser Beziehung, über die er zum Glück an der entscheidenden Stelle immer den Schleier fallen läßt.

Sechs Seiten erzählen darauf die Bewegungen des Jahres 1848 in der Walachei; die folgenden vier schildern das türkische Militair, die Unmöglichkeit der Civilisation der Türken, den türkischen Commissar Fuad-Effendi, den Renegaten Omer-Pascha und seine Geliebte, ein deutsches Mädchen, und die Sklavinnen der vornehmen Türken.

Dann theilt er auf ein mal eine Unterhaltung zwischen dem Papste Pius VII. und Napoleon aus einem 1841 in Paris erschienenen Werke von Vigny mit, und man begreift durchaus nicht was das hier soll, da es in ganz und gar keinem Zusammenhange mit dem Uebrigen steht. Aber es gibt dem Verfasser Gelegenheit, geistreiche Ideen über Napoleon mitzutheilen, gegen die sich gar Nichts einwenden läßt, als daß sie schon tausend mal ausgesprochen sind und deshalb kein Recht haben, noch ein mal und so oberflächlich, so ohne alle Begründung ausgesprochen zu werden; z. B.: „Er war ein Genie welches wie eine riesige Feuerflamme über ganz Europa hinblitzte und Licht warf auf tausend Erbärmlichkeiten und Schauspielereien. Er war einer von jenen Titanen, die die Geschichte hervorbringt, um die Menschheit zu unterrichten" u. s. w.

Der folgende Abschnitt heißt „Bucharest und seine Maskenbälle" und ist reich gespickt mit Anekdötchen der Chronique scandaleuse. Anerkennenswerth ist dann der Abschnitt der über Rußlands Militair handelt, von dem er uns ein ziemlich anschauliches Bild gibt. Desto seichter ist dann das Folgende, was von der italienischen Oper in Bucharest handelt und sich über deutsche und italienische Musik verbreitet; was er davon sagt, ist ebenso wenig erquickend als die darauf folgende Erzählung einer seiner Liebesgeschichten, die trotz ihrer Kürze langweilig ist, und die beiden eingestreuten Sonette, in denen er seine Schöne besingt, sind ebenso wenig erbaulich.

Aber der Verfasser liebt es, sich als erfahrener Politiker zu geberden, und deshalb widmet er gleich darauf wieder acht Seiten der griechischen Frage. Es ist unbegreiflich, wie ein gebildeter Mensch nicht einsehen kann, wie lächerlich er sich durch diese seichte witzelnde Kannegießerei macht, die mit einer merkwürdigen Sicherheit die wichtigsten Fragen der Politik löst und einen Widerspruch gar nicht aufkommen läßt. Das darauf Folgende: „Ein russischer Ball in Bucharest", ist dagegen erquicklich, so wenig interessant es auch ist. Dann kommt wieder plötzlich, man weiß nicht wie, ein Abschnitt von vier Seiten, überschrieben: „Einleitung zu einer Geschichte der Franzosen"; denn der Verfasser scheint Alles in dieses Buch zu verflechten, was er nur an geistreichen Bemerkungen, kleinen Geschichten und dergl. in seinem Pulte vorräthig hat. Dieser Abschnitt enthält einige Züge einer witzigen Charakteristik der Franzosen, aber es könnte diese Charakteristik auch ein Tertianer geschrieben haben, so oberflächlich, so selbständiger Ideen bar ist sie.

Dann spricht er von der walachischen Aristokratie und Bureaukratie, bis er auf ein mal in einer merkwürdigen Episode seines episodenreichen Buchs einen poetisch-phantastischen Aufschwung nimmt, den man dem Verfasser, der sich sonst den Anschein einer vornehmen Blasirtheit gibt, gar nicht zugetraut hätte. Die Episode ist überschrieben: „Der Lucifer des 19. Jahrhunderts", und erinnert lebhaft an jene Einleitung zu einer Dogmatik, die Bulwer in seinen „Pilgern am Rhein" einen deutschen Theologen vorlesen läßt.

Lucifer sitzt auf dem Montblanc und schaut nach Deutschland hinüber, von wo er Erlösung hofft, und wiederholt sich den Fluch Jehova's, der dahin geht daß Lucifer die Menschheit bilden, läutern, zu Gott führen soll, indem er sie zum Streben anspornt, Zweifel aufregt, den Genuß in tausend frischen Farben zeigt, den Völkern die Augen öffnet, damit sie Vorurtheile abstreifen und das Rad der Weltgeschichte zu drehen behülflich sind. Für seine Wohlthaten soll er Nichts ernten als Fluch und Entsetzen, bis er seine Sendung erfüllt und die Stunde seiner Wiedervereinigung mit Gott geschlagen hat. Aber vergebens hat Satan diese Erlösung durch Christum gehofft, der ihn unerbittlich zurückstieß, als Satan ihm die Reiche der Welt zu seinen Füßen zeigte. Als Arglist, Finsterniß und Tyrannei die Erde mit einem riesigen Netz umspann, da war es Lucifer, der tausend Löcher in das Netz riß, und Die ihm halfen, wurden verbrannt und gekreuzigt. Da kam Luther, aber auch er erlöste ihn nicht, sondern warf ihm das Tintenfaß an den Kopf und dichtete ein Lied gegen die Arglist des Teufels. So stößt ihn Alles zurück und er kann den Mann und das Volk nicht finden, die ihn unterstützen, den Befehl Gottes auszuführen und seinen Fluch zu enden.

Dieser Mythus ist unstreitig tiefsinnig und poetisch, nur nimmt er sich sonderbar aus in diesen Lebens- und Reisebildern. So ist auch der folgende Abschnitt nicht ohne Interesse, der eine Donaureise von Giurgewo bis Pesth schildert. Eine flüchtige Novellenskizze von einem Ungar, dessen Weib ein Pole verführt, einige Betrachtungen über den ungarischen Nationalcharakter, eine Anekdote von einem ungarischen Offizier, der nach Görgei's Verrath sich die Binden von seinen Wunden reißt, schließen ihn.

Dann erzählt der Verfasser von seinem Aufenthalt in Wien, wo er zum ersten male eine geniale Sculpturschöpfung zu Gesicht bekommt, nämlich Theseus den Centauren bändigend von Canova. Trotzdem daß er früher nie eine geniale Sculpturschöpfung gesehen, weiß er gleich, als er dann das Monument in der Augustinerkirche auch zu Gesicht bekommt, daß ein Greis in der Gruppe dieses Monuments „vielleicht die großartigste Schöpfung genannt werden darf, welche aus der Meisterhand Canova's hervorgegangen", und der Anblick dieser beiden Werke ist ihm hinreichend, Canova folgende Censur auszustellen: „Canova, dieser moderne Phidias, dieser aus der Asche des classischen Alterthums entstandene Phönix, dieser geistige Zwillingsbruder der großen Michel Angelo Buonarotti" u. s. w.

In Wien erzählt man ihm einige tragische Geschichten, auch eine Schauspieleranekdote; in einem Gespräche offenbart er uns die Tiefe der Erkenntniß, mit der er Machiavelli und Napoleon durchdrungen hat. Eine Anekdote von der Erstürmung der Burg Böslau durch die Türken schließt diesen Abschnitt. Der folgende ist „Linz" überschrieben und enthält kleine Geschichten, Reisegespräche, die sich wieder vorzugsweise in der hohen Politik bewegen, und einige Landschaftsschilderungen. Am interessantesten ist die Schilderung eines ehefeindlichen alten Junggesellen. In dem Abschnitt „Ischl" erzählt er eine Spielergeschichte, fährt auf dem Wolfgangssee und besteigt den Schafsberg, schildert seinen spaßhaften Führer Müller, dem er die Unsterblichkeit versprochen, und macht den Schluß mit einer Art Novelle, die wenigstens etwas besser erzählt ist als die übrigen, wenn nur die darin auftretenden Gestalten etwas naturwahrer, weniger verzerrt wären.

Dann schildert er Salzburg und Umgegend und erzählt die Geschichte des Johannes Geismeier, der seine sieben Frauen zu Tode gekitzelt hat und in Salzburg begraben liegt.

Darauf kommt er nach Baiern, spricht einige Worte über die Physiognomie des Landes und seiner Städte und erinnert bei Erwähnung von Augsburg an jenen Fugger, der dem Kaiser Karl V. die Pfeife mit einer Schuldverschreibung von etlichen Millionen angezündet. Leider gab es damals als Karl V. nach seinem Zuge gegen Tunis in Augsburg bei dem Grafen Anton Fugger einkehrte, der der Sage nach ein Feuer von Zimmtholz im Kamin mit des Kaisers Schuldverschreibung anzündete, weder Pfeifen noch Taback in Europa; denn erst 1560 lernte Jean Nicot in Portugal den Taback kennen und brachte ihn nach Frankreich, und ehe man ihn rauchen lernte, dauerte es noch geraume Zeit. Des Kaisers Zug gegen Tunis fiel aber in das Jahr 1535.

In München besucht er die Glyptothek. Die beiden Werke von Canova, die er in Wien gesehen, haben ihm ein hinreichend reifes und sicheres Urtheil über den Werth der Antike beigebracht; einem schlafenden Satyr gibt er mit Enthusiasmus die erste Censur, aber wie man eine Statue der Kopf und Arme fehlen, wie den „knieenden Niobiden", bewundern kann, vermag er nicht zu fassen. Er sagt S. 376:

„Ich hasse die Abgötterei auch in der Kunst. So wie ich nur den Christus in seiner vollen Wesenheit anbeten kann, nicht aber einen Rock welchen er getragen, oder ein Stück Holz das mich an seine Kreuzigung erinnert: so kann auch ein schöner Stummel einer Statue höchstens den Gedanken bei mir erwecken: Wie schade daß ich die ganze Figur nicht vor mir habe, daß ich die ganze in sich abgeschlossene Idee des Künstlers nicht schauen kann! Der ästhetische Genuß aber wird geschmälert wenn sich meine Phantasie erst abmatten muß, einen edeln Kopf und künstlerisch gebildete Arme auf und an den Stummel zu denken."

Die Künstler belehrt er daß sie nicht zur Antike zurückkehren, sondern die Antike herüberführen müssen in die Gegenwart. „Die Schönheit und Vollendung der Form möge der Künstler an der Antike studiren, die Idee muß die Gegenwart in ihm entzünden." Aber wer versteht denn unter der Rückkehr zur Antike etwas Anderes? „Und ich behaupte sogar", fährt er fort, „Das was ich fodere ist schon geleistet worden, und zwar von Canova und Thorwaldsen." Das beweist er an Byron's Statue, die sich zu Cambridge befindet, oder vielmehr, da er sie selbst nicht gesehen, aus den Worten eines Kritikers der von ihr sagt: „Es zieht ein Schatten über das Gesicht welcher aus dem Innern kommt und welchen das Jahrhundert, die Zeit in das Innere geworfen." Gegen diese Windmühle kämpft er mit Expectorationen über die Unmöglichkeit eines Zurückschreitens der Geschichte, und darin hat er ganz Recht; aber es hat noch niemals ein verständiger Mensch das Gegentheil behauptet, und wenn man von einer Rückkehr zur Antike spricht, so will damit Niemand sagen daß man nur Ideen aus dem Ideenkreise des Alterthums darstellen soll. Denn eine Idee die unserer Zeit schön scheinen, sie ergreifen und fassen soll, muß aus unserer Anschauungsweise entnommen sein, und wenn auch jetzt ein Künstler die Venus darstellt, so ist es doch nicht die Göttin des Alterthums, sondern die nie alternde Idee der Schönheit, wie ja wol auch ein protestantischer Künstler die Maria darstellen kann; aber sie ist dann nicht Rafael's Königin des Himmels, sondern die in ihrer schönsten Verklärung erscheinende Idee des Mutterglücks oder der jungfräulichen Reinheit, und diese Ideen werden jeder Zeit und jedem Volke schön bleiben.

Die Pinakothek übergeht er um sich seine Bemerkungen über Gemälde für Dresden aufzusparen, und nachdem er über Schwanthaler, die Bavaria, Lola Montez, einen münchener Künstlerverein und über den münchener Bierbürger gesprochen, die Oestreicher mit den Baiern verglichen und die Lebensgeschichte eines Greises erzählt den er an der Table d'hôte kennengelernt hat, begibt er sich auf den Weg, erzählt sein Gespräch mit einem orthodoxen sächsischen Landgeistlichen, gelangt nach Dresden und löst sein Versprechen. Aber wie! „Von Michel Angelo befindet sich in Dresden die bekannte Leda mit dem Schwan", sagt er, scheint es also nicht zu wissen daß das hier befindliche Bild nur die Copie eines flämischen Malers von jenem Bilde Michel Angelo's ist, das Desnoyer, der Minister Ludwig's XIII., als unsittlich verbrennen ließ. Uebrigens spricht er mit Bombast von Michel Angelo, dessen Bild mit den beiden Spielern er ausführlich schildert. Ueber die Sixtinische Madonna will er kein Wort verlieren, „sie ist bekannt und geliebt wie Mozart's «Don Juan»." Von Correggio's Heiliger Nacht sagt er: „Das Gotteskindlein ist da. Maria betrachtet es mit begeistertem, alle Seligkeit des Himmels ausstrahlendem Auge, und die Hirten stehen in andächtigem, ehrfurchtsvollem Schweigen, geblendet von der Sonne der Gnade und Liebe, welche sie um das Haupt des Knäblein glänzen sehen." Weiter weiß er davon Nichts zu sagen.

„Rubens' Jüngstes Gericht", sagt er dann, „ist berühmt als Meisterwerk. Man macht nur eine Ausstellung daran, nämlich daß die Figuren zu fleischig sind. Der Spruch des Richters ist auf allen Gesichtern lesbar. Hier unaussprechliche Seligkeit; dort verzerrte, trostlose, starre Verzweiflung." Das sagt er nämlich von der kleinen Skizze die sich in Dresden befindet, das große Gemälde das in München ist, woher er eben kommt, hat er nicht gesehen.

Um dem Buche einen interessanten Abschluß zu geben, maskirt sich der Verfasser, der im Anfange seines Werks den Eindruck eines jungen Gesandtschaftssecretairs macht und sich dann als Erzieher offenbart, der mit zwei Knaben reist, am Schlusse als Maler, der auf der dresdener Galerie nicht ein Gemälde, sondern eine Malerin malt, welche die Madonna von Murillo copirt. Mit dieser knüpft er ein Liebesverhältniß an, duellirt sich auf Pistolen mit ihrem Onkel und muß nun mit zerschossenem rechten Arm der Hoffnung auf seine Künstlerunsterblichkeit entsagen. Damit geht das Buch zu Ende.

Zu einem kurz zusammenfassenden Urtheile über diese „Lebens- und Reisebilder" können wir einen Ausspruch des Verfassers selbst benutzen. Er sagt (S. 110) über das französische Vaudeville: „Ein Wein ist leicht und respective schlecht, wenn er blos meinen Gaumen kitzelt und nicht auch nach dem Trunke eine wohlthätige Wirkung auf den Körper ausübt. Ein Kunstwerk ist fade, d. h. kein Kunstwerk, wenn es nur momentan wirkt, wenn es mich nicht durchdringt, d. h. blos oberflächlich berührt." Das konnte der Verfasser auf sein Buch anwenden, denn auch ein Buch soll ein Kunstwerk sein, ja von einem Buche ist mit größerm Rechte als von einem Vaudeville zu verlangen daß es auch nach dem Lesen Etwas in uns zurücklassen, eine wohlthätge Wirkung auf uns ausüben soll. Aber was bleibt uns als Frucht von den schönen Stunden die wir auf die Lecture der vorliegenden „Lebens- und Reisebilder" verwendet haben? Wir haben Gedanken und Urtheile in Menge gelesen, aber die Gedanken sind trivial, und die Urtheile seicht

und oberflächlich; wir haben die Ergießungen des Verfassers über Gegenstände der Politik gehört, aber ihre Unreife konnte uns nur ein Lächeln abgewinnen; wir haben Schilderungen von Ländern, Gegenden und Städten gelesen, aber wir finden das Alles in jedem Lehrbuche der Geographie gründlicher und besser; wir hätten vielleicht, wenn wir blos Erholung und Unterhaltung im Buche suchten, diesen Zweck durch die eingestreuten Novellenskizzen, Liebesabenteuer und dergleichen erreichen können, aber das Alles ist so oberflächlich, so flüchtig zusammengeschrieben, Nichts künstlerisch durchgeführt und vollendet, meistens auch stofflich nicht interessant; wir könnten unsere ästhetischen Anschauungen bereichern durch des Verfassers Kunsturtheile, aber, obgleich wir in Museen und Galerien leider schon viel seichtes Geschwätz gehört, was der Verfasser über Kunst und Kunstwerke drucken läßt, wird an Seichtigkeit nicht leicht seinesgleichen finden.

So lesen wir Vieles und Mannichfaltiges in dem Buche, aber nichts Ordentliches, nichts Lehrreiches, nichts besonders Unterhaltendes. Was der Verfasser auf seiner Reise gesehen und erlebt, konnte als mündliche Erzählung am Theetisch ansprechen, aber als Inhalt eines Buchs ist es doch zu dürftig. Der Verfasser wird uns dieses Urtheil nicht übelnehmen; was wir „dummen Teufel" an ihm tadeln, er weiß es ja besser als wir.

3.

Anthroposophie oder Menschenweisheit. Ein Beitrag zur Lösung der politischen, socialen, religiösen und pädagogischen Fragen aller Zeiten. Von German Mäurer. Frankfurt a. M., Lizius. 1851. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Titel ist vielverheißend: nicht blos die Gegenwart, sondern alle Zeiten sollen ihr Räthsel gelöst bekommen. Ein Motto aus Mirabeau besagt noch daß der Verfasser nicht die Prätention habe alle Schwachköpfe seines Jahrhunderts überführen zu können; er wendet sich also an die starken Geister. Aber wenn diese im Denken ihre Stärke haben, so werden sie vorallem verlangen daß die vorgetragenen Ansichten auch begründet und als Wahrheit erwiesen werden, daß sie im Zusammenhang stehen und einander nicht widersprechen; gerade nur den Schwachköpfen wird es aber verborgen bleiben daß die ganze Weisheit des Menschen und Doctor German Mäurer aus zusammenhangslosen, unbegründeten, blos behaupteten und oft sich widersprechenden einzelnen Sätzen besteht, die vielfach gar nicht das Eigenthum ihres Verfassers, sondern fremdes Gut sind und zur Lösung der Lebensfragen unserer Zeit auch gar nichts Neues beitragen. Mäurer sieht in der Metaphysik nur „ein unfruchtbares Gebiet", weil er nicht weiß daß gerade hier die Grundprobleme des Denkens und Lebens ihre Entscheidung finden, oder weil er in ihren Entscheidungen nur Worte hört die er nicht begreift, nicht weil ihnen, sondern weil ihm der Begriff fehlt. Nur im Mangel an Erkenntniß sucht er die Ursache daß die Erde kein Paradies der Unschuld und Glückseligkeit sei (S. 11); und ein ander mal (S. 89) sagt er: „Die Erkenntniß wird erst nach dem Tode der Unschuld geboren." Einmal merkt er daß man die Menschen leichter mit einem großen Herzen als mit dem schärfsten Verstande zur Tugend bekehrt; ein ander mal sind ihm Laster und Verbrechen Nichts als falsche Vernunftschlüsse. Die politischen Fragen löst er so daß er den Staat ganz abschafft um das Volk zu emancipiren, die religiösen so daß er versichert Gottes Wesen und Eigenschaften seien bloße Vorstellungen des menschlichen Bewußtseins, und nur Dummheit oder Betrug könnten die Theologie zur Wissenschaft machen wollen. Die „ganze Kunst der Erziehung" besteht ihm darin „dem Körper eine höhere Kraft, dem Geiste ein helleres Licht und dem Herzen eine edlere Richtung zu geben". Was nun die höhere Kraft, das hellere Licht, die edlere Richtung sind und wie sie dem Kinde gegeben werden, davon schweigt der orakelnde Verfasser.

„Wenn wir nicht, wie Leibniz meinte, in der besten Welt leben, so leben wir wenigstens in der abgeschmacktesten. Wenn ich den größten Theil der Helden die mir die Weltgeschichte zur Bewunderung hinstellt vor dem Richterstuhle der Vernunft mustere, so glaube ich mich im Narrenhause zu befinden." Wem fällt da nicht das Wort des Faust ein:

> Was er den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund des Herren eig'ner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Mäurer will den Muth allein im Menschen unter polizeiliche Aufsicht stellen, kann ihn also wahrscheinlich aus dem Geist und Leib isoliren; er sagt, die Natur hätte Jedem seine Fehler gegeben, damit er Nachsicht habe wenn Andere fehlen, und sieht nicht daß er dadurch der Natur ein Selbstbewußtsein beilegt, da nur ein solches Absichten haben kann.

Hin und wieder begegnet man Oasen im Sand, es sind Gedanken Jean Paul's oder Herder's, oder Reminiscenzen aus Goethe, die in Prosa aufgetröselt ohne Quellenangabe mitgetheilt werden.

So sehr fehlt German Mäurer alle Selbstkenntniß daß er die Bemerkung des Diogenes, „die Welt habe an Nichts mehr Ueberfluß als an unnützem Geschwätz", ans Ende seines Büchleins stellte und es doch drucken ließ.

15.

Die Menschwerdung Gottes im Glauben und Wissen, erläutert durch die Gesetze der Verjüngung in der organischen Natur von C. H. Schultz-Schultzenstein. Berlin, Haude und Spener. 1852. Gr. 8. 22½ Ngr.

Das Werk verdient seiner Originalität wegen einer kurzen Erwähnung. Schultz-Schultzenstein ist in seinem Fache als Mediciner ein Mann von anerkannter Wissenschaftlichkeit, in dem hier erwähnten Werke, welches in einem so gelehrten Stile geschrieben ist daß man fortwährend eine Terminologie zur Hand haben müßte, scheint derselbe sich indessen die traurige Aufgabe gestellt zu haben, von neuem den Beweis zu liefern, in welche Geistesverirrungen sich selbst Männer der Wissenschaft verirren können, wenn sie den fieberhaften Traumbildern des Pietismus nachjagen. Schultz-Schultzenstein sucht nämlich in seinem Werke darzuthun daß die gesammte Naturwissenschaft aus dem Neuen Testament abgeleitet werden müsse. Hiernach sind die Evangelien die Sprache der organischen Natur, der lebendige Vater ist der organische Bildungstrieb, und nur der Mensch, nicht die todte Natur ist unsterblich. Auch von einem Mauseract in der Geistesverjüngung spricht der Verfasser, indem er behauptet, durch die christliche Religion sei die Welt (der Menschen) von den Sünden des Gemüths und des Glaubens gereinigt, allein der Verstand und die Vernunft wären noch nicht von den eingebrannten Irrthümern des Weltfeuers gereinigt; die Mauserstoffe des Geistes hätten wir noch behalten, und diese säßen in der Wissenschaft und in der Geistesbildung, die besonders durch das Festhalten an der alten Elementen- und Weltseelenlehre zu Aberwitz und Afterverstand, zu einer Pest in den lebendigen Wissenschaften und in dem Verstande angewachsen wären. In der christlichen Religion sei der alte Glaube zum Leben wiedergeboren, der Verstand und die Vernunft in der Wissenschaft noch nicht!

In Beziehung auf die Jugenderziehung behauptet der Verfasser daß z. B. der Name Gymnasium ganz abgeschafft und dafür Anabiosium gesagt werden müsse. Man dürfe die organische Weisheit nicht mehr in den chemischen Laboratorien, in den Berg- und Hüttenwerken suchen, sondern man müsse der todten Richtung der Wissenschaften mit einer organischen Rei-

nigungscur entgegentreten. Ganz besonders böse ist der Verfasser darüber zu sprechen daß der Jugend der Juden- und Griechenhimmel als das Höchste angepriesen werde, und er fragt aufs höchste entrüstet, wie derselben auf diese Weise Bildung des Gefühls beigebracht werden soll. 62.

Ein französischer philosophischer Roman: „La chimère par P. Niboyet."

Wer erinnerte sich nicht aus der Lecture von Heine's „Wintermärchen" jener Stelle, in der er von der im Nationalcharakter der Franzosen vorgegangenen Veränderung spricht? Sie hätten die weißleinenen Hosen abgelegt, in denen sie unter Napoleon jubelnd, siegreich und sorglos die Welt durchzogen und das Gamaschenregiment der Rococozeit niedergeworfen, seien kleinmüthige Kopfhänger und grübelnde Denker geworden, sie fingen an Philister und Philosophen zu werden nach Art der Deutschen. Jedes Bonmot hat seine Schattenseite der Uebertreibung; aber dem vorliegenden mag zum Ruhme des beklagenswerthen, von der Tagesästhetik in den Staub getretenen Dichters auch eine gewisse Wahrheit nicht abgesprochen werden.

Es ließe sich Viel darüber sagen, wie die historischen Erfahrungen des letztverflossenen Halbjahrhunderts: die auf die Dauer erschöpfenden Anstrengungen einer Nation welche durch ein eminentes Genie momentan zum Glanze einer Weltherrschaft auf Kosten ihres bürgerlichen Wohlstands und Wandels erhoben worden war; der Sturz dieser Weltherrschaft; der Rückschlag der Bourbonischen Restauration; die erschütternden Kämpfe und Krämpfe welche in Folge desselben unvermeidliche wurden und endlich als eiterndes Geschwür sich im Herzen und Kern Frankreichs festsetzten; die immer neu sich wiederholenden und stets fühlbarer sich entladenden Ungewitter und Niederlagen der politischen Strebungen demokratischer und absolutistischer Tendenzen; die Täuschungen und Enttäuschungen zweier erfolgreich begonnener Revolutionen; endlich der Eintritt socialer und religiöser Neuerungsideen in diese Wirren, wodurch neue Wirren und auf einer verhängnißvollen Bahn angeregt wurden: — es ließe sich viel darüber sagen, wie all diese Erlebnisse dem Geiste der Erlebenden eine noch nicht geahnte Wendung geben mußten. Ein Insichgehen wurde unvermeidlich; die Erlebnisse waren zu zahlreich und gewichtig, um nicht das Nachdenken und den philosophischen Sinn in Anregung zu bringen. Die Bekümmerniß um die Schmerzen von heute und um die unverkennbaren Gefahren von morgen, die ungeheuere Wichtigkeit der zu schlichtenden Interessen und die schwierige Lage der Dinge gaben eine dämonische Mahnung zur Vorauserwägung und zur philosophischen Sichtung und Erläuterung der Materialien, aus denen die Zukunft sich bilden, zur philosophischen Vorausbestimmung der Art und Weise in der dies geschehen müsse. Da gab es tausend Gebrechen und Krankheiten der Gegenwart zu heilen, tausend Uebelstände auszurotten, deren Quellen aufgesucht, deren Medicamente geprüft werden mußten, und die Beschäftigung mit diesen Siechthümern wie die ärztlichen Bemühungen um dieselben scheinen den Hauptcharakter und das wichtigste Motiv für den Erfolg derjenigen Literaturerzeugnisse Frankreichs geliefert zu haben welche in den letzten Jahren fulminirend in die Gesellschaft des ganzen intelligenten Europa einschlugen. Es mangelt mir zu sehr ein auch nur mittelmäßiger Ueberblick über die Gesammtheit der literarischen Erscheinungen von Paris, um mit apodiktischer Gewißheit und Allgemeinheit diese Ansicht hinzustellen. Allein auf den französischen Roman bezogen, getraute ich mir wol dieselbe durchzufechten. Doch dazu ist hier der Ort nicht. Und so begnüge ich mich, den Belesenern welchen dies Blatt zu Gesicht kommt Folgendes zu bedenken zu geben. Die Werke von Sue und Sand, der beiden Dichter welche neuerdings den französischen Roman auf eine bedeutsame Weise vertreten, sind fast durchweg beschäftigt, theils die Gebrechen der Gesellschaft ans Licht zu ziehen, theils das Problem ihrer Heilung zu versuchen. Die grundverschiedene Manier Beider ist für uns hier von keiner Bedeutung, über die Paradoxien und Ueberspannungen Beider haben wir nicht zu reden, über ihr ganzes System selbst nur ein Wort zu sagen, gehört nicht hierher. Aber klar ist es daß die Macht dieser Dichter nicht allein auf ihrer piquanten Behandlung der Gegenstände, nicht blos auf der grellen Farbengebung und schneidenden Skizzirung grausiger Scenen und Verwickelungen im sittlichen und politischen Leben beruht. Die Sache selbst reißt uns wie ein Dämon mit ehernen Armen an sich. Wie Das was wir selbst sahen und erlebten für uns besonderes Interesse gewinnt, so fühlten wir uns eine zeitlang an jene Bücher gefesselt, weil wir selber die Atmosphäre jenes verpesteten Krankenhauses zu athmen glaubten welches sie schildern. Und daß dieselben gerade in Frankreich geschrieben wurden, von Frankreich aus sich Europa erobern mußten, deutet darauf hin, wie Recht Heine hatte zu behaupten, die Franzosen fingen an über sich nachzudenken oder, was Dasselbe ist, Philosophen zu werden.

Sue beschränkt sich darauf, zu beobachten und zu schildern was er gesehen hat. Er studirt die Symptome und Stellen der Uebel, oder, um das Gleichniß, das den Philosophen berührt, zu wählen, er bemüht sich um den positiven Thatbestand. Die Dudevant geht schon weiter. Sie vergleicht das Vorgefundene mit den Ordnungen der Natur und sucht nach den Rechts- und Vernunftgrundsätzen, auf denen man fußen müsse, um das Uebel gutzumachen. Aber ihr eigenes Unheil ist die Skepsis, die Zweifelsucht und eine daraus hervorgehende Leidenschaftlichkeit des Herzens, die sich oft bis zum Haß und Ingrimm steigert und Unbefangenheit, Klarheit und Mäßigung des Urtheils, besonnene Erwägung der Umstände, milde Rücksichten auf das Bestehende und Scheu vor übereilender Zerstörungslust ausschließt. Ihrer mann-weiblichen Natur, ihren Bestrebungen nach steht sie weit über ihrem Vorgänger, ihren Grundsätzen nach weit unter dem Ideal der Sittlichkeit; ihrer philosophischen Methode zufolge steuert sie geraden Wegs auf Irrthum und höhere Steigerung der gerügten Uebelstände hin, da sie selbst den Samen und Keim all des Krankheitsstoffs insichträgt, welchen sie zu bemeistern strebt. Ihren abgöttischen ästhetischen und sittlichen Verehrern wird dieses Wort Verketzerung scheinen, und darum thut es mir leid auch diese wichtige Frage hier nur berühren zu können und meine Ansicht nur als ein bitteres Orakelwort hinstellen zu müssen. Für das Ohr dieser Gläubigen (oder Ungläubigen) wird daher auch meine fernere Behauptung von keinem Belang sein, daß es nöthig und möglich ist daß (wenn einmal — allen Schönheitsgesetzen und Dichtungsregeln zum Trotze — die Weltfragen der Gegenwart auf dem Gebiete des Romans mit ausgefochten werden sollen) eine geistige Potenz erscheine welche das begonnene Werk fortführe, das Metall von den Schlacken reinige und mit freiem Blicke, mit gleichem Schwunge einer jedoch unverkränkelten Phantasie die Probleme noch ein mal in die Hand nehme, um sie zu lösen. Dieser Heiland, nicht der einzige auf den die Geister dieser verhängnißvollen Lage hoffen, würde freilich die merkwürdige und großartige Dichterphilosophin in Schatten stellen.

Von dieser Ueberzeugung innerlichst durchdrungen nahm ich den warm empfohlenen Roman „La chimère par *Paulin Niboyet*" (Paris 1851) in die Hand, nachdem ich die Anzeige gelesen hatte welche denselben als einen roman philosophique bezeichnete. Ich gestehe nun freilich ein daß es unrecht ist, Bücher, wie Menschen denen man zum ersten male entgegentritt, nach einer vorgefaßten Meinung oder Hoffnung zu betrachten. Die Täuschung welche man dadurch fast nothwendig erfahren muß erbittert, und unwillkürlich influirt sie auf unser Urtheil. Vergebens bemühen wir uns diese Schwäche zu überwinden. Immer bleibt ein Residuum, sei es noch so klein, in unserer Seele. Ich werde daher mich darauf beschränken, einen Ueberblick über die Methode der Composition durch

Entfaltung des Romanstoffs (-Gewebes wäre unbezeichnend) zu geben, und mir aus Eigenem nur ein Résumé meines Urtheils und eine kurze Charakteristik der Darstellung im Einzelnen verstatten.

Doctor Moritz' Freund Eugen liebt dasselbe Mädchen, bei dessen Trauung wir die beiden Freunde arg- und ahnungslos in die Kirche eintreten sehen. Als Julie das Jawort spricht, erkennt sie Eugen. Seine Liebe war so groß als nun sein Entsetzen, und würde ihm den Tod geben, wenn nicht Moritz dazwischen träte. Dieser, eine äußerlich starre, kalte Natur, Freund des sarkastischen Hohns, gegen Frauen gleichgültig wie ein Stoiker, von ihnen begierig herangezogen, aber nie beherrscht, führt ihn mit sich hinweg, schließt ihn mit sich ein und zwingt ihn seine Lebens- und Herzensgeschichte — ein Buch voll interessanter, piquanter, oft reizender Abenteuer mit Frauen aller Charaktere — anzuhören. Denn nicht immer war Moritz so unempfänglich wie jetzt für die Liebe; auch er hat geglüht und geseufzt, angebetet und Glück errungen; ja er hat geliebt wie ein Don Juan. Das Ende seiner Liebeserfahrungen war weniger drastisch als Eugen's eben erlebtes Abenteuer, aber psychologisch tragischer. All die Frauen, mit denen er Liebesschwüre und Liebeswonne getauscht hat, konnten Nichts erreichen als ihn zu der trotzigen, abgeschlossenen Natur bilden, durch welche er jetzt den Frieden, wenn auch den Frieden eines Todtenfeldes in seinem Herzen hergestellt hat. Sie alle, die Blonde, die Brünette, die Schwarze, die Feurige, die Schmachtende, die Widerstrebende, die Willige, die Sinnliche, die Schwärmerin, alle trugen nur dazu bei, den Fluch auf sein Dasein zu häufen, durch den er zum Verächter geworden ist; denn jede liebte ihn im höchsten Maße, das ihre Natur zuließ. Alle wurden von ihm mit allgewaltiger und all-einiger Energie und Inbrunst geliebt, aber sie Alle waren theils falsch und treulos, theils unbeständig in ihrer Gesinnung; Aller Liebe, nur geboren durch den Augenblick der flüchtigen Lust, erstarb mit dieser. Die beste, die einzige welche vielleicht beständig geblieben wäre, muß sterben. So gleichen seine einzelnen Liebesgeschichten lauter Gesängen welche mit der Dissonanz endigen. Eine an die andere angereiht, viele miteinander in Vergleich gesetzt, geben sie endlich dem Erzähler das Resultat in die Hand: „La femme est la chimère de l'homme", die Frau ist die Chimäre des Mannes, der Misklang in seiner Seele, die Zuchtruthe des Himmels welche sein Leben verwirrt, sein Herz befehdet und seine Seele in Unheil stürzt. An diese Idee nun weist er Eugen, und wir mögen nun immerhin erwarten daß der arme junge Mann sich an den Erfahrungen des ältern Freundes spiegeln werde. Diese Hoffnung stellt die versöhnende Schlußcadenz gegen die Dissonanzen welche vorausgingen für das Buch als künstlerische Arbeit dar, wenigstens nach des Verfassers Absicht.

Die Unform der Dichtung sehen wir aus diesem schlichtem Exposé. Aber es ist Geist in derselben, eine lebendige Phantasie, Kraft, Schärfe und Prägnanz der Darstellung, und eine Plastik der Charaktere welche uns Respect einflößt. Diese Reize machen uns alle formalen Mängel des Buchs momentan vergessen und ersetzen das fehlende Interesse der Handlung, welche ganz in den Hintergrund treten mußte. Wer hochpoetische Stellen lesen, wer in Schilderung von Charakteren, Gemälden von Frauenschönheit, in Bildern leidenschaftlich genießender Liebe schwelgen will, dem darf das Buch ehrlich empfohlen werden, und in diesen Bezügen Allen ohne sittliche Bedenken. Denn was den Dichter anlangt, so zeigt er sich als einen zweiten Doctor Moritz, eine geläuterte, sinnlichkräftige Natur. Dem Dichter als solchem kann trotz des Inhalts seines Werks kein Vorwurf der Liederlichkeit gemacht werden.

Wohl aber, insoweit er sich als Philosophen erzeigen will.

Denn hat das Thema seines Buchs etwas mit Philosophie gemein? „La femme est la chimère de l'homme!" Ein vortreffliches Bonmot, wenn ein paar Freunde bei einer Flasche Wein mit Confect die schönen Frauen welche sie gekannt und geliebt haben die Revue passiren lassen, und die Betrachtung dieser verwirrenden Abenteuer in ein schlagendes Resultat zusammenfassen wollen. Philosophisch ist es ein Nonsens, weil sittlich ein Vergehen, dies zu behaupten. Unser Aller Herzen hängen noch mit der Inbrunst der Ueberzeugung an Schiller's Gedicht zum Lobe der Frauen. Wir brauchen uns gar nicht logisch zu beweisen daß er im Ganzen und Großen Recht hat, weil wir es so innig fühlen. Das Weib, das erkorene, einzige, unsere Bestimmung umfassende und unser Sein ausfüllende, als einen Stern und Steuer des Lebens zu wählen, ist jedem Manne noch vergönnt. Viele finden es; Mehre finden es nicht, weil sie es nicht zu suchen wissen. Wessen Schuld ist das? Doch nur des Mannes, der nicht vermag eine einzige Frauennatur ganz zu ergründen und darum zu würdigen; der selbst chimärisch auch nur auf Chimären Jagd macht und abenteuernd, überall angezogen und anziehend, überall abgestoßen und abstoßend, von Blume zu Blume flattert. Hat er nicht die Kraft, eine einzige zu fassen, zu halten, und sucht er darum die vielen, so fällt auch die nothwendige und natürliche Strafe auf ihn. Das Weib (*la femme*) ist der Compaß des Manneslebens; aber die vielen (*les femmes*) sind die Chimäre des Mannes wirklich, weil das Herz dem Monotheismus huldigt.

So hat also der Dichter auf ein Bonmot eine Dichtung gepfropft, auf ein Nichts ein Etwas. Das heißt Weinstöcke in eine Nußschale pflanzen. Die Schale zerspringt und die wuchernden Wurzeln greifen dahin und dorthin, wie sie eben mögen. Des Gärtners Bemühen, eine regelrechte schöne Pflanze zu ziehen, ist vereitelt. Das ist zu bedauern. Zu bedauern ist auch daß eine so schöne Kraft, eine solche Aufwendung von Mitteln des Geistes und Gemüths an ein solches Nichts, eine solche Nußschale verschwendet wurde. Möchte der Autor, dessen Namen wir hier zum ersten male begegneten, seine Fähigkeiten zu einem wohlbedachten, wohlausgeführten und wohlgemeinten Schlage zusammennehmen. Allem Anscheine nach hat er das Zeug wirklich zu einem philosophischen Romane in sich. 63.

Molière's Leben.

Ein eigenthümliches Interesse knüpft sich an die „Notes historiques sur la vie de Molière" von Bazin; der Verfasser legt darin sein letztes Wort über Molière nieder, dessen Studium er zu seiner Aufgabe gemacht hatte. Er klärt die wenigen Nachrichten die wir aus dem Leben des großen Komikers überliefert erhalten haben auf, bringt sie mit den Thatsachen und den Beweisen der Geschichte in Einklang, zerstreut das Legendenhafte, das sich um jeden großen Namen bildet, setzt Gewißheit an die Stelle der Lüge, Wahrheit an die der Verleumdung. Der Werth des Buchs besteht vornehmlich darin daß der Verfasser immer den Schriftsteller durch den Menschen, durch die geheimen Umstände seines Lebens und die gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit erklärt.

Durch genaues Studium der Details der Werke Molière's, durch ihre Vergleichung untereinander zeigt er wie sie alle unter sich zusammenhängen, wie eines aus dem andern entstand und mit welcher Ausdauer Molière die Sache der Vernunft, der Rechtschaffenheit und des gesunden Sinnes vertheidigte. In den „Précieuses" bekämpfte er die Heuchelei der Empfindung und der Sprache, in „Le médecin malgré lui" die Heuchelei der Wissenschaft, im „Tartuffe" die der Frömmigkeit. Jede Studie hat eine Art Widerpart. Das „Impromptu de Versailles" ist der Pendant zum „Bourgeois gentilhomme", und in dieser doppelten Schilderung der adeligen Thorheit und der Dummheit des Emporkömmlings sind die Portraits mit einer so frappanten Wahrheit gezeichnet daß man sie für Signalements hält. Als das letztere Stück am 23. November 1670 in Paris das erste mal gegeben wurde, war der Beifall ungeheuer, weil jeder Bourgeois, wie Cri-

mareſt berichtet, ſeinen Nachbar abgebildet zu ſehen glaubte. Während jedoch die Bürger über dieſe heitern und boshaften Sarkasmen, ohne böſe zu werden, aus vollem Herzen lachten, grollte man gegen die Rolle des Dorante, der das vollkommene Abbild jener im 17. Jahrhundert ſo zahlreichen Induſtrieritter war, und einer der erbittertſten Feinde Molière's, de Viſé, versuchte gegen ihn den franzöſiſchen Adel aufzubringen, indem er ihn des Verbrechens der beleidigten Majeſtät beſchuldigte; allein auch diesmal ſchützte Ludwig XIV. den Dichter gegen „den geheiligten Körper des Adels", wie einer ſeiner Miniſter ſich ausdrückte, und man wird dies erklärlich finden, wenn man bedenkt daß er damit das Werk Richelieu's fortſetzte und ſich der Fronde erinnerte.

Einer der häufigſten Vorwürfe den man Molière gemacht hat, iſt daß er in die Poſſe verfallen ſei. Allein man muß hier die Verhältniſſe in Betracht ziehen in denen er lebte. Molière war Theaterdirector und Hofluſtſpieldichter; in dieſer Eigenſchaft mußte er den König lachen machen wenn dieſer lachen wollte, und er mußte außerdem noch das Publicum von dem er lebte befriedigen, dieſes aber war lange Zeit durch die Poſſenſpiele der italieniſchen Komödie verwöhnt. Er mußte alſo amuſiren und das iſt ihm doch ſicherlich gelungen.

Uebrigens darf man auch nicht nach dem bloßen Anſcheine urtheilen; manche Scene, die auf den erſten Blick allerdings in eine Poſſe zu gehören ſcheint, zeigt ſich doch bei näherer Betrachtung und namentlich wenn man ſie aus der damaligen Zeit erklärt, als eine Scene des höhern Luſtſpiels. Als Beiſpiel möge nur der Streit Sganarelle's mit Pancrace und Marphurius in der „Mariage forcé" dienen. Die Stockſchläge Sganarelle's fallen nicht auf die Pedanten, ſondern auf den philoſophiſchen Pedantismus. Die Ariſtoteliſche Scholaſtik herrſchte im 17. Jahrhundert noch unbeſchränkt, ſo daß die Univerſität von Paris zur Zeit der Aufführung der „Mariage forcé" die Beſtätigung eines Parlamentsbefehls vom 4. September 1624 betrieb, der Demjenigen Todesſtrafe drohte der das Syſtem des Ariſtoteles zu bekämpfen wagte. Als Molière alſo Sganarelle den Stock in die Hand gab, kämpfte er an der Seite Descartes'. Ebenſo wird die groteske Ceremonie des „Bourgeois gentilhomme", die ſo oft wegen ihrer Unwahrſcheinlichkeit bekrittelt wurde, gewiſſermaßen einige Jahre nachher durch das Abenteuer des Abbé de St.-Martin gerechtfertigt; dieſen, dem es übrigens keineswegs an Geiſt fehlte, hatten nämlich einige Spaßvögel überredet, der König von Siam habe ihn zum Mandarin und zum Marquis von Misku ernannt, und man brachte ihm die Inſignien ſeiner neuen Würde 1686 nach Caen.

In „Le malade imaginaire", den man zur bloßen Farce hat umſtempeln wollen, iſt der Grundgedanke doch ein ſehr tiefer. Indem Molière Argan zum Sklaven der Medicin und Herrn Purgon's machte, ſtellte er ihn auch als dupirten Ehemann, als einen ungerechten Vater und egoiſtiſchen Thoren dar; er wollte damit offenbar zeigen und hat dies auch gethan, wie die hartnäckige Liebe zum Leben jede gute Empfindung, jede Tugend unmöglich macht, und das Stück iſt nicht blos eine traurige Verſpottung der Kranken und der Arzneikunde, ſondern eine treffliche Satire gegen den Egoismus.

Das intereſſante Buch Bazin's, das ſo vielen andern Studien folgte, öffnet außerdem eine Menge neuer Anſchauungen der Werke Molière's, denn Molière iſt einer jener Wenigen deren Verdienſt mit jedem Jahrhundert mehr erkannt wird, ſodaß man mit Recht ſagen konnte: Jedermann der leſen lernt iſt ein Leſer mehr für Molière. Das Charakter- und Sittenluſtſpiel, das höhere Luſtſpiel, d. h. jenes welches zu gleicher Zeit die moraliſche Lehre, den Scherz, die Wahrheit, Leidenſchaft, Poeſie vereinigt, die Poſſe, das romantiſche Drama, in allen Gattungen hat ſich Molière verſucht und iſt in allen Meiſter geblieben. Wenn er von ſeinen Vorgängern entlehnt, ſo iſt dies eigentlich nur geſchehen um ſie durch die Vergleichung ganz zu verdrängen; denn mit Ausnahme der Poſſe Pathelin's zu Ausgang des Mittelalters und des „Menteur" im 17. Jahrhundert findet man vor ihm nur unförmliche Verſuche, in denen als alleinige Perſonen ſchwache Greiſe, junge Wüſtlinge, Frauen aller Art, nur ſolche nicht die, wie Suard ſagt, ehrenwerth ſind, auftreten und in denen die Verwickelungen blos in drei oder vier Verkleidungen oder Ueberraſchungen und ebenſo viel Wiedererkennungen beſtehen. Molière machte daher ſofort alle dieſe Vorgänger vergeſſen und überſtrahlt mit ſeiner mächtigen Beobachtungsgabe, ſeinem Witz und ſeinem unnachahmlichen Stil auch ſeine Nachfolger. Er hat glückliche Nachahmer gehabt, aber keine Nebenbuhler. Regnard, Leſage, Piron, Greſſet im „Méchant", Sédaine im „Philosophe sans le savoir" ſind von ihm ebenſo weit entfernt wie das Talent vom Genie. 11.

Die Geſchichtſchreibung in Spanien.

Historia general de España, por Don *Modesto Lafuente*. Vier Bände.

Es wäre ein großer Irrthum und eine große Ungerechtigkeit, wollte man annehmen daß die Individualität des Spaniers zu hiſtoriſchen Arbeiten ungeeignet ſei; im Gegentheil iſt Spanien eines der Länder welches die meiſten Hiſtoriker hervorgebracht hat, wenn man von Mariana an rechnet, in deſſen Werke ſich zwar mancherlei Irrthümer vorfinden, der aber dennoch einer der bedeutendſten Geſchichtſchreiber bleibt. Die hiſtoriſchen Arbeiten laſſen ſich in Spanien wie faſt in jedem andern Lande in zwei Claſſen eintheilen, in die der Chroniſten und die der eigentlichen Geſchichtſchreiber, zu denen Mariana zählt. Von dem Beginn der ſpaniſchen Nationalität bis ins 16. Jahrhundert erſtreckt ſich das Zeitalter der Chroniſten, die unzählig ſind und unter denen Lopez von Ayala und deſſen Erzählungen über die Regierung Don Pedro's des Gerechten den erſten Platz einnehmen. Vom 16. Jahrhundert bis in die Mitte des 17., was man das eigentliche Goldene Zeitalter der ſpaniſchen Literatur nennt, dauert die Periode der eigentlichen Geſchichtſchreiber. In dieſer Zeit erſchienen außer Mariana die Werke des berühmten Melo, „Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluña, en tiempo de Felipe IV."; Hurtado's von Mendoza „Guerra de Granada contra los Moriscos"; Don Francisco's von Moncada „Espedicion de los Catalanes y Aragoneses contra Turcos y Griegos". Hierzu kommen Zuniga, Argenſola, Sandoval, endlich Herrera, der Geſchichtſchreiber der Eroberungen der Spanier in beiden Indien. Die Specialhiſtoriker der Städte und Provinzen aus jener Zeit ſind wie die Chroniſten unzählig. Im 18. Jahrhundert erſchienen ebenfalls bemerkenswerthe hiſtoriſche Arbeiten, wie „España sagrada" von Flores, die „Historia critica de España" von Masdeu und ſpecielle „Verſuche" von Capmany, Jovellanos, Campomanes. Bei der neuen literariſchen Bewegung, die ſich in Spanien überall kundgibt, mußten auch dergleichen Studien wieder in Aufnahme kommen, und man könnte leicht eine hinreichende Anzahl neuerſchienener Werke aufzählen, in denen die Verfaſſer die allgemeinen Urſachen der politiſchen und moraliſchen Entwickelung der Völker darzulegen ſuchen. So haben Tapia und Moron, dem allgemeinen Zuge der Gegenwart folgend, wirkliche Geſchichten der ſpaniſchen Civiliſation geſchrieben. Ein Staatsmann der Gegenwart, Pidal, hat denſelben Gegenſtand im madrider Athenäum in öffentlichen Vorleſungen behandelt, die leider nicht geſammelt worden ſind. Toreno hatte vor ſeinem Tode eine Geſchichte des Hauſes Oeſtreich vorbereitet. Der General San-Miguel hat vor kurzem eine Geſchichte Philipp's II. herausgegeben, und ebenſo iſt vor nur wenigen Monaten von Ferrer del Rio eine Geſchichte der Communidades de Castilla erſchienen. Hierzu kommen noch die bemerkenswerthen Sammlungen „noch nicht erſchienener Documente", die theils durch die Akademie der Geſchichte, theils durch Privatleute herausgegeben worden ſind. Man könnte noch viele andere Werke anführen. Was dieſer literariſchen Bewegung

indeß fehlte, war eine allgemeine Geschichte Spaniens, welche die Spanier bisher den Fremden überlassen hatten.

Zwei verdienstvolle französische Schriftsteller, Romey und Rosseeuw St.-Hilaire, haben die schwierige Arbeit unternommen die Geschichte Spaniens zu entwirren, und unterziehen sich noch eifrig dieser Aufgabe. Gleichzeitig versucht jetzt Lafuente seinerseits die Lücke auszufüllen welche in der eigentlichen nationalen Literatur seines Landes bestand, indem er eine „Historia general" der Halbinsel herausgibt. Bisjetzt sind erst vier Bände erschienen; das Werk wird wahrscheinlich im Ganzen 12—15 Bände umfassen. Es wird also eine vollständige Arbeit sein. Der vierte Band geht bis zum 12. Jahrhundert. Ein solches Unternehmen verdient jedenfalls wegen seiner großen Bedeutung hohes Lob, und dies besonders wenn man die Anstrengungen in Betracht zieht welche der Verfasser anwenden mußte um seinen alten Gewohnheiten zu entsagen. Lafuente ist nämlich einer der lebenden satirischen Schriftsteller Spaniens; er gab lange Zeit ein kritisches Journal für politische und sittliche Zustände unter dem Pseudonamen Fray Gerundio heraus. Die gesammelten Werke des Fray Gerundio umfassen nicht weniger als 20 Bände: „Capilladas y Disciplinazos"; „Teatro social del siglo XIX"; „Revista europea" etc. Um zum Ernste des Historikers zu kommen, mußte er sich daher selbst gewissermaßen im Zaume halten, und dies ist ihm denn auch gelungen. Seine Geschichte zeugt von Kenntniß, Studium und Unparteilichkeit. Ihr voran geht eine bemerkenswerthe Vorrede, in welcher er sich über die Grundsätze der historischen Wissenschaft ausspricht und in allgemeinen Umrissen den Weg der spanischen Civilisation bis auf unsere Zeit schildert. Im Ganzen ist das Werk mit einer Gewissenhaftigkeit gearbeitet welche immer Aufmerksamkeit verdient, weil sie einen Geschmack an ernsten Arbeiten bekundet, der jetzt überall so selten zu finden ist. 16.

Notizen.

Die Vendômesäule in Paris.

Als am 31. März 1814 die Alliirten in Paris eingezogen waren, hatten Hunderte von Franzosen auf dem Vendômeplatz sich versammelt, in der Absicht, die Statue des noch Tags vorher von ihnen vergötterten Kaisers Napoleon herabzuwerfen. Ein Wagehals kletterte auch wirklich im Innern der Säule hinauf, setzte sich dem Kaiser auf die Schultern, schlang einen Strick um den Hals, befestigte so ein großes Schiffstau und wickelte dasselbe mehrmals um die Statue. Die enragirte Menge ergriff dann das untere Ende des Taues und bemühte sich unter den pöbelhaftesten Ausdrücken echt sansculottischer Laune: „A bas cette canaille!" die Statue herabzureißen; doch vergebens. Auf Befehl des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen ward endlich eine Compagnie russische Grenadiere beordert, die Menge zu entfernen, allein das Geschrei der versammelten Massen endete nicht eher als bis man den nämlichen Waghals von vorher noch ein mal die Säule hinaufgesendet hatte um mit einer weißen Hülle die Statue den Augen seiner allzeit getreuen Pariser zu entziehen. (Rahden, „Wanderungen eines alten Soldaten", I, 315.) Einige Wochen später wurde bekanntlich die Statue Napoleon's herabgenommen und von Alexander als die einzige ausgewählte Trophäe nach Petersburg gebracht, wo dieselbe in einem Saale des Winterpalastes einen Platz gefunden hat; und es ward dafür, da Ludwig XVIII. in Paris einzog, eine große weiße Fahne mit drei goldenen Lilien oben aufgestellt, im März 1815 aber wieder abgenommen. Als Napoleon bald nachher wieder in Paris einzog, wird erzählt, daß eine Deputation der Väter der guten Stadt Paris beim Kaiser angefragt habe was nunmehr auf der Siegessäule errichtet werden solle, und Napoleon soll lakonisch geantwortet haben: „Une girouette!" Später haben drapeaux blancs und drapeaux tricolores auch dort oben miteinander abgewechselt, bis nun wieder eine andere Statue Napoleon's auf der Vendômesäule errichtet worden ist als ein Zeichen nicht blos der Veränderlichkeit des Glücks, sondern auch der Veränderlichkeit des Volkscharakters, wenigstens des französischen in Paris, eine Veränderlichkeit die für das Jahr 1814 die schmählichen Zeiten im kaiserlichen Rom ins Gedächtniß zurückruft.

Die Griechin aus der Familie der Mauromichalis.

Man erinnert sich wol noch der beiden Mauromichalis, welche am 9. October 1831 den Präsidenten von Griechenland, Kapodistrias, ermordeten. Im Herbste 1849 traf ein Deutscher eine Griechin aus der Familie der Mauromichalis auf seiner Reise in der Krim, und sehr bald, nachdem sie ihren Namen genannt hatte, brachte sie selbst das Gespräch auf jene Begebenheit, welches sie „in Feuer und Flammen versetzte". „Mit leuchtenden Augen", erzählt der Reisende, „und mit einem unbändigen Stolze, der sich in ihrem ganzen Wesen ausdrückte, stellte die Griechin die That als eine gerechte dar, die der Familie zu nie verlöschbarer Ehre gereiche, als welche sie auch schon die Geschichte ansehe (?), und was weit mehr werth sei, in welchem Sinne sie bei ihrem Volke gefeiert werde. Man brauche in Griechenland nicht weit zu fragen, um die Ehrfurcht kennenzulernen mit der an die Mauromichalis gedacht werde. Abgöttisch müsse man es nennen, wenn man noch jetzt alte Leute träfe, die Amulette zum Andenken an sie heilig verehrten." Unbeschreiblich groß, bemerkt ferner der Deutsche, war die Verachtung ausgedrückt, die sie bei den Worten empfand: nur bedauert habe der Vater daß ein Mauromichalis „s'est taché de ce sang vilain", u. s. w. Sie sprachen weiter von Griechenland. Die Griechin gedachte seiner wie der Bräutigam der entfernten Braut. „Aber hier, ist es nicht schön hier?" „Ja, es ist — aber drüben — ach! Der Himmel ist blauer — die Cypressen dunkler und schöner — und Alles, Alles." Zögernd fragte ich: „Und König Otto?" Ich bereuete meine Frage; ein bitterer Zug schien sich um den Mund der Griechin zu legen: „Ah — c'est un bon homme, mais..." Und Rußland — die grenzenlose Ungebundenheit Griechenlands, und hier. „Les Russes sont une grande et noble nation", setzte sie schnell und abbrechend hinzu, „et il est toujours bien vivre avec la grandeur." 8.

Sainte-Beuve über die Herzogin von Angoulême.

In seinem Nekrolog der Herzogin von Angoulême sagt Sainte-Beuve: „Man citirt nicht viele Worte von ihr. Ihr Herz fand aber doch einige. Aus Anlaß des spanischen Kriegs, als sie die Befreiung von König Ferdinand erfuhr, rief sie: «Es ist also erwiesen daß man einen unglücklichen König retten kann!»" In ihrem letzten Exil zu Frohsdorf im December 1848 von einem französischen Reisenden besucht (Ch. Didier), welcher die Aeußerung wagte: „Madame, es ist unmöglich daß Sie nicht im Falle Ludwig Philipp's den Finger Gottes erkannt haben", entgegnete sie einfach, mit jenem Takte den nur Religion und Gemüth geben: „Er ist überall." Das Rührendste bleiben aber immer ihre eigenen Aufzeichnungen im Temple und unter diesen Eine Stelle. Wir lassen Sainte-Beuve noch ein mal reden: „In diesem ganz schlichten Bericht, den Niemand ohne Thränen zu lesen vermag, kommen tiefergreifende Züge vor, wovon die Feder die sie niederschreibt selbst Nichts zu ahnen scheint. Madame leidet am Fuße (Frostbeulen in Folge der Kälte), was sich durch ein inneres Uebel verschlimmert. Inzwischen wird Ludwig XVI. verurtheilt. Seine Familie, die gehofft hatte ihn noch ein mal zu sehen und am Morgen seines Todes zum letzten male zu umarmen, befindet sich natürlich im größten Jammer. «Aber nichts» schreibt Madame, «vermochte die Herzensqual meiner Mutter zu lindern; man konnte kein Hoffen in ihre Seele fließen lassen. Es war ihr gleichgültig geworden leben oder sterben. Zuwei-

len blickte sie uns an mit einem erschütternden Mitleide. Glücklicherweise vermehrte der Gram mein Uebel, und dies beschäftigte sie. Man ließ einen Arzt rufen.....» Glücklicherweise, dieses aus Versehen entschlüpfte Wort in diesem Schmerzensbilde thut eine wundersame Wirkung, die selbst eine Aeußerung à la Bossuet nicht aufzuwiegen vermöchte."

12.

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Erzählungen für's Volk. 2te Auflage. Halle, Mühlmann. 8. 18 Ngr.

Baumgarten, M., Die Apostelgeschichte oder der Entwickelungsgang der Kirche von Jerusalem bis Rom. Ein biblisch-historischer Versuch. 1ster Theil: von Jerusalem bis Antiochia. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Baur, W., Zeugnisse evangelischen Glaubens. Drei Predigten in Darmstadt gehalten. Darmstadt. Gr. 8. 8 Ngr.

Besser, W. F., Der Missionar und sein Lohn, oder: Die Früchte des Evangeliums in der Südsee. Nach George Pritchard's gleichnamiger Schrift bearbeitet. Nebst einem Anhange: Die Franzosen und Jesuiten in der Südsee. 2te Auflage. Halle, Mühlmann. 8. 10 Ngr.

Bippen, W. v., Georg Arnold Heise. Mittheilungen aus dessen Leben. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Boetticher, P., Wurzelforschungen. Halle, Lippert. Lex.-8. 15 Ngr.

Buß, F. J., Die nothwendige Reform des Unterrichts und der Erziehung der katholischen Weltgeistlichkeit Teutschlands. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Engelhardt, C. M., Das Monte-, Rosa- und Matterhorn-Gebirg, aus der Inseite seines Erhebungsbogens gen Nord; seine Ausläufer und Umgrenzung, besonders der Saasgrat mit dem Mischabeldom über dem Gletscherkrater von Fee. Straßburg, Treuttel u. Würtz. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Féval, P., Hauptmann Simon. Aus dem Französischen. Quedlinburg, Basse. 16. 10 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 28te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

— — Juniuslieder. 8te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 6 Ngr.

Moderne Geschichtschreiber. Herausgegeben von F. Bülau. 1ster Band. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Goldminen in Deutschland. Vorschläge zu neuen, gewinnreichen Unternehmungen, nachgewiesen für Capitalisten zur vortheilhaftesten Anlegung ihrer Fonds und für Solche, die auf bisher noch unbetretenen Wegen Geld verdienen und zu Wohlhabenheit gelangen wollen. Mit Original-Beiträgen von W. Löbe, H. Jäger, F. Harzer u. A. 1ste Lieferung. Mit 26 Abbildungen auf 5 Tafeln. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Graeser, K., The spelling reform. Die Reform der englischen Orthographie auf Grund des von Pitman und Ellis erfundenen phonetischen Alphabets. In wissenschaftlicher und praktischer Beziehung dargestellt und erörtert. Jüterbog, Colditz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Grimm, J., und W. Grimm, deutsches wörterbuch. 1ste Lieferung. [A — allverein.] Leipzig, Weidmann. Hoch-4. 20 Ngr.

Prinz Hinz. Ein Märchen und keins. Mit 6 Stahlstichen. Berlin, Schartmann. 8. 12 Ngr.

Hottinger, J. J., Hans Conrad Escher von der Linth. Charakterbild eines Republikaners. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Janssen, A., Die Sagen Frankens. 1ste und 2te Lieferung. Würzburg, Kellner. 8. à 7½ Ngr.

Moderne Klassiker. Deutsche Literaturgeschichte der neuern Zeit in Biographien, Kritiken und Proben. 1ster und 2ter Band. Mit Portraits. Cassel, Balde. 16. à 2½ Ngr.

Krabbe, O., August Neander. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 18 Ngr.

Spanisches Liederbuch von E. Geibel und P. Heyse. Berlin, Hertz. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Lütgen, A., Feldzug der Schleswig-Holsteinischen Armee und Marine im J. 1850. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Overbeck, J., Die römische Villa bei Weingarten. Einladungs-Programm zu der am Geburtstage Winckelmann's, den 9. Decbr. 1851 stattfindenden Generalversammlung des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bonn. 1851. Gr. 4. 20 Ngr.

Orelli, A. v., Die Jury in Frankreich und England. Ein Beitrag zur Reform der Zürcherischen Strafrechtspflege. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Perty, M., Zur Kenntniss kleinster Lebensformen nach Bau, Funktionen, Systematik, mit Specialverzeichniss der in der Schweiz beobachteten. Mit 17 lithochromatischen Tafeln. Bern, Jent u. Reinert. Imp.-4. 13 Thlr.

Pestalozzi-Album. Mit Originalbeiträgen von B. Auerbach, O. A. Banck, A. Buddeus, A. v. Chamisso 2c. Zum Besten hülfsbedürftiger Lehrerwaisen im Königreich Sachsen herausgegeben von E. Fischer. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 1 Thlr.

Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. 11te Auflage. 16. 15 Ngr.

Redwitz, O. v., Amaranth. 13te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 1 Thlr.

Roß, L., Reisen nach Kos, Halikarnassos, Rhodos und der Insel Cypern. Mit Lithographien und Holzschnitten. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Sue, E., Die Geheimnisse des Weltheilandes oder Leben und Tod Jesu. Auszug aus seinem Werk: Die Geheimnisse des Volkes. Mit 1 Stahlstich. Freiburg. Gr. 8. 16 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Die Geschichte der christlichen Kirche im Alterthum. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Kirche im apostolischen Zeitalter und die Entstehung der neutestamentlichen Schriften. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelmi, H. F., Die Lyrik der Deutschen in ihren vollendetsten Schöpfungen während der letzten hundert Jahre, vornehmlich von Göthe bis auf die Gegenwart. In fünf Büchern. 2te vervollständigte und erweiterte Ausgabe. Frankfurt a. M., Brönner. Lex.-8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Aufruf zum Kampfe gegen die destructiven Ideen der Gegenwart. Hervorgerufen durch die neueste Schrift Dulon's „Der Tag ist angebrochen." Von einem Anti-Dulonianer. 3te Auflage. Bremen. Gr. 8. 2 Ngr.

Pastor Dulon, seine Freunde und Gegner auf dem Kirchen-Convent der Gemeinde Unserer Lieben Frauen am Dienstag den 6. April 1852. Bremen. Gr. 8. 2 Ngr.

Klemm, K. J., Ordinationsfeier in der Kirche zu St. Johannis in Zittau am Sonntage Invocavit den 29. Februar 1852. Mit den dabei gesprochenen Gebeten und Reden sowie der Antrittspredigt des Hrn. O. E. Pescheck. Zittau. Gr. 8. 3 Ngr.

Rogge, H., Der Bibelgesellschaft Anfang, Fortgang und Ende. Bibelfestpredigt über 2. Cor. 4, 6. am 2. Sonntag des Advents, den 7. Decbr. 1851 zu Köln a. R. gehalten. Halle, Mühlmann. 8. 2½ Ngr.

Die Zollconferenz zu Wien in ihren nothwendigen Folgen für das gesammte Deutschland. Mit offiziellen Actenstücken. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Achtzigstes Heft.

Inhalt: **Die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte.** (Schluß.) — **Preußen seit 1849 bis Ende 1850.**

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im Mai 1852.

F. A. Brockhaus.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

April. Nr. 483—486.

Inhalt: Reiseskizze aus dem Westen Nordamerikas. — *Das bischöfliche Collegium in Kalkutta. — *Die Kirche St.-Germain l'Auxerrois in Paris. — Tregeagle. — Gute Aussichten für die Paläontologie. — *Die Reculverkirche in der Grafschaft Kent. — *Das Grabmal Jagello's zu Krakau. — Eine Elefantenjagd auf der Insel Ceylon. — Johann Friedrich's von Sachsen Grabschrift. — Ehrlichkeit. — *Die Menschenopfer bei den alten Briten und Galliern. — Die Eroberung von Numantia. — Die Promenade bei Segorbe in Spanien. *Schloß und Brücke von Conway in Nordwales. — Ein orientalischer Staatsstreich. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Mai 1852.

F. A. Brockhaus.

Unterhaltende Belehrungen

zur Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Erschienen sind bereits das erste bis elfte Bändchen und enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter.
2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler.
3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt.
4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck.
5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl.
6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin.
7. **Deutschland**, von H. A. Daniel.
8. **Die Lebensversicherungen**, von E. S. Unger.
9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler.
10. **Das Slawenthum**, von M. W. Heffter.
11. **Das Gold**, von R. F. Marchand.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im Mai 1852.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Codex Claromontanus

sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit

Constantinus Tischendorf.

4. Cartonnirt. 24 Thlr.

Für den Originaltext der Paulinischen Briefe sind nur drei Documente, die dem **Codex Claromontanus** an Alter und Bedeutung nahe stehen, auf unsere Zeit gekommen; für den altlateinischen Text ist nur eins, aber um drei Jahrhunderte jüngeres, mit ihm vergleichbar. Karl Lachmann stellte die Wichtigkeit dieser Handschrift so hoch, dass er im voraus eine Herausgabe derselben als ein „unsterbliches Verdienst um die Kritik des Neuen Testaments" bezeichnete, und erklärte, dass ihr Vorhandensein dem Texte der Paulinischen Briefe eine grössere Sicherheit gewähre als sie irgend ein anderer Theil des neutestamentlichen Textes besitze. Die Arbeiten Wetstein's und Sabatier's, auf denen hundert Jahre lang die neutestamentliche Kritik basirt war, hat der Herausgeber als höchst unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen.

Bei der besondern Wichtigkeit des Werkes für die christliche Kirche und die philologische Wissenschaft hat die Verlagshandlung die Kosten nicht gescheut, dasselbe als eins der ersten wissenschaftlichen Prachtwerke Deutschlands auszustatten. Die als Subscribenten dem Werke vorgedruckten Namen vieler Fürsten, der meisten Universitäts- und Staatsbibliotheken des In- und Auslandes, mehrer Bischöfe Englands, sowie anderer Gönner und Kenner der biblischen Wissenschaften, lassen zuversichtlich erwarten, dass das Werk eine allgemeine Theilnahme in der gelehrten Welt finden wird.

Von dem Herausgeber erschien früher ebendaselbst:

Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit **Constantinus Tischendorf.** 2 Tomi. 1850. 8. 4 Thlr.

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Constantinus Tischendorf.** 1847. 4. 18 Thlr.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

CHANSONS

de

Jean-Pierre de Béranger.

Nouvelle édition.

En miniature. Broché 1 Thlr. 15 Ngr. Relié 2 Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang.
1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

April. Nr. 14—17.

Inhalt. Die Fruchtwechselwirthschaft im Verhältniß zur Dreifelderwirthschaft. (Beschluß.) — Die Kartoffelkrankheit. — Erntebericht aus Ostfriesland. — Mittel, ganz wässerige Kartoffeln durch ein eigenes Verfahren beim Kochen in einen mehligen und wohlschmeckenden Zustand zu versetzen. — Anfrage, einen Verwüster der Weizenkörner betreffend. — Circulare des königlich preußischen Landesökonomie-Collegiums, betreffend die Entdeckung und Prüfung derjenigen Mittel, welche zur Abwehr der Kartoffelseuche dienen können. — Die Erzeugung der Kartoffel durch Pflanzen, wodurch zwei Drittel der Samenkartoffel erspart und die Krankheit fast ganz beseitigt wird. — Drainröhrenmaschinen. — Mittel gegen die Ratten. — Eine zweite Epistel über die Kartoffelkrankheit. — Kurze Erwiederung auf die Entgegnung in Nr. 6 d. Bl., Leinbau und Zuckerrübenbau betreffend. — Anfrage, die Benutzung eines nassen Ackers betreffend. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 14—17, und eine **artistische Beilage,** Nr. 2.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ein Jugendleben.

Biographisches Idyll aus Westpreußen

von

Bogumil Goltz.

Drei Bände.

8. Geh. 5 Thlr.

Der noch nicht nach Verdienst geschätzte Verfasser des **„Buch der Kindheit"** (1847) und des **„Menschen-Dasein"** (1850), welches erstere Rosenkranz eine „Fundgrube für alle Zeiten" und Diesterweg ein „unschätzbares Kleinod" genannt hat, tritt hier mit einem Werke auf, in welchem er das Landleben in einer Wahrheit und Plastik, mit so quellfrischen Empfindungen schildert, daß sich der Leser mitfortgerissen und zum Mitdichten aufgelegt fühlt. Was aber mehr wie die Poesie, die Lebensweisheit, der Humor und der überall schlagende Verstand des Buchs sagen will, das ist die lebendigste Schilderung, die herzigste Würdigung des Landvolks. Das Werk ist in dieser Hinsicht dem Besten an die Seite zu stellen, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete geleistet hat.

Leipzig, im Mai 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 22. —— 29. Mai 1852.

Inhalt.

Die neuere Sprachwissenschaft.

1. Die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht. Von A. Schleicher. Bonn, König. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie von H. Steinthal. Berlin, Dümmler. 1848. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Die Classification der Sprachen dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee von H. Steinthal. Berlin, Dümmler. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

„Europe is but a little place", erwiderte eine amerikanische Dame auf Julius Fröbel's deshalb geäußerte Verwunderung, warum von einer amerikanischen Zeitung „Die Tribüne" nach Europa nur so viele Hunderte von Exemplaren gingen als Tausende (nämlich 5000) nach Californien und den Sandwichinseln, und meinte damit die Sache vollkommen erklärt zu haben. Dennoch steckt in diesem kleinen „Orte" vorderhand noch immer das Gehirn der Erde und läßt, wenn auch durch die letztjährigen Erschütterungen ein wenig in Verwirrung gerathen, eben weil die Krise eine heftige, gewaltsame war, viel eher auf den treibenden Fortschritt einer neuen Entwickelungsphase hoffen als das Versinken in stillen rettungslosen Blödsinn befürchten. Wann immer Europa, dies kleinste, aber edelste und rührigste Glied der Erde, ein lebhafter Gedanke durchzuckt, alsbald werden auch von ihm aus, wenn es will, die andern Riesenglieder unsers Planeten in Bewegung gesetzt. Als Zeugen meiner Behauptung nenne ich kurz drei weltgeschichtliche Ereignisse der nachhaltigsten Art in den drei größern Zeiträumen der Geschichte: Alexander's Zug nach Asien mit seinen noch wichtigern Folgen; die Kreuzzüge; Amerikas Entdeckung und die daraus hervorgegangene Colonisirung jenes Welttheils mit Europäern *) und Afrikanern. Dazu die Namen: Griechen und Römer, nach welchen Letztern sich nicht nur die Völker romanischer Zunge nennen, sondern selbst bis zum heutigen Tage herunter die Griechen der spätern Zeit; Germanen und als ihre westlichern Vorgänger die Celten; Slawen, ein Volksstamm der schon durch seine ungeheuer weite Verbreitung von nicht geringem Einfluß, ob auch weniger in qualitativ-geistiger Weise als durch seine Masse, wie z. B. Rußland, welches dem nördlichen Asien (Sibirien, Kaukasus u. s. w.) mit dem Gewicht von Bergen aufliegt; dann unter den Neuern rücksichtlich der großen Entdeckungen, Eroberungen und Niederlassungen in fremden Welttheilen, außer den handeltreibenden italienischen Republiken Venedig, Genua u. s. w., Portugiesen und Spanier; Frankreich und Deutschland; Holland und zuletzt, aber vor allen andern Großbritannien, dessen Dreizack ihm das große alte Land der Schätze und Wunder — vieler Eroberer und schon des kühnen macedonischen Heldenjünglings Sehnsucht — Ostindien unterwarf, in Nordamerika und Australien Städte und Reiche aus dem Erdboden wie durch einen Zauberschlag erstehen ließ; diese Namen umschließen, läßt man in Afrika Aegypten, das, wie anziehend auch sonst für den Beobachter der Geschichte, doch außerhalb des Nilthals nie eine große politische Bedeutung besaß, und Asien, d. h. Europas Mutterland, hinweg, die ganze übrige Geschichte und, denn die amerikanischen Schriftsteller zählen zu Europa, Literatur. Amerika und die Inselwelt am Südpol sind schon nicht allzu fern mehr davon, völlig europäisirt zu sein. Afrikas unförmlicher und gliederloser Rumpf hört von Jahr zu Jahr mehr auf wie europäischer Wißbegier, so europäischem Verkehr und europäischer Gesittung unaufgeschlossen und unzugänglich zu bleiben. Schon längst drangen

*) Eine englische Zeitschrift hat (nach Ebert's „Ueberlieferungen", I, 2, 203) berechnet daß in der Neuen Welt das Englische von 11,647,000, das Spanische von 10,504,000, das Portugiesische von 3,740,000, das Französische von 1,242,000 und das Holländische, Dänische und Schwedische von 216,000 Menschen, dagegen das Indianische nur von 7,593,000 gesprochen wird! Das sind aber die Alexander von Humboldt's „Reise", Th. V, Buch X, entnommenen Zahlen. Ueber Zahl der Schwarzen und Farbigen siehe ebendaselbst.

ihm durch die äußern Poren, d. h. hauptsächlich durch Flußausmündungen ins Meer und Ansiedelungen an dessen Gestaden, mittels Karavanen oder sonstiger Handelsverbindungen gar mancherlei, obschon (man denke nur an den abscheulichen Sklavenhandel) nicht immer die besten Einflüsse europäischerseits in die tiefern Eingeweide. Von allen Enden und Seiten aus mit unaufhaltsamem Streben nach der Mitte hin, westlich von Portugiesen (die auch in Mozambique), weniger jetzt Spaniern, von Franzosen und Engländern, im Süden und Südost von holländischen Boers und den kafferbekriegenden Briten, von Norden aus, wie vormals schon durch Griechen und Römer, jetzt durch Franzosen gedrängt und bedrückt, von Missionaren fast überall an den Küsten, vereinzelt auch schon weiter ins Innere hinein, ins Gebet genommen, wie lange noch wird selbst Afrikas schwarze Bevölkerung so mächtigen Einwirkungen widerstehen können, um nicht, wenn auch vielleicht nie physisch, doch einmal in psychischem Sinne das als unmöglich Geltende, Wandelung der Haut ins Weiße hinein an sich zu erfahren? Ihr denkt zwar, der ans europäische Rußland angrenzende Theil Asiens, ferner desselben Asiens dem Mittelmeer zugewandte vordere Seite könne sich nicht den zärtlichen Umarmungen Europas entziehen; Vorderindien, von der Thatsache überwältigt leugnet ihr es nicht, gehorchte längere Zeit sogar einer bloßen europäischen Handelscompagnie; aber der ferne Osten, z. B. China, werdet ihr meinen, liegt außerhalb des Zauberkreises unsers Welttheils. Nun denn, lest einmal etwa Neumann's „Geschichte des englisch-chinesischen Kriegs“: das sonst einschläfernde Opium hat das Feuer zu diesem Kriege geschürt, der, wie wenig auch vielleicht von britischer Seite gerecht, doch für uns Europäer den großen Nutzen hatte, zuerst einen eindringendern politischen Blick werfen zu dürfen in diese oft von der Beschränktheit oder List gepriesene „Blume der Mitte“, unter deren bis dahin zu fest zusammengewickelten Verhüllung sich ein nagender Wurm verrieth. Auch dies unermeßliche Reich des Ostens wird über kurz oder lang zu seinem und unserm Gewinn hineingerissen werden in den Strudel des allgemeinen Menschen- und Weltverkehrs.

J. Pickering sagt in einem Aufsatze über die Sprache und Bewohner von Lord-North's-Island in „Memoirs of the American academy“ (1845, S. 211):

Unsere englische Sprache ist jetzt ohne Widerrede bestimmt bald die Sprache des Handelsverkehrs zu sein über den Stillen Ocean und Amerikas Küsten, und vielleicht in einer entferntern Periode an der Ostküste Asiens desgleichen; Dank dem Unternehmungsgeiste der zwei größten Handelsnationen, England und der Vereinigten Staaten.

Ein längeres Verweilen bei solcherlei Betrachtung wird den aufmerksamen Leser nicht unnütz bedünken, welcher der neuern Sprachforschung vielleicht nicht nähergetreten, sich einmal die ganze volle Bedeutung der wenigen und doch so inhaltsschweren Worte: „Die Sprachen Europas“, wie sie das erste der oben verzeichneten Bücher an der Stirn trägt, auf einen Augenblick vergegenwärtigen will, oder nun erst gar ein Fortschreiten zu Steinthal's Buch „Classification der Sprachen“ sich als eine unaufschiebliche Foderung der Wissenschaft vorführen lassen, welche, wie lange auch die Praxis noch hinter ihr zurückbleibe, allmälig auf die ganze Summe sämmtlicher Erdensprachen sich wird erstrecken und durch stets gesteigerte Ausbildung aus dem Groben ins Feine weiter und weiter wird befriedigt werden müssen.

Beide Themata, sowol die Sprachen Europas in ihren Wechselbeziehungen zueinander, wie die Classification der Sprachen, sind im Grunde erst in unserm Jahrhundert zu Gegenständen bewußterer und erfolgreicher Bemühung geworden, und es sind mit ihrer Erörterung und Hinaufleitung ins Gebiet geschichtlich-naturwissenschaftlicher Forschung einer- und der Philosophie andererseits die klangvollsten Namen, wie dort Bopp, Grimm und Diez, hier und dort Wilhelm von Humboldt aufs innigste verflochten, zum sichersten Beweise welch hohes Interesse sich an sie knüpft. Zwei kenntnißreiche und einsichtsvolle junge Männer, Schleicher, jetzt an der Universität zu Prag, uhd Steinthal, an der zu Berlin, haben in den oben verzeichneten Schriften die nur eben berührten Themata aufgenommen, und jeder dem seinigen gemäß zwar in verschiedener Richtung, aber doch nach einem im Ganzen gemeinsamen Ziele hin dieselben unter Anschluß an ihre Vorgänger und unter selbständiger Darlegung der von Letztern gewonnenen Ergebnisse auch ihrerseits weiter zu führen nicht ohne erklecklichen Gewinn für die Sache gestrebt.

Der Unterschriebene schloß seinen vor Jahren in der „Encyklopädie“ von Ersch und Gruber veröffentlichten Artikel „Indogermanischer Sprachstamm“ mit den Worten:

Eine weitere Aufgabe als die wir in flüchtigen Umrissen versuchten, nämlich die Aufzählung sämmtlicher zum indogermanischen Stamm gehöriger Völker, wäre die andere vielleicht um Vieles schwerere, die aufgezählten Sprachen jener Völker, ja nicht blos diese einzeln genommen, sondern auch in ihrer Gesammtheit, zu charakterisiren und zu würdigen.

Es ist nun diese zweite Aufgabe, deren mit ersterer verbundene Lösung „in systematischer Uebersicht“ Schleicher sich in seinem Buche zum Ziele gesetzt hat. Ja er greift noch weiter, insofern als er nicht nur auch von den freilich nach Zahl und Gewicht minder bedeutsamen Sprachen Europas, die außerhalb des Indogermanismus fallen, und ihren asiatischen Anverwandten Kunde gibt, sondern zugleich seine „übersichtliche Darstellung der sprachlichen Verhältnisse wenigstens der bekanntern Theile der Erde, also zunächst Europas“ mit einer „kurzen Entwickelung des Wesens der Sprache, sowie einem Umrisse der Linguistik“ vereinigt oder darauf gründet. Den Gegenstand auch nur nach mäßiger Anfoderung zu erschöpfen, steht zur Zeit noch in keines Menschen Macht; dazu, wieweit auch schon den Umständen nach vorgeschritten, stecken wir noch zu sehr in den Anfängen, und der Vorarbeiten sind erst wenige und an den wenigsten Orten leidlich genügende. Bei alle Dem ist es schon gegen früher ein gewaltiger Sprung auch nur zu einer so brauchbaren „Uebersicht“, wie sie uns im Schleicher'schen Buche

vorliegt. Diese Uebersicht, nach des Verfassers Bemerken „nicht für den Linguisten von Fach geschrieben", läßt übrigens, abgesehen noch vom Anhange, welcher drei dankenswerthe Untersuchungen: 1) „Was entspricht im Litauischen dem Kirchenslawischen Jer und Jerr?" 2) und 3) „Ueber das Supinum und einige Participialformen im Slawischen", enthält, auch den Linguisten nicht ganz leer ausgehen und gewährt, wenngleich ihm natürlich Vieles anderweit bekannt ist, was der Draußenstehende, auf welchen das Buch eigentlich berechnet ist, erst aus diesem lernt, doch auch in dem zum Theil neuen Zusammenhange, in welchen das Alte mit Neuem gebracht worden, selbst seinem Auge einen erfrischenden Anblick. Da jetzt unter den Uneingeweihten doch eine schon nicht mehr allzu dünne Schar solcher vorausgesetzt werden darf, welche ohne gerade die leicht abschreckenden Mühen einer werdenden Wissenschaft und schwebender Untersuchungen theilen zu wollen, doch an den wichtigern Ergebnissen der Linguistik ein lebhaftes Interesse nehmen möchten, da ferner diesen ihren Bedürfnissen kurz, aber vielleicht in nur desto erwünschterer und auch in sonst zweckmäßiger Weise das Buch abhilft und überdem dessen Form statt abzustoßen vielmehr eine sehr gefällige zu nennen ist: so darf man dem Verfasser vielleicht aus Linguisten und Nichtlinguisten einen zahlreichen, ich wünsche recht zahlreichen Leserkreis versprechen.

Auf Einzelnes in dem vielumspannenden Buche erweiternd oder polemisch einzugehen, verbietet nicht nur die Rücksicht auf d. Bl., in welchen unsere Anzeige erscheint, sondern auch auf die beiden noch übrigen anspruchsvollern Bücher. Von der Systematik Schleicher's noch nachher ein Wort, wo uns Steinthal auf dies Capitel bringen wird. Es genüge zu sagen daß nach der Einleitung die sich mit dem Unterschiede zwischen Linguistik und Philologie und mit der Methode ersterer, mit Wesen und Eintheilung der Sprache und dergleichen befaßt und mit einem Abrisse schließt von der chinesischen Sprache als Repräsentantin A. der einsilbigen Sprachclasse, wovon in Europa kein Beispiel vorkommt, dann fortgegangen wird zu B. agglutinirende Sprachclasse: a. agglutinirende Sprachen im engern Sinne, worunter in Europa Türkisch (Osmanli) fällt und die finnischen Sprachen, eingerechnet Magyarisch; b. einverleibende Sprachen. Baskischer Sprachstamm, rücksichtlich dieser Sprachenabtheilung mehrfach stimmend zu amerikanischen Idiomen. Unter C. Flectirende Sprachclasse: I. Semitischer Sprachstamm (in Europa nur Maltesisch, außer dem Hebräisch der zerstreuten Juden); II. Indogermanischer Sprachstamm, bei Schleicher in acht Familien nach dieser Reihenfolge: Indisch und Iranisch; Griechisch, wohin auch das Albanesische gestellt worden, und Romanisch (Latein nebst Töchtern, deren Besprechung hier von Delius herrührt); Lettisch und Slawisch; Germanisch; Celtisch. Wie man sieht, stellen sich unter dem Banner des Indogermanismus viele der mächtigsten, körperlich schönsten und zugleich geistig begabtesten Volksgeschlechter Asiens und Europas wie an die Spitze der ganzen (G. Klemm würde sagen: nicht blos der passiven, sondern sogar auch der activen) Menschheit und ihrer tiefer aufregenden Geschichte und Geistesbewegung; und, das kann nicht für muthwilliges Spiel des Zufalls gelten, auch deren Redegabe ist nicht nur meist in künstlerischer Ausbildung, sondern auch in natürlicher Anlage (man heißt diese bevorzugte Form flexivisch) weit, weit der Mehrzahl ihrer Mitvölker voraus. Daß aber unter jenen Völkern und zwar unter welchen die innigsten Bande des Bluts bestehen, ist unableugbar eine der merkwürdigsten und fruchtbarsten wissenschaftlichen Entdeckungen unsers Jahrhunderts, ist eine der Linguistik nicht mühelos in den Schoos gefallene, vielmehr eine nach vielfältigem, Jahrhunderte hindurch vergeblichem Suchen und Tasten, und zwar erst infolge des Aufsteigens vom Sanskrit an unserm europäischen Horizonte und des genialen Funds einer comparativ verfahrenden Methode der Sprachzergliederung von ihr gepflückte Frucht unermüdlicher Forschung.

Die Menschen essen und trinken nicht allerorten mit stets sich gleichbleibenden Worten; aber es thun so z. B. die Anwohner des Ganges und in Europa etwa die Ilissus oder Tiber, den Rhein, Tajo, Seine, Themse oder die Newa trinken. Unser jetziges: Essen z. B. entspringt aus gothisch itan und ist, nebst lateinisch edere, ἔδειν, russisch jes-t', mit der Sanskritwurzel ad vermittelt. Desgleichen πίνειν, im Lateinischen Beides, das reduplicirte bibo (Sanskrit pivâmi) und frequentative poto, Polnisch pi-ć u. s. w.; im Germanischen jedoch durch ein völlig anderes Wort: trinken und daher Italienisch trincare, d. i. weidlich zechen, vertreten, mit Sanskrit pâ und pî. Ja sogar, Honny soit qui mal y pense, die jenen polarisch entgegengesetzten menschlich-thierischen Bedürfnisse (Sanskrit had und mih, χέζειν und ὀμιχεῖν, mingere, agf. mige sammt pard, πέρδειν, pedere, englisch fart u. s. w.) fanden bereits in der indogermanischen Urwelt einen von mehren seiner abgesenkten Glieder aus der alten in die neue Heimat mitgenommenen und im Gedächtniß wohlaufbewahrten Ausdruck.

Auch ist in den verschiedensten Erdtheilen oder Ländern und bei anderer Sonnenneigung der Menschen „Nahrung" nichts weniger als immer die gleiche. Man hat darauf je zuweilen, wie Gervinus scherzhaft z. B. zwischen Wein-, Bier- oder Wasseruniversitäten unterschied, eine Eintheilung der Völker gründen wollen: allen Ernstes ein tieferes Eintheilungsprincip als man denkt, erwägt man nur daß es zwar nicht des Menschen Wesen, ihn allerdings aber an einem äußerst empfindlichen Organe trifft, dem großen magister artis ingenique largitor venter! und daß wie des Thieres Bau und Art von seiner Nahrung (z. B. die Frage — für manche Thierclassen die Hamlet'sche um ihr Sein oder Nichtsein, ob Fleisch oder Gras?) sehr wesentlich bedingt wird, so auch der Mensch von den äußern Bedingungen seiner Existenz nicht blos an Leib, sondern auch an Seele und Geist gar mannichfaltige Einwirkungen und bald hemmende, bald fördernde Bestimmungen erleidet. Oder erinnere Einer sich

doch z. B. des Grönländers, welcher (sagt man anders dies ihm nicht fälschlich nach) durch häufigen Genuß des Thrans sich vor dem Froste schützt, des biertrinkenden Baiern, des kaffee- oder sorbetschlürfenden Türken oder des Franzosen, leichtblütig und aufschäumend wie das Gewächs seiner Champagne. Ebenso ist nordisches Haferbrot, deutsches Roggenbrot, französisches oder englisches Weizenbrot, amerikanisches Maisbrot u. s. w. nicht einerlei Brot. Wer wie der beschaulich-indolente Indier Reis zur Hauptnahrung hat; wer sich wie der schlanke und hagere, aber ausdauernde und muthige Maure fast mit der Dattel behilft, und die großen Liebhaber von Thee, die unausstehlich nüchternen und philisterhaften Chinesen; Stutenmelker (Hippomolgen) und andere nomadische Milchtrinker; der nach Wild die Wälder Nordamerikas durchstreifende Indianer und der mehr dem Wasserreiche als dem Lande angehörende Fischesser (Ichthyophage); die starken nebelfeindlichen englischen Getränke (außer dem Thee, dessen Genuß Großbritannien erst dem Chinesen ablernte), mit obligatem Plumpudding; doch wozu soll ich die Galerie noch bunter machen? Welche Kluft der Lebenssitte, des Temperaments und Charakters!

Beschäftigung, wird man meinen, sei ein besserer Eintheilungsgrund als der genannte. Aber wie? Hängt nicht auch die Beschäftigung des Menschen, zumal des noch in den ersten unmittelbaren Verhältnissen zurückgebliebenen, aufs innigste zusammen mit dem Streben zu allererst durch Nahrung und dann Kleidung, Wohnung, Abwehr von Feinden, will sagen, nicht nur fremdstämmigen Menschen, sondern auch andern Feinden aus der belebten und unbelebten Natur sein bischen Leben zu schützen und erträglich zu machen? Die Eintheilung der Völker in Jäger oder Fischer, Hirten (Hirten der Steppe, z. B. in Asien und in den ungarischen Puszten; des Gebirgs, wie die Aelpler; Viehhalter des Marschlands, wie die zugleich seefahrenden Holländer) und Ackerbauer, dann später Handel und Fabrikgeschäfte betreibende Völker und dergleichen mehr bezeichnet allerdings auf der Cultur- (nicht zugleich immer der moralischen und Glücks-) Klimax niedere oder höhere Sprossen; was weiter aber? Diese oder andere Eintheilungen der Völker, deren man noch mehre vorschlagen könnte, wie z. B. nach der Religion, berühren allerdings sehr wichtige Seiten, nicht den ganzen vollen und innersten Kern der Menschheit.

Dem Kerne aber läßt sich von zweierlei Punkten aus wirklich näher kommen. Den einen Weg, wobei man auf körperliche (mithin die äußern) Abstände der Völker, wie Schädelbildung, Hautfarbe, Beschaffenheit des Haares u. s. w. und die daran erkennbaren Racenunterschiede sein Absehen nimmt, hat die Naturgeschichte schon längere Zeit hauptsächlich auf Blumenbach's Anregung verfolgt, ist aber zu Ergebnissen gelangt die ihrer oft äußerst großen Differenz wegen noch des Unzuverlässigen und Unhaltbaren gar viel enthalten mögen. Außer diesem naturhistorischen ist in neuerer Zeit auch von der Linguistik ein anderer Weg eingeschlagen, der, wie er schon jetzt in diesem Betracht außerordentlich viel vorsichbrachte, auch fernerhin weiter betreten und geebnet allmälig über die Affiliation des gesammten Menschengeschlechts den vergleichsweise sichersten Aufschluß zu gewähren verspricht. Dazu bedarf es der weitestgreifenden Erforschung der Sprachen, diesen einschneidendsten und, man könnte auch mit tieferm Bezuge als dem eines bloßen Wortspiels sagen: sprechendsten Unterscheidungsmerkmalen oder Schibboleths, wodurch, weil der Mensch nicht blos mehr, sondern qualitativ ganz was Anderes ist als das Thier, nämlich ein selbstbewußter persönlicher Geist in und mit einem überthierischen Körper, und seine, des Menschen, Sprache sein eigener im Laute, d. h. dem Sprachleibe ihm offenbar gewordener Geist, die Völker sich noch wahrer und wenn auch nicht in so barer blanker Natürlichkeit, doch kaum minder zwingend voneinander sondern als durch jene Lavater-Gall'schen Proceduren der Physiologie. Daher ferner, inzwischen wir werden sehen, auch schon an sich das Bedürfniß einer Classification der Sprachen, wenn diese gleich nicht immer (man nehme etwa das französische Volk als der Hauptsumme nach bestehend aus celtischen Galliern mit sicherlich doch nur sehr wenig proportionalen Zusätzen von römischem und germanischem Blute in der Mischung, und Französisch, die Sprache, mit seinem für das Celtische gerade umgekehrten Verhältnisse in den Procenten) als mit jener der Völker schlechthin und ohne Weiteres identisch und zusammenfallend zu denken.

Schon Dante versucht in seiner in alle Wege merkwürdigen Schrift über das Volgare, d. h. keine andere Sprache als das von ihm und seinen Genossen Petrarca und Boccaccio ans Licht hervorgezogene und statt des dazu scheel blickenden Lateins in die Literatur eingeführte und neben ihm geadelte Italienisch, was eine prosaische Rechtfertigung sein sollte, die Poesie durch Anwendung jenes misachteten Idioms in der „Divina commedia" gleichsam beleidigt zu haben, versucht, sage ich, eine Art Anordnung der geläufigsten europäischen Sprachen nach ihrem Ausdrucke für das Ja; ein obschon nebenbei greifender und zu wohlfeilem Spotte reizender, doch des großen Dichters vollkommen würdiger Gedanke oder lieber ein prophetischer Tiefblick, dessen hohe Bedeutung sich erst in unserm Jahrhundert enthüllen sollte. Steinthal gedenkt dieser freilich sehr embryonischen Sprachenclassification nicht. Er hat auch nicht, was ihm noch weniger zum Vorwurfe gereicht, einer andern den Platz gegönnt, die ich einem Buche mit sehr volltönendem Titel (Städler, „Wissenschaft der Grammatik", Berlin 1833, S. 18 fg.) entnehme. I. Die Völkersprachen. A. Die natürlichen; B. die gebildeten Sprachen. (Vergl. die Verurtheilung solcher Unterscheidungsweise und Misordnung in von Humboldt's „Verschiedenheit des Sprachbaues", S. 17 fg.) An der Grammatik seien drei Bildungsperioden zu unterscheiden. In der ersten, heißt es, vollendet die Sprache ihr Material [ohne Form? muß ich fragen], in der zweiten ihre Form, in der dritten ihren idealen Inhalt selbst, und demgemäß erhalten wir nun auch eine Dreitheilung von

Sprachen: a. als Sprachen der ersten Bildungsperiode die sogenannten orientalischen (ja freilich der Orient ist ein weiter Sack, in welchen gar Vielerlei geht, und dazu der dort aufgehenden Sonne zum Trotz für Manchen noch ein vollkommen dunkeler); b. die antiken oder classischen; c. die modernen oder auch christianisirten, und diese laufen wieder auseinander in α. die romanischen, β. germanischen, γ. slawischen. II. Der Dialekt oder die Mundart. III. Das Idiom oder die Aussprache. Also in schönster Form die berühmte Hegel'sche Trilogie, ich besorge jedoch mit nachhinkendem Satirspiel. Das zur Probe wie die Sprachen nicht eingetheilt werden dürfen, wenn anders die Eintheilung ihnen nicht so äußerlich bleiben soll wie dem Manne der Rock, der zwar sehr oft den Schein des Mannes, in Wahrheit nie den Mann selbst macht, oder auch wie die ersten unter den erwähnten Völkerclassificirungen. Es wird der Mühe lohnen Dem einige Worte aus der Schelling'schen Schule gegenüberzustellen, die, wenn auch nur eine Aufgabe, nicht den Versuch ihrer Lösung enthaltend, doch schon um des Mannes willen nicht ohne Interesse sind, von welchem sie herrühren. Wir meinen Steffens, welcher in der Einleitung zum zweiten Bande seiner „Caricaturen des Heiligsten" (S. 84 fg.) sich dahin äußert:

Es dringt sich uns eine Aufgabe auf, vielleicht für die wahre Wissenschaft die höchste, wenn sie lebendig ergriffen und gelöst wird; eine Aufgabe die die Zeit zu ahnen scheint, obgleich sie kaum reif für sie ist, die nämlich, alle Sprachen in eine große Sprachorganisation vereinigt zu sehen, wie alle Thiere in eine Gesammtorganisation; in den rohen Sprachen die Prototypen der höhern, wie in den geringern Thieren die Andeutungen der höhern zu finden u. s. w.

Die Trias vollzumachen scheint nicht undienlich außerdem noch einen dritten Philosophen zu hören, nämlich Krause („Abriß des Systems der Philosophie", Göttingen 1825, worin S. 51—66 ein „Grundriß der analytischen Sprachwissenschaft" enthalten). Er sagt daselbst:

Alle Sprachen der Erde nach ihrer Verwandtschaft und nach ihrer Verschiedenheit, nach ihrer Ursprünglichkeit (Urheit) und nach ihrer Abstammung und Vereinbildung als ein Ganzes zu überschauen, darzustellen und nach dem Urbegriffe (dem Ideale) der Einen Sprache überhaupt und der Menschheitssprache und Volkssprache insbesondere zu würdigen, ihre höhere Ausbildung musterbildlich vorauszuschauen und kunstgemäß zu leiten, ist eine wesenliche (so!) für das Menschheitsleben selbst wichtige Aufgabe der reinen mit der philosophischen vereinten Geschichtswissenschaft, zu deren Lösung schon schätzbare Vorarbeiten geleistet sind.

Uns bahne endlich zum Folgenden den Uebergang ein Wort Varnhagen von Ense's („Denkwürdigkeiten", IV, 294):

Die Betrachtung der Menschengeschichte als einer gemeinsamen Entwickelung, die Untersuchung des Wesens bestimmter Geistesgebilde, die Erfassung aller Sprache als eines organischen Ganzen, was ist dies anders als eine Naturforschung höchster Art, wo die Natur selbst schon geistig wird?

Was von dem welterstürmenden, titanengleichen Brüderpaare der Humboldt in einer Richtung seiner Bestrebungen der ältere gewollt, es ist mit jenem auf Wilhelm von Humboldt angewendeten Worte knapp, aber bezeichnend ausgesprochen. Auch er, der Verewigte, trug einen Kosmos in der Seele, nur hier als wissenschaftlichen Wiederschein von einer Welt menschheitlicher (d. h. des Mikrokosmus) Schöpfungen; das, wenn aus nichts Anderm, würde man allein aus seinem Kawiwerke erkennen mit der langen Einleitung. In letzterer sind zu einem so stolzen Baue in der That schon die wesentlichsten Grundlinien gezogen, und ewig Schade daß des allgewaltigen Heros schwer und stets am letzten mit sich und seinen Arbeiten sich befriedigtfühlender Sinn ihn nicht schon in einer frühern Lebensperiode nach Zurichtung bereits so vieler Quadern und Baustücke (deren ein großer Theil in der königlichen Bibliothek zu Berlin noch vergraben liegt) zum Aufbau selbst kommen ließ, der freilich, man muß es bekennen, vielleicht auf noch lange hin, selbst nach riesiger Mehrung der gründlichsten Vorarbeiten, fast über Eines Mannes Kraft und Zeitspanne hinausreicht. Es war außer andern Mahnungen an seinen Genius auch die ergangen zu einer Anordnung, welche in der Natur und Wahrheit gegründet die mannichfaltigen Fleisch- oder Wortwerdungen zurechtstelle von jenem im sonderbar verschlungenen und krausen Völkergewirr lautgewordenen allgemeinen Menschengeiste, der, jener Awataren, seiner in gebrochenen Ausstrahlungen specialisirten Erscheinung ungeachtet, im Wesen dennoch Einer bleibt. Und so war er der Erste welcher in jener auch unter dem besondern Titel: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" 1836 erschienenen Einleitung zu einer physiologischen Classification der Sprachen einen dauernden tiefern Grund legte und hierdurch bis zu einem beträchtlichen Grade hin leistete, was die Philosophie als eine Foderung der Wissenschaft, und diesmal wider ihre sonstige Art zum Verwundern schüchtern, blos angetippt, nicht eigentlich schon selbst ergriffen oder auch nur als wohlformulirtes Exercitium für die Sprachforscher zur nachachtenden Ausführung hingestellt hatte; ja zum Ueberschuß uns mit noch vielem Andern bereicherte, wovon in ihren erdvergessenen Himmeln auch die Philosophie sich noch Nichts träumen lassen.

Als nicht lange nach Erscheinen des ersten Bandes vom Humboldt'schen Kawiwerke gegenwärtiger Berichterstatter im Aprilhefte 1837 der „Allgemeinen Literaturzeitung" den frischen Eindruck zu schildern sich bemühte, welchen das außerordentliche Werk auf ihn gemacht, und dem Publicum von dem Riesenschritte eine Ahnung zu geben, welchen durch dasselbe die Sprachwissenschaft nicht nur, die Wissenschaft überhaupt ins Vorwärts hineingethan: da natürlich, es konnte nicht unterbleiben, kam auch Humboldt's unvergleichliches Verdienst zur Sprache, um, wie ich mich ausdrückte, „was als das Schwerste erscheinen mußte und wirklich es ist: eine sichere Eintheilung der Sprachen nach der Verschiedenheit ihres Baues", indem „als in der Mitte stehend zwischen Wort und Redetheil diesseit und der ganzen, vorkommenden Falls zur Rede anwendbaren Sprache jenseit" der große Mann

mit sicherm Griff „sich die Satzeinheit — und deren verschiedenartiges Zustandekommen — zur charakteristischen Unterscheidung der Hauptclassen von Sprachen aussersah" (ebendaselbst S. 401, 494). Auch geschah dann der vier Formen Erwähnung, z. B. nach seiner Angabe („Verschiedenheiten des Sprachbaues", S. 301):

Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung außer der aller grammatischen Formen [wohlverstanden: Formen, nicht, was ein Unsinn wäre, aller Form] entrathenden chinesischen Sprache [die isolirenden Einsilbler] drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt, die flectirende, agglutinirende und die einverleibende;

woraus sich ihm, ohne viele mögliche Mittel- und Mischlingsclassen auszuschließen, nach einem nicht nur einfachen, sondern auch folgerichtig festgehaltenen Eintheilungsgrunde jene genannten vier Hauptclassen ergeben. Und wenn Schleicher in seinem Buche unter dem von Steinthal (S. 7) getadelten Bilde: krystall-, pflanzen- und thierartiger Sprachen, wir wollen es in Kürze wiederholen, folgende Anordnung trifft: A. Einsilbige Sprachclasse (Chinesisch). B. Agglutinirende Sprachclasse: a. agglutinirende Sprachen im engern Sinne (tatarische Sprachen; Sprachen im Kaukasus); b. einverleibende Sprachen (Baskisch; amerikanische Sprachen). Endlich C. Flectirende Sprachclasse (semitischer und indogermanischer Sprachstamm): so kann ich mich nicht überreden, er befolge eine wesentlich von der verschiedene welche Humboldt an die Hand gab. Ich für meine Person habe nie eine Spracheneintheilung jener Art unternommen, ja in Betracht meiner zu wenig ausgedehnten Sprachkenntnisse und im Gefühle der nahezu unüberwindlichen Schwierigkeit der Sache eigene Versuche zu wagen bisher nicht den Muth gehabt; fand daher auch gelegentlich einer flüchtigen, überdem mehr zu bloßem Privatgebrauche einem Freunde mitgetheilten „Skizze der Sprachwissenschaft", die in den „Jahrbüchern der freien deutschen Akademie" (Heft I, 1848) sehr fehlerhaft gedruckt worden, keinen Anlaß eine andere als mit ausdrücklicher Angabe ihres Finders, wenigstens den ich in meiner Unbefangenheit dafür hielt, die Humboldt'sche zu nennen, und soweit ich sie richtig auffaßte in Kürze zu kennzeichnen. Aber Steinthal, vor vielen Andern ein besonders aufmerksamer Leser W. von Humboldt's, und dieser Umstand kann nur meine Verwunderung zu erhöhen dienen, belehrt mich jetzt („Classification der Sprachen", S. 7) allen Ernstes, wie jene Eintheilung nicht Humboldt, sondern Niemand anders als mir selbst unbewußt meiner unwerthen Person angehört. Man wird wol meiner Versicherung Glauben schenken, ich hätte nicht den mindesten Grund über Zusprechung einer solchen Entdeckung irgend ungehalten zu sein; auch nicht darüber, wenn neben der diesmal unberührt bleibenden Eiche Humboldt ich zufällig sollte haben den niedrigen Busch spielen müssen, in welchen der allerdings wol indirect einem andern Haupte als dem meinen geltende Blitzstrahl hineinfuhr. Annehmen jedoch kann ich sie nicht um der Wahrheit willen diese Urheberschaft. Schwerer aber noch erhole ich mich von dem Erstaunen bei der Nachricht (S. 57) daß Humboldt, „von der Theorie daran verhindert", zu gar keiner Classification der Sprachen gelangt ist, wie doch wir Andern, die Schlegel, Bopp und, ich muß mir nun schon für einen Augenblick die Ehre gefallen lassen, Pott, deren Versuche zu Anfange der Schrift kritisch gewürdigt werden. Also Humboldt, er, welcher doch auf „die Verschiedenheit des Sprachbaues" und zwar im großen Stile, wie vor ihm und auch noch nach ihm Keiner, sein Nachdenken und die Aufmerksamkeit Aller die da sehen und hören wollen gerichtet hatte, wirklich zu gar keiner? und trotz der nicht allzu kargen Besprechung unter der Ueberschrift seines Namens, von S. 13—52, die ja für diesen verneinenden Fall beinahe nicht dahin gehörig scheinen könnte? Doch nein, auch Humboldt, obschon „von der Theorie verhindert" (S. 50 geht blos die Rede von der „zu weiterer Clàssification nicht gelangten Praxis"), hat allerdings eine Art Classification ausgefunden, welche Steinthal aus ihrem Versteck in der Einleitung (S. CCCXLVII, „Verschiedenheit des Sprachbaues", S. 331) hervorzieht, nämlich:

A. Unvollkommenere Sprachen: a. Partikelsprachen, das Verbum ohne jeden charakterisirenden Ausdruck (das Malayisch-Polynesische, Barmanische u. s. w.); b. Pronominalsprachen, das Verbum durch angefügte Pronomina charakterisirend (die amerikanischen Sprachen).

B. Vollkommenere Sprachen: a. isolirend (Chinesisch); b. flectirend (das Indoeuropäische).

Die etwas gestrenge Dialektik nimmt es auch mit dem Ausdrucke sehr scharf, ja ist nur zu geneigt mitunter die Worte ein wenig zu pressen und schrauben. Wol möglich also daß Steinthal einfach dies zu sagen hat, es aber auf Umwegen zu sagen vorzieht: Vor mir hat es überhaupt noch keine „Classification" der Sprachen gegeben, eine Eintheilung wol, welche die Theilnehmer nebeneinander stehen läßt, aber keine Classification welche den Namen verdiene in dem von mir bestimmten abgegrenzten Sinne des Worts, d. h. keine etwa den Thierclassen analoge An- und Ueberordnung der Sprachen nach „stufenweise verschiedenem Vorrücken des Princips ihrer Bildung", in welchen Worten sie zwar mein unmittelbarer Vorgänger (vergl. die „Sprachwissenschaft Humboldt's", S. 45) ahnungsvoll bezeichnet hat, aber noch nicht zur Ausführung gebracht. Vielleicht ferner daß sein aufstrebender Sinn schon durch die Zahl der Jahre auflodernder und minder zaghaft als der eines zur Zeit, wo er sein letztes Vermächtniß an die Nachwelt abfaßte, körperlich bereits sehr gebrochenen ältern Mannes, dessen Geistestiefen zudem in der unermeßlichen Fülle lebendigster Anschauung von Sprachen (dem Heimgebrachten eines ganzen fleißigen Lebens) da und dort ihm zu schreckhaft erscheinende Bilder entsteigen mochten als Abmahner von dem Wagniß einer durchgeführtern Sprachenclassification, daß sein jugendlicher Muth, sich hinwegsetzend über manchen den Weg versperrenden Stein oder Stamm, ihm auch das Ziel in größerer Nähe und Leichtigkeit der Erreichbarkeit zeigte und deshalb umgekehrt seines nächsten Vormanns bedächtige Schritte zu furcht-

sam und nicht schnell und weit genug vorwärtsbringend. Hr. von Humboldt „verzweifelt", dies ist allerdings sein in der Gewissenhaftigkeit etwas weitgehender Ausdruck, den wir aber auch mit Bezug auf ihn selbst als Erguß eines oft viel zu sehr überfließenden Mistrauens in die eigene Kraft nicht strengbuchstäblich nehmen dürfen; verzweifelt wegen der fast unabsehbaren Mannichfaltigkeit der Sprachen in ihrem Baue an einer „erschöpfenden (das ist wiederum sein vom hellsten und durch die reichste Erfahrung unterstützten Bewußtsein ihm eingegebener Ausdruck) Classification der Sprachen", und zwar unter sehr einsichtsvoller Darlegung der entgegenstehenden Hemmnisse. Er läßt es sich daher auch vorderhand genügen an Setzung von erst einigen sichern Marksteinen innerhalb der Sprachverschiedenheit und hält, auf absoluten Abschluß keinen Anspruch machend, zu fernern Grenzbestimmungen dazwischen der Zukunft den Raum offen. Wie Humboldt's Sprachenclassification Steinthal unter den Händen und uns aus den Augen verschwunden, dadurch daß sie unvermerkt in fremde Schuhe glitt, sahen wir. Von derjenigen aber welche Steinthal nun an deren Statt, wie er sagt, „mit Berücksichtigung weniger anderer hierhergehöriger Stellen", ich wüßte jedoch nicht genau welcher, für die Humboldt'sche ausgeben möchte, scheint mir schon aus dem Grunde weil sie aus bloßen Winkeln und aus einem wahren Verstecke mußte zusammen- und hervorgesucht werden, mehr als ungewiß ob ihr vermeintlicher Urheber sie als die seinige würde anerkannt und nicht wol eher darin eine Horazische Gestalt jener Art erblickt haben, ut nec pes, nec caput uni reddatur formae. Ganz unzweifelhaft rückt Humboldt isolirende und flectirende Sprachen in zwei Hauptclassen auseinander, aber schon daß er sie (ich schreibe dies mit festem Hinblick auf die Steinthal'sche Schrift über Humboldt, S. 128 fg.) unter der Firma größerer Vollkommenheit wieder vereinigen sollte, um beide über die zwei andern von Steinthal vorgeführten „unvollkommenern" zu stellen, zu dem Glauben kann ich mich nur überführt bewegen lassen. Zwar schon um zu verhüten daß nicht der Unverstand dem Chinesen eine kinderhafte infantia oder Sprachunmündigkeit andichte, aber auch aus Gerechtigkeitsgefühl hebt W. v. Humboldt namentlich (S. 323) außer andern hohen Trefflichkeiten *) an der chinesischen Sprache die große Consequenz, man spräche vielleicht richtiger: ihres Verfahrens als ihres Baues hervor; aber er ist kein solcher Bewunderer bloßer, bei falscher oder schlechter Grundvoraussetzung nur in beschränktem Sinne rühmlicher Consequenz, um nicht, wie z. B. S. 285 geschieht, zugleich „die offenbare Unvollkommenheit in der Sprachbildung" gewahr zu werden, welche jener ungeachtet dem Chinesischen zugrundeliegt. Oder (S. 188) für unsern Zweck noch deutlicher:

Verglichen mit dem einverleibenden [d. h. polysynthetischen oder aggregativen amerikanischen, worin fast in eigentlichst wörtlichem Sinne die „anderthalb Fuß langen Verba" des römischen Dichters in Menge uns entgegenstürzen: ein bloßer Scheinreichthum] und ohne wahre Worteinheit lose anfügenden [agglutinirenden] Verfahren erscheint die Flectionsmethode [wie im Sanskrit und unsern europäischen Sprachen] als ein geniales, aus der wahren Intuition der Sprache hervorgehendes Princip.

Dagegen:

Schwäche des sprachbildenden Triebes läßt bald, wie im Chinesischen, die Flexionsmethode nicht in den Laut übergehen, bald, wie in den Sprachen welche einzeln ein Einverleibungsverfahren befolgen, nicht frei und allein vorwalten u. s. w.

Was das erste Sprachenpaar in Steinthal's obigem Schema anbetrifft, so läßt zwar W. v. Humboldt zu daß man gewisse Sprachen in besonderm Betracht „Partikelsprachen" nenne, und stellt damit die nicht von ihm, aber von Steinthal so genannten „Pronominalsprachen" in Gegensatz, jedoch ohne damit eine Sprachenclassification zu beabsichtigen, sondern bloße Hervorhebung von „Unterschieden durch welche mehre nicht stammverwandte

---

*) So z. B. vorzüglich im alten Stile den sehr energischen Lakonismus, der zwar nicht so widerwärtig als Schlaberndorf'scher, Einem doch leicht auf die Länge zu viel und zu stark werden möchte, schon bei der von durchgängiger Einsilbigkeit der Wörter unfehlbar hervorgerufenen Eintönigkeit, aller Modulation der Stimme zum Trotz, welche allerdings hier viel mannichfaltiger, in sogenannten Accenten, sich erweist. Ich lasse die Frage nach chinesischen Versen rücksichtlich ihres rhythmischen Klanges ungethan, weil ich mich augenblicklich nicht mehr genügend auf die chinesische Metrik (!) besinne, die von einem Engländer herrührend in den Schriften der Royal Asiatic society of Great-Britain and Ireland zu lesen steht. Ich spreche von der Prosa, von dem hartnäckig isolirenden Verfahren, welches zu keiner Silbenzweiheit (nicht einmal strenggenommen zu der einheitlichen Dualität mehrer Glieder in der Composition) es je kommen läßt, es nirgend, und zwar auch, allerdings consequent genug, sogar in der Schrift, worin nach rückwärts zu keine Auflösung der Silbe in Consonant und Vocal gestattet ist, über untheilbare und außer im Satze einander schlechthin abstoßende Monaden niemals über Silben (was hier stets mit Wörtern identisch) hinaus zu wohlgefügten und wohlgegliederten Silbencomplexen bringt, die allein erst eine wahrhafte Verschlingung der Bestandtheile eines Satzes, ich möchte sagen ein syntaktisches Enjambement ermöglichen. Nirgend ein (flexivischer) Ueberhang als Hinweis auf satzliche Zusammenhänge: Nichts als ein, weil abseiten des Sprechers in der Regel stumm bleibendes Imsinnebehalten, höchstens erst im Momente des Sprechens durch Ortsverschiedenheit der Silben innerhalb des Satzes (oder durch Partikeln) Zutagekommen von Sprachkategorien (Redetheilen) sammt ihren grammatischen Verhältnissen auch dem Eindrucke einer Oede sich nur schwer entziehender Silbenocean ohne jene wohlthuende Abwechselung für Ohr und Auge. Daher denn auch ferner zum Frommen von Hörer oder Leser die Nothwendigkeit so vieler Krücken des Verständnisses, ähnlich den Determinativen ägyptischer Hieroglyphik; und ein Zwang welcher zwar die sinnliche und geistige Aufmerksamkeit selbst des Eingeborenen während der Unterhaltung oder beim Lesen unvermeidlicherweise zu stets wacher Thätigkeit stachelt, leicht aber auch durch Ueberreiz und Ueberspannung ermattend wirkt. Der Chinese ist wie ein Sklave des strengst peinlichen und langweiligsten Ceremoniels von der Welt, so ein Sklave, ein (darin allerdings vor allen Völkern der Erde einen Vorzug behauptend) vollendeter Sklave der Wortfolge in seiner Sprache, welche kaum je, ohne Alles auf den Kopf zu stellen, eine Inversion gestattet. Sehr begreiflich: weil die aus dem räumlichen Nebeneinander schlechterdings nur einsilbiger Wörter und ihrer zeitlichen Succession entspringenden Verhältnisse des Vorher und Nachher ihm fast allein zur Andeutung grammatischer Verhältnisse dienen müssen, die einmal gewählte topische Anordnung mithin ohne Störung keinen Wechsel zuläßt. Der bloße Ort verleiht aber weder Gestalt noch den erfreulichen Unterschied von Farbe: es bleibt Alles daher ein unbelebtes graues Einerlei.

Sprachen wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen", [also vielleicht nicht wirklich bilden, und dann seiner Meinung nach sollte ich denken doch immer nur Classen von ungleich mehr untergeordneter Art als etwa die isolirenden und flectirenden].

Nachdem sich so Steinthal durch Hinwegräumung nicht sowol alter morscher Bauten als vielmehr blos weniger versuchsweise unternommener Bauanfänge den Boden freigemacht, ja sich durch schärfere Bestimmung des Wesens der Sprache (S. 58—64) einen seiner Meinung nach durchweg neuen (der Verfasser nennt ihn — ein großes Wort!), weltgeschichtlichen Standpunkt geschaffen, schreitet er über seine Vordermänner hinweg, jedoch, so meine ich, ohne des W. v. Humboldt'schen Hauptplans und des durch W. v. Humboldt gelegten Grundgemäuers (vergl. „Classification der Sprachen", S. 73 fg.) entrathen zu können, zur Errichtung des eigenen Gebäudes mit, um im Bilde zu bleiben, 13 großen Gemächern. Naturgeschichte wie Philosophie haben sich, nachdem man lange darauf los naturalisirte (von welchem freilich das unwissenschaftliche von der Spule eines oder zweier Heischesätze sich abspinnende Systematisiren nicht allzu weit abliegt), zu Systemen verstanden. Man weiß wie viel Schweiß jene, mit welcher die Sprachwissenschaft bei nahverwandter Methode der Forschung auch ziemlich gleiche Bedürfnisse theilt, es gekostet, von anfangs höchst einseitigen und künstlichen, d. h. nicht der Natur in ihrer vollen Wahrheit, sondern der Willkür subjectiven Beliebens gehorchenden Systemen allmälig zu natürlichen sich emporzuschwingen, welche darauf ausgehen den Naturkörpern Unterschied oder Gleichheit abzulauschen, wodurch sie in ihrem Gesammtcharakter, das erfodert zugleich: in ihrem principiellsten Punkte getroffen würden. Es ist ferner bekannt genug daß auch selbst unter den natürlichen Systemen selten eins für so absolut und abgeschlossen gilt als daß man darin für ewige Zeiten glaubte behaglich fortwohnen zu dürfen, ohne allen Umbau, ohne eine jeweilige Verstellung dieses oder jenes Meuble. So dürfen wir nun kaum hoffen bei den Sprachen als ihrer doppellebigen Natur (Körper und Geist) wegen noch unendlich verwickeltern Organismen als etwa der thierische Körper ist, sogleich auf den ersten, mehr als glücklichen Wurf hin in den Besitz eines vollendeten Classificationssystems zu gelangen. Ich habe dabei nicht im Auge daß viele Sprachen, z. B. des mittlern Gürtels von Afrika, entweder noch ganz oder so gut wie ganz unbekannt, dereinst bei dem Vornehmen ihrer Einfachung in das System möglicherweise uns nicht wenig stören oder selbst zu Abänderung des Systems nöthigen könnten. Mir bangt auch nicht allzu sehr bei der von A. v. Humboldt („Reise", I, 290) niedergelegten Bemerkung:

Es geht mit gewissen Idiomen wie mit jenen organischen Wesen welche jeder Classificirung in der Reihe natürlicher Familien zu widerstehen scheinen;

indem er sogleich den Trost folgen läßt:

Ihre (d. h. also auch solcher Sprachen incertae sedis) Isolirung ist nur scheinbar, sobald man durch Umfassen einer größern Anzahl von Gegenständen dahin gelangt die Zwischenglieder zu entdecken.

Was mich beunruhigt ist die Frage nach der Durchführung eines unter Berücksichtigung der nichts weniger als einfachen Natur der Sprachen vergleichsweise einfachen und auch wirklich (ich meine natürlich nicht: mit Zangen oder mit Händen) greifbaren Eintheilungsprincips der Sprachen.

Sehe ich mir nun hiernach ernstlicher Steinthal's Tabelle (S. 82) an mit der Ueberschrift „Das System der Sprachen als die Entwickelung der Sprachidee", so, ich kann es nicht bergen, steigen mir mancherlei Bedenken dabei auf.

Bei der Anordnung der 13 Classen ist ausschließlich die Würdigkeit des physiologischen Princips (nicht des, wie S. 71 unterschieden wird, äußern morphologischen: Gestaltung des Aufgefaßten) beachtet.

Da ein Wiederabdruck der Tabelle ohne Commentar unverständlich bleiben müßte, führe ich nur die Classen selbst an: I. Die hinterindischen Sprachen; II. der malayisch-polynesische Stamm; III. die Sprachen der Kaffern- und Kongostämme; IV. Mandschuisch, Mongolisch; V. die türkischen Dialekte; VI. der uralische oder finnische Stamm; VII. das Chinesische; VIII. das Mexicanische; IX. die nordamerikanischen Sprachen; X. das Baskische; XI. das Aegyptische; XII. das Semitische; XIII. das Sanskritische. Man wird fragen nach der Berechtigung zu gerade dieser sonst für ominös geltenden Zahl Dreizehn, nicht mehr noch weniger: ich meinerseits habe dafür keine Antwort. Mir scheint aber eine andere Frage ungleich wichtiger, nämlich die: auf was für Art und Weise überhaupt jenes System zustandegekommen? Auf aprioristischem Wege der Nothwendigkeit oder allein als Resultat immensester thatsächlicher und deshalb unabweislicher Erfahrung? Ich kenne meinen Autor zu gut als daß ich nicht sein Lächeln bemerkte über ein so einfältiges Entweder-Oder. Auf beiderseitigem Doppelgrunde steht das System, ist natürlich die in Bereitschaft gehaltene Antwort, oder wird, wie es Steinthal („Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's", S. 14) nennt, „anschauendem Denken oder denkender Anschauung", d. h. dem durchaus gleichzeitigen Operiren beider Thätigkeiten (S. 24) verdankt. Begreiflicherweise würde ein weiteres Drängen, ob auch die Fühlhörner immer fein genug, die Fangarme nicht zuweilen kürzer als sie sollten, oder ohne Bild, ob es nicht komme daß die Theorie (das Denken), von welcher unphilosophische Augen vielleicht noch zu viel Eierschale an Steinthal's Schriften entdecken möchten, je das eine oder andere mal der Praxis oder, wie wir auch sagen könnten, dem Sehen um ein paar Schritte vorauslaufe und letztere ihr nachhinke, viel zu unbescheiden sein. Ich meinesorts bekenne nur: es ist ein schwer Ding schon um die Ergründung Einer Sprache bis zu einer gewissen Tiefe hinein; und, wenn Dies, ein noch unendlich schwereres, wo es sich um Stämme, zuletzt gar wo um die Gesammtheit aller Stämme (auch selbst nur erst der bloßen Zahl nach) handelt. Ich weiß wohl: bis zu diesen ziemlich griechi-

schen Calenden können wir uns nicht vertrösten lassen, und zum Schwimmenlernen gehört einmal ins Wasser gehen. Auch, und den Einwand muß man gelten lassen, ist ja nicht zu Aufstellung einer Classification der Sprachen, wenn schon zu der nachherigen Einreihung in die Classen, Durchforschung aller einzelnen Sprachen nach ihrer ganzen Breite, ob auch wünschenswerthe, doch schlechthin erfoderliche Vorbedingung: wir haben nur sozusagen erst den Sprachen an den Puls zu fühlen zur Auffindung der eigentlichen Schlagpunkte. Freilich aber geht es damit nicht so leicht und einfach vonstatten; und ein summarisches Vorführen so in Bausch und Bogen, wie wir es jetzt noch oft in Ermangelung detaillirterer Kenntniß in Anwendung bringen, z. B. mit dem Worte: Amerikanische Sprachen, gleichsam als verstünde sich ihre durchgängige Gleichartigkeit von selbst, wird ins künftige immer mehr und mehr in Abnahme kommen müssen. Bei „denkender Anschauung" hat, versteht sich, das Denken der Anschauung Nichts vorzuschreiben. Die Sprachclassification kann daher von bloßen epitheta ornantia der Dichtung als falschem Schmucke keinen Gebrauch machen. Es bedarf wahrheitsvoller epitheta characteristica et classificatoria, die selbstverständlich nicht so wohlfeil sein können wie Brombeeren. Ueberdem wie nicht mit einem bloßen Prädicate der Charakter eines Volks (z. B. mit dem des Stolzes der Spanier, des Leichtsinns der Franzose, des Phlegmas der Holländer, oder der Deutsche mit seiner Ehrlichkeit) abgethan wird, so erfaßt man kaum je mit Einem Epitheton, auch selbst dem schlagendsten, eine so complicirte Lautwelt als eine Sprache ist bei ihren Wurzeln.

Steinthal, kein Mann bloßer Versicherungen und auch nie den Gegenstand leichthin auf die Achsel nehmend, bezeichnet im Schlußworte seine gegenwärtige Schrift als Einleitung zu einer Reihe von Werken, welche ein — unsern erhöhten Ansprüchen entgegenkommender — „neuer Mithridates", die von ihm „aufgestellten Sprachclassen nach ihrem eigenthümlichen Wesen in die vorzüglichsten Einzelheiten verfolgen werden", und fügt sehr richtig hinzu, wie er nur „dadurch seine Classification [vollständig] beweisen könne". Ein unzweifelhaft kühner Gedanke, der selbst im Fall (und das wende der Himmel) gänzlichen Mislingens noch Anerkennung verdiente. Als nächste Probe wird uns eine Darstellung der ersten Classe, der hinterindischen Sprachen, in nicht zu ferne Aussicht gestellt: eine Wahl die, wie Ritter das Beginnen seiner Erdbeschreibung mit Afrika als seiner Structur nach „einfachstem" Welttheile — gleichsam zur Vorübung — rechtfertigt, aus ähnlichem Grunde wenigstens meinen vollen Beifall hat. Möchte dabei, indem nicht Allen von uns die zugemessene Lebenszeit vergönnen dürfte, spem inchoare longam, und damit wir nicht in zu langwierigem Harren auf der Sandbank eines provisorischen Interims sitzen bleiben, und gleichsam zu einstweiliger Beruhigung der Verfasser unserm dringenden Wunsche nachgeben, sogleich an jenem ersten Beispiele in Vergleich mit der chinesischen Sprache, die, obgleich auch eine monosyllabe, und trotzdem daß sie vor jenen eine vollkommenere äußere Form voraushaben soll, doch auch wiederum mit ihnen gemeinschaftlich „zu den formlosen Sprachen" gehörige Sprache, er so weit über die hinterindischen und diese so tief unter jene, ja in der Stufenreihe der Sprachen ganz zu unterst stellt, es nicht bei der bloßen Versicherung von der Richtigkeit gerade dieser (im Allgemeinen das Vorhandensein einer solchen zugestanden) durch ihn hingestellten Stufenleiter und Rangordnung von Sprachen bewenden lassen, sondern uns an dem Einen (mir, ich gestehe es, bedenklichen) Punkte eine Gewährleistung nicht vorenthalten für die übrigen, welche mir auch noch nicht alle einleuchten. Er wird dies nicht blos in unserm, sondern auch in seinem Interesse zu thun eine Auffoderung in sich finden, da er W. v. Humboldt's Wort kennt (denn er führt es selbst „Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's", S. 138 an):

> Die Aufstellung eines nur irgend vollständigen Systems des Zusammenhangs und der Verschiedenheiten der Sprachen ist bei dem jetzigen (!) Zustande der Sprachkunde noch unmöglich.

Es ist seit W. v. Humboldt's Tode noch nicht lange her, und überdem hängt sich die Welt gern an zumal bewährte Autoritäten. Classificationen sind zwar nicht, wie ich schon sagte, ein Letztes, aber man fängt auch nicht gern damit an; daher hat, wer in diesem Falle sein gebieterisches: Alea jacta est! ausgesprochen, den schwierigen Stand, den Verdacht einer anmaßlichen Usurpation, einer Anticipation des Denkens vor dem Sehen zu ersticken durch das Zeigen seiner unwiderstehlichen Herrschaft, von der allerdings in Steinthal's Erstlingswerke anerkennenswerthe Proben vorliegen, über den zu bewältigenden Stoff der Erfahrung und über die Wucht von Schwierigkeiten die sich einem classificaturiirenden Divide et impera! entgegenwälzen.

Ich muß noch Anderes zur Sprache bringen. Beruhend auf Ursprungseinheit und Stammesverschiedenheit ist ein anerkannt wichtiges Eintheilungsprincip der Sprachen, obschon Steinthal (S. 4), trotz seiner auch von den Genealogien durch das gleiche Etymon verknüpfter Wortfamilien mehr als bestätigten Einsicht daß, „was durch die Entstehung auch seinem Wesen nach verwandt ist", von den steilen Höhen der Philosophie ziemlich vornehm zu ihm hinunterblickt, das genealogische. Wie verhält sich dieses zum physiologischen? Geräth es nicht etwa mit letzterm in kritische Conflicte? Gewiß nicht dürfen beide, eine Meinung welche Steinthal mir, mir ist freilich nicht bewußt auf welchen Grund hin, zuschreibt, unvermittelt nebeneinander bleiben, sodaß sie ohne Ausgleichung müßten gänzlich auseinanderlaufen, jedes für sich umherirren. Aber wenn nun die beiderseitigen Sprachanordnungen nach genealogischem und physiologischem Principe, es ist aber auch erst näher festzustellen wie? ineinander hineingebaut (doch nicht etwa eines vom andern aufgezehrt?) werden müssen, vielleicht, aber auch nur vielleicht so daß letztere sich hinspannt noch über die Klüfte weg, wo Stammesgemeinschaft der Sprachen auf-

hört, mithin den genealogischen Unterschied in sich und unter sich begreift: dürfen wir dann ein Anlaufen beider Principe widereinander in dem Maße dulden daß die eine Eintheilung, sich Einmischung in die andere herausnehmend, zerreißt was von der andern einheitlich zusammengehalten wird? Die Frage geht anders gewendet dahin ob dem ihnen uranfänglich gegebenen Stoße nach gleiche Sprachen dennoch durch Aufbringen und Befolgen eines andern physiologischen Verfahrens in letzterer Rücksicht können als in grundverschiedene Bahnen hineingetrieben und zerfahren, d. h. ob ein genealogisch einheitlich verbundener Stamm als zu gleicher Zeit in seinen Gliedern physiologischerseits kann oder muß wieder aufgelöst gelten, zu total getrennten Sprachgruppen gezogen werden? Das heißt ferner auch, ob der physiologische Trieb in den Sprachen je, man begreift schwer wodurch, zu so feindseliger Stärke gegen sich selbst vermag anzuwachsen, daß er mit der Ursprungseinheit sich nicht etwa blos aufs unversöhnlichste entzweit, nein über das genealogische Princip so völlig den Sieg davonträgt daß letzteres in seinem Marke zerfressen dahinwelkt, endlich ganz erlischt? Bis zu welchem Grade hin ferner kann ich in den Sprachen von wenn auch nicht im absolutesten Sinne neuen, doch derartigen Bildungsprincipen reden, daß sie mich zur Annahme physiologisch verschiedener Classen zwingen oder doch berechtigen? Es werde hier nur an Umbildungen von Sprachen erinnert welche der Geschichte angehören: an die Prakritsprachen, in welche, gleichsam durch die Mittelstufe des buddhistischen Pali hindurch, das brahmanische Sanskrit zerfallen ist; an die in manchem Betracht jenen Absenkern des Sanskrit ähnelnden romanischen Idiome, die sich (vergl. „Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's", S. 69 fg.) mit allerdings hinkendem Vergleich in ein analoges Verhältniß zum weitherrschenden Latein des Römers stellen als der mit der römischen Hierarchie brechende Protestantismus zu dieser. Beide jüngere Bildungen, die sprachliche wie religiöse, treten zwar gegen das Alte sich mit Verneinungen auflehnend und analytisch zersetzend, indeß ebenso zugleich thetisch Neues setzend auf; allein wie der Protestantismus nicht aus dem Christenthume herausfällt, so stehen auch die romanischen Sprachen der erfahrenen großen Wandelung zum Trotz noch immer auf dem Boden des Latein oder, wenn man so lieber will, des beide, Latein wie Romanisch, unter sich befassenden höhern Princips, das ihnen vom Indogermanismus her einwohnt. Bei der Herausbildung des Romanismus aus dem Latein unter neu hinzutretenden exoterischen Einflüssen noch anderer Sprachen hat allerdings eine ungemein merkliche Transsubstantiation stattgefunden, welche im Gesammtorganismus kaum Etwas ganz unberührt läßt; in ihnen ist noch etwas Anderes vorgegangen als eine Verjüngung, als ein bloßer Proceß der Mauserung, welchem wie das Thier und nach neuern Physiologen desgleichen der Mensch, so auch die Sprachen während ihres Fortlebens beständig sich hingeben, ja vielleicht noch hinausgeschritten über eine den Altersstufen analoge Entwickelungsphase durch Betretung einer vom Latein äußerst abweichenden (indeß doch nicht außer seiner Richtung liegenden) Bahn; aber, und Das ist äußerst wichtig festzustellen, wer könnte sagen sie seien hinausgeschritten aus ihrem Genius, sie hätten verlassen und aufgegeben den ihrer Mutter und deren Ahnen uranfänglich mit auf den Weg gegebenen Grundtypus? Entartet, ausgeartet sind sie, aber dabei doch nicht im Sinne der Naturforschung aus der Art geschlagen.

Ich glaube nicht, ein Naturforscher werde des Wandels von Gattung in Gattung, von Art in eine andere Art von der Natur sich versehen: Erzeugung von Racen, Spielarten, Kreuzungen ist Alles was diese, die generischen Unterschiede einmal festgestellt, innerhalb des nun ewig] unverbrüchlich festgehaltenen Gesetzes bis so hoch hinauf ihre Freiheit wahrend, als eine Art muthwilligen Ergehens scheint haben sich vorbehalten zu wollen. Glaubt Steinthal, wie es nach „Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's" (S. 49 fg.) scheinen könnte, mit den Sprachen, weil höherer geistiger Natur, verhalte es sich anders? Ich nicht. Man muß aber wissen daß ich mich als Sprachforscher der Meinung der Pluralisten zuneige, welche von einer Mehrheit menschlicher Urpaare ausgehen, nicht von einem, und für mich deshalb die Verwandtschaftskette der Menschen und Sprachen geistigerseits, aber nicht zugleich fleischlicherseits vom Individuum aufwärts in der Menschheit als Totalsumme ihren letzten Einen Ring findet. Ist nun aber nicht aus Gründen der Analogie mit der sonstigen Natur genealogische Unterscheidung von Sprachen, wie auf alle Fälle bei sorgfältigem Nachschauen sicherer zu erreichen, so auch in der That die wesenhaftere, die einzig naturgemäße, jede andere mehr, oder (da Steinthal solche quantitative Wörter nicht gern sieht) eine durch und durch von uns gemachte künstliche? die in ihren Classificirungen zusammenfallen müßte mit der Zahl wenigstens der abgetrennten Sprachstämme nach der andern? Ich frage nur. Bei so bewandten Umständen wird nicht leicht Jemand es billigen, wenn — gewiß nicht zum Vortheil der Sache — Steinthal das Verhältniß jener beiden Principe, des genealogischen und physiologischen zueinander, einzig nur auf das eine, nämlich letzteres, seinen Blick heftend und ihm unverwandt nacheilend, mit keinem Worte erörtert. (Vergl. S. 66.) Aus dieser Nichtachtung entspringend ist dann ein Misstand auf der Tabelle sichtbar den ich nicht unberührt lassen kann. Als physiologisch streng geschieden stehen dort bei Steinthal die Classen IV, Mandschu, Mongolisch; V. die türkischen Dialekte; VI. der uralische oder finnische Stamm. W. Schott faßt diese, und so viel ich weiß unter Zustimmung eines andern berühmten Kenners, des Hrn. v. d. Gabelentz, der sogar neuerdings noch wiederum dem finnischen Stamme den samojedischen schwesterlich beigesellt, unter Collectivnamen wie des altaischen oder finnisch-tatarischen Sprachgeschlechts, als genealogische Einheit zusammen. Woher nun das Recht der Zerschlagung in physiologischer Rücksicht bei Steinthal? Wir wollen nicht unbeachtet lassen

wie dieser in einer Anzeige des Schott'schen Buchs („Allgemeine Literaturzeitung", 1847, August, Nr. 174, 175) sich in vielen Punkten zu Schott gegnerisch verhält und, was er auch im Grunde auf seinem Standpunkte muß, jene vorgegebene Stammverwandtschaft leugnet, nicht, wie es scheint, leugnet, weil er etwa dem Mandschu und Finnischen, um diese ihm zufolge nicht blos geographischen Endpunkte zu nennen, alle Gemeinschaft in Wurzeln und selbst Beziehungsmomenten, nein, nur „die Gemeinsamkeit des formbildenden Princips" abstritte. Mandschu und Mongolisch heißen ihm nämlich, der Bestimmungen weiter aufwärts zu geschweigen, „Formbestimmungen durch den Wurzeln angefügte Stoffwörter ausdrückend" [agglutirirend?]; Türkisch: „durch Zusammensetzung der Wurzel mit dem Verbum subst. conjugirend"; Finnisch endlich „den Wurzeln Endung anbildend" [also insofern flexivisch]. Ist aber hierdurch erwiesen daß mit diesen Unterschieden Stammverwandtschaft oder Ursprungseinheit der genannten (indeß etwa auch anderer) Sprachen schlechterdings unverträglich sei, oder, einmal die Stammverwandtschaft eingeräumt (wir könnten aber dabei ganz von diesem Falle absehen, da es jetzt gar nicht auf Entscheidung der Einzelheit, sondern einer höhern Frage ankommt), sind die Unterschiede so absolut daß sie sich nicht innerhalb eines und desselben Stammes konnten, sondern mit Nothwendigkeit von durchaus verschiedenen Ausgängen aus müßten gesetzt und entwickelt haben? Das ist die Frage. Und ich meinerseits würde sie verneinen müssen. Ich glaube nicht an jenen Absolutismus. Es liegt uns hier, anders kann ich es, durch seine Entgegnungen („Classification der Sprachen", S. 43) unerschüttert, nicht ansehen, ein Gradunterschied, doch es werde zugegeben ein nicht reiner Gradunterschied, sondern zugleich qualitativer, nur kein eigentlicher Artunterschied vor, und nicht etwa der Unterschied eines von höhern Ordnungen (wie bei Wirbelthieren im Vergleich zu wirbellosen) bedingten Grades, vielmehr eines geschichtlichen Fortschritts, den Steinthal (S. 77) zwar, allein ohne Grund in Abrede stellt, eines Grades innerhalb ein und derselben Art (wie etwa der ist zwischen mehr oder minder edeln Pferderacen). Ein Herabsteigen von der Höhe des sanskritischen Synthetismus zu den analytischen Sprachen hinab anerkennt Steinthal. Ist aber der umgekehrte Weg, der nach aufwärts, innerhalb der genetisch gleichen Sphäre unbedingt ausgeschlossen? Das wäre erst zu erweisen und überhaupt noch, wie man sieht, rücksichtlich der Anwendbarkeit physiologischer Sprachenclassificationen Vieles festzustellen was von Steinthal unberücksichtigt geblieben.

Wir müssen leider, blos einige der wichtigern Spitzen und auch nur obenhin zu streifen im Stande, weiter eilen. Eintheilung von Naturkörpern und Einstellung derselben in abgestufte Ordnungen kann praktisch genommen nur den Sinn eines abgekürzten Verfahrens haben, welches zwar nicht nach unten hin die ganze Breite der Beschreibung uns erspart, nach oben hin aber Wiederholung der allgemeinern (oder Classen-) Merkmale bei jedem Einzelkörper unnöthig macht und eben hierdurch einen die Natur in verjüngtem und contourartig umrissenem Bilde abspiegelnden schnellen Ueberblick uns gewährt über eine in ihrer ungeordneten, d. h. nach Einheit (partieller Gleichheit) und Verschiedenheit nicht zusammengehaltenen Mannichfaltigkeit, weil zu tief vom Allgemeinen und Wesentlichen zur Besonderheit oder gar überschüssigen Zufälligkeit ablenkend, unsern Sinn verwirrende Menge. Eine Classification kann nicht und soll nicht wie gesagt die ganze Fülle concreter Naturbesonderheit am (jedoch möglichst vollständig ergriffenen) Eingeordneten zur Schau tragen; sie soll vielmehr, ich scheue mich nicht es zu sagen, auch einem subjectiven Bedürfnisse des Menschen entgegenkommend, nur die wahrhaft prägnanten Momente daraus, und zwar allerdings für uns, die Beobachter, herausheben und, weil einem einheitlichen Principe entsprungen, als prägnante Momente vor unsere Seele und in ihr zum Bewußtsein bringen. Zugegeben nun, die verwickelte Natur der Sprachen als organischer Systeme lasse „ein Durchkreuzen der Beziehungen, das Ineinandergreifen der Eintheilungen" in bunterer Weise als anderwärts nicht blos zu, sondern erfodere es, wie Steinthal (S. 84) seinem Classificationssysteme sogar nachrühmt, bequem und leicht überschaulich ist dasselbe auf keinen Fall; und was wir noch weniger so ohne Weiteres hinnehmen können, auf einem einfachen unvermengten Eintheilungsprincipe (Stoff und Form?) mit rein abthuenden Schnitten beruht es schwerlich, sondern auf einem, ich sage nicht Convolute, ich will es nennen Gewebe oder Gespinnst verschiedener ineinander gefilzter „Eintheilungsmerkmale", sogar, was mich einigermaßen Wunder nimmt, da der Verfasser sonst der Grammatik — ginge er doch nicht wieder darin zu weit, mit vollem Recht — „die spanischen Schnürstiefel der Logik" ausgezogen wissen will (S. 62), nach (S. 81) wie aus Selbstvergeßlichkeit „der logischen Kategorien der Substanz und Thätigkeit". Sollte das System hier einen Fehler oder ein Loch haben?

Nach Dem was wir gefunden haben kann nur dies die Aufgabe der Eintheilung der Sprachen sein, den in den verschiedenen Sprachen sich kundgebenden Fortschritt der allgemeinen Sprachidee darzulegen. Wie die verschiedenen Bildungen der Natur verschiedene Stufen einer Entwickelungsbahn, so sind die verschiedenen Sprachen Stufen oder Fußtapfen der Sprachidee. Die ganze Natur bildet einen Gesammtorganismus, dessen Glieder die Naturreiche sind: so bilden alle Sprachen den Gesammtorganismus der Sprachidee und sind dessen Glieder. Die Eintheilung der Sprachen hat diesen Organismus darzustellen; sie zeigt die allgemeine Form der Sprache der Menschheit.

So Steinthal (S. 65). Welch hohes Ziel er sich hiermit, angeregt und nachgezogen, wie er selbst oft in warmen Worten bekennt, von seinem Hauptführer W. v. Humboldt, hat stecken wollen, es braucht nicht erst rühmend bemerkt zu werden, und sollten auch Andere nicht allen Zweifel darüber in sich unterdrücken können, ob nicht jenes Ziel bisjetzt mehr durch Sturm erzwungen scheine und sein Classificationssystem noch in vielen Punkten eher seinem Scharfsinne als der Natur abgerungen, das würde dem gerechtesten Lobe nur wenig Eintrag thun, welches der Verfasser für seinen erfolgreichen Eifer

erwarten darf, mit dem ihm wenn auch nicht Alles, doch bereits des Trefflichen und äusserst Schwierigen ungewöhnlich Vieles gelungen ist. Meine Einwendungen gegen sein Classificationssystem wird er vielleicht, vielleicht auch nicht, als ganz außer seinem dermaligen Gesichtskreise belegen, wo nicht gar als zu niedrigen Standorten angehörig schon von ihm überflogen gering achten. Immerhin; nur deute er sie nicht, wovon sie wie die Römer sprechen toto coelo entfernt sind, als aus Miswollen hervorgegangen. Es sind Steine des Anstoßes über die, irre ich nicht, zur Zeit außer meinem noch mehrer anderer Leute Fuß stolpert; mag er sie, was schwächerer Verständnißkraft wo nicht ganz, doch schwer übersteiglich schien, zu Hülfe kommend und zeigend daß zum Anstoß gar kein Grund vorhanden, mit leichter Mühe für uns aus dem Wege heben.

Zum Schlusse noch eine möglichst kurzgefaßte Rücksichtnahme auf Nr. 2, d. h. die der Zeit nach der eben besprochenen vorausgegangene Schrift Steinthal's: „Die Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's", und auf ihr Verhältniß zu jener. Mit dem Wachsthum der Kenntniß wird sehr natürlich aus einem Werdenden immer mehr ein Selbständiger und Fertiger, und es ist wenigstens kein Wunder, wenn gleichmäßig auch das Selbstgefühl wächst. Diesen Stufengang der Entwickelung hat von seinem Erstlingsbuche „De pronomine relativo", 1847, bis zu seinem dritten 1850, der „Sprachenclassification", in wenigen Jahren Steinthal durchgemacht. In jener ersten Schrift gleich zu Anfange erscheint ihm W. v. Humboldt's Kawiwerk, obgleich Götter wol eigentlich, weil Beweise der Sterblichkeit, keine Testamente hinterlassen, wie ein testamentum alicujus dei, qui, postquam inter nos vixit, in sublimiora discessit loca atque augusta; und daß es ihm mit der Verehrung Ernst sei, zeigt noch das zweite Buch (1848), und zwar unendlich mehr durch seinen Inhalt als durch das phrasenhafte Wort von dem „Tempel in welchem der Verfasser seit Jahren bei Tag und Nacht gebetet hatte". Ich weiß nicht, kam mittlerweile von dieser Anbetung als Irrglauben Steinthal zurück, genug, nach nicht mehr als zwei Jahren ist, oder es müßte stillschweigend in der angebeteten Person ein Umtausch stattgefunden haben, von Verehrung auch nur im Verhältnisse eines Menschen gegen Menschen schon nicht viel mehr die Rede. In der Stellung zu W. v. Humboldt namentlich hat ein Umschlag des Verfassers stattgefunden, der nicht allein durch den schroffen Gegensatz, fast mehr noch durch seine Plötzlichkeit betreten macht. Durften wir Steinthal im zweiten seiner Bücher als einen geschickten und urtheilsvollen Commentator W. v. Humboldt's und seiner allerdings nicht immer auf den ersten Blick durchsichtigen Ideen (der Verfasser will [„Classification der Sprachen", S. 26] dabei sogar zuweilen „eine augenblickliche Verwirrung der Begriffe in W. v. Humboldt's Denken" entdeckt haben), auch, wenngleich etwa, weil ein W. v. Humboldt gegen einen Schasler sich selbst schon Schilds genug sein möchte, nicht eben mit derselben Wärme als dessen Apologeten willkommen heißen, des Speers schneidende Spitze ist nun im dritten Werke wie umgewendet gegen den Leib, zu dessen Schutze er früher geschwungen war. Das Alterthum wußte daß auch die Homere mitunter schlafen; aber indem es ihnen auch, möchte ich sagen, dazu — als Homeren — ein Privilegium einräumt, fand bei ihm das Ruthenstreichen der Homeromastixe keinen übermäßigen Anklang. Noch unerquicklicher und peinlicher wirkt auf uns der Anblick welchen uns Steinthal vielleicht recht genußreich zu bereiten gedachte in Aufführung eines Schauspiels, geheißen: „W. v. Humboldt's Selbstkampf" (oder Gezause?) zwischen Theorie und Praxis, oder zwischen Erfahrung und Genie dort, und — kein Part siegt, weil keiner verliert — hegelisch-dialektisch ungeschulter, also an diesem Ende doch unterliegender Systematik. O Schasler, Schasler! wie bist du gerochen, daß derselbe Speer welcher dich schlug dich auch wieder zu heilen vom Fatum bestimmt war! Denn die Position von welcher du hinweggedrängt worden nimmt nun dein Dränger wieder ein, statt des Schutzes jetzt auch, und zwar an einem und demselben Manne, die Meisterschaft im Trutz und Angriff der staunenden Welt zu zeigen und alle die eristischen Künste des Fechters in Hieb, Stoß und — Finten. Du magst deinem inzwischen zwei Jahre ältergewordenen Widersacher aus der („Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's", S. 163) von ihm dir gehaltenen Predigt ein kleines Sprüchlein wieder vorsagen:

Uns Jüngern steht Achtung und Ehrfurcht vor so großen Männern wie W. v. Humboldt einer war, durch welche allein wir sind und haben was wir sind und haben, wohl an;

und ihm hierdurch — Genies begreifen sich bekanntlich oft selbst nicht — Böses mit Gutem vergeltend einen ähnlichen Liebesdienst erweisen, wie dem seligen W. v. Humboldt — der eben deshalb leider im Leben keinen Gebrauch mehr davon machen konnte — zuvor erwiesen wurde durch das ihm, weil er als ein Genie „sich selbst nicht begriff" („Classification der Sprachen", S. 20), über sein (nämlich W. v. Humboldt's) Genie aufgesteckte Licht von Steinthal. Schenkt man aber dem Autor unbedingt Glauben, so hat W. v. Humboldt von allen (S. 21) angegebenen Punkten: 1) Zusammenhang der Sprache mit dem Geiste; 2) besonders das Verhältniß der Sprache zum Denken und das der grammatischen Formen zu den logischen Formen des Denkens; dann 3) die Frage nach dem Verhältnisse der einzelnen Sprache zu den allgemeinen Foderungen der Sprache überhaupt; endlich 4) Darlegung der Sprachverschiedenheit in ihren Formen und Classification, keinen einzigen, also vom Wesen der Sprache wol im Grunde Nichts begriffen. (S. 56):

Er war der Vulkan der den ganzen Boden der Sprachwissenschaft zerstörte; aber er begriff sich selbst nicht. Er stand selbst auf dem Boden den er vernichtete.

Das klingt in meinen Ohren fast so wie wenn ich wieder M. Rapp hörte, der in einem Aufsatze bei Schwegler („Jahrbücher", 1847, November, S. 898—911), mit der Ueberschrift: „Ist die Grammatik eine Wissen-

schaft?" gegen die alten Dogmatiker und dann, wie er es nennt, Rationalisten der Grammatik (eines Platzes unter Letztern, ich weiß nicht ob in gleicher Linie etwa mit Bruno Bauer oder Feuerbach, auch mich würdigend) zu einem wol um der größern Ereignisse willen verschobenen Feldzuge die erste Kriegserklärung ergehen ließ. Es ist nun Sache der Welt, wenn anders sie vor Verlegenheit zur Entscheidung kommen kann, wen sie auf dem sprachlichen Gebiete für den „eigentlichen" Speculativen angesehen wissen will, Steinthal oder Rapp, der sich früher zu der Stelle gemeldet.

Kein Humboldt wird je die Wissenschaft für geschlossen, am wenigsten, obschon kein Name mit größerm Anspruche als der ihrige zu der Meinung berechtigte, mit ihnen abgeschlossen wähnen. Daher ist weder Steinthal noch sonst Jemand verwehrt weiter zu gehen als wohin W. v. Humboldt gelangte: und ich bin im geringsten nicht gesonnen Jenem bald im Erweitern und zum Theil Anderswenden, ja Berichtigen W. v. Humboldt'scher Gedanken, dann aber auch im Hinzubringen werthvoller eigener, deren Zahl und Umfang ich nicht nach der Bogenzahl der Steinthal'schen immer nur kleinen Bücher abzumessen bitte, sein allerdings beträchtliches Verdienst irgend zu verkürzen und die ihm gebührende Anerkennung vorzuenthalten. Gegen Andere aber ziemt sich Anderes. Aufmunternder Zurufe unsererseits bedarf Steinthal nicht. Es hieße mit Bezug auf ihn nur: instigare currentem; er ist in tüchtigem Laufe innerhalb ehrenvoller Rennbahnen begriffen. Wol aber sollte er, der Zügelung durch Andere zu entgehen, sich selbst zuweilen heilsamen Zaum anlegen, nicht nur in der Art der Polemik gegen Andere, auch vielfach in der Keckheit und Bestimmtheit mancher, keineswegs immer, mindestens in dem vermeinten Maße begründeter und unanfechtbarer Hinstellungen. Ich liebe nicht das Stumpfe, indeß er bedenke: „Allzu scharf macht schartig." Gewiß würde auch ich selbst gegenwärtiger Anzeige zum Theil eine andere Haltung gegeben haben, hätte nicht Steinthal's Uebermuth, der W. v. Humboldt gegenüber mehrmals nahezu in Unwürdigkeit ausartet, zu schärferm Entgegentreten gleichsam herausgefodert. Er muß es tragen, „quia justum est, ut qui voluerit occidere discat morire", sagt in schlechtem Latein, aber ad rem der Frankenkönig Childebert; inzwischen er kann es auch ertragen ohne dadurch umgebracht zu werden. Seine Bücher stehen zwar nicht über, aber bleiben noch weniger unter der Kritik: er ist vielmehr eine eingehende Kritik, eine viel eingehendere als wir hier versuchen konnten in vollem Maße werth; und seine nicht blos verneinende Kritik wäre nicht genug zu loben ohne jenen nicht sowol durch einzelne Worte verletzenden als vielmehr in der ganzen Darstellungsweise liegenden wegwerfenden Ton, womit den Personen zu oft begegnet wird.

Da wir schließen müssen, nur noch die Angabe der Capitel in dem von Steinthal an zweiter Stelle herausgegebenen Buche, wodurch, was nicht zu häufig geschehen und noch immer noththut, auf den öfter gepriesenen als gelesenen W. v. Humboldt, den Sprachforscher, kräftigst hingewiesen wird. I. Princip und Methode Hegel's (nach S. 30 die dialektische) und („die genetische") W. v. Humboldt's, welche „den Inhalt in seiner lebendigen Wahrheit, d. h. in Form seiner Entwickelung erfaßt"; eine „Methode die nichts Anderes ist als die angeschaute Form der Selbstgliederung des Stoffs" u. s. w. II. Grundsätze der W. v. Humboldt'schen Sprachwissenschaft. III. Die Sprachidee oder die Idee der Sprachvollendung.

A. F. Pott.

Neue Romane.

1. Der Große Kurfürst und der Schöppenmeister. Historischer Roman aus Preußens Vergangenheit von Max Ring. Drei Bände. Breslau, Kern. 1852. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Im Jahr 1660 nach Christi Geburt, als der Friede von Oliva eben geschlossen war, ging der Große Kurfürst ernstlich mit der Idee um, sich in Preußen von den Ständen als souverainer Fürst huldigen zu lassen. Die alten Stände, Adelige und Bürger, besaßen indeß Freiheiten und Privilegien welche sie mit Muth und Ausdauer gegen die Uebergriffe der fürstlichen Gewalten vertheidigten. Erst nach einem langjährigen Kampfe, der von beiden Seiten mit der höchsten Anstrengung geführt wurde, gelang es dem Regenten die Souverainetät in Preußen durchzusetzen und nach und nach die Macht und den Einfluß der alten Stände zu beseitigen. Solange Preußen unter polnischer Herrschaft gestanden, waren seine Freiheiten und Rechte geachtet worden; aber die Idee der staatlichen Einheit, welche in Frankreich von Richelieu und Mazarin mit eiserner Consequenz verfolgt und von Ludwig XIV. auf die höchste Spitze getrieben wurde, hatte auch in dem Großen Kurfürsten den lebendigen Wunsch angeregt, die Selbstherrschaft in seinen Staaten anzutreten und den Einfluß welchen die Stände auf die Regierung des Landes ausübten ein mal für alle mal zu vernichten. Bereits hatte der Große Kurfürst hierin den ersten Schritt gethan. Durch den Welauer Vertrag, den er mit Polen abgeschlossen, ward ihm die Souverainetät über Preußen zwar zugestanden, jedoch ohne die nöthige Huldigung und Zustimmung der Stände abzuwarten, hatte er das ohnedies vom Kriege ausgesogene Land mit willkürlichen Abgaben überhäuft und zur Beitreibung derselben ein Heer von 20,000 Söldnern als Besatzung hineingelegt. Grund genug für Bürger und Adelige zur Unzufriedenheit.

In dieser Zeit nun spielt der vorliegende Roman, und der Leser wird nach Königsberg versetzt, wo der Schöppenmeister Hieronymus Rhode an der Spitze der Stände dem Kurfürsten kräftigen Widerstand leistet. Der Schöppenmeister war aber ein Mann wie aus festem Eichenholz geschnitzt. Groß und breitschulterig ragte er über die Menge hervor. Sein Auftreten war langsam, gemessen und kräftig, als wollte sein Fuß in der Erde Wurzel schlagen. Auf den breiten Schultern saß ein ausdrucksvoller Kopf, wie wir ihn an den Bildern des wackern Meisters Holbein öfters finden. Von der hohen Stirn fiel das schlicht gekämmte blonde Haar, mit einzelnen silbernen Locken bereits vermischt, lang hernieder. Unter den buschigen Augenbrauen schimmerten die blauen Augen scharf und glänzend wie heller Stahl hervor. Das Gesicht war derb und knochig, hatte einen gar milden Ausdruck voll schlichter Güte und gewinnender Freundlichkeit, der den strengen Ernst der harten Züge sänftigte. Muth und Entschlossenheit, mit hoher Klugheit gepaart, sprachen sich in dem Antlitz aus. Seine Kleidung war die eines wohlhabenden Bürgers aus jener Zeit. Er trug einen Rock von feinem niederländischen Tuch, reich mit Pelz verbrämt, an seiner Seite

hing ein breites Schwert, und nur die goldene Kette, welche ihm bis zur Brust herniederreichte, verrieth das hohe Amt welches er bekleidete." Unbeugsam in Dem was er für das Vaterland als gut erkannt, fest haltend auf die alten Rechte und Privilegien der Bürger, ist ihm auf keine Weise beizukommen, weder durch Bestechung, indem man ihm Aemter und Würden und eine vornehme und reiche Schwiegertochter bietet, die von seinem Sohne geliebt wird, noch durch Drohungen. Selbst der Abfall seiner Mitbürger von der guten Sache vermag ihn nicht zu beugen; er opfert sogar das Glück seiner Tochter, welche Braut ist und den Bräutigam aufgeben muß, weil der Vater sich den kurfürstlichen Ansprüchen geneigt fühlt und des Schöppenmeisters hartnäckigen Widerstand tadelt. Nebst dem Schöppenmeister kämpfte für die bedrohten Rechte auch der wackere Generallieutenant von Kalkstein; diesen ließ der Kurfürst gefangennehmen, und der Greis starb in der Haft. Auch lag dem Kurfürsten viel daran sich der Person des Schöppenmeisters Rhode zu bemächtigen. Er ließ die drei Gerichte der Stadt auffodern den Rebellen festzunehmen und ihm den Proceß zu machen, allein die Gerichte wiesen das Ansinnen stolz zurück, weil sie keine Schuld an dem Manne finden konnten. Selbst die Oberräthe wagten nicht eigenmächtig dem Schöppenmeister irgend Etwas anzuthun, da sie seine Macht und seinen Anhang fürchteten. Sie wußten daß seine Gefangennehmung die Losung zum bewaffneten Aufstande für die Bürger gewesen wäre, und deshalb standen sie auch von diesem Vorhaben ab. Während der Kurfürst durch Drohungen und Einschüchterungen den Adel zu schrecken suchte, nachdem er über denselben einen leichten Sieg errungen, verkannte er doch andererseits nicht die öffentliche Meinung, welche immer lauter die Einberufung der Stände foderte. Friedrich Wilhelm war ein weiser Regent und verstand es im rechten Augenblick die Zügel der Herrschaft anzuziehen und wieder nachzulassen; die Niederlage seiner Gegner benutzte er zwar, aber nur bis zu einem gewissen Punkte. Statt mit einem male die Macht der Stände zu beschränken, wodurch er einen allgemeinen und gefährlichen Widerstand hervorgerufen hätte, begnügte er sich ihnen nur nach und nach jene Privilegien und Freiheiten zu entziehen welche seinem eigenen Plan hinderlich im Wege standen, sodaß er täglich seinem Ziel, durch die Souverainetät eine staatliche Einheit zu begründen und die zerstückelten Theile seines Landes zu einem mächtigen Ganzen zu verschmelzen, näherrückte. Das mittelalterliche Ständewesen stand diesem Plan entgegen, die abweichenden Interessen der verschiedenen Stände mußten jede freie Bewegung, jede energische Maßregel hemmen. Der Zusammenhang des Staats wurde durch die provinziellen Versammlungen stets unterbrochen. Das Recht der Steuerbewilligung gab ihnen eine furchtbare Waffe gegen den Landesfürsten in die Hand, von der sie nicht immer den lautersten Gebrauch machten, die Abgaben selbst wurden mit der größten Willkür vertheilt, sodaß dieselben vorzugsweise auf dem Bürger und den ohnehin durch Frohnen aller Art gedrückten Landmann lasteten. Der Kriegsdienst, welchem jeder Einzelne nach seiner Belehnung sich unterziehen mußte, wurde mit Widerwillen und voll Eigenmächtigkeit geleistet. Das Heerwesen blieb unausgebildet, und die Disciplin war solange unmöglich, bis die Fürsten sich gezwungen sahen stehende Heere einzuführen. Obgleich nun der Kurfürst gesonnen war die Souverainetät mit eherner Strenge über seine Staaten zu begründen, so gedachte er doch dabei nur allmälig zu Werke zu gehen, und hatte demzufolge der öffentlichen Meinung in Preußen Gehör gebend, die Stände im Mai 1661 nach Königsberg berufen. Der Kurfürst ließ zur Erhaltung des Heeres, welches wegen drohender Verhältnisse nicht noch mehr verringert werden dürfe, auf eine feststehende Hülfe antragen, damit Jeder künftig zu Hause bleiben und seiner Wirthschaft warten könne. Der Schöppenmeister Rhode trat aber gegen dieses Ansinnen mit dem größten Erfolg auf, denn Adel und Bürger waren gleich eifersüchtig auf ihre Macht, welche sie durch die Vorschläge des Kurfürsten bedroht sahen. Nur unter schweren Bedingungen wollten sie die gefoderte Geldhülfe bewilligen. Der Kurfürst sollte nämlich ohne Genehmigung der Stände keinen Krieg anfangen und kein Bündniß schließen, keine fremden Truppen in das Land bringen, die Hülfsvölker aus seinen Domainen bezahlen, keine neuen Zölle und Abgaben einführen, Streitigkeiten zwischen ihm und den Ständen durch die Pares curiae entscheiden lassen und verpflichtet sein, alle zwei Jahre einen Landtag abzuhalten. Der Kurfürst verwarf diese Vorschläge, und aufs neue erhob sich der Schöppenmeister Rhode und schlug, da eine Einigung nicht zustandegekommen war, die Absendung von Gesandten nach Warschau vor, von wo aus er Schutz für ihre Privilegien erwartete, da Polen ihnen noch nicht den Lehnseid erlassen hatte, auch nach seiner Ansicht dem Kurfürsten keine größern Rechte über das Land verleihen konnte als es selbst besessen hatte. Der Schöppenmeister sandte also seinen Sohn nach Polen, um dort mit Hülfe seines Oheims, eines Jesuiten, dahin zu wirken daß der König Kasimir mit einem Heere die verbriefte Freiheit unterstütze. Ihm behülflich in diesem Streben war der Sohn des Generallieutenant von Kalkstein, welcher seines Vaters Gefangenschaft sowie selbst erlittene Unbill zu rächen hatte. Diesem bringt ein Weib Verderben welches er einst geliebt und, da er schon verheirathet war, verlassen hatte. Von ihr verlockt, durch Schlaftrunk betäubt, ward er heimlich in Warschau aufgegriffen und nach Memel gebracht, wo er hingerichtet ward. Auch der Schöppenmeister wird ins Gefängniß gebracht und muß so dem gewaltigen Fortschritt des Geistes, welcher in der Geschichte waltet, erliegen. Der Ständekampf wird geendigt, und der Kurfürst hat sein Ziel erreicht.

Wir können den vorliegenden Roman als reich an geschichtlichem Interesse emfehlen. Die Liebesepisoden sind darin Nebensache und nur darauf berechnet, durch die dabei betheiligten Personen die Sitten und Zustände jener Zeit zu charakterisiren. Die Volksscenen und Gestalten aus dem Volke sind gut und lebendig geschildert.

2. Ein Pilger und seine Genossen. Roman von Lorenz Diefenbach. Frankfurt a. M., Auffarth. 1851. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Romanschreiben ist nicht so leicht als man denken möchte und als die gescheiten, gelehrten, denkenden Männer es meinen. Der vorliegende Roman ist zusammengewürfelt aus allen möglichen Situationen, aus allen möglichen Gedanken über Religion, über Politik, über Leben und Menschen; man möchte ihn für einen Tendenzroman erklären, wenn sich nicht so oft eine neue Tendenz fühlbar machte. Zahlreiche Liebesgeschichten werden rasch erzählt, denn von dem zahlreichen Personal hat jedes seine Liebesgeschichte. Die verschiedenen Charaktere werden beschrieben, nicht durch Handlung dargethan. Der Leser macht beinahe auf jeder Seite die Bekanntschaft einer neuen Persönlichkeit, deren viele wieder verloren gehen, ohne daß man weiß wozu sie auftraten. Manche sterben und werden begraben; Andere verschwinden im Laufe der Begebenheiten. Es ist ein unruhiger Roman und der Leser freut sich, wenn die Pilger endlich zur Ruhe kommen und sich einigermaßen klar werden was sie wollen und sollen. Der eine dieser Pilger, Herr von Joveda, dessen Schwester, nachdem sie des Fürsten linke Hand ausgeschlagen, in einen Abgrund der Schweiz stürzt, ist der am letzten zur Befriedigung kommende; er wird Soldat und man schreibt von ihm Folgendes: „Er hat sich jetzt die wichtige Aufgabe gestellt, in unserm kleinen Heere eine würdigere Auffassung der Wehrpflicht als die traditionelle zu verbreiten und dem Soldaten den Menschen und den Bürger in ihm zum Bewußtsein zu bringen. Er hat mit vielen Hindernissen zu kämpfen, theils mit dem Aristokratismus der meisten Offiziere, theils mit der Lockerung der unerlaßlichen Disciplin und Unterordnung welche der Unverstand radicaler Propagandisten in den Massen zu bewirken sucht. Sie finden es vielleicht parador daß er gerade von den Kanonen oder vielmehr von ihren Handhabern die Einsetzung des Völkerfriedens er-

warket, und zwar nicht, indem sie schießen, sondern indem sie nicht schießen werden. Bisher haben sie nach seiner Aeußerung die Revolution mit Recht oder mit Unrecht niedergeschmettert; sie werden sie einst in ganz anderer Weise unmöglich und unnöthig machen, wenn ihr Blitz den abgelebten Göttern den Dienst verweigert, durch welchen diese noch eine zeitlang, nachdem der Glanz der Majestät auf ihren Stirnen die Kraft dazu verloren hatte, die Titanen vom Olympos zurückschreckten." Wir fühlen uns nicht berufen solche Orakelsprüche zu deuten, noch daran zu glauben. Der Pilger Tendenz ist gewiß eine sehr anerkennungswerthe. „Willkommen werden geheißen alle Meister und Gehülfen die in der großen Baumschule des jungen Geschlechts thätig sind. Umsonst würde der Himmel mit allem Glanze seiner Sonne, mit Thau und Regen die Erde befruchten wollen, wenn nicht in ihrem eigenen Grunde die bescheidene und geduldige Wirksamkeit liebender Geister die zarten Keime erst in dämmernder Verhüllung pflegte und dann die erstarkenden dem Lichte entgegenzöge." „Wir wollen nicht", heißt es S. 224, „eine Colonie auf einer glückseligen Insel des Ocean bilden, wiewol uns dort Polizei und Diplomatie noch am ersten ungestört ließen, sondern:

Wir wandern hier, wir weilen dort,
Sind Eins und Viele, Kettenglieder,
Durch die elektrisch hin und wieder
Ein Wille strömt von Ort zu Ort.
Wir sind nicht fremd und nicht zu Haus,
Wir mauern erst im Schoos der Erde
Den Grund zum heil'gen Heimaterde,
Zum Pilgerziel der Völker aus."

3. Novellen der Neuzeit. Von Ph. L. M. van der Haid'. Köln, Eisen. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die hier vorliegenden Novellen sind aus unwahrscheinlichen Begebenheiten zusammengesetzt, die ihren Verlauf in nicht wahrscheinlicher Weise nehmen. Die Gestalten ohne alle Charakterzeichnung verkünden sich in hochtrabenden, geschraubten Reden; man fühlt sich nirgend heimisch, nirgend im wirklichen Leben. Die Ereignisse sind in greller, unmotivirter Weise herbeigeführt. Diese Mängel treten besonders grell hervor in der ersten Novelle: „Die Lootsen von Narotschin. Episoden aus der Erhebung Polens 1829—31." Die zweite Novelle: „Treue, ein Bild edler Frauengröße", sollte vielmehr ein Bild edler Dienergröße heißen, denn ein treuer, misgestalteter Diener nebst seinem Hund folgt der Herrin in die Armuth, die sie durch ihre schwache Nachgiebigkeit gegen den schlechten Gemahl sich zugezogen hat. Der Diener erhält sie durch seine Arbeit und durch den Verkauf seiner liebsten Besitzthümer. Der Gemahl aber, dem sie Alles geopfert hat was ihre eigene und des Sohnes Existenz sichern konnte, erscheint gleich von Anfang an als ein Wüstling und roher Mensch, dem selbst der Hund sogleich den schlechten Charakter anwittert; er wird Spieler, Mörder, Dieb, gehört einer Diebsbande an und stirbt zuletzt im Lazareth. Die Gattin verzeiht ihm alle seine Laster und besucht ihn im Lazareth. Wir fühlten uns von diesem Bild echter Frauenschwäche etwas angewidert. Die beiden andern Novellen: „Der edle Feldherr, Episode aus dem badischen Krieg" und „Sieg und Lohn der Rechtlichkeit", leiden ebenfalls an romantischen Uebertreibungen und poetischen Geschmacklosigkeiten, die nicht wohlthuend sind.

4. Märchen von Hildebrand Bodemeyer. Mit einer Radirung von Otto Eberlein. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1852. Br. 8. 15 Ngr.

Es sind keine Märchen für Kinder noch für Leute welche Märchen lieben, es sind Sagen; doch werden sie nicht in der einfachen gläubigen Art und Weise der Volksmärchen erzählt, womit nicht nur das Ohr, sondern auch die Augen der Zuhörer angezogen und gefesselt werden. Es sind meist italienische Sagen die am Meeresstrand entstanden und mitgetheilt werden. „Die Blumen der Meerfrauen" werden von einer schönen Maid gewünscht; der Bräutigam pflückt sie trotz vielfacher Warnung und stirbt, während die Braut wahnsinnig wird. „Die Blume am See" berichtet von einem Fischermädchen, das ein Meergeist liebt und entführt. Ihre Leiche, die auf dem Wasser schwimmend gefunden wird, hat einen Kranz weißer Blumen auf. In der „Entweihten Hostie" beraubt ein Fischer die Kirche, um mit den entwendeten Hostien drei Meerweiber zu erlösen, welche ihm den Sieg bei dem Gondelwettkampf und somit die Braut versprochen. Aus Versehen gibt er dem einen Meerweibe zwei Hostien, sodaß das dritte leer ausgeht und sich dafür rächt, indem es den Sieg hintertreibt. Die Braut stirbt auf der Stelle vor Schande darüber, und er wird blind. Diese Märchen sind wie Novellen und Liebesgeschichten erzählt, mit poetischer Ausmalung, und bieten weder durch Inhalt noch durch Darstellung etwas Originelles oder besonders Anziehendes.

40.

Neue Reisewerke von J. G. Kohl.

1. Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro, von J. G. Kohl. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 1851. 8. 5 Thlr.

2. Reisen im südöstlichen Deutschland, von J. G. Kohl. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1852. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Verfasser dieser beiden neuen Werke ist als rastloser Tourist und äußerst fruchtbarer Reiseschriftsteller dem gesammten gebildeten Publicum so bekannt, seine Beobachtungs- und Anschauungsweise ebenso wol als die Art seiner Darstellung demselben so geläufig, und gleichzeitig sind seine starken wie seine schwachen Seiten, seine Vorzüge wie seine Mängel seitens der Kritik so vielfältig und von allen Seiten hervorgehoben worden daß man in der That meinen sollte, die bloße Anzeige von dem Erscheinen eines neuen Werks dieses Schriftstellers genüge vollkommen, und es bedürfe nicht erst einer weitläufigern kritischen Besprechung. Auch wir sind bis auf einen gewissen Punkt dieser Ansicht, zumal es in d. Bl. sich ja keineswegs darum handelt, vielleicht einzelne Irrthümer des Verfassers zu berichtigen, subjective Anschauungen objectivirend zu erweitern oder einzelne Lücken auszufüllen. Das würde ziemlich pedantisch erscheinen und gerade hier nur von geringem Nutzen sein können, zumal es einen unverhältnißmäßig großen Raum in Anspruch nehmen müßte, uns auch überdies in Betreff des Factischen wenigstens nicht wol möglich sein, da dazu unbedingt die persönliche Anschauung gehört, welche doch in Bezug auf die erste der angezeigten Schriften uns abgeht. Unsere allgemeinen Ansichten über Kohl's schriftstellerische Bedeutung und die unleugbare Wichtigkeit seiner Werke für die Geographie und Ethnographie wie über das Interesse derselben für das größere gebildete Publicum, über seine feine Beobachtungs- und elegante Darstellungsgabe u. s. w. haben wir überdies vor kurzem in Nr. 125 f. 1851 auszusprechen Gelegenheit gehabt, und wir glauben deshalb umsomehr für diesmal uns möglichst kurz fassen zu sollen.

Wir finden bei unserm Verfasser vorzugsweise eine gewisse Vielschreiberei zu beklagen, die aus dem Interesse das Verleger und Leser an seinen Schriften nehmen [wol zu erklären und auch zu entschuldigen, aber den Werken selbst unbedingt nachtheilig ist, indem bei deren Bearbeitung die ruhige Sammlung und vorallem die strenge Selbstkritik nicht ausreichend vorhanden zu sein scheint, welche mit Sorgfalt das Wichtige von dem minder Wichtigen trennt, das Ueberflüssige mit sicherer Hand ausscheidet und den Unterschied zwischen dem augenblicklichen Interesse des Reisenden und dem des spätern Lesers in der Auswahl des Stoffs wie in der Darstellung desselben stets wohl zu beachten weiß. Namentlich in seinen neuern und neuesten Werken, obwol auch die frühern nicht ganz davon freizusprechen sind, gemahnt es uns oft als gebe der Verfasser Nichts

weiter denn lose aneinandergereihte Tagebuchblätter, denen die sorgfältigere, daß wir so sagen, wissenschaftlichere Ueber- und Ineinanderarbeitung mangelt. Wir vermissen die Prägnanz und schöne Gedrungenheit der Darstellung, welche ja nirgend der Gründlichkeit und Anschaulichkeit Eintrag zu thun braucht, und es tritt an deren Stelle nicht selten eine sehr bedeutende Weitschweifigkeit selbst in uninteressantern Nebenpunkten, die unwillkürlich an das „Bände-Füllen" gemahnt, und eine Flüchtigkeit die in häufigern Wiederholungen sich kundgibt; eine Breite die häufig den Eindruck erzeugt als wolle der Verfasser nur seine von Niemand bezweifelte umfassende historische und sonstige Kenntniß zeigen, und eine spärliche Beschränkung andererseits, die manchen wichtigen und interessanten Punkt ziemlich kurz und obenhin abfertigt, wenn wir auch gern zugestehen daß in Bezug auf Letzteres namentlich häufig die subjective Ansicht als entscheidend angesehen werden muß.

Auch die beiden neuesten oben angezeigten Werke liefern Beweise für diese Behauptungen, und es ist das bei dem außerordentlichen Talente, bei der in der That glänzenden Begabung des Verfassers für Reisebeobachtungen und Reiseschilderungen doppelt zu beklagen, da es zweifelsohne der Theilnahme Abbruch thut und thun muß, welche seine Leistungen in so reichem Maße verdienen: es ist nicht sehr ansprechend in einzelnen Stellen fast unmittelbar nebeneinander die Art des flüchtigen modernen Touristen und dann die des gelehrten Antiquarius zu erkennen, seitenlang subjective Conjecturen über dem allgemeinen Interesse ziemlich fernliegende Gegenstände aufgestellt und breit entwickelt, und andererseits, obwol nur in seltenen Fällen, nicht sonderlich glückliche Versuche gemacht zu sehen, die Darstellung durch eine der Gesammthaltung wenig entsprechende humoristische Färbung zu heben. Wir sind mit der Aeußerung des Verfassers vollkommen einverstanden daß der Reiseschriftsteller als solcher nicht den Beruf habe vollständige geographische, ethnographische, naturwissenschaftliche Lehrbücher zu schreiben, sondern nur die gegenwärtige Beschaffenheit, den momentanen Zustand der bereisten Länder natürlich mit Berücksichtigung aller jener Gesichtspunkte frisch und lebendig, wie sie in seiner Anschauung sich reflectiren, darzustellen. Und wir wünschten nur daß der Verfasser diesen Standpunkt nach beiden Seiten hin strenger festgehalten hätte, denn er selbst hat die Kritik und das Publicum berechtigt, gerade an ihn und seine Leistungen einen sehr hohen Maßstab zu legen. Allein seine zum Theil sehr ausgedehnten Untersuchungen und Conjecturen, z. B. hydro- und orographischer (in Nr. 2 namentlich) oder historisch-antiquarischer Natur (in Nr. 1), neben so manchen ähnlichen Expectorationen, dünken uns dem in der That keineswegs zu entsprechen und tragen selbst bisweilen den Stempel eines Prunkens mit wissenschaftlicher Durchbildung auch auf diesen Gebieten, die wir mit der sonstigen Anspruchslosigkeit des Verfassers ebenso wenig als die Andeutungen persönlicher, für die Veranschaulichung der einzelnen Gegenstände durchaus irrelevanter Beziehungen in Einklang zu bringen wissen, die eben blos den Umfang des Buchs vergrößern. Am wenigsten angemessen aber dünkt es uns die Leser trotz aller sonstigen Weitläufigkeit bei einzelnen interessanten, namentlich der Culturgeschichte angehörigen Punkten auf das Nachschlagen anderer und vorzugsweise in fremden Sprachen geschriebener Werke zu verweisen (wie in mehren Stellen in Nr. 1), die dem größern Publicum, selbst wenn verständlich, doch schwer zugänglich sind, während die Männer der Wissenschaft entweder dieser Hinweisungen nicht bedurften oder dieselben vollständiger erwarten mußten.

Wollte man uns diesen Bemerkungen gegenüber den Vorwurf eines zu großen Mangels an Nachsicht machen, so hätten wir darauf zu entgegnen daß eine literarische Größe, wie auch wir sie in dem Verfasser, dem wir selbst schon so vielfache Belehrung verdanken, gern und freudig anerkennen, die liebedienerische Nachsicht der Kritik nicht beanspruchen wird; daß die vorliegenden Werke die Wahrheit jener Bemerkungen unbedingt für den Unbefangenen erhärten, und daß auch hier das Wort gilt: „Wem viel gegeben ist, von Dem wird man viel fodern!" Bedarf es doch sicher kaum der besondern Erwähnung daß auch die beiden neuesten Werke Kohl's des Interessanten im Allgemeinen wie der geistreichen Bemerkungen und Beobachtungen, der gelungensten Schilderungen u. s. w. im Besondern so außerordentlich viel enthalten, daß man sie der fleißigen Lecture aller Gebildeten recht von Herzen angelegentlich empfehlen muß, und es bleibt uns nur noch übrig, im kurzen den Inhalt derselben anzugeben.

Nr. 1 bezeichnet seinen Gesammtinhalt vollständig durch den Titel. Der Verfasser beabsichtigt hier seiner eigenen Erklärung zufolge lediglich die Schilderung seiner im Jahre 1850 nach Istrien, Dalmatien und Montenegro unternommenen Ausflüge und die weitere Ausführung der Sensationen, Ideen und Speculationen zu welchen der Anblick dieser interessanten Länder den Reisenden anregt. Der Verfasser scheint damit die Ungleichartigkeit des Maßes der Ausführung, das zum Theil Skizzenhafte und Aphoristische derselben von vornherein andeuten und entschuldigen zu wollen. Allein so gern wir das Interesse zugestehen und selbst theilen, das man an den Sensationen, Ideen und Speculationen eines so geistreichen Mannes wie Kohl zu nehmen sich unwillkürlich gedrungen fühlt, so dünkt uns doch, der Verfasser hätte bei Herausgabe dieser Tagebücher auch auf Grund der vielen ihm bekannten Schriften über diese Gegenden mit jener Vervollständigung einerseits und jener Sichtung und Ausscheidung andererseits verfahren sollen, die dem Werke einen noch bedeutend erhöhten Werth verliehen haben und doch bei gehöriger Oekonomie dasselbe durchaus nicht umfangreicher gemacht haben würden. Was für den Augenblick bei der Autopsie den Reisenden vielleicht sehr tief erregt, hat nicht allezeit für den spätern Leser gleiches Interesse: die Entfernung verkleinert bekanntlich die Gegenstände in den meisten Fällen. In Betreff der Angabe einer reichen, kurz kritisirten Literatur über diese Gegenden haben wir uns oben schon ausgesprochen; so dankenswerth an sich, erscheint sie doch für den nächsten Zweck in der That überflüssig.

Der Verfasser beginnt seinen Ausflug vom Meerbusen Quarnero durch die dalmatischen Gewässer, und nachdem er sehr wenig einladend den dalmatischen Küstenstrich geschildert, diesen Eindruck aber nach Möglichkeit wieder zu verwischen gesucht hat, führt er uns nach Zara und gibt dann eine geographisch-historische und ethnographische Skizze von Dalmatien, und wir geleiten ihn alsdann über Sebenico, die Punta Pianca u. s. w. (mit einem ziemlichen Excurs über das Adriatische Meer und die Lloydschiffahrt) nach Spalato, wo namentlich der Palast des Diocletian eine detaillirte Beschreibung erfährt, und sodann über Drabitsch, Lesina, Curzola (was Alles späterhin im zweiten Bande nochmals ergänzend berührt wird), Meleda zur Bai von Gravosa und den Bocche di Cattaro, wo die Excurse über Dalmatiens Hero und Leander und den Mozzo (Dampfschiffsjungen) gemüthliche Episoden bilden. Von hier ab gestaltet sich das Werk interessanter. Die Schilderungen von Cattaro, Cettige, Scutari u. s. w. und ihrer Umgegend, von den Eigenthümlichkeiten der Bocchesen und Montenegriner, namentlich aber die Schilderung des Vladika von Montenegro sind so frisch und lebenswarm daß sie mit mancher anderweiten Länge des Buchs vollständig aussöhnen; auch die Bemerkungen über die bei der Blutrache herrschenden Gewohnheiten werden gern gelesen werden. Auch Risano und die Kriwoschia (mit einzelnen eingestreuten charakteristischen Anekdoten) besuchte der Verfasser und gelangte dann von Cattaro aus über Castelnuovo und durch die Thäler von Suttorina und Canale nach Ragusa. Hiermit beginnt der zweite Band des Werks, und die Schilderung Ragusas und seiner Umgegend, der sich späterhin ähnliche von Zara und Pola anschließen, ist sehr wohlgelungen und reiht sich den besten Leistungen des Verfassers an. Die Beschreibung der weitern Reise in der Morlachei zeugt von sei-

ner feinen Beobachtungsgabe für nationale Eigenthümlichkeiten und ist ebenso wie die später sich anschließende durch Istrien durch eingestreute Erzählung kleiner selbst oder von Andern erlebter Abenteuer lebendiger und unterhaltender gemacht.

Nr. 2 könnte man im Anschluß an das obige Werk gewissermaßen als den Vorläufer desselben betrachten, obwol die Reise welche es schildert ein Jahr später gemacht worden. Denn sieht man von der beschriebenen Rückkehr ab, so schließt die Reiseroute desselben gewissermaßen da ab wo die des ersten beginnt: nämlich im Hafen von Triest. Aber auch außerdem finden sich nicht wenig Berührungspunkte zwischen beiden, wovon wir nur auf die hydrographischen Darstellungen (und Hypothesen) und auf einzelne Gebirgsschilderungen hinweisen wollen. Das Werk bildet übrigens nur die erste Abtheilung eines allmälig erscheinenden Gesammtreisewerks über Deutschland, weshalb es auch den Hauptitel „J. G. Kohl's Reisen in Deutschland" führt. Unser Reisender zerlegt sich zu diesem Zwecke das gesammte deutsche Vaterland in vier große sozusagen geographische Gruppen, nämlich 1. die deutschen Nordseeländer (die nordwestliche Abtheilung, die Länder an der Nordsee, der mittlern und untern Elbe, der Weser, der Ems und den mittlern und untern Rhein); 2. das baltische Deutschland (die nordöstliche Abtheilung, die deutschen Länder an der Ostsee, der Oder und Weichsel); 3. das südwestliche Deutschland (die Länder am obern Rhein, am Main und der obern Donau); endlich 4. das südöstliche Deutschland (die Länder an der obern Elbe und dem mittlern Donaugebiet bis zum Adriatischen Meer), und diese vierte Gruppe ist es deren Schilderung hier vorliegt.

Der Verfasser beginnt seine Reise von Dresden aus durch das Erzgebirge (Chemnitz, Zwickau) nach Baiern, wo er übrigens in ziemlich flüchtiger Weise einzelne Tagebuchsbemerkungen über Dies und Das (an sich ganz interessant, aber für ein derartiges größeres Werk entweder als zu kleinlich ganz auszuscheiden oder in größerer Vollständigkeit darzubieten) anbringt, Kleinigkeiten ziemlich scharf hervorhebend und Bedeutendes, z. B. die Gölzschthal-Ueberbrückung, fast geringschätzend übergehend. Wenn er sagt: „Ich könnte wenn ich wollte eine ziemlich umständliche Beschreibung davon geben, aber ich will mich auf einige flüchtige Bemerkungen beschränken, um mich und den Leser auf der langen Fahrt nach dem Adriatischen Meere nicht zu lange aufzuhalten", und wenn er dann diesem großartigen Bauwerke nur eine Seite widmet, während er für die Beschreibung der Bahn über den Semmering (beiläufig eine der interessantesten Partien des ganzen Werks) fast vier Bogen, und selbst z. B. für die Beschreibung von Mariazell und seiner Wallfahrten fast anderthalb Bogen Raum hat: so dünkt uns, jene Entschuldigung sei eine ziemlich leere, und das Ganze verrathe nur wieder die Flüchtigkeit der Anlage des Werks und den Mangel an gehöriger Oekonomie in der Behandlung desselben, die wir dem Verfasser schon oben glaubten zum Vorwurf machen zu müssen, zumal ähnliche durch Nichts als höchstens ein Tel est notre plaisir gerechtfertigte Ungleichheiten in der Behandlung der einzelnen Gegenstände noch öfter sich finden, während durch Unterdrückung so manches Ueberflüssigen — wir gedenken nur der Bemerkungen über die Bierpassion der Baiern, die doch wahrhaftig schon oft genug in Ernst und Scherz gegeißelt worden ist — Raum für ausführlichere Behandlung so manches Interessantern wol hätte gewonnen werden können.

Die Dampfschifftour auf der bairischen Donau, nachdem der Verfasser die Tour von Nürnberg durch das sogenannte „Ries" über Nördlingen nach Donauwörth kaum eines Worts werth erachtet, über Regensburg, Passau bis Linz bietet neben vielen keineswegs nothwendigen Bemerkungen über bairische Sprachwendungen, hübsche landschaftliche Schilderungen und so manche interessante Bemerkungen über Wasserstraßen, Schiffsverbindungen u. s. w., doch ist dieser erste Abschnitt des Werks in der That sehr modern-touristenhaft oberflächlich; wir dürfen an Kohl höhere Ansprüche stellen! Der zweite Abschnitt: das Salzkammergut, hat schon bedeutendern Werth, und die Ausflüge von Ischl auf die hohe Schrott, den Schafberg über den Hengst zum Dachsteingletscher und in die Gosau sind lebendig und malerisch, wenn auch hier und da mit zu großer subjectiver Behäbigkeit geschildert; sehr werthvoll aber ist der Aufsatz über die Verhältnisse der Protestanten in Oberöstreich, die der Verfasser übrigens fast wörtlich, eigener Angabe zufolge, andern, aber authentischen Quellen entlehnt hat. Die Hauptpunkte des dritten Abschnitts (Obersteiermark, Niederöstreich), nämlich Brandhof, die Besitzung des Erzherzogs Johann, Mariazell, die Semmeringbahn, haben wir schon erwähnt. Im vierten Abschnitt, der den ersten Band beschließt, bilden die außerordentlich schönen Naturschilderungen aus Oberkrain, namentlich das Savethal in der Umgebung von Laibach, die Bemerkungen über die Eisenproduction in der Wochein u. s. w., die Glanzpunkte.

Der zweite Band bringt zunächst die wohlgelungene Beschreibung der Isonzolandschaft nach dem Uebergange über den schauerlichen Gebirgspaß Predill, von den Südwestabhängen des Manhardt und des Terglou über Görz bis nach Aquileja, wo dann auch die Bemerkungen über die verschiedenen Nationalitäten der Slawen, Italiener und Deutschen, die sich auch im weitern Verlaufe des Werks fortgesetzt finden, von Interesse sind. Ueber Monfalcone und Duino, den Karst vor Triest gelangt alsdann der Verfasser in die letztgenannte Stadt, der er als dem Reiseziel einen eigenen sehr interessanten Abschnitt widmet. Im letzten Abschnitt endlich wendet er sich durch Innerkrain über Graz und Wien, die übrigens nur flüchtig berührt werden, in die Heimat Dresden zurück. Wir möchten diesen Abschnitt an sich fast für den interessantesten des Werks erklären, und wüßten in der That nicht ob wir der Schilderung des triestiner Karsts und seiner Handelsstraße oder der adelsberger Grotte, der des Czirknitzersee oder der Sümpfe (und ihrer Trockenlegung) bei Laibach, oder der des Quecksilberbergwerks bei Idria den Preis zugestehen sollten. Der Verfasser hat hier ein so reiches Material an hydro-, oro- und ethnographischen und naturwissenschaftlichen Notizen in gedrängten und doch klar und bestimmt gefaßten Schilderungen theils aus eigener Anschauung, theils aus seinen reichen Studien niedergelegt, daß man die allgemeinen Ausstellungen welche an dem Werke zu machen waren wirklich leicht darüber vergißt. Diese Anerkennung sind wir ihm ebenso wol schuldig als wir die Andeutung jener Mängel nicht unterdrücken zu dürfen glaubten.

4.

Wieder ein Versuch im Epos!

Poetische Erzählungen, Heldengedichte mäßigen Umfangs, bald neu aufgeputzte Ritterlichkeit, bald allegorisch-mystische Naturmalerei, sind neuerdings an der Tagesordnung der poetischen Mode. Als vor neun Jahren Zedlitz sein „Waldfräulein" ans Licht stellte, da mußte die augsburger „Allgemeine Zeitung" wiederholt versichern daß hier ein poetisches Ereigniß vorliege, und es dürfte noch nicht ganz ausgemacht sein ob alle Welt es geglaubt hat; wenigstens hat es das „Waldfräulein" erst zu drei Auflagen gebracht. Als Gottfried Kinkel seinen „Otto der Schütz" 1843 und Wolfgang Müller seine „Rheinfahrt" 1846 veröffentlichte, da fehlte es nicht an Stimmen wohlverdienter und wohlbegründeter Anerkennung, aber daß beide Dichtungen die Verbreitung gefunden welche sie in hohem Grade verdienen, das ist wol noch sehr zweifelhaft. Als aber Oskar von Redwitz vor kaum drei Jahren seine schwachselige und überkatholische „Amaranth" aussandte, zu bekehren die Heiden, die Junghegelianer und die Deutschkatholiken, da war sofort Alles voll von Entzücken und Bewunderung, und der Verleger sah sich in die angenehme Nothwendigkeit versetzt binnen drei Jahren zwölf Auflagen des Werks zu veranstalten, das leider auch in dem protestantischen Deutschland sympathetische Seelen

in Menge fand und findet. Die Poesie allein freilich thut es nicht: niedliches Format, englische Leinwand, Goldschnitt nebst obligaten Schnörkelzierrathen tragen viel, wo nicht das Meiste zu solchem Erfolge bei. Da war es denn kein Wunder wenn die Lorbern die sich Redwitz ersungen und errungen manchem wirklichen oder vermeinten poetischen Talent die nächtliche Ruhe raubten, und wenn die dichterischen Themistoklesse des 19. Jahrhunderts den Ruhm ihres Vorläufers zu überbieten trachteten, was freilich um ein gut Theil leichter ist als das Vaterland gegen innere oder äußere Feinde schützen. Sollte man doch wirklich glauben, die deutsche Poesie kehre auf ihre alten Tage zu der Dichtungsart zurück die sonst das Kindesalter der Völker zu schmücken pflegt, und wolle durch neue Schöpfungen den Verlust ersetzen den unser Volk durch das frühe Absterben der heimischen Heldensage erlitten hat. Ja wenn dazu Nichts gehörte als eine Handvoll guter Wille, einige Kenntnisse der deutschen Metrik oder Prosodik, mit der es überdies oft windig genug aussieht, und eine gefüllte Vorrathskammer süß-säuselnder Phrasen und unklarer Bilder! wenn nur nicht in der Mehrzahl dieser Dichtungen statt der gewaltigen Naturwahrheit und der gesunden Kraft, die die Grundbedingungen sind zu des Epos mächtigem Eindruck, eine süßliche Gefühlsdämmerung, eine Spielerei mit des Lebens Ernst herrschte! dieser ganze epische Nachwuchs nur nicht gemachten pariser Blumenbouquets viel ähnlicher sähe als dem frischen, duftigen Waldblümchen welches in stiller Einsamkeit neben der mächtigen Eiche aufschießt! Freilich gibt es auch Leute die sich an künstlichen Blumen und Odeurs erlaben und vom Waldesduft Schnupfen und Kopfweh bekommen; aber ob die Poesie dieser Menschenart überhaupt Rechnung zu tragen hat, das dürfte noch erheblichen Zweifeln unterliegen.

Diese und ähnliche Betrachtungen regten sich in mir von neuem, als mir das untengenannte kleine Epos *) in die Hände kam. Es ist dasselbe wahrscheinlich die letzte Arbeit des am 5. November vorigen Jahres verstorbenen Friedrich von Heyden, der als Mensch und als Geschäftsmann gleich tüchtig und ehrenwerth, seine Mußestunden durch mannichfache poetische Thätigkeit verschönte und der Welt manche anmuthige Liedesgabe bescherte. Er machte sich das Dichten nicht leicht, sondern alle seine Arbeiten sind mit ernster Sorgfalt behandelt, durchdacht und ausgeführt; bei alle Dem tragen sie aber doch stets den Charakter des Dilettantismus an sich. Nicht der unwiderstehliche Drang überschäumender Begeisterung hat sie hervorgerufen, sondern sein feiner und gebildeter Sinn für das Schöne konnte es sich nicht versagen den Versuch eigener Schöpfungen zu unternehmen, und unter den Dichtern die mit bewußter Kunst und Absicht ans Werk gehen, die den Vorsatz haben Dichter zu sein, ist er einer der achtungswerthesten schon deshalb weil er nie fabrikmäßig „in Versen machte". Aber freilich auch der ernsteste und reinste Wille ersetzt auf poetischem Gebiet nicht die angeborene Kraft des Genies; ein Genie aber war Heyden nicht, sondern ein Talent, ein anmuthiges, strebsames Talent, dem manches Schöne gelungen, der aber auch in jeder seiner Schriften der menschlichen Schwachheit seinen gehörigen Tribut darbringt.

So auch in dieser „Königsbraut". Heyden hat sich wol vor der modernen Unart gehütet, ein größeres erzählendes Gedicht zu einer Musterkarte aller möglichen lyrischen Versmaße zu machen und nach Herzenslust in mühelosen iambischen und trochäischen Reimzeilen umherzuschwärmen; er hat durch das ganze Gedicht die ebenso würdevolle als schwierige Terzine festgehalten; Chamisso's Musterverse hat er freilich nicht erreicht, Reimbände wie „Gewitter — litt er — bitter" (S. 47) sind durchaus nicht nachahmenswerth, und gar manche harte Wortfügung kommt offenbar auf Rechnung der Versnoth; im Ganzen aber gehören diese Terzinen doch immer noch zu den lesbaren und selbst gelungenen. Ein anderer Mangel der in allen Dichtungen Heyden's wiederkehrt sind einzelne Ueberschwänglichkeiten des Ausdrucks, die sich bis zur Sprachwidrigkeit oder Unverständlichkeit steigern. Wenn es z. B. (S. 32) heißt:

Die Macht Burgunds zeigt steinerne Gestalten,

so wird das wol Niemand so leicht dahin verstehen daß die burgundischen Kämpfer regungslos wie versteinert stehen. Ebenso wenig dürfte bei der Schilderung eines aufsteigenden Gewitters (S. 35) der Vers:

Im Blau der Luft thürmt falber Wetterdrang

probehaltig sein. Als die Füße seiner Heldin bluten, wird des Helden „Brust Erbin ihrer Wunden" (S. 54), und schließlich wird der Bösewicht des Stücks begnadigt (S. 63):

Um gute That nach Frevelthun zu buchen,

wo das letzte unglückselige Wort offenbar nur durch den Reim veranlaßt worden ist.

Beweisen dergleichen einzelne Flecken immer die mangelhafte Durchbildung der technischen Geschicklichkeit, wie sie sich bei Dilettanten gewöhnlich findet, so offenbart sich in dem Inhalte des Ganzen eher Ueberfluß als Mangel an Erfindungsgabe. Gegenstand der Erzählung ist die Bekehrung des Frankenkönigs Chlodwig zum Christenthum, die geschichtliche Wahrheit aber wird dabei ganz bedeutend misachtet. Im ersten Gesange ermahnt ein Sänger den König im Kreise seiner Großen zur Annahme des Christenthums; da Dies Nichts hilft, entwirft derselbe eine einigermaßen sinnliche Schilderung von Klotilde, des von seinem Bruder Gondebald ermordeten Burgundenkönigs Hilperich Tochter; dies wirkt gewaltig auf den König, aber nur einem Christen wird sie die Hand reichen. Der zweite Gesang führt Chlodwig's Gesandte zu Gondebald um seine Nichte und sein Reich für ihren Herrn zu fodern. Die Nichte erscheint, und obgleich ihre Schönheit der gemachten Schilderung wenig entspricht, wird sie von den Franken gewaltsam entführt; eine Wundererscheinung sichert ihren Rückzug. Unterdessen reitet Chlodwig im dritten Gesange spazieren; im Walde überfällt ihn ein Gewitter, der Blitz zerschmettert über seinem Haupte die heilige Eiche; dem Betäubten erscheint ein Cherub, ermahnt ihn seinerseits auch Christ zu werden, wobei er in einigen wenig passenden Worten auseinandersetzt wie dereinst auch das Christenthum durch Selbstsucht und Eitelkeit ausarten werde. Heyden hat sich höchst unepischer und unpoetischer Weise nicht enthalten können hier auf die gegenwärtigen Religionswirren hinzudeuten; so wenig er die Ansichten der Dissidenten theilt, so ist es doch merkwürdig genug wie er über die Versuche ihnen entgegenzuwirken urtheilt:

Selbst Gegenwehr wird wirken übereilt.
Mit Formen wird das Heil man schirmen wollen,
Bei Denen nicht mit Glauben Liebe weilt.
Das wird noch mehr ermuthigen die Tollen u. s. w.

Nachdem der Cherub auf diese Weise der Gegenwart ihr Recht angethan, kommt der vierte Gesang heran: ein Jungfräulein verläßt seine Waldhütte, findet Chlodwig's reiterloses Roß, folgt ihm von unbestimmten Gefühlen getrieben nach bis es zu seinem Herrn gelangt, bringt denselben ins Bewußtsein zurück, und alsbald sind ihre Herzen in Liebe verschmolzen. Chlodwig's Gesandte kommen mit der entführten Burgunderin hinzu: da findet sich daß die Waldjungfrau eben die im ersten Gesange geschilderte Klotilde, die entführte aber ihre Schwester ist, und Chlodwig schließt mit den Worten:

Ich bin ein Christ, sie meine Königin,

nämlich die schöne Klotilde, nicht die unschöne Geraubte. Das fünfte Buch erzählt auf drei Seiten daß Gondebald besiegt und gefangen, aber auf Klotilde's Fürbitte begnadigt wird. Chlodwig's Taufe und Vermählung bilden den kurz angedeuteten Schluß.

Liest sich nun auch diese Erzählung in ihrem poetischen

*) Die Königsbraut. Gedicht in fünf Gesängen von Friedrich von Heyden. Leipzig, Brandstetter. 1851. 16. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Aufputz ganz angenehm weg, so scheint mir es doch als müsse sich der Dichter, will er sich einmal an geschichtliche Gestalten anlehnen, auch genauer an die sichere Ueberlieferung halten. Hier aber wird der blutdürstige rohe Chlodwig ein ganz zahmer, ja sentimentaler Ritter, und während er in der That nur sehr schwer dazu zu bringen war daß er ein sehr äußerlicher Christ wurde, kommt ihm die gründliche Bekehrung über den Hals fast wie der Dieb in der Nacht. Aber auch abgesehen von dieser geschichtlichen Untreue ist es ein poetischer Verstoß daß Chlodwig, der doch eigentlich nach der Idee des Gedichts durch die irdische Liebe zur göttlichen geführt werden soll, außerdem noch durch die Rede des Cherub bearbeitet wird; die dichterische Gedankeneinheit wird dadurch wesentlich verletzt. Ebenso ist die Schwester der Klotilde ein unwesentliches hors d'oeuvre, dessen unerklärtes Erscheinen im zweiten Gesange durchaus störend wirkt. Kurz wir haben hier weder die poetische Verklärung eines historischen Ereignisses noch eine durch sich selbst unbedingt gerechtfertigte Erfindung.

Bei so manchen Mängeln im Einzelnen gehört doch Heyden's „Königsbraut" keineswegs zu den schlechtesten Versuchen die epische Dichtung zu verjüngen. Aber eben deshalb möchte ich schließlich wieder darauf zurückkommen daß es mit diesem ganzen Versuch sehr mislich aussieht. Wenn auch eine vielbewegte Zeit vorderhand zu einem Abschluß gekommen zu sein scheint, so ist derselbe doch auf keinen Fall so befriedigend ausgefallen daß man sich der behaglichen Ruhe überlassen könnte und möchte, ohne welche das Epos weder gedeihen noch genossen werden kann. Sollen aber diese Versuche nur dazu dienen, uns entweder durch süße Gefühlständelei oder müßiges Spiel mit den Reizen der unbelebten Natur über den Ernst und den Kummer der Gegenwart hinüberträumen zu lassen, oder gar dazu, uns in die Netze mittelalterlichen Junker- und Pfaffenthums einzufangen, so ist Beides eine Entwürdigung, Letzteres sogar eine Versündigung an der Heiligkeit der Dichtkunst.

60.

Das Bewußtwerden der Menschheit. Ein Entwurf von Julius Arndt. Halle, Pfeffer. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unsere jetzige Zeit beschreibt der Verfasser gleich zu Anfange als eine solche, „wo man nicht nur an diesem und jenem Systeme, sondern an aller Philosophie zweifelt und wo man kaum noch den Muth hat an irgend Etwas zu glauben". Referent meint das Entgegengesetzte wahrzunehmen: man hat sich zwei Menschenalter hindurch mit einer absoluten Philosophie des Absoluten gequält und glaubt fortwährend daran; man hat Jahrhunderte lang den Bau der Kirche nicht fertig gezimmert und glaubt dennoch ans Fertigwerden wie an den Dom von Köln. Der Verfasser selbst vereint Zweifel und Glauben auf wunderbare Weise; er hält von vornherein für „das größte Vorurtheil an eine absolute, und dabei menschliche Philosophie zu glauben", und hält doch die Fortbildung des Hegel'schen Systems — des absoluten der Philosophie an sich — für seine Aufgabe, die darin besteht „es (nämlich Hegel's System) dem Tode eines elenden Schematismus zu entreißen und mit frischem Leben zu durchhauchen". Referent verstände wol den Zweifel, aber begreift nicht den Glauben.

Ueberlassen wir jedoch diese Ungefügigkeiten vorläufig sich selbst und begleiten den Verfasser auf seinem Wege. Ganz beistimmend lesen wir den Satz: ein „Dualismus liegt der ganzen erscheinenden Schöpfung zum Grunde, die eben deshalb in zwei Seiten auseinanderfällt, in das existirende Denken und in das existirende Sein, was Hegel selbst zugeben muß, aber im eigentlichen Systeme nicht festhält". Als Resultat der heidnischen (griechisch-römischen) Philosophie wird der Skepticismus genannt „der Triumph über die Welt, die vollste Selbstgewißheit, das reinste Beisichsein, die absolute Freiheit von Allem was Object heißen könnte". Wäre auch hierdurch der Skepticismus etwas zu hoch gestellt, so hat er doch in sich ein Großes, eine gewisse Ruhe über dem Glauben und Aberglauben, weder durch Philosophie noch durch Leben und Tod zu stören. Von ihm bildet sich der Uebergang in die romantische christliche Welt, welche uns näherliegt und unsere Auffassungen des Lebens und Bewußtseins bestimmt.

Ohne Freiheit gibt es keine Religion und ohne Religion keine Freiheit. Dies ist die wahre Idee des Christenthums, allein die alten Menschen mit den alten Lüsten und Begierden waren geblieben, Sekten entstanden. Dagegen erhob sich die katholische Kirche, ein christlich-menschliches Institut; sie ist nur eine sinnlich existirende Fortsetzung wunderbarer äußerlicher Versöhnung. Dadurch muß der Mensch zuletzt rechtlos, selbstlos, knechtisch und unsittlich werden, und er ist es wirklich geworden. Der Protestantismus hat der äußern Versöhnung ihre Kraft genommen, seine Wissenschaft läßt halb unabhängig und selbständig die Vernunft neben der Bibel zu ihrem Rechte kommen, aber „die Theologie kann keinen Menschen erlösen". Mystik ist ein Versuch den umgekehrten Weg der Kirche zu gehen und das göttliche Wesen aus einer innern Offenbarung zu begreifen.

Dafür bleibt der Ausgangspunkt die Natur des Selbstbewußtseins, das Ich. Die drei Hauptstämme welche sich selbständig zu entwickeln anfangen sind der deutsche, englische und französische; Jakob Böhme, Baco, Cartesius. Jakob Böhme hat das Wesen des Bewußtseins ausgesprochen ohne Bewußtsein über sein Thun; dem Theosophen gegenüber vertritt Baco mehr die Seite des Weltlichen; Wissen ohne Gegensatz, ohne Dualismus ist eine Unmöglichkeit, und er wird bei Cartesius ein gedachter, gewußter, verständig und wissenschaftlich vermittelter; die Folge seiner Philosophie ist das Bewußtsein des Zwiespalts den in der Wirklichkeit Gott vermittelt. Spinoza ist der Verstand der sich selbst zu Tode verständigt hat. Der Spinozismus ist ein Jenseits für das Denken, das Leben, für den Menschen überhaupt. Man wird niemals das Denken als sinnliche Thätigkeit nachzuweisen vermögen, weil das Nachweisen und das Sinnliche selbst unsinnlich sind. Ebenso wenig wird es einem Geiste gelingen alles Natürliche, Menschliche, Passive, Materielle wegzuleugnen oder durch eine reine Thätigkeit aus sich heraus zu construiren. Locke ist Patron der gemeinen Anschauung der Dinge, des gesunden Menschenverstandes; Leibniz hat mehr sich selbst als die Welt in Einklang gebracht.

Wenn die griechische Weltanschauung eine Vergötterung des lebendig Schönen war, so ist dagegen die Kant'sche Philosophie ein fanatischer (?) Cultus des Guten, der reinen absoluten Moralität. Die Fichte'sche Philosophie hat den Dualismus hinter die Wissenschaft versteckt, oder richtiger durch die Sprache, und ist ein ewiger Kampf des Verstandes und der Vernunft. Fichte und Schleiermacher gehen vom subjectiven Selbstgefühl aus, Ersterer hebt hervor das Sich-thätig-fühlen, Letzterer das Sich-abhängig-fühlen. Schelling nimmt ohne Weiteres an daß von beiden Seiten keiner Wahrheit zukomme, vielmehr sei nur die Vernunft, das Dritte, das Subject-Object, das Indifferente, wirklich und wahr. Zur eigentlichen Wissenschaft bringt er es nicht, nur zu einer intellectuellen Anschauung, welche nicht erlernt werden kann. In Hegel hat die Wissenschaft sich selbst erreicht, die Philosophie ist zu sich selbst gekommen, das Wissen hat sich selbst zum Absoluten gemacht und sich vergöttert. Das absolute Wissen aber ist jedenfalls eine Idee der wol die Wirklichkeit zugrundeliegt, die aber mit der jetzigen Wirklichkeit und mit dem Leben nur durch Mysticismus vermittelt werden kann. Der Weltgeist und der philosophische Geist, sowie ihre Einheit im reinen Geiste bleiben eine Mythe, in der die absoluten Denker wenigstens als Halbgötter erscheinen, als Unsterbliche, als Begnadigte des Weltgeistes. Hegel hat das wirkliche Verhältniß ganz verkehrt, er hat das allgemeine Wissen (Bewußtsein) zum Träger des Menschen, nicht den Menschen zum Träger des Wissens gemacht, und mit ihm hat sich das wissen-

schaftliche Selbstbewußtsein, der höchste, kühnste und letzte Versuch den Dualismus zu brechen, als eitel und resultatlos erwiesen. Feuerbach ist die Kehrseite von Hegel; wenn dieser speculirt, d. h. mit dem Absoluten gemeinschaftlich philosophirt, so ist Jenes Wissen in jeder Beziehung menschlich; kein Wunder daß ihm allerhand Menschlichkeiten, Widersprüche, Uebertreibungen u. s. w. begegnen. Er kommt nirgend über Einzelheiten hinaus, hat sich von Jahr zu Jahr kritisch aufgezehrt, ist Dogmatiker der Natürlichkeit. Mit Feuerbach und Hegel haben wir die letzten Ausläufer der mittelalterlichen dualistischen Doppelphilosophie.

„Der Dualismus wird ewig bleiben, nur kein Gespenst mehr vor dem sich Kinder fürchten; er ist die Quelle, die Lebensluft der ganzen Schöpfung und so vergänglich wie sie." Die Gegenwart mit ihrer Lauheit ist eine traurige Erscheinung. In der Religion muß und nur in der Religion kann absolute Freiheit herrschen, hier ist der Einzelne wahrhaft im Allgemeinen und mit ihm Eins, die Wissenschaft dagegen ist theils für sich, theils für die totale Entwickelung der Menschheit; schon darum vermag sie allein das Allgemeine und Einzelne nicht zu verbinden, sondern maßt sich nur an die Religion zu ersetzen und verfällt somit in den Wahn daß in ihr der Weltgeist sich selbst erreicht habe. „Für das Ich ist Alles Dualismus, denn es ist selbst ein Dualismus und kann in der Philosophie nicht mehr thun als den (allgemeinen) Dualismus als nothwendig zu begreifen. Die reine Wissenschaft ist also der sich selbst begreifende Dualismus, die Dialektik welche von sich ausgeht, aber nicht als einer Abstraction, sondern als dem Grunde der ganzen endlichen Welt. Auch von Gott weiß der anfangende Mensch Nichts, vielmehr ist er für ihn ein Resultat, folglich Wahr-Es. Insofern geht das Ende allerdings in den Anfang zurück, mit andern Worten, das Ich begreift erst seinen Anfang wenn es zu Ende ist. Aus diesem Grunde muß jedem Geschöpf der Anfang und der Grund der Schöpfung ein Geheimniß bleiben."

Bis hierher konnte Referent der Darstellung des Verfassers im Durchschnitt beistimmend folgen. Aber wo es nun dessen Glauben gilt an Fortbildung des Hegel'schen Systems, in welchem doch „die Wissenschaft sich selbst erreicht, die Philosophie zu sich selbst gekommen ist", da weicht der Boden unter den Füßen. Wir lesen: „Im Anfange gibt es weder Abstractes noch Concretes, weder Allgemeines noch Einzelnes, weder Subjectives noch Objectives (Indifferenz), sondern überhaupt (Allgemeines) — Es. Daher ist einfach der erste Theil der Wissenschaft die Lehre vom Es zu nennen. Alles hat seinen Grund am Es. Die Dialektik der Lehre vom Es ist die Grundlage alles Wissens, denn das Wissen selbst ist ein Es." Was wäre dies Anderes als ein veränderter Ausdruck für Hegel's Lehre vom Sein, also kein Fortschritt, zumal wenn es heißt: „Die Philosophie wird sich ihre Grenzen vorzeichnen und den Gedanken aufgeben daß sie allein den Menschen, den unendlichen Geist befriedigen könne." Grenzen und Fortschritt? Ist religiöse Ueberzeugung gemeint? „Was Gott sei läßt sich nicht aussprechen, die Religion ist sprachlos." Aber: „Die Philosophie kann ohne Sprache nicht bestehen, und das Höchste was sie zu erreichen vermag ist eine adäquate Darstellung der reinen Dialektik, die Entwickelung des Es durch alle seine Momente, bis Es als Absolutes seine Wahrheit erreicht hat. Das Es ist Allgemeines, wahrhaft Concretes, kurz das Sein in allem Dasein." Also ständen wir bei Spinoza, „dem Verstande der sich selbst zu Tode verständigt", oder bei Hegel, durch welchen „die Philosophie zu sich selbst gekommen ist".

64.

„Les gaietés champêtres", von Jules Janin.

Jules Janin zeigt durch seinen Uebergang von „La religieuse de Toulouse" zu „Les gaietés champêtres" nochmals die Geschmeidigkeit seines Talents, das weder durch die politischen Ereignisse noch auch durch die Arbeit der wöchentlichen Theaterbesprechungen im „Journal des débats" an Witz und Geist verloren hat. So sehr aber auch beide Bücher für den ersten Blick verschieden zu sein scheinen, so ist der Unterschied doch nicht so groß, und es verlohnte sich fast der Mühe zu untersuchen wie eine biegsame Phantasie, ohne denselben Gedankengang zu verlassen, sich doch an die scheinbar verschiedensten und sich widersprechendsten Gegenstände machen kann.

Liest man den Titel „Les gaietés champêtres" und schlägt man die ersten Seiten auf, auf denen die gepuderte und parfumirte Idylle sich präsentirt, so fragt man sich verwundert, wie es dem Verfasser wol geglückt sein möge sich den traurigen und beängstigenden Eindrücken in Frankreich vor dem 2. December 1851 so völlig zu entziehen und mit solcher Leichtigkeit und Sorglosigkeit seine gewöhnliche Sprache dahingleiten zu lassen. Indeß dürfte Janin bei näherer Betrachtung doch Entschuldigung finden; er versicherte in der Vorrede zu „La religeuse de Toulouse" daß er dieses Buch in der Zurückgezogenheit geschrieben habe, um von der ihm unangenehmen Revolution ganz und gar Nichts mehr zu spüren. Ein Schriftsteller wie Janin, der dies mit Leib und Seele ist, brauchte daher vermöge eines sehr erklärlichen Schritts nur von der ernsten Seite des 17. Jahrhunderts, vom Port-Royal, auf die frivole des 18. Jahrhunderts überzuspringen, um von „La religeuse de Toulouse" auf die phantastische Ekloge der „Les gaietés champêtres" zu kommen, die eigentlich weder sehr heiter noch sehr ländlich ist. Es wäre ein Unrecht gegen das bizarre Buch, wollte man die seichte, schillernde Seite desselben, diese Seifenblasen, die beim Morgenstrahl der Sonne in allen Farben spielen, das Brillantfeuerwerk des Stils zu genau untersuchen, um zu sehen was dahinter ist. Jules Janin verlangt einmal von seiner Feder, was Liszt und Heinrich Herz von ihrem Klavier verlangen. Durch diesen seltsamen Irrgarten, durch die geistreichen Skizzen fühlt man aber einen Grundgedanken heraus, das Gefühl des nahenden Verfalls, die unvermeidliche Zerstörung inmitten der Feste, Laster, Thorheiten und heitern Gesänge der damaligen Zeit.

„Les gaietés champêtres" analysiren zu wollen sähe fast wie Bosheit aus. Bei dergleichen Büchern ist das Gewebe Nichts, die Stickerei Alles. Zwei Personen oder vielmehr zwei phantastische Wesen, Eugenie und Louison, entschlüpfen an einem Frühlingsmorgen, die eine der Stunde ihres Lehrers, die andere dem Laden ihres Vaters. So gehen sie Arm in Arm durch die Felder und übergeben den warmen Lüften des Mai ihren Gesang; was ihnen dabei begegnet, erzählt uns Jules Janin, und ihre Odyssee ist der ganze Roman. Es ließe sich das Alles auf einer Seite abmachen, allein ihm dient das 18. Jahrhundert als Rahmen, mag es ländlich sein oder weltlich. Es tritt der große Finanzmann auf wie der große Seigneur, das ganze geistreiche, liederliche, possenhafte, depravirte Jahrhundert, wie es sich selbst in seinen Büchern, seinen Gemälden, Memoiren, Moden, Helden und Idolen geschildert hat, mit Allem was es liebte, besang, schuf, zerstörte, verunglimpfte, und Janin ist unser Cicerone durch diese ganze anmuthige und reizende Corruption. Vielleicht hat er sich hierbei etwas zu viel Mühe gegeben, zu viel Eifer gezeigt, er hätte uns manche verletzende Roheit ersparen können. In dem zweiten Bande, der der bemerkenswerthere ist, zeigt sich der Nebengedanke des Verfassers, das Mene Tekel Upharsin, das Vorgefühl von dem Ende der Welt. Die Capitel: „L'abîme appelle l'abîme", „L'apocalypse du vivier" bringen einen seltsamen Eindruck hervor und verrathen den Gedanken des Verfassers, der von Voltaire zu Mirabeau, von Ludwig XV. zu Danton, von Thorheiten zu Verbrechen, vom Lächeln zu Thränen übergeht. Um nur ein Beispiel anzuführen, so schildert Janin einen Grafen von Laugéron Thémiers, der in ein kleines Bürgermädchen verliebt ist, das ihm ein Kind gebiert und das er heirathen will; der Graf gibt diesen ehrenwerthen

Entschluß jedoch auf, weil es ihm vorkommt als folge er mit seiner Heirath dem Zuge und der Richtung der Gegenwart, weil er dem Strome der Philosophen widerstehen will und endlich einer Vorstellung der „Nanine" beiwohnt, in der die in schlechten Reimen entwickelten Gleichheitstheorien ihn ärgern und empören, sodaß er gerade das Gegentheil thut von Dem was St.-Alban vordeclamirt. Der Graf von Laugéron fühlt daß die alte Welt der er angehört wankt und unter seinen Füßen weicht; er will aber an dieser Zerstörung nicht theilnehmen und er opfert deshalb die zartesten Neigungen seines Herzens.

Der Stil ist der bekannte Stil Jules Janin's. Er charakterisirt sich als ein Misbrauch, eine Verschwendung, ein Ueberfluß von Phrasen, mit denen seine Feder immer in einer Art Steeple-chase durchgeht, als eine geistige Trunkenheit, ein zu lebendiges Bewußtsein der Gewalt über die Sprachform, etwa wie Carlotta Grisi oder Fanny Cerrito in der Erregung des Tanzes fortgerissen werden, ohne auf Publicum und Breter zu achten.

Von dem Buche Janin's kann man im Ganzen das Urtheil wiederholen, das vor 25 Jahren Herr von Feletz über die „Natchez" von Chateaubriand aussprach: „Es ist ein Werk das ohne Vorbild ist"; doch setzte er hierbei leise hinzu: „und das auch nicht als solches dienen darf." Jules Janin wird über die Anwendung dieses Urtheils auf sein neues Werk nicht so böse sein, wie ehedem der leichterzürnte Dichter der „Natchez". Er darf es nicht wenn er anders die gute Literatur noch liebt.
16.

Notizen.

Der Schiffbruch des Kriegsschiffs Royal-George an der Küste der Insel Wight.

Man unterläßt nicht leicht den Wanderer auf der Insel Wight, wenn er sich in der Nachbarschaft des Städtleins Ryde befindet, an einen etwa eine Meile von diesem letztern entfernten Ort zu führen, Dover genannt, welcher den unglücklichen Schiffbrüchigen des Royal-George zur Grabstätte dient. Auf dem ganzen Eilande und besonders zu Ryde verkauft man Arbeitskästchen, Tabacksdosen, Fadenröllchen und andere kleine Gegenstände aus einem Holze von besonderer Beschaffenheit und dunkeler Farbe, der schönsten Politur fähig. Dies Holz lag an 80 Jahre auf dem Meeresgrunde; es ist von den Trümmern des erwähnten Kriegsschiffs, das mit Mannschaft und Ladung beim heitersten Wetter in den Fluten bei Ryde unterging. Wir entlehnen diese Notizen einem soeben in der „Revue des deux mondes" veröffentlichten Artikel des Obersten de la Moskowa: „L'Ile de Wight. Les chateaux, les cottages et la saison des bains" und fahren mit den Worten des Verfassers fort: „Am 29. August 1782 machte sich Sr. Majestät Dreidecker Royal-George von 120 Kanonen, mit dem Admiral Kampenfeld und 1200 Mann an Bord, segelfertig; das Schiffsvolk hatte den Sold erhalten; es drängten sich auf dem Fahrzeuge nicht nur die Familien der Soldaten um ihnen Lebewohl zu sagen, sondern auch viele Kaufleute und Lieferanten. Eine Menge von Barken umgaben es. Noch am nämlichen Abende sollte der Dreidecker unter Segel gehen. Gemäß dem damals bei Kriegsschiffen und, wenn wir nicht irren, noch jetzt bei Handelsschiffen üblichen Gebrauch, hatte man den Royal-George auf eine Seite geneigt, um einige Ausbesserungen in der Malerei vorzunehmen, deren der untere Theil der andern Hälfte bedurfte. Da man sich auf offener See befand, hatte man, um dies Neigen zu bewerkstelligen, alle Kanonen des Steuerbords mittels ihrer Windebäume soweit zurückgeschoben daß ihr Gewicht, jenes der entgegengesetzten Batterien vermehrend, den Backbord (linke Seite des Schiffs) so tief man wollte hinabzog. Der Himmel war klar, das Meer völlig ruhig. Ein unerwarteter Windstoß von Regen begleitet, was man im Englischen shower nennt, brach plötzlich auf das arme Schiff los, von der andern als der gebeugten Seite, und mit solcher Gewalt, wird versichert, daß die königliche Flagge, welche am Hauptmaste wehte, in einem Augenblicke das Meer berührte. Unglücklicherweise hatte man die Stückpforten nicht geschlossen, und in dieser augenblicklichen Ueberschwemmung von seitwärts ließ der Royal-George so viel Wasser ein daß er sich nur mehr erhob um senkrecht unterzusinken. Alle rings an das Schiff befestigten Fahrzeuge begruben sich mit ihm in den Wogenschlund. Man vermochte nur einen Theil der Personen zu retten, welche sich in diesem Momente auf den Schanzen befanden; zu dieser Zahl gehörte der Admiral Durham, Midshipman an Bord des Schiffs, der noch vor vier Jahren zu Portsmouth befehligte. Die englische Presse hat uns seit mehren Jahren häufig von den auf Gebot der Admiralität angestellten Rettungsversuchen unterhalten, welche dahin zielten, aus dem Grunde des Meeres heraufzuholen was sich daselbst noch von der Schale (Coque) des Royal-George vorfinden könnte. Unterseeische Explosionen, herbeigeführt mittels einer Volta'schen Säule und oft wiederholt, haben endlich diese letzten Trümmer zu Krümchen zerrieben."
12.

Neuer englischer Roman.

Die Tochter eines reichen Fabrikherrn, sie selbst klug, witzig, poetisch, ehrgeizig und schön — was will man mehr? — erhält vom Verfasser des Romans den Auftrag einen jungen Mann von alter Familie, welchen die Seelenzufriedenheit mit seiner Abstammung die äußerste Erfüllung seiner Bürgerpflichten dünkt, in dieser Beziehung zur Vernunft zu bringen. Es versteht sich demnach ungesagt: erstens daß Frank Delamere, nachdem er sich bis zum nec plus ultra, d. h. bis zum Todtschießen in Mary Staunton verliebt hat, ihr Herz und Hand, sogar sein Wappenschild zu Füßen legt, und zweitens daß Mary Staunton ihm rundweg den Korb gibt. Rundweg allerdings, doch füllt sie den Korb mit einer Abhandlung über Rechte und Pflichten, über Zweck und Mittel, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ungefähr à la Dudevant, wenn die geistreiche Frau ihre vornehmen Damen sich in stockgemeine Handwerker verlieben oder von ihren stolzen Verwandten Abschied nehmen läßt, um sich allen Ernstes dem großen Werke socialer Wiedergeburt zu widmen. Die Abhandlung wirkt das Gute daß Delamere sich nicht erschießt, bessert ihn aber oder bringt ihn so wenig zur Vernunft daß er sich in alle Arten Ausschweifungen stürzt und, weil ein solches Leben zugleich kostspielig zu sein pflegt, sich rein ausgibt. Die Lebensbedürfnisse zu decken geht er zum Kaufmannsstande über, und weiß der Himmel wie es da kommt, eines schönen Tages sitzt er im Comptoir des Herrn Staunton auf einem der Commispferde. Einmal auf solchem ist nun kein Halten, und mit einer Schnelligkeit, wie eben nur Roman-Commis vorwärtsgalopiren, sieht er sich im Stande der klugen, witzigen, poetischen, ehrgeizigen und schönen, aber nicht mehr reichen Abhandlungs-Verfasserin ein Paroli zu bieten, ihr zu zeigen daß er Herr und Mann ist, und sie die Wehen des Korbflechtens empfinden zu lassen. Das Ende von alle Dem macht das Ende des Romans, betitelt: „The Delameres of Delamere court: a love story; by the author of «The Duchess»" (3 Bde., London, 1852).

Der Dichter Reade.

Referent gesteht nicht zu wissen, ob der Name des englischen Dichters Reade ein in Deutschland gern gehörter ist. Jedenfalls hat er in England guten Klang, und die gesammelten Werke: „The poetical works of *John Edmund Reade* (2 Bde., London 1852), wären wohl geeignet ihn in Deutsch-

land zu befreunden. Reade hat sich in Allem versucht, in Vielem mit ungewöhnlichem Glück, in Nichts mit entschiedenem Unglück. Die Sammlung enthält lyrische Dramen, Tragödien, reinlyrische, philosophische und erzählende Gedichte, Balladen, u. s. w. Seine letzten Erzeugnisse „Italy" und „Revelations of life" dürften die gereiftesten und am meisten original sein.

13.

Bibliographie.

Albion. Perlen britischer Lyrik in ausgewählten deutschen Uebertragungen gesammelt von A. Böttger. Leipzig, Thomas. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Album neuester Dichtungen. Herausgegeben von L. A. Staufe. Mit Beiträgen von J. Blumenfeld, C. Cerri, J. Gräfin Oldofredi-Hager ꝛc. Wien. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Die Allmacht Gottes in den Werken der Natur. Ein Volksbuch zur wahren Erkenntniß Gottes und zur Belehrung für alle Stände. 3te verbesserte Auflage. Aarau, Sauerländer. Hoch 4. 12 Ngr.

Balmes, J., Weg der Erkenntniß des Wahren. Nach der französischen Ausgabe des Originals: El Criterio in's Deutsche übertragen von T. Rißl. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27½ Ngr.

Bancroft, G., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der Entdeckung des amerikanischen Continents an bis auf die neueste Zeit. Deutsch von A. Kretzschmar. 4ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der amerikanischen Revolution. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Blüher, M. A., David Samuel Rollers, weil Pastors zu Lausa bei Dresden, Leben und Wirken. Nebst dem Bilde des Seligen und einem Anhange, in welchem hauptsächlich eine Auswahl aus seinen Gedichten befindlich ist. Dresden, Naumann. Gr. 8. 24 Ngr.

Brunner, S., Der Nebeljungen Lied. 3te Auflage. Regensburg, Manz. 8. 22½ Ngr.

Buch religiöser Lyrik. Ein Album neuerer deutscher Dichter. Herausgegeben von E. Kauffer. Leipzig, Thomas. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Durosay, Der christliche Weltbürger oder Grundsätze des socialen Lebens. Ein Versuch über unsere Pflichten als Menschen und Staatsbürger. Aus dem Französischen übersetzt von Lucas. Münster, Theissing. 8. 18 Ngr.

Eisen, F. C., Der Kölner Männer-Gesang-Verein unter Leitung des königl. Musik-Directors Hrn. Frz. Weber. Andeutungen in chronologischer Folge über Entstehen und Fortschreiten, Zweck, Wirksamkeit ꝛc. des Vereins während des Zeitraumes vom 27. April 1842 bis zum 27. April 1852. Aus den Akten und nach eigener Anschauung zusammengestellt. Köln. Gr. 8. 20 Ngr.

Fuchs, C. J., Ueber die Pflichten gegen die Thiere, mit Rücksicht auf das badische Strafgesetz gegen Thierquälerei. Ein Vortrag, gehalten zu Karlsruhe Ende Dezember 1851 behufs der Anregung zur Bildung eines Vereins zum Schutze der Thiere. Karlsruhe, Herder. Gr. 8. 4 Ngr.

Geheimnisse des Krankenhauses. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. 1stes Heft: Ein anderer Brackenwagen. Altona, Verlags-Bureau. Gr. 8. 1½ Ngr.

Gotthelf, Jeremias, Doctor Dorbach, der Wühler und die Bürglenherren in der heiligen Weihnachtsnacht Anno 1847. 2te Auflage. Berlin, Springer. 8. 7½ Ngr.

— — Geld und Geist oder die Versöhnung. 2te durchgesehene Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grube, A. W., Charakterbilder aus der Geschichte und Sage, für einen propädeutischen Geschichtsunterricht gesammelt, bearbeitet und gruppirt. 1ster Theil: Die vorchristliche Zeit. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 27 Ngr.

Gutzkow, K., Aus der Knabenzeit. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herloßsohn, C., Reliquien in Liedern. Herausgegeben von A. Böttger. 2te Auflage. Leipzig, Thomas. 16. 1 Thlr. 21 Ngr.

Heubner, G., Wittekind. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Junghuhn, F., Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart. Nach der 2ten verbesserten Auflage des holländischen Originals ins Deutsche übertragen von J. K. Hasskarl. 1ste Lieferung. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kintzinger, G. J., Deutschland und seine Verfassung. Dem deutschen Volke gewidmet. Karlsruhe, Herder. Gr. 8. 24 Ngr.

Mayer, F., Nürnberg's Handel und Industrie mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwart. Nürnberg, Geiger. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Merz, C. H., Etliche Zeichen der Zeit, nach den Worten der Weissagung im 1. bis 7. Capitel der Offenbarung des heiligen Johannes betrachtet. Mit Einschluß eines Grundrisses vom christlichen Staatshause. Dresden, Naumann. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Neumayr's, F., Geschichtspredigten über den Bußpsalm Miserere. Neu herausgegeben von M. v. Auer. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 24 Ngr.

Rottels, J. Th., Erziehungs- und Bildungslehre vom Standpunkte christlicher Philosophie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sivers, J. v., Palmen und Birken. Dichtungen. Leipzig, Weber. 16. 1 Thlr.

Smidt, H., Devrient-Novellen. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Szarvady, F., Paris. Politische und unpolitische Studien und Bilder. 1848—1852. 1ster Band. Berlin, Besser. 8. 2 Thlr.

Wagner, C. A., Materialien zu Lebensläufen. Ein Hand- und Hülfsbuch für alle Diejenigen, welche Lebensläufe abzufassen haben. Neustadt, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr.

Waitz, T., Allgemeine Pädagogik. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wegele, F. X., Dante's Leben und Werke. Kulturgeschichtlich dargestellt. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Briefe aus Amerika für deutsche Auswanderer. Mit 3 Ansichten nach der Natur aufgenommen und in Stahlstich ausgeführt. Nr. 1. Darmstadt, Lange. Gr. 12. 3½ Ngr.

Dänemark und die Herzogthümer. Ein Wort zur Verständigung. Hamburg, Richter. Gr. 8. 4 Ngr.

Friedrich, Die Jesuiten vor Breslau! Ein Warnungsruf an die protestantische Christenheit. Berlin, Adolf u. Comp. 8. 6 Ngr.

Kotzenberg, H. W. A., Die Bremische Verfassungskrisis nach ihrer Entstehung und nach ihrem Ausgange. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 7 Ngr.

Leiner, J. H., Pia desideria. Ein Wort an die Studentenschaft auf Deutschlands Hochschulen. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 5 Ngr.

Luther an seine lieben deutschen Landsleute. Eine Geisterstimme. Leipzig, Hinze. 16. 4 Ngr.

Platz, C. F., Zur Streitfrage zwischen Staatsrath Bekk und Freih. v. Andlaw. Mannheim, Götz. Gr. 8. 7 Ngr.

Schickh, M. Edler v., Statistisch erwiesene Mittel die österreichische Staatsschuld auf einen mäßigen Zinsfuß zu bringen, den Silbercours wieder auf Pari zu drücken und den Stand der Staatspapiere und Bankaktien um mehr als 10 Percente in Kurzem zu heben. Wien, Gerold. 8. 15 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Beschluß aus Nr. XX.)

30. **Italienischer Novellenschatz.** Ausgewählt und übersetzt von **Adelbert Keller.** Erster und zweiter Theil. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Den Inhalt dieses auf sechs Theile berechneten Werks bilden 150 italienische Novellen, von dem rühmlichst bekannten Professor A. Keller in Tübingen übersetzt, als eine chronologische Reihe von charakteristischen Proben der italienischen Erzählungskunst, eine Geschichte der italienischen Novellistik in Beispielen. Diese Blüten der italienischen Literatur, der anerkannten Meisterin auf dem Gebiet der Novelle, liefern die mannichfachsten Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte Italiens und werden dem Deutschen Publicum die anziehendste Unterhaltung gewähren. Des größten italienischen Erzählers, Boccaccio's, Novellen hat der Uebersetzer von seinem Plane ausgeschlossen, weil dieselben bereits in der „ausgezeichneten" Uebersetzung Witte's erschienen seien, welche den Titel führt:

Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 12. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

31. **Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Zeitbilder aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Dritter und vierter Theil. 12. Geh. 3 Thlr.

Der erste und zweite Theil (1848) haben denselben Preis.

In demselben Verlage erschien früher:

Cramer (F. M. G.), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Zwei Bände. Mit den Beilagen: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken, und: Quedlinburgische Geschichten. 8. 1836. 3 Thlr.

32. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Achtzehnter Theil. Neue Folge. Sechster Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Von der Neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

33. **Poland (F.), Dichter und Kanzler.** Trauerspiel in vier Aufzügen. 8. Geh. 16 Ngr.

34. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. 4. Geh. Auf feinstem Maschinenpapier 14 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 21 Thlr.

Die gewichtigsten Stimmen des In- und Auslandes haben bereits anerkannt, daß dieses Werk, welches seit seinem Beginn das Interesse des botanischen Publicums in hohem Grade erregte, dem immer fühlbarer gewordenen Bedürfnisse einer gründlichen bibliographischen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur vollständig abhelfe. Unter Anderm bemerkt das „Literarische Centralblatt" (1852, Nr. 1): „Es fehlte noch immer an einer zeitgemäßen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur aller Völker vom Anfange der Wissenschaft an bis auf unsere Tage, welche mit Uebersichtlichkeit und Kürze auch die größtmögliche Genauigkeit verbände, und deren Einrichtung es nicht nur gestattete, ein jedes Buch mit Leichtigkeit aufzufinden, sondern sich auch über die bereits vorhandene Literatur irgend eines Gegenstandes aus dem Gebiete der Gewächskunde zu belehren. Diesen vielfachen Anfoderungen hat Dr. Pritzel in seinem Thesaurus vollkommen entsprochen."

35. **Der Septembervertrag und die gegenwärtige Situation in Hannover.** 8. Geh. 4 Ngr.

Eine dringende Mahnung an Hannover und Oldenburg, den als ein volkswirthschaftliches Unglück für beide Länder geschilderten Septembervertrag mit Preußen noch in der zwölften Stunde rückgängig zu machen. Die dafür angegebenen Gründe und in Vorschlag gebrachten Mittel verdienen jedenfalls allseitig, von den Vertheidigern wie von den Gegnern jenes Zollvertrags, gewissenhaft geprüft zu werden.

36. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tome XIII. In-8. Geh. 15 Ngr.

Der erste bis zwölfte Band (1850—51) kosten zusammen 6 Thlr.

37. ——————, **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Dreizehnter Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Der erste bis zwölfte Theil (1850—51) kosten zusammen 4 Thlr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr.

38. **Talvj, Heloise.** Eine Erzählung. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Roman der als geistreiche und gelehrte Schriftstellerin unter dem Namen Talvj rühmlichst bekannten Verfasserin ist das ursprünglich deutsch geschriebene Original des in englischer Sprache erschienenen, nach dem deutschen Manuscript übersetzten Romans „Heloise, or the unrevealed secret. A tale" (Neuyork 1850), der binnen einem Jahre drei Auflagen erlebte. Gewiß wird derselbe bei dem deutschen Publicum, für das er zunächst bestimmt ist, dieselbe Theilnahme und Anerkennung finden wie bei dem Amerikas und Englands.

In demselben Verlage erschien früher von der Verfasserin:

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Nationen. 8. 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. 8. 1840. 20 Ngr.

Geschichte der Colonisation von Neu-England. Von den ersten Niederlassungen daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Nebst einer Karte von Neu-England im Jahre 1674. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

39. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten

Tafeln. Achtes Heft. (Wadvögel. Schwimmvögel.) 4. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845; das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel) 1846; das dritte Heft (Singvögel) 1848; das vierte Heft (Würger—Krähen) 1849; das fünfte und sechste Heft (Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel — Wadvögel) 1850; das siebente Heft (Wadvögel) 1851.

Aus dem Verlage des Herrn A. B. Laeisz in Hamburg ist an F. A. Brockhaus in Leipzig übergegangen:

Grammatik der dänischen Sprache in allen ihren Theilen. Zum Gebrauch für Schulen, sowie für den Privat- und Selbstunterricht. Von **Le Petit.** 8. Hamburg. 1846. 21 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Mayr (J. G.), Der Mann von Rinn (Joseph Speckbacher) und Kriegsereignisse in Tirol 1809. Nach historischen Quellen bearbeitet. Mit einem Titelkupfer und einer topographischen Karte. 8. Innsbruck. Geh. 2 Thlr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien früher:

(Hormayr, Jos. Freih. von.) **Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.** — A. u. d. T.: **Geschichte Andreas Hofer's,** Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tiroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Wörndle's, Eisenstecken's, Ennemoser's, Sieberer's, Aschbacher's, Wallner's, der Gebrüder Thalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler Andern. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 1845. 4 Thlr. 12 Ngr.

(Hormayr, Jos. Freih. von.) **Das Heer von Inneröstreich** unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tirol und Ungarn. Durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlassenen Befehlen, Operationsjournalen ꝛc. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 8. 1848. 3 Thlr.

Die Revolution in Tirol. 1848. Von einem Tiroler. 8. Innsbruck. Geh. 20 Ngr.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Professor Dr. **R. Anger.** Sechster Jahrgang. Vier Hefte. 8. 4 Thlr.

Dieser Zeitschrift wird ein Literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1852. 9me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Archives de l'art français. Recueil de documents inédits relatifs à l'histoire des arts en France publié sous la direction de **Ph. de Chennevières.** T. I. In-8. Paris. 5 Thlr.

Armengaud aîné, Publication industrielle des machines, outils et appareils. Tome VIII. Livraisons 1 et 2. In-8 avec atlas in-fol. Paris. Preis des Bandes von 10 Lieferungen 10 Thlr. 20 Ngr.

Blondeau, Essais sur quelques points de législation ou de jurisprudence. In-8. Paris. 2 Thlr. 20 Ngr.

Description des monnaies espagnoles et des monnaies étrangères qui ont eu cours en Espagne depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, composant le cabinet monétaire de **Don José Garcia de la Torre,** ancien ministre de la justice. Avec un grand nombre de planches. In-4. Madrid. 6 Thlr.

Encyclopédie théorique et pratique des connaissances les plus indispensables. Illustrée d'environ 1500 gravures intercalées dans le texte. 1re livr. In-8. Paris. 2½ Ngr.

Wird in 100 Lieferungen erscheinen. Die Subscribenten erhalten eine: Biographie universelle portative *gratis* geliefert.

Ewerbeck (H.), L'Allemagne et les Allemands. In-8. Paris. 4 Thlr.

Juvénal, Satires, traduites en vers français par **C. Dubos.** In-8. Paris. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod et Grajina. Traduction français par *Chr. Ostrowski.* Traduction anglaise par *L. Jablonski.* Edition illustrée par *Jean Tysiewicz.* In-4. Paris. 9 Thlr.

Revue d'Alsace. Journal paraissant mensuellement. 3me année. Strasbourg. Jährlich 6 Thlr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind **gratis** zu erhalten:

1. **Verlagskatalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
2. **Ausländische Commissionsartikel von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
3. **Verlagskatalog von August Campe in Hamburg.**
   Diese Kataloge sind bis 1851 fortgeführt.
4. **Notice de livres anciens de Théologie qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig.**
5. **Catalogue de livres au rabais qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig.**
6. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind. Nr. 1—6.**

Polnische Dichter in eleganten Miniaturausgaben.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchandlungen zu beziehen:

Mickiewicz (A.), Ballady i Romanse. Geh. 15 Ngr. Cart. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

——————— Farys. Grażyna. Geh. 15 Ngr. Cart. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

Malczeski (A.), Marja, powieść Ukraińska. Geh. 15 Ngr. Cart. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod. Geh. 15 Ngr. Cart. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Zaleski (B.), Duch od Stepu. Geh. 15 Ngr. Cart. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Pilgerfahrt der Rose.

Dichtung

von

Moritz Horn.

Geh. 16 Ngr. Geb. 22 Ngr.

Eine anmuthig-zarte, liebliche Märchendichtung eines jungen talentvollen Dichters, zu deren Empfehlung dienen mag, daß dieselbe, wiewol noch in der ursprünglichen Form, die der Dichter jetzt vielfach erweitert und umgestaltet hat, vor kurzem von **Robert Schumann** in Musik gesetzt wurde.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 23. —— 5. Juni 1852.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Zur Reform des deutschen Theaters.

1. Zur Reorganisation der Theaterverhältnisse. Von Julius Steiner. Bremen, Hampe. 1849. 8. 10 Ngr.
2. Das Nationaltheater des neuen Deutschland. Eine Reformschrift von Eduard Devrient. Leipzig, Weber. 1849. 8. 10 Ngr.
3. Drei Schreiben über Angelegenheiten der Bühne. Von Franz Kugler. Berlin, Ernst und Korn. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.
4. Theaterbriefe von Karl Immermann. Herausgegeben von Gustav zu Putlitz. Berlin, A. Duncker. 1851. 8. 20 Ngr.
5. Vermischte Schriften von Karl Gutzkow. Vierter Band. — A. u. d. T.: Vor- und Nach-Märzliches. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater. Mit besonderer Rücksicht auf das Burgtheater in Wien. Von Eduard von Bauernfeld. Wien, Klang. 1849. 8. 6 Ngr.
7. Bühnenzustände und Vorschläge zur Verbesserung derselben. Ein offenes Sendschreiben rc. Von A. E. Wollheim da Fonseca. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1850. 8. 7½ Ngr.

Eine so zahlreiche Reihe von Reformschriften über die deutsche Bühne, eine Reihe so achtbarer Stimmen über die Mängel und die nothwendige Reconstruction unserer Theaterverhältnisse wie die vorstehende ist, muß uns schon an und für sich, und abgesehen von unsern subjectiven Auffassungen, zu einer nähern Besprechung des Gegenstandes Auffoderung und Veranlassung geben. Der Schiller'sche Satz: „Zu allen Zeiten wo die Kunst verfiel ist sie durch die Künstler gefallen", tritt uns an der Schwelle dieser Erörterung als eine gewichtige Mahnung entgegen; wir werden seine Richtigkeit zu prüfen und den Umständen Rechnung zu tragen haben, die den Verfall der Kunst durch die Künstler herbeiführten, sowie der Mittel welche sich darbieten dem verderblichen Einfluß künstlerischer Irrthümer entgegenzutreten. Während wir die Stimmen hören die den Verfall beklagen, wollen wir versuchen sie an unsern eigenen Ideen und Wahrnehmungen zu berichtigen, zu läutern, zu modificiren, im voraus bemerkend daß wir nur mit einem geringen Theil der hier zur Sprache gebrachten Vorwürfe gegen die Gebrechen unserer Zeit haben sympathisiren können. Der Grundirrthum nämlich in den uns die meisten dieser Ankläger der Zeit zu verfallen scheinen ist der daß sie für dauernde Gebrechen, ja selbst für charakteristische Sünden der Gegenwart erklären, was unsers Erachtens nur nothwendige Durchgänge oder geradezu Versuche sind, aus einem unnatürlichen Zustand wieder in einen natürlichen überzugehen; Versuche die gerade darin ihre Berechtigung finden daß das Gebiet der Kunst das Gebiet der gesetzmäßigen Freiheit ist, und daß seine Grenzen nicht ein mal für alle mal abgesteckt, vielmehr in einem ewigen Fluß zu bleiben bestimmt sind. Diese Wandelbarkeit der mimischen Kunstgrenzen ist unsers Dafürhaltens geradehin Ergebniß einer innern Nothwendigkeit; sie tritt nicht auf mit der Bitte um Entschuldigung, nein, sie ist zur Entwickelung des Schönen in dieser Kunst ursprüng-

lich und unerlaßlich. Es wäre ganz vergeblich ihr durch ein mal für alle mal vereinbarte Gesetze einen Halt zu gebieten; denn jede in der Zeit beliebte, anerkannte, bewunderte Kunstform ist eben nichts Anderes als das Erzeugniß der vorangegangenen, überlebten und durch eine natürliche Reaction verdrängten frühern Form in der Kunst. Ihr neues Dasein ist gesetzmäßig und berechtigt wie das der frühern Form es war; es ist nothwendig zur Entwickelung des Kunstschönen, sowie der Wechsel der Jahreszeit nothwendig ist zur Entwickelung des Naturprocesses im Jahre. Diejenigen Klagen über Verfall der Kunst daher, die sich blos auf den Wechsel ihrer Formen beziehen, können wir für berechtigt nicht halten, und wenn uns Jemand ausführt: die mimische Kunst sei verfallen, weil nicht mehr nach den Vorbildern von Schröder oder Fleck gespielt werde, so weisen wir ihn als einen Irrenden zurück.

Eitel und nichtig wie diese Klagen sind auch diejenigen welche sich auf das angebliche Verderben beziehen das von den kleinen, ja von den wandelnden Bühnen auf die mimische Kunst ausgehen soll. Unserer Ansicht nach ist ein solcher die Kunst beschädigender Einfluß nicht vorhanden; ja klänge es nicht allzu paradox, so würden wir sehr geneigt sein einen entgegengesetzten Einfluß hervorzuheben. Wahrheit und Naturfrische lassen sich jetzt bei kleinen Bühnen oft in so hervorstechender Art wahrnehmen daß wir eher behaupten möchten, sie dienten dazu der typischen Unnatur und dem conventionnellen Schlendrian großer Hofbühnen eine Schranke entgegenzusetzen und dem Verderben zu wehren, das unserer Auffassung nach gerade in den berühmtesten Anstalten dieser Art seinen Sitz hat und hier vom Hochmuth, von der Halbkunde und der Bequemlichkeit genährt wird. Um keinen Preis aber möchten wir die naturwüchsige Vorschule der kleinen Bühnen entbehren, welche mit ihrem Zufluß an frischen Kräften allein der doctrinairen Versumpfung wie der gemachten Künstelei der gelehrten Bühnen zu wehren vermögen. Die mimische Kunst welche nicht beständig an die Mutterbrust der Natur zurückkehrt ist unserer Ueberzeugung nach verloren!

Wenn endlich einige Stimmen in ihren Klagen über den Mangel an Mitteln soweit gehen eine Art von Besteuerung des Volks zu Zwecken der Bühne zu verlangen, so streifen dergleichen Foderungen an das Widersinnige und werden von uns daher mit verdientem Stillschweigen übergangen. Mehr wie jede andere Kunst ist die Bühnenkunst auf sich selbst angewiesen, sie soll dem Volke dienen; Befreiung von dieser Pflicht wäre ihr sicheres Verderben. Die deutsche Bühne ist mehr wie jede andere ein treues Abbild der nationalen Zustände, ein Spiegel der Literaturperiode. Wir sind ein suchendes Volk; heute noch, nach einer tausendjährigen Geschichte, suchen wir nach der Staatsform die uns am besten zusagt, und nach zahllosen Wendungen in unserer literarischen Entwickelung suchen wir nach der eigentlichen Gestalt unsers Drama. Ist es zu verwundern daß bei diesem Suchen nach den wesentlichen Bedingungen geistiger und staatlicher Existenz die Bühnenkunst noch keine feste Form unter uns gefunden hat? Oder ist eine solche feste Form des Drama und der mimischen Kunst überhaupt ein beneidenswerther Vorzug? Sind Franzosen und Engländer damit viel weiter gekommen als wir? Wir behaupten: nein, und wenn wir die große Zahl mehr oder minder guter Bühnen in Deutschland, mehr oder minder selbständiger Künstler und unabhängiger Kunstrichtungen bei uns gegenüberstellen der traurigen Monotonie und der unglaublich geringen Anzahl erträglicher Bühnen in jenen beiden Ländern, so sind wir von vornherein sehr geneigt dem organischen Flusse den Vorzug zu geben, in dem sich die darstellende Kunstform bei uns befindet. Das Fertige und Stereotype ist der Anfang alles geistigen Absterbens, und gerade dann würden wir die mimische Kunst in wirklicher Gefahr glauben, wenn wir überall in Deutschland dieselben Stücke spielen und Beifall finden, dieselben Schauspieler bewundern sähen und in Wien wie in München, in Berlin wie in Manheim und Riga denselben Ton der Darstellung, dieselbe Arsis und Thesis der Rede zu vernehmen hätten. Weit entfernt daher, den Mangel einer sogenannten classischen Form an unserer Bühne zu beklagen, freuen wir uns vielmehr unsers lebensvollen Suchens und Wechselns in der Form als eines sichern Zeichens lebendig wirkenden Geistes, frischen und regen Schönheitssinnes, wie keines der „fertigen" Völker ihn bekundet; denn die Genüge in der Kunst, die Ruhe auf dem Festen ist ihr Tod! Nur eine ganz kurze Periode hindurch deutete sich in Deutschland dieser Geist der ruhenden Befriedigung in der dramatischen Kunst an. Es war die Zeit des „Wallenstein" und des „Wilhelm Tell". Damals war das Bewußtsein klar von Dem was das deutsche Drama sein soll, und sofort fand sich auch eine unbestrittene Form für seine Darstellung; so wahr ist es daß der Gedanke des dramatischen Gedichtes auch die Form seiner Darstellung bedingt. Dies Bewußtsein wurde uns durch den Sieg der romantischen Schule getrübt; es ging uns durch die Tieck, die Müllner, die Houwald und endlich durch die Kritik verloren, und seitdem ist es unser Loos — zu suchen, ein Loos das wir an unserm Theil durchaus nicht beklagen können.

Nach diesen allgemeinen Erinnerungen hören wir die „Reform heischenden" Stimmen, unter welchen solche wie die Kugler's, Devrient's, Gutzkow's, Immermann's oder Bauernfeld's nicht ohne Ungerechtigkeit überhört werden können, schon um der Verschiedenheit ihrer Standpunkte willen.

Nr. 1 ist an sich von geringerer Bedeutung, da der Verfasser nicht für die innerlichen Schäden der Kunst, sondern nur für ihre äußern Hemmnisse ein Auge hat. Zwar spricht er die Künstler von eigener Schuld nicht frei, allein er sieht doch als mitwirkend zu dem Verfalle der Kunst vorzüglich die Gleichgültigkeit der Behörden gegen das Bühnenwesen, den Eigennutz der Directionen, die Käuflichkeit der Kritik, das Unwesen der Gastspiele und die abhängige, precaire Stellung

der Schauspieler an. Hiergegen zieht er denn auch ins Feld und dringt auf Gründung von Theaterschulen, Uebernahme der Regiekosten auf die Gemeindekassen (!), Abschaffung oder Einschränkung der Gastspiele, Stiftung von Pensionsfonds u. dgl. m. Ohne Frage sind gegen alle diese Vorschläge, wie gut sie an sich auch gemeint seien, die erheblichsten Bedenken vorzubringen. Der Verfasser kämpft pro domo; was in aller Welt würde wol aus einer Bühne werden, die mit ihren Bedürfnissen auf eine Communalkasse angewiesen wäre? oder welche ihren Mitgliedern statutengemäß die Förderung vorenthielte, die aus guten Gastspielen von selbst für die Kunst und für die Künstler abfließt? Theaterschulen dagegen sind als ein vorzügliches Bildungsmittel längst anerkannt, und gegen die Gründung allgemeiner Pensionsfonds für verdiente und ausgediente Schauspieler wird Niemand Etwas zu erinnern finden. Alles Dies kann indeß der Kunst doch nur mittelbar zugutekommen, und die Hauptsache wird immer bleiben daß die Kunstgenossenschaft sich selbst zum Herrn der Verhältnisse mache, was nur dann geschieht, wenn sie ihren Beruf selbst über Alles setzt und der wahren Blüte der Kunst ihre kleinen Leidenschaften zum Opfer bringt, sich selbst und ihre Aufgabe niemals vernachlässigt und auch die geringste Mitwirkung bei der Darstellung mit Liebe umfaßt, mit Eifer übernimmt um der Kunst willen. Die Ueberhebung in der Würdigung des eigenen Werthes ist der schlimmste Feind in der heutigen Bühnenkunst; aus der Eitelkeit entsprang die Effectgier, und diese, verbunden mit einer wühlerischen, zweifelsüchtigen und falschen Kritik, hat das Publicum verdorben wie die Schauspieler.

Nr. 2. Die Reformschrift von E. Devrient: „Das Nationaltheater des neuen Deutschland", faßt die Aufgabe nun etwas höher und enthält in dieser Lösung der Frage allerdings sehr beachtenswerthe Gedanken. Von vornherein möchten wir jedoch dem Verfasser zu erwägen geben, ob und mit welchem Rechte denn überhaupt von einem neuen Deutschland zu sprechen sei, indem uns nicht einleuchtet daß die politischen Stürme des Jahres 1848 in den Grundzügen des deutschen Nationallebens irgend eine wesentliche Metamorphose zurückgelassen hätten. Der deutsche Charakter ist davon nicht berührt worden und wird überhaupt von staatlichen Versuchen nicht wesentlich verändert werden; unsere Kunstansichten, unsere Gefühle, unsere geistigen Bedürfnisse bleiben uns. Am wenigsten aber wird ein Jahr, und wäre es auch so ereignißreich wie das von 1848, den deutschen Volksgeist umgestalten. Hier liegt also wol eine Täuschung zum Grunde; indessen passen die Reformwünsche des Autors auch auf die Zustände des alten wie des neuen Deutschland. Der Grundgedanke in ihnen ist: daß der Staat nach seinen jüngsten Schwankungen sich an dem Kunst- und Schönheitssinn seiner Angehörigen zu stärken, zu beleben, zu kräftigen suchen müsse. Die Bühne vorallem als die volksthümlichste Kunstanstalt vermöge den Schönheitssinn des Volks in die größte Verwirrung zu stürzen, sowie sie durch Veredelung des Geschmacks der Verführung und der Corruption der Volkssitten entgegenzuwirken im Stande sei. Daraus folge die Pflicht des Staats „die akademische Bildung dieser Kunstanstalt warm in die Hand zu nehmen, sich der Wirkung seiner Bühnen zu vergewissern, dafür zu sorgen daß sie die Bahn seiner Grundsätze über Volkscultur innehalten". Hierzu nun bedarf es vor allen Dingen der Unabhängigkeit der Bühne von allen blos industriellen Rücksichten, eine Unabhängigkeit gleich der der Schule und der Kirche. Die Oberleitung der Bühne gebühre somit dem Staate; die künstlerische Leitung der zur Staatsanstalt erklärten Bühne aber will der Verfasser auf das nun einmal in die Mode gekommene Wahlsystem gründen. Er will mit Einem Worte von gewählten künstlerischen Vorständen geleitete Nationaltheater! Pium desiderium! Jede Fachvorstandschaft soll von den betreffenden Bühnenmitgliedern gewählt werden; Dichter und Componisten sollen mit berathender Stimme hinzutreten, die künstlerische Praxis aber das letzte Wort behalten! Diese Organisation führt er im Detail aus. Schön — wenn wir nur eben keine Deutschen wären, d. h. das unfügsamste, streitsüchtigste, in Kleinigkeiten versessenste, niemals rein zum Ziel hinstrebendste aller Völker! Der Autor scheint nicht wie wir von den Täuschungen des Wahlwesens zurückgekommen zu sein, wenn er wirkliche Hoffnungen auf die polnischen Reichstage gewählter Bühnencommissionen zu setzen wagt. Neue Richtigkeit; wir erwarten Nichts davon! Im Gegentheil die Theilung der Gewalten scheint uns noch bedenklicher auf der Bühne als im Staat; sie ist mindestens dort noch schwerer rein durchzuführen als hier. Immerhin mag zugegeben werden daß der Staat nicht gleichgültig bleiben soll gegen die Wirkungen der Bühne; daß gerade die untern, sinnlich erregbaren Volksschichten vorallem seine Vorsorge in Anspruch nehmen; daß alle geradehin unwürdige Menschendarstellung abgeschafft und daß der Kunst und dem Künstler Selbständigkeit als ein Lebenselement gewährt werden müsse: allein seine „selbstgewählten" Bühnenvorstände werden diese Reform nimmermehr herbeiführen. Das Theater in seiner jetzigen Anarchie bedarf zunächst eines Napoleon, der der bodenlosen kritischen Parteiung ein Ende macht, einen Mittelpunkt der Macht darstellt; hiernächst aber eines Shakspeare und eines Eckhof, die ihm von innen heraus Gesetz und Regel geben, dann wird alles Uebrige sich von selbst einfinden. Der Autor will ein Nationaltheater, allein ein solches wird immer nur von der Nation getragen werden, nicht von gewählten Commissionen, wie Shakspeare's Globetheater und die pariser Academie vom Volke getragen wurden. Die Bühne ist wesentlich demagogisch und bedarf eines mächtigen Führers, wie Perikles es war, nicht aber aristokratischer Senate und einer schwachen gewählten Parteiführerschaft.

Nr. 3 verfolgt in drei an das Ministerium gerichteten Schreiben ebenso viele specielle Gegenstände zur Verbesserung bestehender Mängel. In dem ersten Schrei-

den verficht der Verfasser das Interesse junger Componisten, welchen die Gelegenheit, ihre Arbeiten zur Kenntniß des Publicums zu bringen, so äußerst selten geboten wird, und macht den ganz zweckmäßigen Vorschlag die Entre- und Zwischenacte zu solchen Darstellungen zu benutzen. Im folgenden Schreiben wird die Bewegungslosigkeit unserer Chöre getadelt und für rhythmische Anordnung und Bewegung derselben Andeutung gegeben. Tiefergreifend ist der Inhalt des letzten Schreibens, welches die politischen Wirkungen der Bühne ins Auge faßt und an einem dramatisch vorzüglich erfundenen und trefflich ausgeführten Stück, dem „Glas Wasser" von Scribe, die zersetzenden, auflösenden und gefährlichen Elemente darlegt, welche den Massen gegenwärtig selbst in Stücken geboten werden die man gemeinhin für ganz unschuldig hält. Der Verfasser sagt in dieser Beziehung ernste und gewichtige Worte über die innere Verderbniß und die Zerstörung oder Betäubung des moralischen Gefühls, welche aus Geistesspielen wie dies eins ist hervorgeht, und deutet damit auf eine Gefahr hin die lange nicht ernst genug ins Auge gefaßt ist. Er ruft aus:

Was eine Emeute hervorruft ist mehr oder minder leicht mit Waffengewalt zu unterdrücken; was aber durch künstlerische Macht eine prägnante Gestalt gewonnen — die Geringschätzung der Macht und Hoheit — haftet fest und auf lange Zeit. Die Vorführung von Stücken wie das „Glas Wasser" ist nur allzu geeignet gewesen zur innerlichen Entfesselung der zerstörenden Elemente der Zeit in verderblicher Weise mitzuwirken. Früher konnte man sich über die Bedeutung solcher Folgen täuschen — jetzt, da die Folge da ist, gewiß nicht mehr.

Der Verfasser hat nicht Unrecht, und sein Vorschlag für vaterländische Stücke zu sorgen ist an sich lobenswerth. Kann die Kunst aber überall andern Tendenzen als ihren eigenen dienen, und ist denn auch der Geist vorhanden in dem solche Stücke gedichtet, und der in dem sie aufgenommen werden sollen? Dies dünkt uns denn die Cardinalfrage zu sein, und diese Frage hat der Verfasser weder angeregt noch beantwortet.

Nr. 4. Die „Theaterbriefe" von Immermann sind zwar nur eine Specialarbeit über die wunderbaren düsseldorfer Theaterversuche, jedoch voll von höchst dankenswerthen Andeutungen. Der Verfasser war allerdings auf dem Wege bei seiner kurzen Leitung der düsseldorfer Bühne — das Handwerk zur Kunst emporzuheben. Seinen großen Anstrengungen, seinem Eifer und seinem Verständniß gelangen unerhörte Sachen. Er brachte es dahin, Stücke die solange zu den ganz unaufführbaren gerechnet wurden in völlig gerundeten Darstellungen zu Kunsterscheinungen zu bringen. „Der wunderthätige Magus", „Die Tochter der Luft" von Calderon, Tieck's „Blaubart", sein eigener „Hofer" und „Alexis" wurden unter seiner Hand, unermüdlich studirt, zu Bühneneffectstücken. Mit dieser Erscheinung gab er die praktische Lehre wie dem Theater zu helfen sei; er zeigte eben den einzigen richtigen Weg wie die Bühne zu reformiren, wie sie zu einer Kunstanstalt zu erheben sei. Mit ihm ging dies Geheimniß verloren. Das Handwerk trat wieder in den Vordergrund, und, sagt der Vorredner, weil man sich gewöhnt hat es Kunst zu nennen, so hat man sich auch fast gewöhnt es dafür zu halten. Man hat vielfach bedauert daß ein so begabter Geist wie Immermann nicht zur Leitung einer großen Bühne berufen worden; man hat davon Wunder für die Kunst erwartet. Wir glauben, man täuscht sich! Eine kurze Zeit bei einer kleinen, glücklich situirten Bühne konnten die unglaublichen Anstrengungen Immermann's einen überraschenden Erfolg haben; bei einer großen Hofbühne, bei einem hauptstädtischen Publicum in Wien, in Berlin würden seine Kräfte schnell erschöpft, seine Erfolge an der unvermeidlichen Intrigue, an der Mannichfaltigkeit der Foderungen bald gescheitert sein. Dergleichen Wunder sind eben nur im begrenzten Kreise Gleichgestimmter möglich! Es ist dafür gesorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, wie Goethe sagt.

Unter Allem was Immermann an Andeutungen über Theaterreform hinterlassen hat ist der Brief an Graf Redern hier das Bedeutendste. Sein Hauptzielpunkt und gewiß der einzig richtige in der Sache, ist die Erhebung des Schauspielers zur Höhe der Kunstansicht. Sein praktisches Hülfsmittel dafür ist das gewöhnliche Repertoire seinen Gang nach Bedürfniß und äußerm Verhältniß gehen zu lassen, aber von Zeit zu Zeit einen dramatischen Festabend zu veranstalten, wo das äußerste Maß von Ueberlegung, Uebung, Anstrengung dergestalt Anwendung findet daß jeder Schauspieler von jedem Wort des Stücks sich vollkommen innere Rechenschaft zu geben vermag. Dies wird allerdings das Non plus ultra der Bühnenleistung sein. Den Schauspieler zum Range eines nachdichtenden Darstellers zu erheben, darin besteht sein Regenerationsversuch, und er ist verständig genug sich hierbei — auf einzelne Abende — von vornherein zu beschränken. Immermann war auf dem einzigen richtigen Wege. Die folgenden Briefe an Devrient enthalten lesenswerthe Specialitäten über die düsseldorfer Bühne, Kritiken u. dergl. m.; erst in dem Briefe an Friedrich Halm kehrt der Verfasser zu Ideen und Grundsätzen über Bühnenleitung zurück. Hier heißt es:

Die düsseldorfer Bühne war, ich darf dies wohl aussprechen, eine poetische.... Zweierlei ist an dem Verfall des deutschen Theaters schuld: erstens daß es sich selbst außer Contact mit der Literatur und mit dem Ideenkreis der Besten in der Nation gesetzt hat, und zweitens daß die Darstellung selbst allen Begriff der Schule und der Kunst verlor und die Idee von der Nothwendigkeit eines bis ins Kleinste hin harmonischen Ganzen fallen ließ. Beidem suchte ich entgegenzutreten durch ein in geistigen Aufgaben fortschreitendes Repertoire und durch eine Didaskalia, welche jeder Willkür des Schauspielers den Weg vertrat, ja selbst den Schein der Pedanterie nicht scheute, weil überhaupt in einer Darstellung Nichts unwichtig ist. So kam es daß in Düsseldorf eine Reihe von Dichtungen sich verkörperte, deren Aufführung an andern Orten man für unmöglich hielt, und daß in unsern guten Stücken (es gab freilich auch herzlich schlechte) der Bediente und Anmelder so gut spielte wie der Held und die Liebhaberin an ihrer Stelle.

Wer von uns sähe nun nicht daß dies das Rechte war; wer aber erkennt auch nicht zugleich daß Immer-

mann mit diesem Geist der Pedanterie und der Silbenstecherei weder in Berlin noch in Wien lange Glück gemacht, ja daß er mit ihm andern Foderungen der Bühne Widerstand geleistet haben würde? Und auch diese Foderungen sind berechtigt; Begeisterung, Hingebung an den Augenblick, eigene Gestaltung gehören auch zu den Rechten des Schauspielers, und der Schulzwang darf nie bis zur Verkürzung dieser Rechte Ausdehnung gewinnen. Ja es ist eben die Eigenthümlichkeit der dramatischen Kunst daß in ihr die mannichfaltigsten Foderungen zusammenfließen und daß alle ihre Entwickelungen Durchgänge von einer berechtigten Foderung zur andern, daß sie Vermittelungen sind.

Nr. 5. Gutzkow ist in gewissen Kreisen ein bewährter Denker; er war überdies praktischer Dramaturg; kein Wunder daß er in seinen Aufsätzen „Ueber Theaterschulen", „Zur Bühnenreform", „Ueber Reorganisation der dresdener Hofbühne", welche in diesem Band seiner vermischten Schriften Platz gefunden haben, bedeutende Blicke eröffnet und beachtenswerthe Gedanken ausführt. Den Zustand der Bühnenkunst selbst, der mit ganz andern Elementen zusammenhängt als die er hier zur Sprache bringt, werden seine Vorschläge für Schule, Zucht und einheitliche Leitung der Schauspieler nicht ändern, umsoweniger als er das nationale Element der Bühne miskennt und nur eine universelle Kunstbühne im Auge hat, welche die Deutschen auf die Dauer niemals befriedigt hat. Ein Théâtre français im Sinne des pariser wird in Deutschland stets und meistens dann wenn es in der allerbesten Blüte zu stehen scheint, von dem nationalen Elemente plötzlich in Trümmer zerschellt werden, wie Lessing's hamburger Bühne, das weimarische und das düsseldorfer Theater bewahrheiten können. Dieser eigenthümlichen Klippe des deutschen Bühnenwesens widersteht keine Schulbühne, keine akademische Kunstanstalt auf die Länge, und ein System das dies Element unberechnet läßt ist in sich selbst ein Rechenfehler. Die Gewalt der deutschen Sentimentalität und die Anziehungskraft des Familientableau aber ist ein ganz unberechenbarer Factor in dem deutschen Theaterwesen. Ob wir bei diesem Grundton in unserm nationalen Sein überhaupt ein vollkommenes Theater im Sinne anderer Völker, der Griechen, der Franzosen, der Engländer besitzen können, ist eine Frage die wir uns überall noch erst beantworten müssen, eine Frage welche alle unsere Reformschriften unerörtert lassen. Solange wir aber von jenem alten Satz, dem Urgrund aller Weisheit, von dem: „Erkenne dich selbst", soweit entfernt stehen wie das deutsche Volk dies überhaupt ist, solange werden auch alle Klagen über den Mangel einer classischen Schaubühne bei uns eitel und fruchtlos sein. Kein Volk kann aus der Rinde heraus die ihm einmal gewachsen ist, es kann zu sich selbst nicht sagen: „Wir wollen ein anderes sein, wir wollen unser Gefühl für das Familienleben aufgeben und fortan ein politisches Volk sein." Es ist ein eiteles Kämpfen gegen Grundzüge des Nationalcharakters. So wenig wir jemals Athenienser sein werden im politischen Sinne des Worts, ebenso wenig wird von der deutschen Bühne auf die Dauer der so viel bescholtene und uns doch so unentbehrliche „Familienjammer" jemals ganz zu verdrängen sein. Das ist unangenehm, allein gegen die Dinge vermag der Mensch überhaupt nur wenig und die Zeit ändert keinen Deutschen.

Hiermit fällt eine Reihe von Klagen in sich zusammen, welche Gutzkow gegen Richtung und Geschmack unserer heutigen Bühne mit Nachdruck vorbringt. Das Gespräch „Ueber Theaterschulen" hat außer dem Inhalt eine gewisse ästhetische Form zu seiner Empfehlung für sich. Der Kern desselben ist dieser. Von den beiden Rednern ist Freihart entschieden gegen die Theaterschulen und verfolgt diese Idee mit dem beißendsten Spott durch alle ihre Combinationen. Er durchblickt alle ihre Mängel und alle ihre Unausführbarkeiten und ruft aus: „Also Alles wie Eduard Devrient ausgeführt hat. Ein Theatergymnasium mit Oberlehrer, Professoren, Classen, halbjährigen Zeugnissen, dreijährigem Cursus! Mythologie, Literatur, Kunstgeschichte, Gypsabgüsse, politische Geschichte, Rhetorik, Plastik, Poetik, Alles gut nachgeschrieben, heftweise daß es eine Freude ist." Nun ja, Freihart hat Recht, alles Dies wird keinen Schauspieler machen, wol aber manch gutes Talent total vernichten. Reinhold dagegen nimmt die Partie der Theaterschulen. Endlich fällt der Streit dahin aus daß Freihart das Geheimniß, wie diese einzurichten seien, entdeckt zu haben glaubt. Nicht das Obige ist darin zu lehren, sondern das „schauspielerische Individuum im Menschen" ist zu entwickeln und zwar auf dem Wege der freien Improvisation.

Was ist die große Kunst des Mimen? — heißt es weiter — Herauszutreten aus sich selbst, vor die Lampen und zu sagen: „Ich!" Ob dies nun Hamlet oder Richard III. oder Commissionsrath Frosch ist, er muß sagen: „Ich!" Seine Rolle muß er mechanisch wissen, aber spielen muß er sie als ob er sie eben erst erlebt. Die ganze Weihe des Augenblicks muß auf ihm ruhen. Können Sie mir versichern daß dies in Theaterschulen gelehrt wird, so bin ich für Theaterschulen. Lachen, Weinen, Leidenschaft, erhaben sein, rührend sein, gebrochen reden, stottern, betrunken sein, Pedant sein, edel und groß sein, das ist unser Handwerkszeug, dessen Gebrauch wir zu lernen haben u. s. w.

Das Mittel dazu findet Freihart in der fortschreitenden Uebung in der Improvisation, im Princip des Extempore. Es ist unstreitig viel Wahres an der Sache und ein Versuch der Art würde der Mühe wohl verlohnen. Wenigstens würde man wieder lernen — natürlich zu sprechen, wie jener pretiöse Schauspieler welcher nicht ohne Kunsteffect „Guten Tag" sagen konnte, natürlich um Hülfe rufen lernte als ihn eine Magd plötzlich mit Wasser begoß.

In dem größern Aufsatz „Zur Bühnenreform" spricht der Verfasser zuvörderst die richtige Ueberzeugung aus daß die politischen Ereignisse unser Theater nie in ernste Gefahr bringen werden, eben weil die Politik nicht den Vordergrund der deutschen Seele einnimmt; er kommt so auf unsere eigene Ansicht. Seine Vor-

schläge zu einer bessern Organisation der Bühne in Technik und Verwaltung treffen mit denen Devrient's zusammen. Auch er spricht von Urversammlungen der Künstler, von gewählten Comités, Gesellschaftsbeschlüssen und ähnlichen Täuschungen. Wir können Nichts davon halten, hassen alle Tendenzbestrebungen der Bühne und glauben daß die Kunst sich selbst helfen müsse, und daß sie dies durch fortwährende Entwickelung in immer neuen Durchgängen am besten thut. Ganz ähnliche Ansichten wie hier entwickelt der Aufsatz „Ueber Reorganisation der dresdener Hofbühne". Hier sollte sogar die deutsche Centralgewalt mit ins Spiel gezogen werden, gewiß eine äußerste Verkehrtheit in den Augen unserer heutigen Leser. Der übrige Inhalt des Bandes gehört nicht hierher; nur auf die glänzende dramatische Skizze „Gräfin Esther" wollen wir noch aufmerksam gemacht haben.

Nr. 6. Bauernfeld ist ein reichbegabter dramatischer Poet; allein er ist kein scharfer Denker. Seine „Flüchtigen Gedanken" beweisen das Letztere unwiderleglich; ein resultatloses Herüber und Hinüber über Theaterbedürfnisse und Reform der Bühne, in welchem immer ein Satz den andern aufhebt. Die kleinern Hoftheater werden fallen, sagt der Verfasser, und macht den Vorschlag, sie lieber schon jetzt in „wandernde Bühnen" aufzulösen mit concentrirten Kräften. Was hierbei gewonnen werden soll, ist uns nicht klar. Dann wieder besteht er auf einer zehnjährigen (?) Revision und Feststellung der Repertoires. Als wenn sich das Publicum dergleichen Anordnungen vorschreiben ließe; es will sehen was ihm gefällt! Hiernächst eifert er gegen das Pensionsunwesen und schlägt doch wieder selbst eine neue Pensionseinrichtung vor, die von der alten kaum abweicht. Endlich aber besteht er auf einem tüchtigen Dramaturgen mit „unumschränkter Machtvollkommenheit" und behauptet, sich mit dieser Foderung auf gleichem Gebiet mit Eduard Devrient zu befinden, von dem wir doch gerade gesehen haben daß er den polnischen Reichstag freigewählter Kunstcomités will. Schließlich erblickt er bereits die Propyläen eines neuen deutschen Theaters in „rosiger Morgendämmerung" und wir lassen ihm gern die Anschauung dieser Fata Morgana. Der liebenswürdige Bauernfeld gehört eben zu Denen welche zu Viel von irgend einer menschlichen Einrichtung erwarten und vollends von einem deutschen Theater, bei dem „Vollendung" kaum ein gerechtfertigtes Ziel ist. Denn die deutsche Bühne ist vor allen andern eine historische Erscheinung und spiegelt auf das genaueste die geistigen Zustände des Volks und seiner Cultur ab. Einen andern, eigenen Boden hat sie nicht und wird ihn dauernd niemals haben.

Nr. 7. Die Reformschrift des Dr. Wollheim endlich bewegt sich diesen Theorien gegenüber ganz auf praktischem Grunde; er findet die Besserung in Aeußerlichkeiten möglich, und er hat Recht daß äußerlich mancher Misbrauch abzustellen ist. Eine Erhebung des Theaters zur Kunstanstalt kann jedoch nur aus einer Erhebung der Schauspieler zum Kunstbewußtsein hergeleitet werden. Der Verfasser eifert zuvörderst gegen die Shakspeare-Manie, in der er eine Mauer gegen die Annahme und die Darstellung deutscher Originale erblickt. Was kann doch ein eifriger Recensent Alles sehen! Ist irgend ein nennenswerthes deutsches Originaldrama je um Shakspeare's willen beseitigt oder unterdrückt worden? Und hat der Verfasser Recht, wenn er behauptet, um seinetwillen und um Calderon's willen werde die deutsche Poesie auf den Bühnen vernachlässigt? Hiernach verurtheilt er die Prüfungscomités, nennt die Verzögerung ihrer Entscheidungen „himmelschreiend, despotisch, ungerecht" und schlägt den Bühnendichtern eine allgemeine Empörung gegen solche Behandlung vor. Dann genügt ihm die sogenannte Leseprobe nicht, er spricht gegen die Theaterproben, eifert für Tantièmebewilligungen, tadelt die Ansetzung der Novitäten im Sommer und bringt andere Klagen dieser Art zur Sprache. Aus allen diesen durch Uebertreibung und unzeitigen Eifer verunstalteten Darlegungen ist für die Reform des deutschen Theaters, für seine Erhebung und Veredelung Nichts zu entnehmen; der Kern der Sache entgeht dem Verfasser gänzlich.

Dieser Kern ist und bleibt aber die subjective Erhebung der Schauspieler selbst; empor aus der Gemeinheit unlauterer Gefühle, aus der kleinen Leidenschaft des Neides, der Intrigue, der befangenen Parteinahme, aus Ueberschätzung, Trägheit und Dünkel, aus Unnatur, falscher Angewöhnung und Schlendrian, aus Hintansetzung der Kunst hinter persönliche Interessen, aus Bildungsmangel, Eigensinn und schlechter Sitte muß sich die Schauspielerwelt zur Höhe eines reinen Kunstgefühls, zur Erkenntniß ästhetischer Gesetze und Hingebung an die Schönheit und die Harmonie der Kunst emporarbeiten, Maß und Regel über Willkür und Eigensinn stellen und ihren Beruf durch Selbstachtung adeln. Geschieht dies und tritt alsdann wieder eine Periode in unserer Literatur hervor, in der wir uns mehr als jetzt bewußt werden was das deutsche Drama sein soll; dann ist für die deutsche Bühne wohl gesorgt; dann werden Stück für Stück die Klagen von selbst verstummen, zu welchen der Zustand unserer Bühne gerechten, aber auch viel ungerechtfertigten Anlaß gibt. Quod Deus bene vertat! 14.

Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geschichte der preußischen Armee nach den Quellen des Kriegsarchivs bearbeitet von Eduard von Höpfner. Erster Theil (zwei Bände). Der Feldzug von 1806. Zweiter Theil (dritter und vierter Band). Der Feldzug von 1807. Mit Schlacht- und Gefechtsplanen und Beilagen. Berlin, Schropp und Comp. 1850—51. Gr. 8. 5 Thlr.

Der Krieg von 1806 und 1807 ist einer Revolution verglichen worden, die den preußischen Staat in

Trümmer stürzte, um ihn aus denselben wie den Phönix aus seiner Asche in frischer Jugendkraft emporsteigen zu lassen. Eine Vergleichung welche zwar insofern unrichtig ist als der diesen Umsturz verursachende Stoß nicht von innen, sondern von außen erfolgte, sonst aber ihre volle Berechtigung findet. Denn wenn es mit einem Staatskörper dahin gekommen daß er, selbst bei dem Bewußtsein einzelner seiner Glieder von seinem Krankheitszustande und ihrem guten Willen, denselben zu heben, nicht geheilt werden kann, oder wenn der Alte der Tage nicht, wohin alle solche Bestrebungen gewöhnlich hinausgehen, eine Transaction des Guten mit dem Schlechten, des Jugendkräftigen mit dem Abgelebten, ein Aufsetzen neuer Stücke Tuches auf das alte Kleid, sondern etwas ganz Neues oder eine eigentliche Wiedergeburt beabsichtigt, so erfolgt der Stoß welcher das morsche Gebäude in Trümmer wirft nicht, damit diese mit allem lästigen Schutte aufgeräumt, sondern die guten Materialien von den verwitterten und morschen ausgeschieden und diese durch neue ersetzt werden. Es ist im Ganzen ziemlich gleichgültig von wo dieser Stoß ausgehe, wie es auch auf die sittlichen Momente und Motive Derer welche ihn zunächst bewirken hier nicht ankommt. Sind sie doch nur Werkzeuge in der Hand Dessen welcher zwar ohne sie wirken kann, aber sich doch ihrer bedient und endlich Alles gut hinausführt! So völlig gerechtfertigt dies in der Vogelperspective der Geschichte erscheint, ebenso zeigt es sich von dem niedern Standpunkte des alltäglichen Geschäftslebens, zwar in verjüngtem Maßstabe, aber in desto eindringlicherer Wahrheit: indem man von diesem Standpunkte am sichersten bemerkt wie Misbräuche sich den besten Einrichtungen polypenartig angesetzt haben und selten ohne tödtliche Wunden von ihnen abgelöst werden können.

So ging es dem preußischen Staate und seinem Heerwesen, von welchem letztern bei Gelegenheit der vorliegenden Geschichte ausschließlich die Rede sein wird. Der Kanonendonner der Revolutions- und Napoleon'schen Kriege hatte das preußische Heer nicht aus dem Rausche der Siege des großen Königs geweckt und dahin geführt Verlebtes auszustoßen, Neues zu lernen und dasselbe mit dem guten Alten zu verbinden; wenn es auch keineswegs an Männern fehlte welche zur Nüchternheit und zur Erkenntniß der Zeit gelangt dieses wollten. Aber ihre Bestrebungen waren erfolglos. Denn jener Rausch war theils an und für sich selbst zu süß, um sich ihm nicht gern hinzugeben, theils aber begünstigte er Sonderinteressen auf ganz gesetzliche und ordnungsmäßige Weise, und aus diesen waren wieder Misbräuche wie Giftpilze wuchernd emporgeschossen. Es befanden sich unter jenen Männern aber auch solche welche weiter sahen, eine bloße Flickschusterei ohne organischen Bildungstrieb nicht wollten, aber fürchteten, neuen Wein in den alten Schlauch zu gießen und diesen durch jenen sprengen zu lassen, und so lieber Nichts versuchten. Da erfolgte denn in den Schlachten von Jena und Auerstädt der über die Elbe, Oder und Weichsel hinaus wirkende und selbst bis an den Niemen reichende gewaltige Stoß!

Ein unerbittliches Gericht hat die öffentliche Meinung über das preußische Heerwesen gehalten, ein Gericht welches in tausend und aber tausend Stimmen tönte und in unzähligen Schriften wie den „Vertrauten Briefen", „Feuerbränden", „Pechfackeln" u. s. w. wiederholt wurde, ein Gericht endlich welches durch alles wirre und wüste Parteigeschrei des Tages längst zur Spruchreife gediehen ist. Demnach wird in dem Feldzuge von 1806 — denn auf diesen müssen und können wir uns beschränken — ein schwarzes Gewebe der Thorheit, des Verraths und der Feigheit und ein vollständiger und glänzender Sieg des Neuen über das Alte gesehen, und diese Ansicht um so fester gehalten, je mehr sie der Eigenliebe schmeichelt und je bequemer sie ist.

Daß aber bei allem Wahren, welches diesem plump gezeichneten und grob aufgetragenen Bilde unterliegt, dem dennoch nicht völlig so ist, daß aus dem dunkel gehaltenen Grunde des Ganzen viele einzelne Lichtpunkte richtiger Führung und gesunder Combinationen der höhern Befehlshaber, besonders aber der Tapferkeit, des Muths und der Ausdauer der Offiziere niedern Ranges und der Truppen hervorglänzen, daß es weniger schlechte Anführung und noch weit weniger Verrath und Feigheit als nächst jenem Rausche und seinem Gefolge von Sonderinteressen und Misbräuchen eine ihm mehr oder minder nahe Verkettung unglücklicher Umstände und früherer politischen Sünden und Misgriffe war, welche das Unglück und die Schmach des Feldzugs herbeiführte, Das zeigt uns dessen Geschichte in ihrer vorliegenden Bearbeitung, die vor allen frühern *) den unbestreitbaren Vorzug behauptet, nach seither unbekannten handschriftlichen Quellen bearbeitet worden zu sein. Denn dem Verfasser ist die seltene Gunst geworden, außer andern Documenten auch die Originalberichte einzelner höhern Offiziere, besonders aber die Acten über die gegen die Schuldigen oder überhaupt zur Verantwortung Gezogenen eingeleiteten Untersuchungen und selbst das geheime Staatsarchiv zur Benutzung geöffnet zu erhalten. Eine gleiche Begünstigung gewährt die Zeit, welche die Berührung persönlicher Verhältnisse jetzt minder schmerzlich macht und dieselbe weniger auf den Schreiber zurückwirken läßt.

Die Aufgabe über ein kriegsgeschichtliches Werk von dem Umfange des vorstehenden in gedrängter Kürze zu berichten ist eine so schwierige daß Referent sein Unvermögen ihr zu genügen gleich von vornherein gestehen muß. Nicht weil die Lesewelt, mit welcher er es zu thun hat, keine sogenannte „militairische", sondern weil es überhaupt unmöglich und zugleich schädlich ist, über irgend eine Begebenheit ohne Kenntniß der verschiedenen Factoren die sie als Resultat gehabt haben mit Sicherheit zu

*) Von diesen verdient die „Geschichte des Kriegs von Preußen und Rußland gegen Frankreich in den Jahren 1806 und 1807" (Berlin 1835), angeblich von dem preußischen General Schütz, besondere Erwähnung.

urtheilen. Unmöglich, da sich auf diese Weise die Begebenheit nicht recapituliren, das Resultat nicht nachrechnen läßt; schädlich aber, weil entweder die fehlenden Factoren durch willkürliche Conjecturen ergänzt werden, oder man, ohne um diese Factoren sich auch im geringsten zu bemühen, mit den Resultaten sich begnügt, nach ihnen allein urtheilt, Lob und Tadel spendet und so in dem Kreise allgemeiner Ideen sich ergeht. Wenn Johannes von Müller in der Geschichte überhaupt gegen ihre Ausartung in Universalhistorie und gegen die Verliebtheit in allgemeine Ideen eifert, wie viel mehr ließe sich dagegen in der Kriegsgeschichte reden, in welcher eine Menge Einzelheiten, von der ganzen Ausrüstung des Heeres bis zum Hufbeschlage des Pferdes, von der Verpflegung, dem Gesundheitszustande und dem Geiste der Truppen bis zur augenblicklichen Stimmung ihres Anführers hinab, nebst den verschiedenen Verhältnissen des Raums und der Zeit, auf das Ganze einwirken, und Pflicht und Geschick des Beschreibenden darin bestehen, sich über diesen Details zu halten und ihnen die rechte Stelle anzuweisen?

So werde denn von der folgenden Relation nichts Ganzes, kein Auszug aus der vorliegenden Geschichte, sondern nur Einzelnes erwartet, welches auf ihren Werth aufmerksammache und ihr einen Eingang bei Denen verschaffe welchen an der geschichtlichen Wahrheit gelegen ist. Ob sie Militair seien oder nicht ist dem Referent ziemlich gleichgültig, da er ein Urtheil über die Kriegsgeschichte den Soldaten ebenso wenig unbedingt zuspricht als den Nichtsoldaten abspricht, wol aber glaubt daß der Krieg eine Erscheinung ist über welche auch diese mitzusprechen, und also danach zu trachten haben daß es mit Einsicht und nicht in Gemeinplätzen geschehe, wie dieselben von ihnen, aber auch von Militairs über den Feldzug von 1806 gehört werden. Mögen jene und diese durch die zu besprechende Geschichte dahin sich führen lassen, diesen Feldzug und seine handelnden Personen mit Gerechtigkeit zu beurtheilen, die Militairs aber und namentlich die Veliten unter ihnen aus ihr lernen daß in dem Jahre 1806, wenn auch nicht eigentliche Feldherrengrößen, doch große militairische Reputationen untergegangen sind, welche sie zu erreichen höchstens nur Hoffnung geben!

Wie die Geschichte Wenig oder Nichts wäre, wenn sie nicht, nachdem sie vom patriotischen, apologetischen, polemischen und sonstigen Parteiinteresse sich befreit hat, zur Mäßigung führte, so wird jetzt wenigstens die schwer abzuweisende Vorbemerkung keinen Anstoß erregen daß dem Kriege von 1806, welchen man nur zu gern zur Folie der Befreiungskriege anwendet, eher diese dazu dienen und mehr als Alles dazu beitragen könnten, manche Erscheinungen in jenem zu erklären. So war, ganz abgesehen von dem außerordentlichen Uebergewichte, welches die Kriegsgewohnheit des damaligen französischen Heeres in die Wagschale legte, dieses um 80,000 Mann stärker als das verbündete preußisch-sächsische, während das numerische Verhältniß des durch den Feldzug in Rußland in seinen tiefsten Grundlagen erschütterten französischen Heeres zu dem der Verbündeten in diesen Kriegen als das entgegengesetzte erscheint. Rechnet man zu diesem Verhältnisse das gleich umgekehrte des moralischen Elements, so wird man, wenn überhaupt noch zu heilen, von der Albernheit der Vorstellung der Schlachten von Jena und Auerstädt als der von Roßbach oder gar einer Hasenjagd gründlich geheilt. Den Vorwurf der Feigheit der „adeligen Offiziere" aber möge die Zahl der in diesen Schlachten gebliebenen und an ihren Wunden gestorbenen widerlegen, und wenn auch viele Generale und höhere Offiziere von dem der Abgelebtheit, Stumpfheit und Unentschlossenheit in entscheidenden Augenblicken allerdings nicht freizusprechen sind, so findet der der Feigheit in dem gleichen Umstande die gleiche Widerlegung.

Um nun zu dem vorliegenden Geschichtswerke überzugehen, so erscheint das Unglück des Feldzugs zunächst als eine Folge und Strafe des höchst zweideutigen Neutralitätsvertrags von 1795, den der Graf von Haugwitz sein Werk, seinen Ruhm, sein geliebtes Kind nannte, und nach welchem „man die Folge eines glücklichen Kriegs mit Denen theilen wollte die sich geschlagen hatten" (I, 3). Erst als der Krieg ohne die schimpflichste Selbsterniedrigung nicht mehr zu vermeiden war, entschloß man sich zu demselben, aber unter Umständen die weder politisch noch strategisch einen günstigen Erfolg hoffen ließen. Diese Hoffnungslosigkeit theilte sich namentlich dem Oberfeldherrn, dem Herzoge von Braunschweig, bei seinem richtigen politischen und militairischen Blicke mit. Er wurde aber von ihr progressiv bis zur Lähmung fast all seiner Thatkraft und bis zu dem Grade erfüllt daß von dem Marquis Lucchesini die Täuschung, Napoleon wolle den Krieg mit Preußen nicht und, wenn unvermeidlich, nicht als der angreifende Theil erscheinen, auf ihn (den Herzog) überging und denselben noch am 3. October gegen alle Analogie glauben ließ, der feindliche Feldherr würde den Angriff der Preußen an der Fränkischen Saale erwarten, und daß ihm die Anwesenheit des Königs bei der Armee als ein Ableiter der eigenen Verantwortlichkeit auf diesen und den von ihm zu ernennenden Kriegsrath sehr erwünscht war. Der König, selbst ohne Vertrauen in die eigene Erfahrung und oft richtigere Einsicht, glaubte einem ergrauten Feldherrn gegenüber die Entscheidung der nicht selten getheilten Ansichten, in die sich noch die auch unbefragter und unberufener Rathgeber eindrängten, nicht auf sich nehmen zu dürfen, und so entstand eine schwankende Unsicherheit des Oberbefehls, welche zunächst auf die eigentlichen Kriegsplane und Operationen und dadurch daß sie das Vertrauen der Truppen in die Heerführung schwächte, mittelbar gleich verderblich einwirkte. Es ist höchst betrübend den Ruhm eines Feldherrn, den Friedrich der Große nur den jungen Helden nannte, und dessen Geist, Kenntnisse und Tapferkeit hier hohe Anerkennung finden, so sich verdunkeln und, als er auf dem Schlachtfelde von Auerstädt gleichsam von neuem aufglänzte, durch eine unglückliche Kugel, welche das Heer

seines Führers und diesen seines Augenlichts beraubte, völlig verlöscht und in gerechten Tadel und die ungerechtesten Schmähungen gleich verkehrt zu sehen.

So war denn keineswegs sich zu verwundern daß man vor den mancherlei Operationsplanen, die im Hauptquartiere zur Sprache gekommen waren, eigentlich zur Ausführung keines einzigen gelangte, und die Preußen, obgleich Napoleon, lange selbst über die Stellung ihrer verschiedenen Heerestheile in Ungewißheit, keineswegs mit der gewohnten Schnelligkeit vorrückte, dennoch strategisch überfallen den Franzosen das rechte Saalufer und so Sachsen mit dessen Hauptstadt preisgaben und ihnen die kürzere Verbindung mit der Elbe und dem eigenen Lande überließen. Es galt nun taktisch zu gewinnen was man strategisch verloren hatte. Daß dieses nicht allein möglich war, sondern daß auch kurz vor und in den Schlachten von Jena und Auerstädt sich den Preußen dazu sehr günstige Chancen boten, zeigt uns die vorliegende Geschichte; wie wir denn aus ihr erkennen daß die Bewunderung welche man dem Kaiser hier gezollt hat meist aus den allerdings glänzenden Erfolgen geflossen ist. Diese Bewunderung verdienen nach unserm Verfasser nur die Schnelligkeit des Zusammenziehens seines Heeres in Franken, die Bewahrung des Geheimnisses des Operationsplans bis zu dieser Vereinigung und die Vorsorge für die Sicherheit der Verbindungen, nicht aber seine Operationen vom 12. October an. Denn in der Meinung daß das ganze preußische Heer zwischen Jena und Weimar vereinigt sei, wandte er sich gegen dasselbe mit seiner Hauptmacht, während er den Marschall Davoust nach Naumburg vorrücken ließ. Mit jener beabsichtigte er die feindliche Armee zu schlagen und durch diesen deren Niederlage bis zur Vernichtung zu vervollständigen. Eine Absicht welche allerdings zum großen Theile erreicht wurde, indeß bei einem nur gesunden Oberbefehle des feindlichen Heeres seiner Hauptmacht, die sich durch die tief eingeschnittenen Gründe des Saal- und Mühlthals unter dem feindlichen Feuer mühsam über das Plateau des Landgrafenbergs und die sogenannte Schnecke auf die Ebene zwischen diesen beiden Thälern hinaufzuwinden hatte, höchst gefährlich werden konnte, dem Marschall Davoust aber, welcher das Hauptheer ganz unerwartet vor sich fand, verderblich werden mußte. Daß gerade das Gegentheil davon geschah, ist nur dem Oberbefehle zuzuschreiben, dessen fast fatalistische Verkehrtheit auch die richtigsten Anordnungen zu Schanden machte. So ließ der Fürst Hohenlohe gegen alle ihm gemachten Vorstellungen den Feind auf dem Landgrafenberge sich festsetzen. Ein Fehler indeß, welcher durch einen kräftigen Angriff aller Wahrscheinlichkeit nach nicht blos wiedergutgemacht, sondern durch das Hinabstürzen des Feindes von dieser Höhe sogar in eine jener Maßregeln verwandelt worden wäre, deren Kühnheit alle secundairen Klugheitsregeln zum Schweigen bringt. Der Fürst, dieses erkennend, schickte sich eben zu einem solchen Angriffe an, als ihn am 13. October ein bestimmter Befehl des Herzogs von demselben abrief. Wenn auch dieser Befehl des Oberfeldherrn durch die Lage des Ganzen motivirt erscheint, da es sich nun darum handelte, durch einen Seitenmarsch über die Unstrut bei Freiburg nicht blos die durch Davoust unterbrochene Verbindungslinie wieder zu gewinnen, sondern auch diesen mit Uebermacht zu erdrücken und diesen Marsch durch den Fürsten decken zu lassen: so war doch eine buchstäbliche Befolgung dieser Anordnung sehr tadelnswerth, da es zu jenem Angriffe gar nicht aller Streitkräfte bedurfte und derselbe in der Zeit als die feindlichen Massen noch getrennt und in Unordnung auf die Höhe sich hinaufwinden mußten, den Fürsten keineswegs in ein allgemeines Gefecht, wol aber diese Massen verhindert hätte auf der gedachten Ebene zu einem solchen sich festzusetzen und zu ordnen. So ließ er aber dieses und durch die buchstäbliche Befolgung des oberfeldherrlichen Befehls gerade Das zu was nach dem Sinne desselben vermieden werden sollte, während er, Beides, gegen Buchstaben und Geist des Befehls, am 14. October wider große Ueberlegenheit eine Schlacht annahm, welche er am 13. unter günstigern Umständen hätte schlagen können, von dem moralischen Eindrucke abgesehen welchen diese Allen in die Augen tretende Halbheit auf die Truppen in dem Augenblicke machte, da sie die Anrede des Fürsten mit kampfbegierigem Jubel erwidert hatten. Daß aber der Fürst die ihn mit der Hauptarmee bei Auerstädt verbindenden Defileen von Dornburg und Kamburg unbesetzt und sich so von dieser durch die Franzosen abschneiden ließ, läßt sich durch Nichts, auch nicht einmal durch verkehrte Auffassung irgend eines Befehls erklären. Dessenungeachtet bot die Schlacht von Jena mehr als eine Chance, da die Tapferkeit der Truppen und die in vielen einzelnen Momenten energische Haltung des Fürsten trotz der außerordentlichen Ueberlegenheit des mit immer frischen Streitkräften anrückenden Feindes den mörderischen und ungleichen Kampf nicht blos zum Stehen brachte, sondern auch einen Sieg erwarten ließ.

Bei Auerstädt fand das entgegengesetzte Verhältniß statt, indem es hier das preußische Hauptheer war welches mit einem entsendeten Armeecorps im Gefechte sich befand. Hier wäre der glänzendste Sieg zu erwarten gewesen. Aber ihn riß eine gleich fatalistische Verkettung der gröbsten Fehler und unglücklichsten Umstände den Preußen aus den Händen und spielte ihn in die der Franzosen. Bekanntlich beabsichtigte kein Theil ein Treffen und dasselbe begann ziemlich planlos zwischen Truppentheilen welche sich auf dem Marsche begegneten. Daß der Koth in dem Dorfe Auerstädt die Division Wartensleben veranlaßte in schmaler Fronte, ja wol rottenweise und einzeln durch dasselbe zu defiliren, und Stocken und Unordnung im Marsche hervorbrachte, war ein sehr schlechter Anfang, dem ein verunglückter und in die wildeste Flucht sich verkehrender Reiterangriff unter dem tapfern Blücher folgte. Aber auch dieser Anfang wäre nicht entscheidend gewesen und der schwankende Sieg doch noch an die preußischen Fahnen gezogen wor-

den, wenn die weitern Maßregeln, besonders nach der tödtlichen Verwundung des Herzogs, nicht aller Einheit entbehrt hätten. So befand sich im fernern Gange der Schlacht eine ansehnliche Masse Reiterei kampfbereit, aber, kaum sollte man es glauben, ohne einheitliche Führung, da ein sonst tüchtiger Reitergeneral, der ohne Commando müßig umherritt, weil früher in demselben übergangen, es ohne bestimmten höhern Befehl im entscheidenden Augenblicke nicht übernehmen wollte. Daher erfolgten nur Reitergefechte welche in ihrer Vereinzelung dem Charakter aller übrigen Angriffe auf das noch keineswegs gesammelte französische Corps entsprachen und wie diese völlig unwirksam waren. Wol selten wurden planloser und verkehrter brave Truppen einzeln der Schlachtbank zugeführt. Und als die Reserven die bei Hassenhausen geschlagenen Truppen aufgenommen hatten, erkannte Blücher mit wahrem kriegerischen Instincte und dem Takte der die Verbündeten gegen die Combinationen der Staats- und Kriegskünstler im Jahre 1814 nach Paris führte, daß nun ein ganz neues Moment in den seither regellosen Kampf getreten und zu einem kräftigen Angriff zu benutzen sei. „Bisher haben wir mit Hindernissen des Terrains zu thun gehabt; nun treten alle Vortheile für uns ein; der Feind muß unter unserm Geschützfeuer die Defileen von Poppel und Gernstädt passiren", lautete sein Soldatenargument, dem aber der König den Befehl zum Rückzuge entgegensetzte. Dieser erfolgte in einer Ordnung und Haltung welche der erschöpfte und numerisch schwächere Feind zu stören auch nicht einmal versuchte.

Dieses sind nur einige Züge der beiden Schlachten, in denen im Ganzen die Truppen eine Haltung zeigten, welche ein besseres Schicksal und gewiß nicht die Schmähungen verdiente die über sie bis zum Uebermaße ausgegossen wurden. Bedenkt man noch eine Menge Umstände welche auf die Stimmung der besten Truppen nachtheilig einwirken, wie namentlich ihr Hungerleiden in Gegenden und einer Jahreszeit welche bei dem Requisitionssysteme Ueberfluß geboten hätten, so wird diese Ansicht zur unerschütterlichen Gewißheit. Allerdings fehlte es auch nicht an einzelnen Zügen des Gegentheils: aber in welcher Schlacht und welchem Heere wären sie nicht gesehen worden?

Die eigentliche schmachvolle Periode beginnt bei dem Rückzuge und gipfelt gleichsam in den Capitulationen einzelner Corps und Festungen. Sie ist wol in keinem Kriege erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Es kann, wie schon bemerkt, hier weder auf die Einzelheiten eingegangen noch von denselben ein Auszug gegeben werden. Wol aber ist zu erwähnen daß der Eindruck der verlorenen Schlachten, verbunden mit den unbegreiflich verkehrten Anordnungen zum Rückzuge, selbst anerkannten und auch später bewährten militairischen Worthies augenblicklich ihre gewohnte Haltung raubte. So hatte (II, 24) sogar der tapfere General Kalckreuth am 16. October bei Weißensee ernste Capitulationsgedanken, die nur der Prinz August mit den Worten: „Herr General, ich werde bekanntmachen daß alle Hundsfötter sich ergeben können, alle braven Leute werden aber gewiß meinem Beispiele folgen", niederschlug.*) Die Ansicht daß eine Capitulation im freien Felde in der Regel schimpflich sei, welche Napoleon durch ein Decret vom 1. Mai 1812 zum Gesetz erhob, stand damals noch nicht fest. Desto erfreulicher ist mitten in der fast allgemeinen Verwirrung der Begriffe der ganz richtige militairische Takt des Commandeurs des Husarenregiments Würtemberg, welcher den Seinigen auf den Fall eines überlegenen Angriffs befahl sich zu zerstreuen. Diese Anordnung machte es möglich daß, obgleich zwei Schwadronen, welche nach Erfurt geriethen, zu dieser Zerstreuung genöthigt wurden, das Regiment bei Magdeburg nur die vor dem Feinde Gebliebenen vermißte.**)

Wenn der Verfasser von der Bewunderung welche dem französischen Oberfeldherrn gezollt wird dessen Operationen vom 12. bis 14. October ausnimmt, so erhebt er dieselben desto mehr nach seinen Siegen und erklärt deren Ausbeutung als meisterhaft. Während Napoleon das geschlagene preußische Heer durch zwei Corps und einen großen Theil seiner Reitereireserve verfolgen und dessen Besiegung zur Niederlage und diese wieder zu immer größerer Auflösung steigern läßt, geht er mit seiner Hauptmacht auf der nächsten Verbindung seines Gegners bis nach Berlin und der mittlern Oder vor und benimmt so der geschlagenen Armee sogar die Möglichkeit sich an der Elbe zu sammeln. Freilich kamen ihm dabei die oben gedachten verkehrten Anordnungen hülfreich entgegen. Zu denselben gehören die Bezeichnung Erfurts als Sammelplatz der geschlagenen Armee und das Verweilen des Herzogs von Würtemberg bei Halle. Letzteres geschah allerdings infolge eines frühern Befehls, der aber nach dem Verluste der beiden Schlachten und dem Rückzuge des preußischen Heeres durch den Harz gar keinen Sinn mehr hatte. Anstatt nach der von dieser Rückzugsrichtung erhaltenen Nachricht zur Sicherung der nächsten Verbindungslinie mit Berlin nach Wittenberg und Roslau zurückzugehen und die da-

---

*) Es ist zu bedauern daß dem Verfasser nicht eine kleine Denkschrift des Feldmarschalls Kalckreuth zugekommen ist, in welcher derselbe über diese Begebenheit, den fernern Rückzug und über die Schlacht von Auerstädt spricht. Sie enthält in zwei Abschnitten eine Widerlegung des „Berichts eines Augenzeugen" und der „Fragmente zur Geschichte der letzten Lebenstage des verstorbenen Herzogs von Braunschweig" und war nie für den Druck bestimmt, wie der Berichterstatter aus einem diese Denkschrift begleitenden Originalschreiben an eine fürstliche Person ersehen hat. In diesem Schreiben heißt es: „V. A. R. a permis que je mette à ses pieds ce que j'ai opposé à mes calomniateurs: je ne l'ai composé que pour ceux qui daignent m'honorer de leurs bontés, pas pour l'impression ...." Sie ist ein bedeutendes historisches Material, bei aller Leidenschaftlichkeit gegen den Fürsten Hohenlohe, deren Ursache bis in die Rheinfeldzüge hinaufzugehen, in dem Befehle des Königs an den General Kalckreuth aber, obgleich älterer General, dem Fürsten das Commando zu übergeben, ihre Spitze erreicht zu haben scheint.

**) Ueber die Ausführung dieses wichtigen Gegenstandes erlaubt sich Referent auf S. 255 fg. seiner Schrift „Licht und Schatten. Altes und Neues" (Leipzig 1829) zu verweisen.

sigen Elbübergänge zu decken, blieb er bei Halle stehen, um sich dort schlagen und gleichsam mechanisch in den allgemeinen Rückzug nach Magdeburg ziehen zu lassen.

In der Capitulation des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau erreichte weniger noch die preußische Schande als die oft erwähnte fatalistische Verkehrtheit ihren Höhepunkt. Die auf ihrem Marsche von Magdeburg durch fast unerhörte Entbehrungen und Mühseligkeiten und dadurch daß das Blücher'sche Corps von ihnen getrennt war bis zu 10,000 Mann zusammengeschmolzenen Truppen des Fürsten kamen endlich vor Prenzlau an der Ucker in dem Augenblicke an als eine feindliche Reiterbrigade unter dem General Lasalle auf der berliner Straße sich dieser Stadt näherte. Dieses veranlaßte das Geschrei des Eingeschlossenseins unter den Preußen, hinderte aber nicht den General Grafen Schwerin mit seinem Reiterregimente durch die Stadt zu traben und sich jenseit derselben aufzustellen. Obgleich sich nun fand daß die Straße nach Stettin ganz frei war und daher von dem Abgeschnittensein keine Rede sein konnte, so hatte doch diese Vorstellung die Gemüther wie bezaubert. Von diesem Zauber wurde selbst der Fürst durch die Annäherung mehrer französischen Reiterei und durch die Ankunft eines Parlementairs ergriffen, welcher ihm, weil er von 60,000 Mann unter dem Marschall Lannes von Stettin abgeschnitten sei und der Groherzog von Berg mit 30,000 Mann nahe, eine Capitulation antrug. Es kam nun zu einem leidigen Parlamentiren welches die Franzosen zur Erkundschaftung der Stellung der Preußen und zur Heranziehung neuer Verstärkungen an Reiterei benutzten, endlich gar zu einer persönlichen Unterredung des Fürsten mit dem Großherzog, der ihm bei seiner Ehre versicherte daß er von 100,000 Mann umgeben sei. In diesen verhängnißvollen Stunden, in welchen jeder Augenblick kostbar war, hatte sich der Generalquartiermeister des Fürsten, Oberst von Massenbach, welcher in diesem Kriege eine traurige Berühmtheit erhalten und durch seine vielen Schriften noch vermehrt hat, mit einem Parlementair zu dem Feinde begeben, um sich persönlich von dessen Stellung und Stärke zu überzeugen. Seine aufgeregte Phantasie hatte ihm denselben nicht allein sehr stark gezeigt, sondern auch das linke Uckerufer für das rechte halten und auf diesem feindliche Truppenmassen sehen lassen! Nach dieser ihm gewordenen Vision erstattete er dem Fürsten Bericht und rieth zur Capitulation. Und als ob Alles sich für diese und zur Schande des Fürsten verschworen hätte, unterbrach der Chef der Artillerie, ein sonst braver Mann, den mit den versammelten Generalen und Stabsoffizieren sich berathenden Oberanführer mit der Meldung daß es an Taschen- und Geschützmunition fehle. Auch dieses hatte, wie es sich nachher herausstellte, auf einer Täuschung beruht! Da wurde der Erklärung des Fürsten daß nach seiner Meinung eine Capitulation anzunehmen sei, daß er sich bei diesem Schritte persönlich aufopfere und um so bereitwilliger jeder andern Meinung im voraus beitrete, von den Angeredeten schweigend beigepflichtet. Auch sie waren von dem allgemeinen Unglück und der bis in völlige Stumpfheit versunkenen physischen und moralischen Abspannung der Truppen afficirt und durch die Berichte jener beiden Männer irregeleitet worden. Und der tiefgebeugte Fürst erwiderte dem Großherzoge von Berg, welcher ihn mit der Bemerkung aufzurichten suchte daß sein früherer Kriegsruhm nicht dadurch daß er sich der Nothwendigkeit füge vermindert werden könne: „Er endet mit dem heutigen Tage!" Während des Marsches des Hohenlohe'schen Corps nach Prenzlau war ein dessen Nachhut bildendes schwaches Grenadierbataillon unter dem Prinzen August durch Bagagewagen, die sich gegen das Verbot und bei der allgemeinen Verwirrung in den Colonnenweg gedrängt hatten, von dem Corps getrennt und genöthigt worden links auszubiegen, um auf Nebenwegen die Ucker zu erreichen. Von überlegener Reiterei wiederholt angegriffen, hatte es dieselbe muthvoll zurückgeworfen, war aber an das morastige Ufer der Ucker gelangt, in welchem die ermattete Mannschaft zum Theil stecken blieb. Von neuem heftig angegriffen, wurde ein großer Theil dieser Braven mit ihrem Anführer gefangengenommen, dessen Pferd, auf welchem sein Bruder, der Prinz Louis, bei Saalfeld niedergestochen worden war, sich losgerissen und in den Fluß gestürzt hatte. Der Auffoderung eines feindlichen Offiziers, dem übrigen Theile zu befehlen, nicht zu schießen und sich gleichfalls zu ergeben, stellte der Prinz die ganz richtige und für alle ähnliche Fällen gültige Antwort entgegen: daß er kein Recht auf den ehrenvollen Entschluß von Leuten habe die er nicht mehr befehlige und die glücklicher wären als er (II, 203). Den Meisten gelang es auf einem Brete, welches ein Schwimmer von jenseit geholt hatte, an einer schmalen Stelle über die Ucker zu kommen und Stettin zu erreichen. Die Bemerkung des Verfassers daß der Prinz, wenn bei Prenzlau anwesend, die dortige Schmach verhindert haben würde, wie er die ähnliche am 16. October bei Weißensee verhütet hatte, ist daher gewiß richtig.

Die Capitulation von Prenzlau war aber nicht blos an und für sich selbst höchst unglücklich, sondern wurde es auch durch ihren gewaltigen Eindruck, der sich dahin äußerte daß sie gleichsam das Signal zu vielen andern, weit schmählichern Capitulationen wurde. So capitulirte der Oberst Hagen bei Pasewalk mit einem Feinde den er noch gar nicht gesehen, ja welchem sich anzubieten er nach allen Richtungen Offiziere ausgesendet hatte!!! (II, 213 fg.)

Aber erst in den Capitulationen der Festungen mußte das preußische Heer gleichsam den Bodensatz des Schandbechers leeren. Der Commandant von Küstrin, mit Allem zu einem langen Widerstande versehen, ließ sich von dem ein einziges Infanterieregiment befehligenden General Gauthier die Bedingungen der Capitulation dictiren, der nur der Ingenieur vom Platz, Lieutenant Thynkel, seine Unterschrift versagte. Magdeburg, mit mehr als 20,000 Mann besetzt, mit Lebensmitteln auf drei Monate und einem ungeheuern Kriegsmaterial versehen, er-

gab sich dem Corps des Marschalls Ney, welches kaum die Stärke der Besatzung erreichte. Der Gouverneur hatte vorher die anwesenden Generale versammelt, um ihnen seinen Entschluß mitzutheilen, nicht aber um sich mit ihnen zu berathen, und die Einwürfe des Generals Alvensleben mit der Bemerkung: daß er der jüngste sei und nur befragt sprechen dürfe, zurückgewiesen. Dessenungeachtet hatten sie mit einziger Ausnahme des Generals Grafen Wartensleben gegen die Uebergabe protestirt. Und was diesen General betrifft, so war er die Haupttriebfeder der schmähligen Uebergabe und überhaupt von so übeler Gesinnung daß er nach einer im Jahre 1807 bei Gutstadt aufgefangenen Correspondenz des Marschalls Ney mit Napoleon dem französischen Parlementair gesagt hatte: „Werft erst brav Bomben und Granaten in die Stadt, so wird der eigensinnige Gouverneur wol auf andere Gedanken kommen" (II, 331). „Die Veste Plassenburg fiel ohne daß der Feind ein Geschütz abgefeuert und ohne daß es der Besatzung an etwas Anderm als an Rauchtaback gefehlt hätte" (II, 338). Spandau, dessen Platzingenier taub und ziemlich blind war, hatte sich schon vorher ergeben, und was endlich Stettin betrifft, dessen Gouverneur der einundachtzigjährige Generallieutenant Romberg war, so streckte dessen 5000 Mann starke Besatzung vor 800 Mann feindlicher Reiterei und zwei Geschützen das Gewehr, und konnte der Großherzog von Berg noch vor der Unterzeichnung der Capitulation dem Kaiser melden: „Les hussards de Votre Majesté prendront possession des portes de la ville!"

Aber nicht blos Kriegsbefehlshaber, sondern auch höhere und höchste Civilbeamte waren von einem Geiste ergriffen worden den zu bezeichnen man wirklich verlegen ist. So hatte das Oberkriegscollegium schon frühzeitig auf die Fortschaffung der in Berlin vorhandenen bedeutenden Kriegsvorräthe nach den Festungen Bedacht genommen, der Minister Schulenburg die Verladung derselben bei Ausbruch der Feindseligkeiten angeordnet, der Gouverneur der Residenz, Fürst Hatzfeld, aber die wirkliche Absendung gegen den bestimmten Befehl des Königs untersagt. Ein anderer königlicher Befehl an den Fürsten, seine Stelle sofort niederzulegen und dem Minister Angern zu übergeben, konnte nicht mehr ausgeführt und daher nicht verhindert werden daß die Vorräthe, und unter diesen über 100,000 Gewehre, meist neuen Kalibers, den Franzosen in die Hände fielen.

Die öffentliche Meinung war natürlich fertig und bereit jenen Geist als den des Verraths um schmählichen Lohn zu bezeichnen. Aber abgesehen davon daß die spätern gerichtlichen Untersuchungen zu keiner Spur desselben geführt haben, fehlt dieser Anklage auch alle sonstige innere Wahrscheinlichkeit. Man wird also bei diesen auffallenden Erscheinungen auf Fatalismus verwiesen, wenn man nicht mit dem Referenten geneigt ist in ihnen eine göttliche Causalität zu sehen.

Daß jedoch auch in den beklagenswerthesten Trümmern des preußischen Heeres der Geist der Pflicht und der Kriegerehre nicht erloschen war und diesem Heere, namentlich seinen jüngern Offizieren und seinen Soldaten, so wenig die Schmach der Capitulationen als das Unglück der Schlachten und Gefechte zugeschrieben werden kann, zeigt die Erstürmung von Lübeck, in das sich das Corps des tapfern Blücher geworfen und welches es, wol mehr um die Ehre der preußischen Waffen zu retten als in einiger Hoffnung des Erfolgs, gegen die anstürmenden Franzosen bis auf das Aeußerste vertheidigt hatte. Aber auch diese Braven mußten jene fatalistische Verkehrtheit erfahren, der sie und ihre Waffenbrüder früher erlegen waren. Denn Blücher würde sich nach der Erstürmung von Lübeck mit den schwachen Resten seines Corps nach Travemünde geworfen und, da an eine Einschiffung wol kaum zu denken war, wahrscheinlich unter dessen Trümmern begraben haben, wenn ihm nicht durch mehre dahin ausgesendete Offiziere die falsche Meldung gemacht worden wäre daß sich dieser Ort schon in den Händen des Feindes befände. Da erfolgte denn die Capitulation von Rattkau, wol gegen den Wortsinn der oben ausgesprochenen Ansicht, aber gewiß nicht im Widerspruche mit ihrem Geiste und durch alle besondern Umstände völlig gerechtfertigt.

Der Feldzug von 1806 hat den beschränkten Raum so sehr in Anspruch genommen daß auf den von 1807 keine Rücksicht genommen werden kann. Von den Ueberresten der preußischen Streitkräfte in Verbindung mit dem ohne Vergleich stärkern russischen Heere geführt, entbehrt er auch des Interesses welches dem frühern Feldzuge sein Charakter als Schlußpunkt einer Periode in der Geschichte des preußischen Staats und Heeres gibt. Der dritte Band behandelt diesen Krieg, in dem die Belagerung von Danzig gleichsam als der letzte Thätigkeitsact der von dem vorhergehenden Feldzuge noch gebliebenen Streitkräfte angesehen werden kann. Der vierte Band endlich behandelt die kriegerischen Ereignisse in Schlesien und Pommern.

Das ebenfalls durch seinen Umfang bedeutende Werk empfiehlt sich nicht weniger durch die Behandlung als durch den Reichthum seines Stoffs. Auch auf diese Behandlung kann hier nicht eingegangen werden. Es bleibt nur Einiges über die geschichtliche Wahrheit zu sagen übrig. Soweit Referent, welcher dem Kriege von 1806 in sehr untergeordneter Stellung beiwohnte, über dieselbe urtheilen kann, hat der Verfasser nach dieser Wahrheit redlich gestrebt und sie im Ganzen soweit als möglich erreicht. Zwar wird dieses dem Verlauten nach von sächsischer Seite bestritten, und auch gegen einzelne, den Antheil der Sachsen an dem Feldzuge von 1806 betreffende Angaben sollen in der „Minerva" von achtungswerther Seite Ausstellungen gemacht worden sein. Hierüber steht dem Berichterstatter umsoweniger sich auszusprechen zu, als er weder diese Ausstellungen kennt noch, wäre dieses auch der Fall, über sie aus eigener Erfahrung und Anschauung urtheilen könnte, da er dem Feldzuge bei der Armee des Königs und nicht bei dem Hohenlohe'schen Corps, dem die Sachsen zugetheilt

waren, beigewohnt hat. Indeß weiß er daß das Verhältniß der schwächern zu den stärkern Verbündeten und ihr Antheil an erfochtenen Siegen oder erlittenen Niederlagen zu den zartesten Punkten gehört, deren selbst unparteiischste Behandlung selten beide Theile gleich befriedigen kann; doppelt zart aber das Verhälniß der Sachsen zu den Preußen, in welches auch spätere Eindrücke unwillkürlich sich eindrängen. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint das Urtheil des Verfassers wenn auch nicht als unfehlbar, doch keineswegs als ungerecht und parteiisch. So tadelt er bitter die schlechte Verpflegung der Sachsen und erkennt viele Gründe ihrer Unzufriedenheit mit ihren zum Theil übermüthigen Verbündeten an. So läßt er dem Muthe einzelner sächsischer Truppenabtheilungen, z. B. des Regiments Kurfürst bei Saalfeld, der sächsischen Reiterei unter dem General Zezschwitz II. am Ende der Schlacht von Jena u. s. w., volle Gerechtigkeit widerfahren; so spricht er endlich mit wahrer soldatischer Begeisterung von dem erhebenden Anblicke welchen das sächsische Grenadierbataillon Winkel (aus den Grenadieren der Regimenter Prinz Maximilian und Rechten bestehend), als der ganze rechte Flügel sich schon in völlige Flucht aufzulösen begann, durch seine unerschütterliche, wahrhaft heroische Haltung gewährte. Mögen die Sachsen diese Urtheile gegen die französischen Geschichtschreiber, ja Napoleon's selbst über die Feldzüge von 1809 und 1813 halten und ihre Reizbarkeit mäßigen! 65.

Erlebtes. Kunst und Natur von Eduard Mezzger. München, Kaiser. 1851. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Als der in diesem Kunstwerk vielfach verherrlichte König Ludwig von Baiern durch einige kühne Inversionen und Participialconstructionen nach antikem Muster die deutsche Syntax bereicherte, da zuckten bereits die grammatikalischen Tugendwächter die Achseln und glaubten durch diese neue Auflage des Taciteischen Lapidarstils die deutsche Sprache gefährdet. Sie stimmten Alle darin überein daß ein höherer Aufschwung der sich emancipirenden Stilistik kaum möglich sei, und daß selbst der zügelloseste Pegasus nicht weiter rennen könne als bis zu jenen sprachlichen Grenzmarken die des königlichen Dichters Hand vielwagend aufgethürmt. Dennoch geschah das Unglaubliche, wenngleich das bescheidene Verdienst des Mannes, welcher die königliche Participialbegeisterung bis zu einem stilistischen Shakerstanz zu steigern verstand, nur in engern Kreisen bekannt wurde. In der ehrbaren Stadt Brieg in Schlesien lebt der Dr. med. Fuchs, der bei vielen Gelegenheiten schon lose flatternde poetische Blätter in die Welt schickte und dem die Begeisterung für den großen Friedrich die poetische Ader löste. Auf seinem Hause, der sogenannten Fuchsburg in Brieg, steht die Bildsäule des großen Königs, obgleich ihre Dimensionen nicht so gewaltig sind wie man sie auf den Titelvignetten seiner Gedichte abgebildet findet, sondern die Größe und Majestät des Königs nur in äußerst verjüngtem Maßstabe wiedergeben. Die Plastik brachte es hier nicht weiter als zu einer gestammelten Bewunderung. Dasselbe gilt von den Gedichten des Dr. Fuchs, deren provinzielle Berühmtheit in weitern Kreisen zu verbreiten eine nicht undankbare Aufgabe ist. Der revolutionnaire Geist des Jahrhunderts, der auf allen geistigen Gebieten in Kunst und Wissenschaft sich geltendmacht, bäumt sich hier gegen alle syntaktischen Regeln welche den freien Genius in Fesseln schlagen. Was bisher der beschränkten Einsicht der Sprachgelehrten als feststehende Norm gegolten, wird von der originalen Kraft muthiger Sprachgenies im Fluge umgeworfen. Heyse, Heinsius und die andern engherzigen Begrenzer der sprachlichen Freiheit würden bei einem Blick in ein Fuchs'sches Gedicht zurückschaudern; sie würden glauben in einem wüsten Traum zu schweben, wo die Genitive, Dative und Accusative sich verwirren, der Indicativ und Conjunctiv fortwährend miteinander caramboliren, und nur der grobe Unteroffizier, der Imperativ, sich vordrängt, die übrigen Worte wie Rekruten anschnauzt und rottenweise aufmarschiren läßt. In der That stehen die Fuchs'schen Worte und Gedanken in kurz abbrechenden Rotten nebeneinander und hinter jeder Rotte ein wachthabender Gedankenstrich. Da die Fuchs'schen Gedanken sehr kurzathmige Inspirationen sind, so häufen sich die Gedankenstriche massenhaft, was, so sehr es auch die lakonische Energie des Dichters bekundet, doch auf den Leser einen peinlichen Eindruck macht. Es ist ihm zu Muthe als müßte er jeden Augenblick über einen Graben springen. Er muß fortwährend einen Anlauf machen und kommt vor lauter Ruhepunkten nicht zur Ruhe.

Das obenerwähnte Werk lehnt sich nun an diese Vorbilder an, und Eduard Mezzger übertrifft selbst den Dr. Fuchs an Taciteischer Urkraft, zusammengeraffter Gedankenfülle und einer stilistischen Bravour welche in unserer Literatur vergeblich ihresgleichen suchen würde. Ist die Grammatik oder Syntax rebellisch, so wird sie natürlich gewaltsam beseitigt und jeder Stein aus dem Wege geräumt, sollte dies auch nur durch eine Explosion möglich sein. Freilich schwindelt dem ungeübten Leser bei diesem alle Höhen und Tiefen verachtenden Aufschwung des Dichters, welcher wie ein Nachtwandler nie die Balance verliert, mag er auf dem steilen Dach eines Participiums heraufklettern oder auf der schmalen Mauer eines eingeschobenen Schaltsatzes spazierengehen. Doch allmälig beruhigt sich die Angst wenn man die Sicherheit und Selbstgewißheit des Verfassers bewundern lernt, ja es ist nicht zu leugnen daß diese sprachliche Parforcetour hin und wieder einen komischen Anstrich gewinnt. Jedenfalls ist die dichterische Form so fesselnd daß man erst spät sich gedrungen fühlt den eigentlichen Gedankengehalt zu berücksichtigen. Das ganze Werk ist in Stanzen geschrieben, welche zwar mit der Melodie eines Tasso und Ariosto Nichts gemein haben, aber auch von der leichtgeschürzten Frivolität der Wieland'schen Oberonsstanzen sich fernhalten. Was sie charakterisirt, das ist die frische Regellosigkeit in welcher die Vierfüßer, Fünffüßer und Sechsfüßer, ohne durch eine Cäsur scheugemacht zu werden, nebeneinander herlaufen. Nächstdem verdient die graziöse Ungebundenheit der Reime, welche in Kühnheit und Neuheit an Byron's „Don Juan" erinnern, alle Beachtung, indem auch hier die strengen Anfoderungen der modernen Aesthetik mit Verachtung bestraft werden und der Dichter vielfach zu der Alliteration oder zu namenlosen Anklängen zurückkehrt, die sich mehr empfinden als bezeichnen lassen. Er reimt z. B. „zart, hart und naht", „prassen, erraffen", „Macht, bedacht, starrt", „endet, wendet, zündet", „einst, dereinst, eint'st", „baden, Athem" und dergleichen naturwüchsige Reime mehr, untermischt mit französischen Wendungen, mit denen er nicht kargt, z. B. „Staffage, Suffrance, Courage". Die poetische Licenz auf einem bisher unerreichten Gipfel ist das Wesen dieser Dichtung, wenn man ein so reichhaltiges und originales Werk mit diesem trivialen Namen bezeichnen darf. Denn es unterliegt keinem Zweifel daß hier ein wahres Gedankenmagazin aufgestapelt ist und die Kühnheit der Ideen der Kühnheit der Wortbildungen und syntaktischen Fügungen entspricht. Leider ist der Verfasser ebenso wenig wie in der Form im Gedankengehalt zu harmonischer Klarheit durchgedrungen, sodaß man bei aller Tiefe und allem Reichthum es um so schmerzlicher bedauern muß daß sich so wenige dieser Schätze dem gewöhnlichen Verständniß erschließen. Man befindet sich wie in

einem Urwald; man hört über dem Haupte ein düsteres, heiseres Rauschen; aber mit den Füßen stolpert man über knorrige Stämme und verwickelt sich mit den Armen in die langherunterhängenden Lianen. So wird es denn nicht auffallend erscheinen, wenn wir uns in der Unmöglichkeit befinden über den eigentlichen Inhalt des Werks, seinen innern Zusammenhang und seine Tendenz die gewünschten Enthüllungen zu geben, und es mag genügen, wenn wir im Allgemeinen anzeigen daß es ein biographisch-skizzenhaft-ästhetisch-architektonisch-pittoresk-didaktisch-pastorales Quodlibet ist, und uns im Uebrigen mit einigen kühnen Griffen ins Volle begnügen und, wie es der Zufall mitsichbringt, Erbauliches und Beschauliches zu kritischem Genuß herauslangen.

Eduard Mezger scheint ein bildender Künstler zu sein, der unter König Ludwig gedient hat, sodaß außer seiner Anlehnung an das dichterische Vorbild noch die Begeisterung für den künstlerischen Brotherrn hinzukommt. So darf man sich nicht wundern, wenn es dem dichtenden Künstler gelingt den König in seinem eigenen Stil zu verherrlichen, obgleich die Vermessenheit mit der Jamben und Trochäen wie Felsblöcke beim Erdbeben durcheinander geschleudert werden von dem König nie erreicht wurde:

Wenn Architekten je ein Glück zu Theil,
So war's, unter König Ludwig zu dienen;
Ein solcher Bauherr wol gereicht zum Heil.
Was ist verpfuscht, dürft ihr ihm nicht ansinnen;
Groß war der König! und nicht minder steil (!).
Als Volsbewältigung ist Künste wirksam minnen (!).
Der Künstler jeder hat 'nen eig'nen Kopf;
Er wußt' zu fassen jeden an dem Schopf.

In dieser überquellenden Begeisterung geht es einige Seiten durch und schließt mit dem Refrain:

Besseren Bauherrn wünschte ich mir nie
Als König Ludwig war, wenn auch Genie (!).

Der Verfasser, wenn auch Genie, unterordnet sich mit Pietät den Malern und Architekten der Jetztzeit, von denen keiner ohne einen lakonischen Stammbuchvers oder ein unskandirbares Epitaph ausgeht. Die Weltgeschichte, welche von Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" bis zu Hegel's „Philosophie der Geschichte" mancherlei weitschweifige Auffassungen und schwerfällige Versuche des Verständnisses über sich ergehen lassen mußte, wird hier kurz und bündig und schlagend abgefertigt und gleichsam mit einigen Fußtritten zur Thüre hinausgeworfen.

Seht nach Geschichte, welch' ein Unrath Stoff!
So vollgepfropft, Unmass' pragmat'scher Waare,
Hier 'ne Intrigue, dort ein Kerl der soff,
Der Stänkerei'n gemacht und viel Gescharre.
Wieviel solch Plunder, nächst dem Blut das troff,
Wär' wegzuwischen, ein belastet Karre,
Für das Gedächtniß, dem weit besser Facta,
Die hochgehäuft, das Uebrige ad acta.

Es muß für jeden Bewunderer der jüngsten östreichischen Waffenthaten eine Genugthuung sein, in solchen Lapidarstanzen, deren Eindruck ein unverwischbarer ist, den Ruhm Radetzky's und seiner Braven gefeiert zu sehen, umsomehr als sich die frivolen jüngern Dichter durchaus von solchen militairischen Hymnen fernhalten. Auch dürfte ihr weitschweifiger poetischer Stil sich wenig zur Verherrlichung des kurzangebundenen Soldatenthums eignen, während hier jede Stanze wie ein Parolebefehl kurz und straff erlassen wird und durch heroische Barschheit imponirt:

An Biedersinn, an Treue hochbewerthet,
So fand Oestreichs Armee ich rings gewägt;
Mild der Soldat, vom Scrupel nicht gefährdet,
Der Offizier ernst; Wissensbildung trägt;
Schlicht, einfach er, wol nie den Ruhm gefährdet,
Schonend den Feind, wenn wehrlos er gelegt.
Nur solch' Armee, bewundernswerth wie sie,
Bewahrt' Italien jüngst vor Anarchie.

Hierauf folgt ein langes Capitel über Baukunst, die Herrlichkeit der alten und jüngern Zeit, ein Capitel in welchem der Verfasser sich ganz zu Hause fühlt, und daher mit noch größerer Behaglichkeit den Eingebungen seines dichterischen Genius folgt. Von den Pyramiden singt er:

Welch' Schweiß! sieb'nhundert Fuß Quadrat zu breiten
Und fünfthalbhundert Höhe zu beschreiten.

Venedig und Griechenland werden mit Byron'schem Schwung in diesen unnachahmlichen Stanzen verherrlicht. Die Abkürzungen „welch' Schweiß" und „solch' Armee" sind Proben von der großen Sparsamkeit mit welcher der Verfasser den deutschen Sprachschatz ausgibt, und die ihn vor jeder Prodigalitätserklärung in dieser Beziehung sichert. Die Abschnitte „Der Landschaftsmaler" und „Schnelle Wandelung der Zeiten" zeichnen sich durch dieselben Vorzüge aus, welche das übrige Werk charakterisiren, ja selbst ein epischer Faden wird in dem letzten Capitel angesponnen, obgleich er natürlich durch die rastlos umherschweifende Ungeduld des Verfassers alle Augenblicke wieder abreißt. Die Beschreibung der Landkutschenreise ist in diesen Knüppeldammversen eine schwer zu übertreffende Naturmalerei.

Es ist eine wohl aufzuwerfende Frage, ob die Kritik sich mit der umfangreichen Kategorie „Schund" näher befassen oder mit einer abstracten Rubricirung begnügen solle. Doch auch hier verdient das Hervorragende Berücksichtigung, umsomehr wenn es sich durch originalen Werth auszeichnet. Es läßt uns einen erfreulichen Blick in die günstigen Verhältnisse des deutschen Buchhandels thun, wenn man sieht daß dieses Werk, welches 326 enggedruckte Seiten enthält, einen Verleger und eine elegante Ausstattung gefunden hat. Der Verfasser, der im Uebrigen ein kenntnißreicher und braver Mann zu sein scheint, hat dies voluminöse Opus in Fiume gedichtet, wie er uns im Inhaltsverzeichniß erzählt. „Mein jüngster Aufenthalt in Fiume, im Sommer 1851, wo und in der Umgegend ich sämmtliche Verse (oder dieses Buch) gemacht habe." Das unglückliche Fiume! Wir bitten Hrn. Mezger, in seinem Leben nicht wieder nach Fiume zu reisen, wo ihm vielleicht das Klima diesen poetischen Aderlaß nothwendig machte, dessen öftere Wiederholung wenn nicht ihm selbst, doch seinem Verleger das Leben kosten könnte.

R. Gottschall.

Der Strick des Henkers. Roman von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen von Kertbeny. Halle, Schmidt. 1852. 8. 20 Ngr.

Das Original des vorliegenden Buchs gehört jener vormärzlichen Literaturperiode an, wo namentlich junge Schriftsteller Galgen und Schaffot nebst einigen Todtschlägereien als unerlaßliche Ingredienzen eines belletristischen Werks erachteten. Auch der geniale Petöfi, der Béranger seiner Nation, dessen ausgezeichnete echtnationale Lieder jetzt durch mehrfache Uebersetzungen auch dem deutschen Publicum genügend bekannt sind, huldigte mit dem vorliegenden Buche dieser verkehrten Richtung. Doch müssen wir zu seinem Lobe sagen daß der Teufel nicht so arg ist als man ihn malt, d. h. daß das Buch nicht so schauder- und grausenvoll ist als der Titel vermuthen läßt, wiewol allerdings in dem engen Rahmen einiger Bogen eine ziemliche Anzahl Sue'scher Scenen zusammengedrängt ist.

Ein Greis, Matthias Andorlaki, erzählt uns seine Lebensgeschichte, die sich in Folgendes zusammenfassen läßt: Andorlaki liebt ein junges Mädchen, Rosa, das ihn mit Gegenliebe beglückt. Er führt unvorsichtigerweise seinen Freund, den Wüstling und Spieler Ternyei, bei ihr ein, der ebenfalls in Liebe für sie

entbrennt und auf alle Weise das Glück seines Freundes zu stören sucht. Er erscheint am Hochzeitstage im Brauthause, um seinem Freunde anzukündigen daß heute die Taufe eines Kindes seiner frühern Geliebten Betti stattfindet. Als Braut und Aeltern trotzdem sich in die Kirche verfügen, veranstaltet er es daß ihnen beim Eintritt in dieselbe die Pathen mit dem ebengetauften Kinde des Bräutigams begegnen. Die That läßt sich jetzt nicht mehr leugnen. Der Bruch der Verbindung zwischen Rosa und Andorlaki und ein Duell zwischen diesem und Ternyei sind die natürlichen Folgen hiervon. Ersterer, schwer verwundet, muß mehre Wochen das Krankenbett hüten, während dessen Ternyei die Braut heimführt. Diese, von ihren Aeltern zu dieser Heirath gezwungen, im Herzen aber noch immer dem ersten Geliebten treu, sucht und findet in den Wellen ihren Tod, nachdem sie noch die letzte Nacht am Krankenlager und in den Armen Andorlaki's verlebt hat. Nach zehnjährigem ziellosen Vagabondiren kehrt dieser in seine Heimat zurück, wo er sich an Ternyei dadurch rächt daß er ihn im Spiel ruinirt und an den Bettelstab bringt. Andorlaki's einzige Freude ist jetzt der Sohn seiner inzwischen früher verstorbenen Geliebten Betti. Dieser liebt, ohne ihre Abstammung zu kennen, die Tochter Ternyei's, der dieselbe zu einer andern Heirath zwingt und dadurch den stürmischen Jüngling zur Ermordung seines Nebenbuhlers veranlaßt und ihn dann dafür an den Galgen bringt. Andorlaki, jetzt wieder einsam und freudenlos, tödtet Ternyei, schenkt aber später sein ganzes Vermögen einem wackern Enkel des Getödteten, während er als einzigen Schatz nur den Strick mit dem sein einziger Sohn gehängt worden aufbewahrt und sich mit dieser Reliquie in eine Waldhütte zurückzieht, wo er von seiner Hände Arbeit lebt und — die vorliegende Lebensgeschichte schreibt. Daß für sie die Benennung „Roman" nicht sehr paßt und auch der Titel durch jeden andern ersetzt werden konnte, da im Grunde der Galgenstrick nur eine sehr untergeordnete Rolle in dem Buche spielt, ist nach der vorstehenden Inhaltsangabe außer Zweifel.

Petöfi ist hier bedeutend schwächer als in seinen poetischen Productionen, und der einzige, aber relativ immerhin bedeutende Werth der Arbeit liegt darin: daß sie außer einigen kleinen Novellen die einzige prosaische Arbeit des früh verstorbenen genialen Dichters. In der Frische und Lebendigkeit der Erzählung wie in der liebenswürdigen, einfachen und ungekünstelten Sprache ist jedoch Petöfi's Geist auch in dieser Arbeit erkennbar. Die Uebersetzung ist ziemlich gelungen, obwol Phrasen wie „seine Hand hat die des Mädchens in sich gehalten" (S. 6) oder „zum ersten mal liebte ich diese Rosa" (S. 7), anstatt: Rosa war meine erste Liebe, u. dgl. m. zur Genüge zeigen daß Kertbeny trotz der Masse von Uebersetzungen, mit denen er uns bereits beschenkt, doch mit der deutschen Sprache noch immer nicht auf dem besten Fuße steht.

66.

Geographische Charakterbilder, in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur bearbeitet von A. W. Grube. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brandstetter. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wir leben gegenwärtig in einer Zeit der Associationen; der Ruf „Fraternité!" hat sich nicht nur auf den Rednerbühnen politischer Versammlungen und in den Corporationen der Künste und Gewerke erhoben: auch im Reiche der Wissenschaften ist er laut geworden, und schon brechen nach und nach die Schranken die einst jedes „Fach" des Wissens umzäunten, um das allzu kecke Ueberwuchern zu verhindern. Derselbe Trieb nach Geselligkeit schuf in unsern Tagen die großartigsten Mittel der Communication, unterjochte sich die Kräfte der Natur und überschritt siegreich die Hindernisse, die Meere und Gebirge ihm in den Weg legten. Es begrüßen sich seitdem die entlegensten Völkerschaften und tauschen gegenseitig geistige und leibliche Güter aus: Handel und Wissenschaft ziehen brüderlich auf der großen Weltstraße ins Weite, und mit dem sich steigernden Verkehr der Nationen wächst die Erkenntniß daß Natur und Mensch sich gegenseitig zu einem großen Organismus ergänzen, ähnlich wie Leib und Seele, Eins durch das Andere bedingt und getragen. Diese Erkenntniß schuf die Ideen zu zwei Meisterwerken der neuern Wissenschaft, zum „Kosmos" A. v. Humboldt's und zu Ritter's „Geographie": beide legen den Hauptnachdruck auf die Wahrheit daß der Kosmos und die Erde insbesondere eine bis ins Einzelnste gehende organische Gliederung zeige, deren vollkommenere oder unvollkommenere Entwickelung auf das Menschengeschlecht, namentlich auf sein Staats- und Culturleben sichtbarlich einwirke. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet bilden Länder- und Völkerkunde ein unzertrennliches Paar von Wissenschaften, deren Studium niemals vereinzelt betrieben werden dürfte. Unsere Zeit hat dies wohl erkannt, und schon ist rüstig Hand ans Werk gelegt, im Vereine vieler Kräfte das noch Unerkannte zu erforschen und das Erforschte zum Gemeingut Aller zu machen. Hand in Hand durchstreifen Naturforscher, Geographen, Linguisten, Statistiker und Philosophen die Welt: zahlreiche Bücher und Zeitschriften verkünden durch Wort und Bild jeden Fortschritt des großen Werks, und in gefälliger Form und sorgfältiger Auswahl bringen Sammler die Ergebnisse des gemeinsamen Strebens zur Kenntniß für Schule und Haus.

Als solcher kündet sich in dem obengenannten Werke auch ein auf diesem Felde schon vielfach bewährter Schriftsteller, A. W. Grube an; seine Ideen über eine wissenschaftliche Erdkunde (namentlich über Culturgeographie) entwickelt er in der Vorrede dazu.

„Die Erde", sagt er hierin, „ist für die als Wissenschaft wiedergeborene Geographie ein Organ des Menschenlebens, das die menschliche Wirksamkeit ebenso bedingt wie es von dieser bedingt wird; der eigentliche Gewinn, den unsere Schüler aus dem geographischen Unterrichte ziehen sollen, besteht darin daß sie einen Blick bekommen für die Wechselwirkung des Erd- und Menschenlebens und in dieser Anschauung ihr eigenes Weltbewußtsein entwickeln." „Um nun diese oberste Spitze des geographischen Lehrgebäudes zugänglich zu machen, bedarf es geographischer Charakterbilder, welche das Menschenleben mit seiner Sitte, Geselligkeit, Religion, Staatsverfassung im Reflex des Grund und Bodens worauf es erwachsen, des Klimas worin es sich bewegt, der Thier- und Pflanzenwelt die es umgibt vor die Anschauung stellen und auf concretem Wege das geographische Gesetz zur Darstellung bringen." Jedes dieser Charakterbilder soll nun eine „geographische Haupteristenz" sein, die typisch im Besondern das Allgemeine zur Erscheinung bringt: ein abgerundetes Einzelbild, aber doch im innigsten Zusammenhange mit dem Lehrgange; vorallem muß darin der Mensch den Vordergrund beleben und zugleich die ihn umgebende Natur erklären; bloße Landschaftsbilder würden hier ihren Zweck ganz oder doch größtentheils verfehlen. Als Vermittelung des Verständnisses dieser Gattungs- oder Charakterbilder thut allerdings ein tüchtiger, geordneter geographischer Unterricht noth, der, wie sie von den einfachsten Culturverhältnissen ausgehend, allmälig zu den verwickeltsten Formen und Zuständen des Menschen- und Naturlebens vorschreitet; ferner erfodern sie eine Kenntniß der Elemente der Naturkunde und Naturlehre (physikalische Geographie) sowie des geschichtlichen Entwickelungsgangs der Menschheit durch die einzelnen Culturepochen hindurch, mit besonderer Betonung des ethischen Elements; endlich setzen sie eine tüchtige Vaterlandskunde vor allen Dingen voraus.

Nehmen wir nun alle diese im Vorwort ausgesprochenen Anfoderungen, die der Verfasser selbst an dergleichen „geogra-

phische Charakterbilder" stellt, zum Maßstab für sein vorliegendes Werk, so können wir nicht umhin, seiner guten Auswahl aus den bedeutendsten Werken in deutscher und fremder Sprache, seiner weisen Mäßigung, mit der er, stets den Hauptzweck im Auge haltend, die Fülle des Stoffs beherrscht und nach seinen Ideen umformt, endlich seiner trefflichen Anordnung in der stufenweisen Steigerung der Culturzustände von den Polen her unsern unbedingten Beifall zu geben. Was namentlich diese Aufstellung der Culturbilder betrifft, so läßt sich am besten darüber urtheilen, wenn wir den Inhalt der beiden Theile des Werks hier kurz angeben. Der erste Theil, der meist Charaktergemälde aus der europäischen Welt enthält, zerfällt in acht Abschnitte; der erste Abschnitt charakterisirt in fünf Bildern den hohen Norden soweit er noch von Leben durchdrungen ist (Lappland, Hammerfest als letzte nordische Stadt, Sibirien u. s. w.); der zweite versetzt uns nach Rußland, der dritte schildert die ungarischen Steppen, Siebenbürgen und Böhmen, der vierte England und Schottland, der fünfte Frankreich, der sechste die Alpenwelt, der siebente Italien und Griechenland (Vergleichung ihrer religiösen Culte), der achte endlich liefert Scenen aus Spanien und Neuspanien (Mexico). Im zweiten Theile wird uns die außereuropäische Welt vorgeführt und zwar, wie es scheint, degradatim, sowie der erste Theil uns die Steigerung der Culturverhältnisse vor die Augen stellte. Die Bilder, die er bringt, sondern sich in 10 Hauptgruppen, nämlich in folgender Weise: 1) Charakteristik der tropischen Zone (Teneriffa, tropisches Meer und die neue Welt, Ceylon u. s. w.); 2) Charakteristik der neuen Welt (die Wälder des Westens, Nordamerika u. s. w.); 3) Bilder aus den asiatisch-europäischen Grenzländern (Konstantinopel, Bosporus, Damascus); 4) Bilder aus Hindostan und Hinterindien; 5) Bilder aus China; 6) Arabien; 7) Algier und Tunis; 8) Aegypten; 9) Neger, Hottentotten und Australier; 10) die Steppen (namentlich die pontischen, die Gauchos und Pampas).

Aus dieser Skizze wird man den Reichthum des in dem Grube'schen Werke enthaltenen Stoffs sowie seine planmäßige Anordnung gewiß nur unvollkommen erkennen können; jedoch wird eine aufmerksame Lecture derselben unser obiges Urtheil sicher bestätigen und zugleich lehren daß die „Charakterbilder" nicht nur für die Schule als ein höchst nützliches Lesebuch, sondern auch für die gebildetern Kreise der nach Wissenschaftlichkeit strebenden Freunde der Erdkunde als eine Quelle der Belehrung und Unterhaltung angelegentlichst zu empfehlen sind.

67.

Erinnerungen an Italien, Sicilien und Griechenland aus den Jahren 1826—44 von Heinrich Fahrmbacher. München, Palm. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Was der Verfasser in diesen „Erinnerungen" gegeben hat, kann man im Allgemeinen aus dem Titel selbst abnehmen; aber für wen er sie eigentlich bestimmt und zu welchem Zwecke er sie herausgegeben habe, ist nach dem Buche selbst ebenso schwer zu bestimmen als es schwer ist der Form, unter welcher er sie herausgegeben hat, besondern Geschmack abzugewinnen. Der Verfasser hat dabei gar zu sehr unter den Einfluß der Entstehung des Buchs sich gestellt und an die Entstehungsart des letztern selbst zur Ungebühr sich gehalten, d. h. er hat bei der Ausarbeitung des Ganzen und bei der Zusammenstellung der einzelnen Theile einzig und allein von dem historischen Elemente der Reisen selbst sich leiten und beherrschen lassen, auf welche die „Erinnerungen" sich beziehen. Der Verfasser ward nämlich gewürdigt, den König Ludwig von Baiern und zwar nach der Bemerkung S. 4 als dessen Secretair auf den verschiedenen Reisen zu begleiten welche der Erstere in den Jahren 1826—44 nach Italien und Sicilien, auch im Winter 1835 auf 1836 nach Griechenland unternommen hat, und er gibt nun hier als Ausbeute dieser Reisen theils Tagebuchsaufsätze, theils Briefe in die Heimat. Allerdings hatte er bei diesen Reisen nach Italien, welche im Einzelnen auf verschiedenen Wegen hin und zurück gemacht wurden, welche verschiedene Ziele und Endpunkte hatten und wobei man bald hier, bald dort längere Zeit sich aufhielt, die beste Gelegenheit, das Land fast nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, daher namentlich auch früher Gesehenes später zu berichtigen, zu ergänzen und festzustellen; auch ist dem Verfasser ein offener Sinn und ein lebhaftes Interesse für die Eigenthümlichkeiten des Landes und Volks durchaus nicht abzusprechen, allein es fehlt ihm die glückliche Gabe, seine Beobachtungen und Erinnerungen in gefälliger Form und auf besonders ansprechende und genußreiche Weise wiederzugeben und zusammenzustellen. Er hat seine Mittheilungen, insoweit sie Italien betreffen, unter drei Hauptrubriken aufgestellt und aufgespeichert: die erste bezieht sich auf die Hinreise über den Brenner, Verona, Mantua, Modena, Ferrara, Bologna bis Florenz; die zweite umfaßt die Schilderungen des Landlebens auf der Villa Colombella und in Ascagnano bei Perugia, sowie in Catajo bei Padua, nebst Beschreibungen der dabei gemachten Ausflüge, hier nach Padua und Venedig, dort nach Assisi und dem Lago di Trasimeno; in der dritten Rubrik handelt es sich um die Reisen nach Italien oder zurück, abwechselnd über Meran oder durch die südliche Schweiz, dann über Rimini und am Adriatischen Meere hin, auch über Siena oder Foligno und über den Splügen, wobei denn auch die Mittheilungen zugleich bis nach Rom und weiter bis Neapel und nach der Insel Ischia sich erstrecken. Und alles Dies bezieht sich allgemein auf die Jahre 1826—44 und geht im Einzelnen und in Betreff der Zeiten und Jahre bunt durch- und untereinander! Anders ist es in dieser Hinsicht mit Sicilien und mit Griechenland. In Sicilien war der Verfasser nur drei mal: 1839, 1842 und 1844, und in Griechenland nur ein mal: vom December 1835 bis März 1836. Der Abschnitt über Griechenland (S. 401—464) ist vielleicht für manche Leser der interessantere; aber der Verfasser war bei dieser Reise fast nur auf den Aufenthalt in Athen beschränkt, und was er darüber mittheilt, erhebt sich nicht sehr über den Gesichtskreis eines gewöhnlichen Beobachters und Touristen. Erwägt man namentlich die Reihe von Jahren, auf welche sich die „Erinnerungen" erstrecken, sowie die Verschiedenheit und Ausdehnung der Reisen, deren Gegenstand sie selbst sind, und vergleicht man hiermit den Genuß und die Ausbeute, die die letztern im Verhältnisse zu den Bedingungen und Umständen gewähren, unter denen die Reisen gemacht wurden und welche dem Verfasser in so hohem Grade günstig waren, so dürfte das Urtheil über das Buch gerechtfertigt erscheinen, wenn es dahin lautet: Multa, sed non multum!

23.

Mirabeau und der Hof Ludwig's XVI.

Zweiter Artikel.*)

Es handelt sich in dem Werke nicht um eine Geschichte des Lebens Mirabeau's, sondern nur um Mirabeau den Politiker. Bei dessen Beurtheilung stößt man zunächst auf die Frage, welches sein wahrer Charakter war, ob er die Revolution wollte die er auf der Rednerbühne verkündete, oder die Monarchie der er als Rathgeber in seinen Noten diente. Man kann in dieser Beziehung wol dem Worte eines Sterbenden glauben, nach welchem er der aufrichtige Freund der Monarchie war. Drei Tage vor seinem Tode sagte er zu Lamark: „Mein theurer Freund, ich habe viel Papiere bei mir die gar Manchen, Sie selbst, Andere noch und vor Allen Diejenigen compromittiren könnten die ich so gern den drohenden Gefahren entrissen hätte. Es wäre vielleicht klüger diese Papiere alle zu vernichten, al-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 11 d. Bl. D. Red.

lein ich bekenne daß ich mich nicht dazu verstehen kann. Ich hoffe daß die Nachwelt in diesen Papieren die beste Rechtfertigung meines Benehmens in dieser Zeit finden wird; es liegt die Ehre meines Andenkens darin; könnten Sie nicht diese Papiere fortbringen, sie unsern Feinden entziehen, die gegenwärtig einen gefährlichen Gebrauch davon machen würden, indem sie die öffentliche Meinung täuschten? Aber versprechen Sie mir daß diese Papiere eines Tags bekannt sein werden, und daß Ihre Freundschaft mein Andenken retten wird, indem Sie dieselben der Oeffentlichkeit übergeben." (I, 256.)

Mirabeau sprach nicht blos in seinen letzten Augenblicken so; bereits im Monat Juli 1790 glaubte er den Tod nahe, und schickte dem Grafen Lamark seine geheimen Papiere: „Anbei erhalten Sie, mein theurer Graf, zwei Paquete die Sie nur mir wieder zustellen werden, was auch kommen möge, und die Sie für den Fall meines Todes nur Demjenigen mittheilen werden, der genugsam an meinem Andenken Antheil nimmt um es zu vertheidigen." (II, 109.) Lamark antwortete ihm hierauf: „Wenn ich noch lebe, sobald die öffentliche Sache Sie verderben wird, so sichert meine innige Freundschaft für Sie, die Verehrung die ich für Ihre Ueberlegenheit hege, Ihrem Andenken Alles dessen ich nur fähig bin. Dies allein würde zwar wenig sein, allein der größte Eifer würde bei der eigenen Schwäche Solche zu finden wissen die würdig wären für Sie zu sprechen." Auf diese rührenden Worte schrieb Mirabeau: „Ich bin sehr ergriffen von Ihrem Briefe, mein theurer Graf, und ich versichere daß mein Muth bei dem Gedanken von neuem erwacht ist, daß Sie nicht dulden werden daß man mich gänzlich verkennt."

Es lag in Mirabeau außer seinem großen Verstande noch ein Fonds von Güte und Erhabenheit, der Lamark so sehr zu ihm hinzog. „Man muß Mirabeau im vertrauten Umgange kennengelernt haben", schreibt er, „um seinen guten und edeln Eigenschaften gerecht zu werden und das Verführerische in ihm ganz zu begreifen. Trotz der Verschiedenheit unserer Charaktere und Ansichten sogar zog ein gleichsam unwillkürlicher Reiz mich zu ihm hin; es ist dies eine Macht die er auf Alle ausübte die ihn genauer kannten. Er nahm den Trost mit ins Grab, viele Freunde gehabt zu haben."

Die Freundschaft Lamark's zu Mirabeau bestand nicht darin daß er ihm geschmeichelt hätte, sondern im Gegentheil darin daß sobald er sich nicht mit ihm einverstanden erklären konnte er dies auch nicht verheimlichte. Eines Tags war die Rede von einem schönen Tode, und Mirabeau, der krank darniederlag, begeisterte sich für das Dramatische eines heldenmüthigen Todes. Lamark nahm jedoch aus Gewohnheit und aus Ueberzeugung die entgegengesetzte Ansicht auf und behauptete daß Das was man gewöhnlich einen schönen Tod nenne nur ein affectirter Hochmuth sei; er finde vielmehr den Tod des Soldaten im Spitale schön, der in sein Schicksal ergeben keinen Wunsch weiter habe als sich anders zu legen, um bequemer sterben zu können. Einige Tage darauf rief ihn Mirabeau an sein Bett und fragte ihn: „Nun, mon cher connaisseur en belles morts, sind Sie zufrieden?" Lamark konnte sich bei diesen Worten trotz seines von Natur kalten Charakters der Thränen nicht enthalten.

Diese Beziehungen Mirabeau's zu Lamark waren vorauszuschicken, bevor zu seinem Verhältnisse zum Hofe übergegangen werden konnte. Hier stößt uns zunächst ein großer Tadel Mirabeau's auf. Als ihm Lamark mittheilte daß er monatlich 6000 Francs erhalten werde, daß er seine 200,000 Francs Schulden bezahlen könne, und ihm bei diesen Worten vier Billets zu je 250,000 Francs zeigte, die er erhalten sollte wenn er bis zum Schluß der Sitzung der Versammlung seinen Verbindlichkeiten werde nachgekommen sein, gerieth Mirabeau in eine so ausgelassene Freude daß selbst Lamark sich verwunderte; es war dies zwar nicht die Freude einer käuflichen oder kleinlichen Seele, die sich über das plötzliche Reichwerden freut, aber Mirabeau dachte doch mit Entzücken daran daß er endlich aus seiner genirten und gequälten Lage befreit sein werde. Er ergoß sich in Lobeserhebungen des Königs, den das Volk in seinen ganzen edeln Eigenschaften kennenlernen müsse. Als er nun ein Haus machte, einen Kammerdiener, Koch, Kutscher und Pferde hielt, machte ihm Lamark immer das Gefährliche bemerklich einen so plötzlichen Reichthum zu zeigen, allein wenn ihm auch Mirabeau versprach sich einzuschränken, er vermochte es doch nicht über sich zu gewinnen; es war eben der alte Adam der noch in ihm steckte; der alte und neue Mirabeau bekämpften sich, und der erstere blieb noch immer Sieger.

Lamark vertheidigt Mirabeau damit daß die Nähe der Feudalzeit es ihm erlaubte die Freigebigkeiten seines Königs anzunehmen; das Wahre ist aber daß Mirabeau zwar seine Dienste verkaufte, niemals aber auch seine Ueberzeugung. Er wollte eine constitutionnelle Monarchie wie in England und gab diesen Punkt nie auf; er erklärte in seinem Briefe vom 10. Mai 1790 dem Könige daß er niemals der Contrerevolution dienen werde, sondern eine Regierung mit einem Oberhaupt wolle, welche Kraft genug habe um das Gesetz durchzuführen. Er täuschte den Hof niemals über seine Absichten.

Die Monarchie welche Mirabeau wollte war die constitutionnelle. Er bekämpfte daher die Contrerevolution auf das entschiedenste schon aus diesem Grunde, noch mehr aber weil ihre Hülfe dem königlichen Ansehen mehr schaden als nützen müßte. Die Rechte der Versammlung, der Klerus, die großen Lehnbesitzer, die Parlamente und ein großer Theil des Adels waren vollkommen in den Provinzen in Miscredit; was von ihnen kam, ward schon aus diesem Grunde mit Mistrauen angesehen. Dagegen gäbe es eine Partei, schrieb er in seiner siebenundvierzigsten Note, welche die Freiheit und die monarchische Regierung zugleich wolle, die die Anarchie und den Despotismus gleichmäßig hasse, die die Nationalversammlung lobe weil sie zahllose Misbräuche abgeschafft habe, und sie tadele weil sie das Ansehen der königlichen Regierung zerstöre, das Reich desorganisire, jede Macht hemme; diese Partei könne den Thron halten, wenn man sie überzeuge daß alle von der Nationalversammlung aufgerichteten nützlichen Grundlagen erhalten würden, daß man ihr Werk nicht zu zerstören suche, sondern gegen jede Contrerevolution schützen werde. „Ich bin ein Mann der Wiederherstellung der Ordnung, aber nicht der alten Ordnung", sagte Mirabeau zu Lamark. (II, 251.)

Lamark, der doch ein großer Seigneur war, dachte ganz ebenso; er hielt die Contrerevolution für unmöglich und es deshalb für einen Fehler daß man sich nicht gänzlich und offen von ihr lossagte. Er sprach sich vor und nach dem Tode Mirabeau's dahin aus daß nur die zahlreichen Freunde der Freiheit und des Friedens den Thron aufrechterhalten könnten, und daß die Partei der Contrerevolution so wurmstichig sei daß sie selbst um den Preis des Lebens des Königs die alte Ordnung wiederhergestellt wissen wollte. Dazu sei es nothwendig daß die Lebensweise des Königs sich ändere. Das Leben der französischen Könige war allmälig fast orientalisch geworden; sie lebten nur innerhalb eines kleinen Kreises von Höflingen. Dies mußte anders werden, der König und seine Familie mußten sich mehr zeigen, offene Audienzen halten, sich populair machen. In dem kürzlich erschienenen Buche: „Mémoires et correspondance de Mallet Dupan", erzählt derselbe wie er vor kurzem den König auf der Jagd im Gehölz von Verrières gesehen habe; da es geregnet, so sei der König mit seiner Begleitung unter einige Bäume getreten, habe aber während der halben Stunde die dies gedauert kein einziges Wort zu irgend wem gesprochen. Gegen dieses abgeschlossene Wesen erklärten sich Lamark und Mirabeau.

Der Letztere wollte daher auch daß bei dem Bundesfeste, wo der König unter dem Vorwande der Majestät eine ganz mechanische und leidende Rolle spielte, damit Lafayette als der große Held des Tags erscheine, Ludwig XVI. zu Pferde kommen, die Nationalgarden ordnen, dann auf den Thron steigen und von da vor den Altar zum Schwure treten sollte. Wollte man statt des Königs die Etiquette regieren lassen, sagte er,

so würden die Fürsten systematisch verdummt und Sklaven ihrer absoluten Beziere; er rieth deshalb dem König und der Königin sich häufig öffentlich zu zeigen, selbst zu Fuß, Revuen über die Nationalgarde abzuhalten, einigen Sitzungen der Versammlung beizuwohnen, die Spitäler, großen Werkstätten u. s. w. zu besuchen und einzelne Wohlthaten zu verstreuen.

Mirabeau liebte die Revolution weil er sie für gut und gesetzlich hielt, allein er verabscheute Scenen und Auftritte wie die des 5. und 6. October, die den König und die Versammlung nach Paris führten, um hier in diesem tobenden Vulkan endlich verschlungen zu werden. Er wollte vielmehr die Revolution wie sie jeder Ehrenmann will und wie sie dauernd ist; er gründete sozusagen die liberale Partei. Lamark wollte mitunter an der Revolution von 1789 zweifeln, wenn er die Anarchie erblickte die sich über ganz Frankreich verbreitete. Allein Mirabeau schrieb ihm daß die einzige Sorge die Schuld und die Armee sei, welche beide dem Lande 400 Millionen kosteten; „die Revolution", fährt er fort, „wird den Boden freimachen und theilen, wird die Arbeit durch die Freude des Eigenthums erleichtern, den Handel und die Industrie von den drückenden Fesseln befreien und die unerschöpflichen Hülfsquellen der menschlichen Industrie der einzigen Herrschaft der Freiheit überlassen, eine Ordnung der Dinge herbeiführen, von der unsere kurzsichtigen Augen noch nicht einmal die Atmosphäre erblicken, geschweige denn diese durchdringen. Klagen Sie mir also die Revolution nicht an, mein theurer Graf, klagen Sie nur die Menschen an die auf Rechnung der Regierung dieses große Spiel spielen" (I, 462).

Mirabeau wollte aber auch die Revolution bei dem König beliebt machen und setzte in seiner achten Note vom 3. Juli 1790 auseinander, wie der König vor der Revolution (drückend genug für ihn!) den Adel schonen, mit dem Klerus unterhandeln, mit den Parlamenten sich vergleichen und den Hof mit Gunstbezeigungen überschütten mußte. Der König legte zwar willkürlich die Steuern auf, gerieth aber dadurch fortwährend mit seinem Volke in Collision; die Verantwortlichkeit der Minister zwingt nur diese geschickter zu sein und garantirt die Unfehlbarkeit des Königs. Ist es nicht vortheilhaft ohne Parlament, Klerus, Privilegien zu sein und dafür nur eine einzige Classe Unterthanen zu haben? Dabei wollte Mirabeau mit aller Energie eine kräftige Executivgewalt.

Wenn er auf der Rednerbühne laut es aussprach: „Ihr werdet entweder niemals die französische Constitution zustandebringen, oder ihr müßt ein Mittel gefunden haben um die Executivgewalt zu kräftigen", so konnte er auch in seinen Noten sich vollkommen als Royalist zeigen; er war dies aber stets nur im Namen der Revolution von 1789 und mit den Principien dieser Revolution. In seiner siebenundvierzigsten Note setzt er seinen politischen Plan förmlich auseinander und erklärt daß wenn man auf der einen Seite einen Repräsentativkörper ausschließlich mit der Verfertigung von Gesetzen beschäftige und auf der andern ein erbliches Königthum mit alleiniger executiver Gewalt annehme, so seien alle andern Details der Constitution nur Folgen dieser beiden Basen. Das königliche Ansehen ist dann einer der unerschütterlichen Wälle gegen die Anarchie. „Man täuscht jedoch das Volk wenn der Einfluß des legislativen Körpers auf Kosten des Königthums erweitert wird, man arbeitet auf diese Weise nur auf den Untergang des letztern hin."

Die Lehre Mirabeau's war also ein starkes Königthum, welches aus der Revolution von 1789 hervorgehen sollte. Er legt deshalb prüfend den Finger auf die wahre schwache Seite der Constitution von 1791, eine Verfassung die zwar ein Königthum will, die aber für die Republik gemacht ist, oder vielmehr für die Anarchie, weil sie die Executivgewalt systematisch erniedrigt. Der Grund dieser Erniedrigung hatte zwei Gründe, die Mirabeau wohl erkannte, die Verblendung der großen Mehrzahl und die Schlauheit einiger Wenigen. „Ich weiß", sagt er, „daß die Verfasser der Constitution die Furcht der Gegenwart mehr beherzigt haben als die Zukunft, indem sie zwischen der königlichen Macht, deren Einfluß sie fürchten, und den republikanischen Formen zaudern, deren Gefahren sie zwar voraussehen, dabei aber auch fürchten daß der König seine hohe Stellung verlasse oder seine volle Macht wieder erobern wolle; ich weiß daß die Gesetzgeber mitten in dieser Haltlosigkeit eine Art Gebäude errichtet haben welches noch gar nicht fertig ist und dem der Schlußstein noch fehlt. Bei seiner Aufrichtung verfolgen sie als geheimes Ziel, das Königreich dergestalt zu organisiren daß sie zwischen Republik und Monarchie beliebig wählen und das Königthum je nach den Ereignissen, je nach der Wirklichkeit oder dem Nichteintritt der geträumten Gefahren beibehalten oder wegwerfen können. Das gibt Aufschluß zu dem großen Räthsel." (II, 226.)

Um dieses Räthsel zu lösen, um zu bewirken daß die Monarchie erhalten werde und sich nicht immer mehr zur Republik hinneige, gibt Mirabeau mehre Mittel an, und er will diese Mittel alle zusammen und nicht vereinzelt angewendet wissen. Das erste derselben, auf das Mirabeau am häufigsten zurückkommt, ist: daß das Königthum mit der Vergangenheit vollständig brechen und sich zu der einmal gemachten Revolution bekennen müsse. Er hielt diese Revolution einmal für unwiderruflich und versicherte prophetisch daß die Errungenschaften derselben selbst dann nicht wiedergenommen werden könnten, wenn durch fremde Macht oder durch eine bewaffnete Contrerevolution das Königthum wieder aufgerichtet würde, sondern daß dieses eben auf diese Eroberungen der Revolution sich stützen müsse (1814 und 1815). Aus demselben Grunde arbeitete er ohne Gewissensbiß an dem Sturze der Nationalversammlung, welche ihre Aufgabe vollendet hatte, und der nun Nichts weiter übrig blieb als dieses Werk selbst zu zerstören, da sie doch Etwas thun mußte um zu leben.

Das zweite Mittel war die Revision der Verfassung, die die Monarchie ebenso gut wie die Republik begründen konnte und daher jedenfalls die Unordnung und die Anarchie begünstigte. Diese Revision nannten Mirabeau und Lamark eine „Contreconstitution", welche jedoch in keinem Falle von der Nationalversammlung gemacht werden dürfe. Nicht etwa weil diese republikanisch gewesen wäre, sondern weil sie ihr eigenes Werk nicht im Sinne Mirabeau's hätte zerstören wollen, und eine etwaige Revision mit Hülfe der Rechten in den Augen der Masse so gut wie eine Contrerevolution gewesen wäre. Seltsame Voraussicht! Es kam ein Augenblick nach dem Tode Mirabeau's wo die Nationalversammlung von dem Fortschritt der Anarchie erschreckt diese Revision beginnen wollte, und zwar ohne Hülfe des Klerus und der Geistlichkeit, nur mit einer Majorität die fast ganz aus der zu Mirabeau's Ansichten bekehrten liberalen Partei genommen war. Die Chancen standen also besser als Mirabeau dachte, und doch gelang diese Revision, die Barnave und seine Freunde mit soviel Muth und Verstand unternahmen, nicht; die Versammlung zauderte Alles zu thun was das geschwächte Königthum hätte dauernd wiederherstellen können, und das Land war bereits zu durchwühlt, zu sehr republikanisirt, um seinerseits zur Mäßigung zurückzukehren.

Mirabeau entwickelt besonders einen Punkt in mehren Noten, nämlich die Unmöglichkeit einer Volksregierung und das Gefährliche eine solche auch nur auf ganz kurze Zeit zu versuchen. Er setzt auseinander wie es zu spät sei, um eine Umänderung der Gesinnung des Volks, das alle Dämme durchbrochen habe, noch am Ende der Nationalversammlung so schnell zu bewirken; man vergesse daß das schrecklichste Resultat der Revolution das unmittelbare Eingreifen des Volks sei, welches zur Folge habe daß der Gesetzgeber nur Sklave der Masse sei, daß ihm nur gehorcht werde wenn er dem Pöbel folge, und daß er entthront werde wenn er sich nicht gefügig zeige. Bei einer solchen allgemeinen Anschauung sei in der Monarchie wie in der Republik die Masse Alles; ihre ungestümen Bewegungen seien die alleinigen Gesetze, dem Volke zu schmeicheln, es zu corrumpiren die einzige Kunst und Quelle des Gesetzgebers

wie des Regierenden. Mirabeau ist immer praktisch. Er fragt nicht um die Namen, monarchisch oder republikanisch: er fragt nur inwieweit das Volk an der Regierung theilnehmen kann; nicht darum handele es sich, immerfort eine Regierungsform zu suchen und sich zu organisiren, sondern darum, aus den bestehenden Einrichtungen den möglichsten Nutzen zu ziehen. Er vergleicht die directe Volksregierung mit einer Maschine die in einem fort arbeitet, aber ohne äußerlich Etwas zustandezubringen; das Volk zerstört die Gesetze immer wieder die es einmal gegeben. Ein Pferd welches sich selbst zäumt, sagt ein altes Sprüchwort, ist gar nicht gezäumt.

Bevor also an die Revision gedacht werden konnte, mußte man eine andere Versammlung haben, und um diese zu erlangen brauchte man ebenso eine andere öffentliche Meinung. Unter den Maßregeln die Mirabeau andeutete, um die ungeschickten republikanischen Tendenzen zu bekämpfen, die die Nationalversammlung der Gesellschaft eingeflößt hatte, war eine der ersten daß die Regierung Paris, wo ihr der Untergang drohte, verlassen sollte; er sagte den ersten Tag nachdem der König in die Tuilerien gebracht worden war, daß Frankreich und der König verloren seien, wenn die königliche Familie nicht Paris verlasse. „Paris", schreibt er an Lamark, „wird in drei Monaten ein Hospital sein, vielleicht ein Schreckensschauplatz; soll das Haupt der Nation seine Existenz und alle unsere Hoffnung ihm anvertrauen? Paris verschlingt seit langem die Einkünfte des Königreichs; Paris ist der Sitz des von den Provinzen verabscheuten Fiscalregiments; Paris hat die Schulden verursacht; Paris hat durch seine traurige Agiotage den öffentlichen Credit untergraben und die Ehre der Nation compromittirt. Soll die Versammlung denn nur auf diese Stadt achten und das Königreich über sie zugrunderichten? Viele Provinzen fürchten daß sie die Versammlung beherrscht und ihre Arbeiten leitet." (I, 365.) Der König soll also Paris verlassen, aber nicht Frankreich und auch nicht furchtsam. „Erinnern Sie sich, mein lieber Graf", schreibt Mirabeau am 4. Juni 1790 an Lamark, „daß man in keinem Fall von einer Flucht Mitwisser oder Beförderer sein darf, und daß wenn ein König als König ausgeht, dies nur am hellen Tage geschehen darf." Keine heimliche und verborgene Flucht; eine kühne, schnelle und entschlossene Abreise; eine Berufung an die Provinzen gegen die Tyrannei der pariser Demagogie, aber vorallem keine Berufung an das Ausland, keine Emigration — das war der Plan Mirabeau's. Außerhalb Paris ist der König frei; außerhalb Frankreich ist er eben nur ein Emigrant.

Diese Berufung an die Provinzen ist vielleicht der Bürgerkrieg. Mirabeau wußte dies; aber er schreckte nicht davor zurück. Er wollte ihn nicht aus Ehrgeiz oder Haß, allein er sah die schrecklichen Metzeleien der Anarchie voraus und zog ihnen die Gewaltthaten des Bürgerkriegs vor, da er keine andere Wahl hatte. Moncontour und Jvry sind besser als die St.-Bartholomäusnacht oder die Septembertage. Mirabeau schildert die Gefahren der Zukunft, die wachsende Wildheit der Massen, den losgelassenen Haß gegen die königliche Familie, die offen besprochene Ermordung der Adeligen und des Klerus, die allgemeine Vertheilung der Güter, die grenzenlose Verwirrung der großen Städte des Königreichs, die Nationalgarden welche der Volksrache als Führer dienen, die Verwaltungsbeamten welche für ihre Sicherheit zittern, den immermehr steigenden Fanatismus. Er war ein nur zu guter Prophet, und er wollte die drohende Zukunft des Schreckens selbst um den Preis eines Bürgerkriegs vermeiden. „Ich habe", schrieb er am 4. August 1790 an den Major de Mauvillon, „nie an eine große blutlose Revolution geglaubt, und ich hoffe auf Nichts mehr als daß die innere Gährung, verbunden mit den Bewegungen von außen, einen Bürgerkrieg verursache." (I, 324.) „Mirabeau", sagt Lamark, „wiederholt mir unaufhörlich daß wenn der König und die Königin in Paris blieben, wir die schrecklichsten Scenen sehen würden, daß die Bevölkerung das Werkzeug von Factionen werden würde, daß man nicht berechnen könne, bisweiweit die Volkswuth gehen werde, und daß am Ende der Bürgerkrieg das einzige Mittel bleibe um das gesetzliche Ansehen des Königs wiederherzustellen. Dieser Krieg erschreckte ihn weniger als die Schrecken die er voraussah, denn „der Krieg", meinte er, „läutert die Seelen und gibt ihnen die Energie wieder, welche die Berechnungen der Immoralität sie haben verlieren lassen". Eben weil Mirabeau den Krieg für nothwendig und sogar für wünschenswerth achtete, wollte er daß der König und die Königin sich „einen festen Kern in der Armee" bilden sollten. (I, 126, 137.) Nicht daß er das Zusammenziehen eines Armeecorps gewollt hätte — dies würde für die Anarchie ein willkommener Vorwand gewesen sein —, aber er wollte daß man sich gewisser Truppenabtheilungen versichern und sie sogar neu errichten solle, jedoch „nur in der Idee, im Gedanken, in petto", und daß man ebenso nur in petto den General bestimme den man an die Spitze eines jeden dieser Corps setzen wolle. Kurz er wollte daß bei dem Verlassen von Paris der König auch eine feste Macht in Händen habe, allein vorallem müsse eben Paris, wo der Aufstand unbesiegbar sei, verlassen werden.

Es gab ferner in Paris noch ein zweites großes Element der Schwäche für die Regierung, die Nationalgarde. Mirabeau ist ein abgesagter Feind derselben, und die Zukunft hat seinen Worten Recht gegeben. „Ich betrachte die Nationalgarde von Paris", sagt er, „aus einer Unzahl Gründen als ein Hinderniß für die Wiederherstellung der Ordnung. Die meisten Anführer sind Jakobiner und bringen die Grundsätze dieser Gesellschaft unter ihre Soldaten, sie lehren sie dem Volke als der obersten Behörde zu gehorchen. Diese Truppe ist zu zahlreich um einen esprit de corps zu haben, zu sehr mit den Bürgern verbunden um Etwas zu wagen und dem Volk zu widerstehen, sie ist zu stark um dem königlichen Ansehen die geringste Ausdehnung zu gestatten, zu schwach um einer großen Insurrection die Spitze zu bieten, zu leicht verführbar, nicht in Masse, aber einzeln, um nicht auf diese Weise ein den Factionen immer dienstbares Werkzeug zu sein, zu ansehnlich vermöge der scheinbaren Disciplin, um nicht den andern Nationalgarden des Königreichs, mit denen ihr Führer fortwährend in Verbindung steht, den Ton anzugeben." (II, 418.) Mirabeau hielt die Nationalgarde nicht allein für gefährlich, sondern er meinte auch daß der Eifer mit dem die Pariser ihre Soldaten- und Offizierspflichten erfüllten, bei der Neuheit der Institution etwas Gemachtes und Frivoles habe. „Man sollte nicht meinen", sagt er, „wie viel kleinliche Eitelkeit sich dazu drängt bewaffnet zu sein, eine Uniform zu tragen, eine militairische Rolle zu spielen, sich auszuzeichnen, ein Commando zu führen, besonders ungestraft beigetragen zu haben die Köpfe der Franzosen zu revolutionniren."

Dies war der Plan Mirabeau's: keine Contrerevolution; ein Königreich von 1789; Revision der Verfassung oder vielmehr eine Contreconstitution durch eine Versammlung die ihren Sitz außerhalb Paris hat; der König gleichfalls außerhalb Paris, aber in Frankreich; den Bürgerkrieg wagen im äußersten Falle und zu diesem Zwecke sich eines sichern Armeecorps vergewissern; vorallem sich nicht auf die Nationalgarde und ihren Führer stützen, „weil ein General der von der Masse ernannt wird Niemand gehorchen, und das Volk immer glauben wird Herr Desjenigen zu sein den es allein gewählt hat um zu commandiren." War dies der Plan Mirabeau's, so handelt es sich nur noch um die Hindernisse die sich seiner Ausführung entgegenstellten. Auf diese werden wir in einem dritten und letzten Artikel zurückkommen. 16.

Die Dichtungen der bretonischen Barden.

Unter dem Titel: „Poëmes des bardes bretons du 6me siècle, traduits et commentés par *Th. Hersart de La Villemarqué*", ist in Paris eine Sammlung von alten, fast

verlorengegangenen Dichtungen der bretagnischen Barden erschienen. Das Verdienst dieser Sammlung liegt nicht in der philologischen Seite, welche nur den Gelehrten interessiren wird der den ganzen Werth einer verständigen Kritik bei der Wiederherstellung des Textes und der Wiederzusammenfügung der Fragmente zu würdigen vermag. Der französische Commentator hatte in dieser Beziehung bereits Vorarbeiten in „The Myvyrian archaiology of Wales" (3 Bde., London 1801—7) und in den gelehrten Werken Sharon Turner's gefunden. Was vielmehr von einem allgemeinern und nähern Interesse an diesen bardischen Fragmenten ist, das ist das Lebendige und Rege, das eigentliche Wesen dieser Poesie selbst in ihren Verhältnissen zu der Epoche in der sie entstand, zu den Sitten und Gewohnheiten die sie schildert, und zu dem Volksstamme dessen Empfindungen, Leidenschaften und Unglück sie ausdrückt. Der celtische Volksstamm hat bekanntlich verschiedene Ausläufer gehabt, die gälischen Briten in England und die armorikanischen Bretagner in Frankreich; Beide haben dieselben Helden, dieselben historischen Erinnerungen, dieselben Unglücksfälle zu ertragen gehabt. Die bardischen Gedichte lassen einen Theil der nationalen Erinnerungen von Wales wieder aufleben; sie bilden gleichsam eine leidenschaftliche und traurige Iliade oder um so zu sagen die Odyssee eines irrenden, tausendfältig geschlagenen Volks, welches sich von Zeit zu Zeit heldenmüthig dem Feinde entgegenstellt, alsdann unterliegt und sich in seinen Thälern und Bergen einschließt, um mindestens am heimatlichen Herde eine Nationalität unberührt und rein zu bewahren, welche es nicht zur Herrschaft bringen kann.

Es ist sicherlich ein seltsames Volk, welches so heldenmüthig darauf beharrt nicht untergehen zu wollen, und doch so unglücklich organisirt ist zum Leben; ein Volk, welches sich in einem Kampfe noch nicht für besiegt erklärt, dessen Anfänge bis in das 6. Jahrhundert hinabreichen. Das 6. Jahrhundert ist in der That eine entscheidende Epoche für das celtische Volk; es ist der Beginn des Verfalls dieses unterdrückten Namens, der, von allen Seiten gedrängt, von den siegreichen germanischen Stämmen niedergetreten wird, den Angeln und den Sachsen, die ihrerseits wiederum neuen Eroberern unterliegen müssen. Und mitten in der Glut dieses tragischen Kampfes strömt die Poesie eines Taliesin, eines Liwarc'h, eines Aneurin aus, welche nach celtischer Weise die Helden und die Schlachten des Unabhängigkeitskampfes besingen: Gherent, den Krieger von Cornwallis und der Schlacht von Longport; Urien, den Häuptling der Briten von Cumberland und der Schlacht von Argoed-Lueren; den Tod Owen's, Urien's Sohn. Als historische Documente haben die bardischen Dichtungen das seltene Verdienst, das Zeugniß der Besiegten herbeizubringen, welches so oft bei dem Zusammenstoße zweier Völker oder Stämme fehlt. Als Werke der Literatur sind sie zweifelsohne die älteste dichterische Begeisterung, die in einer neuen Sprache ihren Ausdruck fand, eine der ersten Proben jener Nationalliteraturen, welche durch die Kritik der Gegenwart so sorgsam wiederhergestellt werden und unter denen abwechselnd die skandinavischen Skalden, die deutschen Minnesänger neben den Troubadours des Südens und den celtischen Barden sich finden.

Der wesentliche Zug der bretagnischen Poesie ist daß sie nach Inhalt und Sprache ganz national ist; sie ist das persönliche Werk einiger Wenigen, aber die Seele des Volks athmet darin. Die Barden selbst sind eigentlich Nichts als die Helden des Unabhängigkeitskriegs, welche ihren bestimmten Platz im socialen Leben hatten und vom Volksgeiste mit einer Art Priesterthum bekleidet wurden. Das Bardenthum war eine durch celtische Sitten und Gesetze geheiligte Einrichtung. Die Poesie war diesen Völkern nichts Künstliches oder Leichtfertiges, sondern etwas Religiöses, Hehres, welches Rechte und Privilegien mit sich brachte. Der Titel eines Barden machte nach bretagnischem Rechte frei; das Gesetz schätzte die Harfe des obersten Barden fünf mal höher als den goldenen Schild des Kriegers oder als den schönsten Degen mit silbernem Griff, dreißig mal so hoch als die Lanze und elf mal so hoch als den Pflug. Die Harfe konnte gleich dem Buche und dem Schwerte nicht mit Beschlag belgt werden. Die Barden, zu einer mächtigen Hierarchie organisirt, hatten als ihre Aufgabe den Schatz der Ueberlieferungen der Familie, des Vaterlandes und der Nation aufzubewahren. Sie feierten ihre Zeitgenossen und deren Thaten, ihren Ruhm und ihr Unglück in Liedern, sie besangen die „britische Herrschaft", und selbst in der Niederlage erhoben sie noch ihre Stimme und feierten, wie Aneurin, das Leichenbegängniß der 360 bretagnischen Häuptlinge, die bei Kaltraez gefallen waren. Das Volk sah in ihnen eine Personificirung der alten Kämpfe, es gab ihnen einen Platz unter den Nationalüberlieferungen. In der Regel gefielen sie sich darin die Wahrheit mit Fabeln und Legenden zu mischen. So hat z. B. die Phantasie des Volks aus Taliesin, einem der berühmtesten dieser Dichter des 6. Jahrhunderts, Folgendes gemacht. Ein Kind war in einer mit Leder überzogenen weidenen Wiege dem Meere anvertraut worden und die Fluten trieben dasselbe an eine Fischerei Elfin's, des Sohnes Urien's. Die Wiege ward aufgenommen und der sie zuerst entdeckt hatte, rief, als er das Kind sah, aus: „Tal-iesin!" was auf Deutsch bedeutet: Welch strahlende Stirne! Dieser Name blieb dem Barden von Urien's Sohne. „Ich bin der Häuptling von Elfin's Barden", läßt die Legende Taliesin sagen, „und meine Muttererde ist das Land der Sommergestirne; ich bin ein wunderbares Wesen von unbekanntem Ursprung; ich vermag das Welltall zu belehren." Taliesin's Geburtsland scheint Cumberland gewesen zu sein; er war Barde im Hause Urien's und wohnte allen Schlachten jener Zeit bei; nach dem Tode Urien's und der Kinder seines Herrn zog er von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel und murmelte dabei traurig: „Ach! ich habe den Zweig und die Blätter fallen sehen!"

Liwarc'h's Persönlichkeit hat noch mehr Tragisches. Liwarc'h ist gleichsam der König Lear der celtischen Poesie. Er hatte 24 Söhne, die alle in den Nationalkämpfen gefallen waren, er hatte die bretagnischen Häuptlinge, die er liebte, einen nach dem andern umkommen sehen. Er hatte den unheilbaren Niederlagen seines Stammes beigewohnt und allein all dies Unglück überlebend, blieb ihm, 100 Jahre alt, Nichts mehr übrig als sich in die Abtei Lanvor an den Ufern des Dee zurückzuziehen, wo er seine letzten Tage zubrachte, gekleidet in ein Kriegskleid von Ziegenfellen; unmuthsvoll besang er sein besiegtes Vaterland und seine Kinder. „O meine Krücke, halte dich gerade; man nennt dich das treue Holz für die wankenden Schritte: Ich bin nicht mehr auf lange Zeit Liwarc'h." Der Geist des Christenthums scheint schon in der finstern und männlichen Poesie des hundertjährigen Barden zu wehen und es läßt sich in ihm Etwas von einem celtischen Hiob erkennen. Bald sollte er im Kloster Lanvor zur Ruhe gehen; hier wurden nach Villemarqué's Angabe seine Verse bis auf unsere Tage aufbewahrt und vom Untergange gerettet.

Man darf sich nicht wundern daß Traurigkeit der ewige Grundton der bardischen Poesie ist: Traurigkeit ist dem besiegten Volke eigenthümlich; ein unglückliches Volk wendet den letzten Athem dazu an, seine Erinnerungen zu bekränzen und sich selbst sein Unglück zu erzählen. Die Gedichte der Barden, Taliesins', Liwarc'h's, Aneurin's, zählen die Todten auf die in jeder Schlacht gefallen sind; sie zeigen den Wiederschein der Feuersbrünste, die von Pferden darniedergetretenen, verwüsteten Fluren, die öden Gemäuer, die verlassenen Städte, die zusammenbrechenden Kirchen und statt dessen „die Rasenhügel, wo der Klee blüht, roth vom Blute der bretagnischen Krieger". Dies ist die heroische und epische Seite dieser Dichtungen, in denen Nichts gemacht ist. Selbst die Monotonie der Wehklage ist ein Beweis der Aufrichtigkeit ihrer Bewegung.

Die historischen Ueberlieferungen, der Kampf um die Existenz nimmt natürlich den Vordergrund ein. Neben diesen Dichtungen

gibt es aber noch ein anderes Genre, welches Villemarqué die „gnomischen Gedichte" Liwarc'h's nennt. Am Abende seines stürmischen Lebens mochte dieser in Lanvor neben andern Gedichten auch diese kleinen Stücke niederschreiben, welche einen wahren Schatz von Moralgedichten enthalten, wie z. B. „Der Wind", „Der Gesang des Kukuks", „Die Zweige" u. s. w. Wenn die historischen Lieder des alten Barden den Schmerz ums Vaterland empfinden lassen, so zeigen seine Sittengedichte den verständigen und scharfsinnigen Geist, der manchmal bei seiner Dichtung vom Schmerze überwältigt wird, wie z. B. wenn er den Menschen mit dem Blatte im Winde vergleicht, „das schon alt ist, und doch erst ein Jahr"; oder wenn er sagt: „Die Sorgen kommen im Alter, wie die Bienen in der Einsamkeit sich aufhalten." Er nennt den Verstand das Licht des Menschen, er besingt die Verschwiegenheit und die wahre mäßige Lustigkeit. Einige seiner Maximen sind von merkwürdiger Zartheit und seltener Tiefe, was bei dem Barbaren des 6. Jahrhunderts überrascht. „Glücklich der Mensch, der seinen Freund sieht." „Das Weib muß den Schlaf zum Schmerze bringen."

Wie konnte diese in einer 13 Jahrhunderte alten Sprache niedergeschriebene Poesie trotz eines fast fortwährenden Kampfes gegen ganz entgegengesetzte Elemente sich erhalten? Es ist dies ein Problem, welches bei jeder Sprache aufstößt die von der Stufe einer herrschenden zu der der untern Classen herabgesunken ist. Wie kommt es daß das Volk sie noch ehrt, wie lange kann sie inmitten fremder und stärkerer Nationalitäten ihre Eigenthümlichkeit bewahren? Der Grund liegt in der Lebendigkeit des glühenden eifersüchtigen Nationalgefühls. Als die bretagnische Nation besiegt in ihre Thäler und Berge eingeschlossen war, da nährte sie gleichwol die alte Sprache. Die Barden hatten allerdings nicht mehr ihren bevorzugten Platz am Hofe und unter den Fürsten, aber sie hatten die Volksfeste und den Holzschemel in der Hütte des Armen, wo sie heimlich die Gesänge ihrer Ahnen vortrugen. Der Name des letzten Barden wird nicht genannt; es war ein armer blinder Greis aus dem Lande Wales, der bei den Verfolgungen der Katholiken unter Heinrich VIII. am Palaste von Windsor erschien und die Verse Taliesin's sang: „Ich will euern König lehren was ihm widerfahren wird: ein wunderbares Wesen wird den Sumpf von Rianez verlassen; es wird die Ungerechtigkeit Malgun's, des Königs von Gwened, bestrafen, dessen Haare, Zähne und Augen gelb werden sollen wie Gold; es wird Malgun, dem König von Gwened, den Tod bringen." Der alte Barde wurde geviertheilt.

Allmälig vergruben sich die bardischen Dichtungen in den gälischen Bibliotheken oder wurden Eigenthum des Volks und gehörten unbekannten Sängern an, die sie von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden sie sorgfältig gesammelt. Der Mann, dem man sie verdankt, war ein armer Bauer aus dem Thale Myvyr, der mit der Muttermilch den Cultus der vaterländischen Ueberlieferungen eingesaugt hatte. Owen Jones hatte etwas Seltsames unternommen; er suchte und fand Reichthum, um der celtischen Poesie ein Denkmal errichten zu können. Dies ist der Ursprung von „Myvyrian archaiology of Wales". Die gälische Alterthumskunde von Owen Jones ist der Ausgangspunkt der neuern Wiederherstellungsversuche der bardischen Poesie. Noch jetzt sucht unter dem Einfluß eines starken Nationalgefühls sich eine gewisse Bewegung gälischer Literatur in England geltendzumachen, wie dies Villemarqué in einem andern Werke gezeigt hat. Noch vor einigen Jahren sah man zwei Zweige desselben Stammes sich in Wales zu einem gemeinsamen Feste vereinigen, um in der Nationalsprache das bretagnische Lied „Nein, Arthur ist noch nicht todt!" zu wiederholen. Ein merkwürdiges Zeugniß für die Macht der Nationalität! 11.

Notizen.

Zur Statistik der französischen Literatur von 1851.

Laut der Schlußnummer des „Journal de la librairie" vom vorigen Jahre beläuft sich die Ziffer der während des genannten Jahres in Frankreich erschienenen Literatur (Bücher, Zeitungen Flugschriften u. s. w.) auf 7250. Im vorhergegangenen Jahre betrug sie 142 weniger. Von jenen 7250 waren 6817 in französischer (darunter 47 in verschiedenen Provinzialdialekten), 65 in deutscher, 68 in englischer, 93 in spanischer und 160 in lateinischer Sprache. Von der Gesammtsumme sind 4219 in Paris, die übrigen in den Departements und davon 44 in Algier gedruckt worden. Da die Zahl unveränderter Abdrücke und neuer Auflagen 1677 beträgt, so ergeben sich 5573 neue Werke. Hierzu 182 Karten und geographische Plane, 3961 Kupfer- und Stahlstiche und Steindrücke, 885 Gangstücke und 809 Instrumentalstücke, und man weiß Alles was 1851 von Frankreich in intellectueller und artistischer Beziehung geleistet worden ist. Von den 166 Zeitungen welche das Jahr 1851 theils überkam, theils entstehen sah, manche angeblich zur Abhülfe längst und schmerzlich empfundener Bedürfnisse, sind ziemlich drei Viertheile schlafengegangen. Die Titel mehrer bezeichnen den gewählten Kreis ihrer Leser; so „La tribune chronométrique", „Le moniteur des epiciers", „Le journal des fleurs", „Le journal de conchyliologie", „L'alambic", „La revue gastronomique", „Le journal des flâneurs", „Le journal des solutions grammaticales". Die Bühne ist mit 263 Novitäten versorgt worden; darunter 35 Dramen, 14 Lustspiele, 12 Opern oder lyrische Dramen, 5 Ballets und 197 Vaudevilles — nicht ein einziges Trauerspiel! Im Allgemeinen hat Frankreich während der letzten zehn Jahre 82,000 Erzeugnisse der Literatur und Kunst geliefert.

Eine Stimme aus England über „König Aelfred" von Reinhold Pauli.

Diese Stimme über nurgenanntes Geschichtswerk tönt im „Athenaeum" folgendermaßen: „Der literarische Theil des Buchs verdient im Allgemeinen Anerkennung. Der Vortrag weiß Nichts von Gespreiztheit, und der Stoff ist so klar und übersichtlich geordnet als die in vielen Stücken herrschende Verwirrung es nur immer möglich machte. Obwol der Verfasser bei Verarbeitung desselben mit kritischer Genauigkeit die richtige Geltung zu ermitteln sucht, wird er doch dadurch selten langweilig. Eine redliche Verehrung seines Helden belebt seine trockensten Forschungen, und wenn er die wichtigen Stellen in Aelfred's Laufbahn beschreibt, fehlt es ihm je wie nöthig weder an Wärme noch an Emphase. Daß er mehr als erfoderlich von seiner Person, vom Zwecke und von den Schwierigkeiten seiner Aufgabe spricht, mag die Schwäche eines jungen Schriftstellers sein. Jedenfalls haben wir aber in ihr und in einer gewissen Wortfülle die hauptsächlichsten, doch nicht sehr gewichtigen Mängel gefunden. Möglich auch daß hier und da politische Fragen und politische Personen der Neuzeit schattenähnlich über die Blätter streifen; doch sind sie zu undeutlich um der eigenthümlichen historischen Färbung zu schaden. Demnach kann Pauli's «Aelfred» eher eine gesunde und wirksame als eine feine und hochgeniale Arbeit heißen. Das Buch könnte glänzender und gedrängter geschrieben sein, verdient aber nicht allein unbedingt gelesen zu werden, sondern auch bei uns wegen seines Gegenstandes eine besondere Beachtung; es ist unbestritten der genaueste und vollständigste bis heute vorgelegte Bericht über unsern großen angelsächsischen Ehrenmann." 13.

Bibliographie.

Ahrens, E. A. J., Probe einer neuen Uebersetzung des Sophokles. Coburg. 4. 5 Ngr.

Bauernfeld, Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bossard, H., Erkenntnisse und Lebensgesetze der Wahrheit und Liebe. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 10 Ngr.

Bresciani, A., Leben des ägyptischen Jünglings Abulcher Bisciarah. Aus dem Italienischen von A. Dietl. Regensburg, Manz. 8. 11/4 Ngr.

Cotta, B., Geologische Bilder. Mit Titelbild und 130 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fortlage, C., Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich, K., Die Erziehung zur Arbeit, eine Forderung des Lebens an die Schule. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Lex.-8. 1 Thlr.

Gladisch, A., Die Religion und die Philosophie in ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung und Stellung zu einander nach den Urkunden dargelegt. Breslau, Hirt. Gr. 8. 1 Thlr.

Grün, Anastasius, Gedichte. 9te Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 2 Thlr.

Hall, N., „Ich bin es" oder: Die Stimme Jesu im Sturme. Aus dem Englischen von K. W. Wiedenfeld. Elberfeld, Friderichs. 16. 16 Ngr.

Hautz, J. F., Zur Geschichte der Universität Heidelberg, nebst einigen darauf bezüglichen noch nicht gedruckten Urkunden. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Herbst, W., Das classische Alterthum in der Gegenwart. Eine geschichtliche Betrachtung. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Huber, J. M., Die Todtenbeschau nach dem Standpunkte der neuern Wissenschaft zur Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 18 Ngr.

James, G. P. R., Der Untersuchungs-Kommissar, oder Reisen und Abenteuer eines Mannes von Stande. Aus dem Englischen übersetzt. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. à 20 Ngr.

Jolowicz, H., Die merkwürdigsten Begebenheiten der allgemeinen Weltgeschichte in Darstellungen deutscher Dichter für Gymnasien und Bürgerschulen und mit geschichtlichen Bemerkungen versehen. Mit einem Vorworte von Cäsar v. Lengerke. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Kereszturi, J., Das neue Dercsényi'sche Erziehungs-System im Auszuge, sammt eigenen beurtheilenden Ansichten, als Handbuch für Eltern, Erzieher und die denkende Jugend bearbeitet. 2te Auflage mit Vervollständigung der Vorerinnerung. Pesth, H. Geibel. Gr. 8. 10 Ngr.

Koenig, H., Haus und Welt. Eine Lebensgeschichte. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Marcard, H. C. und M. Marcard, Vermischte Schriften, Erzählungen, Schilderungen und Gedichte, herausgegeben von H. C. Marcard. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Masius, H., Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt, Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 27 Ngr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 28ster Jahrgang. 1850. Mit 2 Porträts. Zwei Theile. Weimar, Voigt. 8. 4 Thlr.

Noack, L., Der Genius des Christenthums oder Christus in der Weltgeschichte. Der Geist des Christenthums in seinen weltgeschichtlichen Hauptformen und seinen hervorragenden schöpferischen Persönlichkeiten für gebildete Laien dargestellt. Drei Theile. Bremen, Geisler. 8. 3 Thlr.

Otto, Louise, Die Kunst und unsere Zeit. Großenhain, Haffner. Gr. 8. 15 Ngr.

Pohl, E., Die Melancholie nach dem neuesten Standpunkte der Physiologie und auf Grundlage klinischer Beobachtungen bearbeitet. Prag, Calve. Lex.-8. 1 Thlr.

Richter, K. E., Reisen nach Nordamerika und zurück in den Jahren 1835 bis 1848. Zugabe: Ein Brief aus Californien von M. A. Richter. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Rochau, A. L. v., Italienisches Wanderbuch. 1850—1851. Zwei Bände. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schaefer, J. W., Liebe und Leben. Gedichte. Bremen, Geisler. 16. 15 Ngr.

Scherenberg, C. F., Leuthen. 2te Auflage. Berlin, Besser. Gr. 8. 25 Ngr.

Schmuggler und Wilderer. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Ségur, Kurze und einfache Antworten auf die am meisten verbreiteten Einwendungen gegen die Religion. Uebersetzt nach der 16. Ausgabe. Osnabrück, Fredewest. Gr. 16. 5 Ngr.

Terentius Afer, C., Der Eunuch. Lustspiel in 3 Aufzügen. Deutsch von F. W. Gravenhorst. Hamburch, Hoffmann u. Campe. 8. 20 Ngr.

Thackeray, W. M., Rebecca und Rowena. Ein Roman auf einen Roman. Mit 8 Illustrationen von R. Doyle. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Talvj, Uebersichtliches Handbuch einer Geschichte der slavischen Sprachen und Literatur. Nebst einer Skizze ihrer Volkspoesie. Mit einer Vorrede von E. Robinson. Deutsche Ausgabe, übertragen und bevorwortet von B. K. Brühl. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unger, F., Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 28 Ngr.

Vogl, J. N., Blumen. Romanzen, Lieder und Sprüche. Wien, Pfautsch u. Voß. 16. 22½ Ngr.

Wolbeding, J. E., Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben. Zwei Lebensbilder, für das Volk und die reifere Jugend aufgestellt. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein Beitrag zur Lösung der Jagdentschädigungsfrage. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 2 Ngr.

Dusch, A. v., Zur Pathologie der Revolutionen. Erklärung und Abwehr veranlaßt durch Bekk's und Andlaw's Schriften über „Bewegung" und „Umsturz" in Baden. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 9 Ngr.

Geist, Predigt, gehalten bei Eröffnung der 2. ordentlichen Landessynode den 12 Novbr. 1851 zu Oldenburg. Oldenburg, Schulze. 1851. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hanssen, Ein Beitrag zu den Debatten über die Oldenburgische Zollanschluß-Frage. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Hartung, W., Wo kaufen wir Brot, daß diese essen? Zwei Predigten über Joh. 17, 1—15. am Sonntag Lätare und Judica 1852 zu Zeitz gehalten. Zeitz, Webel. Gr. 8. 3 Ngr.

Stolz, A., Der Baum und der Mensch. Predigt für den Gesellenbund gehalten am Josephstag. Freiburg im Breisgau, Herder. Gr. 8. 2 Ngr.

Trahndorff, K. F. E., Ueber die Bedeutung Berlin's in der großen Krisis unserer Zeit. Ein Vortrag den 10. März 1852 in der Versammlung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten. Berlin, W. Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Ueber Interessenvertretung und ständische Vertretung. Von F. L. B. Münster, Theissing. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Wiese, L., Bildung und Christenthum, eine historische Betrachtung. Ein Vortrag auf Veranlassung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 5. April 1852 gehalten. Berlin, W. Schulze. Gr. 8. 6 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1852

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

I. An Zeitschriften erscheint für 1852:

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1852. 4. Der Jahrgang 6 Thlr.; das Halbjahr 3 Thlr.; das Vierteljahr 1 Thlr. 15 Ngr.

   Erscheint mit Ausnahme des Sonntags täglich zwei mal. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1852. 4. 12 Thlr.

   Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für eine Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

4. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **M. J. C. Volbeding.** Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann jedoch auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr., der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr., der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr., der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI., VII., VIII. und IX. Jahrgang (1848—51) kosten jeder 2 Thlr.

   Ferner sind zu ermäßigten Preisen zu beziehen:

   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrg. 15 Ngr.

   Sonntags-Magazin. Zwei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
   National-Magazin. Ein Band. }

5. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Verantwortlicher Redacteur: **M. J. C. Volbeding.** Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

   Die erschienenen sechs Jahrgänge (1846—51) kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

II. An Fortsetzungen erscheint:

6. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Siebentes Bändchen und folgende. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

   Das bereits Erschienene enthält:
   1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter.
   2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler.
   3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt.
   4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck.
   5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl.
   6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin.
   7. **Deutschland**, von H. A. Daniel.
   8. **Die Lebensversicherungen**, von C. S. Unger.
   9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler.
   10. **Das Slawenthum**, von M. W. Heffter.
   11. **Das Gold**, von R. F. Marchand.

   Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

7. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achtzigster Band und folgende. 12. Geh.

   Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

   I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Janez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d' Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII — XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt van Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX—XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auf-

lage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer**, Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer**, Sommerreise. 20 Ngr. — LXX—LXXIII. **Lesage**, Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — LXXIV. **Goldsmith**. Der Landprediger von Wakefield, übersetzt durch von der Oelsnitz. Dritte Auflage. 15 Ngr. — LXXV—LXXVII. Rußlands Novellendichter. Uebertragen mit biographisch-kritischen Einleitungen von Wolfsohn. 3 Thlr. 15 Ngr. — LXXVIII. LXXIX. **Petrarca's** sämmtliche Canzonen, Ballaten und Triumphe. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Förster. Dritte Auflage. 2 Thlr.

8. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Siebentes Heft und folgende. Folio. Geh.

Das erste bis sechste Heft (Nr. 1—1379) erschienen 1847—50 und kosten 3 Thlr. 14 Ngr.

Der „Bildersaal" enthält eine Auswahl von vorzüglichen Holzschnitten und Clichés, welche in scharfen Abklatschen von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kaufgesuch von Büchern und Manuscripten.

In Folge bedeutender Aufträge des nähern und entferntern Auslandes sind wir im Stande für grosse, seltene literarische Werke aller Art sehr annehmbare Preise zu zahlen, und ersuchen demnach Besitzer verkäuflicher Bibliotheken um gefällige Einsendung von Verzeichnissen, direct per Post.

Berlin.

A. Asher & Comp.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift
der
Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben
von den Geschäftsführern
unter der verantwortlichen Redaction
des Prof. Dr. ***R. Anger*** in Leipzig.
Sechster Jahrgang. 1852.
Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Dieser Zeitschrift wird ein ***Literarischer Anzeiger*** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Zweites Heft.

Das zwiefache Grundgesetz des Rhythmus und Accents, oder das Verhältniss des rhythmischen zum logischen Princip der menschlichen Sprachmelodie. Zur Einleitung in das Hebraeische Accentsystem. Von Prof. *Hupfeld*. — Probe aus einer Anthologie neuarabischer Gesänge, in der Wüste gesammelt. Fortsetzung. Von Prof. *G. A. Wallin*. — Beiträge zur Kenntniss der indischen Philosophie. Fortsetzung. Von Dr. *M. Müller*. — Etymologisches zum Avesta. Von Prof. *R. Roth*. — Ueber das ägyptische Museum zu Leyden. Schreiben des Dr. *Brugsch* an Prof. Fleischer. — Die fünf Epagomenen in einem hieratischen Papyrus zu Leyden. Von Dr. *Brugsch*. — Einige Vorschläge zur Herstellung eines brauchbaren hieroglyphischen Wörterbuches. Von Dr. *M. Uhlemann*. — Die türkische Akademie der Wissenschaften zu Constantinopel. Von Dr. *Behrnauer*. — Zweites Schreiben des Prof. *Stickel* an Prof. Fleischer über einen Abbasiden-Dirhem. — Zur Frage über die Classification der Sprachen. Von Prof. *Pott*. — Aus einem Schreiben des Dr. *M. Müller* an Prof. Fleischer. — Literaturbericht aus Constantinopel. Aus Briefen des Freih. *von Schlechta-Wssehrd* an Prof. Fleischer. — Semitische Inschriften aus Babylonien. Nach einem Schreiben *Layard's* an Dr. Böttcher. — Notiz über die arabische Bearbeitung des „Barlaam und Josaphat". Von Dr. *Steinschneider*. — Bibliographische Anzeigen. — Suum cuique. Berichtigung zu Zeitschrift Bd. V, S. 536 fg. Von Dr. *M. Uhlemann*. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek eingegangenen Schriften u. s. w.

Soeben ist erschienen:

Diesseits und Jenseits des Oceans.

Von **F. Otto.**

VI und 114 Seiten. Eleg. geh. 15 Sgr.

Bei der immer mehr steigenden Auswanderungslust dürfte diese Warnungsschrift, begründet auf eigene Anschauungen des Verfassers, der die Vereinigten Staaten bis in den fernsten Westen besuchte, eine besondere Beachtung verdienen.

Oertzen und Schloepke in Schwerin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.

Von Prof. **C. Fortlage.**

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In unserer Zeit, in welcher zur Lösung der obschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitern Kreisen ebenso dringend nothwendig wird, als die Muße zu allgemeinen und abstracten Studien im Gedränge der praktischen Anfoderungen nothwendig abnimmt, wird eine Darstellung der philosophischen Systeme willkommen sein, welche jenem Bedürfnisse mit möglichst geringen Anfoderungen an Zeit und Mühe des Studiums entgegenkommt. Diese aus langjährigen und vielseitigen Studien hervorgegangene Darstellung entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und faßlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt.

Leipzig, im Juni 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 24. —— 12. Juni 1852.

Inhalt.

Das englische Geschworenengericht, von Friedrich August Biener. Zwei Bände. Leipzig, Bernh. Tauchnitz jun. 1852. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Unter den Institutionen welche der Enthusiasmus des Jahres 1848 ins Leben rief war die des Geschworenengerichts eine der am allgemeinsten verlangten und am allgemeinsten — wenn auch fast durchgängig auf unzulängliche Weise — bewilligten. Leider nämlich wurden jetzt die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht. Es zeigte sich daß die seitherige Beschäftigung der Wissenschaft mit dieser zum mindesten höchst interessanten Einrichtung schon an sich mangelhaft, lückenhaft, von entgegengesetzten Vorurtheilen beherrscht, besonders aber in geschichtlicher Hinsicht unzureichend gewesen war, und was noch viel schlimmer, daß die Praktiker, welchen die Aufgabe zufiel die neuen Gesetzgebungen über ein radical umzugestaltendes Strafverfahren über das Knie abzubrechen, größtentheils diesem Beruf gar nicht gewachsen, nicht einmal durch Studium des doch immerhin vorhandenen theoretischen Materials dazu vorbereitet waren.

Es wäre kein Wunder, wenn unter der Herrschaft dieser neuen, großentheils durch Halbheit ausgezeichneten und dem alten Verfahren nur oberflächlich aufgepropften, dazu noch fast durchgängig dem in Hauptsachen vielfach verwerflichen französischen Muster blind nachgeahmten Gesetzgebungen die gänzlich ungeübten, von der Wissenschaft und vom Gesetz rathlos gelassenen Geschworenen eine Menge von Misgriffen begangen hätten. Gleichwol wird Niemand außer den Redacteuren subventionirter reactionnairer Zeitungen die Stirne haben, um abzuleugnen daß sich auch im diesseits-rheinischen Deutschland die öffentliche Meinung mit ebenderselben Wärme und Entschiedenheit für das Institut ausgesprochen hat wie seit 40 Jahren in den Rheinlanden.

Betrachtet man aber die seit dem Scheitern der deutschen Hoffnungen eingetretene reactionnaire Strömung im Ganzen, so wird man zum mindesten soviel zugestehen müssen daß das Geschworeneninstitut trotz seiner märzministerlichen Verballhornung sich gegenüber dieser Strömung widerstandskräftiger und lebensfähiger erwiesen hat als irgend ein anderes aus der gleichen Erhebung des Volksgeistes entsprossenes. Zwar hat man es da und dort im ersten Keime wieder erstickt, ohne ihm auch nur eine ehrliche Probe zu gönnen, wie es bei civilisirten Völkern Gebrauch ist. Um so gewisser aber hat man überall sonst, wo man nicht mit brutaler Gewalt den Knoten zerhieb, die Erfahrung gemacht daß der Zorn gewisser Regierungs- oder Cabinetsorgane über freisprechende Wahrsprüche in einzelnen politischen Processen, welche allerseits (namentlich von Seiten der Anklage) den reinen Charakter politischer Parteilichkeit ansichtrugen, sowie der nachgerade wieder aus der Lethargie der Feigheit erwachte Eifer mancher Juristen alten Stils, welche froh waren, wie die alten Weiber wieder auf ihr erstes Wort zurückkommen zu dürfen, keinen irgend bedeutenden Eindruck gemacht, sondern höchstens für die Gelüste reactionnairer Parteien zum Sporn für mehr oder minder perfide, gesetzwidrige Bestrebungen gedient hat.

Trotzdem kann man sich nun freilich nicht verhehlen daß das junge Institut großentheils gerade von Seiten Derer die zunächst zu seiner wohlwollenden und aufrichtig sorgsamen Pflege berufen wären, sich nur einer kalten Theilnahme zu erfreuen hat, daß Nichts dafür geschieht um es zu kräftigen und vor Anstößen zu bewahren, daß weit eher die Absicht dahin geht, es möglichst hülflos sich selbst zu überlassen, ihm Verlegenheiten zu bereiten, es bloßzustellen und nebenbem auf alle Fälle möglichst zu beschneiden.

Umsomehr aber ist es Pflicht der Wissenschaft, sich des verwaisten Kindes anzunehmen und für sein Fortkommen in bessern Tagen die unentbehrlichen Garantien

zu liefern. Denn auch soviel ist allerdings unzweifelhaft daß ohne eine genauere und gründlichere Kenntniß der Geschichte des Instituts, als sie noch vor kurzem verbreitet war, und ohne eine schärfere philosophische Auffassung seiner Aufgabe mit allen nothwendigen Consequenzen derselben diejenigen Verbesserungen der gegenwärtigen Gesetzgebung nicht möglich sind, welche die nothwendige Voraussetzung für ein künftiges Gedeihen des Instituts bilden.

Bekanntlich sind nun seit 1847 eine Reihe von Schriften über das Geschworenengericht erschienen, welche sich vor der frühern deutschen Literatur in dieser Sphäre entschieden durch das Bestreben auszeichneten, in der einen oder andern Beziehung oder in beiden die Foderungen eines vorgeschrittenen wissenschaftlichen Bewußtseins zu befriedigen. Biener führt als nennenswerth auf: die Schriften von Dahlmann, Michelsen, Wilda (1847), die von von Maurer, von Daniels (1848) und die von Gundermann, Köstlin, Gneist (1849). Diesen Schriften schließt sich nun das in der Ueberschrift erwähnte Werk von Biener an, welches in mehren Rücksichten eine ausführlichere Besprechung hervorzurufen geeignet ist.

Mit Behagen zählt der Verfasser in der Vorrede die Verdienste auf, die er sich seit 1827 um die Aufhellung der Geschichte des Geschworenengerichts erworben habe, und welche auch in der That (wenn auch nur in einer bestimmten einseitigen Richtung) nicht gering sind. Als nächste Veranlassungen der vorliegenden Schrift werden mehre angegeben: 1) die Absicht, die 1827 mit dem Ende des 13. Jahrhunderts abgebrochene (äußere) Geschichte des englischen Geschworenengerichts bis zu dem Anschluß an die in England jetzt üblichen Einrichtungen fortzusetzen. Obgleich nämlich auch er selbst früher für das 14. Jahrhundert und die Folgezeit bis auf die Emancipation der Jury unter Karl II. sich mit einer flüchtigen Darstellung nach Reeves begnügt hat, so macht er es doch jetzt allen übrigen Schriftstellern wiederholt zum besondern Vorwurf daß ihnen diese Uebergangszeit von einigen Jahrhunderten fast ganz unbekannt geblieben sei; 2) die Absicht eben diese Lücke auszufüllen (welche freilich mit 1 zusammenfällt); 3) die Anerkennung des Geschworenengerichts in Deutschland, welche eine genauere Kenntniß des englischen Verfahrens als nothwendig erscheinen lasse. Hinterher wird endlich 4) noch als Grund beigebracht daß mehre der vorgenannten Schriftsteller dem Geschworenengerichte in Civilsachen viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, es schnöde als Nebensache ꝛc. behandelt hätten, während doch in England und in den nordischen Reichen die Geschworenengerichte ursprünglich für Civilsachen angewendet worden seien und bei der Fortbildung der Jury in England die Criminaljury immer nur langsam den Fortschritten der Civiljury nachgefolgt sei. Letzteres wußte man nun freilich längst ohne diese zum Ueberdruß wiederholte Belehrung; nur konnten Solche denen es überall nur um die Jury in Strafsachen zu thun war nicht vermuthen, daß es unrecht sei eben nur soweit als nothwendig auf das Vorbild in Civilsachen einzugehen. Dies mußte ihnen der gesunde Menschenverstand empfehlen, wenn sie sich nicht unter die Classe Derer einreihen wollten die nur immer in die Breite hinaus, nicht aber in die Tiefe hinab zu arbeiten wissen; am wenigsten aber konnten sie gemeint sein sich das Maß ihres Eingehens auf die im Hinblick auf die Idee der Jury jedenfalls nur secundaire Geschichte des Civilgeschworenengerichts von einem Schriftsteller vorschreiben zu lassen, der in seinen bisherigen Arbeiten zwar große Gelehrsamkeit in Beziehung auf das Aeußere des Instituts, aber keineswegs ein irgend genügendes Verständniß seiner Idee andentaggelegt hatte.

Wie dem nun aber sei und welche sonstigen ungenannten, wenn auch zum Theil nur allzu offen darliegenden Motive den Verfasser bei Abfassung seiner Schrift geleitet haben mögen, so ist jedenfalls kein Zweifel daß er vor vielen Andern den Beruf hatte die bisjetzt theilweise mangelhaft und irrthümlich dargestellte äußere Geschichte des englischen Geschworenengerichts zu berichtigen und zu ergänzen, manchen streitigen Punkt festzustellen, überhaupt mittels seiner großen Belesenheit eine Summe von Material herbeizuführen, über welche kein deutscher Schriftsteller vor ihm zu gebieten hatte. Auch dieser abstractgelehrte Werth der Schrift ist jedoch deshalb nur ein bedingter, weil der Verfasser in dem löblichen Bestreben, den wissenschaftlichen Anfoderungen der Zeit gerechtzuwerden, sich nicht mit der bloßen äußern Geschichte des Instituts begnügt, sondern sich mannichfach, freilich in sehr willkürlichen Sprüngen, auch auf den Versuch einer innern Entwickelung eingelassen hat, der im Ganzen eben um seiner beliebigen fragmentarischen Manier willen ohne großen Werth ist, wenn auch im Einzelnen richtige Bemerkungen (besonders wo der Weg von Andern vorgezeichnet war) nicht fehlen.

Jedenfalls gibt es für den Fachgelehrten wie für den Praktiker der sich um Geschichte bekümmert Manches im vorliegenden Buche zu lernen, wenn 'auch ein guter Theil davon, um wahrhaft fruchtbar zu werden, noch einer von höherm Standpunkte aus unternommenen Verarbeitung bedarf. Anders verhält es sich dagegen mit dem praktischen Theile der Schrift.

Zwar versichert der Verfasser (nach gewohnter Weise in mehrfacher Wiederholung) daß er seine Arbeit mit voller Unbefangenheit und Unparteilichkeit unternommen und durchgeführt habe. Allein noch ganz abgesehen von der fast unerhörten Weise, wie er durch seine fortlaufende Polemik diese seine Versicherung selbst Lügen straft, erscheint diese Versicherung auch in Beziehung auf die Sache selbst als scheinheilig, zum mindesten als handgreifliche Selbsttäuschung. Vorerst erklärt er seine Beschäftigung mit dem Geschworenengerichte als eine Sache bloßer historischer Liebhaberei, wobei an ein Für oder Wider hinsichtlich einer fortschreitenden Einführung des Instituts in Deutschland nicht gedacht worden sei. Dieses „reine Interesse der geschichtlichen Forschung" wird denn auch

in einen sehr vielsagensollenden Contrast gesetzt mit dem bei andern Schriftstellern bemerkbaren „ostensiblen Zweck, aus den historischen Nachweisungen Argumente für die Empfehlung des Geschworenengerichts herzuleiten" (welches Verfahren freilich der Verfasser hinterher nicht so euphemistisch abkommen läßt, sondern mit den schwärzesten Farben zu schildern und als die abscheulichste Besudelung des reinen Hermelins der Wissenschaft zu brandmarken gar nicht müde werden kann). Man könnte nun, um die Sache aufs wohlwollendste zu nehmen, sagen, dies sei Geschmackssache, und übrigens sich damit trösten daß außer einer kleinen Clique von Anhängern einer veralteten wissenschaftlichen Richtung kein vernünftiger Mensch sich einreden lassen wird, es sei in Rechtsfragen, die ja doch vor allen andern praktische Fragen im eminentesten Sinn sind, ja Nichts sind, wenn sie nicht als solche auftreten, es sei in Rechtsfragen mehr mit der vermeintlichen olympischen Ruhe einer spielenden, gesinnungslosen, mit ihrer eigenen Gelehrsamkeit liebäugelnden historischen Liebhaberei gedient als mit einer energisch die Sache selbst und ihre Idee, ihr Verhältniß zur lebendigen Gegenwart und von hier aus natürlich auch ihre Geschichte erfassenden Untersuchung. Indessen kann dies beruhen gelassen werden. Denn der Verfasser ist aufrichtig genug hinterher gerade heraus zu gestehen (was nicht einmal nöthig gewesen wäre) daß er keineswegs so unparteilich sei als er vorher glauben gemacht hatte, daß er vielmehr sich als einen Gegner des Geschworenengerichts betrachtet wissen wolle. Seine Ueberzeugung geht nämlich dahin daß eine Aufstellung des Verfahrens mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, wobei die richterliche Ueberzeugung nicht auf bestimmte Formen des Beweises beschränkt sei, ausreiche, um die bisher gefühlten Mängel unsers Criminalverfahrens zu heben. Schon 1844 erklärte er sich daher in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft", XII (vgl. damit die Recension in der „Neuen Jenaischen Literatur-Zeitung", 1846, Nr. 81 fg.), gegen das Geschworenengericht; und Dasselbe wiederholte er in den 1846 und 1848 erschienenen beiden Heften seiner „Abhandlungen aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte". Ja noch mehr: 1844 hatte er die Möglichkeit einer Vernehmung von Geschworenen für zweifelhafte Gemüthszustände zugegeben und 1845 für die Erkenntniß und Erhaltung kaufmännischer Gewohnheitsrechte eine Jury gewünscht. Auf dem letztern Wunsche beharrt er auch jetzt noch, fügt jedoch mit einem gewissen Genusse bei daß in Gemäßheit seiner Vorschläge strenggenommen nicht von der Thätigkeit einer Jury, sondern von etwas Anderm die Rede sei. Das erstere Zugeständniß dagegen freut er sich als eine Uebereilung ganz und gar zurücknehmen zu können.

Man sieht also was es mit der zur Schau getragenen Unbefangenheit und Unparteilichkeit auf sich hat und mit welchem gänzlichen Mangel an Recht der Verfasser den Gegnern seiner Ansichten fort und fort den Vorwurf der Befangenheit entgegenschleudert. Das Geständniß einer frühern Uebereilung wäre an sich ganz löblich, wenn nicht wiederum der Verfasser die unbedeutendsten und unschuldigsten Uebereilungen (nicht selten sogar solche welche ein zu großes Vertrauen auf seine eigene Zuverlässigkeit hervorgerufen hat) an seinen Gegnern mit maßloser Bitterkeit und Scheelsucht zu rügen im Gebrauche hätte. Endlich darf der Contrast nicht übersehen werden, in welchen der Verfasser mit seiner aus allen möglichen Rüstkammern geborgten Feindseligkeit gegen das Institut der Jury sich gegen sich selbst setzt, wenn er Andern die nur in Civilsachen die Jury für überflüssig halten dies so gewaltig übelnimmt, es ihnen als einen Verrath an der siebenhundertjährigen Geschichte des englischen Instituts anrechnet und nach gewohnter Weise wegen dieses Einen Punkts in ermüdendsten Wiederholungen mit den plumpsten und gehässigsten Angriffen gegen sie zu Felde zieht! Aber freilich von solchen Widersprüchen wimmelt die vorliegende Schrift; und wie kann es anders sein, da der Verfasser die Sache der Wissenschaft selbst ganz und gar mit seiner Person identificirt und daher alle fremden Ansichten die nicht in seinem beschränkten Sehkreise liegen ohne Weiteres als Frevel gegen den heiligen Geist der Wissenschaft gebrandmarkt haben möchte, ohne zu bedenken daß er, indem er sich so maßlos von seiner Leidenschaftlichkeit hinreißen läßt, oft genug die Wunden die den Gegner treffen sollten lediglich sich selbst beibringt?

Man hat es hiernach in dem vorliegenden Buche mit verschiedenen Elementen von sehr verschiedenem Werthe zu thun, weshalb bei der Benutzung desselben vorallem große Vorsicht zu empfehlen ist und schwerlich irgend Jemand von der Lecture desselben einen befriedigenden Gesammteindruck mit fortnehmen wird. Das Beste daran ist ohne Zweifel der geschichtliche Theil, soweit er sich vorzugsweise im äußerlichen Gebiete bewegt und nicht auf Darlegung des innern Entwickelungsgangs Anspruch macht. Weit minder bedeutend ist der praktische, in welchem der Verfasser im Wesentlichen Nichts gibt was nicht von Andern schon schärfer, wenn auch kürzer gesagt worden wäre. Am schwächsten in wissenschaftlicher, dabei leider zugleich höchst verwerflich in sittlicher Hinsicht ist der polemische. Endlich mag noch nebenbei erwähnt werden daß der Verfasser, wahrscheinlich zur Kurzweil, auch einige philosophische Digressionen eingeflochten hat (selbst noch in den „Nachträgen", II, 319).

Was nun zunächst den historischen Theil betrifft, so ist freilich gerade diese verdienstlichste Seite der Schrift am meisten mit dem Schmuz jener unlautern, silbenstechenden, übertreibenden Polemik besudelt. Indessen darf sich dadurch die Kritik nicht irremachen lassen, das Wahre und Gute was der Verfasser hier gibt aus jenem Schmuze aufzulesen und nach Verdienst zu rühmen, wenn sie darin auch letztlich mehr nur eine sorgfältige Materialiensammlung als eine wirkliche Geschichte anzuerkennen vermag. Zwar verhehlt sich der Verfasser nicht daß es zu einer befriedigenden geschichtlichen Darstellung nicht genüge, die Thatsachen der all-

mäligen weitern Ausbildung der Institute vor Augen zu stellen, daß vielmehr auch eine Betrachtung des eigentlichen Wesens der Dinge und ein Ausgehen auf den jetzigen Stand der Sache, auf ein praktisches Resultat dabei nicht fehlen dürfe. Allein von diesen Aufgaben zeigt er sich nur der ersten vollkommen gewachsen, während die Erfüllung der beiden andern mehrentheils sehr zu kurz kommt und das Bewußtsein der unzureichenden eigenen Kraft bei dem Verfasser sich gerade hier sehr oft in polternden Angriffen auf glücklichere Vorgänger, denen er am Ende doch das letzte Wort lassen muß, bloßstellt. Mit Recht setzt er daher auch den hauptsächlichen Werth dieser Partie seiner Schrift nur in die Ausführung der Absicht: die Schicksale der Civiljury zu verfolgen und die Nachrichten für die Geschichte der Jury seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts selbständig nach Möglichkeit zusammenzustellen.

Die Vorliebe des Verfassers für das äußerliche Beiwesen der Geschichte verräth sich sogleich bei der ersten Fragestellung. Zwar spricht er sich ausdrücklich dahin aus, nur diejenige Behandlung sei die richtige welche ebenso die äußere Herkunft als die innere Bedeutung des Instituts zum Gegenstand ihrer Forschung mache. Allein schon die Art und Weise wie beide Arten der Herleitung einander gegenübergestellt werden zeigt aufs klarste daß der Verfasser nur mit der erstern Weise derselben aufrichtig sympathisirt, dagegen bei der zweiten von vornherein eine Unsicherheit blicken läßt, die jedem Verständigen den Schlüssel zu den sonderbaren Diatriben gibt welche bald darauf folgen. Sein ganzes Interesse ist nur auf die äußere Geschichte des Geschworenengerichts gespannt, und zwar in so abstracter Weise daß ihm Alles nur auf die formelle Bezeichnung, den Namen, die Zahl u. dgl. ankommt, während er gegen die Versuche, die Idee des Instituts an verwandte Gedanken des germanischen Rechts anzuknüpfen, sich nahezu als ungläubiger Thomas verhält, obwol ihm diese Versuche fortwährend wie böse Geister auf den Fersen sind und ihm die merkwürdigsten Zugeständnisse abzwingen.

Eben diese Halbheit sammt allen daraus hervorgehenden Widerspüchen charakterisirt gerade den besten Theil des Buchs. Was der Verfasser positiv erhärten zu können meint, beschränkt sich auf die bestentheils von Michelsen und Dahlmann entlehnte Behauptung daß das Institut der Jury zunächst aus der Normandie und weiterhin aus Skandinavien stamme. Hiervon wird nun viel Wesens gemacht und gegen Diejenigen welche auf derlei Taufscheinauszüge aus historischen Kirchenregistern keinen besondern Werth zu legen vermögen mit Bedacht der Argwohn erregt daß es ihnen an geschichtlichem Sinne mangeln dürfte. Allein umgekehrt muß man dem Verfasser nach seiner eigenen oben angeführten Erklärung den Mangel an diesem Sinne in Beziehung auf das Wesen des Instituts vorwerfen, sei es nun daß er unfähig gewesen sei dasselbe zu fassen, oder daß er sich vorsätzlich vor besserer Erkenntniß verschlossen habe, was nach verschiedenen Anzeichen das Wahrscheinlichere ist. Wie könnte er sonst auf die äußere Herkunft der Schale und der Formen das Hauptgewicht legen und die innere Entwickelung des Gedankens zur Nebensache machen! Daß gründliche Untersuchungen über das Erstere im höchsten Grade wünschenswerth seien, wird keinem Vernünftigen einfallen zu leugnen; der Verfasser hat in dieser Beziehung (I, 12) einen seiner Gegner durchaus misverstanden oder misverstehen wollen. Allein gerade das Beispiel des Verfassers kann auch jedem zur Warnung dienen der etwa noch geneigt sein sollte die Nebensache als Hauptsache anzusehen. Denn Nichts ist gewisser als daß Jeder der etwa nur aus dem vorliegenden Buche sich über die Entstehung des Geschworenengerichts belehren will eine durchaus unzureichende und großentheils schiefe Vorstellung davon bekommen muß.

Allerdings fehlt es bei dem Verfasser keineswegs ganz an dem Bewußtsein daß mit der äußerlichen Herleitung der Formen und Modalitäten nicht Alles geleistet sei. Aber schon die Art wie er dies ausdrückt zeigt deutlich genug daß ihm der Kern der Sache fremd blieb und fremd bleiben mußte. Die historischen Erklärungen des Geschworenengerichts, meint er, seien nichts Anderes als Nachweisungen daß das Geschworenengericht seinem Charakter nach in die zur Zeit seiner Entstehung gangbaren Vorstellungen gepaßt habe und in seinen Eigenschaften mit einer oder der andern damals vorhandenen processualischen Einrichtung zusammentreffe. Dies ist doch wahrhaftig eher die Auffassung eines Thorschreibers als die eines Genealogen oder gar eines genetischen Erklärers! Im Widerspruch mit fast allen tieferblickenden, wenn auch von gelehrten Notizen minder strotzenden deutschen Forschern verwirft er daher die Genesis der Jury aus der Wurzel des germanischen Rechts überhaupt und insbesondere aus angelsächsischen Elementen (Letzteres im Widerspruch mit hochachtbaren englischen Schriftstellern, welcherlei Widerspruch er Andern sehr übelzunehmen, als „hochmüthige Ueberhebung" anzurechnen und sonst zu verunglimpfen pflegt); ihm ist vielmehr das Zurückgehen auf die normannische und skandinavische Rechtsgeschichte das Ein und Alles, eben weil er nur für Form und Schale Sinn hat und von dem Keimen und langsamen Heranreifen einer Idee unter zunächst scheinbar fremdartigen Hüllen Nichts zu begreifen scheint. Wenn Andere einen solchen Keim schon im ältesten Rechte bezeichnen, so ist er gleich mit dem Vorwurf bei der Hand daß man moderne Ideen in das Alterthum übertrage, während doch jeder Verständige einsieht daß gerade durch jene Bezeichnung eines Gedankens als eines erst keimenden eine derartige Uebertragung geradezu ausgeschlossen wird, mithin der gedachte Vorwurf ein ganz nichtiger ist.

Eben auf dieser Unfähigkeit, die innere Entwickelung eines Gedankens aufzufassen, in Verbindung mit dem quälenden Gefühle daß man ohne derlei Betrachtungen doch nicht vorwärtskomme, beruht denn auch seine Polemik gegen die Andersdenkenden, welche nicht an jener Unfähigkeit leiden, besonders gegen die Anhänger der neuern Philosophie. Diese Polemik wird nicht verfehlen bei

manchen kleinen Geistern, die sich ihrer Blindheit in Sachen des Gedankens freuen und rühmen, große Genugthuung zu erregen. Nur freilich werden sie sich insofern wieder bitter enttäuscht fühlen, als sie finden werden daß die letzten Resultate des am meisten geschmähten Gegners für das Institut in der Gestalt die es seit dem 16. Jahrhundert erhalten hat denn doch eine gewisse zwingende Gewalt über den Verfasser ausgeübt haben. Dieser selbst sogar gesteht ihm zu „daß er über die Begründung des Strafrechts, über die Grundidee unsers Criminalprocesses, über die Benutzung des englischen Rechts als Vorbild, den Werth des französischen Criminalverfahrens, endlich über den Beruf der Jury Ansichten habe, mit denen die seinigen (des Verfassers) ganz übereinstimmen und welche sich von allerlei noch sehr herrschenden Irrthümern der neuern Zeit frei halten" (I, 25). Vielleicht war die Nothwendigkeit, in Beziehung auf die Idee des modernen Zustands das Verdienst eines Jüngern anerkennen zu müssen, dem ältern Manne so unbequem daß ihn wider besseres Wissen und Gewissen die Leidenschaft mit fortriß, an dem Gegner auf dem Gebiete der Geschichte um jeden Preis Rache zu nehmen und sein Müthchen zu kühlen. In keinem Falle hat er dies jedoch geschickt angegriffen. Denn abgesehen von der lächerlichen Anmaßung, womit er sich herausnimmt, die geheime Werkstatt der Gedanken seines Gegners ausspähen und die Ideenfolge, aus welcher dessen Arbeiten entsprungen sind, mit einer Sicherheit beschreiben zu wollen, als ob es sich von Thaten seines eigenen Selbstbewußtseins handelte, abgesehen von dieser Anmaßung, die demnächst an einem andern Orte ihre gehörige Würdigung erfahren wird, muß es jedem Unbefangenen einleuchten daß der Verfasser die Mittel zum Zweck sehr übel gewählt hat.

Er wirft seinem Gegner vor daß seine geschichtliche Darstellung im Ganzen unter dem zwingenden Einfluß einer philosophischen Formel entstanden sei, daß er den Inhalt der Geschichte auf willkürliche Weise einer vorgeschriebenen Form geopfert habe, daß ihm über der einseitigen Verfolgung eines vorgesteckten Ziels die freie Beurtheilung in historischen Dingen abgehe, daß er infolge dieser hastigen Befangenheit seine künstlerische Thätigkeit in Bearbeitung der Geschichte weiter ausdehne als für den vorgesetzten Zweck nöthig gewesen wäre, indem ein geringeres Maß von Verfälschung der Geschichte ausgereicht hätte, den vorgeschriebenen Gedanken auszuführen; daß staunenswerthe Fictionen seinem ganzen historischen Apparate alle Glaubwürdigkeit entziehen, daß er moderne Ideen und Formen des Verfahrens in das frühe Alterthum übertrage, zu diesem Zwecke der Geschichte Gewalt anthue und sich auch mit reinen Hypothesen behelfe; daß er zu den Nichthistorikern gehöre, obwol er seine auf philosophische Formeln gegründete Darstellung mit mancherlei historischem Apparate überkleidet habe, wobei aber die Geschichte in großartigem Maßstabe entstellt werde, um sie dem vorgeschriebenen Zwecke dienstbar zu machen; daß ungeachtet des historischen Apparats, mit welchem umkleidet diese Darstellung auftrete, doch die Thatsachen der Geschichte darin so verfälscht seien, daß man den Inhalt derselben leicht als freie Schöpfung des Selbstbewußtseins, als ein Product des mythenbildenden Geistes der Philosophie erkenne u. s. w.

Schon diese unendlichen, weitschweifigen, bei jeder Gelegenheit vom Zaun gebrochenen, unermüdlichen Wiederholungen der giftigen Herzenserleichterung des Verfassers werden in jedem Unbefangenen den Verdacht erwecken daß hier nicht das reine Interesse der Wissenschaft verfochten werde, sondern unlautere Motive mit im Spiele seien. Sogar zu Grobheiten nimmt der Verfasser seine Zuflucht; er wirft dem Gegner Flüchtigkeit, Hochmuth, Verkehrtheit, Leichtsinn u. s. w. vor. Soweit nun alles Dies blos die Person trifft, wird es anderswo die gebührende Zurechtweisung erfahren; dem Publicum gegenüber wird es kaum nöthig sein auf die Lächerlichkeit der bombastischen Uebertreibungen aufmerksamzumachen, worin sich der Verfasser gefällt. Derselbe greift aber seinen Gegner als den Vertreter und, wie es den Anschein hat, hauptsächlichen Vertreter einer ganzen wissenschaftlichen Richtung an. Wiederholt spricht er von den gewöhnlichen Verkehrtheiten der philosophischen Jurisprudenz, von dem Leichtsinn der den philosophischen Juristen eigen sei u. dgl. Es ist also ein Parteikampf den der Verfasser zu eröffnen oder vielmehr wieder aufzuwärmen sucht, nachdem er in den Augen aller Vernünftigen längst als ausgeglichen gegolten hatte. Eine solche Aufwärmung hätte man freilich gerade von ihm am wenigsten erwarten sollen, da er selbst seit einigen Jahren mehrfach Versuche gemacht hat und selbst jetzt noch macht, sich des philosophischen Gehalts geschichtlicher Entwickelungsgänge zu bemächtigen. Vielleicht hat aber gerade das Gefühl des Unzureichenden dieser Bestrebungen jene Unbehaglichkeit hervorgerufen, welche einseitige und als solche beschränkte Geister nur durch maßlose Verkleinerung und Schmähung ihrer Gegner zu betäuben vermögen.

Da der Parteikampf welchen der Verfasser so händelsüchtig wieder anzufachen sucht wesentlich ein Kampf gegen Windmühlen ist, so kann hier nicht davon die Rede sein ihm auf diesen Kampfplatz zu folgen, der ihm unverkümmert als Tummelplatz seiner bösen Launen und veralteten Grillen bleiben möge. Wol aber dürfte es am Orte sein das oben ausgesprochene Urtheil über den intellectuellen und sittlichen Werth dieser Art von Polemik nur mit Wenigem zu belegen.

Was vorerst die grenzenlosen Wiederholungen eines und desselben Scheltthemas betrifft, so vergleiche man Vorrede S. VIII, XIV, I, 7, 18—25, 27, 28, 31, 49, 68, 71, 78—80, 87, 88, 160, 167, 171, 266—268, 271, 303, 304, 317—323, 337, 338; II, 239. Unfehlbar wird jeder verständige Leser schon hieraus sich ziemlich orientiren können. Zugleich wird er mit einem billigen Erstaunen mehr als ein mal entdecken daß der Verfasser gerade Ebendasselbe als schweres Verbrechen sei-

nem zum Sündenbock auserwählten Gegner ins Gewissen schiebt, was er bei Andern die noch Gnade vor seiner officiell-historischen Brille genießen höchstens als unfreiwilligen Irrthum, unabsichtliches Misverständniß, leicht zu entschuldigende Uebereilung bezeichnet. Abgesehen hiervon wird sich aber der verständige Leser fragen, wie es doch möglich sei eine solche Flut der ehrenrührigsten Bezüchte über einen Schriftsteller auszugießen, der nach des Verfassers eigenem Urtheil in allen Punkten, wovon die richtige Erkenntniß der Jury seit dem 16. Jahrhundert abhängt, das Rechte getroffen und sich zum Theil ganz unerwarteterweise der Gesinnungsgenossenschaft des Verfassers zu erfreuen hat! Man sollte doch glauben, ein Schriftsteller dem Freiheit von einer Reihe heutzutage herrschender Vorurtheile nachgerühmt wird werde nicht bei der geschichtlichen Untersuchung ganz blind vor lauter Vorurtheil oder, um mit dem verleumderischen Verfasser zu reden, ein ausgemachter Falsarius gewesen sein! Es kommt hinzu daß der Verfasser den geschmähten Gegner sogar in Beziehung auf die historische Entwickelung selbst wiederholt eine Gerechtigkeit widerfahren läßt, die für um so schmeichelhafter gelten muß, je mehr sie als ein Rückschlag des Gewissens bei einem durch Leidenschaft und Laune Unterjochten erscheint. Es werden ihm sorgfältige geschichtliche Untersuchungen über die Eideshelfer nachgerühmt, wiewol an anderm Orte gerade in dieser Beziehung derselbe aus der Gemeinschaft der historischen Buchstabengläubigen mit Schmach hinausgeworfen wird (einer der vielen Beweise von Mangel an Logik, die sich in dem Buche aufgespeichert finden). Es wird ihm das Verdienst zuerkannt, gewisse Paradoxien bei Gundermann, den der Verfasser übrigens mit einem wunderlichen Hochmuth behandelt, ohne ihn zu verstehen, aufgedeckt und berichtigt zu haben. Sogar die Anwendung des ganz richtigen Grundsatzes wird ihm zugestanden daß in der Vergangenheit von Jahrhunderten der Keim zu der Gesetzgebung der wir jetzt dienen liegen müsse, nur daß der Verfasser gar nicht begreift was sein Gegner unter Keim versteht. Das Verhältniß zwischen Duell und Jury im normannischen Rechte soll der „Nichthistoriker" ganz richtig bestimmt haben. In Beziehung auf die Rügejury soll er sich wenigstens vorsichtiger ausgedrückt haben als Andere. Gewisse frühere Aeußerungen desselben über die ursprüngliche Eigenschaft der Geschworenen sollen ganz mit der Ansicht des eigensinnigen Verfassers zusammentreffen. Er soll sehr gut erklären, warum bei den Rügen nach Inhalt der Assisen von 1176 kein Reinigungseid, sondern nur Gottesurtheil stattfinde. An einer der wichtigsten Stellen seiner Darstellung, die nur ein alles Verständnisses Ermangelnder aus dem Zusammenhang reißen kann, soll er „gar sehr mit der Erläuterung des Verfassers zusammentreffen". Den folgenreichen Satz daß das englische Geschworenengericht in seinem Anfang auf dem Untersuchungsprincip beruhte, soll er unter allen übrigen Schriftstellern allein erkannt und gebührend hervorgehoben haben. Desgleichen das Verhältniß zwischen Geständniß und Wahrspruch. Gewisse Stellen des Glanville soll er besser als die Uebrigen (wenngleich natürlich nicht so gut als der unfehlbare Verfasser) erklärt haben. Noch viel bezeichnender als derlei einzelne Anerkennungen, deren weit mehre sein müßten, wenn der Verfasser minder parteiisch, minder von Vorurtheil verblendet, minder durch gekränkte Eitelkeit gestachelt wäre, ist übrigens die gegebene quasiväterliche Zurechtweisung daß der Gegner seinen Zweck mit etwas weniger „Verfälschung der Geschichte" sicherer erreicht haben würde. Darin liegt nämlich für jeden Verständigen das bittere Geständniß des scheelsüchtigen Tadlers daß der Gegner das Gesetz der innern Entwickelung im Wesentlichen ganz richtig gefunden, wenn auch, wie es bei derlei Entdeckungen meistens geht, hier und da im Einzelnen sich zu stark ausgedrückt, das Maß überschritten und da und dort in einem bestimmten geschichtlichen Datum sich verfehlt habe.

Aus dem Bisherigen ergibt sich wol hinlänglich was es mit all den schwülstigen Bravaden gegen den Nichthistoriker, mit den bis zum Ekel wiederholten Tiraden über absolute Verfälschung der Geschichte u. dgl. auf sich habe. Noch mehr aber wird der Leser sich verwundern, wenn er sich durch die weitschweifigen Wiederkäuungen nicht verführen läßt, sondern auch nur mit einiger Aufmerksamkeit die einzelnen Punkte ins Auge faßt, in Beziehung auf welche der Verfasser seiner Laune so oft und viel den Zügel schießen läßt. Er wird sich davon überzeugen daß es einige wenige, in den Augen vernünftiger Leute nicht schwerwiegende Modalitäten sind, in welchen der geschmähte Gegner allerdings sich geirrt und bei einem minder glänzenden Zustand seiner Bibliothek hier und da eine Vermuthung gewagt hat die nicht Probe hält. Nachdem es aber trotz allem Schelten dem Verfasser nicht gelungen ist seinem Gegner einen Fehler bezüglich des innern Entwickelungsgangs nachzuweisen, wird Jedermann zu dem Urtheil kommen daß in der nimmersatten Polemik des Verfassers viel Geschrei und wenig Wolle, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt, und daß sein ganzes Gebahren entweder der Ausbruch einer höchst unbesonnenen und schmählichen Leidenschaftlichkeit oder einer raffinirten, mit Nichts zu entschuldigenden Bosheit sei.

Ganz abgesehen davon daß auch der Verfasser nicht selten zu Hypothesen greift und nach der Lage der Sache greifen muß, welche trotz seines orakelhaften Dünkels eben doch nur willkürliche und zweifelhafte Vermuthungen sind und bleiben, ganz abgesehen von manchen Punkten, in welchen auch er sich der „hochmüthigen Ueberhebung" schuldig macht, die Verfasser der Rechtsbücher des Mittelalters zu corrigiren, ganz abgesehen von diesen und ähnlichen Dingen welche er sich unbedenklich erlaubt, während er seinen Gegner eben deshalb schmäht und zu schmähen nicht müde wird, bleibt als des Pudels Kern von der ganzen ungeheuerlichen Polemik nicht mehr übrig als daß der Gegner 1) die Civiljury zu wenig berücksichtigt habe, wogegen zu bemerken ist a) daß es nicht wahr ist, da derselbe die Entwickelung der Civiljury so-

gar weiter als die meisten Andern, jedenfalls aber gerade soweit verfolgt hat als es behufs seines Gegenstandes, der Darstellung der innern Geschichte der Criminaljury, nothwendig war; daß daher b) die Beschränkung in dieser Hinsicht in der Natur der vorliegenden Aufgabe, nicht in der Impietät gegen eine Geschichte von 700 Jahren ihren Grund hat, wie der Verfasser perfid insinuiren möchte; c) daß es die höchste Gedankenlosigkeit ist, die zwei gänzlich verschiedenen Fragen über die innere Berechtigung und über den historischen Bestand der Civiljury durcheinanderzuwerfen und aus der Verneinung der erstern den Vorwurf schnöder Behandlung der Geschichte, des Leichtsinns, der Bequemlichkeit, der Flüchtigkeit in historischen Dingen rc. abzuleiten, während doch gerade mit der Trennung des zwar äußerlich Verbundenen, aber innerlich nicht Zusammenhängenden offenbar der Geschichte weit mehr gedient ist als mit einem blinden, kritik- und geschmacklosen Abklatsch des historischen Hergangs in seiner ganzen Breite und mit all seinem zufälligen Beiwerk. Ein weiterer Vorwurf ist 2) daß der Gegner gewisse Stellen aus dem Rechtsbuche Bracton's irrig verstanden und eine Eigenschaft der Jury, die erst später vollkommen ausgebildet hervortrat, schon in ihnen ausgesprochen habe finden wollen. Die Größe des angeblichen Verbrechens würdigt sich hiernach von selbst. Ebenso frivol und lächerlich ist 3) der vom Verfasser unzählige male wiederholte Vorwurf daß der Gegner den Gebrauch der Beweisvorlage vor die Geschworenen in Strafsachen in der Zeit zu früh angesetzt habe. Charakteristisch hierbei ist für das Verfahren des Verfassers daß er selbst es ist welcher den Gegner zu der allerdings irrthümlichen Annahme verleitet hat; Jedermann wird sich also daraus die gute Lehre entnehmen daß es gefährlich ist sich auf die Wahrhaftigkeit des Verfassers zu verlassen, da man die Aussicht hat hierfür mit Schimpf und Spott belohnt zu werden. Wichtiger aber als dieser Nebenpunkt ist der Umstand daß der Irrthum des Gegners in der Zeitangabe, gerade nach der jetzt vom Verfasser gelieferten genauern Darstellung des äußerlichen Entwickelungsgangs, in der Sache selbst, d. h. in Beziehung auf die Erkenntniß des innern Entwickelungsgesetzes, so gut als Nichts bedeutet, da dieses auch jetzt ganz dasselbe bleibt. Bedenkt man nun daß eben jener doch nicht eben bedeutende Irrthum hauptsächlich den Nagel bildet an welchem immer und immer wieder die marktschreierische Anklageacte über großartige Verfälschung der Geschichte, Mythenbildungen rc. aufgehangen wird, so wird man wol keinen Anstand haben anzunehmen daß dem Verfasser entweder eine unbesonnene, leidenschaftliche Verblendung über alles Maß hinaus zur Last falle, oder aber daß ihn ein Vorwurf treffe, gegenüber von welchem die ganze Summe von Schmähungen womit er seine Gegner überhäuft federleicht wiegt. Freilich sucht er 4) nebenher noch einige tadelnswerthe Brocken aufzulesen, über die er sich jedoch selbst besondern Lärm zu machen schämt. Und zwar mit Recht. Denn mag es auch immerhin eine unrichtige Annahme sein daß der Zweikampf als Beweismittel bei den Niedergerichten gar nicht in Anwendung gekommen sei, so ist doch ebenso wenig zu leugnen daß das Duell als normannisches Recht dem Reinigungseide und Gottesurtheil als angelsächsischem Rechte gegenübersteht, daß die Bürger der Städte und die Männer von Kent als beharrliche Anhänger des angelsächsischen Rechts von dem Zweikampfe sich frei erhalten haben, daß der Bürgerstand seiner Natur nach der Jury geneigter sein mochte als dem Duell, welches der Adel vorzog rc. Besonders bemerke man aber daß der Gegner gerade das Gegentheil vom Dem sagt was ihn der Verfasser sagen läßt!

Ebenso verhält es sich mit dem übrigens auch ziemlich breitgetretenen Vorwurfe des Verfassers daß der Gegner die Jury von den Niedergerichten aus in das höchste königliche Gericht hinaufdringen lasse, während doch dieselbe vielmehr von oben herab durch Reichsgesetze eingeführt und von den königlichen Justitiaren weiter gebildet worden sei. Abgesehen nämlich davon daß die Auffassung der gegnerischen Ansicht bei dem Verfasser, der zwischen dem Institut selbst und seinen Elementen nicht zu unterscheiden weiß, ganz schief ausgefallen ist, mag an Dem was der Verfasser verficht immerhin etwas Wahres sein, aber dieses Wahre ist ohne Bedeutung, es läßt das Wesen des Instituts unberührt; und noch schlimmer, es hat andererseits Unwahrheit im Gefolge, indem nun die Meinung erweckt wird, als ob das Institut gar keine Wurzel im germanischen, namentlich im angelsächsischen Rechtsgeist gehabt habe, sondern lediglich ein Product normannischer Rechtsgelahrtheit gewesen sei.

Nach einer so großthuerischen negativen Kritik wird man nun billig bedeutende positive Ergebnisse aus der keuschen, reinhistorischen Arbeit des Verfassers zu erwarten haben. An Ergebnissen fehlt es denn auch wie vorauszusehen war nicht, und umsoweniger, da es dem Verfasser seit 1848 gelungen ist einen ansehnlichen Zuwachs englischer Schriften für seine Bibliothek zu erhalten. Ob aber diese Ergebnisse für einen andern als einen Fachgelehrten, der allerdings nach ihnen Manches zu berichtigen, manche Lücken auszufüllen, manche historische Partie drastischer zu beleben hat, ob sie für praktische Juristen und andere gebildete Leute, die sich um das Wesen des Geschworeneninstituts interessiren, von besonderm Werthe sein können, muß sehr bezweifelt werden. Solche Leser, wenn sie sich durch einen Wust von Kleinigkeitskrämereien hindurchgemacht haben, werden sich oft an den Spruch erinnern: „Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig!"

Wie zu erwarten gewesen, legt auch jetzt der Verfasser das Hauptgewicht auf das äußere Paternitätsverhältniß, ungewarnt durch die Fehler die er geständlichermaßen in dieser Richtung schon früher durch unbesonnenes Nachsprechen sich hat zu Schulden kommen lassen (s. Köstlin, „Wendepunkt", S. 298). In der Sache selbst ist gegen diese wissenschaftlich seinsollende Manier nur Dasselbe wieder zu erinnern was schon früher gesagt wurde: daß das antiquarische Bemühen um die Analogie skandinavi-

scher Brocken zwar einiges untergeordnete Verdienst in Beziehung auf Formalitäten beanspruchen, zur Aufhellung des Geistes des Instituts aber in der dürftigen Weise wie solche Analogien vom Verfasser benutzt werden Nichts beitragen könne (a. a. O., S. 296 fg.), sowie: daß einer der größten und verderblichsten Fehler der blos antiquarischen Geschichtsklitterer darin besteht, schon die Anfänge oder wenigstens die noch unreifen Gestaltungen des Instituts Jury zu nennen und dadurch diesen Begriff, mit dem man nur das ausgereifte Institut bezeichnen sollte, in ein vielfach schiefes Licht zu bringen (a. a. O., S. 299, 300). Wenn tüchtige Forscher wie Dahlmann, Michelsen u. A. früher im Eifer des Suchens auf derlei Abwege geriethen, so konnte man wegen des Werths der Ausbeute den Fehler entschuldigen. Anders aber verhält es sich, wenn ein Schriftsteller, der sich die Mühe gibt einen der schwierigsten Gegenstände geschichtlicher Forschung abschließend behandeln zu wollen, aus Eigensinn der Altersschwäche absichtlich wieder in Abwege hineinrennt, auf welchen er freilich nicht fürchten darf den drohenden Gespenstern von Gedanken zu begegnen, deren Geistesblick er ohne Zweifel nicht mehr auszuhalten vermag. Eben dies aber thut der Verfasser gleich beim Eingang seiner vermeintlichen historischen Entwickelung in einer Weise die jedem Kenner zum voraus allen Glauben an seine Fähigkeit benehmen muß, da es ihm hier gelingt in wenigen Worten eine erschreckende Masse von Irrthümern aufzuhäufen. Abgesehen von diesen verrätherischen Eingangsworten bringt er freilich in §. 5 nichts Neues vor, sondern stellt eben nur wieder die von Dahlmann und Michelsen bekanntgemachten skandinavischen Anklänge konterbunt zusammen und vermuthet dann (ohne irgend eine Spur von Beweis) daß diese Nachklänge in der Normandie ihr Echo gefunden hätten, welche Vermuthung er vorher als eine klar und offen daliegende Thatsache einschmuggelt. Indessen überrascht er doch den Kenner wenigstens durch Ein novum, nämlich durch einen Rückfall in die früher von Dahlmann angeregte, von ihm nachgebetete, nachher aber wieder verleugnete Analogie des norwegischen Zwölfergerichts, welcher Umstand allein schon genügend zeigt daß ihm selbst die Handhabe, die er früher zum richtigen Griff der Entstehung des Instituts als eines Beweismittels hatte, nachgerade verloren gegangen sein muß. Wollte man aber auch diesen Punkt (ähnliche finden sich zu Dutzenden) fallen lassen, so wird sich doch Jeder dem es um die Sache zu thun ist davon überzeugen, daß mit dieser ganzen Zusammenwürfelung der verschiedenartigsten nordischen Elemente zwar für Unkundige und Denkfaule eine sogenannte gelehrte Suppe eingebrockt, aber jedem Weitersehenden nichts Erkleckliches geboten werden kann. Man vergleiche damit die Darstellung bei dem geschmähten Gegner (a. a. O., S. 214—221, 224—229) und überzeuge sich dabei gelegentlich von der Wahrheitsliebe des Verfassers, wenn er die Meinung zu erwecken sucht, als ob jener sich um das nordische und normannische Recht gar nicht bekümmert hätte!

Mit einer leichtsinnigen Hypothese, die bei Andern Sünde wäre, springt nun der Paternitätsjäger auf die Normandie über, was man sich schon eher gefallen lassen kann, da hier doch wenigstens überhaupt eine unzweifelhafte Rechtsverwandtschaft, wenn auch nur in Beziehung auf Formen vorliegt. Abgesehen jedoch davon daß hier eigentlich von Daniels spricht, dem übrigens sehr mit Undank gelohnt wird, hat begreiflicherweise diese Darstellung nur einen untergeordneten Werth, und auch diesen nur unter der Bedingung daß der Leser sich nicht verführen läßt der Sache eine größere Bedeutung zuzuschreiben als sie verdient. Schon im Bereiche der Aeußerlichkeiten, worin der Verfasser sich allein heimisch fühlt, wird man wohlthun, seinen kecken Versicherungen zu mistrauen, da er früher theilweise mit demselben Pochen auf Infallibilität eines reinen Quellenforschers das Gegentheil versichert hatte (schon in §. 5 liegen Beweise genug dafür was es mit dieser anmaßlichen freien Bewegung auf dem Feld der Geschichte für eine Bewandtniß hat); wäre aber auch in dieser Hinsicht Nichts auszusetzen, so muß um so gewisser der beschränkte Eigensinn abstoßend wirken, womit der Verfasser eine Untersuchung die an sich verdienstlich sein könnte aus einer Nebensache zur Hauptsache aufschraubt und, anstatt ehrlich sein Nichtverständniß einzugestehen, sich noch mit dem Vandalismus der Gedankenlosigkeit breit macht. Nebenbei ist noch anzumerken daß die englischen Einrichtungen im Criminalverfahren, um die natürlich Jedem der sich um die Geschichte der Jury bemüht besonders zu thun ist, nach des Verfassers eigenem Anerkenntniß auf eigenthümlicher Bildung beruhen. Natürlich sinkt aber damit der Werth dieser ganzen skandinavisch-normannischen Excursion, welcher eine untergeordnete Bedeutung nicht abgesprochen werden soll, im Verhältnisse zu der Aufgabe im Ganzen, wie sie der Verfasser zu lösen sich anheischig gemacht hat, noch um eine Stufe tiefer, und man muß es wahrhaft bedauern daß er sich mit seiner sonst respectabeln Gelehrsamkeit in ein solches Misverhältniß hineinwagen mochte, bei welchem er unfehlbar den Kürzern ziehen mußte.

Indessen läßt wie gesagt die eigensinnig abgewehrte Wahrheit der innern Geschichte des Instituts dem Verfasser doch keine Ruhe und er sucht sich wenigstens auf negative Weise damit abzufinden, indem er „gegen die Eideshelfer als Grundidee, welche Vorstellung so vielen Historikern und Philosophen zugesagt hat, eine besondere Polemik aufstellt". Sämmtlichen Gegnern, die freilich sorgfältig in Schafe und Böcke eingetheilt werden, ist dabei indirect das Compliment gemacht daß „andere gangbare Auffassungen gar keine specielle Berücksichtigung verdienen". Leider hat jedoch auch ihre eigene Auffassung nicht soviel Gnade bei dem Verfasser gefunden daß er sich mehr als blos oberflächlich damit zu thun gemacht hätte, weshalb kein Leser glauben möge durch diese Kritik irgendwie über den wahren Stand der Sache orientirt zu werden. Dies ist schon deshalb unmöglich, weil der Verfasser nicht den mindesten Anstand nimmt die

verschiedensten Arten von Hinweisung auf das Institut der Eideshülfe ohne Weiteres in Einen Topf zusammenzuwerfen, dagegen keine Anstalt macht auch nur eine derselben gründlich zu verfolgen, wenn nicht vom Zaune gebrochene und sich selbst widersprechende Schmähungen dafür gelten sollen. Abgesehen von diesen sind die Einwendungen des Verfassers fast durchgängig so trivial daß Jeder welcher die Ausführungen der Gegner zur Hand nimmt eines Lächelns sich nicht wird erwehren können. Nur nebenbei mag bemerkt werden daß auch hier wieder die Ansicht seines Hauptgegners (a. a. O., S. 301—311), wonach die Jury keineswegs blos aus der Eideshülfe, sondern aus der Verschmelzung von Zeugniß und Eideshülfe entstanden ist, gänzlich unbegriffen geblieben sein muß. Alles Dies kann aber nicht Wunder nehmen, da der Verfasser an der kindlichen Vorstellung festklebt daß, wenn von Verwandelung der Eideshülfe in die Jury gesprochen wird, damit eine Transsubstantiation mit Haut und Haar gemeint sei. Gegen derlei gedankenbare Vorstellungen ist in der That eine ernsthafte Polemik gar nicht möglich. Endlich aber wird denn doch der Leser gewaltig erstaunen, wenn er das Geständniß findet daß an der ganzen so vielfach verunglimpften Sache doch Etwas sein müsse. Ja nicht nur Dies, sondern der Verfasser bequemt sich sogar dazu, eine Stelle aus der betreffenden Ausführung seines Lieblingsgegners (a. a. O., S. 308) auszuheben und zu versichern daß er hiermit „gar sehr zusammentreffe", daß „der Gegner hier nicht mit Begriffen gespielt, sondern einfach aus den historischen Grundlagen philosophirt habe". Nun darf man aber nur wissen daß gerade jene Ausführung zum Kern der gegnerischen Darstellung des innern Entwickelungsgesetzes der Jury gehört, daß sie keineswegs, wie es mit den Behauptungen des Verfassers der Fall ist, aus dem Zusammenhang herausgenommen werden kann, und man wird über den Werth des §. 29 und all der vielen Wiederholungen desselben Themas hinlänglich verständigt sein.

Mit allem Bisherigen soll nun der Gelehrsamkeit des Verfassers und dem Fleiße, womit er von Andern beigefahrene und hier und da selbst ausfindig gemachte Materialien zusammenstellt, die gebührende Ehre nicht entzogen, sondern es soll nur das Publicum darüber ins Klare gesetzt werden daß es in dieser ganzen Partie der geschichtlichen Darstellung des Verfassers jedenfalls eine äußerst einseitige, insbesondere die Anfoderungen irgend eines nicht mit der bloßen Oberfläche Zufriedenen in keiner Weise erfüllende Arbeit vor sich habe.

Befriedigender — falls man nur immer von dem Grundfehler des Verfassers absieht, die Sache mit der Form, das Ganze mit irgend einem seiner Elemente zu verwechseln — wenigstens im Ganzen ist was er §. 7—11 vorträgt, da er sich hier größtentheils auf dem seiner Natur gemäßen Gebiete der Aeußerlichkeiten bewegen kann. Man findet hier zunächst die auch sonst bekannten Notizen über die englische Gerichtsverfassung im 12. Jahrhundert zusammengestellt, wobei man dem Verfasser die Freude lassen kann sich mit der Berichtigung dieser und jener Kleinigkeit unnöthig zu brüsten. In derselben äußerlichen (und eben damit verkehrten) Weise wird sofort von der Einführung der Assisen in Civilsachen, von der Entstehung der jurata in Civilsachen und von dem Unterschiede der assisa und jurata gehandelt. Neues findet man aber auch hier nur spärlich und jedenfalls nur Unbedeutendes. Auch ist das Ganze mehr Notizenkram als wirklich geschichtliche Entwickelung, und wo der Verfasser an eine von Andern gelieferte Entwickelung in zanksüchtiger Laune sich anlehnt, da geschieht es nur, um zu zeigen daß derlei höhere Geistesthätigkeit ihm fremd und unverständlich geblieben ist. Von seinen frühern Hauptfehlern hat er (in eigensinnig und kleinlich durchgeführtem Widerspruch gegen die höflichen Erinnerungen im „Wendepunkt") keinen aufgegeben. Noch jetzt spricht er von „normannischen Geschworenengerichten" (!), noch jetzt sieht er in den ersten Erscheinungen der Civilassise in England mit derselben Naivetät bereits eine Jury (vergl. „Wendepunkt", S. 299, 300, 310, 311, 370 fg.). In seiner Manie für die äußerliche Importation bloßer Formen und Namen verliert er auch jetzt nicht nur allen Sinn für die innern Factoren des geschichtlichen Processes und den allgemeinen Zusammenhang der Entwickelung germanischer Rechtsgedanken, worauf er sogar in trivialster Weise wenig zu halten zugibt, sondern gibt sich sogar in seiner eigenen beschränkten Sphäre die traurigste Blöße, indem er das angelsächsische Recht, sei es aus Indolenz oder aus Unwissenheit, fast ganz ignorirt und überhaupt die englische Rechtsentwickelung vor Glanville mit einer Oberflächlichkeit und Willkürlichkeit behandelt, die man kaum für möglich halten sollte. Und man bemerke wohl! Diese Sünde wider den Heiligen Geist der Geschichte wird nicht um irgend einer lichtvollen und fruchtbaren Idee willen, sondern wegen einer höchst gedanken- und werthlosen Grille begangen! Die ganze Höhe der „historischen Construction", wozu der Verfasser sich erhebt, besteht darin daß zwar die Jury erst 1164, 1176 in England eingeführt worden sei, aber die Grundidee derselben schon seit der normannischen Eroberung daselbst gespukt habe, eine Behauptung in der ebenso viel Verkehrtheiten als Worte stecken. Und damit meint er Wißbegierige zu belehren, die anderswoher erfahren können daß es sich bei einer Geschichte der Jury um ganz andere Aufgaben handelt? Was er gibt sind jedenfalls nur kümmerliche Bruchstücke, so zwar daß fast alle Goldkörner durch das Sieb gefallen und meist nur die Schlacken übriggeblieben sind. Das einzig Bedeutende was er vorbringt ist das S. 68—73 Vorgetragene. Aber auch dessen Werth überschätzt er sehr, umsomehr, da er selbst anmerkt daß das Angegebene nicht für die Criminaljury gelte, um welche es jedem praktisch Besonnenen hauptsächlich zu thun ist und für welche die ganze Entwickelung der sogenannten Civiljury in England nur den Dienst einer Vorbereitungsschule leistete. Jedenfalls ist die Art wie er (S. 76) den Fortschritt der jurata gegenüber der assisa erklärt,

ebenso verworren als bezeichnend für seine Unfähigkeit, die Sache anders als bei der Oberfläche anzufassen. Besonders bemerkenswerth ist aber auch hier wieder die Polemik des Verfassers, da er neben einer Reihe anderer frivoler Vorwürfe dem Gegner den offenbar unwahren Vorwurf macht daß derselbe den Zusammhang der Jury mit der patria ignorire, bei der Zeugenqualität der Geschworenen nur an ein individuelles Zeugniß über Selbstgesehenes und Gehörtes denke und den modernen Begriff des Privatzeugnisses schon in das 13. Jahrhundert eintrage (I, 78—80). Man vergleiche hiermit die gerade entgegengesetzten Aeußerungen im „Wendepunkte", S. 303—306, 311, 326—329, 345—348, 370 fg., und schließe hieraus auf das Vertrauen und die Achtung welche ein solcher Referent verdient!

In ähnlicher Weise spinnt sich denn auch die fernere historische Darstellung fort welche mit §. 12 zur Entstehung und Ausbildung der Jury in peinlichen Sachen übergeht. Ein oberflächlicher oder etwa mit der Sache noch gar nicht vertrauter Leser mag sich vielleicht auch hier im ersten Augenblick durch die große Mannichfaltigkeit des aufgespeicherten Materials blenden lassen. Indessen wird er bald bemerken daß weit das Meiste davon wieder in Zusammenstellung bekannter, lediglich das Aeußerliche betreffender Notizen besteht (es fehlt eben nur noch an Nachrichten über die Garderobe der Sheriffs und der reisenden Richter), daß dagegen an Allem was unter die Oberfläche hinunter weist, wie namentlich an den Wirkungen der Gesammtbürgschaft, des Freipflegewesens ꝛc., der Verfasser mit einer merkwürdigen Gleichgültigkeit vorübereilt, wodurch es zur Noth entschuldigt werden kann, wenn er auch hier sich nicht entblödet die Ansichten seiner Gegner auf mehr oder minder grobe Art entstellt vorzutragen. Noch ganz anders aber muß das Urtheil sich stellen, wenn man den Maßstab der Aufgabe anlegt welche zu bewältigen der Verfasser sich anheischiggemacht hat.

Wenn er vorher sich in einseitigster Beschränktheit ganz und gar in die Paternitätsfrage verrannt, wenn er nachher sich mit kritikloser Breite in das Detail der Entstehung und Ausbildung der Civiljury ausgelassen und in beiderlei Richtungen zwar mancherlei brauchbares Material für Nebenfragen beigebracht, dagegen gerade die Hauptsache, die innere Bildungsgeschichte des Instituts, so gut als ganz verwahrlost, ja nicht selten durch die Hypothesen wozu er sich aufschwingt den richtigen Weg dazu geradezu verlegt und den Leser in Verwirrung gebracht hat, so kann leider auch dem Abschnitt über die Anfänge der Criminaljury nicht viel Besseres nachgerühmt werden. Es genügt zu bemerken daß auch hier wieder, wo er einmal aus dem äußerlichen Notizenwesen sich aufzuschwingen sucht, sein ganzes Bestreben dahin geht das Institut nicht aus seinen innern Elementen, sondern lediglich aus äußern Analogien zu erklären. Die Brücke zwischen Rüge- und Urtheilsjury bricht er auf die leichtsinnigste Weise ab und müht sich dagegen ab die Urtheilsjury wiederum blos an seine geliebte Civiljury anzuknüpfen, die er freilich so sehr liebt daß er sie selbst nicht einmal von ihren ersten embryonischen Anfängen zu unterscheiden weiß. Jedem nicht denkfaulen Leser muß es als etwas an der Art des Verfassers sehr Charakteristisches auffallen daß er, der sich als Historiker reinsten Wassers gerirt, gerade für das eigentliche Werden und Wachsen des Rechts und die allmäligen Gedankenmetamorphosen, wodurch es sich vollzieht, ganz und gar keinen Sinn hat, vielmehr immer und überall nur von äußerer Herkunft, äußerm Borgen des einen Instituts vom andern, Verdrängung des einen durch das andere und dergleichen Vorgänge, wodurch aller innere Zusammenhang der Entwickelung zerrissen wird, zu berichten weiß. Allein das ist die Manier eines Raritätenkastenvorzeigers, es ist keine wissenschaftliche Manier, namentlich nicht die eines wissenschaftlichen Geschichtschreibers. Nur beiläufig mag bemerkt werden daß auch hier wieder über das angelsächsische und noch mehr über das germanische Recht im Ganzen mit einer Oberflächlichkeit ohne Gleichen hinweggegangen, dagegen (I, 120, vergl. 280) der Beweis geliefert wird, wie sehr wenig der Verfasser in den neuern Forschungen über germanisches Strafrecht zu Hause ist.

Nach diesen verunglückten Versuchen einer anmaßlichen quellenmäßigen Geschichtschreibung ist es wahrhaft wohlthuend, dem Verfasser von §. 18—21 (I, 124—153) eine zeitlang auf einem Gebiete folgen zu dürfen, wo er ruhig seinem Genius folgen konnte, ohne durch irgend ein verfolgendes Gespenst aus dem Reiche der Ideen beunruhigt und aus der ihm angemessenen wohlanständigen Redseligkeit aufgeschreckt zu werden. Er spricht da „von dem Verschmelzen der beiden Arten des Geschworenengerichts in Civilsachen" (was freilich wieder ein höchst verkehrter Titel ist), von der Entstehung und neuern Fortbildung der Großen Jury und von den Friedensrichtern und Coroners. Für den Leser der etwas lernen will sind diese Pharagraphen als eine Oase in der Wüste zu bezeichnen, und zwar im bestgemeinten Sinn, da hier die Notizensammlung nicht blos ein schlechtes Surrogat für mangelnde Gedanken ist, sondern für sich selbst ihren anständigen Werth hat.

Diese Huldigung berechtigt aber umsoeher zu einer ungeschminkten Beurtheilung des folgenden §. 22. Hier endlich nimmt der Verfasser den bisher versäumten Anlauf, das Institut der Jury an die Gedanken des germanischen Beweisrechts anzuknüpfen. Von irgend einer innerlichen Entwickelung ist freilich auch hier nicht die Rede, sondern nur von einer Advocatenschrift für eine früher vorgebrachte und angegriffene Ansicht. Die Fähigkeit des Verfassers zur Aufnahme derartiger Controversen charakterisirt sich am besten dadurch daß er eben Das was zum Verständniß des in §. 22 Vorgebrachten nothwendig mitgehört erst wieder weit hinterher (in §. 29) zu Markte trägt. So wenig es sich indessen eben deshalb der Mühe lohnt gegen seine Ausführung kritisch aufzutreten, so wirft dieselbe doch wieder einige für den Charakter der ganzen Schrift so bezeichnende Schlag-

lichter ab daß es Schade wäre gar keine Notiz davon zu nehmen. Sein Thema ist: „Die ursprüngliche Qualität der Geschworenen als Zeugen.“ Darin liegt schon Verkehrtheit genug. Denn solange die betreffenden Personen Zeugen waren konnten sie nicht auch etwas Anderes, Weiteres, nämlich Geschworene sein. Allein da der gesunde Menschenverstand in den Bereich der Philosophie, mindestens der nicht am Buchstaben klebenden Wissenschaft gehört, so wird der Verfasser dies nicht als Instanz gelten lassen. Dem Publicum gegenüber darf aber wol unbedenklich die Sache dargelegt werden wie sie sich in Wahrheit verhält, und diese besteht in Folgendem.

Gegen den Verfasser, der seit 1827 die Jury eben nur an den Begriff des Zeugnisses anzuknüpfen gewußt hatte, war von den verschiedensten Seiten her und am entschiedensten in der Schrift „Der Wendepunkt“ geltendgemacht worden daß damit Nichts erklärt sei, vielmehr zu der Zeugenqualität noch eine andere habe hinzutreten müssen, um (unter der Einwirkung noch verschiedener anderer Einflüsse) das eigenthümliche Institut der Geschworenen hervorzubringen, und als dieses Weitere wurde die Idee der Eideshülfe namhaftgemacht. Wie schwach nun die Polemik des Verfassers gegen diese Idee sei, wurde schon oben gezeigt; das Ende des §. 29 zeigt sogar daß der Verfasser nahe daran ist von dem wahren Sachverhalt eine Ahnung zu bekommen. Allein der absolute Ingrimm gegen philosophische Behandlung der Geschichte (besonders wo seine Person im Fall ist getadelt zu werden) hat ihm zur Pflicht gemacht, alle Verlockungen von dieser Seite muthig vonsichzuweisen, daher die Grobheit in §. 29, die freilich sonderbar mit den Einräumungen am Schlusse contrastirt. Da er nun ohnedies nicht fähig ist Gedankenbewegungen anders als nach den Gesetzen der Mechanik aufzufassen, so war es für ihn allerdings am Platz das Zusammengehörige in den §§. 22 und 29 auseinanderzureißen. Gleichwol hat er hier wie dort nicht umhingekonnt indirect der Wahrheit die Ehre zu geben. Vorallem nämlich will ja auch er nur „die ursprüngliche“ Qualität der Geschworenen als Zeugen anerkannt wissen, gibt also zu daß sie diese später, und zwar seit man angefangen habe ihnen Beweismittel vorzulegen, verloren haben. Insoweit kämpft er aber gegen Windmühlen. Denn einerseits bestreitet die Zeugnißeigenschaft der Assisen Niemand der von ihnen nähere Kunde hat („Wendepunkt“, S. 345—348, 354—356, 362, 364 und sonst); andererseits erkennt der Verfasser unbedenklich an daß seit dem Aufkommen der Beweisvorlegung die Aufgabe der Juratoren eine andere geworden sei. Man darf also wol mit Mephistopheles fragen: Wozu der Lärm?!

Der ganze Streit kommt am Ende auf eine Zeitbestimmung, auf eine Jahreszahl hinaus. Das wird man vielleicht kaum für möglich halten; man wird entgegnen, der Verfasser müsse doch wol irgendwie auch in Beziehung auf die Bestimmung des innern Entwickelungsgesetzes von seinem Gegner principiell abweichen. Nach einer solchen Abweichung sucht man jedoch vergeblich. Zwar von der Uebertragung der Eideshelferfunction auf die Juratoren will der Verfasser Nichts wissen. Allein er sperrt sich nur gegen das Wort, nicht gegen den damit verknüpften Sinn, d. h. die subjective Verarbeitung des objectiv Erfahrenen zu einem Gewissensausspruch. In der Sache gibt er also vom 15. Jahrhundert an dem Gegner völlig Recht; aber indirect thut er dasselbe auch schon für die frühere Zeit, indem er das vermeintliche Zeugniß der Beweisgeschworenen als „Gemeindezeugniß“ darstellt, wovon er freilich die Consequenzen (s. „Wendepunkt“, S. 374) noch immer nicht begriffen zu haben scheint.

Allerdings kann der im „Wendepunkt“ S. 372—384 gegebenen Entwickelung die schon oben angeführte zweifache Uebereilung Schuld gegeben werden, daß einestheils auf gewisse Stellen des Bracton ein zu großes Gewicht gelegt, anderntheils der Gebrauch der Beweisvorlage vor die Geschworenen der Zeit nach zu früh angenommen wird. Diese beiden sehr entschuldbaren Irrthümer sind es nun, wie gleichfalls schon gezeigt wurde, welche der Verfasser in unvermeidlichen Wiederholungen zum einzigen Hebel seiner auf Nichts weniger als auf absichtliche Fälschung gerichteten Anklage macht. Hierbei ist nun aber zuvörderst zu bemerken daß die Erklärung welche der Verfasser in seiner gewohnten Oberflächlichkeit der betreffenden Stellen im Rechtsbuch Bracton's (natürlich wiederholt) unterschiebt zum mindesten noch unrichtiger ist, da dieselben doch jedenfalls zeigen daß in Beziehung auf die Auffassung der beweisrechtlichen Qualität der Juratoren in Civilsachen eine Krisis eintrat, von der er freilich in seiner blos außen an den Gedanken herumtappenden Manier keine Ahnung hat, wie am klarsten aus der Naivetät seiner (I, 156) für die Zeugenqualität der Geschworenen vorgebrachten, das Gegentheil darthuenden Beweise hervorgeht. Möchte er aber immerhin wo er seine eigenen wissenschaftlichen Gerichte auftischt alles Mögliche durcheinandermengen; wenn er nur sich enthalten könnte, beim Berichten über gegnerische Ansichten offenbare Unwahrheiten vorzubringen und zwar nicht Ein mal, sondern zu Dutzend malen stets dieselben zu wiederholen! Dahin gehört es nämlich, wenn er stets aufs neue versichert daß im „Wendepunkt“ der Anfang der Beweisvorlage vor die Geschworenen geradezu schon ins 13. Jahrhundert gesetzt und daß ihnen schon in jener Zeit die Idee der conviction intime untergeschoben sei. In Beziehung auf Ersteres genügt es einfach auf die betreffende Ausführung im „Wendepunkt“ hinzuweisen, wo (S. 378) ausdrücklich gesagt ist daß die ganze Uebertragung der Eideshelferfunction auf die Beweisgeschworenen nur als eine allmälig vor sich gehende und namentlich das Moment der Beweisvorlage als das zuletzt eingetretene anzusehen sei. Hinsichtlich des andern Vorwurfs weiß Jeder der eine Seite in den Schriften des Gegners gelesen hat daß dieser von Nichts weiter entfernt ist als von dem Aberwitz, den englischen Geschworenen in irgend einer Periode den Begriff der französischen conviction intime anzudichten, daß mithin der Vorwurf des Verfassers nur

auf dem traurigsten Misverständnisse oder auf einem andern Motive, das nicht namentlich angeführt zu werden braucht, beruhen kann.

Allerdings war der Schluß des Gegners auf ein früheres Eintreten der Beweisvorlage vorschnell. Aber immerhin war er gerade hierzu durch Niemand Andern als den Verfasser verführt worden, der sich nicht genug beeilen konnte die betreffenden Notizen von Starkie dem Publicum mitzutheilen, gleichwol aber dem Gegner für die Benutzung dieser voreilig mitgetheilten Notizen mit Schimpfworten lohnt. Wenn dabei namentlich auch der Vorwurf gemacht wird daß eine nur für die Civiljury eingetretene Entwickelung irrthümlich auf die Criminaljury übergetragen sei, so klingt das besonders lächerlich von Seiten eines Schriftstellers, der gerade auf die Vorbildlichkeit der Civiljury ein so übertriebenes Gewicht zu legen gewohnt ist. Vernünftige Leute werden nun ohne Zweifel überhaupt dem Gegner, der sich ganz andere und tiefsinnigere Aufgaben gesetzt hat als der Verfasser, über einen Verstoß in der Zeitrechnung nicht den Proceß machen. Dem Verfasser und seinesgleichen kann man die Freude lassen über dergleichen zu triumphiren, da ihnen andere Triumphe versagt sind.

Allein das Piquanteste an der Sache ist daß der ominöse Schluß des Gegners nicht etwa blos übereilt, sondern ganz unnöthig war. Nach den vom Verfasser in §. 23, 24 (vergl. auch I, 156) gegebenen genauern Nachweisungen ist es nämlich ganz gleichgültig für die innere Entwickelungsgeschichte des Instituts, ob die eigentliche Beweisvorlage früher oder später eintrat, da schon vorher Analoga vorhanden waren, die im Wesentlichen denselben Dienst leisteten. Eben hiermit hat denn auch der Verfasser wider Wissen und Willen seinem Gegner einen sehr annehmlichen Dienst geleistet und jedenfalls einen weit größern als sich selbst. Denn eben in seinem hartnäckigen Festhalten der Zeugenqualität, wobei er ohne praktische Unterscheidung von Civil- und Strafsachen (namentlich facta occulta) sich an der vagen Vorstellung des Zeugnisses der patria anklammert, gibt er sich natürlich seinem Gegner gegenüber soviel Blößen daß dieser jetzt noch leichteres Spiel mit ihm haben wird als früher. Doppelt piquant wird aber dieses ganze Verhältniß noch dadurch daß in Beziehung auf das endliche Ergebniß des ganzen innern Entwickelungsverlaufs (sei nun dasselbe anno so oder so eingetreten) der Verfasser geradezu der Ansicht des Gegners folgt. Indem er nun gleichwol die Prämissen leugnet, gibt er nicht nur eine höchst abenteuerliche Inconsequenz preis, sondern setzt sich auch in die gegenüber jedem Denkenden fatale Lage, im Wesentlichen (wenn auch vag) Dasselbe wie der Gegner zu behaupten, nur unter einer andern, unverstandenen, namentlich in Strafsachen nichtssagenden Kategorie (der des Gemeindezeugnisses), wobei er noch die große Ungeschicklichkeit begeht, seinen Gegner über diese Kategorie belehren zu wollen, während er selbst einer solchen Belehrung doppelt und dreifach bedurfte und solche auch seiner Zeit, leider fruchtlos, pflichtlich erhielt.

So begegnet es ihm denn auch hier daß er im Uebermaß des Ingrimms das Ziel verfehlt und lediglich sich selbst auf den Mund schlägt. Zugleich rechtfertigt er auch hier durchaus das Urtheil daß er zwar nicht Jahreszahlen, aber um so gewisser logisch unvereinbare Momente craß durcheinanderwirft, daß er sich an Namen und Worte klammert, während ihm die Begriffe unter der Hand durchschlüpfen (denn freilich: „wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein“), daß er überhaupt von dem Kern des geschichtlichen Werdens kein Verständniß hat und dem Geist nur abzugucken weiß wie er sich räuspert und wie er spuckt. Oder ist es etwa nicht jammervoll daß er von der ganzen Krisis des germanischen Beweisrechts, auf welche ihn der Gegner hinwies und welche stets der Ausgangspunkt für jede nicht triviale Arbeit über das englische Geschworenengericht bleiben wird, so gut als gar keine Ahnung zu haben scheint? Und wahrhaftig kann er nicht den Schein einer solchen Ahnung gehabt haben, wenn er angesichts der Arbeit seines Gegners sogar die Stirn hat, diesen der hochmüthigen Ueberhebung gegenüber den englischen Rechtsbüchern des Mittelalters zu zeihen. Der Vorwurf an sich wird Jedem der die Aufgabe des Gegners zu ermessen und sein gewissenhaftes Bestreben, der Auffassung der Rechtsbücher bis zu dem äußerst möglichen Punkte gerechtzuwerden, gehörig zu würdigen weiß, tadelnswerth vorkommen. Am wenigsten Recht solche Vorwürfe auszutheilen hat aber ein Schriftsteller der selbst in grenzenloser Selbstgefälligkeit die Verfasser der Rechtsbücher und alle modernen Schriftsteller in der kleinlichsten und peinlichsten Weise zu schulmeistern gewohnt ist, der sich mit dem durchschlagenden Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner Kräfte auf Gebiete wagt wo jeder Tritt für ihn zum Fehltritt wird, der überdies auf dem dürftigen Gebiete in welchem er allein zu Hause ist sich die unbegreiflichsten Nachlässigkeiten, Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten, namentlich die traurigste Verwahrlosung des angelsächsischen Rechts zuschuldenkommen läßt. Hätte dem Verfasser eine richtige Schätzung seiner eigenen Kräfte zugebotegestanden, so hätte er zu seinem eigenen Vortheil sich darauf beschränkt, einem ihm jedenfalls in gewissen ihm versagten Gebieten überlegenen Gegner seine Irrthümer mit gebührender Bescheidenheit nachzuweisen. Sowie nun die Sache liegt, hat er unfehlbar nur sich selbst eine Grube gegraben und muß auf Ev. Matth. 7, 3—5 verwiesen werden.

Unfehlbar das Beste an der ganzen geschichtlichen Darstellung sind eben die in den §§. 23, 24 zusammengestellten Notizen über die allmälige Ausbildung eines förmlichen Beweisverfahrens vor der Jury, nur freilich wieder nicht die Schlüsse die der Verfasser daraus zieht. Oder was kann gedankenloser sein, als wenn er alles Ernstes darauf besteht daß bis 1650 die Zeugenqualität den Charakter der Jury ausgemacht habe, nachdem er selbst gezeigt hat, wie schon Jahrhunderte vorher die Bewegung begonnen hatte, daß man ihr Zeugen beigab und vorführte, woraus sich doch klar ergibt daß man seitdem

sich zum mindesten mit der Auffassung der Geschworenen als Zeugen nicht mehr begnügt haben kann? Ganz diesem Charakter äußerlicher Auffassungsweise entsprechend sind denn auch die §. 25 und 26, welche von der Entstehung der Unverantwortlichkeit der Geschworenen handeln, mit welcher erst die politische Bedeutung der Jury ihren Anfang genommen haben soll. (!?) Der Verfasser macht es mit den verschiedenen Bildungsphasen eines Instituts gerade wie mit der Aufeinanderfolge verschiedener Institute. Für das Werden, für die Gedankenübergänge, für die Keime des Spätern im Frühern hat er keinen Sinn. Er weiß immer nur das Fertige aufzufassen, besonders wenn es einen greifbaren Namen hat (wo ihn denn, siehe oben, freilich auch nicht selten ein Name verführt, schon für fertig zu halten was erst noch in einem rohen Bildungsstadium begriffen ist). So versteht er nirgend zu entwickeln, vielmehr nur zu registriren. Uebrigens ist anzuerkennen daß in §. 26 dankenswerthe Nachrichten über die englische Controverse hinsichtlich der Vertheilung der That- und Rechtsfrage zwischen den Geschworenen und Richtern gegeben sind.

Nach einer sehr unvollständigen, wenig Neues bietenden Besprechung der Einführung der Jury in Frankreich und in Deutschland kommt endlich der Verfasser in §. 31 abschließend nochmals auf seine Ansicht über die Entwickelung des englischen Geschworenengerichts zurück. Bei den ermüdenden Wiederholungen einzelner schon mehrfach abgehandelter Punkte, bei den willkürlichen Abschweifungen und besonders bei der fragmentarisch zusammengewürfelten Art auch dieser Darstellung wird es jedoch dem Leser schwer fallen über ein Gesammtergebniß irgend klar zu werden. Derselbe wird daher sehr gut daran thun, jedenfalls noch andere Bearbeitungen des Gegenstandes zur Hand zu nehmen, die ihm vielleicht erst ein Licht darüber geben werden was er mit dem principlos zusammengehäuften Notizenapparat des Verfassers denn eigentlich Ersprießliches anzufangen habe.

Ohne Vergleich am fruchtbarsten und dankenswerthesten zeigt sich die dem Verfasser gemäße historische Manier in den Excursen hinter dem zweiten Bande, zwar nicht in Nr. 1, 2, wol aber in Nr. 4, 6, wo er selbst die Absicht ausspricht „Notizen zusammenzustellen". In Nr. 4 spricht er überhaupt über die Elemente des englischen Rechts und seine Codification. In Beziehung auf die neuere Zeit gibt er zwar nur eine Compilation aus Mittermaier u. A., dagegen liefert er über das Mittelalter manche schätzbare Nachricht, und auch hier ist nur wieder das oberflächliche Weggehen über das angelsächsische Recht umsomehr zu bedauern, als eine Reihe von ganz nicht hierhergehörigen Digressionen, in welchen der Verfasser (gewohnt, de omni scibili et quibusdam aliis zu sprechen) eine ganz besondere Stärke hat, sehr leicht dafür hätten in den Kauf gegeben werden können. Derselbe empfindliche Mangel kehrt zwar auch in Nr. 6 wieder; dagegen ist der übrige rein literargeschichtliche Inhalt dieses Capitels um so belehrender und zugleich anziehender, weil der Verfasser hier seiner Liebhaberei an Einzelheiten und Curiositäten ungehindert folgen kann und sein behaglich-redseliges Sichgehenlassen in der bunten Breite des Stoffs mit dem Ernst einer wichtigern Aufgabe nicht contrastirt.

Nimmt man alles Bisherige zusammen, so stellt sich der Werth des geschichtlichen Theils der vorliegenden Schrift als ein sehr bedingter und problematischer dar. Dieses Endurtheil wird Manche verdrießen welche in dem Verfasser ein großes historisches Licht anzustaunen gewohnt sind. Allein der Wahrheit gebührt vorallem die Ehre, und diese Pflicht wiegt doppelt und dreifach stark bei einem Gegenstand der im Ganzen noch so sehr verwahrlost ist wie die Geschichte der Jury, und besonders zu einer Zeit, wo man mehr als je wünschen muß daß der gebildete Theil der Nation nicht auch noch auf wissenschaftlichem Wege hinsichtlich des Instituts irregeführt werde. Des Rechts auf eine besondere schonende Pietät, worauf das Alter Anspruch machen könnte, hat sich der Verfasser durch seine Prätensionen und durch die aus fast unvergohrenem Muthwillen und grämlichem Geifer zusammengebraute Polemik selbst begeben.

Wenn sofort dem historischen Theile der vorliegenden Schrift der praktische als der empfehlenswerthere gegenübergestellt wird, so scheint unsere Kritik in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, da oben dem erstern das größere Verdienst zugesprochen wurde. Allein der Widerspruch ist eben auch nur ein scheinbarer. Denn der historische Theil mit allen seinen Fehlern und Grillen hat doch zum mindesten die Ehre der Originalität anzusprechen und bietet einem künftigen, dem Geiste der Aufgabe gewachsenen Geschichtschreiber der Jury eine respectable Masse von Notizen dar, die freilich sehr unvollständig, sehr willkürlich ausgewählt und oft genug durch verkehrte Reflexionen zu unbrauchbaren Resultaten verdreht sind. Dagegen fehlt es dem praktischen Theile gerade an der Originalität; allein eben dadurch gewinnt er umsomehr an Brauchbarkeit und Freiheit von störenden Einflüssen individueller Idiosynkrasien.

Indessen kann zu diesem praktischen Theile in keinem Falle das in Abtheilung II, Capitel 4 Vorgetragene gerechnet werden, da hier der Verfasser auf das Gebiet der Philosophie hinüberschweift und durch die Naivetät seines Gastbesuchs alle Kritik von vornherein entwaffnet. Die Unfähigkeit Principien zu fassen und zu verfolgen wirkt nun freilich auch in das derselben Abtheilung zugewiesene Cap. 5 hinüber, welches die Ueberschrift: „Der Beruf der Jury" trägt und folgende §§. enthält: §. 36. „Das Geschworenengericht in Civilsachen. England und Frankreich"; §. 37. „Civiljury in Deutschland?"; §. 38. „Umfang der Competenz in Criminalsachen"; §. 39. „Die Competenz im Falle des Geständnisses"; §. 40. „Die Trennung von Thatsachen und Recht zwischen den Richtern und der Jury"; §. 41. „Begnadigungsrecht der Jury." Indessen enthalten doch schon einzelne Abschnitte dieses Capitels manches Gute und Fruchtbare, das freilich hier noch unter einem Wust unzähliger Wiederho-

lungen schon vorher breit ausëinander gelegter historischer Notizen, mislungener Versuche zu Festhaltung wirklicher Gedanken, verschiedenartigster Abschweifungen, grillenhafter Polemik und oft genug breitester Auseinandersetzung trivialer, oft ganz verkehrter Gesichtspunkte mühsam zusammengeklaubt werden muß. Was namentlich die in allen diesen Punkten ausgezeichnete Erörterung über die Civiljury betrifft, so genügt es zu bemerken daß der Verfasser nach manchem Drehen und Wenden sich endlich selbst dafür erklärt, diese Einrichtung sei für Deutschland nicht zu empfehlen. Hoffentlich hat er bei Aufzeichnung dieses aus dem trüben Wasser willkürlich zusammengegossener Reflexionen mühsam aufgefischten Resultats die grausamen Invectiven ganz vergessen, die er gegen Andere so wiederholt geschleudert hat, weil sie (freilich aus bessern oder vielmehr überhaupt aus Gründen) dasselbe Endergebniß aufstellten. Gegen Mittermaier wenigstens, der sich im gleichen Falle befindet, zeigt er kein böses Aederchen mehr. Ja er muß sogar zugestehen daß man in Schottland die Civiljury schon längst habe fallen lassen, daß die nordamerikanische Verfassungsurkunde die Jury nur für Strafsachen sanctionnire, daß in Frankreich und Deutschland die Idee der Civiljury niemals Boden gefunden habe. Mit so vielen und großen Autoritäten werden sich denn die so rücksichtslos geschmähten Gegner des Verfassers um so leichter trösten können, je sichtbarer seine ganze Darstellung gerade in diesem Punkte von Anfang an den Eindruck einer Reise macht, die, ohne Compaß unternommen, nicht anders als mit einem Schiffbruch enden kann. Bezüglich der Bestimmung der Competenz der Jury in Strafsachen ist wie auch sonst eine treffende Zusammenstellung des bekannten Materials über die princip- und systemlose Natur des englischen Rechts gegeben. Der Verfasser entschließt sich, nachdem er wieder bei den verschiedensten Gesichtspunkten Gastrollen gegeben hat, zu dem Vorschlag eines Mittelwegs, diesmal nach französischer Art, fügt jedoch den Wunsch bei daß man alle politischen Verbrechen und Vergehen nicht von Geschworenen, sondern von angestellten Richtern aburtheilen lassen möge. Dieser Wunsch wird nun ohne Zweifel auf seine Befriedigung nicht lange warten lassen. Mögen dann nur auch die vom Verfasser wohlwollend beigefügten Ermahnungen und Warnungen beherzigt werden! Der Abschnitt über Competenz der Jury im Fall eines Geständnisses stellt sich als theilweise interessanter Commentar zu dem von Andern über diesen wichtigen, meist ganz verkannten, übrigens auch vom Verfasser nur oberflächlich und zum Theil schief aufgefaßten Punkt dar. Am meisten Gehalt hat der folgende §. über die Trennung der That- und Rechtsfrage zwischen den Richtern und der Jury. Je wichtiger nämlich die in Frankreich und Deutschland so ganz verfehlte richtige Bestimmung des Verhältnisses zwischen Richtern und Geschworenen ist (s. „Geschworenengericht, für Nichtjuristen dargestellt“, S. 195 fg.), umsomehr war eine genauere Zusammenstellung des bekannten englischen und französischen Rechtsmaterials hier am Platz. Indessen ist doch auch in diesem Abschnitte die Darstellung des Verfassers in mehrfacher Beziehung mangelhaft. So genügt es z. B. gewiß nicht, dem französischen Rechte unverzeihlichen Leichtsinn vorzuwerfen; sollte die Kritik praktisch lebendig und fruchtbar werden, so war hier viel näher und tiefer auf die Sache einzugehen, während die Kritik des Verfassers wesentlich nur eine theoretische, dazu noch auf seinen eigenen unklaren Begriff vom Unterschiede der That- und Rechtsfrage bezogene ist. Besser bedacht ist das englische und das nordamerikanische Recht. Wenn übrigens hinsichtlich des letztern den Verfasser auf einmal das zarte Bedenken ergreift, eine Stelle des Amerikaners Story abzudrucken, „weil sie zu lang sei“ (sie hätte kaum mehr als eine Seite eingenommen!), so ist dies sehr zu bedauern, da der Leser durch die ihm vorenthaltene Stelle weit besser über die Sache orientirt worden wäre als durch den ohne klare Principien durch eine Masse rohen Details mühevoll sich durchwälzenden Bericht des Verfassers. Jedenfalls wäre der Abdruck der Stelle von Story weniger bedenklich gewesen als die zahllosen lang ausgesponnenen Wiederholungen seiner eigenen Ausführungen, welche sich der Verfasser wie überall so namentlich hier erlaubt; und gerade hier am wenigsten zu seinem Vortheil, da die S. 119—123, dann wieder S. 199, 200, 227, 228, 279—281, endlich S. 364 an zwei Statute über die Tödtung angeschlossene, stets gleichmäßig wiederholte Ausführung gerade nur seine eigene Unklarheit über das Wesen der criminellen Schuldfrage, seine bereits bemerklich gemachte Unkenntniß bezüglich der neuern Forschungen über die Entwickelung des Schuldbegriffs im germanischen Recht und überdies einen kaum von einem Franzosen zu erwartenden „unverzeihlichen Leichtsinn“ im Misbrauch einzelner Beispiele für Schlüsse von allgemeinster Tragweite beurkundet. Die praktischen Vorschläge aber welche er in diesem Abschnitte macht sind zwar im Resultate wesentlich zu billigen, dagegen zeigt ihre Begründung gerade in sehr auffallender Weise, wie sehr die Vorstellungen des Verfassers über das Wesen der criminellen Handlung, des Verhältnisses des Willens zur That, der Zurechnung und anderer Grundbegriffe des Strafrechts an Klarheit leiden. Von dem letzten Abschnitt „Begnadigungsrecht der Jury“ ist nur zu bemerken daß das Resultat richtig, aber ein höchst unnützer Excurs über das Wesen der Gnade beigegeben ist, der ohnedies nur oft und besser Gesagtes enthält.

Wenn nun in diesen §§. dem Verfasser sein Mangel an philosophischem Talent und an der Fähigkeit das zuströmende Detail zu bewältigen hinderlich wurde, daher zwar einige seiner Rathschläge praktisch brauchbar erschienen, aber mit einer Begründung auftraten, die vielfach verworren und schief herauskam, so treten diese Mängel in weit geringerm Grade in der Abtheilung III hervor, wo es der Verfasser nicht mehr mit Gegenständen von größerer Tragweite zu thun hat. Von hier an nämlich bis zum Schluß — was freilich nur noch ein Drittheil des Ganzen ausmacht — begleitet er den Lauf

des Strafverfahrens in seinen einzelnen Theilen und knüpft an diese seine Bemerkungen über einzelne praktische Frage an. Seine Tendenz dabei ist zu zeigen was man aus den Einrichtungen Englands oder vielmehr Großbritanniens für Deutschland lernen könne. Hiermit schließt er sich mehren neuern Schriftstellern an welche schon seit 1848 sich zur Aufgabe machten, im Gegensatz gegen das in Deutschland blind nachgeahmte französische Beispiel auf das englische Musterbild hinzuweisen. Neu ist er daher auch hierin nicht; allein es wäre ungerecht deshalb seiner jedenfalls über reiches Material gebietenden Zusammenstellung die Verdienstlichkeit abzusprechen.

Als diejenigen Punkte auf welche Alles ankomme bezeichnet er folgende: 1) sei die Bestellung des Geschworenengerichts dahin einzuleiten daß nur gebildete und unabhängige Männer als Geschworene berufen werden; 2) sei soweit möglich der Spruch der Geschworenen auf das Thatsächliche zu beschränken; 3) ergebe sich daraus daß in den Fällen wo die Thatsache feststehe, namentlich durch Geständniß, die Jury nicht aufzubieten und in Hinsicht der Qualification nur die factische Grundlage derselben, nicht der Ausspruch darüber den Geschworenen zu überlassen sei; 4) seien die Geschworenen anzuweisen ihren Spruch über die Thatsache lediglich auf die Ergebnisse der gerichtlichen Verhandlung zu gründen und in Bezug der einschlagenden Rechtspunkte auf die Belehrung des Richters in seinem Schlußvortrage gebührende Rücksicht zu nehmen; 5) würde das ganze Institut an Achtung und Zuverlässigkeit gewinnen, wenn die Geschworenen angehalten würden, ihre Gründe anzugeben und zu veröffentlichen; 6) endlich wäre zu bedenken, unter welchen Umständen das Verdict, wenn es factisch unbegründet oder dem Rechte widerstrebend sei, kassirt werden könne. Mit diesem Programme kann man denn auch, abgesehen von Nr. 2, worin wieder die Unklarheit des Verfassers über das Wesen der Schuldfrage sich ausspricht, und von Nr. 5, deren Inhalt sehr unpraktisch ist, im Wesenlichen übereinstimmen. Nur freilich ist mit Dem was dem Verfasser an gedachter Stelle gerade eingefallen ist natürlich noch lange nicht Alles gethan; und in der That kommt er in der Abtheilung III, wo er an dem Gange des Processes endlich einen festern Leitfaden gewinnt, auch noch auf manches Andere zu sprechen, was einer sorgfältigen Erwägung wol werth ist, wobei er denn freilich auch seine in den „Abhandlungen", Heft 2, vorgebrachten, wunderlich zugeschnittenen, philosophischseinsollenden Ansichten über Strafrecht und Strafverfahren im Ganzen aus ihrer glücklichen Vergessenheit ohne Noth wieder aufweckt.

Abgesehen hiervon ist diese Partie des Buchs immerhin die relativ am meisten befriedigende, wenngleich es auch hier an grillenhaften Urtheilen und, wo der Verfasser eine principielle Anknüpfung versucht, an verworrenen Deductionen nicht fehlt. Jedenfalls erhält der Leser hier ein reiches und größtentheils zuverlässiges Material zur eigenen Verarbeitung, die er sich nur ja nicht ersparen möge. Denn durchgängig ist auch hier die Zuverlässigkeit nicht zu rühmen. Namentlich pflegt der Verfasser nicht selten das englische Recht sehr ins Schöne und das französische sehr ins Häßliche zu malen, weder das eine noch das andere ganz wahrheitsgetreu; so gleich bei der ersten Frage über Staatsanwaltschaft, wo er überdies, um in seiner Weise zu reden, „das französische Institut und seine vielhundertjährige Geschichte schnöde, mit hochmüthiger Ueberhebung, mit der ihm eigenen Oberflächlichkeit, mit dem gewohnten Leichtsinn rc." behandelt. Bei der großen Zersplitterung in ein zerstreutes Detail, welche in dieser letzten Abtheilung der Stoff, wenn nicht gebietet, doch entschuldigt, ist es indessen nicht mehr möglich, dem Verfasser Schritt für Schritt zu folgen. Es sei daher nur noch angemerkt daß in den Excursen unter Nr. 3 und 5 sich noch dankenswerthe Notizen über das Recht in Schottland und auf der Insel Malta finden.

Ein Schlußwort über den relativen Gesammtwerth dieser literarischen Erscheinung ist nach der bisherigen eingehenden Besprechung nicht mehr nöthig. Was im Interesse der Wissenschaft am meisten gewünscht werden müßte, das wäre ein begabter, sichtender, läuternder, den rohen Stoff zum Gedanken verklärender Verarbeiter des in dem Buche aufgehäuften, großentheils todten und ungeschickt verwendeten Materials. **R. Köstlin.**

Ueber die Nothwendigkeit einer Reform des christlichen Kirchenwesens und über ihre der Vernunft entsprechendste Form. Ein irenischer Versuch von Michael Aschenbrenner. Leipzig, Kollmann. 1851. 8. 1 Thlr.

Wer zwischen streitenden Parteien als Vermittler und Friedensstifter auftritt, wird selten Dank dafür ernten und läuft Gefahr von beiden verkannt und feindlich angegriffen zu werden; denn — was bei allen irenischen Versuchen unausweichlich ist — es muß gegenseitiges Nachgeben und Aufgeben der Ansprüche stattfinden, welches eben die Streitenden nicht wollen. Es ist zu fürchten daß unser Verfasser mit seinen Vorschlägen zur Reform ein solches Schicksal erfahre, zumal er dieselben der Vernunft entsprechen lassen will, welche bei christlichem Kirchenwesen nicht immer in gutem Ruf steht. Zwar der Inhalt seines ersten Abschnitts: „Ohne den Glauben an Gott keine muthig ausharrende Tugend", und der Inhalt des zweiten: „Von dem Glauben an eine moralische Weltregierung ist der Glaube an eine göttliche Offenbarung nicht trennbar", dürfte weniger Anfechtung erfahren, aber seine Angabe der Wesenlehren des christlichen Glaubens und Lebens desto mehr. Er will sie nämlich mit Ausschluß weiterer geschichtlicher Anhänge und der darauf gestützten Dogmen auf sechs Artikel zurückführen: Glauben an Gott, den Vater der Welt; Glauben an Christus, den göttlichen Gesandten und Führer zu Gott; Verehrung Gottes durch sittliche Gesinnung und sittlichen Wandel, wozu der verliehene freie Wille unter göttlichem Beistande befähigt; Hoffnung der Sündenvergebung und Befeligung nach geschehener sittlicher Umwandelung der Gesinnung und des Lebens durch die erbarmende Vaterliebe Gottes; Hoffnung eines vergeltenden ewigen Lebens. Die Artikel sind einfach, enthalten nur zu wenig für den Reichthum der Vorstellungspoesie und Begriffspoesie, woran die christlichen Zeiten sich gewöhnt, gleichen einem ausgeleerten Gebäude, dessen früherer Schmuck den Meisten werth geworden, und werden von ihnen als Rationalismus unter dem Namen eines abgeblaßten, vul-

gairen zurückgewiesen, den sie nach einem Lieblingswort unserer Tage längst überwunden zu haben meinen.

In allgemeinster Auffassung der religiösen Zerwürfnisse Deutschlands theilen sie sich in zwei Hauptlager der Schriftgläubigen und Denkgläubigen, der Bibelgläubigen und Schulgläubigen, von denen jene auf heiligen Text und dessen Auslegung ihre Ueberzeugungen stützen, diese durch Speculation und Dialektik den Text selber sich bilden und an ihm ihre Einsicht entwickeln. Beiderlei Beginnen geschieht ohne Zweifel rationalistisch, d. h. mit Gebrauch der Vernunft für irgend eine Vernunftlehre; denn ohne Vernunft läßt sich ein Text weder hinstellen noch auslegen, und der Vernunft entsagen wäre zu große Demuth, gesetzt auch, die menschliche hätte keine Ursache hochmüthig zu sein. Spricht doch Luther, welcher den Vernunfthochmuth aufs schärfste tadelt: „Was der Vernunft entgegen ist, ist gewiß daß es vielmehr Gott entgegen ist. Denn wie sollte es nicht gegen die göttliche Wahrheit sein, was wider Vernunft und menschliche Wahrheit ist?" Nennt er doch „die Vernunft unter allen Dingen dieses Lebens das Beste, eine Sonne über der Regierung der Dinge in diesem Leben gesetzt, welche Herrlichkeit Gott nach dem Falle Adam's der Vernunft nicht genommen, sondern vielmehr bestätigt". („Luther's Werke", Walch's Ausg., XIX, 1778.) Gegentheil des Vernünftigen ist das Absurde. Leider zeigt letzteres sich mit einer geheimen unverwüstlichen Macht im Dichten und Trachten der Menschenwelt wirksam, sodaß einige in ihm die Regierung der Dinge des Lebens erblickt haben wollen. Wäre dieses, so dürfte das Absurde von beiden obgedachten religiösen Heerlagern wider den Rationalismus ins Feld geführt werden. Solches ist geschehen; denn die „Evangelische Kirchenzeitung" als Vertreterin der Bibelgläubigen erklärt: „Tertullian's credo quia absurdum est (Ich glaube, weil es absurd ist) hat eine zwar einseitige, aber tiefe Wahrheit. Nicht jede Unvernunft ist christlicher Glaubenssatz, aber jeder christliche Glaubenssatz ist unvernünftig zwar nicht an sich, aber unserer Vernunft, weil diese durch den Fall unvernünftig geworden ist." (Juni 1836, S. 385.) Und hierzu bemerkt Strauß als Stellvertreter von Schulgläubigen: „Wahr ist, weil es absurd ist (verum est, quia absurdum est), hat auch in der Philosophie seine Stelle. Auch sie führt auf einen Punkt, wo die Verstandesbestimmungen, die in ihrer Einseitigkeit sich ausschließen, zusammengefaßt, der Widerspruch nicht vermieden, sondern aufgenommen und überwunden werden muß." („Streitschriften", Heft 3, S. 23.) Die Ueberwindung geschieht nach der Kirchenzeitung durch Wiedergeburt der Gläubigen, nach Strauß durch Uebergang vom abstracten zum concreten Denken, genannt „Vernunftbegreifen", wo nun beide dargelegte Mittel dem nüchternen besonnenen Rationalismus ebenso ungeheuerlich dünken als das Absurde selber.

Zu solchen Verhältnissen tritt die christliche Kirche in eine eigenthümliche Stellung. Sie ist gebaut auf Thatsachen der evangelischen Geschichte, auf den großen vom Heilande und seinen Aposteln ausgehenden Umschwung des religiösen Lebens; sie will diesen in seiner Wirkung auf die Gemüther erhalten, will das Christenthum festigen als eine Verkündigung der Erlösung des Menschengeschlechts, von der Sünde, fortgehend wie diese von Geschlecht zu Geschlecht; sie will durch Ueberlieferung der Lehre und des Brauchs das wahre Christenthum gegen Entstellung und feindselige Angriffe sichern und schützen. Darum hat sie nach dem Bedürfnisse der Jahrhunderte ein geistliches Regiment eingesetzt, den Lehrbegriff durch Concilien ausgebildet und näher bestimmt, die Mittel zur Erweckung der Gläubigen vervielfältigt, und sofern dies Alles seinem Zweck entsprach, muß das Bestreben als vollkommen vernünftig erkannt werden. Wäre darin etwas Unzweckmäßiges durch Unachtsamkeit, Nothzustände, Leidenschaft und Uebertreibung zustandegekommen, so wäre die Kirche an eine Reform ihrer selbst hingewiesen, damit nicht das Absurde Herrschaft gewinne, und gesetzt, es würde ihr selber durch ungelenke Bewegung eines großen Körpers schwer oder zur Zeit unmöglich gemacht die Reform zu unternehmen, so könnte doch der Rationalismus ihrer einzelnen Glieder das Fehlerhafte des Zustandes einsehen und seine Verbesserung fodern. Weil ohnedem alle äußern Institute einen Hang haben durch herkömmliche Ordnung und Regel sich selber zu genügen, läuft auch die Kirche Gefahr in äußere Formen zu erstarren und dadurch mit ihrem Zweck der inwendigen Erweckung und Heiligung des Gemüths außer Berührung zu kommen. Wo dieses eintritt, sieht der Rationalismus das Irrationale desselben, und sieht es am deutlichsten, sobald Kircheninstitute Sittenverschlimmerung und sündliche Sorglosigkeit der Christen geradehin befördern, welches mit der an sich nicht unvernünftigen Lehre vom Fegfeuer bei ihrer derben Veräußerlichung im kirchenverordneten Tetzel'schen Ablaßverkauf der Fall war. Aehnliche Eigenschaften des Kirchlichen haben den Rationalismus als Feind der Kirchen erscheinen lassen.

Reiche Belehrung in dieser Hinsicht gewährt der vierte Abschnitt vorliegender Schrift durch historische Blicke auf die veränderte kirchliche Denkart unter Katholiken und Protestanten. Das 18. Jahrhundert war stark im Rationalismus für Auffassung des Ungeeigneten in Wissenschaft, Staat und Kirche, hat seine Kraft im letzten Jahrzehnd vollständig geltend gemacht und wird dafür im 19. gescholten. Katholische Geistliche — deren persönliche Verhältnisse, namentlich in Baiern, der Verfasser gut kennt — leugneten die Unfehlbarkeit ihrer Kirche; ein Benedictiner, Beda Mayer, träumte von einer Vereinigung der Katholischen und Evangelischen; Männer wie Werkmeister, Mutschelle, Weiller u. s. w. rügten die Mängel des Herkömmlichen, oft mit scharfer ergötzlicher Satire, wie Anton von Bucher. Wurden sie gleich zu Zeiten gedrängt durch Verfolgung der römischen hierarchischen Partei, besonders als der Illuminatenbund dem weltlichen Staate gefährlich schien; andere Zeiten brachten andere Machthaber, und mit Klosterstürmen kamen bedeutende Reformen. Aus den Nachrichten des Verfassers über veränderten Kirchenglauben sehr geachteter katholischer Gelehrten am Rheine, in Würtemberg, in Baiern, Oestreich und Salzburg erhellt: „daß der alte katholische Kirchenglaube großentheils verlassen und ein rationnelles Christenthum anerkannt wurde."

Die Protestanten zeigten gleichfalls Abfall von dem seit dem 16. Jahrhundert für sie noch Bestehenden, und Graf Stolberg erklärte bei seinem Uebertritt zum Katholicismus „daß der beinah vollendete Einsturz der protestantischen Kirche eine Mitursache dazu gewesen sei". Man braucht nur die Schriften von Herder, Paulus, Wegscheider, Ammon u. A. zu kennen, um eine gemeinschaftliche Entfernung von protestantischer Orthodoxie wahrzunehmen. Bewegungen in der Philosophie seit Kant mit historischen Untersuchungen gaben diesem vorherrschenden Rationalismus verschiedene Färbung und Ausdehnung, dessen Folgen und Wirksamkeit sich bis auf unsere Tage erstrecken.

So ist Verfall des Kirchenthums — obgleich dessen Zweck moralischer Vervollkommnung und gottgefälliger Gesinnung stets festgehalten worden — das Ergebiß für unsere Zeit, weswegen manche Freunde des Kirchlichen dessen früherer Gestalt geneigter werden, es mit einigen Abänderungen wiederzubringen hoffen und dazu im Herzen vieler Gläubigen — auch selbstdenkend Gebildeter — Ermunterung finden. Zersplitterung in einzelne christliche Gemeinden ist jedoch schwerlich dadurch zu verhüten und die Aufrichtung einer alle Christen umfassenden seligmachenden Kirche davon nicht zu erwarten. Der Verfasser schließt also folgerecht genug, bei Katholiken und Protestanten dürfe die alte Lehrweise nicht mehr angewandt werden. Er tadelt daher die Staatsregierungen und Kirchenbehörden daß sie Mitglieder der neuerdings auftauchenden Freien christlichen Gemeinden als abtrünnige, der kirchlichen Gemeinschaft unwürdige Libertins behandeln, und beruft sich auf die mit den Freien christlichen Gemeinden geistig verwandten Unitarier,

welche in Siebenbürgen als Christen bürgerlich politische Rechte besitzen; wobei indessen zu bedenken daß diese Socinianer die Heilige Schrift und das Apostolische Symbol als Glaubensregel anerkennen und nur vermittels einer besondern Exegese manche spätere symbolische Kirchenlehren bestreiten, die Freien Gemeinden aber damit nicht sich begnügen, und daß — Siebenbürgen seit Joseph II. ausgenommen — Schröckh von den 1660 aus Posen Vertriebenen berichtet: „In keinem Staat erhielten sie gesicherte Existenz." Wäre unsern Zeiten die ursprünglich von Persönlichkeit ausgehende große Erweckung des Christenthums beschieden, so ließe sich Gesammtvereinigung leichter denken, während bei dem Mangel jener eine fast zum Losungswort Vieler gewordene Ueberzeugung sich feststellt: „Die Kirchen, statt zu bekehren, müssen selber bekehrt werden." Hierdurch sinkt denn das rationnelle Eins stehender Kirchen miteinander und allen Gläubigen unter den Gefrierpunkt, und vielleicht wird nur ein Trost gefunden in dem Spruch: „Auf Erden gibt es Kapellen und Kirchen, im Himmel keine." 64.

Ueber den Kunstsinn der Römer in der Kaiserzeit. Von Ludwig Friedländer. Königsberg, Samter. 1852. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser dieser interessanten Schrift, der sich schon mit Glück auf dem Gebiete der Archäologie bekanntgemacht hat, behandelt in vorliegender Monographie einen durch die Beziehungen des heutigen Roms zu dem alten Rom und durch die in ersterm enthaltenen Kunstmuseen aus dem letztern für uns selbst nicht so gar fernliegenden Gegenstand, und er thut Dies mit Sachkenntniß und Geschmack und einer glücklichen Combinationsgabe. Wenn auch schon bei dem griechischen Schriftsteller Athenäus die Stadt Rom ein „Compendium der Welt" genannt wurde, so lag doch darin Nichts weniger als ein Beweis für den lebendigen Kunstsinn der Römer selbst und als ein gültiges Anerkenntniß dieses Kunstsinns, ebenso wenig als ein gleicher Schluß bei den Engländern darum gerechtfertigt wäre, weil z. B. in dem Britischen Museum die herrlichsten Kunstwerke aus andern Ländern wie Waaren in einer Industrieausstellung aufgespeichert sind. Die bildenden Künste haben niemals in der römischen Cultur Wurzel geschlagen, und der echte und wahre Sinn für diese Künste muß den Römern geradezu abgesprochen werden. Der Grund hiervon liegt theils in dem ernsten und strengen Volkscharakter, theils in der ganzen geschichtlichen Entwickelung des Volks und Staats und in der ihnen zutheilgewordenen Weltstellung, wie man Dies aus ihren eigenen Ansichten hierüber nach der classischen Stelle in Virgil's „Aeneis" (sechster Gesang, V. 848) anzunehmen berechtigt ist, wo der Hauptnerv in dem Zurufe liegt:

Dir ist, Römer, bestimmt, mit Gewalt zu beherrschen die Völker!

Rom ist in dieser Beziehung Das im Großen was Sparta im Kleinen war, wo die Künste an und für sich auch Nichts galten. Vollends in der Kaiserzeit, als nach den thatenerfüllten Jahrhunderten der Republik und bei der eingetretenen Erschöpfung des politischen Lebens die schaffende Lebenskraft der Nation selbst gebrochen war, fehlte im Allgemeinen für die Kunst jede Liebe und jedes Verständniß. Die sprechendsten Beweise dafür stellt der Verfasser mit großem Geschick zusammen, indem er eine Uebersicht der bedeutendsten Dichter und Schriftsteller Roms während eines Zeitraums von 400 Jahren von Augustus an gibt und nach dem Zeugniß ihrer auf uns gekommenen Schriften und Dichtungen die Frage wegen des in ihnen sich etwa kundgebenden Kunstsinns untersucht, von dem er aber eben nicht die geringste Spur findet. Statt dessen gab es wol im kaiserlichen Rom, bei der dem römischen Volke eigenthümlichen Wuth das Eroberte zu sammeln und aufzuspeichern, Kunstsammlungen genug, und es gab einen weitverbreiteten Kunsthandel; aber Beides war nicht die Folge eines wirklichen und naturwüchsigen Kunstsinns, einer wahren Liebe zur Kunst und einer innigen Freude an der Kunst, sowie des geistigen Verständnisses der Kunstwerke, sondern es war nur das Erzeugniß der allgemeinen Mode oder der persönlichen Eitelkeit Einzelner, und namentlich mit der Sammelwuth ging die allgemein verbreitete lächerliche Prätention einer eingebildeten Kennerschaft Hand in Hand. Ueber alles Dies gibt die kleine Schrift interessante und lehrreiche Aufschlüsse und setzt dagegen die von göttlicher Eingebung gleichsam getragene Kunstliebe der alten Hellenen umsomehr in ein helles Licht, auch wenn man diese Kunst nur aus der begeisterten und lebenathmenden Dichtung A. W. von Schlegel's „Die Kunst der Griechen" kennt. 68.

Aus Wien.

Wenn man nach den Früchten der freien Presse in Oestreich fragt, so bereitet ein diesfallsiger Nachweis nicht blos Verlegenheiten, sondern man kommt sogar zu dem Resultate daß eine unverkennbar dagewesene Belebung des wissenschaftlichen Geistes sich allmälig verflüchtigte und gegenwärtig schon wieder eine Wendung zum Stillstande und zum Rückschritte eingetreten sei. Wir wollen die Ursachen dieser Erscheinung einstweilen unerörtert lassen, bis ihre Merkmale deutlicher hervorgetreten sein werden, und heben blos hervor daß als wahre Früchte der freien Presse eben nur Hurter's „Geschichte Ferdinand's II." und Hammer's „Biographie des Cardinals Khlesl", anzusehen sind, weil im Vormärz der vierte Band vom letztern gewiß nicht erschienen wäre, Hurter's Werk aber Censurhindernisse thatsächlich erfahren hat. Alles Uebrige was im Geschichtsfache sowie in andern Literaturzweigen erschienen ist hätte auch die vormärzliche Censur passirt, weil es größtentheils tendenzlos ist. Im Zahlenverhältnisse ergibt sich eine höhere Ziffer blos bei politischen Schriften und bei Lehrbüchern; aber auch jene haben seit Aufhebung der Märzverfassung so abgenommen daß man jetzt schon das ganze publicistische Feld als brachliegend erklären kann, denn nur die Gegner des Constitutionalismus tummeln sich noch auf demselben herum. Diese dem Staatsinteresse offenbar sehr schädliche Einseitigkejt, aus der dem Regierungssysteme nicht der mindeste Vortheil erwächst, ist keineswegs auf Rechnung von Theilnahmlosigkeit des Volks, sondern ganz auf die des moralischen Zwangs zu stellen, jede Manifestation widerstrebender Ansichten zu unterlassen. So kommt es daß das jüngste Product eines adeligen Publicisten: „Die zwei brennenden Fragen", obgleich es eine gründliche Erörterung von geschichtlicher und staatsrechtlicher Seite im Interesse der Regierung selbst erfoderte, auf ein ganz passives Verhalten stößt, und Besseres Nichts als den Lobspruch „ein goldenes Buch" zu sein, von einem officiellen Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung" erfährt. Man kann das Schicksal keinen Widerspruch zu erfahren allen künftigen Erzeugnissen von der Farbe der „Brennenden Fragen", ohne Prophet zu sein, voraussagen, nachdem selbst im Gebiet der positiven Rechtswissenschaften nichts Erhebliches geleistet wird. Hierauf übt freilich die noch immer nicht zustandegekommene Regelung der politischen und Justizverhältnisse einen hemmenden Einfluß, aber gerade die Schwebe ihrer Organisirung erzeugt das Bedürfniß eines Beiraths von Fachmännern in der Presse, besonders nachdem das erste Experiment mit Feststellung dieser Verhältnisse verunglückt, folglich bewiesen ist daß die Bureaukratie einer solchen Beihülfe bedarf, daß sie den öffentlichen Angelegenheiten ersprießlich ist. Bemerkenswerth ist das Erscheinen eines kanonischen Rechts hauptsächlich deshalb, weil ein solches trotz seiner Unentbehrlichkeit im Vormärz mit nicht zu beseitigenden Geburtsnöthen rang. Man hatte das Rechberger'sche im Jahre 1815 erschienene als eine leidige Josephinische Nachgeburt längst abgethan, vermochte aber kein anderes zustandezubringen, ein solches welches gleichmäßig die Regierung und Rom befriedigte, obgleich selbst ein Staatsrath auf solche

Versuche Einfluß nahm. Wir glauben daß sich diese Aufgabe auch jetzt nicht lösen läßt, ohne den Rechten des Staats noch mehr als unserer Meinung nach bereits geschehen ist zu vergeben, während die Vorbedingung, nämlich der Abschluß eines Concordats mit dem Papste, schlechtweg schädlich und zu widerrathen ist. Zeit und Umstände führen häufig unvereinbare Dinge mit solchen Verträgen herbei, die daraus entstehenden Verwickelungen aber sind nicht selten Erzeuger politischer Uebelstände von einem gar nicht abzusehenden Effect und Verlauf. Piemont erinnert schlagend an diese Wahrheit, die sich auch aus der deutschen Reichsgeschichte sattsam ergibt. Als einer ganz abnormen Erscheinung müssen wir Hurter's Criminalgeschichte: „Philipp Lang, Kammerdiener Kaiser Rudolf's II.", gedenken. Abgesehen von dem Ekel der sich jedem Leser von Geschmack an der trockenen Aufzählung von Schurkenstreichen, die eine zweihundertjährige Verjährung für sich haben, aufdringt, begreift man die Verirrung des Verfassers nicht, der als östreichischer Haus- und Hofhistoriograph und Enkomiograph Ferdinand's II. so ganz aus der Rolle fällt daß er mit einem male eine skandaleuse, Rudolf II., also einen Kaiser aus dem nämlichen Hause, ins übelste Licht setzende Geschichte veröffentlicht, die nichts Anderes als ein Beitrag zur unerquicklichen Lebens- und Regentengeschichte Rudolf's II. ist. In der Regel thut doch Jeder nur Das wofür er bezahlt wird oder was seines Amts ist. Wir gestehen den Schlüssel zu diesem Räthsel nicht finden zu können, es wäre denn daß sich in Hurter bisweilen noch der Schweizer regte. Hammer-Purgstall hat sich mit seinem „Khlesl" thatsächlich die Ungnade des Fürsten Schwarzenberg, seines Chefs, zugezogen, ein Misgeschick welches Hurter mit seinem nicht die Geschichte, nicht das Strafrecht bereichernden, ganz müßigen Criminalgeschichte aus besserm Grunde erfahren hätte.

Die Dichtkunst scheint das Goldene Zeitalter, obgleich ihr die Mäcene fehlten, im Vormärz gefeiert zu haben, denn damals war sie in Oestreich blühend; jetzt verstummt auch diese Muse, denn abgesehen von der lyrischen, einen heitern Himmel benöthigenden Gattung, gibt sich auch in der dramatischen keine großartige Productivität kund. Das Epos ist ganz erstorben, der Roman mit exclusiver historischer Behandlung genügt nicht, Oratorisches wird gar nicht aufgegriffen, ja selbst die Volkspoesie in der weichen östreichischen Mundart scheint ihre Pflege verloren zu haben. Diese entbehrt auch die wissenschaftliche Kritik gänzlich, denn in dem großen Staat von Oestreich besteht kein einziges Organ dafür. Nachdem die „Jahrbücher der Literatur" aufgehört haben, wäre es Sache der Akademie gewesen, Ersatz dafür zu leisten. Wirklich geschah auch, irre ich nicht von Hammer-Purgstall, der Antrag zur Herausgabe eines den englischen, französischen und deutschen Monatsschriften nachgebildeten Journals. Inzwischen ward mit diesem nützlichen, von den Geldmitteln der Akademie keineswegs gehemmten Antrage nicht durchgedrungen, wie man sagt, aus Scheu vor polemischen Verwickelungen, da doch gerade Anregung und Ausströmen des wissenschaftlichen Geistes ihren Brennpunkt in der Erörterung und im Redekampfe haben, und vorzugsweise akademische Institute berufen sind dem Lande dem sie ihre Gründung und Erhaltung danken den Dienst eines Nachweises der sich offenbarenden geistigen Bewegungen zu leisten. Damit würden zugleich die Wissenschaft und das Leben gehörig vermittelt, was mit den blos für Gelehrte bestimmten Publicationen der Akademie durchaus nicht erreicht und, wie es scheint, von ihr auch gar nicht beabsichtigt ist. Sie gab die entgegengesetzte Ansicht und Absicht in der Zurückweisung der in einem öffentlichen Vortrage an sie gerichteten Auffoderung: „der Unterdrückung und Ausrottung der deutschen Sprache in Südtirol Beachtung und Verwendung dagegen zu gönnen", sehr deutlich zu erkennen, denn obgleich dieser einer Empfehlung gar nicht bedürfende Antrag bei den Zuhörern wie bei einigen sehr würdigen Mitgliedern der Gesellschaft verdienten Beifall fand, so widersetzten sich doch demselben etliche Andere mit solcher Hartnäckigkeit daß seine Folgegebung, wofür die Akademie den Dank von ganz Deutschland geerntet hätte, unterblieb. Dabei unterläuft der komische Zug daß von den drei Gegnern dieses Antrags, den Herren Wolf, Diemer und Karajan, die beiden Letztern der deutschen Sprachwissenschaft ihre Pflege weihen und Karajan damals sogar in diesem Fache als öffentlicher Lehrer an der Universität fungirte. Würden das Slawen, Ungarn, Italiener thun, wenn ihre Sprache in ähnlicher Weise von Ausrottung gefährdet wäre, wie dies leider seit langem im deutschen und welschen Süden Tirols der Fall ist, wo die Verrückung der deutschen Sprachgrenze auf die Höhen des Brenner in bester Aussicht steht?

Andere Vorkommnisse in der wiener Akademie, nämlich in der historischen Classe derselben, beweisen daß darin Etwas faul ist was einer nachdrücklichen Verbesserung bedarf.*) Bei dem Erscheinen von Kink's „Geschichte von Tirol" fand sich ein Freund der Geschichte bewogen, die Akademie in einer Berichtung über wesentlich irrige Behauptungen dieses Buchs aufzuklären, unter welchen besonders die angebliche Abstammung der Tiroler von den Etruskern bedeutsam hervortritt. Wir sagen bedeutsam, weil die schlauen Welschtiroler ihre Trennungsgelüste von Deutschland auf diese nichtdeutsche Abstammung basiren, indem sie vorgeben, deshalb nicht zu Deutschland, sondern zu Italien zu gehören, weil die Alpenetrusker ihre angeblichen Stammväter, Italiens Urvolk und Gründer des Etruskerstaats in Toscana gewesen seien. Dies ist ganz falsch. Die Welschtiroler haben keinen Tropfen etruskisches Blut in ihren Adern, sondern sind Abkömmlinge eines abtrünnigen verwelschten deutschen Mischvolks, zunächst der Longobarden, deren Herrschaft und Niederlassung von der Lombardei bis Trient reichte. Der Deutschtiroler Kink, statt der Wahrheit Zeugniß zu geben und die dem deutschen Interesse so nachtheiligen historischen Losreißungsvorwände der Welschtiroler kräftig zu bekämpfen, that gerade das Gegentheil. Er behauptete sogar eine etruskische Ausbreitung vom Gotthard über ganz Tirol bis Salzburg und in diesem Halbkreise bis tief in Italien „in ununterbrochener Folge", was für jeden Kenner der Geschichte und alten Geographie auf den ersten Blick als absurd sich herausstellt, da für Vindeliker, Noriker, Karner und zahlreiche andere celtische Völkerschaften gar kein Platz mehr in der Geschichte da wäre und wir sie geradezu verleugnen und hinauswerfen müßten.

Damit die Akademie von diesen falschen und politisch gefärbten Behauptungen nicht mystificirt werde, besonders nachdem Kink ihr sein Buch zugesandt hatte, kamen ihr von Seite des erwähnten Geschichtsdilettanten die diesfallsigen Aufklärungen mit der ausdrücklichen Verwahrung gegen die Druckveröffentlichung zu. Allein diese ward von der historischen Classe (mit Recht) gewünscht und der Antrag gestellt, den Einsender zur Umgestaltung seines Berichts in eine wissenschaftliche Abhandlung zu beauftragen. Diesem Beschlusse widersetzten sich die schon genannten Herren Wolf, Diemer und Karajan aus allen Kräften, drangen aber nicht durch. Dagegen vereitelten sie die statutenmäßig bedingte Lesung der eingelangten Abhandlung, die in öffentlicher Sitzung hätte stattfinden sollen und von dem Mitgliede der Classe, H. Chmel, übernommen worden war. Die Abhandlung ward demnach in die akademischen Sitzungsberichte unter dem Titel „Beitrage zur Geschichte und Alterthumskunde Tirols" aufgenommen, ohne zum öffentlichen Vortrage gelangt zu sein. Seitdem ist vom Dr. Steub ein Schreiben an die historische Classe mit persönlichen und sachlichen, Misachtung ausdrückenden Angriffen gegen die bemerkte Abhandlung und ihren Verfasser eingelangt, welche der nunmehrige Vicepräsident der historischen Classe, Karajan, in öffentlicher Sitzung verlesen und dessen Einlauf in der Zeitung bekanntmachen ließ. Begleitet war dieses

*) Die Akademie besteht aus einer philologisch-historischen und aus einer naturwissenschaftlichen Classe. Hier ist immer nur von der ersten die Rede.

Schreiben von einer die Kink'schen Behauptungen, folglich die tirolische Etruskomanie vertretenden Abhandlung, deren Aufnahme in die akademischen Schriften Dr. Steub verlangte. Allein die von Karajan niedergesetzte Prüfungscommission sprach sich für Zurückweisung der Steub'schen Abhandlung aus, angeblich weil derselbe Das was sie enthielt schon anderswo gesagt habe. Weit entfernt dieses Prüfungsergebniß ebenso in öffentlicher Sitzung und in der Zeitung bekanntzumachen, als Beides mit dem Steub'schen Brief von Karajan geschehen war, unterließ er Beides und referirte darüber blos in der geheimen Sitzung. Er hatte also den wohlmeinenden Bekämpfer der tirolischen Etruskomanie, denselben von dem auch der von ihm und Genossen hintertriebene Verwendungsantrag der Akademie zum Schutze der deutschen Sprache in Südtirol gestellt worden war, durch das Verlesen des Steub'schen Briefs in öffentlicher Sitzung in der Meinung des mit dem fraglichen Gegenstande nicht vertrauten Publicums arg blosgestellt und weder diesem eine weitere Aufklärung noch dem Angegriffenen gemeiner Billigkeit gemäß die Befriedigung dieser Aufklärung gegeben.

Wenn wir daher weiter oben sagten, es sei Etwas faul in der Akademie zu Wien, so glauben wir es nachgewiesen zu haben. Dabei können wir auch noch versichern, Manches was dahin einschlägt aus humanen Rücksichten mit Stillschweigen zu übergehen. Ein prägnanter Umstand, nämlich das feste Zusammenhalten der Tiroler im Gegensatze zu den Oestreichern, verdient aber doch bemerkt zu werden. Das Ländchen Tirol ist durchweg in Parteien getheilt die sich schroff gegenüberstehen, sich unaufhörlich anfeinden, befehden und hassen. Sobald es sich aber gegen einen Fremden um einen der Ihrigen oder um ihre Angelegenheiten handelt, stehen sie Alle wie Ein Mann zusammen, hierin ganz den Slawen gleichend. Völlig verschieden handelt der deutsche Oestreicher in dieser Beziehung. Er nimmt auf die Landsmannschaft nicht etwa aus Gründen einer weltbürgerlichen Anschauung keine Rücksicht, sondern aus ekler Buhlerei um der Fremden Gunst. Das Benehmen der deutschen Oestreicher auf der Nationalversammlung zu Frankfurt gibt einen Beleg zu dieser Aussage. Viele von ihnen glaubten ihr Deutschthum mit Verleugnung und Herabwürdigung des Landes dem sie angehörten darthun zu müssen und hofften mit dieser Haltung sich in Gunst und Ansehen bei den übrigen Deutschen zu versetzen. Treffend bemerkte daher ein norddeutscher Deputirter, noch nie seien ihm Leute vorgekommen die so sehr gegen ihr eigenes Fleisch und Blut getobt wie diese Oestreicher. Er hätte füglich hinzusetzen können daß eben diese kaum glaublich gute Deutsche sein durften, denn so ist es in der That. Die guten Deutschen waren damals die verschrieenen Schwarzgelben in Wien. Was übrigens die Tiroler anbelangt, so sind sie gewiß durch und durch tirolisch, Oestreicher aber nicht mehr und nicht minder als ihr Interesse zu sein verlangt. Nach Böhmen und Ungarn spielt die Nationalitätsfrage und die Sonderstellung in keinem andern Lande eine größere Rolle als in Tirol, und während die Welschtiroler der Vereinigung mit Italien nachstreben, träumen die Deutschtiroler einen Selbständigkeitstraum, der verwirklicht nicht nur ihr Ländchen durch das Parteiengetriebe zu einem andern Polen, sondern auch in kurzer Frist zur Beute einer fremden Eroberung machen würde.

M. Koch.

Aus dem Nachlasse des Sinologen K. Gützlaff.

Unter den vielen literarischen Planen die der deutsche evangelische Sendbote und Sinolog Gützlaff ausführen wollte war auch die Herausgabe einer Anzahl chinesischer Werke mit gegenüberstehender wortgetreuer deutscher Uebersetzung, um das Studium der chinesischen Sprache und Literatur in Deutschland zu erleichtern und zu erweitern. Zu diesem Ende sandte der unermüdliche Mann bereits vor mehren Jahren einige Vorarbeiten und Musterstücke an die königliche Bibliothek in Berlin, welche später auf sein Verlangen Hrn. Professor Neumann in München zu beliebigem Gebrauche mitgetheilt wurden. Die Uebersetzungen sind einem umfangreichen und weitverbreiteten moralischen Sammelwerke des Mittelreichs entnommen, „Kiapao tsuantsi" („Der Hausschatz in Ordnung") geheißen. Wir theilen nachstehend einige Bruchstücke aus diesem Nachlasse mit, die wol ihres anziehenden Inhalts wegen auch in weitern Kreisen mit Interesse gelesen werden. Der Schreibart des wenig geschulten Mannes aus Pyritz wurde nur da wo es unumgänglich nothwendig schien etwas nachgeholfen. Man wollte die chinesisch-deutsche Originalität so getreu als möglich wiedergeben.

I. Verkehrtheiten thörichter Menschen. Sie zeigen ihren Aeltern keinen kindlichen Gehorsam und beten Buddha an. Mit ihren Geschwistern, die ihre Füße und Arme sind, leben sie nicht in Eintracht, sondern unterhalten Freundschaften mit Leuten verschiedener Geschlechtsnamen. Wenn sie gute Söhne und Enkel haben, so erlauben sie ihnen hochmüthig zu werden und wollen sie nicht mit Strenge belehren. Wenn es ihr Loos ist einer armen Familie anzugehören, so quälen sie sich und bemühen sich über ihre Kräfte das Großthun der Reichen nachzuäffen. Sind sie von Natur hochbegabt, so versäumen sie ihren Geist durch Fleiß auszubilden und sich Kenntnisse zu erwerben, bringen im Gegentheil ihre Tage mit eiteln Dingen zu. Sind sie vermögend, so rechnen sie unablässig den ganzen Tag und verscheuchen Ruhe, Freude und Glück. Wollen sie Geld ausgeben, so vergeuden sie es an Sänger und Tänzerinnen, gegen die Lehrer ihrer Kinder sind sie karg. Werden sie krank, so bedienen sie sich weder eines Arztes noch nehmen sie Arznei, sondern glauben Quacksalbern und Betrügern. In der Ausübung des Bösen sind sie ganz und gar gewissenlos, allein sie sind zugleich sehr besorgt, buddhistische Geistliche und die Zauberer des Laotse herbeizurufen und Gebete herzusagen und Bußübungen zu verrichten.

II. Verkehrtheiten thörichter Frauen. Thörichte Frauen begegnen ihren Schwiegerältern und ihren Ehemännern im eigenen Hause mit wenig Achtung, sind aber sehr fromm. Sie gehen in die Tempel und opfern Weihrauch. Sie halten hartnäckig an ihren unvernünftigen Meinungen, und nur mit Gewalt kann man sie zu etwas Vernünftigem zwingen. Wenn sie selbst kinderlos sind, so beneiden sie Beischläferinnen und Mägde, welche Mütter sind, um ihre Kinder. Sie sind eifersüchtig, widersprechen gern in allen Dingen und fluchen und schelten die Leute. Sie knausern im Kleinen und verschwenden im Großen. Sie fasten und beten zu Buddha, bezeigen Pfaffen aller Farben und Kutten viele Ehrerbietung. Solche Frauen halten Erbauungsstunden in den Tempeln und verbringen dort wol ganze Tage mit dem Hersagen von Gebeten und der Wiederholung der Formel Omito fu, d. i. Amida Buddha, mit dem Rosenkranz oder mit Anhören von Messen. Dagegen prügeln sie ihre Sklaven und Sklavinnen und tödten lebendige Geschöpfe ohne alle Schonung. Haben sie gute Kinder, so erziehen sie dieselben nicht streng, sondern verziehen und verzärteln sie und geben ihnen dadurch Veranlassung zum Hochmuth und zu einem schändlichen Betragen. Sie sind sehr bemüht sich kleinliche Gemächlichkeiten zu verschaffen, freuen sich aber der Dinge nicht welche großen Vortheil bringen. Ihre erwachsenen Kinder lieben sie nicht, sondern ziehen die unmündigen vor. Während sie den Menschen Glauben versagen, glauben solche thörichte Weibsbilder und alle andern die ihnen gleichen den tausenderlei Dämonen, den Taozauberern, den Buddhisten und römischkatholischen Christen. 69.

Curiosa über den römischen Advocatenstand.

Ein vor kurzem erschienenes Buch, welches den ernsten Namen „Recherches et études sur le barreau de Rome depuis son origine jusqu'à Justinien et particulièrement au temps de Cicéron par *Th. Grellet-Dumazeau*" trägt, hat gleichwol sonderbarerweise den Charakter der Satire an sich. Es

gibt Capitel darin welche über den Ursprung und die Verfassung des Barreau, über seine Studien, seine Privilegien, seine Schule die trefflichsten Aufschlüsse ertheilen, allein die besten sind doch die in welchen seine Lächerlichkeiten erzählt werden; das Burleske zieht uns am meisten an. Der Grund davon ist unstreitig daß die römischen Advocaten in diesem Punkte am verwundbarsten waren; sie boten der Satire ein großes Feld dar, welches Aristophanes, Cicero, Petronius, Martial, Quinctilian, Juvenal schon ausbeuteten und welches der Verfasser gleichfalls betrat.

Nichts ist in der That komischer und Nichts zugleich instructiver als die Lächerlichkeiten ernster Männer und wichtiger Beschäftigungen. Die Lächerlichkeiten die eine traurige Seite haben, bei denen durch die Verkehrtheiten und die Fehler des Menschen der Ernst des Berufs hindurchblickt, sind die amusantesten.

Eines der interessantesten Capitel des Buchs ist das welches betitelt ist „L'avocat à l'audience". Es gab in Rom mehr als eine Art von Advocaten, ohne von den Frauen zu sprechen, die mitunter selbst ihre Sache durchfochten. Ein Beispiel ist die Amesia Sentia, welche Androgyna genannt wird, weil sie, wie man sagte, das Herz eines Mannes unter dem Antlitz eines Weibes barg. Die Tochter des Hortensius erwarb sich gleichfalls den Ruf der Beredtsamkeit, als sie vor den Triumvirn gegen eine Auflage plaidirt hatte, mit der die römischen Damen getroffen worden waren. Außer diesen leichten Truppen hatte das Barreau eine sehr weise organisirte Miliz: der Legulejus studirte den Buchstaben des Gesetzes; der Formularius war beauftragt das Verfahren zu beobachten; der Monitor improvisirte Repliken; Derjenige den man Posticus (den Erinnerer von hinten, den Einbläser) nannte, hielt sich immer hinter dem plaidirenden Advocaten und kam dessen Gedächtnisse zu Hülfe wie ein Soufleur; der Morator ergriff das Wort, wenn der eigentliche Advocat sich erholen mußte oder die Sache in die Länge ziehen wollte. Der Cognitor war eine Art Sachwalter der die schriftliche Procedur besorgte.

Patronus, Advocatus, Causidicus waren früher drei verschiedene Arten, deren Geschichte Dumazeau sehr gelehrt erzählt; seit dem Kaiserreich vermengte man sie. Rabulae nannte man eine Art Advocaten die immer im Zorn war; Latratores, die Belfernden; Clamatores, die Schreier. „Als Trachulus", erzählt Quinctilian, „in einem der Säle der Triumvirn eine Rede hielt, schrie er so stark daß er in drei anstoßenden Sälen vernommen und beklatscht wurde". Das Beifallklatschen ward nach einem bestimmten Tarif bezahlt, und es gab ein Unternehmen für den Erfolg der Plaidoyers. Die „Claqueurs" versammelten sich an der Thür des Gerichtshofs und erhielten daselbst einige Geldstücke oder einige Brocken zum Essen. So versehen besetzten sie die Stufen, ihren Chef in der Mitte, der das Zeichen zum Beifallsgemurmel, dem Füßestampfen und dem Geheule gab, je nachdem die Bewunderung auf der Scala die ihm der Redner gegeben verzeichnet war.

In der That improvisirte der Redner selten. Die Alten hielten fast nur niedergeschriebene oder wenigstens sehr sorgfältig vorbereitete Reden. Die Rhetorik beherrschte Alles; Augustus schrieb sich sogar seine Unterhaltung vorher auf. Im Senate widerlegten sich die Redner, die sich klüglicherweise ihre Reden gegenseitig mitgetheilt hatten, schriftlich in derselben Sitzung. Vor Gericht sprachen manche Advocaten mit der Schrift unter den Augen; andere hatten ihre Reden auswendiggelernt; ein großer Theil las ab, indem er von Zeit zu Zeit einige improvisirte Sätze mit in seine Rede einfließen ließ. Aus dieser sorgfältigen und ganz allgemeinen Verbreitung entstanden mitunter eigenthümliche Zwischenfälle. So fragte ein junger Advocat seinen Gegner, warum er ihn denn von der Seite ansehe. „Ich", antwortete dieser, „kann betheuern daß das nicht geschehen ist, aber das stand auf deinem Papiere geschrieben, und deshalb hast du das auch abgelesen!" Bekannt ist das Wort des Milo, als nach dem Verluste seines Processes er Cicero's verbesserte Rede (pro Milone) las: „O Cicero, wenn du diese schöne Rede gehalten hättest, so würde ich nicht so gute Fische in Massilia essen!"

Natürlich durfte dieser zugleich linkischen und künstlichen Redeweise nicht die Pantomime, die Geste fehlen. Auch dies war eine besondere Wissenschaft, in der man die Zöglinge der Palästra und die Besucher des Marsfeldes wieder erkannte. Die Kunst des Schauspielers vermischte sich mit der Industrie des Kämpfers. Der Advocat ging mitunter, während er sprach, in einem Raume, der zwischen dem Barreau und den Sitzen der Richter freigelassen war, vorwärts und gewann seinen Platz rücklingsschreitend wieder. Auf diese Weise machte ein Redner während eines Processes einen ungeheuern Marsch. „Wie viel Millien haben Sie plaidirt?" fragte man gewöhnlich solche unermüdliche Advocaten.

Die Gesten waren ein Hauptpunkt; eine der gewöhnlichsten bestand in einer umdrehenden Bewegung, die für den Nachbar eine beunruhigende Heftigkeit hatte; eine andere bestand darin, über die Nase mit der Faust zu wischen, indem man sie von dem Kinn bis zu der Stirn führte. Ein Schlag auf die Stirn und den Schenkel war eine nicht weniger gesuchte Geberde. Das Schütteln des Körpers hatte gleichfalls seinen Werth. Der Advocat Regulus, ein Zeitgenosse des Plinius, bedeckte sich bald das rechte, bald das linke Auge mit einer Binde, je nachdem er für den Ankläger oder den Beklagten plaidirte.

Nach solchen Anstrengungen bedurfte der Advocat natürlich auch der Erfrischung, und man stellte daher das unsterbliche Glas Wasser neben den Redner; manche hielten auch mitten im Sprechen inne um einmal etwas zu essen.

Der Schluß der Rede war der Hauptmoment, und hierin waren die römischen Advocaten Meister. „Meine Herren! sehen sie unsere Thränen", war ein Rednerkunststück der alten wie der neuen Welt. Ein Advocat hielt ein Kind in seinen Armen und führte es um den Gerichtshof; ein Anderer deckte die eiternden Geschwüre seines Clienten auf; der eine stellte sich als sähe er den Ankläger ein blutiges Schwert schwingen, und floh als wäre er entsetzt; dann kehrte er, das Gesicht halb in den Schoos seines Kleides verborgen, zurück und fragte, ob der Mörder verschwunden wäre; der Andere zeigte seine mit Blut bedeckten Gebeine und Kleider. Ein Advocat sprach einmal für ein junges Mädchen welches der Gegner für seine Schwester anzuerkennen sich weigerte; als der Augenblick der Schlußrede gekommen war, trägt der Redner seine Clientin auf die Bank des unnatürlichen Bruders zu, gleich als wolle er sie in seine Arme werfen; dieser aber hatte furchtsam die Sitzung verlassen, und der bestürzte Advocat mußte seine unglückliche Last wieder zurücktragen. Ein Anderer, der für eine Witwe plaidirte, hatte hinter sich Agenten aufgestellt welche im geeigneten Moment rührend das Portrait des verstorbenen Mannes emporheben sollten. Die guten Leute, welche nicht wußten was eine Schlußrede zu bedeuten habe, hoben die Decke jedes mal von dem Bilde wenn der Advocat die Augen wegwandte, was in der ganzen Versammlung ungeheuere Heiterkeit erweckte; aber noch größer ward sie als das ganz enthüllte Bild dem Publicum einen häßlichen und krankhaften alten Mann zeigte.

Der Stil der Plaidoyers entsprach dem Benehmen der Redner. Er war ohne Maß, ohne wirklichen Glanz, ohne Würde und ohne Geschmack. Allerdings gilt dies nur von den Zeiten des Verfalls, denn die Beredtsamkeit vor Gericht hatte wie die Literatur ebenfalls ihre große Zeit gehabt. Sie war entartet, und Martial spricht in einem Epigramm zu seinem Advocaten: „Man hat mir drei Ziegen gestohlen, und du erzählst uns von Mithridates und der punischen Treue, von Marius und Sulla! Deine Stimme ist prächtig und deine Geste bewundernswürdig, aber sprich doch nur endlich von meinen drei Ziegen!" Die Advocaten sprachen von Allem und erlaubten sich Alles; sie scheuten sich vor keiner Persönlichkeit, vor keiner Obscönität, vor keinem feinen oder trivialen Wort-

spiele; man suchte jeden Geschmack zu befriedigen. Cicero machte Calembours in seinen Reden, die noch bekannter sind als diese, habemus facetum consulem!

Die römischen Advocaten waren dabei sehr theuer; obwol dem Gesetze nach unentgeltlich, ruinirte die Beredtsamkeit der Advocaten doch ihre Clienten. Ein sehr interessantes Capitel des Buchs von Dumazeau heißt „Honorarius". Die Lex Cincia de donis et muneribus, die seit 549 von Erbauung der Stadt diesen Gegenstand sehr strengenommen hatte, wurde zuletzt durch eine Mischung von Unbestimmtheit und Strenge zum Vortheil der Männer der Justiz umgedreht. Verres sagte öffentlich „daß von den drei Jahren seiner Regierung (d. h. des Raubes) das erste für ihn, das zweite für seine Advocaten und das dritte für seine Richter gewesen sei". Man bestach die Zeugen und erkaufte die Richter. In dem Proceß des Claudius Pulcher, der angeklagt war des Nachts von der Frau Cäsar's während der Feier des Festes zu Ehren einer Göttin empfangen worden zu sein, zeigten die Richter eine unerhörte Corruption, die an die nahende Kaiserzeit erinnert. Cicero schrieb an Atticus: „Du kennst Crassus ..., er hat die Sache in zwei Tagen beendigt und dazu nur einen einzigen Sklaven gebraucht. Crassus hat die Richter zu sich kommen lassen, er hat versprochen, gebeten, belohnt ... Was sage ich, und wohin gehen wir, ihr großen Götter! Noctes mulierum atque adolescentulorum nobilium introductiones nonnullis judicibus pro mercedis cumulo fuerunt!"

Juvenal schildert uns den fabelhaften Luxus einzelner Advocaten. Während ein Kaiser um sein Pferd zu ehren es zum Consul machte, ließ ein Advocat, Namens Regulus, um sein Kind zu ehren, auf einem Scheiterhaufen eine ganze Menagerie seltener Thiere schlachten. Dieser zärtliche Vater besaß 12 Millionen. Hortensius begoß seine Platanen in Tusculum mit Wein; er brachte zuerst den Pfau auf den Tisch, was damals einen großen Skandal verursachte. Derselbe machte einst einem Collegen, der ihm bei einer Begegnung die Symmetrie seiner Kleidung aus Versehen gestört hatte, einen Proceß wegen Schadenersatzes. Denn das Costume spielte eine große Rolle bei den damaligen Advocaten. Wie verworfen der Advocatenstand später sich zeigte, geht daraus hervor daß Columella unter Tiberius sagte: „es sei eine auf offenem Forum geduldete Plünderei."

Der Grund dieser Entartung waren die allgemeinen Laster Roms, denen auch der Advocatenstand nicht entging; es gab indeß auch frühere Zeiten wo das schöne, idealisirende Wort des Kanzlers d'Aguesseau von ihm gelten konnte: „Dieser Stand ist ebenso alt wie der Richterstand, ebenso edel wie die Tugend und ebenso nothwendig wie die Gerechtigkeit."

16.

Notizen.

In Sachen einer Franzosenlandung in England.

Octave Delapierre theilt in seinen „Mélanges de littérature macaronique" eine Probe echter maccaronischer Poesie mit, welche vom Engländer Parson zu einer Zeit verfaßt, wo Napoleon, der Kaiser, eine Landung in England vorbereitete, nebenbei dazu dienen kann, jetzt, wo Viele für ein solches Unternehmen seiten Napoleon's, des Prinz-Präsidenten, schwärmen und in ihrer Schwärmerei sogar von der Möglichkeit der Ausführung und des Gelingens träumen, aus ihrer Schwärmerei und aus ihrem neckischen Traume zu wecken. Die Verse lauten:

Ego nunquam audivi such terrible news,
As at this present tempus my sensus confuse;
I'm drawn for a miles, I must go cum Marte
And concinus ense, engage Bonaparte.

Such tempora nunquam videbant majores,
For then their opponents had different mores;
But we will soon prove to the Corsican vaunter,
Tho' times may be chang'd, Britons never mutantur.

Mehercle! this consul non potest be quiet,
His word must be lex, and when he says fiat,
Quasi Deus, he thinks we must run at his nod;
But Britons were ne'er good at running, by God!

Per mare, I rather am led to opine
To meet British naves he would not incline;
Lest he should in mare profundum be drown'd,
Et cum alga, non laura, his caput be crown'd.

But allow that this Boaster in Britain could land,
Multis cum aliis at his command,
Here are lads who will meet, aye and properly work'em,
And speedily send 'em, ni fallor, in orcum.

Nunc let us join corda et manus,
And use well vires Di Boni afford us;
Then let nations combine, Britain never can fall;
She 's, multum in parvo, a match for them all.

13.

Pierre de Montmaur, Professor der griechischen Sprache zu Paris (gest. 1648), welcher, obgleich er 5000 Livres jährliche Einkünfte gehabt haben soll, dennoch sehr geizig und ein Schmarotzer war, der für eine gute Mahlzeit gern einen Spaß mit sich machen ließ, speiste einmal bei dem Kanzler Séguier. Als das Essen aufgetragen wurde, verschüttete der Bediente die Brühe von einer Schüssel und begoß Montmaur damit. Dieser, bemerkend daß dies ein angestellter Handel gewesen, sagte, zu dem Kanzler sich wendend, eines Wortspiels sich bedienend, blos: Summum jus, summa injuria. Auf ihn und seine Schmarotzersucht sind eine Menge Ausfälle in lateinischer und französischer Sprache von den Gelehrten damaliger Zeit erschienen, welche de Sallengre in der „Histoire de P. de Montmaur" (2 Bde., Haag 1751) gesammelt hat. Ein von Furetiere gedichtetes, der Mittheilung nicht unwerthes Epigramm findet sich aber dort nicht. Dasselbe lautet:

Montmaur ne trouve dans la Bible
Rien d'incroyable ni d'impossible,
Si non quand il voit, que cinq pains
Rassasierent tant d'humains
Et que, pour comble de merveilles,
Il en resta douze corbeilles.
Bon Dieu, dit-il, pardonne-moi,
Ce miracle excède ma foi,
Sans doute le texte en ajoute,
Que n'etais-je là pour le voir?
Je ne crois pas que ton pouvoir
En eut fait rester une croute.

Voß, der Uebersetzer Homer's, hatte sich in das herametrische Versmaß so eingeübt daß er oft statt in Prosa ganz unwillkürlich in Herametern sich ausdrückte. So gab er einmal, da er von Altona nach Hamburg gereist war, dem dortigen Thorschreiber auf dessen Anfrage: „Wer er sei?" zur Antwort: „Rector Voß aus Eutin, logirt im römischen Kaiser."

70.

Bibliographie.

Beck, K., Gedichte. Durchgesehene und vermehrte Originalausgabe. Leipzig, Verlags-Magazin. 16. 2 Thlr.

Böck, C. v., Die Kylonische Blutschuld und ihre Folgen. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Philosophische Bonbons. Erfahrungen aus dem Leben berühmter Männer in lexicographischer Ordnung gesammelt. Dresden, Schaefer. 16. 12 Ngr.

Brunner, S., Rom und Babylon. Eine Beleuchtung confessioneller Zustände der Gegenwart. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27½ Ngr.

Drobisch, T., Theater-Couplets und Volkslieder. Zwickau, Gebr. Thost. 16. 5 Ngr.

Forester, T., Norwegen und sein Volk. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Mit einer Karte von Norwegen und einer Ansicht des Thales bei Gudvangen. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Geschichte der Urschöpfung der Geister- und Sinnen-Welt und im Verfolge die Geschichte der Urpatriarchen, von Adam bis Abraham, oder Haushaltung Gottes, kundgegeben einem Manne — der an Jesum, den Herrn, lebendig glaubt 2c. Mit einer unterm 9. Mai 1851 vom Herrn genehmigten Vorwort versehen, und zum Druck befördert durch F. Zimpel. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 3 Thlr.

— — und Geist der Strafgesetzgebung aller Zeiten und Völker im Lichte des Christenthums. Ein Nachtstück aus der Geschichte der Menschheit. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Greverus, E., Erinnerungen an die Paschenburg. Rinteln, Bösendahl. 8. 10 Ngr.

Das Haus, in welchem ich wohne, oder der Bau und die Verrichtungen des menschlichen Körpers. Für Familien und Schulen mit der für diese Bestimmung nothwendigen sittlichen Rücksichtsnahme. Nach dem Englischen bearbeitet von A. Freih. v. Hogguér. Mit 35 Holzschnitten. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 18 Ngr.

Hermes, F., Unsere Muttersprache in ihren Grundzügen nach den neueren Ansichten dargestellt. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hirsch, S., Erinnerungen an den großen Kurfürsten und an seine Gemahlin Louise von Oranien. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 15. März 1852 gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoefer, E., Aus dem Volk. Geschichten. Stuttgart, A. Krabbe. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Horaz, Oden in deutschen gereimten Versen. Von E. Bürger. Stuttgart, Scheitlein. 16. 22 Ngr.

Jesus, der Gekreuzigte, seines Volkes, seiner Kirche, der Welt einiges Heil! In evangelisch-protestantischen Zeugnissen und Predigten zum heilsamen Gebrauche des Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesu Christi dem evangelischen Volke Deutschlands übergeben in Gemeinschaft mit einigen gleichgesinnten Freunden von G. F. Haag. Stuttgart. 8. 10 Ngr.

Kavanagh, J., Frauen der Christenheit. Vorbilder der Frömmigkeit und Menschenliebe. Aus dem Englischen übersetzt von Friedenberg. Mit 1 Titelbilde und 2 Portraits. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 2 Thlr.

Knies, C., Die katholische Hierarchie in den grossen deutschen Staaten seit 1848 und der gegenwärtige Conflict zwischen den Fürsten und den Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz. Halle, Schwetschke u. Sohn. 4. 6 Ngr.

Koch, A. K., Die sechs Schöpfungstage oder die Mosaische Schöpfungsgeschichte in vollem Einklange mit der Geognosie, nebst einer kurz gefaßten Naturgeschichte der merkwürdigsten Geschöpfe der Urwelt. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 8 Ngr.

Liliencron, R. v. und K. Müllenhoff, Zur Runenlehre. Zwei Abhandlungen. Halle, Schwetschke u. Sohn. 4. 12 Ngr.

Meier, E., Deutsche Volksmärchen aus Schwaben. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben. Stuttgart, Scheitlin. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pfeil, C. G. L. v., Christlicher Hausschatz in geistlichen Liedern. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von C. Teichmann. Mit einem Vorwort von Staudt. Mit 1 Titelkupfer. Stuttgart, Scheitlin. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pisacane, C., Der Krieg in Italien 1848—1849. Aus dem Italienischen von A. Cloßmann. Mit 2 lithographirten Karten. Chur, Hitz. 12. 27 Ngr.

Redwitz, O. v., Gedichte. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 1 Thlr.

Rose, H., Gedächtnissrede auf Berzelius gehalten in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Berlin am 3. Juli 1851. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 15 Ngr.

Rosenkranz, K., Das für Kant zu Königsberg projectirte Denkmal. Eine Ansprache in der Kant'schen Gesellschaft, an seinem Geburtstage, den 22. April 1852. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 5 Ngr.

Schiferle, J., Reise in das heilige Land, im J. 1851 unternommen und beschrieben. 1ster Band. Augsburg, Kollmann. 12. 18 Ngr.

Schumann, A., Christus oder die Lehre des Alten und Neuen Testamentes von der Person des Erlösers, biblisch-dogmatisch entwickelt. 1ster Band. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Ueber die schlechten Bücher, verderblichen Zeitschriften und Romane. Nach dem Französischen von einem katholischen Geistlichen. Coblenz, Hergt. 8. 3⅓ Ngr.

Ueber den Geist und sein Verhältniß in der Natur. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Zingerle, Jgn. und Jos. Zingerle, Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche gesammelt. 1ster Band. — A. u. d. T.: Kinder- und Hausmärchen. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Aphoristische Betrachtungen über die Stellung der Artillerie-Offiziers in der preußischen Armee. Leipzig, Müller. 8. 6 Ngr.

Duller, E., Der Abfall vom Glauben. Eine Rede, gehalten im Kreise christlicher Brüder. Wiesbaden, Ritter. 1851. 8. 1½ Ngr.

— — Die Erbsünde. Eine Rede 2c. Ebendaselbst. 8. 1½ Ngr.

— — Das Erntefest. Wiesbaden, den 14. Septbr. 1851. Eine Rede 2c. Ebendaselbst. 1851. 8. 1½ Ngr.

— — Gedächtnißfeier für Johann Huß, an dessen Todestage, dem 6. Juli. Ebendaselbst. 1851. 8. 1½ Ngr.

— — Der Glaube an Engel. Eine Rede 2c. Ebendaselbst. 1851. 8. 1½ Ngr.

— — Ohrenbeichte und Ablaß. Eine Rede 2c. Ebendaselbst. 1851. 8. 2 Ngr.

— — Die Predigt des Winters. Eine Rede 2c. Ebendaselbst. 1851. 8. 1½ Ngr.

— — Reformationspredigt, gehalten an Gustav Adolf's Todestage. Ebendaselbst. 1851. 8. 1½ Ngr.

— — Der Ruf des Menschensohnes. Eine Rede 2c. Ebendaselbst. 1851. 8. 1½ Ngr.

— — Das Todtenfest. Eine Rede 2c. Ebendaselbst. 1851. 8. 1½ Ngr.

— — Ewige Verdammniß und Alleinbeseligung. Eine Rede 2c. Ebendaselbst. 1851. 8. 1½ Ngr.

Nur das Christenthum kann uns von der Revolution befreien. Ein Beitrag zu der Rede des Geh. Justizraths und Prof. Dr. Frdr. Jul. Stahl, welche am 8. März 1852 gehalten worden. Herzberg, Mohr. 8. 2 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXIV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1852

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XXIII.)

9. **Blanc (L.), Histoire de la révolution française.** Tome troisième et suite. In-8. Geh.
Der erste und zweite Band (1847) kosten jeder 1 Thlr.

10. **Blanc (L.), Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Dritter Band und folgende. 8. Geh.
Der erste und zweite Band (1847) kosten jeder 1 Thlr. 7½ Ngr.

In demselben Verlage erschienen:

Thiers (A.), Histoire de la révolution française. 6 vol. In-8. 1846. 6 Thlr.

Lamartine (A. de), Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 1847. 8 Thlr.

——, **Geschichte der Girondisten.** Aus dem Französischen. 8 Bände. 8. 1847. 8 Thlr.

Carlyle (T.), Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen. Neue Ausgabe. Drei Theile. 12. 1849. 3 Thlr.

11. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. Vierter Band und folgende. 12. Geh.
Der erste bis dritte Band erschienen 1850—51 und kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

12. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Sechsundzwanzigstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.
Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der Prachtausgabe kostet der Band 3 Thlr.
Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten, woselbst auch fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden.
Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

13. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Neue Ausgabe in 96 Lieferungen. Elfte Lieferung und folgende. Jede Lieferung 7½ Ngr.
Monatlich erscheinen in der Regel zwei bis vier Lieferungen; der Text wird nach Vollendung einer jeden Abtheilung **gratis** geliefert.
Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text und Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.
Die zehn Abtheilungen dieses Werkes sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:
I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachteinbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

14. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften.** Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Sechste Abtheilung. 12 Geh.
Die erschienenen Abtheilungen einzeln unter besondern Titeln:
I. **Handbuch der topographischen Anatomie**, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von **L. Rochmann.** 1844. 3 Thlr.
II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie**, bearbeitet von **L. Posner.** Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik**, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinnungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von **A. Moser.** 1845. 2 Thlr.
IV. **Geschichte der Medicin**, bearbeitet von **E. Morwitz.** Zwei Bände. 1848—49. 3 Thlr. 18 Ngr.
V. **Handbuch der physiologischen und pathologischen Chemie**, nach den neuesten Quellen bearbeitet von **A. Moser** und **J. C. Strahl.** 1851. 3 Thlr. 18 Ngr.

15. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.
Erste Section (A — G). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Vierundfunfzigster Theil und folgende.
Zweite Section (H — N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Neunundzwanzigster Theil und folgende.
Dritte Section (O — Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Sechsundzwanzigster Theil und folgende.
Frühern Subscribenten auf dieses Werk, welchen eine grössere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

16. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Sechsundsiebzigstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.
Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2 Hefte ausgegeben. Der erste bis sechste Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.
Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Gutzkow's

Dramatische Werke.

Erster bis siebenter Band.

8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli. — VII. 2. Der Königsleutenant.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Mai. Nr. 487—491.

Inhalt: Der Widerspenstige. — Die Festung Mazada am Todten Meere. — *Schiffbruch der Medusa. — Die Walpurgisnacht. — *Die Agave (Aloe). — Eine Ansprache Friedrich's des Großen an die Offiziere eines Cavalerieregiments. — *Die Botocuden. — Der gelehrte Finke. — Das Armenwesen der alten Römer. — Englisches Wesen. — *Das Rosenfest in Salency. — Kaiser Hadrian und der alte Gärtner. — Ein lustiges Stücklein vom „alten Dessauer". — Civilis und Veleda. — *Die Termiten. — Die Portraits der Prinzessin Eboli, des Don Carlos, der Elisabeth und Philipp's II. von Spanien. — Was dem Noah beim Pflanzen der Weinstöcke begegnete. — Das Himmelfahrtsfest in Valencia. — Eisenbahnmärchen. — Die Trinkhörner bei den alten Völkern. — Der spanische Buchhändler. — *Chinesische Entenzucht. — Wallenstein. — Die drei Handwerksburschen. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Juni 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

***Thienemann* (Dr. *F. A. L.*),**

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. **Achtes Heft. (Wadvögel. Schwimmvögel.)** Bogen 43—48 und Tafel LXXI—LXXX. 4. In Carton. Preis 4 Thlr.

Das erste bis siebente Heft (Strausse und Hühnerarten; Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel; Singvögel; Würger bis Krähen; Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel bis Wadvögel; Wadvögel) erschienen zu demselben Preise 1845—51; das Ganze wird in 11 Heften vollständig sein.

Bei **C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn)** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine

Monatsschrift

für Wissenschaft und Literatur.

Herausgegeben von

Joh. Gust. Droysen, Professor in Jena, und *Fr. Harms. G. Karsten. Litzmann. Liliencron. K. Müllenhoff. G. W. Nitzsch. K. W. Nitzsch. J. Olshausen. Pelt. J. W. Planck*, Professoren in Kiel.

Mai 1852.

Inhalt: Archäologie. Ueber die Zeit der griechischen Vasenmalerei. Von L. Ross in Halle. — Die Resultate der neueren Forschungen über thierische Electricität. (Schluss.) Veränderungen der Muskel- und Nervenströme. Von H. Helmholtz in Königsberg. — Die neuesten Beiträge zur englischen Geschichte. Von R. Pauli in London. — **Die katholische Hierarchie in den grossen deutschen Staaten seit 1848 und der gegenwärtige Conflict zwischen den Fürsten und den Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz. Von C. Knies in Marburg.** — Kurze Anzeigen und Notizen. Die deutsche Sprachwissenschaft im Auslande. Von Steinthal in Berlin. — Zur Dante-Literatur. Von Blanc in Halle. — Preisausschreibung. — Die Fichte-Ulricische Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Beigegeben ist: **Literarischer Anzeiger Nr. 5.** Literarische Anzeigen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die merkwürdigsten Begebenheiten der

Allgemeinen Weltgeschichte

in Darstellungen deutscher Dichter für Gymnasien und Bürgerschulen gesammelt und mit geschichtlichen Bemerkungen versehen von **Dr. H. Kolowicz.** Mit einem Vorwort von **Cäsar von Lengerke.**

8. Geh. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 25. —— 19. Juni 1852.

Inhalt.

Antipoden, oder der neueste Kampf um die letzten Grundsätze der Religion und Sittlichkeit.

1. Die Triarier David Friedrich Strauß, Ludwig Feuerbach und Arnold Ruge und ihr Kampf für die moderne Geistesfreiheit. Ein Beitrag zur letztvergangenen deutschen Geistesbewegung. Von einem Epigonen. Kassel, Raabé und Comp. 1852. 8. 21 Ngr.
2. Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie in ihren Principien beleuchtet von C. A. Thilo. Leipzig, F. Fleischer. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zur Orientirung unserer Leser bemerken wir zunächst daß auch die zuletzt genannte Schrift eine Trias von Religionsphilosophen aus der letzten Zeit bespricht und kritisirt, und zwar: Schleiermacher, J. Müller und Rothe. Wir haben hier eine orthodoxe wie dort eine heterodoxe Dreieinigkeit, und wie das Object ist auch die Tendenz beider Schriften durch die weiteste Ferne geschieden; in der ersten ist der äußerste linke Standpunkt der religiösen Anschauung entwickelt und von dem Verfasser anerkannt als die Consequenz aller voraufgegangenen Speculation, in der zweiten ist der äußerste rechte dargestellt (denn von der pietistischen Orthodoxie können oder müssen wir hier absehen, wo nur die Religionsphilosophen streiten) und kritisch verworfen, eben als der Boden für jene Consequenz. Grundverschieden also in ihrer Absicht dient doch die eine Schrift der andern vice versa zum Beweis und Beleg der Richtigkeit ihrer Behauptung; so wird Jeder, der auf dem einen oder dem andern Standpunkte bereits steht und dafür Partei ergriffen hat, beide Schriften mit gleichem Interesse lesen und unserer Empfehlung danken. Den Unbefangenen aber, denen zumeist wir diese Schriften gerade zugleich, in ihrer nicht sowol Zusammen- als Entgegenstellung, empfehlen wollen, werden sie als philosophische Sirenen erscheinen, welche nach dem rechten und linken Ufer des Gedankenstroms hinüberlocken; wir aber wünschen daß sie ihnen als Pharusthürme dienen und, der eine vor der Scylla und der andere vor der Charybdis warnend, die Freiheit des Gedankenlaufs vor Gefahren schützen mögen. Auf den Kampf der beiden Richtungen einzugehen kann hier umsoweniger unsere Absicht sein, als die beiden Schriften eben nicht mit diesem Kampfe, sondern jede mit Einer Partei es zu thun hat, aber hinweisen wollten wir darauf daß wir keineswegs eine „vergangene" Geistesbewegung in der Ruhe des Kampfes zu erblicken haben, daß keineswegs „der Sieg unzweifelhaft" ist („Triarier", S. 4); hinweisen wollten wir auf die Größe und Tiefe des Streits der noch obwaltet. Wir werden uns deshalb nur mit der Beurtheilung der beiden Schriften, jede für sich betrachtet, beschäftigen; sind sie auch darin verschieden daß die erste vorwiegend historisch, die zweite kritisch ist, so kommen sie doch darin überein daß beide recht eigentlich radical sind, freilich in sehr verschiedenem Sinne; die eine im gewöhnlichen, indem sie darauf ausgeht oder sich dem Bestreben anschließt, die speculative und alle Theologie mit der Wurzel zu vertilgen und an ihre Stelle etwas ganz Anderes, die Anthropologie und den Humanismus zu setzen; die andere in einem andern wörtlichen Sinne, indem sie nur die bisherige von der modernen Philosophie geleitete speculative Theologie, wie sie sich enger oder loser an den Spinozismus anschließt, mit diesem, ihrer Wurzel, aus dem Boden des Zeitgeistes und der Philosophie überhaupt herauszureißen und dafür eine andere philosophische Grundlage und ein anderes System nicht blos, sondern eine ganz andere Richtung der Speculation zu pflanzen sucht.

Was der Leser aus beiden Schriften zusammengenommen lernen kann ist: nicht blos eine Geschichte der linken und eine strenge Kritik der rechten Schule der speculativen Religionsanschauung (welche Kritik natürlich auch die Linke und in höherm Maße trifft), nicht

blos die Kenntniß der einzelnen wichtigen Fragen, um die es sich handelt, und die verschiedenen Versuche zu ihrer Lösung, sondern auch die Erkenntniß und Einsicht: daß noch niemals in der Geschichte zu einer und derselben Zeit, in einem und demselben Volke, in den Ständen von einem und demselben Bildungsgrade so grundverschiedene Ansichten, Meinungen und Principien geherrscht, noch nie eine so tiefe und weite Kluft einen Volksgeist gespalten als eben jetzt den deutschen; daß ferner diese himmelweit verschiedenen Principien und Meinungen mit dem Gedankenkreise, den sie auf jeder Seite beherrschen, so innig verknüpft und verwoben sind daß schon die bloße Erkenntniß der entgegenstehenden Anschauung psychologisch kaum möglich und von einem freien Urtheil darüber auch nicht im entferntesten die Rede ist, Fanatismus und inhumaner Eifer die natürliche Folge davon sind; daß aber eben deshalb umsomehr Besonnenheit und Klarheit vonnöthen sind, wenn nicht das Höchste und Edelste in diesem Strom und Gegenstrom Schiffbruch leiden soll; daß es gilt wieder mit aller Gründlichkeit und Tiefe, ohne Vorurtheil oder doch mit allem aufrichtigen Streben gegen dasselbe auf die Principien zurückzugehen. Indem wir so den Leser auf die Lecture der bezeichneten Schriften verweisen, wollen wir hier wenigstens die Charakteristik beider gesondert entwerfen.

Nr. 1. Ueberzeugt davon daß Hegel unstreitig der Prophet der neuen Zeit geworden ist durch die Revolution die er auf dem Gebiete des Gedankens und, da dieser die Welt beherrscht, auch der Wirklichkeit hervorgebracht, daß aber die von ihm ausgegangene Geistesbewegung eine höchst bedeutsame und folgenreiche Wendung genommen, indem die Consequenzen seiner Philosophie theoretisch und praktisch herausgekehrt wurden, daß eben diese Wendung die That der im Titel genannten drei Männer sei, ist es seine Absicht „den innersten Sinn und das ganze Gewicht ihrer Leistungen" dem Publicum nahezurücken durch die Gruppirung derselben in den Rahmen einer kritischen Trilogie. Die Quintessenz derselben wird in der Einleitung dahin ausgesprochen:

Strauß erkannte die Unverträglichkeit der modernen Wissenschaft und des alten Glaubens oder der Philosophie und der Theologie, er löste die vermeintlichen historischen und dogmatischen Grundlagen der Theologie auf und reducirte ihren Inhalt auf die philosophischen Begriffe der Substanz und der Gattung. Feuerbach geht von der Erkenntniß des historischen Bruchs der modernen Wissenschaft und historischen Geistesbildung mit dem Christenthum aus und gibt eine Kritik der christlichen als der unreinen Vernunft; er untersucht die psychologische Genesis der christlichen Vorstellungen, löst sie in psychologische Phänomene auf und stellt die Theologie als Anthropologie dar. Ruge entwickelt den positiven anthropologischen Inhalt der modernen Religion und zeigt als denselben die bewegenden Mächte des modernen Geisteslebens überhaupt auf, indem er die Religion als den ethischen Trieb der Menschheit, als das Streben nach dem Ideal nachweist.

Der Standpunkt des Verfassers ist aus dem Angeführten schon zu erkennen, tritt aber noch deutlicher hervor in der ausgesprochenen Absicht: „Denen die Ehre zu geben welchen dieselbe gebührt, und die Triarier unter die Propheten der Religion der Zukunft zu reihen"; demnach bezeichnet er sich selbst als ihren Anhänger und Anwalt. Seine Fähigkeit als Kritiker derselben dürfte man deshalb mit Recht bezweifeln, indeß die Frage: ob irgend eine Geistesrichtung und Denkweise besser und richtiger von einem Anhänger, einem Gegner oder Unparteiischen dargestellt werden mag? immer nur bedingt zu beantworten ist. So weit es gilt den Inhalt rein historisch wiederzugeben, werden wir von dem Anhänger am ehesten das Beste erwarten können, und dies hat der Verfasser in seiner Darstellung bewährt. Sie ist klar und verständlich, gedrungen und kräftig, überall von lebensvollem Interesse getragen und von einem unverkennbar ethischen Motive gehoben. Eine eigentliche Kritik aber begleitet sie nicht, denn der Blick des Verfassers ist in den Kreis jenes dreieinigen Standpunkts gebannt; innerhalb desselben aber bewegt er sich frei und gewandt; fehlt ihm auf der einen Seite die Kraft darüber hinauszugehen — was vorwärts oder rückwärts dagegen strömt zu begreifen —, so hat er auf der andern den Vortheil ganz darin zu sein und ihn zu beherrschen; daher er weder den Anfang noch das Ende dieser Entwickelung, wol aber den Fortschritt in ihr selbst kritisch zu begründen weiß und bemüht ist.

Indem wir nun zur Begründung dieses unsers Urtheils auf die Ausführung ins Einzelne eingehen, werden wir natürlich weniger den reinhistorischen Inhalt als den Geist des Ganzen dem Leser vor die Augen zu stellen haben; jenen soll er, wenn er sich von diesem angezogen fühlt, aus der Schrift selbst entnehmen. Von Strauß werden nun zunächst im ersten Abschnitt „Die Lehrjahre und ersten wissenschaftlichen Entwürfe", d. h. sein Leben und Schicksal, seine Vorbildung und ersten productiven Leistungen geschildert, welche letztere wesentlich aus einigen kritischen Anzeigen und Aufsätzen bestehen, deren Werth darin liege daß er nach seinem eigenen Ausspruch

den Einen nach ihren Vorstellungen die List des Argen aufdecke, welcher die kritischen Theologen über die verderblichen Consequenzen ihres Thuns verblende, um sie halb unbewußt zur Untergrabung des Glaubens zu verwenden; den Andern aber die List der Vernunft zur Anschauung bringe, welche ihren Werkzeugen lieber die Aussicht auf das ganze Gebiet ihres Thuns benehme, damit sie um so unerschrockener am Theile arbeitend ihr großes Werk fördern, welches die Erziehung der Menschen vom Buchstaben zum Geist ist. (S. 14.)

Dann wird im zweiten Capitel „Kritik der evangelischen Geschichte" der Inhalt des „Leben Jesu" in seinen Grundzügen entwickelt und nach seiner reformatorischen oder vielmehr revolutionnairen Bedeutung für die Theologie gewürdigt. Den Vorwurf „daß die Kritik hier ein blos negatives Resultat habe" will der Verfasser im Sinne der Positiven par excellence nicht gelten lassen und setzt ihm die Behauptung entgegen: daß Strauß orthodox sei gegen die Consequenzen, welche durch Weiterführung seines Standpunkts bald genug gezogen

worden sind, sowie er auch zum Hegel'schen System sich im Wesentlichen orthodox verhalte; in anderm Sinne erkennt er denselben aber an, insofern Strauß nämlich nur die eine Hälfte einer kritischen Darstellung des Lebens Jesu gelöst,

die andere, recht eigentlich positive Aufgabe der reinhistorischen Betrachtung dagegen, nämlich aus dem Auflösungproceß der mythischen Lebensgeschichte das wirkliche Leben Jesu herzustellen, die eigentliche historische Persönlichkeit Jesu, was der Mann selbst war, den wir als Stifter des Christenthums verehren, hat Strauß nicht dargestellt, obwol hierzu in den Evangelien Elemente genug vorhanden sind, die der Kritiker nur gewissenhaft darauf ansehen durfte, um eine positive Reconstruction der Lebensgeschichte des wunderbaren Mannes von Nazareth zustandezubringen.

Strauß habe zwar die Einseitigkeit begangen, die empirisch-geschichtliche Persönlichkeit Jesu von der idealen Ausbildung des kirchlichen Christusbegriffs nicht bestimmt genug geschieden zu haben, dennoch aber das Verdienst erworben, von dem Standpunkt der Innerweltlichkeit Gottes aus geltendgemacht zu haben daß die Menschwerdung Gottes als die Verwirklichung des Menschheitsbegriffs oder der Idee der Persönlichkeit zu fassen sei.

Das dritte Capitel, „Kleinere Plänklergefechte des Kritikers" überschrieben, bespricht die Streitschriften über das „Leben Jesu" und die „Friedlichen Blätter", in denen die Abhandlung „Vergängliches und Bleibendes im Christenthume" einen selbständigen Werth habe, durch die Entwickelung der Idee vom Cultus des Genius, deren Grundgedanken wiedergegeben werden. Die Kritik der „christlichen Glaubenslehre" bildet den Inhalt des vierten Capitels, in welchem der Gedankengang des gleichnamigen Werks von Strauß dargestellt und dies als ein

wahrhaft gelehrtes und an dogmengeschichtlichen Untersuchungen reiches Werk bezeichnet wird, worin er durch meisterhafte dialektische Kunst, kritische Schärfe und Feinheit sein historisches Mosaik zu einem planvoll abgerundeten Ganzen ausgearbeitet hat, welches in seiner Art als ein Meisterstück dasteht. (S. 32.)

Aber auch hier vermißt der Verfasser die Herausbildung des positiven Fortschritts, welcher nur indirect und mittelbar durch den Abschluß einer vergangenen Epoche der wissenschaftlichen Entwickelung der Dogmatik angebahnt ist.

Je epochemachender — heißt es — darum seine wissenschaftliche That gewesen, um so deutlicher treten auch im Hinblick auf das dadurch geweckte Bedürfniß der wissenschaftlichen Weiterführung des Begonnenen die Mängel und Einseitigkeit seiner Leistung, wenn man dieselbe im Ganzen betrachtet, an den Tag, — eine Anerkenntniß, wodurch seinem wohlbegründeten Ruhm kein Abbruch geschieht.

Die Einleitung wird für die „offenbar schwächste Partie des Werks" erklärt, indem es den betreffenden Ausführungen an Gründlichkeit und den Begriffsbestimmungen an Schärfe fehlt. So z. B. hat Strauß die Frage nach dem Wesen und der Wurzel der Religion im menschlichen Geiste ganz umgangen; der Frage nach der Innerweltlichkeit und Diesseitigkeit oder Außerweltlichkeit und Jenseitigkeit Gottes im Christenthum bricht Strauß die Spitze ab, indem er sich für Beides entschei-

det. Auch daß die Frage, ob die Kluft zwischen Glauben und Wissen fortbestehen solle oder fallen müsse, umgangen ist wird gerügt, und wenn Strauß verlange daß Jeder den Andern seine Straße ziehen lasse, weil falsche Vermittelungsversuche schon genug gemacht seien und nur Scheidung der Gegensätze weiterführen könne: so widerspreche er sich selbst, und „würde ein solcher Dualismus ohnedies die Bedeutungslosigkeit beider Standpunkte für die Wahrheit voraussetzen". Der Verfasser scheint aber zu übersehen daß dies eine bloße Folge von Dem ist was er selbst (S. 44) ausgeführt hat, daß nämlich Strauß, sowie er überhaupt Derjenige gewesen welcher den Kern der Hegel'schen Religionsphilosophie von den fremdartigen Anklängen und Annäherungen an die kirchliche Orthodoxie befreit und sich durch das Herausstellen der eigentlichen Consequenzen des Hegel'schen Standpunkts als den rechten und echten Hegelianer bewährt, auch die einseitig theoretische Auffassung der Religion mit seinem Meister theile, „welcher das Wesen der Religion in ihrem Unterschiede vom philosophischen Wissen in die Vorstellung setzt, welche die Form sein soll in welcher die Wahrheit für Alle wäre".

Mit Recht bemerkt der Verfasser weiter: Religion und religiöse Vorstellung seien Nichts weniger als gleichbedeutend, und die Religion gehe ihrem Wesen nach keineswegs in der Vorstellung auf, sie habe auch eine praktische Seite die mit der religiösen Vorstellung als solcher Nichts gemein hat. Sie ist in ihrem eigenthümlichen Wesen unmittelbares Gemüthsleben, in welchem die theoretische und praktische Seite ursprünglich ungetrennt in unmittelbarer Einheit verschlungen sind. Das fünfte und letzte Capitel über Strauß handelt von „Des Kämpfers Ruhe und Schwäche". Zunächst wird die nach einem sechsjährigen Zwischenraum herausgekommene kleine Schrift „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige" besprochen und gezeigt daß

in der feinen Ironie und Satire auf die Gegenwart, wovon das Ganze durchzogen wird, und in dem bewunderungswürdigen Formtalent ihres Verfassers der Hauptreiz derselben bestehe; denn eigentlich Neues biete dieselbe nicht, es müßte denn die Wahrnehmung sein daß es Strauß nicht verschmäht hat von den nach ihm Gekommenen zu lernen, sich auf den Standpunkt der Errungenschaft Feuerbach's, nämlich des freien Humanismus zu stellen, den er auch in einem Aufsatze „Der politische und theologische Liberalismus" vertreten hat.

Dann wird der kleinen sowol an sich als namentlich im Verhältniß zu den Erwartungen von ihm unbedeutenden Aufsätze erwähnt: „Aesthetische Grillen", „Zwei deutsche Märtyrer" und anderer.

Schwerer ins Gewicht, aber freilich auf Seiten der Schuld und nicht des Verdienstes, fällt der Aufsatz über „Judenverfolgung und Judenemancipation", worin Strauß selbst Romantiker und conservativ wird. Die Bauern im Odenwald hatten einen Aufstand gegen Gerichte und Gutsherrschaften begonnen und wandten ihren Fanatismus auch gegen die Juden, und der Fürsprecher des freien Humanismus trat auf ihre Seite und erklärte als „politische Weisheit" die staatsbürgerlichen Rechte der

Juden zu beschränken. Ebenso sind seine weitern politischen Bestrebungen, Reden und Aufsätze der Art daß „man sich verwundert die Augen reibt, ob man auch recht liest! Man kennt Strauß nicht mehr!“ (S. 51.) Strauß, sagt der Verfasser, ist ein reintheoretischer Mensch, ein Gelehrter, der keine Ahnung von der lebensvollen und weltüberwindlichen Macht des freien Geistes hat, dem das praktische Pathos für die Verwirklichung der Idee ein fremdes Gefühl ist, und schließt deshalb mit den Worten: „Die lebendig fortschreitende Gegenwart hat Strauß zu den Todten geworfen, hat ihn lebendig begraben.“ Dagegen der nach ihm kam lebt noch als rüstiger Kämpfer, zu dem wir nunmehr übergehen: Feuerbach! Dieser ist unstreitig der wissenschaftlich bedeutendste der Triarier, er ist, wie der Verfasser bemerkt, eine durch und durch geniale und originale Natur, ein gewaltiger vulkanischer Geist, der „große religiöse Atheist“. Was aber besonders hervorgehoben und dargethan werden soll, ist dies daß Feuerbach's Kritik, wiewol er vorzugsweise durch diese eine hohe Stellung in der gegenwärtigen Geistesentwickelung einnimmt, in ihren Resultaten durchaus nicht negativer Natur sei, sondern durch und durch positiv. „Feuerbach“, heißt es S. 57, „ist, so parodox diese Behauptung Denen klingen mag die ihn blos dem Renommé nach und aus dem Tagesgeschrei kennen, viel positiver sogar als Strauß.“ Freilich kann man auch von jenem weit wahrer und sicherer behaupten daß er Neues gebe, wo er Altes nimmt, und wenn er niederreißt zugleich Fundamente des Neubaues zeige; „er bejaht, indem er zu verneinen scheint; er wirft die unbrauchbaren Stützen und Krücken weg, damit die Menschheit wie neugeboren in frischer Jugendkraft frei und selbständig die Kreise ihres Daseins vollende“. „Das Leben und die Bildungsgeschichte“ Feuerbach's wird im ersten Capitel dargestellt und dabei auf die drei verschiedenen Stadien seiner schriftstellerischen Thätigkeit hingewiesen, in deren erstem er sich als ganz und gar Hegelianer präsentirt und welchem die „Geschichte der neuern Philosophie ꝛc.“, der „Leibniz“ und mehre kritische Abhandlungen, namentlich die gegen Bachmann's „Antihegel“ angehören. Im zweiten Stadium geht er über Hegel hinaus in den Schriften über Bayle und „Philosophie und Christenthum“ und tritt dann in offene Opposition gegen ihn in der „Kritik der Hegel'schen Philosophie“ („Hallische Jahrbücher“, 1839); und das „Wesen des Christenthums“ und die spätern Schriften und Vorlesungen bilden die dritte Stufe und den Höhepunkt seiner Thätigkeit.

Das zweite Capitel schildert Feuerbach als „idealistisch-pantheistischen Mystiker“, als welcher er sich in den „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ präsentirt. Im Spiegel dieser „begeisterten Jugendarbeit“ betrachtet und charakterisirt der Verfasser den ersten Standpunkt Feuerbach's zur Wissenschaft und Weltanschauung, indem er den Gedankengang derselben mit Liebe und Hingebung nach seinen Grundlinien zeichnet. Stimmen wir auch mit dem über die Sache durch bloße Behauptungen absprechenden Urtheil des Verfassers keineswegs überein (von unserer Seite aber hier darauf einzugehen ist umsoweniger angemessen als es doch nur beiläufige Bemerkungen werden könnten), so gestehen wir ihm in Bezug auf die Darstellung doch gern zu daß er „den Lesern die Quintessenz, das beste Mark des Feuerbach'schen Jugendwerks vor die Augen geführt hat“. Das dritte Capitel zeigt uns „Feuerbach im Kampfe gegen den scholastischen Dualismus der Theologie“. Kraft und Liebe leiten die Feder des Verfassers bei der Schilderung dieses Kampfs, in welchem Feuerbach ihm ein zweiter Lessing erscheint. Doch ist er nicht geblendet um die Mängel zu übersehen. Besonders wird auch hier an Feuerbach wie oben an Strauß gerügt daß er Religion und Dogma, religiöses Gemüthsleben mit religiösen Vorstellungen, d. h. Reflexionsformen über jenes, identificirt. Feuerbach scheidet zwar die Dogmen von den philosophischen Lehren, aber nicht die Religion von jenen. „Ist denn aber“, muß man dagegen Feuerbach fragen, „der Glaube, das Dogma die Religion selbst? Gewiß in Wahrheit nicht, wenn es auch Vorurtheil und Fanatismus häufig genug dafür nimmt! Wozu also solche Declamationen die dem Feinde nicht auf den Leib rücken? Was nützen Pfeile die an dessen Panzer machtlos zurückprallen?“ Wenn aber der Verfasser aus eben diesem Grunde früher von Strauß gesagt hat daß er „ewig ursprünglichen Grund und Lebensboden der Religion (nämlich das unmittelbare Gemüthsleben) ignorirt und deshalb die eigenste Innerlichkeit ihres Wesens nicht kennt oder übersieht“ (S. 45), so hätte ihn dies auch bei der Betrachtung der Feuerbach'schen psychologischen Auflösung der Religion kritischer stimmen sollen. Anerkennend aber müssen wir erwähnen daß der Verfasser es als seine Pflicht richtig erkannt hat, „das ethische Pathos Feuerbach's besonders hervorzuheben, Denen zu Gehör welche aus Ignoranz oder bösem Willen aus Feuerbach's Lehren oder ganzem Standpunkt den Ruin der Sittlichkeit als selbstverstandene Consequenzen herzuleiten sich nicht entblöden“ (S. 84). Nachdem noch das einseitige und ungeschichtliche und dadurch ungerechte Verfahren Feuerbach's gegen das Dogma überhaupt und als solches aufgezeigt ist, geht der Verfasser zum vierten Capitel über, welches den „anthropologischen Kritiker der Religion“ behandelt. Das „Wesen des Christenthums“, das eigentlich classische Lebenswerk Feuerbach's, ist das reifste Product seines Genius, worin die eigentliche Grundidee seines Geistes, die seine frühern Werke mit keimkräftigem Triebe durchgährte, ihren höchsten und reifsten Ausdruck, ihre concentrirteste Gestaltung erhielt; weiterhin wird das Werk eine weltgeschichtliche That auf dem Gebiete des modernen Geistes genannt, die ebenso seine Unsterblichkeit ist wie sein Gericht. Nachdem der Inhalt dieser und der damit verbundenen Schriften Feuerbach's im Auszuge wiedergegeben ist, folgt im fünften Capitel ein zusammenfassendes Endurtheil über seine Vorzüge und Mängel. Wir heben nur heraus was S. 112 gesagt wird:

Feuerbach ist selbst durch und durch religiös. Die Religion ist der innerste und eigenste Lebenstrieb seiner Natur, deren lebensvolle erfahrungsdurstige Energie mit ahnungsreichem Instinct nach jenen Tiefen der Menschennatur hindrängt.

Sein Werth und seine Bedeutung wird dann an den Leistungen der Hegel'schen Religionsphilosophie gemessen und nur besonders vom Verfasser bedauert daß er die in seinem Sinne wahre und echte Religion, zu welcher er wünscht daß sich die Menschen bekennen sollen, nicht ausführlich dargestellt und „des Breitern auseinandergelegt" hat. Wichtiger aber erscheint uns und für die Sache weit bedeutsamer was der Verfasser über Inhalt und Methode der Feuerbach'schen Kritik noch treffend bemerkt: Feuerbach habe zum Oeftern für sich den Anspruch gemacht daß sein Philosophiren ein rein objectives, realistisches, alle Willkür und Subjectivität des Denkens und Voraussetzens ausschließendes Philosophiren sei; dem aber kann der Verfasser deshalb nicht beistimmen, weil in keiner seiner epochemachenden Schriften eine ruhige, stetige, dialektische Entwickelung und Gedankenbewegung, ein eigentlich wissenschaftlicher Plan und sachgemäße Methode herrsche; vielmehr sei die Darstellung vorwaltend eine tumultuarische, sich überstürzende, aphoristische, an weitschweifigen Wiederholungen und Paraphrasen außerordentlich reiche, sodaß bei aller durch zahlreiche Exemplificationen hervorgebrachten Mannichfaltigkeit doch im Ganzen eine unendliche Leere bemerkbar sei und die beständige Wiederholung eines und desselben kritisch-psychologischen Experiments eine große Ermüdung herbeiführe. Damit nun hänge eine andere Unstetigkeit innig zusammen, nämlich daß er hier überraschend und schlagend wahr, dort wieder auffallend ungerecht und einseitig ist, und zwar dies Letztere aus keinem andern Grunde als weil er ungeschichtlich und oft bei aller Entschiedenheit seiner kritischen Tendenz doch unkritisch verfährt. Seine Kritik ist, so sehr sie auch darauf Anspruch macht, keineswegs eine durchaus voraussetzungslose, unbefangene, sondern im Wesentlichen doch wieder eine (wenn auch nicht im gewöhnlichen Sinne des Worts) dogmatische, absichtsvolle, mit Einem Worte: eine Tendenzkritik, welche noch dadurch den dogmatischen Charakter ansichträgt, weil die Resultate weniger bewiesen als blos erläutert und veranschaulicht werden. Wir eilen zum Schlusse der Besprechung des Werkchens und werden uns bei dem letzten Triarier, wie der Verfasser, kürzer fassen können; zuvor wollen wir noch das Endurtheil, womit der Verfasser die vorige Abhandlung schließt, anfügen: „Zur Religionswissenschaft der Zukunft geht kein anderer Weg als durch die Kritik Feuerbach's, und dieser selbst ist einer der genialen Propheten des Humanismus, d. h. der humanen, reinmenschlichen Religion der Zukunft."

Weniger bestimmt und sicher als der beiden Vorigen ist Ruge's Stellung, und der Verfasser selbst leitet die Besprechung desselben mit den Worten ein: „Wenn von den Kämpfern für moderne Geistesfreiheit, für den Humanismus die Rede ist, kann man nicht umhin an Arnold Ruge als der ersten einen zu denken"; nichtsdestoweniger aber wird ihm ein so großes und bleibendes Verdienst um die Geistesbewegung der Gegenwart zugeschrieben „daß es Gewissenspflicht für jeden Gebildeten sei, sich die Bedeutung dieses Mannes in unbefangener Anschauung seiner ganzen Entwickelung deutlich zu machen" (S. 120). Nachdem Ruge's Leben und Entwickelungsgang im ersten Capitel des dritten Abschnitts dargelegt ist, worin namentlich seine richtige Auffassung der Bedeutung Strauß' und Feuerbach's hervorgehoben wird nebst all den daraus folgenden Consequenzen für seine eigene Bildung und That, behandelt das zweite Capitel Ruge's Wirksamkeit in den Hallisch-Deutschen „Jahrbüchern". Als der Kern derselben wird natürlich das Manifest über Protestantismus und Romantik angesehen und besprochen, und dies im Zusammenhange mit den Abhandlungen: „Unsere letzten zehn Jahre" und „Zur neuesten Geschichte des deutschen Geistes" wird als eine vollständige Geschichte unserer Poesie und Philosophie seit Lessing bezeichnet, welche eine Reihe von anziehenden Charakterschilderungen unserer Heroen in der Literatur darbiete. Aus den im dritten Band seiner gesammelten Schriften unter dem Titel „Die verschiedenen Stellungen der freien Kritik zu der Zeit" zusammengestellten Aufsätzen hebt der Verfasser im dritten Capitel den Grundgedanken, nämlich „Die Reform des Bewußtseins durch die Philosophie" hervor und gibt von der Entwickelung desselben eine ausgeführte lebendige und frische Darstellung.

Im vierten Capitel gibt der Verfasser dann den Inhalt der „Religion unserer Zeit"; aus den beurtheilenden Anmerkungen heben wir nur zwei heraus:

Es liegt eine hinreißende, befreiende Gewalt in der Art wie er den religiösen Gedanken der Zeit erfaßt und in seiner ganzen Tiefe und Lebendigkeit nach allen Seiten hin ebenso vollständig (dem wird freilich später widersprochen) als mit wunderbar durchsichtiger Klarheit und Gewandtheit in der Form bewältigt. Den Mann, der sich als Meister in der Handhabung der schärfsten Kritik und schneidendsten Polemik zeigte, sehen wir hier, wo er den weltüberwindenden Gedanken der Zeit, die Idee des Humanismus, nach ihrem nähern positiven Inhalte auseinanderlegt, an den schroffsten Gegensätzen der religiösen Parteistandpunkte mit einer heitern Unbefangenheit vorübergleiten, die etwas unendlich Anziehendes und Gewinnendes hat. (S. 142.)

Dem gegenüber bemerkt dann aber der Verfasser daß die Entwickelung seines Themas an ermüdenden Wiederholungen leide, daß es mehr hingeworfene geistvolle Skizzen wären, sodaß die eigentliche Entfaltung und Darstellung des Inhalts der humanen Religion fehlt; und der Verfasser fügt hinzu:

Man vermißt dies ungern, da es den Gegnern des Humanismus gegenüber von größter Wichtigkeit ist, den Gesammtinhalt der neuen humanen Religion, welche den hinter ihren Principien Zurückgebliebenen und Unempfänglichen, im Vorurtheil der Vergangenheit Befangenen als purer Nihilismus erscheint, in seiner ganzen Breite und Tiefe darzulegen, eine Genugthuung die sich der Religionsphilosoph nicht versagen sollte.

Der Verfasser schließt das Capitel mit den Worten:

Das aber wird jedem unbefangenen, vorurtheilsfreien

Kopf, der diese Abhandlung Ruge's liest, zur unumstößlichen Ueberzeugung werden daß nur irreligiöser Fanatismus gegen die Principien dieser neuen Religion den Vorwurf des Atheismus schleudern kann. Es gibt gar keinen Atheismus als die Unsittlichkeit. (S. 148.)

Wir ehren die Tendenz aus welcher dieser Ausspruch entspringt; aber der Verfasser hat sich hier denselben Fehler, nur in umgekehrter Anwendung, zuschuldenkommen lassen, den er oben gegen Strauß und Feuerbach mit Recht gerügt, nämlich die praktische und theoretische Seite der Religion zu identificiren.

Die „Zukunft des Kämpfers für Humanismus" bildet den Inhalt des letzten Capitels und zeigt in einem kurzen Ueberblick die praktisch-politische Richtung Ruge's auf.

Wir scheiden von dem ungenannten Verfasser mit dem Bekenntniß daß uns der tiefethische Sinn seines Strebens hohe Achtung einflößt, und können nicht umhin den lebendigen Ausdruck jenes aus den Schlußworten hierher zu setzen:

Es thut jetzt vorallem noth, die reine, uneigennützige Hingebung an das Ideal zu lernen, die hingebende Treue des Willens an die Idee welche die Mutter der wahrhaft freien That ist. Und dazu bedürfen wir der neuen humanen Religion (dies sei für uns dahingestellt), deren Banner unsere Triarier muthig vorangetragen haben; wir bedürfen der wahren ewigen Religion, die aus den Gährungen der Gegenwart, aus dem Egoismus vermeintlicher Religiosität erst wieder auferstehen muß im Lichtglanze ihrer Verklärung. Und wehe uns, wollten wir in unseligem, bodenlosem Emancipationsfanatismus uns von ihr emancipiren, die mit ihrer heiligen Mutterwärme das ewige Ideal der Menschheit hütet.

Nr. 2. Wir haben bereits im Eingange bemerkt daß die Aufgabe dieser Schrift der vorigen ganz entgegengesetzt ist; sie besteht nämlich darin: den Kampf gegen Pantheismus und Atheismus aufzunehmen. Aber wie sie sich nicht unmittelbar gegen diese in ihrem wissenschaftlichen Erscheinen als moderne Philosophie wendet, ist sie auch fern von pietistischen Anathemen, orthodoxem Zetergeschrei und jeder theologischen Salbung, welche an dem gediegenen Schilde des innern Werths einer freien Ueberzeugung ebenso abprallen als andererseits das bloße Geschrei über Obscurantismus und Geistlosigkeit vor den Ohren des Gläubigen nichtig verhallt. Vielmehr ist es in dieser Schrift „auf eine Prüfung der wissenschaftlichen oder genauer philosophischen Waffen abgesehen, mit welchen die Theologie jene ihre Feinde zu besiegen gedenkt". Veranlassung zu dieser Prüfung der Principien und Methode der neuern wissenschaftlichen Theologie findet der Verfasser in der Ueberzeugung daß sie, die neuere Theologie, ihre Principien aus eben derselben philosophischen Richtung entlehnt hat, aus welcher auch der Pantheismus und Atheismus seine Waffen holt, aus dem — modernen Spinozismus. Indem die moderne Theologie an diesen, d. i. an den durch Schelling und Hegel zur Herrschaft gelangten Spinozismus, beim Aufbau und zur Rechtfertigung ihres Systems sich anschließt, ist sie unfähig ihre Gegner zu besiegen und leistet ihnen vielmehr gegen die eigene Absicht Vorschub; Dies ist es was die Schrift zu beweisen bestimmt ist. Daß er nur gegen die bereits genannten drei Männer seine Kritik richtet (Schleiermacher, Rothe und Müller), rechtfertigt der Verfasser dadurch daß er auf dem Boden der eigentlichen Theologie stehen bleibe und hier nur Diejenigen „bei denen philosophisches Denken bedeutender und zusammenhängender hervortritt" berücksichtigen wollte. Aber nicht so wie die Männer die er kritisirt steht die Kritik selbst auf dem Boden der reinen Theologie, vielmehr ist es die eingehendste, unabhängigste philosophische Untersuchung worauf sie sich stützt. Und hier liegt das Interesse, welches nicht nur die Theologen, sondern auch die Philosophen und alle Wissenschaft an der Schrift zu nehmen hat. Denn nachdem der Verfasser seine specielle Hauptfrage: ob jene mo[...] Theologie sich rühmen kann, die theistische We[...] wissenschaftlich zu rechtfertigen, oder ob sie nicht [...] wenn sie ihre philosophischen Grundsätze beibeha[...] ihrem Gegentheile, dem Pantheismus, und wei[...] Atheismus übergehen muß? dahin entscheidet daß [...] möglich ist durch den Spinozismus den Theismus z[u] stützen, führt er weiter aus (und dies ist für das Allgemeine das Wesentliche) daß die Wahl zwischen beiden zu Ungunsten des Spinozismus ausfallen muß, „weil dieser in Wahrheit keine wissenschaftliche Erkenntniß darbietet, sondern nur den oberflächlichen, obwol glänzenden Schein derselben".

Die Kritik des Verfassers ist demnach die Kritik des herrschenden philosophischen Bewußtseins überhaupt, und er ist sich wohl bewußt daß er sich einer factisch bedeutenden Macht entgegenstelle. In der Ueberzeugung aber, die natürlichen Gründe zu kennen, welche dem modernen Spinozismus zu einer weitverbreiteten Herrschaft verholfen haben, hat er diese gleich im ersten Abschnitte des Werks dargelegt, um zu zeigen „daß jene Gründe wol Macht, aber darum noch kein Recht geben". Dieser erste Abschnitt, welcher „von einigen hauptsächlichen, allgemein-philosophischen Meinungen des modernen Spinozismus" handelt, ist von der allgemeinsten Bedeutung, die eine philosophische Untersuchung haben kann, und die Entwickelung zeichnet sich ebenso sehr durch das tiefste Verständniß und Eindringen in die letzten Principienfragen als namentlich durch ungemeine Besonnenheit und Klarheit der Untersuchung aus. Mit seiner psychologischen Einsicht und Umsicht weist der Verfasser die allgerühmte Unwiderstehlichkeit des modernen Philosophirens in die Grenzen einer natürlichen Verwandtschaft desselben mit der populairen Weltanschauung zurück und führt das Secirmesser der Kritik an den fast allgemein verehrten und anerkannten Principien mit einer Sicherheit und Gewandtheit, welche nicht blos von Scharfsinn, sondern von solchem Fleiße und Ernste der Untersuchung zeugt, wie er in den philosophischen Schriften der letzten Jahrzehnde selten angetroffen wird. Der Verfasser steht freilich auf dem Boden auch solcher Kritik nicht allein und auch nicht in erster Reihe; schon längst keimt eine gründliche, im höchsten und besten Sinne des Worts

radicale, von Kant'schem Geist und Ernst geleitete Kritik der ganzen modernen Philosophie als der Philosophie des absoluten **Werdens** in der allgemach wachsenden Schule des neuen Lehrers des absoluten **Seins**. Der Verfasser hat aber seinen kritischen Apparat nicht blos angeführt, sondern auch ausgeführt und selbständig verarbeitet und theilt das Verdienst seines Meisters, in einer klaren, von künstlichem Formalismus durchaus freien und durchsichtigen Sprache zu reden, wodurch die Schrift allen Männern von gelehrter Bildung zugänglich und zu empfehlen ist.

Wir bemerken nur noch daß außer den religiösen auch die ethischen Principien der speculativen Theologie (und damit des modernen Spinozismus überhaupt) bis auf die Theorien des Geniecultus, des Communismus u. s. w. herunter einer kritischen Sichtung unterworfen werden, und glauben dadurch umsomehr Grund zu haben, die Schrift allen Denen welche an sittlichen und religiösen Fragen überhaupt und an der Fassung derselben durch die moderne Geistesrichtung insbesondere Antheil und Interesse nehmen aufs dringendste empfehlen zu können.

Referent kann von dem geneigten Leser nicht scheiden ohne zu bemerken daß, da es weniger darauf ankam über die vorbesprochenen Schriften zu richten als zu berichten, er sich bei Beurtheilung jeder auf ihren eigenen Standpunkt gestellt. Was dadurch, abgesehen von der Gerechtigkeit die den Verfassern widerfahren ist, gewonnen wurde, ist, wie wir hoffen, dies: darauf hingewiesen zu haben, wo die eigentlichen Fragepunkte jetzt liegen und wo die Zukunft den Streit der Meinungen zu entscheiden hat. Ein neuer Kämpfer (oder vielmehr eine neue Legion) tritt auf dem Felde der Philosophie auf mit neuen Principien und neuer Methode gegen die gesammte bisherige sogenannte moderne Speculation; durch seine Erscheinung treten die rechte und die linke Seite, die bis jetzt um Recht und Existenz gestritten, auf Eine Seite und erhalten einen und denselben Werth, den sie gemeinschaftlich gegen das neue Princip behaupten oder einbüßen müssen. Durch dies Verhältniß wird zur historischen Gewißheit daß die Entwickelungen der „Triarier" die eigentliche Wahrheit der Hegel'schen Philosophie seien, ob in diesem aber Wahrheit überhaupt und Wissen sei, das ist nun die Frage. 71.

Neueste deutsche Poesie.

Wir haben diesmal von dem Felde der deutschen Poesie, auf dem die Ernte allezeit groß ist, eine Garbe aufgenommen die allerlei Korn enthält, lyrische, epische und didaktische Frucht, volle und leere Aehren. Es ist kein erfreuliches Geschäft von misrathenen und verkümmerten Früchten zu sprechen; wir wollen uns derselben zuerst entledigen.

1. Lose Blätter von **Ludwig Weiß**. Berlin, Decker. 1851. 12. 20 Ngr.
2. Gedichte von **J. L. K. F. Seyffardt**. Elberfeld, Bädeker. 1851. Gr. 16. 1 Thlr.

Nr. 1 enthält zwei Novellen und Gedichte verschiedenen Inhalts. Von den Novellen ist eine verworrener als die andere; Stil, Verbindung, Schürzung des Knotens und Entwickelung, Alles in Unklarheit verschwimmend. Die erste: „Der schwarze Gast", hat die Lösung eines gegen einen alten Raubritter ausgesprochenen Fluchs zum Gegenstande. Hören wir den Verfasser selbst: „Graf Dorotheus von H., den uns Ambrosius (ein Jesuit, von dem sogleich weiter die Rede sein wird) in seinem Liede so schwarz gezeichnet, war eigentlich weder schlechter noch besser als ein großer Theil seiner Zeitgenossen. Sein Leben fiel in die Zeit wo das Faustrecht durch das sogenannte Interim auf seine höchste Höhe gehoben war, welchem Zustande bekanntlich Rudolf von Habsburg mit kräftiger Hand steuerte. Fast jeder Besitzer einer oder mehrer Burgen zog den größten Theil seiner Einkünfte von Erpressungen gegen Kaufleute und andere Reisende, sowie auch nicht selten durch Einfall in das Gebiet der Städte, welche letztere jedoch nur zu oft blutig vergalten. So mochte wol Graf Dorotheus auch manchen Unglücklichen in seinem Kerker haben verschmachten lassen, welches uns die südliche Einbildungskraft des italienischen Paters mit so grellen Farben, mit so viel Moral verbrämt vorgezeichnet hat. Eine schwere Schuld ward jedoch dem Dorotheus zur Last gelegt: Veranlassung zu dem Verschwinden seines eigenen Vaters gewesen zu sein. Dieser nämlich, in der Fülle des Mannesalters stehend, kehrte einst von einer Wolfsjagd nicht zurück, worauf Graf Dorotheus mit auffallender Hast von allen Schätzen und Besitzthümern seines Vaters Besitz ergriff. Der Leichnam des ältern Grafen ward nie aufgefunden; der damalige Castellan der Stammburg soll jedoch unter dem Siegel der Beichte Grausiges offenbart haben, sich, wenn auch keiner Schuld, doch der Mitwissenschaft anklagend. Dieser treue Diener ward bald darauf von Dorotheus in einem Anfall von Jähzorn erschlagen." Von diesem Castellan ging nun der Fluch aus: „Dorotheus, der stolze Sünder, solle nach seinem Tode zur Dienstbarkeit bei dem Rufe des (?) Magus verdammt sein und nur dann den Ausspruch des höchsten Richters empfangen, wenn einer seiner Nachkommen nach ihm getauft sich gleicher Lasterthaten schuldigmachen und mit ihm das alte Haus der Grafen von H. enden würde." Die Lösung des Fluchs erfolgt nun in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Der Graf Theodor von H. treibt unter Anleitung des Jesuiten Ambrosius Zanetti magische Künste, und Zanetti läßt gelegentlich den alten Dorotheus erscheinen. Neben Theodor wird der Sohn eines verstorbenen Burgvoigts erzogen, Adelhard von Plattenstein, der möglicherweise der Halbbruder Theodor's ist und später unter mystischen Andeutungen als Quintus Icilius auftritt. Dieser Adelhard-Quintus, dem die geheimen Zugänge des Schlosses bekannt sind, überfällt „nach längst verhallten Kriegsstürmen" (warum? erfährt man nicht) mit 20—30 Wegelagerern das gräfliche Schloß bei nächtlicher Weile. Der Graf Theodor mit seinem noch rüstigen Vater sammt Dienerschaft leistet kräftigst Widerstand, der Kampf bleibt lange unentschieden; da erstarrt Graf Theodor vor dem entsetzlichen Anblick des einen der Angreifer, der neben dem Bilde des alten Dorotheus steht und diesem und dem jungen Theodor zum Sprechen ähnlich sieht. In dem Augenblick wo er den Kampf wieder beginnen will streckt ihn ein Dolch von hinten nieder. Im Todeskampfe wirft er das Schwert nach dem Phantom, nicht dieses, sondern den eigenen Vater durchbohrend. Zugleich bricht Feuer aus, Niemand entkommt der Flamme, und der Fluch ist gräßlich gelöst. Ueber die „gleichen Lasterthaten" des jungen Grafen Theodor schweigt die Geschichte; es müßten die magischen Studien gemeint sein: dem widerspricht aber das gelinde Urtheil über Zanetti, von dem es heißt: „Er starb als pensionnirter Geistlicher in Prag. Man fand ihn eines Tags vom Schlage getroffen auf seinem Nachtlager, die ruhige Würde seines Antlitzes selbst im Tode behauptend, gewiß der beste Beweis daß wenn auch seine Mittel nicht immer zu billigen, doch seine Zwecke tadellos und einem höhern Lenker als dem Eigennutz untergeben waren." Von diesen Zwecken berichtet aber die

Geschichte wiederum Nichts, und man erfährt mit keinem Worte zu welchem Ende jene magischen Künste getrieben wurden und was Zanetti mit Theodor und Adelhard für Absichten gehabt hat. Doch genug. Wir wollen den Leser mit dem Inhalt der zweiten Novelle verschonen und gedenken daß das Citat aus der ersten zugleich dazu dienen soll, die sittliche Urtheilskraft des Verfassers zu veranschaulichen.

Die Gedichte tragen zum größten Theil denselben Charakter der Unklarheit an sich; im Uebrigen sind sie unbeholfen, formlos, prosaisch und lassen mit Ausnahme weniger, spärlich verstreuter Lichtfünkchen vergebens nach einer tröstlichen Ausbeute suchen.

Nr. 2 ist ein Dichter wie es viele gibt, unglücklich durch verrathene Liebe. Das ist das Hauptthema der Lieder und zieht sich durch das ganze Buch hin, durch die „junge Liebe", durch „Friedhof und Andacht" und durch die „Vermischten Gedichte". Wir dürfen wol annehmen daß ihm sein Weh volle Wahrheit ist, aber nicht alle Wahrheit ist Poesie. Fast auf jeder Seite begegnen wir trockener, dürftiger, ja noch dazu unbeholfener Prosa. Und wo die Phantasie ins Spiel kommt, geschieht es gewöhnlich auf verfehlte Weise. Die Bilder, Vergleiche und Wendungen wiederholen sich zum Ermüden, und oft sind sie unpassend und innerlich unwahr, oft streifen sie ans Komische. Die „Steine" sind stumm, weil sie nicht lieben können; die „Blumen" sind stumm, weil sie nicht zur Herzliebsten gehen können; die „Wolken" sind stumm, weil sie nicht in Herzliebchens Haus hineindürfen, die „Todten", weil sie es nicht hören wenn die Liebste ruft; der „Nachtfalter soll alle Blumen rauben, nur eine soll er stehen lassen, denn ein holder Engel hat sie gern" (seit wann „rauben" die Schmetterlinge Blumen?); in einem nicht etwa humoristisch gehaltenen, sondern durch und durch ernsten Sendschreiben „an den Geliebten" singt „Maria" von der Festigkeit, mit der sie sich bewähren wolle, wenn „schöne Herren lockend nach ihr sehen": dann wolle sie stehen wie „der Krieger der dem Feind das trotz'ge Wort gegeben: Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!" Der Dichter selbst vergleicht sich mit einem „Thor", das allein ohne Zaun und Hecke auf der Flur stehen geblieben war, und weint über die treulose Geliebte bei dem verlassenen Thor; und im „Abschied" singt er:

Bang schlägt des Mörders Herz wol, wenn es taget
Und ihm das Armensünderglöcklein saget:
„Auf Sünder, rüste dich zum Hochgericht!"
Doch bänger schlug mein Herz noch in der Stunde,
Wo mir ihr kalter Blick gebracht die Kunde:
„Die einst dich liebte, liebt dich fürder nicht."

Abgesehen von Geschmacklosigkeiten, wie den zuletzt erwähnten, stehen die Bilder häufig in keiner Beziehung zu dem Gedanken den sie erläutern sollen, oder es werden bei ihrer Analyse dem Leser Schlüsse zugemuthet welche ganz außer dem Bereiche gesunder Urtheilskraft liegen. Die Unbeholfenheit des Autors zeigt sich selbst im Verkennen der ersten Regeln welche bei Anlage eines Gedichts zu beobachten sind. Das Lied mit der Ueberschrift „Betteln" beginnt dramatisch: ein blinder Vater wehklagt, spricht mit seinem Kinde und schickt es betteln um nicht den Hungertod zu sterben: erst bei der fünften Strophe erfahren wir daß diese ganze Scene kein Ende gewinnt, daß sie nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern nur als Bild dienen soll. Der Dichter schickt nämlich nur sein Lied betteln bei der Einen die ihn allein von dem Verzweiflungstode erretten kann. Oder sollen dergleichen Ueberraschungen etwa für besondere poetische Schönheiten gelten?

Wir haben im Eingange bemerkt daß wir des Dichters Unglück für wahr halten. Dies schließen wir aus einigen bessern Liedern, wo die Phantasie durch Gefühl ersetzt und der reinen Natürlichkeit durch keine unglücklich gewählten Bilder und Vergleiche Eintrag gethan wird, wie in den Liedern „Widmung", „Von dir", „Mitgefühl", „Meine Lieder", „Die Hoffnung" und einigen andern. Auch „Villagos" gehört in diese Kategorie, und wir wollen das Gute, wo wir es finden, gern anerkennen, wenn es auch sehr vereinzelt ist.

Wir lassen nun einige lyrische Producte folgen, über die sich in mehrem oder minderm Grade Erfreuliches berichten läßt.

---

3. Gedichte von Armin Werther. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1851. 12. 20 Ngr.
4. Aus der Jugend. Gedichte von Auguste Bernhard. Breslau, Trewendt u. Granier. 1851. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
5. Gedichte von Theodor Fontane. Berlin, Reimarus. 1851. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

In Nr. 3 haben wir einen Sänger vor uns der sich als Dichter fühlt:

Ein einzig Lied noch will ich singen.
Gleich einer Schwanenmelodie
Soll es zu dir hinüberklingen.
Ein einzig Lied noch will ich singen
Voll Zauber und voll Poesie u. s. w.

Und:

Die Rose nicht und nicht die Aloe,
Die Lilie die knospend kaum verblüht,
Hinabneigt in die allzu frühe Gruft,
Gibt meinem Lorber die Unsterblichkeit u. s. w.

Weiter:

Wie die glänzenden Planeten
Immer neue Cirkel spinnend
Ewig um die Sonne kreisen,
Also kreisen ewig, ewig
Meine glänzenden Gedanken
Um die Sonne meiner Liebe.

Ja glänzend sind seine Productionen; glänzender Versbau, glänzende Sprache (aber warum die botanischen Blumennamen: Carica, Lonizera u. s. w. statt der deutschen: Feige, Geisblatt u. s. w.?), überhaupt glänzende, tadellose Form. Glänzende Gedanken? Einzelne, ja. Aber in vielen dieser „Leuchtkäfer" sucht man eben unter dem Glanze vergeblich nach den Gedanken. Von vielen kann man sagen: Farben, aber kein Bild; von andern: Laterna-Magicabilder, die in reicher Farbenpracht an uns vorüberziehen, aber kein Gedicht. Vorallem fehlt es an echtem Gefühl, an Tiefe der Empfindung. Diese blitzt nur hin und wieder durch, wie in „Erinnerung", „Augensprache", „Immortellen", „Die letzte Klage", „Perlen und Thränen", „Fürstentraum". Nur selten ist ein Gedanke vollständig durchgeführt, sodaß das Gedicht als ein abgeschlossenes Ganzes vor uns steht. Der Dichter ist mit sich selbst noch nicht im Reinen, er ist noch nicht zu innerer Klarheit gekommen. Am deutlichsten prägt sich dies in der „Dichtergruft" und in der „Lilienphantasie" aus. In letzterer besingt er die sterbende Geliebte und schließt:

Nicht weinen werd' ich, wenn sie sie nicht mehr ist,
Nein muthig wird mein Genius die Bahn
Von Stern zu Stern durch alle Himmel zieh'n,
Bis ich bei ihr bin, dort in jenem Reich,
Wo Alles sich in Einem nur umfaßt,
Wo unaufhaltsam Nichts an Nichts sich drängt,
Und Alles Nichts ist was hier Wesen hatte.

Was sich wol der Dichter unter dem „sich drängenden Nichts" gedacht haben mag? Wenn er sich selbst klar geworden ist, wenn er noch viel erlebt und gefühlt und durchdacht hat, und wenn das „Ich", vor dem er mitunter alles Andere vergißt, etwas mehr in den Hintergrund getreten sein wird, dann lassen sich von seinem glänzenden Talent schöne Früchte erwarten.

Nr. 4. Diese Dichtungen zerfallen in drei Abtheilungen: „Blumen", „Liebe", „Träume". Wenn die Ueberschrift ihre Richtigkeit hat und die Lieder alle aus der Jugend stammen, so muß die Dichterin noch so ziemlich mitten drin stehen, denn einzelne behandeln Stoffe aus der neuesten Zeit. Wir wollen der Dichterin Beruf und Weihe nicht absprechen. In vielen ihrer Lieder offenbart sich warmes Gefühl, Phantasie und anmuthige, gewandte Darstellung. Gegen dieses Zugeständniß fodern wir aber auch von ihr eine strengere Selbstkritik, die mit sicherm Urtheil und durchweg unbestochenem, geläutertem Geschmack das minder Tüchtige verwirft und das Gute durch Beseitigung einzelner Mängel zur Vollendung bringt. Bei der Lecture vieler von diesen Dichtungen befindet man sich in der Lage eines Wanderers, der im April eine Gebirgsreise macht: oft wendet er sich um eine Ecke und sieht eine allerliebste Landschaft vor sich liegen, aber eben wenn er sich anschickt den Gesammteindruck des Bildes recht behaglich in sich aufzunehmen, rauscht eine Wolke über das Thal hin, und die ganze Scene löst sich in grauen, nichtssagenden Nebel auf. Die meisten von diesen verschwimmenden Liedern finden sich in dem Abschnitte „Blumen", einige auch in den beiden andern Abschnitten. Die „Liebe" ist eine vergessene, entsagende, sich ewig gleichbleibende, todsuchende Liebe. Die Behandlung desselben Stoffs in einer größern Anzahl von Liedern wird ermüdend, wenn nicht der Idee immer eine neue Seite abgewonnen und diese als ein harmonisches, in sich geschlossenes Ganzes und Eines zur Darstellung gebracht wird. Diesem Erfodernisse ist häufig nicht entsprochen. Die vorzüglichern Gedichte finden sich in dem Abschnitt „Träume", der neben den Träumen manches sinnige und tiefempfundene Lied aus dem frischen, wachen Leben enthält, wie z. B. „Heimkehr am Weihnachtsabend", „Was ist der Tod", „Die ersten Schwalben", „Vertrauen", „Wünsche", „Frischer Muth" und andere. Wir geben hier eins der bessern Lieder vollständig:

Herzensverrath.

Ja! das Herz ist ein Verräther,
Ist der schlimmste der Rebellen!
Denn es strebt verborg'ne Kunde,
Die im Dunkel ruht, zu hellen.

Bleiben auch des Mundes Pforten
Streng und wachsam noch verschlossen,
Hat der warme Strom des Lebens
Stirn und Wange übergossen.

Und die stehen da als Zeugen,
Daß die schwere That begangen;
Herz und Sinn des armen Mädchens
Nahm ein fremder Mann gefangen.

Du verrathenes Geheimniß,
Willst du dich am Herzen rächen?
Ja! Zum Lohne des Verrathes
Wird es glühen und — zerbrechen.

Die Dichterin besitzt viel Herrschaft über die Form; sie hat aber davon nicht immer Gebrauch gemacht, wie in dem Gedichte „Die Mutter des Ausgewanderten". Auch wäre hier und da größere Correctheit zu wünschen, wie z. B. in dem „Lied vom Scheiden" und in dem sonst sehr anmuthigen Liedchen „Meine Wünsche".

Nr. 5 ist eine werthvolle Gabe. Fontane's Gedichte zeichnen sich durch Gedankenreichthum und echtdichterische Auffassung der behandelten Stoffe aus. Die Form ist tadellos, die Sprache einfach und edel, und überall herrscht die höchste Klarheit. Die Bilder, nicht unnütz gehäuft, sind charakteristisch und offenbaren die ganze Tiefe des Gedankens. Der Dichter ist für den Ernst des Lebens nicht unempfindlich, aber er weiß ihn zu beherrschen:

Du wirst es nie zu Tücht'gem bringen
Bei deines Grames Träumerei'n,
Die Thränen lassen Nichts gelingen,
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.

Wol Keime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht,
Doch golden Korn und Erntesegen
Reift nur heran bei Sonnenlicht.

Die Sammlung zerfällt in „Lieder und Sprüche", „Bilder und Balladen", „Gelegentliches" und am Schlusse ein „Dramatisches Fragment". Das letztere enthält Scenen eines ersten Acts aus „Karl Stuart". Der Dialog ist wahr und lebendig und das kurze Fragment, in dem die Charaktere Karl's und Strafford's, wie man sie aus der Geschichte kennt, mit kräftigen, frischen Farben angelegt sind, liest sich mit Interesse. Die „Lieder und Sprüche" enthalten neben jener Fülle von Gedanken viel Tiefempfundenes, und die „Balladen" sind bei fließender, ansprechender Darstellung einheitlich durchgeführt. Hier eine Probe:

Die arme Elfe.

Die Mutter spricht: Lieb' Elfe mein,
Du mußt nicht lange wählen;
Man lebt sich ineinander ein
Auch ohne Liebesquälen;
Manch' Eine nahm schon ihren Mann,
Daß sie nicht sitzen bliebe,
Und dünkte sich im Himmel dann,
Und Alles ohne Liebe.

Jung' Elfe hört's und schloß das Band,
Das ew'ge, am Altare;
Es nahm zur Nacht des Gatten Hand
Den Kranz aus ihrem Haare;
Ihr war zu Sinn als ob der Tod
Sie auf die Schlachtbank triebe,
Sie gab ihr Alles nach — Gebot
Und Alles ohne Liebe.

Der Mann ist schlecht, er liebt das Spiel
Und guten Trunk nicht minder,
Sein Weib zu Hause weint zu viel
Und ewig schrei'n die Kinder;
Spät kommt er heim, er kost, er schlägt,
Nachgiebig jedem Triebe,
Sie trägt's, wie nur die Liebe trägt,
Und Alles ohne Liebe.

Sie wünscht sich oft, „es wär' vorbei",
Wenn nicht die Kinder wären;
So aber sucht sie stets auf's neu,
Den Gatten zu bekehren;
Sie schmeichelt ihm, und ob er dann
Auch kalt beiseit' sie schiebe,
Sie nennt ihn ihren liebsten Mann
Und Alles ohne Liebe.

Wir haben dieses Gedicht gewählt, nicht als ob es das vorzüglichste wäre, sondern um zu zeigen wie der Dichter auch solche Stoffe, an denen leicht zu scheitern ist, glücklich zu behandeln weiß. Im zweiten Abschnitte finden sich auch einige Bearbeitungen von ältern und neuern englischen Gedichten, darunter die Geschichte vom John Gilpin nach Cowper, die mit vollem Humor sehr gelungen wiedergegeben ist.

Kein so ungetheiltes Lob können wir einem andern Dichter zollen, den wir hier anreihen:

6. Poetische Schriften von R. Hirsch. Erster Theil: Balladen und Romanzen. Zweiter Theil: Sonette. Reiser und Reisig. Irrgarten der Liebe. Soldatenspiegel. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1851. Gr. 16. 2 Thlr.

Der Dichter hat zu seinen „Balladen und Romanzen" meistens interessante Stoffe gewählt und bei manchen der besser gelungenen Dichtungen den Stoff glücklich zu behandeln gewußt, wie in „Stillleben", „Alessandro Stradella", „S.-Stefano", „Traurige Hochzeit", „Der Schatz am Vesuv", „Sie

schweigt", „Der Graf von Bingen", „Die arme Magd", „Der alte Harfner", „Der Löwentraum" (der an Chamisso's „Der Invalid im Irrenhause" erinnert) und andere. Wir begegnen hier einer edeln, schwungvollen Darstellung ohne Schwulst und Unnatur und befriedigender Entwickelung und Durchführung der Handlung. Dagegen verdienen viele von den unter dem Titel „Balladen und Romanzen" aufgeführten Gedichten diesen Namen nicht, indem sie entweder nur poetische Erzählungen sind oder des frischen Hauchs der Poesie mehr oder weniger ganz entbehren. Selbst bei den erstern wird durch eingestreute Reflexionen und durch manche Härten in der Sprache und der Form der Eindruck hier und da gestört. Der Dichter scheint etwas zu productiv zu sein; es findet sich durch die ganze Sammlung hindurch, namentlich auch im zweiten Theile viel einzelnes Schönes, manches sinnig und tief Empfundene, mancher gute Gedanke, aber auch manches Lied das der Dichter dem Publicum unbedenklich hätte vorenthalten können, und manches andere das durch eine größere Sorgfalt in der formellen Behandlung genießbarer geworden sein würde. Der „Soldatenspiegel" enthält Schilderungen aus dem jüngsten Kampfe zwischen Oestreich und Sardinien, unter Anderm eine merkwürdige Legende vom Feldmarschall Radetzky, der durch eine fremde Dame um Mitternacht vor einem verrätherischen Lorberkranze gewarnt wird, der sodann die Dame, als sie später wieder bei ihm erscheint, mit einer goldenen Kette beschenkt, und der schließlich seine Retterin als Madonna in einer Kapelle im Dome zu Mailand wiederfindet:

> Und wie er mag zur Gnadenmutter blicken,
> Möcht' ihm das Sprüchlein fast im Bart ersticken,
> Der Mann, der nie gebebt, fühlt leises Beben,
> Wagt schüchtern kaum das Aug' empor zu heben,
> Denn die er schaut vor sich in Glorie strahlen,
> Sah er im Leben schon zu zweien malen:
> Die Kette, Nachts der Fremden umgehangen,
> Sieht an Maria's Brust er funkelnd prangen.

Was ist nicht Alles dem Dichter erlaubt? Mag er die Legende mit der Tagesgeschichte poetisch zusammengeben! Aber zum Ueberspannten soll er sich durch seine kriegerische Begeisterung nicht verführen lassen. Dies ist unserm Dichter widerfahren in seiner Dithyrambe:

Das Marien-Theresien-Kreuz.

> Erinnerungsdenkmal
> Der glorreichsten Fraue,
> Die je saß zu Throne;
> Du Anfang und Ende
> Soldatischen Strebens,
> Allerheiligstes Zeichen
> Heroischer Geltung,
> Marien-Theresien-Kreuz!
> Still hält der Krieger,
> Sieht er dich strahlen,
> Hochklopfenden Herzens,
> Durchgeistigt, sehnend,
> Die Seele voll Ehrfurcht!
> Als zöge der Priester,
> Den Heiland weisend,
> Mit gold'ner Monstranze
> Und Glockengeläute
> Segnend vorüber!
> Ich aber breite
> In tiefem Sinnen
> Weitaus die Arme
> Zum leuchtenden Himmel
> Und preise die Helden,
> Die zwiefach beglückten,
> So dich errungen:
> Denn ihnen waren
> Gerecht die Menschen
> Und gnädig die Götter!

Der Dichter singt in seinem Nachruf an Lenau:

> Du warst ein ganzer Mann, ein deutscher, echter,
> Der reinen Freiheit reiner Bannerträger,
> Der Wahrheit Schirmer und des Lichts Verfechter,
> Der unverjährten Menschenrechte Pfleger! u. s. w.

Er singt vom echten Mannesthume:

> Die Männer lieb' ich, die gerad' wie Tannen
> Mit stolzer Kraft die seid'nen Buben bannen!
> Die Tanne hält, ob du sie zerrst und biegest;
> Du kannst sie brechen, und sie wird die deine:
> Die Wurzeln aber halten am Gesteine
> Selbst wenn den Felsen grimmig du zerschlägest u. s. w.

Ziemt Männern solcher Art ein Ordensdelirium, das zur Verherrlichung des Bändchens den christlichen und heidnischen Himmel heraufbeschwört, und dem ein Marien-Theresien-Kreuz so viel gilt als der **Heiland**?

Den Balladen, „dem Epos im verjüngten Maßstabe", möge zur Abwechselung ein reines Epos folgen.

7. Das Hermanns-Lied. Von **Friedrich Lucä**. Frankfurt a. M., Zimmer. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Hermanns-Lied schildert nach einer kurzen Einleitung über das Leben der Völker am Rheine Hermann's Reise zu Segest, dem Römerfreund, seinen Zug in das römische Lager, seine Theilnahme am Kampfe der Römer gegen die Pannonier, seine Reise nach Rom zu August und — in dessen Auftrag, um von dem Zustande der Provinzen Kunde zu geben — durch das ganze Römische Reich, wobei er nach Griechenland, Kleinasien, Palästina, Aegypten und Afrika geführt wird; endlich seine Rückkehr, das Bündniß der vier „Teuten"-Stämme, der Cherusker, Marser, Brukterer und Katten gegen Rom, und die dreitägige teutoburger Schlacht. Die Beschreibung der letztern bildet den Haupttheil des Werks und füllt fast durchgängig den zweiten Theil desselben, während die Reise, der Feldzug in Pannonien und das Bündniß im ersten Theile Platz gefunden haben und gleichsam als eine zweite größere Einleitung zu dem Hauptepos, dem Kampfe gegen die römischen Legionen unter Varus und der völligen Vernichtung derselben, gelten können. Zu Episoden hat die Liebe Hermann's zu Thusnelden und die Liebe Sweno's zu Welleda Stoff dargeboten. Sweno kommt historisch nicht, Welleda erst für eine spätere Zeit vor. Sweno ist nach unserm Epos im Hause Sigimer's mit Hermann aufgezogen und begleitet ihn auf allen seinen Zügen; Welleda ist eine Waise, der die Römer Aeltern und Geschwister gemordet haben, und die als Priesterin der Hertha Sweno, während er mit Hermann im Römerlager weilt, auf der Jagd begegnet und ihn zuerst mit tiefem Römerhaß erfüllt, indem sie zugleich als Mittel zur Besiegung der Römer die Idee einer engen Vereinigung der getrennten deutschen Stämme in ihm erweckt. Durch Sweno, welcher Held und Sänger zugleich ist, wird Hermann für diese letztere Idee begeistert, will aber erst von den Römern lernen, ehe er sich im Kampfe mit ihnen mißt. Indeß mehr noch als dieses Motiv für Hermann's Kämpfe und Dienste unter den Römern läßt der Dichter ein anderes Motiv wirken. Segest hat ihm Thusnelden anfänglich versagt und zuletzt seine Einwilligung nur unter der Bedingung ertheilt daß er römischer Ritter wird. Dies führt ihn in die Dienste Roms, und es werden denn auch Hermann und Sweno nach ihrer Reise durch die Provinzen des Römischen Reichs zum Dank für geleistete Dienste durch Augustus mit der römischen Ritterwürde bekleidet. Wir halten hierin die Anlage des Gedichts für verfehlt. Denn diese persönlichen Motive in Verbindung mit dem Abfall von Rom und der fortdauernd geheuchelten Freundschaft gegen Varus, wodurch es gelingt diesen ins Verderben zu locken, wirft einen zu dunkeln Schatten auf den Charakter des Helden. Hermann's List ist ohnedies mehr als bloße Kriegslist; sie charakterisirt sich als Verrath, und zwar als Verrath so heimtückischer Art (in der Weise wie der Dichter sein Verfahren

zeichnet) daß ein solches nach heutigen völkerrechtlichen Begriffen allgemeine Entrüstung hervorrufen würde. Dadurch nun daß Hermann bei seiner verstellten Freundschaft zu den Römern zunächst persönliche Zwecke verfolgte, wird das Uebel um so ärger, und bei dem Gespräche zwischen Varus und Hermann, wo Ersterer angesichts der beiden Heere dem Letztern seinen Verrath vorwirft, erscheint Hermann's Antwort auf die Anklage sehr schwach.

Der Haupttheil des Epos, die Beschreibung der Schlacht, ist trotz mannichfacher Abwechselungen durch zu große Ausdehnung des Stoffs ermüdend. Mit nur wenigen kurzen Unterbrechungen lesen wir durch acht Gesänge hindurch in fast 4000 Zeilen (nach dem Nibelungenversmaß, so jedoch daß die beiden ersten Zeilen der Strophen weibliche Reime haben) Nichts als Darstellungen von Massen- oder Einzelkämpfen, wobei sich denn allerdings der Dichter um möglichst bunt zu malen oft die groteskesten Schilderungen und seltsamsten Bilder erlaubt. Allein das möchte noch eher hingehen als eine Reihe von andern Mängeln, die wir, was den Vortrag und die Form des Gedichts anlangt, rügen müssen, nämlich an sehr vielen Stellen eine durch und durch prosaische Behandlung, incorrecte Sprache, unbehülfliche Constructionen und Verbindungen und holperige Verse. So wird in der Einleitung erzählt, Sigimer's Brüder hätten diesem die Herrschaft nicht gegönnt, seien von ihm abgefallen und hätten sich der eine den Römern, der andere den Märkern in die Arme geworfen. Nun heißt es weiter:

Doch Sigimer bedenkend den Fluch des Bruderkrieges,
Der Römer Macht, der Märker, die Folgen selbst des Sieges,
Da jene sowie diese sich innig würden freu'n
Des Grundes, mit Zerstück'lung dem ganzen Land zu bräu'n;
Doch Sigmer, dies bedenkend und noch nicht fremd der Liebe
Zum Blute seines Vaters, entfernte alle Triebe
Des Hasses gegen jene u. s. w.

Und im zweiten Gesange, wo Hermann und Sweno eingeführt werden und Hermann zu den Römern ziehen will:

Von Sigimern entstammte
(Des Helden eig'ner Sohn)
Der Recke, dem es flammte
Im Aug' wie feurig Loh'n.
Der starke Hermann war es u. s. w.

Doch erst noch zu Segesten
Hinüber sollt' er zieh'n,
Empfehlen ja am besten
Wol mochte dieser ihn u. s. w.

Der siebente und achte Gesang: „Wie sich zu Rom das Volk belustigt" und „Wie Hermann und Sweno vor August erscheinen" sind in Distichen abgefaßt. Der letztere beginnt:

Staunend des Prunks und der Pracht in den hohen Gemächern des Cäsar,
Trat, an der Seite den Freund, Sigimer's Sohn vor August,
Der in vertraulichem Rath anhörend soeben Mäcenas,
Jene zu weisen nicht ab hatte gegeben Befehl u. s. w.

Der elfte Gesang: „Wie Hermann und Sweno im Römischen Reiche umherreisen", besteht aus Hexametern. Die Deutschen besehen sich das Schlachtfeld bei Caudium:

Fern im samnitischen Land, von ragenden Bergen umschlossen,
Dehnt sich ein Thal, deß Name nur schwer dem Römer geläufig.
Pontius hatte allda, der Führer des Volks der Samniten,
Einst das Heer der römischen Stadt im Geleite der Consuln
Also umstellt daß vor und zurück sie nimmer vermochten.
Seinen alternden Vater, dem Volke bekannt als der Weise,
Fragend hierauf, wie sein glückliches Werk er am besten benutze,
Ward ihm der zwiefache Rath: entweder die Römer zu tödten
Sämmtlich, oder sie frei zurückzusenden zur Heimat.
Aber keinem der Räthe entsprach der samnitische Feldherr u. s. w.

Wir glauben hiermit das oben Gerügte belegt zu haben und bemerken daß man nicht weit lesen kann ohne auf solche und ähnliche Stellen zu stoßen; ganz sprachwidriger Ausdrücke, wie z. B. „Godwin's Mannen griffen die Mannen Winfried's im Rücken und in den Lenden (statt von der Seite) an", nicht zu gedenken. Manchmal bleibt der Sinn dunkel, manchmal ist der Dichter ganz unverständlich, wie in der Stelle wo das Erscheinen des Valdus, eines römischen Unterfeldherrn, auf dem Kampfplatze geschildert wird:

Und eben als am höchsten die Noth der Armen war,
Erschien er auf dem Kampfplatz mit seiner Reiterschar.
So grimmig Wölfe hausen wenn sie in Hürden brechen,
So stolz sie dort als Sieger sich haben und erfrechen,
Sie wissen, Jäger schauend, ja große Hunde nur,
Nicht schnell genug im Laufe zu eilen durch die Flur.

Hier läßt sich nur mit Mühe entziffern was der Autor etwa gemeint haben möge. Das Gedicht enthält lebendige und anziehende Schilderungen, wie z. B. die Beschreibung der deutschen und römischen Festspiele, die Scene wo Welleda die Runenzeichen befragt, den letzten Kampf Sigimer's, den Kampf zwischen Hermann und Caldus und manche andere Kampfscenen; aber man wird theils durch die gerügten Mängel nur zu häufig gestört, theils scheint es der Dichter oft wie absichtlich darauf angelegt zu haben, durch burleske Einschaltungen, die an Blumauer's „Aeneide" erinnern, die Wirkung einer sonst guten Schilderung wieder aufzuheben. Manche Gegensätze dieser Art enthält die auf der einen Seite zu sentimental gehaltene, auf der andern durch die Form der Darstellung ans Drollige grenzende Schilderung der Liebe zwischen Hermann und Thusnelde. Beide lieben sich ohne es gegenseitig zu ahnen. Thusnelde vertraut der stillen Mondnacht ihr Leid.

Da plötzlich horch! es hallen Tritte!
Die Scholle bebt, der Hasel rauscht!
Jetzt eilt's hervor mit raschem Schritte,
Und Hermann ist's und wird belauscht.

Nachdem er in einem Selbstgespräche sein Herz offenbart hat, verräth ein banges Ach! Thusneldens Gegenwart. Hermann wendet sich an sie in langer Apostrophe, er glaubt daß sie ihm nicht gewogen sei; Thusnelde schweigt. Nun beschwört sie Hermann

O sprich, o sprich doch nur ein Wörtlein,
Und hätt',es auch des Grolls nicht Hehl,
O öffne deiner Lippen Pförtlein,
Wenn auch zu zürnendem Befehl u. s. w.

Thusnelde spricht noch immer nicht und zerpflückt eine Rose; Hermann bittet darum, erhält sie, knüpft eine feurige Erklärung daran und versichert unter Anderm:

Ja schwäng' ein Feind zum Todesstoße
Das Schwert, ich würde rufen: Halt!
Noch ein mal schau'n nach meiner Rose
Und hin mich dann ihm geben kalt.

Eine solche Hingebung will sich nun für Hermann nicht so ganz eignen, und der Held tritt auf dem Schlachtfelde in der That anders auf.

Der Verfasser hofft „daß man in seinem Werke eine mit wirklich poetischer Schöpferkraft und Befähigung ausgeführte, aber noch nicht vollendete Probeschöpfung eines nationalen Heldengedichts erkenne". Er will das Hermannslied fortsetzen, hofft aber auch das bisher Geleistete, wenn Glück und Muse günstig, bedeutend zu vervollkommnen.

Wir wollen dem Dichter schöpferische Phantasie nicht absprechen, sind aber der Meinung daß das Geleistete allerdings bedeutend vervollkommnet werden müsse, ehe sich die Hoffnungen des Dichters realisiren können. Vorallem empfehlen wir ihm eine angestrengte Thätigkeit des Geistes, um Urtheil und Geschmack zu läutern, und ein ernstes Streben sich gründliche Herrschaft über die Sprache anzueignen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

1. **Die Jakobiner in Ungarn. Historischer Roman von Franz Pulßky. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1851. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.**
2. **Sagen und Erzählungen aus Ungarn. Von Therese Pulßky. Zwei Bändchen. Berlin, W. Besser's Verlag. 1851—52. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.**

Wir stellen diese beiden Werke, wiewol verschiedenen Zweigen der Belletristik angehörend, in unserer Besprechung zusammen, weil sie ein und demselben Verfasser oder eigentlich ein und demselben Verfasserpaare angehören. Denn beide sind unstreitig das Product einer gemeinschaftlichen Arbeit Herrn und Frau Pulßky's, wiewol jedes derselben nur einen dieser Namen an der Stirn trägt. Frau Pulßky hat ihre schriftstellerische Laufbahn erst im Exil, wohin sie der unglückliche Ausgang der ungarischen Revolution geführt, begonnen, und zwar mit dem „Tagebuch einer ungarischen Dame" (2 Bde., Leipzig 1850), zu dem Franz Pulßky die lange historische Einleitung und den gelehrten Anhang von lateinischen Documenten und geschichtlichen Erörterungen geliefert. Denselben Liebesdienst hat er seiner Gemahlin auch bei dem vorliegenden Werke erzeigt (Nr. 2), das er ebenfalls mit einer Einleitung und einem „Anhang" versehen. Aber wie die gelehrte sowol als die politische Färbung des „Tagebuch" deutlich verriethen daß Franz Pulßky's Mitarbeiterschaft an demselben sich nicht blos auf die (eingestandene) Abfassung der Einleitung beschränkte, so tritt dies auch deutlich bei den „Sagen und Erzählungen" zutage, abgesehen davon daß Franz Pulßky in der Einleitung von der nachfolgenden Arbeit per „wir" spricht und dadurch seine Mitarbeiterschaft verräth. Pulßky selbst ist zwar schon seit einem Jahrzehnd auf dem Felde der Literatur thätig, jedoch nur in der ernsten historischen und politischen, während der vorliegende Roman sein schöngeistiges Erstlingswerk ist, das durch eine bedeutende Familienähnlichkeit mit den belletristischen Arbeiten der auf diesem Gebiete weit begabtern Therese Pulßky offenbar zeigt daß Letztere hier ihrem Gemahl den Liebesdienst erwidert den er ihr bisher bei ihren Arbeiten erzeigte.

Franz Pulßky ist einer der gebildetsten, geistreichsten und gewandtesten, aber unstreitig auch einer der gemüthlosesten und phantasieleersten Schriftsteller Ungarns. Therese Pulßky zeichnet sich zwar auch nicht eben durch einen hohen Reichthum an Phantasie und Erfindungsgabe aus, aber der Abgang dieser zur schöngeistigen Production so sehr nöthigen Vorzüge wird bei ihr zum Theil durch warme Empfindung, tiefe Gemüthsinnigkeit und eine gewisse Natürlichkeit und Einfachheit der Darstellung ersetzt. Die Mischung dieser Vorzüge und Mängel des begabten Verfasserpaares bildet das eigentlich Charakteristische der vorliegenden Arbeiten, die Familienähnlichkeit welche sie untereinander wie mit dem erwähnten „Tagebuch" gemein haben. Man vermißt an ihnen die reiche Erfindungsgabe, sowie den poetischen Schwung in der Darstellung der gegebenen Thatsachen; aber sie zeigen von guter Bildung und geläutertem Geschmack und gefallen durch einen gewissen Grad weiblicher Anmuth und Wärme welche sie durchweht, wie durch die Einfachheit, Ruhe und Klarheit der Darstellung.

Der Stoff den Franz Pulßky zu seinem schöngeistigen Erstlingswerke gewählt ist ein sehr interessanter und konnte in den Händen eines begabtern Schriftstellers überaus fruchtbar werden. Pulßky gibt uns nämlich ein vollständiges Bild von dem Erstehen, Streben und Ende jener von dem gelehrten, geistreichen und charakterfesten Abt Martinovics zustandegebrachten und geleiteten Vereinigung größtentheils junger, durchgehend dem Adels- und Magnatenstande angehöriger Männer, die sich zu Anfang des letzten Jahrzehnds des vorigen Jahrhunderts die Aufgabe gestellt hatten: durch Wort und Schrift im Geheimen die liberalen französischen Ideen des Jahres 1789, die ja schon früher Joseph II. in Ungarn zu verwirklichen versucht hatte, dabei aber an dem hartnäckigen Widerstande der bevorrechteten Classe gescheitert war, im Lande zu verbreiten und dadurch eine allmälige geistige und materielle Neugestaltung Ungarns anzubahnen. Sie gingen bei ihrem löblichen und unschuldigen Streben nicht so vorsichtig zu Werke als dies Franz I. gegenüber, der alle Ueberreste und Spuren von der Wirksamkeit seines großen Onkels vertilgen wollte, nöthig gewesen wäre. Ihr Wirken wurde entdeckt und zu einer großartigen Jakobinerverschwörung umgestempelt, welche Nichts weniger angestrebt als das ganze Land in Feuer und Flammen zu setzen, den Adel und die Geistlichkeit auszurotten, den Thron zu stürzen, die Besitzenden zu plündern und das Sansculottenregime herzustellen. Martinovics und vier seiner Hauptverbündeten, Sigray, Hajnoczy, Laczkovics und Szentmariay, endeten am 20. Mai 1795 unter dem Henkerbeil in Ofen; gleiches Loos traf am 2. Juni die zwei jungen Advocaten Szolarcsek und Oez, die es im Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Unschuld verschmäht hatten um Gnade zu betteln; die übrigen Verurtheilten, deren Zahl an 40 betrug, da man im ganzen Lande auf den leisesten Verdachtsgrund hin Verhaftungen vorgenommen hatte, wurden auf ihr Gnadengesuch zu zehn- bis zwölfjähriger Haft verurtheilt, die sie in den verschiedenen ungarischen und östreichischen Staatsgefängnissen abbüßten.

Ihre Begnadigung wurde ihnen unter der eidlich angelobten Bedingung gewährt daß sie nie mündlich oder schriftlich Etwas über den Proceß veröffentlichten. Und da außerdem die meisten Proceßacten, aus denen die Unschuld der Angeklagten nur zu deutlich hervorging, geflissentlich vernichtet wurden, so ist die Jakobinerverschwörung bisher in ein mystisches Dunkel gehüllt geblieben, das erst durch die größtentheils aus handschriftlichen Quellen geschöpfte Darstellung, welche Gerando über die Jakobiner in Ungarn in seinem trefflichen Werke „Der öffentliche Geist in Ungarn" (Leipzig 1847) gegeben und noch mehr durch das von A. Bahrt in seinem „Országgyülési almanach" (Pesth 1848) mitgetheilte Tagebuch des Dichters Kazinczy, eines Mitschuldigen und Mitgefangenen von Martinovics, einigermaßen aufgehellt worden.

Pulßky hat sich mit Benutzung einiger in Ungarn circulirender mündlicher Ueberlieferungen getreu an diese Geschichtsquellen gehalten; und als historische Lecture,, freilich in der untergeordneten Bedeutung des Worts, können wir das Buch bestens empfehlen, da es den Leser, namentlich den deutschen, mit einer ihm bisher wol ganz unbekannten Episode der ungarischen Geschichte vertraut macht. Denn die ganze Jakobinerverschwörung sowol als die Charaktere der einzelnen hervorragenden Mitglieder derselben, wie das Verhalten des Hofs und der betreffenden ungarischen Justizbeamten sind mit seltener geschichtlicher Treue und Genauigkeit wiedergegeben. Hingegen können wir von dem „historischen Roman" nur wenig Gutes sagen. Die eigentliche Fabel des Romans ist gar zu einfach. Der Mitverschworene Szolarcsek macht die Bekanntschaft und gewinnt die Liebe der französischen Dame Raimond, die als Begleiterin ihres kriegsgefangenen Vaters nach Pesth gekommen. Die oft verstörte Miene und die geheimen Gänge Szolarcsek's erregen die Eifersucht oder Neugierde der Geliebten. Sie bestellt einen Späher ihn zu beobachten. Dieser entdeckt hierdurch die Martinovics'sche Verschwörung, theilt aber seine Entdeckung nicht der Frau Raimond, sondern dem Kronanwalt Németh mit, der sofort den Proceß einleitet und auch Szolarcsek verhaftet. Frau Raimond, die sich als die Urheberin dieses Unglücks betrachtet, stirbt an Gewissensbissen, Szolarcsek will sie nicht überleben, weist die Fluchtanerbietungen seiner Freunde wie das Gnadenanerbieten seiner Richter zurück und endet auf dem Schaffot. Abgesehen von dieser Armseligkeit der Fabel an sich thut es der Wirkung des Romans als schöngeistigem Werke noch bedeutenden Eintrag daß Szolarcsek, der

doch der Held desselben sein soll, unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme durchaus nicht in einem hervorragenden Grade beschäftigt, sondern diese sich in gleichem Maße auf seine Mitgefangenen, namentlich auf den Abt Martinovics und den Rittmeister Laczkovics vertheilt.

An einzelnen sehr interessanten Scenen fehlt es dem Buche trotzdem nicht, die aber nicht etwa der schöpferischen Dichterkraft Pulszky's, sondern der Geschichte ihr Dasein verdanken; Pulszky' hat sie eher entstellt als verschönt. So ist z. B. die stoische Seelenruhe und der römische Heldenmuth mit welchem die Verschworenen das Schaffot bestiegen wahrhaft großartig, aber die einfache geschichtliche Darstellung welche Gerando von dieser Scene gibt ist poetischer und erhebender als die romantische Darstellung Pulszky's. Und auch bei andern Gelegenheiten, wo es blos ein einfaches Abschreiben eines Geschichtsblatts gilt, zeigt sich Pulszky sehr schwach in der Darstellungsgabe. So haben wir z. B. im Vormärz unzähligen größern und kleinern pesther Comitatsversammlungen beigewohnt, erinnern uns aber keiner einzigen die je in Wirklichkeit so fade, langweilig und poesielos gewesen als Pulszky's Darstellung von der pesther Comitatscongregation vom Jahre 1794, bei der es sich doch um eine so hochwichtige Frage, um einen Hochverrathsproceß handelte, durch den das Leben der angesehensten Männer des Landes bedroht war!

Dieser Mangel an Phantasie und poetischer Darstellungsgabe offenbart sich auch in den „Sagen und Erzählungen", die dadurch einen bedeutenden Theil ihren Reizes und Werths einbüßen. „Die Welt will getäuscht werden", sagt ein altes Sprüchwort, das gewiß im Bereiche der Poesie mehr als irgendwo anwendbar ist. Wir werden es, wenn wir uns im Theater an der gelungenen Darstellung eines dramatischen Meisterwerks ergötzen, wahrlich dem Freunde wenig Dank wissen, der uns unablässig daran erinnert daß alles Dies nur Spiel und Täuschung, und dadurch mit unserer Illusion auch unsern Genuß verscheucht. Und so wenig unsere Zeit zum wirklichen Glauben an die Sagen und Märchen der Vorzeit geneigt ist, so lieben wir es doch, wenigstens für den Augenblick, wo wir uns an diesen wundervollen Klängen aus der Vergangenheit ergötzen, unsern Skepticismus in den Hintergrund zu drängen, um uns ungestört und vollständig der Illusion hingeben zu können. Und wenn der Erzähler selbst durch den kalten, trockenen Ton seines Vortrags und durch sein stetes Reflectiren uns dies unmöglich macht, so beraubt er mit eigener Hand seine Gabe ihres höchsten Werths. Das ist aber in den vorliegenden zwei Bändchen fast durchgehend der Fall. Wo wir mit Freuden und Selbsttäuschung der einfachen und natürlichen Erzählung der gemüthsinnigen Frau folgen würden, die uns hier mit zarter Hand die Sagenfrüchte ihres Heimatlandes bietet, da tritt Franz Pulszky's reflectirender Skepticismus störend ein, indem er die Blüte von jenen Früchten streift und sie dadurch ihres Hauptreizes entblößt. Der Unglaube der Erzählenden, der überall zu deutlich durchleuchtet, gestattet uns nicht einmal eine augenblickliche Illusion, und die Lecture des Buchs wird dadurch eher eine antiquarische Studie als ein schöngeistiger Genuß.

Uebrigens hätten wir — so ungern wir auch einer liebenswürdigen Dame gegenüber ungalant sein mögen — nicht übel Lust, die „Sagen und Erzählungen" im Ganzen für ein Product der modernen Buchmacherei zu erklären. Neues dürfte selbst der deutsche Leser kaum darin finden, der den ungarischen Sagen- und Märchenschatz aus Baron Mednyánszky's „Ungarischen Volksmärchen" (Wien 1830), Graf Majláth's „Magyarischen Sagen und Märchen" (2 Bde., Stuttgart 1836), Gaal's „Märchen der Magyaren" (Wien 1822) und Stier's „Ungarischen Volksmärchen" (Berlin 1851) schon so ziemlich kennt. Das Buch könnte daher nur dann einigen Werth haben, wenn es eine bestimmte Aufgabe hätte, uns z. B. die charakteristischen eigentlich ungarischen Sagen und Erzählungen, die uns ein Gesammtbild von dem Denken und Fühlen der Nation geben, zusammenstellte. Das ist aber hier nicht geschehen, vielmehr das Ganze ziemlich planlos zusammengewürfelt, und bei der Zusammenstellung scheint die Vermehrung der Bogenzahl der eigentliche leitende Gedanke gewesen zu sein. Denn es werden z. B. nicht nur allbekannte deutsche und slawische Sagen, weil sie auch von den ungarischen Deutschen und Slawen gekannt sind, mitgetheilt, sondern auch biblische und jüdische Sagen, weil sie auch von den ungarischen Juden geglaubt und erzählt werden, und diesen werden noch persische Sagen angehängt, weil sie mit diesen jüdischen einige Aehnlichkeit haben. Mit solchen Gründen hätte man die Aufnahme des ganzen abend- und morgenländischen Sagenschatzes rechtfertigen und anstatt zwei Bändchen eine ganze Bibliothek von Sagen und Erzählungen aus Ungarn herstellen können. Original ist jedenfalls der „Anhang" zum ersten Bändchen, wo Franz Pulszky eine schottische Sage, „Jack der Pferdehändler", „zum Nutz und Frommen der deutschen Volksmänner" erzählt, für die er daraus die Lehre zieht daß es thöricht von ihnen gewesen „ins Horn zu stoßen ehe sie das Schwert aus der Scheide gezogen", und das „Märchen" das den zweiten Band schließt und die gegenwärtigen ungarisch-östreichischen Verhältnisse zum Vorwurf zu haben scheint. Wir sagen scheint, da wir es, offen gestanden, nicht recht verstehen. Wir können freilich nicht entscheiden, ob dies von einem Mangel der Darstellungsgabe bei Pulszky oder von der Schwäche unsers Auffassungsvermögens herrührt.

66.

Deutsche Briefe über englische Erziehung, nebst einem Anhange über belgische Schulen von L. Wiese. Berlin, W. Schultze. 1852. Gr. 8. 6 Ngr.

„Neben Demjenigen was man in England der Bewegung überläßt gibt es dort im öffentlichen und im Privatleben noch viele sittliche Schwerpunkte, für welche sich Festigkeit und Beharrlichkeit von selbst versteht, während bei uns ein solcher Unterschied nicht gemacht wird, sondern Alles gleicherweise in Fluß und Unruhe gerathen ist." So Wiese im zehnten Briefe. Er fügt dieser Bemerkung ein Wort über die häuslichen Andachtsübungen bei einem großen Theile der Engländer und über die „mechanische Kirchlichkeit" hinzu und sagt dann: „Der Vorwurf den man dieser macht, ist gewiß nicht ganz ungegründet; aber wohin hat uns das entgegengesetzte Streben, die Scheu vor Form und Gebot, das Pochen auf subjective Geistesfreiheit gebracht? Es hat vorallem dem Familienleben den Segen religiöser und kirchlicher Sitte genommen, die man nun von außen wieder hineinzubringen sich bemüht. Das ist es eben was man in England weiß und glaubt, daß mit der Form zuletzt auch der Geist entflieht, daß aber die Gebote Den auch halten der sie hält."

Wir gehen von diesem Worte aus um ein Buch anzuzeigen das von einem ebenso tüchtigen Pädagogen als Philologen, einem preußischen verfaßt, sich mit Schule und Erziehung beschäftigt, aber dem Leser eine Einsicht in den Zustand Englands im Allgemeinen gibt, eine tiefere als manche bändereiche Werke über dieses merkwürdige Land zu geben vermögen. Es sind 14 an einen Freund gerichtete Briefe, nach einem Aufenthalte in England in Verarbeitung der dort gesammelten und aufgezeichneten Notizen niedergeschrieben. Das Specielle über die Schulen, hohe und niedere, und deren Einrichtung, über Gegenstände die darin gelehrt und wie sie gelehrt werden, einem für pädagogische Journale Recensirenden überlassend, denken wir hier nur das allgemein Interessante anzudeuten.

Wenn wir sagten, das Buch gebe im Allgemeinen eine tiefe Einsicht in die englischen Zustände, so wird das nur Den befremden der nicht erwägt daß durch Erziehung und Schule, wie sich eines Volks Charakter darin ausspricht, so dieser erhalten und befestigt wird. Lesen wir in Zeitungen oder in anderweitigen Schilderungen Englands von Auftritten, wie die

Wahlen für das Parlament, die Erscheinung eines Freiheitshelden früherer oder neuerer Zeit, die Ueberreichung einer Monsterpetition und dergleichen erzeugen, so könnte es Einem vorkommen als ob bei solchen Bewegungen, solcher Maßlosigkeit ein Staat der diesem ruhig zusieht nicht bestehen könne; wie wir, und gewiß mit Recht, schließen, unsere Staaten würden sich aufgelöst haben, wenn die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 länger gedauert hätten. Aehnliche erneuern sich in England von Jahr zu Jahr, sie haben eine lange Reihe von Jahren hindurch stattgehabt, und die Verfassung Englands hat nicht gelitten. Das rührt von der wunderbaren Verschmelzung des Conservativen in der Nation mit der Bewegung her; der Nation, sagen wir, denn Ober- und Unterhaus sind eben nur Repräsentanten der in der Nation waltenden Principien.

„Ist dem Engländer", sagt Wiese in dem erwähnten Briefe, „die Achtung vor der Form — diese dürfen wir hier wol an die Stelle des Conservativen setzen — eine Gewissenssache, so wird doch zugleich der freien Bewegung ein solcher Spielraum vergönnt und der Selbstbestimmung, ja dem Eigensinn der einzelnen Persönlichkeit eine solche Berechtigung zuerkannt daß es in allen öffentlichen und Privatverhältnissen eine stille Uebereinkunft geworden zu sein scheint, mit der einen Hand festzuhalten und mit der andern beliebig freizulassen. Selbst ihre Poesie zeigt es; nirgend ist noch jetzt so viel Uebung in classischer poetischer Form als im Vaterlande Shakspeare's, des Dichters der uns nicht blos von französischer Correctheit befreit hat, sondern auf den sich auch das Extrem romantischer Ungebundenheit berufen zu dürfen meint."

Wenn der Engländer von Haus aus freisinnig ist und durch seine Verfassung in diesem Freisinn erhalten wird, so ist es ein unendlicher Gewinn für ihn daß er von Hause aus auch praktisch ist; und damit hängt der richtige Umstand zusammen, „daß Keiner von der abstracten Freiheit Etwas wissen will, die der Treue (wir sagen dafür, des Gehalts) entbehrt".

Doch es ist Zeit von dem eigentlichen Inhalt unsers Buchs, von den englischen Schulen zu reden und von der Erziehung auf denselben; wo wir dann sogleich Gelegenheit haben Das was oben im Allgemeinen geäußert wurde auf etwas Specielles zu beziehen. Wenn auf den Schulen, und namentlich auf denen die der Hochkirche angehören, die äußerste Stabilität in Hinsicht auf Gegenstände des Unterrichts und auf Lehrweise herrscht, so findet sich doch unter ihnen die größte Verschiedenheit; ganz im Gegensatz zu Frankreich, wo das Schulwesen in einen militairischen Mechanismus gezwängt ist. In England wird auch in Hinsicht auf die Schulen „mit der einen Hand freigelassen, mit der andern festgehalten"; und „wo sich ein Vorrecht zum Schaden des Ganzen geltendmachen will, da ruht die bessernde Hand nicht. England ist recht eigentlich das Land der Reform, nur nicht im Sinne der Ungeduldigen" (S. 109).

„Eine Thätigkeit läßt sich in die andere verweben, keine an die andere anstückeln", sagt Goethe. Ist das wahr, und wer zweifelt daran? so sind die Engländer glücklich zu preisen, „denen der gesetzliche Weg und die Anknüpfung an das Gegebene für jeden Fortschritt eine unerlaßliche Pflicht ist", sodaß bei ihnen Alles, und so auch die Bildung und Erziehung der Schule, den Charakter des historischen Werdens trägt. So versetzt das Lesen der griechischen und römischen Classiker sie nicht in eine fremde Welt; sie gerathen nicht in die Gefahr einer Lächerlichkeit, in die manche jugendliche Politiker unsers Landes und unserer Zeit sich hätten stürzen können, ein Vergangenes an die Gegenwart „anstückeln" zu wollen; sie können mit einem edeln Stolze die Worte lesen, die Johannes Müller an seinen Bonstetten richtet (27. Februar 1777): „Welchen Samen haben die Griechen und Römer ausgestreut! und wer weiß aus welcher Idee Cicero's oder Taciti im Geist Mylord Halifax' oder wer weiß welcher Lords die englische Verfassung herausgekeimt ist! Wer zählt die heroischen Tugenden welche diese ehrwürdigen Genies hervorgebracht?" Denn sie wissen daß Das was ihre Staatsmänner von jenen Genien borgten nur etwas ihrem Volke Gemäßes war.

Whewell, der sich durch mathematische Schriften einen Namen gemacht und durch seine „Sternenwelt" in weitern Kreisen begeisterten Dank erworben hat, sagt: „Nehmt ihr die alten Classiker weg, so zerreißt ihr mehr als eine Saite des Instruments, worauf unsere Classiker spielen; wir verstehen dann das Classische auch in den unserigen nicht mehr." Wenn dann Wiese (S. 126) sagt: „Es ist ganz in der Ordnung daß bei der größern Selbständigkeit auch des geistigen Lebens in England von dem nothwendigen Verhältniß, in welchem ich die moderne Bildung mit dem Alterthum erblicke, nämlich daß die reichere Geistesbildung der spätern Zeit die Disciplin der Form nicht entbehren könne, weniger die Rede ist, und daß diese Studien dort auch überwiegend auf das Sachliche und Factische in den ältern Autoren gerichtet sind, ohne daß sie der andern Einwirkungen verlustig gingen, sowie einer zweiten nicht: daß die Betrachtung des Alterthums als einer abgeschlossenen Lebenseinheit für dasjenige Lebensalter die heilsamste Nahrung ist, welches noch nicht den Beruf hat an der Unruhe der Gegenwart unmittelbar theilzunehmen": wenn wir dies zusammennehmen, dann müssen wir die Weise in der die englischen Schulen und Universitäten das Alterthum behandeln eine glückliche nennen; und Das was von höhern Ansichten und Resultaten in Kunst und Wissenschaft auf unsere Gymnasien überfließt dürfen wir gegen jenen Gewinn nicht in Anschlag bringen.

Dazu kommt noch ein Vorzug: das in unsern Tagen so oft erhobene Bedenken, ob nicht das auf den Gymnasien bei uns so eifrig betriebene Studium des Alterthums dem Christenthum entgegenwirke? kennt man in England nicht. „Die göttliche That der Offenbarung", heißt es im achten Briefe, „ist in ihrem Wesen etwas so durchaus Verschiedenes von der natürlichen Entwickelung der alten Humanität daß Beides durch unverrückbare Grenzen gesondert und jene viel zu erhaben ist als daß sie von dieser irgend eine Beeinträchtigung zu besorgen hätte."

Könnte die strenge, oft wol starre Kirchlichkeit, die vornehmlich auf den der Hochkirche angehörigen Schulen herrscht, dem deutschen Schulmann bedenklich erscheinen, so werden wir in unserm Buche auf Männer hingewiesen, die im vollsten Sinne Christen und von der Ueberzeugung beseelt waren, das Christenthum müsse das Element sein, aus dem Schule und Erziehung Leben und Odem ziehen, vor allen auf den England zu früh entrissenen Dr. Arnold, den Vorsteher der Schule zu Rugby. Er und seine Anstalt werden von Wiese oft genannt. Wir heben hier nur eine Bemerkung aus: „Arnold war überzeugt, das Ziel, die ihm anvertraute Jugend zu christlichen Männern heranzubilden, nur dann sicher zu erreichen, wenn er den Anspruch an den christlichen Charakter der Schule nicht überspanne. «Mein Zweck ist», sagt er, «wo möglich christliche Männer zu bilden; denn christliche Knaben kann ich schwerlich zu schaffen hoffen. Ich meine, dem natürlich unvollkommenen Zustande des Knaben zufolge sind sie für die christlichen Principien in ihrer vollkommenen, zur Ausübung gediehenen Entwickelung nicht empfänglich, und ich nehme an daß eine niedrige Richtschnur in sittlichen Dingen in mancher Hinsicht unter ihnen müsse geduldet werden.»" Er fand in dem Worte des Briefs an Timotheus, 1, 7, alles für die Erziehung Nöthige beisammen, den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht. Die wahre Männlichkeit des Charakters konnte er auch im Lehrer nicht denken ohne den Sinn für große und öffentliche Angelegenheiten. Gemeinsinn für das Leben in der Schule und für das Leben außer derselben sollten bei dem Lehrer Hand in Hand gehen. Daß die obenerwähnte Mäßigung Weisheit war, lehrte der Erfolg in der Schule und weit über dieselbe hinaus. In 14 Jahren waren 700 Knaben Arnold's Zöglinge zu Rugby gewesen, und

es war allgemeine Wahrnehmung und Anerkennung daß sich die Mehrzahl derselben auf den Universitäten und im freien Lebensverkehr auszeichnete als Jünglinge von männlichem Geist, voll Ernst und Pflichttreue. Die Schule hatte ihnen die Fähigkeit und den Trieb zur praktischen Bethätigung des christlichen Glaubens in erhöhtem Rechts- und Wahrheitssinn mitgegeben.

Solche Männer wie Arnold wird es freilich auch in England nie viele geben — er war auch ein gelehrter Mann, wie er denn, was kein Kleines, Niebuhr's „Römische Geschichte" ins Englische übersetzt hat — aber ihre Wirkung wird nicht ausbleiben; so hat sein Schüler, Dr. Vaughan, als Vorsteher die Schule zu Harrow im Geiste seines Lehrers durch Charakterfestigkeit und echtchristliche Liberalität in kurzer Zeit zur Blüte gebracht.

Uebrigens stellt es der Verfasser unsers Buchs keineswegs in Abrede daß das Ideal welches dem Dr. Arnold und seinen Geistesverwandten vor der Seele stand, auf Schulen und Universitäten nicht erreicht sei. Es lag ihm vorzüglich daran die Grundsätze darzustellen, die dem Volke gemäßen, nach denen die Einsichtsvollern handelten. Dabei ist die Bemerkung im zehnten Briefe richtig: „Die englische Jugend wundert sich über unsere Universitätsfreiheit und hält sie für nachtheilig; und wirklich sind die jungen Männer in Deutschland nach dem kurzen Genuß ihrer ausgedehnten Studentenfreiheit häufig viel größere Philister als es in England nach allen Beschränkungen der Fall ist." Man kennt Das dort nicht was wir Bureaukratie nennen.

Aus manchem Mitgetheilten möchten wir schließen, Wiese gebe dem englischen Schul- und Bildungswesen unbedingt den Vorzug vor unserm. Das ist nicht der Fall. Er sagt: „Fasse ich Alles was ich in England gesehen, erlebt, erfahren habe, in einem Gesammteindruck zusammen, so glaube ich in England das kräftigste Reis des großen germanischen Baumes zu erkennen, das in den fruchtbarsten Boden gesetzt, durch seine glückliche insularische Abgeschlossenheit behütet, in der ungemeinsten Kraft der Wiederverjüngung die edelsten Eigenschaften des Stammes immer wieder zu Blüte und Frucht gedeihen läßt" (S. 185); und: „Sobald man erkannt hat daß die Vordersätze zu aller pädagogischen Weisheit der Engländer in ihrem mehr oder weniger öffentlichen Leben und in der Geschichte ihrer politischen Institutionen liegen, kann von Nachahmung und Verpflanzung nicht die Rede sein. Aber das wird uns zu allen Zeiten und besonders in einer solchen die ernstlich auf Reformen im Schulwesen bedacht ist heilsam sein, durch die Vergleichung mit dem Fremden uns zu der Prüfung anregen zu lassen, ob wir selbst die rechten Wege eingeschlagen haben; wobei es uns ja im besten Falle auch an Veranlassung nicht fehlen kann, mehr und mehr Dessen froh zu werden was wir haben. Im Wissen sind unsere höhern Schulen den englischen weit voran; aber die Erziehung dort ist wirksamer, weil sie eine bessere Ausrüstung in das Leben mitgibt" (S. 3, 7).

Unsere Absicht war das deutsche gebildete Publicum und besonders deutsche Lehrer auf eine Schrift aufmerksamzumachen, die bei einem geringen Umfange — das auf England Bezügliche zählt nur 186 Seiten — einen ungewöhnlichen Reichthum von Thatsachen und Gedanken darüber enthält, tief eindringende Bemerkungen über Erziehung im Allgemeinen und über die Schwäche und Bedürfnisse unsers deutschen Schulwesens insbesondere. Vieles Specielle: über die Organisation der Universitäten, über die Verschiedenheit derselben, über Opposition gegen die der Hochkirche angehörigen Schulen, über Lectionsplane u. s. w., was in der Schrift vorkommt, haben wir eben wegen jenes großen Reichthums nicht berühren können. Wir bemerken nur noch daß in einem Anhange über einige Schulen und Erziehungsanstalten in Belgien geredet wird; freilich nur über einige, aber mit dem Geist und in dem Sinn, den wir in den Mittheilungen über die englischen haben kennenlernen. Der Verfasser des Buchs, ein praktischer Schulmann, hatte nicht Zeit länger in diesem Lande zu verweilen; es erregt unsere Verwunderung daß er innerhalb dreier Monate, die in England zuzubringen ihm vergönnt war, so viel zu sehen, zu beobachten und zu beurtheilen vermochte. 61.

Gesetz der deutschen Sprachentwickelung, oder: Die Philologie und die Sprachwissenschaft in ihren Beziehungen zueinander und zum deutschen Geiste, von Dr. K. G. J. Förster. Berlin, Landsberger. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.

Es gibt allerdings in der Geschichte der Wissenschaften einzelne seltene Fälle, wo kräftige Geister ganzen Erkenntnißzweigen durch neue Entdeckungen oder neue Behandlungsweise eine vollkommen veränderte Richtung angewiesen und dadurch dem betreffenden Fache eine ganz neue Gestalt gegeben haben. Dies war aber doch immer nur dadurch möglich daß solche Reformatoren mit eingehendster Sorgfalt die Leistungen ihrer Vorgänger durchforschten und auf diese Vorarbeiten gestützt zu neuen Entdeckungen fortschritten, die wieder Schritt für Schritt die gewissenhafteste Begründung nöthig machten. Neben der Bewunderung welche man der geistigen Kraft solcher hervorragender Natur gern zollt ist es ein selten fehlendes sittliches Behagen, welches man darüber empfindet, wie gerade solche Männer die wahre Bescheidenheit zu zieren pflegt, die ihrer Vorgänger mit dankbarer Anerkennung gedenkt und die Unfehlbarkeit des eigenen Wissens nicht überschätzt. Ja man muß diese Bescheidenheit umsomehr fodern, jemehr man davon überzeugt ist daß sich wahre geistige Bildung von der sittlichen nie trennen kann und darf.

K. G. J. Förster, dem Jakob Grimm kürzlich eine wohlverdiente Züchtigung hat angedeihen lassen für den frechen Misbrauch, den jener mit dem Namen des trefflichen Lachmann getrieben, möchte den Reformator der deutschen Sprachwissenschaft spielen, aber man kann nicht umhin an seinem Berufe dazu ganz außerordentlich zu zweifeln, wenn man die maßlose Anmaßung seines Auftretens sofort an seinen ersten Worten bemerkt. Von den drei Vorreden seiner obengenannten Schrift, deren erste „An die Germanisten" und zweite „An die Philosophen" vom 1. December 1847, die dritte „An die Deutschen" „im April 1850" datirt sind, beginnt die erste mit folgendem Axioma: „Daß der bisherige Weg der deutschen Sprachforschung zu keiner wahrhaften Erkenntniß unserer Muttersprache und der Sprache überhaupt führen könne, ist längst erkannt."

Wahrscheinlich in einer ungewöhnlichen Anwandelung von Bescheidenheit verschweigt Förster daß er und er allein es ist der zu dieser Erkenntniß hindurchzudringen vermocht hat. Wenigstens führt er selbst gleich auf den nächsten Seiten einige unverwerfliche Zeugen redend ein, die noch nicht zu gleicher Einsicht gelangt sind. Förster hatte die Früchte seiner Weisheit an Wilhelm Grimm und von der Hagen mitgetheilt und läßt hier Beider Antworten abdrucken, aus denen er selbst zwar folgert, „wie sehr er sich in der Fassungskraft derselben täuschte", andere Leute jedoch mit Vergnügen sehen werden, mit welcher fein-höflichen Ironie die Belehrungen des Herrn Doctors von Beiden abgelehnt worden. Dem verstorbenen Lachmann hat der Herr Doctor nicht die Ehre gleicher Eröffnungen bewiesen, denn seine „Unbekanntschaft mit jeder höhern wissenschaftlichen Idee ist und war auch mir zu bekannt"; der Unterzeichnete möchte freilich eher vermuthen daß dem Herrn Doctor Lachmann's vernichtende Kritik jeglichen Unsinns zu bekannt war als daß er demselben hätte zunahekommen mögen. Wer sich überhaupt nicht schämt von Männern wie die genannten Gelehrten in dem hier durch Proben nachgewiesenen Tone zu sprechen, mit dem ist ein wissenschaftlicher Verkehr, wie er unter gebildeten Leuten stattzufinden pflegt, sei es mündlich, sei es durch die Organe der öffentlichen Kritik, nicht möglich.

Meine Absicht bei dieser Anzeige ist deshalb eigentlich auch nur eine Warnungstafel aufzuhängen, damit Niemand seine edele Zeit damit verschwende ergründen zu wollen, was hinter dem hochtrabenden Titel steckt, den der Herr Doctor seinem Geschreibsel hat vordrucken lassen.

Wären auch in dieser Zeitschrift sprachwissenschaftliche Untersuchungen mehr an ihrem Platze als es der Fall ist, so würde doch ihre Besprechung nicht an eine Arbeit angeknüpft werden können, von der der Verfasser lächerlicherweise prahlt (S. ix): „Mehr als durch die Lehre, welche die kurz verlaufende Geschichte der deutschen Freiheitsbestrebung der letzten Jahre liefert, wird in dieser vor dem Jahre 1848 in deutscher Zunge und deutschem Geist geschriebenen Schrift das Selbstbewußtsein des deutschen Geistes von sich angebahnt."

Uebrigens besteht der Inhalt der Schrift selbst in einem querköpfigen Mischmasch von angeblich philosophischem Bombast, welcher die auf dem Titel genannten „Beziehungen" zu grenzenloser Sinnlosigkeit verwirrt, und von scheinbaren Untersuchungen über deutsche Sprachentwickelung, namentlich über mittelhochdeutsche Metrik, Orthographie und Lautbildung, denen aller Grund und Boden fehlt. Da ich mit den letztern die Leser d. Bl. unmöglich behelligen kann, so setze ich noch einige Prachtstücke von dem erstern hierher: (S. 15) „Der Accent der antiken Sprachen ist Nichts weiter als Form; die Accentregel Nichts als die metrische Messung, der Accent in den alten Sprachen das Gegentheil des Accents in den modernen, vorzugsweise der deutschen Sprache; er ist Accentlosigkeit, Bejahung des Geistes in der Form, keineswegs Bejahung des Geistes gegenüber der Form." S. 38: „Die Formvollkommenheit ist nicht nur Grund, sondern auch Selbstgrund; sie ist darum in ihrer Vernichtung nicht nur selbst Folge, sondern auch ihr Selbst ist Grund und in seiner Vernichtung grundlos." S. 133: „Beweis ist der Gedanke selbst, ist der Begriff, sowie sein Vorgedanke, der Vorbegriff. Denn er ist ebenfalls Begriff. Auch das Begriffslose ist zu begreifen, ist Beweis für den Gedanken, für den Begriff." Sollte mir Förster etwa Schuld geben daß ich diese Kostbarkeiten aus dem Zusammenhange gerissen, so frage ich jeden vernünftigen Menschen, ob dergleichen wol in irgend einem Zusammenhange irgend einigen Sinn haben könne.

Da mir es bei dieser ganzen Anzeige weniger darauf ankommt die wissenschaftliche Unfähigkeit des Verfassers des Weitern nachzuweisen als vor seiner verkehrten Sinnesweise zu warnen, so mache ich noch auf die unanständige Art aufmerksam, mit welcher auf den letzten Seiten einer der verdienstvollsten deutschen Männer, Jakob Grimm und seine Arbeiten behandelt werden. Wenn Förster von der neudeutschen Literatur mehr weiß als von der altdeutschen Sprache, so empfehle ich seinem Nachdenken eine gewisse Fabel vom Monde und Mopse.

W. A. Passow.

Erinnerungen an Johann Friedrich Miville, Dr. und Professor der Theologie in Basel. Von Eucharius Kündig. Mit einem Vorwort von K. R. Hagenbach. Basel, Bahnmaier. 1851. 8. 24 Ngr.

Diese Schrift enthält einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik des vorigen Jahrhunderts. Sie führt uns das Leben eines Mannes vor, der in seiner Stellung als Pfarrer, als Gymnasialdirector, als Lehrer der Theologie allerdings in die äußern Zeitverhältnisse nicht bedeutend eingegriffen hat, wenn er sich auch an den politischen Bewegungen betheiligte, aber die philosophischen und religiösen Kämpfe der Zeit in sich selbst durchmachte, und in dem Briefwechsel, den er mit dem schaffhäuser Theologen Johann Georg Müller, dem Bruder des berühmten Geschichtschreibers, führte, davon ein Zeugniß ablegt. Der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, der so manches Herz bewegt, liegt hier offen vor uns, und es gewährt ein hohes Interesse in den Briefen die wachsende Lösung zu verfolgen, bis der Schreiber erst spät zur festen innern Harmonie gelangt. Dabei treten die extremen Parteien uns in lebendigen Bildern entgegen, hier der Rationalismus, dort die starre Orthodoxie, dort endlich der Separatismus. Sein klarer Verstand und sein sanftes Gemüth schützten Miville vor den Schroffheiten der Orthodoxie; die Reaction welche diese erzeugen mußte sah er deutlich ein. In dieser Beziehung ist interessant sein Auftreten in einem theologisch-politischen Processe. Ein Candidat Frey hatte in einer kleinen Schrift eine Auswahl der Lehren und des Lebens Jesu in rationalistischem Sinne herausgegeben. Obgleich das Büchlein mit Censur gedruckt war, erfolgte eine Denunciation, und der Rath in Basel gerieth in große Aufregung. In den Zeitschriften wurde gegen den Angeklagten auf das heftigste gekämpft, besonders von Lavater, dem Verfasser aber keinen Buchstaben zu seiner Vertheidigung zu schreiben gestattet. Das ärgerte Miville, so wenig er auch mit den Ansichten Frey's einverstanden war, und er schrieb an seinen Freund die beherzigungswerthen Worte: „Einen Mann der Obrigkeit verzeigen, ohne zuerst seine Vertheidigung anzuhören, das revoltirt in mir alle Gefühle von Gerechtigkeit. Zum Schriftsteller scheint mir Frey wol nicht geboren und ebenso wenig seine Schrift von Schiefheit oder von antijesuitischen Jesuitismen loszusprechen zu sein. Aber was zeugt wol dieser Jesuitismus, was leitet, stößt so manchen sonst ehrlichen Denker in diese Schiefheit hinein? Ist es nicht Das daß das Christenthum zu einer politischen Religion geworden, daß die bürgerliche Existenz an theologische Meinungen geknüpft und eine kirchliche Autorität eingeführt ward, die nicht lediglich mit Gründen und Gegengründen, mit Waffen der Wahrheit kämpfen will? Da alle Systeme noch so vieler Feigenblätter bedürfen um Blößen und Lücken zuzudecken, so sollte man unter allem übrigens rechtmäßigen Tadel der Gegner dessen eingedenk sein und nicht mit den härtesten, beschimpfendsten Vorwürfen umsichwerfen, als wenn unter dem auserwählten Volke nie ein krummes Ei gelegt worden wäre."

5.

Histoire de la Convention nationale, par *M. de Barante*. Erster und zweiter Band. Paris 1851.

Der Name des Convents wurde noch fast 30 Jahre nach seinem Aufhören in Frankreich nur mit einem Gefühle ungemischten und rückhaltslosen Schreckens genannt. Die Wunden waren noch zu frisch. Es mußte ein Vierteljahrhundert verfließen, ehe der Gedanke aufsteigen konnte, so viele Verbrechen mit einem Schleier zu überziehen. Selbst bei Denen die den Ideen von 1789 noch unter dem Kaiserreich anhingen, hatten doch die Schreckensmänner von 1793 keine Nachsicht gefunden. Und wenn es noch einzelne Freunde dieser Epoche gab, so lebten sie fern von der Welt oder unter kaiserlichen Livreen verborgen.

Um so größer war das Aufsehen als im Jahre 1821 Garat und einige Jahre später zwei junge Schriftsteller von seltenem Talent sich der Aufgabe unterzogen, jene Versammlung, die das Land bisher nur hatte verfluchen hören, von einer ganz neuen Seite zu zeigen. Bisher war die Französische Revolution nur als ein Aggregat von Fehlern, Schwächen und Grausamkeiten erschienen, und Jeder hielt sich berechtigt sie zu tadeln. Anders Garat und seine Nachfolger. Ohne irgend Jemand schuldlos hinzustellen, anerkannten sie nur einen großen Schuldigen, den Zwang der Ereignisse; sie suchten zu zeigen daß die Französische Revolution nicht auf Abwege gerathen sei, sondern den ihr von allem Anfang an vorgeschriebenen Weg verfolgt habe; das vergossene Blut, die zahllosen Trümmer waren jedenfalls zu beklagen, allein die Rettung des Vaterlandes war das höchste Gesetz.

Die Zeit war diesen neuen Ansichten günstig. Die Restauration ging ihrem Sturze entgegen, wenige Jahre noch und die Ordonnanzen erschienen; die Restauration ward nicht blos mehr von den Bonapartistischen Verschwörern bekämpft, sondern von allen aufrichtigen Freunden der Constitution. Die neue Theorie fand daher allenthalben Anklang. Republikaner und Liberale acceptirten sie; nur Wenige verwarfen gleich anfangs jenen historischen Fatalismus, jene Glorification des Erfolgs. Allein noch gehörte der Strom der öffentlichen Meinung dem 18. Jahrhundert an. Jene beiden Schriftsteller waren das treue Echo derselben, und beide erlangten, der eine durch seine didaktische Gedrängtheit, der andere durch seinen leichten und malerischen Stil einen ungeheuern, unbestrittenen Erfolg.

Seit dieser Zeit gewann man überall von der Schule an eine andere Ansicht von der Revolution und insbesondere vom Convent. Und wenn auch nicht zwei Männer allein diesen Umschwung der öffentlichen Meinung hervorgebracht haben, so haben sie ihn doch wesentlich beschleunigt. Seit dem Principe von dem Zwange der Ereignisse war es mit den gegründetsten Ansichten, den einmüthigsten Zeugnissen, den besten und sichersten Ueberlieferungen vorbei. Man stellte Alles in Frage, Alles wurde entschuldigt, rehabilitirt, und innerhalb weniger Jahre sah man jede Thatsache, jeden öffentlichen Charakter aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts nacheinander seiner wahren Gestalt entkleidet werden und eine andere erhalten.

Und damit bei dieser Umwandelung Nichts fehle, so mußte es auch noch dem lyrischsten Schriftsteller Frankreichs einfallen Historiker zu werden und, anfänglich durch seine Phantasie, alsdann durch seinen Durst nach Erfolg verführt, allmälig den gehässigsten und verabscheutesten Menschen eine Apotheose zu bereiten.

Es sollen nicht alle Die bekämpft werden welche die revolutionnairen Annalen Frankreichs auf diese Weise systematisch verfälscht haben, sondern es soll dieser rückwärts gethane Blick nur zeigen was der Convent, dessen Name jetzt am häufigsten genannt wird, eigentlich ist, da man ihn doch so wenig kennt. Um sich einen richtigen Begriff von ihm zu machen und die Wahrheit aus den zahllosen Schriften herauszufinden, gibt es kein anderes Mittel als an die Quellen zu gehen, den „Moniteur" wieder zu lesen, die Zeugnisse zu prüfen und zu vergleichen und nur auf das gewissenhafteste bei dem Sichten zweifelhafter Thatsachen zu Werke zu gehen. Wer hat aber hierzu Lust und Zeit? In Ermangelung von etwas Besserm nimmt man mit Dem vorlieb was man eben hat, und der Convent ist noch immer mit lauter Genies, gigantischen Männern, glühenden Freunden des Vaterlandes und der Menschheit bevölkert. An einer wahren Geschichte des Convents, die alles poetischen Schmucks entkleidet wäre, fehlte es noch bisjetzt.

Dieser Mangel hat Barante den Gedanken und den Muth eingegeben die große Arbeit zu unternehmen, von der er bisjetzt die ersten zwei Bände veröffentlicht hat. Schon in seinen 1849 erschienenen „Questions constitutionnelles" hatte er bei Gelegenheit der Prüfung der Constitution von 1848 alle frühern Verfassungen und Versammlungen kurz berührt und dabei dem Convent auf einigen Blättern seinen wahren Platz und seinen wahren Charakter angewiesen. Diese Schilderung war ebenso ungewohnt als ähnlich; man bemerkte daß der Verfasser nicht blos vom Hörensagen sprach, sondern gründliche Studien gemacht hatte. Seine Freunde drangen daher in ihn, diese so neuen und heilsamen Ansichten auch allgemeiner zu verbreiten, und eine Folge davon ist seine „Histoire de la Convention nationale".

Niemand war geeigneter zu dieser Arbeit. Es war Barante's Talent, sein hervorragender Charakter und seine ganze Eigenthümlichkeit dazu nöthig; es war jene Leidenschaft der reinsten Wahrheit, jene Glut der Unparteilichkeit, jene Sorge auch nicht das Mindeste zu vergessen nöthig, die auf jeder Seite seiner „Histoire des ducs de Bourgogne" sich bemerklich machen. Wenn irgendwo diese Vorzüge am Orte waren, so sind sie es, um uns zu zeigen was der Convent gewesen. Je eingerosteter ein Irrthum ist, um so schwieriger ist ein Ankämpfen gegen denselben.

Seiner gewöhnlichen Methode treu, läßt Barante seine Personen häufig selbst sprechen. Lange Fragmente ihrer Reden, vollständige Exposés wichtiger Discussionen, wörtlicher Abdruck vieler Berichte, Beweise, Zeugnisse rechtfertigender Documente sind für ihn die Grundlagen der Geschichte. Er gewöhnt dadurch den Leser allmälig sicher zu werden, und ohne ihn durch Raisonnements zu ermüden und mit abfertigenden Urtheilen zu verfolgen, übt er doch unmerklich den allergewaltigsten Einfluß auf ihn aus.

Vielleicht spräche Diesen oder Jenen eine weniger einfache und schnellere Methode, eine concentrirtere Arbeit, wo der Verfasser directer und häufiger auftritt, mehr an. Allerdings würde hier nach dem Grundsatze scribitur ad narrandum die Lecture unterhaltender sein, für Barante ist jedoch das Interessante die Wahrheit. Daher kommt es daß er vorallem nach Aehnlichkeit seiner Schilderungen strebt und oft im Ausmalen von anscheinenden Nebenumständen verweilt, wo der Leser ein schnelleres Fortschreiten der Handlung wünscht.

Es ist hier nicht der Ort die beiden ersten erschienenen Bände zu analysiren. Die Hauptereignisse sind Allen bekannt. Nach einem allgemeinen auf die Gesetzgebende Versammlung geworfenen Blick geht der Verfasser mittels einer detaillirten Beschreibung des 20. Juni, 10. August und der Septembrisaden auf den eigentlichen Stoff ein. Hierauf folgen die tumultuarischen Auftritte des Convents, die entstehenden wüthenden Kämpfe des Bergs und der Girondisten, der Proceß des Königs und nach dessen Hinrichtung die Zerwürfnisse der Versammlung, der tödtliche Kampf zweier Parteien und das Vorspiel jenes (ebenso wie der 20. Juni, 10. August und 2. September) mittels einer organisirten Emeute vorbereiteten 31. Mai. Hier schließt der zweite Band. Die zweite Phase des Convents beginnt mit dem 31. Mai und 2. Juni und dauert solange als die Schreckensherrschaft; dann folgt nach einem Todeskampfe von 14 Monaten ein dritter und letzter Abschnitt, der mit dem 9. Thermidor beginnt und ungefähr 15 Monate dauert, eine Epoche wo mehr Erschlaffung als Reaction eintrat, und wo der revolutionnaire Geist noch keinen Fuß breit Boden verliert, wo aber der Staat mindestens wieder aufathmet und sich frei von den Händen fühlt die ihn mit Blut überschwemmten.

Von diesen drei großen Phasen ist die erste für sich allein schon eine Geschichte. Es ist eine vollständige Handlung, ein grandioserer Gegenstand als irgend ein Gedicht, anziehender als alle Dramen: es ist der Fall des Königthums und der Sturz seiner Zerstörer, der Girondisten.

Um diese so bekannten Ereignisse zu verjüngen, hat Barante sie ohne alle Zuthat selbst sprechen lassen. Unparteiisch gegen Jedermann, macht er den Girondisten nicht den Proceß, er zeigt sie uns aber als Das was sie waren in ihren Handlungen und Reden. Nicht er ist daher Schuld daran, wenn infolge davon eine strenge, um nicht zu sagen drückende Wirkung für ihr Andenken hervorgebracht wird. Nur Die allein werden staunen welche sie immer nur durch die Gläser ihrer Verherrlicher betrachtet haben.

Woher kommt diese Nachsicht gegen die Girondisten? Einestheils von dem Hasse mit dem sie von den spätern Jakobinern seit 60 Jahren verfolgt werden; das Publicum erblickt in ihnen daher seine Freunde und Bundesgenossen gegenüber diesen Demagogen. Auf der andern Seite hat man sich daran gewöhnt wegen des dramatischen Interesses, welches nach allen französischen Beschreibungen den Girondisten innewohnt, sich dieselben nur auf ihrem letzten Schauplatz, im Convent, zu denken. Hier macht ihr Benehmen allerdings manchen frühern Fehler wieder gut. Man erblickt in ihnen die Besiegten und Unterdrückten, aber vergißt daß sie das doppelte Unrecht hatten, Unterdrücker zu sein, ohne zu wissen wie sie Sieger bleiben konnten. Im Convente allein erregen sie allerdings fast Bewunde-

rung; sie erscheinen als die herzhaften letzten Vertheidiger der Gesellschaft. Wir denken bei den Girondisten immer an Louvet, wie er Robespierre anklagt, an Vergniaud, wie er die Septembermetzeleien brandmarkt. Ihre Worte sind immer sonor und klingen wohlthuend ins Ohr, und da sie gegen Ungeheuer anzukämpfen haben, so empfinden wir unwillkürlich Theilnahme für sie und halten sie zuletzt für Vertheidiger der Gesetze und der Moral, Stützen der Gesellschaft und Wortführer des öffentlichen Gewissens.

Allein die Geschichte, die unbeugsame Geschichte läßt sich nicht so arg misbrauchen, sie wendet das Blatt und zeigt uns vergessene Seiten. Es ist sicher schön, die Metzeleien in Laforce und in der Abtei im Convente zu anathematisiren, allein was sagten diese Tribunen vor und nach dem 2. September? Nichts! Ihre Lippen waren stumm. Noch am Morgen des 3. September sprach Louvet in seiner „Sentinelle" entschuldigend von den Ereignissen des vorigen Tags, und wenn er zu Mittag in einem Extrablatt einigen Tadel aussprach, so geschah dies nur weil die Befürchtung begann, sie selbst könnten einmal auch an die Reihe kommen, und weil der Gemeinderath die Kühnheit so weit trieb, einen Befehl gegen Roland selbst, den Minister des Innern, den Collegen Danton's, auszubringen.

Bisher ließen die Girondisten das Blut ohne Einwendung fließen. Sie billigten es zwar nicht ausdrücklich, allein die Legislative, die sich freiwillig in Permanenz erklärt hatte, und in der sie die absolute Majorität hatten, ließ die Schlächterei ruhig vorsichgehen; die Girondisten duldeten also daß Dussault, der nach den Gefängnissen abgeschickt worden war, antworten durfte, die einbrechende Nacht habe ihm nicht erlaubt zu sehen was vorgehe. Nur zwei Erklärungen dieses Schweigens gibt es. Entweder waren sie mit den Septembrisaden einverstanden, oder sie fürchteten sich selbst. Eine andere Wahl gibt es nicht für sie.

Der 10. August ist dagegen unbestreitbar ihr Werk. Sie haben den Plan dazu gefaßt, ihn vorbereitet und organisirt lange bevor Robespierre und die Cordeliers an seine Möglichkeit dachten. Ihr Traum war, das Königthum zu demüthigen ohne es abzuschaffen, es zur Capitulation, den König und den Hof zur Abdankung zu zwingen, dafür sich einen minderjährigen König zu geben, seine Erziehung zu leiten, einen Regenten zu ernennen und auf diese Weise selbst zu regieren. An dieser Katastrophe arbeiteten sie mit aller Thätigkeit, Eifer und Intriguen. In ihrer blinden Wuth sahen sie das Chimärische dieses Planes nicht ein.

Nicht einmal der 20. Juni öffnete ihnen die Augen daß die einmal auf die Tuilerien losgelassene Emeute sich nicht mehr lenken lasse. Sie fuhren in ihrem erbitterten Kampfe gegen dasselbe Königthum fort, welches sie nicht zerstören wollten.

Später als sie sahen daß der angelegte Brand immer weiter umsichgriff, ohne daß sie Einhalt thun konnten, dachten sie an einen andern chimärischen Ausweg. Sie wollten mit einer Truppe die ihren Befehlen untergeben war Paris und seinen unruhigen Pöbel beherrschen. Und als mit Mühe und Noth der Haufen Marseiller angekommen war, der die Emeute beherrschen sollte, so gehörte derselbe eine Stunde nachher nicht mehr der Gironde an. Danton und seine Cordeliers hatten mit einigen Umarmungen und ein paar Gläsern Wein ihr das geheiligte Bataillon escamotirt.

Hierauf brach der 10. August los, der wahre 10. August und nicht der der Girondisten. Das Königreich stürzte, und sie ließen es mit allen ihren schönen Planen fallen. Nicht allein thaten sie Nichts um den Thron zu retten den sie schonen wollten, sondern um nicht von seinen Trümmern mit fortgerissen zu werden, mußten sie mit helfen ihn zu zerstören. Sie riefen Sieg mit den Siegern, um nicht als Besiegte zu gelten; sie mußten Alles dulden und billigen, selbst den 2. September, um nicht unterzugehen.

Was halfen da einige Reden, einige rhetorische Gefühlsergüsse, um sich hiervon zu reinigen. Wem kann man den Sturz des Königreichs vorwerfen als Denen die ihn durch ihre Unklugheit vorbereitet hatten? Ihre einzige Entschuldigung kann ihre Unkenntniß sein. Sie können nur sagen daß eine solche Katastrophe nicht zu ahnen gewesen sei, daß es beispiellos war wie gegen die Majorität von Paris und Frankreich ein Haufen Banditen dem ganzen Königreich Gesetze vorschrieb; sie können nur sagen wie Péthion und Buzot: vor dem 10. August habe es keine fünf Menschen in Frankreich gegeben welche die Republik gewollt, und die Nation werde niemals anders republikanisch werden als durch die Guillotine.

Man wird zur Vertheidigung der Girondisten anführen daß der 10. August und selbst der 20. Juni nicht ihr Werk allein gewesen sei, sondern daß Andere beide Tage hervorgebracht und daß sie selbst den Abgrund nicht gesehen hätten. So klein aber ihr Antheil auch gewesen sein sollte, sie haben doch noch eine andere Verantwortlichkeit auf sich, die eben so schwer wiegt. Denn ihrem fortwährenden Drängen ist es zu danken daß Europa der Krieg erklärt wurde. Auch hier wird man einwenden daß damals der Wunsch nach Krieg in der Luft gelegen habe wie eine ansteckende Krankheit. Allein wenn die Girondisten den Krieg nicht zum Ziel aller ihrer Bestrebungen, ihrer ganzen Beredtsamkeit, ihrer Popularität gemacht hätten, wenn nicht Brissot sie überredet hätte daß der Krieg der Hebel sein werde, den Einfluß des Hofs völlig zu vernichten, vielleicht wäre es möglich gewesen die verhängnißvolle Erklärung vom 20. April 1792 mindestens um einige Monate zu verschieben, und wer weiß was sechs Monate Frieden im Gange der Ereignisse ändern konnten.

In Revolutionszeiten fehlt es nie an Leuten welche den Krieg wollen und für nothwendig halten. Außer Utopisten und Intriguanten erblicken Andere noch in dem Kriege einen Ableiter für Gefahren wegen seiner Zufälligkeiten. Es ist dies ein seltsamer Irrthum, da die Wunden des Kriegs doch alle andern nur verschlimmern. Glücklich geführt exaltirt er die revolutionnaire Leidenschaft und treibt sie immer weiter; unglücklich geführt aber erregt er Verdacht des Verraths und dient als Vorwand für wilde Grausamkeiten. In jedem Falle ist er ein Instrument der Tyrannei, welches zuletzt in die Hände der gewaltthätigsten und verwegensten Partei fällt.

Wenn jene Rhetoren der Gironde einen Schatten von Voraussicht und politischem Geist gehabt hätten, so würden sie, anstatt mit aller Gewalt den Hof umzustürzen, der vor Alter zusammenbrach, einen Damm gegen die jakobinische Flut hinter sich aufgerichtet haben. Sie würden begriffen haben daß der Krieg einen solchen Damm unmöglich machte, daß die demagogische Bewegung keinen Zügel mehr annehmen würde, daß Alles nacheinander zugrundegehen müßte und ihnen selbst Nichts übrigbleiben würde als den Kopf unter den Ereignissen zu beugen. Sie sahen jedoch Nichts voraus, sondern wollten den Krieg; sie zogen die Versammlung zu ihm hin, zwangen ihn dem Könige auf, und alles Dies aus bloßem Parteigeist, Berechnung und Ehrgeiz; sie zeitigten die Ursache welche den 10. August und 2. September hervorbrachte.

Auch im Jahre 1831 wollte man den Krieg. Hier war sogar ganz Frankreich einig; die Gemäßigsten erblickten nur in ihm Heil und Rettung, was 1792 keineswegs der Fall war. Außer Dumouriez und einigen Glücksrittern dachte Niemand ernstlich an Eroberungen und an Angriff; nur die ungestümen Demagogen wollten ihn, während 1831 ihn Alle wollten. Die Girondisten hätten also mit halb so viel Mühe den Krieg verhüten können, als sie sich Mühe gaben ihn zu erzeugen; 1831 war dagegen gerade die Umgehung desselben das Schwierigste. Es wird der ewige Ruhm Casimir Périer's und seiner Freunde bleiben, 1831 den Krieg verhindert zu haben. Es schien unmöglich dem Strome der öffentlichen Meinung zu widerstehen, und doch genügte ein einziger energischer Mann um zu verhindern daß das Jahr 1831 eine unglückliche Parodie auf 1792 werde.

Nicht in theatralischen Reden, in zögerndem Tadel besteht

der Widerstand, sondern in der entscheidenden Stunde; mit Festigkeit muss man Dem entgegentreten was man für irrig erkannt hat. Die Girondisten haben uns nur das Erstere gezeigt; Périer dagegen wie man das Zweite praktisch anwendet. Dafür besaß Périer auch keinen girondistischen Geist; er war ein abgesagter Feind von allen Phrasen und wußte was es heißt, seine Handlungen verantworten. Selbst in den furchtbarsten Augenblicken blieben daher auch die Girondisten nur armselige Politiker. Der Fehler liegt nicht ganz an ihnen selbst; sie waren einmal Kinder des alternden 18. Jahrhunderts, Schüler, nicht einmal Voltaire's, der ihnen mindestens Einfachheit gelehrt hätte, sondern Rousseau's und jener Schule, die sich einbildet das Menschengeschlecht regenerirt zu haben, weil sie die Moral durch das Gefühl und die Treue durch die Declamation ersetzte. Auf diese Weise herangezogen konnten die herrlichsten Eigenschaften Einiger von ihnen Nichts helfen.

Barante hat sie nicht zu streng beurtheilt. Er entschuldigt sie häufig genug, lobt sie sogar mitunter, aber immer, und dies ist sein Verdienst, gibt er sie als Das was sie sind, als eine Partei kurzsichtiger Declamatoren. Sie sind nie Männer des Widerstands gewesen, sondern immer und ewig nur Revolutionnaire. Barnave und seine Freunde bemerkten plötzlich daß sie nicht blos das ancien régime zerstörten, sondern auch den Staat; sie haben ihren Irrthum muthig bekannt und sich nicht gescheut dem Strome entgegenzutreten den sie aufgewühlt. So zögernd daher auch ihre Bekehrung war, so müssen sie doch unter die Männer des Widerstands gezählt werden. Die Girondisten haben dagegen dieses Lob niemals verdient. Vergeblich haben sie die Gefahr erblickt, ohne daß der Gedanke sie zu beschwören jemals ihnen beigekommen wäre. Sie starben, wie sie gelebt haben, als Theaterhelden, und suchten in ihrer letzten Stunde Nichts weiter als was sie immer erstrebt, einen Erfolg, auf dem Schaffot wie auf der Rednerbühne.

So kann daher auch ihr Tod, auf den man ein so großes Gewicht zu legen pflegt, nicht ihr Leben sühnen. Damals verließ ein Jeder sein Leben ohne große Anstrengung; Alt und Jung, selbst die schwächsten Frauen wußten zu sterben. Und starben nicht die am besten, die ohne Gesang, ohne eitele Fanfaronaden starben? Das Vaterland verlangt nicht daß man beim Gang zum Schaffot sich rühme, für dasselbe zu sterben. Das Vaterland verlangt daß man ihm diene durch Widerstand gegen seine Feinde. Unterliegt man, so ist man allerdings für dasselbe gestorben; man hat ein Recht auf seine Trauer, auf seine Kronen. Denen aber die ihm schlecht gedient haben, die nicht einmal wagten es zu vertheidigen, indem sie sich selbst vertheidigten, die keinen andern Muth hatten als ihren Hals dem Messer darzubieten, diesen schuldet das Vaterland Nichts.

Barante ist mit seiner Aufgabe noch nicht zu Ende. Die beiden ersten Bände sind nur der erste Abschnitt. Er muß uns den Convent noch in seinen beiden andern Phasen zeigen. Hier werden wir uns weniger großen Katastrophen gegenüber befinden, das Drama wird weniger edel, weniger anziehend sein, allein der Verfasser wird sicherlich auch in diesen Theilen durch das vorwaltende Interesse der Wahrheit die Erwartungen erfüllen.

Barante will die Geschichte des Convents schreiben; er muß also auch zuletzt die Frage, die Grundidee seines Buchs beantworten: Was ist der Convent? und muß uns zeigen, ob es wahr ist daß diese Versammlung Frankreich einen einzigen Dienst um den Preis so vieler Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten erwiesen hat.

Frankreich verdankt ihm aber nicht einmal die Integrität seines Territoriums. Die französischen Armeen würden sich nicht minder tapfer geschlagen haben, auch wenn keine Commissare sie begleitet hätten. Nicht der Schrecken machte irgend einen Offizier muthiger, talentvoller; im Gegentheil verschuldete die confuse Leitung der Versammlung und ihrer Delegirten die meisten Niederlagen. Mit einem Worte, der einzige Ruhm des Convents besteht darin daß er durch das Entsetzen das er im Innern erregte alle wohlhabenden und tapfern Männer an die Grenze trieb. Selbst Carnot stimmte hiermit überein.

Was hat die Versammlung außerdem noch bewirkt, mit welcher Einrichtung hat sie Frankreich beglückt, zu welchem wohlthätigen Zwecke hat sie ihre Macht benutzt, die so unbeschränkt war wie die des größten Tyrannen? Von ihrer Entstehung an der Gemeinde von Paris unterworfen, unbeweglich und stumm vor einer Handvoll zerlumpter Menschen oder betrunkener Weiber, war sie nie im Besitze freier Selbstbestimmung. Immer beugte sie das Knie vor der Emeute, und die ganze Kraft ihrer Mitglieder zeigte sich darin, eine Anzahl Collegen aufs Schaffot zu schicken und nach Vollbringung der entsetzlichsten Verbrechen ihrerseits dasselbe zu besteigen.

Was ist überhaupt der Convent? Er ist nichts Einheitliches, er bedeutet zu verschiedener Zeit Verschiedenes. Wenn man das Wort ausspricht, weiß man nicht ob es die Versammlung ist wo die Girondisten sitzen, oder ob diese schon verschwunden sein müssen; und dieselbe Frage entsteht, so oft das verhängnißvolle Fallbeil eine Lücke auf ihren Bänken gemacht hat. Ist der Convent die Versammlung der Danton befiehlt, oder die wo Robespierre herrscht, oder die sich Tallien unterwirft? Sind das nicht ebenso viele Versammlungen als die Majorität sich decimirt und modificirt und umwandelt? Es gibt nur ein Einziges was sich nicht ändert, der Gehorsam Derjenigen die übrigbleiben, die Erniedrigung der Charaktere, das Aufgeben jeden Widerstands und jeder Freiheit.

Barante erzählt in der Vorrede daß ohne die Februarrevolution sein Buch nicht erschienen sein würde. Man kann ihm glauben; denn wer hätte ihm auch geglaubt. Die Franzosen mußten erst selbst eine ähnliche Revolution wieder durchmachen, ehe sie sich von ihrem alten Irrthume befreien und Schilderungen wie die Barante's für wahr halten konnten. Er hat jetzt statt eines skeptischen ein gläubiges und gelehriges Publicum gefunden; man wird von der Wahrheit seiner Schilderungen überzeugt sein. Wird man aber Nutzen ziehen von seinen Lehren? Barante selbst verzweifelt nicht daran, wennschon er nicht glaubt daß Frankreich schon geheilt sei. Frankreich hat seit 50 Jahren sich vielfach geändert, es hat sich an die Segnungen des innern Friedens, an die Vortheile einer geordneten Verwaltung gewöhnt und wünscht vorallem Ordnung, besonders wenn es sie zu verlieren fürchtet. Dies Alles sind scheinbar sichere Grundlagen. Allein was helfen sie gegenüber dem Indifferentismus in der Politik, gegenüber der Liebe zum materiellen Wohlsein um jeden Preis? Frankreich schläft bei den Drohungen seiner Feinde. Es hat gesehen daß man wohl oder übel auch bei einer Revolution leben kann, und allmälig gewöhnt man sich daran, findet Geschmack am Provisorium, vertraut sich dem Zufall an und gewöhnt sich das Böse hinzunehmen, weil es nicht noch schlimmer ist, indem nur ein einziger ernstlicher Wunsch vorhanden ist, der Wunsch sich zu betäuben und zu zerstreuen.

Die neueste Wendung in Frankreich hat die Revolution nicht geschlossen: vielleicht haben wir den Beleg davon erlebt, vielleicht haben Thatsachen die Erinnerung an den Convent neu aufgefrischt, bevor Barante seine Geschichte des Convents geschlossen hat. 16.

Mancherlei.

Pedantismus und Witz.

Hinter den meisten Menschen steckt Pedantismus, selbst hinter Frauenzimmern, wenn es Putz und Modesachen gilt. Daß Gelehrte desselben am häufigsten bezüchtigt werden, ist ihrer Einbildung von sich selbst vorzüglich beizumessen, ohne welche kein Pedant geboren wird. Wenn Höflinge am Hofe nicht pedantisch sind, weil sie vor dem Fürsten keine Einbildung von sich haben, so kommt ihnen diese vor Hofunfähigen und mit

ihr der Pedantismus. Nur wer Alles leicht nimmt und witzig, die Gelehrsamkeit, den Hof, das Leben und sich selbst, ist vor Pedantismus bewahrt, und man dürfte diesem deswegen eine Lobrede halten, weil die leichte Witzfreiheit für den Ernst des Daseins, den es doch haben soll, nicht ausreicht, ja geneigt sein könnte den tiefsten Hintergrund des Lebens, Religion und Sittlichkeit, ins Pedantische zu verweisen, gleich Heine im „Romanzero" ein Bußbekenntniß vorzulegen und den theologischen Pedanten auszulachen, der ihn ehrlich in die Schule nehmen oder als Bekehrten umarmen wollte. Scheltet also nicht das Pedantische, denn es hängt mit dem Besten zusammen was der Mensch hat, und verdient nur dann Tadel wenn es in geringfügige Dinge mit seinem Ernste sich verstrickt. Schulleute und überhaupt Erzieher sind der Verstrickung am meisten ausgesetzt, denn sie haben an der Jugend stets Kleinigkeiten zu rügen, müssen zur Behauptung ihres Ansehens nie den Ausdruck von Würde verleugnen, so wenig wie Geistliche welche es mit Erwachsenen zu thun haben, und weder vor Kindern noch Beichtkindern ziemen Witzraketen. Leider ist zu sagen daß für den anmuthigen Genuß des Lebens das Pedantische mit dem Pedanten störend einwirkt und beide wegen allgemeiner Verbreitung die Tage freudenloser machen; vielleicht sogar ließe sich dem Ernste überhaupt vorwerfen, er verbittere die kurze Zeit unsers Daseins, dessen Geringfügigkeit nicht verlohne daran die Zähne zu verbeißen oder Arme und Füße mit Schwielen zu bedecken, und man komme nach Osten und Westen durch Witz und Wiederwitz etwas dämonisch besser ans Ende.

Romanzero.

Witzig bist du, Meister Heine,
Scheuest nicht für dein Ergötzen
Gott und Menschen zu verletzen,
Nicht verschmähend das Gemeine.

Geister fuhren einst in Schweine,
Aus Besessenen vertrieben,
Doch nach eigenem Belieben —
Waren witzig à la Heine.

Wenn für die menschliche Erkenntniß gewisse Schranken angenommen werden müssen und diese sich nachweisen lassen, was Viele behauptet haben, wird alles Speculiren darüber hinaus als fruchtlos erscheinen, und Kant hat Dieses mit dem Namen des Transscendenten bezeichnet. Dahin gehört sammt den Dingen an sich alle Metaphysik und Religionsphilosophie, welche das Unbedingte, Unendliche zum Gegenstande haben, was nie in menschliche Anschauung fallen kann, daher den Verstandeskategorien entzogen bleibt. Hingegen für das Endliche, Angeschaute, Physische, durch menschliche Verhältnisse Bedingte gibt es Erkenntniß und einen Fortschritt derselben im Anschauen und Erfahren, dem keine bestimmte Schranke gesetzt ist, welches die empirischen Wissenschaften beweisen. Natürlich wird dann das Metaphysische, Transscendente ein Gegenstand des Ahnens, Glaubens, der Poesie, nicht des Wissens, Greifens, Beweisens; und der Mensch, indem er auf der Erde geht und steht und beobachtet, athmet doch immer unter dem unendlichen Himmel über ihm. Gleichwie nun Bettina's Briefwechsel in ihr Verhältniß zur Günderode Vieles, ja das Meiste hineingedichtet oder mit derberm Ausdruck hineingelogen haben soll, so dürfte es vielleicht der Speculation verstattet sein in das metaphysische Gebiet Mancherlei hineinzudichten und hineinzulügen, was den Freunden ebenso gut gefiele wie jener Briefwechsel, und die speculative Dichtung oder Lüge stünde dann doch eigentlich auf sich selbst und wäre absolut. Nur wäre Niemandem anzumuthen seinen Glauben gefangennehmen zu lassen durch Speculation und seinen wohlbewußten Himmel über ihm zu verwandeln in einen gemalten.

Demokratie ist die schlechteste, Despotie die nächstschlechte, eine gesuchte mittlere, gesetzliche, volksthümliche Gewalt, wenn sie Ständigkeit gewonnen, ist die beste Regierung. In großen Reichen wird Demokratie unausführbar, in den griechischen kleinen Staaten des Alterthums blitzte sie zuweilen auf in erträglichster Form, doch haben ihr die mitlebenden Schriftsteller weniger Lob ertheilt als deutsche Schulmänner; sie hielt sich nie lange und ging über ins Nächstschlechte, so wie endlich in Rom, wo sie weniger gut geblitzt. Deutsche Geschichte hat Demokratie in Gestalt von Vasallen und Fürstenhäusern, gibt daher elende Zustände in unablässigem Zerwürfniß, kommt nicht wie in Rom zum alleinherschenden Kaiser; Frankreich fand Despotie unter Ludwigen und Napoleon, Rußland hatte sie von jeher; Deutschland suchte neuerdings demokratische Republik durch Kaisereinheit, welches ein umgekehrter Geschichtsweg ist, der zu keinem Ziele führen konnte, denn die Natur der Dinge ist mächtiger als die Begehrungen der Menschen. 72.

Bibliographie.

Arnd, K., Die naturgemässe Steuer. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr.

Augier, E., Diana. Drama in fünf Acten. Deutsche metrische Bearbeitung von A. Steppes. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 16 Ngr.

Edessa. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der verderbliche Einfluss der Hegel'schen Philosophie. Zur Beurtheilung und Würdigung des neuesten Verfahrens der kaiserl. östreichischen Regierung mit besonderer Beziehung auf die Entsetzung des Prof. Hanusch in Prag von seinem academischen Lehramte und die officielle Motivirung dieses Schrittes. Vom Verfasser des „Antibarbarus logicus." Leipzig, Geibel. Gr. 8. 12 Ngr.

Flir, A., Die Manharter. Ein Beitrag zur Geschichte Tirols im 19. Jahrhundert. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr.

Hahn, A., Predigten und Reden unter den Bewegungen in Kirche und Staat seit dem Jahre 1830 gehalten. Breslau, Hirt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hausbüchlein für das Volk und seine Freunde. Eine Sammlung von Erzählungen, Märchen und Schilderungen aus dem Leben des Volks. Ausgewählt und herausgegeben von H. Pröhle. Mit einer Einleitung über die volksthümliche Literatur in Deutschland. Zwei Bände. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 1 Thlr.

Das Schach-Turnier zu London im Jahre 1851. Nach Staunton's chess tournament. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Schneidewin, F. W., Die Sage vom Oedipus. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 12 Ngr.

Weiß, S., Weitere Betrachtungen zur Geschichte der österreichischen Finanzen. Wien, Sollinger's Wwe. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumeister, A., Die Aufgabe der Burschenschaft. Zugleich eine Entgegnung auf die hieselbst erschienene Schrift: „Die studentischen Verbindungen." Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Fischer, F. R., Stahl, ein Jesuit. Eine kritische Beleuchtung seines Vortrages „Was ist die Revolution?" Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 6 Ngr.

Tirolische Gedanken. Innsbruck, Wagner. 8. 12 Ngr.

Der paritätische Staat und die Forderungen der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 7 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1852
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XXIV.)

17. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt**, mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. Dritter Band, erste Abtheilung, zweite Hälfte u. s. w. 8. Geh.

Erster Band: **Wirbelthiere**, besteht aus folgenden drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:

I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847—48. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. **Die Fische der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dritter Band: **Mollusken.** Erste Abtheilung: **Cephalopoden.** Erste Hälfte 1851. 2 Thlr.

Der zweite Band wird die **Gliederthiere** behandeln und erst nach Beendigung des dritten Bandes erscheinen.

18. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Siebenter Band, zweite Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis siebente Band enthalten: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli. VII. 2. Der Königsleutenant.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

19. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** rc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste Lieferung und folgende. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste Lieferung (A — Bericht) ist bereits erschienen.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr. auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

20. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** Dritter Band. 8. Geh.

Der erste Band (1846) kostet 2 Thlr., der zweite Band (1849) 4 Thlr. 15 Ngr.

21. **Die Kurmark Brandenburg** im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Zweiter Band. 8. Geh.

Der erste Band (1851) kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruch des französischen Krieges im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. 8. 1847. 2 Thlr. 20 Ngr.

22. **Kützing (F. T.), Grundzüge der philosophischen Botanik.** Zweiter Band. 8. Geh.

Der erste Band (1851) kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Species Algarum. 8. 1849. 7 Thlr.
Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. 4. 1843. In Carton. 40 Thlr.

23. **Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Dritter bis sechster Theil. 12. Geh.

Der erste bis vierte Theil (1848—52) kosten zusammen 6 Thlr.

In demselben Verlage erschien:

Cramer (F. M. G.), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Zwei Bände. Mit den Beilagen: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken, und: Quedlinburgische Geschichten. 8. 1836. 3 Thlr.

24. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Neue Folge. Sechster Theil und folgende. 12. Geh.

Der Preis der ersten zwölf Theile dieser Sammlung ist von 23 Thlr. 24 Ngr. auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Der Neuen Folge erster bis sechster Theil (1848—52) kosten jeder 2 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien vom Mai 1851 bis October 1851.

IN WILHELM BRAUMÜLLER'S

Buchhandlung des k. k. Hofes und der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien ist zu haben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1852. Cart. 28 Ngr.

A. Schriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe:

Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. II. Band in drei Abtheilungen mit 76 theils farbig gedruckten Tafeln. Folio. 21 Thlr. 10 Ngr. (Der I. Band, 1850 erschienen, kostet mit 53 Tafeln geb. 20 Thlr.

Diesing, Car. Mauritius, Systema Helminthum. I. Band. 1850. 4 Thlr. II. Band. 1851. 2 Thlr. 20 Ngr.

Petzval, Dr. Jos., Integration der linearen Differentialgleichungen mit constanten und veränderlichen Coeffizienten. 1ste Lieferung. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe 1851. VI. 1stes Heft 20 Ngr. 2tes Heft 16 Ngr. 3tes Heft 20 Ngr. 4tes Heft 1 Thlr. 5tes Heft 28 Ngr. VII. Band 1. 1stes Heft 1 Thlr. 10 Ngr. 2tes Heft 1 Thlr. 15 Ngr. (Jahrgang 1849 kostet complet 3 Thlr.; 1850 6 Thlr. 15 Ngr.)

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) Aus den Denkschriften.

Brücke, Prof. Ernst, Untersuchungen über subjective Farben. 10 Ngr.

Jelinek, Dr. C., Ueber den täglichen Gang der vorzüglichsten meteorologischen Elemente aus den stündlichen Beobachtungen der Prager Sternwarte abgeleitet. 3 Thlr.

Molin, Dr. Rafaele, Sugli Stomachi degli Ucelli. Studi anatomico morfologisi corredata di quattro. Tavole morfologiche. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hyrtl, Prof. Dr. Jos., Das uropoetische System der Knochenfische. Mit 9 Tafeln Abbildungen. 1 Thlr. 20 Ngr.

Langer, Dr. Karl, Ueber den Bau und die Entwickelung der Milchdrüse bei beiden Geschlechtern. Mit 3 Tafeln. 24 Ngr.

Unger, Prof. Franz, Die fossile Flora von Sotzka. Mit 47 Tafeln. 16 Thlr. 20 Ngr.

Zippe, Prof. F. X. M., Uebersicht der Krystallgestalten des rhomboedrischen Kalk-Haloides. Mit 6 Tafeln. 2 Thlr. 20 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten:

Binder, Georg, Die Höhenverhältnisse Siebenbürgens. 15 Ngr.

Brauer, Entwickelungsgeschichte der Panorpa communis. 4 Ngr.

Brewster, Sir David, an W. Haidinger, über die Natur der Polarisationsbüschel. 2 Ngr.

Brittinger, Chr., Die Schmetterlinge des Kronlandes Oesterreich ob der Enns nebst Angabe der Zeit und des Ortes ihrer Erscheinung, ihrer Raupen und deren Nahrungspflanzen. 10 Ngr.

— — Libelluliden des Kaiserthums Oesterreich. 2 Ngr.

Engel, Prof. Dr. Jos., Das Wachsthumgesetz thierischer Zellen und Fasern und die Kernstellung derselben. 28 Ngr.

Ettinghausen, A. v., Ueber einige Eigenschaften der Flächen, welche zur Construction der imaginären Wurzeln der Gleichungen dienen. 2 Ngr.

Fitzinger, Leop., Ueber Avaren-Schädel. 4 Ngr.

Fritsch, Karl, Ueber die jährliche Vertheilung der Käfer. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

— — Resultate dreijähriger Beobachtungen über die jährliche Vertheilung der Papilioniden. 4 Ngr.

Fritsch, Karl, Meteorologische Tafeln für Prag. Berechnet nach den an der k. k. Universitäts-Sternwarte in den Jahren 1771 bis 1846 angestellten Beobachtungen. 4 Ngr.

— — Ueber die constanten Verhältnisse des Wasserstandes und der Beeisung der Moldau bei Prag, sowie die Ursachen von welchen dieselben abhängig sind, nach mehrjährigen Beobachtungen. 5 Ngr.

Frölich, Rud., Ueber einige Modificationen des Geruchsinnes. 4 Ngr.

Fuchs, Dr. W., Einige Bemerkungen über die Lagerungsverhältnisse der Venetianer Alpen. Mit 1 Tafel. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Gintl, Dr. Wilh., Der transportable Telegraph für Eisenbahnzüge. Mit 3 lithographirten Tafeln. 8 Ngr.

Groll, And., Photographie, oder Lichtbilder auf Glas. 2 Ngr.

Heckel, Jos., Bericht einer auf Kosten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften durch Oberösterreich nach Salzburg, München, Innsbruck, Botzen, Verona, Padua, Venedig und Triest unternommenen Reise. 8 Ngr.

Heufler, Ritter Ludw. v., Die Laubmoose von Tirol. 5 Ngr.

Hlasiwetz, Dr., Bemerkungen über die Rinde China nova. 4 Ngr.

Kenngott, Dr., Ueber eine eigenthümliche Erscheinungsweise der elliptischen Ringsysteme am zweiaxigen Glimmer. Mit 3 Tafeln. 8 Ngr.

— — Beiträge zur Bestimmung einiger Mineralien. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Kner, Prof. Dr. Rud., Ueber die Verschiedenheiten der Blinddärme bei Salomonen. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Kunzek, Prof. Dr., Uebersichten der Jahres- und Monatsmittel aus den während eines Zeitraums von 20 Jahren in Lemberg fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen. 4 Ngr.

— — Bericht über das von der k. Akademie beschlossene meteorologische Unternehmen. 4 Ngr.

Langer, Dr. C., Ueber das capillare Blutgefäßsystem der Cephalopoden. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.

Lichtenfels, Rud., Ueber das Verhalten des Tastsinnes bei Narkosen der Centralorgane, geprüft nach der Weber'schen Methode. 4 Ngr.

Militzer, Tafeln zur Reduction gemessener Gasvolumina auf die Temperatur 0° und den Luftdruck 760mm. 4 Ngr.

Molin, Dr. Rafael, Sullo schelletro dell' Acipenser Ruthenus. Monografia con 1 Tab. 7½ Ngr.
— — Sulla callosità faringea dei Ciprini. 2 Ngr.
Natterer, Dr. Joh., Gasverdichtungsversuche. 1stes Heft. 2 Ngr.
— — Dasselbe. 2tes Heft. Mit 1 Tafel. 7½ Ngr.
Pohl, J. J., Physikalisch-chemische Notizen. 8 Ngr.
— — Beitrag zur Statistik des Studiums der Chemie am k. k. polytechnischen Institute zu Wien. Mit 2 Tafeln. 5 Ngr.
Pucher, J., Die transportabeln Lichtbilder auf Glas. 4 Ngr.
Reissek, Siegfr., Ueber künstliche Zellenbildung in gekochten Kartoffeln. Mit 1 lithographirten Tafel. 5 Ngr.
Rochleder, Prof., Untersuchung der Wurzel der Rubia Tinctorum. 4 Ngr.
Schabus, J., Ueber die Krystallformen des zweifach chromsauren und des pikriusalpetersauren Kali. 4 Ngr.
— — Ueber die Krystallformen des Zinnobers. 7½ Ngr.
Scheffer, J., Verzeichniß der größtentheils in der Wiener Gegend vorkommenden Adlerflügler. 4 Ngr.
Schneider, Dr. Fr., Ueber ein neues Verfahren bei der Ausscheidung des Arsens aus organischen Substanzen. 2 Ngr.
Simony, Friedr., Die Seen des Salzkammerguts. 7½ Ngr.
Stampfer, Prof. Sim. v., Commissionsbericht betreffend die Einführung genauer Alkoholometer (Branntwein- und Weingeist-Waagen.) 4 Ngr.
— — Die totale Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851. Mit 1 Tafel und 1 Karte. 10 Ngr.
Türck, Dr. Ludw., Ueber secundäre Erkrankung einzelner Rückenmarksstränge und ihrer Fortsetzungen zum Gehirne. Mit 1 lithographirten Tafel. 7½ Ngr.
— — Ergebnisse physiologischer Untersuchungen über die einzelnen Stränge des Rückenmarkes. 4 Ngr.
Wedl, Dr. Karl, Ueber die traubenförmigen Gallendrüsen. Mit 1 Tafel. 7½ Ngr.
Weiße, Mor., Uebersicht der im Jahre 1850 an der k. k. Sternwarte in Krakau angestellten meteorologischen Beobachtungen. 4 Ngr.

B. Schriften der historisch-philosophischen Classe:

Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. II. 1. 2. Abtheilung mit 6 Tafeln und 3 Karten 10 Thlr. (I. Band 1850 kostet geb. 13 Thlr. 10 Ngr.)

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 1851. I. Band. 1.—4. Heft. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fassel, Hirsch B. **משפטי אל** **Das mosaisch-rabbinische Civilrecht,** bearbeitet nach Anordnung und Eintheilung der neueren Gesetzbücher und erläutert mit Angabe der Quellen. I. Band. I. Theil. 20 Ngr.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. II. Abtheilung. Diplomataria et acta. IV. Band. Enthaltend: **Codex traditionum ecclesiae collegiatae Claustroneoburgensis,** continens donationes, fundationes commutationesque hanc ecclesiam attinentes ab anno Domini MCVIII usque circiter MCCLX. Adjectis annotationibus et indice a Maximiliano Fischer. C. R. L. et ibidem Archivario. 1 Thlr. 6 Ngr.

Notizenblatt. Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 1851. Nr. 1—24. Complet 2 Thlr.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe 1851. VI. Band. 1stes Heft 16 Ngr. 2tes und 3tes Heft 15 Ngr. 4tes und 5tes Heft 1 Thlr. 6 Ngr. VII. Band. 1stes Heft 20 Ngr. 2tes Heft 1 Thlr. 10 Ngr. (Jahrgang 1849 complet 3 Thlr. 10 Ngr.; 1850 4 Thlr. 13 Ngr.)

Simony, Fried., Die Alterthümer vom Hallstätter Salzberg und dessen Umgebung. 7 colorirte Tafeln. Querfolio. 1 Thlr. 10 Ngr. (Gehört zum Jahrgang 1850 der Sitzungsberichte.)

Arneth, Jos., Archäologische Analekten zum VI. Bande der Sitzungsberichte. 20 Tafeln. Querfolio. 4 Thlr. 10 Ngr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

Chmel, Joseph, Zur Kritik der österreichischen Geschichte. 28 Ngr.
— — Beiträge zur Beleuchtung der kirchlichen Zustände Oesterreichs im 15. Jahrhundert. 1 Thlr. 25 Ngr.
Hügel, Freih. Karl von, Das Kabul-Becken und die Gebirge zwischen dem Hindu Kosch und Sutlej. Mit 3 Erklärungskarten. 2 Thlr.
Seidl, Joh. Gabr., Ueber des Titus Calpurnius „Delos". Ein philologisch-numismatischer Excurs. 8 Ngr.
Wolf, Ferd., Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf der Universitäts-Bibliothek in Prag. Nebst einem Anhang über die für die beiden ältesten geltenden Ausgaben des Cancionero de romances. 4. Cart. 2 Thlr.
Zappert, Georg, Virgils Fortleben im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der classischen Literatur. 1 Thlr. 6 Ngr.

b) Aus dem „Archiv für österreichische Geschichtsquellen und aus den Sitzungsberichten:

Arneth, Jos., Archaeologische Analekten. 20 Tafeln mit Text. Querfolio. 6 Thlr. 20 Ngr.
— — Archaeologische Analekten aus dem Junihefte des Sitzungsberichts 1851. 4 Ngr.
— — Archaeologische Analekten aus dem Juliheft der Sitzungsberichte 1851. Mit 5 Tafeln. 15 Ngr.
— — Beschreibung der Thurmglocken zu St. Florian. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.
Lauriani, Trebon, Die Eintheilung des alten Daciens. 2 Ngr.
Bergmann, Jos., Ueber die Münzen Graubündens. 10 Ngr.
Chmel, Jos., Habsburgische Excurse. I. 8½ Ngr. II. 8 Ngr.
— — Bericht über eine in den Monaten April, Mai, Juni und Juli des Jahrs 1850 unternommene Reise. I. 15 Ngr. II. 18 Ngr. III. 8 Ngr.

Chmel, Jos., Aeltestes Urbarium der Abtei Seitenstätten aus der Zeit des Abtes Conrad V. von 1290—1308. 4 Ngr.
— — Zur Geschichte Friedrich des Schönen. 8 Ngr.
— — Kaiser Ferdinand I. Antwort auf einen Rathschlag, den ihm die oberösterreichische Regierung zu Innsbruck vorgelegt hatte, 29. Jänner 1562. 8 Ngr.
— — Urkundliches zur Geschichte Kaiser Friedrich IV. 15 Ngr.
— — Das Formelbuch Kaiser Albrecht I. aus der im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archiv aufbewahrten Handschrift. 16 Ngr.
— — Actenstücke zur Geschichte des österreichischen römisch-katholischen Kirchenwesens unter Kaiser Leopold II. 1790. 28 Ngr.
Feuchtersleben, Freih. v., Ein Naturprincip für die Staatswirthschaft. 3 Ngr.
Goldenthal, Prof. Dr., Rieti und Marini, oder Dante und Ovid in hebräischer Umkleidung. 5 Ngr.
Grauert, Prof. W. H., Die Thronentsagung des Königs Johann Casimir von Polen und die Wahl seines Nachfolgers. 10 Ngr.
Hahn, Dr. J. G., Bemerkungen über das albanesische Alphabet. 8 Ngr.
Jäger, Prof. Alb., Ueber die den Cardinal und Bischof von Brixen Nikolaus von Cusa betreffenden Geschichtsquellen in den Tyroler Archiven. 4 Ngr.
Karajan, Th. G. v., Ueber zwei Gedichte Walther's von der Vogelweide. Ein akademischer Vortrag. 5 Ngr.
— — Bericht des Referenten der Commission für die Herausgabe der Acta conciliorum saec. XV. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
Klemm, D. G., Grundideen zu einer allgemeinen Culturwissenschaft. 4 Ngr.
Koch, Math., Kritische Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tyrols. 7 Ngr.
Koch-Sternfeld, Ritter J. E. v., Ueber das wahre Zeitalter des heiligen Rupert, des Apostels der Bojoarier und Gründers des Erzstiftes von Salzburg. Nach Quellen, Forschungen und Vorarbeiten und mit Prüfung der von Herrn Prof. M. Filz über den heiligen Rupert herausgegebenen Abhandlungen von 1831 und 1843. Mit einem Anhang. 16 Ngr.
Kopp, Prof. J. E., Zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. Zweites Bändchen. 1 Thlr. 6 Ngr.
Kremer, Alfr., Schreiben an die kaiserliche Akademie aus Cairo 25. März 1851. 5 Ngr.
— — Des Scheichs Abd-ol-Ghanyen-Nabolsis Reisen im wüsten Arabien. 7 Ngr.
— — Ueber zwei arabisch-geographische Werke. Notizen gesammelt auf einem Ausfluge nach Palmyra. Mit 1 Tafel. 10 Ngr.
Mayer, Theod., Dreizehn Urkunden über die Verpfändung von St.-Pölten und Mautern an den König Matthias Corvinus 1481 nebst einigen andern Beiträgen zur Geschichte der Stadt St.-Pölten. 4 Ngr.
Mayer, Theod., Specilegium und Urkunden aus der Zeit der österreichischen Babenberger Fürsten. Mit 1 lithographirten Tafel. $17\frac{1}{2}$ Ngr.
Müller, Jos., Urkundliche Beiträge zur Geschichte des sinkenden Romäerreiches. 5 Ngr.
Sacken, Dr. Freiherr Edler v., Bericht über die Gräber bei Bruck an der Leitha. Mit 1 lithographirten Tafel. 15 Ngr.
Seidl, Prof. Joh. Gabr., Beiträge zu einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie. 1stes Heft 8 Ngr. 2tes Heft 10 Ngr.
Tafel, G. L. F., und **Thomas**, G. M., Griechische Original-Urkunden zur Geschichte des Freistaates Ragusa. Mit 2 Tafeln. 12 Ngr.
— — Friedens- und Handelsvertrag des griechischen Kaisers Michael Palaeologus mit der Republik Venedig vom Jahre 1265. Probe einer Ausgabe der Fontes rerum Venetarum. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
Tangl, Dr. Karl, Die Grafen, Markgrafen und Herzoge aus dem Hause Eppenstein. 2te Abtheilung. 15 Ngr.
Wolf, Dr. Adam, Reformationsgeschichte von Eger. 2tes Heft. 8 Ngr.
Zappert, Georg, Ueber Antiquitäten-Funde im Mittelalter. 10 Ngr.

Ferner ist in demselben Verlage erschienen:

Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae palatinae vindobonensis, Pars III. Codices Hebraici digessit Jacobus Goldenthal: Die neuerworbenen handschriftlichen Werke der k. k. Hofbibliothek zu Wien, beschrieben sammt Ergänzungen zum Krafft'schen Catalog von Dr. J. Goldenthal, Prof. der orientalischen Sprachen etc. etc. 4. 2 Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang.
1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Mai. Nr. 18—22.

Inhalt. Eine zweite Epistel über die Kartoffelkrankheit. (Beschluß.) — Ein Feind der Obstbaumschulen. — Noch ein Beitrag zur Beantwortung der Anfrage in Nr. 16 d. Bl., die Vertreibung der Maulwürfe betreffend. — Anfrage, die Bestreuung des Winterkorns mit Kalk als Mittel gegen die Landschnecke betreffend. — Ueber die Ernte des Jahres 1851, namentlich in der presburger, pesther Gespanschaft und im Banat. — Aus Ostfriesland. — Etwas über Drainage. — Wie behandelt man Obstbäume auf Standorten, die ihnen nicht günstig sind? — Beantwortung der in Nr. 23 d. Bl. f. 1851 gestellten Anfrage, die Vertilgung des Schöllkrautes betreffend. — Beschreibung des Exterieurs und des Skelets des Pferdes. — Die Wolle in der Industrieausstellung zu London. — Verhandlungen der sächsischen Weinbaugesellschaft. — Die Hensman'sche Handdreschmaschine und die Drainröhrenpresse aus der Hamm'schen Fabrik landwirthschaftlicher Geräthe. — Die Bonihr'schen landwirthschaftlichen Maschinen. — Die Quelle der Kartoffelfäule. — Beantwortung der Anfrage in Nr. 17 d. Bl., die Benutzung eines nassen Ackers betreffend. — Anfrage, die sibirische Rübe betreffend. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 18—22.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 26. —— 26. Juni 1852.

Inhalt.

Die Denkwürdigkeiten Arthur Görgei's.

Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849. Von Arthur Görgei. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 6 Thlr.

Erster Artikel.

Arthur Görgei, die zweitwichtigste Person des großartigen ungarischen Revolutionsdramas der Neuzeit, in dessen Schlußact er sogar die erste Rolle übernimmt und selbst L. Kossuth an historischer Bedeutsamkeit überragt, hat endlich das tiefe Schweigen gebrochen das er seit der világoser Katastrophe allen Anklagen und Angriffen und den verschiedenartigsten Beurtheilungen seines Charakters und Wirkens gegenüber beobachtete. Er gibt uns im Vorliegenden eine ausführliche Darstellung seines kaum zwölfmonatlichen, aber thatenreichen und folgenschweren öffentlichen Lebens, von dem Momente an wo auf Graf L. Batthyány's patriotischen Angstruf: „Das Vaterland ist in Gefahr" der vormalige k. k. Lieutenant wieder zur Waffe greift und als Hauptmann unter die Honvéd tritt, bis zu dem entscheidenden Augenblick wo er, zum Obercommandanten des gesammten Revolutionsheers und zum Dictator Ungarns ernannt, diese zweifache unumschränkte Macht dazu benutzt um durch seine unbedingte Waffenstreckung das rasche Ende der Revolution herbeizuführen und seine öffentliche Wirksamkeit vielleicht auf immer mit einem europäisch-wichtigen welthistorischen Act zu beschließen. Das Buch wurde nicht nur in Ungarn, sondern von Allen die sich für die ungarische Revolution und überhaupt für die Zeitgeschichte irgendwie interessiren, seit langem mit lebhaftester Spannung erwartet, und dürfte dessen endliches Erscheinen allgemein um so freudiger begrüßt werden als man ob des langen Ausbleibens dieser ungeduldig erwarteten Memoiren bereits zu befürchten anfing: ob nicht persönliche Beweggründe oder seine Quasihaft — der Verfasser lebt in Klagenfurt unter östreichischem Gewahrsam — ihn für immer oder doch auf sehr lange Zeit hinaus zum Stillschweigen verdammen würden.

Wir besitzen bereits eine nicht geringe Anzahl größerer und kleinerer Schriften über Görgei; abgesehen davon daß von General Klapka bis zur Baronin Beck herab alle historischen oder memoirenartigen Werke, die bisher über die ungarische Revolution veröffentlicht worden, sich unausweichlich auch mit der Darstellung seines Wirkens und der Beurtheilung seines Charakters befassen mußten, da jenes Wirken den Kern der ungarischen Revolutionsgeschichte, namentlich in deren zweiter Hälfte, bildet, und in der richtigen Würdigung jenes Charakters der eigentliche Schlüssel zum Verständniß dieser Geschichte liegt. All diese Enthüllungen und Aufschlüsse — wie authentisch, inhaltsreich und werthvoll auch manche derselben sind — haben jedoch bisher nur in sehr geringem Maße das Dunkel gelichtet das die innere Geschichte der ungarischen Revolution, namentlich von dem epochemachenden 14. April an, und das Wollen und Wirken eines ihrer Hauptträger, Arthur Görgei's, umhüllt. Bei der kalten Zurückhaltung und schweigsamen Verschlossenheit, die einen hervorragenden Zug im Charakterbilde dieses merkwürdigen Mannes bildet, bei dem Umstande daß seine intimsten Freunde und theilweise Gesinnungsgenossen, denen gegenüber er vielleicht etwas mittheilsamer war, wie z. B. Pöltenberg und Damjanics, unmittelbar nach der világoser Katastrophe unterm Henkerbeil endeten und zu historischen Bekenntnissen keine Zeit behielten, während Andere denen zufolge ihrer Stellung wol ein tieferer Einblick in die Plane, An- und Absicht des Obercommandanten gestattet war — wie namentlich Oberst Bayer, Chef des Görgei'schen Generalstabs — sich noch in der Gewalt der Oestreicher befinden und dadurch wenigstens an offener Darlegung ihrer Erfahrungen gehindert sind: konnten erschöpfende und genügende Aufschlüsse über jene dunkele Partie der ungarischen Revolutionsgeschichte nur von jenem Manne erwartet werden der diese Geschichte großentheils selbst gemacht und daher vorzüglich oder fast ausschließlich im Stande war das innere Getriebe derselben zu enthüllen.

Ludwig Kossuth und Arthur Görgei: um diese zwei Namen dreht sich die ganze Geschichte der ungarischen

Revolution. Nicht blos weil Jener sie begann und Dieser sie beschloß, weil Jener die Kampfmittel so wunderbar schuf als Dieser sie glänzend benutzte, weil Jener das Volk zu den Waffen rief und Dieser es zum Siege führte, nicht blos weil Kossuth die höchste Civilgewalt und Görgei die höchste Militairgewalt in dem nationalen Aufstande übte, sondern hauptsächlich darum: weil diese beiden Individualitäten die vollendetsten Repräsentanten jener zwei schrofffst entgegengesetzten Elemente sind die während der ganzen Dauer der Revolution einander die Leitung derselben streitig machten, sich selten und auch dann nur vorübergehend zum Zusammenwirken einigten, sondern abwechselnd, bald das eine bald das andere, vorherrschend und richtungbestimmend wirkten. Und diese zwei Elemente bilden einen so diametralen Gegensatz zueinander, daß es keineswegs befremden kann daß dieselben sich nie vollständig einigen konnten und am Ende in offenen Zwiespalt gerathen, sondern wir uns vielmehr darüber wundern müssen: daß Kossuth und Görgei, die Träger dieser beiden Gegensätze, sich zu einem gemeinsamen Zwecke verbinden und, wenn auch allerdings ohne „herzliches Einverständniß", wenigstens scheinbar und öffentlich zusammenwirken konnten.

Ein kurzes, vor der schwechater Schlacht im nikelsdorfer Hauptquartier zwischen Kossuth und Görgei stattgehabtes Gespräch, das uns Letzterer mittheilt, legt diesen Gegensatz anschaulicher dar als wir es mit ausführlichen Schilderungen zu thun vermöchten. Kossuth ist in den letzten Octobertagen 1848 persönlich im Móga'schen Hauptquartier eingetroffen, um der bisherigen Unentschiedenheit: ob man Jellachich auch auf östreichischem Gebiet verfolgen und die Leitha je oder nicht überschreiten solle? ein rasches Ende zu machen und die ungarische Armee den bedrängten Wienern zu Hülfe zu führen. Görgei erklärt sich in dem dieserwegen abgehaltenen Kriegsrathe gegen Kossuth's Antrag, und zwar mit Beiseitelassung der politischen Seite der Frage blos vom militairischen Gesichtspunkte aus, weil er die junge ungeübte Armee, deren größere Hälfte noch dazu aus unzuverlässigen feuerscheuen Nationalgarden besteht, dem offensiven Auftreten gegen die bereits vereinigte Jellachich-Windischgrätz'sche Armee nicht gewachsen glaubt.

Kossuth — fährt Görgei in seiner Erzählung fort — schien durch meine Erklärung sichtlich verstimmt und stellte mir die Frage: Wie hoch ich die Begeisterung anschlage welche seine Anrede bei den Truppen hervorzurufen vermag?

„Im Lager und unmittelbar nach der Anrede sehr hoch, nach erlittenen Strapazen und angesichts des Feindes jedoch sehr gering", war meine Antwort.

„Also glauben Sie", fragte er gereizt entgegen, „daß wir von unserer Armee keinen Mann mehr zurückbringen werden?"

„Für die Rettung der Nationalgarden und Freiwilligen", erwiderte ich, „bürgt mir deren Leichtfüßigkeit; aber die wenigen guten Truppen über welche wir disponiren könnten dabei zugrundegehen, und mit ihnen das Material dessen wir zur Heranbildung einer brauchbaren Armee so dringend bedürfen." (I, 72—73.)

Diese fast allen Militairs die ihre Kriegsschule in einer regulairen Armee durchgemacht eigenthümliche Geringachtung aller moralischen Kampfeshebel und der undisciplinirten volksthümlichen Streitkräfte, eine Geringachtung zu der Görgei noch außerdem durch sein skeptisches, stets kaltberechnendes Genie prädestinirt war, wurde nur bestärkt und erhöht durch die unliebsamen Erfahrungen welche er betreffs der Verwendbarkeit des Landsturms in den ersten Wochen seiner kriegerisch-revolutionnairen Wirksamkeit machte, die seine Voraussetzungen von der Unzulänglichkeit einer unregulairen der regulairen Streitkraft gegenüber mit der Unabweisbarkeit der vollendeten Thatsache zu bekräftigen und Kossuth's Zuversicht sehr arg Lügen zu strafen schienen. Görgei erzählt hierüber unter Anderm (I, 33—34):

Ich war als Commandant des südlichen Landsturms nie im Stande, auch nur annäherungsweise zu ermitteln: in welcher Stärke derselbe in einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Orte zu meiner Disposition stehen werde. Der Landsturm kam und der Landsturm ging, je nachdem er eben gestimmt war. Gewöhnlich kam er indessen wenn der Feind noch ferne stand; rückte dieser näher, so ging der Landsturm. Mit Einem Worte: er mied gern den Anblick des Feindes. Hatte er zufällig einmal trotz aller Vorsicht das Unglück dem Feinde so nahe zu kommen daß er dessen Schüsse vernahm, dann schrie er „Verrath" und lief was er laufen konnte. Die höchste physische Ermattung war bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich das einzige Mittel, die Landstürmler zum Stehen, d. h. eigentlich zum Liegenbleiben, zu bringen.

Diese guten Leute waren zumeist mit Sensen bewaffnet; sehr wenige unter ihnen mit alten verrosteten Flinten, bei welchen das „Losgehen" fast ebenso selten vorkam wie bei den Sensen.

Eine besondere Vorliebe hatten die Landstürmler für Kanonen. Diesen zogen sie mit Begeisterung, selbst unaufgefodert nach. Ihre erste Frage an Denjenigen der sich ihnen als Führer vorstellte war stets: ob er auch Kanonen habe? Bejahete er diese, so rüsteten sie sich mit Freuden zum Ausmarsche, wo nicht, so konnte er kaum auf einen bedeutenden Anhang rechnen. Deshalb bedienten sich die Führer häufig der List, zu versichern daß sie ihre Kanonen schon voraus gegen den Feind geschickt hätten. So plump diese List auch war, sie reichte dennoch zuweilen hin, um die Landstürmler einige Tage hindurch auf den Beinen zu erhalten.

Die Anhänglichkeit des Landsturms an das grobe Geschütz (natürlich das freundliche) war übrigens im ersten Augenblicke der Feindesgefahr wie abgeschnitten. Unter hundert Fällen konnte man neunundneunzig mal sicher darauf rechnen daß von einer ernsten Landsturmsexpedition mit Artillerie in der kürzesten Zeit alle Landstürmler etwas erschöpft zwar, aber sonst wohlerhalten, jedoch ohne Kanonen zurückkehren würden.

Diese Schilderung vom Charakter und Betragen der „Landstürmler" mag an sich allerdings nicht ganz unrichtig sein; wiewol es unleugbar daß die Farben etwas zu grell aufgetragen und der Verfasser namentlich seinem Hang zur Satire hier wie an manchen andern Stellen seines Buchs mehr nachgegeben als der historischen Wahrheit zuträglich war. Aber selbst zugegeben daß in der Epoche von welcher Görgei hier spricht, d. i. beim Beginne des Kampfes im Sommer 1848, die Nationalgarde wirklich so unzuverlässig und ihr Betragen so tadelnswerth war als es hier geschildert wird, so blieb immer noch die Frage zu erledigen: ob dies im Wesen des Nationalgardeninstituts, im Charakter des ungarischen Landsturms selbst gelegen und daher gewissermaßen

nicht zu beseitigen, oder ob es nur eine Folge des „Lampenfiebers“ oder der Pulverscheu des Anfängers war, die natürlich mit der Zeit von selbst schwinden mußte? Wie diese wichtige Frage beantwortet werde, hing eben von der Individualität des Antwortgebenden ab. Wer wie Görgei von vornherein den moralischen Kampfeshebeln, dem Patriotismus wie der nationalen und freiheitlichen Begeisterung sehr geringes Gewicht beilegte und auf die volksthümliche Erhebung und Streitkraft wenig vertraute, der mußte in jenem anfänglichen Betragen der Nationalgarde nur eine Bestätigung seiner vorgefaßten Meinung sehen und die obige Frage im erstern ungünstigen Sinne beantworten. Wer hingegen wie Kossuth volles Vertrauen in „sein Volk“ setzte und die feste Ueberzeugung hegte daß der lange Friede die freiheitliche Begeisterung und die todesverachtende Tapferkeit der ungarischen Nation höchstens eingeschläfert, aber nicht getilgt habe, der konnte jene anfänglichen Symptome nur als vorübergehende Uebel betrachten, die der Kampf selbst heilen, die jeder neue Tag und jedes neue Gefecht immer mehr schwächen und endlich ganz beseitigen werde. Die Folge rechtfertigte oder widerlegte gewissermaßen beide Ansichten, d. h. sie zeigte daß auch hier die Wahrheit nicht in den Extremen, sondern in der rechten Mitte liegt. Die Landstürmler, welche Görgei schon im August als durchaus unverwendbar bezeichnet, trugen allerdings am letzten October viel zu dem unglücklichen Ausgang der schwechater Schlacht bei, und auch Kossuth, der Augenzeuge ihres schmählichen Ausreißens gewesen, mußte dann in ihre Heimsendung willigen; aber jener Theil der von Görgei so geringgeachteten Landstürmler der im Lager zurückblieb und in die Honvédbataillone überging, bezwang bald seine anfängliche Feuerscheu und bildete später einen Hauptbestandtheil jener Armee die im Aprilfeldzuge eben unter Görgei's Führung von Sieg zu Sieg flog.

Wir verweilten etwas länger bei diesem Punkte und citirten geflissentlich Görgei's eigene Worte über die volksthümlichen Streitkräfte der Revolution, weil uns seine diesfällige Ansicht am besten seine unrevolutionnaire, wir möchten fast sagen antirevolutionnaire Gesinnung und den Gegensatz in welchen er hierdurch schon im Sommer 1848 zu Kossuth, der Verkörperung der Revolution, trat, zur Anschauung bringt. Kossuth hofft und vertraut; Görgei fürchtet und mistraut. Jener fühlt und empfindet; Dieser wägt und rechnet. Ersterer folgt dem Drange seines warmen Herzens; Letzterer anerkennt nur die Aussprüche des kaltberechnenden Verstandes. Kossuth beachtet nur die Gerechtigkeit seiner Sache und die moralische Schwäche des Feindes; Görgei nur die materielle Uebermacht des Letztern und die augenblickliche Kampfunfähigkeit der Nation. Bei so grundverschiedenen Ansichten konnten Kossuth und Görgei sich unmöglich im Urtheil über die nationale Erhebung, unmöglich über die Wahl der Mittel, unmöglich über das anzustrebende Ziel vollkommen verständigen und einigen. Vielmehr konnte jede durch die augenblickliche Nothwendigkeit etwa herbeigeführte Verständigung nur eine scheinbare und deshalb vorübergehende sein, bei deren nothgedrungenem baldigen Aufhören nur die innere Spaltung desto schroffer hervortreten mußte.

Und doch war es eben die unmittelbare Protection Kossuth's durch die der vormalige k. k. Lieutenant im Laufe weniger Wochen bis zur Generalswürde emporstieg! Und doch legte Kossuth später, wenn auch da nicht mehr so willig als früher, sondern mehr auf Nöthigung mannichfacher Verhältnisse die höchste militairische Doppelmacht: das Kriegsportefeuille und den Obercommandostab, in die Hand dieses Antipoden, der zu ihm vom Anfang an einen so offenbaren und fast unausgleichbaren Gegensatz gebildet! Und doch standen diese beiden Männer ein ganzes Jahr hindurch scheinbar vereint an der Spitze der nationalen Erhebung, und wiewol mit hinlänglicher Macht und Geltung zum offenen Auftreten gegeneinander ausgerüstet, wagte doch weder Kossuth noch Görgei diesen offenen Schritt, und Beide zogen es vielmehr vor, bis zu Ende der Revolution zu ihrem eigenen wie zum Verderben der von ihnen vertretenen Sache sich in diese peinliche Stellung zu fügen und ein Einverständniß und Zusammenwirken zu heucheln das von vornherein unmöglich war.

Wie dies kam? welche Motive hier beiderseitig thätig waren? werden wir natürlich mit historischer Richtigkeit erst dann beantworten können, wenn uns das zur Ergänzung der Görgei'schen Memoiren fast unentbehrliche Seitenstück vorliegen, d. h. wenn auch Kossuth seine Memoiren veröffentlicht und an die Stelle der allgemeinen Declamationen, auf die er sich bisher beschränkte, einen ausführlichen Bericht über die zweite Epoche der Revolution und namentlich über sein Verhältniß zu Görgei gegeben haben wird. Letzterer bestrebt sich seinerseits in dem vorliegenden Werke dieses Räthsel nach Möglichkeit zu lösen und sein eigenes wie das Verhalten seines Gegners zu erklären. Natürlich kann bei dieser Erklärung die Einseitigkeit kaum ausbleiben, da, abgesehen von den etwaigen absichtlichen, die unabsichtlichen Täuschungen namentlich bei den nur auf Vermuthung basirten geheimen Beweggründen, die er seinem Gegner stets unterschiebt, kaum zu vermeiden waren. Eine kritische Prüfung der vorliegenden Arbeit, um die strenge historische Wahrheit zu ermitteln, wäre daher wie gesagt erst dann möglich, wenn ein gleich ausführlicher Bericht auch von entgegengesetzter Seite, von Kossuth, vorläge; und wir müssen deshalb uns für jetzt nur auf die einfache Berichterstattung und einige beiläufige Bemerkungen beschränken die sich aus dem Buche und den uns bekannten Verhältnissen selbst ergeben.

Der — so erklärt Görgei sein rasches Avancement — in jener Epoche ungewöhnliche Grad von Entschiedenheit welchen ich als Präses des über den Grafen Eugen Zichy abgehaltenen Standgerichts andentaggelegt; der klare bestimmte Tadel welchen ich über den mit dem Ban Jellachich geschlossenen Waffenstillstand unmittelbar nach dessen Abschluß unumwunden und noch dazu schriftlich ausgesprochen hatte; die Erfolge der ungarischen Waffen gegen das Roth'sche Corps, welche von meinen Freunden mehr Dem zugeschrieben wurden was ich gegen

den Willen Perczel's auf eigene Faust unternommen, als Dem was infolge seiner Befehle geschehen; dies Alles zusammengenommen mochte die Führer der ungarischen Bewegung auf mich aufmerksam und sie glauben gemacht haben: ich sei der Mann dem es gelingen dürfte, Entschiedenheit in die schwankenden Operationen der Móga'schen Armee zu bringen. (I, 52.)

Diese Armee welche dem Banus Jellachich nach seiner berühmten „Flankenbewegung" von Stuhlweißenburg gen Wien bis an die ungarischen Grenzen gefolgt war, stand seit mehr als 14 Tagen am Rubicon-Leitha, unschlüssig: ob sie den Feind auch auf östreichisches Gebiet verfolgen dürfe und solle. Der Reichstag und der jüngere Theil der Armee wünschte im ungarischen wie im Interesse der Wiener diese Grenzüberschreitung, während der Feldmarschall Móga, der mit seiner Vergangenheit noch nicht brechen und wiewol im Dienste der ungarischen Regierung stehend, doch nicht gegen die regulairen kaiserlichen Truppen und namentlich nicht auf östreichischem Gebiet kämpfen wollte, sie aus allen Kräften zu hintertreiben suchte. Der Oberst Görgei erhielt daher den Auftrag sich in das Móga'sche Lager zu begeben, sich scheinbar dem Commandanten zur Verfügung zu stellen, eigentlich aber denselben genau zu überwachen und seine etwaigen unpatriotischen Agitationen gegen die Grenzüberschreitung sofort der Regierung anzuzeigen. Görgei verlangte eine ausgedehntere Vollmacht, und zwar die Befugniß, nicht bei der bloßen Enthüllung wirklich vorhandener verrätherischer Absichten stehen zu bleiben, sondern gleichzeitig die Vereitelung derselben auf eigene Faust hin versuchen zu dürfen. Auch diese Foderung wurde vom Landesvertheidigungsausschuß bewilligt, und von Kossuth beantragt: ihm (Görgei) sogleich das Generalspatent auszufertigen und mitzugeben, damit er hierdurch präventiv ermächtigt sei, erfoderlichenfalls bei einer Absetzung Móga's sofort das Commando zu übernehmen. Diese Maßregel kam jedoch nicht zur Ausführung, und Görgei ging als Oberst ins Lager ab.

Aber anstatt Móga für die Grenzüberschreitung zu bestimmen, wurde er selbst gegen sie eingenommen; nicht durch die politischen Gründe des östreichisch-loyalen Obercommandanten, sondern aus militairischen Rücksichten, weil er bei näherer Anschauung die junge ungeübte Armee zum agressiven Auftreten zu schwach fand. Wir citirten schon früher die Ansicht die er hierüber gegen Kossuth geäußert. Des Letztern persönliche Anwesenheit und Agitation im Lager und der Reichstagsbeschluß vom 17. October verschafften jedoch den Grenzüberschreitungsgelüsten den Sieg, und Móga sowol als seine Untercommandanten mußten sich der höhern Autorität fügen. Die Folgen, d. h. der unglückliche Ausgang der schwechater Schlacht, sind bekannt. Görgei's Voraussagung betreffs der Unzuverlässigkeit des Landsturms hatte sich nur zu sehr bewährt, wiewol Kossuth und die allgemeine Meinung mit Recht das unglückliche Tagesergebniß nicht ausschließlich dem schlimmen Verhalten des Landsturms, sondern auch den schlechten, aus Unkenntniß oder Verrath hervorgegangenen Dispositionen Móga's zuschrieb. Dieser war jedenfalls fernerhin „unmöglich", und eine kleine Verwundung bot ihm die raschbenutzte Gelegenheit, seine Demission einzureichen, die ebenso rasch angenommen wurde. Aber ihn zu ersetzen war keine geringe Aufgabe. Dem vormals östreichischen Feldherrn traute man ebenso wenig als dem eben abgetretenen; die jüngern ungarischen höhern Offiziere wollten keiner die bedenkliche Aufgabe übernehmen. Kossuth bot endlich dem Oberst Görgei den Commandostab an, indem er ihn gleichzeitig zum General ernannte. Görgei nahm den Generalsrang wie den Commandostab unbedenklich an, da sein Selbstvertrauen und sein Ehrgeiz ihn die Schwierigkeiten der ihm hiermit zufallenden Aufgabe wenigstens zum Theil übersehen ließen.

Wie erwähnt wendete sich Kossuth mit seinem Anerbieten erst dann an Görgei, als alle andern Stabsoffiziere es zurückgewiesen hatten und kein anderer Ausweg mehr übrigblieb. Denn Kossuth hatte, namentlich durch die obcitirte Conferenz im nikolsdorfer Hauptquartier, bereits die Meinungsverschiedenheit erkannt die zwischen ihm und dem neuen Obercommandanten bestehe. Diese begann sich auch bald in wichtigen Thatsachen zu offenbaren. Görgei nahm vorallem eine strenge Ausmusterung seiner Truppen vor, wobei er die von Kossuth mit so großem Aufwand von Proclamationen und Reden „zusammendeclamirten" Volkskämpfer größtentheils entließ, indem er eine geringere, aber zuverlässige Streitkraft der größern, aber unzuverlässigen beiweitem vorzog, während Kossuth jene Unzuverlässigkeit der Landstürmler für vorübergehend hielt und durch Massenaufgebot wirken wollte. Noch bedeutsamer war die Meinungsverschiedenheit betreffs der nächsten Aufgabe der Hauptarmee. Kossuth wollte den ungünstigen Eindruck den die schwechater Niederlage auf das Volk gemacht durch die je längere Behauptung der gegenwärtigen Positionen längs der ungarisch-östreichischen Grenze womöglich paralysiren. Görgei hingegen fand diese Linie selbst für die Defensive zu ausgedehnt und gefährlich und wollte sich deshalb sofort ins Innere des Landes zurückziehen, wo man sich gesicherter und ungestörter mit der Reorganisirung der Armee befassen und für den nächsten Feldzug vorbereiten könnte.

Daß Kossuth trotz dieser immer schroffer hervortretenden Meinungsverschiedenheit den General Görgei doch auf dem hohen Posten beließ, haben wir schon früher mit der Nothwendigkeit und der Unmöglichkeit einen andern tüchtigen und zuverlässigen Commandanten zu finden motivirt. Daß Görgei nicht zurücktrat und gegen seine innere Ueberzeugung sechs Wochen lang an der Grenze stehen blieb, ist bei dem Ehrgeize und dem Thatendrang des jungen Generals, der die glänzende Carrière welche ihm die ungarische Revolution eröffnete sich nicht so leicht abschneiden mochte, wol begreiflich. Görgei selbst motivirt sein Bleiben mit dem Umstande: daß „die Hindernisse welche Haupt, Rumpf und Schweif des Landesvertheidigungscomité seinem aus klarer Ueberzeugung Dessen was Ungarn noththat hervorgegangenen Streben bereits damals entgegenthürmten, noch immer

nicht groß genug waren um ihn zu entmuthigen" (I, 114), was ungefähr soviel sagen will daß Görgei noch immer hoffte, es werde ihm im entscheidenden Momente möglich sein, seine eigene „bessere" Ansicht gegen die des Landesvertheidigungsausschusses zu realisiren. Wenn aber Görgei im vorliegenden Werke bei dieser Gelegenheit auch die Frage zu beantworten sucht: Warum er „nicht schon damals die Dictatur sich selbst zu vindiciren versucht"? so gibt er sich hierbei offenbar eine unnütze Mühe, indem die Frage von vornherein ganz haltlos und auf einer totalen Verkennung der damaligen Verhältnisse beruht. Wir wollen zugeben daß im Sommer 1849 Görgei, der sieggekrönte Führer des Aprilfeldzugs, der Eroberer Ofens, der die besten Truppen unter seinem Commando und außerdem als Kriegsminister einen ausgedehnten Wirkungskreis hatte, vielleicht, aber auch da nur vielleicht, im Stande gewesen wäre, den über Alles populairen Kossuth zu stürzen und sich der Dictatur zu bemächtigen; aber auf welche Mittel und auf welche Verdienste gestützt hätte er im Herbst 1848 einen solchen Schritt unternehmen und ausführen können; zu einer Zeit wo die Nation und selbst der größere Theil der Armee ihn noch kaum kannte, wo man seine Ernennung zum Commandanten der obern Armee einzig und allein der persönlichen Gunst Kossuth's zuschrieb und diese Ernennung nur deshalb guthieß, weil Kossuth sich am 9. November beim Reichstag öffentlich für die militairische Tüchtigkeit und patriotische Zuverlässigkeit seines rascherhobenen Schützlings verbürgte? Görgei hat also durchaus keinen Grund sich ein Verdienst daraus zu machen, und es als ein Ergebniß seiner Bescheidenheit und Selbstkenntniß zu bezeichnen, daß er „nicht schon damals die Dictatur sich zu vindiciren versucht"! Es wäre dies eine wahnsinnige Unternehmung gewesen, die nur seinen eigenen, aber nicht Kossuth's Sturz herbeigeführt hätte; und zu einem so gewagten Schritt war Görgei viel zu klug und praktisch.

Aber wenn er auch — aus Bescheidenheit wie er selbst sagt, aus Klugheit wie wir glauben — noch nicht den offenen Sturz Kossuth's anstrebte, so folgte er doch im entscheidenden Momente nicht Kossuth's, sondern seinen eigenen Ansichten, indem er, als Windischgrätz am 16. December 1848 seinen Einmarsch in Ungarn begann, den von ihm (Görgei) längst beantragten Rückzug thatsächlich ausführte und ohne ernstlichen Widerstandsversuch von Presburg bis Pesth retirirte. Kossuth selbst, der sich bisher mit der eitelen Hoffnung geschmeichelt hatte daß Windischgrätz den Feldzug erst im nächsten Frühling eröffnen werde, machte jetzt nur scheinbare Anstrengungen, Görgei in diesem retrogaden Marsch aufzuhalten, da er selbst einzusehen anfing daß der Kampf in diesem Augenblick ein ungleicher wäre und zum Nachtheil der ungarischen Sache ausfallen müßte. Görgei hatte also vollen Grund, sich des endlichen Triumphs seiner Ansicht zu freuen und auch mit dem Landesvertheidigungsausschuß zufrieden zu sein, der jetzt der „bessern" Erkenntniß huldigte, dem Rückzug kein Hinderniß mehr in den Weg legte und — trotz der Entmuthigung welche dies bei der Nation hervorbringen mußte — die politischen Motive den strategischen unterordnend selbst Pesth-Ofen räumte, um sich, wie dies Görgei ja längst verlangt, hinter die bergende Theiß zurückzuziehen. Welchen Anlaß konnte also Görgei finden, eben jetzt gegen den Landesvertheidigungsausschuß öffentlich aufzutreten und demselben wenigstens indirect den Gehorsam aufzukündigen?

Wir suchen in der sehr ausführlichen Darstellung die Görgei von der Geschichte dieser Tage gibt vergebens nach einem haltbaren Grund hierfür. Wir wollen zugeben daß das Betragen des Landesvertheidigungsausschusses kein heroisches war und seine Flucht von Pesth-Ofen mit seiner frühern Aeußerung: sich lieber unter den Ruinen der Hauptstädte begraben als sie dem Feinde preisgeben zu wollen, nicht eben harmonirte. Aber war es nicht eben Görgei und seine Armee gewesen die von Anfang an gegen diese patriotischen Declamationen protestirt hatten; und mußten sie nicht zufrieden sein daß Kossuth und der Landesvertheidigungsausschuß endlich der nüchternern Eingebung der kalt erwägenden Vernunft Gehör schenkten und den unpraktischen Entschluß aufgaben: die Armee in einem vorzeitigen ungleichen Kampf dem gewissen Verderben auszusetzen? Und konnte darob die Armee, durch deren Erbitterung gegen den Landesvertheidigungsausschuß Görgei zum offenen Auftreten genöthigt sein will, mit der Regierung unzufriedener werden als sie es etwa bisher gewesen?

Görgei muß es selbst einsehen daß auch der größte Aufwand scharfsinniger Sophismen unzureichend wäre, diese Argumentation annehmbar zu machen. Er sucht deshalb für die (angebliche) Erbitterung der Armee einen andern Grund, der in der politischen Richtung des Landesvertheidigungsausschusses gelegen haben soll. Aber hat denn der Landesvertheidigungsausschuß in diesen Tagen eine andere, d. h. eine weiter vorgeschrittene politische Richtung als bisher bekundet? Im Gegentheil! Die Friedensdeputation, welche am 1. Januar 1849 an Windischgrätz abgeschickt wurde, verrieth eher einen Rückschritt als einen Fortschritt und zeigte jedenfalls daß man sich noch auf legalem Boden befinde und nur für die Verfassung von 1848, aber nicht für die Unabhängigkeit Ungarns oder für die republikanische Regierungsform kämpfe. Welche nur irgendwie begründete Veranlassung hatte also Görgei und die Armee, die angeblich Beide nur für Ferdinand V. und für die Verfassung von 1848 kämpfen wollten, eben jetzt die Gleichgesinntheit, resp. die Loyalität des Landesvertheidigungsausschusses anzuzweifeln? Aber — so argumentirt Görgei — Kossuth hatte seine heroischen Versprechungen: sich unter den Ruinen Pesth-Ofens begraben zu wollen, nicht eingelöst, indem er nach Debreczin flüchtete; „der Held Kossuth sank dadurch zum Großsprecher herab, und in den Augen der monarchischgesinnten tapfern alten Truppen konnte der Großsprecher Kossuth nur ein Republikaner sein" (I, 148). Das mag ein recht hübscher Witz sein, der Görgei's Scharf-

sinn alle Ehre macht, aber es ist nichts weniger als ein historisches Argument. Abgesehen davon daß es nach all diesen mehr oder minder scharfsinnigen, aber ebenso unhaltbaren Argumentationen noch immer sehr auffällig bleibt daß Armee und Commandant ihrem Unwillen über den Landesvertheidigungsausschuß nicht sofort bei ihrem Eintreffen in Pesth Luft gemacht und ihre Loyalitätserklärung, in welcher sie sich für Kämpen Ferdinand's V. erklärten und dem Landesvertheidigungsausschuß gewissermaßen den Gehorsam aufkündigten, erst am 4. Januar in Waitzen, d. h. erst dann als sie sich bereits von den übrigen Armeecorps getrennt hatten, erließen.

Wie gesagt: Görgei's ausführliche Darstellung, für deren specielle, tiefereingehende Beurtheilung der Rahmen einer Recension viel zu enge, bietet also keinen einzigen haltbaren Grund für die Genesis der waitzener Proclamation (I, 149—154); wenn man nicht anders, wie dies vielfach geschah und geschieht, annehmen will daß bei dem damaligen mislichen Stand der ungarischen Angelegenheit der vorsorgliche General sich durch die Loyalitätserklärung und die Lossagung vom Landesvertheidigungsausschuß für den schlimmsten Fall den Rücken decken und wenigstens seine Haut sichern wollte.

Und diese unerklärte waitzener Proclamation war es eben welche den ersten offenen Riß zwischen Görgei und Kossuth herbeiführte und den Grund zu aller spätern so unheilvoll gewordenen Uneinigkeit und Zwietracht legte. Denn trotz der befriedigenden Weise in welcher Görgei sich der ihm nach der Räumung Budapesths zugetheilten Aufgabe: durch seinen Rückzug in die Bergstädte den Feind von der kürzesten Linie nach Debreczin abzulocken, entledigte und sich dann wieder dem Landesvertheidigungsausschuß scheinbar unbedingt zur Verfügung stellte: so konnte dieser doch kein volles Vertrauen mehr zu einem Manne fassen von dem er (in der waitzener Proclamation) offen der „politischen Umtriebe", der ungesetzlichen Bestrebungen angeklagt und des Vertrauens der Armee verlustig erklärt worden.

Die erste Folge dieses Mistrauens war die Uebertragung des Obercommandos an Dembinski, nachdem durch Görgei's glücklichen Karpatenzug und durch Klapka's Siege über Schlick Mitte Februar die Wiedervereinigung der bisher getrennten Corps zu einer Hauptarmee ermöglicht worden. Daß Görgei, der hierdurch seine bisherige Selbständigkeit einbüßte und einem andern Commandanten untergeordnet wurde, hiermit nicht zufrieden war, ist um so begreiflicher als er selbst auf die Obercommandantenwürde Anspruch machte. Ebenso unleugbar ist es daß Kossuth bei diesem wichtigen Schritte sich jedenfalls in der Person vergriff und die Wahl Dembinski's für diesen Posten vielleicht die unglücklichste war die er treffen konnte, da die unglücklichen Operationen mit welchen der greise Pole seine Obercommandantenlaufbahn eröffnete ebenso wenig als sein unliebenswürdiges Betragen geeignet waren, ihm das Vertrauen oder die Liebe der ungarischen Truppen zu erwerben. Görgei gesteht übrigens offen daß er mit der Ernennung Dembinski's von vornherein unzufrieden war; nur soll diese Unzufriedenheit aus reinpatriotischen Motiven entsprungen und bei der Armee noch in viel höherm Grade als bei ihrem Commandanten vorhanden gewesen sein.

Man kennt hinlänglich die Folgen dieser allgemeinen Unzufriedenheit, welche durch den relativ ungünstigen Ausgang der von Dembinski angeordneten und geleiteten kápolnaer Schlacht, und durch die unglücklichen Dispositionen welche er für den darauf folgenden Rückzug hinter die Theiß traf, in dem Maße gesteigert wurde daß Dembinski zum Rücktritt genöthigt war. Görgei gibt von den diesfallsigen Vorgängen eine sehr umständliche, an interessanten Details reiche Darstellung (I, 211—278), die im Wesentlichen mit dem officiellen Bericht übereinstimmt den Kossuth hierüber am 5. März im debrecziner Reichstag erstattete. Nur zeichnet sich Görgei's Darstellung namentlich durch einen hohen Grad persönlicher Gereiztheit und Animosität gegen Dembinski aus, den er unerbittlich mit seiner scharfen Satire geißelt und dem er nicht blos alles Feldherrntalent, sondern selbst den persönlichen Muth des simpeln Soldaten geradezu abspricht und ihn als einen „Prahlhans" bezeichnet, „der sich für einen rüstigen Schwimmer ausgegeben und der Todesangst vor dem Ertrinken anheimfällt, weil das Wasser in welches er sich gewagt hat ihm zufällig bis an den Hals reicht" (I, 223—226). Dembinski mußte zurücktreten und der Obercommandostab wurde dem Feldmarschallieutenant Vetter übertragen, der denselben aber bald krankheitshalber, wie es hieß, an Görgei als dem rangältesten General abgab. Der „allgemeine Unwille" war somit gehoben, das mehr oder minder offene Verlangen der Armee und ihres Commandanten vollkommen befriedigt und dadurch die Aussöhnung zwischen Letzterm und dem Landespräsidenten wieder angebahnt. Diese erfolgte denn auch in den ersten Märztagen, und zwar bei Gelegenheit der durch die Dembinski'sche Angelegenheit herbeigeführten persönlichen Anwesenheit Kossuth's im Hauptquartier zu Tisza-Füred. Görgei selbst berichtet später (II, 379) daß Kossuth ihm bei dieser Gelegenheit die Dictatur angeboten, d. h. ihn „aufgefodert habe es ihm unverholen zu sagen, wenn er die höchste Gewalt im Staate zu besitzen wünsche; er selbst (Kossuth) würde ihm dann eine Partei schaffen, und diese Partei werde ganz Ungarn sein". Aus welchen Gründen und in welcher Art der glänzende Antrag abgelehnt wurde, erfahren wir nicht. Und doch wäre dies sehr interessant gewesen, da die Ablehnung jedenfalls auffällig, nachdem Görgei schon im November 1848 „die lebendige Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Dictatur" gehegt, schon damals „so klar den innern Beruf gefühlt, in das Schicksal seines Vaterlandes selbst mit despotischer Gewalt einzugreifen", und schon damals erkannt hatte „daß Kossuth ein ebenso unglücklicher Dictator sein würde als er ein glücklicher Agitator gewesen" (I, 116); der Grund aber welcher ihn damals (in Presburg) vom Ergreifen der Dictatur abgehalten, nämlich sein Mangel an administrativer und politischer Kenntniß

jetzt nicht mehr anwendbar war, wo Kossuth selbst ihm die Dictatur anbot und sich mit all seinem administrativen und politischen Wissen dem neuen Dictator zugebotestellen wollte. Ob Görgei auch seine anderweitigen Fähigkeiten zum Dictator bezweifelt, ob er gefürchtet daß Kossuth hinterher das edelmüthige, uneigennützige Anerbieten bereuen und gegen ihn intriguiren, oder daß die Dictatur „von Kossuth's Gnaden" nur eine Scheinmacht sein werde, wir wissen es nicht, da Görgei uns hierüber den Aufschluß schuldig bleibt. Indeß führte wie erwähnt diese persönliche Besprechung eine neue Annäherung zwischen dem Landespräsidenten und dem Armeecommandanten herbei. Das „herzliche Einverständniß" erhielt eine neue Besiegelung durch den Gegenbesuch welchen Letzterer bald darauf Ersterm in Debreczin machte, und bei welcher Gelegenheit Kossuth dem General eigenhändig den Militairverdienstorden an die Brust heftete. Kossuth und das Land konnten sich zu dieser Aussöhnung nur Glück wünschen. Denn Görgei zeigte sich des in sein Feldherrntalent gesetzten Vertrauens vollkommen würdig. Der Frühlingsfeldzug, der unter seiner obercommandantlichen Leitung ausgeführt wurde, wird stets zu den glorreichsten Erinnerungen der ungarischen Nation zählen und eines der erhebendsten Blätter in der gesammten Kriegsgeschichte der Neuzeit bilden.

Der Leser möge es uns nicht anrechnen, wenn wir über diesen glorreichen Frühlingsfeldzug, der unstreitig den glänzendsten Lichtpunkt in Görgei's öffentlicher Laufbahn bildet, so flüchtig hinwegeilen und überhaupt die Kriegsereignisse nur vorbeigehend erwähnen. Wir verfahren hierbei unserer Recensentenpflicht getreu ganz im Geiste des Buchs über das wir berichten. Denn Görgei's Memoiren sind — wiewol der Verfasser ein Jahr als Militairchef und nur einen Tag als Civilchef wirkte — mehr politischer als militairischer Natur. Wir wollen dies keineswegs tadelnd bemerkt haben. Der Militair vom Stande würde denselben vielleicht die Ausführlichkeit und fachgemäße Genauigkeit gewünscht haben welche des wackern Klapka „Memoiren" (Leipzig 1850) und dessen „Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen" (2 Bde., Leipzig 1851) so belehrend und werthvoll machen; das große Publicum indeß wird hierauf gern verzichten und es, glauben wir, Görgei nur Dank wissen daß er die Kriegsereignisse mit einer Einfachheit und Kürze erzählt, durch welche die Darstellung auch dem Laien zugänglich wird, und daß er dafür die politische Seite seines Verhältnisses und seines Wirkens desto ausführlicher behandelt. Görgei wollte kein eigentliches Geschichtswerk, sondern Memoiren, einen Beitrag zur Geschichte der ungarischen Revolution liefern; und von diesem Standpunkte aus ist es vollkommen gerechtfertigt, wenn er die eigentliche Kriegsgeschichte, die ohnehin schon vielfache Darstellung gefunden und gewiß noch gediegenere und erschöpfendere finden wird, weniger berücksichtigte und seine Hauptaufgabe in der Darstellung seines persönlichen Wirkens und jener Ereignisse suchte über die nur er allein zuverlässige Aufschlüsse geben konnte. Und daß sein Verhältniß zu Kossuth die Hauptstelle in diesen Aufzeichnungen einnimmt, ist dann eine natürliche Folge dessen daß, wie schon oben erwähnt, um Görgei und Kossuth und ihr Verhältniß zueinander sich eigentlich die ganze politische Geschichte der Revolution bewegt. Dies ist denn auch der Grund daß wir in unserer Berichterstattung vorwiegend die politische Seite von Görgei's „Leben und Wirken" und hier besonders seine Stellung und sein Verhältniß zu Kossuth berücksichtigten und auch weiterhin berücksichtigen werden.

Wir haben schon früher der waitzener Proclamation gedacht, in welcher Görgei zum ersten mal öffentlich die politische Seite des Kampfs berührt und mit Hinweisung auf vermeintliche entgegengesetzte oder wenigstens weitergehende Bestrebungen des Landesvertheidigungs-Ausschusses sich und sein Armeecorps als die legalen Verfechter der Märzverfassung und der Rechte Ferdinand's V. hinstellt. Zu den frühern oberwähnten Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Kossuth schien also jetzt noch ein neuer wesentlicherer über die eigentliche Bedeutung und Tragweite des nationalen Kampfs hinzugekommen zu sein. Wir müssen aber jetzt diesen neuen politischen Streitpunkt um so aufmerksamer beachten als Görgei selbst ihm die höchste Wichtigkeit beilegt, ihn als den Hauptgrund seines spätern offenen Zerwürfnisses mit Kossuth wie als den eigentlichen Hebel seiner ganzen nachherigen Wirksamkeit bezeichnet.

Welche war Görgei's politische Ansicht? Er theilt uns sein „Glaubensbekenntniß" vom Sommer 1848, also beim Beginn der Revolution, in folgenden Zeilen mit:

> Der März 1848 brachte für Gesammtungarn auf Grundlage der alten Verfassung ein unabhängiges verantwortliches Ministerium. Dieses galt als Executivgewalt wie für das eigentliche Ungarn, so auch für alle unter der ungarischen Krone vereinigten Provinzen ohne Unterschied der Nationalität ihrer Bewohner. Dieses Ministerium hatte die Sanction Sr. Maj. des Königs Ferdinand V. von Ungarn. Auf den Aufruf dieses Ministeriums trat ich in die Reihen der neuerrichteten ungarischen Truppen. Auf die Verfassung, deren Aufrechthaltung die erste Pflicht dieses Ministeriums sein mußte, waren bereits die innerhalb Ungarns Grenzen dislocirten k. k. Truppen ungarischer Nationalität beeidet. Denselben Eid leisteten auch die neuorganisirten ungarischen Wehrkörper. Diese Verfassung — soweit ich deren Einfluß auf das Wohl meines Vaterlandes zu beurtheilen im Stande war — *sagte mir vollkommen zu*, und es war das natürlichste aller Gefühle welches mich drängte für dieselbe einzustehen. Alle Versuche der von nichtmagyarischen Stämmen bevölkerten Provinzen: die Abänderung dieser Verfassung auf einem andern als dem gesetzlich-parlamentarischen Wege anzustreben, zählten als auf Umwälzung der bestehenden Staatsverfassung abgesehen zu den Verbrechen des Hochverraths.
>
> Ob übrigens die östreichische Monarchie bei der Isolirung der ungarischen Ministerien, namentlich der des Kriegs und der Finanzen, von der für die übrigen Provinzen constituirten Regierungsgewalt in Wien ihre frühere Bedeutung als europäische Großmacht noch ferner werde bewahren können, und ob nicht Ungarn, die Garantien dieser Bedeutung als Hauptbedingniß seines eigenen Bestandes anerkennend, einen Theil seiner Errungenschaften der Consolidirung Gesammtöstreichs opfern müsse: dies waren Fragen, deren Beantwortung außer

meiner Sphäre lag, ja die ich aufrichtig gestanden mir damals gar nicht gestellt hatte. (I, 5—6.)

Indeß scheint Görgei sich dieser wichtigen Fragen nicht lange haben erwehren zu können und sie — nachdem sie sich ihm einmal antwortheischend aufgedrungen — zu Gunsten Oestreichs beantwortet zu haben. Denn bei der Anwesenheit Kossuth's in Tisza-Füred (März 1849) stellte er an diesen bereits die Frage: „ob denn nicht Ungarn durch die Verfassung vom Jahre 1848 auch dann noch vollkommen befriedigt sein könnte, wenn die Portefeuilles für den Krieg und die Finanzen wieder an das wiener Ministerium abgetreten worden wären?" (I, 290.) Kossuth antwortete „ausweichend", jede andere diesfallsige Debatte unter Anderm mit der Bemerkung abschneidend: daß er es jetzt für die heiligste Pflicht Aller die es mit dem Vaterlande redlich meinen halte, keine Frage anzuregen, deren Erörterung, keinen Schritt zu wagen, dessen Folgen die Nation in Sonderparteien zerklüften und so nur die Macht des Allen gemeinschaftlichen Feindes vergrößern würden. Indeß konnte trotz Kossuth's „ausweichender" Antwort Niemand auch nur einen Augenblick darüber in Zweifel sein: wie Kossuth und die Mehrheit der Nation über die erwähnten Fragen denke. Denn wer der Genesis der Revolution auch nur die geringste Aufmerksamkeit zugewehdet — und soviel konnte man doch wenigstens von jedem Theilnehmer am Kampfe voraussetzen — der wußte zur Genüge daß eben diese Fragen: ob nämlich Ungarn sein gesondertes Finanz- und Kriegsportefeuille der Consolidirung Oestreichs opfern solle? im Frühling und Sommer 1848 den eigentlichen Zankapfel zwischen dem wiener und dem Buda-pesther Ministerium gebildet, und daß also Kossuth, indem er die Nation zur Abwehr dieser Foderung zu den Waffen rief, und die Nation, indem sie zu den Waffen griff, jene Frage längst mit dem entschiedensten Nein beantwortet hatten. Das Verfahren welches vom wiener Cabinet seitdem gegen Ungarn geübt worden, die sehr bedeutenden Rückschritte, welche selbst in Neuöstreich betreffs der Märzerrungenschaften gemacht, besonders aber das Octroi vom 4. März 1849, wodurch Ungarn selbst seiner vormärzlichen Verfassung und Selbständigkeit beraubt worden: dies waren gewiß nicht die geeignetsten Mittel welche Kossuth und die Nation im Frühling 1849 Oestreich gegenüber nachgiebiger und zu Zugeständnissen bereitwilliger machen sollten als sie es im Sommer 1848 gewesen.

Daß Görgei allein diese allbekannte Thatsache übersehen haben sollte, ist nicht glaublich; und wenn seine obangeführte, in Tisza-Füred an Kossuth gerichtete Frage ernstlich gemeint war, so konnte sie nur auf der Vermuthung beruhen daß die bisher ungünstige Kriegsführung die Nation mürber und gegen ihre eigene Ueberzeugung zur Nachgiebigkeit geneigt gemacht haben werde. Diese Voraussetzung und mit ihr auch die auf sie begründete Zumuthung zur Aufopferung des Kriegs- und Finanzportefeuille mußten von selbst fallen als im März und April das Kriegsglück sich in so überraschender Weise wendete und Sieg auf Sieg die ungarische Tricolore krönte. Görgei kommt auch wirklich fernerhin auf diese Zumuthung nicht mehr zurück, steift sich aber desto fester auf die „unverletzte Aufrechthaltung" der Märzverfassung von 1848, die er gegen die Feinde „jenseit der Leitha" wie gegen die „jenseit der Theiß" vertheidigen will. Unter letzterer Bezeichnung versteht Görgei den debrecziner Reichstag und namentlich den Landesvertheidigungsausschuß mit Kossuth an der Spitze, die er, wie wir gesehen, schon im Januar, als hierfür noch nicht der geringste thatsächliche Beweis vorlag, geheimer verfassungsfeindlicher, über das anfängliche ostensibele Ziel der nationalen Erhebung hinausgehender Plane beschuldigt hatte.

Als eine natürliche Folge dieser loyalen Richtung dieses Bestrebens: stets auf dem „Rechtsboden" zu verbleiben und die Revolution nicht über ihr eigenes Ziel hinausstreifen zu lassen, bezeichnet uns Görgei auch den Widerwillen den er consequent während der ganzen Dauer der Revolution gegen die Einmischung der Polen gehegt und andentaggelegt. Wir wollen diese Motivirung gern für baare Münze hinnehmen, wiewol es einerseits auffällig daß dieser Widerwille sich erst dann offen kundgab, als sich Görgei durch seine Unterordnung unter Dembinski persönlich verletzt fühlte, und wiewol andererseits die maßlose Bitterkeit und Gereiztheit mit der er noch heute in den Memoiren die polnischen Generale behandelt schwerlich für ein bloßes Ergebniß des reinpatriotischen Eifers gelten könnte. Wir wollen indessen wie gesagt in die Reinheit der Absichten Görgei's und in die Richtigkeit seiner Angabe nicht den geringsten Zweifel setzen, müssen aber entschieden gegen die Behauptung protestiren daß Kossuth die polnischen Generale nur zu dem Zwecke eigens „verschrieben", um durch sie die ungarische Armee und ihre Führer zu paralysiren, „damit Octavianus-Kossuth endlich ungenirt mit Antonius-Bem und Lepidus-Dembinski Triumvirat en miniature spielen könne" (I, 276). Wie? liegt die natürliche Erklärung, d. h. die unabweisbare Nothwendigkeit dieses Schrittes nicht viel näher? Wir wissen aus Görgei's eigenem, früher erwähntem Bericht daß Kossuth nach dem unglücklichen Ausgange der schwechater Schlacht in der ganzen ungarischen Armee keinen einzigen Mann (außer Görgei) finden konnte der das Commando auch nur hätte annehmen wollen; ja selbst im Juni 1849, wo die ungarische Armee und ihre Führer bereits eine sehr tüchtige Kriegsschule durchgemacht hatten, konnte Görgei — wenigstens nach seinem Bericht (II, 110—111) — weder für das Obercommando noch für das kriegsministerielle Portefeuille einen tüchtigen, vollkommen zuverlässigen Mann ausfindig machen; es war also jedenfalls und namentlich im Winter 1848 absoluter Mangel an verwendbaren Feldherren fühlbar: was war da natürlicher als daß Kossuth die von auswärtigen kriegserfahrenen Feldherren ihm angebotenen Dienste mit größter Bereitwilligkeit und freudig annahm? Daß er sich dafür zu Gegendiensten verpflichtete, durch welche der Revolution eine größere Tragweite gegeben und in dieser Beziehung Görgei's

Befürchtung gerechtfertigt wurde, mögen wir keineswegs in Abrede stellen, müssen jedoch die nähere Beleuchtung dieses Punktes auf unsern zweiten Artikel verschieben.

Diese mannichfachen Differenzen, wesentlicher und tiefer eingreifend als jene welche nach der schwechater Schlacht die Einigkeit zwischen Kossuth und Görgei gestört hatten, konnten, ja mußten in den Hintergrund gedrängt werden, solange es sich um Sein oder Nichtsein handelte, d. h. solange der Sieg der Revolution noch sehr problematisch war, und es daher thöricht gewesen wäre, im voraus in Streit gerathen zu wollen über die eventuelle Benutzung desselben. Die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit des einstweiligen Indenhintergrundstellens ihrer individuellen Ansichten hatte in Tisza-Füred zwischen Kossuth und Görgei eine neue Einigung herbeigeführt, deren Ergebniß die glänzende Aprilcampagne war. Aber eben die hier erfochtenen Siege riefen die Frage hervor: wie dieselben zu benutzen seien? und mit dieser Frage mußten die alten, nur zurückgedrängten, aber nicht getilgten Meinungsdifferenzen sich mit erneuerter Kraft in den Vordergrund drängen.

J. E. Horn. *)

Neueste deutsche Poesie.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Wir lassen nun wieder ein paar lyrische Dichter folgen, denen Das gemeinsam ist daß sie sich durch ein tiefes Eingehen in die Natur auszeichnen.

8. Gedichte von Theobald Kerner. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Stuttgart, Hallberger. 1852. 16. 1 Thlr.

9. Gedichte von Albert Werfer. Tübingen, Laupp. 1851. 16. 24 Ngr.

Beide wissen Das was sie der Natur abgefühlt haben oft mit wenigen treuen, aber kräftigen Zügen so zu veranschaulichen daß man sich mit ihnen in das Geschilderte hineinlebt, ohne durch Unnatürliches irgendwie in dieser Illusion gestört zu werden. Werfer malt wärmer, inniger, Kerner kecker, heiterer, Beide frisch, wahr und lebendig. Werfer liest aus der Natur heraus innige Liebe zu den Menschen; Kerner zieht sich in die Natur zurück aus Mismuth über die Menschen. Doch fehlt es auch Kerner, um zunächst bei diesem stehen zu bleiben, nicht an tief Empfundenem. So das Lied:

Der Leichentrunk.

Er hat gesorgt sein Lebenlang,
Jetzt ruht er in der kühlen Erde;
Auf seinem Grab ertönt Gesang:
„Schlaf sanft nach deines Leibs Beschwerde!"

Sie ziehen heim, die Thränen wischt
Vom Aug' der Sohn; zum Leichenschmause
Wird Wein und Kuchen aufgetischt,
Seit lang war keiner mehr im Hause.

Die Nachbarn reden Dies und Das
Und lassen schmecken sich das Essen,
Der Sohn sieht träumend in das Glas,
Er kann den Vater nicht vergessen.

Wie ferne Schattenbilder zieh'n
Vorüber seiner Kindheit Tage,
Es zieht ihn nach dem Weinberg hin,
Wo sie getheilt einst Freud' und Plage.

Leis schleicht er zu der Thür hinaus,
Sucht, was ihm könnte Ruhe geben;
Die Nacht sinkt auf das Trauerhaus;
Er sitzt stillweinend bei den Reben.

Die Sprache ist fast durchgängig edel, kräftig, einfach; nur selten sind wir auf kleine ästhetische und formelle Sünden gestoßen, wofür wir aus dem Liede „Das Amulet" in den Versen

Und während ich gehaucht hab' und gerieben,
Zu mildern suchend meiner Hände Weh,
Pfiff er und sang und hat weiß Gott geschrieben
Zum Zeilvertreib Buchstaben in den Schnee u. s. w.

sowie weiter unten:

Ihr müßt ein Amulet gen Kälte kennen,

in beiderlei Beziehung Beleg beibringen. Das Lied „Die Dichterin", welche singt:

Ich auch Mensch? wie ennuyant!
Wär' viel lieber Nachtviole u. s. w.

und welche unser Dichter mit den Worten persiflirt:

Also mit dem Bleistift schreibend
In ein Tagbuch (etwas fettlich
Anzufühlen außen, innen
Voll von Reimen, schmerzzerriss'nen,
Corrigirten, thränenfeuchten),
Saß sie auf der Grasbank sinnend.
Ein Fleck blauen Himmels ob ihr,
Von den Wolken rings umsäumt,
Bildete soeben einen
Ungeheuer großen Blaustrumpf.

dieses Lied hätten wir ihm gern erlassen. Es steht ziemlich am Schlusse der Sammlung, und man weiß nicht wie es unter die übrigen kommt. Das „fettlich anfühlen" erinnert sofort an Flecken, doch wir wollen die Anwendung nicht weiter ausführen. Und was das Wesentliche in den persiflirten Versen anlangt, das falsche Gefühl, die Sehnsucht, sich aus der Menschheit heraus zu degradiren, so singt ja unser Dichter selbst (S. 13):

Vergesse gern, daß du ein Mensch,
Schön ist's, Naturkind nur zu sein,

und möchte bald eine Lerche, bald ein Reh, bald ein Sperling, bald ein Bär werden, wenn auch nur für ein Jahr und je für Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Wir wollen übrigens nicht verkennen daß das Grollen unsers Dichters mit dem Menschenthume, welches sich bald wie hier in heiterer, bald in ernster Weise ausspricht, Nichts mit dem „Ennuyanten" jener Dichterin gemein hat, sondern auf einem wahrhaft sittlichen Grunde, dem Widerwillen gegen das unnatürliche Treiben der Menschen, ihre Gier und ihren Egoismus, beruht:

Und schlägt ein Herz auch noch so freudig
Im Glauben an die Menschlichkeit,
Matt kehrt's zurück vom Liebesuchen,
In seinem Innern tiefes Leid.

Viel hat's gehofft, doch Nichts gefunden,
Der Name Mensch war leerer Klang,
Still freut sich's nur bei Pflanz' und Thiere
Und schlägt bei Menschen todesbang.

Allein das edlere Motiv rechtfertigt das falsche Schlußergebniß nicht. Die Liebe ist unausgesetzten Täuschungen unterworfen; der unumstößlichste Beweis für ihre Göttlichkeit ist aber eben ihre Existenz trotz aller und mitten unter allen diesen Täuschungen. Das Grollen mit den Menschen und das

*) Der zweite Artikel folgt in einer der nächsten Lieferungen.
D. Red.

Abschließen von denselben kann mit der Liebe nicht zusammenbestehen und trägt dabei immerhin auch etwas von einem versteckten Sichselbstgenügen und Sichalleingenügen an sich. Der Mensch gehört auch zur Natur; nur mit ihm ist sie vollständig, und nur wenn der Dichter sich innig an sie anschließend dem ganzen und vollen Stoffe den sie darbietet seine anmuthigen und lebendigen Dichtungen entnimmt, können diese die volle Weihe erhalten.

Die Gedichte Werfer's zerfallen in die Abtheilungen: „Frühlingslieder", „Herbst- und Wanderlieder", „Vermischte Gedichte", „Religiöse Gedichte", „Zeit- und Gelegenheitsgedichte", „Sagen und Legenden". Nicht blos in den Frühlings-, Herbst- und Wanderliedern, nein, durch diese ganzen Gedichte hindurch herrscht jener Geist der des Dichters innige Vertrautheit mit der Natur offenbart; und wem es darum zu thun ist sich in ein Naturleben zu versenken, das mit eben solcher Wärme der Empfindung aufgefaßt ist, wie es durch die Einfachheit und Wahrheit der Schilderungen fesselt, der nehme diese Dichtungen zur Hand. Nach mehrfachen Andeutungen zu schließen, ist der Dichter katholischer Geistlicher. Nun das Herz muß neben der echten, reinen Christusliebe, die hier einen würdigen Verkünder findet, auch etwas Irdisches haben was es liebt, und man sieht es daß sich der Dichter bei aller Sehnsucht nach dem Höhern mit der ganzen Tiefe seines Gemüths in die Natur geworfen hat. Was er hier mit offenem Auge erschaute, Das tritt uns frisch und wahr aus seinen Liedern entgegen, denen häufig ganz alltägliche Erscheinungen aus dem Dorf- und Waldleben zum Stoffe dienen, die mit Treue und voller Natürlichkeit geschildert sind, ohne daß man die Darstellung eine triviale nennen könnte. Hier eine Probe:

Der Kranke in einer Sommernacht.

Im Dorfe ist es rings schon stumm und stille,
Es hängt die blanke Sichel an der Wand,
Die heut geschnitten reicher Garben Fülle,
Und müde ruht des Landmanns braune Hand.

Die Schnitterin schläft sanft in ihrer Kammer
Und träumet süß vom nahen Erntefest,
Verklungen ist des Tages Lärm und Jammer,
Kein Laut, kein Ton sich irgend hören läßt.

Nur dort seh' ich noch matt ein Lichtchen schimmern,
Dort unter jenem strohgedeckten Dach,
Hin durch die Stille dringt ein leises Wimmern
Und hin und wieder ein durchdringend Ach!

Dort liegt ein Kranker schmerz- und wehbefangen
Und zählt der Stunden langsam öden Lauf,
Heiß fließen Thränen über seine Wangen,
Matt schaut sein Auge zu den Sternen auf.

O Vater send' von deinen Schnittern einen,
Die niemals schlummern, hin an diesen Ort,
Heiß' schneiden ab für deines Himmels Scheunen
Auch diese Aehre reif zur Ernte dort.

In den religiösen Liedern, nur wenige ausgenommen, ist das Dogmatische ferngehalten. Sie singen von der Liebe

Die man am Krankenbette sitzen sieht,
Die leise durch die dunkle Kammer schleicht,
Den Labetrunk dem Matten freundlich reicht,
Die nimmer rastet, ruht noch säumt,
Indeß die and're schläft und träumt u. s. w.

Wo das Dogmatische in den Vordergrund tritt, wie z. B. im „Fronleichnamslied", da tritt allerdings die Poesie in den Hintergrund, und hier und da finden sich Spuren jener verfehlten Anschauung, welche sich zu Herzensergüssen durch Dinge bestimmen läßt die weder nach echtreligiösem noch nach ästhetischem Gefühle solche Wirkung zu äußern vermögen, wie im „Liebesgruß", wo der Dichter singt:

Seid mir gegrüßt ihr Nägel, roth
Vom Blute meines Gottes,
Du Schwamm, den man ihm sterbend bot,
Du Dornenkron' des Spottes u. s. w.

Indeß kommen solche Anschauungen nur sehr selten vor, und man kann sie dem Dichter um so leichter vergeben als auch in den religiösen Gedichten die vorherrschende Richtung, wie bereits angedeutet, auf ein echtpoetisches Christenthum geht.

Die religiösen Gedichte Werfer's dienen uns zum Anknüpfungspunkte für einige didaktische und religiöse Dichtungen, mit denen wir unsern diesmaligen Bericht schließen wollen.

10. Weltgeheimnisse von Cäsar von Lengerke. Königsberg, Theile. 1851. 8. 15 Ngr.
11. Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Ungenannten mitgetheilt — nicht von ihr selbst. Heidelberg, K. Winter. 1852. 16. 18 Ngr.
12. Streit und Friede. Gedichte von Ferdinand Lehmann. Mit einer Vorrede von Ludwig Tieck. Berlin, A. Duncker. 1851. 16. 24 Ngr.

Nr. 10, die „Weltgeheimnisse" sind „das Räthsel des Lebens, das qualvoll uralte, worüber schon manche Häupter gegrübelt". Allein unser Dichter gibt uns eine trostreichere Antwort als Heine dem „Jüngling-Mann" zutheilwerden läßt. Die Hauptsätze die er ausführt sind folgende: „Ein Gott schuf das Geheimniß; bescheide dich und lerne Demuth, göttliches Vertrauen in wachsender Erkenntniß Gottes denken. Nicht blos die Gattung bleibt, auch der Einzelne. Die Sehnsucht die den Geist durchglüht ist Gesetz. Sie ist! Wird Nichts, was ist? Die wahre Liebe hat unsterbliches Wesen; daher Wiedersehen der Seelen die sich hier gefunden im höhern Licht. Aber keine Vergeltung. Die Tugend fodert keinen Lohn. Es war ein Wahn daß man Glück von Tugend nicht trennen wollte und deshalb die hier leidende Tugend auf künftige Vergeltung verwies. Uebrigens leidet nicht der Geist, der gerade dann frohlockt, wenn die sinnliche Natur klagt. Der Geistesmensch kennt nur ein Leiden, wenn er gefehlt hat. Im Seelenleiden über der Menschen Unthat und Noth tröstet ihn der Hinblick auf die sich vollendende Menschheit, auf jenen Tag des Herrn, wo die Menschen gerecht sein und sich einander lieben lernen; wo jedem Menschen Gerechtigkeit, d. h. seines Werks Werth, Recht auf Arbeit und gleiches Anrecht aufs reiche Leben, nämlich Anrecht auf Eigenthum und Bildung wird. Streben, Muth und Liebe, nicht Gewalt, soll diese neue Zeit schaffen:

Erneuert euer Herz, daß neubelebt
Allein dem Ew'gen es geheiligt werde!
So zwingt die Macht ihr die noch widerstrebt,
Und dann beginnt die Neugeburt der Erde!

Auch das Leben wie es jetzt ist mit all seinen Unvollkommenheiten, hat seinen Lichtschimmer. Suche und predige Wahrheit! Des Menschen Geist ist nicht zu andern Zwecken, nur für sich selbst. Er soll seine Hoheit und sein Ziel und Glück nur in sich, nicht in Andern erkennen. Höhere Offenbarungen begehrt er nicht zu wissen, weil er das Unmögliche nicht will; die Gottheit hat sich dem Geist enthüllt, und das genügt ihm."

Die wichtigsten der über Gott und Unsterblichkeit hier entwickelten Ideen sind dieselben die sich in Zschokke's „Alamontade" vorfinden. Hiergegen läßt sich Nichts einwenden, da solche treffliche Wahrheiten in jeder Form willkommen sind und nicht oft genug gehört werden können. Der Dichter hat sich aber auch an sehr vielen Stellen der Ausdrucksweise Zschokke's fast wörtlich angeschlossen. So lesen wir in „Alamontade" (Taschenausgabe von Zschokke's Werken, I, 75):

„Ich bin, dies kleine Wort umfaßt die Ewigkeit; denn was ist Das ist, und Alles was da weset ist ewig, weil Gott."

In den „Weltgeheimnissen" (S. 40):

Ich bin! Ich bin! Und dieses kleine Wort
Verbürgt mir Ewigkeit bei Grabesschauer.
Das Sein ist selig, weil's die Gottheit ist.

„Alamontade" (S. 84):

„Durch Klugheit kann ich mein Wohlsein vermehren, aber Zufall ist es wenn es durch Tugend geschieht. Und es geschieht nur solange als die Tugend mit Klugheit Hand in Hand gehen mag."

„Weltgeheimnisse" (S. 48):

Sei klug, und deines Glückes Sonne scheint!
Ein Zufall nur, wenn's Tugend wird begründen!
Und auch solange nur als, eng vereint,
Klugheit und Tugend, beide sich verbünden!

„Alamontade" (S. 85):

„Und wenn wir nur um unserer Tugend willen leiden müssen, wer ist es denn der da leidet? Es ist nicht der Geist, denn er genießt eben dann des Siegs, nur die sinnliche Natur des Menschen leidet. Diese also müßte für ihre Aufopferungen belohnt werden, aber wie kann sie es werden, wenn der Leichnam wieder zum Staube zurückkehrt?"

„Weltgeheimnisse" (S. 52):

Und leiden um die Tugend wir, sag' an:
Wer hätte Leiden dann um sie zu tragen?
Der Geist frohlockt als Sieger eben dann
Und sinnliche Natur allein darf klagen.
So wäre sie's, der Opferlohn gebührt?
Wer aber kann ihr Lohn dafür gewähren:
Muß dieser Leib, wenn ihn der Tod berührt,
Zum Staub, aus dem er wurde, wiederkehren?

„Alamontade" (S. 92):

„Wir schreiten durch die wandelbaren Erscheinungen hin und werden von ihnen berührt und verlassen, und in ihrem stürmischen Drange erwacht unser Geist und erkennt sein Selbst und entwickelt seine Kraft und wird der er sein soll: ein heiliges, selbstwirkendes Wesen. Verbunden mit einem unbekannten Stoffgebäude das wir Körper heißen, rühren wir gleichsam mit den Fersen an den Staub, mit dem Haupte an Gott."

„Weltgeheimnisse" (S. 91):

Wir schreiten durch die wandelbare Welt,
Stets von Erscheinungen berührt, verlassen;
Durch ihren Zugang wird der Geist erhellt,
Er lernt entwickelt selber sich erfassen.
So wird er heilig und nicht unterthan
Des Leibes fremdem Stoff, um ihn gewoben.
Mit unsern Fersen rühren Staub wir an,
Doch tragen wir zu Gott das Haupt erhoben.

Bei so umfassender Assimilation hätte unser Dichter nicht Umgang nehmen sollen, seines Vorgängers mit einem Worte Erwähnung zu thun. Uebrigens fehlt es ihm nicht an eigenem Guten, und man trifft in dem Hauptgedichte und im Anhange „Beschauliches" manchen schönen sinnigen Gedanken. Das Gegentheil gilt vom Spruch im Anhang:

Du meinst daß Gott des Menschen Lauf bestimmt,
An Jedem herzlich Antheil nimmt?
Das kleidete den Allerhöchsten schön,
Mit jedem Lumpen umzugeh'n u. s. w.

der auch mit der sonstigen Anschauungsweise des Dichters im Widerspruche steht. Jedenfalls war es ihm nur darum zu thun dem faulen Vertrauen entgegenzutreten, wie er denn anderwärts zum Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft auffodert. Allein jene Worte enthalten theils ein so bestimmtes Aufgeben aller Weltregierung Gottes, theils zeugen sie von einer so kleinlichen, anthropomorphistischen Auffassung der Gottheit, daß man nicht begreift wie sie sich in Dichtungen verlieren konnten, die so viele tiefere und erhabene Anschauungen von Gott enthalten. Die Sprache des Dichters ist edel und gedrängt, aber nicht ohne Härten, die das Verständniß oft erschweren.

Nr. 11, die „Bilder ohne Rahmen" sind einzelne Gedanken, jeder mit Nummer und Ueberschrift (das Büchlein zählt deren 675), jedoch ohne System zusammengestellt. Der Titel „Bilder" rechtfertigt sich insofern als fast jedem dieser einzelnen Gedanken ein Bild zur Unterlage dient oder zur Ausschmückung beigegeben ist. So ermüdend es an sich ist, eine große Menge abgerissener Sentenzen hintereinander fort zu lesen, so bietet doch dieses Büchlein eine interessante und fruchtreiche Lecture dar, denn es enthält viele Gedanken die sich durch Inhalt und Form der Darstellung auszeichnen. Das erste Erfoderniß bei einem solchen Gedankenconglomerat ist Originalität. Können nun auch auf diese die vorliegenden Gedanken und Bilder nicht allenthalben Anspruch machen, so verleiht ihnen doch die Verbindung des gutgewählten Bildes mit dem Gedanken, ein glücklicher Gegensatz oder ein geistreiches Wortspiel das besondere Interesse, ohne welches dergleichen Aphorismen niemals zu einiger Geltung gelangen können. Die Tendenz ist fast durchgehend religiös und es spricht sich in der ganzen Sammlung ein inniger, fester Glaube an Gott und an Christus den Weltheiland aus. Nicht als ob Dogmen darin gepredigt würden: das vorherrschende Thema ist die Behauptung daß eine echte Heiligung des Gemüths nur in der Liebe zum Heiland als dem Mittler zwischen Gott und Menschen möglich sei; und von dieser Basis aus wird der Christ dem „natürlichen Menschen", der christliche Glaube der „Weltweisheit" entgegengesetzt, wobei es an mancher Polemik gegen diese nicht fehlt. Mag nun auch in letzterer Beziehung der Standpunkt dann und wann etwas zu exclusiv genommen sein, so ist das Christenthum das hier weht doch im Ganzen ein praktisches, an das Leben anschließendes, und viele Bilder sind recht wohl geeignet Geist und Herz zu erheben und zu erwärmen. Daß der Gedanke hier und da unter einem Wortspiele leidet, daß das Streben nach Effect manchmal zu sichtbar hervortritt, daß manche Bilder zu wenig bezeichnend und bedeutungsvoll sind, das mag bei der großen Menge des Gegebenen und dem Ueberwiegen des Gediegenen entschuldigt werden. Dann und wann stößt man auf eine Paradoxe die mehr als eine solche ist: Nr. 26, „Wille": „Viele nennen es groß einen festen, starken Willen zu haben; Wenige nennen es größer keinen zu haben." Willenlosigkeit gehört in das Gebiet der Seelenstörungen. Ein merkwürdiges und sehr einseitiges Urtheil findet sich über Shakspeare. Wir wissen daß dieser Dichter bis in die neuern Zeiten höchst verschieden aufgefaßt worden ist. Aber wenn die Verfasserin sagt: „Mir graut es in die geöffnete Tiefe zu blicken, wo garstiges Gethier und Ungeheuer hausen. Nirgend etwas, daran mein Geist sich erheben und mein Gemüth von all den Schrecken sich erholen könnte" u. s. w., da muß sie allerdings in seine Tiefen nicht weit oder gar nicht hineingeschaut haben. Wir lassen noch einige von den Bildern folgen: Nr. 5, „Weltweisheit": „Weltweisheit, deine Diener stützen dich; Gottesweisheit, deine Diener stützest du." Nr. 34, „Schwäche und Stärke": „Wenn das Fleisch schwach ist, ist es stark. Hüte dich!" Nr. 46, „Geheimnisse": „Geheimnisse sind ein Schleier hinter welchem selten eine Schönheit verborgen ist. Es steckt hinter ihnen gar oftmals der Gram, vielleicht noch öfter die Schuld." Nr. 51, „Niedere Arbeit": „Eine niedere Arbeit verrichten ist nicht gemein, aber gemein ist es sie als eine solche betrachten." Nr. 63, „Menschenunarten": „Ist es doch oft als wären wir eine Dreschtenne und die Unarten der Menschen fielen ganz taktmäßig wie Flegel auf uns nieder! Aber das gute Korn, unser ewiges Theil, springt doch dabei leichter aus der Hülse." Nr. 95, „Liebe des Heilands": „Die Liebe des Heilands ist so groß daß sie auch das Kleine liebt. Das können die großen Menschen nicht ohne Christi Geist." Nr. 115, „Theuerstes Gut": „Von dem theuersten Gut das ich in meinem Herzen trage wird mein Herz selbst getragen." Nr. 119. „Gaben": „Es ist die gleiche Eitelkeit sich großer Gaben zu

rühmen und sich kleiner zu schämen." Nr. 123, „Leiden": „Leiden sind ein gutes Fernglas in die Ewigkeit." Nr. 141, „Beste Streiter": „Menschen welche der Heiland aus dem Schlamme der Sünde an sein wunderbares Herz heraufgezogen hat werden oft die besten Streiter in seinem Reiche, denn sie dienen ihm von der Pike auf." Nr. 175, „Die Andern": „Was wunderst du dich, was klagst und murrst du über die Denk- und Handlungsweise des Andern? Laß doch dem Wasser seinen Lauf; Gott wird für seine Mündung sorgen. Gib mit allem Vertrauen alle Seelen in die Hand des Herrn. «Er leitet die Herzen wie Wasserbäche»." Nr. 190, „Gesang": „Singe wie schön du willst oder kannst: wenn du nicht den Ton in der Seele hast, wirst du nie die Seele in den Ton bringen." Nr. 260, „Rechter Weg": „Wann bist du auf dem rechten Wege? Wenn du Gott über Alles liebst und dich selbst über Alles fürchtest." Nr. 264, „Sohn Gottes": „An dem «Sohne Gottes» straucheln so Viele, weil sie immer nur an den leiblichen Sohn denken wollen, den sie doch nicht denken können. Aber fragt man nach Leiblichem in der Geisteswelt? Und müssen die Geister Blutsverwandte sein um sich als Brüder zu begrüßen?" Nr. 274, „Wort und Erziehung": „Wenn man auf einen Blütenbaum ewig regnen ließe, damit gewiß alles Ungeziefer ausgewaschen werde, so müßten endlich mit dem Entbehrlichen wol auch die Blüten herunterfallen. So ist es in der Erziehung wenn man allzu viel Worte und Ermahnungen macht." Nr. 318, „Verstand des Weibes": „Ein Weib muß so verständig, so vernünftig sein, daß sie sich ihrer Grenzen bewußt ist und ihren Mangel an Einsicht nie mit Eigensinn zu ersetzen glaubt. Sie sei ein edeles, weiches, reines Metall, mit dem Bilde ihrer Liebe geprägt, aber kein Brei und Kleister, in den man jeden Löffel oder Pinsel stecken kann." Nr. 368, „Mannesgröße": „Der größte Mann ist oft der kleinste Mensch." Nr. 420, „Die beiden Kirchen": „Die rechte katholische Kirche ist eine Martha. Sie hat den Heiland auch lieb, aber sie «macht sich viel zu schaffen» mit Dem was er und sie entbehren könnten. Die wahre protestantische Kirche ist eine Maria; sie ist still und es genügt ihr an seinem Wort. Martha sucht seine Ehre, aber Maria seine Liebe." Nr. 440, „Geduld": „Still und geduldig leiden ist eine hohe Pflichterfüllung. Diese Gewißheit gibt Licht in das Gemüth einzelner Menschen, welche sonst in ihrem Innern gewisse Nullen ihres Lebens nicht zu verrechnen wüßten. Nun aber hängt sie Gott ihnen an andere Zahlen an, und dadurch können sie für sich und Andere Vieles werden." Nr. 494, „Hand und Herz": „Es gibt Menschen die für die Güte Gottes nur eine Hand haben, aber kein Herz. Selbst im Glaubensleben kann es so gehen; daher kein Lob, kein Dank, kein wahres Glück im Innern." Nr. 584, „Salz": „Was haben die Christen, «das Salz der Erde», mit dem Salze des Meeres gemein? Die größte Tragkraft." Nr. 589, „Gott und die Seele": „Die Seele muß zu ihrem Gotte stehen wie die Magnetnadel zu ihrem Pol. Bei jeder Abweichung muß sie zittern und beben." Nr. 591, „Glaube": „Der Glaube ist eine festhoffende Liebe." Nr. 595, „Art des Gebets": „Der fromme Heide betet zu Gott von ferne, der Weltweise zu seinen Füßen, das Kind und der Christ an seinem Herzen." Nr. 666, „Alterthum und Christenthum": „Die schönste Blüte des Alterthums ist nur eine Blüte; das Christenthum ist eine Frucht. Mit dieser Blüte können wir uns schmücken, aber von der Frucht müssen wir leben." Nr. 674, „Mutterliebe": „Mutterliebe, Muttersorgen schweben über einem geliebten Kinderleben wie ein funkelnder Sternenhimmel. Still, klar, ruhig und bestimmt siehst du die zarten Lichtpunkte flimmern, wie liebe, freundliche Gedanken voll That und Leben. Und wer außer dem Auge des Allwissenden schaut die unzähligen Scharen jener ungesehenen, die noch über den sichtbaren glänzen?"

Am Schlusse des Büchleins sind sieben größere Bilder angefügt, deren jedes eine kleine Erzählung oder Skizze enthält, wir möchten sie religiöse Idyllen nennen. So kurz diese Erzählungen sind, so lassen sie es doch fühlen daß die Verfasserin sich vornehmlich in Aphorismen zu bewegen gewöhnt hat. Die Tendenz ist dieselbe wie im übrigen Werke.

Zu Nr. 12 bemerkt der Verfasser der Vorrede: „Wir haben jetzt viele und vielleicht zu viele religiöse Schriften. Unter dieser Menge wäre mein Wunsch daß diese hier erscheinenden Gedichte, weil sie echt und wahrhaft sind, nicht übersehen würden; auf jede Weise zeichnen sie sich aus und sind eine merkwürdige Erscheinung der Zeit. Sie beginnen schlicht und einfach, erzählen selbst von dem stillen Leben des Verfassers, tragen Zweifel, religiöse Bedenken und Naturanschauungen vor, beantworten sich später im Schwunge einer höhern Begeisterung und erheben sich bis zur Vision. Der wahre Leser wird gern an diesen wechselnden Zuständen bis zur Ueberzeugung theilnehmen und den redlichen Sänger lieben lernen." In dieser letztern Voraussetzung pflichten wir dem Vorredner um so gewisser bei, je gewisser jedes ernste Streben, welches die Lösung der höchsten Aufgaben am eigenen Ich und der Mitwelt zum Gegenstande hat, voller Anerkennung und Theilnahme werth ist. Wie zählen diese Gedichte zu den didaktischen, weil sie in der Art und Weise wie sie die philosophischen und religiösen Anschauungen des Dichters darstellen mehr den Verstand als das Gefühl und die Phantasie in Anspruch nehmen. Die letztern beiden, diese eigentlichen Genien der Poesie, sind wenig vertreten, und selbst in manchen wärmer gehaltenen Gedichten läßt es theils die darin herrschende Unklarheit nicht zur rechten Wärme beim Leser kommen, theils geht das tiefer Empfundene durch die starre und ungeschmeidige Form in der es auftritt wieder halb verloren. Indessen stößt man in der Sammlung auf manches werthvolle Gedicht, und wir wollen zum Belege dieser Behauptung eins mittheilen, welches sich im Gegensatze zu den gerügten Mängeln durch Klarheit, Frische, Kraft und abgerundete Form vortheilhaft auszeichnet.

Rechtgläubigkeit.

Wer nur den Namen Jesu nennt
Und ihn als seinen Herrn bekennt
Im Himmel und auf Erden,
Der kann und soll nach Fug und Recht
Dem wahren göttlichen Geschlecht
Hinzugezählet werden.

Was Katholik! Was Protestant!
Umschließt doch alle nur ein Band:
Die Gnade, das Erbarmen!
Nicht Bibel und nicht Papst allein,
Nicht Werk, nicht Glaube soll es sein:
Nur Christus hilft dem Armen.

Ob Jesus stammt vom Himmelsthron,
Ob er nur sei des Joseph Sohn;
O eitler Zank von weiland!
Glaub' du an ihn nur ohne Scheu;
Und meinst du's ganz von Herzen treu,
So ist er auch dein Heiland.

Drum, Christen! weg mit dem Symbol!
Ein Schatten ist es, leer und hohl;
Und laßt nur Christum stehen!
Wer Jesum seinen Heiland nennt,
Und ob er kein Symbol bekennt,
Er wird vor ihm bestehen.

Und so ihr Den, den er erwählt,
Nicht rechtlich zu den Euern zählt
Und streicht aus euern Listen;
Und wäret ihr vom Schopf zum Schuh
Gläub'ge und Heilige dazu,
So seid ihr keine Christen!

Es bezeichnet dieses Gedicht zugleich eine Stufe, auf der sich der Dichter im Verlaufe seiner religiösen Entwickelung befunden hat; das Gedicht steht im vierten Abschnitte, der die

Ueberschrift „Glaubenskämpfe" trägt. Im fünften: „Gottesfriede", schildert der Dichter in „Entzückung" Christus, wie er ihm in einer Vision entgegentritt:

— — — — — —

Was ich je liebte,
Hier ist es beisammen:
Glanz der Vollendung,
Der Allheit Fülle,
Der Einheit Klarheit
Schau' ich in dir;
Und menschlich faßbar
Und göttlich unendlich,
So strahlet mir menschlich
Und göttlich dein Bild:
In deinem Nahen
Nur Zug der Liebe,
Und in der Liebe
Gedankenhelle,
Und im Gedanken
Den Heldenwillen,
Und in dem Allen
Harmonisch Wesen,
Ein einfach Leben,
Ein göttlich Ich.

Wer sollte dieser Charakteristik Jesu nicht beistimmen? Leider finden wir den Dichter später in engherzigern Dogmen befangen:

Nach Golgatha lenkt euern Blick!
— — — — — — —
Da ist gebüßt die Sündenschuld.
Und wär' sie nicht zuvor gebüßt,
Sie könnte nie vergeben sein!
Das Blut das Jesus dort vergießet,
Das heiß aus seinem Herzen fließet,
Das ist's, das wäscht von Sünden rein.

Bei alledem ist das Streben des Dichters lobenswerth. Er singt:

Denn um zu dienen
Bei seiner Fahn',
Mit frommer Miene
Ist's nicht gethan.
Rein, nachzubilden
So wie er schuf,
Auf allen Gefilden,
Das ist Beruf.

Und Das hat er sich zur Lebensaufgabe gemacht. Er schließt seinen „Rückblick" mit den Worten:

Ew'ge Liebe ebnet schon das Feld,
Und dein Geist verklärt die ganze Welt.

Ach! wenn der Geist Christi die ganze Welt verklären, wenn er das Leben des Menschen in allen seinen Verhältnissen durchdringen, wenn das Reich des Friedens kommen soll, „wo sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen und nicht mehr kriegen lernen", wie die Propheten und Philosophen und Dichter verkündigt und gesungen haben von Jesaias an bis auf den heutigen Tag, dann muß man vor allen Dingen keine Dogmen mehr predigen, die Christi und Gottes unwürdig sind, denn das heißt die Waffe gegen sich selbst kehren. 24.

Neue Romane.

1. Philine. Ein Roman in zwei Bänden von E. Merx. Breslau, Kern. 1852. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

„Die heilige Berechtigung der Liebe zwischen Mann und Weib — dieser Gottesgedanke — misverstanden, muß Conflicte hervorrufen, unter denen die Individuen leiden, irren und sündigen." Zu dieser Wahrheit, die den vorliegenden Blättern als Motto dient, soll deren Inhalt den Beleg liefern. Der Roman ist dem alltäglichen Leben entnommen. Ein häßlicher, reicher und alter Onkel, Herr Liebermann, heirathet die blühende arme Nichte, welche kaum der Kindheit entwachsen ist und kaum versteht welche Pflichten sie mit dem Eheversprechen übernimmt. Ein junger Maler erweckt zuerst den Gedanken an Liebe in ihrer Seele, und dieses Gefühl kommt einige Zeit später in einem Verhältniß zum Adoptivsohn ihres Gemahls zum vollen Bewußtsein. Der Kampf des Letztern gegen die Pflicht der Dankbarkeit, da Liebermann ihn, den armen Waisenknaben, aufnahm, erzog, studiren und reisen ließ, ja ihn wie einen Sohn behandelte; der Kampf der jungen Frau mit ihrer ehelichen Pflicht gegen die bei verschiedenen Gelegenheiten unterdrückte, immer wieder von neuem emporschlagende Flamme der Leidenschaft — füllen die Blätter des vorliegenden Romans mit der ganzen Poesie welche solchen Kämpfen und den sie erzeugenden Gefühlen eigenthümlich ist. Als die jungen Leute nahe daran sind ihrer Leidenschaft zu erliegen, entdecken sie daß sie Beide Geschwister sind: er in unehelicher Verbindung von einer verführten Mutter, sie in unglücklicher Ehe geboren; Beide hatten denselben Vater. Diese Entdeckung bringt Beide zur Verzweifelung. Der junge Mann will sich selbst und seiner Geliebten den Tod geben, findet denselben aber allein, als er mit dem geladenen Gewehr auf der Treppe einen Fehltritt thut, sodaß dasselbe losgeht und der Schuß ihn tödtet. Die Liebende stirbt einige Zeit später am gebrochenen Herzen, nachdem sie dem Gatten ihre schuldvolle Liebe gestanden hat, und er, der edele, verrathene, verlassene Mann fällt einem jungen katholischen Geistlichen in die Hände, der ihn zu bekehren sucht. In dem Zustande der Geistesdumpfheit und des heftigen Schmerzes erscheinen dem Unglücklichen die Lehren der katholischen Kirche von Lossprechung, Fürbitte, Zurechnung des Verdienstes der Heiligen, von Erlösung der jenseitigen Qualen durch Opfer, Messen, Gebete, Stiftungen und Schenkungen „als Oasen in der Wüste seines heißen, öden Lebens". „Er streckte darnach die Fühlfäden seiner gemarterten Seele aus", ohne Prüfung, ohne Forschung, mit dem Totalgefühl einer großen Gemeinschaft anzugehören, und so war er bereit in die sich ihm öffnenden Arme der wahren Kirche Christi zu sinken. Auch geht die Bekehrung sehr rasch vor sich. Es waren von Seiten der Geistlichen in ihm keine Zweifel zu bekämpfen die etwa Nachdenken oder Schärfe des Verstandes hervorgerufen hätten, da gerade die wichtigste Unterscheidungslehre der evangelischen und katholischen Confessionen: die Lehre von der Sündenvergebung durch die Priester an Christi Statt, diejenige war, auf welcher Liebermann mit der die er geliebt und um deren Seelenheil ihm bangte ruhen wollte. Der Geistliche überzeugte ihn nämlich daß in ihm die Selbstsucht vorherrsche wie in allen Menschen, daß seine Liebe zur Verstorbenen Nichts weiter sei als ein sinnliches, sündliches Verlangen, daß er in diesem selbstsüchtigen Wunsch nach ihrem Besitz die holden Blüten der Jugend gebrochen und die junge Frau durch die Unnatur des Verhältnisses zur Sünde gebracht habe, sodaß sie, nachdem sie geliebt und gelitten, auf dem Punkte angekommen sei, die von Gott geheiligte Verbindung, das Sacrament der Ehe, für eine unheilvolle Bestimmung der menschlichen Willkür anzusehen. So habe er denn das Verbrechen herbeigeführt. Die in dem Herzen des alten Mannes also aufgestachelte Reue in Verbindung mit dem tiefen Weh trieb ihn in den Schoos der katholischen Kirche. Die handelnden Personen des Romans sind gut gezeichnet, die Begebenheiten und Das was sie herbeigeführt lebendig erzählt.

2. Nikolaus Bibi. Roman von L. Schubar (Dr. Lubarsch). Lemgo und Detmold, Meyer. 1852. 8. 1 Thlr.

Wir bedauern von ganzem Herzen dieses Büchlein in den Händen gehabt und gelesen zu haben, um es zu beurtheilen. Es

hinterließ uns einen widrigen Eindruck. Der kleine Roman beginnt in einer Schenke, wo in einem Kreise junger Leute über den reichen Nikolaus Bibi gesprochen wird. Man schildert ihn als geldgierig, geizig, nach dem Schein strebend, mit einem Wort als gemein, und selbst seine vierzigjährige Frau wird als nicht makellos dargestellt. Ein junger Mann der die Mündel des Hauses liebt vertheidigt Frau Bibi, und es wird eine Wette angestellt, worin Bergthal sich anheischig macht binnen drei Monaten Beweise von der Schwäche der Frau Bibi vorzutragen. Bergthal gehört zu jener stereotypen Classe der Junggesellen die niemals jung sind und bis ins Greisenalter hinein niemals älter werden; sein Gegner wünscht die Dame vor ihm zu schützen, indem er ihr selbst seine Huldigungen darzubringen sucht, und es wird dem Leser im Laufe der Erzählung eine Reihenfolge von Gemeinheiten vorgeführt, welche nur Ekel erregen können. Dabei ist weder Witz noch Humor dabei, weder Poesie noch die Wärme der Leidenschaft, es ist nur ein Ausspinnen der gemeinsten Gesinnungen und Handlungen ohne irgend ein versöhnendes Motiv. Die Tendenz des ganzen Romans, wenn derselbe ja eine Tendenz hat, ist: zu beweisen daß ein schenkender Liebhaber bessere Geschäfte macht als ein blos liebender. Durch Theaterbillets, Blumensträuße, kostspielige Attentionen ist Bergthal unwiderstehlich, und indem er die spiellustigen Damen einige mal aus Geldverlegenheiten rettet, gelingt es ihm seine Wette zu gewinnen. Man hat nur Unerfreuliches gelesen!

3. Falkenburg. Eine Erzählung vom Rheinlande von der Baronin Blaze de Bury. Drei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 3 Thlr.

Es ist zwar sehr anzuerkennen wenn eine Schriftstellerin in drei Sprachen schreibt. So etwas zeugt von großem Sprachtalent, von Fleiß und Ausdauer im Erlernen, und wir wollen der Verfasserin gern das Verdienst zugestehen daß sie viel geleistet hat, indem sie als Engländerin einen deutschen Roman schrieb; dessenungeachtet erinnert derselbe an Uebersetzung aus dem Englischen, indem das Deutsch oft sehr unbeholfen ist und häufig englische Wendungen aufnehmen mußte. Er gleicht indeß einer guten Uebersetzung, die blos daran erinnert daß die Verfasserin nicht die Gewohnheit hat immer deutsch zu denken.

Der Roman selbst ist auch ein Genre der englischen Romane, mit den breiten Conversationen, welche die Begebenheiten ausspinnen und die handelnden Personen charakterisiren. Es ist ein Liebesroman ohne anderes Interesse, ohne andere Tendenz als das Hoffen und Fürchten, das Suchen und Finden, das Tändeln und Verzweifeln der Liebe. Er spielt größtentheils sowol in England als auch in Deutschland und Italien in englischen Kreisen. Engländer sind ja jetzt überall zu finden, und zwei englische Cousinen sind die Heldinnen deren Schicksal die drei vorliegenden Bände ausfüllt. Wären es nur zwei Bände, so würden wir den Roman für außerordentlich anmuthig und fesselnd erklären und ihn manchen der bessern Gesellschaftsromane neuerer Zeit an die Seite stellen; die allzu große Weitläufigkeit schadet ihm. Diese Weitläufigkeit ist indeß das Resultat eines großen Verdienstes des Romans, ein Schatten des Lichts, nämlich der Wahrheit; denn man fühlt auf jeder Seite daß sowol Charaktere als Begebenheiten wahr, daß sowol die liebenswürdigen als auch die insipiden und unausstehlichen Personen lebten, handelten und sprachen wie sie dargestellt sind, daß die Gespräche, deren Länge und Breite uns störte, wirklich gehalten wurden. Die Verfasserin sagt in der Vorrede: „Ich beabsichtige keineswegs durch diese Erzählung irgend eine besondere Lection über Moral zu geben. Das einfache Factum daß ich an den erzählten Umständen selbst und bei den Personen deren Schicksal sie regierten, auf ganz besondere Art interessirt gewesen bin, hat mich veranlaßt sie zu schreiben. Es ist möglich daß gerade dieses Gefühl mich irregeleitet hat, und genau besehen mag auch in Dem was mich so besonders interessirte nur wenig Interesse für Andere liegen. Ich glaube indeß fest daß Alles was existirt einen Grund für seine Existenz hat. Und da ich die Ueberzeugung hege daß überall wo Wahrheit ist auch irgend eine Lection vorhanden sei, so verläßt mich die Hoffnung nicht ganz und gar daß schon aus der Treue dieser Erzählung allein etwas mehr als das bloße Amusement einer Stunde geschöpft, eine Moral herbeigeleitet werden könne, die, das bekenne ich nochmals, ich nicht erzielt habe." Die Verfasserin hat auch Recht, denn aus ihren Blättern tritt Gut und Bös, Recht und Unrecht dem Leser wohlgeschieden voneinander entgegen. Die beiden englischen Heldinnen sind schön und jede liebenswürdig in ihrer Art. Der Held Falkenburg, ein deutscher Baron, ist eine bedeutende Erscheinung und keineswegs wie sonst wol manche Romanhelden der Inbegriff von Vollkommenheit; er hat sogar manche sehr unangenehme Fehler, wodurch die Geliebte selbst sehr viel leiden muß. Viele dieser Fehler entspringen indeß aus seiner Lebensstellung als herabgekommener und verarmter Sprößling einer vornehmen, alten Familie, theils auch aus einem angeborenen Stolz und Trotz seines Charakters. Falkenburg liebt Helenen, ein liebenswürdiges Mädchen, und wird von ihr wiedergeliebt; er nimmt ihre Neigung an, verlobt sich mit ihr, und erst später nachdem sie sich ganz dem Gefühle und der Hoffnung hingegeben, entdeckt sie den Stand seines Vermögens und die Unmöglichkeit ihrer Verbindung mit ihm. Zugleich erfährt sie daß ihre schöne reiche Cousine Liliane ihn liebt. Letztere macht sie zur Vertrauten ihrer unerwiderten Neigung und bittet sie den Freund aufmerksamzumachen auf eine Verbindung mit ihr. Da entsagt Helene dem Geliebten, und ein Jahr später ist er mit der schönen reichen Cousine vermählt. Er hat indeß dieselbe ohne Liebe geheirathet, denn sein Herz gehört Helenen, deren edle Weiblichkeit und wahre Liebe ihn auf immer gefesselt haben. Er wird auch nicht glücklich, während er seine Gattin glücklich macht. Der Grundsatz, da nicht zu verwunden wo das Mittel zur Heilung, die Liebe fehlt, findet hier Anwendung. Er hat sich vorgenommen seine Frau zu beglücken, und diesen Vorsatz führt er aus. Liliane ist schön und reich, sie hat auch manche hübsche Eigenschaft des Charakters; doch ist sie coquett, und ein Opfer dieser Coquetterie, ein junger Musiker, den sie zu einer Oper „Lurley" begeistert und welcher aus Liebe zu ihr verrückt wird, liefert eine interessante Episode des Romans und veranlaßt die Schilderung einer Wasserheilanstalt, wo er Genesung suchen soll, welche Schilderung mit viel Wahrheit und Humor gegeben wird. Helene verheirathet sich einige Jahre später mit einem Manne den sie achtet, der in Indien einen Arm verloren hat, und mit dem sie so glücklich wird als sie es verdient.

Dieses wäre ungefähr der Faden des Romans, im Grunde ein sehr gewöhnlicher. Ungewöhnlich sind aber manche Auffassungen und manche Schilderungen: so die des alten verfallenden Schlosses Falkenburg nebst der dort hausenden alten Bäbeli und Falkenburg's wildem elfenartigen Bruder. Auch die Ausmalung von Helenens ärmlicher Heimat nebst den Details aus dem Leben ihrer Mutter ist nicht gewöhnlich. Das rastlose Bemühen, das vergebene Streben dem geliebten Gatten Comforts zu geben, auf die er Werth legt und wozu die Mittel nicht vorhanden sind, erscheint oft lächerlich und rührend zugleich. Es ist ferner dargethan daß es Fälle gibt wo eine Heirath aus Liebe Verbrechen ist, und wo die Heirath nach Geld als eine Handlung der Großmuth erscheint. Schilderungen von Bällen, Festen, Soireen sind gelungen. Die Verfasserin ist viel gereist, und ihre Bemerkungen über Deutschland und Italien, ihre Beschreibung der Rhein- und anderer Gegenden verleihen dem Roman ein Interesse mehr. Ueber deutsche Frauen äußert sie sich folgendermaßen: „Der Adel in den meisten Theilen Deutschlands ist entschieden hübsch, aber er hat, und vorzüglich unter seinen weiblichen Mitgliedern, dieselbe Art von Schönheit wie die Aristokratie anderer Nationen, während die Bourgeoisie den ausschließlich deutschen, oder richtiger den sächsischen Zuschnitt

des Gesichts und der Gestalt beibehalten hat. In den Umgebungen deutscher Höfe findet man überall Schönheiten die man Lady so und so oder Madame une telle nennen könnte, ohne daß es irgend auffiele, selten aber eine Thekla und Adelheid. Ein Klärchen aber, ein Gretchen, ein Käthchen, eine Luise Miller, ein Goldschmiedstöchterlein sehen euch hinter jedem Ladentisch eines reichen Kaufmanns an und blicken durch den weißen Vorhang eines jeden spiegelflankirten Beamtenfensters."

4. Welt und Wahrheit. Roman von Mathilde Raven. Vier Bände. Düsseldorf, Kaulen. 1851. 8. 6 Thlr.

In dem alltäglichen Leben bürgerlicher Familien bewegen sich die vorliegenden Bände. Gemüthliche Schilderungen, schöne Familienverhältnisse, heilige und erfreuliche Gesinnungen würzen die einfache Darstellung einer Liebe welche in der Kindheit entstanden und durch die Machinationen einer Coquette auf längere Zeit gestört wird, sich jedoch wiederzurechtfindet. Emma, diese Coquette, wird im Anfang des Buchs sehr anmuthig gezeichnet; der Wunsch zu gefallen wird als die geheime Triebfeder ihres ganzen Thuns geschildert. So wie sie ihr Haar künstlich kräuselte, weil es von Natur schlicht war und weil Locken ihr gut standen, wie sie sich geschminkt haben würde, wenn ihre natürliche Farbe nicht lebhaft genug gewesen wäre, so schmückte sie sich auch mit dem Scheine von Eigenschaften aus die sie in der Wirklichkeit nicht besaß, wenn diejenigen Menschen denen sie gefallen wollte gerade diese Eigenschaften liebenswürdig fanden. Sie war weit entfernt sich diese geistigen Toilettenkünste als Verstellung, Heuchelei, Lüge anzurechnen; sie gab sich fast noch mehr Mühe sich selbst als Andern zu gefallen, und wußte sich selbst ebenso gut zu täuschen wie Andere. Marie, die Heldin des Romans, ist ein liebenswürdiges Wesen welches das Interesse des Lesers beanspruchen kann, und ist der Liebe ihres Verlobten würdig. Dieser der Held, Ernst Wild, Theolog und Hofmeister, zeigt sich im Laufe des Romans als ein talentvoller junger Mann, als guter Sohn, liebender Bruder, edeler Menschenfreund. Er ist Demokrat, freisinnig, rechtgläubig, ein Feind der Pietisten und Heuchler. Auch ist er guter Prediger, und sein Wirken für die Armen der Gemeinde Reuburg hat ihm die allgemeine Liebe und Achtung erworben, und beweist wie sehr er den Beruf des Geistlichen begriffen hat. Gewisse Intriguen verhindern seine Bestätigung im Amt, und die Wahl der Gemeinde wird nicht berücksichtigt. Der Roman beginnt nämlich vor dem Jahre 1848, wo nach dem Erachten der Verfasserin die Zustände in Deutschland eine Empörung herbeiführen mußten. Sie sagt: „Der Uebermuth des Adels, der sich von den Bürgern absonderte wie von Pestkranken, der mit den Einkünften des Landes wie mit seinem Eigenthum schaltete, der die Offizier- und Beamtenstellen als Versorgungsanstalten für seine Söhne betrachtete, der hochmüthig und eigennützig Alles verhinderte was dem Bauernstand aus seinem Elende und seiner Erniedrigung aufhelfen konnte, dieser Uebermuth einer kleinen Anzahl durch Nichts als eben durch ihren Uebermuth ausgezeichneter Menschen konnte unmöglich länger ertragen werden. Die entsetzliche Noth der letzten Jahre, die überhandnehmende Armuth, Hungerfieber und Hungertod klagten mit lauter Stimme eine Verwaltung an die das Volk ruinirte und die Kasse der regierenden privilegirten Kaste füllte, die hunderttausend fleißige Hände dem Ackerbau entzog, um ein Heer zu schaffen das die Kräfte des Landes verzehrte. Die Willkürherrschaft, die Rechtsverletzungen, die Misachtung der Gesetze konnte nicht länger dauern; jedes Gefühl von menschlicher Würde wurde verletzt durch das Bevormundungs- und Spionirsystem, durch die drückende Censur und vorzüglich durch die Herabwürdigung der Religion zum Werkzeuge der Polizei. Unmöglich kann ein Zustand dauern, wo das Volk gezwungen wird zu heucheln und zu lügen, wo es regiert wird von Menschen die es haßt und verachtet, wo Alle außer einem kleinen Theile nur zu gewinnen hoffen durch eine Revolution. Und das war Deutschlands Fall. Das Maß seines Unmuths war gefüllt bis zum Rande; ein Tropfen genügte es zum Ueberlaufen zu bringen. Das Feuer glühte kaum bedeckt; ein Windstoß und es loderte in hohen Flammen empor." So begrüßt denn die Verfasserin die Wirren von 1848 als Nothwendigkeit und heißt sie willkommen; dieselben veranlaßten Zustände welche Männer wie Wild zur Geltung brachten. Zwei Predigerstellen wurden ihm angetragen, und er verschmähte die Anstellung in der Stadt, während er sich für das Dorf erklärte, wo er schon lange gewirkt und wo er mit der wiedergefundenen, ihm liebend zurückgegebenen Marie glücklich wird. Ein großer Theil der vorliegenden vier Bände beschäftigt sich mit Armenzuständen und Armenpflege. Wild hat ein dramatisches Gedicht geschrieben, welches „Die Sendung der Wohlthätigkeit" heißt und worin Reichthum, Handel, Industrie, Mechanik, Gesetzgebung, Wissenschaft, Ackerbau, Dichtkunst, Tonkunst, Schauspielkunst, Baukunst und Wohlthätigkeit als handelnde und sprechende Personen auftreten. Der Reichthum trägt ein prächtiges morgenländisches Costume, eine goldene Krone und sitzt auf einem Throne den die Künste und Gewerbe als ihm ergebene und untergeordnete Personen umstehen. Es wird in ganz erträglichen Versen dargethan wie alle diese Kräfte der Wohlthätigkeit beistehen sollen um die Armuth zu bannen. Sie reichen sämmtlich einander zum heiligen Bunde die Hände und die Wohltätigkeit sagt:

Vereinigt so bekämpfen wir die Noth;
Wir werden siegen, Qual und Elend wird
Der Freude weichen, der Zufriedenheit;
Die Thränen trocknen wir der armen Brüder,
Sie heben froh den Blick und lächeln wieder.

5. Vier Geschwister. Roman von Luise Otto. Zwei Bände. Dessau, Katz. 1852. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman hat eine sehr in die Augen springende Tendenz. Er soll zeigen daß die jetzigen socialen Zustände schlecht sind und anders werden müssen, indem die Stellung der Armen sich verbessert. Geschildert wird demnach der Leichtsinn der Fürsten, die Gewissenlosigkeit der Minister, die Demoralisation der reichen Aristokraten, die Hartherzigkeit der bürgerlichen Reichen und die Erbitterung der Armen. Gräßliche Zustände in einem an Hungersnoth leidenden Dorfe, wo der Hungertyphus ausbrach, werden mit vielen herzzerreißenden Details ausgemalt. Die Zeitungsartikel, welche das Publicum darauf aufmerksammachen sollten, werden unterdrückt von der Censur. Die vier Geschwister sind nur Opfer der mangelhaften socialen Einrichtungen. Rudolf, der eine Bruder, ein Uhrmachergesell, hat sich bei einer Gesellenverbindung betheiligt, welche sich mit Hebung socialer Misstände beschäftigte, und mußte flüchtig werden. Er wird als ein edeler, äußerst gebildeter Mensch geschildert, der in der Schweiz eine Zuflucht findet und froh ist gegen den Sonderbund kämpfen zu können. Der zweite Bruder, Bruno, ist Literat. Seine Schriften und sein Wirken bringen ihn in den Verdacht, ein communistischer Schriftsteller zu sein. Daß er Aufklärung unter dem Landvolk verbreiten will, nennt man Aufwiegeln, und er muß ebenfalls flüchtig werden. Die eine Schweste, Helene, wird Sängerin, und der Minister bestimmt sie zur Maitresse des Fürsten, dem indeß die jüngere Schwester besser gefällt, die er mit einer Rosenknospe vergleicht und auf einem Maskenball zu brechen gedenkt. Beide Schwestern bleiben indeß tugendhaft, und die Anfechtungen die sie erleiden mußten sollen nur beweisen welche Fallstricke den Armen von Seiten der Reichen und Vornehmen gestellt werden. Außerdem lernt man noch eine ausschweifende Fürstin kennen, die mit einem Musiker durch die Welt zieht; einen Fürsten der als Verführer der Unschuld auftritt, sowie noch andere vornehme Personen welche schlecht sind, während die Armen und Niedriggeborenen sich außerordentlich edel und trefflich zeigen, und etwaige Fehler und Schlechtigkeiten unter ihnen blos den mangelhaften, ungerechten socialen Einrichtungen zuzuschreiben sind. Die Tendenz ist das Hauptverdienst

des vorliegenden Werks, das mit Aufmerksamkeit durchzulesen mit einiger Anstrengung verbunden ist, indem die meisten dem Leser vorgeführten Scenen und Bilder höchst unerfreulicher Art sind und weder durch geistvolle noch poetische Darstellung versüßt werden. 40.

Histoire de Marie Stuart, par *F. A. Mignet.* Zwei Bände. Paris 1852.

Mignet veröffentlichte vor zwei Jahren in dem „Journal des savants" eine Anzahl Artikel, in denen er den Beweis zu führen suchte daß Maria Stuart's Unglück nicht unverschuldet sei. Aus diesen Artikeln ist ein Werk in zwei Bänden geworden. Die Herausgabe der Briefe Maria Stuart's durch den Fürsten Labanoff hatte ihn zu einer Besprechung in jenem Journal veranlaßt, und da man einmal sich für die unglückliche Königin nicht blos halb interessiren kann, so entstand das treffliche Geschichtswerk Mignet's.

Mignet fühlte daß es Zeit sei eine vollständige und unparteiische Geschichte der Maria Stuart zu schreiben. An Material fehlte es nicht, und die Epoche der religiösen Parteikämpfe ist vorüber; der beste Presbyterianer kann das Unrecht der Königin Elisabeth anerkennen, und das Interesse des Katholicismus wird nicht dadurch gefährdet daß Maria Stuart gefehlt hat. Es kann jetzt nur noch einen Streit zwischen Historikern und Moralisten geben die die Wahrheit zu eruiren suchen. So sind Hallam und Lingard für und wider Maria Stuart und neuerdings Labanoff und Mignet nur Kämpen der historischen Wahrheit.

Mignet ist, da er der letzte unter den Vorgenannten ist, zugleich der vollständigste und konnte leicht begreiflich der unparteiischste sein. Hallam und Lingard sind doch nicht ganz von politischen und religiösen Vorurtheilen frei, und Labanoff ist durch das Sammeln der Reliquien seiner Heldin unwillkürlich für sie eingenommen worden. Mignet dagegen ist troz seiner Rührung unbefangen; er urtheilt über die Königin von Schottland wie ein Geschworener der die Wahrheit sucht, wenn er auch trauert sie gefunden zu haben.

In dieser Eigenschaft hat Mignet Maria Stuart schuldig gefunden des Mordes an ihrem Gemahle Darnley. Seine Wahrheitsliebe, seine Gewissenhaftigkeit als Historiker haben ihm dieses Urtheil eingeflößt; allein er klagt während er verdammt, er denkt zugleich an die lange Sühne des Verbrechens. Es bewog ihn dieses Mitgefühl manchen Beweis in die Noten zu verweisen, um nicht ganz als Ankläger dazustehen.

Man sollte also meinen daß man ihm somit auch in jeder Beziehung beistimmen müßte, und doch ist dies nicht ganz möglich. Unwillkürlich wird man zu Maria Stuart hingezogen; so entsetzlich das Verbrechen war, so abscheulich war doch das Opfer, und die damalige Immoralität der Höfe, die Roheit der schottischen Sitten, die Ermordung Rizzio's neben Maria Stuart in ihrem eigenen Zimmer, durch Mörder denen ihr Gemahl den Weg gezeigt, alles Dies scheint das Verbrechen zu mildern und die Schuld zwischen ihr, ihrer Zeit und ihrem Lande zu theilen. Unwillkürlich steigen Zweifel gegen die Schuld der Königin auf, man fühlt daß die volle Ueberzeugung fehlt, und so sehr man auch das Buch bewundert, jene Zweifel schwinden nicht. Der Unglaube bezüglich der ihr nachgeredeten Vergehen war von jeher die gemeine Meinung über Maria Stuart. Man konnte nicht glauben daß die schöne Königin von Schottland an einem Meuchelmord theilgenommen. Das Mitleiden mit ihrem unglücklichen Schicksal auf der einen und auf der andern Seite die Unwürdigkeit ihrer Verfolger und ihrer Richter ließen sie immer in einem milden Lichte erscheinen, und selbst Mignet's Buch vermag nicht diese Illusion zu zerstören, da es unser Mitgefühl erweckt. Dazu kommt: Roman und Theater haben dieses Gefühl unterhalten. In Walter Scott's „Abt" sind zwar zwei Scenen (ein mal bei Maria's Flucht aus dem Schlosse Lochleven, und dann als sie während der letzten Schlacht gegen Murray sich in das Schloß Crookstone begibt, wo sie nach ihrer Vermählung mit Darnley zuerst ihren Hof hielt), in denen er ihre Schuld durchschimmern läßt, allein das sind vorübergehende Eindrücke, während der Totaleindruck doch der des innigsten Mitgefühls bleibt. Ganz Dasselbe ist es mit Schiller; hier bekennt sie Melvil mit wenig Worten den Mord ihres Gemahls, während sonst im ganzen Stücke dieser Umstand nicht berührt, sondern nur unsere ganze Sympathie für die Königin erweckt wird. Der französische Bearbeiter Lebrun hat sich daher auch bewegen lassen dieses Geständniß ganz wegzulassen.

Dies ist der Grund zu dem allgemeinen Glauben von Maria's Unschuld. Man kann unmöglich zwei so verschiedene Eigenschaften wie die der Dulderin und des Opfers Elisabeth's und der Mörderin Darnley's in einem einzigen Herzen vereinigt glauben und hält sich nur an die erstere. Die Unmöglichkeit einer solchen Mischung scheint auch uns überzeugend; deshalb gestatte man an diesem Orte unter Berücksichtigung der Mignet'schen Forschung eine kurze Wiederholung aller Umstände vor, während und nach dem Morde.

Seit der Erdolchung David Rizzio's entfernte ein tiefer Abscheu die Königin von ihrem Gemahle, der erst der Anstifter des Mords und dann der Denunciant seiner Mitschuldigen gewesen war. Er zog sich nach Glasgow zu seinem Vater zurück, und die Taufe des nachmaligen Jakob VI. ward in seiner Abwesenheit vollzogen. Je verhaßter Darnley ward, umsomehr stieg Bothwell in der Gunst der Königin. Darnley, noch befleckt von Rizzio's Blut, war der ungetreueste Ehemann und gab sich dem Trunke, der Ausschweifung und dem unbegrenztesten Hochmuthe hin, obwol er ohne alles Talent war und der Königin allein sein Glück dankte. Der englische Botschafter schrieb deshalb an seine Gebieterin, es wäre das größte Glück wenn Gott das Land von ihm befreie!

Ohne Zweifel hatte ein Theil dieser Laster auch Bothwell's Jugend befleckt. Allein Bothwell, obwol Protestant, hatte doch die Königin stets auf das treueste unterstützt; er war der einzige Unterthan von Bedeutung, der ihrer Mutter, der Regentin von Schottland, gegen die verbündeten Lords beigestanden hatte, und er half jetzt wieder der Königin gegen die Rebellen, von denen er ein Haupt selbst gefangennahm. Eine verbrecherische Leidenschaft zu ihm bemächtigte sich der Königin.

Die Nachricht hiervon machte Darnley's Stellung noch vereinsamter; er wollte deshalb Schottland verlassen, als er plötzlich im Januar 1567 krank ward und die Königin am 22. Januar ihn in Glasgow nach Edinburg abholte. Hier quartierte sie ihn außerhalb der Stadtmauern am 21. Januar in ein Haus ein, schlief zwei mal daselbst und versprach dies auch während der Nacht zu thun wo der Mord erfolgte. Am Abend vorher ging sie jedoch nach Holyrood, wo sie der Hochzeit eines ihrer Diener beiwohnte. Einige Stunden nachher wurden Darnley und sein Page erdrosselt, ihre Körper einige Schritte vom Hause in einen Obstgarten geworfen und das Haus in die Luft gesprengt. Man hatte an einen zufälligen Tod glauben machen wollen, allein die beiden Leichen ohne Brandspuren ließen keinen Zweifel daß Darnley ermordet worden war.

Maria schien einen Augenblick niedergeschmettert; sie blieb den ganzen Tag in ihrem Zimmer bei verschlossenen Fenstern; nur Bothwell ward zu ihr gelassen. Es erfolgte kein Befehl das Verbrechen zu untersuchen; Maria überließ es dem Geheimen Rathe, dem französischen Hofe das Geschehene mitzutheilen. Sie schrieb nur an ihren Gesandten, den Erzbischof von Glasgow, ohne irgendwelche Rührung zu zeigen, daß sie Gott danke, die Nacht über nicht in dem Hause geblieben zu sein. Erst an der Mittwoch versprach eine Proclamation 2000 schottische Pfund dem Entdecker des Verbrechens. Placate denuncirten Bothwell und seine Genossen als Mörder; der Vater Darnley's bat in zwei rührenden Briefen die Königin um

Rache für den Mord und nannte die Personen die auf den Placaten standen. Maria gab ausweichende Antworten und vergaß sie 19 Tage darauf über mindestens seltsamen Zerstreuungen. Indeß erfolgte doch ein Scheinproceß. Geschworene und Parlament, soweit sie nicht durch die Theilnahme corrumpirt waren, wurden es aus Furcht. Bothwell ward freigesprochen und am 15. Mai, kaum drei Monate nach dem Tode des Königs, um vier Uhr des Morgens mit der Königin in Holyrood getraut.

Dies war das Verbrechen. Kaum bietet die Geschichte etwas Schrecklicheres. Der angelegte Plan, das Mordhaus, der kaltblütige Mord, die Erdrosselung des Pagen, die beiden Diener die von dem einstürzenden Haus begraben wurden, Nichts fehlt um es entsetzlich zu machen. Und dennoch bürdet Mignet Maria Stuart dieses Verbrechen auf.

Mignet hat dreierlei Beweise für seine Behauptung; es sind erstens das Benehmen Maria's vor und nach dem Morde; zweitens die gerichtlich abgelegten Zeugnisse und drittens authentische Briefe von der Hand der Schuldigen.

Es scheint als wenn die letztere Art von Beweisen allein genügen müsse. Gerichtliche Zeugnisse können unbestimmt sein, das Benehmen Maria's kann verschieden gedeutet werden, allein was soll man directen Geständnissen entgegenhalten?

Antwort: man kann fragen ob diese Briefe auch von ihrer Hand, ganz von ihrer Hand sind? Diese Frage gehört der Vergangenheit an, denn die Originale, mögen sie echt oder falsch sein, existiren nicht mehr, wir haben nur noch Copien, und diese Copien sind noch dazu bloße Uebersetzungen der in französischer Sprache geschriebenen Originale. Allein diese Urschriften sind gelesen und gesehen worden; die Uebersetzungen sind treu befunden worden, und es läßt sich also gegen diese Uebereinstimmung Nichts sagen, wol aber gegen die völlige Wahrheit der Originale.

Die Entdeckung dieser Briefe ist eine der interessanten Episoden der ganzen traurigen Geschichte. Nach der Niederlage der königlichen Armee am 20. Juni 1567 und der Gefangensetzung der Königin im Schloß Lochleven ließ einer der verbündeten Lords, Graf Morton, auf der Straße von Edinburg nach Dunbar einen Diener Bothwell's, Dagleish, aufheben, der ein Kästchen mit verschiedenen Papieren bei sich hatte, das mit Franz II. gezeichnet und von Maria Bothwell anvertraut worden war. Dieser hatte es dem Commandanten von Edinburg, Sir James Balfour, gegeben und wollte es nach seiner Niederlage wieder haben. Allem Anschein nach überlieferte aber Balfour selbst Dagleish sammt dem Kästchen an Morton. Der Inhalt waren Briefe vor und nach dem Morde Darnley's, Sonette, andere Poesien und ein Ehecontract.

Diese Papiere blieben vom 20. Juni bis 4. December 1567 in den Händen Morton's und des Regenten Murray; an dem letztern Tage erst übergab dieser die Papiere dem Geheimen Rathe. Das schottische Parlament, wo Maria alte und die noch gefährlichern neuen Feinde hatte, erklärte am 15. December die Briefe für authentisch und die Königin schuldig des Mordes Darnley's, und als ob dies nicht genug sei, zog es aus dem Benehmen der Königin gleichfalls „die Theilnahme an der Absicht und der That des Mordes ihres rechtmäßigen Gatten" als bewiesenen Schluß. Was für ein Parlament war dies? Dasselbe das vor sechs Monaten die Heirath Maria's mit Bothwell sanctionnirt hatte, oder ein neues unter dem Einflusse ihrer Feinde gewähltes? In beiden Fällen enthielt dasselbe schwerlich unparteiische Richter.

Hierauf kehrten diese Briefe wieder in den Besitz Murray's zurück. Im folgenden Jahre war Maria die Gefangene Elisabeth's, und es wurde von dieser in die Eröffnung der Conferenzen zu York gewilligt, um zwischen der Königin und den Lords zu entscheiden. Man beredete Murray daß eine zu weit getriebene Vertheidigung der Königin eher schaden könnte; er producirte daher dies mal die Briefe nicht und beschränkte sich das Unrecht der Königin auf die Vermählung mit dem Mörder ihres Gemahls zu reduciren. Gleichwol theilte er die Briefe den englischen Commissaren mit, und diese schrieben an Elisabeth „daß ihnen die Lords einen großen und schrecklichen Brief gezeigt hätten, von dem sie sagten (as they saye) daß er von der Hand der Königin sei", und einer von ihnen, der Herzog von Norfolk, dem später sein Ehrgeiz, der Gemahl Maria's werden zu wollen, den Kopf kostete, schrieb noch „daß allem Anschein nach die Königin schuldig sei". Nirgend aber findet man eine bestimmt ausgesprochene Ueberzeugung!

Die Conferenzen wurden plötzlich von York nach Westminster verlegt, weil Elisabeth angeblich den Proceß näher haben, im Grunde weil sie ihn beherrschen wollte. Diesmal wurden die Briefe wirklich vorgelegt, mit Briefen Maria's an Elisabeth verglichen und für authentisch erklärt; Elisabeth hatte die Beweise die sie wollte; die größten Edelleute Englands, zwei katholische Lords erklärten auf ihre Ehre daß sie die Briefe für authentisch hielten. Die Commissare Maria Stuart's bestritten dies zwar nicht, aber sie protestirten, was wol zu beachten ist, und Elisabeth, die das Verbrechen Maria's jetzt beliebig brandmarken konnte, gab ihre Entscheidung auf der einen Seite dahin ab „daß gegen Murray Nichts vorliege was seine Ehre und seine Treue verletzt habe", und auf der andern „daß er nicht genugsam seine Behauptung gegen die Königin bewiesen, dergestalt daß die Königin von England irgendwelche schlimme Meinung gegen ihre gute Schwester fassen müsse".

Mignet erklärt diese doppelzüngige Politik damit daß es Elisabeth genügt habe Maria zu entehren und einen Vorwand sie zurückzubehalten zu besitzen. Allein warum sollte sich Elisabeth einer so gefährlichen Nebenbuhlerin nicht sofort entledigt haben, wie sie es nach 19 Jahren that, warum sollte sie eine Ehebrecherin und Mörderin geschont haben, die ihr noch soviel Sorge erregte? Weit wahrscheinlicher ist die Erklärung jenes seltsamen Urtheils, welches Murray für unschuldig erklärte, ohne Maria für schuldig zu finden, damit daß Elisabeth selbst von dem Verbrechen nicht überzeugt war.

Kann man behaupten daß jene Briefe von Maria herrührten? Mignet nimmt jeden Zweifel daran weg. Allein waren sie auch ganz von ihrer Hand? Hier liegt der Zweifel. Beispiele von Interpolationen in jener Zeit waren da. Ein geistreicher Vertheidiger Maria Stuart's im „Quarterly review", Februar 1841, bringt zwei Beispiele hierfür. Ein mal unterschlugen die Mitglieder des englischen Staatsraths einen Brief Leicester's an Elisabeth aus Holland im Jahre 1586, um ihm zu schaden. Als die Königin sich bitter über das Schweigen des Grafen beklagte, gaben sie ihm ein neueres Datum, fälschten mehre Stellen und täuschten auf diese Weise die Königin. Das zweite Beispiel ist noch schlagender. Jenes Kästchen ward Murray durch Morton überreicht, und derselbe Morton unterschlug im Jahre 1571 das Original eines Briefs des Königs von Dänemark, der an den Regenten Lennox gerichtet war und sich auf Bothwell bezog, und brachte eine Copie desselben vor, in welcher er einige Stellen weggelassen hatte, von denen er fürchtete sie könnten ihm vielleicht bei seiner Partei schaden.

Derselbe unbekannte Kritiker hat nachgewiesen wie bei den yorker und westminster Conferenzen weder von Seiten der schottischen Lords die Briefe offen und unbefangen producirt, noch auch von den Commissaren Maria Stuart's desavouirt wurden; und doch würde eines von Beiden stattgefunden haben, wenn sie entweder wirklich ganz echt oder ganz gefälscht gewesen wären.

Hierzu kommt daß von diesen Briefen nur ein einziger es ist, in dem eine einzige Stelle als Bekenntniß des Mordes aufgefaßt wurde; es ist jener „lange und schreckliche Brief" der Commissare Elisabeth's. Die andern sind wie die Sonette nur galanten Inhalts, und allein der heftigste Parteigeist kann aus einigen Stellen in ihnen directe Bekenntnisse ableiten. In jenem anklägerischen Briefe nun wird allerdings von einem Plane zwischen Maria und Bothwell gesprochen. Allein welcher Plan

war dies? War es nicht die Absicht, Darnley, der Schottland verlassen wollte, was einen übeln Eindruck gemacht hätte, zurückzuhalten und ihn zu einer Scheidung zu bewegen, wie die Lords des Raths es bereits vorgeschlagen hatten? Der Gedanke eines Verraths wird übrigens zugestanden und bemerkenswertherweise immer unter der Form von Gewissensbissen: „Sie machen mich mir selbst so unähnlich daß ich erschrecke, Sie lassen mich fast (almost) die Rolle einer Verrätherin spielen!" Was für ein Verrath ist dies? Wenn es der vorbedachte Meuchelmord war, konnte sie doch nicht schreiben fast (almost!)

Nur in einer einzigen Stelle kann man das offene Geständniß eines Anschlags gegen das Leben Darnley's finden; die sehr deutliche Stelle lautet: „Denken Sie auch daran, ob Sie nicht ein geheimeres Mittel finden können, einen Trank zum Beispiel; denn er soll in Craigmillar Arznei nehmen, ebenso wie ein Bad, und er kann die Wohnung auf lange Zeit nicht verlassen." Allein wer bürgt hier daß diese Stelle von Maria's Hand herrühre? Es heißt in der Mitte des Briefs: „Entschuldigen Sie meine schlechte Schreiberei und lesen Sie das zwei mal; entschuldigen Sie auch mein Gekritzel: da ich gestern Abend kein Papier hatte, so habe ich auf Noten geschrieben." Eine schnelle Schrift auf Papier das mit Noten bedeckt ist, wie bequem ist das nicht für einen Fälscher! Und diese Fälschung verräth sich sogar durch die Stelle jenes Satzes im Briefe. Denn Maria verlangt von Bothwell erst Rath, was sie thun solle, obwol sie noch nie Jemanden getäuscht habe. Dann kommt jener verhängnißvolle Satz, und Maria fährt weiter fort auseinanderzusetzen daß Darnley großen Verdacht gegen sie habe; ob sie ihm nicht offenes Bekenntniß ablegen solle, Bothwell möge ihr rathen, sie wolle auf ihn hören; Darnley habe zu ihr gesagt daß wenn seine Fehler offen seien, Andere im Geheimen sündigten, wovon Hohe und Niedrige sich erzählten; er habe sogar von Lady Reves (der Vertrauten Maria's) gewünscht daß sie zu ihrer (Maria's) Ehre dienen möge; nach drei oder vier begütigenden Worten von ihrer Seite sei er übrigens wieder lustig und guter Dinge geworden.

Was will Maria hier Darnley bekennen? Offenbar doch nur ihr Verhältniß zu Bothwell. Wenn aber Darnley's Tod beschlossen war, wie kann sie ihm da noch dergleichen bekennen wollen? Und welchen Verdacht hatte er, worüber beruhigte sie ihn? Doch eben nur über diese verbrecherische Liebe! Maria schreibt, sie habe noch nie Jemand getäuscht, und soll dennoch in demselben Briefe zwei Zeilen weiter Bothwell von der Vergiftung wie von einer Sache geschrieben haben, „an die er doch denken möchte"!

Noch weniger paßt jene Stelle zu dem Anfange des Briefs, wo Maria Bothwell die reuevollen Worte ihres Gemahls mittheilt, die also ihr Verbrechen noch viel schwärzer erscheinen lassen würden. Sie spricht davon daß Gott doch das Band lösen möge welches der Teufel geschlossen, und sollte an den Mord als Lösungsmittel gedacht haben, also Gott zu ihrem Mitschuldigen haben machen wollen? Und endlich jener Satz, wo sie schreibt: „Ich spiele eine Rolle die ich hasse! Haben Sie keine Lust über mich zu lachen, wenn ich so schön lüge und Wahrheit mit der Lüge mische?" wie läßt er sich mit Mordgedanken vereinigen? Ist es hier nicht das Wahrscheinlichste daß Bothwell, der Maria von Gewissensbissen und Reue gefoltert und schon schwanken sieht, sich des gefährlichen Nebenbuhlers durch einen Gewaltstreich entledigte?

Von noch viel geringerm Gewicht sind die gerichtlich abgelegten Zeugnisse. Das wichtigste ist das eines Franzosen Nicolas Hubert, genannt Paris, der von Bothwell bei Maria Stuart untergebracht worden war und an dem Morde theilnahm. Zwei Jahre darauf arretirt, legte er am 9. August 1569 anfänglich sein Bekenntniß unter Schmeicheleien Murray's, der als Regent von Schottland das Begnadigungsrecht hatte, dahin ab daß Bothwell allein der Schuldige sei, indem er mit den Worten schloß: „Das ist Alles was ich von der Sache weiß." Tags darauf schuldigte er infolge des Versprechens der Straflosigkeit und wol auch durch die Tortur geschreckt Maria Stuart mit einer Menge falscher oder unbewiesener Details an. Dies half ihm jedoch Nichts; er ward am 16. August 1569 gehängt.

Bothwell selbst schrieb in seinem Testamente im Gefängniß des Königs von Dänemark nieder — „bei seiner Seligkeit", Maria Stuart sei unschuldig. Dieses Testament ward von dem dänischen König an Elisabeth gesandt, und diese soll es nach einem Briefe Maria's unterschlagen haben. Wie dem aber auch sei, das Testament hat existirt, und Mignet legt, wenn man auch zugeben will daß es nicht unwahrscheinlich sei, Bothwell habe edelmüthig allein die Schuld aufsichgenommen, ein zu geringes Gewicht darauf. Endlich versöhnte sich aber die Mutter Darnley's, die Gräfin Lennox, später wieder mit Maria Stuart, was das Zeugniß des Grafen Lennox, der sie für die Mörderin hielt, aufwiegen kann.

Es bleibt sonach nur noch das Benehmen Maria's vor und nach dem Morde übrig.

Zuerst kann vor dem Morde die Reise nach Glasgow, die Sorge um Darnley sehr gut anders als mit einer scheinbaren Versöhnung oder einer Vorbereitung des Mordes erklärt werden, nämlich mit dem Wunsche, Darnley von seiner Abreise aus Schottland abzuhalten oder ihn zu einer Scheidung geneigter zu machen wenn sie ihn in Edinburg in ihrer Gewalt hatte und durch seine Gegenwart auch den Ehebruch leichter verbergen konnte. Und hierzu mußte sie allerdings alle ihre List anwenden, denn Darnley war mistrauisch, schwach, phantastisch und fürchtete für sein Leben.

Nach dem Morde aber erklärt sich die Indifferenz und Unthätigkeit Maria's, die Ueberhäufung Bothwell's mit Gunstbezeigungen und endlich ihre Vermählung mit ihm ebenso gut durch den Mord als durch ihre Leidenschaft für den gefürchteten und geliebten Mann. Maria war anfänglich entsetzt, alsdann fürchtete sie leicht daß Darnley das Opfer einer großen Verschwörung geworden sei; denn dieser hatte zu Viele während seines Lebens verletzt als daß dies nicht möglich gewesen wäre. Die Ehrenbezeigungen gegen Bothwell erklären sich leicht aus dem Glauben daß sie die ihn denuncirenden Placate für verleumderisch hielt, und weil sie seine Sache zu der ihrigen machen wollte. Eben hieraus erklärt sich auch das Interesse Maria's an seinem Processe und endlich die Heirath als das Ende der Leidenschaft.

Mignet geht unstreitig zu weit wenn er Alles gegen Maria auszulegen sich bemüht, wie z. B. die Sorge Maria's, ein neues Bett von Sammet und Zobelpelz aus dem Hause zu schaffen, und dann die Lustbarkeiten im Hause des Lord Seyton. Gewiß nämlich war das Zimmer des Königs von den Leuten der Königin in ihrer Abwesenheit hergerichtet worden, und Nichts ist natürlicher als daß sie einige Aenderungen vornehmen wollte. Sie handelte als Frau, als sie das ganz neue prachtvolle Bett, das von Holyrood herbeigeschafft worden war, da der König in seinem Zimmer Bäder nehmen wollte, vor Bespritzungen in Acht zu nehmen trachtete und dafür ein altes Purpurbette hinschaffen ließ, das, wie einer der Diener des Königs, der lebendig aus den Trümmern des Hauses hervorgezogen wurde, aussagte, dieser auf der Reise zu gebrauchen pflegte. Ein solch altes Bett paßte ebenso auch besser für ein gewöhnliches Zimmer, das nur für einige Tage bewohnt werden sollte. Es sind dies Erklärungen von einer sparsamen Wirthschaft hergenommen; sind sie denn unwahrscheinlicher als der Gedanke daß ein Weib das auf den Mord ihres Gemahls sinnt zugleich daran gedacht haben soll, ein neues Bette zu retten? Ja eine Mörderin würde selbst diesen Schein gerade vermieden haben.

Die Zerstreuungen Maria's im Hause des Lord Seyton können das Verbrechen ihrer Leidenschaft größer machen, aber sie sind keine Beweise für den Mord. In einem Briefe Drury's an den Secretair Cecil heißt es: „unter andern Tagesgerüchten, daß die Königin eine Promenade nach dem Hause

des Lord Wharton gemacht und unterwegs angehalten habe, um bei Tranent zu diniren, wo der Lord Seyton und der Graf Huntly eine Partie bezahlten, die sie im Schachspiel gegen die Königin und den Grafen Bothwell verloren hatten." Allein mit Nichts ist gesagt, wann gespielt worden, und es kann dies recht gut einige Zeit nach dem Morde geschehen sein. Das Diner war allerdings ein Vergnügungsdiner, und ein Spiel einige Wochen nach einem Todesfall ist sehr unschicklich; allein es beweist noch nicht den Mord. Im Gegentheil, eine Mörderin würde mehr den äußern Schein gewahrt haben.

Es mögen diese Zweifel genügen. Unverkennbar wird man zum Advocaten, wenn man nicht bestreitet, sondern nur Zweifel aufwirft. Hierin steht Mignet so groß da daß er keinen Augenblick den Advocaten durchblicken läßt, weder im Text noch in den Noten. Es ist schwer ein so genaues Maß zu halten, so zart, so nüchtern und so wahr zu bleiben und dabei doch nur mit Bedauern die Anklage niederzuschreiben. Mignet besitzt die eigentliche Leidenschaft für die Wahrheit, wie sie der Historiker haben muß, und er verfällt nie in den Fehler, Das für wahr zu halten für was er Interesse nimmt. Seine Unparteilichkeit ist instinctartig.

Mit dieser Anerkennung Mignet's schwächen sich unstreitig jene Zweifel, allein nichtsdestoweniger braucht man durch Mignet nicht überzeugt zu sein; der unbedingte Glaube an sein Resultat folgt noch nicht aus dem Anerkenntnisse seiner Verdienste, und Mancher wird auch nach der Lecture des Buchs von Mignet sich nicht des Gedankens der moralischen Unmöglichkeit entschlagen können daß Maria Stuart die Mörderin Darnley's sei.

Der zweite Band von Mignet's Werk enthält die Erzählung der langen Sühne Maria Stuart's. Er ist unbedingt der bessere Theil; nicht daß das Talent Mignet's in dem vorhergehenden schwächer wäre, allein er gibt sich in jenen ersten Schilderungen nicht so ganz hin. Die schlechte Regierung Maria's, jene Anarchie gegen die sie Nichts vermag und die sie daher nur noch vermehrt, ihre Beweglichkeit, das Unruhige in der Regierung einer Frau, die vielen Fehler, eine Mischung von Zorn und List, obwol meist entschuldbar durch die Brutalität und Hinterlist ihrer Feinde, endlich die undankbare Aufgabe, Maria Stuart als Mitwisserin eines Mordes darzustellen: alles Dies widerstrebte seinem Verstande und seinem Gewissen und scheint ihn ermüdet zu haben. Dagegen ist Mignet ausgezeichnet in der allgemeinen Skizzirung der Geschichte Schottlands vor und bei der Ankunft Maria's.

Der allgemeine Eindruck des Buchs ist erschütternd. Jeder Fehler zieht seine Strafe nach sich. Um nur von den Hauptpersonen zu sprechen, so stirbt Darnley, der Mörder Rizzio's, durch Verrath, wie er das Beispiel gegeben; Bothwell, der Mörder Darnley's, stirbt verachtet, aber nicht vergessen nach langem Schmachten in einem dänischen Kerker; Maria, die, um mit Schiller zu sprechen, "ihm „Herz und Hand" gegeben, stirbt nach neunzehnjähriger Gefangenschaft mehr bemitleidet als geachtet von der Welt und hinterläßt mehr egoistische Kämpen ihrer Unschuld als ehrenwerthe Freunde. Die Verbannung und das Schaffot decimiren ihre Feinde, wie diese ihre Freunde decimirt hatten, und endlich stirbt Elisabeth, mit 72 Jahren noch einer lächerlichen, letzten Liebe hingegeben, auf einem Teppich hingestreckt (da man ihr geweissagt sie werde in einem Bette sterben), mit den Fingern im Munde, als wollte sie ihre entfliehende Seele zurückhalten, einen Tod ohne Größe und Würde, gleich einem Geizhals der sich von seinen Schätzen nicht losreißen kann! 16.

Die Decentralisation des Vermögens.

Papers read before the statistical section of the British association for the advancement of science, by *G. R. Porter*.

In der Regel sind die Resultate nationalökonomischer Forschungen nicht die angenehmsten. Viele der bittersten Wahrheiten über das Verkehrte unsers Lebens und Treibens verdanken wir dieser Lieblingswissenschaft unserer Zeit; ihrem Raisonnement, sowie den Thatsachen welche die Statistik mittheilt, verdanken wir auch zu nicht geringem Theile die Furcht vor der Zukunft, das unbehagliche Gefühl mit welchem wir vor uns blicken und der kommenden Dinge harren. Sie hat uns den Glauben an die Uebervölkerung, an die Ueberproduction gegeben; sie predigt mit trauriger Ueberzeugungskraft die nothwendige periodische Wiederkehr von Handelskrisen und Industriestockungen; sie zerstört den letzten Rest der Bereitwilligkeit, mit welcher wir Steuern und Abgaben entrichten, weil sie die ökonomische Unbilligkeit fast aller herrschenden Steuersysteme darthut, ohne freilich bisjetzt ein besseres System geboten zu haben; sie weist nach daß die indirecten Steuern meist den Unschuldigen treffen, sie kann sich aber nicht über den Gegenstand directer Besteuerung einigen. Und nicht nur Dieses. Zwei gleich mächtige Parteien treten uns unter den Nationalökonomen entgegen: Schutzzöllner und Freihändler. Beide lassen es nicht an Anfeindungen der Gegenpartei, an Widerlegungsversuchen der Gegner fehlen, beide zittern aber vor den Consequenzen des eigenen Systems. Daß die Schutzzöllner in Zeiten der Noth von ihrer Rigorosität nachlassen und ausnahmsweise die Principien des Freihandels annehmen, daß die Freihändler gegen die Associationen zu Felde ziehen, die doch nur dem eigenen Schoose entwachsen sind, was beweist dies als daß keines der beiden Systeme ohne seine Achillesferse ist? Und ein drittes, besseres System besitzen wir nicht.

Doppelt erfreulich und überraschend muß es daher sein, wenn wir einmal auch auf Resultate ökonomischer und statistischer Untersuchungen stoßen welche den Blick heben und an die Stelle der Befürchtungen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft setzen. Solche Resultate fand ich in den Abhandlungen welche Porter, bekanntlich die erste Autorität Englands in Sachen der Statistik, in dem britischen wissenschaftlichen Congresse vor einiger Zeit vorgelesen. Verdienen sie schon deshalb eine weitere Verbreitung, so kommt noch der Umstand hinzu daß sie meines Wissens überhaupt noch gar nicht bekanntgeworden, da jene Abhandlungen dem Buchhandel entzogen sind und nur unter den Congreßmitgliedern und den Freunden des Verfassers circulirten.

Unsere Productionskraft ist besonders seit dem letzten Jahrhunderte unermeßlich gestiegen, ein kleiner Factor der Menschheit schafft mit Hülfe der Maschinen mit Leichtigkeit, wozu früher nicht die ganze Menschheit ausgereicht hätte; auch der Gesammtwerth der Production hat sich gewaltig vergrößert. Dies leidet keinen Zweifel, es beweist aber nicht daß sich der allgemeine Wohlstand in dem gleichen Maße gehoben hat. Wir können mehr produciren als unsere Vorfahren und doch der größere Theil unter uns ärmer sein als jene. Die Vertheilung der Producte und des Vermögens entscheidet darüber. Im Allgemeinen lauten die Meinungen über diesen Punkt nicht günstig. Es gilt als eine ausgemachte Thatsache daß sich das Vermögen centralisirt, daß die Reichen reicher und die Armen ärmer werden. Das Proletariat nimmt in erschreckender Weise zu, die Reihen des wohlhabenden Mittelstandes, dieser Stütze der Bildung und des Fortschritts, lichten sich immer mehr. Aehnliche Aeußerungen kann man täglich hören. Sie bilden das ökonomische Glaubensbekenntniß der meisten unserer Zeitgenossen und haben Boden genug gefunden, um Staatskünstler zu veranlassen auf ihrer Grundlage allerdings wenig haltbare politische Systeme zu bauen.

Sollte wirklich das Geld dem allgemeinen Naturgesetze trotzbieten und gerade vom gleichnamigen Pole angezogen werden? Sollte in der That Gulden zu Gulden sich leichter sammeln als Pfennig zu Pfennig? Porter verneint es und tritt auf das entschiedenste der herrschenden Ansicht von der Centralisation des Vermögens mit der Behauptung einer zunehmenden Decentralisation desselben entgegen. Es ist nicht wahr daß die Reichen reicher und die Armen ärmer werden,

im Gegentheil offenbart die Gegenwart die Tendenz, große Reichthümer zu zerstreuen und den mittlern Wohlstand zu mehren, arbeitet gleichmäßig auf die Abschleifung der beiden Extreme, der hohen Geldaristokratie wie des niedrigen Proletariats los. Porter schränkt seine Behauptung wie den Nachweis ihrer Richtigkeit auf Großbritannien ein. Es fehlt uns an ziffermäßigen Daten um Dasselbe mit gleicher Evidenz auch für die Continentalstaaten zu beweisen. Doch dürften wir kaum irren, wenn wir hier einen ähnlichen Vorgang vermuthen. Und sollten wir irren, sollten die Vermögensverhältnisse auf dem Continente ein anderes Gesetz der Entwickelung befolgen und der Centralisation sich zuneigen, so wäre die Thatsache nicht minder interessant, ein wichtiges Problem für unsere Historiker und Oekonomen, ein bedeutsamer Wink für unsere Staatsmänner. Wir überlassen die Feststellung dieses Punktes den Statistikern vom Fache und wollen nur kurz den Weg angeben welchen Porter eingeschlagen, um seiner Behauptung den Werth einer bewiesenen Thatsache zu verleihen.

Zuerst betrachtet Porter den Stand der Sparkassen zu verschiedenen Zeiten. Während im Jahre 1830 die Zahl der Einzahler (in England, Wales und Irland) 412,217, die eingezahlten Summen 13,507,565 Pf. St. betrugen, erhob sich im Jahre 1848 die erste Summe auf 970,825 Einzahler, die zweite auf 27,034,026 Pf. St. Im Laufe von 18 Jahren vermehrte sich die Zahl der Sparenden um 558,608 Personen, die Summe der Ersparnisse aber um 13,526,461 Pf. St., und auf die Bevölkerung umgelegt, erhalten wir als Resultat daß durchschnittlich auf den Kopf im Jahre 1831 12 Schill., 1836 16 Schill., 1841 19 Schill. und 1848 über ein Pf. St. als Antheil an der in den Sparkassen niedergelegten Summe kommen. Dies zeigt nun nicht daß sich der mittlere Wohlstand auf Kosten des übermäßig angehäuften Reichthums mehre, und sagt überhaupt Nichts über die Vertheilung des Vermögens; bei dem Umstande aber daß vorzugsweise die mittlern und untern Classen zu den Sparkassen ihre Zuflucht nehmen, läßt sich dennoch daraus auf eine Verbesserung der materiellen Lage in diesen Gesellschaftsschichten schließen. Wichtiger und für die aufgestellte Frage entscheidend ist die folgende Untersuchung. Theilt man die Fondsbesitzer nach dem Geiste der jährlichen Dividende welche sie aus der Staatsschuldenkasse beziehen in 10 Classen und vergleicht die Ergebnisse vom Jahre 1831 mit jenen vom Jahre 1848, so ergibt sich daß die Zahl der Personen, deren Dividende nicht volle 5 Pf. St. beträgt, um 9 Procent zugenommen, alle folgenden, höhern Classen dagegen, und zwar in beinahe regelmäßig steigender Progression abgenommen haben. Nur die höchste Classe, deren Dividende 2000 Pf. St. übersteigt, weist eine Vermehrung von 2 Procent auf. Dies erklärt aber Porter aus dem Umstande daß in dieser Classe die Assecuranzanstalten rangiren. Es ändert also Nichts an dem allgemeinen Verhältnisse der Vertheilung, und wird überreich durch die Thatsache aufgewogen daß die nächststehenden Classen, welche die Besitzer einer Dividende von 100—200, 300, 500, 1000 und 2000 Pf. St. begreifen, sich um 6, 10, 8, 12 und 20 Procent verminderten.

Aehnliche Resultate erhält Porter aus der Vergleichung der Erträgnisse der Einkommen- und Erbsteuer in verschiedenen Jahren. Wie es nicht anders zu erwarten steht, so weist die Einkommensteuer von 1848 gegen 1812 eine ungemeine Zunahme, weit über die Zunahme der Bevölkerung (das Gesammteinkommen vermehrte sich drei mal so stark als die Population) aus; doch trifft diese Steigerung nicht alle Vermögensclassen gleichmäßig. Die niedrigste Classe von 150—500 Pf. St. nahm um 56 Procent mehr zu als die höchste Classe von 5000 Pf. St. jährlichen Einkommens und darüber, und während die Zahl der Personen welche ein Einkommen zwischen 150—500 Pf. St. besitzen sich in 36 Jahren verdreifachte, hat sich die höchste Classe kaum verdoppelt. Während die Erbsteuer — um auch die letzte Reihe der Untersuchungen Porter's gleich anzuschließen — von hinterlassenen Werthen bis zum Belange von 1500 Pf. St. in den letzten 15 Jahren um 15 Procent zunahm, verringerte sich stetig dieselbe für die höchste Vermögensclasse von 30,000 Pf. St. und darüber. Die Capitalien selbst aber, die ihr unterworfen wurden, stiegen vom Jahre 1801—48 von 3 auf 44 Millionen.

Nach welcher Seite hin immer die Frage beleuchtet wird, sie führt stets zu demselben Ergebnisse, daß nicht nur der materielle Reichthum Englands im Allgemeinen gestiegen, sondern auch der mittlere Wohlstand sich gehoben habe. Die Zahl der kleinen Eigenthümer hat den größten Zuwachs erhalten, und statt, wie man gewöhnlich annimmt, allmälig die Stufen bis zum Proletariate herabzusteigen, rekrutirt sie sich aus den Reihen der letztern. Es gibt kaum eine erfreulichere Thatsache aus dem Leben der Gegenwart als welche wir eben nach Porter's Beobachtungen mitgetheilt. Wissen wir daß sich das Vermögen decentralisirt, die schroffen Sprünge vom riesigen, aber nur auf einzelnen Punkten angehäuften Reichthume zu ebenso großer Armuth und Entblößung allmälig ausgeglichen und auf das ebene Niveau eines allgemeinen mittlern Wohlstandes zurückgeführt werden, knüpfen wir daran die neuerdings zu großer Glaubwürdigkeit gebrachte Thatsache daß es kein besseres Schutzmittel gegen die Uebervölkerung gibt als die Verbreitung der Bildung, weil ein reges Gehirnleben alle andern Functionen zurücktreten läßt, so dürfen wir wol wenigstens für unser materielles Wohl in der Zukunft aller großen Sorgen uns entschlagen. Wir dürfen ferner nicht vergessen daß der Wohlstand in den mittlern und untern Gesellschaftsschichten noch ungleich rascher gehoben und erweitert würde, wenn nicht gerade diese Classen eine so enorme Steuer sich freiwillig auferlegt hätten. Darunter sind jene Ausgaben zu verstehen welche für Branntwein, spirituöse Getränke und Taback fließen und, ohne die Zahl der reellen Genüsse zu mehren, doch fast Alles absorbiren was sonst als erspartes Capital zur Seite gelegt wurde. Es klingt ganz unglaublich wenn man liest daß die Summe die in Großbritannien und Schottland jährlich für Bier, spirituöse Getränke und Taback ausgelegt wird nicht weniger als 57 Millionen Pf. St. beträgt, also das Staatsbudget des Riesenreichs noch um einige Millionen übersteigt. Und diese Summe wird fast nur in Pfennigen einbezahlt und fließt großentheils aus dem Seckel der Armen. Wie ganz anders würden die Resultate über das Gebahren der Sparkassen lauten, wenn es nicht leider erwiesen wäre daß gerade die Arbeiter, deren Wochenlohn 10—15 Schill. beträgt, durchschnittlich die Hälfte ihres Einkommens, die Handwerker mit einem wöchentlichen Einkommen von 20—30 Schill. ein Drittheil desselben im tap-room verzehren. Glücklicherweise lassen neuere statistische Daten auch in dieser Hinsicht eine steigende Besserung der Volkszustände vermuthen. Die Zahl der Bierwirthe Englands hat sich verhältnißmäßig verringert, und so viele altenglische Sitten welche die Ausdehnung jener freiwilligen Selbstbesteuerung begünstigten gehören heutzutage in das Gebiet obsoleter Gebräuche.

M. Springer.

Carlo Marenco.

Alessandro Manzoni hat auf das tragische Theater der Italiener keinen großen praktischen Einfluß gehabt. Seine eigenen Trauerspiele sind, soviel mir bekannt, nie aufgeführt worden, und wenn auch manche Versuche gemacht worden sind das romantische Genre zu Ehren zu bringen, so beherrscht Alfieri doch immer noch die Bühne. Die ersten dramatischen Werke, welche den strengern Regelzwang verlassend, immer aber noch mit einiger Schüchternheit modernen Formen sich annähernd, auf dem Theater sich erhalten haben, lassen sich bald zählen: sie sind Silvio Pellico's „Francesca da Rimini", Giovan Battista Niccolini's „Antonio Foscarini" und Carlo Marenco's „La Pia"; alle drei Sujets aus der italienischen Geschichte behandelnd, alle drei immer wieder gern gesehen und von nicht unbedeutender Wirkung. Was Pellico sonst

geschrieben ist entweder nicht auf die Bühne gelangt oder ohne Spuren zu lassen verschwunden. Von den übrigen Niccolini'schen Tragödien sieht man wol einmal von Zeit zu Zeit eine derjenigen die antike Sujets behandeln, oder den „Giovanni da Procida", den man vielleicht öfter sehen würde, wenn nicht politische Besorgnisse ihm (wie z. B. der „Verschwörung der Pazzi" des Alfieri) den Zugang zu den meisten Bühnen versperrten. Unter den dramatischen Werken Carlo Marenco's da Ceva hat nur „La Pia" dauernden Erfolg gehabt.

Dieser Autor hat indeß Vieles noch geschrieben und seine Werke sind nicht ohne Verdienst. Es ist anzuerkennen daß er alle Sujets der Geschichte seines Vaterlandes entlehnt hat. Aus der allgemeinen Geschichte Italiens nahm er die Stoffe zu „Kaiser Berengar", zu „König Heinrich von Schwaben", zu „Ezzelin III.", zu „König Manfred". Der toscanischen Geschichte gehören „Buondelmonte", „La Pia", „Graf Ugolino", „Corso Donati"; der venetianischen „Die Foscari"; der genuesischen „Adelisa"; der neapolitanischen „Johanna I." und „Der Baronenkrieg". Vier Bände, in Turin erschienen, enthalten diese Stücke; einige andere, so ein „Arnaldo da Brescia", „Cecilia di Baone" u. s. w., sind, wenn ich nicht irre, ungedruckt geblieben. Was den „Arnaldo" betrifft, so mochte der Verfasser mit Recht fürchten, nach dem Niccolini'schen eine Ilias post Homerum zu bringen, umsomehr als beide in der Grundauffassung wahrscheinlich manches Verwandtschaftliche gezeigt haben würden, wenn man nach dem allgemeinen Charakter der Marenco'schen Dramen schließen darf.

Es ist der Vollblutpatriotismus italienischer Poeten wie er im Jahre 1847 in manchen schönen, bald darauf in ebenso vielen und mehr noch schnöden Aeußerungen hervorbrach, der Marenco's Tragödien die Seele einhaucht. Es gibt Leute welche wähnen, mit Pius IX. sei dieser Patriotismus entstanden; wie er ihn belebt, habe der Papst ihn ebenso zurückdrängen können, wenn er kein Amnestiedecret gegeben, wenn er keine Reformen proclamirt und unternommen hätte. Kein Pio Nono, kein anderer italienischer Souverain wäre im Stande gewesen durch Widerstand den Ausbruch zu verhindern: der Strom würde jeden Damm durchbrochen haben, des Reformbegehren, der Drang nach politischer Selbständigkeit würde gleich Revolution geworden sein, wie sie es zu Italiens Verderben im Jahre 1848 wurden. Der Haß gegen Fremdherrschaft hat seit den mittelalterlichen Jahrhunderten bis auf unsern Tag die Italiener erfüllt. Er hat sich bei Ghibellinen wie Guelfen ungeachtet ihrer verschiedenen politischen Stellung ausgesprochen, bei Machiavell wie bei Alamanni, in Ariosto's Ottaverimen wie in Filicaja's Sonetten, sodaß man sich gar nicht an die Deutschfresserei der jüngsten Zeit zu wenden braucht. Italienischer Patriotismus ist es denn auch was den Marenco'schen Dramen Leben, Farbe, Charakter gibt. Kaiser Berengar ist „vindice dello straniero oltraggio", und der Dichter begrüßt die Restauration eines italienischen Kaiserreichs:

O sol' madre d'un volgo infelice
Sorgi, Italia, e i tuoi Prenci rifiglia.
E il tuo eletto, d'oltr' alpe non scese,
Il suo regno sua preda non è;
Sui fratelli il suo scudo protese:
Berengario è un italico Re.

Und Manfred ist ihm ein italischer König, in Italien geboren und groß geworden, durch die Anhänglichkeit eines italienischen Volksstamms auf dem Throne gehalten bis auch hier Verrath den Ruin herbeiführte und neue Fremdherrschaft. Durch das Gedicht geht die Schmach von

— Ceperano, wo ein jeder Puglier
Zum Lügner ward.
(Dante, „Hölle", XXVIII, 16.)

Wie aber Fremdherrschaft nie ihres Besitzes froh wird, wie der von Ferne gekommene Unterdrücker schwer und spät mit dem Unterdrückten sich verbindet, wie er des Besiegten Sitte und Sprache haßt, wider die er Nichts vermag, wie auf einem Boden, wo Brüder wohnen sollten, zwei Völker nebeneinander wohnen und wiedergeboren werden, gegenseitig in der eigenen Mundart einander verwünschend, durchs Blut geschieden, wenn auch das eine den rebellischen Geist gewaltsam zurückdrängt, wie die Enkel der Fremden noch Fremde sind auf der fremden Erde, immer die Schwächern fürchtend welche das Recht der Stärkern nie als heiliges Recht anerkennen: — Dies spricht sich in einigen Strophen eines Chors des „König Manfred" nicht ohne Schönheit aus:

Ha questa gioia ogni popolo oppresso,
Che l'oppressor, che da lunge è venuto,
Mal puossi, e tardi, confonder con esso,
Nè obblia sì tosto il suo nido perduto.
Dei vinti abborre le usanze, il linguaggio:
Che non ha forza antr' esse gli duol'.
Han l'alma i vinti: de' corpi l'oltraggio
Non giunge all' alma, se l'alma non vuol'.

E sotto un cielo, sovresso una terra,
Dove natura fa nascer fratelli,
Vivon, rinascon due popoli in guerra,
Ben ch'uno asconda gli spirti rubelli.
Ambo in disparte nel proprio idioma
Parlan parole di mutuo livor.
Gli scevra il sangue. L'etade nol doma.
Chi son que' popoli? Oppresso, e oppressor.

Oh! duri eterna coi nuovi tiranni,
Se vinceran, la discordia primiera,
E non sien' qui, dopo cento e cent' anni,
Fuor che stranieri su terra straniera.
La pazienza de' fiacchi tal sia,
Che sempre i forti costringa a temer!
Ne' degli oppressi l'assenso mai dia
Nome di dritto a un feroce poter.

Es ist der Nachklang des ersten Chors im „Adelgis". Ueberhaupt hat Manzoni mächtig auf Marenco eingewirkt. Aber Marenco wirkt seinerseits weniger, weil dasselbe Thema zu oft bei ihm wiederkehrt, weil er uns zu viele Variationen desselben bietet. Seine Dramen sind, wenn man sie im Ganzen nimmt, etwas eintönig. Dazu gesellt sich der Kothurngang des Dialogs, von welchem er so wenig wie die meisten seiner Landsleute sich freizumachen gewußt hat: das Jahrhundert Ludwig's XIV. und Alfieri stecken ihnen in den Gliedern, wenn sie auch freiere Formen wählen. Das zu Gemessene und Declamatorische, das Sententiöse und Epigrammatische schadet diesen Tragödien, umsomehr als doch mancher Gemeinplatz in schönen Worten mitunterläuft. Sonst fehlt es nicht an dramatischem Leben. Viele dieser Stücke haben Chöre, die zum Theil um Nichts organischere Theile derselben sind als die Chöre bei Manzoni.

Marenco, ein Piemontese wie Alfieri und Pellico und der Lustspieldichter Nota, ist vor wenigen Jahren gestorben. Was die tragische Poesie seit ihm geleistet ist nicht von Bedeutung. Ein paar formlose Freiheitsdramen aus der Geschichte des Lombardenbundes u. s. w. vermochten wol in Momenten der Aufregung Applaus zu wecken, sind aber keineswegs als Bereicherungen des sehr dürftigen italienischen Repertoire zu betrachten.

26.

Notizen.

Als der nachmals so berühmte Geschichtschreiber Gibbon (gest. 1794) noch im Jahre 1762 einen Stoff suchte, welchen er als Historiker zu bearbeiten unternehmen wollte, verfiel er unter andern auch auf die Geschichte der Schweizerischen Freiheit. „Aber", sagt er in seinem Leben, „die Materialien zu dieser Geschichte sind für mich unzugänglich, fest verschlossen in der Dunkelheit eines alten barbarischen deutschen Dialekts,

mit welchem ich ganz unbekannt bin und den ich wegen dieses einzigen und besondern Endzwecks zu lernen mich nicht entschließen kann." Matthisson brachte bei seiner Zusammenkunft mit Gibbon in Lausanne (1793) denselben in Ansehung der deutschen Sprache auf andere Gedanken. „Gibbon", so erzählt Matthisson, „verrieth von der Geschichte und Sprache unserer Literatur so eng umschränkte und oberflächliche Kenntnisse daß mein gekränkter Patriotismus mir nicht undeutlich zu verstehen gab, es sei heilige Pflicht Gibbon eines Bessern zu belehren. Selbst von den deutschen Nachbildungen antiker Silbenmaße war nie etwas zu seiner Kunde gelangt." Um daher, nachdem Matthisson einen flüchtigen Abriß der Geschichte der deutschen Sprache und ihrer schnellen Ausbildung gegeben hatte, der mit der Nachricht von einer deutschen „Odyssee" endete, in welcher der Uebersetzer nicht nur das Metrum und die Verszahl des Originals, sondern in vielen Hexametern sogar die Silbenfüße desselben wieder gegeben hatte, seinen zum Skepticismus geneigten Zuhörer, der die griechische Sprache die erste aller Sprachen nannte, zu überzeugen, recitirte er ihm die beiden allbekannten Verse vom Steinwälzen des Sisyphus („Odyss." 11, 594 und 598):

Λααν βασταζοντα πελωριον ἀμφοτερῃσιν
Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt fortheben.
Αυτις ἐπειτα πεδονδε κυλινδετο λαας ἀναιδης,
Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Wenn auch der deutschen Sprache durchaus unkundig, wurde Gibbon dennoch vom echten Meisterbaue dieser Hexameter überzeugt und bekam plötzlich eine so hohe Meinung von der Ausbildung der Sprache Teutonias und den Riesenschritten ihrer Literatur, daß er auf der Stelle das Gelübde that, dereinst, wenn anders die Parze Nichts dagegen habe, die „Odyssee" noch deutsch zu lesen.

Konrad Samuel Schurzfleisch, Professor zu Wittenberg (gest. 1708), galt für einen Polyhistor. Nichtsdestoweniger soll er, als ihm eine von den vielen Schriften, welche die ältern Rechtsgelehrten de jure suitatis herausgegeben haben, zu Gesicht gekommen, darüber gespöttelt haben daß die Rechtsgelehrten sich mit „einem Rechte der Schweine" befaßten. 70.

Bibliographie.

Beyschlag, W., Evangelische Beiträge zu den alten und neuen „Gesprächen über Staat und Kirche." Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 15 Ngr.

Caedmon's Schöpfung und Abfall der bösen Engel aus dem Angelsächsischen übersetzt nebst Anmerkungen von J. P. E. Greverus. Programm. Oldenburg. Gr. 8. 12 Ngr.

Dove, H. W., Die Witterungsverhältnisse von Berlin. Eine am 29. Januar 1842 im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehaltene Vorlesung. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Eppler, C. F., Missionsharfe. Weck- und Ermunterungsstimmen an die evangelischen Christen Deutschlands und der Schweiz. Basel, Schneider. 8. 18 Ngr.

Glaubenslehrjahre eines im Protestantismus erzogenen Christen. Münster, Regensberg. Gr. 8. 2 Thlr.

Jensen, L., Kirchen- und Schulbilder aus London. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Jpsen, A., Die alten Landtage der Herzogthümer Schleswig-Holstein von 1588—1675. Nach den handschriftlichen Landtagsacten bearbeitet. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Juden und Christen oder die Civilehe. Eine Geschichte aus Hamburg. Von Elisa Baronin v. .... Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kamp, H. A. v., Das Schloß und die Herrschaft Broich. Eine Sammlung geschichtlicher Merkwürdigkeiten. 1ster Theil. Nebst einer Abbildung vom Schlosse Broich und dessen nächster Umgebung. Duisburg, Ewich. Gr. 12. 1 Thlr.

Klencke, Herder. Roman. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Kleudgen, P., Die deutsche Kolonie Santa Cruz, Provinz Rio Grande do Sul, Süd-Brasilien. Hamburg. 12. 2 Ngr.

Kossak, E., Aus dem Papierkorbe eines Journalisten. Gesammelte Aufsätze. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. 8. 25 Ngr.

Das Leben des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen. Als Programm der tausendjährigen Jubelfeier der Gründung der Pfarre und Kirche zum heiligen Bonifacius in Freckenhorst. In niederdeutscher Sprache nach einer Handschrift aus dem XIII. Jahrhundert mit geschichtlichen Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von J. H. Schulte. Nebst 2 Bildern, dem Ablaßbreve und der Festordnung. Münster, Deiters. 12. 10 Ngr.

Lermontoff's, M., poetischer Nachlaß, zum Erstenmal in den Versmaßen der Urschrift aus dem Russischen übersetzt, mit einer Einleitung und erläuterndem Anhang versehen von F. Bodenstedt. 1ster Band. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lewitz, F., Mirabeau. Ein Bild seines Lebens, seines Wirkens, seiner Zeit. In zwei Bänden. 1ster Band. — A. u. d. T.: Mirabeau's Jugendleben. Zum Verständniß der gesellschaftlichen Zustände Frankreich's unmittelbar vor der Revolution. Breslau, Hirt. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lüders, T., Für die Kameraden! Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 6 Ngr.

Lübke, W., Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters. Mit 2 lithographirten Tafeln. Dortmund, Krüger. Gr. 8. 10 Ngr.

Selinger, E. M., Vincenz Prießnitz. Eine Lebensbeschreibung. Mit Portrait und Facsimile. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Thiergen, A. und P. L. Generini, Die Geheimnisse von Triest. Roman aus der Gegenwart. Drei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 32. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thurnberg, Marie v., Die Rose am See. Roman. Drei Theile. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1851. 32. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Sproßen der Erinnerung. Neueste Novellen. Ebendaselbst. 1851. 32. 14 Ngr.

Wolf, F., Ein spanisches Frohnleichnams-Spiel vom Todtentanz. Nach einem alten Druck wieder herausgegeben. Wien, Braumüller. Lex.-8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Offener Brief an Hrn. Dir. E. A. Masius in Leipzig als Redacteur der Rundschau für Versicherungen, in Sachen eines Artikels über Feuer-Versicherung von dem Senator Hrn. A. L. Bruns in Hannover. Berlin, Janke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Guericke, H. E. F., Versöhnliches über brennende Kirchenfragen der Zeit. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 3 Ngr.

Jaspis, A. S., Natur und Gnade in unserm Geistesleben. Zwei Predigten, gehalten den 25. und 27. Jan. 1852, beim Nachmittags- und Wochen-Gottesdienste der lutherischen Gemeinde zu Elberfeld. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Köhler, H. D., Schild und Schwert des Wingolf gegen die pia desideria von Leiner, und gegen die christliche Burschenschaft. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Vertheidigung der Stände und deren Nothwendigkeit von **—m. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 3 Ngr.

Willich, C., Ueber das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Ein Vortrag gelesen im gesellig-literarischen Verein zu Oldenburg. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1852. № XXVI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1852

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XXV.)

25. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Dritter Band und folgende. 8. Geh.

Der erste Band (1850, 3 Thlr.) enthält:

Jon oder die Kunst des Rhapsoden. — Hippias der Größere oder das Schöne. — Hippias der Kleinere oder die Lüge. — Alkibiades der Erste oder der angehende Staatsmann. — Lysis oder die Freunde. — Charmides oder die Besonnenheit. — Laches oder die Tapferkeit. — Protagoras oder die Sophisteneinkehr. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite oder das Gebet.

Der zweite Band (1851, 3 Thlr.) enthält:

Euthydemos oder der Silbenstecher. — Menon oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Dasein. — Euthyphron oder von der Gottseligkeit. — Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — Kriton oder Sokrates im Gefängniß. — Gorgias oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedtsamkeit. — Kratylos oder die Wortbildung.

Früher erschien ebendaselbst:

Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt von **H. Müller.** Drei Bände. 8. 1843—46. 5 Thlr. 12 Ngr.

26. **Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. Vierter Band. Herausgegeben von **F. Bülau.** Zweite Abtheilung. 8.

Die erste Abtheilung des vierten Bandes, die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1833 enthaltend, erschien 1847 und kostet 1 Thlr. 21 Ngr. Die ersten drei Bände erschienen in zweiter Auflage 1833 und enthalten: I. Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. (4 Thlr. 25 Ngr.) — II. Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. (2 Thlr.) — III. Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Der erste Band nebst der neu erschienenen ersten Abtheilung des vierten Bandes (1847) bilden ein besonderes Werk unter dem Titel:

Die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen von K. H. L. Pölitz. Fortgesetzt von F. Bülau. Drei Abtheilungen. 5 Thlr.

27. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Neunter Band. 8. Auf Druckpapier und Velinpapier.

Der erste bis achte Band (1832—50) kosten auf Druckpapier 24 Thlr. 13 Ngr., auf Velinpapier 48 Thlr. 25 Ngr.

Der achte Band erschien a. u. d. T.:

Geschichte Frankreichs und der französischen Revolution 1740—95. 8. Druckpapier 4 Thlr.; Velinpapier 8 Thlr.

Von dem Verfasser erschienen ebendaselbst:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenvelinpapier 24 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage besonders 2 Thlr.

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

28. **Schmid (A. Ch. J.), Handbuch des gegenwärtig geltenden gemeinen deutschen bürgerlichen Rechts.** Besonderer Theil. Dritter Band und folgende. 8. Geh.

Dieses Werk soll in acht Bände zerfallen, von denen der letzte den allgemeinen Theil umfassen wird, die übrigen aber den besondern Theil bilden. Der erste und zweite Band (1847—48) kosten jeder 2 Thlr.

29. **Stickel (J. G.), Handbuch zur morgenländischen Münzkunde.** Zweites Heft. 4.

Das erste Heft führt auch den Titel:

Das Grossherzogliche Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit 1 lithographirten Tafel. 4. 1845. 2 Thlr.

30. **Sue (E.), Les mystères du peuple,** ou l'histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tome treizième et suite. In-8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Tomes 1—13 (1850—52) kosten zusammen 6 Thlr. 15 Ngr.

31. ———, **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Dreizehnter Theil und folgende. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Der erste bis dreizehnte Theil (1850—52) kosten zusammen 4 Thlr. 10 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr.

32. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Achtes Heft und folgende. 4. Jedes Heft 4 Thlr.

Die von 1845—52 ausgegebenen acht Hefte enthalten:

I. Strausse und Hühnerarten. — II. Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel. — III. Singvögel. — IV. Würger — Krähen. — V. Krähen, Schwalben, Eulen, Falken. — VI. Raubvögel. — Wadvögel. — VII. Wadvögel. — VIII. Wadvögel. Schwimmvögel.

Von dem Verfasser wurde daselbst auch herausgegeben:

Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Mit Abbildungen. Zwei Hefte. Mit zwei illuminirten Tafeln. 8. 1846—49. 3 Thlr. 22 Ngr.

33. **Tieck (L.), Kritische Schriften.** Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Dritter und vierter Band. 12. Geh.

Der erste und zweite Band (1848) kosten zusammen 3 Thlr.

Der dritte und vierte Band wird eine vermehrte und verbesserte Auflage der im Jahre 1826 bei Jos. Max & Comp. in Breslau erschienenen und später in meinen Verlag übergegangenen **Dramaturgischen Blätter** von L. Tieck enthalten.

34. **Töpffer (R.), Gesammelte Schriften.** Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. Viertes Bändchen und folgende. 8. Geh. Preis des Bändchens 15 Ngr.

Das erste bis dritte Bändchen enthalten:

Genfer Novellen. Drei Bändchen. 1847. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien ferner daselbst:

Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe mit 137 Bildern (in Holzschnitt) von der Hand des Verfassers. 16. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr., In Prachtband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Genfer Novellen. Deutsche Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Prachtausgabe. 8. 1847. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr., Gebunden 3 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Conversations-Lexikon.

Von der zehnten umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben das

fünfunddreißigste bis achtunddreißigste Heft,

Bogen 13—36 des fünften Bandes.

Don Juan d'Austria — Erbsünde.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Juni 1852. **F. A. Brockhaus.**

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grundzüge der deutschen Metrik,

von

Dr. Georg Blackert.

8. Preis 7½ Sgr.

Gerhard Stalling in Oldenburg.

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Mai. Nr. 18—22.

Inhalt. *Das Standbild Friedrich's des Großen in Berlin. — „Fräulein Rothe und ihre Zöglinge." — *Venedig. — Rubens und der Goldmacher. — Ein braver Reicher. — *Der Tintenfisch. — *Mai. — *Prinz Mai. — Morgenländische Sagen. — Das Schiff und sein Führer. — *Der Agami. — Musikalisches Räthsel. — Vierfaches Halt. — *Der erste Schritt eines Sergeanten zum Marschall. — Das Tischgebet der Lerche, des Löwen und des Kindes. — *Das Schloß zu Marburg. — Die Schrankmänner in London. — *Die Abansonia. — „Betet ohne Unterlaß!" — *Die Dichtkunst. — Die Wunder des Meeresgrundes. — *Staffa mit der Fingalshöhle. — Bittschrift an Aeltern und Erzieher. — *Der Meeradler. — Trost in der Natur. — *Ansichten aus der Sächsischen Schweiz. — *Die gemeine und die Charten- oder Pappenwespe und ihr Nest. — Gott allein weiß das Ende. — Gott in seinen Werken erkennbar. — *Der Pelikan. — Reiselust. — **Mannichfaches u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Juni 1852. **F. A. Brockhaus.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Bauernfeld.

8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Bauernfeld, einer der talentvollsten und beliebtesten neuern deutschen Lustspieldichter, tritt hier zum ersten male als Lyriker vor das größere Publicum und wird sich gewiß auch als solcher des lebhaftesten Beifalls zu erfreuen haben.

Bei **Duncker und Humblot** in **Berlin** erschien soeben und findet sich in allen Buchhandlungen:

Diana.

Drama in fünf Acten

von

Emil Augier.

Deutsche metrische Bearbeitung von Dr. **A. Steppel.**

8. Geh. 16 Sgr.

Im Juni 1852.

Bei mir erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Achtzehnter Theil. Neue Folge. Sechster Theil.

12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit zu erleichtern, ist der Preis der **Ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) **auf 12 Thlr. ermäßigt.**

Leipzig, im Juni 1852. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

